This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

39. l. 28
163. i. 3.

Vet. Ger. III B. 599

DEUTSCHES LESEBUCH.

DRITTER THEIL. ERSTER BAND.

DEUTSCHES LESEBUCH

VON WILHELM WACKERNAGEL.

DRITTER THEIL. ERSTER BAND.

PROBEN DER DEUTSCHEN PROSA VON MD. BIS MDCCXL.

NEUE AUSGABE.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG DER SCHWEIGHAUSERISCHEN BUCHHANDLUNG.

MDCCCXLVII.

PROBEN

DER DEUTSCHEN PROSA

SEIT DEM JAHRE MD.

VON WILHELM WACKERNAGEL.

ERSTER BAND.

VON MD. BIS MDCCXL.

NEUE AUSGABE.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG DER SCHWEIGHAUSERISCHEN BUCHHANDLUNG.

MDCCCXLVII.

WILHELM GÖTZINGER ZUGEEIGNET.

VORREDE.

Nachdem von den drey großen Perioden in welche wie unſre Sprache ſo auch unſre Litteratur einzutheilen iſt die althochdeutſche ſich noch auf das Epos eingeſchränkt, die mittelhochdeutſche dem Epos die Lyrik, der Einbildungskraft das Gemüth hinzugefügt hatte, verblieb der dritten, der neuhochdeutſchen Periode als characteriſtiſche Aufgabe die Sprachform des Verſtandes, die Proſa, und diejenige Miſchung von Gemüth und Phantaſie, deren Ergebniſs das Drama iſt. Zwar giebt es in Deutſchland Dramen die denen von Hans Sachs um Jahrhunderte, und Proſaſchriften die den Lutheriſchen um mehr denn ein Jahrtauſend vorangehn: dennoch liegen jene alten Überſetzungen und Nachahmungen griechiſcher und lateiniſcher Vorbilder ſo wie die erſten Verſuche dramatiſcher Darſtellung außerhalb des eigenen nationalen organiſchen Entwickelungsganges der deutſchen Litteratur; was aber der mittelhochdeutſche Zeitraum in ſeiner letzten Epoche, dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, auf dem Gebiete der Proſa und des Dramas hervorgebracht hat, das gehört eben ſeiner letzten Epoche an, der Zeit des Verfalls und des Überganges, wo beim Dahinſterben der altdeutſchen Epik und Lyrik deren Ablöſung durch das Drama, durch erzählende, durch redneriſche und lehrhafte Proſa zuerſt von innerer Nothwendigkeit gefordert ward ohne bei den gleichwohl fortbeſtehenden Nachwirkungen des mittelalterlichen Geiſtes ſchon jetzt die Vollendung finden zu können. Dieſe zu erringen war dem Zeitraume vorbehalten, an deſſen Ausgang wir geſetzt ſind. Zu erringen, langſam, mühſam, widerholendlich zurückſtürzend, unter ſchweren, lange vergeblichen ſiegloſen Kämpfen. Denn obſchon Luther und Zwingli den Glauben gereinigt, das geiſtige Leben erhellt und aufgefriſcht hatten; obſchon im Gefolge der Reformation auch die Hauptbedingung der Proſa, die einige allgültige Schriftſprache, nun endlich nach den Vorarbeiten mehrerer Menſchenalter feſten Stand gewonnen; obſchon Philoſophen wie Sebaſtian Frank den abſtracten Ausdruck, das Lebenselement der neuen Sprachform, mit Geſchmack und Tiefſinn weiter bildeten, und an der großartigen Staatskunſt des ſechzehnten Jahrhunderts auch die Geſchichtſchreibung ſich zu einer höheren Stufe erheben lernte: ſo waren doch

Luther und Zwingli reicher an würdigen Vorgängern gewesen als an ebenbürtigen Nachfolgern; die neuhochdeutsche Sprache war zu norddeutsch, zu lutherisch, als daß ihr sogleich auch der Süden und die Katholiken insgesammt zufallen mochten; war anfangs zu sehr Sache der Gelehrten, ward von manchen Gelehrten zu sehr latinisiert, als daß sich das neue Leben und Streben unaufgehalten auch den übrigen Ständen hätte mittheilen und die volksmäßigen Reste des Mittelalters in Poesie und Prosa gründlich hätte beseitigen können; und dann kam das siebzehnte Jahrhundert, hier mit seinen Dichterschulen, welche die besten Kräfte für die poetische Übung in Anspruch nahmen, dort mit seiner Härte in religiösen, seiner Schlaffheit in sittlichen, seiner Kleinlichkeit in politischen Dingen, mit all dem Jammer eines schmachvollen Kriegs und eines noch schmachvolleren Friedens. Da muste wiederum verloren gehn was das sechzehnte Jahrhundert bereits gewonnen oder doch begonnen hatte: da blieb bei noch so gelehrtem Prunke der Dichter, bei noch so lebhafter Theilnahme des Volkes das Drama weit zurück hinter den Verheißungen der alten nürnbergischen Komœdie, und die Schaubühne spiegelte nur all die Verworrenheit und Verworfenheit wieder die vor ihr lag; da schrieb die Liederlichkeit Romane, und der bittere Überdruß Satiren; da zum Ersatz für die verlorenen Reichslande schmückten Redner und Geschichtschreiber ihren pedantischen Vortrag mit den Flittern welscher Elegantien: und die nicht so thaten, wie wenige deren hatten dafür Besseres? Rettung aus all diesem Elend konnte nur eine widerholte Reformation gewähren, eine Reformation an Haupt und Gliedern, eine Bekehrung der Kirche von der starr dogmatischen Gesetzlichkeit und Streithaftigkeit zur innig lebendigen Praxis, eine Bekehrung der Litteratur von der faulen Praxis zur Streithaftigkeit und zur Gesetzlichkeit des Dogmas. Und Schlag auf Schlag kam auch diese Wiederherstellung, durch Spener und den Pietismus, durch Leibnitz und die Philosophie, durch Bodmer und Breitinger und die Kritik der Kunst. Unmittelbare Wirkung auf die Litteratur konnte nur die Kunstkritik üben, ein Ferment wesentlich prosaischen Characters: sie eröffnete und bahnte den Weg auf welchem Lessing bis zur Meisterschaft des Prosastiles vordringen und das Drama dem Gipfel seiner Vollendung siegprangend entgegenführen sollte; und selbst von Süden ausgegangen, war sie es, an deren Hand nunmehr der Süden und mit ihm der Katholicismus wiederum in die deutsche Litteratur eintrat, damit in spätern Jahrzehenden Süddeutschland noch des Kreises Mitte würde.

Dieser kritische Wendepunct fällt, wenn man ihn mit Zahlen benennen will, in das Jahr 1740: aber Deutschland hat ihm, das Herz von anderem Jubel voll, im Jahre 1840. kein Sæcularfest gewidmet. So mœge man dieses Buch, das ein fortschreitendes Bild der hochdeutschen Prosa von 1500. bis gleichsam zum Neujahrstage 1740. aufzustellen versucht,

als eine Jubelſchrift betrachten; ich bringe ſie verzögerten Schrittes dar, aber mit der doppelt freudigen Bewegung des Deutſchen und des Schweizers.

Bei Auswahl und Anordnung der Probeſtücke bin ich hier eben den Grundſätzen gefolgt, die ich ſchon in den beiden früheren Theilen des Leſebuches beobachtet und erörtert habe: nur iſt, wie es die Beſchaffenheit des Stoffes mit ſich bringt, die Zahl der berückſichtigten Autoren in demſelben Maße verringert worden, als die einzelnen Proben größere Ausdehnung verlangten. Und was kundige Freunde am erſten und am zweyten Theile gebilligt haben iſt auch bei dieſem dritten mein Augenmerk geweſen: nächſt dem Hauptzwecke litterariſtoriſcher Charakteriſtik noch eine Mannigfaltigkeit anderweitiger realer Bezüge walten zu laſſen. So ſtehn z. B. Tſchudi Sp. 381. Fiſchart 481. Leibnitz 993. zugleich als Zeugniſſe für die deutſche Sprachforſchung da, Opitz Sp. 619. und Schupp 761. für die Poetik Metrik und Stiliſtik, Matheſius Sp. 417. für die eigenthümliche Kunſtſprache des Bergbaus; Sebaſtian Franck Sp. 334. bringt eine Reihe von Ergänzungen zu Jac. Grimms Mythologie, Pauli Sp. 75. Tſchudi 387. Wickram 481. 487. und der Eſelkönig 605. proſaiſche und poetiſche Gegenbilder zu Gedichten des erſten und des zweyten Theiles (II, 877. I, 909. u. 919. II, 119. I, 880. II, 175), Etterlin Sp. 69. 73. und Abraham a S. Clara 891. die Quellen und Vorbilder zum Wilhelm Tell, zum Grafen von Habsburg (II, 1190.) und zur Kapuzinerpredigt von Schiller. Und ſo fort.

Nächſt den öffentlichen Bibliotheken von Baſel und Zürich hat mich auch die Freundſchaft mehrerer Privaten bei der Ausarbeitung dieſes Werkes weſentlich unterſtützt: zu namentlichem Danke fühle ich mich Herrn Jac. Burckhardt, Antiſtes der Baſleriſchen Kirche, und meinem Collegen, Herrn Prof. de Wette verpflichtet, von denen mir der erſtere das durch Inhalt und Form gleich anſprechende Anekdoton von Capito Sp. 301., der letztere das den Urſchriften näher ſtehende Manuſcript ſeiner Ausgabe von Luthers Briefen zu erwünſchter Benützung hat anvertrauen mögen.

Baſel im Auguſtmonat 1841.

PROBEN DER DEUTSCHEN PROSA

SEIT DEM JAHRE MD.

PREDIGTEN VON JOHANN GEILER VON KAISERSBERG.

AUS DER CHRISTLICHEN PILGERSCHAFT.

Chriſtenlich bilgerſchafft zuom ewigen vatterland *(Zuſchrift und Schlußſchrift widerholendlich der chriſtenlich bilger)*, fruchtbarlich angzeigt in glychnuß vnd eigenſchafft eines wegfertigen bilgers, der mit flyß vnd ylent ſuocht ſin zitlich heymuot. Gepredigt (*nach der Zuſchrift* zuo Straßburgk in dem münſter, ouch zuo den rüwerin in der ſelben ſtat) durch den hochgelerten herr Johannes geiler gnant von Keiſerßbergk, doctor der heiligen ſchrifft, predicant loblicher gedechtnuß zuo ſtraßburgk. *Nach der zu Freyburg 1511. ausgeſtellten Zuſchrift*, angeſehen das es vor zuo dem dickeren mol getruckt iſt vnuolkommenlich vnd vngerecht, *herausgegeben* noch meynung vnd vnderwyſung eygener handgeſchrifft *Geilers von Jacob Other; gedr. zu Baſel durch Adam Petri von Langendorff 1512. fol. 4 ungezählte u. 228 gezählte Blätter.*

(Bl. A ij vw.)

¶ Die Vorred In diß Buoch

¶ Ein yeder menſch ſol in dem iubel ior widerümb heym keren zuo ſyner beſitzung das iſt in ewige ſeligheit, Leuitici .xxv.

Min meynung iſt zu dem erſten veh zu ſagen, was do ſy das iubel ior. Zuo dem andern, was do ſy die beſitzung zuo deren wir keren ſöllen. Zuo dem dritten, wie man ſol widerümb keren zuo diſer beſitzung. Denn ſo werden ir verſtan myne fürgelegte wort.

¶ Nun zu dem erſten, ſo ſind ich dryerley iubel ior, das alt iubel ior, das ewig iubel ior, vnd das nüwe iubel ior. ¶ Das alt iubel ior iſt, das die Juden gehalten hond vß dem gebott des herren. Wenn der herr gibt in dem buoch der opffer, das ſy den ſybenden tag ſöltem fyren, das was der ſabbath. vnd über ſybenmol ſyben ior, das iſt .xlix. ior, ſolten ſy ein ior, das iſt das fünfftzigſt ior fyren, vnd das ſelb ior ſolt ſin das iubel ior. In dem ſelbigen ior woren alle ding fry. Das erdrich dorfft man nit buwen noch ſegen, vnd was es von im ſelber gab, das was gemein. Dar zuo würden alle knecht fry vnd ledig die vor verkoufft woren geweſen. Ouch dorfft niemen kein ſchul bezalen, ſy wurden im noch gelaſſen. Vnd was verkoufft oder verpfendt was, das fiel widerümb an ſin erben die es vor beſeſſen hetten. Vnd zoch ein yeder widerümb heim in ſin land dannen er vertriben was, vnd vil andere ding geſchahen in diſem ior zuo groſſen freuden. Vnd hieß das iubel ior von dem hebreiſchen wort iobel. Iobel iſt in hebreiſch als vil als ein horn oder trommet, vnd in dem ſibenden monat des iubel iors, do macht man ein groſſe trommetten ſchal. Darümb ſprechent

etlich lerer, das man von dem trometen ſchal das ior genant hab das iubel ior, vnd das mag wol ſin. Wie wol andere lerer ouch anderſt do von reden, das loß ich fallen, das iſt gewyß. Es hat das Iubel ior geheiſſen, zuo anzeygung mancherley fryheit vnd fröud ſo dar inn geſchahen. ¶ Das ewig iubel ior, das iſt ein lang ior, es iſt ewig, es iſt das ewig leben, die weſenlich ſeligkeit, die anſchouwung gotz, wie er iſt in ſinem götlichen weſen. Es iſt die fröud dar inn man heißt ingon den getrüwen knecht, das ewig leben, die ewig ruow. Selig iſt der das Iubel ior mag erreichen. Das würd ſin das wor Iubel ior, bedütet durch das vorgond alt Iubel ior, wenn do würd ſin ein volkommen verzyhung aller zytlicher fröud vnd fryheit. Denn ſo würt alles erdrich rnowen von der arbeit, Wenn do werden wir nymme dörffen eſſen das brot vnſerer arbeit, aber ein ander brot vff dem tiſch des herren, das er vns hat verheiſſen in dem ewangelio. Ouch würd das verfluocht erdrich vnſerer ſele hinfür nümen tragen dorn vnd diſtlen der böſen gedencken vnd hertzigung. Man würd es ouch nummen dörffen ſegen mit tugenden vnd verdienſtlichen wercken, denn es würd ſin die zit der nyeſſung, vnd nit der wirckung. Do werdent wir erlœſt ſin volkümlich von aller dienſtbarkeit der böſen geiſt. Alle ſchuld der ſünden werden nochgeloſſen ſin, vnd alle truebſeligkeit vnd pin, zitlich vnd ewig würd gar vßgetriben ſin, Wenn gott würd abtrücknen all trehen von den ougen der heiligen, vnd würd hinfür nit ſin weder weinen noch ſchryen vnd gar kein ſchmertz. Denn ſo werden wir armen vßgetribenen bilgere widerumb mœgen inkeren vß diſem iomertal in vnſere ewige vnd hymmelſche beſitzung. Diſe fryheit iſt in keinem andern iubel ior, weder im nüwen nöch im alten. Darümb ſelig iſt der menſch *(A ij rw.)* der das mag erreichen, das geſchicht aber nit weder an vnſerem letzten vßzug, ſo man ſpricht, Er zücht hin, er zücht denn worlich hin, io in das wore iubel ior, die ewige ſeligkeit, oder in die ewig hell, do würd ſin weinen vnd groß zanclaffen, nit ein iubel aber ein ſchryen vnd hülen. Das iubel ior iſt vffgeſetzt von dem œberſten babſt chriſto ieſu, nit hie vff diſer erd, noch zuo rom, noch zuo iheruſalem, aber im himmel. ¶ Das drit iubel ior iſt das nüwe iubel ior, es iſt das ior dar inn verlyhen würd vß gewalt des heiligen vatters des babſts, voll gnod ablos vnd verzyhung aller ſünd, denen die do ſuochen etlich kirchen zuo Rom, das muoß man recht verſton, als du offt gehœrt haſt. Diß iubel ior hat zuo dem erſten vffgeſetzt babſt Bonifacius der achteſt des namen, als do ſprechen etlich lerer, vnd iſt vffgeſetzt worden ye über hundert ior ein mol zuo ſin, vnd iſt das geſchehen noch meinung etlicher lerer, noch Chriſti geburt Tuſend vnd dry hundert ior, darümb hab ich das iubel ior genant das nüwe iubel ior. Darnoch haben betracht die noch gonden bebſt, Clemens der ſechſt vnd Gregorius, wie ſo wenig menſchen erleben das hunderſt ior, vnd haben es fürgeſchalten vff das fünfftzigſt ior, das do geleben in diſer zit noch gemeinem louff die do alt werden. Darnoch hat es aber fürgeſchalten Gregorius der eylfft bapſt des namen, vff dry vnd dryſſig ior, als do ſtot in der bull des bapſts Alexander, die do vß iſt gangen als man zalt tuſend vnd fünff hundert ior, vnd das iſt das nüwe iubel ior. Darnoch hat es Nicolaus der fünfft gehalten, als man anfieng zuo zalen Tuſent vier hundert vnd fünfftzig ior, vff den heiligen wyhenacht tag. Vnd Paulus der ander bapſt des namen, hat es darnoch gelegt ye über .xxv. ior, vnd das iſt das aller nüweſt iubel ior. Alſo yetz zuo dem letzſten hat Alexander der yetzigſt bapſt das iubel ior verkündt zuo halten, diß

ior in dem wir zalen Mccccc. Alſo haſtu von dem triſeltigen iubel ior gnuog, ſo vil dir not iſt.

¶ Nun zum andren ſo du frogſt, was do fy die beſitzung do zuo wir keren mueſſen. Ich antwurt vnd ſprich, das diſe beſitzung iſt got vnſer herr die gegenwürfflich ſeligkeit, von dem wir ſint vßgangen. Es ſint ouch gnod vnd tugenden ſo wir verlorn hant vnd verloſſen. Diß ſint worlich vnſere gueter, vnſere richtuom, vnſere beſitzung Was ſint worlicher richtuom weder die tugenden vnd die gnod. Begeren ir richtuom, ſo liebent die weren richtuom, ſpricht Gregorius. Dis hat wol gewiſt einer vß den ſyben wyſen Byas, do im all ſin hab verbrunnen was, do frogt man im was er verlorn het. Er ſprach Ich hab nit verloren, ſunder all min gueter ſint by mir, do redt er von den tugenden ſiner ſele. Vnſer teil vnd vnſer erb iſt gott, wer ſich mit diſem teil nit benuegen lot, der iſt zuo vil gytzig. Es ſpricht dauid. Min teil fy gott ewiglich. Vnd an einem anderen ort. O gott min teil fyg ouch in dem erdrich der lebendigen. Vnd wyter. Ich hab eins begert von dem herren, das hoff ich zuoerlangen. Sichſtu, diß beſitzung hond wir verlorn durch vnſer ſünd, wir ſint beroubt worden wir hant verloſſen vnſern herren, von im ſint wir zuo vil wyt gangen mit dem verlornen ſun, wir ſint vßgangen von ſinem angeſicht. Wir ſint von gott vßgangen. Zu dem erſten in der fürbildung in dem wort des vatters. Zuo dem anderen in vnſer eigen weſen durch die erſchöpffung. Zuo dem dritten in das weſen der ſünd, durch die erbſünd. Zuo dem vierden ſin wir vßgangen in diß welt durch die geburt. Zuo dem fünfften ſint wir von im gangen durch die würcklichen ſünd wyt. noch wyter, vnd aller wytſcht durch böß gewonheit. Alſo hont wir verlorn vnſer beſitzung gott, die gnod vnd tugenden, ouch das wor vnd recht vatterland das hymmelſch paradiß, das do worlich vnſer vatterland iſt, von dem ſint wir vertriben. *(A iij vw.)* Wir hont verloſſen die hymmelſchen wonungen, deren vil ſint in dem huß vnſers vatters. Ich kan wol gedencken das ich die beſitzung vnd das ewig iubel ior durch einander vermiſch, aber ich acht ſin nit, echt ich etwas nutz ſchaff. ¶ Zuo diſen beſitzungen ſöllen wir widerümb hin keren in diſem nüwen iubel ior. In diſem ior der gnoden ſöllent wir widerümb keren zuo tugenden vnd guoten wercken zuo dem gebruch der gnoden zuo gott dem herren vnſerm ſchöpffer, durch buoß vnd einen rechten rüwen. Wir ſöllen thuon als do thet der verlorn ſun. Sprich mit hertzen. Ich wil vffſton, vnd wil gon zuo minem vatter, es ſol ſich yederman widerümb heim machen diß iubel ior zuo ſiner beſitzung, es ſy iung oder alt, frouw oder man, wenn die zyt iſt hie.

¶ Zum dritten frogſt, wie muoß man aber widerümb heym keren in das vatterland vnd zuo der beſitzung. Ich ſprich, du muoſt thuon glich wie ein bilger der do widerümb heim zücht in ſyn vatterland dannen er kummen iſt, vnd wie ein bilger thuot der do yetz in diſem iubel ior gen Rom zücht, der kümpt widerümb mit groſſer gnod vnd abloß, vnd bringt ouch die zeichen mit im der ſelbigen gnod. Wir ſint bilger, darümb mueſſen wir vns halten als bilger. Das hat wol betracht der heilig Paulus, do er ſprach. Wir hont hie kein blibende ſtat, aber wir ſuochen ein zuokünfftige, als ob er ſprech. Wir ſint hie in diſem iomertal nit anders denn als bilger, vnd als fremd herkummende, die hie kein bliben hont, ſunder ſtetz fürfaren zuo kummen in vnſer heymuot vnd vatterland, das iſt in das hymmelrich, das haltet inn vnſer chriſtenlicher gloub. Got der herr der do reichet von end zuo end, von welt zuo welt,

von ewigkeit zuo ewigkeit, do der beſchuoff alle ding, vnd Adam vnd eua ſatzt in das paradiß, vnd ſy das gebot gottes brochent, do wurden ſy dar vß getriben in diß iomertal, ellendlich verſtoſſen vff das erdrich. Wer Adam vnd eua nit gefallen in vngehorſam in der übertrettung des gebot gottes, vnd bliben in der erſten vnſchuld, ſo hetten ſy vnd wir all mit inen, gar guot vnd bald volfuert gehan vnſer bilgerfart, vnd weren bliben in dem paradiß, vnd darnoch frœlich on irrung gefaren in das recht vatterland des hymmels. Aber durch ir vngehorſam ſint wir alle ellende bilger worden, wann ſy wurden verſtoſſen vff diß erdrich, vnd wir all mit inen, das iſt ein ellend on land oder ſtaden. Als ſich Dauid des beclagt vnd ſpricht. Herr vor dir bin ich als ein zuokümmeling vnd ein bilger, als all min vetter. Ouch bezügent das alle vetter der alten ee, vnd die heiligen lerer in der nüwen ee. Es wart gefrogt ein weltwiſer wo er doheim wer, do huob er einen finger vff vnd zeigt an den hymmel vnd ſprach, do bin ich doheim, wann es iſt offenlich das nyemans hie blybt, wir ſterben all, einer hüt der ander morn, einer ſuß der ander ſo. Kurtz es iſt ein bilgerſchafft hie vff diſer erden, wir mueſſen all durch das huener loch, das iſt der tod, darümb ſint wir bilger vnd zuokümling. Wir ſint zuokümling ſprich ich. Der heiſt ein zuokümling der do von vßwendig zuo vns kümt, der do nit by vns geborn iſt. Vnd wir ſint alſo zuokümling, wenn vnſer ſele iſt von vßwendig zuo vns kommen, ſy kümt anderßwo her, ſy iſt etwas götlichs, vnd nit vß erdrich als der lyb, got hat ſy vns ingegoſſen. Wir ſint ouch bilger, wenn der heiſt ein bilger der do nit an einem ort blibt, funder er gat ſtets für ſich. Vnd vns iſt nit gegeben das wir hie ſöllen bliben, es heiſt, gang für gaſt. Ein menſch der do geborn würd von einer frouwen der lebt ein kurtze zit, er gat vff als ein bluom, vnd würd zerknütſcht, er flücht wie der ſchat, vnd blibt niemer in einem ſtand. Darümb ſpricht ſanctus petrus. Ich bit üch ir brueder, vnd erman üch als zuokümlich vnd bilger, hueten üch vor den fleiſchlichen begirden, *(A iij rw.)* die do ſtritten wider die ſele. Die wil wir nun bilger ſint, als du gehœrt haſt, ſo ſöllen wir vns haltem wie bilger, vnd alſo gon vnd widerümb keren in vnſere beſitzung des hymmelſchen vatterlands. Nun ſprichſtu, wie thuot aber ein bilger, vnd was hœrt einem bilger zuo ſo er wandlen wil, vnd ein ſelig fart wil thuon. Es ſint .xxv. ſtück vnd Eygenſchafft die er an im hat, wil er echter recht thuon. Das erſt iſt, er bezalt ſin ſchulden. Das ander, er ordnet ſin hußgeſinde. Das drit, er beſtelt im ein ſack. Zum vierden, ein ſtab. Zuom fünfften, ein mantel. Zuom ſechſten, ein huot. Zuom ſibenden nimpt er zergelt. Zuom achten, hat er guot ſchuoch. Zuom nünden, handſchuoch. Zuom zehenden, er überladt ſich nit. Zuom eylfften, nimpt er des wegs war. Zuom zwelfften, flücht er bœß geſelſchafft. Zuom dryzehenden, hat er ein hunt. Zuom vierzehenden macht er ſyn teſtament. Zuom fünffzehenden, macht er ſich früe vff die fart. Zuom ſechzehenden, gat er gemach. Zum ſibenzehenden, achtet er keins geſpöts. zuom achtzehenden, lot er ſich nit lüſtlichs hinderen. zuom .xix. lot er ſyn ſchatz nit ſehen. zuom .xx. halt er ſich wyßlich in den herbergen. zuom .xxj. erlabt er ſich offt. zuom .xxij. würd er beroubt, ſo betlet er. zuom .xxiij. iſt er mit lyb vff dem weg mit gemuet do heim. zuom xxiiij. er beſprocht ſich mit ſinen geſellen. zuom .xxv. würd er ſchon entpfangen ſo er heym kümpt. Diſes ſind die eygenſchafften eyns rechten chriſtenlichen bilgers, vnd ſint in der zal .xxv. glich wie du haſt ye über das fünfft vnd zwentzigſt ior

das iubel ior, alſo haſtu auch ſo vil eygenſchafft des bilgers, die ſoltu annemen, vnd alſo hyngon vnd widerümb keren in din recht vatterland in das hymmelſche Iheruſalem vnſer ewige wonung. Du ſolt diſe ding geiſtlich ueben vnd bruchen, die der bilger lyblich brucht. Wie du dem thuon ſolt, wil ich dich leren diſe heilige zyt der faſten. Darümb ſöllen ir üch dar zuo rüſten vnd erzuoher machen by zyten, vnd mit flyß vffmercken, wann ich hab mir fürgeſetzt hinfür nüt nüwes anzuofahen, vorab ein zyt lang vnd etlich ior. Wil nit me alſo zuoſammen leſen mit groſſer arbeit, als ich nun gethon hab .xxij. ior, funder ich wil vnderſton widerümb zuokeren zuo mynen beſitzungen, das iſt zuo denen dingen, die ich üch vor gepredigt hab, wil die ſelbigen in ein recht orduung ſetzen, ſo vil mir gott gnod verlycht, das die arbeit nit vergebens ſy, vnd nit verlorn werd, das ich mit arbeit hab zuo wegen brocht. Es würd villicht der tag eins ander lüten vrſach geben beſſers zuo ſagen. Nun vnder diſen mynen predigen hab ich zuo dem erſten wöllen für mich nemen den bilger, darümb das mich duncht er werde ſich nit übel ſchicken zuo diſem Iubel ior. Dann die chriſtgloubigen menſchen werden ſich yetz ſchicken vff die bilgerfart gen Rom abloß zuo erlangen. Vff das ſy ſölchs deſter baß mœgen volbringen, würd inen nit ſchad ſin diſe matery. So ſy flyſſiglich vffmercken, werdẽ ſy on zwyfel ein wor bilgerfart volbringen. Das helff vns gott der allmechtig. Amen.

AUS DEM HASEN IM PFEFFER.

Das buch Granatapfel. im latin genant Malogranatus. helt in jm gar vil vnd manig haylſam vnd ſüſſer vnderweyſung vnd leer, den anhebenden, auffnemenden vnd volkommen menſchen, mit ſampt gayſtlicher bedeutung des außgangs der künder Iſrael von Egypto. Item ain merckliche vnderrichtung der gaiſtlichen ſpinnerin. Item etlich predigen von dem haſen im pfeffer. Vnd von ſiben ſchwertern, vnd ſchayden, nach gaiſtlicher außlegung. *(Zuletzt auch noch* der troſt Spiegel.) Meerers tails gepredigt durch den hochgeleerten doctor Johannem Gayler von Kayſerſperg etc. *Gedruckt zu Straßburg durch Joh. Knoblauch 1511. fol. 151 ungezählte Blätter zu vier Spalten.* a—e vj Ain gaiſtliche bedeütung des Hæßlins, wie man das in dem pfeffer bereyten ſol, die da gibt clare vnderrichtung, wie ain menſch (der ſich wil keren zuo got, die laſter der ſünden fliehen, ain erſam penitentzlich leben anfahen) ſich berayten; ſchicken vnd halten ſoll, nach den guoten aigenſchafften die das forchtſam, vnachtber, klain thierlin, das Hæßlin, in ſeiner art an jm hatt. *Nach der zweyten Überſchrift gepredigt* den gaiſtlichen muoteren vnnd ſchweſtern Sant Katherinen zuo Straßburg. Anno domini. M.cccccij.

(b iiij 1.)

¶ Das hæßlin ſetzet ſein ruowſtat in den felſen.

Die achtent aigenſchafft des hæßlins iſt, das es ſein ruoſtat ſetzet in den felſen. Alſo ſoll ain guoter criſtenmenſch der ſich ſelber enthebt ain hæßlin vnd ain vaſtarck volck. der ſetzt ſein ruow allain in got, wann er findet kain andere ruow dan *(b iiij 2.)* in got. Spricht der weiß Salomon Prouer. xxx. Das hæßlin ſetzt ſein ruow in den felſen. Spricht Paulus. Der fels das iſt criſtus, dar auff ain menſch ſol haben ſein troſt vnd ſol ſich nit verlaſſen auff ſeine guoten werck.

Diſe ruow ſtatt mag ain menſch in dreyerlai weiß in got ſetzen. ¶ Zuom erſten alſo. das das er in kainen guetern diſer welt freüd oder luſt ain benuegen haben wil, ſonder allain in got, vnd jm ſelbs got wil als ſein hœchſtes guot, vnd das geſchicht durch liebe die genant würt, Amor concupiſcentie dei ſuper omnia. et eſt actus ſpei. Alſo haben nit ruow in got, die da wolten das ſy ewigklich hie ſolten ſein in ſolicher geſundthait, iugent, eere vnd guott als ſy yetz ſeind. Sölliche menſchen ſetzen ir ruowſtat nit in got, vnd ſeind nit in dem ſtadt der ſeligkait, ſonder in todſünden, wann ſy hond got nit lieb über alle ding, amore concupiſcentie dei ſuper omnia. ¶ Zuo dem anderen ſetzt ain menſch ſein ruowſtat in got, alſo das ain menſch nitt entlich ſich ſelbs oder ſein nutz ſuocht, es ſei in zeit oder in ewigkait, ſonder entlich ſuocht das er den willen gotz volbring, vergiſſet des lons vnd der ſtraff, handlet auß lautterer freündſchafft vnd liebe zuo got, vnd das geſchicht, Per amorem amicicie dei ſuper omnia. da ain menſch lieb hat got meer dann ſich ſelbs, oder alle ding. ¶ Zuom dritten ſetzt ain menſch ſein ruowſtatt in gott, alſo das es an ſeynen aigen krefften, uebungen vnd verdienſten verzweifle, vnd ſein gantze hoffnung in die hilff gottes ſetz, vnd ſein hail von jm warte vnd hoffe, alſo das es die zwei obbeſtimpten ſtuck nit traw auß ſeiner aigen krafft zuo erlangen, ſonder allain von got, vnd das iſt die außlegung ſancti Jeronymi, in der gloß, der diß drit ſtuck allain ruert. Von diſen ſtucken wil ich durch ainander reden on ordnung, wie es gott der herr gibt, villeicht härnach würd ich das aygentlicher von ainander taylen vnd ſchreiben. ¶ Nun ſprecheſt du, ſo wer ich wol ain vnglückhafftig menſch ſolt ich mein ruow nit in got ſetzen, wer wolt ſein ruo nit in got ſetzen. Es ſeind etlich menſchen die wenen ſy ſetzen *(b iiij s.)* ir ruow in got, ſo ſetzen ſy ir ruow in ir aigen ruow vnd in ir überkomne tugent. Es ſeint etlich, die nit ſetzent ir ruow in die welt, vnd aber ſy ſetzen in ir überkomne tugent, die ſy überkomen haben durch ir abſterben der welt vnd groſſe arbait, durch verlaſſung des zeittlichen troſtes, geſpylſchafft, luſt, freüd vnd ander ergetzlichaitt, durch welche uebung der menſch ruow überkomen hat in jm ſelber das nit ain klainer troſt iſt ainem menſchen Ain ſolcher menſch darff nit vmblauffen ergetzlichait ſuochen oder troſt von aufferlichen dingen, mit geſchwätz oder aufferlichen freüden, ain ſolcher menſch hat ruow vnd freüd in jm ſelber, er darff nit weit gon, er hat in jm ſelbs ain ſpringenden brunnen der jn erlabet, darff nitt auß gon waſſer holen der ergetzung oder troſts, aber ee er dar zuo kompt, ſo geet vil arbait darüber. Aber es iſt wol der arbait werdt. Es was mir ſchier vergeſſen. Du haſt darumb troſt, freüd vnd luſt nit verloren, darumb das du die welt verlaſſeſt, du gewinſt erſt rechten troſt, du verleürſt nit den troſt, aber du vertauſeſt jn, troſt vmb troſt, nerriſchen, zergencklichen, verbitterten, vnuerlautern troſt, gibſt du vmb gantzen, lautern, bleiplichen troſt, als ich dich wol berichten wölt, das ſunſt jn allem troſt meer gallen dann honig funden würt. Ach ſprichſt du, ſolt ich mein geſpilen verlaſſen, diß vnd die ergetzlichait, ach got wer möchts erzeügen. Nain, du verleürſt ſy nit du gewinſt ſy erſt recht, wenn du lange iar darumb gearbaiteſt, das du ſolche ruow überkompſt, ſo iſt es wol der arbait werd, das wiſſen die wol die es verſuocht hond vnd zuo ſolcher ruow kommen ſeind. Aber du ſolt dein ruow nitt entlich darinn ſuochen, vnd dich nit dar auff verlaſſen, als ob du es überkomen habeſt, durch dein uebung vnd aignen verdienſt, als ob dir es got von recht mueß geben nach deinem verdienen.

Nit ſol der menſch thon als ob er ſy von jm ſelber het ſonder er ſol ſy zuo ſchreiben got dem herren wann er von jm ſelber nichts vermag. Sprícht der Prophet. Omnes iuſticie noſtre quaſi pannus menſtruate. Alle vnſere gerechtigkait(*b iiij 4.*)ten ſeind als ein vnflætig tuoch. Der menſch der ſich auff ſich ſelber verlaßt, der thuot eben als ain menſch dem vil guotz iſt worden von ainem reichen, vnd er es nit gegen jm erkennet. Alſo thond auch die ſich verlaſſent auff ir guotten werck vnd verdienen, als ob ſy gottes nit bedürfften. Der menſch der ſein ruow gantz ſetzt in gott, das iſt, wenn es darzuo kompt das er got gantz anhanget, denn gang jm zuo handen was es wöl ſo laßt er es got walten, er geb jm ioch die hell oder das hymelreich, was er hat got lieb vmb gotz willen. Der menſch der got lieb hat, vnd jm anhangt, allain darumb das er jm das hymelreich geb der ſelb menſch hat got nit recht lieb. Warumb? Darumb, er mainet got nit lauterlich, er mainet ſich ſelber, er ſuocht ſeinen nutz. Nit ſprich ich, das du das hymelreich nit begeren ſolt, oder das du got nit darumb bitten ſolt oder das du got nit darumb dienen ſolt. Nain, ich verwürff es nit, die geſchrifft iſt fein voll, das man got vmb das hymelreich bitten ſoll. Du ſolt das hymelreich begeren, du ſolt gott darumb bitten, aber du ſolt nit da geſtan, das iſt, das du got allain darumb dieneſt, vnd jn allain darumb lieghabeſt das er dir das hymelreich geb, vnd anders nit, das haiſſet nit rechte lieb, das iſt freündſchafft vmb freündſchafft, da ainer sim ain fründſchafft tuot darumb das er jm wider dargegen thuot, als ſo du ainem ain wurſt ſchenckſt, das er dir ain feyten ſpecks dar gegen ſchenck, da ſuochſtu deinen nutz in. du thuoſt jm ain fründſchaft, wereſtu aber kainer freündſchafft dargegen wider warten, du theteſt jm auch kain, das haißt nit rechte lieb, es iſt freündſchaft vmb freündſchafft. Aber das haiſſet rechte lieb, da ains einen lieb hat, nit vmb der gaben willen, oder das etwas er von jm warten ſey. Aber er hat jn lieb, er günnet jm guotz, er fürderet ſeinen nutz, er wendet ſeinen ſchaden wa er kan vnd mag, on wartung alles widergelts, der hat den recht lieb. Alſo thuot der menſch der gott recht lieb hat, allain vmb ſeinen willen, darumb das er ſo ain groſſer herr iſt, das er ſein wert vnd wirdig iſt, darumb das er der hœchſt vnd das beſt guott (*b v 1.*) iſt. Darumb iſt billich das man jn lieb hab vnd jm diene, dar auff ſolt du entlich beſteen, vnd es ſol das fürnemeſt ſein in deiner mainung, aber du ſolt das himelreich begeren, vnd darumb bitten, wenn es iſt ſein wil vnd ſein gefallen das du ſelig werdeſt, vnd darumb das es ſein gefallen iſt, ſo begereſt du ſelig zuowerden, darumb das ſein ere in dir erſchein, vnd ſein götlicher will in ewigkait an dir volbracht werd. Vnd es ſey dann das du dein ruow alſo in got ſetzeſt ſo kompſtu nymermer zuo rechtem friden, alwegen iſt angſt vnd not da. O wee lieber herrgot, ich forcht ich werd verdammet. Vnd fahent den an vnd wöllen verzweifeln, denn wöllen ſy ſich ſelber erhencken, den wöllen ſy ſich ſelber ertrencken, vnd yemer man ſy trœſten wil, yeminder es ſy hilfft, das thuot ſy ſuochen ſich ſelbs. Aber da ain menſch got vmb gottes willen lieb hat, vnd jm getreülichen dienet vmb ſeinen willen got geb er geb jm was er wöl, er ſetze jn in das hymelreich oder in die hell, dennocht wil er jm dienen, der menſch komet zuo friden. Aber du ſolt dich ſelber nit zuoweit verſuochen. Gedenck, herr gib mir zuo thon das, das in mir iſt, vnd laß es alſo bleiben, thuo was du magſt Wenn dann got deinen fleiß ſicht, ſo laßt er dich nitt, er hilfft dir. Ach gott ſprichſt du künd ich thon

als die vnd die ſchweſter thuot ich kan nit thon als die vnd die, kanſt du nitt thon als die vnd die, ſo thuo das du vermagſt Wenn ain herr ain knecht hat der jm treülichen dienet, er kert allen ſein fleiß an das er alles das thuot das er waißt das ſeinem herren wolgefalt, vnd darinn der herr ain gefallen hat allain darumb das jm der herr lieb iſt, er gedencket nymer an den lon, wie wol es jm der herr nit vnbelont laßt, aber der knecht ſicht es nit an entlich, das iſt das er allain darauff geſtat, er bekent das er ſein herr iſt vnd thuot jm auch der gleichen das er bekennet, manger bekennet ain ding wol, er tuot aber nit der gleichen das er es bkennet, alſo ſo ainer ain knecht hat dem er vil guotz hat gethon, der knecht bekennet es wol, er thuot aber nit demgleich das er es bekennet, er geet alſo anhin, er ſagt dem herren kain danck, er hat jn nit vor augen, er zai(*b v 2.*) get jm nit ſoliche reuerentz, oder ander anzaygungen da bey der her erkennen kan das er jm danckber ſey, oder das er jn für ainen herren hab. Alſo thuoſt du auch, du ſprichſt, ich beken got wol das er mein herr iſt, das er mein ſchöpffer iſt, das er mich erlœßt hatt, ich hab ain guoten glauben, ich glaub in got. Ia du haſt ain guoten glauben, du thuoſt aber nit was der glaub inn haltet, du erkenſt got wol du thuoſt aber gegen gott nit der gleichen das du jn kenneſt, das iſt, du dieneſt jm nit, du halteſt ſeine gebot nicht. Aber die menſchen die ir ruow allain in gott hond geſetzt, die gond für vnd für in dem weg gotes. Sy werffen ſich mit ainander in gott den herren, wan ſy bekennen ſich ſelber nichtz zuo ſein ſy bekennen das ſy von jnen ſelbs nichtz vermügen, ſy ſehen das alles das in iren henden verderbt würt, das ſy angreiffen. Spricht der prophet. Vnſere guoten werck ſeind vor got als ain vnſauber tuoch. So nun vnſere guoten werck alſo ſeind vor got, wie ſeind dann vnſere bœſen werck wen ſchon ain werck an jm ſelbs guot iſt wenn ſy es angreiffen ſo verderben ſy es Wiltu dein buoß beeten für dein ſünd, ſo fallet dir den ſo vil zuo das du dich erſt verſchuldeſt. Vnd ſo du betzalen ſolteſt ſo verſchuldeſtu dich auff ain neüwes. Kurtz, was du angreiffeſt das verderbeſt du, vnd ye mer ain menſch ſein ſelber warnymmet, ye meer er es befindet das er von jm ſelber gantz nichts vermag, darumb ſo thuond ſolche menſchen ains vnd werffent ſich mit ainander in got den herren, vnd verzweifeln an iren guoten wercken, wann ſy ſehen daß ſy nichtz ſeind, noch nichtz vermügent von jnen ſelber, vnd das iſt ain guote verzweiflung da ain menſch alſo verzweifelt an ſeiner aignen kraft, vnd ſich in gott den herren würfft mit ſtarckem glauben, vnd in got den herren hoffet, wan ainem ſtarcken glauben volgt nach ain ſtarke hoffnung. Spricht ſant Pauls. Criſtus iſt mein ſterck. Vnd denn ſo würt auß dem haſen hertz, ain löwen hertz. Alſo thetten auch dort die hæßlin in dem garten bey Criſto. Sy hetten haſenhertzen, ſy waren erſchrocken vnd forchtſam vnd flühen. Was machet das? ſy hetten ir ruow nit gantz geſetzt in den her(*b v z.*)ren, ſy liebten jn vmb iren willen, ſy ſuochten ſich ſelber darin, ſy forchten ir haut aber da ſy ir hofnung vnd zuoflucht hetten geſetz in den herren da wurden ſy ſtarck als die löwen. Nym hær Petrum, der ain fürſt was der andern, der von forchten da er in Annas hauß kam zuo dem feür, vnd jn die magt anſprach, da verlaugnet er des herren, demſelbigen ward ſein hertz verwandlet in aines löwen hertzen, das der, der vor der magt verlaugnet hett, der gieng darnach getürſtigklichen für die fürſten vnd die œbriſten biſchoff vnd ſprach. wir mueſſen got meer gehorſam ſein dann den menſchen. Nun nement war, der vor flüchtig

ward vor den knechten vnd vor kellerin, der ward nun beſtendig vor den richterin. Selig iſt der menſch der alſo ſtracks für vnd für geet, vnd aber darumb nit ſtil ſteet, das es jm nit alles zuo handen geet nach ſeinem willen, ſonder thuot was er kan vnd vermag treülich, vnd nitt ſein ſach alſo gar auff ſeinen nutz ſetzt, auff hymel oder hell, ſonder deren in die weiß vergißt, vnd got dient vmb gottes willen, der erligt nymermer er laßt ſich kain traurigkait, kain verzweiflen oder forcht abtreiben, wann er hat ſein ſach nit auff ſeinen nutz entlich geſetzt. Alſo thet ain iüngling der wolt auch got gern gedient haben, ich hab es meer geſagt, es verdreüſſet mich nit wider zuoſagen, ich waiß wol das es nutz bringt, etlich meins gleichen wen ſy ain ding ain mal ſagen ſo wöllen ſy es denn nymmer ſagen, ſy ſehemen ſich vnd meinen es ſey jnen ain ſchand. Sy thond eben als ain tarether ritter der in ain ſtreit zeücht, wenn er ain meſſer oder ain ſchwert zwey oder drey mal gebraucht, ſo wil er es dann nit meer brauchen vnd meinet es ſey jm ain ſchand. Ain witziger ritter, das ſchwert da mit er offt gefochten hat vnd über wunden vnd das ſchwert bewert das es guot iſt, des gebraucht er ſich meer, vnnd beruembt ſich des, das er ſo vill da mit geſchafft hab, aber die nerriſchen ſchæmen ſich der alten guoten waffen. Alſo thond auch diſe narren. es iſt als eytelige hochfart es iſt narrenwerck. Ad propoſitum. Es was ain iüngling der wolt got dienen, was thet er? der het gehœrt, wenn ain iünger menſch got (*b v 4.*) dienen wil, der ſoll jm ain geſtanden erſamen menſchen außerwöllen, auß dem er ſein leben richtet, wenn ain menſch zuo ſeinen iaren iſt kumen, vnd in der iugent nit hat angefangen got zuo dienen, ſo würt darnach nymer nichts der auß, wenn aim gott anfacht zuoruoffen, das iſt vmb .xv. xvj. xvij. xviij. xix. xx. iar. vnd er nit anfacht, ſo iſt es dar nach alles verloren, wann wie er ſich in den iaren haltet vnd war auff er ſich keret, dar auff beleibet er, keret er ſich zuo dem guoten, ſo beleibt es in jm, keret er ſich zuo dem bœſen ſo beleibt es auch in jm, vnd würt nymmer nichtz dar auß. Ob dir got auch ſchon gnad gibt, dennoch reucht es dir ewigklich in die naß. Ad propoſitum. Alſo thet diſer iüngling, der macht ſich hin zuo ainem ainſidel bey dem was er, vnd dienet got mit groſſem fleiß tag vnd nacht, des freüwet ſich der alt, vnd wenn er jn anfach, ſo gewan er ain beſondere freüd zuo jm von ſeinem groſſen ernſt vnd fleiß den er het. Diß mocht der teüfel nit geleiden, das diſer iung gott ſo fleiſſigklichen dienet, der teüfel erſchin dem alten, in ainer geſtalt ains engels vnd ſprach. Ich bin der engel gottes vnd ſol dir verkünden, das diſer iung der bei dir iſt, vnd den du ſo liebhaſt, ewigklich verloren iſt, vnd ſein all ſeine guotten werck vmb ſunſt, vnd verſchwand alſo. Des erſchrack der alt vnd ward betrucht, vnd verwundert ſich das diſer iung der got ſo fleiſſigklichen dienet, ſolt ewigklichen verloren ſein, vnd aller ſeiner groſſer fleiß vmb ſunſt ſolt ſein. Vnd wen er jn darnach anfach ſo erſeüfftzet er, vnd enpfand einen ſonderen ſchmertzen, das er erblaychet, vnd wolt jn darnach nit mer anſehen. Des nam der iunger war vnd ſprach. Lieber vatter wie kompt es das du mich nitt anſichſt, als vor, vnd wen du mich anſichſt ſo erſeüfftzeſtu vnd erbleicheſt abmir. Da wolt er es jm lang nitt ſagen, da wolt der iung nitt ablaſſen, ye er muoßt es jm doch hindennach ſagen, vnd ſprach, Got hat mir kund gethon, du ſolt ewiklich verloren ſein des wird ich betrucht wen ich dich an ſich, vnd gedenck das all deine guoten werck verloren ſeind, vnd damit ſolt verdienen die hell. Da (*b vj 1.*) ſprach der iung, lieber vatter, das

laß dich nit betrueben Ich hab got nit angefangen zuo dienen vmb das er mir das hymelreich ſol geben, er geb mir ioch das hymelreich oder die hell, dennocht wil ich jm nit auffhœren zuo dienen, in ainen weg als in den andern, wan er iſt ſo ain groſſes hohes guott, vnd ſein wol wirdig das man jm dienen ſoll. Da fach got an den groſſen fleiß des iungen. Dar nach erſchin dem alten der guot engel vnd ſagt jm das diſer iung ewigklichen behalten würd, vnd das ſeine guoten werck grœſſer vor got weren dan vor, vmb ſeiner groſſen hoffnung willen vnd ſtæten fleiß den er zuo got het gehabt, vnd nit ab hatt gelaſſen, vnd er wer groß vor den augen gotes, vnd ſolt wiſſen das yenes ain betrucknuß geweſen wer des bœſen gaiſtes. Diſer het ſein flucht recht geſetzt in den felſen Criſtum, wie wol er hort das all ſeine guotten werck vmb ſunſt waren, da floch er erſt recht zuo diſem felſen. Er het gantz ſein ruow vnd hoffnung in gott den herren, vnd auff kain hell noch hymelreich. Diſer het nit ain haſen hertz, ſonder ain ſtarck löwen hertz. Alſo ſoll auch thuon der menſch, der angefangen hat got zu dienen, der ſol ſich nit ablaſſen treyben, wenn der teüffel den ſicht das nichts hilfft an ainem ſolchen menſchen, den er nit gehinderen kan, denn bringt er jm ein verzweiflung, was ſol den ain ſolichs hæßlin thuon ſo es alſo geyagt würt vnd in jm hœrt hirnen, vnd alſo erſchrocken iſt, vnd nit waißt wa es hin ſoll? Ich ſprich er ſol fliehen als die haſen thetten. Es waren haſen in ainem wald die horten den jæger hürnen, da erſchracken ſy vnd lieffen zuoſamen vnd ſprachenn. Solten wir die forcht imer zuo leiden, wer möcht es aber hindennach erleiden, vnd wurden zuo radt ſy wölten ſich ſelbs ertrencken, das ſy der marter ains mals abkæmen, das ſy die angſt vnd not nit mer dörfften einnemen vnd lieffen mitt ainander zuo ainem waſſer, vnd da ſy auff die matten kamen da ſahen ſy vil fröſch ſitzen auff dem ſtaden, da ſy die haſen ſahen dort hær lauffen, da erſchracken ſy vnd ſprungen in die pfitz, da das die haſen ſahen, da macht ſich ainer vnder inen (*b vj 2.*) härfür vnd ſprach. Sehent wir ſeyen noch nit als zaghafft als diſe, es iſt noch ain zaghafftiger volck daun wir, es iſt nur vnſers zaghafftigen vnd erſchrocknen gemuetz ſchuld nun ſeyen wir doch von leichter art vnd haben lang bein, vnd mügen wol lauffen, das diſe nit mügen, wißten ſy wie zaghafft geſellen wir weren ſy weren vns nit geflohen, wir wöllen nit mer ſo forchtſam ſein, vnd huoben ſich auff vnnd ſprungen dahin. Denen ward ir haſen hertz verwandlet, vnd namen an ſich löwen hertz. Diſe gleichnuß iſt nit zuouerwerffen ſy iſt guot, die leerer brauchen ſy vil. Alſo thue der menſch der ain haſen hertz hat, der nem an ſich des löwen hertz. Alſo der menſch der ſein ruow allain blut vnd bloß hat geſetzt in diſen felſen, das iſt, in got den herren. Des hertz würt verwandlet von ainem haßen hertz in ains löwen hertz, wann er hatt ſich verborgen in den felſen Criſtum. Ain ſolicher menſch geet für vnd für, es ſey dann das du dein ruow dar ein ſetzeſt, ſo kompſtu nymer meer zuo rechtem friden, allweg iſt das in inen, O wee o wee, ich möcht in die hell komen, vnſer herr got möcht mir das hymelreich nit geben. Ich kan nit thuon als die vnd die ſchweſter, kanſt du nit alſo thuon, thuo das du vermagſt, haltt dein orden tapfferlich für vnd für, got laßt dich nit, dien jm getreülich, got iſt der, der diſen haſen verbirget, er hilffet dir, er laßt dich nit. Hœr was diſer hæßlin ains thet. Diſer hæßlin ains was Dauid da er ſprach. Abſcondes eos in abſcondito etc. Er würt ſi verbergen in die verbergung ſeines antlitz. Spricht Paulus. Vnſer leben iſt verborgen in Criſto als criſtus iſt

verborgen in got. Es ſeind etlich menſchen, ain tail ruowen in dem myſt vnd der murlachen, ain tail in den dorn, ain tail in dem luft auff den bergen. ¶ Die menſchen die ir ruow ſuochen in dem myſt, das ſeind die fleiſchlichen menſchen, die ſelben ſuochen ir ruow in eſſen vnd trincken. Sy nemen das ſy hetten zuo eſſen vnd zuo ſauffen, die ſuochen ir ruow in den fleiſchen. Die da ſuochen ir ruow in der wuollachen, das ſeind die vnkeuſchen menſchen, diſe haben auch ir ruow geſetzt in ir vnkeuſchen *(b vj s.)* werck, ſy nemen das ſy irem luſt genuog weren, ſy gedenchen weder an got noch an ſeine hailigen. ſy thuon eben als ain ſaw in der wuorlachen, die ſich darinn ſudelt, ir iſt baß dan leg ſy in aitel roſen. Alſo thuond auch diſe menſchen die ſetzen ir ruow in den wuoſt. ¶ Noch ſeind andere menſchen die ſelben haben ir ruow geſetzt in die dorn, das ſeind die geytigen menſchen, die ſelbigen ruowen in dornen, das iſt, ſy haben angſt vnd not wie ſy zeitlich guot über komen, ſo ſy es haben ſo iſt angſt vnd not wie ſy es behalten, verlieren ſy es dann widerumb, ſo iſt aber angſt vnd not da, vmb vnd vmb, hinden vnd vornen, was iſt das anders dann dorn, es ſticht vmb vnd vmb zuo allen orten, da kumpt ainer vmb das ſein, da verleürt ainer ſein eer, daran waget er leib vnd ſeel, vnd verleürt guot vnd eer, leib vnd leben vnd ſeel, was hilfft ſy dann all ir angſt vnd not? Diſe ruowen wol in den dornen, wann nymer kain ruow da iſt. ¶ Noch ſeind andere menſchen die mit ruowen in den dornen, als diſe, ſy ruowen auch nit auff dem felſen criſto, als die guoten haßlin, ſonder ir wonung iſt auff den hohen bergen, diſe haben ire ſinn vnd begird über ſich auffgehebt zuo hohen dingen, aber nit zuo gott. Diſe lauffen auch den berg auff, die forderen fueßlin ſeind ja auch kurtz, das iſt, ir begird vnd anmuot zuo gott iſt jnen kurtz, vnd die hindern fueß ſeind jnen lang, das iſt, begir zuo zeitlichen dingen iſt jnen lang. Das ſeind die hoffertigen menſchen die da fechten nach üppigen eren. Es ſeind auch etwann die in den cloeſtern, die da fechten nach hohen ämptern, da wer die geren Priorin, da wer die geren Suppriorin, da wer die geren ſchaffnerin, da wer die gern küchenmaiſterin, ſo wer die geren gartenmayſterin, ſo wer yhenen gern an das rad, vnd wenn ſy an das rad komen, vnd man zuo jnen gnad frauw ſpricht, ſo thuot es jnen wol, ſy nemen nitt feigen dar für. Diſe lauffen auch den berg auff, aber nit den felſen, ſy fechten tag vnd nacht wie ſy zuo hohen ämptern komen aine bringt es woll durch den neünden zaun zuo wegen, das ſy an ain föllich ampt *(b vj a.)* kompt, wenn der viſitator kompt ſo ſpricht man. Lieber herr vatter thuond die von dem ampt, ſy iſt kain nütz daran, thuond die daran vnd kurtz es hat niemant kain ruow vor jnen ſy wöllen härfür gezogen ſein da iſt nicht für. Biſt du darumb in das cloſter komen, das du welteſt ſchulthaiß im cloſter ſein, iſt das nit dein mainung geweſen das du wolteſt nach üppigen eren fechten, das du wolteſt fliehen in der welt, das ſuocheſt du erſt in dem cloſter, da du ſolteſt dein hertz abzerren, vnd tag vnd nacht allen dein fleiß an keren, das du zuo friden deines hertzen komen möchteſt ſo mechteſtu dir erſt ſelber vnfriden vnd vnruow, wann ain ſolicher menſch hat weder frid noch ruow, in ſeinem hertzen. Diſen ſeind die forderenn fueßlin auch kurtz, ſprich ich, das iſt, ſy haben klainen zuokerr zuo got kurtzen anmuot, ſelten im chor, ſelten im capitel, andrauwen ſprechen ſy, wir haben mit vnſern ämptern zuo ſchaffen, es ſeind die amptfrawen ſy haiſſen nitt amptſchweſteren, es ſeind amptfrawen vnd wenn ſy zeit oder jm pſalter beeten ſo ſchlahen ſy es über ainander, bald

bald, das fy dar von komen Wie kompt das? die fordern fueßlin feind jn kurtz, das ift, jr begird zuo gott feind jn kurtz, vnd die hindern fueßlin feind jn lang das ift, begird vnd anmuot zuo zeitlichen dingen. Dife lauffen auch den berg auff, aber nit vnfers hergots berg, es ift des teüfels berg. Der teüffel wolt auch den berg auff lauffen, das was Lucifer, da er fprach. In celum confcendam etc. Ifa. xiiij. Ich wil ains thuon vnd wil meinen ftuol nemen vnd jn fetzen über alle chœr der engel neben den ftuol des oberften vnd hœchften. Was gefchach? Er ward geftoffen in die aller tieffefte abgründ. Alfo gefchicht auch difen menfchen die alfo auff fteigen in die hohen berg der hochfart Wee den menfchen den ir fordern fueßlin zuo kurtz feind, vnd die hinderen fueßlin als lang feind das ift, wenn fy wenen fy wöllen gar endlich den berg auff lauffen, vnd wenen fy ftanden gar fteiff fo übergauckeln fy denn, vnd fallen tieffer dann die anderen. Wee den menfchen die fo vngwiß ftond vnd meinen fy ftan-(e 1.)den gar gewiß in iren conficientien, vnd ift jnen gar geruewig, fy wolten nit das jn anders wer, Kæm fchon yemans der jnen irn gebreftenn fagte fo möchten fy es nitt erleyden, da von-kompt es wenn etwann in den clœfteren hinlæffige oberen feind, die nitt groß acht haben zuo fchweigen halten, vnd zuo anderen ftucken die fy halten föllen, wo ain folich clofter geregieret würt, da zerfert ain gantze gemain, wann warumb? Darumb, wen das haupt kranck ift, fo ift der gantz leib kranck, wa folicher haüpter vnd fürwefer feind in clofteren, den wer layd das mann recht thætt, Jnen wer layd das etwas in den conuent kæm dar durch die gaiftlichait zuonem, man lidte in ainem folchen clofter nit das man ain foliche predig thæt, als ich yetz thuon, vnd wenn fy fchon gefchryben were, man ließ fy nit lefen. Wenn etwan ain vatter zuo aim folichen clofter kompt vnd wil ain predig hinein geben, fo bald fy in die winden gelegt würt, fo fpricht die Priorin, was ift das? Wenn der vatter antwurt. Es ift die predig die ich gethon hab. So fpricht fy, O wee nain o wee nain lieber vatter lond fy dauß, fy macht mir ain gantze auffruor im conuent. Was ift aber ir maynung dinnen? wenn man fy ließt fo trifft man fy in irem vnuolkomen leben vnd gebreften, darumb mügen fy es nit gehœren. Es gefchicht aber auch etwann, fo fchon guote obern feind die die iüngen gern wolten recht ziehen fo legen fich die andern dar ein, vnd fprechen. Ach es feind noch iung leüt man muoß in ergetzlichait laffen, folten die leüt nit zuo famen reden was mag es gefchaden. Deßgleichen in anderen fachen, es fey am rad mit gefchwetz oder andern gauckelwerck damit die welt vmb geet. Sy wenen jn wol thuon fo thuon fy jn übel. Es wer vil weger fy lieffen fy ains mals daruon komen vnd frifchlichen durchbrechen, dann das fy alfo lang an jn zyfel werck machen, fy fuochen jn alfo leiblöchlin ach got man muoß jn vnderleibung geben, aber du thuoft jn nur wee darmitt. Alfo verderbt man etwann die iungen da mitt. Wenn man ainen hencken wil, wenn der henck-(e 2.)er jm den ftrick an den halß gelegt wenn er dann den ftrick bald zuo zeücht fo erworget er vnd kompt daruon. Kæm aber ainer vnd wolt jm librung geben und hueb jn bey den fueffen enbor das er nit bald erworgen folt, der erlengeret jm nur fein marter, funft ließ er jm den ftrick zuo ziehen, vnd ließ jn hangen, fo kæm er ains mals der marter ab. Alfo thuond auch difc menfchenn, fy wöllen jn imermeder liberung geben, lieffen fie fy frifchlich durchbrechen, vnd fich tapferlichen ueben, vnd jn felber abfterben fo kæmen fy zuo ruow, vnd würd jnen wol, funft mueffen fy al weg gemartert fein in jnen

selber, vnd koment nymer zuo friden. Wenn ainer ain wund hat, vnd man jm die wund nit inwendig seübert, vnd jm also oben zuo hailt, vnd jm das faul fleisch innwendig dar inn laßt, vnd man jms nit waydlich herauß schneidet, vnd man jm die wund rumet, so wænet er es sey gar ain guott ding das jm die wund so bald gehailt ist, vnd aber über ain klaine weil so er wenet er sey gantz genesen, so bricht jm die wund wider auff, vnd wenn man sy aber wider zuo hailt so bricht sy aber auff, alle weil das das faul flaisch vnnd der wuost noch darinn ist, so bricht es noch imermeder auff, also weret es all seinen lebtag. Also thuond auch dise menschen die da alweg wöllen liberung suochen. Sy forchten ymermeder man thue jnen zuo wee. Es thuot sein nit es muß durch brochen vnd erstritten sein, es würt sunst nichts dar auß. Es ist ain verderblich ding in clœsteren. Es ist als nit vmb die zuothuon die dinnen seind yetz gegenwürtiklich, wer von aussen zuo jn hinein kompt der verdirbt auch mit jnen. Wie die seind die dinnen seind, also werden auch die die zuo jn komen. Da her kompt das sy etwan sprechen, vnd ist war. Es wöllen weder iung noch alt bey jn geraten, vrsach, wann die im closter zuo denen sy komen seind auch noch nit geraten. Darumb sy seyen iung oder alt die zuo jn hinein komen, so werden sy jnen gleich. Ja etwann so ain guot mensch hinein kompt, das würt verderbt vnd muoß werden als sy. Denen geschicht eben als der ain tröpff(e z.)lin malmaseyer schüt in ainen essich kruog so würt der essich nit verwandelt in den malmaseyer, sonder der malmaseyer würt verwandelt in den essich. Also geschicht auch disen, weren sy guot sy mueßten bœß werden Kompt aine hyn ein, vnd mainet sy wöll got suochen, sy maint sy find ain fürderung zuo ewiger seligkait so findet sy wol ain hinderung. An solchen orten verdient man ee die hell weder das hymel reich. Vnd wenn etwann drey oder vier seind die gern recht thæten die muessen vil erleyden, vmb das sy sich den anderen nit vergleichen wöllen. Disen geschicht eben als sant Stephan geschach der stond allain vnder denen die jn verstainigten, vnd als Daniel in der löwen gruoben vnder den löwen. Was muessen sölche erleyden, groß gespöt vnd hinder red. Da seind sy vnser gaistren, sich haben wir aber ain newen gayst erdacht, wenn das denn die andern ersehen, so erschrecken sy darab, vnd gedencken man werd jn auch also thuon als denen. Dar mit verdirbet denn ain gantze gemein. Nun das ich kumm auff mein erste red, man soll die iungen wol auff ziehen, vnd sy leren absterben der welt vnd jnen selbs, vnd nit nach geben zuo vil ergetzlichait vnd jnen gestatten geschwetz oder ander leichtuertikait, man sol die klainen ding nit verachten, sonder trewlich handthaben, wann wa das nitt geschicht, so gond hindennach auch die grossen ding ab, den geschicht eben als ainem vaß dem man die band aufffschneidt so gond die raiff auff, so gond den die tauben von ainander, vnd fert dem vaß der bodem auß, so laufft den der wein aller auß Also geschicht auch den, wenn man ain closter reformiert, vnd man nit acht hat auff die klainen gebresten, so felt man darnach in die grossen, vnd geet ye ains nach dem andern vntz ain closter gantz zerfert. Aber wa schweigen halten ist, da ist man wol sicher das soliches nit leichtigklichen geschicht, das ich für das grœssest halt. Es sey dann des teüffels gespenst. Nun habent ir die Achtend aigenschafft, die ist, das hæßlin setzet sein flucht vnd ruow in den felsen Cristum.

AUS DER SEELEN PARADIES.

Dis ſchœn buoch (*von Albertus Magnus*) genant der ſeelen Paradiß, von waren vnd volkummen tugenden ſagend. hatt geprediget, vnd zuo letſt corrigiert, der gottförchtig, hoch beruemt doctor vnd predicant. Johannes Geiler von Keyßerſperg zuo den Reüwren in Straßburg. Als man zalt nach der geburt chriſti vnßers herren Tauſent Fünffhundert vnd dreü Jar. *Nach der Schlußſchrift* Geſchach die letſt predig .M. D. V. *Herausgeber nach der Zuſchrift Straßb. 1510. Jacob Otter. Gedruckt zu Straßburg von Matthias Schürer 1510. fol. 6 ungezählte u. 231 gezählte Blätter zu vier Spalten.*

(*Bl. xcj. s.*)

Das .xviij. capitel.

Von der .xviij. tugent die da iſt warheit

DIe .xviij. tugend von deren diſer lerer hie ſchreibt die ſelb iſt Warheyt. das wort warheit würt in vñlerley weiß vff genommen vnd weit vnd breit von den lereren gehandelt. Was warheit ſey vnd wie gott die weſenliche warheit iſt, dauon zuo reden das wer ein feine ſcharpffe meiſterliche materi, vnnd luſtlichen zuo hœren, aber nit nütz, oder lerlichen, darumb wöllen wir das wort warheit für vns nemen zuouerſton, als der lerer hie dauon ſeit, vnd das iſt vns genuogſam zuo einer vnderweißung die tugendt der warheit zuo ueben. Zuom erſten was da ſey warheit. Zuom andren waz die warheit einfuer. Vnd zuom dritten von den zeichen der warheit vnnd ouch der falſcheit.

Zv dem erſten was da ſey warheit, warinn ſy ſtand. Namlichen die warheit, von deren wir hie reden dauon ſetzet diſer lerer hie zwei ſtuck. ¶ Das erſt in dem da ſtat gerechte warheit, daſſelb iſt, wenn das gemuet, die zung vnd die werck gleich miteinander concordiern oder einhellig ſind, alſo wie der menſch befindet in jm ſelber in ſeinem hertzen vnd gemuet, das er diß ouch alſo anſpricht mit dem muud vnd volbringet in den wercken. Alſo würt warheit hye genommen das da ſey ein entſprechen des (*xcj. 4.*) gedanckes in dem hertzen, der red des mundes vnd der außbruch der werck, dauon ſprichet ariſtotiles das warheit nüt anders ſey, denn ein gleiche der verſtentnüß oder erkantnüß vnd des dings, oder der geſchicht. nimm ein gleichs, dir bildet ein, es ſey vff ſonnentag nechſt vergangen der heilig œfterliche tag geſein das weiſtu vnd erkenneſt es da iſt dein erkantnüß vnd die geſchicht oder das ding, das du erkenneſt gleich, denn im iſt alſo es was oſtertag vff den nechſtuerſchinenen ſonnentag. Alſo erkenneſtu ouch das vff den viertzigiſten tag, darnach würt der tag der vffart vnſers herren, das iſt ouch warheit denn es würt beſchehen. Allſo iſt da warheit, da ein ding oder ſach vergangen oder küufftig iſt, dauon ein menſch in jm ſelber hat ein bekantnüß oder einen anſchlag, weliche bekantnüß oder anſchlag ſich in der geſchicht alſo verlouſen hat oder noch in küufftigem beſchehen würt. Zuo gleicher weiß ſol ein menſch leren in jm ſelber haben ſolche warheyt das ſein hertz, ſein zung vnd ſeine hend eins ſeien, alſo was das hertz vnnd gemuet ſchetzt vnd gloubt oder haltet, das der mund daſſelb, vnd nit ein anders auſſprech deß gleichen die hend da nach würeken, ein menſch der da will ſein, ein getreüwer diener gottes, derſelb ſol vor allen dingen fleiß ankeren das er ſy vffrecht vnd ſchlecht nit betrogen krumm vnd geſchrenck. das nenn

ich geſchrenckt do eines hat ein rechte zung, gibt guote wort, haltet ſich in ſeiner red vff das recht ort, aber dabey iſt ſein hertz gantz falſch hanget vff dye lincke ſitten. dauor hutent eüch, ſunder wandelent einfaltiglich vnd gerechtiglichen noch dem exempel ſancti pauli der dazuo ermanet ſeine junger, das waren die neüw bekerten kriſten vnd ſprichet. lieben bruoder ſind mein nachuolger vnd haltent eüch noch denen die da wandelent *(xeij. 1.)* noch vnſer form, die wir eüch geſchriben vnd gelert haben, darüber ſprichet die glos, als ich gloub, als ich ler, vnd alſo leb ich. merchen wie vns ſanctus Paulus vnderweiſet in diſen worten das wir ſollen warhafftiglichen leben er ſprichet, ſind mein nachuolger, vnd haltend eüch nach denen, oder tuond das, das eüch die tuond, welche da wandlen, vnd leben nach vnſer form, nit folgent denen nach die ein andere weiß fueren, die wir eüch nit gelert noch getzeiget haben ſunder nachuolgend mir, denn als ich gloub im hertzen, alſo ler ich die andren mit dem mund vnd volbring es mit den wercken. Da hond ir eigentlichen, das ſanctus paulus iſt geſein warhafftig, denn ſein gemuet, ſein zung, deß gleichen ſeine werck hond gehaben ein gleichs entſprechen. ſehend ir, alſo ſtat zuo dem erſten gerechte warheit in dem, das ein menſch nit anderſt red mit ſeiner zungen, denn wie er gedenckt vnd empfindet in ſeinem hertzen vnd als er fürgibt mit dem mund, daz er es auch erfüll mit den wercken. ¶ Zuo dem andren ſtat gerechte warheit darinn, das ein menſch alle ſeine gelübden, die er verheißen hat, gott vnd den menſchen vnwandelbarlichen erfolge, vnd deßgleichen alle ſeine wort die er ſprichet erfüll es ſey denn, das er diß andere, von wegen eines heilſameren rates, als auch der herr ſeinen eignen ſententz oder vrteil verwandlet. als wir leßen am vierden buoch der künig, vnd Yſaie am .xxxviij capit, von dem künig Ezechias. Als der ſelbig ſiechete hitz vff den tod, da gieng zuo jm ein Yſaias der weiſſag vnd ſprach zuo jm diße ding ſpricht der herr, ordne deinen hauß wenn du wirſt ſterben, vnnd würſt nit leben. Aber Ezechias keret ſein angeſicht gegen der wand vnd bettet zuo gott ſeinem herren mitt großen weinen, Vnd das wort des herren ward *(xeij. 2.)* anderwerd gethon zuo Yſaiam ſprechend Gang widerumb zuo Ezechias vnd ſag jm, diße ding ſpricht der herr gott deines vatters Dauids. Ich hab gehœrt dein gebett vnd hab geſehen dein trehen ſich ich zuoleg über dein tag .xv. iar vnd des zuo einem zeichen würt die ſonn hinderſich keren .x. linien. Deß gleichen thet auch gott der herr den Niniuiten, dauon ſtat ein langes vnd ein breites geſchriben in dem propheten jonas, wie dem von got gebotten ward, das er ſolt gon in die große ſtat Niniue vnnd da verkünden dem volck das ſy noch .xl. tagen würden vndergon. Aber ſy vaſteten vnd betteten angelegt mit zwilchnen ſecken vnd got ward ynen genedig vnd erbarmet ſich ir, das er jnen nit thet das übel als er het geredt. Ich ſprich zuom andren mit dißem lerer das gerechte warheit ſtat in dem, das ein menſch alle ſeine gelübden die er verheißen hat gott vnd den menſchen gentzlichen vnd vnwandelbarlichen erfolge. Das iſt wider die, die da alſo gnaw mit got rechnen vnd wöllen eben nit me tuon, denn bloß was ſy bey gebott vnd todſünden ſchuldig vnd pflichtig ſind, das ſy es über ein tuon mueßen, ſye wöllen ſich nit hin ein wagen, das ſy die red, vnd die heilſamen ræt chriſti vnſers herren an greiffen, mit wercken zuo erfüllen vnnd das iſt vaſt forchlichen vnd verfarlichen, denn es beſchicht dick, auß dem gerechten vrteil gottes des herren, das ſolche leüt allſo finſter. ja tumm vnd blind werden in irer verſtentnüß, das ſy in grobe ſchwere todſünden fallen,

vnd darinn bleiben ligen, das fy fein nit achten, vnd kompt ettwen daz fy zuo offen fchanden werden vnd ir vnrecht alfo grob am tag leyt, das es nyemans mit warheit mag enfchuldigen, noch beduncket fye vnbillichen fein das man fy ſtraffet, vnd jnen (*xeij. 3.*) ir fchuld zeiget, denn fy bekennen ſich ſelber nit, das iſt ein graufenlich ding, was des volckes iſt, des mag gar hart yemer rat werden, darumb ſoll ein yetlicher getreüwer diener gottes ſich mit gantzem ernſt fleißiglichen hueten, vor allen ſünden fy ſeien groß oder klein, alſo mag er vntzerbrochenlichen halten die ding, welche er gott vnd den menſchen gelübd halben pflichtig vnd ſchuldig iſt, er ſol ouch warhafftig ſein in ſeinen worten alſo was er redet, daruff ſol er beleiben vnd ſeine wort nit hin und har vmbwenden, er find denn durch einen heilſamern rat, das er von ſeinem fürnemen oder anſchlag ſton ſöll vnd das verwandlen in ein beſſers vnd nützers. Ich ſprich gar mercklich mit dißem lerer daz ein menſch mag vnd ſol etwenn ſein gelübd oder für nemen andren mit einem heilſamern rat nit nach eignem bedunckhen, ſunder nach eines andren erfarnen gottßförchtigen rat in ein nützers vnd beſſers. aber nit in ein läwers als etliche tuond, denen alle ding die da gehœren zuo volkommenheit bürdlich vnd zuo ſchwer ſind. die ſelben ſuchen lufftlöchlin vff alle ort, vnd finden alſo vil entſchuldigungen irer laſter löwikeiten das jnen kum yemans mag zuo kommen, denn ſy meinen gott vnd die menſchen zuo betriegen. Aber zuo dem letſten werden ſy innen, das ſy ſich ſelber verfuert vnd betrogen haben. Als der herr chriſtus jeſus erſtund von dem grab da ließ er daß ſchweißtuoch hinder jm ligen, er nam es nitt mit jm. Bey dem ſchweißtuoch würt verſtanden, entſchuldigung der vergangenen ſünden. nuou ein menſch der da warlichen iſt erſtanden mit chriſto vnſerm herren von ſeinem erſten alten leben der ſünden vnd der vntugend, der ſelbig ſol das ſchweißtuoch hinder jm lon, als chriſtus vnſer herr tet vnd es nit mit jm tragen, oder nach jm (*xeij. 4.*) ziehen. Bey dem ſchweißtuoch verſtand, entſchuldigung der ſünden, wenn mit dem trücknet man den ſchweiß ab, vnd mit der entſchuldigung vnderſtat der menſch, den ſchweiß der ſünd ab zuotrücknen, wenn ziehen wir das ſchweißtuoch mitt vns auß dem grab vnſer ſünden? Es iſt denn ſo wir vns in alle weg entſchuldigen, wir wöllen recht haben vnd nit für das gehalten ſein, das wir doch in warheit ſind. Ein menſch der nit vndergon will mer allezeit embor ſchwimet zuo gleicher weiß als bœß erbeißen in einem hafen mit waſſer, der ſelb bedörft wol einer guoten gedechtnüß, denn bitz das er eines mit beſchidikeit vertrichet, zuo hand begegnet jm ein anders oder villeicht zwey. will er die ſelbigen ouch verantwurten, ſo reiment ſy ſich hart vff das erſt. dauon wer jm not, das er des noch gedæcht vff das er es alles möcht zuo ſamen fuegen. Man ſpricht gemeinlich, Wo der menſch ein luegin auß ſprichet, ſo bedarf er darnach viertzig vnwarheiten, vff das er der erſten luegy mœg ein geſtalt machen, als ob es ein warheit wer dennocht bleibet ſy ein luegin vnd mag zuo keiner warheit werden. Liegen iſt, da ein menſch anderſt redet denn er gedencket, vnd das iſt allwegen ſünd, vnd ſol niemer beſchehen, von keinerley ſach wegen, wie guot ſy iſt, oder ſcheinet ſein weder guotes zuo erlangen, noch bœßes zuo fürkommen, denn als ſanctus Auguſtinus ſpricbet. So ſol niemans kein bœſes tuon vff das etwas guotes her nach volge, darumb iſt liegen allwegen verbotten, Denn es iſt alle zeyt ſünd, ettwen tœdtlich, vnderweilen teglich, dauon ſoll man nyemer liegen, man mag aber wol vnderwei-

lon die warheit verſchweigen. Es iſt ein arm ding, vnnd nit ein zeichen einer warhafftigen vrſtend, da ein menſch das ſchweißtuoch (*xeiij. s.*) entſchuldigung der ſünden, nit hinder jm will laſſen, ſunder yemermeder jm ſelber den ſchweiß von dem anlüt wüſchet, alſo das er ſich vff alle ort entſchuldiget, da gat ein luogin vff die ander, vnd kompt ein menſch hindenn nach darzuo, das er nit allein ſein vnuolkommenheiten entſchuldiget, die er an jm hat, mer er fahet ouch an, ſich zuo entſchuldigen, in dem das er ſich entſchuldiget hat, vnnd die falſche entſchuldigung entſchuldigen. von diſſem ſchweißtuoch redt der dauid als er ſprichet. Sye entſchuldigen die entſchuldigungen in den ſünden. ſehen ir den wuſt, das ſchweißtuoch ziehen wir mit vns hitz ins grab, wir wöllen ye entſchuldiget ſin vnd mit vnrecht haben, vnd das iſt nur ab vnd beſunderlichen ein eigenſchafft der frauwen vnd kompt das auß irer gebreſtlicheit vnd vnuolkommenheit, die jnen von naturen angeborn iſt, denn diß iſt die art eines yetlichen dings, das es ſein ſchnoedigkeit begeret zuo verbergen. Dauon wo ein frauw diſi torheit des verdeckens, oder vertrechens irer kleinheit an ir ſelber überwindet, das ſy warhafftig iſt, es koſt was es wöll, das iſt groſſlichen an ir zuo ruemen, vnd ein gewiß zeichen, daz ſy ir ſelber mit beiſtand der gnaden gottes des herren, etwas me abgewunnen hat, in dem vnd in andren ſüchen, denn ſye ſunſt haben möcht von bloßer naturen. Alſo hond ir das ander, in dem da ſtat gerechte warheit, das iſt daß ein menſch alle ſeine gelübden, die er gott vnd den menſchen verheißen hat vnwandelbarlichen erfolge. Vnd deß gleichen alle ſeine wort die er ſprichet erfüll es ſey denn das er diß andre in ein beſſers, von wegen eines hilfſameren rates. Als ouch der herr ſeinen eigen ſentenz, oder vrteil verwandlet, vnd wye der leerer des gibt zwey exempel, (*xeiij. s.*) eines von dem künig Ezechias. Das ander von den Niniuiten, hond ir gehœrt. Damit iſt der erſt houbtpunct von diſſer tugend außgerichtet.

Das ander fürnemlich ſtuck, ſo der lerer hie ſetzet, das iſt waz do ſey, daß einen menſchenn ſoll bewegen zuo gerechter warheit, das begreiffet er in vier puncten. ¶ Zuo dem erſten ſoll einen menſchen bewegen zuo rechter warheit, das chriſtus vnſer herr ſelbs die warheit iſt. Als er ſelber bezeüget im ewangelio, Johannis am xiiij. capitel, do ſeyt er ſeinen jungern das er durch ſein bitter leiden von jnen ſcheiden vnd zuo dem vatter gan wolt vnd ſy darnach zuo jm ſelber nemen, vnd ſprach zuo jnen. Diß ſag ich eüch darumb das ir wüſſent wo hin ich gang, vnnd das ir ouch den weg wüſſend. Do antwurt jm ſanctus thomas, vnd ſprach Wir wüſſen nit wo hyn du gaſt, wye möchten wir denn den weg wüſſen? Do ſprach der herr zuo jm. Ich byn der weg, die warheyt, vnd das leben. Niemand kommet zuo dem vatter, denn durch mich. Nuon frageſtu vnd ſpricheſt wie iſt chriſtus der herr vnſer weg? ich antwurt dir, er iſt noch ſeiner erwirdigen menſcheit, der weg den wir gon mueßen zuo dem vatterland ewiger ſelikeit. Das ſolt du nit alſo verſtan, das er vnßer weg ſey, materlijchenn, als ein brück oder ſteg. Aber alſo muoſtu es verſtan oder vernemen, zuo gleicher weiß als da einer zuo zeiten ſprichet. Der menſch iſt mein leben da mit meinet er etwen einen artzet, oder eyn andere perſon, dye jm ſein leben in ſiechtagen, oder in anderen nœten, vſenthalten, oder erneret hat. Nit das der ſelb menſch ſein leben ſey, denn die ſeel iſt das, von dem der leichnam ſein leben hat, noch dennocht ſpricht er, der menſch iſt mein lebenn. (*xeiij. s.*) Warumb? Darumb. Denn er hat mir mit ſeiner kunſt oder beſchirmung geholffen, das ich noch leb. Zuo gleicherweiß

iſt chriſtus jeſus vnſer herr, nach ſeiner heiligen menſcheit der weg den wir mueſen wandelen, daßs iſt ſo vil. Er hat vns den weg getzeigt durch ſein ler, vnd in ſeinem heiligen leben vnd wandel, vff dißem erdtrich. Er iſt der bildner der tugend noch dem wir mueßen würcken, er iſt geſein demuetig, gehorſam, arm, geduldig, kurtz alle tugenden hat er geuebet zuo vnſer vnderweißung, den weg mueßen wir gon, wöllen wir echter ſelig werden. Wenn er ſprichet, nyemans kommet zuo dem vatter, denn durch mich das iſt, niemans mag ſelig werden, er gloub denn in mich, vnd folg mir nach, das er gang den weg der waren tugenden den ich ſelber gangen byn, darumb bin ich der weg den man zuo dem leben gan muoß. Das ſind ſeine wort die nit mœgen felen, denn der mund der ewigen warheit hat ſy geſprochen, er iſt ouch nit allein der weg ſeines lebens halb, in exempel oder bildner weiß, ſunder ouch in verdienſtes weiß, wenn durch ſein leben vnnd leiden hat er vns das himelreich verdient, vnd vnſere werck verdienſtlich gemacht, vnd alſo iſt ſein leiden vnd leben der weg, vff dem wir hin gon mueßen. Der herr chriſtus iſt ouch die warheit noch ſeiner gotheit, an deren wir werden felig werden, denn vnſer erkantnüß würt geſtan an jm, denn dar inn ſtat ewige ſeligkeit, Als der herr ſpricht, das iſt ewige ſeligkeit, das ſye dich erkennen, vnd den du geſant haſt jeſum chriſtum. Die weil wir hie ſind vff dißem erdtrich vnd wandlen nach dem leib in dem gegenwürtigen tœtlichen leben, ſo wöllen wir wiſſen vnd erkennen. Aber vnſer erkantnüß mag nit ſatt werden, denn ſo vil ein menſch (*xciij. 4.*) me erlüchtet iſt als vil clarlicher ſicht er, das noch gar vil vnd onzallich mer die ding ſind, wölche er noch nitt weiß ,denn die, die er yetzt erkennet vnd weiß Dannanhar kompt es, ſo me ſy trincken von dem brunnen der kunſt vnd der wüſſenheit, ſo me ſy darnach türſtet. Darumb iſt chriſtus der herr die warheyt noch ſeiner ewigen gotheit, an deren wir werden geſtan, wenn wir die warheit mit offnen ougen werden ſchauwen denn verſchwindet alle vnwüſſenheit er iſt ouch noch ſeiner gotheit das leben, Welches leben? Er iſt das leben das allen lebenden dingen leben gibt er iſt vnſer leben, wie iſt das? Er iſt vnſer leben, an dem da geſtat vnſer lieb vnd weſentliche fröid, das da iſt das ander ſtuck der ſeligkeit. Es iſt denn ſo die ſeel des menſchen verſtat vnnd erkönnet, durch das vor genannt klar anſchawen. Das gott ein alſo hoches luſtliches edels, mechtiges, tugentreiches, volkommens, allwegen weſenliches überſchwenckliches, allerbeſtes guot iſt Weliches guotes übertreffenlichen herlicheiten vnnd vnſchetzliche volkommenheiten, allen geſchaffnen verſtentnüßen, engel vnd menſchen vnbegriflichen iſt. Denn geſtat die ſeel an gott mit irer begirlichen krafft, denn ſy wirt überfüllet, das ſy ſuonſt nüt me mag begeren noch gluſten. Denn alles das das begirlich, luſtlich, fröidenreich vnd vngemeſſen wirdig vnd lobſam iſt, das hat ſy hie alles in jm funden, wie möcht ir denn ienen an gebreſten, ſy hat das ewigklichen beſeſſen, vnnd bedarff nit me beſorgen, das ſye es mœg verlieren denn das göttlich weſen iſt alſo anzüglich, wer daz ein mal ſchawet, bleiblichen, der würt ſich niemer mer da vonn ab keren. ¶ Nuon merck, wenn die ſeel alſo gott ſchawet, ſich in ym erlüſti- (*xciiij. 1.*) get vnd nach allen iren krefften erfettiget würt, ſo bedarff du nit gedencken, das die weſenlich freüd deiner ſelikeit darinn ſtand, das dir wol iſt, das du ſelig biſt das mag nit ſein, wenn daz hieß got brauchen, got in ſich richten, die creatur, dem ſchöpffer fürſetzen, das hat nit ſtat in den ſeligen. Die außbereite volkommne lieby, die ſy mit got vereiniget hat

mag das nit geleiden. Die weſenlich frōid der ſeligkeit, iſt frōid die der menſch entpfacht von den volkommenheiten gotts. Alle ander frōid, die die ſeligin haben vonn den geſchöpfften, ſind zuofallende freüden, als ſo ſich der ſelig freüwt das er ſelig iſt, das er die hell entpflahen hat, das ſeine freünd im hymel ſind &c. Nimm ein gleichs, ein muoter die einen ſuon hat, der ir vaſt lieb iſt, kumpt der ſelbig zuo hohen eren, zuo großer würdikeit, er hat vernunſt vnd weißheit, jm ſtat zuo macht vnd gewalt er iſt wol geſchickt vonn perſon, reich an zeitlichem guot, das iſt der muoter ein große mechtige freūd, ſy gönnet jm des guotes, der eren, vnd des gewaltes von hertzen wol. Nit darum allein, daz ſy ſein muoter iſt, vnd von ſeinent wegen deſter herlicher gehalten würt, denn ſolt ſye mora ſterben, oder in ein frembd land faren, da nyemants wüſt wer ir ſuon wær, noch nit deſter minder freüwete ſy ſich der herrſchafft ires ſuones, ſye günn jm die von gantzem hertzen, vil me wenn ir ſelber, ſye wolt es vngern an ſeiner ſtat haben, wenn ir frōid hanget allein an dem das irem ſuon alſo wol iſt. Da bey macht du verſton, was der gegenwurff würt ſein, wenn wir dörthyn kommen, an dem wir ſelyg werden, vnd was vnſer weſenliche freūd wirt werden, die der ſeligkeit nachfolget. Nuon merck, wenn die ſel des menſchen erkennet vnd ſchawet das got als ein (*xciiij. 2.*) volkommens mechtiges vnendliches edeles gnadenreiches vnd allerbeſtes guot iſt, das er ſein guotheit nit in jm mag behalten, mer ſy überfleüßet in alle geſchöpfften, vnd das in denen allen ergleſtet die hocheyt der maieſtat des götlichen weſens, in dem hat ſy ein ſemliches überſchwenckliches wolgefallen, vnd iſt ir ein vngemeßne vnſchetzliche freūd das gott ſo guot iſt, vnd günnet im ſeiner vnbegreifflichen großmechtigkeit vnd überflüſſigen vollkommenheit alſo wol das ſy an im geſtat, vnnd ir ſelber nit me achtet entlich vnd fürnemlich, denn ſo vil, das ſein liebſter will mit ir beſcheh, nüt anders begert ſye ir ſelber. Das entſpringet har, auß rechter warer volkommner göttlicher lieby, das ein menſch allein entlichen an gott geſtat das iſt ſo vil, er wil gott wol, vnnd gönnt jm alles guot, das er iſt vmb ſein ſelbs willen. Dannan har kommet es, das ſich ein menſch fröwet das gott, gott iſt, wenn die weſenlich freūd der ſeligen geſtat grüntlichen vnd entlichen in got Darumb wenn ein menſch got allein entlich darumb lieb het, das er jm guot iſt jm vil gnaden vnd gaben gibt, das wer von gott wider hinderſich vff ſich ſelber gangen, das wer falſche vnnd nit ware lieby, welche lieby gott miſſallet deßhalben mag ſy nit ſein in den ſeligen, vnd ſprich gar merckklich allein vnd entlich, wenn ein menſch mag jm ſelbs wol gott wöllen vnd begeren, das er an jm ſelig werd, vnd alſo etlicher maß gott in ſich richten, wenn das iſt nach der meinung Scoti, ein werck der hoffnung man ſol aber nit daran entlich geſton ſunder, das ſoll weiter gerichtet werden in gott, durch ware freüntliche gottes liebe, über alle ding als vorgeſeit iſt. Nuon ſpricheſtu, wie mag ich darzuo kommen, das ich gott alſo volkommenlichen (*xciiij. s.*) lieb hab, ſo vil als er es denn in dißem tœtdlichen leben von mir haben will Ich antwurt dir noch der meinung ſancti Thome, es iſt nitt müglich das du dartzuo kommeſt auß kraft deines eignen freien willens, vnd fleißigen uebung got wöll dir denn helffen vnd dir das geben on dein verdienſt, als er ouch thuot on zweiffel. Allein nit widerſtand ſeinem einſprechen innerlich, nitt ſtrauß dich wider ſeine ermanungen, die du von jm haſt außwenndig durch die heilige geſchrifft, durch daz heilig gotts wort auß dem mund des predigers. Oder durch ſeine ſtathalter, deine obren, ſunder thuo

getreüwlichen deinen gantzen fleiß dar zuo, jm vff das gnaweſt zuo dienen, darumb das er ſein wert iſt, ob dir niemer nutz oder lon da von entſpring Sehendt ir das iſt der grund vff den alle chriſten menſchen gon mueßen, nit allein die geiſtlichen, gott ergebnen perſonen, mer ouch die leigen, wenn der herr ſprichet ſelber. Ich bin der weg, verſtond nach meiner menſcheit, den ir mueßen wandelen, der eüch fueret zuo der warheit vnnd dem leben meiner gottheit, das iſt zuo meinem göttlichen weßenn, das da iſt ein gegenwurff cüwer erkantnüß vnd liebe zuo der warheit die ir werden klar an ſchawen zuo dem leben dar an ir werden durch liebe vnnd freüde hangen, in wölichen zweien ſtucken ſtat die ſeligkeit. Alſo hond ir das erſt das einen menſchen ſol ein fueren zuo gerechter warheit, Das ſelb iſt, daßs vnſer haubt vnd herr chriſtus jeſus, ſelber die warheit iſt, darumb mueßen wir ſeine glider, jm nach volgen, vnnd in warheyt eins mit jm werden. Sanctus Paulus ſprichet. Brueder ir ſind vndereinander glider aber chriſtus iſt eüer haubt ¶ Das ander das einen menſchen ſoll bewegen zuo lieby der warheit, das ſelb (*xeiiij. a.*) iſt holtſelikeit der warheit, ſy iſt an ir ſelber allwegen lieplich vnd holtſelig darumb billichen ſol ſy lieb gehebt werden. Nuon frageſt du vnd ſpricheſt, ſeiten mal das warheit allſo an genem, vnd holtſelig iſt. wa von beſchicht es denn das ſy von dem merern teil der menſchen gemeinlichen, allſo übel gehaſſet würt? Das verantwurtet diſer leerer hie vnd ſprichet. das etliche menſchen die warheit haſſen, daßs kompt nit har vonn wegen der warheit an ir ſelber. Mer es entſpringet, auß irem boeßen willen den ſy haben zuo einer ſach den ſy wöllen volbringen. da mœgen ſy der warheit nit widerſton, denn die ſelbig zeig ynen das ir fürnemen falſch vnd vngerecht iſt, deßhalben iſt ynen die warheit häßlichen. Das muoſt du alſo verſton, haſtu lieby zuo einer ſach, ſo gefallet dir die warheit, dar durch dir die ſelbig ſach geruemt oder zuogelaſen würt, haſt du haß zuo einem ding, ſo iſt dir anmuetig die warheit, mit welicher warheit, daſſelbig ding vernütet vnd verworffen würt, herwiderumb macht du die warheit nit geleiden, die dir abſprichet ein ſach, zuo deren du geneigt biſt. Des gleichen iſt dir vntreglichen die warheit, die dich leret, vnd dich treibet zuo einer ſach, die dir widerzem iſt. Ein menſch würt zuo dem erſten verfuert von dem gedanck, derſelbig gedanck gebirt in jm ein hertzigung. Alſo du gedenckeſt an ein ding, es ſey was es wöll, das hertz würt dir dargegen bewegt. Antweders mitt lieby, oder mit haß, herwiderumb, die ſelbig hertzigung, wie ſy iſt, dem nach bringt ſy ein beduncken. Darumb was ein menſch lieb hat das gefalt jm wol, vnnd was er haſſet das verwürffet er. Da vonn gefalt mancher muotter ir kind, ſo wol daßs ſye glaubt, es ſey kein hübſcher (*xcv. 1.*) kynd vff erdtrich, denn ir kind iſt. Allſo beduncket die eül ire kinde ſeyendt dye hübſcheſten vnder allen vœgelen, vnd der aff meinet, die ſeinen ſeyen die ſchœnſten vnder allen thieren, wenn ein falſche hertzigung gebiret ein falſches beduncken. Vnd das falſche beduncken machet ein vngerecht vrteil. Alſo was du lieb haſt das gefalt dir wol, darumb ſchetzeſtu es guot, ob es wol bœß iſt, hye gegen was du haſſeſt, das mißfallet dir, es muoß bœß ſein, do mag alle welt nit für, denn wie das hertz des menſchen troffen würt, alſo hatt es ouch eyn beduncken. Zuo gleicher weiß, als einer der da ein geferbtes glaß für die ougen haltet, wie das ſelbig glaß ein farb hat, gel, blow, oder ſchwartz. alſo ſcheinend jm alle ding ſein die er da durch ſicht. Darumb ſprechendt die lerer. ſo bald ein ding gezogen würt in haß oder in anmuot, ſo

vergat alles warhafftiges vrteil. Darumb ſprach der herr in dem ewangelio. nit vrteilend nach der angeſicht, aber ein recht vrteil fölland ir geben. Darüber ſpricht lyra. Nach dem die ſach iſt, da nach föllend ir vrteilen vnd des angeſicht vff ein ort ſetzen, das iſt ſo vil, vrteilend dem nach als die ſach in ir ſelber iſt, vnd huetend eüch, daſs ir ſy nit rychend in anmuot, noch in haß, vff das ir nit darnach noch geſtalt der ſelben hertzigungen bewegt werdent zuo vrteilen, denn wie die hertzigung iſt, alſo würt ouch das gefallen oder mißfallen. Darumb ſpricht diſſer lerer hie, der heüſche menſch vnd der demuetige, dem iſt wol gefällig, vnd angenem die warheit, mit welcher warheit keüſcheit vnd demuot gelobt werden, vnd vntzucht ſchantberkeit vnd hochfart verworffen, wenn ſchantberkeit vnd hochfart, ſeind jm groſslichen widerig. Davon gefalt jm das dadurch ſein conſcientz (*xcv. 2.*) in irem fürſatz geſterchet würt. auß dem macht du verſton, das die warheit in ir ſelbs holtſeligk vnnd angenem iſt, aber das wir ſy ſo übel haſſen das iſt vnſers boeſen willen ſchuld, den wir hand zuo volbringen das vnrecht, welichen verkerten willen die warheit ſtraffet, deren wir nit widerſton noch entweichen mogen. Schent ir das iſt daz ander, das einen menſchen ein fuert zuo neben diſſe tugend, daſſelb iſt holtſeligkeit der warheit. Warheit iſt ein tugent die einem menſchen über alle maß wol an ſtat, vnd zierlichen iſt. Wenn ein menſch vffrecht vnd warhafftig iſt in ſeiner red, das iſt groſslichen an ym zuo loben, mit denen leüten iſt guot handelen, vnd kan man etwas mit jnen außrichten. Aber wo perſonen ſind, die geſchrenckt, liſtige, beſcheide, vnd zwifaltige zungen hond, mit dem volck kan nyemans von ſtat kommen, gelingt jnen wol ein zit ſo mag es doch die lang nitt beſtan, ir ſchalckhaftikeit, muoß yenen an den tag kommen, denn hond ſy ſich ſelber geſchmecht ¶ Das dritt das einen menſchen ſoll bewegen zuo gerechter warheyt. Das ſelb iſt überwinndung, oder geſigung der warheit Es mag wol beſchehen, das die warheit ettwen gewalt leidet vnd vndertrucket würt, aber ſy mag in die harr nitt vertruckt werden, denn ſy überwindet alle ding. Dauon leſen wir ein hübſche hiſtorij im dritten buoch Eſdre am .iij. ca. von dreien jünglingen die hueter Darij des küniges, die ir weißheit wolten bewerenn. Der erſt ſprach der wein wer ſtarck. Der ander meinet, der künig wer ſtercker. Aber der drit genannt zorobabel beseüget das die krafft der weiber wer über die macht des weines vnd ouch des küngis vnd über diſe alle dreü wer die warheit aller ſtercheſt, daz bewert er vnd ſprach alſo, o ir mann die warheit iſt groß vnd (*xcv. 3.*) ſtercker denn alle diße ding. Alle erde ruefet an die warheit, ouch der himel geſegne ſy vnd alle werck die da werden bewegt die erſchrecken ab ir, denn bey ir iſt nüt vngerechtes, der wein iſt vngerecht, der künig iſt vngerecht, die weiber ſind vngerecht. Alle menſchen ſind vngerecht, vnd alle ire werck ſind vngerecht, denn die warheit iſt nit in jnen dauon verderben ſy in irer boßheit. aber die warheit bleibt vnd geſiget ewiglich vnd lebt vnd behaltet ſich in den welten der welt, bey ir iſt nit vff nuo nemen die perſon noch die vnderſcheidungen, aber ſy tuot die ding, die da ſind gerecht allen menſchen, den gerechten vnd den vngerechten vnd alle werden ſy geguetiget in iren wercken, wenn das vngerecht iſt nit in irem vrteil, aber die ſtercke, vnd das reich vnd der gewalt vnd die maieſtat aller ewigen, gott der warheit ſey geſegnet, vnd er hœret vff zuo reden, darumb alle völker ſchryen vnd ſprachen, die warheit iſt groß vnd gaben jm den ſig Das iſt alſo das dritt, da durch ein menſch eingefuert mag

werden, lieb tzuo haben die warheit vnd ir zuo leben, daß felb iſt das ſy überwindet alle ding. ¶ Das vierd da durch ein menſch bewegt würt zuo diſer tugend, daſſelb iſt vnwandelbarheit der warheit. Dauon ſprach der herr chriſtus jeſus in dem ewangelio, hiemel vnd erd werden zergan aber meine wort zergand niemer, ſehend ir das iſt das vierde das einen menſchen ſoll bewegen warhafftig zuo ſein, denn die warheit bleibt ſteiff, ſy laßet ſich nit wenden von einem ort vff das ander, mer ſy beſtat ewiglichen. Damit falt der ander haubtpunct ouch hin wegk.

Nvn vff den dritten puncten frageſtu vnd ſpricheſt, ich hab ietzt wol gehœrt was rechte warheit iſt, vnd was einen menſchen dartzuo rei- (*xcv. 4.*) tzen ſol, darumb wolt ich ouch gern wüſſen welches die zeichen ſind, bey denen ich einen gerechten warhafftigen menſchen mag erkennen, vnd ouch die zeichen der vnwarheit? Ich find ſiben zeichen noch der meinung des lerers, bey denen diße warheit, von deren wir hie reden, mag erkennt werden. ¶ Das erſt iſt, wenn der menſch die warheit nit verlaßet vmb gunſt willen der menſchen. Es iſt denn wenn du einem geneigt biſt, das du von ſeinet wegen die warheit nit verſchweigeſt, welche warheit dir zuo ſtat zuo offnen oder in ander weiß nit von der warheit weicheſt vmb ſeinent willen. ¶ Das ander zeichen der warheit iſt, da ein menſch die warheit nit verlaßet von eigens nutzes willen. ¶ Das dritt wenn er die warheit nit übergibt vmb verlierung willen ſeines eignen leibes oder guotes. ¶ Das vierd zeichen der warheit iſt, wenn er nit geſtattet das die andren vmb ſeinent willen von der warheit weichen, vnd es nit ſtill ſchweigent lat hingon, wenn ſy iren leib eer oder guot, mit vnwarheit wöllen beſchirmen. ¶ Das fünfft iſt da ein menſch niemer me auß anſchlag etwas falſch redt. ¶ Das ſechſt zeichen iſt, ſo er niemer me für ſich ſetzet, falſch wöllen reden oder in ander weg, ſich falſchlichen zuo ertzeigen. ¶ Das ſibend vnd letſt zeichen der warheit iſt, da ein menſch bey ſeinen worten bleibt vnd die nit wandelt, es beſche denn mit vernünfftigem rat von nottürftiger ſach wegen, diße ſiben ſtuck alle ſammen, beweret der leerer hie mit fünff exempeln. Zuo dem erſtenn mitt Balaam, als geſchriben ſtat. Numeri an dem .xxxiiij. capitel. Der ſelbig, als jn der künig Balach beruefftet, vnd yn bat, daßs er die kinder von iſrahel ſolt verfluochen do ſprach er ich mag nit anders reden denn was mir der herr gibt zuo reden. vnd als jm der künig vil gaben (*xcvj. 1.*) verhieß, wer es das er dem volck gottes fluochte, do antwurt er vnd ſprach. wer es das mir Balach geb ſein hauß vol ſilbers noch mag ich nüt anders reden denn was mir der herr zuo reden gibt. Der gleichen exempel finden wir vil von den propheten hieremias, vnd Micheas, von Daniel, vnd von den andren propheten. Diße alle mochten nit überwunnden werden, weder mit bitten noch mit trowen oder ouch durch verheißen daz ſy verlißen die warheit irer wort oder in ander weiß ab wichen von dem weg der warheit. Da bey ſol ein menſch leren, das er die warheit niemer verlaß denn niemans ſol liegen, weder vmb fridens noch vmb guotes, oder vmb eren willen, denn liegen iſt allwegen ſünd als ich vor ouch hab geruert. Da mitt hond ir welches ſind die zeichen der warheit. ¶ Nuon was da ſeien die zeichen der falſcheit da merck. Es ſind fünff zeichen der luegen vnd falſcheit, ſo diſer lerer hie ſetzt. ¶ Das erſt iſt, da ein menſch eins hat im hertzen, vnd ein anders im mund, er lachet einen an mit dem mund vnd möcht er ju beißen mit den zenen, das het er wol am hertzen. Alſo thet Joab der fürſt der ritterſchaft des künigs dauid der erſchluog zwen

fürſten der ein hieß Abner, vnd der ander Ammaſa, denen allen beden bot er die wort, vnd den kuß des fridens mitt dem mund. Aber mit der hand zoch er har für eyn ſcharpffes meſſer, das er bey jm verborgen het. da mit ſtach er ſy hinderwert zuo tod. ¶ Das ander zeichen der falſcheit iſt, da ein menſch ſeine wort on nutz leichtigklichen wandlet. ¶ Das dritt iſt wenn ein menſch die warheit übertritet alſo das er an ſtat der warheyt offenlichen vnd vnuerholen luegen ſeyt, der ſelb iſt nit allein falſch, vnnd vnwarhafftig, ſunder ouch ein verretter (*xcvj. s.*) der warheit. Als judas hat geton denn in dem letſten nacht mal, do der herr Jeſus ſeinen jungeren ſeyt. Es würd einer aus denen die mit jm aßen, jn verraten. Do fragten die junger all auß wiſſenhaffter vnſchuld, yetlicher ob er der verræter wer, fragt ouch judas vnd zalt ſich ouch zuo den vnſchuldigen, in ſeiner frag, darinn log er, vnnd in die weiß leg er. Denn er was der ſach mit den juden eins worden, vnd het des gantzen willen, das er ſeinen meiſter chriſtum jeſum vnſren herren wolt in den tod geben. Da von iſt er geſein ein verræter der warheit. ¶ Das vierd zeichen der falſcheit iſt, da ein menſch der warheit nit beyſtand thuot, allſo das er ſye nit frey verkündet der ſy doch frey verkünden ſolt, der ſelb verratet die warheit ouch. Sollich ſind geſein die geſchrifftweißen der juden, die hetten wol gemöcht wüſſen auß den prophecien der propheten, das der herr jeſus der war meſſias iſt geſein, der jnen was verheißen in irem geſatz, das ſolten ſy dem gemeinen volck verkündet haben. Aber dauon das ſy jm heimlichen haß truogen do wolten ſy die warheit nit bekennen noch den vnwüſſenden verkünden da von ſind ſy dem verræter judas gleich geſchetzt in der boßheit. Allſo thuond noch alle die, welliche wol bekennen die warheit, welche warheit, den weg der waren vnd volkommnen tugenden leret, vnd die laſter ſtrafet vnd verwürffet, aber ſye verſchweigen die vnd offnen ir nit an denen orten vnd ſolchen perſonen, da jnen ſolches ambtes oder ander vrſach halben von recht zuo ſtat, diße alle verraten die warheit. ¶ Das fünffte vnnd letſte zeichen der falſcheit iſt, wenn ein menſch nitt freylichen beſchirmet die warheit die er doch freilich beſchirmen ſolt, dieſelben ſein ouch hingeber der warheit vnd verurteilent (*xcvj. s.*) die warheit in den tod. Als pilatus hat gethon, derſelbig bekannt wol, das der herr jeſus den tod nit het verſchuldet, vnd das in die juden falſchlichen von neides vnd haſſes wegen dargaben. dauon ſolt er jn beſchirmt haben als ein richter, dem das zuo gehœrt von ambtes wegen, wenn die geſchrifft ſpricht, Den vnſchuldigen vnd den gerechten ſolt du nit tœden, er het ſein ouch gewalt, als er von jm ſelber betzeüget, da er zuo dem herrenn ſprach, warumb antwurteſt du mir nit weiſt du nit, das ich gewalt hab dich zuo tœden, oder ledig zuo laßen? Aber dorumb das ſy jm trowten vff den keiſer, den er forcht, ouch wolt er jnen hiemit gefallen vnd irer bittung genuog ſein, dauon gab er jn den herren mit jm zetuond noch irem willen. Deß gleichen tuond noch vil menſchen, die da wol bekönnen vnd wüſſen die warheit, vnd ſtünd jnen ouch zuo das ſy ir beiſtand theten, ſy beſchirmten, oder behilflichen dar zuo wæren daß ſy beſchirmt würd. Aber ſye ſchonen ir ſelbs, wöllen nit verklagt noch vnwerd werden, oder die hertzen der andren, denen die warheit widrig iſt betrueben. Alſo lond ſy die warheyt vndergon vnd ſo weit es an jnen iſt, ſo mueſen die, die der warheit bey ſtond, oder gern beyſtand tetend yrent halben verderben, Diße verſünden ſich ſchwerlichen vnd werden ſchuldig an der warheit als ob ſy ſelber da wider

geſtritten heten, denn welicher einen andren ſchuldig iſt zuo beſchirmen, vnd keret nit fleiß an daſſelbig zuo thuond, ſo er bekennt daz er ſein bedörfft, Mer er lat jn alſo on hilff zuo tod ſchlagen, oder auß dem land vertreiben, der würt pflichtig den ſelben ſchaden abzetragen den er mit ſeiner hinlæßigkeit verſaumt hat. Allſo hond ir was da ſind die zeichen der warheit. Vnd ouch die zeichen der falſcheit, (*xcvj. 4.*) da mit falt der drit vnd letſte haubtpunct von diſſer tugent ouch hin weg

AUS DER POSTILLE.

Doctor keiſerßbergs Poſtill: Vber die fyer Euangelia durchs jor, ſampt dem Quadrageſimal, vnd von ettlichen Heyligen, newlich vßgangen. *Nach der Vorrede* von Heinrich Weßmer mit groſſer mueg, arbeit, vnd hœchſtem fleyß zuoſammen geſammlet, vnd angeſchriben vß ſeinem mund. *Gedruckt zu Straßburg durch Joannes Schott 1522. fol. Der erſte Theil 35., der zweyte 117. gezählte, die Paſſion 26. ungezählte, der dritte Theil 109., der vierte 41. gezählte Blätter.*

(*Th. III. Bl. lxxix vw.*)

Am fünfftzehenden Sonnentag das euangelium, das do iſt ein fundament, oder gruntfeſte des gantzen chriſtlichen lebens. vnd iſt der grœſten euangelium eins das im gantzen jor iſt. Vnd haltet inn, wie ein chriſtener menſch verachten ſol luſt, eer, vnd guot diſſer welt, deßhalben, das es alles zergengklich iſt. Auch kein ſorg haben ſol vmb eſſen, trincken, vnd kleider. Sunder ſol ſuochen das reych gotts, vnnd ſeine gerechtigkeit, ſo werden jm die ſelben ding alle ſelber härzuofallen, ſouil jm denn notdürfftig iſt zuo erlangen ewige ſeligkeit. Amen.

DAs heylig euangelium beſchreibt vns ſanctus Mattheus. In der zeyt als Chriſtus Jeſus vnſer herr hatt ſeinen iüngeren geben das nüw geſatz vff dem berg, inn gegenwertigkeit des volcks, vnd jnen gezöigt den weg zuo ewiger feligkeit, do hat er vnder anderen leeren fye ermant, vnd vnderwißen, das fye ſich ſoltend hueten vor dem gryt, vnd vor vnordenlicher begird diſſer zeytlichen, zergengklichen ding, vnd ſoltend die verachten, vnd ir hertz richten zuo ewigen dingen. Vnd vff das er jnen vrſach geb das fye jm volgtent, vnd gloubtent, do ſprach er zuo jnen. Nitt wellend veh ſchätz machen vff diſſem erdtrich, an wellen orten in diſſer zeyt, der roſt die ſelben ſchätz mag vertzeren, vnd die ſchaben, die ſelben mœgen zernagen, vnnd dozuo die dieb die ſelben mœgen ſtelen vnd vßgraben. Sunder wellent veh ſchätz machen im himmel, do weder der roſt, noch die ſchaben fye mœgend vertzerenn, noch zernagen, noch die dieb ſtelen. Als ob er ſpræch. Das ſol veh billich bewegen, das ir nit ſuochent diſſe zeytliche yrdenſche ding, deßhalb das fye zergont, vnd verſchwindent, vnd feind onbliblich, vnd gendt zuo lon allen denen die mit iren begirden doran hangen, vnd groſſe lieb doruff legen, nüt weder angſt, jomer vnd not. als ein gemeyn ſprichwort iſt. Es ſtand kurtz oder lang, ſo iſt lieb, leyders anefang. Vnd deßhalb ſollend ir üweren fuoß nit doruff ſtellen, vnd veh alſo ſchätz machen hye vff diſſem erdtrich, funder im himmel. wenn die ſchätz vff diſſem erdtrich, hond kein bliblicheit. Sye werdent vertzert von dem roſt,

vnd zernagen von den ſchaben, vnnd werdent geſtolen von den dieben. Vnd ob ir die ſelben ſchätz ſchon möchtend behalten vor dem roſt vnd ſchaben, das ſye weder roſtig, zernagen, noch vertzert wurdent, nochdenn ſeind ſye nit ſicher vor den dieben. denn ſye mœgent vch geſtolen werdenn. Aber die ſchätz die ir vch machen, oder zuoſammen tragen vnd legen werdent im himmel, die ſeind bliblich vnnd ſicher. wenn dohyn mag kein ſchab, roſt, noch dieb kummen. Do der herr alſo ſeine iünger, vnd das volck warnet vor dem gryt, vnd jnen zöigt was ſchadens jnen doruß gon würd ſo ſye ſchätz zuoſammen würden legen, do worend ettliche vnder dem (lxxix rw.) volck an dißer predig, die gedochten in jnen ſelbs (als denn die grytigen allwegen ein weerwörtlin habend) vnnd ein yetlicher ſonder gedocht, wir wellend vnßer guott wolbehalten vor dem das du ſeyſt, das es weder der roſt vertzert, noch die ſchaben zernagen, noch die dieb ſtelen. Wenn die kleider wend wir im Mertzen vßhencken, vnd erſchüttelen, vnd den lufft wol hyndurch loſſen gon wider die ſchaben. So hond wir gewelb zuo dem gelt, die ſeind mit ſchloſſen, vnd ſtarcken riglen wol verſorgt, das die dieb nitt dozuo mœgen kummen, vnd vns den ſchatz ſtelen. Dorzuo ſo mœgen wir die gülden wol wannen in der ſunnen, das ſye der roſt nit vertzert. Dorumb iſt diße vrſach die du fürwendeſt vnuerſanglich vnd hat nit fuog noch krafft, das wir die zeytliche guetter verloſſen ſollend vnd verachten. Der herr verantwurtet diße jured, die ſye in irem hertzen gedochtent, vnd greiff an, vnd zöigt jnen. wenn es ſchon were, das ſye diße zeytliche guetter wol möchtent behalten vor dem roſt, ſchaben, vnnd dieben, als ſye meyntent, noch denn ſo wurdent ire hertzen zerflockeren zuo ſollichen yrdenſchen dingen, das der grœſſeſt ſchad iſt, vnd ſprach. Wo dein ſchatz iſt, do iſt auch dein hertz. Als ob er ſpræch. Loſß es ſchon ſein, das du diße zeytliche ding behalten macht, das ſye nyemans ſtele, noch kein ſchab zernag, noch der roſt vertzere, noch denn ſo bringent ſye dir einen groſſen berlichen onwiderleglichen ſchaden. deßhalben, das dein hertz ligt vff den ſelben rychtumb vnnd yrdenſchen dingen, nit anders weder als ein roſßkæfer in eim roſßtreck, vnd machent das dich weder gluſt noch gelangt zuo gedencken von himmelſchen dingen. Alſo würt das hertz des menſchen, das gott geſchöpfft vnd hoch geadlet hatt, jm an zuohangen, vnd ewigen guetteren, geſaſßt von ſorgen, begirden vnd gedencken. das es on vnderloß vmbgot, ſich zuo bekümmeren, nacht vnd tag mit acker vnd matten, zinßen vnd gülten, eer vnd lüſt. Aber doran gedenckt ſelten ein menſch das es der grœſſeſt ſchad iſt, das ſeine vernunfft, die alſo edel iſt, muoſß in dem kot vmbgon vnd mit dem gouckelwerck. Wenn man ein ſuw frogte, ob ſye lieber wolt den ranß in einen ſack mitt neglin ſtoſſen, oder aber, ob ſye ju lieber wolt in ein buren fyol ſtoſſen. Sye ſpræch ſye wolt jn liber ſtoſſen in ein buren fyol. Alſo thuond auch die weltlichen menſchen, die den lüſten noch gond. Endruwen ſprechend ſye, es iſt mir ein guotter kuoſtal hye. Ich will dirs werlich wol gloubenn. denn du ligſt im treck bitz über die oren. Wenn man ein fröſch vff ein küſſen ſetzt, ſo ſpringt er glichs wider härab in treck, er mag vff dem küſſen nit bliben. Alſo auch biſt du im treck gelegen, vnd gott hat dich geſetzt vff ein ſammeten küſſen, er hat dich gereyniget, vnd hat dir gnod geben. Aber du thuoſt eins vnd ſpringeſt wider in die kotlachen, das iſt, du bekümmereſt dein hertz mitt vnküſchen gedencken, gedenckeſt an die aller ſchnœdeſten ort die an der frawen ſeind. Inn der kotlachen ligt dein edle ſeel zuoſudlen, vnnd

zuofuochen die ding die fye nitt fuochen folt. Deßhalb du geirret würſt das du nitt fuocheſt ewige guetter. vnd das iſt ein groſſer berlicher ſchad, ſpricht Chryſoſtomus. Noch was es nit genuog. Sye woltend keinen benuogen haben mit diſſer antwurt. Denn wer zuo weg buwet, der muoß vil hœren. Wenn es worend auch die andern do, die gedochten in jnen ſelbs, als denn mengerley volcks an der predig iſt, do einer diß redt, der ander gynß. Es muoß dorumb nit eben ſein (ſprechend fye in jnen ſelber) ſo wir rychtuomb haben, eer, gewalt vnd luſt, das wir allwegen doran gedencken mueſſen, vnd alſo vnßere hertzen gantz vff diße zeytliche ding legen. Wir können dennocht wol gott dienen, vnnd vnßere hertzen vffheben, vnnd nütdeſterminder auch zeytliche guetter haben vff dißem erdtrich. Wir können zuo beyden henden gott dienen, vnd (*lxxx vw.*) dozuo dem rychtuomb. Wie vnßer begynen, oder geiſteren. Wenn es faſtnacht iſt, ſo ſprechend fye. wir mueſſen yetzendan weltlich ſein. vnd fohen an zuoblitzen vnd gumpen, hinden vnd vornan, wie ander leüt. Vnnd wenn die Faſt kumpt, ſo ſprechend fye, do iſt die zeyt das wir geiſtlich feyend. Vnd im Aduent mueſſen wir aber geiſtlich ſein. Dornoch ſo kumpt die Wynachten, ſo ſeind wir denn wider frœlich. Es heiſſet yetz guotts dings ſein. vnnd alſo meynent fye dennocht gar geiſtlich ſein. Jo ſprechend fye, wie kan eins alſo ein munnaff ſein, ein munck, vnd ein mummelthier. Du feyſt gar wor, jo wann man ſich nit verſtuend vff dein buebery. Alſo redtent auch diße in jnen ſelbs, vnnd meynten, fye könten vff alle ort ſich richten. Sye meyntent fye köntent das halb hertz geben vff zeytliche guetter, vnd das ander halb hertz vff das himmelrych, vnd auch gott dienen. Dorumb gedochtent fye in jnen ſelbs. Diße ſach die du für wendeſt, das wir zeytliche ding ſollend verloſſen, vnnd verachten, dorumb, das vnßer hertz dorin gehefftet würt, das iſt nitt mechtig. Denn wir mœgen wol an gott gedencken, vnd jm dienen vnd geiſtlichen dingen anhangen, vnd dennocht nütdeſterminder, auch zeytliche guetter dar neben haben. Wir könnent fye alle beyde wol. Wir könnent gott dienen zuo ſeinen zeytten, vnnd noch denn auch der welt. Diße jnred vmbkert jnen der herr auch, vnd verantwurtet das durch das gemeyn ſprich wort, das alle menſchen geſtont vnd glouben, vnd ſprach zuo jnen alſo. Do vohet der text an. Nemo poteſt duobus dominis ſeruire. &c.

¶ (Nyemants (ſprach der herr) mag zweyen herren dienen) Als ob er ſpræch. Ir hond ein anſchlagk in üwerem hertzen, vnnd meynten, ir mœgen zeytlichenn guetteren dienen, vnd ſorg haben die zuoüberkummen vnnd dobey nütdeſterminder auch gott dienen, vnd ſorg haben zuo überkummen ewige guetter. Es thuott ſein nit. Wenn es mag nyemmants zweyen herrenn dienen, nammlich die do gantz widereinander feind, wider partheyſch, oder widerſpennig, do denn einer gebütet do hynuß, der ander dort hynuß. Wann worumb? (Entweders er würt einen haſſen) ſprach der herr (vnd den anderen liebhaben. Oder er würt einen lyden, vnd den andern verachten. Nit mœgent ir dienen gott, vnd dem rychtuomb) als ir gedencken, vnd in üwerem anſchlagk haben, vnnd meynent ir können zuo beyden henden. als do man ein heygerleyß macht, vnd könnent gott ein handt byeten, vnd der rychtuomb die ander hand, vnnd alſo vmbhær dantzen. Ir mœgent nit gott dienen, vnd der rychtuomb. Ein menſch mag aber wol rychtuomb haben, vnd gott dobey dienen. Er mag aber nit der rychtuomb (*lxxx rw.*) dienen, vnnd gott. Wer do der rychtuomb dienet, der ſelb darff die nitt angriffen, noch bruchen zuo ſeiner notdurfft. wenn do iſt rychtuomb ſein herr. Er muoß

der rychtuomb gehorſam ſein, vnd tag vnd nacht ſorgen, die lyt jm vff dem halß, vnd trucht ja. Aber der iſt ein herr über ſein rychtuomb, dem do ſein rychtuomb dienet, vnnd ſye darff angriffen, nützen vnd gebruchen zuo ſeiner zimlichen notdurfft. vnd dem iſt rychtuomb guott. Als dem buren iſt der myſt guott. Wenn er brucht den, vnd fuert jn vß vff die äcker. Aber den burgeren in der ſtatt ſol er nüt. Wenn er lyt do, vnd verwuefiſt jnen nummen den hoff. Alſo auch die do den myſt der zyttlichen guetter vßfueren vff die dürren äcker der armen. das iſt, die do ire rychtuomb vßteylen, vnd vß ſpreytent den armen menſchen, denen iſt rychtuomb guott. Wenn ſye verdienen domit ewige ſeligkeit. Die aber rychtuomb behalten, vnd ſouil gelts, horns, vnd wyns beyeinander haben lygen in iren kaſten, vnnd keyleren, einen haſen vff dem andern, es lyt vmbendumb voll frücht, alſo das es die bün darnider trucken wil von völle, vnnd ein vaß lyt hert am andern, das eins dem andern nit entwichen mag. vnd dorzuo ſo vil bett, kleider, vnd des blunders, vnnd das alſo lond do lygen, vnd verderben, ee ſye das vmb gotts willen wend geben. denen iſt rychtuomb nit guot. Als leyder dick geſchicht. So lyt das bett do, ſo lyt das dort, ſo lygen do zwey, oder dry bett vfeinander. So iſt das niderlendiſch, vnd diß probendiſch, vnd iſt des teüffels geſpenſt. Sehen ir das feind die, die der rychtuomb dienent, vnd nit gott. Do iſt angſt vnnd not, wie es alleſſammen reynlich geordnet werd, fyn gezyert, vnd gebutzt, vnd vil küſſelyen, do mit federwot vmbzuogon, die bett vß zuo ſchütten, vnd ein bett in das ander zuomachen, dornoch die zuokleyben. Ich wil anders dings geſchwigen, das zinnen geſchirr zuoriben vnd zuoſegen. Vnnd ſo hab ich ſouil ſchulden, oder mentel (ſprechen die fyhen richen wyber) einer iſt mechelſch, der ander von der roſen, der dritt lampertiſch, der fyerd fyn rouchfar bruckſch, der fünfft weiß ich wohær. Sehend ir, domit vertriben wir die edlen zeyt, in deren wir vns ſoltend richten zuo gott dem herren. Alſo iſt es von der göuch wegen. Aber ein menſch der do hatt zeytlich guott, vnd brucht das ſelb für ſich vnd die ſeinen noch notdurfft, vnnd teylet armen leüten mitt was er überigs hatt, der ſelb kumpt durch rychtuomb in das himmelrych. Aber yemermeder ſich wellen bekümmeren mit diſen zytlichen dingen, vnnd mit den gedencken dorinn ligen nitt anders weder wie ein mulwerff, der onunderloß in der erden lyt im treck zuoſudelen, des ſolt ſich ein chriſtener menſch beſchammen, vnd ſich zuo guot do zuo duncken, alſo dem rychtuomb zuo dienen, vnd do durch gott zuouerloſſen. Dorumb ſprach der herr. Nitt mœgent ir dienen gott vnd der rychtuomb. Als ob er ſprech. diße vrſach die ich fürwend, iſt krefftig, aber üwer anſchlag den ir im hertzen haben, der ſelb iſt falſch. (Dorumb ſag ich vch, nit ſeyent ſorgſam üwerer ſeel, was ir werdent eſſen, noch üwerem leychnam, was ir werdent anlegen) Das iſt. Ir ſollend nit haben vnbeſcheidenliche, oder vnuernünfftige ſorg, alſo das die ſelb ſorg vmb eſſen, trincken, vnnd kleider üwer hertz ſo gar faſſe mit den ſelben yrdenſchen dingen, das ir vergeſſen geiſtlicher, oder himmelſcher ding. Alſo das der merer teyl üwer ſorg ſey von diſen zytlichen dingen, vnnd das minder teyl von geiſtlichen göttlichen dingen. Der herr verbütet in diſem euangelio nammlich fyererley ſorg. Die erſt ſorg die der herr vns hye verbütet, das ſelb iſt ein vnordenliche ſorg. vnnd iſt die, do ein menſch ettwenn ſorg hatt von zytlichen guetteren, vnnd douon alſo gefaßt würt, das er jm die ſelben guetter ſo hart lot anligen, das er ſye ſetzt als für ſein letſt end, oder vermeynts.

gott geb es gang fuſt wie es well, echter (*lxxxi vw.*) das er nummen möcht vil guots überkummen, es ſey joch mit gott, oder wider gott, gilt jm alles glich. vnd doran lyt er tag vnd nacht zuogedencken, vnd ſetzt ſein ſach doruff. wenn es ſich nummen gelibet, es geſeelet ſich ettwenn. Diß iſt ein vnordenliche verworffne ſorg, die der herr hye verbütet, vnd iſt todſünd. ¶ Es iſt dornoch ein andere ſorg, vnd die ſelb heiſſet ein vnbeſcheidne, überflüſſige, oder vnneſſige ſorg. wie ichs dann nennen ſol. Vnnd iſt die, do ein menſch überflüſſigklich ſorget von zytlichen guettern. Nit vnordenlichen, das er ſye ſetzet für ſein allerletſtes end, oder vermeynen, weder ſouil das er will gott dienen. Nein. Das iſt aber doran, er hatt vnneſſige, vnnütze ſorg. wenn der ſorg iſt zuouil, vnd bringt keinen nutz. Er macht des pfeffers zuouil an die gallrey. Es iſt denn, wenn ein kouffman ein knecht vff dem land hatt, vnd hatt ettwenn ein wechſſel gemacht gon Rom, gon Lyon, oder gon Venedig, oder wohin es denn iſt, vnnd er weiß, das das guott vff dem weg iſt, vnd wartet wenn es kumpt. vnd aber lyt tag vnd nacht zuogedencken, wo er well die ſelbige war wider vertriben, vnd ir abkummen. Oder aber gedenckt, wol an du ſolteſt yetz vff den marck faren mit dem guot, wer es hye, wenn will es dolme kummen? Oder gedenckt, der knecht möcht den zoll verfaren, ſo kemeſt du vmb alles das du haſt, vnnd mueſteſt verderben. Alſo lyt er zuogedencken on vaderloß, tag vnd nacht, yetz diß, denn jhens, vnd hatt zuouil ſorg. vnnd wenn er lang ſorget, ſo kumpt das guott weder deſter frueger, noch deſter ſpoter, noch verfaret der knecht den zoll weder deſter me, noch minder, noch mag er das guot weder deſter minder noch me vertriben. Vnnd das iſt ein vnneſſige, oder überflüſſige ſorg. ir iſt zuouil. die gott auch hye verbütet.

¶ Was iſt me vnnütze ſorg ſpricheſt du? Ich antwurt vnd ſprich zuom dritten iſt eim vnzytige ſorg. Es iſt denn ſehen ir, ſo der bur hat geſeygt am herbſt oder der rebmann hatt im mertzen die reben geſchnitten, dornoch die gehacket, gehefftet, vnd bereyttet, vnd vmb die Pfingſten ſorget er von künfftigen dingen, wie die trübel zyttig wellen werden. vnd gedenckt, würt es vaſt regnen, ſo werden die trübel ee ful weder zyttig, vnd würt der wyn ſur. Oder der bur ſorget wie das korn well bluegen, vnd zytigen das erſt geſeygt iſt, vnd wie es gon well. Aber vmb irer beyder ſorg willen, würt das korn, vnd die trübel, weder deſter minder noch meer zytiger noch fuler, furer noch ſueſſer. Vnd diß iſt ein vnzyttige ſorg, die der herr auch hye verbütet. ¶ Es iſt dornoch die fyerd vnnütz ſorg, vnnd die ſelb heiſſet ein mißtruwige ſorg. Das iſt, do ein menſch ſorg hatt vnd meynt, wenn er tuege das er vermœg, ſouil an jm ſey, das er gott diene, jm vor ougen hab, vnd ſeine gebott halt, nyemans beſchyß, oder betrieg, nit mit lügen vmbgang ſunder worhafftig ſey, alſo was er eim zuoſag, das es alſo ſey. vnd meynt, ſolt er alſo leben als dann die pfaffen do von ſagen, er mueſt ſein verderben, jm würde zerrinnen, vnd möcht mit ſeinem antwerck nitt noher kummen. Das iſt ein mißtruwige ſorg, die do hærkumpt vß verzweyfflung, vnd gott vaſt mißfalt. wenn ſye iſt ſtræfflich vnd vnchriſtenlich. Wenn wer do meynt, ſolt er halten das jm gott hatt gebotten, vnd ſolt nit lyegen oder betriegen, er möcht überal nit vßkummen, vnnd das er vnderſtot vßzuokummen mitt ſchwœren, oder zuo beſchiſſen ſeinen nechſten, oder mit anderen ſchalckhafftigkeiten das ſeind ſchwer harte ſünden, vnnd iſt die allerſchedelicheſte ſorg die ein menſch haben mag. Die verbüt der herr auch in dißem euangelio. ¶ Nitt verbüt er vernünfftige ſorg,

do ein menſch im meygen ſorget, das das how gemeygt vnd jn gemacht werd. wenn diße ſorg iſt nitt vnrecht. Oder ſo man in der ernen ſorg hatt, vnnd ſchnydet zuo rechter zeyt, das das korn häryn kumme. Oder wenn es herbſt iſt, vnd (*lxxxi rw.*) die trübel zytig ſeind, das man luogt bey zeyten, das die vaſß gebunden, vnnd die trübel abgeleſen werdenn. vff das die fœgel, kreygen oder ruppen die nitt abeſſent. Oder ſo der bur feygen wil, vnd luogt, das er vff die tag haltet, ſo ſchœn wetter iſt. Das ſeind nit vnuernünfftige ſorgen, do man alſo yegklicher zeyt ir recht gibt, vnd thuot das das man thuon ſol, nochdem denn die zeyt das erheiſchet, vnnd erforderet. Dorumb ſo die ſorgen nitt ſo groß ſeind das ein menſch die für ſich faſß als ſein letſt vermeynen, das er dodurch verloſſen well das jm gott gebotten hat, das iſt nit vnrecht. Item ein antwercks man, ein gerwer, der ſol luogen das er das leder wol bereit vnd recht gerw. Vnd der ſchuomacher der es koufft, ſol es dornoch trüwlich bereiten vnd verarbeiten, vnd ſchuoh doruß machen, vnd ſein gelt dorumb nemmen, was billich iſt. vnnd ſol luogen das er den gerwer nit beſchyſß der jm das leder hatt geburget. Vnd vor allen dingen ſol er, vnd ein yegklicher antwercksman luogen, das er predig vnd meſß hœr an einem feyrtag, vnd dobey gott veriehen, jm glouben, vnd jn erkönnen als ſeinen ſchöpffer vnd halßherren, der jn, vnd alles das im himmel vnd vff erden iſt beſchaffen hatt. Dornoch jn anrueffen vnd bitten im pater noſter, vmb gnod, vmb verzyhung der ſünd, vnnd das er jm welle geben zuoerkönnen ſeinen göttlichen willen, vnd jm vnd den ſeinen narung verlyhen. Vnd am wercktag, ſol er ſein antwerck triben für, vnd für, vnd doch nütdeſterminder dar neben luogen, das er gott nitt erzürn. Vnnd wie ich denen ſag, als tueg man auch in allen andren dingenn, beſunder ein yegklicher antwercks man in ſeim gefert. Dornoch loſß er fœgelin ſorgen. Dorumb ſprach der herr. Ir ſollend nitt ſorgſam ſein üwerer ſeelen, was ir werdent eſſen, oder üwerem lychnam womit ir vch werdent bekleiden. Verſtand do von den vnuernünfftigen ſorgen. Worumb ſollend wir nitt ſorgſam ſein herr? Dorumb (Iſt nit die ſeel oder das leben mee weder die koſt, vnd der lychnam mee weder das kleid?) Das iſt, der allmechtig gott hatt vch geben, on üwer vnuernünfftige ſorg, leib vnd leben. Hatt er vch nuon das grœſſer geben, ſeel vnd leib on üwer ſorg, wieuil me denn will er vch auch geben das minder, das iſt eſſen vnd trincken, do durch ir das leben mœgen behalten, vnnd dorzuo kleider, domit ir vch anlegenn, on üwer vnuernünfftige ſorg? Iſt ein gemeyn ſprichwort. Der do ſchuoff den haſen, ſchuoff auch den waſen. Der herr wolt jnen das noch baſß teütſchen durch ein glichniß, vnd ſprach. (Sehend an das gefügel des himmels, wann die ſelben feygent nit, noch ſchniden nit, noch ſammelent auch nit in die ſchüren, vnd üwer himmelſcher vatter, der ſelb weydet, oder neret ſye. Seind ir nitt merer vnnd grœſſer weder ſye ſeind?) Das iſt. Ir ſollend nitt alſo angſtlich ſorg haben, vnuernünfftige ſorg vmb narung, wie ir mœgent überkummen das ir eſſen vnd trincken haben. Vnnd des nemment ein glichniß bey dem gefügel des himmels, den ſelben gibt gott zuo eſſen vnd zuotrincken, vnd ſye haben kein ſorg weder tag noch nacht. wenn die nacht ruogent ſye, vnd mordens ſo der tag hærbricht, ſo ſtreckt das fœgelin einen fettich über ein bein, vnd fohet an zuo ſingen vnd lobt gott den herren, vnd flücht dornoch vßhyn noch ſeiner narung, vnd ſuocht mucken, oder würmlin, diſß vnd jhynß. Sye feygent nit als die buren. So ſchnydent ſye auch nitt, als die rüter ettwenn ſchnydent die

nit geſeygt habend. So ſammelent ſye auch nit in dié ſchüren, oder kaſten, als die rychen burger, vnnd ſchmerſchnyder in den ſtetten thuond. Vnd gott üwer himmelſcher vatter, der ſelb ernert ſye, das ſye zuoeſſen vnd zuotrincken haben on ire ſorg. Ir aber die do ſeind adelicher, groeſſer geachtet, vnnd hœher angeſehen von gott, vnnd ſeind vaſt vil mee weder ſye ſeind, die gott alſo verſyht, *(lxxxii vw.)* worumb wolt er vch nitt auch verſehen on üwer vnbeſcheydenliche vnnd vnuernünfftige ſorg, ſo ir echter halten ſeine gebott? Sprach der herr fürbaß. (Welcher iſt vnder vch, der do mitt ſeinem gedanck, mœge eines ellenbogen lang hynzuo werffen, zuo ſeiner perſon leng, groeſſe oder gerede? Vnnd wes ſeind ir denn ſorgſam von dem kleid? Sehend an, oder nemment war der gilgen des ackers, wie ſye wachßent. Sye arbeytent, noch ſpynnen nitt. Vnd ich ſag vch, das Salomon in aller ſeiner glory, oder herrlicheit nit bedecket, oder bekleidet iſt geweſen, als eine vß dißen gilgen) Das iſt. Ir ſollend nit allein nitt ſorg haben vmb narung, eſſen vnnd trincken, als wenig als die fœgel im lufft ſorg haben, ſunder auch der kleider halben. wenn mit der ſorg die ir habent, mœgend ir nitt lenger werden. wenn nyemans vnder vch iſt, der do mœg mit ſeinen gedencken hynzuowerffen zuo ſeiner glidmoß, oder lenge einen ellenbogen, alſo das er mœge eines ellenbogen lang lenger werden, weder er von art iſt. Möcht ein menſch mitt ſeinen gedencken, vnnd groſſen ſorgen lenger werden, ich meyn es ſoltend yetz gar vil hye vor mir ſitzen, die lenger vnnd gereder würdent, weder ſye yetz ſeind. Aber dein gedanck vnnd groſſe ſorg mag dich nitt lenger machen weder du biſt. Iſt das wor? wes darfft du denn ſorg haben, wie die ſelb ſubſtantz bekleidet werde? Vnd ob vch diße glichniß nit will bewegen (ſprach der herr zuo ſeinen iüngeren vnd dem volck) ſo nemment die ander glichniß fürhandt von den bluomen, oder gilgen die im feld ſtond vnnd wachßen, vnd ſehent wie die ſelben nitt ſpynnen, noch arbeiten oder weben. wenn ſye thuond nüt, vnd werdent nütdeſtminder vf das allerſchœneſt vnd wiſſeſt bekleidet vnd geziert. alſo das Salomon in aller ſeiner glory nye bedeckt, bekleidet noch geziert geweſen iſt ſo hübſch als ein gilgen vß dißen allenſammen. Wiewol die kunſt volgt der natur noch, nütdeſterminder übertrifft die natur alle kunſt. Als Ariſtoteles ſpricht. Wann es ward nye kein meiſter ſo koſtlich vnd kunſtrych, das er möcht der natur glichen in farben, oder leblicheit, vnd ſo ſchœn gryen, oder fyol farb, oder rot machen, als graß iſt oder bluomen. als dann ir natur vnd art gibt. Wer möcht alſo lebendige farb machen als graß von art iſt, oder ein bluomen molen, das ſye ſchmacht? Nyemants. der iſt vff erdtrich nitt der das kan. Ey hatt gott den bluomen ire kleider angeſchöpfft vnd ſye geziert, wes habend ir denn vil groſſer vnnützer ſorg von den kleideren, was ir wellend anlegen? Weyter ſprach der herr, vnnd ſtrofft ſye vmb iren vnglouben. Si autem fenum agri. &c. (Iſt es alſo, das das graß, oder how des ackers) fenum a fenore dictum, erdtwuocher (das hüt iſt fyn grien ſo man das abmeyget, vnd morn in den bachofen) oder vff den howhuffen (geworffen würt) Ibi ſunt due expoſitiones. Clibanus enim, eſt ambiguum nomen (das gott alſo kleidet) zyeret vnnd vffmutzet, Jo alſo hübſch, alſo ſchœn on ſorg. ſpricht hye ein gloß. (Wieuilme denn vch, ir die do ſeind eines kleinen gloubens?) Dorumb (ſprach der herr) vnnd beſchloß domitt diße red (Nitt wellend forgſam ſein, vnd ſprechen. Was wellend wir eſſen? oder was wellend wir trincken? oder womitt werdent wir bedecket, oder bekleidet? Wenn diße ding alleſammen erſuochent)

ernüssent oder erforderent (die Heiden. Wann üwer himmelfcher vatter weiß, das ir aller diſer ding bedörffent vnnd notdürfftig feind. Dorumb zuom aller erſten fuochent das rych gottes, vnd ſein gerechtigkeit. vnd ſo werdent veh diſe ding allefammen hynzuogeworffen.) Das iſt. Nitt wellend alſo ein mißtruwige ſorg haben, die do hærkumpt vß einem vnglouben, (*Lxxxii rw.*) oder vß verzweyfflung. als ob ir nit gloubtent, wer die gebott gottes hielt, das jm gott verſehung würde thuon nach ſeiner notdurfft. Nit feind alſo eines kleinen glaubens. wenn das iſt falſch. Gott üwer himmelfcher vatter, den ir anrueffent im himmel obnen, der ſelb wil veh verſehen, mag vnd weiß auch veh zuouerſehen, mee weder kein fleiſchlicher vatter ſeinen leiblichen ſun. Quia potens, ſapiens, ac bonus eſt. Wenn einer ein ding thuon wil, ſo thuot ers auch. Vnd wenn ers do zuo mag thuon ſo thuot ers wol. Vnd wenn ers weiß zuo thuon, ſo verſumet ers nit. Alſo gott der allmechtig iſt der, der do will, vnd mag veh wol verſehen, vnd weiß auch veh zuoverſehen noch üwer notdurfft, vnnd dozuo nach üwerem nutz. Vnd weiß dozuo auch wol, das ir der ding allerſammen notdürfftig ſeind. Wes ſeind ir denn ſorgſam, das ir ſprechend, was wellent wir eſſen? oder was wellen wir trincken? oder womitt wend wir vns bekleiden? Wenn diſe ſorg hond die Heiden, die do nit ein vertruwen habent zuo gott, das er ein fürſeher ſey ſeiner diener. Dorumb ſo ſol allein das üwer anſchlag ſein, wie ir mœgent kummen zuo ewiger ſeligkeit, vnd wie ir mœgend halten die gebott gottes, das iſt ſein gerechtigkeit, durch welche man überkumpt ewige ſeligkeit. das ſelb ſol das aller erſt vnnd das fürnemmeſt ſein, das ir mœgent, vnd vor allen andren dingen ein œg doruff habend. Das iſt, das ir würckent die gerechtigkeiten gottes, vnd alſo fechtent noch ewigen dingen. vnd denn ſo werdent veh die andern ding allefammen ſelber härzuofallen. das iſt, narung zuo üwerem leben, vnd kleider zuo üwerem leychnam. Jo das iſt wor, wenn ir vernünfftige ſorg dorzuo haben. Das heiſſt aber vernünfftige ſorg, die do chriſtlich iſt. Chriſtliche ſorg iſt als dann, ſo ein menſch thuot das jm gott hatt befolhen zuo thuon. vnd nit ängſtig iſt, vnd zuo vil ſorg hatt, das jm zytlich guott entpfar, oder entrinn, alſo das er nitt me ſorg hatt zuo zytlichen dingen. weder ſouil das er doran nitt geirret werd gott zuo dienen, vnd recht zuothuon. das iſt ein vernünfftige chriſtliche ſorg. Es ſol aber dorumb nyemans meynen, das man den ſachen nitt noch gedencken ſol. denn das iſt des herren meynung nitt. Wenn ſorg haben vernünfftiglich vnnd zimlich, iſt ein werck der vernunfft. Aber zuouil ſorg haben, als do ein antwercks man lügt vnnd trügt, vnd meynt ſolt er die gebott gotts halten, vnd nit lyegen, er möcht nit noher kummen. das iſt erlogen. Diße ſorg verbütet gott in diſem euangelium. Dorumb iſt es ein ſchamlich ſchantlich ſprichwort, das man gemeynlich ſpricht. Es ſtodt übel vmb ein antwercks man wenn er wor ſeyt. Ich ſprich aber anders. Es ſtodt übel vmb jn wenn er lügt vnnd nitt wor ſeyt. Wenn ein frummer antwercks man, der do worhafftig iſt, vnnd nitt lügt, ſunder was er zuoſeyt, das er auch das ſelb haltet, den ſelben lot gott nyemmerme. So er echter zimmliche vernünfftige ſorg hat (als ich vorgeſeyt hab) er verlyhet jm narung für ſich vnd die ſeinen, das er mag vßkummen. wenn das hatt jm gott zuogeſeyt im euangelio. Nit ſtot es, das er jm welle geben ſouil zytlichs guots, das er ſeine kind zuo iunckherren vnd frawen machen mœge, noch das er jm well beſcheren, das er hab gebrotten tuben, ſœgel, vnnd wiltprett zuoeſſen. Nein. Das ſeyt jm gott nitt zuo. Sunder

tuoſt du das, ſo wil ich dich für einen guotten ſchützen haltten, der guot Tell erſchrack vnd begert gnaden, batt den herren das er inn ſölichs erlieſſe. Dann es were vnnatürlich, was er inn ſuſt hieſſe wöltte er gern tuon, der wilhelm Tell rette was er woltte, er zwang inn mit ſynen knechtten das er dem kynd den öpffel mnoſt ab dem houbt ſchieſſen, vnd leyt der herr den öpffel dem kinde ſelbs vff ſin houpt, nun ſach der Tell wol das er beherret was an dem ende muoſt duon was der herr wolt, Er nam ein pfil vnnd ſtackt den ſelben hinden in ſyn göller, den andren nam er in ſin hande vnd ſpannet domit ſin armbreſt vff, bat gott vnd ſin würdige muotter das ſy jm glück geben, vnnd im ſin kinde behueten woltten, vnd ſchoß damit dem kynde on allen ſchaden den öpffel ab dem houpt, Do das beſchach, do gefiel es dem herren wol vnd lopt inn wie das er ein guotter ſchütz wær, Doch ſprach er zuom Tellen, du würſt mir eyns ſagen vnd fragt inn was das bedütte, Das er den erſten pfil, hinden in das göller geſtoſſen, Der Tell hette die ſach geru zuom beſten verantwurtt vnd ſprach alſo es were der ſchützen gewonheit, der herr ließ aber nitt ab, er wolt ye wiſſen was meinung er darinne gehebt het, der tell forcht im, vnd beſorgt, die wil er doch alſo überheret was, vnd niemantz ſiner geſellen ſach die im zuo hilff möchten kommen, ſeitte er im nütz fürer dann wie vor, vnd als der herre der dann voller bœſer liſten was, das merckt, verſtuond er glich des tellen ſorg, vnd ſprach, lieber tell, ſag mir nun frœlich die warheit warumb du den pfil, inn das göller geſtoſſen habeſt, ich wyl dich dynes lebens ſicheren vnnd dich nit tœtten, Da ſprach Wilhelm Tell, nun wol an, ſydmalen jr mich mines lebens geſichrett habent, ſo wil ich üch die warheyt ſagen, vnnd fieng an vnd ſprach, ich han es darumb tan, hette ich des öpffels gefelt vnnd myn kinde geſchoſſen, ſo woltte ich üch ſelbs oder der üweren ettlich nit gefelt, ſunder inn mit dem pfil ſo ich im göller hat, ze tode erſchoſſen han, do der herr das *(xvi vw.)* vernam, Er ſprach nun wolhin, Es iſt war ich han dir zuo geſeyt, ich welle dich nit tœtten, Die wil vnnd ich aber verſtan dinen bœſen willen, das du mir min leben wolteſt genomen han, ſo wil ich fürbas hin ſicher vor dir ſin, vnd wil dich an ein ende leggen das du weder ſunn noch mon niemer mer ſehen ſolt, ließ in ſachen vnd hert binden, vnd leittent in die knecht alſo gebunden in einen nauwen oder ſchifflin vff das hinder gepiett, vnd leittent ſinen ſchieß züg zuo im, ſtieſſent an vnd wolttent widtrumb faren gen Switz, do ſy alſo fuorent bis an axen hin vß, do bekam inen ein ſömlicher groſſer gruſamlicher vnd ſtarcker winde, Das der herr vnd die knecht vermeinten ſy muoſten ertrincken vnd ſchantlich verderben, in dem do ſprach einer vnder ynen, Herr ſechent ir nit wie es gætt, tuond ſo wol vnd heiſſent den tellen vff binden er iſt ein ſtarcker mechtiger man vnd kan wol faren vnd verſtat ſich vff das wetter, heiſſent inn, das er vns von hinnen helffe. Do ruefft der herr dem Tellen, vnd ſprach zuo im, wiltu vnß helffen vnd din beſtes tuon das wir von hinnen komment, ſo wil ich dich heiſſen vff binden, Da ſprach der Tell, in gnediger herr ich wil es gern thuon, vnd getruwen vnß mit der gotts hilff wol hinnen ze helffen. Alſo ward er vff gebunden, vnd ſtuond an die ſtüre vnd fuor redlich da hyn, doch ſo luogt er allwegen vff ſinen vorteil, vnd vff ſinen ſchieß züge, der nach by jm an dem pietten lag, do der Tell kam gegen einer groſſen blatten die man ſyd har allewegen genempt hatt des Tellen blatten, vnd noch hüt by tag alſo nennet, Do in beduocht, das es zit wær vnd wol entrünnen möcht,

do rufft er ſy mit frœlicher ſtymm alle an, vnd ſprach, das ſy alle vaſt zügent biß das ſy für die blatten kæment Dann wan ſy dar für kæment, ſo hettent ſy das bœſt überwunden. Alſo zugent ſy alle vaſt, vnd do ſy der blatten nahent das in ducht das er wol darauff ſpringen möcht, Do ſchwang er mit gewalt als er dan ein mechtig ſtarck man was, den Nauwen oder das ſchifflin hinden zuo der blatten, vnnd nam ſyn ſchieß züg der nach by jm am piett lag, vnd ſprang vß dem Nauwen vff die blatten, ſtieß den Nauwen von im, vnd ließ ſy alſo ſchweben vnd ſchwancken vff dem See, vnd lüff durch Switz vß ſchatten halb, byß das er kam, gæn küßnach in die holen gaſſen, Da was er vor dem herren dar kommen, vnd warttet ſin da ſelbs, vnnd als er kam mit ſynen dieneren ryten, do ſtuond er hinder eynem poſchen ſtuden, vnnd hort allerley anſchlegen ſo über inn giengen, er ſpyen ſin armbreſt vff, ſchoß eyn pfyl inn herren, vnnd ſchoß inn ze tode, vnd lüff wider hinderſich hin über die berg gen Ury, Da fand er ſyn geſellen, vnd ſeyt ynen, wie es ergangen was &c.

(Bl. xxxvi rw.)

wie ein graff von Hapſpurg genant Rudolff gott zuo lob vnd dem Sacrament ze eren eym prieſter ſyn roß gab des in gott in ſunders ouch mitt groſſen eren begabet, das er zuo Rœmiſchem künig erwöltt, vnnd in ſinem leben, ſyn Stamm vnd nam für vnd für, hoch gehalten vnd noch iſt.

BY denen zitten als man zalt nach Chriſti geburt, Tuſent. Zweyhundert. Funffzig eyn Jar, war eyn graff vff Hapſpurg geſeſſen by Brugg im Ergow, genant graff Ruodolff von hapſpurg, der was gar eyn fromer man, der reytt eyns mals vnd mit im eyn anderer herr über felde, do begeguet ynen eyn prieſter mit dem wirdigen Sacrament, Do knüwttent die zwen herren nyder vff die erden, do der prieſter zuo ynen kam, Do ſprach der graff zuo im, lieber herr warumb ryttent ir nit, Do ſprach der prieſter, Ich hab ein armes Pfruendtlin, vnd mag nit haben alles das, ſo ich gern hette, Do ſprach graff Ruodolff von Hapſpurg, lieber herr ſo nement hin min Pfertt, vnd habent es alwegen, *(xxxvii vw.)* gott zuo lob vnd zuo eren, Do das der ander herr ſach, Do gab er ſin Pfert dem ſygriſten, vnd giengent die zwen herren ze fuoß mit ein ander des ſy doch nit gewonet hattent, In yrem gen kament ſy zuo einem holen ſtein vnd fluo, da was ein ſelige Clußnerin inn zuo dera giengent ſy, beſahent die, vnd gruoßtent ſy, befalchent ſich in ir gebett, Da ſprach die ſelb Clußnerin zuo graff Ruodolffen, Lieber herr, ir hand hüt gott ein Er erbotten, ir ſönd wiſſen, das ir .xxx Jar vff gend in allen eren, gott wil es wol erkennen, die entlich tugent die ir im erbotten hant, vnd gott wil üch üwer fele ewenklichen erfröwen, Als ouch beſchach in kurtzen tagen darnach, Als das rich wol .xxij Jar on houptt was, ward Er zuo einem Rœmiſchen künig von den Churfürſten erwelt als man hie nach bœren würt &c.

SCHIMPF UND ERNST VON BRUDER JOHANNES PAULI.

Schimpff vnnd Ernſt, durch alle Welthändel. Mitt vil ſchönen vnd Warhafften Hiſtorien, Kurtzweiligen Exmpeln, Gleichnuſſen vnd mercklichen Geſchichten fürgeſtellet. Einem jeden zu wunder weifung, manung vnd leer, in allen händlen. Jetzund von newem, weitter dann vormals gemerkt, mit Exempln vnnd Figurn, faſt kurtzweilig vnd nutzlich zuleſen. *Nach der Vorrede* zuſammen geleſen, von dem Ehrwirdigen vatter vnd bruoder, Johannes Pauli, Barfuoſſer ordens, Leßmeyſter zuo Tann, in dem Barfuoſſer Cloſter. — Getruckt zuo Straßburg durch Bartholomeum Grueninger, In koſten vnd verlagh deß ehrengeachten Chriſtian Egnolphen (*zu Frankfurt a. M.*) *1538. fol. 103 gezählte u. 8 ungezählte Blätter zu vier Spalten.*

(Bl. xij. 2.)

Von ſchimpff das lxiij.

ZVr zeit was eyn Apt der het einen edelman zuo einem Kaſten fogt. Der edelman was dem apt nit hold, vnd kunt doch kein vrſach wider jn finden, beſchickt den apt vnd ſagt zuo jm, Münch du ſolt mir drei fragen verantwurten inn dreien tagen. Zuo dem erſten ſollt du (*xij. 3.*) mir ſagen, was du von mir halteſt. Zuo dem andern, wa es mitten vff dem erdtrich ſei. Zuo dem dritten, wie weit glück vnd vnglück voneinander ſei. Verantwurteſt du die drei fragen nit, ſo ſoltu keyn Apt mer ſein. Der Apt was traurig, vnd kam heim, vnd gieng auff das feld ſpatziren, vnd kam zuo einem ſawhirten der ſprach. Herr jr ſeind gar traurig, was brift euch. Der Apt ſprach, das mir anligt, da kanſtu mir nit helfen. Der ſawhirt ſagt, wer weißt es, ſagen mirs. Der Apt ſagt es jm, die drei fragen muoß ich verantwurten. Der hirt ſprach, herr ſeint guoter ding vnd frœlich, die fragen will ich wol verantwurten, wann der tag kumpt ſo legen mir ein kutten an. Der tag kam, vnd der apt mit ſeinem bruoder kam, oder er ſchickt jn dar inn ſeinem namen. Der edelman ſprach, äptlin biſtu hie. Ja iuncker ſprach der Apt. Wolan was ſagſtu auff die erſt frag, was halteſtu von mir. der Apt ſprach, Juncker ich ſchetze euch für xxviij. pfenning, der Juncker ſagt, Nit beſſer. Der apt ſagt nein, Der juncker ſagt, warumb, der Apt ſprach, darumb, Chriſtus ward für xxx. pfenning geben, ſo achte ich den Keyſer für xxix. pfenning, vnd euch für xxviij. pfenning, das iſt wol verantwurt. Auff die ander frag, wa iſt es mitten auff dem erdtrich. Der Apt ſprach, mein gotshauß iſt mitten auff dem erdtrich, wöllent jr mir es nit glauben, ſo meſſen es vß. Auff die drit frag, wie weit iſt glück vnd vnglück von einander. Der Apt ſprach, nitt weitter dann vber nacht, wann geſtern was ich eyn ſawhirt hewt bin ich ein Apt. Der juncker ſprach, by meinem eyd, ſo muoſtu apt bleiben, vnd blib auch alſo Apt, er hielt aber den alten apt auch in ehren, als auch billich was.

(Bl. xv. 2.)

Von ſchimpff das lxviij.

Reiche burger haben gern (*xv. 3.*) jren frawen kleine flemmiſche hündlin, die ihnen lieb ſeind, wie die miſtbellerlin, die etwan lieber

fein dann Gott. Alſo hett auch einer ein hund, der kunde ſich wol lieben, das mann ſprach nach ettlicher jrrung, er wer ein menſch geweſen in der alten ehe. Da er nun ſtarb, da kame der burger in dem dorff zuo dem pfarrer, vnd bat jn, er wolt jm vier gulden geben, das er ließ den hund in den kirchhoff begraben in das geweicht, er wer weiſer geweſen dann andere hund. Der pfarrher nam gelt vnd thet es, vnd lies den hund vff den kirchhof begraben. Es kam dem biſchoff für, wie der pfarher den hundt hett in das geweicht begraben, vnd citiert den pfarherr. Der guot prieſter erſchrack, vnnd forcht er keme vmb ſein pfruend, vnd thet die vier gulden die jm der man geben hett in ein taechlin, vnnd thet noch zwen gulden darzuo, bracht ſie dem biſchoff vnd ſprach, Gnediger herr des burgers löw, wie er dann hieß, der hund hat euch das in dem teſtament die ſechs gulden verordnet zuogeben, daß er in das geweicht kem. Der biſchoff ſagt, wie haben jr jn vergraben. Der pfarher ſprach: Er hat jn mir in ein ſack bracht an dem abent ſpat. Da ſagt der biſchoff, Das iſt vnrecht, jr ſollen mir zwölff gulden geben, das jr den hund nit mit dem creütz geholt haben. Der arm prieſter muoſt jm noch x. guldin geben. Da ſehen zuo, was gelt vermag, het ich gelts genuog, ich wolt werden was ich wolt, ich wolt dy welt corrumpirn mit gelt, nemo einer nit, ſo nems der ander, es iſt niemant erleidet.

(*Bl. xvi. 1.*)

Von Ernſt das lxxj.

Faſt gelerte äpt ſind man jtzt. Alſo geſchach vor zeitten nach einem der ward vor dem bapſt verklagt, wie er ſo vngelert wer, mann wolt jn abſetzen, vnd ein anderen machen. Der bapſt ſchickt nach jm, vnd wolt jn ſelber examinieren, vnd fieng an in der Gramatica, in den dingen, die man die kinder lert in (*xvi. 2.*) der ſchuolen. Wann er dann die kleinen ding nit wüßt, ſo wer es dann ein zeichen, das er die hohen ding auch nit wüßt, vnd auch vnwiſſent wer. Da ſprach der bapſt zuo dem apt. *Papa quæ pars?* Der apt vnverzagt ſprach. *Eſt participium.* Der Bapſt ſprach. *Quare.* Der apt ſprach. *Quia capit partem à clero, partem à ſæculari, cum totius orbis doloris ſingnificatione, ſine modis et temporibus.* Sprach der bapſt, weiſt du das, ſo weiſt du me, ich beſtetige dich in deinem ampt.

(*Bl. l. 3.*)

Von ſchimpff das ccxxviij.

DRei ſuen het ein kœnig, vnd da er ſterben wolt, da berufft er ſie zuoſammen, vnd ſprach zuo jnen. Wer vnder euch der aller feuleſt iſt, dem will ich das regiment vnnd mein kœnigreich geben. Da ſprach der ein ſun: Herr vatter ſo gehœrt es mir zuo, dann ich bin ſo faul, wann ich lig vnd will ſchlaffen, ſo tropffts mir in mein augen, ſo bin ich ſo faul, das ich die augen nicht mag zuo thuon, das ich entſchlaff. Der ander ſprache, es gehœrt mir zuo, wann ich bei dem fewr leg mit den fueſſen, ſo ließ ich lieber die verſen verbrennen, dann das ich ſie zuo mir züg. Der drit ſprach, es gehœret mir zuo, ich bin ſo faul, wann ich ein ſtrick an dem halß het, vnnd mann wolt mich hencken, vnd ich het ein meſſer in der hand, den ſtrick abzuoſchneiden, ſo ließ ich mich vil ehe hencken, dann das ich den ſtrick ab ſchnit. Diſen dreien reden wir übel, vnd ſeind wir trœger vnd feuler dann ſie ſeint geweſen. Manchem menſchen tropfft es in ſein leiplichen augen, luſtlich geſichten, dauon er ſich verſündet, vnd in den augen ſeines hertzens bœß gedenckt, noch ſo thuot er ſeine augen nit zuo, das er ihm ſelber vor dem

ſchaden wer. Zuo dem an-*(l. 4.)* deren, wie vil ſeind deren die da haben die fueß der begird zuo der bœſen gſellſchafft, darumb ſie ewigklich werden verbrennen, noch ſo ziehen ſie jre begird ſelber nit hinderſich. Die dritten, die fueret der teüfel an dem ſtrick der ſcham zubeichten, an den hellifchen galgen, vnd ſie haben das meſſer der beicht in der handt, vnnd möchten beichten, vnd möchten ſich ſelber erlœſen, aber ſie wöllen es nit thuon, darumb von recht, ſo gehœrt jnen allen dreien das reich der hellen zuo, huet du dich daruor.

(Bl. lij. 2.)

Von Ernſt das ccxxxv.

Zuo armen tagen was einer kummen, der ergabe ſich dem teüffel, doch mit dem geding, er ſolte jn drei jar voranhin alſo drei mal warnen. Der teüfel macht jn reich, darnach nam er menſchliche gſtalt an ſich, vnd bekam dem man, den er reich het gemacht, auff dem feld, vnd ſprach zuo jm, wie biſt du ſo graw vff deinem kopff, Der mann ward zornig, vnd wolt jn geſchlagen haben. In dem anderen jar bekame er jhm aber auff *(lij. 3.)* dem feld, vnd ſprach: wie gaſt du allſo krumm, richte den rucken auff. In dem dritten jar bekam er ihm aber vnd ſprache: Wie biſtu ſo kranck, das was die drit warnung, aber er verſtund es nit. Es was eben gewarnet alß etlich reiſigen einen warnen, ſo ſie einen gefangen haben, ſo ſagen ſie im erſt ab, alſo nam der teüfel diſen vnd fuort jn dahin, der het auch mœgen ſprechen: Ja du haſt mir kein botten geſchickt. Alſo ſein vnſer vil, denen Gott ſemliche botten ſchickt, vnnd wir tæglich andere menſchen ſehen ſterben, ſo glauben wir noch kaum, das wir tœdtlich ſeien. Darumb das wir ein exempel deß todts von andern lewten nemmen, ſo werden ander lewt exempel bei vnß nemmen. Nun wie wol es iſt, das vil menſchen ſemliche botten haben, vnd kummen daruon, ſo haben doch alte lewt die gewiſſeſten botten deß todts, das iſt das alter, noch ſehen ſie das nit an, vnd andere botten, darumb ſo faren ſie dahin in nobiß hauß, da der flamm zuom fenſter auß ſchlecht, da brat man die öpffel auff dem ſimſen.

(Bl. lij. 4.)

Von Ernſt das ccxxxvj.

DRei brueder waren, da wolt jeglicher kœnig ſein, ſie waren Kœnigs ſuen, vnd kamen miteinander für die richter. Die richter erkannten, das ſie morgen frue alle drei ſollten auff das feld gon, vnd welcher am erſten ſehe die Sonn auff gon, der ſolt kœnig ſein. Sie giengen frue auff das feld, die zwen ſtalten ſich gegen auffgang der ſonnen, vnd der drit gegen nidergang der Sunnen, der ſahe die ſonn wol eyn halbe ſtund ehe ſcheinen an dem berg, der da gegen was, dann die andern, darumb ward er künig an ſeines vatters ſtatt. Alſo wann eyn menſch war neme ſeines nidergangs, vnd ſeines todts, ſo wurde er demuetig, vnd ein himmliſcher kœnig, aber wir betrachten nur vnſern vrſprung vnd vnſeren adel. Der weiß ſpricht, *Memorare.* Gedenck dein letſte ding, ſo ſündeſt du nit mer.

(Bl. lxj. 2.)

Von Schimpff das cclxxxvj.

Es ſtunden zwen blinden vnder einem thor, da der künig oben im ſaal faß vnd aß, vnd mochte zuo dem ſelbigen thor ſehen, vnnd ſahe wer da auß vnd in gieng. Da ſchrei der blind: O wie iſt dem ſo wol geholffen dem der künig oder keyſer wil helffen. Da fieng der ander blind auch an zuſchreien vnd ſprach. O wie iſt dem ſo wol geholffen dem Got wil helfen, vnd alſo eines vmb das ander ſchrawen die zwen blinden, die weil der kaiſer oder künig aß. Der kaiſer wolt ver-

ſuochen was ſie für glück hetten, vnd ließ zwen knochen bachen, vnnd inn den einen thet er vil gulden, das er ſchwer was, in den andern thet er vil toden bein, das er leicht was, vnd hieß dem blinden den ſchweren knochen geben, der da zuo dem künig kchrei, da ieglicher ſein knochen hett, da giengen die blinden zuoſammen, vnd fragten einander was jn worden wer. der ein ſprach: mann hat mir als ein leichten knochen geben. Da ſprach der ander, ſo iſt meiner als ſchwer, ich mein es ſeie hæberen brodt, lieber laß vns tauſchen, miteinander, ich hab allweg gehert, mann ſol brot bei der leichtin, vnnd kæß bei der ſchwæerin kauffen. Die tauſchten miteinander, morgens kame der aber vnd ſchrei, O wie iſt dem ſo wol geholffen, dem der künig will helffen, Der ander blind kam nit mee, er het genuog. Der künig kam, vnd fragt den blinden, wa er den knochen hin hett gethan, Der blind ſprach, er hett mit dem andern blinden getauſcht, wann er wer leichter geweſen dann der ſein. Da ſprach der künig, der ander blind hat noch recht geſchrauwen, das dem wol geholffen iſt, dem Gott helffen will, du ſolt nichts haben, darumb bleib du in dem ellend.

(*Bl. lxij. 3.*)

Von Schimpff das ccxcij.

DRei geittiger giengen miteinander in die ſchuol, ein mann, vnd ein wolff, vnd ein fuchs, vnd wolten ſtudieren, vnd fiengen das pater noſter an zuleren, wann ſie hetten das Abc ſchon gelert, da ſprach der Locat zuo dem geittigen man: ſag vns was kanſt du. Der geitig ſprach, pa pa ter ter guldin. Der Locat ſprach, ler es baß, vnd ſprach zuo dem Wolff, ſag du an. Der wolff ſagt, pa pa ter ter ſchaff. Der Locat ſprach zuo dem Fuchs, ſag m, der fuchs ſprach, pa pa ter ter gauß. Sie kunten nichts ſagen dann das ihnen in dem kopff ſtack, Alſo ſein vil menſchen die nitt künnen ordenlich betten, wann ſie anders inn dem kopff haben ſtecken.

(*Bl. lxiij. 1.*)

Von Schimpff ccxcvj.

ES was ein reicher man da er beichtet, da fragt jn der beichtuat(*lxiij. 2.*)ter ob er betten künt. Er ſprach nein, ich hab es offt vnderſtanden zuleren, aber ich hab es nie künnen lernen. Der beichtuatter ſprach: künnen ihr auch ſchreiben vnd leſen? Er ſprach nein. Der beichtuatter ſprach, wie künnen ihr dann behalten wem ihr korn odder gelt leihen? Er ſagt, das ſelb kan ich wol behalten, Der beichtuatter ſprach (Wöllen ihr für euwer buoß haben, den armen lewten korn zuleihen, doch ſollen ſie es euch nach der ernd bezalen? Er ſprach ja, das will ich gern thuon, Der beichtuatter ſchickte jm ein armen man den er nit kannt. Der ſelbig arm mann ſprach zuo ihm: Euwer beichtuatter hat mich zuo euch geſchickt, ihr ſollent mir zwen ſeſter korn leihen. Der reich man ſprach: Wie heiſſeſt du? Er ſprach, ich heiß Vatter vnſer. Der reich man ſprach, von welchem geſchlecht biſt du? Er ſprach, inn dem himmel heißt mein geſchlecht. Nach acht tagen ſchickt der beichtuatter, einen anderen armen man zuo ihm, der ſolt ſich uennen, geheyliget werd dein nam, von dem geſchlecht, zuo kum dein reich. Der reich man gedachte den namen nach. Da der beichtuatter meint er künd die namen, da ſchickte er einen andern armen man dar, der nannt ſich, Dein will der werd, von dem geſchlecht: Auff erdtrich als in dem himmel, vnd alſo durch außhin. Darnach kam der beichtuatter zuo ihm, vnd fragt ihn, ob er das korn het auß gelihen? Er ſprach ja, Der beichtuatter ſprach, wie heiſſen die namen. Er ſprach, Der erſt heiſſet Vatterunſer, von dem geſchlecht, Der du

biſt inn dem himel. Der ander heißt, Geheiliget werd dein nam, von dem geſchlecht, Zu kumm dein reich, vnd alſo durch außhin, da lachet der beichtuatter, Er ſprach: herr, warumb lachen ihr? Der beichtuatter ſprach, darumb das ihr künnen betten, vnnd nennen allein die namen. Da was der reich mann fro, vnd ſchenckt den armen lewten das geliben korn, vnd ſchanckt dem beichtvater auch ein rock.

(*Bl. lxxx. 2.*)

Von Schimpff das ccclxxx.

AVff ein mal hett ein vatter ſeinem ſun alles ſein guot geben, das der ſun ſein nitt achtet, Gott geb er hett kleider oder nit. Der vatter ſprach zuo dem ſun, er ſolt jhm ein rock machen. Der ſun gab jm zwo elen thuochs, er ſolt den andern rock damit bletzen. Nun hett der ſun ein kind, das was etwan drei jar alt, das kam zuo ſeinem vatter, weinet vnd ſagt, vatter gib mir auch zwo elen tuoch, der vatter gab ſie jm, vnd das kind gieng die ſteg hinauff, vnd ſtieß es hinder eyn trom vnder das dach. Der vater ſchleich dem kind nach, vnd luogt was es mit dem thuoch thuon wolt, vnd ſprach zuom kind, warumb haſt du das tuoch darunder geſtoſſen. Das kind ſprach: ich will es behalten biß das du auch alt würſt, ſo wil ich dirs zuo einem rock geben, alß du meinem großuatter haſt geben. Alſo beſſert ſich der ſun. Huet du dich.

(*Bl. lxxxv. 1.*)

Von Ernſt das ccccvij.

VFf eyn mal lag eyn heiliger Biſchoff an einem morgen vnd ſchlieff, da traumet ihm wie ein kleines knebliu, ein ſchuolerlin ob einem weiger ſtuend, vnd hett eyn lange ruotten in der hand, vnnd het fornen ein guldin angel daran, vnd zohe ein groſſen viſch herauß. Da erwacht der Biſchoff vnd ſtund vff, vnd gedacht dem traum nach, vnd lag vnder eym fenſter das gieng auff den (*lxxxv. 2.*) kirchoff, da ſahe er eyn knebliu auff eynem grab betten, da gieng er zuo jm vnd ſprach, was thuoſt du da? Das knebliu ſprach, mein muotter iſt mir geſtorben, die ligt da vergraben, vnd bit Gott für ſie. Er ſprach was betteſt du? Das knebliu ſprach: ich bett das Miſerere, vnnd das Paternoſter darauff. Da erkannt der Biſchoff, das das Miſerere die lang ruot was, vnd das Paternoſter der guldin angel, der weiher das fegfewr, der viſch die ſeel deß kindts muotter. Darumb iſt heilſam vnd guot zubetten für die todten, das ſie von ihren ſünden entbunden werden. Machabeorum.

(*Bl. xcix. 1.*)

Von Schimpff das cccclxxxviij.

ES was ein Geiſtlicher bruoder inn einem kloſter, laß alle mal den verß in dem Pſalter. *Quoniam mille anni ante oculos tuos.* Tauſent jar vor deinem angeſicht ſeind eben wie der geſterig tag. Diſer bruoder kund das nit glauben, vnd badt Gott den Herren er ſolt jm das zeygen. Nun war er cuſtos der kirchen, das er ordnet zuo leüten. Vnd auff ein mal nach der mettin an dem morgen nach ſeiner gewonheit, bleib er in ſeinem gebet, da kam ein ſchœner vogel ſingen, vnd flog vor jm, vnnd er meinet er wolt jhn fahen, vnnd er zoch jm ſo lang nach, das er jn in den wald bracht, da ſaß der vogel auff einem baum, vnd der bruoder ſtuond vnd hort jm zuo, vnnd hinden nach gedacht er, du muoſt gen heyſſen die Prim leüten. Da er an das kloſter kam, da hett ſich das kloſter verändert, vnd kant keinen mehr, vnd kant man jn auch nit. Der Apt fragt wer er were. Er ſprach er wer nit mehr dann ein ſtund da geſtanden, vnd het einem vogel zuo ge-

hert singen. Sie giengen über die buecher vnd funden das der Apt von dem er sagt, in dreyhundert jaren nit gelebt hett, die zeit was er da gestanden, vnd hett jhn Gott behuet vor vngewitter, vnd vor hunger vnd vor durst.

MARTIN LUTHER.

SENDSCHREIBEN UND BRIEFE.

I.

An den Christlichen Adel deutscher Nation: von des Christlichen standes besserung: D. Martinus Luther. Vuittenberg. *Ohne Jahrzahl. 48 ungezählte Blätter in 4°.*

(*Bl. A ij vw.*)

Ihesus.

Dem Achtparn vnd wirdigen herren, Er Nicolao von Amßdorff, der heyligen schrifft Licenciat vnd Tumhern zu Wittenberg, meynem besundern gunstigen freundt.

D. Martinus Luther.

¶ Gnad vnd frid gottis zuuor, Achtpar, wirdiger lieber herr vnd freunt. Die zeit des schweygens ist vergangen, vnd die zeit zureden ist kommen, als Ecclesi. sagt, Ich hab vnserm furnehmen nach, zusammen tragenn etlich stuck Christlichs stands besserung belangend, dem Christlichenn Adel deutscher Nation furtzulegen, ob got wolt doch durch den leyen standt seiner kirchen helffen. Seintemal der geistlich stand, dem es billicher geburt, ist gantz vnachtsam worden. Sende das allen ewr wirde dasselb zurichten, vnnd wo es not ist, zubessern. Ich bedenck wol, das myrß nit wirt vnnerweyst bleybenn, als vermeß ich mich zuhoch, das ich verachter, begehner mensch, solche hohe vnnd grosse stende thar anreden, in ßo trefflichen grossen sachen. als were sonst niemant in der welt, dan Doctor Luther, der sich des Christenlichen stands annehme, vnnd ßo hochuorstendigen leutten radt gebe. Ich laß mein entschuldigung anstehen, vorweyß mirs wer do wil, Ich bin villeicht meinem got vnd der welt, noch eine torheit schuldig, die hab ich mir itzt furgenommen, ßo myrs gelingenn mag, redlich tzalen, vnnd auch ein mal hoffnar werden, gelyngt mir nit, ßo hab ich doch ein vorteil, darff mir niemant eine kappenn kauffenn, noch den kamp bescheren. Es gilt aber, wer dem andern die schellen anknupfft, Ich muß das sprichwort erfullenn, Was die welt zuschaffenn hat, da muß ein munch bey sein, vnd solt man yhn datzu malen. Es hat (*A ij rw.*) wol mehr mal, ein nar weyßlich geredt, vnnd viel mal weyße leut, groblick genarret. wie Paulus sagt, wer do wil weyß sein, der muß ein nar werden. Auch die weyl ich nit allein ein narr, sondern auch ein geschworner Doctor der heyligenn schrifft, byn ich fro, das sich mir die gelegenheyt gibt meynem eyd, eben in der selben narn weyße, gnug zuthunn. Ich bit, wollet mich entschuldigen, bey den messig vorstendigen, den der vbirhochvorstendigen gunst vnd guad, weyß ich nit zuuordienen, wilch ich ßo offt mit grosser muhe erfacht, nw fort auch nit mehr haben noch achtenn wil. Got helff vns, das wir nit vnßer, sondern allein seine ehre suchen Amen. Zu Wittenberg, ym Augustiner Clo-

ſter, am abent S. Johannis baptiſtae. Im Tauſent funffhundert vnd zwentzigſten Jar.

(Bl. A 8. vw.)

Der allerdurchleuchtigiſten, Großmechtigiſten Keyſerlichen Maieſtet, vnd Chriſtlichem Adel deutſcher Nation. D. Martinus Luther.

GNad vnd ſterck von Got zuuor, Allerdurchleuchtigiſter, gnedigſte, liebenn hernn. Es iſt nit auß lautter furwitz noch freuel geſchehenn, das ich eyniger armer menſch mich vnterſtanden, fur ewrn hohen wirden zu redenn, die not vnd beſchwerung, die alle ſtend der Chriſtenheit, zuuor deutſche landt, druckt, nit allein mich, ſondern yderman bewegt hat, viel mal zuſchreyen vnd hulff begeren, hat mich auch itzt zwungen zuſchreyen, vnnd ruffen, ob got yemand den geyſt geben wolt, ſeine hand zureychen der elenden Nation. Es iſt offt durch Concilia etwas furgewant, aber durch etlicher menſchen liſt, behendiglich vorhyndert vnd ymmer erger worden, wilcher tuck vnd boßheit, ich itzt, got helff mir, durchleuchten gedenck, auff das ſie erkant, hynfurt nit mehr, ſo hynderlich vnd ſchedlich ſein mochten. Got hat vns ein iungs edliß blut zum heubt geben, damit viel hertzen zu groſer guter hoffnung erweckt, daneben, wil ſichs zymen, das vnſer datzu thun, vnd der zeit vnd gnade nutzlich brauchen.

¶ Das erſt, das in diſſer ſachen furnehmlich zuthun iſt, das wir vns yhe furſehen, mit groſſem ernſt, vnd nit etwas anheben, mit vortrawen groſſer macht odder vornunfft, ob gleich aller welt gewalt vnſer were, dan got mag vnd wils nit leyden, das ein gut werck werde angefangen, in vortrawen, eygener macht vnd vornunfft. Er ſtoſſet es zu poden, da hilfft nichts fur, wie ym .xxxiij. pſalm ſtet, Es wirt kein kunig beſtehen, durch ſeine groſſe macht, vnd kein her durch die große ſeiner ſterck. Vnd auß dem grund forg ich ſey es vortzeyten kummen, *(A 8. rw.)* das die theuren furſten, keyßer Fridrich der erſt, vnd der ander vnd vil mehr deutſcher keyßer, ßo iemerlich fein von den Bepſten mit fuſſen tretten vnd vordruckt, fur wilchen ſich doch die welt furchtet, Sie haben ſich villeicht vorlaſſen auff yhre macht, mehr dan auff got, drumb haben ſie muſſen fallen. Vnd was hat zu vnſern zeiten, den blutfeuffer Julium ſecundum ßo hoch erhaben, dan das ich beforg, Franckreich, deutſchen vnd Venedige haben auff ſich ſelb bawet. Es ſchlugen die kinder beniamin zwei vnd viertzig tauſent Iſraeliten, dar vmb das ſie ſich auff yhre ſterck vorlieſſenn Judic. xix.

Das vns auch nit ßo gelinge, mit diſſem edlen blut Carolo, muſſen wir gewiß ſein, das wir in diſſer ſach nit mit menſchen, ßondern mit den furſten der hellenn handelen, die wol mugen mit krieg vnd blut vorgiſſen die welt erfullenn, aber ſie laſſen ſich damit nicht vberwinden. Man muß hie mit einem vortzag leyplicher gewalt, in demutigem vortrawen gottis, die ſach angreyffen, vnd mit ernſtlichem gebet hulff bey got ſuchenn, vnd nichts anders in die augen bilden, dan der elenden Chriſtenheit iamer vnd not, vnangeſehen was boß leut vordienet haben, wo das nit, ßo ſol ſichs ſpiel wol laſſen anſahenn mit groſſem ſchein, aber wen mann hynein kumpt, ſollen die boßen geiſt, ein ſolch yrrung zurichten, das die gantz welt muſt ym blut ſchweben, vnnd dennocht damit nichts außgericht, drumb laſt vns hie mit furcht gottis vnd weyßlich handelen. Yhe groſſer die gewalt, yhe groſſer vngluck, wo nit in gottis furcht vnnd demut gehandelt wirt. Haben die Bepſte vnd Romer bißher mugen durch teufels hulff, die kunig in einander werren, ſie mugens auch noch wol thun ßo wir on gottis hulff, mit vnſer macht vnd kunſt faren.

¶ Die Romaniſten haben drey mauren, mit groſſer (*A 4. vw.*) behendickeit, vmb ſich zogen, damit ſie ſich bißher beſchutzt, das ſie niemant hat mogenn reformierenn, da durch die gantz Chriſtenheit, grewlich gefallen iſt.

Zum erſten, wen man hat auff ſie drungen, mit weltlicher gewalt, haben ſie geſetzt vnd geſagt, weltlich gewalt habe nit recht, vber ſie, ſondern widderumb, geyſtlich ſey vber die weltliche. Zum andern, hat man ſie mit der heyligen ſchrifft wolt ſtraffen, ſetzen ſie da gegen, Es gepur die ſchrifft niemant auffzulegenn, denn dem Bapſt. Zum dritten drewet man yhn mit einem Concilio, ßo erticchten ſie, es muge niemant ein Concilium beruffen den der Bapſt. Alßo haben ſie die drey ratten vns heymlich geſtolen, das ſie mogen vngeſtrafft ſein, vnd ſich in ſicher befeſtung diſer dreyer maur geſetzt, alle buberey vnd boßheit zutreyben, die wir dan itzt ſehen, vnd ob ſie ſchon ein Concilium muſten machen, haben ſie doch daſſelb zuuor mit gemacht, damit, das ſie die furſten zuuor mit eyden verpflichten, ſie bleyben zulaſſen, wie ſie ſein. darzu dem Bapſt vollen gewalt geben vber alle ordnung des Concilii, alßo das gleich gilt, es ſein vil Concilia odder kein Concilia, on das ſie vns nur mit laruen vnd ſpiegelfechten betriegen, ßo gar greulich furchten ſie der haut fur einem rechten freyen Concilio. vnd haben damit kunig vnd furſten ſchorchter gemacht, das ſie glewben es were widder got, ßo man yhn nit gehorchte in allen ſolchen ſchalckhafftigen liſtigen ſpugniſſen.

Nu helff vns got vnd geb vns der Poſaunen eine. do mit die mauren Hiericho wurden vmbworffenn, das wir diße ſtroeren vnd papyrn mauren auch vmb blaſſen, vnd die Chriſtlichen ratten, ſund zuſtraffenn loß machen, des teuflich liſt vnd trug an tag zubringen, auff das wir durch ſtraff vns beſſern, vnnd ſeine huld widder erlangen.

. . . . . .

(*B iij rw.*) ¶ Die ander maur, iſt noch loßer vnd vntuchtiger das ſie allein wollen meiſter der ſchrifft ſein, ob ſie ſchon yhr leblang nichts drynnen lernenn, vormeſſen ſich allein der vbirkeit, kauckeln fur vns, mit vnuorſchamptten wortten, der Bapſt mug nit yrren ym glaubenn, er ſey boß odder frum, mugen deſſelben nit ein buchſtaben antzeygen. Da her kompt es, das ßouil ketzeriſch vnd vnchriſtlich, ia vnnaturliche geſetz ſtehen ym geiſtlichen recht, dauon itzt nit not zuredenn, Dan die weil ſie es achten, der heylig geiſt laß ſie nit, ſie ſein ßo vngeleret vnd boße wie ſie kunden, werden ſie kune zuſetzen was ſie nur wollen. Vnd wo das were, watzu were die heylige ſchrifft not odder nutze? laſſet ſie vns vorprennenn, vnnd benugen an denn vngelereten hern zu Rom, die der heylig geyſt, ynnenhat, der doch nit dan frume hertzen mag ynnen habenn. Wen ichs nit geleſen het, were mirs vngleublich geweßenn, das der teuffel ſolt zu Rom ſolch vngeſchickt ding furwendenn, vnd anhang gewinnen.

(*B 4. vw.*) Doch das wir nit mit wortten widder ſie fechten, wollen wir die ſchrifft her bringen. Sanct Paul ſpricht .i. Corint. iiij. ßo yemant etwas beſſers offenbar wirt ob ehr ſchon ſitzt, vnd dem andern zuhoret ym gottis wort, ſo ſol der erſt der do redt, ſtilſchweygen vnd weychen. Was were diß gebot nutz, ßo allein dem zuglewben were, der do redt odder oben anſitzt. Auch Chriſtus ſagt Johan. vi. das alle Chriſten ſollen geleret werden von got, ßo mag es yhe geſchehen, das der Bapſt vnd die ſeinen boß ſein, vnnd nit rechte Chriſten ſein, noch von got geleret reechten vorſtand haben. widderumb ein geringer menſch den rechten vorſtand haben, warumb ſolt man yhm den nicht folgenn? hot nit der Bapſt viel mal geyrret? wer wolt der Chriſtenheit helffenn, ßo der Bapſt yrret, wo nit einem

andern mehr dan yhm glaubt wurdt, der die schrifft fur sich hette?

Drumb ists ein freuel ertichte fabel, vnnd mugen auch keinen buchstaben auff bringen, damit sie bewerenn, das des Bapsts allein sey, die schrifft außtzulegen, odder yhr außlegung zubestetigenn, Sie haben yhn die gewalt selbs genommen. Vnd ob sie furgeben es were sanct Peter die gewalt gebenn, da yhm die schluffel seint geben. Ists offenbar gnug, das die schluffel nit allein sanct Petro, sondern der gantzen gemein geben seint. Dartzu die schluffel nit auff die lare odder regiment, sondern allein auff die sunde zupinden odder losen geordnet sein, vnd ist eytel ertichtet ding, was sie anders vnd weytter auß den schluffeln yhn zuschreybenn. Das aber Christus sagt zu Petro. Ich hab fur dich gebeten das dein glaub nit zurgehe, mag sich nit streckenn auff denn Bapst, seintemal das mehrer teyl (*B 4. rw.*) der Bepst on glauben gewesen sein, wie sie selb bekennen mussen, so hat Christus auch nit allein fur Petro gebetten, sondern auch fur alle Apostel vnd Christen. wie er sagt Johan. xvij. Vatter ich bitte fur sie, die dw mir geben hast, vnnd nit allein fur sie, sondern fur alle, die durch yhr wort glewben in mich, Ist das nit klar gnug geredt?

Denck doch bey dir selb, Sie mussen bekennen das frume Christen vnter vns sein, die den rechten glauben, geyst, vorstand, wort, vnd meynung Christi haben, yhe warumb solt man den, der selben wort vnnd vorstand vorwerffen, vnnd dem Bapst folgen der nit glaubenn noch geyst hat? were doch das, den gantzen glauben, vnd die Christenlichen kirche vorleugnet. Item, Es muß yhe nit allein der Bapst recht haben, so der artickel recht ist, Ich gleub ein heylige Christliche kirche. odder mussen alßo beten, Ich gleub in den bapst zu Rom, vnd alßo die Christliche kirch, gantz in einen menschen zihen, wilch nit anders dan teuffelisch vnd hellisch yrtum were.

Vbir das, so sein wir yhe alle prieste wie droben gesagt ist, alle einen glauben ein Euangelij, einerley sacrament haben, wi solten wir den nit auch haben macht, zu schmecken vnd vrteylen, was do recht odd vnrecht ym glaubenn were. wo bleybt d wort Pauli .i. Corint. ij. Ein geistlicher mensch richtet alle ding, vnnd wirt von niemants g richtet. vnd .ij. Corint. iiij. wir haben all eynen geyst des glaubens, wie solten wir den nit fulen so wol als eyn vngleubiger bapst was dem glauben eben odder vneben ist Auß dießem allem vnd vielen andern spruchen sollen wir mutig vnd frey werden, vnnd den geyst der freyheit (wie yhn Paulus nennet nit lassen mit ertichten wortten der Bepst ab-(*C vw.*)schrecken, sondern frisch hyndurch allis was sie thun odder lassen, nach vnsern gleubigen vorstand der schrift richten, vnd sie zwingen zufolgen dem bessern vnnd nit yhrem eygen vorstand. Muste doch vortzeytens Abraham seine Sara horen, die doch yhm hertter vnterworffen war, den wir yemant auff erden, so war die eselynne Balaam auch kluger denn der Propheta selbs, Hat got durch ein esselinne redet gegen einem Propheten, warumb solt er nit noch reden kummen durch ein frum mensch gegen dem Bapst? Item sanct Paul strafft sanct Peter als einen yrrigen. Gal. ij. Drumb geburt einem yglichen Christen, das er sich des glaubens annehm, zuuorstehen vnd vorfechten, vnd alle yrtumb zuuordammen.

. . . . . .

(*C ij rw.*) ¶ Hie mit, hoff ich, sol das falsche lugenhafftige schrecken, damit vns nu lange zeit die Romer habenn schuchter vnd blod gewissen gemacht, erayder liegen. Vnnd das sie mit vns allen gleich dem schwert vnterworffen

ſein, die ſchrifft nit macht haben außtzulegen durch lautter gewalt on kunſt. vnd keinen gewalt haben ein Concilium zuweren, odder nach yhrem mutwillen pfenden, vorpflichten, vnnd ſeine freyheit nehmen, vnnd wo ſie das thun, das ſie warhafftig des Endtchrists vnd teuffels gemeinſchafft ſein, nichts von Chriſto, denn den namen haben.

¶ Nu wollen wir ſehenn die ſtuck, die man billich in den Concilien ſolt handeln, vnd damit Bapſt, Cardinel, Biſchoff, vnd alle gelerten ſolten billich tag vnd nacht vmbgahn, ſo ſie Chriſtum vnnd ſeine kirch lieb (*C iij vw.*) hetten. wo ſie aber das nit thun, das der hauff vnd das weltlich ſchwert dartzu thue, vngeſehen yhr bannen odder donnern, den ein vnrechter ban, iſt beſſer, dann zehen rechte abſolution. vnd ein vnrechte abſolution erger, das zehen rechte ban. Darumb laſſit vns auff wachen lieben deutſchen, vnd got mehr den die menſchen furchten, das wir nit teylhafftig werdenn aller armen ſeelen, die ßo klegklich durch das ſchendlich teuffeliſch regiment der Romer, vorloren werden, vnnd teglich mehr vnd mehr der teuffel zunympt, ſo es anders muglich were das ſolch helliſch regiment mocht erger werden, das ich doch nit begreiffen noch gleuben kan.

Zum erſten, iſts grewlich vnd erſchrecklich anzuſehen, das der vbirſt in der Chriſtenheit, der ſich Chriſti Vicarium, vnd ſanct Peters nachfolger rumet, ßo weltlich vnd prechtlich feret, das yhn darinnen kein kunig, kein keyſer mag erlangen vnd gleich werden, vnd in dem, der allerheyligiſt vnd geyſtlichſt ſich leſſet nennen, weltlicher weßen iſt, dann die welt ſelber iſt. Er tregt ein dreyfeltig krun, wo die hochſten kunig nur ein kron tragen, gleicht ſich das mit dem armen Chriſto vnd ſanct Peter, ſo iſts ein new gleichen. Man plerret es ſey ketzriſch, wo man dawider redt, man wil aber auch nit horen, wie vnchriſtlich vnd vngotlich ſolch weßen ſey, Ich halt aber, wen er betten mit threnen ſolt, fur got, er muſt yhe ſolch kronen ablegen, die weil vnßer got, keinen hoffart mag leyden. Nu ſolt ſein ampt nichts anders ſein, dan teglich weynen vnnd beten fur die Chriſtenheit, vnd ein exempel aller demut furtragen.

Es ſey wie yhm wolle, ßo iſt ein ſolcher pracht ergerlich, vnd der bapſt bey ſeiner ſeel ſelickeit ſchuldig yhn abtzulegen, darumb das ſanct Paul ſagt, Enthaltet euch fur allen geperden, die do ergerlich ſein. vnd Ro- (*C iij rw.*)ma. xij, wir ſollen guttis furwenden, nit allein fur gottis augen, ſondern auch fur allen menſchen. Es were dem Bapſt gnug ein gemeyne biſchoffkron, mit kunſt vnd heylickeit, ſolt er groſſer ſein fur andern, vnnd die kron der hoffart dem Endtchriſt laſſenn, wie da thun haben ſeine vorfaren fur etlich hundert iaren. Sie ſprechen, er ſey ein herr der welt, das iſt erlogenn, den chriſtus, des ſtathalter vnd amptman er ſich rumet, ſprach fur Pilato, Mein reich iſt nit von diſſer welt. Es kan yhe kein ſtathalter weytter regieren den ſein her, Er iſt auch nit ein ſtathalter des erhebtenn, ſondern des gekreutzigten Chriſti, wie Paulus ſagt, Ich hab nichts bey euch wolt wiſſen den Chriſtum, vnd den ſelben nur als gecreutzigten. Vnd Phil. ij. Alßo ſolt yhr euch achten, wie yhr ſeht in Chriſto, der ſich hat entledigt, vnd ein knechtiſch geperde an ſich genommen. Item .i. Corint. i. wir predigen Chriſtum den gecreutzigtenn. Nw machen ſie den Bapſt, ein ſtathelter des erhebten chriſti ym hymel, vnd haben etlich den teuffel ßo ſtarck laſſen in yhn regieren, das ſie gehalten, der Bapſt ſey vbir die Engel ym hymel, vnd yhn zugepieten habe, wilchs ſein eygentlich die rechten werck, des rechten Endtchrists.

¶ Zum andern, wotzu iſt das volg nutz in der chriſtenheit, das do heyſſet die Cardi-

nel? das wil ich dyr ſagenn. Welſch vnnd deutſch landt, haben viel reycher kloſter, ſtifft, lehen vnd pfarr, die hat man nit wiſt baß gen Rom zubringen, dan das man Cardinal macht, vnnd den ſelben, die Biſtumb, kloſter, prelaturn zueygen gebe, vnd gotis dienſt alſo zu poden ſtieſſe. drumb ſiht man itzt, das welſchlandt, faſt wuſt iſt, kloſter vorſtoret, biſtumb vortzeret, prelaturn vnnd aller kirchen tzinße gen Rom tzogen, Stet vorfallen, land vnd leut vortorben, da kein gottis dienſt nach predig mehr gaht. *(C 4. vw.)* warumb? die Cardinal muſſen die gutter haben, kein Turck het welſchlandt ßo mugen vorterben vnd gottis dienſt nyderlegenn.

Nu welſch landt außgeſogen iſt, kommen ſie ynß deutſch landt, heben feyn ſeuberlich an, aber ſehen wir zu, deutſch landt ſol bald, dem welſchen gleich werden, wir habenn ſchon etlich Cardinel, was darynnen die Romer ſuchen, ſollen die truncken deutſchen nit vorſtehen, biß ſie kein biſtum, kloſter, pfarr, lehen, heller odder pfennig mehr habenn. Der Endtchriſt muß die ſchetz der erden heben, wie es vorkundet iſt, Es geht da her, man ſcheumet oben ab von den biſtumen, kloſtern, vnd lehnen, vnd weil ſie noch nit alles thuren gar vorſcheiuden, wie ſie den welſchen than haben, brauchen ſie die weil ſolch heylige behendickeit, das zehen oder zwentzig prelaturen zuſammen koppeln, vnd von einer iglichen ein ierlich ſtuck reyſſenn, das doch ein ſumma drauß werde. Proebſtey zu Wirtzpurg gibt tauſent gulden, die zu Babenburg auch etwas, Mentz, Trier, vnd der mehr, ſo mocht man ein tauſent gulden odder zehen zuſammen bringen, damit ein Cardinal ſich einem reychen kuuige gleich halte zu Rom.

Wen wir nu des gewonen, ſo wollen wir dreyſſig odder viertzig Cardinel auff einen tag machen, vnd einem geben den Munchenberg zu Babenberg, vnd das biſtum zu Wurtzburg dartzu, dran gehengt etlich reyche pfarn, biß das kirchen vnd ſtet wuſt ſein, vnd darnach ſagen, wir ſein Chriſti Vicarij, vnd hirten der ſchaff Chriſti. die tollen vollen deutſchen, muſſens wol leyden.

Ich rad aber, das man der Cardinal weniger mache, oder laß ſie den bapſt von ſeinem gutte neren, Ir were vbrig gnug an .xij. vnd ein yglicher het des iars tauſent gulden eintzukommen. Wie kommen wir deutſchen dartzu, das wir ſolch, reuberey, ſchinderey, vnſerer guter von dem bapſt *(C 4. rw.)* leyden muſſen? hat das kunigreich zu Franckreich ſichs erweret, warumb laſſenn wir deutſchen vns alßo narren vnnd effenn? Es were allis treglicher, wen ſie das gut allein vns alßo abſtolen, die kirchen vorwuſten ſie damit, vnd berauben die ſchaff Chriſti, yhrer frumen hyrtten, vnd legen den dienſt vnnd wort gottis nyder, vnnd wen ſchon kein Cardinal were, die kirch wurd dennoch nit vorſincken, ßo thun ſie nichts das zur chriſtenheit dienet, nur gelt vnnd hadder ſachen vmb die Biſtum vnnd prelaturen treyben ſie, das auch wol ein itzlicher reuber thun kundt.

¶ Zum dritten, wen man des bapſts hoff ließ das hunderte teyl bleyben, vnd thet ab newn vnd newntzig teil, er were dennoch groß gnug, antwort zugeben, in des glaubens ſachen. Nu aber iſt ein ſolch gewurm vnd geſchwurm in dem Rom, vnnd alles ſich bepſtiſch rumet, das zu Babylonien nit ein ſolch weßen geweſen iſt. Es ſein mehr dan drey tauſent Bapſt ſchreyber allein, wer wil die andern ampt leut zelenn, ßo der ampt ßouiel ſein, das man ſie kaumet zelen kann. wilche alle auff die ſtifft vnnd lehen deutſchs landts wartten, wie wolff auff die ſchaff. Ich acht das deutſch landt itzt weit mehr gen Rom gibt dem Bapſt, dan vor zeytenn den keyſern. Ja es meynen etlich das ierlich mehr dan dreymal hundert tauſent gulden auß

deutſch land gen Rom kommen, lauterlich vergebens vnd vmb ſonſt, dafur wir nicht dan ſpot vnd ſchmach erlangen, vnnd wir verwundern vns noch, das furſtenn, adel, ſtedt, ſtifft, land vnnd leut arm werden, wir ſolten vns verwundern, das wir noch zueſſen haben.

Die weyl wir dan hie in das rechte ſpiel kommen, wollen wir ein wenig ſtil halten, vnd vns ſehen laſſen, wie die deutſchen nit ſo gantz grobe narn ſein, das ſie (*D vw.*) Romiſche practick gar nichts wiſſen odder vorſtehen, Ich klag hie nit, das zu Rom gottis gepot vnd chriſtlich recht vorachtet iſt, dan ſo wol ſtet es itzt nit in der Chriſtenheit, ſonderlich zu Rom, das wir vom ſolchen hohen dingen klagen mochten. Ich klag auch nit, das, das naturlich odder weltlich recht vnd vornunfft nichts gilt. Es ligt noch alles tieffer ym grund. Ich klag das ſie yhr eygenn ertichtet geyſtlich recht nit haltenn, das doch on yhm ſelb, ein lauter tyranney, geytzerey, vnd zeytlicher pracht iſt, mehr dann ein recht, das wollenn wir ſehen.

Es haben vortzeytenn deutſche keyßer vnnd furſtenn verwilligt, dem Bapſt die Annaten auff allen lehenn deutſcher Nation, eintzunehmenn, das iſt, die helffte der tzinß, des erſten Jares, auff einem yglichen lehen: die verwilligung aber iſt alßo geſchehen, das der bapſt durch ſolch groß gelt ſolt ſamlen einen ſchatz, zuſtreytten widder die Turcken vnd vngleubigen, die Chriſtenheit zuſchutzen, auff das dem adel nit zuſchwer wurd allein zuſtreittenn, ſondern die prieſterſchafft auch etwas dartzu thet. Solcher gutter, einfeltiger andacht der deutſchen Nation haben die Bepſte dartzu braucht, das ſie biß her, mehr dan hundert Jar ſolch gelt, eingenommen vnd zu einen ſchuldigen, vorpflichten zinß vnd auffatz, drauß gemacht, vnnd nit allein nicht geſamlet, ſondern darauff geſtifftet, viel ſtend vnnd empter tzu Rom, die damit ierlich, als auß einem erbtzinß zubeſolden. Wen man nw widder die Turcken ſtreyttenn vorgibt, ßo ſenden ſie erauß botſchafft, gelt zuſamlen, viel mal auch ablas herauß geſchickt, eben mit der ſelben farb, widder den Turcken zuſtreytten, meynend, die tollen deutſchen ſollen vnendlich todſtocknarn bleyben nur ymer gelt geben, yrem vnaußſprechlichem geytz (*D rw.*) gnug thun, ob wir gleich offentlich ſehen, das widder Annaten noch ablas gelt, noch allis ander, einn heller widder den Turcken, ſondern altzumal in den ſack dem der poden auß iſt, kumpt. Liegen vnnd triegen, fetzen vnd machen mit vns bund, der ſie nit ein harbreit zuhalten gedenckenn, das muß darnach der heylig nam Chriſti vnd ſanct Petri allis than haben.

Hie ſolte nw deutſche Nation, Biſchoff vnd Furſten, ſich auch fur Chriſten leut halten, vnd das volck das yhn befolen iſt, in leyplichen vnnd geiſtlichen guttern zuregiren vnnd ſchutzenn, fur ſolchen reyſſendenn wolffen beſchirmen, die ſich vnter den ſchaffs kleydern dar geben, als hyrtteu vnd regierer. Vnd die weil die Annaten ßo ſchimpflich mißprauchet werdenn, auch nit gehalten was vorpunden iſt, yhr landt vnd leut ßo iemerlich, on allis recht, ſchinden vnd vorterben nit zu laſſenn, ſondern durch ein keyßerlich odder gemeyner Nation geſetz die Annaten herauſſen behalten, odder widderumb abethun. Dan die weyl ſie nit halten, was vorpunden iſt, haben ſie auch kein recht zu den Annaten, ßo ſein die Biſchoff vnnd Furſten ſchuldig, ſolch dieberey vnd reuberey zuſtraffen, odder yhe zuweren, wie das recht foddert.

Darynnen dem Bapſt beyſtehen vnd ſterckenn, der villeicht ſolchem vnfug allein zuſchwach iſt, odder wo er das wolt ſchutzen vnd handhaben, als einem wolff vnd tyrannen weren vnd widderſtehen, den er kein gewalt

hat, boßes zuthun odder zuvorfechten. Auch ßo man yhe widder die Turcken wolt ein folchenn ſchatz famlen, ſolten wir billich der mal eynß witzig werden, vnd mercken, das deutſche Nation, den ſelben haß bewaren kunde den der Bapſt, feyntemal deutſche Nation ſelb volck gnug hat zum ſtreyt, ßo gelt furhauden (*D ij vw.*) iſt. Es iſt mit den Annaten wie mit anderm manchen Romiſchen furgeben geweſt iſt.

. . . . . .

(*E ij vw.*) Niemant ſol achten, das ich zuuil ſage, Es iſt allis offentlich, das ſie ſelb zu Rom muſſen bekennen, es ſey greulicher vnd mehr, den yemant ſagen kunde. Ich hab noch nit, wil auch noch nit ruren die rechte helgrund ſuppen, von den perſonlichen laſtern. Ich rede nur von gemeynen leufftigen ſachen, vnd kan ſie dennoch mit wortten nit erlangen. Es ſolten biſchoff, prieſterſchafft, vnd zuuor die Doctores der Vniuerſiteten, die darumb beſoldet ſein, yhrer pflicht nach, hiewidder eintrechtlich geſchrieben vnd geſchrien haben. Ja wend das blat vmb ßo findiſtu es.

(*E ij rw.*) Es iſt noch das Valete dahyndenn das muß ich auch geben. Da nu der vnauß-meßliche geytz, noch nit gnug het, an allen diſen ſchetzenn, da billich ſich drey mechtige kunige lieſſen an benugen, hebt er nw an ſolche ſeine hendel, zuuorſetzenn vnnd vorkauffenn, dem Focker zu Augſpurg, das nu biſtumb vnd lehen zuuorleyhen tauſchen, kauffen vnd die lieben handthierung geyſtlicher gutter treyben, eben auff den rechten ort iſt kummen, vnd nu auß geyſtlichen vnnd weltlichen gutter, eine handthierung worden. Nu mocht ich gerne ein ßo hoch vornunfft horen, die erdenckenn mocht, was nw hynfurt kunde geſchehn durch denn Romiſchenn geytz, das nit geſchehen ſey, es were dan das der Focker ſeine beyde vnnd nw eynigen handel auch yemant vorſetzt, oder vorkaufft. Ich meyn es ſey anß ende kummen.

Dan was ſie mit ablas, bullen, beichtbrieffen, butterbrieffen, vnd ander Confeſſionalibus, haben in allen landen geſtolen, noch ſtelen vnnd erſchinden, acht ich als flickwerck, vnnd gleich als wen man mit einem teuffel in die helle wurff. Nit das ſie wenig tragen, den ſich wol dauon erhalten kund ein mechtiger kunig, ſondern das er gegen die obgeſagten ſchetzfluſſe, kein gleychenn hat. Ich ſchweyg auch noch zur zeit, wo ſolchs ablas gelt hyn kummen iſt. ein ander mal wil ich darnach fragen, den Campoflore vnd bel videre, vnd etlich mehr ortte, wiſſen wol etwas drumb.

Die weil den ſolchs teuffeliſch regiment, nit allein ein offentlich rauberey, triegerey vnd tyranney der helliſchen pfortten iſt, ſondern auch die Chriſtenheit on leyp vnd ſeel vorterbet. Sein wir hie ſchuldig allen vleiß furtzuwenden, ſolch iamer vnd zurſtorung der Chriſtenheit zuweren. Wollen wir widder die Turcken ſtreytten, ßo laſſet vns hie anheben, da ſie am allerergiſtenn (*E iij vw.*) ſein, hencken wir mit rechte die diebe vnnd hopffen die reuber, warumb ſolten wir frey laſſen den Romiſchen geytz, der der groſſiſt dieb vnd reuber iſt, der auff erden kummen iſt, odder kummen mag, vnd das allis in Chriſtus vnd ſanct Peters heyligen namen, wer kanß doch zuletzt leyden odder ſchweygen. Es iſt yhe geſtolen vnd geraubt faſt allis was ehr hat, das iſt yhe nit anders, wilchs auß allen hiſtorienn beweret wirt. Es hat yhe der Bapſt ſolch groß gutter nit kaufft, das er von ſeinen officijs mag auff heben bey zehen hundert tauſent Ducaten, on die obgenanten ſchetzgruben vnd ſein land. Szo hats yhm Chriſtus vnd ſanct Peter auch nit auffgeerbet, ßo hats yhm auch niemant geben noch gelihenn, ßo iſts auch nit erſeſſenn noch erieret. Sag du mir, wo her mag erß haben? darauß merck was ſie ſuchen vnd meynen, wen ſie legaten

cruß fendenn, gelt zuſamlen, widder den Turcken.

Wie wol nu ich zugering byn ſtuck furtzulegenn, zu ſolches grewlichs weßens beſſerung dienlich, wil ich doch das narn ſpiel hynauß ſingen, vnnd ſagen ſouil mein vorſtand vermag, was wol geſchehen mocht vnd ſolt, von weltlicher gewalt odder gemeinen Concilio.

. . . . . .

(*L vv.*) ¶ Zum .xxv. Die vniuerſiteten dorfften auch wol eyner gutten ſtarken reformation, Ich muß es ſagenn, es vordrieß wen es wil. Iſt doch allis was das bapſtum hat eingeſetzt vnd ordiniert, nur gericht, auff ſund vnd yrthum zumehrenn, was ſein die Vniuerſiteten, wo ſie nit anders, dan bißher, vorordnet? den, wie das buch Machabeorum ſagt, Gymnaſia Epheborum et Greece glorie, darynnen ein frey leben gefuret, wenig der heyligen ſchrifft vnd Chriſtlicher glaub geleret wirt, vnd allein der blind heydniſcher meyſter Ariſtoteles regiert, auch weytter den Chriſtus. Hic were nu mein rad, das die bucher Ariſtoteles, Phiſicorum, Metaphyſice, de Anima, Ethicorum, welchs bißher die beſten gehalten, gantz wurden abthan, mit allen andern, die von natürlichen (*L vw.*) dingen ſich rumen, ſo doch nichts drynnen mag geleret werden, widder von naturlichen noch geiſtlichen dingen, dazu ſeine meynung niemant bißher vorſtanden, vnd mit vnnutzer erbeit, ſtudiern vnd koſt, ſouiel edler zeyt vnd ſeelen, vmb ſonſt beladen geweſen ſein. Ich darffs ſagen, das ein topffer mehr kunſt hat von naturlichen dingen, den in denen bucher geſchrieben ſtet. Es thut mir wehe in meinem hertzen, das der vordampter, hochmutiger, ſchalckhafftiger heide, mit ſeinen falſchen worten, ſouiel der beſten Chriſten vorfuret, vnd narret hat, got hat vns alſo mit yhm plagt, vmb vnſer ſund willen.

Leret doch der elend menſch, in ſeinem beſten buch, de Anima, das die ſeel ſterblich ſey, mit dem Corper, wie wol viel, mit vorgebenen wortten yhn haben wolt erredten, als hetten wir nit die heyligen ſchrifft, darinnen wir vbirreichlich von allen dingen geleret werden, der Ariſtotiles nit ein kleynſten geruch yhe empfunden hat, dennoch hat der todte heyde vbirwunden, vnd des lebendingen gottis bucher vorhyndert, vnd faſt vntertruckt. das, wen ich ſolchen iamer bedenck, nit anders achtenn mag, der boße geiſt, hab das ſtudiern hereyn bracht. Deſſelben gleichen, das buch Ethicorum, erger den kein buch, ſtracks der gnaden gottis, vnd Chriſtlichen tugenden entgegen iſt, das doch auch der beſtenn einis wirt gerechnet. O nur weyt mit ſolchen buchern von allen Chriſten, Darff mir niemant aufflegen, ich rede zuuiel, odder vorwirff das ich nit wiſſe. Lieber freund ich weyß wol was ich rede, Ariſtoteles iſt mir ſo wol bekant, als dir, vnd deynis gleychen, ich hab yhn auch geleßen vnnd gehoret, mit mehrem vorſtand, dan ſanct Thomas odder Scotus, des ich mich on hoffart rumen, vnd wo es nodt iſt, wol beweyßen kan. Ich acht nit das ſouiel hundert iar lang, ſouiel hoher vorſtand (*L ijvw.*) drynnen ſich erbeyttet haben. Solch einreden fechtenn mich nymmer an, wie ſie wol etwan than haben, ſeintemal es am tag iſt, das wol mehr yrtumb, mehr hundert iar, in der welt vnd vniuerſiteten blieben ſein.

Das mocht ich gerne leyden, das Ariſtoteles bucher von der Logica, Rhetorica, Poetica, behalten, odder ſie in ein andere kurtz form bracht, nutzlich geleßen wurden, iunge leut zuvben, wol reden vnd predigen, aber die Comment vnd ſecten muſten abethan, vnnd gleich wie Ciceronis Rhetorica, on comment vnd ſecten, ßo auch Ariſtoteles logica einformig, on ſolch groß comment geleßen werden. Aber itzt leret man widder reden noch

predigen drauß, vnd iſt gantz ein diſputatiou vnd muderey drauß worden. Daneben het man nu die ſprachen latiniſch, kriechſch, vnd hebreiſch, die mathematice diſciplinen, hiſtorien, wilchs ich befilh vorſtendigern, vnd ſich ſelb wol geben wurd, ßo man mit ernſt nach einer reformation trachtet, vnd furwar viel dran gelegen iſt, dan hie ſol die chriſtlich iugent, vnd vnßer edliſt volck, darinnen die Chriſtenheit bleybt, geleret vnd bereitet werden. Darumb ichs acht, das kein bepſtlicher noch keyßerlicher werck mocht geſchehenn, dan gutte reformation der vniuerſitetenn, widerumb kein teufflifcher erger weſen, den vnreformierte vniuerſiteten.

Die Ertzte laß ich yhr faculteten reformieren, die Juriſten vnd Theologen nym ich fur mich, vnd ſag zum erſten, das es gut were, das geiſtlich recht von dem erſten buchſtaben, biß an den letzten, wurd zugrund außgetilget, ſonderlich die Decretalen, es iſt vns vbrig gnug in der Biblien geſchrieben, wie wir vns in allen dingen halten ſollen, ſo hyndert ſolchs ſtudiern, nur die heyligen ſchrifft, auch das mehrer teil eittel geitz vnd hoffart ſchmeckt, vnd ob ſchon viel guttis drynnen weere, ſolt es dennoch billich (*L ij rw.*) vntergehen, darumb das der Bapſt alle geiſtlich recht in ſeynis hertzen kaſten gefangen hat, das hynfurt eytel vnnutz ſtudiern vnnd betrug drynnen iſt. Heut iſt geyſtlich recht nit das in denn buchern, ßondern was in des bapſts vnd ſeiner ſchmeychler mutwil ſtet. Haſtu eine ſach, ym geiſtlichen recht grundet auffs aller beſt, ßo hat der Bapſt druber Scrinium pectoris, darnach muß ſich lencken alles recht, vnnd die gantze welt. Nu regieret daſſelb ſcrinium, vielmal ein bube, vnd der teuffel ſelb, vnd leſſit ſich preyſſen, der heylig geiſt regier es, ßo gaht man vmh mit dem armenn volck Chriſti, ſetzt yhm viel recht, vnd helt keynis, zwingt ander zuhalten, odder mit gelt zuloßen.

Die weyl den der Bapſt vnd die ſeinen, ſelbſt das gantz geyſtlich recht auffgehaben, nit achten, vnnd ſich nur noch yhrem eygen mutwil halten vbir alle welt, ſollen wir yhn folgen, vnd die bucher auch vorwerffenn, warumb ſolten wir vorgebens drynnen ſtudieren? ßo kunden wir auch nymmer mehr, des Bapſt mutwil, wilchs nu geyſtlich recht worden iſt, außlernen. Ey ſo fall es gar dahyn in gottis namen, das ynß teuffels namen ſich erhaben hat, vnd ſey kein doctor Decretorum mehr auff erden, ßondern allein doctores ſcrinij papalis, das ſein, des bapſts heuchler. Man ſagt, das kein feyner weltlich regiment yrgend ſey, dan bey dem Turcken, der doch wider geyſtlich noch weltlich recht hat, ßondern allein ſeinen Alkoran, ßo muſſen wir bekennen, das nit ſchendlicher regiment iſt, dann bey vnns, durch geyſtlich vnd weltlich recht, das kein ſtand mehr gaht, naturlicher vornunfft, ſchweyg der heyligen ſchrifft gemeß.

Das weltlich recht, hilff got, wie iſt das auch einn wildniß wordenn, wie wol es viel beſſer, kunſtlicher, (*L iij vw.*) redlicher iſt, den das geyſtlich, an wilchem vbir den namen, nichts guttis iſt, ßo iſt ſein doch auch viel zuviel worden. Furwar, vornunfftige regenten neben der heyligen ſchrifft, werenn vbrig recht gnug. wie ſanct Pauel ij. Corint. vi. ſagt. Iſt niemand vnter euch, der do mug ſeinis nehſten ſach richten, das yhr fur heydniſchen gerichtenn muſſet haddern? Es dunckt mich gleich, das landrecht vnd land ſitten, den keyßerlichen gemeynen rechten werden furgetzogen, vnd die keyßerlichen nur zur not braucht. vnd wolt got, das wie ein yglich land ſeine eygen art vnd gaben hat, alßo auch mit eygenenn kurtzen rechten geregiert wurden, wie ſie geregiert ſein geweßen, ehe ſolch recht ſein erfunden, vnd noch on ſie viel land regirt werden. Die weytleufftigen vnd fern geſuchten recht, ſein nur beſchwerung der

keit, vnd mehr hynderniß den forderung der sachen. Doch, ich hoff, es sey dise sach, schon von andern baß bedacht vnd an gesehen, das ichs mag anbringen.

Meine lieben Theologen haben sich auß der mühe vnd erbeit gesetzt, lassen die Biblien wol ruhen, vnnd leßen sententias. Ich meynet die sententie solten der anfang sein der iungen Theologen, vnd die Biblia den doctoribus bleyben, so ists vmbkeret, die Biblien ist das erst, die feret mit dem Baccalariat dahin, vnd sententie sein das letzt, die bleyben mit dem doctorat ewiglich, datzu mit solcher heiliger pflicht, das die Biblien mag wol leßen der mit priester ist, aber sententias muß ein priester leßen, vnd kund wol ein ehlich man doctor sein in der Biblien, als ich sehe, aber gar nit in sentencijs. Was solt vns gluck widderfaren, wen wir so vorkeret handeln, vnd die biblien, das heylig gotis wort, so enhyndern setzen? Datzu der bapst gepeut mit vielen gestrengen wortten seine gesetz, in den schulen vnd ge-(*L iij rw.*)richten zuleßen vnd prauchen. Aber das Euangelij wirt wenig gedacht, also thut man auch, das das Euangelium in schulen vnnd gerichtenn, wol muffig vnter der banck ym stawb ligt, auff das des Bapsts schedliche gesetz, nur allein regieren mugen.

Seo wir den haben den namen vnd titel, das wir lerer der heyligen schrifft heyssenu, solten wir warlich gezwungen sein, dem namen nach, die heyligen schrifft vnd kein andere leren, wie wol auch der hochmutige, auffgeblaßner titel zuviel ist, das ein mensch sol sich rumen, vnnd kronen lassen, ein lerer der heyligen schrifft, doch were es zu dulden, wen das werck den namen bestetiget. Nu aber, so sententias allein hirschen, findt man mehr heydnische vnd menschliche dunckel, den heylige gewisse lere der schrifft, in den Theologen. wie wollen wir yhm nu thun? ich weyß hie keinen andern radt, den ein demuttig gepet zu got, das vns der selb, Doctores Theologie gebe, Doctores der kunst, der Ertzney, der Rechten, der Sententias, mugen der bapst, Keyßer, vnd Vniuersiteten machen, aber sey nur gewiß, eynen Doctorn der heyligenn schrifft, wirt dir niemandt machenn, denn allein der heylig geyst vom hymel, wie Christus sagt Johan. vi. Sie mussen alle von got selber geleret sein. Nu fragt der heylig geyst nit nach rodt, brawn panethen, odder was des prangen ist, auch nit ob einer iung odder alt, ley odder pfaff, munch odder weltlich, Junpfraw odder ehlich sey, Ja ehr redt vortzeitten durch ein Efelyn, widder den Propheten der drauff reyt. Wolt got wir weren sein wirdig, das vns solch doctores geben wurden, sie weren ia leyen oder priester, ehlich oder iunpfrawen, wie wol man nu den heyligen geyst zwingen wil, in den bapst, bischoff, vnd doctores, so doch kein zeychen noch schein ist, das er bey yhnen sey.

(*L 4. vw.*) Die bucher must man auch wenigern, vnd erleßen die besten, dan viel bucher machen nit geleret, vil leßen auch nit, sondern gut ding, vnnd offt leßenn, wie wenig sein ist, das macht geleret in der schrifft, vnd frum datzu, Ja es solten aller heyligen vetter schrifft, nur ein zeyt lang werden geleßenn, da durch in die schrifft kummen, so leßen wir sie nur, das wir darinnen bleyben, vnd nymmer in die schrifft kummen, damit wir gleich denen seyn, die die wege zeychenu ansehen, vnnd wandeln denn weg dennoch nymmer, Die liebenn vetter haben vns wollen in die schrifft furen, mit yhrem schreyben, so furen wir vns damit erauß, so doch allein die schrifft vnßer weyngart ist, darynnen wir all solten vns vben vnd erbeyttenn.

Fur allen dingenn, solt in den hohen vnnd nydern schulen, die furnehmst vnd gemeynist

lection ſein, die heylig ſchrifft, vnnd den iungen knaben das Euangelij, Vnd wolt got, ein yglich ſtadt, het auch ein maydſchulen, darynnen des tags die meydlin ein ſtund das Euangelium horetenn, es were zu deutſch odder latiniſch. Furwar die ſchulen, man vnnd frawen Cloſter, ſein vortzeytten drauff angefangen, gar auß loblicher, Chriſtlicher meynung, wie wir leßenn von ſanct Agnes, vnnd mehr heyligenn, da wardenn heylige Junpfrawen vnnd marterer, vnnd ſtund gantz wol in der Chriſtenheit. Aber nu iſt nit mehr, dan betten vnd ſingen drauß wordenn. Solt nit billich ein yglich Chriſten menſch, bey ſeinen newn odder zehen iaren, wiſſen das gantz heylig Euangelium, da ſein namen vnd leben ynnenn ſtet, Leret doch eine ſpynnerin vnnd netteryne yhr tochter daſſelb handwerck in iungen iaren, Aber nu wiſſen das Euangelium, auch die groſſen gelereten prelaten vnd biſchoff ſelbs nit.

(*L 4.rw.*) O wie vngleich faren wir, mit dem armen iungenn hauffen, der vns befohlen iſt, zu regiern vnd vnterweyßen, vnd ſchwere rechnung dafur muß gehen werden, das wir yhn das wort gottis nit furlegenn, geſchicht yhnen, wie Hieremias ſagt Tren. ij. Mein augen ſein vor weynen mud worden, mein eyngeweyd iſt erſchrocken, mein leber iſt außgeſchut auff die erden, vmb des vorterbens willenn der tochter meynis volcks. da die iungen vnd kindlin vortorben, auff allen gaſſen der gantzen ſtadt, ſye ſprochen zu yhren muttern, wo iſt brot vnd wein, vnd vorſchmachten als die vorwunten, auff der ſtraſſen der ſtadt, vnd gaben den geyſt auff, ym ſchoß yhrer mutter. Dieſen elenden iamer ſehen wir nit, wie itzt auch das iung volck, mitten in der Chriſtenheit vorſchmacht, vnd erbermlich vortirbt, gebrechens halben des Euangelij, das man mit yhnen ymmer treybenn vnd vben ſolt.

Wir ſolten auch, wo die hohen ſchulen fleyſſig weren in der heyligen ſchrifft, nit dahyn ſchicken yderman, wie itzt geſchicht, da man nur fragt, nach der menige, vnnd ein yder wil einen doctor haben, ßondern allein die allergeſchickiſten, in den kleynen ſchulen vor wol ertzogen. daruber, ein furſt oder radt einer ſtadt ſolt acht haben, vnnd nit zulaſſen zuſenden, dan wol geſchickte, wo aber die heylige ſchrifft nit regieret, da rad ich furwar niemand, das er ſein kind hyn thue. Es muß vorterbenn, allis was nit gottis wort on vnterlaß treybt, drumb ſehen wir auch, was fur volck wirt vnnd iſt, in den hohen ſchulen, iſt niemand ſchuld, den des bapſts, biſchoff vnd prelaten, den ſolch des iungen volcks nutz befohlen iſt. Dan die hohen ſchulen ſolten ertzihen eytel hochvorſtendige leut in der ſchrifft, die do mochten, Biſchoff vnnd pfarrer werden, an der ſpitzen ſtehen, (*M vw.*) widder die ketzer vnnd teuffel, vnd aller welt. Aber wo findt man das? Ich hab groß ſorg, die hohen ſchulen, ſein groſſe pforten der hellen, ßo ſie nit emßiglich die heylig ſchrifft vben, vnd treyben ynß iunge volck.

. . . . . .

(*M iij vw.*) Das ſey ditz mal gnug, Ich acht auch wol, das ich hoch geſungen hab, viel dings furgeben, das vnmug-(*M iij rw.*)lich werd angeſehen, viel ſtuck zu ſcharff angriffen, wie ſol ich ym aber thun? Ich bin es ſchuldig zuſagen, kund ich, ßo wolt ich auch alßo thunn. Es iſt mir lieber die welt zurne mit mir, den got, man wirt mir yhe nit mehr, den das leben kunden nehmenn. Ich hab bißher, viel mal frid angepotten, meynen widderſachern, aber als ich ſehe, got hat mich durch ſie zwungenn, das maul ymer weytter aufftzuthun, vnd yhnen, weyl ſie vnmuſſig ſein, zureden, bellen, ſchreyen vnd ſchreyben gnug geben. Wolan, ich weyß noch ein lidlen von Rom vnnd von yhnen, iucket ſie das ohr, ich wils yhn auch

singen, vnd die notten auffs hochst stymmenn, vorstehst mich wol liebes Rom, was ich meyne.

Auch hab ich mein schreyben, viel mal auff erbentniß vnd vorhor erbotten, das allis nit geholffenn, wie wol auch ich weyß, ßo mein sach recht ist, das sie auff erden muß vordampt, vnd allein von Christo ym hymel gerechtfertiget werdenn, den das ist die gantz schrifft, das der Christen vnd Christenheit sach, allein von got muß gericht werden, ist auch noch nie eine, von menschen auff erden gerechtfertigt, ßondern, ist altzeit widderpart zu groß vnd starck geweßen. Es ist auch mein aller groste sorg vnd furcht, das mein sach mocht vnuordampt bleyben, daran ich gewißlich erkennet, das sie gotte nach nit gefalle. Darumb, laß nur frisch eynher gahn, es sey Bapst, Bischoff, pfaff, munch, odder gelereten, sie sein das rechte volck, die do sollenn die warheit vorfolgen, wie sie altzeit than haben. Got geb vns allen einen Christlichen vorstand, vnd ßonderlich dem Christlichen Adel deutscher Nation, einenn rechtenn geystlichen mut, der armen kirchen das beste zuthun,

A M E N.

II.

Luthers Briefe, herausgegeben von de Wette, Th. II. S. 60—88.

Dem armen Häuflin Christi zu Wittemberg D. Martin Luther Gnad und Fried von Gott dem Vater und Jesu Christo unserm Herrn, Amen.

Sanct Paulus, da er an vielen Orten geprediget, nu gefangen war zu Rom, ließ er doch nit sein Sorgen für die, so er bekehret hatte, mit Bitten zu Gott, mit Trosten und Stärken in Schriften, wie das ausweisen seine Epistel. Demselben Exempel nach, sintemal kein Zweifel bey uns ist daß wir von Gottis Gnaden das rechte lautere Evangelium gehœret und erkennet haben, wilchs Gott gefällig gewesen eins Theils durch mich armen Menschen euch zu eroffnen, soll und kann ich auch nit ohn Sorge seyn daß nit Wolfe nach mir kummen in den Schafstall. Und wiewohl von Gottis Gnaden an meine Statt ihr habt so viel andere, daß mir solch Sorg ohn Noth wære, fodert doch naturlich des Evangelii Gunst auch uberige Sorge zu tragen. Wir sind noch nit wirdig (zuvor ich, leider!) daß wir etwas leiden mochten umb der Wahrheit willen denn allein Ungunst Haß Neid Lasterwort Schmach und Schande von den Papisten. Wiewohl, so Gott nit bisher hätte widerstanden, so viel an den bluetdurstigen Seelenmordern gelegen, wæren wir längist von ihnen, wie David sagt Ps. 124, 2. sqq. mit Zähnen zuriffen. Darumb ist unser Leiden noch nit hœcher kummen, denn daß sie uns Wiclefisten, Hussiten Ketzer und aufs allerschändlichst ausschreien; und so sie nit mehr vormugen in uns, bußen sie dieweil ihren Muthwillen an unserm Namen und christlicher Ehre. Aber laß gehen, lieber Mensch, laß gehen! Er ist droben, der es richten wird. Wir mugen uns von Gottis Gnaden ruhmen, deß sie sich bisher in ihr Herz muffen schæmen, næmlich daß wir das Liecht noch nie gescheuet haben, wilchs sie bisher furchten wie der bœse Geist das Gericht. Sie muffen ohn ihrn Dank bekennen, und mit großem Schmerzen und Leid hœren, daß ich mich nu zu dreymal gestellet hab, nit fur mein Freund, sondern fur sie selbs, meine Feinde, mit Erbietung Ursach und Grund zu beweisen unsers Glaubens. Nämlich zum ersten zu Augsburg fur dem Cardinal, gleich fur dem ubirsten meiner ärgisten Feind, der nichts so fast floch als Ursach meiner Lehre zu hœren, und lieber gesehen, ich wær nit kummen. Zum andern bin ich

zu Leipzich geſtanden, wie ihr wiſſet, fur denen, die uns nit wohl ſehen mochten, und dennoch alle ihrer Muthwill und Liſt ſie nichts geholfen. Zum dritten itzt zu Worms, da ich mich ſo hoch erbotten, daß ich mich kaiſerlichs Geleits vorzeihen und mein Leben drein ergeben wollt. O wilch einen Spott haben ſie da eingelegt! Ich hoffet, es wurden mich daſelb Biſchof und Doctores recht vorſucht haben: ſo war die Meinung, ich ſollt nur widerrufen. Gott gab Gnad, daß nit alle Furſten und Ständ in ſolchen Furhalt vorwilligten. Ich hätt mich ſonſt Teutſchis Lands zu Tod geſchæmet, daß es ſich die bæpſtiſchen Tyrannen ſo gar groblich ließ äffen und närren. Es war alles der Feind Getrieb, wie ydermann weiß.

Nu ſehet, ſolch drey Erbietung und Erſcheinung ruhm ich, nit als von uns geſchehen, ſondern daß wir Gottis Gnaden erkennen, erheben, und uns auf ihn troſten und trötzen, der unſer Feind ſo blœd und vorzagt macht, daß ſie allesampt nit ſo keck ſind einen armen Bettler, mitten unter ihren Händen gegenwärtigen, zu horen odder zu beſtreiten: ſondern fliehen das Liecht wie die Fleddermäus, und wie die Nachtraben heulen ſie uhu uhu! im Finſtern, meinen uns damit zu ſchrecken. Wenn ſollten ſie ſo kuhen ſeyn, daß ſie odder ihr einer auch zu uns gen Wittemberg kæme und desgleichen Erbieten und Verhorung furtruge? wilchs ihn doch nit allein gar fein anſtund, als denen, die ſich ihrer Kunſt ubir uns uber die Maß ruhmen, auf daß einmal erkannt wurd wie ihr Kunſt nit im Geſchrei des Halſes, ſondern im Kopf und Hirn gefaſſet wære. Ja dieweil ſie Richter und Hirten ſich aufwerfen, und uns ſo frey urtheilen, ſind ſie ſchuldig uns zu beſtreiten, zu uns zu kummen und ihren Glauben männlich vorfechten. Aber was thun ſie? Sie ſind der große Hauf, wir der kleiniſt; ſie ſind unſer mächtig, wir unterthænig; ſie ſind die Gelehrtiſten, wir die Ungelehrtiſten; ſie ſind die Chriſtlichſten, wir die Ketzeriſchen. Dazu, ob ſie ſich furchten, erbieten wir ihn Geleit, frey Koſt und Herberg an. Ubir das bitten wir ſie umb Gottis willen daß ſie ſich an uns beweiſen. Der hilft keinis, ſondern bleiben allein bey ihn ſelbs, unter ihrem Part: da ſchließen ſie, da richten ſie, da vordamen ſie ohn alle Verhœrung des Widderpartis, ſprechen und ſchreien darnach, ſie ſeyn redlich Chriſtenleut, die da chriſtlich handeln; da iſt kein Stirn die ſich ſchæmet. O wie mußten unſeren Ohren klingen, wenn ſie dieſes Ruhmes ein klein Quentin mochten widder uns aufrichten! Wie mußten wir arm Leut ihr Schandtræger ſeyn! Aber ihr Schand tragen muſſen wir ihn fur Ehre und Preis halten. O des elenden betrübten vorlaſſenen chriſtlichen Glaubens, der ſolche ſchochtere Fleddermäuſe und liechthäffige feldflüchtige Beſchirmer hat, die nur mit Schreien und Ruhmen im Sand hofiren, wo ſie allein ſind, und wo nur ein einiger widderpartiger Menſch herfur blickt, zu Winkel kriechen wie die Mäuſe!

Und ſo das alles ſie nicht helfen mag, richten ſie zu etlich loſe Geſellen die mit Laſterſchriften und bœſen Buchern uns antaſten, in Hoffnung ſolch ihr Schand fur dem gemeinen Mann zu decken und ſchmucken, ob ſie wohl wiſſen daß dieſelben ihre Schreiber eben zur Sach geſchickt ſind als der Eſel zur Harpfen.

Weil dann ſie, mit Schriften geſtoßen, ſich erkennen untuchtig mit Schriften in dem Liecht zu handlen, iſt es hinfurt den armen Menſchen nit fur ubel zu haben, daß ſie doch ihr Schande mit viel Schreiben ohn Schrift und mit Fluchen Läſtern und Maledeien troſten. Darumb will ich ſie ſich laſſen müde blueten und läſtern: iſt genug daß wir Schrift, ſie nit Schrift haben, wir auf den Plan treten, ſie in Winkel kriechen; wilch Ehre

wir ihn, weil ſie mit anders wollen, gerne gonnen.

Und daß ich wieder auf die Bahn kumme, weil ihr armer Haufe muſſet mit mir die Marter unſers Namens tragen von den hochberumbten und hochgelehrten Hafenmännern, und ihr mit alle gleich ſtarks Gemuths ſeyd, hab ich furgenummen ein Trœſtbriefle zu ſchreiben, daß ihr euch fur den Hafenpaniern nit entſetzit, ob ich nit bey euch ſey. Aber dieweil ich nit der Mann bin, der, als S. Paulus, aus eigem Geiſtes Reichthumb kunnt ſchreiben und trœſten, hab ich mir furgenummen die Schrift, die voller Troſtis iſt, wie S. Paulus ſagt Rœm. 15, 4., næmlich den 38. Pſalm zu vordeutſchen und mit kurzen Gloſſen euch zu ſenden, wilcher meines Dunkens faſt eben zu dieſer Sache ſich reimet, denn er zumal lieblich und mutterlich ſchweiget die Bewegung des Zorns gegen die Läſterer und muthwillige Freveler. Sintemal es natuerlich wehe thut, ſo die Ubelthæter nit allein läſtern nach alle ihrem Muthwillen, ſondern auch Recht haben und Ehre davon tragen wollen, dazu ein Zeit lang fehleunig ſind, bis daß ihr Tag kumpt.

Es ſoll aber niemand ihm ein Zweifel dran machen, daß unſer Widerfacher der Art ſind, die in dieſem Pſalmen geſcholten, und wir die, die darinnen getrœſt werden; denn wir von Gottis Gnaden bey der Schrift ſtehen und ihren Vorſtand haben, fur wilchem jene ſich furchten ſcheuen fliehen, und doch muthwillig die Wahrheit läſtern. Laß ſie nur fahren! Wæren ſie die geweſen, die der Wahrheit wirdig wæren, ſie hätten aus ſo viel meinen Schriften ſich längiſt bekehret. Ich lehre ſie: ſo läſtern mich ſie. Ich bitte ſie: ſo ſpotten ſie mein. Ich ſchelte ſie: ſo zoren ſie. Ich bitte fur ſie: ſo vorwerfen ſie es. Ich vorgebe ihn ihr Ubelthat: ſo wollen ſie es nit. Ich bin bereit mich ſelb fur ſie zu geben: ſo vormaledeyen ſie es. Was ſoll ich mehr thun denn Chriſtus, der do ſagt Pſ. 109, 17. »Er wollt nit gebenedeyet ſeyn: drum ſoll ſie fern gnug von ihm kummen. Er wollt Vormaledeygung haben: ſo ſoll er damit bekleidet werden.« Was nit gen Himmel gehoret, das bringt niemand hinein, wenn man es auf Stucken zuriſſe. Was aber hinein ſoll, das muß hinein, wenn ſich alle Teufel daran hingen und ſich drob auch zuriſſen. S. Paulus (Tit. 3, 10. 11.) ſagt: einen ſolchen eigenſinnigen Menſchen ſoll man meiden nach zweyen geſchehnen Vormahnung, darumb, daß er gewißlich vorkehret, und ſein Urtheil ſchon ubir ihn gangen iſt. Doch fur den armen Haufen, der noch unwiſſend durch ſie vorfuhret wird, ſollen wir nit aufhœren zu bitten, und bey ihn thun was wir vormugen, auf daß wir ſie aus dem Rachen des Seelenmorders zu Rom und ſeiner Apoſteln reißen mugen. Hiemit Gott befohlen, der euren Glauben und Vorſtand in Chriſto gnædiglichen behuet, Amen. Anno 1521.

Der ſechs und dreißigſt Pſalm des kuniglichen Propheten David den Zorn und Unmuth zu ſtillen in der Anfechtung der Gleißner und Muthwilligen.

V. 1. Erzorn dich nit ubir den Bœſen, laß dich nit vordrießen die Ubilthæter.

Wie gleich zu greift und trifft der Prophet des Herzens Sorge in dieſer Anfechtung, und hebet auf alle Urſach derſelben, und ſpricht zum erſten: O Menſch, du biſt zornig; haſt auch Urſach, als dich dunkt: denn ich bekenn, es ſind bœſe Menſchen, und thun dir Unrecht und viel Ubels, und gehet ihnen dennoch wohl, daß die Natur achtet redlich Urſach des Zorns hie ſeyn. Aber nit alſo, liebes Kind! laß Gnade und nit Natur hie regieren; brich den Zorn, und ſtille dich ein

klein Zeit; laß ſie böes ſeyn, laß ſie übel thun: höre mich, es ſoll dir nit ſchaden. So ſpricht denn der Menſch: Ja, wenn wirds denn aufhoren? wer mag die Länge halten? Antwortet er:

V. 2. Denn wie das Gras werden ſie eilend abgeſchnitten werden, und wie das grune Kraut werden ſie vorwelken.

Ein fein Gleichniß iſt das, ſchrecklich den Gleisnern, und tröſtlich den Leidenden. Wie fein hebt er uns aus unſerm Geſicht, und ſetzt uns fur Gottis Geſicht. Fur unſerm Geſicht grunet bluhet und mehret ſich der Gleisner Hauf, und bedeckt alle Welt ganz, daß ſie allein etwas ſcheinen, wie das grune Gras die Erden deckt und ſchmuckt. Aber fur Gottis Geſicht was ſeynd ſie? Heu das man ſchier machen ſoll; und je höher das Gras wächſt, je näher ihm die Senſen und Heugabelen ſind: alſo je hoher weiter ſtärker die Böſen grunen und oben ſchweben, je näher ihr Unterliegen iſt. Warumb wolltiſt du denn zornen, ſo ihr ſo ein kurz Weſen iſt? So ſprichſt du denn: Was ſoll ich dieweil thun? woran ſoll ich mich halten, bis daß ſolchs geſchehen? Hor zu, große Zuſagung.

V. 3. Setz dein Hoffnung in Gott, und thu Guttis; bleib im Land, und nähre dich im Glauben.

Da nimpt er alle Sorge ganz dahin, und ſetzt das Herz zu Ruge. Als ſollte er ſagen: Liebes Kind, laß dein Sorgen fahren, denk nit wie du dich rächen willt: es ſind menſchlich und böes Gedanken. Setz dein Hoffnung auf Gott, warte was er draus machen will; gang du fur dich, laß umb niemands willen Gutis zu thun, wie du angefangen, wo und wilchem du magiſt, und gib ihn nit Böſis um Böſis, ſondern Gutis um Böſis.

So du aber auch dächtiſt, du wolltiſt fliehen und an ein ander Ort ziehen, daß du ihr los wurdiſt und von ihn kämmiſt: nit, nit alſo! bleib im Land, wohne wo du biſt, wechſel oder wandel um ihrentwillen nit deine Wohnung oder Land: ſondern nähre dich im Glauben, treib dein Erbeit und Handel wie vorhin. Hindern oder beſchädigen ſie dich, und geben dir Urſach zu fliehen, ſo laß fahren! bleib im Glauben, und zweifel nit: Gott wird dich nit laſſen; thu nur das deine, erbeite und nähre dich, und laß ihn walten. Sollt nit aufhoren dich zu nähren: oh ſie dich an einem Stuck hindern, Gott, ſo du hoffiſt, gibt dirs am andern, wie er Abraham Iſaac und Jacob thät, die auch alſo vorſucht worden.

V. 4. Und hab dein Luſt in Gott: ſo wird er dir geben deinis Herzen Begierd.

Das iſt: Laß dich es nit vordrießen, daß Gott ſo mit dir fähret; laß dir ſolchen ſeinen Willen wohl gefallen, ja erluſte dich drinnen als in dem allerbeſten und gottlichen Willen. Siehe, ſo haſt du dieſe tröſtliche Zuſagung: Er wird dir geben allis was dein Herz begehret. Was willt du mehr haben? Siehe nur zu daß du anſtatt des Vordrießes, ſo du von ihnen erſchopfſiſt, ubiſt dieſe Luſt und Wohlgefallen in gottlichem Willen: ſo werden ſie dir nit allein kein Schaden thun, ſondern dein Herz wird auch volles Frieds ſeyn, und frolich warten dieſer Zuſagung Gottis.

V. 5. Befehl Gott deine Wege, und hoff auf ihn: ſo wird ers wohl machen.

Nit daß du mußig ſolltiſt gehen, ſondern deine Wege Werk Wort und Wandel, den befehl Gott: richt dich ſelb nit. Denn es muß nit Gott alſo befohlen werden, daß wir nichts thun: ſondern was wir thun, obs von den Gleisnern vorſprochen vorſchmächt gelä-ſtert oder vorhindert wird, ſoll man drumb nit weich werden und ablaſſen, ſondern imer fortfahren, und ſie laſſen ihren Muthwillen

aber, Gott die Sache befehln: der wirds wol machen auf beiden Seiten, was recht iſt.

V. 6. Und wird deine Gerechtickeit herfurbringen als das Liecht, und dein Recht wie den Mittag.

Dieß iſt die großiſten Sorge der Weichlingen, daß ſie vordroſſen werden ubir die Muthwilligen, denn ſie ſorgen, ihr Sach werd vordruckt und vorfinſtert, weil ſie ſehen der Widerpart Wüthen ſo hoch fahren und oben ſchweben. Drumb troeſtet er, und ſpricht: Laß ſeyn, liebes Kind, daß ſie dich und dein Sach mit Wolken und Platzregen vordrucken, und im Anſehen fur der Welt gar zu nicht machen und im Finſterniß begraben, daß ihr Sach empor ſchwebe und leuchte wie die Sonne. Befehleſt du Gott dein Handel, hoffiſt und wartiſt auf ihn: ſo ſey gewiß, dein Recht und Gerechticheit wird nit im Finſtern bleiben: ſie muß herfur und ydermann ſo offentlich bekannt werden als der helle Mittag, daß alle die zu Schanden werden, die dich vordruckt und vortunkelt haben. Es iſt nur umbs Warten zu thun, daß du Gott in ſolchem Furnehmen durch dein Zurnen Unmuth Verdrießen nit hinderſt. Drumb vormahnet er abermal:

V. 7. Halt Gotte ſtill, und laß ihn mit dir machen. Erzurn dich nit uhir den Mann, dem ſein Thun glucklich geht, und thuet nach ſeinem Muthwillen.

Als ſollt er ſagen: Es will dich vordrießen, daß du in rechter Sachen Ungluck empfindiſt, und will nit wie du gerne wolltiſt von Statten gehn; und ſiehiſt doch daß dem Unrechten nach allem ſeinem Muthwillen geht, daß ein Sprichwort hieraus gefloſſen iſt: Je großer Schalk, je beſſer Glück. Aber ſey weis, liebes Kind, laß dich das nit bewegen, halt auf Gott: deins Herzen Begierd wird auch kummen gar reichlich. Es iſt aber noch nit Zeit: es muß des Schalks Gluck vorgehn, und ſeine Zeit haben, bis es furubir kumpt. Indeß mußt du es Gott befehlen, in ihm dich erluſten, ſeinen Willen dir gefallen laſſen, auf daß du ſein Werk in dir und in deinem Feind nit hinderſt; wie die thun, die nit aufhœren zu wuethen, ſie haben denn ihr Ding entwedder mit dem Kopf hindurch, oder zu Trummern bracht.

Er braucht hie ein fein hebræiſch Wort: Sile Domino et formare ei: Schweig und mach dich ſchickerlich. Gleich wie ein Frucht in Mutterleib ſich Gott machen läßt, alſo biſt du in dieſem Fall auch in Gott empfangen, und er will dich machen zu rechter Form, ſo du ſtill hältiſt.

V. 8. Stille deinen Zorn, und laß dein Grimmen; erzurn dich nit, daß du auch ubil thueſt.

Siehe, wie fleißig warnet er daß wir ja nit Bœſis mit Bœs vorgelten, wie die Natur pflegt zu treiben. Und was hilft ſolcher Zorn? Er macht die Sach nit beſſer, ja fuhret ſie nur tiefer in den Schlamm. Und obs ſchon aufs allerbeſte gerathe, daß du oben liegiſt und gewunniſt, was haſt du gewonnen? Gott haſt du vorhindert, damit ſein Gnade und Gunſt verloren, und den bœſen Ubilthætern biſt du gleich worden, und wirſt gleich mit ihnen vorderben, wie folget:

V. 9. Denn alle die do ubil thun werden ausgerottet; die aber auf Gott warten werden das Land beſitzen.

Es hilft dich nit, daß du nit angefangen haſt, oder gereizet ſeyſt. Denn es iſt ein ſchlecht frey Urtheil: wer ubil thut, gereizt oder ungereizt, der wird ausgerott werden. Das ſiehet man auch fur Augen in aller Welt, in allen Hiſtorien. Aber wer auf Gott wartet, der bleibt, daß neben ihm untergeht der Ubilthæter; wer nur ſo lang harren kunnt. Die bœſen Menſchen ſind ſo gar reif, daß ob ſie niemand vortreibet, ſo mugen ſie ſich ſelb

nit enthalten: ſie richten ein muthwillig Unglück an ubir ihrn Hals, das ſie zuſehens vortilget. Denn das reif Gras muß Heu werden, und ſollt es in ihm ſelbs auf dem Stamm vordorren. Es iſt ein bœs Menſch niemand ſo untræglich und vorſtorlich als er ihm ſelbs. Das ſehen wir an denen Mordern Dieben Tyrannen und dergleichen Exempel.

V. 10. Es iſt noch umb ein kleinis, ſo iſt der Gottlos nimer, ſo wirſt du auf ſein Stätt merken, und ſie iſt nit mehr da.

Das vorklæret was droben geſagt iſt, daß ſie ſeyn wie das Gras, das ſchnell abgehauen wird; damit unſer Sorge geſtillet werde, wilch ſich furcht, die Gottloſen bleiben zu lange.

Mochtiſt aber ſagen: Ja, ich ſiehe wohl daß die Unrechten gemeiniglich lange bleiben, auch mit Ehren zum Grabe kummen. Antwort: Das geſchicht gewißlich darumb, daß der ander Part ſich nit nach dieſem Pſalm gehalten hat, ſondern die Sache mit Zorn Wuethen Grimmen Klagen und Schreien vorhindert und vorderbet hat. Darumb, weil niemand da iſt geweſen der ſein Sach Gott befohln hätte und ſeinis Werkis gewartet, ſo iſt das Urtheil des næhiſten vorigen Vers ubir beide Part gangen, und ſind vortilget allesampt die do ubel than haben. Wære aber ein Part zu Gott gekehret, ſo wære das ander Theil gewißlich und eilend allein untergangen, wie dieſer Vers ſagt. Drumb ſehen wir itzt dieſes Pſalms Exempel in der Welt nit. Denn ein iglicher läßt Gott fahren, und unterſtehet ſich mit Rechten oder Fechten zu ſchutzen. Damit wird Gott an ſolchem Werk vorhindert, das dieſer Pſalm von ihm preiſet. Es ſagt auch wohl Salomo Eccleſ. 7. »Der Gerecht vordirbt in ſeiner Gerechtickeit, und der Gottloſe lebt lange Zeit in ſeiner Bosheit«; wilchs muß geſagt ſeyn von dem Gerechten und Ungerechten, die nit mit einander partheyiſch ſeyn, wie dieſer Pſalm ſagt, ſondern wie auch Sapient. 4 ſteht, daß der Gerecht wird oft ſchnell von hinnen genommen, daß er nit vorfuhret werde und die Ungerechten lang bleiben in ihren Sünden: doch davon iſt mehr zu ſagen, denn itzt Zeit gibt.

V. 11. Aber die Sanftmuthigen werden beſitzen das Land, und ſich erluſten in der Menge des Friedis.

Das beſtætiget auch das droben iſt geſagt, wie die Gerechten bleiben nach dem Vorderben der Ubilthæter. Nit daß ſie ewig auf Erden bleiben, ſondern daß ihr Sache zum End und Frieden mit Ehrn kumpt, auch auf Erden; wilchen Fried ſie mit Sanftmuthickeit und innerlichem Fried vordienet haben.

V. 12. Der Gottloſe wuethet widder den Gerechten, und knirſet mit ſeinen Zähnen ubir ihn.

Das iſt aber zu Troſt den Weichlingen geſagt, die ſich beſorgen und beklagen wie wuethend und boswillig ihr Widderpart ſeyn. Ich nenne Impium ein Gottloſen: denn es heißet eigentlich den, der in Gott nit trauet noch gläubt, der aus ihm ſelbs und ſeinem freyen Willen noch in der Natur lebt; als denn ſonderlich ſind die Gleisner, die Gelehreten und ſcheinend Heiligen, als zu unſern Zeiten ſind Bapſt Biſchof Pfaffen Munich Doctores und desgleichen Volk, wilch von Natur muſſen wuethen widder das heilige Evangelium; als wir ſehn daß ſie auch weidlich thun. Aber was hilft ſie ihr Wuethen und Toben? Hœr was da folget.

V. 13. Aber Gott lachet ſein, denn er ſiehet daß ſein Tag kummet.

Wie mocht uns ein ſtærker Troſt geben werden, daß die wuethende Feind des Evangeli alle ihre Macht und Bœsheit furwenden, meinen mit ganzem Ernſt den Gerechten (das iſt den Gläubigen in Gott) mit Zähnen zureißen,

und Gott sie so gar verachtet, daß er ihr lachet, darumb, daß er ansiehet wie kurz sie wuethen werden, und ihr Tag nit ferne ist. Nit daß Gott wie ein Mensch lache, sondern daß es lächerlich ist anzusehen in der Wahrheit daß die tollen Menschen so fast wuethen und groß Ding furnehmen, das sie nit ein Haar breit mugen ausrichten. Gleich als ein lächerlicher Narr wære der ein langen Spieß und kurzen Degen nähme (als wir von einem am ihnen neulich gesehen), und wollt die Sonnen vom Himmel herabstechen, und jauchzet einmal drauf, als hätt er ein redlichen Stich thun.

V. 14. Die Gottlosen bloßen ihr Schwert, und richten ihren Bogen, zu fällen den Geringen und Armen, und schlachten die do auf dem rechten Wege sind.

Schwert und Bogen heißen hie die vorgiftigen bosen Zungen, damit sie lästern schmæhen verkehren verklagen und schänden die Sach des Gerechten, auf daß die Frummen in Haß Verfolgung und zum Tod mochten dadurch kummen und vertilget werden. Also spricht Ps. 57, 5. «Der Menschenkind Zungen sind Waffen und Pfeil, und ihr Zunge ist ein scharfs Schwert.» Das zeigt hie das hebræisch Wortlin; das lautet also auf dentsch: die Gottlosen thun auf das Schwert, gleich wie man ein Thür oder Maul aufthuet, anzuzeigen das Schwert ihrer Zungen in ihrem giftigen schædlichen Maul, das sie weit aufsperren groß Lugen und Lästerung heraus schutten. Damit hauen sie nach dem Gerechten, ob sie ihn fällen mochten und schlachten, das ist nit allein todten, sondern nach ihrem Muethwillen in ihm wuehlen und schudlen. Er nennet auch die Gerechten den Geringen und Armen, darumb, daß sie fur den groben hochmuthigen Schwulst und Blasen den Gottlosen veracht und gering sind. Aber was richten sie aus? Hœre.

V. 15. Ihr Schwert wird in ihr Herz gehen, und ihr Bogen wird zubrochen werden.

Das ist, ihre bœse Wort mussen sie widder fressen, und ewiglich dran erwurgen, daß ihr Gewissen, im Sterben damit durchstochen, ewiglich wird gepeiniget. Dazu der Bogen wird zubrechen, daß allis vorgeben ist, und sie nichts ausrichten mit alle ihrem Wuethen, denn daß sie ihn selbs solch Ungluck zurichten ewiglich, das arm elend Volk. Darumb soll sich ihris Lästerniß und Schändens niemand entsetzen: es muß also seyn, daß sie ihn selb das Bad in der Hell wohl bereiten; wiewohl die Natur solch schwere Lasterwort ungern leidet. Doch der Geist, nach diesem Psalm gericht, lachet ihr mit Gott, und siehet auf ihr Ende.

V. 16. Es ist besser dem Gerechten wenig haben denn alle Haufen Gutter vieler Gottlosen.

Das ist auch vordrießlich der Natur, daß die Gottlosen reich sind, und ihr viel und mächtig: aber der Gerecht ist arm, und allein odder wenig. Darumb trost der heilige Geist sein liebs Kind, und spricht: Laß dichs nit vordrießen, daß du wenig, sie viel haben; laß sie hie reich und satt seyn: es ist dir besser, daß du ein wenig habist mit Gottis Gunst, denn ob du große Haufen Gutter, nit allein einis, sondern vieler und aller Gottlosen hättist mit Gottis Ungunst, wie sie haben. Auch hore was fur ein Urtheil gehet uhir dein Armuth, und ihren Reichthumb.

V. 17. Denn die Arm der Gottlosen werden zubrochen werden: aber Gott enthält die Gerechten.

Die Arm oder Hand sind der Anhang der Gottlosen, daß ihr viel zusammen halten, und dadurch sind sie groß mächtig und stark; gleichwie itzt des Bapst Arm sind die Kunige Fursten Bischof Gelehreten Pfaffen und Munich, auf wilch er sich vorläffit, und darumb Gottis nit acht. Also hat ein iglicher Gott-

lose den Haufen, die Gewältigen, auf seiner Seiten: denn Reichthumb und Gewalt hat noch nie odder gar wenig auf des Gerechten Seiten gestanden. Aber was hilfts? Trau nur Gott: es muß alles zubrochen werden; darfst dich darob nit entsetzen noch dich verdrießen lassen: Gott enthält dich, du wirst nit versinken; sein Arm und sein Hand ist ubir dir, und hat dich fest gefasset: abir ihre Arm und Hand läßt er sich selb halten.

V. 18. Gott erkennet die Tage der Unschuldigen, und ihr Erbe wird ewig seyn.

Die Unschuldigen, auf Hebræisch Themimim, pflegt S. Paulus zu nennen eins gesunden Glaubens, das ist die da nit mit Flickwerk umbgehn in Werken und Menschengesetzen, sondern einen aufrichtigen festen Glauben haben, der sie lehret, daß sie nichts bedurfen denn solchs Glaubens, davon sie voll gesund und reich sind, und erkennen und richten alle Geprechen in allen Dingen.

Gott erkennet ihr Tag, ihr Zeit, ihr Gelegenheit: das ist, dieweil sie ihm frey gläuben, und nit wissen wollen wenn und wie ihn zu helfen sey, so nimpt sich ihr Gott an; und obs fur den Gottlosen scheinet als hab ihr Gott vorgessen, so ists doch nit also: Gott weiß wohl wenn ihr Zeit ist ihn zu helfen. Wie auch Psalm 9, 10. »Gott ist ein Helfer zu rechter Zeit«; und Psalm 31, 16. »In deinen Handen sind meine Zeit.« Als sollt er sagen: Sie seyn arm und wenig, jene sind reich und mächtig: aber laß gehen! sie werden dennoch gnug haben und kein Noth leiden. Gott weiß wohl wenn es Zeit ist ihn zu helfen und zu rathen; wilchem sie auch trauen ohn eigen Hülf und Rathsuchen. Darzu so wird ihr Erbe seyn ewig, nit allein in jener Welt, sondern auch in dieser Welt. Denn sie werden und mussen immer gnug haben, ob sie wohl nit uberflussig Vorrath haben wie die Gottlosen. Gott ist ihr Vorrath und Kornboden, Weinkeller und alle ihre Gutt. Darumb auch folget:

V. 19. Sie werden nit mit Schanden bestehen in der bœsen Zeit, und in der theuren Zeit werden sie gnug haben.

Wenn Krieg oder theure Zeit kumpt, so werden die alle zu Schanden, die ihren Trost haben auf ihr Kornboden und Weinkeller oder Gut gestellet: denn es ist bald vorschlunden und umbracht. So sehen sie denn ubil und mit Schanden, die zuvor so muthig und stolz gewesen sind. Aber die Gerechten, weil Gott ihr Trost und Vorrath ist, mugen nit Mangel haben, es müßten ehe alle Engel vom Himel kummen und sie speisen. Denn der Vorrath läßt sie nit mangeln, dem sie trauen, weder zeitlich noch ewiglich. Wie aber die Gottlosen? Hœr zu.

V. 20. Denn die Gottlosen werden untergehen, und die Feind Gottis, wenn sie gleich sind wie ein kostlich Aue, werden sie doch all werden, ja all werden wie der Rauch.

Ey, das ist je nahe geredt, und vorächtlich geurtheilt die großen mächtigen reichen Junkern. Er spricht: ob sie gleich wæren die allerreichist und köstlichst Aue, da uberig gnug innen wuchs; wie sie denn auch seyn, denn sie haben genug. Sie sind die gulden reiche Aue in der Welt: dennoch mussen sie untergehen, ja vorgehen und alle werden wie der Rauch. Wo seyn sie, die zuvor gewesen und groß Gut gehabt? Es ist ihr keiner in Gedächtniß: aber die Gerechten sind in guter Gedächtniß und allen Ehren. Drumb, liebes Kind, laß sie reich seyn wie sie wollen! siehe aufs End, so wirst du finden wie allis ihr Ding ein Rauch ist, darumb, daß sie Gottis Feind sind und ihm nit vortrauen. Dazu laß dich das auch trosten, daß er sie nennet Gottis Feind, so doch bisher sie nur dein Feind genennet sind, auf daß du wissist

wie sich Gott dein also annimpt, daß deine Feind seine Feind sind.

V. 21. Der Gottlos entlehnet und zahlet nit: der Gerecht aber ist barmhertzig und mild.

Das ist aber ein Unterscheid der Gutter, daß der Gottlosen Gutter nit allein vorgänglich seyn und ein Ende haben, sondern auch böse Gutter seyn und verdamlich, darumb, daß sie nur auf Haufen gesammlet, und nit den Dürftigen mitgetheilet werden; wilchs widder die Natur der Gutter ist. Aber des Gerechten Gut hat nit allein kein Ende, darumb, daß er Gott trauet und sein Gutt von ihm wartet, sondern ist auch ein recht nutzlich Gutt, das andern wird mitgetheilet, und nit auf ein Haufen gesammlet. Also hat er gnug ohn allen zeitlichen Vorrath, und gibt auch andern gnug. Das heißt ein recht Gut. Daß er aber sagt: Der Gottlose entlehnet, ist nit zu verstehen daß die Reichen von den Menschen Gutt entlehnen: sondern es ist gesagt in einer Gleichniß und Sprichwort: Gleich als der do viel borget und nit zahlet, strebt darnach, daß er nit lang will im Gutt sitzen, also alle Reichen und Gottlosen empfahen viel von Gott, sammlen und borgen von ihm, und zahlen ihn doch nit, daß sie den Dürftigen austheileten, darumb es ihn geben wird. Derhalben wird ihr Gutt böslis End nehmen und wie der Rauch vorgehen. Daß dieß die Meinung sey beweiset daß er sie beide gegen ander hält, den Gottlosen und Gerechten: der einer gibt, der ander gibt nit, und empfahen doch beide von Gott. Darumb ist des Gottlosen Empfahen vorgleicht einem Borgen und nit Zahlen. Aber des Gerechten Gutt ist nit Borgen noch Schuld, sondern frey von Gott empfangen, und nutzlich gebraucht ihm und seinem Nähisten.

V. 22. Denn seine Gebenedeyeten werden besitzen das Land, und seine Vormaledeyeten werden ausgerott werden.

Siehe da, er nennet die gottlosen Reichen Gottis Vormaledeyeten, und die Gläubigen Gottis Gebenedeyeten, auf daß dich ja nichts verdrieß noch deinen Glauben hindere ihr groß Guet und dein Armueth. Was willt du mehr? Hast du nit ubirflusslig, wie sie haben, so wirst du dennoch gnug haben, und das Land besitzen. Nit daß du ein Herr der Welt seyest, sondern du wirst Guttis gnug haben auf Erden, und im Land wohnen mit guttem Fried. Denn Gott gebenedeyet dich zeitlich und ewiglich, darumb, daß du ihm traust, ob du wohl von den Gottlosen vormaledeyet und beschädigt wirst. Widderumb die gottlosen Reichen, ob sie itzt ein Zeit lang ubirflusslig haben, so werden sie doch vorderben, und nit im Land und Guet bleiben sitzen: sie werden gewißlich ausgeschupft, und ein ander drein gesetzt, darumb, daß sie Gott vormaledeyet, und ihn entzeucht sein Gnad zeitlich und ewiglich. Denn sie gläuben nit in ihn, ob sie wohl von Menschen gebenedeyet und begabt werden. Darumb, wo die Gerechten sind, da haben sie gnug auf Erden, bleiben im Guet sitzen. Widderumb die Gottlosen werden ausgewurzelt wo sie sitzen in Guttern. Das beweisen alle Furstenthumb Reich und große Gutter, die wir sehen wie sie hin und her fahren von einem Geschlecht zum andern. Siehe, so hast du das Urtheil ubir die zeitlichen Gutter, das kurzlich beschlossen ist: der Gerecht muß gnug haben, und der Ungerecht vorderben, darumb, daß der Gerecht Gott trauet und der Gutter wohl braucht; der Gottlos traut nit, und brauchet ihr nit wohl. Also lesen wir daß Abraham und Loth reich waren, und gerne herbergten die Pilgrim: drumb, ob sie wohl kein eigen Land und Vorrath hatten, dennoch blieben sie im Land sitzen, und hatten gnug.

V. 23. Von Gott werden die Gänge dieses

Mannis gerichtet odder gefoddert, und feines Wegs hat er Gefallen.

Siehe da abermal Troft! Nit allein wirft du zeitlich Guts gnug haben, fondern alles was du thueft, dein ganz Leben und Wandel, auch gegen die Gottlofen, wird fchleunig feyn und fortgehen, darumb, daß du Gott trauift, und ihm dich und dein Sach ergibft, in ganz deinem Leben ihm gelaffen ftehift. Damit machft du daß er Gefallen Luft und gleich ein Begierd hat deinen Weg und Wandel zu foddern. Denn das hebræifch Wortlin allhie heißet nit allein Gefallen haben und zufehen, fondern ein hitzig Begierd haben drinnen zu fchaffen; damit angezeigt wird wie groß Begierd Gott habe einis folchen Menfchen Weg und Wandel zu foddern und mit ihm zu fchaffen haben, auf daß wir ja willig werden ihm zu trauen, und alle unfere Sach ihm befehlen, frey heimftellen, und auf ihm gewarten, ihn laffen machen. Aber dagegen fichtet nu daß folcher gottgefälliger Weg nit gefoddert, ja vorhindert und furworfen wird von den Gottlofen. Das vordreußt denn die Natur. Darumb muß man fich hie troften daß Gott gefället und von ihm gefoddert wird unfer Wefen, nit anfehen die Hinderniß und Furwerfung der Gottlofen.

V. 24. Und ob er fället, fo wird er nit weggeworfen: denn Gott enthält ihn bey der Hand.

Das Fallen mocht vorftanden werden, daß der Gerecht zuweilen fundigt, aber ftehet wieder auf; als Salomon fagt Sprichw. 24, 16. Aber das laffen wir itzt fahren, und bleiben auf der Bahn, daß Fallen hie heiße fo viel als ob er einmal unterliege, und die Gottlofen obliegen. Als David, da er von Saul und Abfalom jagt ward, 1 Sam. 23, 1. fqq. 2 Sam. 18, 1. fqq. und Chriftus da er creuziget ward, Matth. 27. Denn folchs Fallen währet nit lang: Gott läßt ihn nit liegen und weggeworfen feyn, fondern ergreift feine Hand, richt ihn widder auf, daß er muß beftehen.

Damit troftet der Geift, und antwortet den heimlichen Gedanken, die jemand mocht haben, und bey ihm ftlb fagen: Ja, ich habe dennocht etwa gefehen daß der Gerecht hat muffen unterliegen, und ift fein Sach gar in die Afchen gefallen fur den Gottlofen. Ja, fpricht er, liebs Kind, laß das auch feyn, er falle: aber er wird dennoch nit fo liegen bleiben und vorworfen feyn: er muß widder auf, ob fchon alle Welt dran vorzweifelt habe. Denn Gott erwifchet ihn bey der Hand, und hebt ihn widder auf.

V. 25. Ich bin jung gewefen, und alt worden, und hab noch nie den Gerechten gefehen vorlaffen, und fein Kind nach Brott gehen.

Siehe, da fetzt er zu mehrer Sicherung fein eigen Erfahruug. Und ift auch wahr, die tæglich Erfahrung gibts, und müffen bekennen alle Menfchen daß alfo fey. Wird aber jemand vorlaffen, daß er das Brott fuchen muß, fo ifts gewiß, daß ihm am Glauben gebrochen hat; darumb er auch recht und billig verlaffen ift. Aber diß Brottfuchen odder nach Brott gehn muß man vorftehen alfo, daß er nit Hunger leide odder Hungers fterbe, ob er wohl arm ift und nichts zuvor hat. Er wird gewißlich ernähret, ob er nichts übrigs hat bis auf den andern Tag: gibt ihm einer nit, fo gibt ihm der ander; es muß fein Nahrung gewißlich kummen; wiewohl die fundigen, die ihm nit geben und helfen. Denn der arm Lazarus Lucæ 16, 20. ob ihm der reiche Mann nichts gab, ift er dennoch ernähret wurden, obs wohl mit Armuth zugieng. Armuth nimpt Gott nit von feinen Heiligen: aber er läßt fie nit untergehen noch vorderben.

V. 26. Alle Tag ift er barmherzig und lehnet, und feine Kind werden gebenedeyet feyn.

Das iſt von dem habenden Gerechten geſagt, ob er alſo ſey, daß er Kinder habe: ſo derſelb ſchon austheilet, gibt und leihet teglich, dennoch wird er und ſein Kind gnug haben. Denn die Gebenedeyung iſt daß ſie werden gnug haben hie und dort, gar keinen Mangel leiden an Leibs Nahrung und der Seelen Heil, obs wohl zuweilen nit uberig iſt.

Alſo haben wir wie Gott die Gläubigen handelt in zeitlicher Nahrung und ihren Sachen, daß wir ja ſicher ſeyn in beiden Stucken, er werd uns nit vorlaſſen, und werden dazu gnug haben an der Nahrung. Und alſo gehet es auch gewißlich, ſo wir gläuben, und uns der Gottloſen Weſen nit verdrießen noch bewegen laſſen. Darumb widerholet und ſchleußt er abermal, und ſpricht:

V. 27. Weich von dem, das böes iſt, und thu Guts, und bleib nur immerdar.

Als ſollt er ſagen: Laß Gott ſorgen, thu nu du was gut iſt, und laß dich nichts bewegen Boſes zu thun; bleib nur wie du biſt immerdar, und laß gehen was da gehet. Wie auch S. Petrus ſagt 1. Epiſt. 5, 7. »Werft auf ihn alle euer Sorge: denn er trægt Sorge uber uns.« Und Pſ. 55, 23. »Wirf all dein Anliegen auf Gott, und er wird dich wohl beſchicken odder vorſorgen, und nit laſſen den Gerechten ewiglich bewegen.«

V. 28. Denn Gott hat lieb das Recht, und verläſſt ſeine Heiligen nit: ewiglich werden ſie behalten; und die Kinder der Gottloſen werden ausgerottet.

Darfſt nit ſorgen daß dein Recht untergehe: es iſt nit muglich. Denn Gott hat Recht lieb: drumb muß es erhalten, und die Gerechten nit vorlaſſen werden. Wenn er ein Abgott wære, der Unrecht lieb hätte, oder dem Rechten feind wære, wie die gottloſen Menſchen, ſo hättiſt du Urſach zu ſorgen und furchten. Aber nu du weißiſt daß er das Recht lieb hat: was ſorgiſt du? was furchſt du? was zweifelſt du? Ewiglich, nit allein zeitlich, werden ſein Heiligen erhalten, und die Gottloſen mit Kind und allem dem Ihren ausgerottet.

Die Heiligen allhie heißen nit die im Himel ſeynd, von wilchen die Schrift ſelten redet, ſondern gemeiniglich von denen, die auf Erden leben, die do gläuben in Gott, und durch denſelben Glauben Gottis Gnad und Geiſt haben, davon ſie heilig genennet werden; als wir alle ſeynd, ſo wir gläuben wahrhaftig.

V. 29. Die Gerechten werden beſitzen das Land, und drauf bleiben imer und imer.

Das iſt wie droben geſagt iſt: ſie haben gnug auf Erden; durfens nirgend denn bey Gott gewarten, wo ſie wohnen in der Welt. Denn Gott läßt ſie nit: läßt er ſie aber, ſo ſind ſie gewißlich ungerecht und gottloes, ohn Glauben und Trauen in Gott. Und alſo iſt das beſchloſſen, daß wir nur guett thun, und bleiben auf der Bahn und im Lande, laſſen ihn ſorgen und machen. Nu folget was die Sach ſey des Gerechten, darob ſolchs Weſen ſich erhebt zwiſchen ihm und den Gottloſen.

V. 30. Der Mund des Gerechten tichtet Weisheit, und ſein Zunge redet das Rechte.

Daruber hebt ſich der Hadder: die Gottloſen wollen die gottliche Weisheit und Recht nit hœren, vorfolgen vordamnen und läſtern es fur Narrheit und Unrecht, und geht denſelben Schälken wohl drob. Das vordreußt denn und bewegt naturlich die Gerechten, und werden dadurch gereizt zum Bœſen und Widdergelten odder Rach.

Darumb lehret ſie dieſer Pſalm ſtille halten und immer fortfahren, immer lehren tichten und reden ſolch Weisheit und Recht, Gotte die Sache befehlen, jene laſſen beißen, wuethen, Zähne knirſſen, läſtern, ſchmachen, Schwerdt bloßen, Bogen ſpannen, ſich häufen und ſtärken &c. wie geſagt. Denn Gott wirds

wohl machen, ſo wir ſein nur gewarten, und immer auf der Bahn bleiben, und umb ihrentwillen nit aufhœren odder nachlaſſen. Es muß doch zuletzt das Urtheil dieſes Verſes bleiben, und kund werden wie der helle Mittag daß der Gerecht hab recht und weislich geredt, die Gottloſen ſeyn Narren und unrecht geweſen.

V. 31. Das Geſetz Gottis iſt in ſeinem Herzen, und ſeine Tritt werden nit ſchlipfern.

Darumb redet er recht, und tichtet Weisheit, daß Gottis Geſetz nit in dem Buch, nit in den Ohren, nit auf der Zungen, ſondern in ſeinem Herzen iſt. Gottis Geſetz mag niemand recht vorſtehen, es ſey ihm denn im Herzen, daß ers lieb habe und leb darnach; wilchs thut der Glaub in Gott. Darumb, ob die Gottloſen wohl viel Wort machen von Gott und ſeinem Geſetz, ruhmen ſich der Schrift Lehrer und Erfahrne, ſo reden ſie doch nimmer recht noch weislich. Denn ſie habens nit im Herzen: darumb vorſtehn ſie ſein nit; es betreugt ſie der Schein, daß ſie die Wort und Schrift fuhren, und darob wuethen und vorfolgen die Gerechten.

Item des Gerechten Tritte ſchlipfern nit, ſondern gehn gewiß frey einher in gutem Gewiſſen, darumb, daß er der Sach im Glauben gewiß iſt, und mag nit vorfuhret werden durch Menſchen Geſetz und Beylehren. Aber die Gottloſen fallen und ſchlipfern allzeit hin und her, haben keinen gewiſſen Tritt, darumb, daß ſie Gottis Geſetz außer dem Glauben nit recht vorſtehen. Und alſo fahren ſie hin und her, wie ſie ihr Dunkel fuhret, und Menſchen Geſetz lehret: itzt iſt das Werk, itzt dieß Werk; itzt lehret man ſie ſuſt, itzt alſo; und ſchlipfern hin, wo man ſie hinfuhrt mit der Naſen, ein Blind den andern. Darumb, wie ſie nit recht vorſtehen, ſo wandeln ſie auch nit recht, ſo lehren und reden ſie auch nit recht. Noch wuethen ſie umb ſolch ihr ſchlipferig Lehre und Leben widder die gewiſſen Lehre und Leben derer Gerechten, wollen je ihr Ding allein beſtætigen.

V. 32. Der Gottloſe ſichet auf den Gerechten, und ſucht wie er ihn todte.

Es vordreußt ihn, und kanns nit leiden, daß man ſein Lehre und Leben ſtraf als ein unrecht unweislich Weſen. Darumb denkt er nit mehr denn wie er ſein Sach beſeſtige. Nu kann er fur dem Gerechten nit, wilcher läßt ſein Unrecht nit ungeſtraft: darumb treibt ihn ſein falſches Weſen dahin, daß er des Gerechten loes werd, ihn umbring, damit ſein Weſen recht und ungeſtraft bleibe. Wie der Bapſt und die Seinen allzeit und noch thun, die wir wohl ſehen, daß ſie Gottis Geſetz auch ſchier nit in den Buchern haben, ſchweig dann im Herzen: noch wollen ſie die ſeyn, die da Weisheit tichten und recht lehren, wuethen und raſen drober wie die tollen Hund ohn Aufhœren.

V. 33. Gott aber vorläſſit ihn nit in ſeiner Hand, und vordampt ihn nit, ob er vorurtheilet wird.

Gott läßt den Gerechten wohl in ihr Hand kummen: er vorläſſit ihn aber nit drinnen; ſie mugen ihn nit dämpfen, wenn ſie ihn gleich todten. Dazu hilft ihr Urtheil nit, ob ſie gleich ruhmen, ſie thun es an Gottis Statt und in Gottis Namen: denn Gott richtet das Gegenurtheil.

Das ſehen wir auch zu unſern Zeiten: der Bapſt mit den Seinen haben Johannem Huß vordampt; noch hilft ſie kein Damnen, kein Schreyen, kein Plerren, kein Wuethen, kein Toben, keine Bulle, kein Bley, kein Siegel, kein Bann: er iſt herfur blieben und geruhmet allezeit; da hat kein Biſchof, kein Univerſitæt, kein Kunig, kein Furſt etwas widder vormocht; wilchs noch nie von keinem Ketzer gehort iſt. Der einige todte Mann, der unſchuldige Abel, macht den lebendigen Cain,

den Bapſt, mit allem ſeinem Anhang zu Ketzern Abtrunnigen Mordern Gottisläſtern, ſollten ſie ſich drob zureißen und berſten.

Er braucht hie ein fein Wortlin, das zur Sach wohl dienet, lo iarſchienu, non impiabit, ſeu non impium declarabit, das iſt: ob ſie ihn einen Ketzer Abtrunnigen Aufruhriſchen urtheilen, wie itzt der Prauch iſt des bæpſtiſchen Stuehles und ſeiner Secten, der Papiſten, ſo achts Gott nit: er damnet ihn nit nach dem Urtheil. Wie eben trifft der Prophet der Papiſten Gericht und Urtheil in dieſem Vers, als hätt er nur von ihnen geredt: denn ſie kunnen nit mehr denn Ketzer, Ketzer! ſchreyen. Wenn ſie aber ſollten auf den Plan tretten und ſolchs beweiſen, ſo erwiſchen ſie das Hafenpanier, und halten ſich zu der Miuſe Wagenburgk.

V. 34. Warte auf Gott, und halte ſeine Wege: ſo wird er dich erheben zu beſitzen das Land. Wenn die Gottloſen werden ausgerottet, ſo wirſt du ſehen.

Abermal vermahnet er auf Gott trauen und Gutis thun, darumb, daß die ungelaſſene blode Natur ſich ſchwerlich ergibt und auf Gott erwegt, daß ſie gewarte deß ſie nirgend ſiehet noch empfindet, und ſich deß äußere, das ſie ſichtlich empfindt.

Nu iſt auch gnugſam geſagt wie die Beſitzung des Lands zu vorſtehen ſey, næmlich daß ein Gerechter bleibt und gnug hat auch auf Erden. Dazu wo er zu wenig hat zeitlich, hat er deſte mehr geiſtlich; wie Chriſtus lehret und ſpricht Marc. 19, 29. 30. «Wer einerley verläſſit, der ſoll es hundertfach widder haben auf dieſer Welt, und dazu das ewige Leben.»

Wiewohl ich mit widerfechte daß ſolchs Erdenbeſitzen mocht vorſtanden werden nit von einem iglichen Gerechten inſonderheit, ſondern von dem Haufen und der Gemeine; obwohl vielleicht etlich zeitlich vortilget werden, dennoch zuletzt ihr Same oben bleibt; wie die Chriſten in der Welt blieben ſeyn, und die Heiden vorgangen, ob ihr wohl viel von denen Heiden zeitlich gemartert und vortilget ward; wie Pſalm 112, 1. auch ſagt «Selig iſt der Mann der Gott furcht, und in ſeinen Gebotten begierig iſt: ſein Same wird regieren auf Erden, und das Geſchlecht derer Gerechten wird vormehret werden» &c.

Doch wie geſagt, ubir das allis hat ein iglicher auch fur ſich ſelb gnug, und Gott gibt ihm auch was er darf und bittet; und wo er es nit gibt, da iſt gewißlich der Gerecht ſo willig, daß ers nit haben will von Gott, und wehret Gott daß ers ihm nit gebe: ſo gar eins iſt er mit Gott, daß er hat und nit hat, wie er nur will fur Gott, wie Pſalm 145, 19. ſagt «Gott thut den Willen der, die ihn furchten, und erhœret ihr Bitten, und hilft ihnen.»

Das er hie ſagt, Du wirſt ſehen, wenn die Gottloſen ausgerottet werden, iſt nit von einem ſchlechten Sehen geſagt, ſondern nach dem Brauch der Schrift heißet es ſehen nach ſeinem Willen, oder daß er längiſt gern geſehen hätt; wie wir auf deutſch ſagen «das wollt ich gern ſehen». Auf die Weis ſagt der Pſalm 54, 9. «Du haſt mich aus allem Ubel erloſt, und mein Augen haben geſehen in meinen Feinden»: das iſt, ich hab meinen Willen an ihn geſehen, daß ich erloſt und ſie vortilget ſeynd. Item Pſalm 112, 8. «Der Gerecht wird nit beweget werden, bis er ſehe in ſeinen Feinden.» Item Pſalm 91, 8. «Du wirſt mit deinen Augen ſehen, und die Straf der Gottloſen wirſt du ſchauen.» Widderumb von den Feinden ſagt Pſalm 35, 21. «Sie haben ihren Mund weit aufthan und geſagt: Ei ja, Ei ja, unſer Augen haben geſehen»: das iſt er liegt darnieder; es iſt geſchehen, das wir längiſt gern geſehen hätten. So auch Micheas 4, 11. «Aſpiciat in Zion oculus noſter!» O daß unſer Auge ſehen

mocht in Zion! das iſt O daß Zion ubirgienge, das wir gern ſæhen! Alſo auch hier. Du wirſt ſehen was du gerne geſehen hättiſt, wenn die Gottloſen ausgerottet werden. Dieſe Weis zu reden iſt faſt gemęin in der Schrift.

V. 35. Ich hab geſehen einen Gottloſen, der war greulich, und hat ſich herausgemacht wie ein grunender Lorbaum.

Aber ſetzt er ſein Erfahrung zu einem Exempel und Zeichen. Droben hat er ein Erfahrung geſagt von dem Gerechten, daß er noch nie keinen hab ſehen vorlaſſen. Hie ſagt er ein Erfahrung vom Widdertheil von dem Gottloſen, wie der vorgangen ſey, und ſpricht: Er war reich mächtig groß, daß ſich idermann fur ihm furcht, und was er ſagt thæt ließ, das war geſagt gethan gelaſſen. Denn einen ſolchen bedeut das hebræiſche Wortlin Aritz; das hab ich vordeutſcht greulich. Das bedeut auch das er dazu thut: er bruſtet ſich, und war furbrächtig, thæt ſich herfur, was etwas ſonderlich vor allen, macht ſich breit und hoch, gleich wie ein Lorbaum fur andern Bäumen allzeit grunet, und etwas ſonderlich pranget fur allen, ſonderlich fur den zahm Bäumen oder Gartenbäumen; iſt auch nit ein ſchlechter Puſch oder niedriger Baum; deß man auch warten und pflegen muß, wilchs man den wilden Baumen und Cedern nit thut. Alſo muß man auf dieſen gottloſen Junkern auch ſehen und ſprechen: Gnædiger Herr, lieber Junker.

V. 36. Ich ging furuber, und ſiehe zu, da war er dahin; ich fragt nach ihm, er ward aber nirgend funden.

Solch Exempel hat David an dem Saul Achitophel Abſalon und dergleichen wohl geſehen, wilche furchtſam waren in ihrem gottloſen Weſen, und ehe man ſich umbſahe, waren ſie dahin, daß man fragen und ſagen mocht: Wo ſeyn ſie hin? Iſts nit wahr: zu unſern Zeiten iſt der Bapſt Julius auch ein ſolcher Mann geweſen? wilch ein Aritz und greulicher Herr war das? Iſt er aber nit vorſchwunden ehe man ſichs vorſach? Wo iſt er nu? wo iſt ſein Trotzen und Prachten? Alſo ſollen wir nur ſtill halten: ſie werden alle alſo vorſchwinden, die itzt wuethen, und wollen den Himmel zurſtoren und Fels umbſtoßen. Laßt uns nur ſchweigen ein wenig, und furubir gehen: wir werden uns ſchier umbſehen, und ihrer keinen ſehen, ſo wir nur Gott trauen.

V. 37. Halt dich nur unſchuldig, und ſiehe was aufrichtig iſt. Denn das Letzt eins ſolchen Mannes iſt Fried.

Dieſe Unſchuld iſt droben im 18. Vers ausgelegt, es ſey ein geſunder Glaub, der an ihm ſelb gnug hat, und nit bedarf der ſpitaliſchen Gerechtickeit, die ſich mit Menſchengeſetzen odder Werk flicket, und dergleichen Bettelwerks ſich behilft. Drumb iſt ſo viel geſagt, als Paulus Tit. 2, 12: Sey nur geſund, rechtſchaffen im einfältigen Glauben zu Gott, und wandel aufrichtig und redlich; darauf ſiehe allein, und richte dich darein; laß Gottloſen Gottloſen ſeyn: ſiehe, ſo wird dein Letztis Fried ſeyn, und wohl ſtehen: das iſt, im Sterben und nach dem Sterben wird dirs wohl gehen.

Die hebræiſch Sprach hat die Art, daß wo wir auf deutſch ſagen «Es geht ihm wohl, er gehabt ſich wohl, es ſteht wohl umb ihn», und auf latiniſch valere, bene habere &c., das heißt ſie Fried haben. 1. Moſ. 37, 14. ſprach Jacob zu ſeinem Sohn Joſeph «Gang hin in Sichem zu deinen Brudern, und ſich ob ihn Fried und dem Viehe Fried ſey, und ſag mir widder»: das iſt, obs ihn auch wohl gehe. Daher kumpt der Gruß im Evangelio auf hebræiſche Weiſe: Pax vobis, Fried ſey euch; wilchs wir auf deutſch ſagen: Gott geb euch gutten Tag, guten Morgen, guten Abend! Item im Abſcheiden ſagen wir:

Gehabt euch wohl! habt gute Nacht! laßts euch wohl gehen! Das heißt Pax vobis! Also wenn die letzte Stund kumpt des Gerechten und Gläubigen, so geht es ihm wohl, und alle sein Letztis ist Fried.

V. 38. Die Abtrunnigen werden vortilget werden einer mit dem andern, und das Letzte der Gottlosen wird ausgerottet.

Das ist das Widerspiel: die Gerechten bleiben, und gehet ihn wohl; die Abtrunnigen gehen unter, und geht ihn ubel. Abtrunnige heißen hie die nit gesund im Glauben sind, welche der Apostel heißet apostatas 1. Tim. 4., die da vom Glauben auf die Werk und Gesetz fallen, wie itzt die Papisten thun. Drumb wird ihr Letztis nit mugen bestehn: es muß unselig, friedlos seyn, und ausgerottet werden: denn allein der gesund frische Glaube besteht.

Es mochten diese zween Vers auch wohl verstanden werden von beider Parten nachgelaßnen Erben und Guttern, daß die Meinung sey: die Gerechten, was sie hinter sich lassen, das bestehet, und geht ihn wohl; wie droben im 36. Vers gesagt ist daß des Gerechten Kind auch gnug werden haben: aber alles was die Gottlosen hinter sich lassen vorschwindt und kumpt zusehens unter; wie Psalm 109, 13. sagt »Sein Gedächtniß soll in einem Gelied des Geschlechts vortilget werden«. Das siehet man auch täglich in der Erfahrung.

V. 39. Das Heil der Gerechten ist von Gott; der ist ihr Stärk in der Zeit ihris Gedrängs.

Das Heil der Gottlosen ist von ihn selbs, und ihr Stärk ist ihr eigen Macht. Sie sind gros viel reich und mächtig, durfen Gottis Stärk und Heil nit. Aber die Gerechten, die ihr Gesicht mussen abekehren von allem das man siehet und fuhlet, und allein Gott trauen, die haben kein Heil noch Stärk denn von Gott, welcher läßet sie auch nit, und thut wie sie ihm gläuben und trauen; als dieser folgend letzte Vers beschleußet und sagt.

V. 40. Und Gott wird ihn helfen, und wird sie erretten; er wird sie erretten von den Gottlosen, und wird sie selig machen: denn sie haben in ihn vortrauet.

Siehe, siehe welch ein reiche Zusagung, großer Trost und ubirflussige Ermahnung ist das, so wir nur trauen und gläuben. Zum ersten, Gott hilft ihn mitten in dem Ubel, läßit sie nit allein drinnen sticken, ist bey ihn, stärkt sie und enthält sie. Uber das, nit allein hilft er ihn, sondern errettet sie auch, daß sie heraus kummen. Denn diß hebræische Wortlin heißt eigentlich dem Ungluck entlaufen und darvon kummen. Und das die Gottlosen vordrießen mocht, so druckt er sie mit Namen aus, und spricht: Er wird sie erretten von den Gottlosen, obs ihn leid sey, und soll ihr Wuethen sie nichts helfen, wiewohl sie meinen, der Gerecht soll ihn nit entlaufen, er musse vortilget werden. Zum dritten, nit allein errettet er sie, sondern macht sie auch selig, daß sie hinfurt nit mehr in Ungluck kummen. Und das alles darumb, daß sie ihm vortrauet haben. Also spricht er auch Psalm 91, 14. 15. 16. »Darumb daß er in mich vortrauet, so will ich ihn erretten und beschirmen. Denn er erkennet meinen Namen, er hat mich angerufen: drumb will ich ihn erhoren. Ich will bey ihm seyn in seinem Ubel, und will ihn heraus reißen, und will ihn zu Ehren setzen, und ihn fullen mit Länge der Tage, und ihm offenbaren mein Heil.«

O der schändlichen Untreu Mißtreu und vordampten Unglauben, daß wir solchen reichen mächtigen trostlichen Zusagungen Gottis nit gläuben, und zappeln so gar leichtlich in geringen Anstoßen, so wir nur bœse Wort von den Gottlosen hœren. Hilf, Gott, daß wir einmal rechten Glauben ubirkummen,

den wir ſehen in aller Schrift gefoddert werden. Amen.

Dieſen Pſalm will ich euch lieben Frunden zur Troſtung und Vormahnung geſandt haben nach der Lehre S. Pauli Eph. 5, 19. 20. da er ſpricht »Ihr ſollt mit euch ſelb reden in den Pſalmen und Lobſangen und geiſtlichen Lieden, ſingen und klingen in euren Herzen, Gott dem Vatter dankſagen allzeit, ubir allen Dingen, im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti« &c. Wilchs ich doch thu nur umb der Weichlingen willen: denn den Starken die unter euch ſind von Gottis Gnaden, wollt ich ſelber lieber zuhœren und von ihnen lernen. Darumb ſeyd getroſt, und bleibt in der Lehre die ihr gehœret habt und noch horet. Laſſet euch die Gottloſen mit ihren Toben nit erſchrecken: denn wir haben ſie, Gott Lob! ſo fern geſchlagen, daß ſie nit mehr kunden denn toben, und erfunden ſeyn als die da gar nichts vorſtehen in chriſtlichen Sachen, und je mehr und länger ſie ſchreyen ſchreiben und wuethen, je blinder ſie werden und großer Thorheit beweiſen.

Das mugt ihr merken an den Lovoniern, an den Pariſern, an den Romern, auch an unſern Nachbaren, den Leipziſchen Sophiſten. Sehet wie närriſch Ding ſie furgeben, daß ſich ein Stein ubir ſie erbarmen mocht. Neulich hat ihr einer mir ſollt einen Spruch fuhren aus der Schrift, und beweiſen daß die Leut die man gemeiniglich Prieſter heißt in der Schrift Sacerdotes, Prieſter, genennet wurden: wenn er das thæt, ſo ſollte er gewunnen haben; hab ihm, Bapſt und allen Papiſten Trotz gebotten, biet ihn auch noch Trotz. Aber was thut der arm Menſch? Mit großem Wuethen Läſtern und Schreyen tobet er, und beweiſet daß er ſo gar ſtockblind und ſteintaub iſt, daß er auch nit vorſtehet was ich frag, und was er antwortet. Ich fordere Schrift von ihm: ſo antwortet er mit der Lehrer Spruch. Ich frag nach der Sonnen: ſo weiſet er mir ſeine Latern. Ich frag: Wo iſt die Schrift? ſo ſpricht er: Tritt herfur, Ambroſi! tritt herfur, Cyrillus! und dergleichen. Siehe da, iſt das nit ein Spiel der Baulent zu Babylonien, 1. Moſ. 11, 9, die da Holz bringen wenn man Waſſer ruft, und ſchreyen dennoch als hätten ſie es faſt wohl troffen. Wer kann ſich doch fur ſolchen groben Kopfen furchten?

Item (das iſt noch viel ſpottiſcher) Chriſtus ſpricht Matth. 5, 13. »Ihr ſeyd das Salz der Erden.« Den Spruch heißt er auch herfur tretten, und ſoll damit beweiſen daß ſie Prieſter in der Schrift heißen. So denn die Leut ſo toll ſind, daß bey ihn Salz der Erden ſo viel heißet als Ihr ſeyd Prieſter, was ſoll man machen denn ſie nur toben und wuethen laſſen und vorachten? Ich hoff, wird er mehr ſchreiben, ſo wird er noch ſagen daß der Sprengeweddel und das Rauchfaß in der Schrift heiße auch Prieſter. Des Narrenwerks ſind alle ſein Bucher voll. Drumb furchtet euch nit, und ſeyd getroſt: das Vortheil habt ihr, daß der Bapſt und ſeine Papiſten nichts kunden in der Schrift, auch ihr eigen Ding nit vorſtehen. Das hat gnugſam beweiſet zum erſten Silveſter von Rom, nach ihm Johannes Eck, darnach Rhadinus, darnach Catharinus, darnach Collen und Loven, darnach der Bapſt mit ſeiner Bullen; itzt beweiſet es auch Paris und Latomus von Loven; und zuletzt trollen auch einher die zween Papyrſchänder zu Leipzick. Ihr keiner will an die Schrift. Menſchen Lehre und ihre Träum bringen ſie herfur, und ſingen ihren Singentanz »Tritt herfur, tritt herfur!« bleiben doch immer dahinten.

Wenn euch aber jemand von ihnen antaſtet und ſpricht, man muß der Vätter Auslegen haben, die Schrift ſey tunkel: ſollt ihr ant-

worten, es ſey nit wahr. Es iſt auf Erden kein klärer Buch geſchrieben denn die heiligen Schrift: die iſt gegen alle ander Bucher gleich wie die Sonne gegen alle Liecht. Sie reden ſolch Ding nur darumb, daß ſie uns aus der Schrift fuhren, und ſich ſelbs zu Meiſtern uber uns erheben, daß wir ihre Traumpredigen gläuben ſollen.

Es iſt ein greuliche große Schmach und Laſter widder die heilige Schrift und alle Chriſtenheit, ſo man ſagt daß die heilige Schrift finſter ſey, und nit ſo klar, daß ſie iderman mag vorſtehen ſeinen Glauben zu lehren und zu beweiſen. Das merk dabey: ſollts nit groß Schand ſeyn, daß ich odder du ein Chriſten genennet wære, und wiſſet nit was ich gläubt? Weiß ich aber was ich gläub, ſo weiß ich was in der Schrift ſtehet, weil die Schrift hat nit mehr denn Chriſtum und chriſtlichen Glauben in ſich. Drumb wenn der Glaub die Schrift nur hœret, ſo iſt ſie ihm ſo klar und liecht, daß er ohn aller Vätter und Lehrer Gloſſen ſpricht: Das iſt recht, das gläub ich auch. Solch Liecht und Wahrheit wollten ſie uns gerne vortunkeln, und haben erfunden aus ihrem Kopf fidem implicitam, fidem explicitam, das iſt einen eingefalteten und ausgefalteten Glauben; ſprechen, der gemein Mann hab den eingefalteten Glauben, ſie aber als unſer Meiſtere den ausgefalten. Und iſt beidis erlogen: ſie kunden auch nit einen Artikel des eingefalteten Glaubens anzeigen. Denn wo iſt doch klærer geſchrieben daß Gott Himel und Erden geſchaffen hab, Chriſtus geporen von Marien, gelitten geſtorben auferſtanden, und allis was wir gläuben, denn in der Bibel? Wer iſt je ſo grob geweſen, der ſolchs geleſen und nit vorſtanden habe? Der Vätter Bucher und der Papiſten Lehre ſyn zehenmal finſterer, was ſie ohn Schrift dann geſagt haben. Das iſt wohl wahr, etlich Spruch der Schrift ſind tunkel: aber in denſelben iſt nichts anders denn eben was an andern Ortern in den klaren offenen Spruchen iſt Und da kummen Ketzer her, daß ſie die tunkeln Spruch faſſen nach ihrem eigen Vorſtand, und fechten damit widder die klaren Spruch und Grund des Glaubens. Da haben denn die Vätter widder ſie geſtritten durch die klare Spruch, damit erleuchtet die tunkeln Spruch, und beweiſet daß eben das im Tunkel geſagt ſey, das im Liechten. Das iſt auch das recht Studirn in der Schrift: ſo machen dieſe tolle Leut uns eitel neue und eingefaltene Artikel des Glaubens draus.

Darumb wenn ſie mit den Vättern dringen, und geben fur, man ſoll ihn gläuben, ſollt ihr dieſe zwo Regeln halten. Die erſte: ſollt ihr fragen ob die Vätter auch je geirret haben? Haben ſie aber geirret, wie ſie bekennen muſſen, ſo gelten ihr Spruch ſchon nichts: ſie muſſen ein hoher Beweiſung haben, das iſt einen klaren Spruch aus der Schrift. Wo das nit, ſoll man ſie mit den Vättern fahren laſſen. Alſo mugt ihr ſie dringen zur Schrift. Das werden ſie ungern thun; da werdet ihr ſehen daß ſie ſtehen werden wie die Pfeifer die den Tanz vorderbet haben. Werden ſie aber Schrift fuhren, ſo wirds der Art ſeyn, wie der ſchreibt, der do ſagt »Ihr ſeyd Salz der Erden, Matth. 5, 13. heißet: ihr ſeyd Prieſter"; item »Pſalm 150, 1. Lobet Gott in ſeinen Heiligen, das heißt: der Bapſt hat Macht Heiligen zu erheben." Denn das iſt die Urſach daß ſie ſo feſt am Hafenpanier halten, und mugen mich nit hœren, wollen auch nit erſcheinen odder mich erſcheinen laſſen. Sie fuhlen wohl wo ſie der Schuch druckt; der Kocher iſt leer, das Schwerdt iſt hulzen, der Harniſch iſt Papyr und Mochnblätter.

Die ander Regel: ſollt ihr ſagen daß die Vätter nit haben wollen daß jemand ihn gläube

wo ſie nit klare Schrift fuhren; und die Papiſten thun den lieben Vättern unrecht, daß ſie alle ihre Spruch wollen gehalten haben. Sie ſuchen auch nit der Vätter Ehre damit, ſondern ihr eigen Tyranney, daß ſie uns mugen aus der Schrift fuhren, den Glauben vortunkeln, ſich ſelbs ubir die Eyer ſetzen, und unſer Abgott werden.

Dieſe Regel iſt wohl zu merken. Denn alſo ſpricht Sanctus Auguſtinus lib. III. Trin. in Prologo: «Ich will meiner Bucher ein ſolchen Leſer haben, wie ich bin ubir Ander Bucher frey und ungefangen.» Item Epiſt. 8. ad Hieronymum: «Ich acht nit daß du wolliſt deine Bucher gehalten haben als wærens Propheten odder Apoſtelbucher, denn ich nur der heiligen Schrift gläub daß ſie nit irre. Die andern alle leſe ich dermaßen, daß ich nit gläube, es ſey drumb wahr, daß ſie alſo geſagt haben, ſie beweiſen mirs denn mit heller Vornunft odder aus der heiligen Schrift.» Sehet da, das merkt wohl, Auguſtinus will Schrift haben in ſeinen eigen und allen andern Buchern. Item S. Hieronymus Matth. 23., da er viel ſeiner Vorfahren Meinung erzählet, gibt er ein Urtheil und ſpricht «Aber diß hat kein Grund aus der Schrift: drumb wirds eben ſo leichte voracht als angenummen.» Dermaßen ſaget S. Hilarius lib. II. Trin. «Das iſt der beſte Lehrer, der ſein Meinung nit in die Schrift, ſondern aus der Schrift bringt.» Item am andern Ort «Es iſt nit billig, etwas zu lehren weiter, denn die Schrift gibt: wer aber ſich deß vormiſſet, der vorſteht gewißlich nit was er lehret, oder die ihn hœren vorſtehn es nit.» Hæc ille.

Und wenn ſie das ſchon nit hätten geſagt, ſo wære S. Paulus gnug, der do von allen Lehren ſaget 1. Theſſ. 5, 21. «Vorſucht es alles: was gutt iſt, das behalt.» Da hat er ohn Zweifel gewollt daß man nit ſchlechthin gläube denen Singentänzern die da ſagen «Tritt herfur, Cyrille! tritt herfur, Ambroſi!» und dergleichen.

Sehet, hiemit kunnt ihr aller Papiſten Schriften leichtlich vorlegen, wenn gleich ein iglicher unter ihn hundert tauſend Bucher ſchrieb: denn, wie ich geſagt, ſie ſeynd alle ſampt ſchriftloſe nackete ungelehrete Schreiber, welche viel beſſer Badeknecht wæren denn Kriegsleut. Laßt euch je nit von und aus der Schrift fuhren, wie großen Fleiß ſie daran kehren. Denn wo ihr da heraus trettet, ſo ſeyd ihr vorloren, ſo fuhren ſie euch wie ſie wollen. Bleibet ihr aber drinnen, ſo habt ihr gewonnen, und werdet ihr Toben nit anders achten, denn wie der Fels des Meers Wellen und Bulgen achtet. Es iſt eitel Wellen und Weben, was ſie ſchreiben. Seyd nur gewiß und ohn Zweifel daß nichts hellers iſt denn die Sonne, das iſt die Schrift: iſt aber ein Wolk dafur getreten, ſo iſts doch nichts anders dahinten denn dieſelbe helle Sonnen. Alſo, iſt ein tunkler Spruch in der Schrift, ſo zweifelt nur nit, es iſt gewißlich dieſelbe Wahrheit dahinten, die am andern Ort klar iſt, und wer das Tunkel nit vorſtehen kann, der bleib bey dem Liechten.

Hiermit befehle ich euch Gott, und ſehet zu daß ihr unternander den Glauben auch ubet, und unſer Ding nit allein in Worten ſchweben laſſet. Wer da hat, der laß den andern nit; wer aber nit hat, der vorlaß ſich auf Gott, wie dieſer Pſalm ſaget.

Ich befehl euch alle die euch das Wort Gottis furlegen: denn die ſeyn zweyerley Ehr werth, ſpricht S. Paulus 1. Tim. 5, 17. Bittet auch fur mich daß ich einmal frumm werd. Denn daß ich muß von euch ſeyn, wollt ich nit den Papiſten zu Lieb und unſerm Herrn Chriſto zu Leid thun, daß ich mich drumb ein Haar breit bekummern wollt. Ich bin von Gottis Gnaden noch ſo muthig und trotzig, als ich je geweſen bin. Am

Leib hab ich ein kleinis Geprechlin ubirkummen: aber es schadet nit. Es sollt billig bas mich beißen, wo mir recht geschehen sollt. Seyd getrost, und furchtet niemand. Gottis Gnade sey mit euch. Amen.

III.

(*de Wette Th. II. S. 137—141.*)

Dem Durchleuchtigsten Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich, Herzogen zu Sachsen, des heiligen Rœmischen Reichs Kurfürsten, Landgrafen in Thœringen, Markgrafen zu Meissen, meinem gnædigsten Herrn und Patron.

Gunst und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesu Christo, und mein unterthænigste Dienst.

Durchleuchtigster Hochgeborner Kurfürst, Gnædigster Herr! E. K. F. G. Schrift und gnædigs Bedenken ist mir zukomen auf Freytag zu Abend, als ich auf morgen, Sonnabend, wollt ausreiten. Und daß es E. K. F. G. aufs allerbest meine, darf freylich bey mir weder Bekenntniß noch Zeugniß, denn ich mich deß, so viel menschlich Erkundung gibt, gewiß achte. Wiederumb aber, daß ichs auch gut meine, dünkt mich, ich wisse es aus hoher denn aus menschlicher Erkundigung: damit aber ist nichts gethan.

Ich hab mich aber lassen ansehen E. K. F. G. Schrift, als hätte meine Schrift E. K. F. G. ein wenig bewegt, damit daß ich schreib, E. K. F. G. sollt weise seyn. Doch wider solchen Wahn hat mich meine große Zuversicht bescheiden daß E. K. F. G. mein Herz wohl besser erkennet, denn daß ich mit solcher Art Worten E. K. F. G. hochberühmete Vernunft stockern sollt. Denn ich hoffe es sey mein Herz je an den, daß ich aus Grund ohn alles Heucheln ein Lust und Gefallen allzeit an E. K. F. G. für allen Fürsten und Oberkeiten gehabt. Was ich aber geschrieben habe ist aus Sorgen geschehen daß ich E. K. F. G. wollt trœsten; nicht meiner Sach halben, davon ich dazumal kein Gedanken hatte, sondern des ungeschickten Handels halben, næmlich zu Wittemberg zu großer Schmach des Evangelii durch die Unsern entstanden. Da war mir Angst, E. K. F. G. würden deß ein groß Beschwerung tragen, denn mich auch selbs der Jamer also hat zutrieben, daß wo ich nicht gewiß wære daß lauter Evangelium bey uns ist, hätte ich verzaget an der Sach. Alles was bisher mir zu Leide gethan ist in dieser Sachen, ist Schimpf und nichts gewesen. Ich wollts auch, wenn es hätte können seyn, mit meinem Leben gern erkauft haben. Denn es ist also gehandelt, daß wirs weder für Gott noch für der Welt verantworten können; und liegt doch mir auf dem Halse, und zuvor dem heiligen Evangelio. Das thut mir von Herzen wehe. Darumb, gnædigster Herr, mein Schrift sich nicht weiter streckt denn auf derjenigen und nicht auf meinen Handel, daß E. K. F. G. sollten nicht ansehen das gegenwærtige Bild des Teufels in diesem Spiel. Und solche Ermahnung, ob sie E. K. F. G. nicht noth wære, ist sie doch mir nœthlich zu thun gewesen.

Von meiner Sach aber, gnædigster Herr, antwort ich also. E. K. F. G. weiß (oder weiß sie es nicht, so laß sie es ihr hiermit kund seyn) daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mügen, wie ich denn hinfort thun will, einen Knecht und Evangeliſten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zur Verhœre und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich dran zweifelt, sondern aus ubriger Demuth, die andern zu locken. Nu ich aber sehe daß meine zu viel

Demuth gelangen will zur Niedrigung des Evangelii, und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur ein Hand breit räume, muß ich aus Noth meines Gewiſſens anders dazu thun. Ich hab E. K. F. G. gnug gethan, daß ich dieß Jahr gewichen bin E. K. F. G. zu Dienſt. Denn der Teufel weiß faſt wohl daß ichs aus keinem Zag gethan hab. Er ſahe mein Herz wohl, da ich zu Wormbs einkam, daß wenn ich hätte gewußt daß ſo viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern ſind, wære ich dennoch mitten unter ſie geſprungen mit Freuden.

Nu iſt Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und ſintemal der Vater der abgründlichen Barmherzickeit uns durchs Evangelium hat gemacht freudige Herrn uber alle Teufel und Tod, und uns geben den Reichthum der Zuverſicht, daß wir thüren zu ihm ſagen ‹herzliebſter Vater›: kann E. K. F. G. ſelbs ermeſſen daß es ſolchem Vater die hœhſte Schmach iſt, ſo wir nicht ſo wohl ihm vertrauen ſollten, daß wir auch Herrn uber Herzog Georgen Zorn ſind. Das weiß ich je von mir wohl, wenn dieſe Sach zu Leipzig alſo ſtünde wie zu Wittemberg, ſo wollte ich doch hinein reiten, wenns gleich (E. K. F. G. verzeihe mir mein närriſch Reden) neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein iglicher wære neunfach wüthender, denn dieſer iſt. Er hält meinen Herrn Chriſtum für ein Mann aus Stroh geflochten: das kann mein Herr, und ich, eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber E. K. F. G. nicht verbergen daß ich für Herzog Georgen habe nicht Einmal gebeten und geweinet daß ihn Gott wollte erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen; darnach nimermehr. Und bitte E. K. F. G. wollt auch helfen bitten und bitten laſſen, ob wir das Urtheil könnten von ihm wenden das (ach Herr Gott!) auf ihn dringt ohn Unterlaß. Ich wollt Herzog Georgen ſchnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit wære ausgericht.

Solchs ſey E. K. F. G. geſchrieben, der Meinung, daß E. K. F. G. wiſſe, ich komen Wittemberg in gar viel einem bœhern Schutz denn des Kurfürſten. Ich habs auch nicht im Sinn, von E. K. F. G. Schutz begehren. Ja ich halt, ich wolle E. K. F. G. mehr ſchützen, denn ſie mich ſchützen könnte. Dazu wenn ich wüßte daß mich E. K. F. G. könnte und wollt ſchützen, ſo wollt ich nicht komen. Dieſer Sachen ſoll noch kann kein Schwerdt rathen oder helfen: Gott muß hie allein ſchaffen ohn alles menſchlich Sorgen und Zuthun. Darumb wer am meiſten gläubt, der wird hie am meiſten ſchützen. Dieweil ich denn nu ſpür daß E. K. F. G. noch gar ſchwach iſt im Glauben, kann ich keinerleywege E. K. F. G. für den Mann anſehen der mich ſchützen oder retten könnte.

Daß nu auch E. K. F. G. begehrt zu wiſſen was ſie thun ſolle in dieſer Sachen, ſintemal ſie es acht, ſie habe viel zu wenig gethan: antworte ich unterthæniglich: E. K. F. G. hat ſchon allzuviel gethan, und ſollt gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden E. K. F. G. oder mein Sorgen und Treiben. Er wills ihm gelaſſen haben, deß und kein anders: da mag ſich E. K. F. G. nach richten.

Gläubt E. K. F. G. dieß, ſo wird ſie ſicher ſeyn und Friede haben. Gläubt ſie nicht, ſo gläube doch ich, und muß E. K. F. G. Unglauben laſſen ſeine Qual in Sorgen haben; wie ſichs gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will E. K. F. G. folgen, ſo iſt E. K. F. G. für Gott entſchüldiget, ſo ich gefangen oder getœdtet würde. Für den Menſchen ſoll E. K. F. G. alſo ſich halten: næmlich der Oberkeit als ein Kurfürſt gehorſam ſeyn, und Kaiſerl. Maj. laſſen

walten in E. K. F. G. Stædten und Ländern an Leib und Gut, wie fichs gebührt, nach Reichs Ordnung, und ja nicht wehren noch widerfetzen, noch Widerfatz oder irgend ein Hinderniß begehren der Gewalt, fo fie mich fahen oder tædten will. Denn die Gewalt foll niemand brechen noch widerftehen denn alleine der, der fie eingefetzt hat: fonft ifts Empörung und wider Gott. Ich hoff aber, fie werden der Vernunft brauchen, daß fie E. K. F. G. erkennen werden als in einer hohen Wiegen geboren, denn daß fie felb fellt Stockmeifter uber mir werden. Wenn E. K. F. G. die Thor offen läßt, und das frey kurfürftliche Geleit hält, wenn fie felb kamen mich zu holen, oder ihre Gefandten: fo hat E. K. F. G. dem Gehorfam gnug gethan. Sie können je nicht hoehers von E. K. F. G. foddern denn daß fie den Luther wollen bey E. K. F. G. wiffen. Und das foll gefchehen ohn E. K. F. G. Sorgen Thun und einiger Fahr. Denn Chriftus hat mich nicht gelehrt mit eines andern Schaden ein Chrift feyn. Werden fie aber je fo unvernünftig feyn und gebieten daß E. K. F. G. felb die Hand an mich lege, will ich E. K. F. G. alsdenn fagen was zu thun ift: ich will E. K. F. G. Schaden und Fahr ficher halten an Leib Gut und Seele meiner Sachen halben, es gläube es E. K. F. G. oder gläubs nicht.

Hiemit befehl ich E. K. F. G. in Gottes Gnaden. Weiter wollen wir aufs fchierft reden, fo es Noth ift. Denn diefe Schrift hab ich eilend abgefertigt, daß nicht E. K. F. G. Betrübniß anführe von dem Gehœre meiner Zukunft: denn ich foll und muß jedermann troftlich und nicht fchædlich feyn, will ich ein rechter Chrift feyn. Es ift ein ander Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handel: der kennet mich faft wohl, und ich kenne ihn nicht abel. Wenn E. K. F. G. gläubte, fo würde fie Gottes Herrlichkeit fehen: weil fie aber noch nicht gläubt, hat fie auch noch nichts gefehen. Gott fey Lieb und Lob in Ewigkeit, Amen. Geben zu Borne bey dem Gleitsmann am Afchermittwoch Anno 1522.

E. K. F. G. unterthæniger Diener

Martin Luther.

IV.

AN HARTMUTH VON CRONBERG.

Eyn miffiue allen den fo von wegen des wortt gottes verfolgung lyden troſtlich, von doctor Martin Luther an den Erenueften Harttmuot von Cronberg gefchriben, vnd vff die felbig Harttmuot von Cronbergs antwurtt.

¶ Sie werden vch von meynes nammens wegen, vß der verfamlung ſtoſſen, welcher verharret vntz zuo dem ende, der wurdt fellig

14 ungezählte Blätter in 4°. Auf dem letzten

¶ Getruckt zum Steinburck zu fürderung des heiligen wort gottes, vnd zu fchmach aller fynd des Crütz Chriſti. Anno. M. d. xxij. W.C.

Vgl. de Wette Th. II. S. 161—170.

(*A. ij vw.*)

Ihefus.

¶ Gunſt vnd fryd von gott vnnſrem vatter vnd vnſerem herrn Ihefu Criſto fey vch gewinfcht günſtiger herr vnd guoter fründt in Chriſto. Ich hab ewer fchriftenn zwo eyne an keyſerliche Maieſtat, die annder an die bettel orden gethan, mitt groſſer freüd erfarenn vnd geleſen, vnd danck meinem gott fuor die guonſt vnnd gabe ſo eüch geben iſt, an der erkanttniß der criſtlichen warheit, dar zu auch die läſt vnnd thetige liebe zuo der ſelbigen. Dann man ſpürtt wol, das ewer wortt auß hertzen grundt vnd bruonſt quellen, vnd beweyſen das nicht, wie in vielen das wort Chriſti, allein vff der zungen vnnd in den oren ſchwebe, funnder ernaſtlich vnd grüntlich im hertzen wone, Alſo das es euch fein arte anzogen, vnd ſo gar freidig vnd vn-

ſchuochter macht daſſelbig zu bryſen vnd zubekennen, nicht allein mit dem mund, ſun der auch mitt der that vnd ſchrifft, fuor vnd gegen aller welt, zuouor gegen ſoliche hohe vnd klüge geyſter. Wie groß aber vnd vber ſchwencklich ſolch gab ſy kan nyemant gnugſam bewiegen, den der den geyſt hat der vnß bekuondiget, was vns geben ſey vnd vnß leret geyſchlichs gegenn geyſchlichs achten, wie Paulus ſagt j Cor. 2. denn es goth nicht zuo hertzen den viechljchen menſchen.

¶ Dar vmb ichs nit hab mœgen vnder laſſen, eüch mit diſſer ſchrifft zubeſuochen im geiſt, vnd meine freüd eüch kunt zuthuon, dan das kan ich on alle lügen ruomen das michs nicht ſo ſeer krenckt noch betrübt, daß mich der Bapſt mit aller welt verdampt vnd verfolgt, So vaſt mich ſterckt vnd erfreüt, wen ich hœre daß eyn menſch die zarte warheit fohet vnd preyſet, wie viel meher aber trœſtet mich das, das ich erfaren hab, vnd teglich erfar, das ſy in eüch vnd ewers gleichen, ſo hertzlich er(*A ij rw.*)kennet vnd frey bekennet würdt, welches mir auch got auß gnoden zuo troſt thuot, auff das mein glaub deſter ſtercker werde, vnd nicht eyttel betrübtniß hab, wenn er mich ſehen laſſet, daß ſein wort nicht vergeblich vßgeth. wie er ſagt duorch Iſaiam am lv. Widerumb das ſich da wider ſetz alle welt. wie er auch ſagt Mathei. am xxiiij. Ir müſſen allen menſchen heſſig ſein vmb meines namens willen. Alſo daß die artt iſt des göttlichenn worts, das es von den wenigen vffs aller hertzlichſt entpffangen, vnd von den vielen vffs aller greülichiſt verfolget würdt. Wölff vnd Bern vnd Lewen verfolgens nicht ſonnder menſchen, vnd alle menſchen. Spricht Criſtus Waß iſts denn nuo wunder, ob die welt vol menſchen. das iſt verfolger Chriſti ſey, was iſt die welt denn lauter menſchen, das wort aber macht auß menſchen götter, wie der lxxxj. pſalm ſagt. Ich hab geſagt yr ſeit göter vnd allſament kynnder des aller hœchſten, welliches Criſtus ſelbs auß legt Johan. x. vnd ſpricht die ſchrifft nennet die götter, den daß wort gottes geſchehen iſt. vnd Joh. j. Er hat in macht geben gottes kynder zuowerden, die do glauben an ſeinen namen. Alſo plybts. was menſch iſt, das verfolgt gottes wort vnd gottes kynnder.

¶ Doch bringt das edel wort natürlich mit im, den heiſſen hunger vnd vnſetigen duorſt, das wir nicht künden ſatt werden, ob gleich vil taufent menſchen dran glaubten. Sunder wolten gern das keyn menſch ſein manglen muoſte. Sollicher duorſt ringet vnd ruoget nicht, vnd treybt vnß zuo reden, wie Dauid ſpricht pſal. cxv. Ich binn glaubig worden, darum red ich. vnd wir haben (ſagt Sanct Paulus ij. Cor. iiij.) den ſelben geyſt des glaubens, darum reden wir auch biß das wir yderman inn vnns trucken vnd leyben vnd eynnen kuochen mit vnß machen, wo es müglich were. Aber der duorſt thuot nicht (*A iij vw.*) alleyn eynen groſſen fœlgriff mit ſeinen reden, ſunder wurt auch mit gallen vnd eſſig getrenckt wie Chriſtus am Crütz. Solchen duorſt hätte. S. Paul. Act. xxvj. da er wunſchet das yeder man were wie er ſelbs wer, auß genomen ſeine band. Ro. xj. wünſchet er von Chriſto verbannet zu ſeyn, vmb ſeiner brüder der Juden willen. Sehet ſolichen duorſt nach brüderlicher ſelikeyt habt ir nuo auch entpffangen, zum gewiſſen zeychen eins grundt guotten glaubens, was iſt nuo hynderſtellig, denn das yr gewarten müſſet der gallen und des eſſigs, das iſt der verleſterung, ſchmach vnd verfolgung, vmmb ewerer durſtigen red willen. Es thuts nicht anders. wo Criſtus iſt, do muß ſein, Judas, Pilatus, Herodes, Caiphas, Annas, dar zu ſein Crütz auch ſein, oder iſt nit der recht Chriſtus.

¶ Da her wir auch nicht vnnſers trübſals, ſonnder der verfolger iamers halben vnß bekümeren, Syntemal wir genug haben fuor vns vnd gewiß ſindt, das ſie vns keynen abruch thun mœgen, ſunnder ye mehr ſie toben, ſich verderben vnd vnß fürderen mieſſen. wie S. Paulus ſaget Phillippen. j. Dan wer mag vnns leyd thun, ſo wir eynen ſolchen herrn haben, der den todt vnd aller widerſächer leben in ſeiner handt hat, vnd vns ſo treſtlich in vnſer hertz ſpricht. Joh. xvj. Seyt getrœſt, Ich hab die welt vber wunden. Sie treuwen vnß mit dem todt. Wenn ſie ſo kluog weren, alß thoricht die ſind, ſollten ſie vnns mit dem leben dreüwen. Es iſt ein ſpöttlichs ſchimfflichs dreüwen, das man Chriſtum vnd ſeine Chriſten mit dem tod ſchreckt, ſo ſie doch hernn vnd ſieg menner des todts ſindt. Gleych als wenn ich wolte eynen man darmit erſchrecken, das ich im ſein roß auff zeümet, vnd yn dorauff reitten lieſſe. Aber ſy glauben nicht das Chriſtus aufferſtanden von den tod(*A iij rw.*)ten vnd eyn herr des lebens vnnd tods ſey, Er iſt bey ynen noch im grabe. Ja noch in der hellen. Wir aber wiſſen, trotzen, vnd ſind freydig, das er iſt aufferſtanden, vnd der todt nichts meher ſey, denn eyn ende der ſünde vnd ſein ſelbs. Denn das leben yn diſſem fleyſch klebt noch an vnd in den ſinden, vnd kan nicht on ſünd ſein des fleyſch halben. Darumb ſchreyet der angefangen geyſt in vns, kum tod vnd Jüngſter tag, vnd mach beyde, der ſünd vnd des tods eyn ende. Amen. wie S. Paulus. Roma. vij. vnd viij. ſchreybt.

¶ Solliche freüde vnd freydikeyt in Chriſto erkennen die ellenden feynd nicht, vnd zürnen mit vnns, das wir in da von ſagen vnd ſie in anbietten, wöllen vns vmb des lebenns willen tœdten. Ach gott es iſt die allmechtig aufferſtehuong Chriſti, in zu vil mal eyn grüſſerer trotz, den das er ſich ſolt loſſen ſcheuoen vnd feyg machen, durch yren augenblicklichen gewalt der ſtroernn vnd papyrernn Tyranney. Der eyner iſt fuornemlich die waſſer blaſe Hertzog Jörg zu Sachſen*), trotzt dem hymel mit yrem hohen bauch, vnd hat dem Euangelio entſagt hats auch im ſynn, er wöl Chriſtum freſſen, wie der wolff eyn mucken, lat ſich auch duncken er hab im ſchon nit eyn kleyne ſchramme in den lincken ſporen gebiſſen, vnd tobet eynher für allen andern. Ich hab zwar mit gantzem hertzen fuor yn gebetten, vnd mich ſeines grülichen anlauffs faſt erbarmet, Aber ich ſorge es truck ynn ſein vrteil, vorlenngeſt verdient. Ich bitt ir wöllt ynn mit den eweren auch ym gebet dem herren befelhen, wie wir dan ſchuldig ſein den wider ſächern auß hertzen gunſtig zuo ſein, Ob ſy es auch nicht leyden wöllen das man yn wol thüe, ob er der mal eyns, auß des tracken mund möcht errettet werden, vnd für einen Saulus, eynen Paulus gebenn, den mit ſolcher ellennder (*A 4. vw.*) leüt verderben, vns nichts beholffen iſt. Ich wolt euch wol ermanen, das ir der gleychen ſchrifft an yn thettet. Wolt aber auch nicht gern das heyltumb für die hund, vnd die perlin fur die ſew werffen laſſen, denn da iſt keyn hœren noch bedencken, das ych nichts den das gebett weiß für yn zuthœn, Er verderbt vil Seelen vnd ſamlet ym eyn ſchatz auff den tag des zorns, der groß iſt, doch ich ſtell das heym ewerm geyſt, wir wöllen doch leben ob ſie vnns tœdten oder alles vnglücks anthuon.

¶ Aber noch eyn herters iſt ytz neüwlich an vnſerenn glawben gelauffen. Sathanas der ſich allezeyt vnder die kynnder gottes mengt, hat vns, fürnemlich mir eyn feyn ſpyl zu Wittennberg angericht, vnnd den wyder ſächern eyn mal yre luſt an vns gepüſſet, vnd das

*) *bei de Wette* die Waſſerblaſe N.

maul weit aufgefperet, das ewangelium zuofchmehen Alle meine feind, fampt allen teüfeln, wie nahe fie mir komen find (vil mal) haben fie mich doch nicht troffen wie ych ytz troffen bin von den vnfern. Vnd muoß bekennen das mich der rauch vbel inn die augen beiffet, vnd kützlet mich faft wol im hertzen Hie wil ich (dacht der teüfel) dem Lutther das hertz nemen, vnd den fteiffen geift matt machen, den griff würt er nit verften, noch vber wynndenn. Wol an ich dencke ob nicht follichs auch gefchehe zur ftrafe, beyde dem Churfürften vnd myr, dem Churfürften darummb, dann wye wol er glaubt, Chriftus fey aufferftanden, tappet er doch noch mitt Magdalenam im gartten nach ym, vnnd er ift ym *) noch nicht aufgefaren zum vatter. Mich aber darumb, das ich zu Wormbs guoten freündenn zudienft, auff das ich nicht zu fteifffünnig gefehen würd meinen geyft tempfft, vnd nicht hertter vnd ftrenger meine bekentnüß vor den Tyrannen thet, wy wol mich (*A 4. rw.*) doch die vnglaubigen heyden feydt der zeit hoch müttig im antworten gefcholten haben. Sie Richten wie heyden (als fie find) richten follen, die keyns geifts noch glaubens yhemals enpfunden haben. Mich hat meine die felbige demuoet vnd ererbietung vil mal gerüwet.

¶ Es fey aber an dem wie es wöll, es fie gefundigt oder wol than, darumb vnuerzagt vnd vnerfchrocken. Denn wie wir vff vnnfere wolthat nicht trotzen, alfo zagen wir auch nicht in vnnferen funden. Wir dancken aber gott das vnfer glaub hœher ift dann wolthat vnd funde Dann der vatter aller barmhertzikeyt, hatt vns geben zu glauben, nicht an eynen hultzern, fonnder an einen lebendigen Chriftum der ein herr vber fünd vnnd vnfchuld ift, der vnns auch auffrichten vnnd erhalten kan, ob wir gleich in taufent vnnd aber taufent fünd alle ftund fielen, da ift mir kein zweifel an. Vnd wan es der Sathanas noch hœher, vnd noch erger verfuocht, fo foll er vnnß doch nicht ehe müd machen, er greiff denn ein folichs an, da mit er Chriftum vonn der rechtenn hand gottes ernyder reiffe. Weyl Chriftus doben pleibt fytzen, fo wöllen wir auch pleiben, herrn vnnd Junckherrn vber fünd, todt, tüffel, vnnd alle ding, da folle nichtz fuor fein, wir wiffen das der ftarck vnd trewe genug ift, der yn vfferweckt von den todten, vnnd zu feyner rechten gefetz hatt, zuofein, eynen herenn vber alle dinng. Onn zweifel auch vber fünde, tod, teüfel, helle Schweig den vber die Papiftifchenn fchweinblafen mit yren dreien rauffchendenn erbeiffen, den trotz follen fie vnns nicht nemen. Solang aber der trutz vnß pleibt, wellen wier fie frœlich verachten, vnd zufehen ob fie vnns diffen Chriftum fo leichtlich als fie meinen verfchlingen, vnnd eynen anderen an fein ftatt fetzen mœgen, von dem der vatter nicht wiffe. Darum hoff (*B vw.*) ych dyfer Chriftus foll vns dyß fpiel vnnd ob noch ein ergers erftunde nach diffem, nicht allein wider zu recht bringen, fonder auch zu forderlichem nutz wenden, nach dem vberfchwencklichen reichtumb feiner weißheit vnd gütikeit, Sonnderlich fo yr auch helfft bittenn vnd trauwen. Es ift vnfer ding noch nicht fo fern gefallen, als es fiel zu Chriftus zeiten, da in auch Petrus felbs verlaucknet, vnnd alle iunger von ym flohenn, vnnd Judas in verriet vnd fieng, vnd obs fo ferr fiel dennoch foll es nicht verfallen vnnd vnnfer Chriftus nicht verweßen. Ich weiß aber vnd bins gewiß, das follichs, vnd was deffgleichen gefchehen mag, Darum gefchicht, das eyn gemein verfuochen vnd prob vffgericht werde.

*) bei *de Wette* zur Strafe etlicher meiner furnehmften Gonnern, und mir. Meinen Gonnern — fie glauben — tappen fie — ihnen

dar an die ſtarcken bewert, die ſchwachen geſterckt, die bewerten gepryſt, die falſchglaübigen offenbart, die ſeind aber vnd die nicht werdt ſind, daß ſie es fuor gottes wort erkennen vnd halten, geergert vnd verſtockt werden ſollen, wie ſie denn verdienet haben,

¶ Dan Ir wiſſt das die ſünd zu Wormbs, da die gotlich warheyt ſo kündiſch verſchmacht, ſo offentlich muotwilligcklich, wiſſentlich, vnuerhœrt, verdampt ward, freylich ein ſünnd gantzer gemeiner tütſcher Nation iſt, darumb das die heupter ſollichs thetten, vnd in niemant eynredet, do mit vber die maß by got verſchuldiget iſt, das er das theür wort gantz auff hube oder ein ſollich ergernüß entſtehen ließ, das es keynn menſch fuor gottes wort hielte, vnnd alſo yrem verdiennſt nach auch leſtern vnnd verfolgen müſten, wie teüfels lere, das ſie zuouor auß lauterm freuelichen muotwillenn haben verleuckt vnnd verdampt. Ja leyder mein deürer Hartmut, ſollich verdienſt hat teütſche Nation dem Bapſt zu dienſt auff dem vnſeligen reychs tag auff ſych geladen, vnd die yetz alſo toben vnd ver-(*B rw.*) ſtockt ſind, haben es da zu mal alſo verſchuldiget, da ſie das redlin tryben, vnd die würffel in der hand heten vnd lieſſen ſich dunckenn, ſy ſchimpfften, vnd Chriſtus ſech ſie nit. O ſchrecklicher vnnd Ernnſter richter, wie heymlich oder gar greülich ſind deine gericht, wie gewiß vnd ſicher iſt der Pharo alle zeit, ehe ihn das rott meher verſeüfft, vnd ſihet nit daß eben ſyn ſicherheyt der recht ernnſt zornn gottes vber ynn iſt. O wie vnleydelich iſt Gott des ſchympffs an ſeinem theürenn wort, das er auch ſich ſeines liebſten kynnds pluot hat loſſen coſten, vnd die menſchen ſitzen vnd ſchmutzen, vnd lechlen, wen ſy es verdammen vnd verfolgen.

¶ Alſo ſehen wir das auch den Juden gehet, welche da ſie gottes ſone verdampten muotwilligklich, ſindt ſie in ſo tieff verſtockten ſynn geben, das ſie vffs aller ſicherſt vnd keckeſt yn leſtern, vnd nit auff hœren können Vnd erfüllen die ſchrifft. ihere. c. viij. Er wolt nicht benediung, darumb ſall ſie ferr gnug von yn komenn, Alſo iſt vnſernn Papiſten auch geſchehen, ſie wolten zu Wormß Chriſtum auch haſſen vnd leſternn, Nuo iſts in geben das ſie nicht künden auff hœren zu haſſen vnd zu leſteren, das keyn bit noch vermanung hilfft, ſuonder nur erger dar von werden. Recht iſt deyn gericht hymmeliſcher vater, das heißt mein ich den rechten ſanct Veyts tantz haben. Gott iſt mein zeüg, das ich in meinem hertzen eyn angſt vnnd ſorg habe, wo der Jungſt tag nit das ſpil vnder nympt, würt gott ſein wort auff heben, vnnd der teütſchen Nation ſolche blindheyt ſenden, vnd ſie alſo verſtöcken, da myr greülich iſt an zudencken. Herr hymelliſcher vatter laß vns in alle ſünd fallen, ſo wir ye ſündigen müeſſen, hallt vns aber für verſtockung, vnd behalt vns an dem, vnd in dem, den (*B ij vw.*) du eynnen herren vber ſünd vnd vnſchuld geſetz haſt, das wir den ſelben auch nit verlaücknen, noch auß den augen laſſen, ſo würdt vns freylich alle ſünd, alle todt alle hellen nichs thun. Ach was ſolt vns etwas thun.

¶ Doch ſollen wir gott dancken auß gantzem hertzen, das er ſich noch mercken laſſet, als wolt er das heylig wort noch nit auff heben, damit das er euch vnd andern vil mehr, einen vnergerlichen geiſt vnd liebe dar zu geben hat. Dann das iſt ein zeugnüß das ſie nicht vmb der menſchen willen, ſonnder vmb des worts ſelbs willen glauben. Vil ſeind ir, die vmb meinen willen glauben, Aber ihene ſeind alleyn die recht ſchaffenn die dar inn pleybenn. Ob ſie auch hœren, das ich es ſelbs (da gott für ſey) verleucket vnd abtrette, das ſind ſie, die nichtz dar

nach fragen, wie bœſes, greülichs, ſchentlichs ſie hœren von mir, oder von den vnſernn. Dan ſie glauben nicht an den Lutther, ſonder an Chriſto ſelbs. Das wort hat ſie, vnnd ſie haben das wort, den Lutther laſſen ſie faren, er ſey ein buob oder heylig. Gott kan ſo wol durch Balaam, als durch Iſaiam, durch Caipham als durch Petern, ya durch eynen eſel reden, mitt den halt ichs auch, denn ich kenne ſelbs auch nit den Lutther, will in auch nit kennen, ich predig auch nichtz von im, ſunder von Criſto. Der teüfel mag in holen wenn er kan, er laß aber Chriſtum mit fryden pleyben, ſo pleyben wir auch wol

¶ Darumb ſoll nuo vnſer ſorg ſein, das wir got dem vatter aller barmhertzikeyt vnd des troſts danckbar ſein, Vnd hinfurt vns ſtellen, das vnnſer glaub nicht in den worten, ſonder in der crafft ſey. Dan S. Paulus ſpricht j. Cor. 3. das reych gottes ſtehet nicht in dem wort ſonder in der krafft. Es iſt nitt gnuog das wir ſein da (*B ij rw.*) von reden vnd ſchreyben künden, ſonder das leben vnd die that muß der warheyt zeügknüß geben, das wir vnnſer lieby vnd wolthat gegen fründ vnd feind darſtrecken, So ſollen wir nu bittenn vffs erſt, das gott vnns vnd den vnnſern gebe ſterck ie mehr vnd mehr, vnd mache ſein liebs kynnd Iheſum, groß in vnnſern hertzen von tag zu tage, das wir in mit aller thürſt, vnd freidikeyt loben, preiſen vnd bekennen mœgen, für den verſtockten vnd verblennten hirten, diſſer ſchluchtigenn vnnd halß ſtarrigen ſecten der Papiſten. darnach helffen tragen ſoliche ſchuld gemeiner teütſchen Nation, vnd bitten, das gott nit anſehen wolt die vntugent des bœſen hauffen, noch irer boßheit die armen Seelen entgelten laſſen, vnd das heilſam wort ſo lang zeit vertruckt nicht widerumb enziehe, vnd den Endechriſt nicht wider einſitzen laſſe, ſonder das doch zum wenigſten, wie der kœnig Ezechias hatt, zu vnßernn zeitten, frid vnd warheyt ſey. Fürwar ſollche bitt vnd ſorge iſt not.

¶ Dann ich fürcht teütſch Nation machs zu vil, das vns zu letſt geben werd gleich wie iiij. Regum am letſten geſchriben iſt, das ſie die Propheten ſo lanng tœdten biß das ſie gott vbergab, vnd keyn hilff mer da war, alſo fôrcht ich leyder, werde der teütſchen Nation zu letſt auch ir lon geben. Sie hat zu Coſtenntz am erſten das Euangelium verdampt vnd vnſchuldig pluot vmbracht, an Johannes huß, vnnd Iheronymus, darnach zu Wormbs vnd zu Heydelberg am Dranßdorff vnd etlichen mehr. Item zu Mentz vnd zu Cöllen, der ganntz Reynſtraum iſt blütig, vnd wil noch nicht ſich reynigen laſſen, von dem plut vergieſſen, ſonder feyret die Chriſt mörder die ketzer meiſter on auff hœren biß das (*B iij vw.*) gott herein platz. vnd auch keyn hilff mehr da ſei. Sie verſucht gott zu offt, Itzt iſts abermals zu Wormbs an mir verdampt, vnd ob ſie mein plut nicht vergoſſen haben, hats doch nit gefelt an irem vollen gantzen willen, vnd mörden mich noch on vnderlaß in iren hertzen. Du vnſelige Nation, muſtu den vor allen andren des Enndchriſts ſtockmeiſter vnde hencker ſein, vber gottes heiligen vnnd Propheten.

¶ Sehet wie bin ich außlauffen vnd vber floſſenn mit worten, das macht der glaub Chriſti, der ſich alſo erſchwenckt hat in freyden vber ewerm glauben vnd freidigen bekentnüs. Johannes muß alſo ſprynngen in mutter leib wen Chriſtus zu im kompt, wie ir den ſehendt, daz er durch ewer ſchrifft zu mir komen iſt, wolt got, er kem auch alſo zu euch durch diſſe meine ſchrifft vnd macht das nicht allein ewer Johannes, ſonnder auch Eliſabeth, vnd das gantz hauß frœlich vnd vol geiſts würde, vnd plyb nicht allein drey Monat, ſunder ewigklich, das geb Gott der vatter aller Barmhertzigkeyt Amen.

¶ Von mir hab ich nichtz ſonnderlich newer zeittung denn das ich itzt geen Wittenbergk mich gemacht hab Ob ich dem teüfel durch Chriſtus gnad, kündt wider etwas ſehen laſſen, wie lanng ich da pleybenn werde weiß ich nicht. Ich hab mir auch fuorgenomen die Bibliа zuuerteütſchen, das iſt mir not geweſen, ich hette ſunſt wol ſollen in dem Irthumb, geſtorben ſein, daz ich wer gelert geweſen. Es ſolten ſolichs werck thuon, die ſich laſſen duncken gelert ſein, ich hab Er Frantzen von Sickingen das büchlin von der beicht zugeſchriben, welchs vnd was mehr ſeit der zeit außgangen iſt hoff (*B iij rw.*) ich *ſy* euch zukumen, den ich habs nicht können zuſchicken Jetz gehet auß der poſtill ein ſtuck vber die Euangelia vnd Epiſtel, wen die fertig iſt, hoff ich ein Chriſt ſolle dorinne fynden, was im not iſt zuwiſſen. Grüſſet alle vnſere fründ im glauben. Er Frantzen vnd her Vlrichen vom Hutten, vnd wer ir mehr ſind. Gottes gunſt ſey mit euch Amen.

Martinus Luther.

V.

(*de Wette Th. II. S. 288.*)

Dem Durchleuchtigen Hochgebornen Furſten und Herrn, Herrn Georgen, Herzogen zu Sachſen, Landgrafen in Thüringen, und Markgrafen zu Meiſſen &c.

Aufhören zu toben und wüthen wider Gott und ſeinen Chriſt auftatt meines Dienſts zuuor, ungnædiger Furſt und Herr! Ich hab E. F. U. Schrift ſampt dem Büchlin oder Brief ſo ich an Hartmuth von Kronenberg geſchrieben haben ſoll, empfangen, und mir ſonderlich den Ort deß ſich E. F. U. beſchweret als wichtiger Injurien, Seele Ehre und gut Leumund betreffend, laſſen leſen. Denn vorhin daſſelb Büchlin allhie zu Wittemberg, und auch anderswo gedruckt iſt.

Weil denn nu E. F. U. begehret zu wiſſen was ich darinnen geſtändig ſeyn wolle, iſt kurzlich mein Antwurt daß mirs gleich gilt fur E. F. U., es werde fur geſtanden gelegen geſeſſen oder gelaufen angenomen: denn was ich wider E. F. U. handele oder rede, es ſey heimlich oder offenlich, erbiet ich mich zu Recht, und wills, ob Gott will, auch wohl fur Recht erhalten. Gott aber wird die Gewalt wohl finden. Denn wo es E. F. U. Ernſt wære, und nicht ſo unhoflich loge daß ich E. F. U. Seele Ehre und gutem Leumund zu nahe wære, wurde ſie freylich die chriſtliche Wahrheit nicht ſo ſchändlich läſtern und verfolgen. Doch iſt das nicht das erſte Mal, daß ich von E. F. U. belogen und bœslich dargeben bin, daß ich billiger Urſach hätte mich zu beklagen der Injurien, Seele Ehre und guten Leumund betreffend. Aber ich ſchweige deß alles, denn mir Chriſtus gebeut auch den Feinden gunſtig zu ſeyn; welchs ich auch bisher than hab mit meinem armen Gebet gegen Gott fur E. F. U. Und erbiete mich noch E. F. U. zu dienen womit ich kann, ahn alles falſch Geſuch. Iſt das veracht, da kann ich nicht dazu; ich werde mich darumb fur keiner Waſſerblaſen zu Tod furchten, ob Gott will und mein Herr Jeſus Chriſtus: der wolle E. F. U. Augen und Hern erleuchten, und ihm gefällig, und mir ein gnædigen gunſtigen Furſten machen aus E. F. U. Amen. Zu Wittemberg am achten Johannis 1525.

Martinus Luther, von Gottes Gnaden Euangeliſt zu Wittemberg.

VI.

(*de Wette Th. II. S. 397—399.*)

Dem Wohlgebornen Herrn, Herrn Bartime von Starenberg, meinem gnædigen Herrn.

Gnad und Fried in Chriſto, gnædiger Herr! Dieſe Geſchrift an E. G. von mir Unbekannten

hat erzwungen Vincenz Wernsdorfer aus chriſtlicher Urſach und Treu. Darumb bitt ich aufs erſt, E. G. wolle mir ſolchs zu gut halten.

Er hat mich bericht wie E. G. durch Abgang eurs lieben Gemahel, in Gott verſcheiden, ſich faſt bemühe, ſunderlich mit viel Gottsdienſt und guten Werken, beſunder mit Meſſen, Vigilien, ihrer Seelen nachzethuen, als die an E. G. Lieb und Treu hœchlich erzeigt an ihrem Leben ſolches wohl verdient hat; darneben gebetten daß ich E. G. davon wollt wenden mit Schriften; dem ichs dann nit hab wiſſen abzuſchlahen, angeſehen daß E. G. das Beſt darinne geſucht würd. So bitt ich nun E. G. unterthæniglich für gut aufnemben.

Und aufs erſt, ſo E. G. ſich erindern das Hiob ſagt Cap. 1, 21. »Gott hat es geben, Gott hat es genommen: wie es dem Herren gefallen, alſo iſt es geſchehen«: alſo ſoll E. G. einem trenen lieben Gott ſingen, der ſolche theure treu Gemecht E. G. geben, und nun wieder genomen hat. Sie war ſein ehe er ſie gab; ſie war da auch noch ſein, da er ſie geben hatte: ſie iſt auch noch ſein, nachdem er ſie genomen hat, wie wir alle ſeyn. Darum ob es uns wohl weh thuet, daß er das Sein von uns nimbt, ſoll doch das Herz ſich hœher trœſten ſeines allerbeſten Willen, mehr dann aller ſeiner Gaben. Dann wie gar unmeßlich iſt Gott beſſer dann alle ſeine Gaben, alſo iſt je auch hier ſein Wille beſſer zu halten dann das allerbeſt und edliſt Weib. Wie wohl man kann das nicht alſo fülen wie dieß: der Glaub fült es aber.

Darumb geb E. G. Gott das Sein frœlich, und nemben an dieſen reichen Wechſel und unermeßlichen Wucher, daß ſie nun hat für ein zartes liebes Weib ein zarten lieben Gottes Willen, ja darzu Gott ſelber. O wie ſelig und reich wæren wir, wenn wir mit Gott ſolchen Wechſel kunten treiben. Ja wir kunten wohl treiben, wenn wirs verſtunden. Dann Gott begegnet uns tæglich damit: wir kunten ihn aber nit grüßen.

Aufs ander, Gn. Herr, iſt mein Bitt, E. G. wolle ablaſſen von Meſſen und Vigilien und tæglichem Gebett für ihr Seelen. Es iſt genug, wenn E. G. einmal oder zwier fur ſie bittet, weil uns Gott zugeſagt hat »Was ihr bittet, glaubt daß ihrs haben werdt, ſo habt ihrs gewiß« (Matth. 11, 22.): funſt, wo man ſolch Gebett immerzu umb ein Sach antreibt, iſts ein Zeichen daß wir Gott nit glauben, und alſo mit unglaubigem Gebett nur mehr erzürnen. Dann was iſts anders, ſo ich oftmal umb ein Sach bitt, dann ſo viel, daß ich in den vorigen Gebetten nicht erhœrt bin, und alſo wider ſein Zuſagung gebetten hab. Man ſoll imer bitten, iſt wahr, aber doch im Glauben, und imer gewiß ſeyn daß man erhœrt ſey: funſt iſt das Gebet verloren. So iſt auch imer anders und anders vorhanden zu bitten.

Sonderlich aber bitt ich, E. G. wolle die Vigilien und Seelmeſſen nachlaſſen: denn das iſt zumal ein unchriſtlich Ding, das Gott hœchlich erzürnet. Dann in den Vigilien ſieht man wohl daß weder Ernſt noch Glauben da iſt, lauter ein unnütz Gemurmbl. O es muß anders gebetten ſeyn, ſoll man von Gott etwas erlangen. Solche Vigilien Werk iſt nur Gottes Spott, das zumal weil Gott die Meß hat nicht für die Todten, ſunder zum Sacrament für die Lebendigen eingeſetzt, iſt es gar ein greulich erſchrœcklich Ding, daß Menſchen zuthuen und ändern Gottes Einſetzung, und machen ein Werk und Opfer für die Todten aus dem Sacrament der Lebendigen. Da woll ſich E. G. für hueten, und ſich nit theilhaftig machen dieſes greulichen Irrthums, welchen die Pfaffen und Münch umb ihres Bauchs willen haben aufbracht. Denn ein

Christ soll nichts thuen, er wiß dann daß es Gott also gebotten hab. Nun haben sie ja kein Gebott von solchen Messen und Vigilien, sonder ihr eigen Fündlein, das Geld und Gut trägt, weder Todten noch Lebendigen hilft.

Weiter kann sich E. G. dieses alles wohl erkunden und richtig an obgenanntem Vincenz Wenndorfer, der freylich E. G. Gutes günnt, und mich hierzu bewegt hat zu schreiben, wenden. Bitt, E. G. laß ihr gefallen, und irr sich nit an denen, so ahn Gottes Wort dawider sagen ihr eigen Tand und Menschenfatzung. Christus erleucht und stärk E. G. in rechtem Glauben und Liebe gegen den Nächsten. Amen. Zu Wittenberg, Egidi 1523.
Ew. Gn. williger Martinus Luther.

VII.

(de Wette Th. III. S. 330–333.)

Meinem lieben Vater Hans Luther, Burger zu Mansfeld im Thal, Gnad und Fried in Christo Jesu, unserm Herrn und Heiland, Amen.

Lieber Vater! Es hat mir Jacob, mein Bruder, geschrieben wie daß ihr fährlich krank seyn sollt. Weil denn itzt böse Luft, und sonst allenthalben Fahr ist, auch der Zeit halben, bin ich beweget für euch zu sorgen. Denn wiewohl euch Gott bis hieher einen festen harten Leib gegeben und erhalten, machet mir doch euer Alter zu diesen Zeiten sorgliche Gedanken; wiewohl wir alle ohn das kein Stund unsers Lebens sicher sind, noch seyn sollen; derhalben ich aus der Maßen gern wär selbs zu euch komen leiblich: so haben mirs doch meine guten Freund widderrathen und ausgeredt, und ich auch selbs denken muß daß ich nicht auf Gottes Verfuchen in die Fahr mich wagte: denn ihr wisset wir sein Herrn und Bauern gunstig sind.

Aber große Freud sollt mirs seyn, wo es möglich wär, daß ihr euch ließet sampt der Mutter hieher führen zu uns, welchs mein Käth mit Thränen auch begehrt, und wir alle. Ich hoffet, wir wollten euer aufs best warten. Darauf hab ich Cyriacus zu euch abgefertiget, zu besehen ob es euer Schwachheit halben müglich wär. Denn es gerieth mit euch nach göttlichem Willen zu diesem oder jenem Leben, so wollt ich ja herzlich gern (wie auch wohl billig) leiblich umb euch seyn, und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treu und Dienst mich gegen Gott und euch dankbar erzeigen.

Indeß bitt ich den Vater, der euch mir zum Vater geschaffen und gegeben hat, von Herzengrund daß er euch nach seiner grundlosen Güte woll stärken, und mit seinem Geist erleuchten und bewahren, damit ihr erkennet mit Freuden und Dankfagung die selige Lehr von seinem Sohn, unserm Herrn Jesu Christo, zu welcher ihr auch itzt durch sein Gnad berufen und kummen seyd aus dem gräulichen vorigen Finsterniß und Irrthumen, und hoffe daß seine Gnade, so solch Erkenntniß euch gegeben, und sein Werk damit in euch angefangen hat, werde es bis zu Ende in jenes Leben und auf die frœhlich Zukunft unsers Herrn Jesu Christi bewahren und vollbringen. Amen.

Denn er hat solche Lehre und Glauben auch schon in euch versiegelt, und mit Merkzeichen bestætigt, nämlich daß ihr umb meines Namens willen viel Lästerung Schmach Hohn Spott Verachtung Haß Feindschaft und Fahr darzu erlitten habt sampt uns allen (Galat. 6, 17.). Das sind aber die rechten Malzeichen, darin wir unserm Herrn Christo gleich und ähnlich müssen seyn, wie Sanct Paulus sagt (Rœm. 8, 19.), auf daß wir auch seiner zukünftigen Herrlichkeit gleich werden.

So laßt nu in euer Schwachheit das Herz frisch und getrost seyn: denn wir haben dort in jenem Leben bey Gott einen gewissen treuen

Helfer, Jesum Christum, welcher für uns den Tod sampt den Sünden erwürget hat, und itzt da für uns sitzet, und sampt allen Engeln auf uns siehet, und unser wartet wenn wir ausfahren sollen, daß wir nicht sorgen noch fürchten dürfen daß wir versinken oder zu Grund fallen werden. Er hat zu große Gewalt uber den Tod und Sünde, daß sie uns nichts thun können; so ist er so herzlich treu und frumb, daß er uns nicht lassen kann noch will, allein daß wirs ohn Zweifel begehren. Denn er hats geredt verheißen und zugesagt: er wird und kann uns nicht liegen noch triegen; das hat keinen Zweifel. Bittet (spricht er), so sollt ihrs kriegen; suchet, so sollt ihrs finden; klopfet an, so wird euch aufgethan werden (Matth. 7, 7.). Und anderswo (Apg. 2, 21.): Alle die den Namen des Herrn anrufen, sollen selig werden. Und der ganz Psalter voll soleher trœstlicher Verheißung ist, sonderlich der 91. Psalm, welcher allen Kranken sonderlich gut zu lesen ist.

Solchs will ich mit euch schriftlich geredt haben als in Sorgen euer Krankheit halben (dieweil wir das Stündlin nicht wissen), damit ich theilhaftig werde euers Glaubens Kampfs Trosts und Dank gegen Gott für sein heiliges Wort, das er uns so reichlich kräftig und gnadenreich zu dieser Zeit gegeben hat.

Ists aber sein göttlicher Will, daß ihr sollt jenes bessern Lebens noch länger verzogen, mit uns fürder in diesem betrübten und unseligen Jamerthal mit Leiden und Unglück sehen und hœren, oder auch sampt allen Christen helfen tragen und uberwinden: so wird er auch Gnad geben solchs alles williglich und gehorsamlich anzunehmen. Es ist doch ja dieß verflucht Leben nichts anders denn ein rechtes Jamerthal, darin man je länger je mehr Sünde Bosheit Plage und Unglück siehet und erfähret, und ist deß alles kein Aufhœren noch Abnehmen da, bis man uns mit der Schaufel nachschlagt: da muß es doch aufhœren, und uns zufrieden in der Ruge Christi schlafen lassen, bis er kömpt, und wecke uns mit Frœhlichseyn wieder auf. Amen.

Hiemit befehle ich euch dem, der euch lieber hat denn ihr euch selbs, und solche Liebe beweiset hat, daß er euer Sünd auf sich genomen, und mit seinem Blut bezahlt, und solchs euch durchs Evangelium wissen lassen, und durch seinen Geist solchs zu glauben geschenkt, und also alles aufs gewisseste bereitet und versiegelt hat, daß ihr nichts mehr dörfet weder sorgen noch euch fürchten, denn daß ihr mit eurem Herzen fest und getrost bleibet an seinem Wort und Glauben. Wo das geschicht, so lasset ihn sorgen: er wirds wohl machen; ja, er hats alsdann schon aufs allerbest gemacht, mehr denn wir begreifen mügen. Derselbig unser lieber Herr und Heiland sey mit und bey euch, auf daß (Gott gebe, es geschehe hie oder dort) wir uns frœhlich wiederumb sehen mügen. Denn unser Glaube ist gewiß, und wir zweifeln nicht, daß wir uns bey Christo wiederumb sehen werden in kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben für Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von euch, oder ihr von Wittemberg gen Mansfeld von mir zœget. Das ist gewißlich wahr: es ist umb ein Stündlein Schlafs zu thun, so wirds anders werden.

Wiewohl ich nu hoff daß euer Pfarrherr und Prediger euch in solchen Sachen ihren treuen Dienst reichlich werden erzeigen, daß ihr meines Geschwätzes nicht fast bedürft: hab ich doch nicht lassen mügen mein leiblich Abwesen, das mir (Gott weiß) von Herzen wehe thut, zu entschuldigen.

Es grüßen euch, und bitten auch treulich für euch meine Kæthe, Hänsichen, Lenichen,

Hahne Lehne, und das ganze Haus. Grüßet meine liebe Mutter und die ganze Freundschaft. Gottes Gnade und Kraft ſey und bleibe bey euch ewiglich. Amen. Zu Wittemberg am 15. Febr. Anno 1530.

Euer lieber Sohn

Martinus Luther.

VIII.

(*de Wette Th. IV. S. 7—9.*)

Gnade und Friede in Chriſto, lieben Herren und Freunde! Ich hab euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zuſtehet vernommen. Auf daß ihr wiederumb vernehmet wie es hie zuſtehet, füge ich euch zu wiſſen daß wir, nämlich ich, Magiſter Veit und Cyriacus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen: wir ſind aber ſonſt wohl auf einen andern Reichstag komen.

Es iſt ein Rubet gleich für unſerm Fenſter hinunter wie ein kleiner Wald: da haben die Dolen und Krähen einen Reichstag hingelegt; da iſt ein ſolch Zu- und Abreiten, ein ſolch Geſchrey Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären ſie alle trunken voll und toll; da heckt Jung und Alt durch einander, daß mich wundert wie Stimm und Odem ſo lang währen möge. Und möcht gerne wiſſen ob auch ſolches Adels und reiſigen Zeugs auch etliche noch bey euch wären: mich dünkt, ſie ſeyen aus aller Welt hieher verſammlet.

Ich hab ihren Kaiſer noch nicht geſehen: aber ſonſt ſchweben und ſchwänzen der Adel und großen Hanſen imer für unſern Augen; nicht faſt köſtlich gekleidet, ſondern einfältig in einerley Farbe, alle gleich ſchwarz, und alle gleich grauaugig; ſingen alle gleich einen Geſang, doch mit lieblichem Unterſchied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Pallaſt und Saal: denn ihr Saal iſt gewölbet mit dem ſchönen weiten Himel; ihr Boden iſt eitel Feld, getäfelt mit hübſchen grünen Zweigen; ſo ſind die Wände ſo weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Roſſen und Harniſch: ſie haben gefiederte Räder, damit ſie auch den Büchſen empfliehen, und eim Zorn entſitzen können. Es ſind große mächtige Herren: was ſie aber beſchließen weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetſcher habe vernomen, haben ſie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen Gerſten Hafern Malz und allerley Korn und Getraidig, und wird mancher Ritter hie werden und große Thaten thun.

Alſo ſitzen wir hie im Reichstag, hören und ſehen zu mit großer Luſt und Liebe wie die Fürſten und Herrn ſampt andern Ständen des Reichs ſo frölich ſingen und wohl leben. Aber ſonderliche Freude haben wir, wenn wir ſehen wie ritterlich ſie ſchwänzen, den Schnabel wiſchen, und die Wehr ſtürzen, daß ſie ſiegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünſchen ihnen Glück und Heil, daß ſie allzumal an einen Zaunſtecken geſpießet wären.

Ich halt aber, es ſey nichts anders denn die Sophiſten und Papiſten mit ihrem Predigen und Schreiben: die muß ich alle auf eim Haufen alſo für mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten, und ſehe wie ſehr nützlich Volk es iſt alles zu verzehren was auf Erden, und dafür kochen für die lange Weil.

Heute haben wir die erſte Nachtigall gehöret: denn ſie hat dem April nicht wöllen trauen. Es iſt bisher eitel köſtlich Wetter geweſt, hat noch nie geregnet, ohne geſtern ein wenig. Bey euch wirds vielleicht anders ſeyn. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken, den 28 Apr. Anno 1530.

Martinus Luther D.

IX.

(de Wette Th. IV. S. 41 fg.)

Gnad und Friede in Chriſto, mein liebes Söhnichen! Ich ſehe gern daß du wohl lerneſt, und fleißig beteſt. Thu alſo, mein Söhnichen, und fahre fort: wenn ich heim kome, ſo will ich dir ein ſchœn Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübſchen luſtigen Garten: da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklin an, und leſen ſchœne Äpfel unter den Bäumen, und Birnen Kirſchen Spilling und Pflaumen, ſingen ſpringen und ſind frœhlich, haben auch ſchœne kleine Pferdlin mit gülden Zäumen und ſilbern Sätteln. Da fragt ich den Mann deß der Garten iſt, weß die Kinder wæren. Da ſprach er: Es ſind die Kinder die gern beten, lernen, und fromm ſind. Da ſprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänſichen Luther: möcht er nicht auch in den Garten komen, daß er auch ſolche ſchœne Äpfel und Birn eſſen möchte, und ſolche feine Pferdlin reiten, und mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Mann: Wenn er gern betet lernet und fromm iſt, ſo ſoll er auch in den Garten komen, Lippus und Joſt auch; und wenn ſie alle zuſamen komen, ſo werden ſie auch Pfeifen Pauken Lauten und allerley Saitenſpiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüſten ſchießen.

Und er zeigt mir dort eine feine Wieſe im Garten, zum Tanzen zugericht; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine ſilberne Armbrüſte. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht geſſen hatten: darumb konnte ich des Tanzes nicht erharren, und ſprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlin Hänſichen ſchreiben, daß er je fleißig bete und wohl lerne und fromm ſey, auf daß er auch in dieſen Garten kome: aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da ſprach der Mann: Es ſoll ja ſeyn: gehe hin, und ſchreibe ihm alſo.

Darumb, liebes Söhnlin Hänſichen, lerne und bete ja getroſt, und ſage es Lippus und Joſten auch, daß ſie auch lernen und beten: ſo werdet ihr mit einander in den Garten komen. Hiemit bis dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhmen Lehnen, und gieb ihr einen Buß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater

Martinus Luther.

X.

AN LAZARUS SPENGLER.

(de Wette Th. IV. S. 79 fg.)

Gnad und Friede in Chriſto, Ehrbar günſtiger lieber Herr und Freund! Weil ihr begehrt zu wiſſen ob mein Petſchaft recht troffen ſey, will ich euch mein erſte Gedanken anzeigen zu guter Geſellſchaft, die ich auf mein Petſchaft wollt faſſen als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erſt ſollt ein Kreuz ſeyn, ſchwarz im Herzen, das ſeine natürliche Farbe hätte, damit ich mir ſelbs Erinnerung gæbe daß der Glaube an den Gekreuzigten uns ſelig machet. Denn ſo man von Herzen gläubt, wird man gerecht. Obs nu wohl ein ſchwarz Kreuz iſt, mortificieret, und ſoll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in ſeiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das iſt, es tœdtet nicht, ſondern behält lebendig. *Juſtus enim fide vivet, ſed fide crucifixi.* Solch Herz aber ſoll mitten in einer weißen Roſen ſtehen anzuzeigen daß der Glaube Freude Troſt und Friede gibt, und kurz in eine weiße frœhliche Roſen ſetzt; nicht wie die Welt Fried und Freude gibt: darumb ſoll die Roſe weiß und nicht roth ſeyn: denn weiße Farbe iſt der Geiſter und aller Engel Farbe. Solche Roſe ſtehet im himelfarben Felde, daß ſolche Freude im Geiſt und Glau-

ben ein Anfang iſt der himeliſchen Freude zukunftig; itzt wohl ſchon drinnen begriffen, und durch Hoffnung gefaſſet, aber noch nicht offenbar. Und in ſolch Feld einen gulden Ring, daß ſolch Seligkeit im Himel ewig währet und kein Ende hat, und auch köſtlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höheſt köſtlichſt Erz iſt. Chriſtus unſer lieber Herr ſey mit eurem Geiſt bis in jenes Leben. Amen. *Ex Eremo Grubek VIII. Julii 1530.*

XI.

LUTHERS TESTAMENT.

(de Wette Th. V. S. 422—428.)

Ich M. L. D. bekenne mit diſſer meiner eigenen Handtſchrift daß ich meiner lieben und trewen Hausfrawen Katherin gegeben habe zum Leibgeding (oder wie man das nennen kan) auf ihr Leben langk, damit ſie ihres Gefallens und zu ihrem Beſten gebaren muge, und gebe ihr das in Kraft diſſes Briefs, gegenwertiges und heutiges Tages:

Nemlich das Guttlein Zulsdorff, wie ich daſſelbe gekauft und zugericht habe, aller Ding wie ichs bis daher gehabt habe.

Zum andern das Haus Bru zur Wohnung, ſo ich undter meines Wolfs Namen gekauft habe.

Zum dritten die Becher und Kleinott, als Ringe Ketten Schenkgroſchen, gulden und ſilbern, welche ungefährlich bey 1000. Fl. werdt ſeyn.

Das thue ich darumb,

Erſtlich, daß ſie mich als ein frum trew ehelich Gemahel allezeit lieb werdt und ſchon gehalten, und mir durch reichen Gottes Segen fünf lebendige Kinder (die noch fürhanden, Gott geb lange) geboren und erzogen hat.

Zum andern, daß ſie die Schuld ſo ich noch ſchuldig bin (wo ich ſie nit bey Lehen abtrage) auf ſich nehmen und bezahlen ſoll, welche mag ſeyn ungefähr; mir bewuſt, 480. Fl.; mugen ſich vielleicht wohl mehr finden.

Zum dritten und allermeiſt darumb, daß ich will, ſie müſſe nit den Kindern, ſondern die Kinder ſollen ihr in die Hände ſehen, ſie in Ehren halten, und undterworfen ſeyn, wie Gott geboten hat. Denn ich wohl geſehen und erfahren wie der Teufel wider dis Gebott die Kinder hetzet und reizet, wenn ſie gleich frum ſindt, durch böſe und neidiſche Mäuler, ſonderlich wenn die Mütter Wittwen ſindt, und die Söhne Ehefrawen, und die Töchter Ehemänner kriegen, und widerumb *socrus nurum*, *nurus socrum*. Denn ich halte daß die Mutter werde ihrer eigen Kinder der beſte Vormund ſeyn, und ſolch Guttlein und Leibgeding nit zue der Kinder Schaden oder Nachtheil, ſondern zue Nutz und Beſſerung brauchen, als die ihr Fleiſch und Blutt ſindt, und ſie undter ihrem Herzen getragen hat.

Und ob ſie nach meinem Tode genöthiget oder ſonſt verurſachet würde (denn ich Gott in ſeinen Werken und Willen kein Ziel ſetzen kann) ſich zu verändern: ſo vertrawe ich doch, und will hiemit ſolches vertrawet haben, ſie werde ſich mutterlich gegen unſer beider Kinder halten, und alles trewlich, es ſey Leibgeding oder anders, wie recht iſt, mit ihnen theilen.

Und bitt auch hiemit undterthænigklichen M. gſtr. Herren Herzogk Johanns Fridrichen Churfürſten &c., S. Ch. F. G. wollten ſolche Begabung oder Leibgeding gnædigklich ſchutzen und handhaben.

Auch bitt ich alle meine gutten Freunde, wollten meiner lieben Kæthen Zeugen ſeyn, und ſie entſchuldigen helfen, wo etzliche unnutze Mäuler ſie beſchweren oder verleumden wollten, als ſollt ſie etwa eine Barſchaft hindter ſich haben, die ſie den armen Kindern entwenden oder undterſchlahen würde. Ich

bin deß Zeuge, daß da keine Barſchaft iſt, ohn die Becher und Kleinott, droben im Leibgeding erzählet. Und zwar kann ſolches bey idermann die Rechnung offentlich geben, weil man weiß wie viel ich Einkummens gehabt von M. gſtr. Hern, und ſonſt nit ein Heller noch Körnlein von imandt einzukummen gehabt, ohn was Geſchenk iſt geweſen, welchs droben undter den Kleinoten, zum Theil auch noch in der Schuld ſteckt und zue finden iſt. Und ich doch von ſölchen Einkummen und Geſchenk ſo viel gebawt, gekauft, große und ſchwere Haushaltung geführt, daß ichs muß neben andern ſelbſt für ein ſonderlichen wunderlichen Segen erkennen, daß ichs hab können erſchwingen, und nicht Wunder iſt daß keine Barſchaft, ſondern daß nit mehr Schuld da iſt. Dis bitte ich darumb, denn der Teufel, ſo er mir nicht kundt næher kummen, ſollt er wohl meine Kæthe allein der Urſachen allerley Weiſe ſuchen, daß ſie des Mannes D. M. eheliche Hausfraw geweſen, und (Gott Lob) noch iſt.

Zueletzt bitt ich auch idermann, weil ich in diſſer Begahung oder Leibgeding nit gebraucht der Juriſten Forme und Wörter (darzue ich Urſachen gehabt), man wolle mich laſſen ſeyn die Perſon die ich doch in der Wahrheit bin, næmlich offentlich, und die beide im Himel, auf Erden, auch in der Hellen bekannt, Anſehens oder Autoritæt genugk hat, der man trawen und glauben mag, mehr denn keinem Notario. Denn ſo mir verdampten armen unwürdigen elenden Sünder Gott der Vater aller Barmherzigkeit das Evangelium ſeines lieben Sohnes vertrawet, darzue mich auch trew und wahrhaftigk darinnen gemacht, bisher behalten und funden hat, alſo daß auch viel in der Welt dasſelbe durch mich angenummen, und mich für einen Lehrer der Wahrheit halten, ungeacht des Bapſts Bann, Kaiſers Kœnige Fürſten Pfaffen, ja aller Teufel Zorn: ſoll man je viel mehr mir hier in diſſen geringen Sachen glauben, ſonderlich weil hier iſt meine Handt, faſt wohl bekannt, der Hoffnung, es ſoll gnugk ſeyn, wenn man ſagen und beweiſen kann: dis iſt D. M. L. (der Gottes Notarius und Zeuge iſt in ſeinem Evangelio) ernſtliche und wohlbedachte Meinung, mit ſeiner eigen Handt und Siegel zu beweiſen. Geſchehen und geben am Tag Epiphaniæ 1.5.42.

M. L.

Ego Ph. M. teſtor hanc eſſe et ſententiam et voluntatem et manum Rdi D. D. M. L., Præceptoris et Patris noſtri chariſſimi.

Et ego Ca. C. D. teſtor hanc eſſe et ſententiam et voluntatem et manum Rdi D. D. M. L., chariſſimi Patris noſtri; quare ipſe mea manu ſubſcripſi.

Et ego Jo. B. P. D. idem teſtor mea manu.

XII.

(de Wette Th. V. S. 887)

Dem Ehrbarn Fürſichtigen Chriſtophel Frofchover zu Zürich, Drucker, meinem gonſtigen guten Freund.

Gnade und Friede im Herrn, Ehrbar fürſichtiger guter Freund! Ich hab die Bibel ſo ihr habt mir durch unſern Buchführer zugeſchickt und geſchenkt empfangen, und euerthalben weiß ich euch guten Dank. Aber weil es eine Arbeit iſt euer Prediger, mit welchen ich noch die Kirche Gottes kein Gemeinſchaft haben kann, iſt mir leid daß ſie ſo faſt ſollen umbſunſt arbeiten, und doch dazu verloren ſeyn. Sie ſind gnungſam vermahnet daß ſie ſollen von ihrem Irrthumb abſtehen, und die arme Leute nicht ſo jamerlich mit ſich zur Hellen führen. Aber da hilft kein Vermahnung, müſſen ſie fahren laſſen: darumb dorft ihr mir nicht mehr ſchenken

oder ſchicken was ſie machen oder arbeiten. Ich will ihrs Verdammnuß und läſterlicher Lehre mich nicht theilhaftig, ſondern unſchuldig wiſſen, wider ſie beten und lehren bis an mein Ende. Gott bekehre doch etzliche, und helf der armen Kirchen daß ſie ſolcher falſchen verführiſchen Prediger einmal los werden. Amen. Wiewohl ſie des alles lachen, aber einmal weinen werden, wenn ſie Zwingels Gericht, dem ſie folgen, auch finden wird. Gott behüt euch und alle unſchuldige Herzen für ihrem Geiſt. Amen. Freytag nach Auguſtini 1543.

Martinus Luther D.

XIII.

(de Wette Th. V. S. 614.)

Mein Bote, lieber Menſch! Du ſollt deinem Herrn Caſpar Schwenkfeld zur Antwort ſagen daß ich von dir den Brief und die Büchlin empfangen habe. Und wollt Gott, er hœret auf! Denn er hat zuvor in der Schleſien ein Feur angezündet wider das heilige Sacrament, welchs noch nicht geleſcht, und auf ihm ewiglich brennen wird. Uber das fähret er nu mit ſeiner Eutycherey und Creaturlichkeit, macht die Kirchen irre, ſo ihm doch Gott nichts befohlen noch geſandt hat. Und der unſinnige Narr, vom Teufel beſeſſen, verſtehet nichts, weiß nicht was er lallet.

Will er aber nicht aufhœren, ſo laſſe er mich mit ſeinen Büchlin, die der Teufel aus ihm ſpeyet und ſchmeißet, ungeheyet, und habe ihm das mein letzt Urtheil und Antwort: *Increpet Dominus in te, Satan, et ſpiritus tuus, qui vocavit te, et curſus tuus, quo curris, et omnes qui participant tibi ſacramentarii et Eutychiani tecum et cum veſtris blaſphemiis in perditionem. Sicut ſcriptum eſt »Currebant, et non mittebam eos; loquebantur, et nihil mandavi eis.«* MDXLIII.

XIV.

(de Wette Th. V. S. 780. 781.)

Meiner freundlichen lieben Kæthen Lutherin zu Wittenberg zu Handen &c.

Gnad und Friede im Herrn! Liebe Käthe! Wir ſind heute umb acht Uhr zu Halle ankommen, aber nach Eisleben nicht gefahren: dann es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Waſſerwogen und großen Eisſchollen, die das Land bedeckete: die drauete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurück kommen von wegen der Mulda, muſten alſo zu Halle zwiſchen den Waſſern ſtille liegen. Nicht daß uns darnach durſtete zu trinken, ſondern nahmen gut torgiſch Bier und guten rheiniſchen Wein darfür: damit labeten und trœſteten wir uns dieweil, ob die Saala wollte wieder auszürnen. Dann weil die Leute und Fuhrmenner, auch wir ſelbſt zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Waſſer begeben, und Gott verſuchen: denn der Teufel iſt uns gram, und wohnet im Waßer, und iſt beſſer verwahret denn beklaget, und iſt ohne Noth daß wir dem Bapſt ſampt ſeinen Schupen eine Narrenfreude machen ſollten. Ich hätte nicht gemeinet daß die Saala eine ſolche Sodt machen könnte, daß ſie über Steinwege und alles ſo rumpeln ſollte. Itzo nicht mehr, denn betet für uns, und ſeyd fromm. Ich halte, wæreſt du hie geweſen, ſo hätteſt du uns auch alſo zu thun gerathen: ſo hätten wir deinem Rathe auch einmal gefolget.

Hiermit Gott befohlen! Amen. Zu Halla am S. Paulus Bekehrungstage Anno 1546.

Martinus Luther D.

DER GLAUBE.

Eyn bettbuchlin Der zehen gepott. Des glawbens. Des vater vnßers Des Aue Marien Unnd ettlich verdeutſchte Pſalmen. (*zuletzt auch* Die Epiſtell Sanct Pauli ad Titon, Eyn Chriſtlich leben tzu vnterrichtenn.) D. Mar. Luthers. *39 ungezählte Blätter in 8°. Auf dem letzten* Gedruckt tzu Wittemberg durch Johann Grunenberg M. D. xxij.

Ihefus.

DEr glawb teylt ſich ynn drey hewbt ſtück, nach dem die drey perſon der heyligen gotlichen dreyfaltickeyt dreyn ertzelet werden, das erſt dem Vater, das ander dem Sohn, das dritt dem heyligen geyſt, zu tzu eygen, denn das iſt der hœchſt artickell ym glawben, darynnen die andern alle hangen.

Hie iſt zu mercken, das zweyerley weyß glawbt wirt. Zum erſten, von got, das iſt, wenn ich glawb, das war ſey, was man von gott ſagt, gleych als wenn ich glawb, das (*B iiij vw.*) war ſey, was man vom Turcken, teuffel, hell ſagt. Diſſer glawb, iſt mehr eyn wiſſenſchafft odder merckung, denn eyn glawb. Zum andern, wirt yn gott geglawbt, das iſt, wenn ich nit alleyn glawb, das war ſey, was von gott geſagt wirtt, ſonderan ſetze mein traw yn yhn, begeb vnd erwege mich mit yhm tzu handelln, vnd glawb on allen tzweyffel er werd myr alßo ſeyn vnd thun, wie man von yhm ſagt, auff wilch weyß ich nit glawbte dem Turcken odder menſchen, wie hoch man ſeyn lob preyſſete, dann ich glawb leychtlich, das eyn man from ſey ich wags drumb nicht, auff yhn zubawen. Solcher glawb, der es wagt auff got wie von yhm geſagt wirt, es ſey ym leben odder ſterben, der macht alleyn eynen Chriſten menſchen vnd erlanget von got alles was er will, den mag keyn bœße falſches hertz habenn, denn das iſt eyn lebendiger glawb vnd der wirt gepoten yn dem erſten gepott, das do ſagt. Ich byn deyn gott, du ſolt keyn ander göter haben, drumb iſt das wortlin, Inn, faſt wol geſetzt vnnd mitt vleiß war tzu nehmen, das wyr nit ſagen. Ich glawb gott dem Vatter, odder von dem vatter, ſondern, ynn gott den vatter. (*B iiij rw.*) Inn Iheſum Chriſtum, Inn den heyligen geyſt. Vnd den glawben ſoll man niemant geben, dann alleyn gott, darumb wirt die gottheytt Iheſu Chriſti vnnd des heyligen geyſtes damit bekandt, das wyr ynn yhn gleych wie ynn den vatter glawben. Vnd wie es ein gleich glawb iſt yn alle drey perſon, ßo ſind die drey perſon auch eyn gott.

Das erſte teyll. des Glawbens.

Ich glawb ynn gott den vatter allmechtigenn ſchöpffer hymels vnd der erden. Das iſt. Ich verſag dem bœßen geyſt, aller abgötterey aller tzeuberey vnnd mißglawben.

Ich ſetz meyn trawen auff keyn menſchen auff erden, auch nit auff mich ſelbs, noch auff meyn gewalt, kunſt, gutt, frumkeyt odder was ich haben mag.

Ich ſetz meyn traw auff keyn creatur, ſie ſind ym hymell odder auff erden.

Ich erwege vnd ſetz meyn trew, alleyn (*B v vw.*) auff den bloſſen vnſichtlichen vnbegreyfflichen eynigen gott, der hymel vnd erden erſchaffen hatt, vnd alleyn vbir alle creatur iſt. Widderumb entſetze ich mich nit, fur aller boßheyt des teuffels, vnd feyner geſelſchafft, denn meyn gott vber ſie alle iſt.

Ich glawb nichts deſte weniger ynn gott, ob ich von allen menſchen vorlaſſen odder vorfolget were.

Ich glawb nichts deſte weniger, ob ich arm, vnverſtendig, vngeleret, veracht byn odder alles dings mangell.

Ich glawb nichts deſte weniger, ob ich eyn ſunder bynn. Denn diſſer meyn glawb ſoll vnd muß ſchweben vber alles, was do iſt vnd nit iſt, vber ſund vnd tugent, vnd vber alles, auff das er ynn gott lautterlich vnd reyn ſich hallte, wie mich das erſte gepott dringt.

Ich begere auch keynn tzeychenn von yhm, yhn tzuerſuchen.

Ich traw beſtendiglich ynn yhn, wie lang er vertzeugt, vnd ſetze yhm keyn tzill, tzeytt, maß odder weyße, ſondern ſtell es alles keym ſeynem gottlichen willen ynn eynem freyen richtigem glawben.

Sso er denn almechtig iſt, was mag (*B v rw.*) myr geprechen, das er myr nit geben vnnd thun muge?

Sso er ſchöpffer hymel vnnd erden iſt, vnd aller ding eyn herr wer wil myr etwas nehmen oder ſchaden? ia wie wollen myr nit alle ding tzu gutt kommen vnd dienen, wenn der myr gutt gan, dem ſie alle gehorſam vnd vnterthan ſeyn?

Die weyl er denn gott iſt, ſo mag er vnd weiß wie erß machen mitt myr ſoll auffs beſte. Die weyl er vater iſt, ſo wil er erß auch thun vnd thutt es hertzlich gerne.

Die weyll ich daran nitt tzweyffell vnd ſetz meyn traw alſso ynn yhn, ſo bynn ich gewiß ſeyn kindt, diener vnd erbe ewiglich vnd wirt myr geſchehen wie ich glawb.

Das ander teyl.

Und yn Iheſum Chriſtum ſeynen eynigen ſohn vnſern hern, der empfangen iſt von dem heyligen geyſt, geporen von der iunckfrawen Maria, gelitten vnter pontio Pilato, geercutzigt, geſtorben vnd begraben, (*B 6. vw.*) Nydder geſtigen tzu der helle, am dritten tag auferſtanden von den todten, auffgeſtigen tzum hymel. Sitzend tzur rechten gottis des almechtigen vatter, von dannen er tzukunfftig iſt tzu richten die lebendigen vnd die todten.

¶ Das iſt.

Ich glawb nicht alleyn, das Iheſus Chriſtus warhafftiger eyniger gotis ſohn iſt, ynn eyner ewigen gottlichen natur vnd weßen von ewickeyt ymmer geporen, ſondern auch das yhm von dem vatter alle ding vnterworffen ſind, vnnd auch nach der menſcheyt meyn vnnd aller ding eyn herr geſetzt iſt, die er mit dem vatter nach der gottheyt geſchaffen hatt.

Ich glawb, das ynn den vatter glawben, vnd tzu dem vatter niemant kommen mag, wider durch kunſt, werk, vornunfft, noch alles das man nennen kan yn hymel vnd auff erden, denn alleyn, ynn vnd durch Iheſum Chriſtum ſeynen eynen ſohn, das iſt, durch den glawben, yn ſeynen namen, vnd hirſchafft.

Ich glawb feſtiglich, das er myr zu gut empfangen iſt, von dem heyligen geyſt, on alles menſchlichs vnd fleyſchlichs werck on leyplichen vater oder manßſamen, auff (*B 6. rw.*) das er meyn vnd aller die yn yhn glewben, ſundlich, fleyſchlich, vnreyne, verdamplich, empfengniß reynigete vnd geyſtlich machete, durch gnedigen willen ſeyns vnnd des almechtigen vatters.

Ich glawb das er myr geporen iſt, von der reynen iunckfrawen Marien, on allen ſchaden yhrer leyplichen vnd geyſtlichen iunckfrawſchafft, auff das er, noch ordnung vetterlicher barmhertzickeyt, meyne ſundlich vnd verdampte gepurt vnd aller ſeyner glawbigen gebenedeyet vnſchedlich vnd reyn machte.

Ich glawb das er ſeyn leyden vnd creutz fur meyne vnd aller glawbigen ſunde getragen hatt, vnd da durch alle leyden vnd creutz geſegnet vnd nit alleyn vnſchedlich, ſondernn auch hayl-ſam vnnd hoch vordienſtlich gemacht hatt.

Ich glawb, das er geſtorben vnd begraben iſt, meyne ſund vnd aller ſeyner glawbigen gantz tzu tœdten vnd begraben, datzu den leyplichen todt erwurgt, vnd gantz vnſchedlich, nützlich, heylſam gemacht hat.

Ich glawb, das er tzu der helle nydergeſtigen iſt, den teuffel, vnd alle ſeyne gewallt, liſt vnd boßheytt myr vnnd ſeynen (*B 7. vw.*) glawbigen tzu dempffen vnd gefangen tzu nehmen, das myr der teuffel, hynfurt nicht ſchaden kan, vnd mich von der helle peyn erlœßet, die ſelben auch vnſchedlich vnnd vordienſtlich gemacht.

Ich glawb, das er ſey aufferſtanden am dritten tag von den todten, myr vnnd alle ſeyne glawbigen eyn newes leben tzu geben, vnd alßo mit yhm ynn gnaden vnd geyſt erwecket hatt, hynnfurt nymmer tzu ſundigen, ßondern yhm alleyn tzu dienen ynn allerley gnaden vnd tugenden, vnnd alßo die gepott gottis erfullen.

Ich glawb, das er auffgeſtigen ſey tzu hymel, vnd von dem vatter empfangen gewalt vnd ehre vbir alle engele vnd creaturen, vnd alßo ſitzet tzu der rechten hand gottis das iſt, er iſt eyn künig vnd herr vbir alle gottis gütter ynn hymell, hell vnd erden. Derhalben er helffen kan, myr vnnd allen glawbigen, ynn allen vnßern nœtten, widder alle vnßer widderſacher vnd feyndt.

Ich glawb, das er wider von dannen, von dem hymell komen wirt am iungſten tag tzu richten, die lebendigen, die denn erfunden werden, und todten, die yn des verſtorben ſind, vnd alle menſchen, alle engel (*B 7. rw.*) vnd teuffell, fur ſeyn gerichts ſtuel komen muſſen, vnd yhn leyplich ſehen, mich vnd alle ſeyne glawbigen, tzu erlœßen von dem leyplichen todt vnnd allen geprechen, vnd zu ſtraffen ewiglich ſeyne feynd vnd widder facher, vnnd vnß von yhrer gewallt ewiglich tzu erlœßen.

Das dritte teyll.

Ich glawb ynn den heyligen geyſt, eyne heylige Chriſtliche kirche, eyn gemeynſchafft der heyligen, eyne vorgehung der ſund, aufferſtehung des fleyſches, vnd eyn ewiges leben, Amen. ¶ Das iſt.

Ich glawb nitt alleyn, das der heylig geyſt ein warhafftiger gott iſt mit dem Vatter vnd Sohn, ßondern auch yn vnd tzu dem Vatter durch Chriſtum vnd ſeyn leben, leyden, ſterben vnd alles was von yhm geſagt iſt, niemandt kommen noch ettwas deſſelben erlangenn mag, on des heyligen geyſts werck, mit wilchen der Vater vnd Sohn, mich vnnd alle die ſeynen, rhüret, wecket, rüffet, tzeucht, durch vnd ynn Chri-(*B 8. vw.*)ſto, lebendig, heylig vnd geyſtlich macht, vnnd alßo tzum Vatter brengt, dann er iſt das, damit der vatter durch Chriſtum vnd ynn Chriſto, alles wirckt vnnd lebendig macht.

Ich glawb, das do ſey auff erdenn, ſo weyt die wellt iſt nit mehr, dann eyne heylige gemeyne Chriſtliche kirche, wilche nit anders iſt, dann die gemeyne odder famlung der heyligen, der frummen, glawbigen menſchen auff erden. Wilche durch den ſelben heyligen geyſt vorſamlet, erhallten vnd regiret wirt, vnnd teglich ynn den ſacramenten vnd wortt gottis gemehret.

Ich glawb, das niemandt kan ſelig werden, der nit ynn diſſer gemeyne erfunden wirt, eyntrechtlich mit yhr haltend, yn eynem glawben, wortt, ſacramenten, hoffnung vnd lieb, vnd keyn Jude, ketzer, heyd oder ſunder, mit yhr ſelig werde, es ſey dan das er ſich mit yhr vorſune, voreynige vnd yhr gleychformig werde, ynn allen dingen.

Ich glawb, das yn diſſer gemeyne oder Chriſtenheytt, alle ding gemeyn ſind, vnd eynß iglichen gütter des andern eygen, vnd niemandt ichts eygenn ſey, darumb myr vnd eynem iglichen glawbigen, alle gepet (*B 8. rw.*)

vnd gutte werck der gantzen gemeyne, tzu hülff komen, beyſtehn vnd ſtercken müſſen, tzu aller tzeyt ynn leben vnd ſterben, vnnd alſo eyn iglicher des andern pürden tregt wie Sanct Paulus leret.

Ich glawb, das do ſey ynn der ſelbenn gemeyn, vnd ſonſt nyrgend, vergebung der ſund, das auſſer der ſelben nicht helff wie viel vnd groſß die gutte werck ymmer ſeyn mügen, tzur ſund vergebung, aber ynner der ſelben mit ſchade, wie viel groſß vnd offt geſundiget werdenn mag, tzur vergebung der ſund, welche bleybt, wo vnd wie lange, die ſelben eynige gemeyne bleybt. Welcher Chriſtus die ſchlüſſel gibt vnnd ſpricht Mat. 18. Was yhr werdet auffbynden auff erden, ſoll auffgepunden ſeyn yn dem hymell. Deſſelben gleychen tzu dem entzelen Petro an ſtatt vnd bedeuttung der entzelen eynigen kirchen Matt. 16. Was du wirſt auffbynden &c.

Ich glawb, das do tzukunfftig iſt eyn aufferſtehung der todten, yn welcher, durch den ſelben heyligen geyſt wirt widder aufferweckt werden, alles fleyſch, das iſt, alle menſchen noch dem leyb oder fleyſch, frum vnd böſſen, alſo das eben das ſelb fleyſch (*C vw.*) das geſtorben, begrabenn, verweßen vnnd mancher weyß vmbkomen iſt, widder komen ſoll vnd lebendig werden.

Ich glawb, das noch der aufferſtehung ſeyn wirt eyn ewiges leben der heyligen, vnd ewiges ſterben der ſunder, vnd zweyffel on dem allen nit, der vater durch den ſon Iheſum Chriſtum vnſern herrn, mit vnd yn dem heyligen geyſt, werd myr diſſe ſtuck alle laſſen geſchehen, das heyſt, Amen, das iſt, Es iſt trewlich vnd gewiß ware.

WIDER DIE STÜRMENDEN BAWREN.

Der Ander Teil der Bücher D. Mart. Luth. *Wittenb. 1569. fol. Bl. 74. rw.—76. rw.*

Pſalm. 7.

Sein vnglück wird auff ſeinen Kopff komen,
Vnd ſein frewel auff ſeine Scheittel fallen.

Jm vorigen Büchlin thurſte ich die Bawren nicht vrteilen, weil ſie ſich zu recht vnd beſſer vnterricht erbotten, denn Chriſtus gebeut, man ſolle nicht vrteilen, Matth. 7. Aber ehe denn ich mich vmbſihe, faren ſie fort, vnd greiffen mit der fauſt drein, mit vergeſſen jrs erbietens, rauben vnd toben, vnd thun wie die raſenden Hunde. Dabey man nu wol ſihet, was ſie in jrem falſchen ſinn gehabt haben, vnd das eitel erlogen ding ſey geweſen, was ſie vnter dem namen des Euangelij in den zwelff Artikeln haben fürgewendet. Kurtz vmb, eitel Teufels werck treiben ſie, Vnd in ſonderheit, iſts der Ertzteufel, der zu Mülhauſen regirt, vnd nichts denn raub, mord, Blutuergieſſen anricht, wie denn Chriſtus Johan. 8. von jm ſagt, das er ſey ein Mörder von anbegin. Nu weil ſich ſolche Bawren vnd elende Leute verfüren laſſen, vnd anders thun, denn ſie geredt haben, mus ich auch anders von jnen ſchreiben, vnd erſtlich jre ſünde für jre augen ſtellen, wie Gott Eſaia vnd Ezechiel befihlet, ob ſie etlich erkennen wolten. Vnd darnach der weltlichen Oberkeit gewiſſen, wie ſie ſich hierinnen halten ſollen, vnterrichten.

Dreierley grewliche ſünden wider Gott vnd Menſchen, laden die Bawren auff ſich, daran ſie den tod verdienet haben an leibe vnd ſeele manchfeltiglich. Zum erſten, das ſie jrer Oberkeit trew vnd hulde geſchworen haben, vnter-

thenig vnd gehorſam zu ſein, wie ſolchs Gott gebeut, da er ſpricht, Gebt dem Keiſer, was des Keiſers iſt. Vnd Rom. 13. Jederman ſey der Oberkeit vnterthan etc. Weil ſie aber dieſen gehorſam brechen mutwilliglich vnd mit freuel, vnd dazu ſich wider jre Herrn ſetzen, haben ſie damit verwirckt leib vnd ſeel, als die trewloſe, meineidige, lügenhafftigen, vngehorſamen Buben vnd Bœſewicht pflegen zu thun, Darumb auch S. Paulus Rom. 13. ein ſolch vrteil vber ſie fellet, welche der gewalt widerſtreben, die werden ein gericht vber ſich vberkomen, Welcher Spruch auch die Bawren endlich treffen wird, es geſchehe kurtz oder lange, denn Gott wil trew vnd pflicht gehalten haben.

Zvm andern, Das ſie auffrhur anrichten, rauben vnd plündern mit freuel Klœſter vnd Schlöſſer, die nicht jr ſind, damit ſie, als die öffentlichen Straſſenreuber vnd Mörder, alleine wol zweifeltig den tod an leib vnd ſeele verſchuldet. Auch ein auffrhüriſcher menſch, den man des bezeugen kan, ſchon in Gottes vnd Keiſerlicher Acht iſt, das, wer am erſten kan vnd mag denſelben erwürgen, recht vnd wol thut, Denn vber einen öffentlichen auffrhüriſchen iſt ein jeglicher Menſch, beide der Oberrichter vnd Scharffrichter. Gleich als wenn ein Fewer angehet, wer am erſten kan leſchen, der iſt der beſte. Denn auffruhr iſt nicht ein ſchlechter mord, ſondern wie ein gros Fewer, das ein Land anzündet vnd verwüſtet. Alſo bringt auffrhur mit ſich ein Land voll mords, blutuergieſſen, vnd macht Widwen vnd Waiſen, vnd verſtœret alles, wie das aller grœſſeſt vnglück. Darumb ſol hie zuſchmeiſſen, würgen vnd ſtechen, heimlich oder öffentlich, wer da kan, vnd gedencken, das nichts gifftigers, ſchedlichers, teufeliſchers ſein kan, denn ein auffrhüriſcher Menſch, gleich als wenn man einen tollen Hund todſchlagen mus, Schlegſtu nicht, ſo ſchlegt er dich, vnd ein gantz Land mit dir.

Zvm dritten, Das ſie ſolche ſchreckliche, grewliche Sünde, mit dem Euangelio decken, nennen ſich Chriſtliche Brüder, nemen eid vnd hulde, vnd zwingen die Leute zu ſolchen greweln, mit jnen zu halten. Damit ſie die aller grœſten Gottesleſterer, vnd ſchender ſeines heiligen Namens werden, vnd ehren vnd dienen alſo dem Teufel, vnter dem ſchein des Euangelij, daran ſie wol zehen mal den tod verdienen an leib vnd ſeele, das ich hefslicher Sünde nie gehœret habe.

Vnd achte auch, das der Teufel den Jüngſten tag füle, das er ſolche vnerhœrte ſtück fürnimet. Als ſolt er ſagen, Es iſt das letzte, darumb ſol es das ergſte ſein, vnd wil die grundſuppe rüren, vnd den boden gar ausſtoſſen, Gott wölle jm wehren. Da ſihe, welch ein mechtiger Fürſt der Teufel iſt, wie er die Welt in henden hat, vnd in einander mengen kan, Der ſo bald ſo viel tauſent Bawren, faugen, verfüren, verblenden, verſtocken, vnd empœren kan, vnd mit jnen machen was ſein aller wütigſter grim fürnimet.

Es hilfft auch die Bawren nicht, daß ſie fürgeben, Genc. 1. vnd 2. ſeien alle ding frey vnd gemeine geſchaffen, vnd das wir alle gleich getaufft ſind. Denn im newen Teſtament helt vnd gilt Moſes nicht, Sondern da ſtehet vnſer Meiſter Chriſtus, vnd wirfft vns mit leib vnd gut vnter den Keiſer vnd weltlich Recht, da er ſpricht, Gebt dem Keiſer, was des Keiſers iſt. So ſpricht auch S. Paulus, Rom. 13. zu allen getaufften Chriſten, Jederman ſey der Gewalt vnterthan. Vnd Petrus, Seid vnterthan aller Menſchlicher ordnung. Dieſer lere Chriſti ſind wir ſchüldig zu gleuben, wie der Vater vom Himel gebeut vnd ſagt, Dis iſt mein lieber Son, den hœret.

Denn die Tauffe macht nicht leib vnd gut frey, ſondern die Seelen. Auch macht das

Euangelium nicht die güter gemein, on alleine welche ſolchs willigklich von jnen ſelbs thun wöllen, wie die Apoſteln vnd Jünger, Acto. 4. theten, welche nicht die frembden güter Pilati vnd Herodis gemein zu ſein fodderten, wie vnſere vnſinnige Bawren toben, ſondern jr eigen güter. Aber vnſer Bawren wöllen der andern frembden güter gemein haben, vnd jre eigen für ſich behalten, Das ſind mir feine Chriſten. Ich mein das kein Teufel mehr in der Helle ſey, ſondern allzumal in die Bawren ſind gefaren. Es iſt vberaus vnd vber alle maſſen das wüten.

Weil denn nu die Bawren auff ſich laden, beide Gott vnd Menſchen, vnd ſo manchfeltiglich ſchon des tods an leib vnd ſeele ſchüldig ſind, vnd keins Rechten geſtehen noch warten, ſondern jmer fort toben, Mus ich hie die weltliche Oberkeit vnterrichten, wie ſie hierin mit gutem gewiſſen faren ſollen. Erſtlich der Oberkeit, ſo da kan vnd wil, on vorgehend erbieten, zum recht vnd billigkeit, ſolche Bawren ſchlagen vnd ſtraffen, wil ich nicht wehren, ob ſie gleich das Euangelium nicht leidet, Denn ſie hat das gut Recht. Sintemal die Bawren nu nicht mehr vmb das Euangelium fechten, ſondern ſind öffentlich worden, trewloſe, meineidige, vngehorſame, auffrhüriſche, Mörder, Reuber, Gottleſterer, welche auch Heidniſche Oberkeit zu ſtraffen recht vnd macht hat, ja dazu ſchüldig iſt, ſolche Buben zu ſtraffen. Denn darumb tregt ſie das Schwerd vnd iſt Gottes dienerin vber den, ſo vbels thut, Rom. 13.

Aber die Oberkeit, ſo Chriſtlich iſt, vnd das Euangelium leidet, derhalben auch die Bawren keinen ſchein wider ſie haben, ſol hie mit furcht handeln. Vnd zum erſten die ſachen Gott heim geben, vnd bekennen, das wir ſolchs wol verdienet haben, Dazu beſorgen, da Gott vieleicht den Teufel alſo errege, zu ſeiner ſtraff Deudſchslands. Darnach demütiglich bitten wider den Teufel vmb hülffe, Denn wir fechten hie nicht alleine wider blut vnd fleiſch, ſondern wider die geiſtlichen Bœſewicht in der Lufft, welche mit Gebet müſſen angegriffen werden. Wenn nu das hertz ſo gegen Gott gerichtet iſt, das man ſeinen Göttlichen willen leſt walten, ob er vns wölle oder nicht wölle zu Fürſten vnd Herrn haben, ſol man ſich gegen die tolle Bawren zum vberflus (ob ſie es wol nicht werd ſind) zu recht vnd gleichem erbieten. Darnach, wo das nicht helffen wil, flugs zum Schwert greiffen.

Denn ein Förſt vnd Herr mus hie dencken, wie er Gottes Amptman vnd ſeines zorns diener iſt, Rom. 13. dem das Schwerd vber ſolche Buben befohlen iſt. Vnd ſich eben ſo hoch für Gott verſündigt, wo er nicht ſtrafft vnd wehret, vnd ſein Ampt nicht volfüret, als wenn einer mordet, dem das Schwerd nicht befohlen iſt. Denn wo er kan, vnd ſtrafft nicht, es ſey durch mord oder blutuergieſſen, ſo iſt er ſchüldig an allem mord vnd vbel, das ſolche Buben begehen, als der da mutwilliglich, durch nachlaſſen ſeins Göttlichen befehls, zuleſt, ſolchen Buben jre bosheit zu vben, ſo ers wol wehren kan vnd ſchüldig iſt. Darumb iſt hie nicht zu ſchlaffen. Es gilt auch nicht hie gedult oder barmhertzigkeit. Es iſt des Schwerdts vnd zorns zeit hie, vnd nicht die gnaden zeit.

So ſol nu die Oberkeit hie getroſt fort dringen, vnd mit gutem gewiſſen drein ſchlagen, weil ſie eine Ader regen kan. Denn hie iſt das vorteil, das die Bawren bœſe gewiſſen vnd vnrechte ſachen haben, vnd welcher Bawer darüber erſchlagen wird, mit leib vnd ſeele verloren, vnd ewig des Teufels iſt. Aber die Oberkeit hat ein gut gewiſſen vnd rechte ſachen, vnd kan zu Gott alſo ſagen mit aller ſicherheit des hertzen, Sihe, mein Gott, du haſt mich zum Fürſten oder Herrn

geſetzt, daran ich nicht kan zweifeln, vnd haſt mir das Schwerd befohlen vber die Vbeltheter, Rom. 13. Es iſt dein Wort vnd mag nicht liegen, ſo mus ich ſolchs ampt, bey verluſt deiner gnaden, ausrichten, ſo iſts auch öffentlich, das dieſe Bawren vielfaltig für dir vnd für der Welt den tod verdienet, vnd mir zu ſtraffen befohlen. Wiltu nu mich durch ſie laſſen tœdten, vnd mir die Oberkeit wider nemen vnd vntergehen laſſen, Wolan, ſo geſchehe dein wille, So ſterbe ich doch vnd gehe vnter in deinem Göttlichen befehl vnd wort, vnd werde erfunden im gehorſam deines befehls vnd meines ampts. Darumb wil ich ſtraffen vnd ſchlagen, ſo lang ich ein Ader regen kan, Du wirſts wol richten vnd machen.

Alſo kans denn geſchehen, das, wer auff der Oberkeit ſeiten erſchlagen wird, ein rechter Marterer für Gott ſey, ſo er mit ſolchem gewiſſen ſtreit, wie geſagt iſt. Denn er gehet in Göttlichem wort vnd gehorſam. Widerumb was auff der Bawren ſeiten vmbkomet, ein ewiger Hellebrand iſt. Denn er füret das Schwerd wider Gottes wort vnd gehorſam, vnd iſt ein Teufels glied.

Vnd obs gleich geſchehe, das die Bawren oblegen (da Gott für ſey) denn Gott ſind alle ding müglich, vnd wir nicht wiſſen, ob er vielleicht zum vorlaufft des Jüngſten tags, welcher nicht fern ſein wil, wölle durch den Teufel alle ordnung vnd Oberkeit zuſtœren, vnd die Welt in einen wüſten hauffen werffen, So ſterben doch ſicher vnd gehen zu ſcheittern mit gutem gewiſſen, die in jrem Schwerdampt funden werden, vnd laſſen dem Teufel das weltlich Reich, vnd nemen dafür das ewige reich. Solche wünderliche zeiten ſind jtzt, das ein Fürſt den Himel mit blutuergieſſen verdienen kan, bas denn andere mit beten.

An ende iſt noch eine ſache, die billich ſoll die Oberkeit bewegen, Denn die Bawren laſſen jnen nicht benügen, das ſie des Teufels ſind, Sondern zwingen vnd dringen viel frommer Leute, die es vngerne thun, zu jrem teufeliſchen Bunde, vnd machen dieſelbigen alſo teilhafftig aller jrer bosheit vnd verdamnis. Denn wer mit jnen bewilliget, der fert auch mit jnen zum Teufel, vnd iſt ſchüldig aller vbelthat, die ſie begehen, vnd müſſens doch thun, weil ſie ſo ſchwachs glaubens ſind, das ſie nicht widerſtehen. Denn hundert tœdte ſolt ein frommer Chriſt leiden, ehe er ein harbreit in der Bawren ſach bewilligete. O viel Marterer kündten jtzt werden, durch die blutdürſtigen Bawren vnd Mordpropheten.

Nv ſolcher Gefangener vnter den Bawren ſolten ſich die Oberkeit erbarmen, Vnd wenn ſie ſonſt keine ſache hetten, das Schwerd getroſt wider die Bawren gehen zu laſſen, vnd ſelbs leib vnd gut daran zu ſetzen, So were doch dieſe vbrig gros genug, das man ſolche ſeele, die durch die Bawren zu ſolchem Teufeliſchen verbündnis gezwungen, vnd on jren willen mit jnen ſo grewlich ſündigen vnd verdampt müſſen werden, errettet vnd hülffe, Denn ſolche Seelen ſind recht im Fegfewer, ja in der Hellen vnd Teufels banden.

Darumb lieben Herrn lœſet hie, rettet hie, helfft hie, erbarmet euch der armen Leute, Steche, ſchlage, würge hie, wer da kan. Bleibſtu darüber tod, wol dir, ſeliglichern tod kanſtu nimer mehr vberkomen, Denn du ſtirbſt im gehorſam Göttlichs worts vnd befehls, Rom. 13. vnd im dienſt der liebe, deinen Neheſten zu retten aus der Hellen vnd Teufels banden.

So bitte ich nu, fliehe von den Bawren wer da kan, als vom Teufel ſelbs. Die aber nicht fliehen, bitte ich Gott wolte ſie erleuchten vnd bekeren. Welche aber nicht zu bekeren ſind, da gebe Gott, das ſie kein glück noch gelingen haben müſſen. Hie ſpreche

ein jeglicher fromer Christ, Amen. Denn das Gebet ist recht vnd gut, vnd gefellet Got wol, das weis ich. Dünckt das jemand zu hart, der dencke, das vntreglich ist auffrhur, vnd alle stunde der Welt Verstœrung zu warten sey.

VORREDE ZUM VERDEUTSCHTEN ÆSOP.

Der Neundte Teil der Bücher des Ehrnwirdigen Herrn D. Martini Lutheri.
Wittenb. 1557. fol. Bl. 484. rw.—488. vw.

Etliche Fabeln aus Esopo: von D. M. L. verdeutscht, sampt einer schœnen Vorrede, von rechtem nutz vnd brauch deffelben Buchs, jederman, wes Standes er auch ist, lüstig vnd dienlich zu lesen.

Anno M.D.XXX.

Dis Buch von den Fabeln oder Merlin, ist ein hochberümet Buch gewesen bey den Allergelertesten auff Erden, sonderlich vnter den Heiden. Wiewol auch noch jtzund die warheit zu sagen, von eusserlichem leben in der Welt zu reden, wüste ich, ausser der heiligen Schrifft, nicht viel Bücher, die diesem vberlegen sein solten, so man Nutz, Kunst vnd Weisheit, vnd nicht hochbedechtig Geschrey wolt ansehen. Denn man darin vnter schlechten worten, vnd einfeltigen Fabeln, *die allerfeinesste* Lere, Warnung vnd Vnterricht findet (wer sie zu brauchen weis) wie man sich im Haushalten, in vnd gegen der Oberkeit vnd Vnterthanen schicken sol, auff das man klüglich vnd friedlich vnter den bosen Leuten in der falschen argen Welt, leben möge.

Das mans aber dem Esopo zuschreibet, ist meins achtens, ein Geticht, vnd vieleicht nie kein Mensch auff Erden, Esopus geheissen, Sondern ich halte, es sey etwa durch viel weiser Leute zuthun mit der zeit Stück nach Stück zuhauffen bracht, vnd endlich etwa durch einen Gelerten in solche Ordnung gestellet. Wie jtzt in Deudscher sprach etliche möchten die Fabel vnd Sprüche, so bey vns im brauch sind, samlen, vnd darnach jemand ordentlich in ein Buch fassen, Denn solche feine Fabeln in diesem Buch, vermöcht jtzt alle Welt nicht, schweig denn ein Mensch, erfinden. Darumb ist gleublicher, das etliche dieser Fabeln fast alt, etliche noch elter, etliche aber new gewesen sind, zu der zeit, da dis Büchlin gesamlet ist, wie denn solche Fabeln pflegen von jar zu jar zu wachsen, vnd sich mehren, Darnach einer von seinen Vorfaren vnd Eltern hœret vnd samlet.

Vnd Quintilianus der grosse scharffe Meister vber Bücher zu vrteilen, helts auch dafur, das nicht Esopus, sondern der allergelertesten einer in Griechischer Sprach, als Hesiodus, oder desgleichen, dieses Buchs Meister sey, Denn es dünckt jn, wie auch billich, vnmüglich sein, das solcher Tolpel, wie man Esopum malet vnd beschreibet, solte solch Witz vnd Kunst vermügen, die in diesem Buch vnd Fabeln funden wird, vnd bleibt also dis buch eines vnbekandten vnd vnbenanten Meisters. Vnd zwar, es lobet vnd preiset sich selbs hœher, denn es keines Meisters name preisen kündte.

Doch mügen die, so den Esopum zum Meister ertichtet haben, vnd sein leben dermassen gestellet, vieleicht Vrsach gnug gehabt haben, nemlich, das sie als die weisen Leute, solch Buch, vmb gemeines Nutzes willen, gerne hetten jederman gemein gemacht, Denn wir

ſehen, das die jungen Kinder vnd jungen Leute, mit Fabeln vnd Merlin leichtlich bewegt, vnd alſo mit luſt vnd liebe zur Kunſt vnd Weisheit gefürt werden, welche luſt vnd liebe deſto gröſſer wird, wenn ein Eſopus, oder dergleichen Larua oder Faſtnacht putz furgeſtellet wird, der ſolche kunſt ausrede oder furbringe, das ſie deſto mehr drauff mercken, vnd gleich mit lachen annemen vnd behalten. Nicht allein aber die Kinder, ſondern auch die groſſen Fürſten vnd Herrn, kan man nicht bas betriegen, zur Warheit, vnd zu jrem nutz, denn das man jnen laſſe die Narren die Warheit ſagen, dieſelbigen können ſie leiden vnd hören, ſonſt wöllen oder können ſie von keinem Weiſen die Warheit leiden, Ja alle Welt haſſet die Warheit, wenn ſie einen trifft.

Darumb haben ſolche weiſe hohe Leute die Fabeln erticht, vnd laſſen ein Thier mit dem andern reden, Als ſolten ſie ſagen, Wolan, es wil niemand die Warheit hören noch leiden, vnd man kan doch der Warheit nicht entberen, So wöllen wir ſie ſchmücken, vnd vnter einer lüſtigen Lügenfarbe vnd lieblichen Fabeln kleiden, Vnd weil man ſie nicht wil hören, durch Menſchen mund, das man ſie doch höre durch Thiere vnd Beſtien mund. So geſchicts denn, wenn man die Fabeln lieſet, das ein Thier dem andern, ein Wolff dem andern, die Warheit ſagt, Ja zu weilen der gemalete Wolff oder Beer, oder Lewe im Buch dem rechten zweifüſſigen Wolff vnd Lewen einen guten Text heimlich lieſet, den jm ſonſt kein Prediger, Freund noch Feind leſen dürffte. Alſo auch ein gemalter Fuchs im Buch, ſo man die Fabeln lieſet, ſol wol einen Fuchs vber Tiſch alſo anſprechen, das jm der ſchweis möchte ausbrechen, vnd ſolte wol den Eſopum gern wöllen erſtechen oder verbrennen. Wie denn der Tichter des Eſopi anzeigt, das auch Eſopus vmb der Warheit willen ertœdtet ſey, vnd jn nicht geholffen hat, das er in fabeln weiſe, als ein Narr, dazu ein ertichter Eſopus, ſolche Warheit die Thier hat reden laſſen, Denn die Warheit iſt das vnleidlichſte ding auff erden.

AVs der Vrſachen haben wir vns dis Buch furgenomen zu fegen, vnd jm ein wenig beſſer geſtalt zu geben, denn es bisher gehat, Allermeiſt vmb der Jugend willen, das ſie ſolche feine Lere vnd Warnung vnter der lieblichen geſtalt der Fabeln, gleich wie in einer Mummerey oder Spiel, deſto lieber lerne, vnd feſter behalte. Denn wir geſehen haben, welch ein vngeſchickt Buch aus dem Eſopo gemacht haben, die den Deudſchen Eſopum, der fur handen iſt, an tag geben haben, welche wol werd weren einer groſſen ſtraffe, als die nicht allein ſolch fein nützlich Buch zu ſchanden vnd vnnütz gemacht, ſondern auch viel Zuſatz aus jrem Kopff hinzu gethan, Wiewol das noch zu leiden were.

Darüber ſo ſchendliche, vnzüchtige Bubenſtück darein gemiſcht, das kein züchtig, from Menſch leiden, zuuor kein jung Menſch, one ſchaden leſen oder hœren kan, Gerade, als hetten ſie ein Buch in das gemein Frawen haus oder ſonſt vnter loſe Buben, gemacht, Denn ſie nicht den Nutz vnd Kunſt in den Fabeln geſucht, ſondern allein ein Kurtzweil vnd Gelechter daraus gemacht, Gerade, als hetten die Hochweiſen Leute jren trewen groſſen vleis dahin gericht, das ſolche leichtfertige Leute ſolten ein Geſchwetz vnd Narrenwerck aus jrer Weisheit machen, Es ſind Sew vnd bleiben Sew, fur die man ja nicht ſolt Berlen werffen.

Darumb ſo bitten wir alle frome Hertzen, wöllen denſelbigen Deudſchen ſchendlichen Eſopum ausrotten, vnd dieſen an ſeine ſtat gebrauchen, Man kan dennoch wol frœlich ſein, vnd ſolcher Fabel eine des Abends vber Tiſch mit Kindern vnd Geſind nützlich vnd

lüftiglich handeln, das man nicht darff so schampar vnd vnuernünfftig sein, wie in den vnzüchtigen Tabernen vnd Wirtshewsern, Denn wir vleis gethan haben, eitel feine reine nützliche Fabeln in ein Buch zu bringen, dazu die Legend Esopi.

Was sonst nütz vnd nicht schedliche Fabeln sind, wöllen wir mit der zeit auch, so Gott wil, leutern vnd fegen, damit es ein lüftiger vnd lieblicher, doch erbarlicher vnd züchtiger vnd nützlicher Esopus werde, des man one sünde haben vnd gebrauchen künde, Kinder vnd Gesinde zu warnen vnd vnterweisen auff jr zukünfftiges leben vnd wandel, Daher er denn von anfang ertichtet vnd gemacht ist.

Vnd das ich ein Exempel gebe der Fabeln wol zu gebrauchen, Wenn ein Hausvater vber Tisch wil kurtzweil haben, die nützlich ist, kan er sein Weib, Kind, Gesind fragen, Was bedeut diese oder diese Fabel? vnd beide, sie vnd sich darin vben. Als die fünffte Fabel vom Hund mit dem stück Fleisch im Maul, bedeutet, wenn einem Knecht oder Magd zu wol ist, vnd wils bessern, so gehets jm wie dem Hund, das sie das gute verlieren, vnd jenes bessere nicht kriegen. Item, wenn sich ein knecht an den andern hengt, vnd sich verfüren lesst, das jm gehe, wie dem Frosch an der Maus gebunden, in der dritten Fabel, die der Weihe alle beide fras, Vnd so fortan in den andern Fabeln mit lieb, mit leid, mit drewen vnd locken, wie man vermag, One das wir müssen das vnser bey jnen thun.

DIE LETZTE PREDIGT.

Der Vierde Teil, Der Bücher des Ehrwirdigen Herrn Doctor Mart. Luth. *Wittenb. 1581. fol. Bl. 603. rw.–607. vw.*

Euangelium Matth. XI.

ICh Preise dich Vater vnd Herr Himels vnd der Erden, das du solches den Weisen vnd Klugen verborgen hast, vnd hast es den Vnmündigen offenbaret, Ja Vater, denn es ist also wolgefellig gewesen, für dir. Alle ding sind mir vbergeben von meinem Vater. Vnd niemand kennet den Son, denn nur der Vater. Vnd niemand kennet den Vater, denn nur der Son, vnd wem es der Son wil offenbaren.

Kompt her zu Mir alle, die jr müheselig vnd beladen seid, Ich wil euch erquicken. Nemet auff euch mein Joch vnd lernet von Mir denn Ich bin sanfftmütig, vnd von hertzen demütig, So werdet jr rwe finden für ewre Seele, Denn mein Joch ist sanfft, vnd mein Last ist leicht.

Auslegung des Euangelij.

DAs ist ein schön Euangelium, vnd hat viel feiner lere in sich begrieffen, Aber wir wollen jtzt zum teil dauon reden, als viel wir können, vnd Gott gnade verleihet.

Der Herr lobt vnd preiset seinen himlischen Vater allhie, das er hab verborgen solches den Klugen vnd Weisen, das ist, Das er das Euangelium den Weisen vnd Klugen nicht hat kund gethan, Sondern den Kindern vnd vnmündigen offenbaret, die nicht reden noch predigen können, noch klug vnd weise sein. Hiemit hat er angezeigt, das er den Weisen vnd klugen feind sey, vnd lust vnd lieb habe zu denen, so nicht klug vnd weise, sondern wie die jungen Kinder sind.

Aber das ist für der Welt seer tœrlich vnd ergerlich geredt, das Gott den Weisen

so feind solt sein, vnd sie also verdamnen, So wir doch meinen, Gott könne nicht regieren, er müsse kluge vnd weise Leut dazu haben.

Aber es hat diese meinung, Die Weisen vnd Klugen in der Welt machens also, das jnen Gott nicht günstig oder gut sein kan, Denn sie haben das hertzleid, machens in der Christlichen Kirchen, wie sie es selbs wollen, Alles was Gott thut vnd macht, das müssen sie bessern, Das also kein ermer, geringer, verachter Discipel nicht ist auff Erden, als Gott, Er mus aller Jünger sein, jederman wil sein Schulmeister vnd Preceptor sein.

Das sihet man von anbegin der Welt, in allen Ketzern, Arius vnd Pelagius, vnd jtzt zu vnser zeit, die Widerteuffer vnd Sacramentirer, vnd alle Schwermer vnd auffrhürer, die sind damit nicht zu frieden, was Gott gemacht vnd eingesetzt hat, Können es nicht lassen bleiben, wie er es geordent, Meinen, sie müssen auch etwas machen, auff das sie etwas bessers sein für andern Leuten, vnd rhümen können, Das hab ich gemacht, Es ist zu schlecht vnd gering, ja zu kindisch vnd nerricht, was Gott macht vnd stifftet, Ich mus etwas dazu thun.

Das ist die natur der schendlichen weisheit auff Erden, sonderlich in der Christlichen Kirchen, da ein Bischoff auff den andern, ein Pfarherr auff den andern hacket vnd beist, vnd einer den andern hindert vnd stœsset, Wie man allezeit im Kirchenregiment solchs mit grossem schaden erfaren hat.

Daselbig sind die rechte Meister Klüglinge (dauon Christus hie redet) die das Pferd im hindern zeumen, vnd nicht auff dem wege bleiben wollen, so vns Gott selbs fürgestalt, sondern jmer etwas sonderlichs haben vnd machen müssen, Das die Leute darnach sagen, Ey, es ist nichts mit vnserm Pfarherr oder Prediger, Das ist der rechte Man, Der wirds thun.

Ists aber nicht verdrieslich, vnd solt Gott darüber nicht vngedültig werden? Solt er an solchen grossen gefallen haben, die jn so gar zu klug vnd weise sind, vnd allzeit jn zur Schulen füren wollen? wie in demselbigen Capitel hernach folget, Die Weisheit mus sich rechtfertigen lassen von jren eigen Kindern. Ey es stehet fein, wenn das Ey wil klüger sein, denn die Henne, Eine schœne meisterschafft mus sein, wo die Kinder jren Vater vnd Mutter, die narren vnd thoren, weise Leute regieren wollen. Siehe, das ist die vrsach, das allenthalben die Klugen vnd Weisen in der Schrifft verdamnet werden.

Der Bapst hat gleich auch also gethan, als da Christus das Predigampt vnd das Sacrament seines Leibs vnd Bluts eingesatzt vnd bestettiget, wie es die Christen brauchen sollen, jren Glauben damit zu stercken vnd zu krefftigen. Da schreiet der Bapst, Nein, Nein, es mus also nicht sein, Es ist nicht weislich gehandelt, Denn sein Decret sagt, Es sey nicht fein, das das Sacrament zu sterckung der Christen Glaube solle gereicht werden, sondern es müsse ein Opffer sein, wenn der Priester die Mess liese, für die lebendigen vnd die todten, Als, wenn ein Kauffman vber land reisen wil, so soll er zuuor jm eine Mess lesen lassen, als denn werde es jm glückselig ergehen etc.

Also das Gott die Tauffe hat eingesatzt, das ist dem Bapst ein gering ding, vnd bey jm bald verloren, vnd krafftlos worden. Dagegen machen seine Schürling, die da kappen vnd platten tragen, die müssen mit jren Orden vnd Möncherey der Welt helffen, das, wer in solchen Orden tritt, der habe ein newe bessere Tauffe, dadurch nicht allein jm, sondern auch andern Leuten (wo sie wollen selig werden) geholffen werde, Das ist des Bapsts weisheit vnd klugheit.

Alſo gehets vnſerm Herrn Gott in der Welt, das allewege was er ſtifftet vnd ordenet, das mus vom Teufel, vnd den ſeinen verkert, dazu geleſtert vnd geſchendet werden. Vnd helt doch die Welt dafür, Gott ſolle jm ſolches gar wol gefallen, vnd gut ſein laſſen, das ein jglicher Narr jn meiſtern vnd regieren wölle.

Jn Weltlichen ſachen vnd Regiment gehets zwar auch alſo zu, Wie auch Ariſtoteles denn ſchreibt, Das etliche Leute ſind mit groſſer weisheit vnd verſtand begnadet, vnd nicht gemeine Leute, Als Gott offt einen feinen, hohen, verſtendigen Man gibt, der mit weisheit vnd rat Landen vnd Leuten dienen kündte. Aber ſolche fliehen für den geſchefften, das man ſie ſchwerlich zur Regierung kan bringen. Aber darnach ſind andere, die wollens ſein vnd thun, vnd könens doch nicht thun. Die heiſſet man denn im weltlichen Regiment, Naſeweiſen vnd Meiſter Klügel.

Dieſe ſchilt man ſehr, vnd man iſt jnen auch billich feind, Vnd mus jederman klagen, das man für den Narren nirgends kan zukomen, ſie ſind zu keiner ſachen nütz, denn das ſie nur har eintragen. Darumb ſagen auch die Leute von jnen, Hat vns der Teufel mit Narren beſchmiſſen. Vnd Ariſtoteles der ſolches in Regimenten geſehen, das wenig rechter, tüchtiger Leute ſind zur Regierung, machet einen vnterſcheid, zwiſchen rechten Weiſen vnd Klugen, vnd andern, die er nennet δοξα *id eſt, opinione ſua ſapientes*, Die ſich dünckens laſſen, ſie ſein klug vnd weiſe, Gleich wie man auff Deudſch ſaget, Der dünckel macht den tantz gut, Dieſe meinen, dieweil ſie im Regiment ſitzen, vnd eine hohe Perſon füren, ſo müſſen ſie klug ſein. Vnd ein ſolcher Narr im Rat hindert die andern, das ſie mit keinen Sachen fort kamen können. Denn er wil ins Teufels namen klug ſein mit Gewalt, und iſt doch ein Narr.

So man nu ſolchen im weltlichen Regiment billich feind iſt, die da wollen klug ſein, vnd ſinds doch nicht, Viel mehr ſind das verdrieslich Leute, denen beide Gott vnd Menſchen billich gram ſind, die in der heiligen Chriſtlichen Kirchen, klug ſein wollen, vnd ſind nichts, Denn dieſe hindern das Predigampt, das die Leute nicht zu Gott komen können. Als da iſt geweſen zu vnſer zeit Müntzer, die Widerteuffer vnd Sacramentirer, die dem Euangelio ſeinen lauff hindern vnd wehren, verfüren die Leute, meinen ſie ſind alleine klug vnd weiſe, weil ſie im Ampt vnd Regiment der Kirchen ſitzen.

Alſo wil auch der Bapſt ein ſehr kluger Man ſein, ja der aller weiſeſte, Allein darumb das er hoch ſitzet, vnd fürgibt, er ſey das Heubt der Kirchen, Damit jn der Teufel ſo auffblehet, das er meinet was er nur thar fürnemen vnd ſagen, das ſey eitel Göttliche weisheit, vnd jederman müſſe es annemen vnd folgen, und ſol niemand weiter fragen, ob es Gottes wort ſey, oder nicht. Wie er in ſeinem groſſen Narrenbuch thar vnuerſchempt ſagen, Es ſey nicht zuuermuten, das ein ſolche Hoheit (als er ſein wil) könne jrren etc. Alſo auch Keiſer, Kœnige, Cardinal, dieweil ſie hoch ſitzen, ſo meinen ſie, das ſie nicht jrren noch feilen können.

Eben ſolche weisheit hatte Caiphas auch, da er mit den Jüden zu rat gieng, Jr grobe Narren, jr habt keine köpffe, jr wiſſet vnd verſtehet nichts, Iſts nicht beſſer, das ein Man ſterbe, denn das das gantze Volck verderbe? Das war ein weiſer kluger Rat, das beſſer were, einen Menſchen erwürgen, denn das gantze Land verderben. Wie gieng aber dieſer Rat hinaus? Eben damit brachte ers dazu, das das gantze Land verderben vnd vntergehen muſte, Alſo thun alle ſolche Naſeweiſen

in der Chriſtlichen Kirchen, vnd im weltlichen Regiment.

DAs iſt nu, das der Herr Chriſtus hie ſpricht, Er ſey den Naſenweiſen feind, Er wolle ſie nicht leiden in ſeiner Chriſtlichen Kirchen, ſie heiſſen Bapſt, Keiſer, Kœnige, Fürſten, Doctores, die jm ſein Göttlichs wort meiſtern, vnd mit jrer eigen klugheit in der hohen groſſen ſachen des Glaubens vnd vnſer ſeligkeit, regieren.

Solcher Exempel haben wir ſelb viel erfaren in kurtzer zeit, das ſolche Klüglinge ſich vnterſtanden einigkeit oder Reformation anzurichten, dadurch in der Chriſtlichen Kirchen, einigkeit würde vnd ſolches mit höflichem fürgeben zu marckt brachten, ſagten, So vnd ſo ſollens der Keiſer, die Kœnige, Fürſten vnd Herrn machen, ſo kündte man Landen vnd Leuten helffen, vnd viel guts in der Chriſtenheit ſchaffen, Aber was man durch ſolche eigen anſchlege vnd klugheit ausrichtet vnd ſchaffet, das ſihet man, meine ich, jtzt wol.

An allermeiſten aber, hat ſolche weisheit vnd klugheit der Bapſt vnd die Cardinel allwege getrieben, ſo Gottes meiſter haben ſein wollen, vnd ſelb die Chriſtenheit regieren. Aber das wil vnd kan Gott nicht leiden, Er wil nicht Schüler ſein, ſie ſollen Schüler ſein, Er iſt die ewige Weisheit, vnd weis wol was er thun oder laſſen wil, Sie meinen, dieweil ſie oben an im Regiment ſitzen, darumb ſein ſie die Klügeſten, ſehen tieffer in die Schrifft denn ander Leut. Darumb ſtürtzet ſie Gott auch grewlich, Denn er wils vnd kans, vnd ſols auch nicht leiden. Vnd machets doch alſo, das das Euangelium, den hohen vnd Weiſen verborgen bleibet, vnd regieret ſeine Kirchen viel anders, denn ſie gedenken vnd verſtehen, ob ſie ſich gleich dünecken laſſen, ſie wiſſen vnd verſtehens alles, Vnd weil ſie im Regiment ſitzen, ſo könne Gott jres rats vnd regierens nicht geraten.

Vnd lautet gleich, als ſey es meidiſch geredt, das er eben alſo ſpricht, Ich dancke dir himliſcher Vater, So doch gar kein neid vnd haſs in ſeinem hertzen geweſt, Denn ſo er ſich ſelbs mit Leib vnd Leben für vns hat gegeben, wie kündt da ein neid ſein? Aber der verdrus vnd vnluſt kompt daher, das die elenden, tœrichten Leute, die Göttliche Maieſtet meiſtern wollen, Das kan vnd ſol er auch nicht leiden, vnd alle frome hertzen dancken jm dafür. Denn des klügelns vnd meiſterns were auch ſonſt kein ende. Der Teufel reitet die Leute, das ſie aus der heiligen Schrifft vnd Gottes wort einen hohen namen, eigen lob und ehre ſuchen, vnd mehr ſein wollen, denn ander Leute.

Aber wir ſolten hie ſagen, Lieber himliſcher Vater, rede du, Ich wil gerne ein Schüler vnd Kind ſein, vnd ſchweigen, Denn ſolt ich die Kirche regieren aus meiner eigenen witz, weisheit vnd vernunfft füren, ſo ſtecke der Karn lengeſt im dreck, vnd were das Schiff lang zu drümmern gangen. Darumb lieber Gott, regiere vnd füre du es ſelb, Ich wil mir gerne meine augen ausſtechen, die vernunfft zu thun, vnd dich allein, durch dein Wort, regieren laſſen.

Aber das kan man bey der Welt nicht erhalten, Die Rottengeiſter ſtehen darumb auff, ſuchen im grunde nichts anders, denn das ſie bey dem Volck groſſe ehre haben mœgen, das man von jnen ſage, Das iſt der rechte man, der wirds thun, Vnd das ſie ſich ſelb auch mit ſolchem rhum kützeln vnd brüſten können, Das haſtu gethan, das iſt dein werck, du biſt der treffliche Man, der rechte Meiſter. Das taug nu für alle Hunde nicht. Denn rechte Prediger ſollen allein Gottes wort vleiſſig vnd trewlich leren, vnd des ehre vnd lob allein ſuchen. Desgleichen ſollen auch

die Zuhörer ſagen, Ich gleube nicht an meinen Pfarherr, ſondern er ſagt mir von einem andern Herrn, der heiſt Chriſtus, den zeiget er mir, Auff des Mund wil ich ſehen, vnd ſo fern er mich auff denſelben rechten Meiſter vnd Preceptor Gottes Son füret.

Alſo würde es recht in der Kirchen ſtehen, vnd regieret heiſſen, vnd allenthalben einigkeit bleiben. Sonſt bleibet allwege der vnfall. ſo auch in der Welt regiment gemein iſt, Vnd wie ein Rat in einer Stad einen ſolchen Narren, der offt die gantze Stad jrre macht, nicht gerne leidet, ſondern ſtœſt jn daraus, des ſich auch das gantze Land frewet, Alſo ſols auch hie in der Chriſtlichen Kirchen zugehen, das niemands ſol gepredigt oder gelert werden, denn allein der Son Gottes, der ifts allein, von dem geſagt iſt, Das iſt mein lieber Son, Den ſolt jr hœren, vnd keinen andern Menſchen, er ſey Keiſer, Bapſt, Cardinal.

Darumb, ſagen wir alſo, Ich las geſchehen, das Keiſer, Kœnig, Bapſt, Cardinel, Fürſten und Herrn klug vnd weiſe ſein. Aber ich wil an meinen Herrn Chriſtum allein gleuben, der iſt mein Meiſter und Herr, den mich Gott hat heiſſen hœren, vnd von jm lernen, was rechte Göttliche weisheit vnd klugheit ſey. Da ſchreiet denn der Bapſt, vnd was an jm hanget, Nein, Nein, du ſolt ſolchs nicht thun, Du ſolt der Oberkeit gehorſam ſein, vnd thun was wir dir gebieten. Ja, ſage ich, das ſol ich thun, Aber ſey du zuuor eins mit dem Herrn, der allhie ſpricht, Es iſt mir alles vbergeben von meinem Vater, etc.

Darumb lieber Bapſt, Keiſer, Kœnig, Herr vnd Fürſt, fare nicht ſo einher, Ich wil dich gerne hœren in weltlicher regierung, Aber das du wilt in der Chriſtenheit ſitzen, als ein Herr, vnd gewalt haben zu ſchlieſſen, was ich gleuben und thun ſol, das neme ich nicht an, Denn du wilt klug vnd weiſe ſein an dem ort, da du ein Narr biſt, vnd dir nicht offenbart iſt.

Denn hie iſt der Herr, den man allein ſol hœren in dieſen ſachen, wie er auch hie ſpricht, Niemand kennet den Vater, on nur der Son, vnd wem es der Son wil offenbaren, Das ſind die albern vnd einfeltigen, ſo ſich ſelb nicht weiſe noch klug wiſſen, ſondern ſein Wort hœren vnd annemen. Ifts nu ſein Wort, das du mir fürhelteſt vnd gebeuteſt, ſo wil ichs gerne annemen, wens gleich ein jung Kind redet, oder auch der Eſel ſo mit Bileam redet, Vnd wil hie kein vnterſcheid haben der Perſonen, ſo ſolchs redet, ſie ſey klug oder ein Narr, Denn es ſol heiſſen, vnd iſt beſchloſſen, Mir iſt alles vbergeben, Ich bin der Man, der allein leren vnd regieren ſol, trotz allen klugen vnd weiſen, die ſollen jre augen blenden laſſen, vnd jre vernunfft zuthun.

Denn vnſer Weisheit vnd Klugheit in Göttlichen ſachen, iſt das auge, ſo der Teufel im Paradis vns auffgethan hat, da Adam vnd Heua, ins Teufels namen, auch wolten klug ſein, Gott hatte ſie ſelbs geleret, vnd ſein Wort jnen gegeben, des ſie ſich halten ſolten, wo ſie wolten recht klug ſein, So kompt der Teufel, der machets beſſer, that jnen die augen zu, da ſie Gott mit ſahen, das ſie den Teufel nicht ſehen köndten. Das iſt die Plage, ſo vns noch immer anhenget, das wir, ins Teufels namen, weiſe vnd klug ſein wollen.

Aber hiewieder ſollen wir lernen, was das iſt, Mir iſt alles gegeben, Das iſt, Ich ſol regieren, leren, raten, heiſſen vnd gebieten in meiner Kirchen. Vnd hiemit bekennet er öffentlich, das er ſey warhafftiger Gott, Denn kein Engel noch etwa eine Creatur hat dieſen rhum, das jm alles gegeben ſey. Der Teufel wolt ſich wol ein mal in den Stuel ſetzen, vnd Gotte gleich ſein, Er ward aber darob bald

vom Himel geſtoſſen. Darumb ſagt Chriſtus, Mir iſt alles gegeben, das iſt, Mir, Mir ſol man gehorchen, Haſtu mein Wort, ſo bleib dabey, vnd ſihe niemands an, wer dich anders leret oder heiſt, Ich wil dich wohl regieren, ſchützen vnd retten, Laſſe den Bapſt, Keiſer, gewaltigen, gelert, weiſe vnd klug ſein, Aber folge du jnen nicht, wenn ſie dir mein wort nicht bringen, ob jr gleich tauſent mal mehr, vnd alle viel klüger weren.

Jrem, Thue das nicht, das auch kein Engel im Himel thar thun, das er ſich hierin der Herrſchafft vnd gewalt vnterſtünde, ſelb klug zu ſein, oder in Gottes Regiment zu walten vnd herrſchen. Vnd haben doch die elenden armen Leute, Bapſt, Keiſer, Kœnige, vnd alle Rotten nicht ſchew, ſich ſolches an zumaſſen. Aber Gott hatt ſeinen Son zu ſeiner rechten hand geſetzt, vnd geſagt Pſalm. 2. Du biſt mein Son, Dir hab ich alle Völcker vnd alle Welt zu eigen gegeben etc. Den ſolt jr Kœnige vnd Herrn hœren (wolt jr klug ſein) vnd jm hulden, als ewerm Herrn, vnd wiſſen, was er euch ſagt, das ichs euch ſage.

Dieſes ſollen wir Chriſten lernen vnd erkennen (ob es die Welt nicht thun wil) vnd Gott auch dafür danckbar ſein (wie Chriſtus ſelb allhie ſeinem himliſchen Vater frœlich dancket) das er vns ſo reichlich geſegnet vnd gegeben hat, das wir jn ſelbs können hœren. Vorzeiten weren wir gelauffen an der Welt ende wenn wir einen ort gewuſt, da wir hetten mœgen Gott hœren reden, Aber das ſihet man nicht, das wir jtzt teglich ſolchs in Predigten hœren, ja alle Bücher des vol ſind, Du hœrſts daheim im hauſe, Vater vnd Mutter, Kinder ſingen vnd ſagen dauon, der Prediger in der Pfarr redet dauon, Da ſolteſt du die hende auffheben vnd frœlich ſein, das wir zu den ehren ſind komen, das wir Gott durch ſein Wort mit vns reden hœren.

O, ſagt man, was iſt das? Predigt man doch alle tage, vnd offt einen tag viel mal, das man ſich ſchier müde daran hœren mus? Was haben wir mehr dauon? Wolan, ſo fare hin, lieber Bruder, magſtu des nicht, das Gott teglich mit dir redet, beide daheim in deinem hauſe, vnd in deiner Pfarrkirchen, So ſey nur jmer hin klug, vnd ſuche dir ein anders, Zu Trier iſt vnſers Herrn Gotts Rock, zu Ache ſind Joſephs Hoſen, vnd vnſer lieben Frawen Hembde, Da lauffe hin, verzere dein gelt, vnd keuffe Ablas, vnd des Bapſts Tredelmarckt, Das iſt köſtlich ding, darumb hat man müſſen weit lauffen, vnd gros gelt verzeren, Haus vnd Hoff ſtehen laſſen etc.

Sind wir aber nicht toll vnd tœricht, ja vom Teufel geblendet vnd beſeſſen, Da ſitzt der Kautz zu Rom mit ſeinem Gauckelſack, vnd locket alle Welt zu ſich mit jrem Gelt vnd Gut etc. Da ein jeglicher zu ſeiner Tauff, Sacrament vnd Predigſtuel lauffen ſolte, Denn wir ſind ja damit hoch gnug geehret, vnd reichlich begnadet, das wir wiſſen, das Gott mit vns redet, vnd mit ſeinem Wort vns ſpeiſet, gibt vns ſeine Tauffe, Schlüſſel etc. Aber da ſagen die rohen Gottloſen Leute dagegen, Was Tauff? Sacrament, Gottes wort? Joſephs Hoſen die thuns.

Das iſt der Teufel in der Welt, das die hohe Perſonen, Keiſer, Kœnig ſolchs nicht achten, vnd ſich durch die Ertzbuben vnd Lügener, den Bapſt vnd ſeine Pletting vnd Schürling alſo grœblich betriegen vnd nerren laſſen, vnd jres vnflats gar vol ſchmeiſſen. Aber wir ſollen Gottes wort hœren, das er unſer Schulmeiſter ſey, vnd nichts wiſſen von Joſephs hoſen, oder des Bapſts Narrenwerck.

Das iſt das erſte ſtück vom Euangelio, wie Chriſtus, vnd Gott der Vater ſelbs, den Klugen vnd weiſen feind iſt, Denn ſie jm auch groſſen vberdrus thun. Sie zureiſſen die

Sacrament vnd Kirchen, vnd setzen sich an seine stat, wollen selbs Meister sein, Denen sind alle Engel im Himel, vnd alle Christen auff Erden feind, vnd sollen zu jnen sagen, Wilt mir Christum weisen vnd sein Wort leren, so wil ich dir gerne zuhören, sonst nicht, vnd wenn du ein Engel vom Himel werest, wie S. Paulus Gala. 1. sagt? *Si quis aliud Euangelium docuerit etc.*

Ob nu darob die groffen Herrn, Keiser, Bapst, Cardinal, vnd Bischoue feindlich zürnen, thun vns in Bann, wolten vns alle gerne verbrennen, vnd morden, Das müssen wir leiden, vnd sagen, Vmb Bapsts, Bischouen, Fürsten willen nicht gelassen. Christus sagt, kompt zu Mir, die jr müheselig seid. Als wil er sagen, Halt euch nur an mich, bleibt bey meinem Wort, vnd last gehen was da gehet, Werdet jr darob verbrand, geköpfft, so habt gedult, Ich wils euch so süsse machen, das jrs wol solt ertragen, Wie man von der Jungfrawen S. Agnes schreibt, da sie zum Kerker gefürt ward, vnd solte vmbgebracht werden, war jr gleich, als gieng sie zum tantze.

Woher kam jr solcher grosser mut? Ey, Allein von diesem Christo, durch den Glauben an die wort, so er hie sagt, Kompt her zu mir, alle die jr Müheselig seid, Ich wil euch erquicken. Gehets euch vbel, so wil ich euch den mut geben, das jr noch dazu lachen solt, vnd sol euch die marter nicht so gros sein, der Teufel nicht so böse, wenn jr auch auff fewrigen Kolen gienget, so sols euch düncken, als gienget jr auff Rosen. Ich wil euch das hertz geben, das jr lachen solt, wenn der Türck, Bapst, Keiser etc. auffs aller grewlichst zürnen vnd toben. Allein kompt zu mir, Habt jr beschwerung, tod oder marter, so Bapst, Türck, Keiser euch angreifft, erschreckt nicht, Es sol euch nicht schwer zu tragen, sondern leicht vnd sanfft werden, Denn ich gebe den Geist, das solche last (so der Welt vntreglich were) euch eine leichte Bürde wird.

Denn es heist als denn, so jr vmb meinen willen leidet, Mein Joch, vnd meine last, die ich euch mit gnaden aufflege, das jr wisset, das Gott vnd Mir, solch ewer leiden wolgefellet, vnd ich selbs auch helffe tragen, dazu krafft vnd stercke gebe, wie auch der 31. Psalm sagt, Seid getrost vnd vnuerzagt, alle die jr des Herrn harret, das ist, die jr vmb seinet willen leidet, ewer eigen vnglück, Sünde, Tod, vnd was euch der Teufel vnd Welt dazu anlegt, Lassets alles an euch lauffen vnd stürmen, bleibt nur jr getrost vnd vnuerzagt mit ewerm harren vnd warten des Herrn, durch den Glauben, So habt jr schon gewonnen, vnd seid dem Tod entlauffen, dem Teufel vnd der Welt weit vberlegen.

Sihe, das heist nu die Weisen der Welt verworffen, auff das wir lernen nicht selbs weise vns dünncken lassen, vnd alle hohe Personen aus den augen setzen, vnd schlecht die augen zugethan, an Christi wort vns halten, vnd zu jm komen, wie er vns auffs freundlichst locket, vnd sagen, Du bist allein mein lieber Herr vnd Meister, ich bin dein Schüler. Das vnd viel mehr were von diesem Euangelio weiter zu sagen, Aber ich bin zu schwach, Wir wollens hiebey bleiben lassen.

Der liebe Gott gebe Gnad, das wir sein tewres Wort mit dancksagung annemen, im erkenntnis, Glauben, seines Sons vnsers Herrn Iheſu Christi zunemen vnd wachsen, vnd im Bekenntnis seines seligen Worts beständiglich bleiben bis ans ende, Amen.

ULRICH VON HUTTEN.

KLAGSCHRIFT AN ALLE STÄNDE DEUTSCHER NATION.

Ein Clagſchrift des Hochberuomten vnd Eernueſten herrn Vlrichs von Hutten gekrœneten Poeten vnd Orator an alle ſtend Deütſcher nation, Wie vnformlicher weiſe vnd gantz geſchwind, vnerſuocht oder erfordert einiges rechtens. Er mit eignem tyranniſchem gewalt, von den Romaniſten, an leib, eer, vnd guot, beſchwert und benœtiget werde. Ein groſſes dingk iſt die warheit, vnd ſtarck über alle. iij. Eſdræ. iiij. *Neun ungezählte Blätter in 4° ohne Angabe des Druckortes.*

(A ij vw.) ALlen vnd yeden teütſcher Nation, fürſten, herren. Edelleüten: Burgern, vnd gemeinen, was ſtands oder weſens die ſeint, Embeüt ich Vlrich von Hutten Poet vnd Orator: meine vnderthenige ſchuldige willig vnnd früntlich dienſt zuouor. ¶ Gnædigen günſtigen lieben Herren vnd freünd, Als ich verſchiner zeyt, auß lieb vnd zuoneigung der Chriſtenlichen warheit, auch wolmeinung vnſers vatterlands teütſcher Nation, etliche ding, die zuo verhalten weder Chriſtlich, noch meiner gepür geacht ſchrifftlich angezeigt, vnd durch den truck außgegoſſen hate, Næmlich von dem übermæſſigen vnzimlichen, des Bapſts gewalt, von dem verkerten ſtand der Statt Rom, von wollüſtigem vnordenlichem überfluß, vnd vnerſætlichem geitz der geiſtlichen, von der Simoneiſchen ketzerey, vnd vnfromkeit der Curtiſanen in gemein von denen, die wiewol Geiſtlich genennet ſein wöllen, doch gar nit dem geiſt, ſonder fleiſchlichem weſen nach leben, vnnd mit aller begir nach wolluſt des leibs trachten, auch von Conſtitution vnd geſætzen der Bæpſt, die ſie ye mer vnd mer fürnemen, Von dem tyranniſchen gewalt der Bullen, ſo tæglich hie vmher regiert, vnd dergleichen ander dingen, durch welche die Criſtenliche warheit, vilfaltigklichen, vnd gleich vnauffhœrlich abgezogen, teütſch land aufs ſchedlichſt vnd ſchmeelichſt beſchwert vnd vndertruckt wirt, vnd die ding ſo klærlich vor augen waren, das ſie niemant widerſprechen, ſo gar vnbillich, das ſie keines wegs entſchuldiget, noch vertedingt werden möchten, auch als ich die durch geſchrifft offenbaret, nit allein mich keyner übelthat ſchuldig wüſte, darumb ich ſtraff zuo gewarten hette, ſonder auch der maſſen verdienet erkante *(A ij rw.)* dardurch jch billich belonung zuo vorhoffen gehapt als der vormanung gæb follycher dyng, die Criſtenlycher ler gemeß, mir nit minder gepürlich, dan dem glauben beyſtendig, vnd gemeynem nuotz nottürfftig, dann ye das meyn vornemen geweſt, wie jch durch guettige ermanung, vorſchaffen möcht, do mit die ſelbigen geyſtlichen doch zum leſten, ſich zuo beſſerung erinerten, vff das ſye gemeinem Criſtlichem volck, zuo jrer vorvolgung nitt zuo vyel vrſach gæben, vnnd jch aber auß erbarem gemuet, lauterem gewiſſen, Criſtenlichem glauben vnd guotter hoffnung diſes angefangen, hab jch als bald eyn ſollich bewegung etzlycher menſchen wider mich befunden, als hette jch mich neüwerung, oder vmbkerung eynes gemeynen Standß vnterfangen dann man mir mit emßfigklicher gramſchafft grauſamlichem trauwen, mit ſer heff-

tigem schrecken, vnd gegenwürtiger farhe begegnet ist, als sölt man mych mit bapstlichem bann verthammen, oder in gefengnuoß legen, oder aber öffentlichen vmb bringen. Jch byn Auch gewarnet, der keines zuo förchten, sonder man gedenck mich heimlich mit wossen oder gifft zuo ermorden. Vnd ist gemeinlich aller achtung gewesen, Jch werde, es geschehe gleych jn welcher gestalt es wöll abgetilget, vnnd von leüten gethan, Es haben auch etliche sych hœren lassen, Sy wissen mer dan sye offenbaren gedörffen. So bin ich von Rom außher vorstendiget vnnd bericht, durch wes stifftung vnd emsiges anhalten, solliche radtschlæge vber mich geschehen. Vnnd als Jch nach dem jn Brabant gezogen, do selbst etliche tag am hofe deß großmächtigsten vnsers aller gnædigsten herren künig Carolus, meyner geschäfft halben vorharrete, Ist mir von guotten fründen, vnd bekanten, so jch deß ortes hab, hefftige warnung geschehen (*A iij rw.*), mich bald, wöll ich meyn leben behalten, von dannen zuo machen. Dan zuo vorderst an dem ort werde mir vff das geschwindest nach getrachtet, also das ich nit anderß, dann mit eylender flucht entgehen mœge. ¶ Als mir das vœrkommen, hab ich erstlich, jn betrachtung vnd anschen meyner vnschuldt, die sachen leycht geacht. Als mir aber bald darnach solche ding nit einer oder zwen, sonder mer vnnd vil zuo erkennen gehen, hab jch mich bedacht, die sach nitt lenger zuo verachten, vnd eylentes von dannen verruckt ¶ Jch sag nitt, wer myr der massen noch gestalt oder getracht hab, oder das es in der warheyt also geschehen. Sonder sag ich, gutte fründt haben mich gewarnet, mir werde nach meynem leben getracht, vnd ietzu sey jch nitt weyt von meinem end. Do jch nun als der vnwissend fleissigklich gefragt, von wem jch oben angezeygete farhe zuo gewarten, ist mir gesagt, jch hab mich vor denen, so des bapstes geschäften hie auffen pflegen, vnd einem yeden Curtisanen, er sey wer er wölle zuo hueten ¶ Das aber gedachte warnung, nitt on grüntlich wissen der sachen geschehen, hat sich bald darnach bewisen. Dann als jch den Rhein wider auff gezogen, seynd mir etliche von Rom kommend begegnet, dye offentlich gesagt, es sey zuo Rom bey allen das geschrey Leo der Bapst sey vnuersuonlich vber mich erzörnet, hab auch bestalt, mich vff das aller härtest vnnd geschwindest zuo veruolgen. Vnd do jch gen mentz kommen haben mich gutte freünd vnd günder mit frolocken entpfangen, sich meyner zuekuonfft vast gefreüdt vnd etliche sich nit wenig, das jch noch lebte vorwundert. Dann sy angezeyget, jst auch das gemeyne geruecht gewest, man stelle mir der massen nach, das ich dem bad nit wol entgeen werde. Der halben sy auch eyn (*A iij rw.*) zeitlang an meinem leben verzagt gewest, förchtend es wer schon vmb mich geschehen. On not ist vff diß mol zuo vorzelen, was ich doselbst weyter erfaren, Do ich wider gen Franckfurt kommen, seind mir briefe vnd botten von guoten fründen zuogeschickt, auch etliche selbs zuo mir gereiset, anzeigend, wie yetzo der Bapst mit briefen vnd botschafften, von etlichen teütschen fürsten fordere, etlichen auch zuo denen er irer pflicht nach, fuge hab, gebotten, mich jm gefangen gen Rom zuo überantwurten, vnd zuo voran, hab er sollichs mit einem von den grœsten, den er meinte, sol das am basten zuo thuon haben, gantz ernstlich verschafft, mit angehenckter trawung, wo das nit von jm geschæch, jn fürter mer, nit vor einen freünd zuo halten, sonder seine huld von jm zuo wenden. So bald nuo solliche mer außgebrochen, ist ein grosser schrecken in die, so mir vor mit gunst vnd lieb verwandt, gefallen, vnd haben sich

etliche von den kleinmuetigen vnd erſchrockenen, als bald mein entſchlagen vnd geeüffert. Es iſt aber yetzo gemelts geruecht noch kaum erkant geweſt, hat man mir noch weiter auß niderlandt, zuo wiſſen gethon, Wie einer des Bapſts geſchickten, yetzo bey Rœmiſcher K. M. auß beuelch mich allenthalben im reich anzuogreiffen, gewalt zuo bekommen, ſich groſſes fleiß bearbeyte, vnd alſo brachium ſeculare, das iſt den weltlichen gewalt, nach zuo eruolgen. Diſen vnd dergleichen erſchröcklichen vermanungen vnd geſchichten nach, ſeitmal ich offenlich ſieh, was ich vorhien nit glaubt hette, von jn gedacht werden ſolle, yetzo nuon zuo der that kommen, vnd wiewol ich bißher der maſſen gehandelt, das mein fürnemen zuo gemeinem nutz, wolfart des vatterlands, auch zuo aller erberkeit, rechtem glau(*A 4. vw.*)ben vnd der waren geiſtlicheit, nit wenig gedienet habenn möchte, darumb das auch nit allein niemands gezym zuo ſchelten, ſonder von nœten, durch yderman ſo der warheit pflegen wöllen, bezeugt vnd gelobt werden mueſſe. Vnd ich doch vmb groeſſe willen der farhe, ſo mit gewalt vnd heimlich wider mich gericht (dann ich mich offenlich, vnd durch recht noch ietzo nit zuoförchten hab oder weis) nuon hinfür in fürſtlichen hœfen, nit ſtat hab noch meinen herren vnd freünden dienen, vnd (die ſum daruon zuo reden) das ich mich (auß ſcheuung der Curtiſanen, deren an allen orten vil ſeind, die auch gifft vnd eiſen haben, vnd on zweifel in alle weg dem bapſt dienen werden) alles offenlichen gebrauchs entſchlagen muoß, vnd das ſelbig doch nit auß verſchuldung einiges irtumbs, ich geſchweig der miſſethat ſonder auß gewalt dero, die in irem mißleben nit leiden mœgen, die warheyt von jnen außgegeben werden, ſo wil ich der ſelbigen leüte gewalt vnd macht entwychen, auß den hœfen, auß gemeinen verſamlungen, auß den ſtetten, vnd offentlichem wandelen. Aber der maſſen will ich wychen, das ich doch mitler zeyt nit von bezeügung der warheit (zuo welcher alle ding gezogen werden ſollen) noch auch von beſchirmung freiheit des vaterlands (deßhalbe ich auch den tod nit förchten ſol) jmer abtrete. Das ich dann zuetuon vor langem mit allem vermœgen vnderſtanden, hab es aber mit fröntlichen vermanungen dohien nit bringen mœgen, das die ding, ſo götlicher warheit vnd freyheit des vatterlands entgegen ſein, ſich in der guetlicheit vnd fridlich wölten änderen, ſonder werde zuoletſt dohien genœtiget, das ich nit allein, nach leuten muoß dencken, die mir die warheit hanthaben, vnd freyheit des vaterlands vorfechten helffen, ſondern auch anrueffen, die mich bey meinem leib vnd leben behalten. Hierumb der ich vor mit gantzem fleiß betrachtet habe, wie ich leüt (*A 4. rw.*) bewegte, dye der Criſtenlichen warheyt (die vnter ſo vil vortruckern not leydt) zuo hilff kœmen, vnd der ſelbigenn die miſſarbe, do mitt ſie lange zeyt hær nit on merckliche ſchmach vnnd nachteyl vnßers glaubens verplendt geweſt, abwüſcheten, vnd das joch ſo etwan von Chriſto vnßerm herren ſanfft vnd leydlich auffgelegt, ietzo von den angezeygten gottes widerwertigen, mit groſſer bitterkeyt beſchwerlich vnd vntrœglich gemacht iſt, abwörfen, vnd auffchluogen, den ſchnœden vnd ſchandlichen bezwangk, do mit teutſche Nation vil jar hær durch die Bœpſte betrangt vnd vntertruckt geweſt hinlegten, vnd widerbrœchten die freyhayt, welhe got ſelbs den ſeinen gantz miltieklich dar gegeben, aber gedachte bœpſt, gantz vnfreüntlich vnd freuelich benomen, vngeſtuemlich zerbrochen, vnd nahet gantz auß getilget haben, der ſelbig ich, vmbgeben mit nachtrachtungen, getrieben durch veruolgung, werde gezwungen, vff das ich beym leben bleybe, vnd ſollicher ding lenger

pflegen moege, Jderman vmb hilff rat, vnnd beyſtand an zue ſchreyen. Wo flihe ich aber hin? Oder was hilff bitte ich? Gnædigen herren vnnd gnotten freündt gemeine teütſche Nation, euch fuoch jch ann. Eüch bitte ich, Wolt ir laſſen auß treyben die wol verdieneten? Wolt jr laſſen die vnſchuoltigen mit gewalt peynigen. Das ſey weyt von eüch. Nit laſſet von euch ſagen, das ir gegen eynem beymiſchen vnd landß verwanten nit guettig vnd barmhertzig gefunden, ſo doch alweg die teütſchen, gegen frembden vnd auß lenden, ſich frey vnd milt erzeygt haben? Seyt auch darvor, das nit wo jr mich verlyeſſent, Jch bezwungen wörde außlendiſche hilff zuo ſuochen, vnd frembden beyſtand an zue rüffen. Jch werd mit keinem rechten angefochten, ſonder durch gewalt, vnnd menige (*B j vw.*) meyner wider wertigen vberfallen. Jch werd nit rechtlich oder billicher weiß erſuocht ſonder mit muotwilligem grimm meyner feinde betrangt. Wo iſt redlicheyt vnd tugent der teütſchen? Wo iſt ire ſterck vnnd manheit, dar von alle Nation alle völcker ſingen vnd ſagen? Jr werden teutſchen; beſchirmet alle eynen, dan eyner hat vor vch alle gearbeytet. dan ietzo wær ich inn deß Rœmiſchen biſchoffs genaden vnd gunſt, hette ich nit wöllen vnſerm vatterland zue guot, an gemeinen nuotz wenden, alles das ich mitt ſo groſſer arbeyt, Jn meynem harten vnd ſchwæren wanderen, durch ſo viel bittere gegenfell, vnd widerwertikeyt des glueckes geſucht, vnd erworben hab, dar vmb ich ſo vil nacht gewalt, ſo vil teglicher vnd nächtlicher reyß weyt vnd breit gethan, ſo vil muoge gehapt, ſo vil not erlitten, eyn ſchmælich vnnd verächtlich armuot getragen, viel Jare im Elend vmb gezogen, vil das ſelbig alles in der beſten zeyt, vnd meynen blœenden Jaren. Mich haben aber laide der warheyt, vnd lieb meines vaterlands zuo inen gezogen. Deſter je mer ſolt jr mich gethaner dinſt genieſſen laſſen. Vnd bite, ir wöllet mich frucht meyner arbeyt enpfahen laſſen, alleyn darumb, das ir geſehen werd meyn fleyß vnd dinſt erkandt habenn. So iſt ie erbärmlich zuo hœren, das ich, wie wol mich noch nymants beklagt, nymants vberzeüget hat, vor keinen richter gefordert bin, vnnd mir nye keine miſſetat auff gelegt iſt, allein zuo peinlicher ſtraff gezogen, vnd vnerfordert einiges rechtens zuo dem tot geheyſchen werde vnd wil euch nymer fuogen, mich vnuörhœrt, on antwort, vnd ſonder vrteyl ertœten laſſen, ich geſchweyg, das, wie wol doch in teutſchen landen gericht vnd recht iſt, die vbeltat as die jch oder (*B j rw.*) ein ander betriben hette, zuo ſtraffen, vnd ich kein recht nie geflogen bin, über das alles, zuo ſpott vnd verachtung diſer Nation, bey einer frembden œberkeit hien gericht werden ſolt. Hierumb noch, wie allwegen vor mein beger vnnd bitt an eüch, Wo yemant meines ſchreibens oder thuons beſchwerde trueg, vnd mich deſhalben klagens nit erlaſſen möchte, ir wolt verſchaffen mich von dem ſelbigen vor meinem natürlichen, einigen vnd vnſer aller herren R. K. Mt. vorgenommen, vnd nit alſo mit gewalt vnd on recht verkürtzt werden, zuouor an vmb des willen, das nit meine feind, ob ſie mich, do gott vor ſey, irem willen vnd fürnemen nach, vmbræchten, übelthat oder laſter nach meynem tod vff mich ertichten. Vnd ob ir meinenthalben nichts thuon oder laſſen, ſo wölt doch meines geſchlechtes, oder freüntſchafft hirinn verſchonen, das nit den ſelbigen diſe mackel vnd befleckung werde angehangen. Das bitten euch zuogleich mit mir: vnderthænigclich flehend mein armen alten Vatter vnd Muotter, meine iungen betruebten Brueder, alles mein geſchlecht vnd früntſchafft, ein groſſe ſchar der jhenen, die mir eeren vnd guots günnen, vil gelerter leüt,

vil edler Ritter vnd knecht. So ermane ich euch weiter, hab ich ye durch meine ſchrifft, gemeiner teütſchen Nation lob geſchafft, ir wölt euch doch auch mein geruecht benolhen laſſen ſein. Hab ich ye vnſers vatterlands preiß gewürcket, ir wöllent eüch doch über mein anfechten erbarmen. Hab ich ye eüwere eer geweitert, ſo wöllent doch yetz mein heil nit verlaſſen. Solt ich von euch abgetrennet vnd geriſſen werden! von diſer erden, die mich in meiner geburt empfangen, Auß dem lufft, der mich erneret, von diſen leüten, deren ich ſo gar freüntlich gewonet hab! mein vätterlich (*B ij vw.*) wonung verlaſſen! die heimiſchen herdtſtatt vnd altar, vnnd nit der geſtalt, das ich ins ellend gehe, do ſelbſt armſeligklich zuo leben, ſonder zuo einer grawſamen marter, ſchantlich aldo zuo ſterben, abgenommen vnd verruckt werde, Helfft alle frommen teütſchen. Erhaltet den betrangten vnd genœtigten, vnd laßt nit binden mich, der die Bœpſtlichen bande hab von euch ziehen wöllen. Ob ſchon meiner feinden vnzimlicher gewalt, von etwo vil jaren her in einen groſſen mißbrauch iſt kommen, das laſſet mir doch nit an meinem leben ſchaden. Jch ermane euch meines dienſtes. der vilcicht eines lones wert, meiner woltat vmb die ich widergeltung zuouerhoffen. entſchätzt mich (der, wo ſtræflich erkant wær, billich vnder euch ſolt geſtraft werden) gegen eim vßlendigen macht, als lands leüt als die vmb deren willen ich etwas gethon hab, wider einen vngebürlichen, vnformlichen, muotwillen vnnd gewaltſamm. Dann mir ye billicher ſolt gebüren, hilff vnd rettung vmb eüch zuo erwerben, dann meinen widerwertigen mich zuo ertœten gezimen. Wie billich mag dann geacht werden, das, wie wol ich nie keines lafters, keiner ſchand oder übelthat geſchuldiget, vnd ich kein vneer oder lafter (eu ruom zuo reden) von mir weiß, dannoch mir (als ich gewarnet) mit gifft nach geſtalt, mit waffen vnd geweer zuogeſetzt wirt! vnd forderen mich gen Rom, vff das deren hertzen mit gramſchafft gegen mir erhitziget, iren augen einen luſt ſchaffen mœgen. Iſt yemant alſo vnbarmhertzig, alſo mit demant verhertet, das jn diſes mein truebſal nit zuo weinen bewegt, O allmechtiger gott, der alle ding ſichſt, wölſt deine rechtuertigen augen, über diſen iamer wenden. Vnd ir teütſchen wolt mich, ewern landßman, vnd den vnſchuldigen vorfechten (*B ij rw.*) alle vmb eins willen kriegende, ſeitmol auch diſe ſach uch all in gemein antrift, dann iſt nit in guotem ſchein, was nachurteil auß meiner verdamung volgen mœgen hierumb verhuetet, das diſes beiſpil nit weyter bey vch iuwurtzele. Jr habt ab meiner verderbung ſarhe zuo gewarten, vnd auß meinem tod volget ewer gefencknüß. Thuot auff eüwere augen, vnd erkennet, wo ir ſeyt, vnd wohien ir gefuert werden. Man ſchuldigt mich nit, das ich übel gelebt, ſunder duncket mich, vmb das ich wolgemeinet, zuo ſtraffen. jch werd nit als hette ich einen menſchen geletzet vorgenommen, ſonder vmb das ich vil verletzten zuehilff kommen, an die marter vnd den tod gezogen. Niemant clagt über Hutten, das er jemant mit gewalt begegnet ſey, ſonder kumpt jm zuo ſchaden, das er der vergwaltlichten warheit zuohilff kommen. ſo darff man mir nit die ſchuld geben, das ich ein nüwes fewr hab anzinden wöllen, ſunder iſt war, vnd mag mir für ein wolthat gerechnet werden, das ich den weit vmb ſich brennenden flammen des Leoniſchen geytzes, der ſich ye lenger ye mer yetzt zuo gemeiner verderbung außbreitet, hab zuo beſehen vnderſtanden. Mir wirt kein mißhandlung zuegemeſſen, ſonder muoß der erberheit entgelten, kein frummer iſt mir abgünſtig, ſonder haſſen mich die boſen. O traw, glaub, vnd redlicheit

aller Teütſchen, verhengent nit das mit gewalt überwinden, die mit recht nit haben wüllen fechten. Laſſent mich die nit vndertrucken, denen ich, vff das ſie euch alle nit vndertruckten, mich entgegen geſetzt, vnd in ſerlicheit ergeben hab. Vnd das ich euch weyter nichts ermane, ſo laſſet mich doch, das vor keynem nie verſagt, vmb euch erwerben, das ich, ob mich yemant beſag, zuo verhær vnd antwurt kommen (*B iij vw.*) mege. Es iſt ein alte gewonheit, vnd tieff in der teütſchen gebrauch erwachſen, vnbeſchuldigte, vnuerantwurt, vnd on vrteil, keinen menſchen auch von den minſten zuo dœten, oder auch vff andere weiß zuo ſtraffen, eynem yeden wirt gericht geſeſſen, vnd vrteil erkennt. Nit wegeret mir, das man einem ſewhirten vergunt, das allen armen knechten widerfaren mag. On zweifel, mag ich vor einem gebürlichen richter zuo antwurt kommen, ich werd überwinden. Sol ich aber mit gewalt vnd macht kriegen, ſo bin ich vil beſſer nit, dann ir mich haben wolt, wiewol ich der (wo eüwer hilff gewiß) on forcht bin, werd dannocht nit, ob ich ſchon von euch verlaſſen, in farhe geſetzt, auß vertruwen meines gewiſſens, vorzagen, dann ich hoffe zuo gott, vnd er wirt mich erlœſen. vff das nit als ein grimmiger leo mein ſeel verzucke wo nit yemant ſein würde der mich rettet. Mich haben vmbgeben vil hunde, vnd der radt bœßwilliger leüt, hat mich belegert. Sie warten vff meine ſeel, als ein leo bereit zuo dem raub. Aber got wirt abwenden alles übel zuo meinen feinden, vnd in ſeiner götlichen warheyt, wirt er ſie zerſtrewen. Dann er wirt mich erlœſen auß den ſtricken der iagenden Curtiſanen, vnd von dem ſcharffen wort, des bapſtes Leonis. Der ſelbig wiet yetzo über mich, vnd durch brennende anreitzung ſeiner begir, wirt er vngeſtümmigklich gegen mir gehetzt vnd getriben. Iſt aber ſo weyt von hinn, das ich villeicht ſeinet halben in ſicherheit wær. Hierumb mir diſer zeit allein von den Curtiſanen, vnd andern des Bapſtes anhenger, im teütſchen land, farhe zuoſtat. die ſelbigen (als ich guot wiſſen hab) nit nach laſſen, ſonder auß ſchmertzen irer durch mich angefochten vnd verhinderten practicken, ſuo(*B iij rw.*)chen ſie weg, mich zuo veruolgen. Wie wol nuon on zweifel irem bœſen leben nach, gott ſelbs über ſie erzörnet iſt, ſo wil doch auch gebüren, ſie meinenthalben anred vnd rach nit zuo erlaſſen. Dann durch die hende der ſeinen ſtrafft gott die übelthæter. Vormals haben ſie teutſch Nation erbermlich vmbgetriben. yetzo dencken ſie, alle die ire heimlicheit offenbaret haben, zuo verderben. Wolten das die teutſchen leiden: Solt nit irem ſo hochfertigen muotwillen entgegen gedacht werden: Vnd das ir recht verſtandt haben wer mich veruolge, vnd mir nachſtelle: das ſeind die vrſacher ſtiffter vnd handler aller der ding, die, wo von mir in meinen buechern vnd geſchrifften nit geſtrafft vnd geſcholten weren, möcht ich ſonder anfechten vnd entgeltnüß bleiben, hete ich ſie aber gelobt, wer ich ſelig gemacht. Diſe keren allen fleiß an, geben hilf radt, fürſchub vnnd fürdernüß dar zuo, das teütſch landt ye mer vnd mer, von den Romaniſten beraubet vnd geſchunden werde. Jch meine die vntrewen Curtiſanen; die verfluchten Symoneiſchen ketzer, die ein verhaßte, ſchandtliche, läſterige practick in gebrauch haben bracht, darauß gott geſchmæcht vnd verſpottet, die warheyt verblendt, teütſch Nation nit allein durch abnemung vnd beraubung ires geldes vnd zeitlicher gueter beſchædigt, ſonder auch durch bœß exempel vnd beiſpil, ſo ſie von Rom herauß bringen, an gemeinen ſitten verkert vnd geergert wirt. Dann ſeitmal ſie als diener, außrichter, vnd ſchaffner des Bapſts jm zuo dem vnbillichen über-

ſchwencklichen gewalt, dar zuo er an ir fürſchub nie kommen wær, verholffen, haben ſie allen bœſen hendlen vnd weſen vrſach geben. Durch diſer fleiß regiert der aberglaub, vnd bleibt die wore gottes eer außgeſchloſſen (*B iiij vw.*) Durch diſe ſeind die bæpſt dohien behertziget worden das ſie die warhafftig euangeliſchen geſchrifft, des merteils vertruckt, vnd etliche geſetz allein zuo irem gewinn vnd eigen nutz beſchriben haben. Diſe ætzen den Rœmiſchen geltſchlundt, vnd ſpeiſen den vnerſättlichen geitzworm, der hie vnſere væterlichen gueter verſchlindt, vnd von dorther widerumb von jm ſpeyet zerſtœrung guoter ſitten. Diſe haben es dohin bracht, das vns die Bæpſt einen ſtrick angelegt, den wir (ſie werden dann außgereütet) nimmer auffknüpffen mœgen, Diſes ſeind die bœſen anreitzer, zuo ſchaden des vatterlands geboren. diß ſeind des Rœmiſchen tiſches weidleüt, die für vnd für der ſelbigen freſſerey zuo jagen. Vnd nit minder iagen ſie zuonil, dann auch Rom ſolcher ding vnerſätlich iſt. Hierumb thuond auff ewere augen ir teutſchen, vnd ſecht wer euch hie herzuh, vnd in fremden landen zuo nachred bringe von wem ir am meinſten ſchaden, nachtheil, vnd ewers ſtadts ergernüß habt. Nempt war der ſchalckhafftigen aplaßkremer der ſchedlichen kauffleüt, die eüch gratien, diſpenſation abſolution, vnd allerley bullen zuom marckt bringen, Die treiben kauffmanſchatz, mit geiſtlichen vnd heiligen dingen, in der kirchen gottes, darauß er etwan trib vnd ſchluog, die doch nuor ſchnœde vnd weltliche war kaufften vnd verkaufften. Diß ſeind die kunſtreichen werckmeiſter aller bœſer fünd, die liſtigen vnd geſcheiden ſtiffter alles betrugs, von denen herkumpt vertruckung vnd geſeckenüß diſes lands. Solche haben mich in verhindernüß bracht, vnruewig, vnd leidig gemacht, in farbe vnd not geſetzt, vmb keiner anderen vrſach willen, dann das ich ire kunſt außgeben, ire ſchand entblœſſet, irer raubery zuo gegen geweſt: irer vnbarmhertzigen ſchinderey verhindernüß gethon. (*B iiij rw.*) Vnd villeicht durch mich nit wenig irem gewinn entzogen, dem rechten waren Chriſten glauben etwas zuogangen. Allweg hab ich vfruor vermitten, vnd nit wöllen des gemeinen volcks entbœrung vrſach geben, vnd das ir mercket, das mein meinung nie geweſt. vmbkehrung des geiſtlichen ſtands zuo erwecken, ſo hab ich bißher, was des ſelbigen mißleben vnd vngeber antrifft, in latin geſchriben, als jn heimlich ire gebrechen anzeigend. Dann wiewol ich das zuothuon guote fuog: vnd mer dann gnuogſame vrſach gehabt, ſo wolt ich doch diſe ding dem gemeinen hauffen noch nit offenbaren. Dieweil ich aber yetzo ſich, das ſie durch keine guetige vermanung ſich bekeren wöllen, ſonder gegen bruederlicher getrüwer vermanung, mördery vnd außtilgung wenden, ſo will ich dannoch auch alſo, nichtz ärgers gegen jnen fürnemen, ſonder wie ich auch yetz von jn, vmb das ſie mir gewalt vnnd vnrecht thuon clagen, ewer gnaden vnd gunſt hilff bewerben, vnd beiſtand anrueffen, nit das ir ſie verderbet, ſonder das ich durch eüch vor jnen mœg enthalten werden. Dann wiewol ſie mir ſo manigfeltig, vnd offt vrſach gegeben, will ich doch auch noch nit, das ſie vmb ire miſſethat geſtrafft werden, ſonder des jnen geweret, follichs hienfür gegen mir oder jemants fürzuonemen radten vnd weiſen. welchs der billicheit zuo achten, das ob ich ſchon nit vmb euch begerte, ſolt es die ſache auß ir ſelbs von euch erlangen. Vnd zweifel nit, das wo ir die ſelbig alſo zuehertzen nemmet, als ſie euch ſcheinbarlich vor augen iſt, mir hernach euch vmb hilff anzuo ſuechen, nicht von nœten ſein werden. Des ich mich auch auff diß mal meiner yetzgehapten bitte

vnnd begierde, vnnd der sachen billicheit nach, zuo eüweren treüwen genaden vnnd günsten (*B s. vw.*) als vnabwendtlichen anhengern der Euangelischen warheyt, liebhaber götlicher gerechtikeit, beschirmer deß vaterlandß gemeiner freiheit, vnd vorvolger alles vnrechts, schanden, vnd laster, versich vnd getræste. Vnd wil das also von eüch beschehen, alzeit vnterthænigklich vnd freintlich, mit allem meynem vermogen wider zuo verthienen, willig vnd gefliffen seyn. Geben vnter meynem an gebornen Insigel vff Sanct Michaels des ertz engels obent Im jor nach Crist gebuort M cccc vnd xx.

(*B s. vw.*) SEitmal ich auch verstanden hab, wie das etliche mir zuo nachteil, meine buecher vnd geschrifft, bey den vnuerstendigen übel außlegen, vnd anders, dann die an jn selbs verstanden werden mægen, verteütschen, domit ich mich dann bey yederman alles verdachts erledige, vnd auch gemeinem mann, wie billich oder vnbillich ich gehandelt, vnd ob ich dem Bapst oder seinen Romanisten ye vrsach geben hab, mich oben angezeigter weiß zuovervolgen, erhentlich sey, so habe ich mir fürgenommen, Alle meine Buecher, die ich bißher in latin geschriben, vnd drucken hab lassen, darinnen dann (als ich nuon erst sich) dem Bapst seines gefallens nit von mir gelebt, in teutsche sprach, so best ich jmer mag, vnd sich das schicken will, zuo transferieren vnd auß legen. Dann ich gantz kein abschew trage, sonder beger von hertzen das yderman wissen hab, welches die braut sey, darumb man mir tantzen zuogemuot. So zweifel ich nit, wo die selbige meine gschrift ins teütsch kommen (als dann ob gott will, bald geschehen sol) man werd erfinden, das ich anders nit, dann erbarlich, eerlich, vnd als eim frummen vom Adel nit vngebürlich geschriben. Das hab ich meiner notdurfft nach zuonor anzeigen vnd verkünden wöllen.

Vlrich von Hutten, qui supra.

DAS ERSTE FIEBER.

Gespræch buechlin herr Vlrichs von Hutten. Feber das Erst. Feber das Ander. Vadiscus. *oder die* Rœmische dreyfaltigkeit. Die Anschawenden *90 ungezählte Blätter in 4° ohne Angabe des Druckortes. Die Vorrede an Franz von Sickingen vom J. 1521.*

---

b vw.) Gespræch buechlin her Vlrichs von Hutten das erst Feber genant. Vnterreder Hutten, vnd das Feber.

Hutten. GIngestu hinweg, wer mir vil lieber, wölchen dich so muegsamen gast, ich doch des ersten tags bett sollen auß treyben. Hœrstu nit? gee hinweg, fluchs. heb dich. Feb. Es wer aber doch deiner guetygkeit gemæß, so du auch sunst der Teütschen gebrauch nach herkommen, das so du mich außtreybst, doch nur in ein ander herberg weysest. wie wol ich dich aber mals bit, mag es gesein, das du mich (die weyl ich nit weiß wa auß) doch diesen winter nit auß iagest. H. Ich sag dir erstlich, gee hinweg. Darnach als du mich bittest der herberg halben, siehstu dort jhene pforten? daselbst hinauß gehstu recht. F. Lieber so fner mich doch ettwa zuo einem der nach lustigem guotem leben tracht, der mächtig reich sey, der pferd, vil diener, nach genger, ein groß gesind, hüpsche kleyder, lüstig gärten vnd bæder habe. H. Zuo dem ich dich fuere ist selbs hye ein gast, aber jm mangelt solcher ding nit, gebraucht sich auch

der. Vnd ſich dort jhens hauß, dorin helt ſich der Cardinal ſant Sixten, mit einem groſſen hoffegeſind, iſt von Rom herauß kummen, das er gelt von vns teütſchen auffbring, darmit die Rœmer ein weyl zuo zeren haben (ich glaub) wider den Türcken, über den ſye abermals *(b rw.)* mit groſſem gebreng ein hertzug fürnemmen. dann es findt gar erfaren geuebt kriegßleüt, vnd an das ein volck das dir gemeynlich vnderwürffig iſt. Hœr mich, vnnd nim dir dieſen für, du würdſt in dort gebogen ruhen finden, in einem ſcharlachen talar, hinder vil vmbhangen. Er yſſet nuor auß ſilber, trincket auß gold, aber ſo ſchleckhafftig, das er nit wil das inn teütſchen landen leüt ſeyen die des geſchmacks verſtandt habenn. Er veracht auch die hiygen feldthuener vnd kramatßvœgel, ſpricht ſye ſeyen den wæliſchen im geſchmack vnd ſunſt gantz vngleich. So widerſteht im vnſer wiltpret. ſagt das brot vnſchmackhafft ſein. vnnd wann er dieſes weyns trinckt, ſo geen jm die augen über, vnd ſchreyet als dann. O Italia, O Italia den guoten wälſchen Curß anruffend. vnd zuouorderſt vmb der vrſach willen, nennet er vns grob vyeſch vnd truncken leüt. Sagt auch, er hab in vier Monaten ſein geluſt nit künnen bueſſen, dweyl er guot ſchlecklin, vnd rechtfafftige bißlin hye nit bekummen mœge. F. Solchs liedlin ſingeſtu einer tauben. H. Wie? gefelt er dir dann nit zuo einem wirt? Nu wen möchteſtu doch ein grœſſern fürſten hye finden, gegen dem man mer gebreng, verneygens, vnd bückens braucht? Oder meinſtu das er des Febers nit würdig ſey? F. Ia, auch des Podagrams. H. Nuo war vmb gfelt er dir dann nit? F. Da iſt er mager, dürr, ſchwanck als ein bintz, hat keinen ſafft hinder im, er henckt den kopff iſt etwann ein münich vnd keßiæger geweſen, yetzo ein newer Cardinal, ſunſt in andern dingen alt, er darff wol drey heller zuo eim mal verbraſſenn. Des koch ich offt, ein halb vntz fleiſch vom marckt heim ſich tragen. H. Ey, du verkereſt alle ding. Ich ſag dir es iſt der groß geachteſt, der aller erwirdigſt, der von der ſeyten, den man nennet a latere zuo welchem man redt, Ewer heilicheit vnd gnad, *(b ij vw.)* ewer vätterlicheit, ewer fürſtlich miltigkeit. von dem nit zuo glauben. das er nit koſtlich oder wol leben ſolt. dweyl er doch die Teütſchen nit reychlich oder zierlich gnuog achtet. F. Wie er für ſich ſelbſt lebe ſtreit ich nit. Aber wie wolt er mich wol halten, der all die ſeinen übel ſpeyſet vnd kleydet? Dann als ich iüngſt vor ſeiner thür klopfet, vnd ein tag oder etliche herberg begerte, grayn mich der thorwart an ſagend, hœreſtu nit das gepölder? Ia ich hœr es wol, ſprach ich. Dann ich hœrt ein geklöpff gleich als ob man etwas haben wölt. Do ſprach der *pfortner*. Es hat diße geſtalt, vnſer geſind das yetzuo geeſſen hat, fordert brot. Sprach ich. Wie? brot? gibt man dann ſo kärglich hye in ſpeiß das auch des brots nit guuog dargelegt würdet? Ia ſagt er, eben ſo kerglich. So ſeint auch kein küſſelin, nach pflumfeder, oder einiche weyche war hye in, außgenummen die, da ſich der Cardinal ſelbs auffſtreckt, dorinnen er ſeinen luſt hat. Aber er iſt warlich wider dich gewappent mit vermaledeyung, würt dich in bann thuon, als bald du einen fuoß her inn ſetzeſt. Er iſt ein Legat Bapſt Leonis, vnd ſteet in ſeinem gewalt einen darnach er übels oder guots verdient hette, oder wie es im gefelt, zuo behalten oder zuo verdammen. Das ließ ich mir gnuog geſagt ſein. Vnd im hingeen, hab ich dich wol ein beſſern würt funden. H. So muoſt ich (als merck) bißher auch ſchmæler geeſſen haben, wolt ich dein anders überhaben bliben ſein. Nun wolan, du ſolt mich (ich vorgeß dann mein ſelbs) füro nimer fünden bey den groſſen

herren alſo überflüſſig eſſen. Aber die handtwercker vnd das gmein volck, halt ich, ſeint euch nit für dich. F. onzweiffel. dann zum teil veriagent ſye mich mit hunger. zum teil vertreiben ſye mich weit von jnnen mit harter arbeit. H. Wie, wann ich dich aber zuo der fürſten oder der reichen heuſer fuorte, oder das ich dir auch die groſſen kaüfflеüt vnd die (*b ij rvv.*) Fucker anzeygte? F. Ey nichts. als ich ettwan zuo jn gangen bin, hab ich ſye allweg mit einer ſchar der ärtzt vmbgeben funden, deßhalb iſt bey jnen kein ſtadt fuer mich an ander ortt, des bit ich dich, vmb alter guotthæt willen. H. Durch was guotthæt? was ſagſt du mir da für ein gedicht? Lieber meinſt du das du denen guotthæt beweiſeſt, bey den du herbergſt? F. Ia, vnd dir am meyſten. Iſt es dir vergeſſen, wie ich vor acht iaren dich als lernhafft, gedultig, zame, vnd gots förchtig machte, da ich viertæglich bey dir was, doch nit über ſechs monat lang? H. Ia warlich, da du mich alſo hart plagteſt, vnd ich dein ſo gar vnnæd was das ich anders nit ſchaffen mochte, da laſß ich vleyſſig über den buechern. Aber ich erkenn yetz dein behelff. dann als mich bedunckt zeügſtu dich auff einen deiner beſchirmer, der dich diße red gelernt hat, die du brauchеſt bey denen, die du nit ein genuegen haſt, mit der kranckheit zuo plagen, ſunder ſpeyeſt ſye noch mit ſollichen vnnd dergleichen worten, nympſt dich an, als ob du einen vleiſſig, tugentlich vnnd geſchickt machеſt. Wann nuo das war iſt, das der ſelb dein beſchirmer von dein guotthaten ſchreibt, nemlich welcher vom viertæglichen Feber, ein mal wider geneße, das der dornoch geſunder ſey dann vor ye, warumb haſt du mich dann nit auch geſander darnach gemacht? Aber ich bin die ſelbigenn jar alle nach deinem abſcheiden kranck geweſen, dann mit diſem, dann mit jhenem on vnderlaſſigen gebrechen. F. Das iſt darumb, das mein will noch nit geweſen, dich gar zuo verlaſſen. dann als ich das ſelb mal von dir ſchid, was mein fürſatz, bald widerumb zuo dir zuo kummen. Vnd wil dir eben itzuo geſagt haben, wo du mich nit in ein guot herberg hinfuereſt, bin ich entſchloſſen dich noch nit zuo begeben, (*b iij vw.*) wann du gleich ſeer zürneſt, vnd ſechs oder ſyben gantzer jar (luſt michs anders) bey dir ſein. H. So kan ich doch wol, wie der Cardinal vndertagen vmb drey häller zeren, vnd ein nuechters leben fueren. F. So kan ich dich dargegen wol ſchleckhafft machen vnd anreytzen, das du mancherley vnnd verbotten ding begeren würdeſt. H. So wil ich dir ärtzt übera hals fueren, vnd eben mit ſonderm vertrawen doctor Heinrichen Stromer. F. Ia wol ärtzt, ia wol den Stromer, als ob ich dein weiß nit wüſte. Du wereſt lieber ein gantz iar kranck, ehe du ein mal oder zwey Reubarbarum, Nißwurtz, oder ſunſt einer purgatz nur zwen ſcrupel juſchlundeſt. viel mer fuer den über mich, der ein haber korn in einem harnglaß ſahe, vnd meint der ſelbig kranck hette ein pferde freſſen. H. Da wil ich wol vor ſein, vnd dich nüw zuo andern wirten hinfueren. Vnd dweyl du gern mit ſchleckhafftigen zuothuon haſt, ſo volg mir nach, wir wöllen hin gehen zuo den München, die mit allen dingen fanfft leben. als dann guot anzeygung gibt, das ſye veiſt ſein, vnd wolgemeſter heüte, leben lüſtlich vnd im ſauß. So wonen ſye ſtets in den zellen vnd haben ſelten (das dir dann zuowider wær) zimliche leybs uebung, auch ſauffen ſye wein, vnd eſſen viſch vff das vnmæſigſt. Sich zuo, das iſt eben ein recht herberg für dich. F. Neyn, du bringſt mich mit den worten nit von dir. Dann ſye hæren die alten weyber zuo beycht, vnd lernent vil ſegen, darmit ſye als weit ſye mich ſehen, hinwegk treyben.

H. Wiltu dann zuo den Thuomhern, den der gleich auch nit mangelt, funder überflüſſig haben. allein, das fye zuo zeyten außreyten vnd jagen vmb uebung vnd luſt willen? Ich meyn es ſolt gantz vor dich ſein, dieweyl du doch ſafftig vnnd wolgemeſte be-(*b iij rw.*) gerſt, die da gantz köſtlich eſſen, ſueßlich ruhenn, ſanfftlich mueſſig geben, da darffeſtu nit förchten das ſie ſich vorwaren mit ärtztenyen. Dann ſo fye leben gar on ſorg, zeygen die feigen den artzten die du (ich weiß nit warumb) ſo übel forchſt, bey den Fuckern, ſo doch gemeynlich mer kranck ſeyen, bey welchen die ärtzt wonen, dann die Sachſen, die on ärtzt leben, Wo du ſie aber jhe förchten wilt, ſo nimm war, die von den ich geſagt hab vorachten die ärtzt, über das, ſo ligen fye gemeynlich am rücken, vnd haben ire kurtzweyl im bad, vnd braſſend ſtets, ſitzen da vnder den ſchœnen metzen, offt die gantz nacht, darauß volgt das fye bœße rohe vnd vntewige mægen überkummen. F. Solche fürwar were ein geſchikt volck zuom Feber, vnd auch wol werdt, das ich ine lang beywonte. Ich förcht aber, das vil ander kranckheiten bey den ſelben mir vorkummen ſeyen, bey der weiße die fye fueren. Glaubſtu auch das einer vnder denen noch nit kranck ſey? den nit newlich das Podagram beſeſſen hab, oder der ſtein, die waſſerſuocht, das geſücht, das hüfftwe, oder der nit anſſetzig ſey, oder mit der gelſuocht, dem fallenden ſiechtag, mit dem malfrantzoß, oder ſunſt mit den bœſten geſchweren behafft, als dem krebs, dem wolff, der fiſtel, mit der hals geſchwülſt. oder auß lang herbrachter füllerey vnd trunckenheit, an henden vnd fuoſſen zittere? oder ſich in der feyten klage, oder wie er ſunſt geplaget iſt, deßhalb ich Feber deſtminder ſtat haben mœg? Dann die yetz erzelten, vnd ſunſt andere vnzalbarlich gebrechenn, volgend auch ſo wol als ich der küchen nach, vnd ſuechen warlich die tiſch vnd den praß, haben ein freud bey den feyſten vnd ſchleckhafftigen zuo wonen, zuo der vülle vnd mancherhandt der richt vnd zum ſchlemm (eben wie ich auch thuon) flyeſſent fye hauffend weiß zuo. H. Lieber getraw mir darumb, fye ſindt (*b 4. vw.*) noch nit alle kranck, vnd zuouorderſt der Curtiſan der iüngſt wider von Rom kummen, nach dem er bey einem Cardinal daſelbſt gelernt weyßlich zuo leben, hat er ſich yetz gar mitten inn braß geworffen, vnd lebt gantz über auß frœlich. F. Trinckt er auch weyn? H. Ia, er ſchlucket den. F. würtzet er auch mit pfeffer. zymedrœren, ingber, vnd negelin? H. Gantz geüdiſch. F. Hat er weyche bet, hüpſche tappet, pflumfedern, pfülblin, haubt küſſenn, vnd ſeyden wat? H. Auffs koſtlichſt. F. Iſſet er dann auch fiſch? H. Ia freylich, er ſchluckt fye, aber nuor die beſten vnd tewerſten, ſo helt er auch vil von den ſelthuenern vnd Phaſanen, vnd wann er eins haſen yſſet meint er bald hübſcher dauon zuo werden, in beduncket auch der winter lang ſein, das die Spargen nit zeytig wöllen werden. F. Badet er etwann? H. Vber maß gern vnd offt. F. iſt er nit bey weylen karg? H. nein funder auffs geüdiſcht reychlich. F. behilfft er ſich auch mit den ärtzten? H. Er haſſet die veintlich, vnd ſagt man ſölt fye des teütſchen lands veriagen. F. Geht er auch in beltzen röcken, oder iſt er ſunſt wol gekleydet? H. Ia wol, eben wie einer dauon Martialis ſchreibt Froſt, regen, ſchne er wünſchen thut, Sechshundert ſchauben hatt er guot. F. Ich förcht das er mich nit lang leiden mœge bey dem weſen. H. Da ſich du zuo, dann warumb wolteſtu einen bald vmmbringen, den du wol lang brauchen magſt? F. Eben auß der vrſach, wo er mir zuo vil guetlich thætt. Aber hœrſtu hat er auch *ſpil leüt*? H. Ia, vnnd ſchalcks narren dorzuo. . . .

. . . . . .

F. hat er ein groſſen bauch? H. Er wechſt im ſchon daher. Feber. Wann er mich aber nit annæme wo wolteſtu mich dann hinfueren? H. Dann wil ieß dich vmbfueren. F. So wil ich durchächten. H. So wil ich verachten. F. So erwürg ich dich. H. So beſcheyß ich dich. F. Wer? du mich? H. Ia, ich dich. verlaſſend mich auff hilff des hungers, zimlicher leybs uebung, nüchterkeit, vnd eins harten lebens in allen dingen. F. Nuon hin ich würdt den Curtiſanen verſuochen, darnach wider nach dir dencken. H. Wie du wilt, ich wil mich auß dem ſtaub heben.

Das Feber zuom Curtiſanen.

Herr Curtiſan ich wünſch eüch gruß.
In ewerm hauß iſt überfluß.
Drumb kumm ich eüch zuowonen bey.
Tragt eſſen trincken auff, ſeyd frey.
Doch erſt ein bad man wörmen ſol.
Vnd vnſer dorinn pflegen wol,
Mit reyben, iucken, warm, vnd kalt.
Darauß wir gehn zuom eſſen bald.
Do werd ein ſchœn pancket gemacht.
Mit groſſem koſten, reychem pracht.
Das were biß nach mitternacht.
Do mueſſen vil gerichten ſein,
Fiſch, vœgel, wiltpret, hir vnd weyn.
Kein wurtz man ſpar, noch ſpetzerey.
Schadt nit, ob das ſchon tewer ſey.
Obs ſey geholt auß India,
Gewachſen in Arabia.
Kumm auß der newen Inſel her.
Tragt auff, die ſucker bringens mer.
Mit eſſen drincken ſchafft ein muot.
Mit vollem bauch iſt ſchlaffen guot.
(e vw.) Ob dann ſchon ich bin auch im ſpil,
Hatt wol ſein fug, iſt nit zuo vil.
Ein idas weſen hat ſein zil.
Ich habs gewogt.

ULRICH ZWINGLI.

AUS DER PREDIGT VON CLARHEIT UND GEWÜSSE DES WORTS GOTTES.

Von Clarheit vnnd gewüſſe oder vnbetrogliche des worts gottes, Ein predge von Huldrychen Zuingli gethon vnd beſchriben zuo Zürich. Chriſtus Mat. XI. Kumend zuo mir alle die arbeitend vnd beladen ſind, vnd ich wil üch ruow geben. *29 ungezählte Blätter in 4°. Auf dem letzten* Getruckt zuo Zürich durch Chriſtophorum Froſchouer. *Die Zuſchrift von 1524.*

(C ij vw.)

¶ Von der gwüſſe oder krafft des worts gottes.

DAs wortt gottes iſt ſo gwüß vnnd ſtarck, dass, wie got wil alſo geſchehend alle ding von ſtund an ſo er ſin wort gſpricht, dann es iſt ſo lebendig, ſo krefftig das alle, joch vnvernünfftig ding ſich von ſtundan jm glichförmig machen, oder das ich rechter red, das alle ding, ſy ſyind vernünfftig oder vnuernünfftig von jm geſtaltet geſchickt vnd zwungen werdend nach ſinem fürnemen. Kundſchafft, Gen. j. Vnd hat got geredt, Es werde ein liecht, vnd es iſt ein liecht worden. Sich wie lebendig vnd ſtarck iſt es, dass nit nun gwaltiget alle ding, ſunder ouch uß nüt harfür bringt was

es wil Noch vil me kundſchafften findeſt du da ſelbs die wir hie von kürtze wegen ußlaſſend. Das erdrich iſt gheiſſen gruonen, die waſſer die viſch gbæren vnnd er ziehen, vnd es beſchicht noch hütbytag. So ſtarck iſt es dass ewiklich krefftiget. Item Gen. iiij. hat got zuo dem wyb Eua geſprochen, ich würd din arbeitſælige vilualtigen vnd dine empfencknuſſen, du wirſt mit ſchmertzen dine kind gebæren, vnd wirdſt vnder des mannes gwalt ſin vnnd er würt dich beherſchen. Diß alles dem wyb angeſeyt hangt noch hüt bytag an vnd würt jm nit ab(*C ij rw.*)gon, die wyls den lychnam treyt. Da by redt er ouch zuo Adamen: Verfluecht ſye das erdrich ſo du es arbeiteſt, in arbeit muoſt du die ſpyß von jm eſſen alle dine tag, dörn vnnd diſtel würt es dir gebæren, jn dem ſchweyß dines angeſichts würſt du das brot eſſen, biß das du widerkereſt in das erdrich dannen du kummen biſt. Sich hie die arbeit, den todt, vß dem krefftigen wort gottes den menſchen anligen vnabgenglich. Item nach dem ſich die menſchenn me gebœßret, hat jnen got jr leben kürtzeret vff .xx. vnd c. jar. Geneſis vj. Vnd es beſtat alſo bis zuo end der welt. Item er ſprach zuo Adamen vnd Eva, ſo bald ſy die verbottnen frächt æſſend, wurdindt ſy des todes ſterben. Vnnd es iſt jnen gegnet gwüß wie gott zuo jnen gſprochen hat Geneſis .iij. Item er hieß Noen ſich mit der Arch verſehen, dann er wurde regnen .xl. tag vnnd .xl. nächt vnd alles das da lebt vertilggen Geneſis .vij. vnd es iſt alles gewüßlich beſchehen, alſo, das die Heyden ouch von dem ſüntfluß geſchriben, wie wol ſy Noen mit dem namen Deucaleon genennet hand. Item er hat durch ſine engel gſprochen wie er Sodomam, Gomorram vnd die andren ſtett vertilggen wurde, vnd es hat nit geuælt Geneſis xjx. Item Loth ward mit ſinem xind gheiſſen nit hinderſich zc luogen, vnd Loths wyb was vngehorſam, des ward ſy in ein ſalzſtud verkert .xjx. Item er hat geſprochen zuo Abrahamen. Geneſis .xjx. ich wird der zyt widerumb zuo dir kummen, vnnd würt din hußfrow Sara einen ſun haben. &c. das aber Sare vnglœblich, dann ſy nach by den lxxx. oder lxxxx. jaren alt was noch iſt es beſchehen. Geneſis am .xxj. Die gſchrifft des alten teſtaments iſt voll der gwüſſe des worts gottes, dann die vorgezelten ſtuck habend wir nun vß einem buoch Ge(*C iij vw.*)neſis genommen, doch nun ein kleinen teil. Dann ſo ich die groſſen wunder die got Moyſi verheiſſen hat in Egypten vnd mit den kinderen Iſraels zewürcken vnnd dem nach gewüßlich gethon hat, erzellen wölte, was er mit Joſue, Gedeon, Jepte, andren, was mit Samuel, Saul, Dauiden, Salomon, andren, möcht ich es zuo gheiner zyt verenden, leſe die ding ein jeder ſelbs oder hœre vnd ermeſſe ſy ſo man prediget. Darumb wellen wir jetz zum nüwen teſtament gon, vnd darinn die ſtercke, gwüſſe, vnd krafft des worts gottes ermeſſen

Zachariam dunckt vngleublich ſin das, ſo im got durch den engel Gabriel embot, darumb das ſin hußfrow Eliſabet allweg vnfruchtbar xin, dar zuo ſy jetz beide alt warend. Vnnd darumb er dem wortt gottes nit gloubt, ward im die red genommen, noch bſchach das ſo jn vnmœglich duocht, ſo ſtarck, gwüß, vnd lebendig was das wort gottes, vnd gebaren den frommen gottes vorgenger vnd teuffer Joannem. Die reyn jungkfrow Maria erſchrack do ir der engel die geburt Jeſu Chriſti verkündt vnnd vfflcit, dann ſy gheinen man erkennet hate, noch was das wort gottes ſo lebendig, ſo gewüß, das es in jr ermenſchet vnnd erwuochs, vnnd on alle ſchwechung der reinigkeit von jren zuo heil der welt geborn ward. Alſo ſchend wir das die natur ee jren louff verlaßt, ee das wort

gottes nit erfüllet werde vnd veſt blybe. Luc. j. Item der engel ſprach in der perſon gottes zuo jr: Er würt groß, meint Chriſtum. Sich wer iſt je groeſſer worden joch in der welt dann Chriſtus? Alexander, Julius Ceſar ſind groß geweſen, noch habend ſy den vmbkreys der welt eintwederen halb vnder jm gehebt oder doch der ein kum halb, vnd zuo Chriſto ſind kum(*C iij rw.*)men von vffgang vnd nider gang der ſonnen die in jnn gloubt hand, ja die gantz wyte der welt hat in jnn gloubt vnd jnn ein ſun des hoechſten geruembt vnd erkent vnd iſt ſin rych on end. Dann welches herren regiment vnd gewalt iſt ſo alt ab der gloub Chriſti, der nitt ab gon würt, vnd ob er ſchon by wenigen blybt. Diß ja vorſagen gottes ſehend wir teeglig erfüllet werden. Als nun Chriſtus vfferwachſen angehebt hat ze leren vnd wunder würcken, ſind alle ding jm gehorſam geſin vnd ſich gſtaltet nach ſinem wort. Er hat zuo dem ſunderſiechen der zuo im ſprach. Wilt du ſo magſt mich reyn machen geredt, Ich wil, biß rein, vnd von ſtunden iſt ſin vſſetzige reyn worden, vß dem das gut das gewellen, vnnd das wort, biß rein, das vermoegen hat. Mat. viij. Er hat zuo dem hunderter gſprochen: Gang hin vnnd wie du gloubt haſt, alſo gſchehe dir, vnd iſt ſin diener zuond worden zur ſelben ſtund Mat. viij. Merck hie die gewüſſe der zuntheit angehencket ſin dem gelouben des hunderters, da mit wir lernind gwüß in got vnnd ſin wort vertruwen. Er hat zum Regulo geſprochen, din ſun lebt, vnnd es iſt alſo gſin Jo. iiij. Wie wol er nienan da was, da mit man lerne das dem wort gots nit vnmüglich noch zuo ferr ſye. Er hatt zuo dem der blind, ghoerlos, vnd tumb was gſprochen effatha, das iſt wird vffgethon Mar. vij. vnd die band ſind alle vffgelœßt. Er hat zum blinden geſprochen, Erſich, din gloub hat dich gſund gemacht, vnnd er hat von ſtund an geſehen. Luc. xviij. Er hat zuo Mattheo geſprochen, Volg mir nach, vnnd er hat jm von ſtund an nach genolget Mat. jx. Er hat zuo dem bettriſen geſprochen, dir werdend nachgelaſſen din ſünd. Vnd das man mit dem vß(*C 4. vw.*)wendigen zeichen gwüß wurde der jneren reynigheit, hat er zuo jm gſprochen, ſtand vff nimm din bett, vnd gang in din huß, vnd er iſt vffgeſtanden vnd hingangen: Matthei .jx. Er hat zuo dem erkrummeten wyb gſprochen, wyb du biſt diner kranckheit erlaſſen (mit vfflegen der henden zuo gewüſſerem zeichen oder fruentliche jro zuo erzeygen) vnnd ſy iſt von ſtund an vffgericht. Luc. xiij. Er hat guotes über das brot vnd viſch geſprochen vnd ſind geuilet das vil tüſſent menſchen da von geſpyßt ſind, vnd vil mer überbliben dann zum erſten an der ſubſtantz was, jn allen Euangeliſten. Er hat den tüfel beſcholten, vnnd er hat von ſtund an den menſchen verlaſſen den er bſaß Mat. xvij. Er hat die junger geheiſſen ſy söllend zuo der rechten hand in werffen, ſo werdind ſy vahen, vnd ſy hand von ſtund an groſſer viſchen .C. vnd LIII. gfangen. Jo. xxj. Er hat Petrum gheiſſen zuo jm kummen vff das waſſer, vnd es hat Petrum von ſtund an getragen Mat. xiiij. Er hatt vom himel herab zuo Ananiam geſprochen, Paulus werde jm ein vfferweltes gſchirr das er ſinen namen trage für Künig vnnd fürſten der erden vnnd für die kinder Iſraels Act. jx. vnd er iſts worden. Er hat zuo Paulo geſprochen als er gen Rom gefuert ward, vnd der ſchiffbruch jnen zehanden gieng, es werde niemans vmkummen, dann allein das ſchiff, vnd es iſt alſo gangen Act: xxvij. Diſer orten des Euangelij ſye gnuog anzeygen dass wort gottes ſo lebendig ſo krefftig vnd ſtarck iſt, das jm mueſſend alle ding gehorſam ſin, vnd das ſo dick vnd zuo welicher zyt er wil. Es ſoll ſich ouch nieman annemmen wider jn

ze beſtzen, wie beſchach zuon zyten Ezechielis. xij. do die gotloſen ſprachend, es verzuge ſich lang was got durch den (*C 4. rw.*) propheten redt, denn das beiten gottes iſt nit ein hinlæſſikeit, ſunder ein væren rechter zyt, deren er nit darff ſinent halb zeuæren, ſunder bſchicht das vns zuo guotem, dann das zyt by jm nüt mag, darumb das er imm gantz nüt iſt vnder worffen, vnd das wir lang meinen ſin, iſt by jm ewiklich gegenwürtig, ja es heißt by jm nit vergangen oder künfftig ſunder alle ding ſind nackend vnd luter vor ſinen ougen, lernet nit mit der zyt, vergißt nit mit der zyt, ſunder ſicht er alle ding eines gwüſſen wüſſens vnd anſehens gegenwürtiklich in die ewigheit, aber by vns, die zytlich ſind hat lang oder kurtz ſinen ſinn vnd meß nach der zyt. Alſo ob vns ein ding ſchon lang dunckt, iſt es by gott nit lang ſunder gegenwürtig. Beduncket dich got welle dick ein menſchen oder ein bœß volck nit ſtraffen, vnd vertrag jnen jren muotwillen vil zelang, biſt nitt recht daran. Merck ſy mœgen jm nit entdrünnen, alle wyte der welt iſt in ſiner gſicht, wo wellen ſy ſich vor jm verbergen? er findt ſy wol pſal. c.xxxviij. vnd wenn du weneſt er ſtraffe oder helffe nit nach ſinem wortt, jrreſt du zuo allen ſtraffen. Sin wort mag nit vngethon ſin, es mag nitt vernütet werden noch gehinderet, denn wo das were, ſo wer er doch nit almechtig wenn er ſine wort nit alle möcht volenden, oder ein andrer were ſtercker dann er, der jm ſin wort möchte hinderſtellig machen, ſunder es muoß alweg geſchehen, ſo es aber nit grad beſchicht wenn du es gern ſæheſt, iſt nit ein präſthaffte ſiner macht, ſunder ein fryge ſines willens, Dann mueßte er ein ding glich nach dinem willen tuon, wereſt doch du gwaltiger dann er, vnnd mueßte er vff dich ſehen. Was möchte närriſcher geredt werden? Er wirt ſin wort nimmer krafftlos laſſen Ezech. am xij. O jr widerbeſtzends xind, ich wird (*D vw.*) ein wortt reden, vnnd würt ouch das ſelb verbringen. Bald darnach: Das wort das ich reden wird, das wirt ouch erfullet. Die gantz Euangeliſch ler iſt nüt anders dann ein gwüß bewæren was got ie verheiſſen hab, werde gwüß geleyſtet, dann das Euangelium iſt nüt anderſt dann ein gegenwürtige leyſtung, Denn der den vätteren, ja allem menſchlichen geſchlecht verheyſſen, iſt vns geleyſtet vnd mit jm all vnſer hoffnung gwüß gemacht, als Simeon ſprach Luce. am ij. cap. Dann waz möcht er vns abſchlahen ſo er ſinen eygnen ſun für vns geben hat, oder wie hat er vns nit alle ding mit jm gegeben. Ro. viij. Da mit nitt me vom der krafft oder gwüſſe des gotsworts.

USZLEGUNG DES .XIX. ARTICKELS.

Ußlegen vnd gründ der ſchlußreden oder Artickln durch Huldrychen Zuingli Zürich vff den xix. tag Jenners jm M. D. xxiij. jar Vßgangen. Deſs walt Gott. Chriſtus Mathei am .XI. Kumend zuo mir alle die arbeitend vnnd beladen ſind, ich wil üch ruow geben. ***284 ungezählte Blätter in 4°. Auf dem letzten*** **Getruckt durch Chriſtophorum Froſchower in der loblichen ſtatt Zürich.**

(*z iij rw.*) Der nüntzehend artickel. ¶ Das Chriſtus ein einiger mitler iſt zwüſchend gott vnd vns.

Diſer artickel hat ſo klare ſtett der gſchrifft darinn er ggründt iſt, das mich wunderet wie es zuo ggangen ſye das man andre mitler gſuocht hat imm nüwen teſtament weder Chriſtum. Der ſelben orten wil ich etliche aller clærſte harbringen. Chriſtus ſpricht Jo. 14. Nieman kumpt zum vatter dann durch mich. Hie mag

ich reden wie da oben: warumb gond die Bapſtler nit über jre Logicam vnd ſehend was das für ein red ſye: Nieman kumpt zum vatter denn durch mich. Zeigſt du dine guoten werck an, du welleſt durch ſy zuo gott kummen. Sprich ich, du kumpſt zuo got nit dann allein durch Chriſtum, an dem muoſtu die gnad vnd guothat erkennen, legſtu die dinen werchen zuo ſo wirdſt verfuert, dann du legſt dir zuo das allein gottes iſt. Zeigſtu der Bapſtleren ablas an, meßhalten, vigilien, lüchengeſchrey, kutten, heiligheit der vätteren. So ſprich ich, Nein, es mag alſo nit zuo gon, es muoß allein durch Chriſtum geſchehen. Alſo dargang alle ding darinn wir gelert ſind zuo got gon von den gytigen Bapſtleren, ſo fallend ſy alle hin biß an Chriſtum vnd welcher jm die eer entzücht vnnd ſy der creatur zuolegt, der iſt ein abgötler. Zeigſtu mir der ſæligen die jetz by got ſind, verdienſt oder fürpitt an, du welliſt durch ſy zuo got kummen. So ſprich ich, Nein. Nieman kumpt zuo jm denn durch Chriſtum. Hie muoß gottes wort brechen oder des menſchen. Gottes mag nit brechen, ſo volget das des menſchen ſchon gebrochen iſt, ja nie gantz (*Z 4. rw.*) xin, ja ein falſch vnd betrug vnd glychſnery vom erſten anfang har. Darumb das eynig mittel dar durch wir zuo got kummend, Chriſtus iſt, dann alle die je zuo got kummen, ſind allein durch Chriſtum zuo jm kummen. Er iſt der mitler gottes vnd vnſer, er iſts ouch allein, denn einen mitler ſin zwüſchend got vnd vns, ſtat nieman zuo denn dem ſomen durch den vns got das heyl verheiſſen hat, Gala. 3. Merck aber hie eigenlicher von dem weſen des mitlers. Ein mitler iſt ein ſchidman, der zwüſchen zweyen ſpenen oder zwytrachten fryden findt, vnd dadurch fründtſchafft macht, darumb das er beden partyen gnæm iſt. Der geſtalt iſt Moyſes ein mitler geſin durch den got den kinderen Iſraels ſinen willen verkündet hat, mit verheiſſen jrdiſcher gaben, durch den er ouch offt mit dem volck ſo es jnn erzürnet hatt, verſuent iſt. Wie wol die ſelbig verſuenung nit an das angſicht gottes gebracht, nüt des minder hat ſy das volck von der ſtraff gottes erlœßt, vnd iſt ein vorbild xin des waren ewigen mitlers Chriſti, der vns den willen ſines vatters geoffnet hat mit gwüſſem gheis der gnaden, vnd erlœſet vom tod der ſeel. Diſer mitler Chriſtus, iſt nit allein got, ſunder menſch dar zuo, er iſt nit allein menſch, ſunder got dar zuo, denn ſo er allein got, wer er nit tougenlich zuo eim mitler, dann got iſt nun einig vnd fuegt ſich nit das er in jm ſelbs mitle, denn je der da mitlet, muoß vnderſcheiden ſin zwüſchend denen er mitlet, vnnd iſt aber in got nüt vnderſchlagens oder geteilts. Darumb hat er ſinen ſun zuo eim mitler gmacht, in dem das er menſchliche natur hat an ſich genommen; nit das er vß der einigen krafft menſchlicher blœdigheit ein mitler ſye, ſunder vß der krafft der götlichen natur die aber mit der menſch(*Z 4. rw.*) lichen vereinbart iſt, das wie die menſchlich blœdigheit got iſt zuo gefuegt in Chriſto vnnd vereinbart, wir ouch alſo durch das lyden vnd opffer Chriſti, gott verſuenet werdend. Diß verſuenen mag dheiner creatur zimmen oder zuogelegt werden, weder dem einigen ſomen dem fölchs verheiſſen was, Gala. 3. Was iſt nun das gſatzt guot geſin? Antwurt: Es iſt zuohin geſetzt von der übertrettnungen wegen, bis das der ſom keme, dem oder in welichem das verheiſſen gſchehen iſt. Vnd iſt das gſatzt verordnet durch die engel in dem gwalt des mitlers, nun iſt der mitler nit des einigen, vnd iſt aber got einig oder einer. Diſe wort Pauli jnnhaltend das weſen des mitlers, wie wol ſy kurtz vnd dunckel ſind, vnd iſt jr ſinn: Macht der gloub fromm, wie Abraham vß dem glouben fromm iſt gemacht,

was bedarff man des gſatztes, vnd warumb hat es got ggeben? Antwurt Paulus: Es hat nit ein jeder ein glouben wie Abraham. Welicher ein ſölichen glouben hat, der bedarff dheines gſatztes, ſunder wie Abraham von dem geiſt gottes gfuert, gewiſen, vnd verwalten ward, alſo wirt der ſo glych wie er gleubig iſt gfuert vnd verwalten. Aber vil ſind, die, ſo ſy den glouben nit habend, nüt rechts thætind man fienge dann ſy mit den banden des gſatztes. Welicher in got gelaſſen iſt wie Abraham, der bedarff dheines gſatztes, wo das nit, da muoß das gſatzt ſin, denn wo der geiſt gottes nit iſt, da mag man des willens gottes nitt bericht ſin, da ſelbſt muoß man on zwyfel das gſatzt haben, das vns lere was got geualle, was jm mißualle, da mit man ſich vor der übertrettung verhuete. Alſo iſt das gſatzt geben wie Paulus hie ſpricht, für das übertretten. Sprichſt, wie kan got das gſatzt ggeben haben von der übertrettung we(*A vw.*)gen, es wer doch dhein übertretten wenn das gſatzt nit wære, denn es wüßte nieman was übertretten were, es ſpræche dann das gſatzt, du ſolt das oder das nit tuon, wie Paulus ſpricht Ro. 7. Ich hab die ſünd nit erkent, denn durch das gſatzt. Die begird erkant ich nit, es hette den das gſatz geredt: Du ſolt nit begeren. Antwurt: Das iſt ein gegenwurff dem man billich mit aller zucht ſol antwurt geben, vnd nit mit ſpitzlinen, wie den närriſchen Bæpſtleren, die ſo vnwüſſend widerreden haryn fellend, das mir allweg inn ſinn kumpt das gmein ſprüchwort, Suw ind pränten. Das geſatzt iſt nüt anderſt weder der ewig vnuerwandelbarlich will gottes, der aber nüt anderſt wil denn grechtes vnd guotes. Wie wil vns nun der will gottes offenbar werden, weder durch ſin kund thuon. Das ſin kund thuon, nennend wir ein geſatzt, darumb das es wider vnſer fleiſch iſt, das mag nüt erlyden dann das jm geuelt. Aber warlich ſo iſt es an jm ſelbs nüt anderſt dann ein Euangelium, das iſt, ein guot gwüſſe botſchaft von got, damit er vns bricht ſins willens. Dann wie könde das den frommen nit frœwen, wenn jm got ſinen willen offnete? Alſo lert vns das gſatzt was got geualle. Geualt vns das gſatzt, ſo iſt der geiſt gottes in vns, oder aber es möchte vns nit geuallen, dann in vns iſt nüt guots, als Paulus ſpricht Ro. 7. Ich weiß das in mir, das iſt, in minem fleiſch nüt guots wonet. Wo vns aber das gſatzt vnd ler gottes geualt, da ſind wir geiſtlich vnd vrteilend geiſtlich, dann das gſatzt iſt vß ſiner eignen natur geiſtlich, Ro. 7. Wir wüſſend das geſatzt geiſtlich iſt, on zwyfel das es nüt anderſt wil denn der geiſt gottes von dem es kumpt. Sind wir nun in got gelaſſen, ſo iſt es on den geiſt gottes nit zuoggangen. Iſt (*A rw.*) der by vns ſo erkennend wir alle ding des geiſtes, vnd ſo das gſatzt geiſtlich iſt, ſo geualt es vns ob es glych dem fleiſch nit geualt. Alſo ſöllend wir hie die wort Pauli verſtan, das gſatzt iſt gegeben das man nit wider gott thueye. Vnd ob du ſpræchiſt, wie weiß ich was got wil? So hœr vf dem gſatzt ☞ Du ſolt got ob allen dingen lieb haben, du ſolt nit zornig werden &c. ☜ Sichſt du jetz das gſatz darumb ggeben ſin, das du erlerneſt was got erfordere, vnd was er nit welle, darumb iſt es gegeben das du nit übertrettiſt den willen gottes. Alſo tœdt vns der buochſtab des gſatztes wenn wir jnn anſehend, dann wer mag jnn halten? Aber der geiſt machet lebendig, ſo du imm glouben ſprichſt: Wie wol ich das nit erfüllen mag noch iſt es guot vnd grecht, denn es iſt von got geredet, vnd vns kund gethon. Vnd ſo du an dinem erfüllen verzwyflen muoſt, ja alle creaturen mueſſen verzwyflen daran. Dænn wer möchte im fleiſch wonende ſo gantz vnd gar in got gezogen ſin,

das er jm lieb hette ob allen dingen zuo aller zyt. So ist vns ie not eines mitlers, der für den vnseren gepräften gnuog thueye. Mag nun der mitler ein creatur sin? Nein, denn die creatur mag nit ein gebott gottes erfüllen on den geist gottes. So muoß ye volgen das alle vßerwelten gottes, ouch vß der luteren gnad gottes mit got vereinbart sind, vnd so sy ouch der gnad notturfftig gewesen sind, so mœgend sy nit mitler sin, denn sy sind in dero party die prästhafft sind. Vnd muoß aber der mitler nit der prästhafften oder maaglenden party sin. Darumb volgt eigenlich hernach in den worten Pauli: Bis das der som kæme, dem oder in welichem das verheissen geschehen ist, das ist, das gsatzt ist darumb ggeben, das man den willen gottes nit übertret-(*A ij vw.*)te. So nun dem menschen das vnmüglich ist, vnd aber got gerecht, muoß je der gerechtigheit gottes gnuog beschehen, ee wir mit jro mœgind versuent werden. Nun mœgend wir vß den menschen nit einen finden der gottes gerechtigheit gnuog thueye, denn welcher dero gnuog mag thuon, der muoß je got glych sin. Luc. 6. Der junger wirt erst volkummen wenn er wirdt wie sin meister. Darumb hat got dem trostlosen menschlichen gschlecht einen somen verheissen, das ist, ein gburt, ein pflantz, durch die der tüfel überwunden, vnd wir mit got versuent wurdend, Gen. 3. Er ist ouch by dem namen, somen, bliben do er Abrahamen verheissen hatt, das in sinem somen alle menschen heyl gemacht wurdind, wie da oben genuogsam ist anzeygt. Vom selben somen redt er hie vnd spricht, das gsatzt sye gegeben das man wider gott nit thueye. So nun das gsatz alle menschen schuldig macht, hat der mensch dhein sichren trost weder in dem somen, in den das heyl verheissen ist. Also sind dise zwey ding ☞ gsatzt, vnd der som ☜ wider einander, nit jro, sunder vnserthalb, denn sy beide von got kummen sind. Aber das ein lert vns was got welle, vnd so wir das wüssend mœgend wir das nit erfüllen vnd bedörffend eins mitlers, so ist der som, das ist Christus, der mitler. Also verdampt vns das gsatzt nit, das des gsatzes will sye vns verdamnen, sunder wir erlernend am gsatzt vnser onmacht, vnd demnach das wir billich verworffen werden von got. Aber der som der jm glych ist, der mag sinen willen erfüllen, vnd mag mit siner vnschuld vnser schuld bezalen. Darumb ist der selb einig gschickt ze mitlen. Vnd wie das gsatzt den mentschen durch einen mitler ist zuo kummen, namlich durch Moysen, also ist ouch die gnad (*A ij rw.*) durch einen mitler vns zuo kummen. Es ist ouch des gsatztes nun ein mitler xin, also der gnad ist ouch nun ein mitler. Nun stuond es also nach dem gsatzt. Es mocht vß den menschen nieman mitlen, denn es stuonden alle menschen vff der sünder party. Es wolt gott allein mit jm selbs nit mitlen, denn der einig ist, kan nit vor jm selbs ein mitler sin, denn der mitler muoß zwüschend faren in mitten der erzürnten vnd verletzenden, Also hat got sinen sun menschliche blœdigheit verschafft annemmen, das er ein mitler zwüschend got vnd vns wurd, der nit ein mitler ist als ein luterer mensch, dann wir habend gnuog ghœrt das die luter menschlich blœdigheit, got nit gnuog thuon mag, sunder als got vnd mensch. Nach dem er got ist, mag er den willen gottes erfüllen, ja nit allein erfüllen, sunder der will gottes ist nüt anderst weder sin will. Nach dem er aber ein mentsch ist, mag er ein opffer sin das für vns armen sünder der grechtigheit gottes bezalt, denn sin menschlich natur ist von aller sünd vnbefleckt. O götliche wyßheit wie hastu vnser heyl so ernstlich, so wyßlich, so gwüß angesehen? Jetz sind die wort Pauli Gala. 3. lycht, da er spricht: Vnnd ist das

gſatzt verordnet durch die engel in dem gewalt deß mitlers. Nun iſt der mitler nit des einigen, vnd iſt aber got eynig oder einer. Dannen har nit müglich iſt das jeman anderſt ein mitler ſye denn der ſom der alſo got iſt, das er da by ouch menſch, vnd alſo ein vnbefleckter menſch das er da by ouch got iſt. Darumb diſe wort Chriſti von erſten angezogen ☞ Nieman kümpt zum vater denn durch mich ☜ ſtyff ſtond vnbewegt, alſo das himel vnd boden ee brechen werdend weder ſy.

Demnach ſpricht Jo. 1. ca. 2. Jr mine ſün, ich ſchryb (*A iij vw.*) üch diſe ding, das jr nit ſündind, vnd ob einer ſündete ſo habend wir einen fürſtender oder fürſprechen by dem vatter, den grechten Jeſum Chriſtum, vnnd er iſt die gnædigung für vnſer ſünd, vnnd nitt allein für vnſer ſünd, ſunder für die ſünd der gantzen welt. Hie hœreſt du den mitler vnd fürſtender dheinen anderſt mœgen ſyn, denn den der grecht iſt, darumb ſpricht er den grechten Jeſum Chriſtum. Nun ſind alle menſchen ſünder, vß genommen Chriſtus, ſo mœgen ſy je nit für vns ſton, nit für vns mitlen, nit für vns gnædigen noch bezalen. Der muoß allein die gnædigung ſin, der ſelbs grecht iſt. Du hœrſt ouch das Chriſtus nit nun für den erblichen präſten, das iſt für die erbſünd (denn alſo verſton ich die erbſünd nüt anderſt ſin denn den gepräſten der zerbrochnen natur) bezalt hat, als hütt etlich frœuenlich on allen grund der warheit reden gdörend, damit ſy ab dem bezalen der ſünd vil lœſind, ſunder bezalt er für alle ſünde, die ich dauor Eſt der ſünd vnd des präſtens genent hab. Vnd nit für das Jüdiſch volck allein, oder für die Apoſtel allein, ſunder für aller welt ſünd, ſo die gloubt.

Paulus, nach dem er .1. Timo. 2. gelert hat wie man got ſölle bitten für alle menſchen, alle fürſten vnd gewaltigen, da mit wir ein frydſam ſtill leben fueren mœgind in allem ernſt vnd gotshulde, redt er darnach alſo: Denn das iſt guot vnd gnæm vor got vnſerem behalter vnd heyland, der da wil allerley gſchlecht der menſchen heyl werden vnd in erkantnus der warheit kummen. Denn ein einiger got iſt, es iſt ouch ein einiger mitler gottes vnd der menſchen. Der menſch Chriſtus Jeſus, der ſich ſelb zuo einer rantzung oder lœßgelt ggeben hat für alle menſchen. Hie ſichſtu zum erſten das Paulus vn- (*A iij rw.*)ſeren bhalter vnd heiland got nennet, vnnd bald darnach nennet er jnn ein menſchen, da er ſpricht: Der menſch Chriſtus Jeſus. In welchem du aber erlerneſt wie vor vß Gala. 3. die gſtalt des mitlers. Darnach das got wil alle menſchen, das iſt, allerley gſchlecht der menſchen ſælig machen, vnd in ein einige erkantnus der warheit bringen, das iſt, in die erkantnus des rechten waren gottes vnd heyls. Namlich das nun ein einiger got iſt, nun ein einiger mitler gottes vnd der mentſchen, on zwyfel kummend wir ze fryden, zuo erkantnus der warheit, zuo erkantnus des heyls nimmer me gwüſſer, denn ſo wir durch den glouben nun einen einigen got erkennend, vnd nun einen einigen mitler. Wo einer diſen mitler ſuocht, einandrer einen anderen, mag es nit ſin das wir einig werden. So wir aber alle Chriſtum allein für vnſeren mitler habend, ſo muoß je volgen, ſo wir alle in einen mitler vnſer hoffnung ſetzend, das ouch vnſere gmuet im ſelben vnſerem ſchatz einhellig werdind. Zum letſten hœreſtu das ſich Chriſtus ein rantzung oder lœßgelt für vns geben hat, das ouch nieman anderſt vermœgen hat, weder er, denn alle menſchen manglend ſin, darumb das alle menſchen ſünder worden ſind vnd manglend der eer, das iſt der gnad gottes. Ro. 3. Ja die glory, eer, vnſchulde, vnnd reinigheit der magt Marie, die iſt nit vß jro ſelbs, ſunder

vß der eer gottes, die doch von allen menſchen gegloubt wirdt die hœchſte vnnd liebſte geſchöpfft ſin vor gott, als ſy ſelber ſpricht: Der herr hat begnadet die ſchlechte ſiner dienerin, darumb werdend mich ſælig zellen alle geſchlecht. Alſo ſind alle menſchen von jro eigner natur ſünder vnd in vneeren, ſo ſy aber reyn werden vnd zuo eeren kummen wellend, muoß es allein (*A 4. vw.*) durch Chriſtum den einigen mitler beſchehen. Ja das Maria ſo ein reine magt, vorhyn vnd ſy Chriſtum geboren hat, geweſen iſt, das hat allein got gethon der ſy dar zuo erleſen vnd behalten hat. So nun die ſo hohe geſchöpfft gottes durch das mitlen des ſuns gottes, der ouch jr ſun iſt, zuo den eeren allein vß der gnad gottes kummen iſt. Vil me ſol ſich demnach das gantz menſchlich geſchlecht erkennen das es der eeren gottes mangle vnnd nüt für ſich ſelbs vermœg, ouch dheinen mitler leyſten mœge, denn der mitler muoß got vnd menſch ſin, das vermag dhein creatur. Ich hab ouch diſe wort (heis kai meſites) tütſchet, ein einiger mitler, darumb das ein, den Tütſchen ein artickel iſt, vnd mag nit vßtrucken den eigentlichen ſinne Pauli, Denn ſo ich geſprochen hette, ein mitler, hett ein einualtiger mœgen gedencken es were Chriſtus ein mitler nach oder vnder vilen, welches nit die meinung Pauli iſt, ſunder das nun ein eyniger mitler ſye, Glychſam er ouch geſprochen hat, ein einiger got, verſtat man wol das er mit dem wort, heis, einen einigen got wil fürgeben, denn ſo er das nit für næm, ſo hett er durch, ho, geredt, vnd volgte nüt deſ minder dhein rechter ſinn hernach. Diß hab ich von der gelerten wegen geredt, die vnſ wort vß Griechiſch in Tütſch kert, lychtlich hettind mœgen ſchmützen, wo ich die nit wol bewart. Je doch ſind diſe wort Pauli ſo luter vnd ſtarck, das jro ouch gnuog were ze bewæren das Chriſtus ein einiger mitler iſt, vnd das dhein lutre creatur ein mitler mag ſin.

Die nachkummenden kundſchafften wil ich mit weniger worten anzeigen. Paulus ſpricht Hebr. 7. Diſer (verſtand Chriſtus) hat ein ewigs prieſter ampt, dar(*A 4. rw.*)umb das er ewigklich blybe. Dannen har er ouch in die ewigheit mag xund maehen, denn er ſelbs zuo got ggangen iſt, allweg lebende für vns ze fürmünden. Sich ob diſe wort einer creatur zimmen mœgind, ſelbs zuo got gon, ewklich ein obreſter prieſter ſin, ewgklich mœgen fürſton vnd für aller menſchen ſünd bezalen. Da ſelben ſpricht ouch Paulus: Alſo eins beſſeren teſtaments iſt Jheſus der bürg worden. Hat den verſtand, got habe by ſinem eid gſchworen das ſin ſun vnſer obreſter prieſter werde ſin in die ewigheit, darus man mercken mag wie vil beſſer das nüw teſtament ſye, weder das alt, ſo vnſer obreſter prieſter ewig ſye, das aber im alten nit geweſen, denn ſy abgenglich warend durch den tod. Dar zuo das vnſer bürg ghein Moyſes, dhein tœdtlicher prieſter, dhein vihiſch opffer ſye, ſunder der ſun gottes ſelber ſye vnſer pfand vnnd bürg durch das man zuo got kummen mœge. Item Hebr. 8. Chriſtus hat ein beſſer prieſter ampt ſo vil er ouch ein mitler iſt eins beſſeren teſtaments. Hie hœrſtu aber clarlich, des beſten teſtaments dheinen andren mitler ſin weder Chriſtum. So nun das teſtament ſin grundueſte in jm hat, vnd die guete des teſtaments vß der guete Chriſti gemeſſen wirt, Wie könde man das ampt vnd namen Chriſti einer creatur zuo legen, das allein der ſun gottes verwalten mag? Item, Hebre. am .9. Darumb iſt Chriſtus der mitler des nüwen teſtaments das, nach dem ſin tod beſchehen zuo ablœſung der übertrettungen die imm vordrigen teſtament warend, die berueffſten jnnemmend das gheiß des ewigen erbs. Sich hie welcher creatur krafft iſt, das ſy alſo

möchte ein mitlerin ſin das das übertrettes des gſatztes durch ſy möcht hyngenommen werden. Oder welcher hett vns mœgen brin (*B vw.*)gen zuo dem erb ewigs lebens? dheine. So iſt ouch gheine die mitlerin denn der einig Chriſtus. Item, Hebre. 9. Chriſtus iſt inggangen in den himel, das er nun hyn für dem angſicht gottes erſchyn für vns. Hie trucket Paulus vß das werck des mitlers Chriſti, das er by got für vns ſtande vnd dem angſicht gottes (das iſt, ſiner grechten rach oder zorn, alſo bruchend die Hebreier offt den namen, angeſicht gottes) erſchyne für vns. Sich Chriſtum für vnd für in die ewigheit für vns fürmünden vnd bezalen. Item, Ro. 8. Wer möcht vns verdamnen? So Chriſtus für vns gſtorben iſt, ja vfferſtanden der ouch ſitzt zuo der gerechten gottes, der ouch für vns ſtat oder fürmündet. Jetz hœrſtu die ſicherheit des heyles da har hangen, das der ſun gottes für vns gſtorben, in die ewigheit für ſtat für vns armen ſünder, doch wirt der meinung noch me harfür bracht imm .80. artickel. Hie iſt jetz gnuogſamlich dar bracht das Chriſtus ein eyniger mitler iſt zwüſchend got vnd vns.

VERMAHNUNG AN DIE EIDGENOSSEN.

Huldreich Zwinglis Werke, hsggb. von Schuler u. Schultheß, Bd II. Abth. II. S. 314—321.

Ein trüw und ernſtlich vermanung an die frommen eidgenoſſen daß ſy ſich nach jrer vordren bruch und geſtalt leitind, damit ſy die untrüw und gefærd jrer fygenden nit beleidigen mœg. Beſchriben von einem eidgnoſſen, iez usländiſch, der aber von herzen gern jrer eeren und guotens zuonemen ſæhe.

Eerſamen wyſen gnædigen, in ſonders günſtigen lieben herren und guote fründ, getrüwen eidguoſſen! Jr wellind für das erſt kein verwundren tragen daß ich on minen namen zuo üch ſchryb, dann es mee us demuot weder us uffatz beſchicht. Und obglych zuo mir harwidrum möchte geredt werden «Warum erſparſt du denn din ſchryben nit? was bedörfend wir deß?» zwingt mich beſundre liebe und gunſt, die nit ich allein, ſunder alle menſchen zuo jrem vaterland habend, daß ich nit laſſen mag, ich muoß in üwerer gefarlichkeit mit üch reden. Dann ob ich ſchon iez in minem vaterland nit won, ſo iſt mir doch ein lobliche eidgnoßſchaft us minem herzen nie kommen, ſander jr glück mich allweg ſeer gefröwt und jr unfall ſeer beleidiget hat. Darum jr, als ich hoff, min ſchlecht einfaltig ſchryben nit us kluogheit der worten oder wysheit, ſunder us trüw mines gemuets ermeſſen und für guot annemen werdend.

Nun weißt üwer wysheit für das erſt wol, was der fromm bruoder Claus von Underwalden ernſtlich geredt hat von einer eidgnoßſchaft wegen: daß die kein herr noch gwalt gwünnen mœg denn der eigen nutz. Derglychen ouch Philippus, des groſſen Alexanders vater, ſprach, es wære kein ſtatt noch ſchloß ſo feſt, wenn ein eſel mit gold geladen daryn kommen möcht, ſo wurds gwunnen. Der allmächtig gott hat unſeren vordren ſo vil gunſts und gnaden ggeben, daß ſy ſich von dem muotwilligen adel entſchütt hand, und demnach ſo bruederlich mit einander gelebt, daß jnen treffenlich an eer und guot ufgangen iſt, ouch ſo redlich gricht

und recht gehalten, daß alle so in feeren landen wider billichs gedrängt, zuo jnen ein zuoflucht hattend, wurdend ouch errett und ist zuo dem jren widrum gebracht; darab die muotwilligen fürsten ein grossen schrecken allweg gehebt, und ob sy glych etwann von jnen selbs nit hättind wellen recht thuon noch halten, hand sy üweren tratzlichen bystand des rechten muessen entsitzen. Daran man wol vermerken kann daß üwere fryheit von gott nit allein üch, sunder ouch den frömden zuo guotem angesehen ist, daß sy under uweren schirm glych als in einer fryheit zuoflucht und frist hättind.

Demnach als die fürsten gsehen daß gott so stark uf üwer syten, daß sy üch nüts hand mœgen angwünnen, hand sy üch (glych als die Moabiten die kinder Israels mit jren schœnen frowen reiztend) mit dem kärder der gaben gelöcket, daß sy üch in den eignen nutz brœchtind. Hand wol ermessen daß, wo einer sinen fründ oder nachburen sæhe bald und unversehenlich on besunderen gwünn und gwerb rych worden syn, und us rychtag muessig gon, schœn bekleidt syn, mit spilen prassen muotwillen, er demnach ouch gereizt wurde sölicher gestalt nach rychtag ze stellen (denn alle menschen neigend sich von der arbeit zuo dem muotwillen), und wo jm sölich rychtag nit begegnen wurde by dem, der sinen nachburen hat rych gemacht, so wurde er sich zuo desselben widerparty fuegen; darus wurde denn der zwitracht erwachsen, also daß vater und sun, bruoder wider bruoder, und gsellen und nachburen wider einandren verhetzt wurdind; demnach, als gott redt, möcht das rych das in jm selbs zwiträchtig ist nit bston, und wurde ein eidgnoßschaft ouch muessen zergon.

Getrüwen lieben herren, sehend jr nit daß diser entschlag zuo eim teil für sich gangen ist? Der eigennutz ist under üch gesæjet, und der zwitracht ouch hernach gefolgt. Nun ist es am zergan; es sye dann, daß jr den eigennutz mit sammt dem zwitracht abstellind: denn ist noch gewüsse hoffnung by gott. Ich weiß aber wol daß dero vil sind, die do sprechend »Ob mich glych die herren rych gemacht, hab ich nüt deß minder on anrueren mines eids und gwüßne alles gethon das zuo guotem und eeren einer frommen eidgnoßschaft dient.« Es hat aber dise usred nit kraft: denn obglych du und noch ein anderer so standfest wærind, daß jr üch keine gaben neigen liessind, so sind doch demnach hundert die um gaben willen all schanzen gdörend halten; darum du ouch die gaben myden sollt, daß nit die grœsser menge us dinem byspil um gaben willen ein eidgnoßschaft in gefærd fuere; dann du dich ie ruemst alles thuon wöllen das zuo guotem einer eidgnoßschaft diene; darum sölcher uszug vil ringer geredt wurd denn gehalten. Gott, der alle herzen der menschen erkennt, und eigenlich vorhin weißt war wir uns werdend henken, der büt allen richteren, das ist allen fürnemen und gwaltigen, sy söllind kein gaben nemen: dann die gaben verblendind ouch die ougen der wysen, und verkeerind die wort der frommen. Nun lügt gott nit, er irret ouch nit: so muoß es ie sin, daß man die gaben verhuete, wo man ufrecht faren will.

Deßhalb wol ze ermessen ist daß die, so sich so unverruckt wellend geachtet syn, dennoch dem argwon nit mœgend entrünnen. Denn so man die sach und that an jr selbs besicht, so hat üch der eigennutz gar vil in ein ander wesen gefuert, dann üwere vordren geuebt hand. Die hand den muotwilligen adel vertriben, und sich mit furer arbeit ernärt, und mit härten streichen und gefærd vor der herrschaft errett.

I. Aber under üch sehend jr etlich uferwachsen die nüts minder muotwillend, denn

der adel gethon hat, ja mit ſpilen ſufen hochfart und huory ſo unzimmlich farend, daß ſöllichs unſere vordren nit hättind an anderen lüten mœgen anſehen; und zühend widrum den frefenen muotwilligen adel, den unſere vordren nit hand mœgen erlyden.

II. Mit arbeit will ſich nieman mee næren; man laßt die gueter verſtuden an vil orten und wueſt ligen, daß man nit arbeiter hat; wiewol man volks gnuog hätte, darzuo ein guot erdrych, das üch rychlich erziehen mag. Treit es nit zimmet imber malwaſi nægelin pomeranzen ſyden und ſöliche wyberſchleck, ſo treit es anken aſtrenzen milch pferd ſchaf veh landtuoch wyn und korn überflüſſig, daß jr darby ſchœne ſtarke lüt erziehen, und was jr in üweren landen nit habend, ring mit dem üwrem, deß andre menſchen manglend, ertuſchen und koufen mœgend. Daß jr üch aber deß nit haltend kummt us dem eignen nutz: den hat man under üch gebracht; der fuert üch von der arbeit zuo dem mueſſig ſitzen. Und iſt doch die arbeit ſo ein guot göttlich ding, verhuet vor muotwillen und laſtren, gibt guote frucht, daß der menſch one ſorg ſinen lyb reinklich ſpyſen mag, nit entſitzen muoß daß er ſich mit dem bluot der unſchuldigen ſpyſe und vermasge; ſy macht ouch den lychnam fruotig und ſtark, und verzeert die krankheiten, ſo us dem mueſſig gon erwachſend; und, das das allerluſtigeſt iſt, folgend der hand des arbeitenden frücht und gwächs harnach, glych als der hand gottes in anfang der gſchöpfd alle ding nach lebendig wurdend, daß der arbeiter in uswendigen dingen gott glycher iſt denn üzid in der welt.

III. Für das dritt hat üch der eigennutz dahin gebracht, daß all üwer kräft und ſtärke, die man allein zuo ſchirm des vaterlands bruchen ſollt, von frömden herren hingefuert und verbrucht wirt. Sehend wie unglych das unſeren vordren iſt. Die wolltend die frömden herren in unſeren landen nit lydenn und iez geleitend wir ſy daryn, ſo feer ſy vil gelts hand, und teilend die ſach alſo, daß etlich das gelt, etlich aber die ſtreich uſleſen mueſſend. Und wo ein frommer mann ein redlichen ſun erzogen hat, leitend jm den die houptlüt, das er in die allergroeſtem gefærd hungers tœden krankheiten ſchützen und ſchlachten gefuert wirt. Und ſo er ſin übriget gelt rechnet, hätt er daheim mit dröſchen alle tag um vier pfennig und ſpys mee fürgeſchlagen, gienge es jm joch ſo wol, daß er vor der rechnung nit erſtochen und erſchlagen wurd; und demnach erſt ſin armer alter vater, den er mit ſiner arbeit ſollt erzogen han, ouch in bettel wirt gericht: aber denen, die das gelt ſecklend, denen manglet daby nüts. Ich hoff aber zuo gott, der erlüchte ſy, daß jnen offenbar werde wie tür ſy ſölich gelt ankumme, das ſy gar ring ſchätzend. Sy fuerend üch wol in vereinungen: aber mit groſſem gelt muoß man ſy vorhin vermieten. So es nun an die ſtreich gat, ſo ſtellend ſy dir dinen, eim andren ſinen ſun dar. Und ob ſy glych vereinungen machend, daß man nieman zwingen ſoll, ſo laßt man doch die ufweibler mit dem gelt iedem zuo ſinem ſun kummen. So iſt guot zuo merken was ein jung bluot thuot. Deßhalb ſölch fürwort nun ein farw iſt, glych als ob einer an ſiner verfuerten tochter meinte unſchuldig ſyn, drum daß er die tochter nit hätte gheiſſen under den ſchwächer ligen, und hätte aber mit jm ein bund gemacht daß er jn mueßte allweg, ſo oft er wöllte, zuo jren fry gon laſſen und werben.

Darus darnach für und für gefolgt iſt daß jr üch ganze rych underſtanden habend in üweren ſchirm ze nemen, und alle ſtreich aller völkeren ze überſtarken. Das thuot alles der eigennutz: der überredt zum lezten den menſchen, es werde alles glücklich gon, wie

er es joch anſehe; und ſo jm daryn regnet, ſo wuetet er denn, und gibt diſem und jenem die ſchuld. Glych als wenn einer ſiner ſtärke ze vil vertruwt, und überladet ſich mit einer ze ſchweren burde: ſo jn die niderdruckt, ſpricht er nit «Ich hab ze vil uf mich gnommen», ſunder «Ich bin geſchlipft» oder «Ich hab ſy nit recht uf mich genommen, oder nit recht zemmen gebunden»; und iſt doch die ſchuld niemans dann deß, der ſich übernommen hat.

Es iſt ouch in dem vergelten der herren das ze bedenken, daß die die allergrœſten gaben empfahend, fölichs nit offnend. Und ſo ſy aber ſich tæglich hœher und koſtlicher zichend, ſo wirt ie der næchſt, der nüt minder ſyn vermeint, angezündt glych ſo koſtlich ze faren. Und ſo er fölichs nit wol vermag, ſo muoß er an die gnad des gabenmerers kummen; und zuolezt ſo beſetzt er jm ſin acker wyngarten und matten; dann hilft er jn um ein kleins penſiœnlin: daruf verzert er viermal als vil; und nachdem er gar nüts mee hat, louft er denn um ein földlin oder drü in ein krieg ſchlacht und ſturm. Damit kümmend jr um üwere redlichen lüt, und verbruchend die in frömder herren dienſt um das ſchmend gelt; und werdend wenig rych daby. Aber dieſelben werdend ouch ſo rych daby, daß ſy üch die übrigen bald werdend mœgen uskoufen. Doch welle gott daß ich vergebne ſorg hab! Wo es aber gſchicht, werdend jr nit denn ein ſchweren adel han, ſo hab ich unrecht geredt.

Aber thuond die ougen uf, und umſehend üch, daß üch das übel nit behage. Nemend war, üwere knecht ſind iez in Meiland, lydend hunger durſt und krankheiten, werdend ouch oft uf den ſcharmutzen erſtochen. Nun hand ſy heim gewellen, und iſts als man ſagt, hand üwere gwaltigen jnen by jrem leben gebotten ze blyben. So ſy nun, als uf dem weg iſt, belægeret und mit erhüngeren föllind angefochten werden: wie wölltind jr es verantwurten, daß jr ſy geheiſſen hand blyben, das die vereinung nit zwingen mag. Und nachdem jr ſy nit entſchätten möchtind, wurd ie der knechten ſchuld uf üch ligen, dann jr ſy hand gheiſſen blyben. Und ſo ſy erſt überwunden föllind werden und erſchlagen, da gott vor ſye: was meinend jr daß die biderben lüt darzuo reden wurdind, denen jre ſün brueder und verwandten umkommen wærind? Und ſo ſy üch, die vermietten, der gſtalt antaſchen wurdind: was möchte anders darus werden weder groſſe ufruoren und unruow? Denn on zwyfel ſo gedæchte ein ieder bidermann: Schenkt man jnen das, ſo hebend ſy noch ein grœſſers an. Sehend, in fölich gefærd fuert üch der eigennutz, der alle frefel gdar underſton und jnen ein guote gſtalt geben.

Es iſt ouch das ze bedenken, daß ein ieder in der lezten not jm ſelbs ze hilf kummt wie er mag. So nun die anfänger fölcher gefarlicher dingen ſehen wurdind daß man ſy ſchen wollt und ſuochen, ſo wurdind ſy, wo ſy möchtind, ein nüwen krieg anheben um liecht urſachen, nun daß ſy der welt ungnad anderswohin verwandtind, und jro darmit vergeſſen wurd. Deß ſich etlich ſchon hand laſſen vermerken, iſt es als man ſagt, die ſygind heim kummen, habind jr bälmlin geſchoſſen, und hab ſy nieman gemœgen widrum hinder ſich zuo denen knechten bringen, die ſy vormal habend hinweg gefuert: ſunder ſy habind daheimen angehebt das predgen recht ze legen, und etlich ort wider einander richten um des gottswortes willen, uf welches ſy ſich one zwyfel wenig verſtond; und gienge jnen jr ratſchlag für, ſo wære ein eidgnoßſchaft ſchon zerſtœrt. Denn es jro ſicher wurde gon wie der mus und dem fröſchen: die kampftend mit einander ſo ernſtlich, das ſy des wyen nit gewar wur-

dend: der fuor zuo, roubt und fraß fy beide. Meinend jr nit, üwere fyend wachind? und so fy üch fchaden möchtind, wurdind fy es nit fparen? Darum lydend ee alles übel mit einander, ee jr üch wider einander laffind verhetzen, denn dasfelbig üwer gwüffe verderbnuß wurd fyn. Laffend üwere pfaffen mit einandren um des gloubens und facramenten willen kämpfen wie faft fy wellend, und nemend jr üch der fach zuo keinem zwitracht an, funder hangend dem alten waren gott an, der üweren vordren allweg glück und heil ggeben hat, diewyl fy in finem willen lebtend. Leert etwar unrecht, es wirt fich mit der zyt wol erfinden: denn ift die leer von gott, fo mag fy nieman hindren; ift fy nit us gott, fo wirt fy fich felbs zerbrechen. Es find oft irrtum entftanden: fy habend aber nit fürgebrochen. Ift nun die man nennet die nüwen leer ein irrtum, fo wirt fy wol nidergelegt: ift fy aber gerecht (als gar nach die allergeleerteften alle mit einander redend; dann ich jm ze fchlecht bin: gott erlüchte mich bas), warum wöllte fich denn ieman den papft oder bifchof laffen wider die warheit verhetzen? Luogend um üch, frummen eidgnoffen! Hand üch die pæpft und bifchof und legaten und cardinal nit arbeit gnuog zuogerüft? Denkend hinder fich!

Darum, eerenfeften frommen &c. getrüwen lieben eidgnoffen! Legend fölliche blæft und begirden nider, vorus den eignen nutz, üwren groeften fyend, und gedenkend, als ouch die heiden geredt hand, daß mit einhelligkeit kleine regiment groß ufgewachfen find, und mit zwitracht widrum zergangen. Haltend üch zefammen, und laffend die frömden herren fich mit einandren roufen, und fehend ouch einmal zuo, und verdingend üch nit, daß jr jnen alle jre ftreich wellind ufleſen, dann es warlich warlich mit der zyt üch ze fur wurd. Ob aber etlich fo ungewunnen gytig find, daß fy nieman von jrem fürnemen bringen mag, alfo daß fy für und für mit frömden herren machen, das gelt nemen, und der frommen kind die ftreich ze lœfen fchicken wölltind: fo mœgend jr wol denken was üch gott und die notdurft mit jnen wurde heiffen handlen; deß ich mich gegen üch nit annimm oder leer. Aber gott hat allweg die ouch geftraft, die den fündenden nit widerftanden find. So nun etlich fo bærlich mit fölchen händlen umgand, muoß man ie diefelbigen abftellen, oder warten daß gott fin fchwert über das ganz volk zuck und bruche. Jr föllend ouch wüffen daß ich gar nit der meinung bin als etlich die fich üwers unfalls fröwend: die meinend, es fye um üch gefchehen; ein eidgnoßfchaft werde kurzlich zergon: denn die hab fich an den küng von Frankrych gehenkt; der fyg iez verdorben, und fyg ein eidgnoßfchaft in jr felbs zwiträchtig. Ja dero meinung bin ich nit, denn ich wol weiß daß gott fyn gnad denen, die fich beßrend, nimmer entzücht. So han ich von unferen vordren allweg gehœrt, es fölle fich zwüfchend der eidgnoffen blaft nieman legen, oder aber er werde wol als übel klemmt als zwüfchend bruederen. Dannenher ift mir eigenlich vor, gott habe der frommen in einer eidgnoßfchaft, die mit fölicher mißhandlung nüts ze thuon hand, noch nit vergeffen, werd fy ouch etlicher gefærd nit laffen entgelten. Ich hoff ouch darby, es werdind fich die penfiœner und vermietten, ouch die kriegsknecht erinneren was groffen übels das fye, daß einer gelt nimmt, und über einen frommen mann zücht, der jm laſter noch leid nie gethon hat, und nimmt jm das fin, und fchlächt jn erft by wyb und kind ze tod, und verbrennt jnen demnach jr herberg, verderbt jnen jren boden, daß fy erft darnach fchier hungers fterben mueffend. O Gott, erlücht die blinden herzen! Und nachdem fy fich empfindind unrecht

gethon haben, werdind fy zuo gott um gnad werben, und fölcher mißhandlung fich verzyhen und abſton, damit jr widrum in einträchtigkeit kummind; und wo die mit gott under üch iſt, ſo will ich üwer vor der ganzen welt nit fürchten: ſo rych ſind jr an mannhaften lüten. Und wo jr inner üwren zylen blybend, ſo mueſſend jr fölche gfehätz ſchanzen und vorteil nit entſitzen als in frömden landen. Jr ſehend wol, man laßt üch nümmen ze ſchlahen kummen, ſunder ficht man üch mit uffſatz gſchütz ſchanzen und vorteil und liſten den hals ab. Sind witziger weder daß jr um des ſchnœden gelts willen üwere lyb und ſeelen in andrer herren dienſt verderbind, und üwer vaterland widrum in gefar der tyrannen kummen laſſind. Denn glych wie der ein tochter zuo uneeren buolt, jr allergruſſter fyend iſt, alſo ſind üwre gruſten fyend die üch nun zuo jrem muotwillen und ſchirm bruchend. Wœnend aber jr, darum fy üch gelt gebind, fy ſyend üwer fründ? und iſt aber ein ſchnœder pfennig, der ſinen herren umbringt.

Ob aber etwar ſprechen wurd ‹Wie ſöllind wir widrum in einträchtigkeit kommen?› ſoll daß antwurt ſyn ‹Mit hinlegen des eigennutzes›: denn wo der nit wær, ſo wær ein eidgnoßſchaft für und für mee ein bruoderſchaft weder bündnuß ze nennen geweſen. Spricht einer widrum ‹Eigner nutz ligt in ides herzen; daruss mœgend wir in nit bringen: denn gott mag allein die herzen erkennen und meiſtren›: ein andre antwurt: So thuond jr ernſtlich das üch zuoſtat; wo jr den uswendig findend freſenlich übel gethon han, ſo ſtrafend den, laſſend jn nit wachſen. Und daß er in den herzen der menſchen usglöſcht werd, ſo verſchaffend daß das göttlich wort trülich by üch gepredget werde. Denn wo gott in des menſchen herzen nit iſt, da iſt nüts denn der menſch ſelbs. Wo nüts denn der menſch ſelbs iſt, da gedenkt er nüts anders denn das zuo ſinem nutz und wolluſt dienet: dannen folgt darnach daß man ſo untrülich hinder einandren fürgat. Wo aber gott des menſchen herz beſitzt, da bedenkt der menſch nun was gott gefallt, ſuocht gottes eer und des nœchſten nutz. Nun mag gottes erkanntnuß nienenhar klœrer kommen weder us ſinem eignen wort. Wöllend jr nun gottes erkanntnuß under üch haben, damit jr fridlich und gottesförchtlich lebind, ſo ſtellend allein darnach, daß üch das gotteswort eigenlich nach ſinem natürlichen ſinn gepredget, one zwang und gwalt aller menſchlichen wysheit klarlich und verſtändlich an tag gelegt werde. Denn werdend jr ſehen daß die üwren von jnen ſelbs unguoter ſtucken abſton werdend; als denn by uns offenlich von etlichen orten geredt wirt daß ſy frömdes kriegens abgeſtanden ſyend allein us underricht des gottesworts.

Laſſend üch nit an die pfaffen, die zuo üch weinend kummend, es gang jnen an jrem opfer und pracht ab, und ſchryend ‹Das iſt ketzeriſch! das iſt lutheriſch›: ſunder ſehend was man mit dem wort gottes fürnem, ob man allein zuo der eer gottes und gnotem der conſcienzen dringt, oder uf den harkommen gwalt und pracht der pfaffen. Und ſo jr das ſehend allein zuo der eer gottes und ſeelenheil reichen, ſo fürdrend es, gott geb was jener und diſer ſag: denn das wirt üch fromm gottsförchtig lüt ziehen; damit werdend jr üwer vaterland behalten, und obs glych dem tüfel leid wær. Denn wo gottsforcht iſt, da iſt die hilf gottes; wo die nit iſt, da iſt die höll und alles jamer und unrechtes. Darum loſend dem gottswort: denn das wirt üch allein widerum zerecht bringen. Und nemend diß min herzlich und

fründlich warnen im beſten an; dann vil, als ze beſorgen iſt, zuo üwerem unfall wol lachen möchtind, und üch denn mit vil ſchmæchlichen geſchriften usbreiten. Denen gebend nit ſtatt um gotts willen. Der welle üch in ſin huld nemen und behueten! Amen.

Uf mentag nach dem maytag im MDXXIV. jar.

ZUSCHRIFT DER ANTWURT ÜBER DOCTOR MARTIN LUTHERS BUOCH, BEKENNTNUSS GENANNT.

Zwinglis Werke von Schuler u. Schultheß, Bd II. Abth. II. S. 94—97.

Den frommen chriſtlichen fürſten, Johannſen herzogen zuo Sachſen, und Philippen Landgrafen zuo Heſſen, embüt Huldrych Zwingli, ein einfaltiger prediger des evangelii Chriſti, gnad und frid von gott durch Jeſum Chriſtum ſinen eingebornen ſun, unſeren herren und heiland, bevor.

Demnach will ich vor allen dingen urſach anzeigen warum ich ſchlechter zuo üwren gnaden ſchrybende nit an den titlen ‹hochgeborn›, ‹durchlüchtig› &c. anheb. Namlich daß mich dunken will daß vil ſygind die nach der welt und des fleiſches achtung hocherborn, aber gegen gott und der grechtigkeit ermeſſen gar feer hieniden ſygind; und durchlüchtigkeit, die doch ouch den glasfenſteren eigen, erſt in nüwen zyten von den ſchmeichleren den fürſten angehenkt iſt: aber der frommen chriſtlichen fürſten ſo wenig, daß gottes urteil billich verordnet daß wenig den titel tragind, ſunder mee fröud habind an der ſinſteren durchlüchtigkeit die von jnen gſagt wirt, weder daß ſy klare, das iſt hochberuemt von trüw und frommkeit wærind. So aber hiemit man gemeinlich, wo man üch erkennt, als fromme gottsförchtige männer und fürſtänder des evangelii Chriſti lobt, hab ich nit zwyfel, jr empfahind keinen verdruß darab, daß ich üch nach dem bruch der apoſtlen ‹fromm und chriſten› für ‹hochgeborn und durchlüchtig› nenu. Dann als die apoſtel die chriſten *ſanctos* genennet, habend ſy durch das wort nüsid anders weder fromm wellen verſtan. Uf das wüſſend jr fromme fürſten wol was ſpanes ſich halt des nachtmals Chriſti halben zwüſchend dem treffenlichen mann Martin Luther und uns; darin ſo vil buecher und briefen verſchriben, bis es zuolezt dahin kommen iſt, daß ouch das buoch, die bekanntniß Martini Luthers genannt, harus gemueſſen hat. Welchs mit was züchten oder fuogen, ja mit was warheit und chriſtlichem geiſt es gſchriben ſye, wir gott und allen glöubigen befelend. Nun iſt das buoch one gottes ordnung, one die unſere haar nit ſchwarz oder graw werdend, nit an dwelt bracht. So will er ouch guotes damit ſchaffen. Deßhalb wir ganz troſtlich und kuen ab der gſchrift worden, ſo wir offenlich nit allein an den worten ſehend daß er nit grund hat, ſo er ſich mit ſchmæhen ſchnawen und ſchnerzen underſtat zuo erretten, ſunder ouch an den ſinnen und begwaltigen der gſchrift; dann er vil ſo untüchtiger ſinnen harfürbringt, und will ouch daruf buwen, daß wo jm alſo wær, alle erkanntnuß gottes verdunklet, alle gſchrift in zwyfel geſtellt, und er ſich ſelbs in aller ſiner leer mueßte zeruckwerfen. Und fuerend aber unſern züg wider jn, der jm ſicher

obligen und ſigen wirt; dann ſin buoch eim zerſtröwten zwiträchtigen hufen glych iſt, da ein rott hieus, die ander dörthin will, die doch daby vil gſchreyes und dröwens uſſtoſſend. Jr werdend, fromme fürſten, ob gott will, das als hell der tag iſt ſehen, wie Luther mit dem buoch nit allein wider ſin vor ußgegoßne buecher, ſonder wider ſich ſelbs in dem buoch iſt. Deßhalb ich nit anders achten kann, dann es gange jm wie eim, der etwas gelts oder zügs in der nacht verlüret (wie in *Ciſtellaria Plauti* gemalet wirt), und das on ein liecht widerum ſuochen muoß: dann glych wie derſelb harumgryft und tapet wo er etwas finden möcht, alſo gryfet Luther harum was er finden möcht das jm hulf; und bald hat er ſin ſelbs vergeſſen, und ſetzt das er vor gelöugnet, oder löuguet das er vor geſetzt hat. Macht ouch ſin allererſten leer nit allein argwœnig, ſonder gibt den pæpſtleren urſach ſy zum hœchſten ze ſchelten, ſo er heißt in der gegenwürtigen materi, darin er aber von der gottheit und menſchheit ze handlen gezwungen wirt, allein über die buecher gon, die er in vier oder fünf jaren geſchriben hab: dann welcher wirt nit ſagen, verharre man noch fünf jar, ſo wirt er ouch die buecher, die er in den nœchſten fünf jaren geſchriben hat, in argwon ſtellen. Welchs uns warlich wirs kümmeret weder alle ſchmach und ſcheltwort uns angethon. Nit daß ieman nit widerruefen ſölle, ſo er irret, ſonder daß es ein arbeitſeliger jamer iſt, daß er us zangg dahin kummt, daß er die ſtuck die er vor wol geleert hat, ee will ſtürzen laſſen weder wychen. Wiewol ſy nieman ſtürzen mag, wo ſy in gottes wort gegründt ſind. Hierum un, fromme fürſten, werdend wir us urſachen gemœtiget unſer geſchrift an üch ze ordnen und förmen, wol wüſſende zuo welchen geſpött uns das gemeſſen werden mag; dann wir an Luthers geſchrift wol vermerkend daß unſere geſchriften in üweren landen nit geleſen werdend, ſo er uf uns legt das wir nit geleert, und harwiderum das wir warlich geleert habend verlöugnet; damit aber die warheit groſſen ſchaden erlyden möcht. Der apoſtel Paulus leert, man ſölle alle ding bewæren und das recht annemen: ſo verweert Luther daß unſer leer (die nit unſer, ſonder gottes iſt, als ſich hie und am jüngſten tag erfinden wirt) nit geleſen werd, ſonder vermaledyet ee und ſy verhœrt iſt. Nun hat es ſich von ie welten har nit allein by den glöubigen, ſonder ouch by den heiden erfunden, daß welche die warheit erkauntend, und darby trüw warend, nit lyden mochtend daß jre geliebten derſelben erkanntnuß ſölltind entroubet ſyn. Warum ſolltind wir denn, fromme fürſten, üwer fromm volk, das uns von herzen lieb iſt, als das gottes wort frœlich annimmt, ja das ein volk und ein kilch mit uns iſt, unſere und wir jre glider an einem lychnam, laſſen in irrung verfaren? Wie wölltind wir das gegen gott immermeer verantwurten, daß wir um deßwillen, daß uns Luther nit ſo unmenſchlich ſchulte, jm in der ſach der warheit wichind? Vorus ſo wir wüſſend daß wir jn by allen verſtändigen, ſo ſy die ſach mit unpartyigem herzen und glouben erwœgend, ring mœgend überwinden. Warum ſolltind wir uns den ſchmutz laſſen abwenden, da ein ieder ja reden kann »Jr gebend üch ſelbs recht: Luther redt ein anders«? So doch wir tæglich ſehend daß, ſo Luthers meinung glych an ſtätt und orten allein geleſen, und unſere gſchriften nit geduldet werdend, die warheit, die by uns ſtat, dennoch zuonimmt; und harwiderum, da ſine buecher mit groſſem pracht und pomp, vorus von den papiſten angenommen werdend und fry on alles verbot geleſen, dennoch die warheit nit ſchwachet, ſonder mee zuonimmt weder vor. So wir ſehend daß chriſtenlicher

frid und einigkeit vil grœſſer wirt, da die warheit in dem artikel fry erſuocht und one gefar mag angenommen werden, weder da jro geweert wirt. Chriſtus, unſer heiland, wyſt uns zuo ſölchem vorfechten, da er ſagt ‹Welcher in mich vertruwet, von dem werdend lebendige flüß flieſſen.› Es ligt nit daran, was die widerpart ſag. Wir ſöllend ſehen daß wir die warheit nit laſſind mit der luge niderlegen. Es ſoll uns ewiglich gnuog ſyn, ſo wir dem gefallend, under den wir yngeſchriben ſind: der kennt uns wol; er weißt ouch unſer conſcienz wol, ob die um unſers oder ſines namens willen ſtryte wider einen warlich nit kindlichen helden. Dann ſo feer wir um eeren willen reiſetind, mueßtind wir in anderen artiklen fechten weder in dem, da wir iez nit die papiſten, ſonder ouch den Luther und alle die ſunſt nienen weder in ſinen buecheren geleert ſind worden, zuo widerſächeren haben mueſſend. Wer kann doch das liecht der warheit ablöſchen? Oder ſoll man das liecht under das mæß ſtellen? Sygind alle unſer widerſächer ſo friſch, und laſſind unſere gſchriften nebend den jro wandlen, und ſehe man demnach zuo wëdre leer zum erſten von allen rechtverſtändigen angenommen werd. Oder ſind wir ſo ſchwachgloubig, daß wir meinend, obglych unſere leer falſch wær, daß gott darum die ſinen wurd drin laſſen verſinken? oder ſo fy grecht iſt, daß man jro verweeren mœge? Es iſt kein ſo unrechter unverſtändiger richter uf erden, ſo man jm von zweyen parten ſagen wurd, dero die ein gar keinen vorteil ſuochte noch jrer widerpart gſchriften underdruckte, aber die ander thæte ſölichs, er wurde zum wenigeſten die vorteiligen part in argwon ſetzen. Nun wellend wir, fromme fürſten, ganz nit gegen Luther handlen als er gegen uns, ſonder jm iez fry vor gott alle ſchänzelwort lüg fluochen verwerfen und bannen verzigen haben, und jn mit keinem *convitio*, ſchälken und ſchmæhen beladen: er ſoll daſſelbe fry bevor haben; wiewol er uns nit allein nit für chriſten, ſonder ouch nit für menſchen haltet. Aber hieby kann nieman ſagen, ſo wir genœtet werdend ze reden ‹Luther thuot uns gwalt, er redt die unwarheit, er redt wider ſich ſelbs, er fälſchet die gſchrift oder ſich ſelbs›, daß wir mit derglychen worten jn läſtrind, ſo wir das offentlich ann tag bringend: dann on ſöliche wort kann nieman ein ſach wider ſinen widerſächer uſueren. Derglychen ein fruotig ſchimpfwort *in loco*, da es zimmt (als ſo ich ſpræch ‹Luther thuot glych als die ſchwachen fechter: ſo ſy überwunden werdend, ſagends, der widerſächer könne es nit; oder der überwunden ſuocht ein hader›; und deroglychen), hoffend wir ja ouch daß uns die nieman verargen werde, dann ein groſſer underſcheid *inter jocos riſus et maledicta*, under ſchimpfen und ſchmæhen iſt. Wöllend darum nit ſpöttlis machen: es gilt ernſt. Aber iedoch wellend wir uns höllifcher wuetender zänggifcher unmenſchlicher worten maſſen, und ganz frœlich und fründlich den handel alſo mit gott vollſtrecken. Sytenmal Luther ſo vermiſchlet geſchriben, und das by uns ordenlich zemmengeſetzt inn vordrigen geſchriften, er nach ſinem ſinn getheilt, und aber allenthalb etwas irrigs underſæjet hat: wellend wir erſtlich über ſin buoch, wie groß es joch iſt, zum kürziſten antwurten, und demnach was in dem widerfechten ſiner irrungen nit gnuogſam erlüteret iſt im anderen teil erklæren und befeſtnen, und zum lezten was er unrechts hat usgoſſen in ſinem glouben hell anzeigen: alles us gottes wort, zuo deß eeren allein und guotem dem næchſten. So aber üch, fromme fürſten, nit anzemuoten iſt um groſſer geſchäften willen mit denen jr beladen ſind, daß jr diſe geſchrift zuo end leſind:

ist doch unser demuetig bitt, jr wellind sy lassen verlesen durch unangefochtne unpartyige gottfürchtige geleerten, und jnen empfelen alles das sy vermeinend us gottes wort nit grund haben verzeichnen und uns zuoschicken: wellend wir allweg guoten bescheid geben. Und ist vil wæger, die ding werdind under den geleerten besprochen und erduret weder mit unfründlicher offner gschrift. In hoffnung, der allmächtig gott werde unser klopfen und bitten erhœren, und uns alle, die nüsid ernstlichers begerend weder mit einandern frid in der warheit haben (so feer es ist als wir all redend), einig machen. Denn so feer wir der warheit in disem artikel recht ins angesicht sehend, so ist es us um alle zængg der üsserlichen dingen halb, und das papsttum erst recht geschwendet und verderbt. Daß Oecolampadius geschrift und mine semmen gedruckt werdend, bschicht von kürze und kommliche wegen: anderst solls nieman ufnemen. Der lebendig ware gott, vater sun und heiliger geist, welle üch, fromme fürsten, sammt üweren landen bewaren, und gemeiner christenheit die einigkeit sines geistes verlyhen!

Amen.

BRIEF NICLAUS MANUELS, VOGTS ZU ERLACH, AN SEINE HERREN ZU BERN.

Niclaus Manuel von Grüneisen S. 291—293.

Min fründlichen vnd vngeferbten grus mit erbietem williger Dienst synd üch zuvor mit allem Vermœgen liebs vnd Guts dargestellt, demnach so wüssend, das ich üch zuschick Ein gutten gsellen, Mit Nammen Immer Wyn von Erlach, Ein person von eim allten stammen, geschlecht vnd harkommen, welches Vater von sinem großherren vnd Vater genommen vnd lebendig vergraben ward, alß der nun vß wunderbarlicher mit Würckung des großen allmächtigen Gots disen sinen Sun, mit Zuthun der Fürsechnen Mutter, In dem Grab geboren, In der Forcht des Herren, gehorsame sines schöpfers, sampt aller Zucht vnd Eren erzogen, hat beyde, Vater vnd kind merklich groß kummer, betrüptnuß, schmärtzen, angst, not, Ellend vnd Jammer erlitten. Es habend grob vngewißen lüt mit ysinen haken *) ann alle erbermbd, zu inen geschlagenn manchen starckenn streych, vnd sunders dem Vater im nechsten vergangen Hornung, Mertzen vnd Abrellen monat, alle sine glider abgehouwen, die Ime der War trœster aller betrübten mit siner vnpreißenlichen artzny widerumb nüw fruchtbar, mit marck, adern, allen natürlichen Zuflüßen lebhafft, krefftig, vnd besser, dann vor ye erweckt hatt, als nun der Sun vom Vater vnd mutter, in blüender Jugend, mit rechter forgfeltigkheit, erzogen, vnnd beschirmpt, Ist aber ein grusamer schmerz bringender angriff, vff sy fürgenommen vnnd endtlich verbracht, Namlich das ettliche Wyber habend gellt genommen, vnnd Inen vil Irer glider abbrochen, die über-

*) *bei Grüneisen* grob vf gewißen lüt mit ysinem haben

geblibnen gebunden, an Tännin fülen, zu dem ſo hand ſy vor vnd nach müßen ſtan, Jar vnd tag vnder fryem himmel, nackend, bloß vnd barfuß, den meren theil Im erdtrych, biß über die Weiche, was ſy da erlitten, von Kellte, ſchne, ryffen, hagell, regen, wind, hitz vnd brenner, gib ich üch ſelb zu bedenken, Ich möchts vor großem mitlyden nit alles beſchryben, vnd da ſy vermeinten aller not entrunnen, In ſicherm Frid vnd rüwig ſin, do iſt erſt ein betrübter Wulchenbruch des Ungevels über ſy gevallen, dann ein Mercklicher ſtarcker Zug, zu Roß vnd Fuß, iſt mit einem gæchen ſturm, über Zün vnd muren Inprochen, mit Züberen, Küblen, gellten, prenten vnd hand mit *) gwallt, an alle vorgende vrtheyl, vnverhœrter ſach denn frommen züchtigen Jüngling, dem Vater vß denn armen, der mutter ab der bruſt frœventlichen Entzuckt, beroubt vnd genommen, In ein hultzin Kärcker geworffen, mit großen Knüttlen vff Inn geſtoßen, dardurch Im alle ſyn meriſte heimligkheyt zerſtuckelt vnd zerbrochen iſt, alls er nun ſo gar ſchwach vnd verſtellett **) was, das In vil nach niemand bekant, habend ſy in vff ein Wagen geworfen, vnd alls ein Mörder vß geſchleyfft, vf die gewonliche Richtſtatt, da hatt ſich erſt die tœdliche not erhezt. Sy hand den tugendrychen, fründſæligen, fröüdbringenden, liebgehapten fründ, vff ein breyt holtz gelegt, Ein ſchwær mächtig groß Holtz mit ſonnderm Vorteyl, vnnd bereytten Inſtrumenten vff In, zween Mann darzu verordnet, die all ir krafft daran geſtrekt hand *), den onſchuldigen zerpreßt, zerſchmettret, das weder marck, ſafft, noch keinerley Füchtigkeit in im belibenn, vnnd wie ein dürre grieb, den vnvernünftigen tieren vnd ſchwinen, dargeworffen, demnach ſin vergoſſen ſchweyß, In ein Vaß geſamlet, allſo ſchick ich üch den Not erlittnen, zu beherbergen, doch ſehend zu, das er üch nit ein Duck tüge, So er ledig wurde, dann er iſt hanndfeſt, vnnd ſorglich, Eins fræflen Nodtveſten geſchlechts, Ein geſipter **) blutsfründ des wytberümpten Hellden Hannſen von Vivis, Er hab erlitten was er hab, hüttend üch, land nit mer vff ein mal Inn, denn Ir wol mœgend gewaltigen, die Jungen gſellen ſind abentürig, ſtarck vnnd muttwillig, diſſe biſtorien ſampt angehänckter Warnung, Hab Ich üch ſchuldiger pflicht nach nit wöllen verhallten, Hiemit ſind gott bevolchen, Datum zu Erlach Zinstag vor aller Heiligen Tag. Im xvC^{t}, vnd xxvjten Jar.

Niclaus Manuel
der vwer all Zit.

*) vnd **) verſtallert

*) die all in krafft daran geſtrebt hand **) geſitster

AUS BERTHOLDS DEUTSCHER THEOLOGIE.

Tewtſche Theologey. *Nach Vorrede und Schlußſchrift von* Bertold Biſchof ettwann zuo Kiembſe — Geſchriben im Cloſter Raytenhaſlach bey Burckhawſen vnd geendet am leiſten tag des monats Nouembris. Nach Chriſti vnſers hailers geburd .1.5.27. jar *Fol. 248 ungezählte Blätter zu vier Spalten.* *Am Schluß* Gedruckht vnd volendet in der Fürſtlichen Statt München durch Hanſen Schobſer puoechdruckher daſelbs, am leiſten tag des augſtmonets. Als man zelt nach Chriſti geburd M.CCCCC. XXviij. jar.

(*Bl. G e. 3.*)

Sexzehend Capitel von abtrünigen Chriſten.

1 Die groſſt plag. ſo got vber die menſchen verhengt, iſt abtrünig zewerden von warem glawb vnd ſich aus ordenlicher gehorſam zeziehen. Dieſelben bede, benentlich abtrünikait vnd vngehorſam, ergeen yetz in tewtſch landen. Dauon Paulus ſagt. daz der tag Chriſti (nemlich die groſs plag vnd verhengnuſs ainer ketzerey) verhanden werde ſein, wann darumr beſchehe der abfal. das iſt, ſo die lewt abfallen von gemainer kirch, auch von Papſt vnd Kaiſer, als erzaigt iſt newlicher zeit vnd auch noch, daz weder dem papſt noch kaiſer gebürliche gehorſam beſchiecht. beſonder wider Papſt ergeet vnchriſtenliche vngefueer. Diſer zeit wirt auch geoffenbart haimlicher neyd vnd haſs, den vnrichtig lewt in jrem hertz lang verporgen gehabt haben wider gemaine kirch vnnd wider die geiſtlikait. Ferrer beſchreibt Paulus die abtrünigen alſo. Wer ſich in ſeiner lere nit helfft der hailſamen wort vnſers herren Jheſu Chriſti vnd jhener lere die zuo guetikait gehoert, derſelb iſt hochfertig vnd kan nichts, ſonder er focht in fragſtucken vnd ſtritigen worten. daraus voligt Neyd, Krieg, ſchelten, argwon, gezäng vnſiniger lewt. Nachdem dieſelben der warhait berawbt ſeinn, vermainen ſy, zeitlicher genies ſey ain wolthat. Yetzbemelte weiſſagung Pauli erſcheint offennlich in gegenbürtigen vnſern falſen lerern vnd verfueerern des volckhs. Wie vorzeiten Jheroboam ainen rat erdacht zuo vndertruckhen die ſynagog, alſo hat diſer ellender zeit dewfel vnd ſein diener, chriſtenlich kirch zeuertiligen, diſen liſtigen rat erfunden, daz erſtlich die geiſtlichen werden verderbt, vertriben vnd gar awſgetiligt, vermainen ſchon fælig zeſein ſo ſy der prieſter los werden. Wo nu in ſand Peters ſchiffel nymer ſchefflewt ſeinn, daſelbs muoes das ſchif aufmm mœr dits jamertals vndergeen. Als Paulus zuo Centurio vnnd ſeinen reyttern ſprach. Nur die ſchefmannen beleiben jm ſchif, ſonſt mügt jr nit hailſam beleiben. Dewfel hat durch ſein geſind daneben fouil angericht, daz deſſelben ſchifs ruoeder vnnd annder notdurftig geſchirr zerprochen, zuoerſtræet vnd verloren iſt, benentlich die ſacrament, meſs, ſingen, leſen auch all ander Criſtenliche zier vnnd gotſdinſt erloſchen ſeinn. Dadurch vns tewtſchen bey got vnd ſeiner (*G e. 4.*) kirch aller troſt vnd hofnung vnſerr fælikait entzogen vnnd benomen iſt. wie abermals Paulus ſpricht. Die ſchiffart iſt nit ſicher, ſonder mit vnrecht vnd groſſem ſchaden hebt ſich an die ſchiffung vnſerr ſelen. Als dann numals bey vns teutſchen nymer ſeinn gebürlich noch bruee-

derlich trew, fonder aller jrrthumb, pochen, vbermuoet, khain lernung auf guoet tugent, allain auf hochfart, geytz, gellt gewingen, auf liegen vnd betriegen auf krieg vnnd vergwaltigung. Welher bas mag, der ſchewbt den andern in ſack.

2 ¶ Wann die Lerer jmm glawb widereinander ſeinn (wie yetz beſchiecht) vnnd du begereſt die warhait zewiſſen vnd zegelawben, alßdenn merck die art beder partheyen. Die vngerechten lerer beſchermen ſich mit dewfels waffen, erſtlich in jren leren, predigen vnd ſchreiben abſonndern ſy ſich von gemainen leren vnd kommen her in vbermuoet, hochfart, pochen, trutzen, ſy hallten von nyemants dann von jnenſelbs vnd von jren nachuolgern, vnd beruemen ſich heilige ſchrift zeuerſteen über all annder lerer. Dieſelben pflegen ſy zeuerachten, zeuerwerffen, zeuerſmæhen vnd zuoſambt gemainer kirch zeuerſpotten, damit ſy vnuerſtändig volckh überreden. Auguſtino, Ambroſio, Jheronimo, vnd andern heiling als vnbewærten lerern, ſey nit zegelawben. Geſtymbt fals lerer dichten vnnd piegen wol jren grund auf heilige ſchrift, aber dieſelb pflegen ſy vnrecht zeuerſteen vnd fälſchlich außzelegen, zeuerändern, ettwas hinzuoe oder dauon zeſetzen auch ſich abzeſonndern von gemainer auflegung, die beſchloſſen ſeinn in Concilien vnd beſamlungen heiliger væter vnd Criſtenlicher lerer. in derſelben mitte Criſtus vnd heiliger geiſt on zweifel gnædiklicher wonet, dann bey Luther vnd andern abtrünnigen vnkeyſchen münichen, die vol ſeinn pœſer geiſt. Gegenbürtig fals lerer verraten ſichſelbs mit dem, daz ſy aus der ſchrift allerlay jrriger Artickel zeſamen klawben. darob ſyſelbs vndereinander offt vnainig, geſpalten, widerwärtig vnd zwiſpiliger falſer maynung werden, als beſchehen iſt zwi-(*H 1.*) ſchen Luther vnd Karelſtad. Zwingling vnd Eccolampadj auch andern newen maiſtern. Dermaſſen ſeinn verkert lerer nit allain wider die kirch vnd jr lerer, fonder auch vndereinannder offt ſtræflich vnaynig. Ja bey jnenſelbs an ettlichen ortten widerwärtig. dann die poßhait lewgt jrſelbs. vnd wer jrr geet, der kombt auf vil vnwegweis ſteyg. Der gerecht weg iſt aynig on vnderſchid. Die verkerten Lerer ſeinn auch in jren wortten vnnd maynungen offt wandelbar, hewt lernen ſy ains, morgen ain annders. hie lernet ainer weis, dort lernet der ander ſwartz, vnd ſtymmen ſellten zeſamen. Sy beleyben auch nit lanng auf ainem wege, fonnder ſy erdichten tæglich ettwas newes das man gern hœrt. nachdem ſy ferr vom weg der warhait wandern, dann falſcheit vnd lüg haben vngewis wege, auf denen die jrrigen gemainklich noch jrriger werden. Von föllhen hochmueetigen mayſtern ſteet geſchriben. daz vber ſy gegoſſen ſey ain widerwärtige vermuoettung. die ſy macht noch bas jrren jmm vnweg vnd nit in rechtem wege.

3 ¶ Dacntgegen pflegen die waren Lerer, als diener gottes, ainträchtiklich zegebrawchen die waffen der gerechtikait zuo bederſeit der rechten vnd tencken. das iſt in hailſamer lere gegen den gehorſamen vnnd in züchtiger ablaynung der falſchen lere gegen den ketzern. dann die warhait vnd ware lere hat nur ainigen verſtand vnd gewiſſen wege. wer darauf bleibt der jrret nynndert. Darauf er hye geet durch jrdiſche kirch vnnd kummbt bis in himliſche kirch. Wo aber jmm verſtannd des glawbs oder der ſchrift zweifel fürfellt, derſelb iſt zuoerledigen von obrern geiſtlichen, denen ſolhes von Chriſto beuolhen iſt. domit allweg aynikait in der ſchrifft ſey. Darauf Bapſt, Biſchof, auch allt bewært lerer vnd heilig væter, die ainträchtiklich geordent vnd beſchloſſen haben jhenes das langzeit bißher in criſtenlicher kirch gemainklich gehallten iſt, billich mer gelten ſollen, als frumm

beſtändig mannen, dann gegenbürtig new, ainlitzig vnd leichtferttig lerer, ſo die heilig ſchrift falſchlich eintragen vnd gemaine kirch frauenlich antaſten zuo auffruor wider die oberkait vnd zuo verfueerung des gemainen vnuer- *H 2.*)ſtändigen volckhs. Wer mag glawben vnſern gnædigiſten got als grawſſam zeſein, daz er ſein kirch nu über fünfzehenhundert jar in jrrung ſteen vnnd alſlang vertzigen hab heiligs geyſtes. den er doch verſprochen hat alltzeit bey der kirch zeſein, vnd ſy alle warhait zelernen. Darumb muoeſs vom pœſen geiſt kye ſein die new lere, ſo yetz wider die kirch eintragen wirt durch verkert lerer, die mit jrem geziertem ſchreiben vnnd ſueeſſen wortten gemain volck betriegen vnd verfueeren. Sölh übel verhengt got über vns tewtſch in gemain, von wegen vnſerr ſünd. Dauon geſchriben ſteet. Des herren ſewr hat geſlickt den awſſern tail des hœres gelegers.

4 ¶ Gemellt betrieglich Lerer, mit jren verplueembten ſyten, ſeinn bedeyt bey jhener hueeren, von der Ozea ſetzt, daz ſy an jren oren geziert vnnd allenthalben mit ſpanngen geſmuckt iſt vnd betrewgt jr liebhaber daz ſy gottes vergeſſen. Derſelben verfueerer lere wirt auch zuegeleicht dem vrhab der phariſeyer vnd ſadnceyer, vor deme Criſtus gewarnet hat ſein junger. Die bey demſelben vrhab verſtuenden das materlich geurhabt vnd ſawer prot der phariſeyer. Deßhalb ſtraffet ſy der herr vnd gab jnen zuoerkennen, daz er bey dem vrhab, der phariſeyer verkerte lere vnnd nit jr ſawr prot gemaint hab. Dieſelben phariſeyer haben die ſchrifft außgelegt nach dem puoechſtab vnd ſich nit wöllen weiſen laſſen vom ſchrifftlichem ſyn auf geiſtliche auflegung. deßhalb ſeinn ſy für ketzer geacht, als von jnen geſchriben ſteet. ettlich aus der phariſeyer ketzerey ſeinn aufgeſtannden, die haben glawbt vnd geſprochen. not zeſein zur ſælikait daz die vnbeſchniten Criſten beſchniten vnd das geſetz Moyſi gehallten werde, vnd doch die leiblich beſchneidung allain geiſtliche beſchneidung bedeyt. Darüber heten die apoſtel ain Concilj, darjnn beſchloſſen, daz nach zuoekunfft des herren, leibliche beſchneydung nymmer not, vnd das geſetz Moyſi geyſtlich aufzelegen ſey. Wie es ſich dann ſelbs geiſtlich auflegt ſprechend. jr ſöllet beſneiden das vorheytel eurs hertzens. Dieſelb jnwendig beſneidung (ſetzt Paulus) iſt gerecht vnd beſchiecht *(H 3.)* verporgenlich jm geiſt vnd nit awſwendig jm puoechſtab, das iſt jm fleiſch. Daraws iſt vernomen, das jhen für ketzer gehalten werden die allain auf ploſſer ſchrift (wie die Phariſeyer gethan) hafften, vnd Chriſtenlicher kirch auflegung verachten, als gegenbürtig verfueeriſch lerer pflegen zethuon vnd die juden, ſo auf jrem glawb beleiben. Darauf ſollen wir vns vor jnen hueetten, dann ſy pachen aus vrhab ain ſawer prot, des ſy nit gnuog erſettigt können werden wider die kirch vnd die geiſtlichen. wie der weis ſagt. Das awg des vnerſettigen gierigen mennſchen wirt mit poßhait nymer erfüllt, ſonder derſelb iſt albeg prots bedürffend. das er nit ſuoecht, nemlich götliche gnad. mit derſelb allain vnd ſonſt mit nichte mag der menſch erfüllt werden

5 ¶ Bey dem vrhab iſt zeuerſteen die ketzerey, dieſelb (bekent Paulus) muoes ſein wider die kirch, domit geoffent werden, welh jm glawb bewært vnd beſtändig ſeinn, oder dauon abfallen. Nit daz die ketzerey on widerſtand ſolle ditſmals in tewtſch land gern geliten werden. ſonder wir tewtſch ſeinn ſolang vnd hart erhytzt wider rœmiſche kirch vnd geiſtlikait, auch ſo gar træg jm gotſdinſt vnd im glawb alſſafft zeriſſen, daz daraus ketzerey mueeſſen entſteen. Gleich ſo ainer vil ſtarckhs weins trinckt, muoes er truncken werden, wiewol jne nyemants nottigt truncken zewerden, alſo nœttigt vns teütſch

nyemand zuo Lutherifcher ketzerey dann vnſer aigner verkerter will. Wie das vnkrawt awſmm acker nit gar gereytt, alſo mag aws der kirch nit gar vertiligt werden aller ratten oder kicher der ketzerey. Die dewfel (ain feind gots vnd des menſchens) anfänclich geſæet hat mitten vnder gnoeten ſamen der kirch. Aus demſelben pœſen ſam proſen die ketzer. Ob gleich zuo zeiten durch die oberkait etlich ketzer rechtlich verprendt werden, dannoch wachſen ander ketzer awſmm aſchen der verprentten wie Fenix. Diſer aſchen iſt allenthalben geſtræet jm templ. Dorinn der falſeu prieſter fuoeſtrit erſcheinen. Dauon im Daniel. (*H 4.*)

6 ¶ Darumb hat die kirch von anbeginn bißher albeg mueeſſen leiden ketzereyen vnd dieſelben nye gar mœgen awſrewttern, es ſey noch hinden beliben ain ſawer vrhab, das nachmals jm taig Chriſtenlichs glawbs aufgangen vnd das volck erpittert hat. dann ain klain vrhab macht ſawr gauntzen tayg. Wie Paulus ſchreibt vnnd yetzmals beſchiecht. daz ain Monich Luther mit ſeiner lere ſchier gantz tewtſchland vber gangen hat. dadurch wir tewtſch wider heylige kirch erpittert vnnd von warem glawb verfueert auch von alltem herkömen vnd guoten ſytten abgefallen. Deßgleichs ſeinn aus pœſer lere zwiſpilige vrhab aufgangen, vnd möchten noch mer pœs talcken daraus pachen werden. nachdem aller ketzer art iſt, daz ſy ſelten beyeinander awf ainer maynung beſteen, dann die falßhait iſt vnbeſtändig vnd ferr von jrſelbs vnd noch ferrer von warem wege. Nymm dits beyſpil. Huſs ſetzt im ſacrament des altars ſey nit warer leib Chriſti. Luter vnd Wiclef ſetzen, waren leib Chriſti daſelb zeſein, aber nit ſubſtantzlich, ſonder des prots ſubſtantz belcib. Karelſtat, Zwingling vnd Ecolompadi machen aws der Meſs gar ain affenſpil. Dergeſtallt triſpilen ſich die ketzereyen jm hochwirdigen Sacrament, dorinn nach der wandlung warer leib Chriſti ſubſtantzlich iſt vnd daſelbs allain des prots geſtalt vnd nit ſein ſubſtantz beleibt. als ainträchtiklich all heilig væter vnd Chriſtenlich lerer beſlieſſen. darauf ſolhes zegelawben die kirch allen Chriſten gepewt, bey ſwærer ſtraff von got darüber zegewartten.

7 ¶ Vmb das wir tewtſch von diſem vnd andern gepoten Chriſtenulicher kirch fallen, mueeſſen wir rechtlich plag leiden vnd fürter noch mer ſtraf gewartten. Dann ſeinn nach lawt des Ewangelj, ſtrafmæſſig ihen die in weingarten mueeſſig ſteen, vil bas werden geſtraft die im weingarten Criſtenlichs glaubs geuærlich arbaiten vnd vntrewlich dorinn vmbgeen auch guoter arbait nit nachkommen. Als die verkerten lerer ſo nach irem aygen (*H ij. 1.*) kopf heilige ſchrift varecht awſlegen vnd nit gemainer kirch noch jren bewærten lerern nachuolgen wellen, ſonder ſichſelbs für Eccleſiaſten vnnd Propheten awßgeben. Solh fals Propheten werden (lawt der ſchrift) gepeinigt tag vnd nacht in ewiger helle. Daneben ſeinn ketzeriſch lerer vnnd jr nachuoliger, nach aufweiſung Kaiſerlicher Recht, bertiklich zeſtraffen auch jre puoech vnd ſchrift zeuerprennen, mit verlierung aller jrer güter gegenbürtiger vnd künftiger erbſchaft. Deſgleichs ſollen die ketzer in gantzem Rœmiſchen reich nyndert aufgehalten werden. Daz auch der ketzer verſchuldung vnd güeter, nach irem tod, inquiriert vnd erſuoecht werden. Yetzbeſtymbte Kaiſerliche geſetz ſeinn eingeleibt in geſchriben Rechten, die in gantzer Chriſtenhait zehalten vnd zeuolziehen ſeinn.

(*Bl. N ij. 4.*)

¶ Dreiſſigiſt Capitel von ſtanden menſchlichs geſlächts

1 Gemaine tyer haben vil vnderſchidlich natur vnd geſlächt, als roßhait, rinderhait, hund-

hait &c. aber allenthalben nur ainen ſtand ires vrſprungs vnd gemaines tyerlichs weſens. Dodurch ſy formiert vnnd gepert werden nach wachſen, empfinden, awſ vnd abnemen nach gemainem einflus der natur. Entgegen all vnd yeglich menſchen on vnderſchid haben nur ain natur vnd ainig geflächt, benemtlich die menſchait. aber daneben ſex ſtänd, drey hie vnd drey dort. Erſten hieigen ſtand, nemlich des Paradis vnd guoets weſens, hat menſchlich geflächt verloren vnd iſt gefallen aus gueetem ordenlichen weſen in poes weſen. Darum creuoligt der ander vnordenlich vnd vngnädig ſtand hie auf diſer weld, daſelbs ſollen wir, durch das leiden Chriſti widerumb erlangen newe ordnung vnd gnad gottes in fryeyttander kirch. diefelb iſt dritter hieiger ſtand. Darüber ſteen menſchlichem geſchlächt dort noch drey ſtänd beuor. ainer iſt die helle, darein vonhinn ferrer abfallen iben die hie den ſtand der gnaden nit erlangen. Der ander dortig ſtand iſt in flaffunder oder püeffunder kirch, benemtlich im fegfewr, dorinn zeitlich gefegt vnd gerainigt werden menſchlich geiſt, die hie gnad erlanngt aber ſündige mayl nit gar abgetragen haben. Wann nu menſchlich geiſt gar gerainigt ſeinn, oder vonhinn in gottes gnaden on mayl abſchaiden, alßdenn hetten ſy dort zuo ſextem vnd hœchſten ſtand himliſcher kirch. diefelb iſt dritter dortiger ſtand. Verbeſtimbt vnder-(*N iij. 1.*)ſchidlich drey ſtänd, nemlich der ander, dritt vnd fünfft, betreffen allain des menſchens geiſt, der hie in vngnad felit vnnd gnad erlangen ſol oder dort in fegfeur gerainigt werden. Die andern drey ſtänd. benemtlich erſter, vierder vnd ſexter betreffen gantzen menſchen in geiſt vnd leib miteinander, die im paradis zeitlich geweſen vnd dort ewiklich verdambt oder ſælig werden. Doch iſt in der menſchen leib khain vnderſchidlicher ſtand, nachdem dieſelben leib nur ainer natur vnd all vom Adam hie, auch ſündig, todlich vnd zenichtig fleiſch ſeinn. vnd iſt nur ain ainiger leib vnd geflächt alſuil menſchliche natur berürt. Wie wol aus zuoefallenden vrſachen der menſchen leib vngleych werden. ain leib iſt grœſſer, ſtercker oder hübſcher dann der ander. Ja an aimm menſchen mag ſeins leibs vngleichait erſcheinen. do ain fuoß krumb oder kurtz, der annder gerat oder lang. Iſt dannoch nur ainiger leib aller menſchen im abfallunden ſtand vnd alſo vnder allen menſchen leibßhalben kain vnderſchid.

2 ¶ Darumb ſeinn obbemelt ſex vnderſchidlich ſtänd gantzem menſchen zuoezeziehen, doch am maiſten menſchlichen geiſten, dieſelben haben manigerlay zuoefallender vnderſchid irer krefft, als in gedechtnuſs, vernuft vnnd freyem willen. Dieſelben krefft machen vnderſchid inn menſchen, daz ainer gelerter, liſtiger, fleiſſiger, beſſer oder pœſer iſt dann der ander. Daraus kumbt, daz durch freyen willen ain menſch' ainen guoeten, der ander ainen poſen ſtand erraicht. Solh zuoefallund ſtänd erheben oder ernideren den mennſchen. Sy mogen jne in ſeinem weſen verändern aber aws der natur nit gantz abtiligen. Er bleibt dannoch ain naturlich menſch dieweil die wurtz menſchlicher natur noch daſelbs iſt. Aber aws derſelben wurtz wachſen nymer gnoet ſonder pos frücht. Deßhalb iſt der menſch an jmſelbs, awſſerhalb zuofallender guottat, vnbeklaid, gantz plos vnd flecht. Doch mag er durch awſwendige hilf behlaidt vnd guot (*N iij. 2.*) werden. Merck dits beyſpil. Wo ain ſchofwoll fürgenomen iſt, daraus zeſpinnen vnd zemachen ſcharlach tuoech zuo kœnigklichem klaid, dieſelb woll wirt getailt in vil wikel, die vngleich werden. ains læſſt ſich ſchon ſpinnen, dann es iſt zügig vnd tueglich zuo ſcharlach. Das ander wickel iſt vnzügig, daraus nichts anders werden mag dann grob loden tuoech. Deßhalb kumbt des ainen wikels

woll im ſcharlach zum kœnig. des andern wickels woll kumbt im loden zumm ackerman, wiewol bede wickel ainer woll vnd natur ſeinn. Item mer ain beyſpil. vngefärbte tuoech ſeinn ainer materi. So ſy aber gefärbt oder angeſniten, wirt ain tuoech hoher oder tewrer dann das ander, nach gelegenhait der farb oder des forms daraus geſniten. Dergleichen iſt menſchlich geſlächt fürgenomen zuo got zekomen. Aber dannoch mag ain menſch durch ſein leben vnd tat vber den andern awf oder abkomen, erhocht oder genidert werden. Das der züchtig zuo got, der vnzüchtig zum dewfel fert, wiewol ſy bed ainer menſchait vnd menſchlicher natur ſeinn, laſſt ſich doch ainer leichtlicher ziehen dann der ander.

3 ¶ Darawf ſeinn menſchlichem geſlächt zuoberait anfanklich zwo hoch ſtet, nachuolgent drey nider ſtet. Erſte hohe ſtat was das Paradis, darein menſchlich geſchlächt gewidembt geweſen, daſelbs noch hœher zetrachten, nemlich gen himl, das iſt hochſte ſtat vnd ewige freyd. Ob aber der menſch ab des paradis ſtat fiel, alßdenn was jme zuoberaitt die erſt nider ſtat, benentlich diſer erdpoden, daz er daſelbs, durch den weg der gnaden, pueeſſen vnd ſuoechen ſolt awfzeſteigen zw hochſter ſtat des himels, dieweil er daſelbßhin nymer kömen mag durch erſte hohe ſtat des paradis. Wo er nu hie auf den wege, der gen himel zaigt, kumbt vnd doch inn himel zelaſſen nit gnuoegſam geſchickt. Iſt dem menſchen dort die ander nider ſtat zuoberait nemlich das fegfeur. dorinn des menſchlichen geiſts mayl vnd irrung (ion himel einzegeen) gar awfgehebt wirt. Dritte vnd niderſte ſtat iſt helliſch, do all vbel zeſam fleuſſt. dieſelb helle ſtet zenagſt bey ewigem nichding vnd iſt zuoberait dem dewfel vnd *(N iij. s.)* ſeinen dienern die nit puoefs vber ſteen noch gnad erlangen. Wann nu got dem menſchen geben hat ſein gebürende natur, nemlich leib vnd geiſt, leben vnd empfinden, vernuſt vnd freyen willen, mitſambt andern notdurftigen kreften. alßdenn ſeinn dem menſchen fürgezaigt zwen wege, ainer vberſich zuo gotes ſtat, denſelben weg ſol er annemen. Der ander wege zaigt vnderſich zuo dewfels ſtat, denſelben weg ſol der menſch meiden. Darawf ſpricht Got zuo dir. Von allem holtz des Paradis ſoldeſtu eſſen, das iſt, gotes gepot halten vnd guoete werch thuon. aber vom holtz der wiſſenhait guots vnd pœſs ſoldeſtu nit eſſen, ſonſt wirdeſtu ſterben des tods, das iſt, guoete geſetz ſoldeſtu nit prechen ſonder das pœs vnderlaſſen, ſonſt wirdeſtu todlich fallen in die helle.

4 ¶ In obbeſtimbten ſex menſchlichen ſtänden ſeinn zwen guoet, zwen pos vnd zwen mittelmæſſig. albeg ain ſtand hie, der ander dort. Erſter hieiger guoeter ſtand, benentlich der vnſchuld, iſt anfangs im paradis geweſen. derſelb was gerecht, gemæs vnd zuogehœrig menſchlicher natur. Dann des menſchens guot weſen iſt, daz er recht lebe, geiſtliche notturft bedencke, wol verſtee, beſchaidenlich welle, warhaftiklich glawbe, feſtiklich hoffe, ordenliche lieb hab vnd in allen tugenten beſtandig ſey. Solhe werch ſeinn des menſchens hochzeitliche klaid. Wer derſelben klaid fleiſſiklich hüett, der iſt ſælig, domit er nit nackend gee noch ſein ſchmœdikait geſehen werde. Diſen ſtand haben anfanghlich gehabt Adam vnd Eua, nach jnen, allain die menſchait Chriſti aus natur vnd ſein gepererin Maria, die aws ſondern gnaden on erbſchuld empfangen iſt. Derſelb ſtand was im paradis ain gewiſſer wege, dadurch zekomen vberſich dort zum andern guoten vnd hœchſten ſtand himliſcher freyde, Zuo der menſchlich geſchlächt vber ſein natur entlich gewident was. Wo nu im erſten ſtand der vnſchuld, die menſchen gotliche gnad vnd klaidung williklich angenomen vnd nit frœuen-

lich von jnen geworffen hieten, alßdann wæren sy Got angenæm auch gerecht *(N iij. 4.)* worden vnd bestættigt in guotem wesen vnd dadurch zuo lest entlich kömen zuo besstem stand ewiger sælikait. Daran aber numals allain kömen die erwelten, so im ersten stand der vnschuld beliben, als Jhesus vnd Maria, auch die nach jnen im stand der gnaden erfunden vnd widerumb huld von got erlangen vnd hie oder dort gantz gerainigt seinn. Ander lewt komen nymermer an solhen hœchsten stand, dieweil sich ir fleisch in adams person gegen got vngehorsam erzaigt hat, vnd aines yeden menschens geist noch heut seimm fleisch anhengt vnd Got vngehorsam ist. Nachdem gantz menschlich geslächt vmb sein verschulden aufsam paradis gefallen ist in gegenbürtigen posen stand der vngnad. Darein auch ain yeglicher mensch besonder fellt, erstlich in seiner empfäncknuss mit der erbsünd, nachmals tæglich mit seinen würchlichen sünden. Dadurch verlieren all menschen das hochzeitlich klaid des ersten guoeten stands. deßhalb sy von himlischer hochzeit aufgeschlossen vnd hieher in aussere finster geworffen seinn mit gepunden henden vnnd fuoessen, laut des ewangelj. Dann sy verlassen das guot wesen vnd verkeren gebürlichen menschlichen stand vnd christenliche ordnung. dafür brawchen sy, nach vngebürlicher vihischer art, ain vngerecht, krump, snœd vnd sündig wesen. für hochzeytlich klaid legen sy an ain schabæssig vnnd zerissen gewandt irer gwissen.

3 ☞ Daz wir in vorgemeltem verkerten wesen vnd im stand gotlicher vngnaden seinn, müessen wir bekennen vnd lawtter vernemen aws deme. daz wir poßlich, schäntlich, lasterlich, vnrechtlich handeln vnd fueeren ain vngefüer leben in posen gedancken vnd argen listen, in aigem willen vnnd vnordenlicher lieb, mit wanckler hoffnung vnd lærem glawb, wider got vnd sein kirch. Wir seinn zuo kainem guoeten genaygt, sonnder wir volgen nach *(N iiij. 1.)* dem fleisch vnd fleischlicher gier wie vnuernüftige tyer vnd naygen vns gar auf vihische art. Deßhalb wir rechtlich in gotlichen vngnaden seinn, sonderlich von wegen gegenbürtigs vnnsers vnglawbs, als geschriben steet. Gottes zorn kumbt vber alle kind des vnglawbs. Vil frumm vnd rechtglawbig lewt seinn ditsmals in mitte verkerter tewtschen nation vnd vnnder Lutherische Sect verkawfft. der sy entgellten vnd die plag, so got von wegen der verkerten hieher verhenngt, mueessen tragen. welle got daz sy solhes gedulditklich leiden. Wie dann Paulus geliten hat. Nachdem nu in guoten vnd pœsen menschen bleibt die natur, vnd wurtz vergiffter menschait. aus der, vor jrer vergiftung, guote frucht gewachsen wære, numals nichts anders wächßt dann pœs dysteln vnd dorn. Welh pœs frücht wol im tawf von des getawften geist, aber nit vom fleisch angenomen werden. Darumb wirt pœse vihische naigung von kainem menschen aufgehebt. Domit yglicher erkenne sein verkerte natur, sein arm vnd swach wesen auch groß ellend vnd vngnadigen stand, dorjnn sein geist hye im fleisch gefangen ligt. dadurch er zuo rew vnd puoes bewegt werde. lawt dises spruchs. Die tugent wirt in kranckhait volbracht. Also mœgen wir gegenwürtigen vnnsern zerütten stand vnd pœs wesen, das vns anligt, leichtlich brueefen vnnd empfinden am leib, aber nit am geist, der von seinem zerütten vnnd grobem fleisch fasst beswært vnd in seinen geistlichen synen vnd krefften durch jrdische jnwonung, vnderdruckt ist. der sonst ausserhalb des leibs vil bedenckhen möcht, nach aufweisung heiliger schrifft. Der leib ist hye albeg in pœsem stand, daraus der geist erledigt werden mag. Aber wo dem menschen an seinem geist hie aus disem pœsen stand, das ist aws vngnaden gots, nit geholffen wirt, alßdenn fellt er aws demselben

pœſen ſtand, in vierden ſtand ewiger verdamnuß. Daſſelb iſt dort der ergſt vnd pœſiſt ſtand menſchlichs geſlächt wider ſein natur. Wie die menſchen mit jrer gehorſam erlangt hietten guoten luſt im paradis vnd vber jr natur das ewig leben dort im himl, alſo haben ſy mit jrer vngehorſam erraicht pœſen vnluſt awf diſer erd vnnd dort wider jr natur ewigen tod in der helle. Darein fallen wider jren willen, jhen die mit jrem willen geſündigt vnd darüber von Got kain huld noch angenæme gnad erworbenn haben hye in diſer (*Niiij. z.*) kirch. Dieſelb kirch iſt des menſchens dritter ſtand, benenntlich gotlicher gnaden.

6 ¶ Dieweil mennſchlich geſchlächt verloren hat erſten ſtand der vnſchuld als den wege gen himel vnnd gefallen iſt in ſchuld vnnd ſtannd der vngnad auf den wege gen helle, hat im got annder zwen mitter weg gen himel zuoeberayt. ainer iſt der puoefs ſo wir auf vns nemen ſöllen. der annder weg iſt der gnaden, die wir in Chriſto ſuoechen ſöllen. Darjnn mag der menſch erlanngen gottes huld anch ablegung ſeiner mayl vnd ſchulden vnd nochmals kömen zuo hœchſtem ſtand ewiger ſælikait. zuo der jn got entlich beſchaffen hat. In ſolhem mittelmeſſigem vnnd gnedigem ſtannd ſeinn hie all die des verdienn Chriſti tailhafftig werden vnd dorjnn verharren bis an jr ennde, nemlich die bis jnn tod criſtenlich leben. Allain derſelb vnſer hayler Jheſus criſtus mag vnd wil vns hie helffen aus pœſem ſtand der vngnaden vnd verhuetten vor pœſiſtem ſtannd ewiger verdambnuſs. Er wil vns ſetzen in chriſtenlichen ſtand der gnaden, daneben mittailen hœchſten ſtand himliſcher freyd. Der herr Jheſus ſchawet von himel herab auf vns ellende menſchen, als ain erkücker auf die toden, als ain artzt auf krauck, als ain erfinder auf verloren, als ain wegfuerer auf verjrrt, als ain weiſer auf plind, als ain werchmaiſter auf pawfellig, als ain reicher vnd milder bezaler für notig ſchuldner, als ain erlediger auf gefanngen lewt vnd endtlich als der ſchöpfer auf jhen die zur nichtikait gedigen ſeinn. Domit jchs mit aimm wort beſliefs. Chriſtus iſt alles in allen dingen. in jme findet yeder menſch ſein notdurft (*Niiij. z.*)

7 ¶ Dargegen ſollen wir not halben vnſer auffehen haben allain auf Chriſtum vnd ſeine gepot, domit wir erlanngen zebeleyben im ſtand der gnaden. Daſſelb iſt hie der ain mittelmæſſig ſtand, ains tails beſwærlich, daz dorjnn der menſch pueeſſen vnd gedulden muoes zeitlich pein, trueebſal vnd widerwertikait, aber daraus gewarttund iſt ewiger ſælikait. lawt diſer ſchrift. Nichts iſt fueeſſer dann aufzuſehen in des herren gepot daraus ſælikait kummbt. Der ander mittelmæſſig ſtannd iſt dort im fegfewr, das aufanngs peinlich iſt, im ende frœlich frücht bringt. Dorjnn wirt abgefegt vnd bezallt nach gotlicher gerechtikait, was ſchulden oder vnflats an der ſele hie im ſtand der gnaden vnbezalt awſſtect noch gar abgewiſcht iſt, alſlang bis die ſele, wie ain Engel, geſanbert vnd geſchickt ſey für gottes anplick zekommen. Dann gotlich liecht (in dem die erwelten jr ſælikait haben) iſt als groß vnd wirdig, daz darein allain raine hertz ſehen mœgen, lawt des ewangelj. Nachdem aber hie im ſtand der gnaden menig erwelt geiſt nit gnuogſam geraynigt werden noch volkommene gnad erlangen. Deßhalb iſt not ſolhes ſtands vnd fegfewrs, dorjnn dort menſchlich geiſt gerainigt werden. auf das ſy erkhennen vnnd anſchawen mœgen die clarhait gottes, zuo deme Chriſtus ſpricht. Das ewig leben iſt, daz die menſchen ſehen vnd erkennen dich aynigen waren got vnd den du geſendet haſt Jheſum Criſtum. Vom fegfewr wirt hernach weyter gemeldet.

8 ¶ Bed vorgemellt hyeig ſtänd, benenntlich der gnaden vnd vngnaden gottes, haben vor jnen zwen wege. Von denen im ewangelj

ſteet vnd got durch Jheremiam zuo vns ſpricht. Nembt war. Ich gib vnd ſetz für ew den weg des lebens vnd den weg des todes. Des tods weg iſt der ſtannd gottlichs zorn, darein menſchlich geſchlächt aufmm paradis hieher in dits jamertal gefallen iſt. Der weg des lebens iſt der puoeßwärtig ſtand gottlicher gnaden vnd verſueenung, die vns Chriſtus erlangt vnd in ſein kirch gelegt hat, der jnn jre glid ſolhe gnad ſuoechen vnd empfa- (N iiij. 4.)hen ſöllen. Denſelben Chriſtenlichen vnd engen wege gepeut vns got. Den andern weltlichen vnnd weyten ſpacier weg rætt vnns dewfel. Auf demſelben weg wirt der menſch gefueert in des dewfels ſtat, ſo gelegen iſt in helliſcher wueeſſt zevndriſt bey vnmæſſigem nichding. Dorjnn wonen vnd ligen gefangen gottes feind. Auf Chriſtennlichen weg wirdt der menſch aufmm ſtand der puoeß gefueert in gottes ſtat, die iſt gelegen oben im himliſchen vaterland, zenagſt bey dem gotlichem weſen vnd zuoeberayt den erwellten vom Abel bis auf leſſten gerechten mennſchen der zuo jungſtem tag ſein wirt. dieſelben als frund gots, werden in himliſcher ſtat ewig burger ſein. Sy haben hie gehallten gegen got gehorſam, gegen jrem nagſten frid, deßhalb finden ſy in gottes ſtat ewige ruoe vnd ſælikait. Die andern ſeinn got hie vngehorſam geweſen, haben daneben geſuocht jren wolluſt, auch aufruor vnd vnfrid gegen jrem nagſten, dadurch ſy ſich allenthalben feindſalig gemacht, deßhalb finden ſy in helliſcher ſtat ewige ſtraff auch pein vnd vnruoe. Von denſelben zwayen ſtetten hat Auguſtinus geſchriben .22. puoech

9 ¶ Gottes guldene vnd gemaine ſtat iſt heilige kirch, dieſelb hat drey gaſſen, darein der gerecht weg zaiget. Ain gaſſen iſt hie auf diſem erdpoden, dorinn guoet Chriſten in puoeſs wonen. Die annder iſt im ſegſewr, dorjnn wonen jhen menſchlich geiſt die noch zerainigen ſeinn, bis ſy tüglich werden zuo burgern der obern vnd dritten gaſſen in gottes ſtat des himelreichs. Deßhalb begert dauid vóm herren ſprechent. Schaw ob in mir ſey der wege der poßhait vnd fueere mich auf ewigen wege. Deßgleichs hat dewfels ſtat auch drey gaſſen, darein zaigt der weydt ſpacier weg. in ainer gaſſen wonen hie all verkert menſchen. in der anndern gaſſen wonen dort in ainer vorhell vngetawft lewt, auf welhen allain die erbſünd ligt. In dritter wonen die vmb jr aygene poßhait verdambt ſeinn. Von denen Dauid ſagt. In jrem wege iſt verderben vnd vnſælikait, dann ſy haben den wege des frids nit erkennt. Item barnth Du biſt gewidennt zuo den abſteygunden gen helle. (N 8. 1.) Wo du aber aufmm weg gottes gewanndert, alßdenn hieteſtu gewonet im frid. Von gotes ſtat ſagt dauid. Sy haben geſchriren zuo got der hat ſy aufgefueert auf rechten wege damit ſy giengen in die ſtat der wonung. Darauf iſt vns gepoten nit hinwider zegeen auf jhenem wege durch den wir herkommen. Alſo ſeinn die drey kœnig durch ainn anndern wege haimgezogen in jr gegent. Aber verkert leüt geen hinwider den weg des fleiſch dadurch ſy ſich hergefueegt haben. Darauf ſpricht Got. Sy werden in mein ſtat nit eingeen, ſonnder jnwoner ſein der ſtat des dewfels. Dorjnn gefangen ſitzen vnd pein leiden werden all vngerecht lewt von Cain bis awf leſſten pœſen menſchen. Wie geſchriben ſteet Wee jhenen die auf des Cain wege von hinn geen. Danon got ſpricht. Diſe ſtat iſt voller poßhait vnnd verkernng. Deßhalb wil jch den jnwonern mitfaren nach jrem wege. Sy haben nit erkennt meinen wege. Darauf bab jch in meinem zorn geſworen, daz ſy nit eingeen werden in mein ruoe.

10 ¶ Es ſeinn auch nit mer dann obbemelt zwen wege, vnd iſt kain mitter weg zuo dem ſich freyer will keren mœg, dann zuo guotem

oder zuo pœſem, dazwiſchen kan nichts anders geſein dann eytel vnnd lær. Dieſelben bed weg ſeinn gantz vngleich vnnd ferr voneinander, nach awßweiſung der ſchrift. Wie die himel erhœcht ſeinn von der erde, alſo ſeinn gottes wege erhœcht von der menſchen wege. Item des herren weg iſt gerecht, aber vnſer weg iſt krump vnd arg. Bed wege ſeinn vngleichs gewichts. Item auf gerechtem weg wandern die gerechten aus gnaden gottes. Die vngerechten vbertreten den rechten weg vnd wandern auf vnrechtem weg on gnad gots, die von vngehorſamen lewten awfgehebt iſt. Got gibt wol erſte gnad der natur vmb ſonſt vnd hebt dieſelb nymermer auf vom menſchen. aber die ander gnad, ſo den (*N8.2.*) menſchen gotlicher mayeſtet angenæm macht, reckt wol Got dem menſchen, er gibt jms aber nur mit ſeinem willen vnd zuothuon. Solhes gezewgt got durch jheremiam mit diſen wortten. Ich bin fruee aufgeſtannden vnnd hab geſprochen. hœret mein ſtymm, aber ſy haben nit gehœrt noch jre oren aufgetan, ſonnder ain ye der iſt abgangen in poßhait ſeines pœſen hertzen. Wo nu der menſch ſolhe gnad nit wil annemen oder dorjnn læſſig iſt, alßdenn zewcht got die hand ſeiner gnaden widerumb an ſich. Dadurch der menſch fellt in vngnad gots. das iſt, in gegenwürtigenn ellenden ſtand, darein gantz menſchlich geſchlächt aufmm paradis gefallen iſt vnd wir ſünder tæglich fallen aws gnad in vngnad gottes. Numals iſt weyter zereden von erſtem ſtand menſchlichs geſlächts.

(Bl. k iij. 4.)

¶ Newnvndſibentzigiſt capitel vom verdienn guoeter werch.

1 Frag iſt. Ob der menſch mit guoten werchen etwas vmb got verdienen mœg? Darüber ſeinn zemercken dreyerlay verdienn. ains iſt gleich wirdig. das annder iſt formlich. das drit bequemlich. Erſtlich ſol ainem tagwercher vergleicht werden ſein arbait, deßhalb iſt er wirdig ſeines lons. wie geſchriben ſtet. Ain yeder wirt ſeinen aigen lon empfahen nach maß ſeiner arbait, dann ain arbaiter iſt wirdig ſeines lons, wie ain ſemel aines pfenings oder ain ellen tuoch aines ſchillings werd iſt. alſo ſol der taglon gleich ſein dem verdienn des arbaiter. Dermaſs mag kain menſch gegen got etwas verdienn noch vergleichen, weder gnad noch gab, nach-(*k iiij. 1.*)dem der menſch von jmſelber kain guoet noch aygen hat, ſonder was er beſitzt, iſt alles hie von Got, dem er darumben zedienen ſchuldig iſt was er von leib vnd ſel aus allen ſeinen krefften vermag. Das ander verdienn iſt ain geſchickter vnnd proportionierter form zuoempfahen von got mer gnad dann das verdienn iſt, gleich wie ain ſtain dienſtlich iſt zue ainem egkſtain vnnd doch klainer iſt dann das paw ſo darauf geſetzt wirt. Item dein khlain awg iſt geſchickht die geſtallt aines groſſen weyten pergs in ſein engs geſicht zenemen. Dermaſſen iſt Chriſtus das klain ſeniſ körndel, die proportion, form vnd mittel, daraws bey got vnmæſſig verdienn erlangt wirt vnnd den menſchen groſſe frucht kumbt, nemlich erledigung von ewigem tod vnd erlangung ewigs lebens. Gleich als ain aingeporner ſun vnnd natürlicher erb ſeines vaters, den er nye belaydigt, ſonder ſich ſeines willens albeg fleiſt. mag bey demſelben ſeinem vater erwerben erledigung der knecht, ſo aufnn tod gefanngen ligen vnnd daneben verdienn, daz vater dieſelben erledigten knecht angewünſcht miterben macht, beſtymbtes ſeines ſuns.

2 ¶ Dritt verdienn iſt gegenbürtiger vnſerr materi, vnd vil klainer, ja ſchier gar nichts zeſchätzen gegen der gab. vnd iſt ain fueeglicher oder bequemlicher gegenburf vnd geſchickte materi, darein ettwas vil peſſers ge-

werckt mag werden, als ain gehobelt pred wirdig ist daz darauf gold gelegt oder kostliche pild gemalt werden. Ain wolgefarbt taeech ist geschickht daz daraus kœnigklich kleid geschniten werde. Item ain fester stain verdient daz er jnn grundt gelegt vnd ain hawß darauf gepawt werde. Item ain lynden holtz verdient daz daraus pild geschnitzt vnd auf an altar gesetzt werde. Wie got beuolhen hat daz groß vnnd kostlich stain in grundt des tempels gelegt auch holtz vnd anders zuoberayt werden zum paw gottes haws. Item ain frummer Kœrherr verdient daz er zuo Bischof erwelt. ain kuecner streyter daz er zuo ritter geschlagen vnd aus jm ain graf gemacht werde. Hierjnn wirt allain des menschens schickhlikait ain verdienn genent. Dergestalt (*k iiij. 2.*) haben die engel gesungen vnd noch hewt singt die kirch Maria hab verdient Christum zetragen. Solher ere ist sonst kain creatur fahig. Also verdient ain gerechter mensch das himelreich, vmb das er sich darnach schickt, vnd alsuil an jm ligt, fahig macht der gotlichen gnaden. die jme weyt vber sein verdienn geraicht wirt. Dergestalt mœgen die menschen solh dritt verdienn erlangen. Dauon geschriben steet. Alle parmhertzikait macht ainem yeden ain stat nach verdienn seiner werch. Darauf vnser hailer erklert. die guote werch thun haben, werden ersteen zuom leben. die puse werch verbracht, werden auffteen zum gericht. Darumb sol sich der mensch zuoberayten vnd seinen willen darein geben vnd schickhen, auf das er mit gottes hilf ain bequemlicher gegenwurff sey, darein gegossen werde gotliche gnad vnd vberflüssige gab, die vnermesslich grœsser ist dann all menschen verdient haben, oder verdienn mœgen. nemlich vergebung der sünd vnd verleihung des himelreichs. Wie dir cristus selbe verspricht. du hist vber wenig dinng getrew gewest, ich wil dich vber vil setzen, nemlich in himlische freyd. Got pfligt auch weniger straff anzelegen den sünder dann die grœsse seiner sünd craischt. Wie Job setzt. Du wirdest vil weniger von got gepuessst dann dein posshait verdient.

3 ¶ Daz auf vorgemellte dritte maynung guote werch belont werden auch verdienstlich vnd zuo ewiger sælikait ain südrung seinn, beweist vnser in guoten werchen vorgeer Jhesus cristus. Do er verspricht zebelonen jhenen, der aimm dürfftigen nur ainn pecher kaltes wassers raicht. Deßgleichs wie er am jungsten gericht zuo den erwelten sprechen werde. kombt jr gesegenten meines vaters, besitzt das reych so ew berayt ist von anbegynn der weld. Für vrsach solher gottlicher gab zaygt der herr Jesus an jre gnote werch vnd woltat, die sy gegen jren nagsten volbracht, benenntlich jch bin hungerig gewesen vnnd jr habt mich gespeist &c. Dieweil ain solh klain ding als ain suppen oder trunckwasser, bey Got verdiennstlich vnnd zebelonen ist. Vilmer werden die tapfern werch belonet, (*k iiij. 3.*) nemlich so ain obrer wol regiert, sein vnderthan trewlich beschützt vnd bey fryd erhellt. Dagegen jme die vnderthan frumb, gehorsam vnd getrew seiun, vnd aynig vndereinander. Item so die elltern jre kind fleissiklich ziehen, in zucht, tugenten vnd gotsforcht vnderweysen. So tugenthafft lewt vnder den verkerten geduldiklich wonen. Besonder ist verdienstlich der Closterlewt stand, so die weld verlassen, leib vnd guoet, zuoesambt jrem freyen willen, got dem allmächtigen ganntzlich opffern vnd klœsterlich jr leben beschliessen. In summa, all Cristenlich ständ seiun verdinstlich, wer in seinem gebürlichen stannd, die werch so jm aufzerichten zuoesteen, in warem glawb vnd geordeuter lieb trewlich mit zimlichem fleis volbringt. Derselb wirt von got belont vnd gnediklich begabt. hain guot werch bleybt vnbelont. vnd ob ainer

feines guoten werchs belonung nit bedorf (als Criſtus) entſpreuſt doch das guot werch etwo andern lewten zue nutz, alſuil ſy deſſelben fahig ſeinn.

4 ¶ Daz ain werch verdienſtlich ſey vnnd von got belonet werde, darzuoe gehœren fünffe. Ains daz die tat an jrſelbs guoet ſey, als petten, faſten, almoſen, geduld, guotwillig &c. Dann rach, fluoechen, ſpilen, puolen, vnd dergleichen verpoten werch mœgen nit in guoter maynung beſchehen noch zuo guoetem enade raichen, deßhalb ſeinn ſolhe werch vndienſtlich vnd mit ſtraf zeuergelten. Ja alle werch ſeinn an jnſelbs nit verdinſtlich, allain ſy beſchehen in guoter mainung vnd zuo zimlichem ende. Wie jhene witib gethan. die nur zwen haller in kirchſtockh guoter maynung gelegt het vnnd deßhalb durch den herren gepreyſt iſt mer dann die reichen ſo groſſe gab einlegten. die perſon iſt mer angeſehen dann das werch. Zum andern, ſol guot werch beſchehen in warem glawb. Deßhalb der vnglawbigen auch der verkerten chriſten guote werch bey got vnangenæm ſeinn, auch nit dinſtlich dadurch zuoerlangen ewigen, aber wol zeytlichen lon, jnnhalt diſer ſchrift. Ob ain gerechter ſellt in poßhait, alßdenn wirt aller ſeiner vorgethanen gueten werch vergeſſen. Zum dritten ſollen gnete werch beſchehen aus guetem willen vnd rechter lieb vnbenœtt. Dann (*k iiij. a.*) got liebt ainen frœlichen gaber. Die werch ſo mit vnwillen auſſerhalb der lieb beſchehen, ſeinn zeriſſen vnd tod als außgeloſchne kol. Die lieb bewegt all ander tugent zuo guoten werchen vnd macht all ſachen ring, daz dem menſchen kain arbait ſwær noch verdrieflich iſt. Wie Paulus ſchreibt. die lieb würcht on betrug, ſy pocht nit, ſy ſuoecht nit jren nutz, ſy zürnet nit, ſy vberſiecht, geduldt, vnd leydet alle ding, alſo iſt die lieb ſtarck wie der tod. Kain andere tugent noch werch iſt verdinſtlich on die lieb. nachdem alle guote werch das verdienn allain aws der lieb haben. Iſt dieſelb gros im werch, ſo wirt der lon auch gros. Iſt die lieb khlain oder gar erloſchen, bringt das werch auch klainen oder kainen hailſamen nutz. Zum vierden ſol der menſch guote werch thuon in diemueetikait, nit zuo geſicht, noch zuo aygem lob, ſonder zuo hayl ſeyner ſel, oder zuo nutz ſeins nagſten vnd entlich zuo ere gots. ſonnſt bringen guote werch kainn andern lon dann zeitlichen. Darumb gepeut Chriſtus daz du nit ſoldeſt thuon wie die gleychßner, ſo gern in ſchuoelen vnnd an ecken auf der gaſſen ſteen vnd offenlich petten, domit ſy vonn lewten geſehen werden. Warlich ſag jch ew ſy haben jren lon nu empfangen. Wann du almoſen gibſt, ſo laß dein tencke hand nit wiſſen was die gerecht hand thuot, domit dein almoſen verporgen ſey. Zum fünften iſt in guoten werchen zeuerharren bis aufs ende, ſonſt werden durch pœſe werch die guoten außgeleſcht, wie das liecht in lampen, als ſich die närriſchen junckfrawen beklagen jr lampen ſeinn erloſchen. Doch ſo ainer ſeine pœſe werch pueeſſt, mœgen die außgeleſchten vorbeſchehen gueten werch widerumb angezündt werden vnd dem menſchen zuo hayl vnd nutz erſchieſſen. Lawt diſer ſchrift. die poßhait ſchadet nit jhenem, der ſich vom pœſen zuo guotem keret. (*k s. i.*)

5 ¶ Das ende macht ain werch guot oder pœs, verdienſtlich oder verdamblich. Mit ſolher vnderſchid, daz ain werch, ſo im anfanng gnot iſt, mag im ende pœs werden. Aber das werch ſo anfangs pœs iſt, mag nymmer guot ende nemen. Als wo etwer zuoetrinckt oder vnkeyſcht, vmb das er vermaint dadurch geſund zewerden, domit er dem gotſdinſt deſtſtatlicher außwartten, oder ſeinem nagſten deſtbas nutz ſein mœg. Wiewol ſolh enade ain guot anſehen hat, bleibt doch das zuoetrinckhen oder vnkeyſchen entlich ain pœs

werch vnnd verderbt das guot ende. Deßgleichs ist in allen anndern pœsen werchen, die nymermer guot ennde gewinnen. Doch mœgen pœse werch wol gepueesst werden durch guote werch. Darneben mag ain guot werch zuo pœsem ende raichen, als wo du almosen gibst oder zuo kirchen geest, vmb das du gesehen werdest. dadurch ist dein hochfart gemert auch dein kirchgang vnd almosen verloren. Vnd ist nichts schedlichers, dann so ain guot heylig vnd geistlich werch geendet vnd gewendet oder mißbrawcht wirt zuo pœsen, verpoten vnd fleischlichen sachen, als so du mess zehallten bestellest vmb das du syge habst am spil oder in rach. Solher gestalt kæm dir die heylig mess zuo verdamnuß. Offt ain guoter anfang vnd maynung gibt mer werchen guot ende, als wann du fürnymbst got zuo lob, dir zuo hayl oder deimm nagsten zuo nutz, all tag ainn pfenning jun kirchstockh zelegen oder aimm petler zeraichen. ob du nu in raichung solhes pfennings ainsten oder öffter nit gedenckest des gotlobs oder des nagsten hilf, nichtsweniger ist dir das vnbedacht almosen verdinstlich. gleich wie ain schef, das anfangs in guoten gang bracht ist, ain weil von jmselbs nawrindt vnd vnnot ist albeg zeruodern, also werden nachuolgende almosen verdienstlich aws erstem guoten fürnemen. Es mag auch ain werch vber das ander fürgenomen werden vnd alle verdienstlich sein aws lestem guotem ende. als so du geest gen marckt prot zekauffen, domit hungrig lewt zespeysen, auf das dieselben hie leben vnnd got loben mœgen. dits lesst ende macht alle vorige werch verdienstlich, nemlich den gang gen marckt, prot kauffen, armlewt speysen vnd erneren, zuo lob gottes. In disem sal ist war dits sprichwort. Ist das ende guot, alßdenn ist es alles guot. (*k 8. 2.*)

6 ¶ Aus guoten werchen, die ordenlich verbracht seinn, voligen drey frücht. Erste ist daz der mensch dadurch erlangt ain abwaschung vnd nachlassung an seinen geistlichen maylen vnd schulden, so auf jme die sünd hinden gelassen haben. yemer vnnd ye pessere werch beschehen, destmer wirt dem pueesser an seinen schulden vnnd maylen abgetban. Zuom andern verdienst du mit guoten werchen angenæme gnad gots. vnd ye grœsser oder menigfeltiger deine guote werch seinn, destbas wirt dein person got angenæm. Dann deine gnote werch wæren on die angenæm gottlich gnad bey got weder erhœrlich noch verdinstlich, weder annemlich, noch geuellig. nur dein person vnd freyer will hieten eemals die angenæm gnad gots. Dritte frucht guoter werch ist die sælikait. dauon im ewangeli stet, daz die diemueetigen werden erhœcht, die mitsamen besterekht, die gerechten ersettigt, die trawrigen getrœst, vnnd all jhen die durch gottes willen etwas thuon oder leiden, werden darumb jren sondern lon empfahen nach des herrn versprechen. Erfreyt ew vnd frolockt, dann ewr belonung ist vberflüssig im himel, nemlich das ewig leben, das cristus verspricht vmb guote werch. Wie got waytz vnd ander zeytlich frücht nit gibt noch wachsen læsst on zuoethuon der menschen, also hat er geordent die frücht ewiger sæligkait zuoerlangen aufmm sam des leiden Jesu, durch zuothuon der menschen. Denselben seinen waytz hat got gesæet in jrdische kirch, welher sam aufgeet durch heilige sacrament. Daraus die menschen sælige frucht empfahen mit hilff gots, daneben mit jrem zuoethuon vnd guoten werchen auch mit muee vnd arbait, die wir leiden söllen im dinst gotes vnd des nagsten. Ausserhalb berueerter dreyer verdienn vnd belonung, seinn gnoete werch noch zuo vil sachen ersprieslich. Sy erfreyen das gemueet jhenes der die werch verbringt. Er wirt dadurch bewegt von sünden zelassen, vnd von ainer tugent in die annder zegeen. Er gewont

des guoten vnd ſwecht in jme die allten poeſen gewonhait. Er mag deſtſuoeglicher empfliehen etwouil anfechtigung des fleiſch, der weld, vnd des dewfels. (*k s. s.*)

7 ¶ In all weg iſt zebedenckhen vnd dafür zehallten, daz kain menſch weder für ſichſelbs noch für annder etwas mœg on mittel verdienn, das iſt, erpitten von got, nur durch mittel des verdienn Chriſti. Derſelb allain hat für all vnd yglich menſchen gnuog verdient. Aber deſſelben feines verdienn werden nit all menſchen tailhaftig, allain jhen die ſich ſolhes verdienn fahig machen, daz ſeinn jhen die vorlauffende gnad gots annemen vnd gotliche hilff brauchen, alßdenn ſeinn ſy erſt fahig der angenæmen gnad des verdienn Chriſti. Nochmer. Weder glaub noch hoffnung, weder mæſſikait noch geduld, weder ander tugent noch ayniche guote werch ſeinn got angenæm on ſondere gnad gots, die an der lieb hengt. Sonſt on die lieb ſeinn all vnd yglich tugendt oder guote werch vnformlich. gleich wie ſchœne geferbte tuoech in der finſter vnſichtbar. wie geleſchte kol on hytz vnnd dürr eſſt on frucht ſeinn. Wo aber dabey die lieb iſt, daſelbs erſcheinen guote werch in ſchœner farb vnd prynnen in lieb, ſy ſeinn auch fruchtber vnd verdienen angenæme gnad gots, die zuo leſſt den menſchen vmb ſeine guote werch, die genellig ſeinn, fueret zuo gnaden der glorj. Vnd wiewol der vnuernünfftigen tyer vnd anderr creatur werch got auch geuallen, ſo werden doch dieſelben werch nit ſonderlich belont, nachdem ſolhe werch aús not der natur, vnd nit aws lieb oder freyem willen beſchehen. Gleich wie ain ainßman nit wirt belonet vmb dinſt vnd zinß, die er ſeimm herren zebezalen ſchuldig. Vnd wiewol der menſch auch ſchuldig iſt, got zebeweyſen alle ere, lob vnd preiß als natürlichen zinß, daneben puocs vnd abtrag der ſünd als verworchte ſchuld. Ja der menſch iſt gotlicher mayeſtet zedienen vil mer rechtlich verpunden, dann ain tyer dem menſchen. Nichtſweniger wirt dannoch der menſch vmb ſein ſchuldig dienſt, die er aus freyem willen vnnd geordenter lieb got bezalt, von got belont vnd begabt, vmb das der menſch got dienet als ain freyer, nit als ain gefangener, der mit ſtrickhen der natur zuo dinſten gepunden iſt, als die vnuerſtändigen creaturen. Ledige freyhait gilt mer dann gepundene knechthait. Deßhalb ſollen wir fleis haben gnote freyhait zuoerlangen. (*k s. a.*)

8 ¶ Got hat aller creatur dinſt geordent auf den menſchen, domit er in ſeimm weſen beleiblich ſey. Des menſchen dinſt hat got jmſelbs zuoegeordent, domit der menſch ettwas verdien, dadurch er zuo hœherm weſen komme, nemlich zum ewigen leben. Welher menſch got nit dient, der iſt geiſtlich tod vnd hat nit an jm das recht menſchlich guot weſen, wie dann ain menſch zeitlich mueeſſt zergeen vnd ſein leiblich weſen verlieren, ſo von jme der creatur dinſt, nemlich des firmaments ſtæter einflus oder der element natürliche würchung, nur ainn awgenplick lang, aufgehebt wurden. Wer ſein zeitlich weſen verlewſt, der ſtirbt leiblich. wer ſein guot weſen, das iſt götliche gnad, verlewſt, der ſtirbt geiſtlich. Darumb wer got dient, nemlich guote werch thuot, der lebt geiſtlich vnnd iſt mitſambt ſeinem werch got genellig. Als an menigen ortten heiliger ſchrifft angetzogen wirt. Nemblich do got bey jmſelbs geſworen hat, er welle Abraham geſegen vnd ſeinen ſamen meren, vmb das er guote werch gethan, vnnd ſeinen aingeporen ſun opffern het wellen. Deßgleichs daz Phinees die vnkeyſcher getœtt, hat jm got verſprochen frid vnd das ewig prieſterthumb. Dir iſt auch in heyliger ſchrifft auffgeladen zemerckhen vnnd zehœren was werch dir got gepewt zethuon. domit dir vnd deinen kinden wol ſey, ſouerr

du verbringſt was guot vnd got wolgeuellig iſt. Daruf hat vns Criſtus beuolhen, von jm ain exempel zenemen vnd zethuon wie er gethan. Daneben hat er vns zuoegeſagt fælig zewerden, ſo wir ſolhe werch außrichten. Des gibt johannes zewgnuſs vnd ſpricht. Wer recht thuet, der iſt gerecht, vnd was wir pitten, das werden wir empfahen von got, ſouerr wir ſeine gepot hallten vnnd thuon was jme geuellig iſt. Auf alles obbeſchriben iſt zebeſchlieſſen daz guote werch nit allain vnſündig, ſonder auch got geuellig, vnd nit allain vns aufgeladen ſonder auch verdienſtlich ſeinn. Darumb moegen guoete werch an jnſelbs nit pœs geſein, ſonnder wer guote werch recht verbringt, der wirt nach gotlicher ordnung rechtlich begabt vmb das er mit ſolhen guoten werchen Got lobt vnd ziert alle leibliche creatur, der vorgang vnd herrſcher ain menſch iſt. Bißher ſeinn vernomen die zeitlichen puoeſſen in difer weld. Ferrer voligt hernach zereden von den ſchulden ſo hie vber beleiben vnnd dort in jhener weld zepuoeſſen ſeinn, im fegfewr oder in der hell.

WOLFGANG FABRICIUS CAPITO ÜBER DIE SÆCULARISIERUNG DER KIRCHENGUETER.

Fragmentariſcher Entwurf eines an Jacob Meyer, Bürgermeiſter von Baſel, eingeſendeten Gutachtens. Ohne Datum. In der Bibliothek des Baſler Antiſtitiums.

Zum erſten. So haben, die keyſer, den Gotzen pfaffen Richlich narung gelaſſen, vnd aber das eigentumb vnd beſitzung der ligenden guter der gemeinde zugewendet die jene entwiret hetten, allein entzogen ſollichen tempel knechten domit ſie zu jrem rechten nutz an die gemeinde wider kemen. Wir aber nemend ligens vnd farens rups vnd raps, Vnd verſtaſſen die Beſitzer ins elend mit einem ſchlechten zeerpfennig. Welche jre beſten tag jn dem vnartigen kloſter leben verſchloſſen vnd zu aller weltlichen arbeit vngeſchickt ſin, das ein böeſes vneuangeliſch exempel vnd den armen kloſter lüten zu wenig gutem reichet. Das geſchicht von fürſten heren vnd ſtetten, auch by veh oberkeitlichen, als zubeſorgen, gantz vnbarmhertziglich. Wie wol in diſem m. gn. heren zu Strasburg nit zubeſchuldigen, vnd bynoch zu milt ſyn gegen etlichen lichtfertigen buoben. Doch wirt meer jn der ſtraffe, dann in verſehung lyb narung gefelhet. Was will man für beſſrung ab vns nemen? Das Euangelion leret fründtlicheit wir aber ſind ſo ruch, vnd das im erſten angriff gegen den ellenden verderbten lüten, die wir ſolten vnderſton vff hor zuziehen vnd nit alſo wider den kopff zuſtoſſen.

Zum andern. Dwil ſollichs gut zu gemeiner religion vnderhaltung verordnet war, ſo haben, das ſelbige gemein recht by den tempel gutern bliben laſſen, vnd daruß guter der gemeinen kilchen chriſti gemacht. Das recht der guter, ſo by den Gotzen pfaffen vnrecht ſtundt vnd vff ir eigentumb miſßpruchet wart, zu nutz der gotsforchtigen gemeinde reformieret Vnd allein die verwalter, vnd das recht vnd natur der guter nit verwaltet.*) Was iſt aber by vns? Wir geben wol für,

*) *lies* verendert

ein reformation der kilchen guter, aber brechen das recht der ſelbigen miteinander, Alſo das itzund der gemeinen kilchen verordnet guot der kilchen vnd Gottes eer gar entwiret würt, Dann wir der kilchen guter nit in beſſrung bringen, ſunder gar vmbbringen vnd abthuon. Dwyl etlich fürſten vnd ſtett ſie nemen zu iren handen, in gemeinen ſeckel. Vnd dwil richtumb die kilch vnd erberkeit verderbt hatt, ſo wollen ſie die ſelbig wider arm und ſo notig machen, das ire ämpter gar nit mœgen verſehen werden. Vorhin iſt die kilch von Volle erſticket, itzund muß ſie von hunger verſchmachten. Etlich geſtatten das ſie in beſundern nutz verwandt werden, als da die fürſten iren adel mit uß-ſteuren, dem nichts an Gottes eer gelegen iſt. Vnd etliche ſtedt ämpter vß den kilchen vnd ſtifften machen, vnd jre ſone bruder fründ ſchweger vnd andere druff ſetzen. Welche durch follich kilchen gut von armut in groſſe rychtumb, by kurtzer zitt kommen. Sollen der armen gut, wie die keiſer vnd alten concilien der kilchen gut heiſſen, dazu verſchwendet werden? Das die fürſten mit mer pferden ritten, Vnd der ſtedt regenten, den gemeinen vndertonen deſter meer zu beſchwerung in vberfluß der reichtumb geratten? Wie verglicht ſich ſollichs dem naturlichen rechte, dem die keiſerlichen ſatzung zuſtimmen. Das naturlich recht will gemeine gottes goben bey gemeinem Gotts dienſt behalten, Vnd nit auch zu des reichs nutzs ſelbs verwenden, vſſerhalb mercklicher vrſach in Nouellis angezeiget. Was werden wir der welt antwurten? Wir haben nit wollen fürter zuſehen, das die vermeinten geiſtlichen der kilchen gut ſo yppig verſchwendten. Lieben Heren vnd lieben Junckern, Jene vergüden den bluomen, Jr grund vnd boden mit ein ander? Mit was rechten, als burger vnd gemeinen naturlichen vnd geſchribenen rechten? vnd mit was gewiſſen, als die ſich des Euangelions vnd der reformation beruemen? Das verglichet ſich übel zuſammen. Warlich hie iſt kein recht noch warhafftig gewiſſen, Das recht nennet vns mit diſer reformation Gottes dieb, vnd reuber der kilchen, Das gewiſſen als vngehorſam vnd vnglaubig, Ja ſchwere glyſner vnd verechter gottes. Dann ein Chriſt ſolte jm frunde machen mit almuſſen geben, die in zum himelrich annemen, dann almuoſen vergibt die ſunde. Vnd wir turffen ſo vermeſſenlich anfallen, vnd das vnder dem ſchin gemeiner ordnung vnd reformation einer chriſtenlichen oberkeit, das vorhin der armen iſt, vnd alſo dem hungerigen ſyn brot entwiren vnd hungers tœdten? Ob wir nit billich von vßlendiſchen übel verlümbdet, vnd von Gott billich geſtraffet werden, das richte ieder by jm ſelbs. Gott iſt ein vatter wittwen vnd weiſen, deren vnderhaltung wir verdempfen, mit vnſer eigennutzigen begirde, es wirt nit vngeſtrafft pliben. Dann er iſt ein yfriger vnd ein verzerend füer. In gleichem vrteil ſtehen andere ſtedt, die wol nit vil von kilchen guetern, vff gemeine tafel, als ich wene, nemen, aber ſunſt zuoſehen, das kilchen guter, wie der ſchne im angenden ſummer verſchmiltzen. Vnd das nit gar der boswilligen halb von vffen die zinß vnd gult nit reichen wollen, ſunder vil mer vß jr ſelbs innerlicher hushaltung entſteet der ſchaden. Es gilt rappen vnd grappen, wer meer erwiſchet der hatt mer. Es iſt vil mißordnung. In den betruebten waſſern ſpricht man iſt gut fiſchen. Da zu andere die wol vnſchuldig ſtill ſchwigen, vnd durch verlaſſung frembder ſund teilhafftig machen. Eya es iſt pfaffen vnd monch gut, Es faſelet nütis iſt kein glück dar by. Drumb verſtübet es wie der wind. Es will ja kein ſchutz ſyn, in gemeinen kilchen gutern, ſo es die kinder der vngehorſamen verwalten.

der Bellal würt christus rich nit vffbuwen, aber by den frommen vetern vnd auch den ersten christlichen keisern was es ein anders, der zitt wart vil gutzs mit den kilchen gutern vß gericht.

Zum dritten. Das gemein gut des Gotzendiensts haben die frommen keiser, den dienern der kilchen Christi ingerumet, vff das es gottes gemeinde plib, das zu gemeiner Gottes Eer wie wol mit irrung verschaffet was, Wir aber nemen sollich gemein gut christlicher gemeinde, das geneimt wart patrimonium christi vnd ein vffenthalt der armen, von der kilchen vff die es, mit gutem titel komen, zu vnsren selbs handen, vnd machen sackman vnd ein vßbütung, mit der kilchen guot, als ob wir sie mit dem schwert in offnem feld besigget hetten.

Zum vierden. Die keiser haben die kilchen diener, vff das sie werck der lieb meniglich erzeigen mochten wol vnd richlich versehen vnd witleufig gefryet. Wir by so grossem inkommen der kilchen lassen sie not liden, das sie nit des hungers sich erweren mogen, Das ist ein erschrecklich vrteil, die frommen bruder kunnen dem dienst am wort vnd gebett nit obligen, sampt der krancken heimsuchung, vnderrichtung der jungen vnd vnwissenden, straffe der freuelen, vnd anderm das sunst der seel sorg zusteet. Dann sie muessen mit arbeit ir narung gewinnen, das feld buwen mistladen, holtz hawen. Oder die jm glauben nit fest syn mit vnordenlichen zuotitlen, den armen teglich abgützlen, etwas gerings geben dadurch sie leben mogen. Wer dienet am Euangelio, solle vom Euangelio leben, sagt die gschrifft. Paulus hatt by etlichen kilchen sin handwerck geuebet, vff das niemant sinen ruom neme. Dann die falschen Aposteln thetten im drang, Wir aber sint nit pauli, vnd sint des selbigen volcks durch den magistrat ledig, die mit etwas schin vnsern dienst der narung halb verkleineten. Vnd mochten bessres thun, dann die Apostel wolten nit den witfrowen zu tisch dienen, vnd das wort vnderlassen. Zuo hof ist ein sprichwort, Der fürsten gut sye, nit deren die es verdienen, sunder die es vberkommen. Das geet by vnserm Euangelio, der kilchen gut mag gar nit gereichen an die, den es zusteet, sunder des gekreutzigten erbe muesse verschwemmen der faul liderlich huff, der mit Christo nichts gemein hatt oder haben will, Dem da fast wenig ligt an der buß vnd vergebung der sunde sunder am buch vnd vertedigung schand vnd laster, welche voller hoffart weltpracht vnd verachtung Christi siner kilchen vnd des diensts am Euangelio sin. Man vermeint aber der sach zuhelfen, das man pfarren abgen lasse. Das ist gar ein ruch vnd boses mittel, Wie wol etwan besser wenig vnd yferige, dann vil lumpenwasscher, die von Gott vnd synem wort wenig erfarung haben. Welche offt meer schaden dann nutzen. Aber an frommen luten, ist vil gelegen, ob sie schon nit hoch gelert vnd beredt syn, Das hertz des predigers vnd nit die Zung triffet des Zuhœrers gewissen mit bestand, Das weltlich geschwetz hanget nit an ein ander nach art des geist sunder wie des redners fantasey stehet.

Zum funfften. Noch dem Gott sine goben, durch gute lere, lange uebung vnd erbere zucht, ordenlich verlichet, hatt das ander Concilium zu Toleto gehalten gesetzet, Das die knaben, so von kindtheit an durch ire ältern sin zum kilchen dienst ergeben, in der kilchen behusung, zuo gegen des Bischoffs, durch den præpositum das ist ein furgesetzten geleret werde. 28 d. Ex his. Vnd die keyser haben gebotten, das zum priester ampt allein erwelet werden solle der jn klœstern geuebet vnd geleret ist. In Nouel. con. 6. Also ist es etlich hundert jar pliben, das die kloster waren zucht

vnd lerchufer fo von weiben, fo von mannen. Vnd der Götzen diener gut, das by der kilchen erhalten, vnd durch newe goben teglich gemeret worden, hatt gedienet zu follicher knaben vnd meitlin vnderhaltung. Dar vß bifchoff prieſter vnd andere ämpter der kilchen, auch gottsforchtige Oberheren erzogen worden, Vnd von dochtern, geſchickte dienerinen der gemeinde, vnd fromme eefrowen. Der zitt aber, was der glauben handel noch nit ſo gar erloſchen, vnd ju ein vrdrus komen als er itzund iſt. Es war groſſer yfer vnd ernſt zum Gottesdienſt auch kunſt vnd zucht by der welt. Dennocht iſt ir hochſter fliß gegen der jungheit vffzuziehen geweſen. Wir ſind dagegen laß vnd treg, wiewol noch voller irſal, vnd ſelbs übel erzogen, Verlaſſen aber alle zucht mit gewalt, befinden auch treffenlichen mangel, an kilchen dienern, Dann teglich geen ab niemant würt, an die ſtadt vffgezogen. Vnd laſſen vns zur kinderzucht manen vnd triben, Aber alles vmbſunſt. Jr myne heren zu Baſel haben auch warlich ein ſchlechten vorrat vfferzogener lüt, vnd etlich wenig vnd noch gar junge zum anfang, vnd ſchawfalt angenomen, Wir werden gar erfryren, ee diſe ſetzling zu einem wald werden. Was hatt ein loblich herſchafft Bern, Was Zurich, Es iſt hoch zuerbarmen, Fürſten vnd heren, auch die ſtedt jm rich, ſind nichts fliſſiger, mag ſin, das auch by etlichen weniger gefunden werden. Strasburg thut wol etwas, aber noch kein vberfluß, oder als vil von noten zu erſetzen ſo groſſen mangel als fur augen für aller welt. Es ſolte aber ein jede kilch jr ſelbs diener vnd regenten mit allem fliß vff zihen. Doch hoffen wir teglich beſſerung, Es iſt aber hie gar nit ſolliche gelegenheit, als jr doben by veh hetten, vwer kloſter vnd ſtifft halb, an den veh niemant hinderet, Vorab der geſellen halb die vnder vwer oberkeit liggen.

Zum ſexten. Die keyſerlichen recht verordnen ein beſtimpte zal der kilchen diener mit betrewung der ſtraffe auch den ertzbiſchoffen wo ſie beſtimpte zal mereten. Conſt. 5. Vnd ſo in einer kilchen vber geſetzte zal von der ſelben ſolle der andern mangel erſetzet werden, domit moß gehalten werde. Conſt. xvj. Vnd das vberig aber der nützung mit einander verwenden ſie vff die armen, mit ordnung. Wie Juſtinianus eadem Conſtitutione tertia. Des glichen werden kilchen guter der armen genennet vnd wurt verbotten, das die funft von älteren eigentumb haben, der armen guot nit nieſſen. Die leges Codicis nennen kilchen guter der armen eigentuomb. Das Babſtumb hatts alles vff ſingen vnd leſen, dar noch vff meßhaben gerichtet, eine ſtifftung vff die andere dahin verwendet. Vnd das ſpitæl weiſenhüſer vnderhaltung der alten ſchwachen vnd pilgeren geweſen, iſt dahin entlich geratten, das nichts den armen pliben. Auch die ſtifftungen die von newem davon gerichtet. Vnd ſo ſchon die leyen notturft halb von newem ſpital vffgerichtet, hatt ſich die verhergung daneben ingetrungen. Was beſchichet by diſer reformation, Der armen wurt auch vergeſſen, vnd alles in üppige mißpreuch gewendet. Der armen verlaſſenen ellenden perſonen ſchutz vnd ſchirm iſt der almechtig, der ſihet ſollich vntruw vnd wurts rechen, wie er offt trewet in der geſchrifft. Vorab dwil vil mer die armen beſchweret werden, Als etwann der arm burs man, des älteren an die ſtifftung geben, das er noch erarnen muoß, der hatt doch jmmer etwas erliberung von den kloſtern, vnd etwas genießs gehabt zuerwarten. Aber die hungrigen mücken ſugen es alles vß by vnſer reformation, halten den armen vffs harteſt, vnd ju der ſelbigen gegent, da die kloſter gelegen iſt niemant rechtſchaffens, der jren genieſſen mag, Den zinßluten haben die kloſter etwan ein ſuppen

geben, jn noten furgefetzet, gelichen vnd getroſtet. So hatt auch iren die gemeinde des ſelben orts genoſſen, dann vil handtwercker haben ſich by jnen generet. Alſo murren wider vnſer reformation, die handwercker, die vmbgelegen nachpuren, die gultlüt, der arme man des ſich Gott annimpt, der babſtler, keiſer, kunig fürſten vnd heren. Was guts würt volgen Das bedencke ein verſtendiger? Ich weiß das bœſe gewiſſen by vns ſin mueſſen, dann wider keiſerlich vnd naturlich recht gepruchen wir gemeine gottes goben nit vff Gottes eer vnd nit zu der armen vffenthalt, ſunder zu eigenem nutz: So not wirt jn fallen wirt vns das hembd ſchlottern, vnd das hertz verzagen, Gott jm himel iſt wider vns, des nammen wir befehwertzen in falſchem annemen ſines Euangelions Vnder des ſchin wir der gemeinen kilchen guter anfallen. Der arm man ſchreyet vß not zu gott, Der ſunder bluot, die wir mit vnſerm exempel verderben beſchuldiget vns. Dann ein ander zufall were on zwifel by vnſerm Euangelio, wo wir mit der armen heiligen gut weren recht vmb gangen. Vnſer vndertonen werden auch weich vnd kleinmuetig die itz mit ſcorpionen vorhin, mit geiſeln geſchlagen wurden. Wie hart werden wir erſchrecken wann Gotf diſen raub vnd diebſtall vns fur augen ſtellen wurt. Itzund gedencken wir nyndert an. Vnd ſo ſchon, die mechtigen fürſten, nit mit gewalt vns anfallen, ſo wurt dennocht die ſach mueſſen zuverantwurten komen, Wie das der Bapſt vnd keiſer teglich begeren, vnd wir mit ſchrifften vnd worten beide kilchen diener vnd oberkeiten vns alweg eſtbotten haben. So es gelten würt rechenſchafft zu geben vnſer hushaltung vnd ſchaffenery by vnſerm newen Euangelio Alsdann würt man vns fürſtellen, vnd ſagen Jr haben geprediget, die reformation helfen machen, die kloſter abgeton, gelübd hingenomen, die gewiſſen von menſchen ſatzung gefreyet, das iſt wider geiſtlich recht vnd gepruch der kilchen. Vnſer verantwurten wirt vnvertunckelt ſin, Das wir durchs wort Gottes, ſo durch die buoß vergebung der ſunde in Chriſto vß lutern gnaden allein verheiſſet diſes alles geton haben, Dann die gantze hushaltung der Bebſtlichen kilchen iſt wider den glauben angerichtet mit erzelung des ſelbigen. Welches vnſer grund vnd gegenwer iſt. Da gegen haben wir diſe jnrede zu erwarten. Jr geſellen haben nit das gewiſſen, ſunder vwer ſelbs vnd der zuohœrer fleiſch gefreyet. Das ligt am tag. Dann zum erſten arg leben ſchand vnd gottsleſterung ſtraffen ir nit ſo hart, als irs wider den geiſtlichen ſtand fürgeben. Zum andern So haben jr des Babſts ordnung zerriſſen vnd kein gottlich dagegen angenomen, ja fur aber glauben heidniſche frechheit ingefueret. Zum dritten, Auch nit die beſſerung der kilchen, ſunder der kilchen guter geſuochet, vnd die von der gemein

AUS JOHANNES THURNMAYERS BAYRISCHER CHRONIK.

Johannis Auentini Des Hochgelerten weitberümbten Beyeriſchen Geſchichtſchreibers Chronica, Darinn nit allein deß gar alten Hauß Beyern — Geſchlechte, Herkommen, Stamm vnd Geſchichte, ſondern auch der vralten Teutſchen Vrſprung, Herkommen, Sitten, Gebreuch, Religion, mannliche vnd treffliche Thaten — zum fleiſſigſten beſchriben u. *ſ. w.* Anfenglich durch den Authorem in Latein verfertigt, hernachmals aber den Teutſchen zu gutem von jm ſelber mit hœchſtem fleiß in gut gemein hoch Teutſch gebracht u. *ſ. w. Nach der Schlußſchrift* Geendet zu Regenſpurg, im jar Tauſent, fünffhundert drey vnd dreiſſig. *22 ungezählte, CCCCCXXXII gezählte, 26 ungezählte Blätter in fol.* Gedruckt zu Franckfurt am Meyn, bey Georg Raben, Sigmund Feyerabend, vnd Weygand Hanen Erben. M.D.LXVI.

(*Bl. CCCCLXXXV. rw.*)

Das ſechſte auffheben zwiſchen Beyern vnd Oeſterreich vmb das Reich, die groſſe Schlacht zu Ampffing auff der Vehenwieſen, nicht weit von Mäldorff. Am erſten wie ſich beyde Kœnige rüſteten, vnd vberal vmb hülff worben, vnd Volck auffbrachten, vmb Mäldorff zuſammen kamen.

KOnig Friedrich vnd ſeinen Brüdern Hertzog Leopold in Oeſterreich, ward die weil lang, namen für, ſie wolten je das Reich in jren henden behalten, vnd dem Krieg ein ende geben, richteten ſich mit aller macht zu. Hertzog Leopold ließ ſich dergleichen nicht mercken, mit gar wenigen zog er auß Oeſterreich durch Saltzburg vnd durch die Grafſchafft Tyrol hin auff Schwaben, vnd an den Rhein, brachte daſelbſt ein Volck zuſammen. Dergleichen thet Kœnig Friedrich vnden in Oeſterreich, brachte auch auff ſeine meinung ſeinen Bruder Hertzog Heinrichen, Seine andern zween Brüder Hertzog Ott vnd Hertzog Albrecht, eufferten ſich ſolches Kriegß, dann ſie mit Kœnig Ludwigen nur Geſchwiſtert kind waren. Es waren auch auff Kœnig Friedrichs ſeiten Friedrich von Leibnitz, Ertzbiſchoff von Saltzburg, Albrecht Biſchoff zu Paſſaw, ein Hertzog auß Sachſſen, Dietrich Biſchoff von Lauent. Mit dieſen Herren rüſtet ſich Kœnig Friedrich auff die reyſſe, ſchicket daneben Emrichen von Altſee zu ſeiner Mutter Bruder, Hertzog Heinrichen in Kernten, vnd Grauen zu Tyrol, das er zu jm ins Feld kæme, vnd hülff wider Kœnig Ludwig thete, beſtellete auch Kœnig Carl auß Vngern von ſeinem Vettern Volck, der ſchicket jm zu hülff ſechß vnd zwentzig tauſent Mann, waren Vngern, Wallachen, Cumaner, Rætzen, Syruen, Bulgern, allerley wildt ſeltzam Volck, waren zwey vnd zwentzig tauſent ſpieſſer, vnd vier tauſent Schützen. Auß ſeinem Erbland bracht Kœnig Friedrich zu hauff Reiſſigenzeug 1800. Fußvolck 24000. Da er ſolchs Volck zuſammen brachte, ſchicket er zu ſeinem Bruder Hertzog Leopold, befahl jm, das derſelbige mit ſeinem Volck in Beyern fiel, dergleichen wölt er vnden herauff thun. Vnd rücket alſo Kœnig Friedrich herauff, (*CCCCLXXXVI. vw.*) mit obgenannten, gegen Beyern. Zu Agmund im Kloſter wurd er gewarnet vom Abt Engelprecht, vnd Bartholomeo einem Sternſeher, Die ſagten jm, wie er kein glück haben würde, vnderligen vnd geſchlagen wer-

den. Kœnig Friedrich trieb das gespött drauß, trestet sich seiner macht vnd mannheit, vermeinet er hette so viel Reuter vnd Volcks, das er alle wasser in Beyern damit außtrinchen möchte, rücket durch Saltzburg auff Mülldorff zu, schlug sein Gelæger innerhalb deß Inß, thete mit brennd vnd raub grossen schaden, erwartet allda seines Bruders Hertzog Leopolds, der zog auch daher mit Heereskrafft, eben vom Rhein vnd Schwaben, den nechsten auff München zu.

Kœnig Ludwig rüstet sich auch zu der gegenwehr, brachte auch vberal Volck auff, zu jm stiessen Kœnig Johannes auß Bœhmen, desselbigen Eyden, Hertzog Heinrich von Landßhut auß nidern Beyern, Friedrich der Burggraff von Nürmberg, wiewol er Kœnig Friedrichs Schwester zu der Ehe hette, Graff Poppo von Henneberg, vnd der Ertzbischoff von Trier, Baldwein genennet, ein mechtiger hauff, die alle kamen zusammen zu München. Es waren jr zu Roß tausent, fünffhundert, vnd zu fuß hundert tausent vnd acht tausent Mann. Kœnig Ludwig brachte auß seinem erbland viel Volcks zusammen, was Kolben vnd stecken tragen mochte, muste auff seyn, muste Land vnd Leut, das heymat vnd Vatterland, helffen retten. Es machte Kœnig Ludwig seinen letsten willen, schuff Wildenrot dem Kloster Fürstenfeld, da sein Vatter vnd Mutter begraben ligen, vnd er auch allda zu ligen verordnet hette, zog nachmals zu München auß mit obgenannten Herren an S. Mattheus abend, deß Heiligen zwelff Boten vnd Euangelisten, rücket mit Heereskrafft den Feinden zu, wolte sich gewalts mit gewalt erwehren, vnd die Feinde nicht weiter ziehen lassen, schlug zu nechst an die Feinde sein Gelæger, thete sich nider bey dem Dorff Ampffing an dem wasserfluß den In, vnder dem Berge Dornbergk, auff einen eben und weiten Feld, so man die Vehenwiesen heißt. An S. Cosme vnd Damiani tag, an S. Veatzela abend, geschach ein groß Scharmützel, kamen auff der Oesterreichischen seiten viel Vngern, Rætzen, Hussern, Wallachen, vnnd dergleichen viel seltzam Volk umb. Gleich eben denselbigen tag kam Hertzog Leopold vber den Lech, rücket an die Amper vnnd Amersee, nam Fürstenfeld, Diessen, die Klœster sampt dem Marck eyn, wolte nachmals auffs nechst auff München zu, fieng Bruder Conraden einen Prediger Münch, vnd seinen Bruder Meister Bertolden (die etwa Cappelan Frauw Mathilde, der von Oesterreich Vatter, Kœnig Ruprechts Schwester gewesen waren, vnd nun Diessen regierten) schickt von stundan einen Botten zu seinem Bruder Kœnig Friedrich, wolte verkundschafften wo derselbig lege, vnd was desselben anschlege thun vnnd lassen were, Aber dieser Bott wurd von Kœnig Ludwig nidergeworffen.

Wie vor der Schlacht, am abend darvor zu Ritter geschlagen wurden, der Namen hernach folgen.

KOnig Friedrich war die weil lang, wuste nicht wo sein Bruder Hertzog Leopold war, wolte sich je schlahen mit den Beyern, wolte nicht lenger warten noch verziehen einen tag, damit man kundschafft hette haben mœgen von seinem Bruder Leopold, wo derselbig mit seinem Volck were oder lege, rüstet sich, wolte je zu morgen ein vermessen Feldschlahen thun mit Kœnig Ludwig, wiewols jm sehr widerriethen seine Hauptleuten, nemlich, Dietrich von Plichendorff, sein oberster Marschalch, vnd Vlrich und Heinrich Gebrüder von Walsee, vnd schlug am abend vor der Schlacht Friedrich Ertzbischoff zu Saltzburg nachfolgende drey vnd neuntzig zu Ritter, nemlich . . . . . .

(*CCCCLXXXVI. rw.*)

Die Schlacht zu Ampffing vmb das Reich.

KOnig Friedrich ritt das vnglück, ehe es tag war hœrete er Meß, befahl den Biſchoffen das ſie zu Müldorff den außgang der Schlacht erwarten ſolten. Als bald der tag herbrach, macht er die Schlachtordnung, ſtellet fornan ſeine Brüder, Hertzog Heinrichen mit den Steyriſchen vnd Saltzburgiſchen zu der Oeſterreichiſchen Fahn, den führet Dietrich von Plichendorff, oberſter Marſchalck, den Vngeriſchen Fahnen gab er zu Heinrichen vnd Vlrichen von Walſee, Er ſelbſt hielt mit den Oeſterreichiſchen bey dem Adler deß Reichß Fahnen.

Auff der Beyeriſchen ſeiten, Seyfrid Swepherman, ein groſſer alter Kriegßmann, der war oberſter Feldhauptmann, der theilete auß alles Volck in drey hauffen, Forn an die ſpitze vnd im angriff ordnet er (nach dem derſelbige tag S. Wentzels tag, weiland Hertzogs in Bœhmen tag war) Kœnig Johanſen auß Bœhmen, vnd ſeinen Eyden Hertzog Heinrichen auß nidern Beyern, die ſolten fornen die Schlacht anfahen. Kœnig Ludwig der ſein Kleid verkeret hett, ſtelt ehegenannter Swepherman mitten in den Beyeriſchen hauffen zu dem Adler, gab jm zu zwen gute Kriegßmänner, Conrad von Baibrun, vnd Albrecht Rindmaul, dieſer zeit Pfleger zu der Newſtatt an der Donaw, dem befahl er, das ſie wol acht ſolten haben auff den freydigen Kœnig Friedrich. Conrad von Baibrun (oder gantz Baigersbrun oberhalb München) war vor am Hofe bey Kœnig Friedrichen, da er ſeinen Lehnherrn vnd Landßfürſten ſelbſt im feld ſahe, ſagt er zu Kœnig Friedrichen, er wölt ſich mit ſeinem Herren nicht ſchlahen, da vrlaubet jn Kœnig Friedrich mit dieſen worten: Zeuch hin zu deinem Herren, vnd thu gleich eben wol das bœſe.

Mehrgenannter Swepherman, verſtieß weiter innerhalb der Iſem in die hinderhut Friedrichen Burggraffen von Nürmberg mit 400. Pferden, mit dieſem befelch, das dieſelben nicht ehe den halt brechen, bindem in die feinde fielen, biß er jn ein zeichen gebe.

Da alſo die Schlachtordnung auff beyden ſeiten gemacht war, zogen ſie zuſammen, vnd troffen auff beyden ſeiten miteinander, ward ein ſtrenger hefftiger ſtreit, wæret von dem auffgang der Sonnen biß zum nidergang, bey zehen ſtund an einander, auff beyden ſeiten ſtund man ſtarck, wolt niemand weichen.

Kœnig Friedrich war ſelbſt der oberſte Feldhauptmann auff ſeiner ſeiten, (*CCCCLXXXVII. vw.*) tummlet ſich redlich, thete alles was einem redlichen Kriegßmann vnd Hauptmann wol anſtehet, war fornen im treffen Die Bœhmen ſo den Vorzug auff der Beyeriſchen ſeiten hetten, wurden zu letzt zaghafft vnd hinderſich gedrungen, jrem Kœnig wurd der Gaul erſtochen, vnnd er auff einen andern gebracht, fünff hundert Bœhmen wurffen die wehr von jn, vnd ergaben ſich. Da ſolchs ſahe Seyfried Swepherman, kam er zu hülff mit dem Beyeriſchen hauffen den Bœhmen, hielt die Feinde anff, biß die Bœhmen jren vortel auff einer hœhe eynnamen, vnd ſich trotzlich wider ſtelleten, vnd auffs newe trotzlich wider traffen, vnd der Swepherman auch auff ein newes die Schlachtordnung macht, brauchte zu der mannheit einen beſondern liſt, wie etwa Hannibal wider die Rœmer thete. Es war ein ſchœner heiffer tag, die Sonn ſchein klar vnd war windig, da machte obgenannter Swepherman die Ordnung dermaſſen, das der Wind den ſtaub den Feinden in die augen trieb, dergleichen den glantz der Sonnen (ſo in das Harniſch fiel) ein groſſen widerſchein gab, die Feinde blendet, ſie meinten der Himmel brünne. Zu dem allen brach auß der Hinderhut auß heiffen

deß Swephermanns der Burggraff von Nürmberg mit den Francken, führten ein Oeſterreichiſch Fahn, zogen vber die Iſem hinden auff die Feinde, die meinten, da ſie das Oeſterreichiſche Panier ſahen, Hertzog Leopold von Oeſterreich der zœg daher, vnd keme jn zu hülffe. Alſo gieng es erſt recht an ein treffen. Die Oeſterreichiſchen waren vmbgeben von jren Feinden, muſten ſich hinden vnd fornen wehren, vnd giengen alſo faſt ermider. Da ſolchs ſahen die fünff hundert Bœhmen, ſo ſich vor ergeben hetten, die griffen auch wider zu der wehr, vnnd thetten groſſen ſchaden. Nach dem kam Kœnig Friedrichs Volck auß der Ordnung, die Vngeriſchen gaben am erſten die flucht, vnd kamen faſt alle vmb. Hertzog Heinrich von Oeſterreich, Dietrich von Plichendorff, der Fœndrich, ward lebendig gefangen. Kœnig Friedrich wehrete ſich lang vnd redlich, aber Albrecht Rindmaul der thete jm ſo drang vnd zwang das er ſich jm ergab, Vnd der Rindmaul brachte den gefangen Kœnig Friedrich für Kœnig Ludwig, deß ſich groß verwundert mehr gedachter Kœnig Friedrich, denn er nicht anderß meinete, er hette Kœnig Ludwig ſchon in der Schlacht erſchlagen. Kœnig Ludwig (wie auch oben gemeldt) hette ſeine gewœnliche kleydung vnd Harniſch einem andern angethan, vnd hette ſich, da gleich die Schlacht ſolt angehen, vorgwändet, das jn die feinde in der Schlacht nicht kennen kundten.

Vnd der gefangne Kœnig ward wol verhütet, mit jm wurden gefangen Oeſterreichiſche deren vom Adel tauſent hundert vnd ſechtzig. Da die Biſchoff zu Mäldorff ſolchs erhorten, gaben ſie die flucht, flohen auß der Statt davon.

Wie ſich Kœnig Ludwig nach der Schlacht hielt, vnd wie die Gefangenen außgetheilet wurden.

DA nun Kœnig Ludwig ſolchen groſſen Sieg erlangete, ſein Volck (das den gantzen tag geſtritten, ſich abgezabelt hette) ſchlemig, hungerig vnd hellig war, ſchuff er, daß man das Volck auff der Wahlſtatt mit eſſen vnd trincken labet. Der Kuchenmeiſter ſagt, er hette nichts denn Eyer, Antwort Kœnig Ludwig: Jederman ein Ey, dem frommen Swepherman zwey, das noch heut ein Sprichwort iſt.

Nach dem allen wolte Kœnig Ludwig wider Hertzog Leopold ziehen, ſo zu Dieſſen (wie obgemeldt) lag, Aber es kam jm gewiſſe kundtſchafft, das Hertzog Leopold (als bald er vernommen hette, wie es ſeinem Bruder ergangen war) ſich in die flucht mit ſeinem Volck geben hette, das Land gereumet, vnd wurden obgenannte Conrad vnd Berthold Vorweſer deß Klofters Dieſſen, wider ledig.

Nach dem ward ein vneynigkeit in dem Heer Kœnig Ludwigs, ein jeder wolte den freidigen Kœnig Friedrichen gefangen haben. Die Bœhmen wolten jn haben, ſo vermeinten jn auch die Francken zu haben, ſo ſagten die Beyern, ſie hetten jn gefangen, vnd zogen ſich deß an den gefangenen Kœnig ſelbſt. Da (*CCCCLXXXVII. rw.*) ſagt Kœnig Friedrich, ſie ſolten jm jr ſchild vnd Helm fürtragen, ſo wolte er jn guten beſcheid geben, wem er gefängnuß gelobt ſich ergeben hette. Da ſolchs geſchach, da klopffet er auff ein Büffelßkopff mit einem Ring (das Albrecht Rindmauls wappen war) vnd ſprach: Vor dem Kühmaul habe ich mich heute nicht hüten können, das hat mich gefangen, dem habe ich mich ergeben.

Alſo ward dieſe Auffrhur geſtillt, Kœnig Fridrich wart an der Brück Kœnig Ludwigs. Kœnig Hans auß Bœhmen führet mit jm gefangen Hertzog Heinrichen auß Oeſterreich, deß gefangnen Kœnig Friedrichs auß Oeſterreich leiblichen Bruder. Den gefangnen Adel auß Oeſterreich gab Kœnig Ludwig mit ſampt den Lehen dem Burggraffen

zu Nürmberg, den lieſſe der Burggraff dermaſſen ledig, das derſelbige zu ewigen zeiten (wenn ſich der fall begebe) ſein Lehen empfahen von dem Burggraffen von Nürmberg, das noch heutiges tags im brauch iſt. Der Graff von Henneberg wurd ein Fürſt deß Reichß gemacht von Kœnig Ludwigen, der führet am erſten den gefangenen Kœnig ſeinen Vettern gen Dornberg, befahl jn dem Pfleger, mit namen Wolffgang von Goldeck, den andern tag führet er jn gen Oeting, nachmals gen Landßhut, von dannen gen Regenſpurg, in deß reichſten derſelbigen zeit Bürgers Leitpolds Gumprechts Hauß an der Haid, jetzt iſt daſſelbige Wolff Treyner Mautnerß, daſelbſt an der Wage vnd Trinckſtuben ligende, allda oben in der Kœnigin jetzt Cappellen, oben in dem alten fenſter das Beyerland geſchmeltzt, ſtehet mitten darinn ein Leuwe.

Zu Regenſpurg nam den gefangenen Kœnig an Weichtrand Vitzthumb, führet jn hinauff gen Napurg gefangen in das Schloß Traufchnitz. Da der gefangne Kœnig das Schloß anſichtig war, fragt er wie es hieß, Vnd da er hœret wie es Traufchnitz hieß, ſagt er, Du heiſt wol recht Traufchnitz, ich habe ſein je nicht getrauwt, das ich ſolt dermaſſen alſo daher gefangen gefürt werden, Vnd iſt in dem Schloß gefangen gelegen drey jar vnd ſechß Monat. Vnd obbeſchriebene Schlacht iſt geſchehen in dem jar nach Chriſti vnſers Herren Geburt 1322. an S. Michels abend, vnd von dieſer Schlacht wegen iſt Ampffing (vor ein vnbekannt Dorff) dermaſſen in ein ſolchs geſchrey vnd ruff kommen, das jederman auch in frembden Landen, davon ſchreibt, ſingt, vnd zu ſagen weiß. Es ſeind noch etliche Lateiniſche Reimen von dieſer Schlacht vorhanden.

SEBASTIAN FRANCK.

AUS DEM WELTBUCH.

Weltbuoch: ſpiegel vnd bildtniß des gantzen erdbodens von Sebaſtiano Franco Wördenſi in vier buecher, nemlich in Aſiam, Aphricam, Europam, vnd Americam, geſtelt vnd abteilt, Auch aller darinn begriffner Länder, nation, prouintzen, vnd Inſeln, gelegenheit, grœſſe, weite, gewächß, eygentſchafft, vnd der darinn geleguer völcker vnd einwoner, nammen, geſtalt, leben, weſen, religion, glauben, ceremonien, gſatz, regiment, pollicey, ſitten, brauch, krieg, gewerb, frächt, thier, kleydung vnd verenderung, eygentlich für die augen geſtelt; Auch etwas von new gefundenen welten vnd Inſeln, nitt auß Beroſo, Joanne de monte villa, S. Brandons Hiſtori, vnd dergleichen Fabeln, ſunder auß angenummnen, glaubwirdigen erfarnen, weltſchreibern, mueſelig zuo hauff tragen, vnd auß vilen weitleüffigen buechern in ein handtbuoch eingeleibt vnd verfaßt, vormals dergleichen in Teütſch nie außgangen. — Kumpt her, vnd ſchawet die werck des Herren, der ſo wunderbarlich iſt, über die menſchen kinder. Pſal. xlvj. lxiiij. Anno. M.D.XXXIIII. *8 ungezählte, cexxxvij gezählte, 7 ungezählte Blätter in fol. Am Schluß, vor dem Regiſter*, Getruckt zuo Tübingen durch Vlrich Morhart, im tauſent fünff hundert vier vnd dreyſſigſten jar.

(*Bl. xliiij vw.*)

VIERERLEY STÄND GERMANIE.

Der erſt ſtand Germanie die geyſtlichen.

Germania haben yetz viererley völcker vnd fürnemme ſtänd, zuo erſt, geyſtlich pfaffen vnd münch. Die pfaffen tragen lange weitte röck an, runde circkel pareth auff, tragen auch kappenzipffel von ſeidin vnd wullinem tuoch, gern gemeynklich auff pantoffel, mueſſig eeloß niemandtnütze leüt, die wenig ſtudiern, die yr zeit faſt mit ſpilen, eſſen, trincken, vnd ſchœnen frauwen hin bringen. Diſe haben groſſe freyheyt von Bæpſten in geyſtlichen rechten eingeleibt, alſo das ſy niemandt von eynicher ſach wegen weder ſtraffen, noch für recht ziehen oder antaſten darff, dann yr oberheit der biſchoff vnd der biſchöff der bapſt.

Nun wer vil zuoſagen von yren meer dann Heydniſchen priuilegien, weſen, leben, rechten, religion, wie vnd mit was geſtalt, gwalt oder liſten, ſy all welt haben vnderſich geworffen, ſo gar das auch der Keyſer yhrem oberen vnd Gott dem Bapſt zuoſuoſß fallen, die küſſen, vnd von yhm die kron vnnd das lehen des Keyſerthumbs vnd Rœmiſchen reichs entpfahen muoß, von welcher bueberey das geyſtlich recht all yr buecher vnd auch mein vorig außgangen Chronica vol iſt, vnd wol ein ſunder librey von nœten wer, all jr ding vnd ſinantz zuobeſchreiben. Vber diſe erzölte pfaffen ſeind noch vil vnd mancherley örden vnnd ſtend, an kleydung, Ceremonien, Gottsdienſt, vnd glauben vnderſcheyden, in Germania wol bekant, dauon anderßwa.

Nun das volck iſt bißher ein lange zeit durch diſe geyſtlichen einhellig geleyt vnd regiert worden mit eittel lugen vnnd bündtniſſen des teüfels, der den hoff diſer welt zuomal inn hett vnd in frid beſaß, darumb auch alle ding zuofriden war vnd in einem bœſen vnfridlichen frid, vnd vneinigen eynigkeit ſtuonde, das vns billich mit dem Propheten Eſay. bitterlich wee ſolt geweſen ſein, im frid, ja in diſem frid, da all ding mit dem teüfel leychet, vnd er den hoff der welt allein beſitzt, darunder der geferlicheſt krieg verborgen iſt, alſo das Chriſtus ſpricht, das end diß frids (den er nicht iſt kummen zuo ſenden auff erd, ſunder zuouerſtœren, Matth. x. Luc. xij.) ſey bœſer dann der anfang, Matth. xij. Luc. xj.

Weil nun das gegenteyl diſes frids ſich reget, vnd Chriſtus auch im ſpil will ſein, vnd den Sathan auß ſeinem ruowigen beſeßnen ſchloß zuoſtürmen, etwas angriffen hat, ſo ſchreyet er mordio, wirt all ding zuo vnfrid, er rumpelt, vnd wœret ſich wie er mag, das er diſem liecht vnd ſeind entgehe, widerſtehe, vnd ſein reich der finſterniß erhalt, darauß kumpt dann das nit allein ein land oder ſtatt nit eins ſinns oder glaubens meer iſt, ſunder auch .v. in einem hauß ſeind vneynig vnd die drey wider die zwen. Da will Sathan Chriſto nit weichen, vnd widerumb. &c. Diß aber iſt der ſelig vnfrid von Chriſto geſendet, vnd das feür auff erd anzündt, dauon im Euangelio geſagt wirt.

Hierumb iſt nun Germania in vil ſecten vnd glauben zerteylt, vnd der ſelig vnfrid, Anno .M. D. xx. angangen, alſo das bißher Anno. &c. M. D. xxxiij. der teüfel alles verſuocht vnd anfacht, alſo das ſeidher wol zehen glauben entſtanden ſeind, vnnd noch kein end, ſo gar das der teüfel wider vmb, vnnd nach frid ſchreyet, den ſchein der eynigkeit vnd lieb fürwendet, vnd gern all ding wie vor (*xliiij rw.*) wider nach ſeinem willen in eynigkeit præcht. Diß muoß aber ſein vnd es mueſſen ſect vnd ketzerey ſein, auff das die bewert ſeind, an tag kummen. Hoff derhalb zuo Gott, er ſols biß zum end nimmer zuo ſeinem vnſeligen frid bringen, Got ſol ym kein ruow laſſen, das er das ſchwerdt nimmer

einſtecke, vnnd den hoff diſer welt mit ruow beſitzt, wiewol er noch alle die welt feind, gefangen hat, mitt vnd in diſem frid ruowig beſitzt, noch iſt das fridſam Euangelium nitt auffruoriſch noch deren kein vrſach, ſo wenig als die Sunn des geſtancks im ſchelmen, oder der auffruor der fledermeüß, ſo ſy zuo vnnd yn ſy ſcheinet, oder ſo wenig das guot geſatz darumb bœß iſt, das es die bœſen affect in vns erreget, anzeygt, vnnd on ſein ſchuld, wie das waſſer den kalck anzündet, Alſo wann das liecht auff die finſterniß, die warheit auff die lugen, der tag oder Sunn auff die fledermeüß vnd nachteilen, das guote geſatz auff die bœſe art der natur, das waſſer auff die verkerte art des kalcks felt vnd ſcheinet, ſo muoß von not wegen ſich alles zur auffruor bewegen vnd regen on ſchuld des gegenteyls was im gegenteil iſt vnds nit leiden kan, wann das geſatz dem menſchen gebeüt er ſoll auffrichtig Gotsförchtig, gleubig, Gottſelig vnd frumb ſein, vnd der bœß menſch wirt darumb ſchellig, auffruoriſch vnd vnſinnig, alſo das er erzittert vnd grißgramt, lieber was kan das guot gſatz darfür, das yn das gegenteyl heyßt, vnd ſünd, boßheit, auffruor. &c. verbeüt? was kan die klar Sunn darfür, das ſy im ſchelmen geſtanck gebürt, oder das ſy die fledermeüß vnd nachteilen auffruerig machet mitt yhrem lieblichen ſchein? Was vermag das waſſer das es den kalck anzündt, ſo es auß ſeiner natur alle hitz, vnd feür zuo leſchen begert. Sihe wa kumm ich hin Ad propoſitum.

Zuo der zeit Caroli .v. hat Gott etlich menner erwecket vnd rechte geyſtlichen geſendet, die durch ſeinen geyſt den teüfel haben getroffen, ſein alten ſchœnpart darinn er lang verbutzt iſt gangen, abgeriſſen, bald iſt er im harnaſch, verkappet ſich yetz in diſe, yetz in jhene mummerey, vnd fahet ſchier alle tag ein neüwe ſect an, deren ein yede yr eygne lerer vorgeer vnd rechte pfaffen hat, alſo das niemandt von der Teütſchen glauben yetz ſchreiben kan, vnd wol ein eygen volumen erheyſcht, ja nit gnuog wer, all yr ſect vnd beyglauben anzuozeigen.

Diß laß man alles in gedult geen biß zum ſchnidt, der teüfel muoß alſo mit jm ſelbs vneins, vnd yn yhm ſelbs zerſtreuwet ſein. &c. Ich wolt yr vil anzeygen, deren ein yeder ſein eygne kirch, opinion vnd auch glauben hat, als dann iſt der Bapſt, Luther, Zwingel, Teüffer mancherley, Joan. Campanus, Joannes Bünderlius, Schwenckfeld, Melchior Hoffman, Bilgram, Bœhem, Pickarder, Armenier, Moſcobiter.

Das eittel Chriſten ſein wöllen, deren in vil ſtucken keiner mitt dem anderen überein kumpt, das ſich einer diß jamers vnd menſchlicher blindtheit, vnwiſſenheit, vnd thorheit billich erbarmen ſolt, vnd wol geiſtlicher augen bedarff, diſe geiſter zuokennen, entſcheyden vnd probieren.

Nun diß aber macht das etlich dahin kummen, es gefall Got alles wol, was man in einem guoten eyfer vnd meynung thue oder laſſe. Etlich achten keiner habs gar errathen, Gott werde einem frummen Gottſuochenden hertzen nicht ein yeden yrthumb imputieren. Diſe gefallen mir nit übel, vnd mœgen ein irrenden, vnd der nit gleich yres ſinnes iſt, wol tragen, werffen nit gleich mitt ketzern zuo, wie die andern, die all yhr opinion oder glauben für heylthumb vnnd das Euangelium halten, vnd all andere für ketzer, ſo doch diß der ketzer rechte (*xlv vw.*) eynige art iſt, all andere fürnemlich die Chriſten für ketzer zuo achten, ſchelten, verfolgen vnd tœdten, ſo ſys doch ſelbs in der haut feind vnd yr bluotdurſt vnnd torechter eyfer anzeygt.

Nun aber der gemeyn man in Germania iſt faſt allen rechten vnd falſchen geyſtlichen feind, den rechten das ſy ein ſaltz vnd ruot

feind des volcks, vnd nit auff yhrem ſack oder auß yhrer pfeiff pfeiffen, wie Chriſto. &c. den vermeinten geiſtlichen ob ſys wol cüfferlich beuedeyen, vnd weil ſy yhr lied ſingen auff den beuden tregt, feind ſy doch innerlich darumb grumb, das ſy teglich durchtriben böſe ſchalckheyt, geitz, boßheit, vnd allerley verwegne böſe finantz, laſter, vntreüw, betrug, vnd buobenſtuck bey den treüwloſen mit yrem ſchaden erfaren. Alſo das wie in allen landen die geyſtlichen übel von den anderen hören, yn wenig getrauwet oder vertrauwet wirt, ſo gar das auch vil böſer ſprüchwörter daruon bey dem gemeynen mann entſtanden feind, Nemlich, Es kumpt niemandt von einem pfaffen vnbeſchiſſen, Es kumpt keiner ee von einem pfaffen ſo er yhn beleydiget, er ſchlag yhn dann gar zuo todt, pfaffen machen affen, die gelerten die verherten, ... was ein münch darff gedencken, das darff er auch thuon.

Es iſt kein pfaff frumb, er hab dann har auff der zungen, wer einem pfaffen vertrauwet, der iſt ſelbs nitt faſt frumb. Es thuot heim gnot, wir ſchlagen dann die pfaffen alle zuo todt, wer ſein hauß will haben ſauber, der huet ſich vor pfaffen vnd dauben.

Sy heyſſens auch auß verachtung pfaffen, es iſt auch eitel außgeneete heüchlerey, was ſy yhn thuond oder eer enthieten, ein hertzgeſpöt wann ſy gleich gnad herr ſagen, vnd ſich mit bloſſem haupt bucken, das alles thuond ſy, damit wie ſy ſelbs ſagen, das ſy mit den pfaffen vageheüt ſeyen, vnd er ſy nicht in bann thue, vnnd wa man ſy widerumb weyſt zuo betriegen im zehend, opffer. &c. das thuot man on gewiſſen.

Summa man ſchreibet reimen von ynen in die würtzhöuſer, man ſingt von ynen, wa man ſich vor yn gelauchen darff, vnd yn das ſcepter genummen iſt, wie über den armen Judas, vnnd haben die Juden noch platz bey den Teütſchen dann die pfaffen, ſo gar das ich glaub, das kein volck vnder der Sunnen ſey, das feine geyſtlichen, im hertzen vneerlicher vnd übler halt. Es habens auch die nit von hertzen hold, die yhr genieſſen, vnnd teglich vmb ſy feind, ſo ein eygenliebig, eygennützig nœtlich (vnd das des eygnen nutz meer acht, dann des Euangeliums) vnleidenlich volck iſt es bede an mann vnnd weib, das vil von ym ſelbs helt. &c. wie Antichriſtum das iſt all falſche Chriſten. &c. die geſchrifft vilfeltig abmalt, ein auffgeplaſen volck das ſich wirdig acht dem yederman dien vnd zuo fuoß fall, voller vrteyls, bey dem vnd vmb welches niemand kein eer eriagen oder einlegen kan, vnd ſetzt yemandt ſein leben für ſy, er hett kleinen danck, ſy meynten, er thet yn als den H. billich, deren geyſtlicheit allein iſt auſſer yhn, cüfferlich in geplerr, vil plappern, ſingen, leßen, kutten, kappen, platten, kleydern, zeit, perſon, ſtatt, eſſen, trincken, diſputieren, geſchwetzen, vil künſten, buechern, faſttagen, meſſen, leütten, klingen, ſingen, vnd ceremonien.

¶ Der ander ſtand Germanie, der Adel.

DEr ander ſtand Germanie iſt der Adel die auß Gottes ordnung recht edel, das iſt vätter des vatterlands, ein forcht vnd ruot der böſen, vnd ein ſchiltbürg, auffenthalt der frummen ſein ſolten, witwen vnnd weyſen handt-(*xlv rw.*)haben, die ſchinden vnd ſchaben ſy ſelbs, vnd die die hund vor dem pferich ſein ſolten, ſeind vilmals ſelbs wölff, vnnd reiſſend alles mit gewalt zuo ynen, was ſy vermœgen, vnd wer not das man vor den huettern vnd wächtern, huettet vnnd wachet, deren Adel gantz vnd gar von ſeinem alten glantz iſt kummen, vnd etwan an tugent ſtuond, yetzund aber allein mit ſtoltzheyt, bracht, reichthumb, geburt, Tiranney yren

Adel beweißen, vnd wie ſy yederman förcht vnd haſſet alſo mueſſen ſy auch förchten, vnd von yederman verhaſſet ſein, vnd nicht dann orenkrawer vnd heüchler für ware freünd, ja in der warheit ſo vil feind, wie vil knecht vnd vnderthonen haben.

Nun zeyget zwar die nechſt beüriſch auffruor genuogſam, was für luſt vnnd freündtſchafft die vnderthonen zuo yren herren haben, die alſo mit gewalt faren. Die alten Edlen wolten mit wolthat ynen die vnderthonen gewegen vnd willig machen, vnnd diß war auch yhr maur vnd feül darhinder vnd darauff yhr reich ſtuond.

Sy aber achteten ſich auch reich, ſo ſy reiche vnd wolhabende vnderthonen hetten, die ſie in allweg mit guotter ordnung vorgehung vnd gſatzen fürderten, auff das ſy immer ye meer zuo geben hetten. Yetz will man es alles mit gewalt auß roꝑffen, ja auff ein mal nemmen, vnd zuo lieben, kriegen vnd geben nœten, vnd in ſumma türlich vnwillige hund zuo jagen fueren, ſo doch nie icht in die lenge beſtanden iſt, das forcht oder notzwang hat auß gedroſchen vnnd abgenœt. Die natur entſitzt ab dem notzwang, die liebe will frey ſein, vnnd bede der will vnd das hertz vngezwungen.

In ſumma es iſt yederman eingepflantzt ein liebe der freyheit von dem freyen Gott, das wir lieber wöllen gefuert, dann gezogen werden. Darauff haben vil vnedel vnd Edle wenig acht, ſunder forderen heüt diß, morgen das, mit was fuog, da fragen ſy nit vmb.

Sy treiben kein andere handtierung, dann jagen, beiſſen, ſauffen, praſſen, ſpilen, leben von rent zinß vnnd gülten im überfluß koſtlich. Warumb ſy es aber nemmen, vnd was ſy darfür ſchuldig ſeind zuothuon, gedencket kaum einer ſeins ampts, ſo yhn doch diſe macht auff der burger hals zuo legen, vnnd ein einigen pfenning zuo forderen, nicht on vrſach vnnd geding zur beſſerung, vnd nicht zum nachtheyl der vnderthonen, gebem iſt, ſo wol als dem tagloner ſein taglon, das er darumb den tag ſchaffe. Alſo auch diſen. Nemlich darumb das ſy witwen vnd weyßen vor gwalt entſchütten, dem armen vor gwalt rechts verhelffen, vnd ſich vmb aller menſchen not als yrer eygnen, annemmen, wie vätter des vatterlands. Darumb ſollen ſy yhr rent, zinß, gült, vnd auffenthalt haben, wie einer der dem Altar dienet, vom Altar, darmit ein yeder taglœner ſeins taglons bekumme, thuond ſy daſſelbig nicht, ſo iſts eittel Tiranney vnd ein gewaltigs abnemmen, das ſy den vnſchuldig anfordern, vnnd mit gewalt abnemmen, nicht anders, dann als wann ein tagwercker ſein taglon an mich fordert, ja abnœtet mit gwalt, vnd hett doch kein arbeyt nie angefangen, noch angeruert, doch ſoll man in allweg gewalt on auffruor vnnd widerwertigkeit leiden, vnnd Gott klagen, der es reche vnd ablege. Wann ein yeder ſeines ampts gedecht, ſo würden ſich nicht alſo vil vnberuefft eintringen, vnnd vmb die predicatur ämpter, oberkeit, vnd narrenkappen alſo reiffen. Auff die wöll vnd milch ſicht man, auff die wolfart vnd haut der ſchaaff, niemandt.

Darumb iſt der Adel faſt aller, wie er yetz im ſchwanck gehet, ein überbliben (*xlvj vw.*) ſtuck der Heydenſchafft von vnſern ältern auff vns geerbet, da nicht iſt dann ein rennens, ſtechens, turnierens, ſeinen ſchildt ſtamb vnd nammen hoch auffwerffen, ſpilens, kriegens, hetzens, herrſchens, mueſſiggeens, übermuot treiben. &c. welcher Adel diß fleyſch vor Gott ſtinckt, verworffen, außgetilget, vnd auß ſeinem reich außgemuſtert iſt. j. Cor. j. Luc. xvj. Weil im Chriſtenthumb alles eins iſt in Chriſto, vnnd alle gleich edle brueder ſeind, wie ſy alle einen vatter in dem himmel anbetten, ob ſy wol in den ämptern vnderſcheyden ſeind, wie das ang von der hand,

ſo geheren ſy doch all an einen leib. Alſo iſt ein oberkeyt oder prediger nit ein fundere vor Gott edlere creatur, dann ein frummer baur, auch nicht von den andern vnderſcheyden, dann ampts halben wie ein Haffner vnd Wagner, Gott ſihet auch nicht auff die perſon, vor dem weder Künig, Fürſt, noch baur iſt.

Die welt aber hat yren Adel, den laßt ſy yhr nit zuchen noch dautzen, der ſtat in oberzölten ſtuchen, aber ein frembdes ding im Chriſtenthumb, da vns Gott zuo hauff in ein leib ſchmidet, vnd allzuomal brueder nent, da iſt weder Herr noch knecht, ſunder alles eins. Darumb iſt es ein thorechts Heydniſch ding vmb den Adel, wie yhn die welt auffwirfft, ſo doch wiſſenlich iſt, das wir alle gleich von einem vatter in dem himmel, vnnd von einem vatter Adam auff erden her kummen, wie das ſprüchwort laut, wa oder wer was der Edelman, da Adam reüttet vnd Eua ſpan. Der welt üppigkeit vnd die Nemrottiſch hochfart hat diß fleiſch Adel erfunden.

Nun diß volck iſt nicht allein in Germanien, ſunder in allen nationen gwaltig, prachtlich, vil von yn ſelbs haltende, vnuertræglich, die mit gwalt faren, vnnd dannocht gnedige Herren wöllen genant ſein. Luc. xxij. Alſo das auch in Egipten, die ſich ſelbs für die Edleſten über all andere menſchen halten, vnnd die allein im ſtegreyff ſich nœren, vnnd von dem raub geleben, Ab diſen Edlen klagen ſich die Propheten vilfeltig, ſunderlich Amos, Oſeas, Micheas. &c.

Weitter geduncht ſich der Adel Teütſcher nation des guot ſein, das ſy jagen, mueſſig gen oder reütterey und federſpil treiben, ſchœmen ſich auch gar ſeer gemeynklich Burger zuoſein; vnd gemeyne ſtattrecht zuoleiden, oder nur eyniche kauffmanſchatz vnd handtwerck zuotreiben, oder zuo einer Burgerin zuo heyraten, ſy fliehen auch der Burger geſellſchafft vnd handtierung, halten ſich zuoſammen, mit geſellſchafft heyrathen. &c.

Nun weitter yhr wonungen ſeind notfeſte Schlöſſer an bergen, wälden. &c. halten koſtlich hauß, mit vilerley geſind, pferden, hunden, geſchmuck, haben ein beſundern brangenden gang, vnnd ein nachtrab der verwanten, das man ſy als bald am gang vnd der geberd erkennet, man nennet ſy Edel vnd Eerenueſt, yr wappen hencken ſy in kirchen an die wend, altar, hin vnd wider in den ſtetten an die würtzheüßer entpor, darbey man einen yeden Adel erkenne, haben auch ein yeder ſein eygen angeboren Inſigel, vnd kummet dem merern teil nicht wie den alten, der Adel von tugent oder dapffern redlichen thatten, ſunder von geburt her, das vor den weiſen gnuogſam lächerlich iſt, vnd daruon ein ſprüchwort haben erdacht, Aut regem aut fatuum naſci oportet. Armuot iſt diſem ſtand gar ſchendtlich, begeben ſich ee in allerley gefar, darmit ſy eer vnnd guot yrem ſtand nach überkummen.

Vil ziehen kriegen, Fürſten vnd Herren nach, gerat yn dann eyn beüt, das ſy (*xlvj rw.*) reich wider heym kummen, ſo ſeind ſy erſt recht Edel, dann reichthumb auch vil Burger vnd bauren edel, vnnd wappensgnoß hat gemacht, dann pecunie obediunt omnia, gelt regieret die welt, wie Salomon ſagt. Sy geen ſelten zuoſuoß über feld, iſt auch yrem ſtand ſchendtlich. Verletzt oder angetaſt rechen ſy ſich ſelten mit recht, ſunder vil brechen yn etwan ein væhe ab einem zaun, ſagen ab mit feindsbrieffen, kriegen vnd rechens mit feür, raub. &c. darmit ſy die verletzer zum vertrag gleich offt nœten.

Die prieſter Teütſcher nation, vermœgen ſich nit wol mitt ynen, yedoch damit ſy mit frid von yn ſeind, heüchlen ſy yn redlich vnd erzeygen groſſe freündtſchafft. Sie achtens aber heymlich für ein rachgirigs, hoch-

tragens, ſtoltz, vnruowig volck, das der kirchen guetter gefar iſt, vnnd auch die geyſtlichen offt anwendet. Wünſchen derhalben offt, das ſy vnder das Burgerlich joch, wie in Schweitz gezogen, damit yhr Tiranney gefteürt, vnnd yhr gwalt gemindert würde, wiewol ich acht yr Tiranney leidenlicher, dann jhener heüchlerey, als damit ſy vns allein vmb leib vnnd guot bringen, jhene aber vmb das aller theüreſt pfand, die ſeel. Darumb werden wir diſen gwalt zuoleiden, jhenen aber nit zuohœren, vnd in allweg zuo widerſteen, geheyſſen, Math. v.

Nun der Adel Teütſcher nation, hatt faſt in allen dingen etwas ſunders, kleyd, herberg, gang, red, ſitz im Tempel, begrebniß. &c. Der gang iſt ſtoltz, die red trotzig, das kleyd wild vnd weltlich, das angeſicht vol trowens, yr gemuet, wenig außgenummen, vnuertreglich krieggirig, vnd voll rachs. &c.

Weil nun diſer Heydniſch adel des fleyſchs, vor Got ein greüwel iſt, vnd der Teüfel ein Fürſt, Got vnd der aller edelſt in der welt, vnd diſen weltlichen Adel herrſchet, mueſſen von not wegen diſen Adel verleügnen, auß ziehen vnd geyſtlich von ſich werffen, alle die vor Gott recht Edel ſein wöllen, weil der welt Adel weißheit, leben, vnd weſen ſich gar nicht reimpt zuo dem das Gottes iſt vnd will, von des Adels ankunfft liß meine vorige Chronica.

¶ Der dritt ſtand Germanie, die Burgerſchafft.

DEr dritt ſtand iſt die Burgerſchafft oder Statleüt, deren ſeind etlich dem Keyſer, als in den Reichßſtetten, etlich den Fürſten verpflicht, etlich für ſich ſelbs als in Schweitz vnd freyſtetten.

Die Form eins rathes, rechtens, wal, vnd regiments, iſt vns einheymiſchen Teütſchen wol bekant. Jr gewerb iſt mancherley, künſtlich, als yendert ein volck auff ertrich, wiewol vor zeiten Barbari, vnd ein vngeſchickts kunſtloſes wildes vngezämpts krieggirigs volck, yedoch yetz ein ſubtil, weltweiß, kunſtreich volck, darzuo zuo allen händeln kuen, freüdig vnd geſchickt.

Nun ich acht aber wie nichts beſtendigs auff diſer erden iſt, vnnd die Reich vmbgeen, vnnd von einer hand in die ander fallen, alſo auch das hertz, künſt, vnd alle andere gaben Gottes, yetzund hat diß volck das hertz, muot, freüd, vnd ſtercke, diſes die künſt vnnd auch weißheyt, jhenes die herrſchung vnnd Regiment der welt, aber alles ein weil, biß es ſtoltziert, des überhebt, vnd damit ſich eben hochfertig, übermuettig vnnd vnwirdig·macht, das wider von dem ſtuol hochmuettig wirt geſtürtzt, vnd das reich, hertz künſt vnd alles wider von yhn (*xlvij vw.*) genummen, vnd einem andern geben, des bezeügen alle Hiſtori vnd erfarung.

Weitter iſt auch in mechtigen freyſtetten vnd reichßſtetten zweyerley volcks, gmeyne Burger vnd geſchlechter, die etwas edel ſein wöllen vnd auff adeliſch munier von yren rendten vnnd zinßen geleben, ſy leiden kein gmeynen Burger in yrer geſellſchafft, ob er yn gleich an reichtumb gleicht, heyrathen auch eben ſo wenig, als der Adel vnder ſy, ſunder gleich zuo gleich, wer nicht verſchmecht will ſein vnd ein außwurff, doch haben ſy ein recht, vnd iſt kein teyl dem andern vnderworffen.

Diß gruoßbar freündtlich volck, lebt vndereinander freündtlich, auff gmeinen vnd ſundern plätzen, da kummen ſy zuohauff, reden, haudtieren, laden einander. Die kleydung iſt wie geſagt, alltag neüw, nitt lang, noch bey menſchen gedechtniß truog man ſpitzige ſchuoch, mit langen ſchnæbeln, kleyne enge kurtze kleyder, kappen mit zotten, yetz iſt es alles anders, vnd vmbkert, weit groß,

die ſchnoch breyt vnd maulecht. Der weiber kleyder iſt yetz koſtlich, aber erber gemacht, vnnd wenig (außgenummen den fürwitzigen überflaß) zuo tadlen, yedoch hat Germania freyſame hefftige den meuchern vngehorſame weiber, als yendert ein volck, deren meyſterſchafft nit liederlich zuowœren iſt, das ich anderer vntugent vnd vnzucht geſchweig. In meß hœren vnd leßen laſſen iſt es ein andechtig abergleubig volck, das vil auffs meß leſen helt, vnnd auch vor tags offt mägdt vnd knecht zuo der fruemeß nœt. In ſtilmuoſen geben iſt es milt, ernœrt vil bettelmünch, vnd ander geiſtlichen, deren ſy den hauffen haben, als kaum ein volck, Item vil ſtifftkirchen, voller Cherherren, Thuombherren, Biſchöff, Prelaten, äpt, Pröbſt, Decan. &c. Der ſpittal hat diß volcks nitt wenig. Item in ſtetten hin vnd her vil arme ſchuoler vnd halbpfaffen, die ſy zuo pfaffen auffziehen, vnd wiewol ſy yn nit ſeer hold ſeiud, ſo helt doch ein yeder gern ein pfaffen vnd geduncket derhalb ſein gantz geſchlecht ſelig. Germania gibt ſeer vil arms volcks vnnd bettler, das meer auß vnnutzigkeit dann von natur in armuot vnnd kranckheit gefallen iſt, vnd ſo ein verthon volck, das es meer auß ſeinem muetwiggang vnd ſtetem zeren vnnd wolleben an bettelſtab kummen iſt, dann auß übelſtand des lands, vnd theürung der narung, dann hat diß volck, ſo thuot es, vnnd lobt S. Martin, lebt alſo in tag auff geratwol, on alle fürſorg der merteyl, vnd iſt yr narung durch gmein hindurch ſo abgewegen, das all tag auff geet, vnnd kaum ein böſe woch einbueſſen künnen, ich geſchweig das ſye ſolten ein böß jar mit ſtetem übertrag dulden. Darzuo hat diß volck vil anſtoß vnd abnemmen bede von yrer herrſchafft allerley geiſtlichen, vnd ſo vil arme nœtige leüt, das du dich verwundern möchteſt, wie ſys ernœren möchten, dann kaum der halb teyl ja nitt der dritteyl arbeit, ſo du yr herrn muetwigen Burger, kauffleüt, Adel, Fürſten, ſchuoler, pfaffen, allerley münch, kinder, krancken, bettler, ſchwangeren frauwen, ja all weiber rechneſt, wie die tempel, ſchuolen, vnd ſtett gebauwen ſeind, ſehen wir teglich vor augen.

Der vierdt ſtand baurn

Diß muetſelig volck die bauren, kobler, hirten. &c. iſt der vierdt ſtand, deren behauſung, leben, kleydung, ſpeiß, weiß. &c. weyßt man wol, ein ſeer arbeitſam volck, das yedermans fuoßhader iſt, vnd mit fronen ſcharwercken, zinßen, gülten, ſteüren, zöllen, hart beſchwert vnd überladen iſt, doch nit deſter frümmer auch nit wie etwan ein einfeltig, ſunder ein wild hinderliſtig, vngezempt volck, yr handtierung, ſitten, Gotsdienſt, bauwen iſt yederman bekant, doch nitt allenthalben gleich, ſunder wie an allen orten lendlich, ſittlich.

(Bl. xlix. rw.)

¶ VON DEM FRANCKENLAND vnd der Francken legerſtatt, ſitten vnd gewonheit.

FRanconia oder Francia das iſt Franckenland, hat Schwaben vnd Beyern gegen mittag, den Rein gegen dem nidergang, die Bœhem gegen dem auffgang, Heſſen vnd Thüringen gegen mitternacht, ein weit wol bewaret mit bergen verſchloſſen land, dem ſchwerlich zuo zuokummen iſt, innwendig aber eben, mitt vil ſtetten vnd ſchlöſſern, notfeſt, die auch der Schwartzwald an etlichen enden zuoſchleüßt, vnd die flüß Moganus, Sala, Tauber, vnd der Näcker durchflieſſen, ſy iſt durch auß fruchtbar an allerley treyd vnd weinwachß, vnnd gibt auch alles zemeß oder gemueß mit vil wuocher. Grœſſer ruoben, zibeln, vnnd krautköpff hat kaum ein land. Item ſießholtz, melonen. &c. werden in Bamberger gegne mit hauffen auß gra-

ben. Es ist auch diß land mit schœnen wisen vnd baumgärten geziert, vnd mit allerley vihe überflüssig, nit weniger ist diß land fischreich, auß vile der fischtragenden wasser, doch reicher an (*l vw.*) wiltpret vnd fogelgsang. An vil orten æffet man in offnen thiergarten das wild mitt saltz vnd anderer fuetterung, haben auch darzuo gemachte hütten, darunder sy sich vor der vngestimmigkeit des himmels enthalten. Dise darff niemand auß der gemeynen landtschafft weder jagen noch fahen, mitt grossem überlast des volcks. An disem land haben füuff Fürsten dem yedem ein teyl vnderworffen ist, nemlich der Burckgraff von Nürnberg, der Pfaltzgraff am Rein, der Bischoff von Bamberg, Würtzburg vnd Mentz, der von Würtzburg hat die meyste herrschafft. Derhalb man ym so er messß helt ein bloß schwerdt vorhelt, oder fürstelt auff den altar.

So ein Bischoff erstlich das bistumb besitzen, vnnd an sich nemmen will, so reüt er mit einem wolgebutzten zeüg für das thor, der hauptstatt Würtzburg, steet allda nach gewonheit ab, legt von ym all sein herrliche kleyder, thuot an ein grawen schlechten rock, mit einem strick gegürtet, vnnd geet demuetig barfuoß vnd barhaupt in das münster, für die versamleten vnnd auff yhn wartenden Thuombherren, welchen nach dem er yn yr priuilegien besteet, vnd sy darbey zuo bleiben lassen schwört, wirt er zuo einer alten bildseül eines Bischoffs seiner vorfaren gefuert, vnd allda ermanet, das er ein solcher mann wöl sein, vnd ein solch leben fueren, wie diser durch das bild angezeyget, gewesen ist, der den stand der kirchen wol hab regiert, vnd von niderem stand oder Adel darzuo gestigen. Als bald er diß gelobt, wirt er in sein thron gesetzt, herrlich über die maß, vnnd zum bischoff bestettigt. Die Thuombherren, auff das die wal bey yn bleib, wœlen sye keinen auß den Fürsten oder Hertzogen zum Bischoff, sunder allweg einen auß ynen ein schlechten Edelman.

Es ist auch ein herrlich Fürsten Probstey zuo Würtzburg, so offt ein neüwer erwölt, einreit, so muoß er in allen Dörffern vnd flecken, dardurch er reit, vnnd auch in andern da er den zehend hat, ein groß geschirr mit wein, offentlich auff den blatz stellen, vnd ein schüssel darein, das wer da wöll vnd lust hab, trincke.

Die Francken seind ein arbeitsam volck, von leib gestalt vnd kleydung auff Teütschen sitten. Das volck von armuot wegen, bauwet wein, trinckt aber gemeynlich wasser. Das hier verachten sy, vnd lassen es nit leichtlich yn zuogefueret werden. Allein zur zeit der fasten, so sich etlich auß andacht vom wein enthalten, wirt etlich hier bey den reichen verkaufft, die des wassers angewont diß für wasser trincken.

Es ist ein hochtragend volck, welches über andere nationen sich erhebt, jha sich auch hœnet vnd kuplet, doch wer diß leydt überhœren kan, vnnd mit gedult überwindet, der kumpt liederlich bey jn auff, daher vil Beyer, Schwaben vnd Hessen bey yn vereelicht, in yrem land wonen.

Zwey laster schreibt man den Francken vor anderen völckern zuo, nemlich rauberey oder mord vnd Gotslesterung, dann es ein raubgirig, gotslesterig volck ist, welches sy yn bedes auß langem brauch zimlich vnd eerlich, als ein wolstand achten, vnd in schwanck haben bracht.

Sye haben vil seltzamer breüch die ich darumb erzœlen will, das man diß, so von außlendern gesagt wirt, desto ee geglaubt werd, vnd das wir nitt verwenen die Juden, Türcken, Heyden, &c. seyen allein narren, weil wir wol so torecht breüch vor der thür in vnsern landen haben, vnd dannocht Christen wöllen sein.

Drey Dornſtag vor Weihenacht klopffen die meydlin vnnd knaben von hauß zuo hauß, durch die ſtatt an den thüren an, die zuokunfft der geburt des Herren verkündigende, vnd ein glückſeliges jar den einwonern wunſchende, dauon (*l rw.*) entpfahen ſy von den haußfrawen öpffel, biren, nuß vnnd auch pfenning zuolon.

Zuo Weihenacht begeen ſy die kindtheit Chriſti alſo, ſy ſetzen ein wiegen auff den altar, darein ein geſchnitzt kind geleget, diß wiegen die ſtatt kind ein groſſe menge, ſpringen vnd tantzen vmb das kind in einem ring, darzuo die alten zuoſehen, vnd mitt ſingen mit vil ſeltzamen liedlin, von dem neüwgebornen kindlin, das mich ermanet wie etwan die Corybantes in der hœle des bergs Idee bey dem weyneaden neüwgebornen kind vnd Gott Joui, ein freüd vnd ſpil gehabt haben, fabuliert wird, gerad auch wie etwa die Rœmer das feſt Saturni begiengen, vnnd ein ander ſchenckung ſchicketen, das ſy Saturnalia neuten. Die Griechen Apophoreta, zuo einem guoten eingang diß jars, ſchickten. Alſo thuond diſe Chriſten zur zeit des Neüwen jars, ſchicken einander gaben, alt vnd jung vnd mit gebottner hand wünſchen ſy einander ein guots ſeligs neüws jar, was ſy ferrer diſe tag der feyr treiben, beſihe der Rœmiſchen Chriſten glauben, hernach beſchriben.

Item in diſen Feyren geen die knecht vnd ledigen geſellen auff dem land daraffter herumb durch die gantz nacht vor den heüſern, auch an etlichen orten in den ſtetten, vnd ſingen die leüt an, mit groſſer heüchlerey, loben den hausmutter vnd ſein geſind von fuoß auff, vnd erſamlen mitt yrem heüchlen vil gelts. Etlich diſer ziehen herumb durch das gantz land mit einem glöcklin, leüten vnd ſingen darein an ein Gotshauß ſamlende, diſe bringen auch nit ein kleine ſchatzung auß dem land, doch nicndert der münchen gleich.

An der heyligen drey Künig tag bacht ein yeder vatter ein guoten leck kuochen oder letzelten, darnach er vermag vnd ein haußgeſind hat groß oder kleyn, vnd knidt inn dem knetten ein pfenning darein, darnach ſchneidet er den gebachen leckkuochen in vil ſtuck, gibt yedem auß ſeinem haußgſind eyns. Item Chriſtus Maria, vnd die Heyligen drey Künig haben auch yre ſtuck da, welche man von yhrent wegen vmb Gots willen gibt, wem nun diß ſtuck wirt, darinn der pfenning iſt, der wirt von allen als ein Künig erkent vnnd erhaben, vnnd drey mal mit Jubel in die hœhe gehebt, der nimpt allmal ein kreid in die hand, macht ein creütz an die düln oder balcken im hauß, vnd ſtuben, welche creütz für vil vnglück vnd geſpenſt ſollen helffen, werden auch in groſſer obſeruation gehalten.

Die zwölff nächt zwiſchen Weihenacht vnnd der Heyligen drey Künig tag iſt kein hauß das nit all tag weiroch rauch in yr herberg mache, für alle teüfel geſpenſt vnd zauberey. Haben auch groſſe acht wie die .xij. tag wittern oder loſſen, alſo ſoll ein yeder Monat wittern, der ſein eygnen zuogerechneten tag hat, alſo das der erſt Monat den erſten tag, der ander Monat den anderen tag, vnd alſo fürt an.

Wie ſy die drey vnſinnigen tag vor dem eingang der Faſten begeen, beſihe hernach der Rœmiſchen kirchen glauben vnd feſt. Item frag darumb die erfarung, dann ſy ſtellen ſich all der maß, als ob ſy nimmer kein guoten muot oder kurtzweil werden haben, vnd als ob ſy morgen ſterben mueſſen, vnd ſich heüt vor wol erluſtigen, vnd allem wolluſt die letz vnd vrlaub geben wöllen. Etlich machen ſich als die teüfel, ettliche lauffen nackend on alle ſcham gar entplœßt durch die ſtatt. Etlich das ſy kein ſcham haben, verbutzen ſy ſich in laruen vnnd ſchœnpart, das man ſy nit kenne, nit ſeer vngleich

den Heydniſchen Lupercaliſchen feſten, welche von der Rhœmiſchen jugent etwan dem abgott Lyceo Pani zuo *(lj vw)* Rom gehalten werden, welche aller ding ploß durch die ſtatt lieffen, vnnd yhr angeſicht mit bluot überzohen, alle die ſy an kamen vnnd yhnen entgegen ongefar in die hend fielen, die ſchluogen ſy mit riemen vnd geyßlen, wie die vnſern mit einem äſcherigen ſack.

An dem Rhein, Franckenland vnd etlichen andern orten, ſamlen die jungen geſellen all dantzjunckfrauwen, vnd ſetzen ſy in ein pfluog vnd ziehen yhren ſpilman der auff dem pfluog ſitzt, vnd pfeifft, in das waſſer. An andern orten ziehen ſy ein feürinen pfluog, mit einem meyſterlichen darauff gemachten feür an gezündet, biß er zuo trimmern felt.

Halten auch yr vier ein leylach bey den vier zipffeln, vnd ein ſtroinen angemachten butzen in hoßen vnd wammes mit einer laruen als ein todten mann, ſchwingen ſy yn mit den vier zipffeln auff in die hœhe, vnd entpfahen yn wider in das leylach. Das treiben ſy durch die gantz ſtatt, vnd mit vil andern figuren geen die Rœmiſchen Heydniſchen Chriſten in der faßnacht vmb, als vnſinnig mit groſſer leichtfertigkeit, dauon auch anderßwa.

Zu mitterfaſten machen ſy an etlichen orten ein ſtroinen man, oder butzen angethon vnd zuogericht wie ein todt, den tragen die verſamleten jungen in die nahend gelegnen dörffer, Diſe werden von etlichen ſchon entpfangen, vnd mit dürren hutzlen, milch, vnd erbiß gelabet vnd geſpeißt, von den andern die es für ein anzeygen zuokünfftigs todts halten, werden ſy übel entpfangen, vnnd von yren hoffſtatten getriben, mit ſcheltworten vnd etwan mit ſtreychen.

Item ſy flechten ein alt wagenrad voller ſtrow, tragen es auff ein hohen gehen berg, haben darauff ſo ſy vor kelte mœgen bleiben, den gantzen tag ein guoten muot, mit vilerley kurtzweil, ſingen, ſpringen, dantzen, geradigkeit, vnd anderer abentheür. Vmb die Veſperzeit zinden ſy das rad an, vnnd laſſen es mit vollem lauff in das Thal lauffen, das gleich anzuoſehen iſt, als ob die Sunn von dem himmel lieff.

Zuo Oſtern bacht man die fladen, da gibt etwan ein reicher zwen fladen, den einen den jungen knaben, den andern den jungen meydlin, vmb diſe auff einer wißen vor aller menge zuolauffen.

Zuo der kirchweihe kummen die jungen geſellen mit trummen vnd pfeiffen, gewapnet, als zuo einem krieg den ſy auch etwan finden oder erwegen, vnd geen offt mitt pluottigen köpffen, von der kirchweihe, ſo ſy den aplaß zur Veſperzeit mit ſpieſſen haben außteylt, wider heym.

Die drey tag vor dem Auffart tag ſo man mitt dem creütz geet, kummen etwan vil creütz in ein kirch zuoſammen. Da ſingen ſy nit miteinander, ſunder ein yedes creütz ſein lied, ſo beſt es mag, vnnd ſein die mitgeenden jungen geſellen, vnd meyd all ſauber vnnd feyrteglich gekleydet, mit krentzen auff dem haupt, außgeſchlagen meyen in der handt. Da mercken die prieſter allzuogleich auff, welche rott am beſten ſinget, diſe gewinnen etlich kanten mit wein, die yn auß diſer vrteyl zuo geſprochen werden, der wein iſt darzuo verſchaffen, wer jn geben ſoll den gewinnenden.

Vmb das korn, wein, vnd alle felder, reiten ſy in Pfingſtfeyren, mit dem pfaffen, der das Heylig Sacrament in einem beittel am halß mit vmbher fuert, bitten Got mit frechem muot, das er ym yre felder wöll laſſen befolhen ſein, vor allem vngewitter. An Sanct Vrbans tag richten die weinhäcker am offnen *(lj rw.)* marckt oder anderem platz ein thiſch zuo mit zwehelu, thiſchthuoch, wolriechenden kreütern, überlegt, darauff ſtellen ſy Sanct

Vrbans bild, iſt diſer tag ſchœn, ſo thuond ſy diſem bild vil eer an, mitt krœnen, ſpeiſen. Iſt es aber regenwetter, ſo eeren ſy yn nit allein mit, ſunder werffen yn in das kat mit vil ſchmachworten, dann ſy darauff haben der wein, ſo zuo diſer zeit in der blueet ſteet, ſoll ſo es regnet übel, aber ſo es ſchœn iſt wol gerathen.

An S. Johans tag machen ſye ein ſimetfeür, tragen auff diſen tag ſundere krentz auff, weiß nit auß was aberglauben, von beyfuoß vnd eyſenkraut gemacht, vnd hat ſchier ein yeder ein blaw kraut, Ritterſporn genant, in der hand, welches dardurch in das feür ſihet, dem thuot diß gantz jar kein aug wee, wie ſy aberglauben, wer vom feür heym zuo hauß will weg geen, der würfft diß ſein kraut in das feür ſprechende, es gehe hinweck vnd werd verbrent mit diſem kraut all mein vnglück.

Das Biſchofflich hoffgeſind wirfft auff diſen tag bey yrem freuden feür auff dem berg hinder dem ſchloß feürine kugeln in den fluß Moganum ſo meyſterlich zuo gericht, als ob es fliegend Trachen weren.

Die meyd machen auff diſen tag roſen hæfen, alſo, ſy laſſen yhn machen hæfen voller löcher, die löcher kleyben ſy mit roſenbletter zuo, vnd ſtecken ein liecht darein, wie in ein laternn, henckens nachmals diſen inn der hœhe zum laden herauß, da ſinget man als dann vmb ein krantz meyſterlieder, ſunſt auch offtmals im jar zuo Summers zeit ſo die meid am abend in einem ring herumb ſingen, kummen die geſellen in ring vnd ſingen vmb ein krantz geneyklich von nægelin gemacht, reimweiß vor, welcher das beſt thuot der hat den krantz.

Zuo diſer zeit ſtecken die baurenknecht groſſe hohe tannen beum biß auff den gipffel außgeſchnitten, in die dörffer, mit ſpiegeln vnd krentzen geziert, vnd in die gipffel oben geheneckt, vnnd laſſen den mit groſſer mue eingegrabnen baum, yrer metzen zuo eer, den gantzen Summer ſteen.

Zur zeit des weinleßens darff nit ein yeder weinhäcker leßen, wann vnnd wa er will, ſunder auff ein beſtimpten tag wann der des der zehend iſt will, darzuo auch nit allenthalb, ſunder wa er yn hin verſchafft, alſo liſet man ein berg vnd ort nach dem andern ab, nach ordnung, yetz da yetz dort, biß es herumb geet. Den zehend ſamlet man in talen vnder den weinbergen, wer ſpœtter dann yhm gebotten iſt leſen will, der muoß es nit allein mit vrlaub thuon, ſunder auff ſeinen koſten den zehend bereyt in des Herren preſß oder keller verordnen. In einem yeden weinberg hat es ſein jungen von dem Herren vcrordnet, der den zehenden butten in feins Herren faß zuogehœrig, mercken vnd verſchaffen muoß, dann man yn nit darumb vertrauwet.

Zuo außgang des leſens, kummen diſe erſtgemelten knaben all inn einem feld zuoſammen, vnd machen yn allda von ſtro, das dahin darzuo verordnet iſt, guot handuöllig fackeln, yeglicher zwo, geen zuonacht ſingend in einer ordnung inn die ſtatt, damit leüchten ſy dem herbſt auß.

Sanct Martius vnd Sanct Niclaus feſt celebriert diſes volck wunder eerlich, doch vnderſchidlich, Sanct Martin im hauß ob tiſch, Sanct Niclas in der kirchen. Erſtlich loben ſy Sanct Martin mitt guotem wein, genßen, biß ſy voll werden. Vnſelig iſt das hauß das nit auff diß nacht ein ganß zuo eſſen hat, da zepffen ſy yre neüwen wein an, die ſy bißher behalten haben, da gibt man zuo (*lij vw.*) Würtzburg vnd anderßwa auff diſen tag den armen ein guotte notturfft.

Zwey eberſchwein ſchleüßt man in ein circkel oder ring auff diſen tag zuoſammen, die einander zerreiſſen, das fleyſch teylt man auß

vnder das volck, das beſt ſchickt man der Oberkeyt.

An Sanct Niclaus tag wœlen die ſchuoler vnder yn ein Biſchoff zwen Diacon, die ſitzen in yhren ornaten mit einer proceſſion in die kirch geleyttet biß das ampt für iſt, als dann gehet der Niclaus Biſchoff mit all ſeinem hoffgeſind zuo ſingen für die heüßer, vnd das heyßt nit gebetlet, ſunder dem Biſchoff ein ſteür geſamlet.

Etlich kinder faſten Sanct Niclaus abend ſo feſt, das man ſy etwa zuo eſſen nœten muoß, darumb das ſy vermeynen, die gab ſo ſy vnder yren küſſen, oder in dem ſchuohen vnder dem tiſch von den eltern darein gelegt finden, ſey yn darumb von Sanct Niclaus beſchört, das alles ſage ich darumb, das wir die Türcken nit allein für narren halten.

Etlich haben Mentz etlich Würtzburg für die hauptſtat des lands, Franckfort vnd Nuernberg wœlen auch etlich in das Franckenland alß Frenckiſche ſtett.

AUS DEM LOB DES GÖTTLICHEN WORTES.

Das Theür vnd künſtlich Buechlin Morie Encomion, das iſt, Ein Lob der Thorheit, von Eraſmo Roterodamo ſchimpfflich geſpilt, zuo leſen nit weniger nützlich dann lieblich, verteütſcht. Von der Heyloſigkeit, Eitelkeit, vnd vngewißheit aller Menſchlichen Künſt vnd Weißheit, Zuo ende mit angehefft. Ein Lob des Eſels, auß Heinrico Cornelio Agrippa, De Vanitate, &c. verteütſcht. Von dem Bam des wiſſens Guotz vnd Bœß, Dauon Adam den Todt hat geſſen, vnd noch heüt alle Menſchen den Todt eſſen, Was der ſei, vnd wie er noch heüt jederman verbotten. Was dargegen der Bawm des Lebens ſei. Encomium, Ein Lob des Thorechten Göttlichen Worts, Was das ſei, von des ſelben Maieſtæt, vnd was für vnderſcheid zwiſchen der Schrifft, eüſſern vnd innern Worts ſei. Alles zum teil verteütſcht, zum teil beſchrieben, durch Sebaſtianum Francken von Wörd. — Wo vil weißheit iſt, da iſt vil onmuots. Vnd wer vil erfärt, muoß vil leiden. Eccles. 1. *4 ungezählte, 178 gezählte, 6 ungezählte Blätter in 4°. Jahr und Ort des Druckes ſind nicht angegeben.*

(*Bl. 167. rw.*)

Von der Maieſtet des freien, ſelbs ſtändigen, ewigen, Göttlichen worts, wie es an nichts gebunden, inn nichts verſchloſſen, auch nit mit der Schrifft, vmbzeünnet werden mœg. Item ein vnderſchaid zwiſchen der Schrifft, eüſſern vnd innern Wort.

GOttes Wort iſt wie Gott, onendtlich, onſichtbar, onaußſprechlich, ein Geiſt, das kein lebendig menſch reden, ſehen, oder hœren kan, vnd leben.

(*168. vw.*) So vil man aber menſchlich dauon vnd bildtlich reden kan, ſo iſt Gottes Wort nichts anders, dann der außfluß, weſenaußguß, bild, Character, vnnd ſchein Gottes, in allen Creaturn, ſonderlich aber in aller gelaſſenen menſchen hertz, als ein ſiegel getruckt, das in allen Creaturn weſet, in allen glaubigen prediget, in allen Gottloſen kifelt, küplet, hadert, vnnd die Welt vmb die ſünd ſtrafft, vnd das von anfang, Adam, Abel, Noha, Loth, Abraham, Job, Triſmegiſtum, Mercurium, Plotinum, Cornelium, vnnd aller

frumen Haiden hertz hat erleücht vnd gelert.

Dann ob wol Gott in, ob, vnder, auſſer, vnd on alle Creatur weſet, vnd aller weſen, Weſen iſt, ſo erglaßt er doch inn nichten ſo gar, als im menſchen, den er darzuo nach ſeinem Bild erſchaffen, vnd inn Chriſto außgemacht hat.

Wie nun der ſchein, von dem Liecht außgehet, aber nit von der Sonnen ab, ſonder bleibt gleich wol in der Sonnen, ob er wol die Welt erfült vnd erleücht. Alſo das Wort iſt zuo gleich alles gantz vnd gar im Vatter, vnd in allen Creaturen, wie der ſchein in der Sonnen, vnd auff dem gantzen erdboden.

Darumb es ein glantz ſeiner Herrligkeit, vnnd ein Bild oder Figur des göttlichen weſens würt genant, aller ding der art, ſubſtantz weſens, wie Gott, alſo das nichts von Gott mag gefagt werden, das nit von ſeim Wort gefagt, war ſei.

Gott iſt ainder, vnnd allenthalb, An allen orten, in allen dingen, vnd doch onbegreifflich, ob vnd auſſer allen dingen, in keinem ding beſchloſſen, ſo gar, das in auch himmel vnd erd nit faſſen kan, wil geſchweigen, etwan ein Creatur. Alſo das Wort.

Wie der ſchein der Sonnen hat ein vrſprung, Ex (*lat. vw.*) quo, vnd ein krafft vnnd würckung, in quem. Der vrſprung iſt die Sonn, die auß würckliche krafft, iſt die wärm, vnd erleüchtung des gantzen erdbodens etc.

Oder auch wie eins ieden menſchen Wort einen vrſprung, krafft, vnnd geiſt hat. Der vrſprung iſt der Menſch, das Wort iſt ſein außdruck vnd bild, eins weſens mit jm. Zum dritten hat es ein würckliche krafft vnd geiſt, das diß Worts geiſt bekummert, fraidig, zornig, frœlich, oder traurig macht.

Alſo iſt des Göttlichen Worts vrſprung der Vatter, vnd des Worts auß würckung geiſt vnd krafft, würt der Heilig geiſt genent.

Wie nun der Sonn ſchein, vnd der ſelben würckung oder krafft eins iſt. Item wie der menſch, ſein Wortt, vnd ſeines Worts krafft, würckung, vnnd geiſt, ein ding, ſindt. Alſo iſt das Wort, Vatter, vnnd Geiſt, ein Gott. 1. Joan. 18.

Derhalb kan nichts von einem geſagt werden, des weſens halb, das nit von allen dreien geſaget ſei, vnd wie ſie eins weſens ſindt, Alſo ſindt ſie auch einer art eigenſchafft, vnd natur.

Wie nun Gott in nichten iſt, vnd doch in allen dingen alſo ſein almechtig Wort, das er ſelbs iſt. Joan. 1.

Wie Got alſo in allen dingen iſt, das er doch in nicht beſchloſſen würt, vnd alſo ob allen Creaturn, das jn auch himmel vnd Erden nit begreiffen vnd vmbzeünnen mœgen, vil weniger iendert ein Creatur, vnd doch alſo in allen Creaturen, das keine ſein on, ia die nit ſein vol iſt. Alſo ſein weſenlich wort. Heb. 1.

Wie man Gott weder reden noch ſchreiben kan, auch keiner ymandt ſagen, oder mit gedancken erraichen, was er iſt, ſonder alles nur ein bild, ſchat, ia lug, vnd trug iſt, was man von jm ſagt, oder ſagen mag, wie Taulerus (*lat. vw.*) vnd D. Eckart ſagen, weil eigentlich in der Warheit alles vmb Gott ſich vil anders hält, dann man menſchlicher weyß für gibt, von jm ſagt, Ia ſagen, reden, vnd ſchreiben mag.

Item wie Gott aller menſchlichen gedancken widerſpil, vnd gegenſatz iſt, vnd vil ein anders, dann jn aller menſchen hertz verdenckt, Alſo ſein Göttlich Wort.

Weitter wie nichts ſo klein iſt, darin Gott nit ſei, alſo iſt widerumb nichts ſo groß, das Gott mœg faſſen, vnd vmbzeünen. Wie nun nichts ſo klein iſt, Gott iſt noch kleiner, nichts ſo groß, Gott iſt noch grœſſer, in, über, auß, vnder, ob, vnd neben allen Creaturn. Alſo ſein Wort.

Wie der frei, Almechtig, ewig, felbſtendig, alwiſſend, onbegreiflich, onſichtbar, onſchreiblich Got, aller weſen weſen iſt, alſo das alle ding mer in jm weſen, ſeind, vnd ſtehen, dann in vnd auff jn ſelbs (wie Taulerus ſampt der Teütſchen Theologei, an tauſent orten ſagen) vnd doch der ding keins, auch in der ding keinem beſchloſſen, vnd einzeünt iſt, das man ſehen, mit ſinnen begreiffen, oder dauon man ſingen, ſagen, reden, ſchreiben, zeügen, oder nennen mag.

Alſo ſein Götlich wort iſt in vnd auſſer allen dingen frei, an nicht gebunden, auch nit in den notſtall, zwinger, vnnd winckel der Schrifft genœttet, verfaßt, eingeſchloſſen, vnd alſo angebunden, das es ſonſt nindert ſei, wie folgend die Schlußred vnd Sententz, eins Got gelerten Mans erweiſen.

Wie das Wort mit dem Buochſtaben verdeckt, oder zuodeckt würt, alſo würt es mit dem geiſt entblœßt vnd auffdeckt. Daher die ſchrifft zuothan, vnd ein verſchloſſens Buoch iſt, ſo gar, das der liechtloß Buochſtab, er werde dann eröffnet, tœdt. Der geiſt aber macht lebendig.

(*169. rw.*) Die Schrifft aber iſt ein Bild on einen geiſt, das iſt etwas ein gemalter todter außdruck des Worts. Darumb mangelt ſie auch des lebens, es ſei dann der ſinn des geiſts da, vnd jr iſt.

Derhalb mag die Schrifft gots wort nit ſein. Seitemal das wort weit etwas anders iſt, dann die Schrifft.

Seitemal das Wort, geiſt, warheit, vnd leben, die Schrifft aber dargegen fleiſch, buochſtab, vnd der tod iſt.

Ia die Schrifft iſt on das liecht des worts ein anſtœß, vnd on den ſin des geiſts, ein Felß der ärgernuß.

Derhalb iſt die Schrifft etwas anders, dann das Wort. Das iſt nit das ſchwerdt des Geiſts, ſonder die ſchaid.

Dann wie der Jungfreülich leib, das Wort hat empfangen, alſo auch der Buochſtab oder Schrifft.

Dann das Wort iſt bedeckt beide mit flaiſch vnd buochſtaben.

Es hat jhe den Samen Abrahe ergrieffen, vnd iſt auch von der Schrifft oder Buochſtaben (welchs eins iſt) ergrieffen worden.

Iedoch nit begrieffen oder gefangen, weder vom flaiſch noch vom Buochſtaben der Schrifft.

Vrſach. Des Worts Maieſtœt mag weder das flaiſch noch der Buochſtab faſſen, fahen, vnd begreiffen.

Iedoch wie es iſt geweſen im flaiſch, das doch ſein Maieſtœt nit erſchin. Alſo iſt es auch inn der Schrifft, das es zwar allen vnd einem ieden nit außgelegt, entgegen laufft.

Diß bezeügen alle aller welt Buochſtabiſche ſchrifftgelerten, die Chriſtum weder im flaiſch, noch das wort im Buochſtaben, weder erkennen, finden, noch ergreiffen haben mœgen.

Welchs doch hett ſein mueſſen, wo Chriſtus im flaiſch (*170. vw.*) vnd vnder dem Sacrament des flaiſch, were iederman kundtbar, nit verdeckt, ſonder außgelegt, vnd die Schrifft nit ein deck vnd Sacrament, ſonder das war, lebendig, erleüchtend wort gotes, ſelbs wer geweſen.

Wie nun das flaiſch, das wort nit iſt geweſen, ſonder ein deck vnnd groſſes Sacrament des Worts. Alſo iſt die Schrifft eigentlich nit das Wort, ſonder, die ſchal, rind, vnd deck oder Sacrament des Worts.

Das Wort iſt gleich wal flaiſch worden, durch die an nemung, aber nit durch die vermiſchung. Alſo iſt auch das Wort die Schrifft worden, nit warlich vnd weſenlicher Predication (predicatione identica) ſonder als in einem ſiegel.

Derhalb iſt die Schrifft nit allein Gotes Wort nit, ſonder allein ein figur, vnd rind des Worts.

Dann es iſt nit eben das, das geſagt würt, ſonder das vom H. Geiſt außgelegt, von Geiſtlichen verſtanden würt.

Darumb entwürfft vnnd abmalet die Schrifft, la zaigt das Wort etwas an, oder druckt es etwas auß, aber ſie ſelbs iſt nit das Wort, auch ſo ſie außgeſprochen oder ausdruckt würt.

Dann wie das wort nit alſo das flaiſch an ſich hat genommen, das es auſſer dem flaiſch nit ſei. Alſo iſt es auch nit in Buochſtaben gefallen, das es auſſer der Schrifft nit ſei.

Vrſach. Das Wort iſt geweſen, da die Schrifft nit war, würt auch ſein wann die Schrifft nimmer iſt.

Darumb wie das Wort nie vmbzeünt, oder mit dem flaiſch verſchloſſen, vnd vmbeſchrieben worden iſt, alſo auch nit mit dem Buochſtaben.

Dann alſo iſt es geweſen in dem leib, das es doch den himmel nit verlaſſen hat. Alſo iſt es eben auff diſe weiß im buochſtaben, das es doch mitten zuo auch allenthalb iſt.

(*170. vw.*) So iſt nun das Wort gantz vnd gar in der Schrifft, aber nit alles, totum, ſed non omne.

Daher ſehen wir, das die Schrifft immer zuo mit zugang vnd anhang gemert iſt worden.

So iſt nun die Schrifft des Worts bild, nit das Wort ſelbs, oder jhe ein todts oder geſchribens wort, vnd nit das lebendig.

Dann es iſt zwaierlei wort, Næmlich, des geiſts vnd des Buochſtabens, oder das do lebendig macht, vnd das da tœdten würt geſagt.

Das lebendig wort iſt, das inwendig vns leret, vnd fruchtbar macht. Das todt, das vns im Buochſtaben vnd flaiſch würt fürtragen.

Das lebendig Wort iſt ein wars liecht, das alle menſchen erleücht, In ein widergeberendes Wort, das alle ding verneüet. Gottes krafft vnnd macht, das vns verſtandt, ſin, muot, vnnd leben, das auß Gott iſt, gibt vnd mitteilt.

Ein liecht des Herren angeſichts, das über vnns erglaſtet vnd bezaichnet iſt. Die ſalbung des Heiligen geiſts, die vns alle ding lert vnd vnderweißt.

Das todt wort aber iſt die Schrifft, das verſiegelt Buoch, Ein todter Buochſtab, Welcher zwar iſt des flaiſch wort, ſin, vnd anmuot, vnd nit des geiſts Gotes.

Das War Lebendig Wort iſt, das Got in vns gebürt, vnd der geiſt in vns erweckt.

Das todt oder Buochſtabiſch wortt aber, das die Schrifft vns anzeigt, oder die Menſchen fürtragen.

Darumb iſt nit gleich on das Wort, welcher on die Schrifft iſt. Vrſach. Er mag das inner haben, der des eüſſern mangelt. Næmlich, das geſatz Gottes, geſchrieben in vnſer hertz.

Daher hat niemandt von nœten, das er von ſeinem (*171. vw.*) nœheſten gelert werde, noch ſeinem bruoder zuoſagen, er kenn den Herren.

Dann diſe werden all Gott erkennen, von dem wenigeſten an, biß auff die maiſten, vnd ſind all Gottes ſchuoller, von Gott gelert.

Das iſt die ſchrifft, nit mit dinten auff papyr gemalet, ſonder mit dem Finger Gottes inn vnſer hertz geſchrieben.

Diß iſt die Leer der warheit, vnd die maiſterſchafft des Geiſts.

Næmlich, das Propbetiſch anwehen, zuoblaſſung des geiſts, vnd die recht Gottes kunſt.

Demnach mag das lebendig Wort haben, der des todten mangelt, das ding, der gleich das bild nit hat, das iſt, das leben des worts, ob gleich der todten buochſtab dem abgehet.

Dann zwai ding findt fürnemlich im wortt war zuonemen. Das erſt, des Worts eigenſchafft vnd art, da iſt es ein liecht, zuo erleüchten gewidmet.

Das ander iſt ſein würckung, das iſt der geiſt, der die würcknng dem wort gibt.

Dann das Wort hat nit allein ein erkantnuß, ſonder auch ein würckung.

Es iſt nit allein ein liecht vnd ein verſiegelter ſchein über vns, ſonder auch das leben.

Beides begreifft vnnd vmbfaſſet das innwendig wort warlich, welchs etwa das Reich Gottes, etwan der geiſt, etwan der inwonend Chriſtus würt genent.

Dann es iſt nit allein ein liecht, weg, vnnd fuerer, ſonder auch geiſt, warheit, vnd leben.

Das iſt, das nit allein leert, das du es verſteheſt, ſonder auch fort treibt, das du es würckeſt vnd thueeſt.

Das eüſſer Wort aber helt ſich weit nit alſo, vnd hat (*171. rw.*) damit vil ein andern beſchaidt.

Vrſach diß iſt allein ein geſtalt vnd Character, Ia nur ein ſchatt des inwendigen.

Darumb iſt das inwendig wort, wie allein das lebendig, alſo allein das warhafftig, ſeitemal, es leben vnnd warheit iſt.

Dargegen das eüſſer iſt nichts, dann ein tœdtender Buochſtab, vnd betrügliche geſtalt des Worts.

Daher dann die Schrifft wie Chriſtus, ein falſtrick ein tiſch der widergeltung, ein ſtein der ärgernuß, vnd Felß des anſtoß, allen Gottloſen iſt, ein finſternuß vnd kein liecht, der todt vnd nit das leben. 2. Tit. 1.

So iſt nu von nœten, das man über das eüſſer wort auch von einem innern halt vnd wiß.

Seitemal das eüſſer mit ſeinem ſchein betreügt, tod vnd finſternuß iſt, es ſei dann das liecht vnd leben des geiſts mit zuo, da, vnd darin.

Nachmals laßt das eüſſer auch faul vnnd treg bleiben, wa nit die krafft des innern vorhanden iſt.

So mag nun das inner wort ſein, on das eüſſer, wie auch widerumb, das eüſſer on das inner.

Darumb folget nit zuo handt, der hat Gots wortt, darumb das er den Buochſtaben für ſich hat, vnd fürwendet, wie nit gerad folgt, der iſt on buochſtaben oder on eüſſer wort, darumb iſt er auch on das inner, waar, weſentlich Wort, das Got ſelbs iſt.

Dann nit alweg mangelt des worts, der der ſchrifft beraubt mangelt.

Vrſach, die ſchrifft gibt allein ein zeügnuß von dem wort, ſo ferr felhet es, das ſie ſelbs das lebendig wort ſei. Ia ſie iſt kaum ein bild des lebendigen worts, will geſchweigen das wort ſelbs, das weder geſchriben noch auß geſprochen werden mag, wie bedes die Schrifft.

(*172. vw.*) Darumb iſt die Schrifft nit Allein das Wort, oder alles Wort, obs gleich etwa das wort Gottes würt genent, vnd genent werden mag, wie ein Bild ein Menſch, ein figur das ding. &c.

Gleich wie Got ein menſch, das wort fleiſch wirt genent. Nit das Got ein menſch, der Geiſt oder das wort flaiſch ſei, mit weſentlicher verenderung, predication, vnd vermiſchung (predicatione identica) alſo das Got auff gehœrt hab, Gott zuo ſein, vnd ein menſch worden, weſentlich, verwendtlich, wie das waſſer zuo Cana Galilea zuo wein worden iſt.

Oder das das wort alſo ſei flaiſch, odder zuo flaiſch worden, das es itzt nit mer geiſt oder das Wort ſei, ſonder flaiſch. O nein.

Auff diſe weiß iſt das Wort nit zur ſchrifft worden, das itzt das wort vnd die Schrifft eins einigen weſens ſeien, oder das das wort ſich in die ſchrifft hab verwendt.

Iedoch würt die Schrifft recht wol Gottes wort genent, wie Gott ein Menſch, das Wort flaiſch, ob wol eigentlich zuo reden, die ſchrifft nit Gottes wort, noch Gott ein menſch, noch das wort flaiſch, worden iſt.

So iſt es nun baides war, die Schrifft iſt nit Gottes wort, vnd die ſchrifft iſt Gottes wort.

Nun es sei das die Schrifft auff etwan ein weiß sei Gottes wort, so ist sie zwar das nit allein, noch gar, vnnd alles, Ja eigentlich zuo reden, ist sie nit Gottes wort, das weder geredt, noch geschrieben werden mag.

Das aber die schrifft nit allein Gottes wort sei, ligt am tag, Seitemal sie zum tail flaisch, zum teil ein todter Buochstab ist.

Das sie auch nit gantz vnd alles wort gottes sei, mag aus dem clar werden, das teglich vilen vil aufferhalb (*172. rw.*) der Schrifft angesagt, eingeraunet, vnnd vil durch sie geredt vnd geschrieben würt, das nit außgedruckt inn der Schrifft verfaßt ist, Ja etwa wider den tœdtenden Buochstaben.

Wie das wort der Propheten im schein wider Mosen, Das Euangelium Christi, vnnd der Apostoln Wort, beide wider die Propheten vnnd Mosen sein scheinen, als vom Tempel, opfferung, beschneidung, gesenckuß, sehen Gottes. Esaie. 6. etc.

Demnach ist das waar wortt Gottes, vonn ewigkeit gewesen, auch wie gehœrt, ehe die schrifft war, wirt auch sein, so die schrifft nimmer ist.

Darumb ist das wort on eigentlich im Buochstaben vnd flaisch, derhalb würt es auch in proprie flaisch vnd schrifft genent.

Dann mein wort, spricht Christus, ist geist vnd leben.

Der wegen kan es nit sein, weder das schwach flaisch, noch der todte buochstab.

Wie wol nun das Wort warlich vnnd allein wesentlich jm geist ist, weil es allein da warlich lebt.

So ist es doch auch im flaisch, aber schwach, wo es da on geist vnd leben allein ist.

Es ist auch jm buochstaben, aber gantz todt, wo anders der Geist das selbig nit *lebendig* macht, wie die sel den leib.

An beiden orten nit warlich, vnd wo gleich warhafftig, jedoch nit alles, gantz, vnd lebendig.

Nun es sei gleich das Wort im geist lebendig, vnnd warhafftig, so ist es doch auff ein sondere, fürbündigere weiß, im flaisch, dann im buochstaben.

Vrsach, im flaisch lebt es etwas, im Buochstaben ist es glat todt.

Wo gleich dem buochstaben auch der geist bei ist, vnd die händ rayeht, so leeret er doch nur.

(*175. vw.*) Wo aber der geist dem flaisch beiwonet, so leert er nit allein, sonder auch macht lebendig vnd bricht in die werck auß.

Also hatt des gesetzs Buochstab zuo keiner volkömmenheit gefueret, ob er gleich Gottes wort war, wie auch die .H. Schrifft von Gottes mund geredt, vnd mit gotes Fingern geschrieben.

Vrsach, Das wort des gesatzs hat vns gleich wol gelernet die erkantnuß des gebots, hat aber die krafft vnd das gemuet zuo disem nit geben.

Das wort aber so flaisch worden ist, gibt den Geist den glaubigen.

Daher kompt es, das das angeblassen flaisch, von Gottes wort vnd geist, das gesatz Gottes beide wil vnd mag laisten.

Derhalb gibt das wort im flaisch allein Exempel des lebens, so es dar gegen im buochstaben alles muessig vnd schlæfferig læßt.

Im geist aber so reißt es warhafftig das hertz vnd anmuot, in das Gesatz.

Vrsach, der geist ist das leben, vnnd das gemuet des worts, Ja das wort selbs.

Das flaisch aber etwas ein anmassung vnd affin des worts. Die schrifft aber allein ein abgemalter Character, vnd Exemplar des selben.

Darumb ist das geschrieben Wortt, nit das waar wort, sonder nur ein muster dauon,

Is auch die fchrift außgefprochen vnd herauß geredt, iſt nit Gottes wort warhafftig, fonder allein des ſelben zeügnuß.

Alſo iſt auch das außgefprochen wort, vom menſchen mund, vnd das geſchrieben wort der heiligen ſchrift außgetruckt, nit warlich gottes wort.

Dann die ſchrifft hat mit der zeit durch vrſach ange-(*173. rw.*)fangen, ſo das wort von ewigkeit geweſen iſt.

Die ſchrifft macht auch irrend, es ſei dann der Heilig Geiſt dolmetſch dariun.

Item, ſie iſt ein verſchloſſen buoch, vnd ein verwirter Laborinth oder irrhauß, wa nit der Heilig Geiſt der Fuerer, Theſeyſch fad, vnd Schlüffel Dauids, der ſelben iſt, der da auff ſchließ. Eſa. 22. Apo. 5. Job. 12.

Daher kompt es, das die ſehende nit ſehen, vnd die hœrer nit hœren, vnd das die, die Schrifft wiſſen, die weder wiſſen noch verſtehen. Matth. 22.

Darumb laß die ſchrifft gleich ein Bild vnd Figur ſein des worts, ſo iſts doch das wort nit ſelbs, weil es allein ein Form vnd contrafactur des ſelben iſt.

Das iſt die vrſach, das wir kein wort annemen, dann das dem bild vnd muſter der ſchrifft, vnd der ſelben rechten, geiſtlichen verſtandt, enlich ſihet.

Darumb iſt die Schrifft gleichſam der probſtein, vnd goldwag des worts, doch nit nach dem todten buochſtaben, ſonder nach dem ſinn Chriſti, vnd willen, des geiſts verſtanden.

Wie wir nu nit verwerffen, das der ſchrifft rechten verſtand gemæß iſt, alſo verleügnen wir auch nit, das der ſelben nit zuo wider iſt.

Dann wer nit wider vns iſt, ſpricht Chriſtus, der iſt für vns. Lu. 11. Mar. 9.

Gleich wie wir nun das eüſſer geſchrieben oder geredt wort nit vernainen, alſo billichen wir das inner vnd lebendig.

Daher wir dann auch die ſalbung, vnd maiſterſchaft des geiſts zuo laſſen.

Item die gab der Prophecei vnnd außlegung der ſchrifft, leügnen wir mit nichten.

Dann das wort hat etwas zuokünfftigs, vnd allem (*174. vw.*) fleiſch etwas finſters, vnd verborgens.

Das zuokünfftig nimpt der geiſt vom Wort, vnd verkündigets vns. Das finſter aber vnd onuerſtanden, eröffenet er tæglich, vnd fuert vns in alle warheit.

Darumb würt vnder dem namen Gottes worts verſtanden, nit allein die ſchrifft, ſonder alle Prophecei, geſicht, treüm, ſalbung, innerliches zuoſprechen, Leere des Geiſts, vnd offenbarung ſo auß Gott fiudt.

Item, alles das, das alle Heiligen auß eingebung des heiligen geiſts, jhe vnd jhe haben geredt, vnd than.

Darumb ſol keiner freuenlich allein an dem Buochſtaben hangen. Wo der Heilig geiſt, da iſt freiheit, ſo iſt das frei Wort an nicht angebunden.

Zuo dem laßt jm der Heilig geiſt iam den ſeinen kein zil ſtecken, noch regel für ſchreiben, iſt derhalb an nicht gebunden, dann an ſich ſelbs, das er jm ſelbs nit wider ſei, vnd mit jm ſelbs vneins.

Wie nun vil geſchehen vnd geredt iſt, auch auß Got das nit alles geſchrieben iſt, Ia der taufent teil nit. Jo. am. 21. zuo end. Alſo geſchihet vnnd würt noch heüt vil geredt auß Gott, das nit iſt geſchrieben, das aber nit deſter weniger Gottes wort vnd werck iſt.

Zuo dem iſt vil dings nit geſchrieben, vnd mit worten außgedruckt, das wir doch als Gots wort halten, vnd allein als durch die händ, von verälteren empfangen haben, als da iſt die aufflœſung der gebott, des erſtenn Conciliums. Act. 15. Nacher durch den Heiligen geiſt, der Kirchen eröffnet,

vnnd auch von diſem gebott gefreiet, des wir doch kein ſchrifft noch außdruckt Wortt haben.

So hat Chriſtus alles mit worten gelert, gar nicht geſchrieben, vnd die Apoſteln heiſſen leeren, vnnd nit ſchreiben.

(*174. vw.*) So iſt die Kirch auß dem wort mer, dann auß der Schrifft geborn.

Zuo dem findt die Leerer, vnnd Prediger des Neüen Teſtaments diener des geiſts, vnd nit des buochſtabens genent vnd geweſen. 2. Cor. 3.

Auß dem allen folgt, das das frei, geſchwindt louffend wort, an die Schrifft nit iſt gebunden, noch des geiſtes leer, in den nottſtall, pferrich vnd winckel der ſchrift gemert, oder eingeſchloſſen.

Wie vil Rechtbuecher nu vorhanden ſein, ſo ſind doch die Fäll ſo mancherlei, das ſich etwa einer zuotregt, darumb man keinen außdruckten Canonem odder geſatz hat, vnd erſt aus vernunfft dichten vnd finden muoß.

Alſo tregt ſich offt ſo ein ſeltzamer Fall zuo, dann eim die gantze ſchrifft wil zuinnemen, das ſie diſen nit mag leeren, tröſten, hilffen, befrieden, vnd erſt zuo Gott einberen, vnd Gott vmb ein ſonder wort des geiſts raths fragen muoß, ſein wanckend gewiſſen zuo erlaben.

Dann es iſt nit gnuog einen gemeinen beruoff vnd wort haben, es habe dann ein ieder von Got ein ſonders, ſein eygens, gegebens, das doch dem gemeinen nit zuo wider ſei.

Nun wie wol nur ein einigs, onzurtailts wort Gottes iſt aller, ſo vil doch ein ieder von dem ſelben im glauben annimpt vnd erdapt, ſo vil iſt dauon ſein, vnd diß iſt ſein wort, ſein ſonders Gots wort, wie auch Gott eines iedern ſonder werden muoß.

Nit anders, dann wie ein gemeiner ſchein der Sonnen iſt, ſo vil doch ein ieder erleücht dauon gefihet, ſo uil iſt die Sonn ſein, vnd ſein Sonn genent. Alſo wie vil ein ieder von Gott vnnd ſeinem Wort hat, ſo vil iſt Gott ſein, ſo vil hat er den gemeinen Gott ſonder, vnd das gemein Wort eigen.

Derhalb iſt die ſchrifft vil zuo wenig, das ſie einem (*175. vw.*) zapplenden gewiſſen in all ſeinen anſtœſſen gnuog thue, vnnd befride. Gots lebendigs wort muoß es ſelbs thuon, vnd diſe eer hat jm Gott allein vorbehalten, vnnd weder der ſchrifft, noch keiner Creatur vergönt.

Darzu wil der heilig geiſt in den ſeinen on angebunden, ongefangen, vnd ongemaiſtert ſein, vnd ſich weder Schrifft noch einigen menſchen leeren laſſen, ſonder ſelbs in den ſeinen, liecht, lerer, maiſter, ſucrer, vnd ja alles in alles ſein.

Wer nachmals die Schrifft zum zeügnuß, über ſollich werck vnd geiſt braucht (doch auch im Gott nach dem ſinn Chriſti, vnnd nit nach der Phariſeer vnnd Schriftgelerter außlegung, verſtanden) der allein braucht die Schrifft nach Gott, wie er ſoll. Alles anders iſt zuomal ein mißbrauch vnd Abgötterei, wie die gantz welt mit der ſchrifft vmbgehet, vnd für jren Apollinem hat, als dörff man den heiligen geiſt vmb nicht mer raths fragen, noch Gott vmb etwas mer begreiffen, ſonder allein die ſchrifft.

Summa, da ſuochen vnd haben ſie alles, da vermainen ſie mit den Phariſeern das leben zuo haben. Joan. 5. vnd wöllen nit mit ander leüt ſchaden weyß werden, das ſie doch greiffen, wolten ſie nit ſehen, wie blind, gotloß, vnwiſſend, tod, etc. allweg alle aller zeit ſchrifftgelerten, in Göttlichen ſachen, vnd in dem Wort geweſen ſindt, die doch die gantze Bibel auſſen könden, noch mueſſens von Chriſto hören, ſie jrren vnd wiſſen die ſchrifft nit, noch jr krafft,

ſo gar ein liechtloß finſternuß, vnd der bitter todt war jn jr Abgott die ſchrifft. 2. Cor. 3.

Paulus nennet die Schrifft den todt, ſie aber das leben. Aber ſie iſt warlich ein ewig finſternuß, todt, rætherſchafft, Allegori, vnd verſchloſſen buoch, wo du nit das lebendig wort Gotes zum liecht mit darein trägſt, (*178. rw.*) vnd den Heiligen geiſt nit für vnnd für zum lerer, angeber, außleger, liecht, glaitzman, vnd ſchuolmaiſter, darinn haſt. Noch dörffen etlich ein offen Buoch darauß machen, ſo ſie doch ſelbs nit eins darob können werden, vnd tæglich ſchier ſo viel Sect vnd ketzerei darauß entſtehen, wie vil leſer vnd köpff darüber kommen.

Du aber wiß vnd ſei gewiß, das ſie allein rein iſt den reinen, geiſtlich den geiſtlichen, Gots wort denen die auß Gott findt, vnd in der forcht Gottes, nit dann mit dem Geferten vnd Ausleger, dem Heiligen Geiſt, darinn wandlen, den ſie mit darein bringen, vnnd für ein liecht in diſe finſtere latern ſtecken, alſo das ſie auß deß leer vnd anweiſſung, das liecht vnd verſtandt mer darein tragen, dann darauß nemen. Das ſie darauß nemen, iſt nicht ein ſicher zeügnuß jres geiſts, vnd aller leer. Die von Athen, brauchten die ſchrifft. Act. 17. wie ſie Chriſtus allein gebraucht haben wil. Jo. 8. Suocht die ſchrifft, in welcher jr das leben zuo haben vermeint. Er vrteilt aber anders, Diſe iſt die von mir zeüget, der ich das leben vnd das wort, das ich mit euch rede, ſelbs bin. Jo. 8.

Wie wir nun die ſchrifft ſein, ein regel des worts, vnd ein prob der geiſter zuolaſſen, ſo wöllen wir doch von der Kirchen, das lebendig wort Gottes, vnnd die ſalbung des Heiligen geiſts mit nichten, ableynen.

Dann wie wir die Maieſtæt vnd anſehen des lebendigen Worts gottes, wider den todten buochſtaben verfechten. Alſo wöllen wir die Maiſterſchafft des geiſts wider die radbrecher der ſchrifft verthedigen.

Nun die volendung des abkürtzten, geſchwinden worts laſſen wir alſo zuo, das wir in dem einigen gebott der lieb, alles zuoſamen gefaßt, vnnd beide das geſatz vnd die Propheten begrieffen ſein, frei bekennen.

Durch welchs, wie wir das Wort des geſetz nit auff (*176. vw.*) heben, ſonder feſt machen, Alſo halten wir das noch etwas in der Kirchen tæglich zuo eröffenen ſei, durch die ſalbung der Kirchen lerer, ſigel, vnd vnderpfandt. Nit das zur ſeligkeit von nœten ſei, ſonder zuo der gab der Prophecey, geheymnuß vnd außlegung der Schrifft. etc.

Weil der ſein Braut, wie von anfang nie verlaſſen, alſo biß ans end beiweſende, vnnd mitten in vnd vnder jr, wandlende, nimmer nit regiert. Math. 28. 2. Cor. 9.

Daher kompts, das wir die Maieſtet, des worts, in die enge der ſchrifft nit nœten, oder einſchlieſſen. Hec Quidam magni nominis Theologus.

Zum beſchluß wil ich hier an hencken, das vrteil Joannis Denck, von der Heiligen ſchrifft, in ſeinem widerruoff, nit lang vor ſeinem abſchied, auß diſer zeit gethan, im Truck außgangen. Die Heilige ſchrifft, halt ich, ſpricht er, über alle Menſchliche ſchätze, aber nit ſo hohe, als das Wort Gottes, das da lebendig, kräfftig, vnd ewig iſt, Welches aller Elementen diſer Welt ledig, vnd frei iſt. Dann ſo es Got ſelbs iſt, ſo iſt es geiſt, vnd kein buochſtab, on feder vnd dint geſchrieben, das es nimmer außgetilgt werden mag. Darumb auch die ſæligkeit oder Gots wort an die ſchrifft nit gebunden iſt. Vrſach, Es iſt der ſchrifft nit mœglich, ein bœß hertz zuo beſſern, ob es wol gelerter würt. Ein frummes hertz aber, das iſt, da ein rechter funck göttliches eiffers

ist, würt durch all ding gebeffert. Alſo iſt die heilige ſchrifft den reinen rein, den glaubigen zuo guotem vnd zur ſæligkeit, Den vnreinen aber vnnd vnglaubigen, vnrein vnd zur verdamnuß, wie alle ding.

Alſo mag ein menſch, der von Gott erwölt iſt, on predig vnd ſchrifft ſælig werden, Nit das man darumb kein Gotsgelertten zeügen Gottes hœrenn, noch die ſchrifft leſen ſol, ſonder das ſonſt alle vngelerten nit ſælig (*178. rw.*) werden möchten, darumb das ſie nit leſen köndten, vnd etwan vil gantze ſtätt vnnd Land, darumb das ſie nit Prediger haben, die von Gott geſandt ſindt. Hec ille.

Diß alles dienet darzuo, das wir vns doch nach Got vnd ſeinem Wort laſſen hungern, vnd nit alſo ſicher mit dem tœdtenden buochſtaben der ſchrifft dahinn faren, ſonder jr gebürlich eer geben, ein bild vnnd ſchein, latern, ſchaid, krip, vnd monſtrantz des worts laſſen ſein, vnd wiſſen, das noch etwas anders darzuo gehœrt, nœmlich ein ſchwerdt in die ſcheid, ein liecht in die latern, ſol es erleüchten vnd ſchneiden.

Wan man diß ſagt, ſo ſcharren etlich, wie mit Maria, man wöll die ſchrifft verwerffen, man könne jr nit zuo vil eer geben. Ia warlich, wann man jr, wie Marie die eer Gott allein zuogehœrig zuo legt, das iſt ein Abgötterei, vnd auß der ſchrifft, wie auß Maria, ein Abgöttin gemacht, die man an Gots ſtatt ſetzt, eeret, hält, anbet, raths frogt etc. Man ſol ſich wie ab einem heiligthumb darab entſetzen, mit zittern vnd bidmen in der forcht Gottes leſen, vnd wie gehœrt, über aller menſchen ſchätz achten. Ioan. 5. Act. 17. Math. 13. 2. Timo. 3. aber nit neben Gott vnd ſein wort ſetzen. Die ſchrifft iſt wie das geſatz, vnnd alle ding guot den guoten, die ſie allein recht brauchen. 1. Tim. 1.

Aber wie itzt vil vermeſſen darinn vnd damit vmbgehen, were es zwar beſſer, ſie ſchlieffen die weil, dann auß dem mißuerſtandt vnd brauch der ſelben, flieſſen her alle ketzereien, aberglauben, Secten, vnd ſuperſtitionen, alſo das ſich auch, nit allein die Juden, ſonder auch die Türcken, darauß behelfen, vnd die H. ſchrifft jres glaubens grundt vnd fundament ſein, gentzlich achten. So waiß ich wol zwaintzig Chriſtenlich glauben, zum tail in meinem weltbuoch, vnd Chronicon erzält, die all (*177. vw.*) auff der ſchrifft ſtehen, vnd ia diſe für ſie ſein verhoffen. Diß kompt alles entweder auß den weitläuffigen gloſen, Commenten vnd Allegorien, die nicht zur ſach thuon, oder auß dem todten buochſtaben der ſelben, vnd in ſumma, auß einer vermeſſenheit vnnd mißbrauch. Nun iſt es jhe beſſer ein ding aller ding nit braucht, dann mißbraucht. Darumb ſag ich noch, das die ſchrifft allem flaiſch verſchloſſen vnd verbotten iſt. Es gehœrt ein geiſtlich, göttlich, neü, auß Gott geboren menſch darüber, der das liecht des heiligen geiſts mit jm drein trag, der kan ſie muſtern, regiſtrieren verſtehen, außlegen, vnd alle ding an ſein ort rotten vnd gatten. Ia das eben diſer Gots kinder tiſch vnd leben iſt, das iſt, aller natürlichen menſchen ſtrick vnd todt.

Wie nun alle werck vor dem glauben vnd widergeburt, ſünd, vnd vnrein ſind. Alſo auch Schrifft leſen, Gott loben, faſten, betten etc, nit allein martern, morden, ſtelen. etc. Seitemal alles ſo nit auß dem glauben gehet, ſünd iſt, vnd den vnreinen nichts rein ſonder zuo allen guoten wercken verderbt findt, ſo muoß jhe folgen, das all jr ſcheinbar guot leben, uebung, vnd tugent ſünd ſein muoß. Roma. 14. Tit. 1. vnd ja nichts dann ein heüchlerei, wie dann Gott vil mals der Phariſeer Faſten, Feiern, opffern,

Eſaie. 1. 66. Hier. 14. Amos. 5. Gebet. Pſalm. 33. 108. Joan. 9. 2. Pet. 3. Pro. 28. Luce. 18. Gott loben. Eccli. 18. Luce. 18. Predigen. Pſalm. 80. Mat. 7. Gaben vnd Almuſen. Matth. 6. 1. Corin. 13. etc, eben ſo wol verwürfft, als der Zölner vnd offenen ſünder ſpil leſtern, raub, wuocher, mord, Eebruch, vnnd diebſtal. Darumb iſt die wider geburt vor allem dingen von nœten, vor der alles zuo gleich ſünd, iſt, was du gedencken, reden, thuon, laſſen, leſen, hœren, ſchreiben, geben, lieben, anbetten, wöllen, wiſſen, haben vnd ſein magſt. (*177. rw.*) Dann wie alles den Gottliebenden zuo guotem kompt, Roma. 8. Alſo kompt dem Welt liebenden alle ding zuo dem argen, auch Gott ſelbs iſt jm verkert vnd der teüffel, ſein wort der todt. Dann es ſol dem Lincken alles lincks kommen, vnd gotes widerſuog, alles widerſins. Darumb iſt es nit gnuog, odder allweg guot, faſt, bett, gib almuſen, liß ſchrifft, ſonder werd vor allen dingen wider geborn auß Gott, durch ſein wort, als dann thuo alles, das dich diſe geburt, die nit ſünden mag, lert vnd was dir an die handt ſtœßt, ſo iſt es recht, dann Gott iſt mit dir, vnd du thuoſt itzt gerecht das recht. Es iſt nit gnuog ein ding thuon, ſonder recht thuon, oder nur mueſſig gehen, vnd laſſen ſtehen. Mit dem verwirfft man nit die guoten werck, die die guoten thuon, ſonder nur den ſchein vnd heüchlerei der ſelben, den der affen hauff anmaßt.

Nun es were wol guot alle ding leſen vnd hœren, wer nur leſen vnd hœren köndo. Ia ich wolt Gott, wir möchten alle ding hœren, vnnd leſen. Es habent aber wenig ohrn vnd kunſt Gottes, ſein Wort zuo hœren vnd leſen, vil weniger durch diſe dornheck ongekretzt zuo wanderen, Darumb wil ich kein redlich kunſt, oder Schrifft zuo leeren oder leſen hiemit abgeſtriekt haben, ſonder ermanen, das wir es alles lernen brauchen, vnd recht thuon, vnd zuouor in gottes wort erſtarren vnd ernarren. Dann können wir erſt all ding leſen, thuon, nützen, brauchen, vnnd ſicher Philoſophieren, auch in der Haiden ſchrifft, vnnd wie die reinen vœgel durch alle ſtauden ongefangen fliegen, ſo wir daruor auch in der heiligen ſchrifft, nit ſicher wandelten, vnd in an Got vnd ſeinem Wort, den Todt affen.

Summa, diß ſei der beſchluß aller ſach, vnnd da bei würt es bleiben, Der Gottſælig neü geboren Menſch würt vnd kan allein alle ding brauchen, alle künſt, vnd (*178. vw.*) auch der Haiden Buecher mit luſt nützen vnnd leſen. Man kan jm nichts weremn oder verderben, er iſt ein reins hinlein, warauff er ſitzt, darauß ſaugt er eittel honig vnd leben, auch auß dem tod vnd ſünd. Dargegen, Der Alt natürlich menſch, ſo in der ſchrifft flaiſch vnd bluot würt genent, kan glat kein ding brauchen, alle kunſt, Creatur, Die Heilige Schrifft, Ia Got ſelbs vnd ſein Wort, dienen jm zum tod vnd argen. Er kan nichts thon, wiſſen, leſen, oder brauchen, das Got gefall. Er iſt der mißbrauch ſelbs, vnd ein vnrein ſpinn, warauff er ſitzt, daraus ſaugt er nichts dann gifft, tod, ſünd, etc. Auch aus der heiligen ſchrifft, guoten wercken Gott vnd ſeinem Wort.

Alſo iſt vnd bleibt es dem gottloſen alles der todt, vnd verbotten, als guoten werck, Predigen, Predig hœren, Schrifft leſen, Almuoſen geben, betten, faſten, etc. wie gehœrt, Dann es iſt dem vnreinen alles vnrein, vnnd kompt jm alles zum argen, ſo muoß jm auch diß alles vnrein ſein, vnnd zum tod dienen, das eben den auffrichtigen zum leben dient. Kurtzumb, er kan mit Gott nit außkommen, biß er in gott kompt, ſein

luſt, willen, kunſt ſich ſelbs, vnnd alles in Gott verleürt, ſo gar das er onentpfindtlich, willos, vnd begirdlos, ſich nicht mer wie das geſatzt erfordert, laß gelüſten. Ia ſo gar hat er all ſein krafft in gott gezogen, vnd zuo nicht worden, das itzt gott inn jm frei will, waiß, lüſt, thuot, laßt, etc, wie, wo, was, warumb, wann, vnd wem er will.

Summa, gott hat frei ledig inn diſem, ſein willen, Reich, luſt, vnd raum. Er iſt es nimmer, ein geſtorben menſch, on alles annemen, got iſt es alles in jm, der liebt in jm, liſt, ſchreibt, predigt, gibt, bitt, erhœrt, erkent, vnd iſt alles got ſelbs in jm, Darumb der groß got auch beſchloſſen hat, nicht in vns zuo krœnen, erkennen vnd be-(*ſtr. rw.*)lonen dann ſein eigen werck. Das ander, was er nit ſelbs in vns waiß, liſt, ſchreibt, thuot, laßt, redt, predigt, hœrt vnd gedenckt, das iſt ſünd. Darumb ſpricht Paulus, Ich leb jtzt nimmer, etc, Galat. 2. Ich darff nit thuon oder reden, das nit Chriſtus in mir thuot oder redt, Roma. 15.

Zuo diſer prob, halt ein jeder ſein gantz leben, ſo wirt er finden, wie er drinn oder dran iſt, vnd weme er ſich zum dienſt habe ergeben, vnd ſein glieder zum lebendigen opffer auffgeopffert. Er hab acht auff ſich ſelbs der in jm wirckt, vnd dem er lebt vnnd frucht bringt, des knecht iſt er. Der zweien Herrn frücht aber ſtehen Gala. 5. erzält. Ich wölt Gott, ich könde mit gott alle natürliche menſchen, von all jren gnoten werchen, thuon, laſſen, leben, künſten, ſchreiben, leſen, etc, in gott treiben, in den rechten Sabbath, das ſie in diſem händ vnd füß ließen fallen, vnd willos, kunſtlos, vnd begirdlos, ruoweten von all jrem werchen, Was gilts, wo nit Gott (der nit außgehet ju vnſerer krafft, Pſal. 90. 108) mit krafft in jn würde außgehen, Dann warlich Gott muoß erſchlichen, vnd der himmel erſeyret werden, wie das gottfœlig ſprichwort laut, Es muoß alles gefaſt vnd geſeyret werden, vnnd gar nit erſtiegen, erlauffen, erwircht, etc, werden, Weil got vnſerer werck nit wil, ſonder nach vnſerem Sabbath fragt, auff das er in vns frei ongehindert, Maiſter vnd gott, ſich ſelbs in vns mœge wircken, erkennen, lieben, loben, bitten, erhœren krœnen, vnd belonen.

Diß allein gefält jm, vnd gebeüt allem flaiſch, das es ſich in götlichen ſachen nur nit rege, oder gelüſten laß, Exodi. 20. Darumb hab ich den menſchen mit ſeinem beſten hailthumb, ſtöcken, vorrath, reichthumb, vnd kleinotten, hie in diſem Buoch außzogen vnd verworffen, nem-(*z iij vw.*)lich mit all ſeinem willen, wiſſen, weißheit, vnd frumbkeit, von diſem allen mueſſen wir faſten, feyren, vnd abſtehen, als von dem Baum des Wiſſens guots vnd bœß, daran man den todt iſſet. Darumb iſt im himmel eittel fried, freüd, ſeeligkeit, dann es iſt ein ewiger feiertag darinn, vnd kein will, liecht, wiſſen, kunſt, oder weißheit, dann gottes in allen heiligen, damit er ſie erleücht vnd durchglaſt. Nu bitten die Chriſten im Vatter vnſer, das auff erden auch alſo zuogehe, vnd gottes will geſchehe, wie im himmel, da niemandt etwas thuot, weiſs, will, iſt, redt, vnd kan dann gott, der auch diſen Sabbath auff erden haben will, vnd in Chriſto angericht hat. Eſa. 66. Zuo dem helff vns Gott. Amen.

SPRICHWÖRTER.

Sprichwörter, Schœne, Weiſe, Herrliche Cluogreden, vnnd Hoff ſprüch, Darinnen der alten vnd nachkommenen, aller Nationen vnnd Sprachen grœſte vernunfft vnnd kluogheyt. Was auch zuo ewiger vnnd zeitlicher Weißheyt, Tugent, Zucht, Kunſt, Haußhaltung vnnd weſen dienet, geſpürt vnnd begriffen würt. Zuſamen tragen in etlich Tauſent, Inn luſtig hœflich Teutſch bekürtzt, Beſchriben vnnd außgeleget, Durch Sebaſtian Francken. Jeſus Syrach. Richt dich nach den Sprichwörtern der Weiſen. Die vernünfftigen geben ſich auff die Sprichwörter. ¶ Getruckt zuo Franckenfurt am Meyn, Bey Chriſtian Egenolffen. *4 ungezählte, 163 gezählte Blätter in 4°. Am Ende* Anno 1541.

Annder theyl der Sprichwörter, Darinnen Niderlendiſche, Hollendiſche, Brabendiſche vnd Weſtphæliſche Sprichwörter begriffen. Znm theyl von Eberhardo Tappio, vnnd Anthonio Tunicio zuſamen bracht. Inn guote Germaniſmos gewendt, Mit hochteutſchen Sprichwörtern verglichen, vnnd auß geleget, Durch Sebaſtian Francken. ¶ Zuo Franckenfurt, am Meyn, Bei Chriſtian Egenolphen. *211 gezählte Blätter in 4°. Am Ende* 1541.

(*Th. I. Bl. 20. rw.*)

¶ Man ſiht dem man an was er kan.

Die gemuet ſpieglen ſich gegen einander.

Die ſcham iſt in augen.

Das angeſicht verræth den man. (*21. vw.*)

Man ſiht an farben vnd fluog wol was für ein vogel.

Kunſt vnd tugent oder torheit vnd boßheit, man verhele es wie man immer wöll, ſo ſiht mans doch dem man an angen an was er iſt vnd kan.

Dann wie es vmb ein menſchen inwendig ſteht, das zeygt das gewiſſen bald den augen an, vnnd ergeußt ſich das gemuet in alle glider, das der menſch gemeynlich alſo ſihet, geht, augen vnd ſtirn hat, wie er iſt vnd wie ſein hertz ſteht.

Man ſpricht: Er iſt ſchon halb tod.

Zeitiger dieb verrath ſich ſelbs, Das angeſicht iſt ein verræther, Schuldt tœdt den man. Wann die bir zeitig iſt, ſo fellt ſie ins kat. Zeitigen dieb erlauffet ein hinckender ſcherg.

Wie nun die ſchand vnnd laſter bœß zu verbergen ſind, Alſo ſind auch ander affect, als forcht, betruebnuß. Dann da geht der menſch erſchlagen vnd geſchweifft herein, vnd ſteht vmb alle glider wie es vmb das hauptglid das hertz ſteht. Die augen ſtecken vol zeher, der mund erbleycht, die fueß mœgenn den leib kaum tragen, die hend wöllen nicht ſchaffen. Iſt aber der menſch frœlich eins guoten gwiſſens, der nicht auff jm hat, der hat ein frœlich angeſicht, ſiht yederman holdſelig an. Iſt er weiſe, ſein augen kleidung vnd gang, zeygen vom man, Er iſt gruoßbar, tugentſam, ræthlich, vol lieb, trew vnd gnad.

Es kann nit alleyn die zung, ſonder alle glider am menſchen reden vnd von jm zeugen, doch iſt die zung der beſt ſpiegel vnd dolmetſch des hertzens, aber nit alleyn, ſonder der gang, kleidung, hend, fueß, augen, ſtirn, vrteilen auch vom menſchen, vnd verrathen oft den mann, was in jm iſt, ob er ein narr, weiß, gelert, dieb, bœß oder guot ſei. Daher ſpricht Sirach, das nit (*21. rw*) allein die glider, ſonder auch die kleider vom man zeugen.

Wann ſich die jungfraw erſpitzt, erreißt, vnd zum dantz auffmutzt, ſo kan man leicht

abnemen, wo es jr ligt, oder was ſie gern hett, Sie nem einn man für ein ſeel, das thet der teuffel nit.

Zum andern wie ſich die hertzen gegen einander ſpieglen, dauon Salomo in Pro. Hab acht vff dich ſelbs vnd auff dein geniun, das iſt auff die falbung in dir, ſo wirſtu mit dem du handelſt, redeſt, oder vor dem du ſtehſt, anſehen, vnd dein hertz wirt dirs ſagen wie er gegen dir geſint, ob er gleich nicht mit dir redt, oder anders redt dann jm zu hertz iſt, ſo wirſtu doch weiter ſehen. Dann es ſpieglen ſich die hertzen gegen einander, vnd iſt ye eins des andern ſpiegel, das du entpfindſt in deim hertzen, ob ers guot meyn, vnd dir wol wölle oder nit, das wirſtu jm an all ſeinen geberden, reden, farb, geſtalt abmercken vnd an augen ſehen. Ob nun diſe zeychen vnd dolmetſchen, das iſt, mund, augen, geberd, geſtalt, alle fählten, ſo wirt dirs dein hertz ſagen, ſo du auff ſein anfag, ſtupfen &c. merckſt. Dann hertzen ſehen hertzen, vnd ſpiegelt ſich gemeynglich dein hertz gegen dem, der mit dir redt vnd handlet, ſteht deſſelben hertz recht, du entpfindeſt es, dein hertz ſagt dirs, vnd ſpiegelt ſich alſo gegen deins nehſten hertz in dir. Iſt dann dein hertz vnd aug ein ſchalck, das mein ſols wol entpfinden, das du es nit recht vnd guot meyneſt, got gebe wie du redeſt, vnd maneſt zuo letzſt ſagen: Es hat mirs mein auge, hertz geſagt, ich habs wol entpfunden, aber ich bin ein thor geweſen vnd meim hertzen nit wöllen volgen. Het ich meim hertzen geuolgt, ſo het ich recht thon.

(*Bl. 46. rw.*)

Du biſt zu ſpat kommen, biß du ein baur.

Man ſagt: Als Adam mit Eua etlich jar gehauſt het, kam vnſer hergot zu jhn, fragt wie vil ſie kinder zeugt hetten vnd wo ſie weren, Eua het in kürtz fouil kind gehabt, das ſie ſich dero vor got geſchemet, hett alleyn die ſchœnſten für den herrn bracht, die andern vnder ein knoff geſtürtzt, vnd in ein ſtrohauffen verhalten. Da ſagt der Herr: Biß du ein fürſt, du ein grafe, vnd du ein Bapſt, du ein Edelman. Als Eua ſahe das es ſo wol gieng, eilet ſie bald mit den anderen auch zum herrn, ſprechend: Diſe ſind auch mein herr, Aber ſie kamen zu ſpat, die guoten ämpter waren alle hin. Da ſagt er zu jn ſo noch das har vol ſtro hetten, Biß du ein baur, du ein taglœner, du ein handtwercker, alſo kommen Baurn vnd Edlen auff. Der zuo ſpat kompt, der eß mit den gemalten an der wend.

Wer ſpat kompt, der ſitz hinder thür. Dann wer vor kompt, der mält vor.

(*Bl. 125. rw.*)

Allein iſt eim am beſten.

Einſamer ſchatz, felt in kein latz.

Einn ſcheuhen pfluog.

Er lebt wie ein Einſidel.

Eygner herd iſt golds werdt.

Daheym geheym.

Dina iſt daheym fromb, dauſſen kompt ſie vmb.

Es iſt niemand weniger allein, dann allein.

Der menſch iſt zur freundtſchafft geborn.

Es ſol niemand jm ſelbs leben.

Freuntſchafft thuot mehr not, dann waſſer vnd brot.

(*124. vw.*) Ein einſamer iſt entweder ein Engel oder teuffel, er darff niemands, oder jn wil niemand.

Er lebt jm ſelbs wie ein vihe.

Societas facietas.

Guote geſelſchafft iſts alles.

Guoter geſel, guote meel.

Guote gäſt kommen vngeladen.

Der frommen geſelſchafft, iſt aller heiligen gemeinſchafft.

On guote geſelſchafft, iſt kein guot leben auff erd.

Ein guoter freund iſt in der not beſſer dann gelt.

Guoter freund, guoter fund.

Guot freund verzeihen einander leicht.

Lieb vmb lieb, korn vmb ſaltz.

Der nam freund, galt etwa vil.

Diſe ſprichwörter ſind im ſchein wider die nechſten da das einſam abgeſondert leben wirt mit lob erhebt, aber ſie ſtreiten im grund nit, vnd ſtehn fein bei einander, wie wir werden hœren ob gott wil, ſo ich ſie auß den vætern vnd philoſophen vnd der ſchrifft außlegen werd, ietz wil iehs mit eim Apologo vßrichten. Ein geſellige byn fand einn einſamen Spatzen in eim wald, fragt jn die vrſach ſeiur abſonderung. Der ſpatz ſagt: er förcht die letz, vntrew vnd vnruo der welt, leht alſo in ruow allein ſicher vnd ſelig. Die ymme ſprach: Got hat nit in jhm ſelbs allein könden bleiben, ſonder ſich ſelbs in alle creatur außgoſſen, ſo iſt ein gemeinſame vnd geſelſchafft in allen creaturen, vil wolff, Löwen, Eych, Bueche vnnd Dannen ſind gern bey einander, vil ſchaff auff erd, vil fiſch im meer, ſo hat die Sonn auch den Mon zum geſellen vnnd weib in die er außfließ vnnd ſeinn glaſt außgieß, ſo iſt die gantz welt rundt in einn Circkel vnnd kugel geſtelt, vnnd in eins (*124. rw.*) geſelt vnd zuſamen coppelt, das kein abſonderung oder einœde drinn ſein mag, ſo fleucht auch das einſam leben die natur in allen dingen. Die ſtets wie ein ſiedender haf feudt vnd vber laufft in alle creatur, den ſich die fromb natur mittelt.

Zu dem als got von anfang Adam erſchuoff. ſagt er es were ja nit guot, das er alſo allein were, vnd ſchuoff jm einn geſellen vnd gehülffen. Wie auch der weiß in ſeiner predig cap. 4. zeugt. Wee dem menſchen ſo allein iſt, ſo er felt, hat er niemand der jm auffhelfe. Daher hat die natur 2. fueß, 2. hend, 2. augen, 2. orn geſchaffen, auff das ie eins dem andern die hand biete. Freundtſchafft hat alle ſtett bawen, Drumb der der menſchen geſelſchafft vnd beiwonung, ſo kuntſchaft macht, fleucht, iſt entweder ein engel oder teuffel. Nun iſt aber ein engeliſcher got ergebner, der welt geſtorbner Einſidel auch nit allein, ſonder aller welt not vnd anligen iſt vor jm, die er tæglich für Got mit dem opffer ſeiner lefftzen tregt vnd auffopffert. Er redt auch on vnderlaß mit Got vnd den Engeln, vnd geht jm wie Scipioni, das er nimmer weniger allein iſt, dann ſo er allein iſt. Wie man bei Taulero von eim Einſidel liſt, der ſo vil mit got vnd ſeiner ſpeculation zuthuon het, das er einn, ſo vor ſeiner hütten vnd zell im wald ſtuond, nit ſo lang hœrn mocht, das er jm geb was er begeret, alſo verzuckt vnd verglafft war er in Got, Zu letſt ſagt er, gehe herein vnd nim ſelbs was du wilt, dann ich kan nit ſo lang vff dein red mercken, das ich dich vernem, ſonder felt mir alzeit ein anders ein, das ich dein vergeß. Alſo beſteht das einſam weſen neben der freundtſchafft vnnd geſelſchaft der menſchen.

(*Bl. 159. rw.*)

¶ On den wirt rechnen.

Das thuot die gantz welt, die macht jr ſelbs wie ſie wil, Summa ſummarum, vnnd rechnet on vnderlaß ohn den wirt, das iſt, ſie nimpt vil für, yetz wils das thuon, dann ein anders, vnnd wie ſie es macht alſo ſolrecht ſein, vnd Got, vnſer aller wirt, jm gefallen laſſen. Gott ſpricht aber nein darzuo. Das heyßt on den wirt rechnen, Als

wann jm ein knecht ſelbs feyrabent gibt, ſein taglon ſchöpfft, Die fraw on jhren man etwas fürnimpt, Wir on Got.

Vil verdirbt das man nit wirbt.

(*Th. II. Bl. 24. vw.*)

Mors cum morte non miſcetur.

Zwen hart ſtein, muolen nie klein.

Zwen ſtreitköpff werden nimmer eins.

Zeuhe es auff den geyſt ein, ſo lauts noch lieblicher, von auſſen vertragen ſich zwen hert gſellen vnd herte ſtein nit miteinander, ſonder einr wetzt den andern hin, hart vnd weych gehœrt zuſamen, Nachlaſſen ſtilt vil zorn. War iſt es, *Ferrum ferro acuitur*, Ein eiſen macht das ander ſcharpf, ſo muoß doch das ein weich, das ander hert vnd ſtahel ſein, damit boret man durch eins eiſen anbiß. Nun iſt got der berg aller berg, er ſitzet auff den Cherubin, vnd ſihet in abgrund, Er hat kein ob oder neben ſich, darumb kan er auch nit vberſich oder neben ſich, ſonder allein vnderſich in das tieff ſehen in das nichtig, nider, tief, klein, auff das er das, was nicht iſt, rueffe, das es ſei, vnd was hoch vnd groß wil ſein, zu ſchanden mache. Zwiſchen bergen ſol ein thal ſein. Gnad vnd ſünd, hochs vnd tieffs, arms vnd reichs, Got vnd demuot gehœren auff vnd zu einander, ſollen ſie ſich mit einander zermalen, Das fewer wil meyſter ſein vnnd alles freſſen, verzeren, leutern vnd zerlaſſen, auff das mit jm ein feuer werde, Alſo leiblich, wann man vnd weib als zwen hert ſtein einander nit weichen, ſonder ſtets im katzbalg ligen, das zanckeiſen ziehen, zu har vnd feld ligen, werden ſie nimmer eins, noch zu friden, Eins muoß das ſchwert von ſich geben, weichen, vnnd ſich ergeben, ſoll ehelicher frid beſtehen. Das gebeut aber die ſchrifft dem weib wie vns allen vnſerm mann Chriſto. 1. Corin. 11. Tim. 1. Ephe. 5. Col. 3.

(*Bl. 79. rw.*)

Manus mouenda cum Minerua.

Menſch helff dir ſelbs, ſo hilfft dir Got.

Man muoß mit Got in die hend ſpeien.

Man muoß aber handt mit anſchlagen.

Gott hilfft dem fleiß, Fleiß bricht alle eiß, Das recht iſt der wachenden, Spil warts munds, Vberſehen iſt auch verſpilt. Das iſt nach dem geyſt vnnd fleyſch war, vnd gebirt fleiß vnd mit Got in die hend ſpeien, geyſtlich vnd weltlich reichtumb. Der ſchein gehœrt auff die augen, Scheint es vnd thuoft die augen zuo, ſo geſiheſt nit, Thuoſtu dann die augen faſt vff, vnd ſcheint kein ſonn, ſonder iſt nacht, ſo ifts aber vmbſonſt. Alſo hilfft Gott den menſchen, vnnd iſt der (*so. vw.*) menſch nicht on Got. Das nœt Auguſtinum zu ſagen: Der dich on dich erſchaffen hat, wirt dich nit on dich ſelig machen, Got wirckt, wir leiden. Das werck ſtehet allein an Gott, das leiden an vns ob wir wöllen. Gott wirt vns keinen gwalt anlegen, benœtigen, not ziehen, noch ſein gnad mit löffeln eingieſſen, ſonnder den begirigen nemenden darbieten, vnnd niebt zu jm laſſen ſtehen, Wöllen wir nit, ſo ſei der ſchad vnſer, wie wol er auch ſolichen gnoten willen mit ſeiner vorgehnden gnad in vns ſchafft, doch nit on vns, ſonder in vns. Es ligt nit an vnſerm willen, ſonder an Gottes erbarmen, das da macht das wir wöllen, doch nit mit gwalt, ſonder mit vnſerem willen. Ein man der in nœten ſein ehr vnd gnot, leib vnnd leben für einn außſetzt, wil jm mit dem ein gnot hertz vnd willen bei dem den er liebt, machen. Nimpt es jhener alſo an, vnd verſteht es alſo, ſo hat jhener jm ſeinn gnoten willen, ſo er gegen jm hat, gemacht, Verſtehts aber verkert mit alſo,

ſonder acht jhener meyne es falſch anders, ſo kan jhener durch ſein guothat keinn guoten willen bei dem verkerten (auß ſeiner ſchuld) nit machen, vrſach: er wils nit alſo verſtehn, ſonder henckt gern ſeinn erlœſer an ſein ſtat ann galgen, dauon er jn erlœßt. Gerad alſo ſchafft Gott allen guoten willen in vns, Ja in allen die guotes willens ſeind, aber nit in allen gotloſen, von wegen jres widerſtands vnd verkerten art, daß ſie nit wöllen jren willen in Gots willen verſencken, ſchlagen vnd verlieren. Alſo erleucht Got alle menſchen, Schafft bede das wöllen vnnd thuon in allen, verſtehe die erleucht vnd guots willens ſeind, die anderen wöllen nit, vnnd widerſtreben der gnad, liecht vnd willen Gottes mit hend vnd fueßen, So iſt Gott kein zwinger, daß er die vnwilligen beim har ghen himel ziehe.

(*Bl. 104. vw.*)

In procliui mala.

Das bœß lert ſich ſelbs, das guot iſt härt wie ein fels, laßt ſich nit gewinnen.

Man darff dem vnglück keinn botten ſchicken, es kompt von jm ſelbs nur zu frue ins hauß.

Man darff nit leuß ann beltz ſetzen, ſie wachſen ſelbs drinn, oder kriechen ſelbs wol drein.

Man darff den teuffel nit vber die thür malen, er kompt wol ſelbs ins hauß.

Die natur hat was edel, köſtlich, guot iſt, verhalten, alſo daß mans nit dann mit groſſer mueh kann erobern, das vnnütz onkraut wechſt vngeſähwet vnd vngepflantzt wol ſelbs im garten. Das gold ligt in bergen, das hat am weg, Krieg, allerley plag, kranckeit, vnfal, ſünd, ſchand, ſind tæglich brot bei den menſchen, vnd faren in allen gaſſen vnd heuſern vmb, Frid, lieb, glauben, trew, freundtſchafft, allerley tugent, glück, heyl, laßt ſich nirgent ſehen, oder ye wenig, vnd würdt nicht dann mit groſſen ſchlegen gelert, erarnet vnd ſtudirt, vnd kompt das guot faur an, das bœß iſt vonn jm ſelbs auff dem plan, man darffs nit zu hauß laden.

(*Bl. 155. rw.*)

Suſtine et abſtine.

Leid vnd meid.

In diſen zweyen worten würt begriffen, alles das in aller Philoſophen buechern, gſatzen vnd leren, gefunden wirt. Das Sprichwort ſteht in aller menſchen hertz, mit dem finger Gots geſchriben, wolt Gott es ſtuend auch vor vns znm zeugnus vnnd erinnerung an allen wänden, tafleu, ob allen thüren, vnd an allen finger ringen. Das erſt geht auff das creutz, daß wir da gedultig ſtilhalten, Gots werck, die tœdtung vnſers fleyſchs, ſo gots geyſt in vns zum leben angefangen, leiden, wie Hier. Thren. 3. vnd die ſchrifft an vil orten zeugt, ja Chriſtus das leiden vnd creutz ſelbs, aller ſchrifft zweck vnd ſumm iſt. Das ander wort *abſtine*, Meid, geht auff des fleyſchs affect, das wir ſollen laſſen, haſſen, meiden, was vns vonn Adam angeboren, Wann ich dann Gottes werck leid, ich Gottes ſabbath halt, Got feire, hin vnd ſtill halt, vnd darnach des fleyſchs werck, willen vnd affect meid, laß, haß, was kan man mich weiter leren?

Sprichſtu, iſt doch Chriſtus, der glaub, die liebe, welche drei ſtuck es alls ſeind, noch nit da in den zweyen worten begriffen vnnd außtruckt, wie kans dann gnuog vnd alles ſein? antwort, Ja warlich alles. Wie? Alſo wie wann ich ſaget noch kürtzer, es were nur eins von nœten, Nemlich Marie teyl, ſitzen zu den fueſſen des Herrn, vnd hœren ſein wort, Oder auff ein ander weiſe wie Salomon in ſeiner predig, capi. 12. zu end:

Förcht Got vnd halt fein gebot, das ifts alles. Item ſihe die Zehen gebot, ſo iſt alles was gebotten vnnd verbotten, in dem erſten als in dem ſamen vnd wurtzel fafft vnd krafft eingeleibt. Liebe Gott von hertzen, vnnd den nechſten als dich ſelbs, Das iſt es gar vnd alles, Chriſtus vnnd das geſatz Moiſi, bede Teſtament, Matth. 22. Item was jr wöllt das euch die leut thuon oder erlaſſen, das thuot oder erlaßt ſie auch. In dem werden Chriſtus, Moſes, vnnd all Propheten begriffen. Item liſe die Zehen wort, ſo findſtu nit mehr dann ein gebot zum himel vonn noten, Nemlich den ſabbath halten, das ander alles ſind verbot, vnd ſtehen im nit thuon. Das thuo aber, ſo würſtu leben. Was? Halt Got den ſabbath, leid vnd meid.

Dahin geht auch Salomon: Förcht Got vnd halt ſein gebot, das ifts alles. Was iſt aber Got förchten, dann ſich vor ſeinem wort ducken vnd entſetzen, vnnd ſein gebot halten, den ſabbath heyligen, der allein gebotten iſt. Das ifts in ſumma alles. Leid vnnd meid, Leid Gots wort vnnd werck, Chriſtum in dir, daß er dich lere, leyt, treib, vnd laß jn mit dir machen, ergib dich ſeinem willen als ein reyne ſpons, welches die (*154. rw.*) ſchrifft glauben heyßt, Biß vnſers herrgots Eſel, Leid dich vnder ſeinem joch zum ewigen lebenn, laß dich jn nemen, fueren, vnd biß nit dein ſelbs. Diß patere, Diß leiden vnd hinhalten iſt der recht Got wolgefellig Sabbath, Eſai. 58. Eccl. 17. 18. der recht glaub Chriſtus, Moſes vnd all propheten, was wilt mehr? Volgt meid, das iſt ſchier zu vil, dann ſo ich vnſers hergots Eſel, Got tragen vnd leiden ſol, vnnd nit mein ſelbs ſein, volgt von jm ſelbs, das ich was mein, mir, ich vnd dergleichen iſt, meiden muoß. Nun meid, abſtine, laut ſo vil als das wir alles was vnſer iſt, was nit Gott ſelbs in vnns iſt, redt, wil, thuot &c. daß wir das meiden vnnd laſſen ſollen, als alle werck, gedancken, wort vnnd willen des fleyſchs. Drumb wil das Sprichwort eben das die gantz ſchrifft, Leid Got, vnd meid dich ſelbs, vnd alles was dein, das iſt gar, das iſt alles.

(*Bl. 167. rw.*)

Non ſibi poma gerit, uerum mortalibus arbor.

Der baum tregt kein öpffel zu ſeinem nutz.
Der baum geneußt ſeiner öpffel nit.

Die tugent vnnd alles was götlicher art, iſt dero art, daß es jm ſelbs nit nützt, dient, noch ſich ſelbs nützet, ſich allein auß liebe, die ſich ſelbs nit ſuochet, im dienſt des nechſten verzert, das findſtu auch in allen creaturen, Da iſt eittel liebwerck, der acker tregt nit jm korn, der baum geneußt nit ſeiner frücht, die rebe trinckt nit jren ſueſſen ſafft, die kuow ißt jr milch nit, alles ifts vns vermeynet.

(*Bl. 210. vw.*)

Vnreyn gefaßt perlin leucht nit.
Was jn gold gefaßt, das leucht.

Perlin haben keinn ſchein ſo ſie im kot ligen.

Armer leut kunſt, weißheyt &c. hat kein anſehen oder autoritet, dann es iſt nit in gold gefaßt. Das gold macht allen dingen ein authoritet, vnnd liecht, mann gibt mehr vmb einn heller kunſt in golt gefaßt, dann vmb einn centuer in einem zwilchin ſack vnd kittel. Was reich leut könden, reden vnd thuon, hat ein gwalt, anſehen, vnd autoritet, machen die finger ring, daß all jr ding in goldt iſt gefaßt, das alles iſt kunſt, wol vnd weißlich gethon vnd geredt. Darumb iſt die kunſt vnnd weißheyt nun bei den reichen, die könden jhm nachkommen vnd guot meyſter beſtellen, wo woltens die armen lern, am fenſter bret? ſie haben doch

kein zeit noch gelt. Alſo logiſiert die toll thorecht welt herein, vnd was nit vor jr gleißt vnd in gold gfaßt iſt, das gilt nit. (*210. rw.*) Es muoß ein authorithet vnnd maieſtet haben, Das wiſſen die gauckler, ſpillent, zaubrecher vnd ſchalcks narren, vnd etlich ſeicht gelerten wol, hencken drumb guldin vnd ſilberin kettin ann hals, die könden vnd gelten warlich mehr dann ſie, da kompt dann der bœſel vnd ſuocht weißheyt, dann wie wolten ſie ſonſt gold vnd ſilber vberkommen haben, wann ſie nit in jren feckel weiſe, fürſichtig weren geweſen, vnd recht künſtler? Diſen gaucklern gibt man, kaufft von den guldin kettin weißheit, rath vnd kunſt, vmb ein guldin, man gebe einem armen mann, wann zehen mal mehr kunſt in jm ſtecket, nit einn heller drumb. Ja nemen vergebens ſeinn rath nit an. Es muoß nur gleiffen vnnd gelt gelten, in gold fein gefaßt, ſo iſt es guot. Chriſtus aber helt mit der welt widerpart, vnd bleibt ewig jr widerſuog, der ſtecket ſein weißheyt nur inn nider, arm, gering, klein, veracht leut, inn hirten, fiſcher, wie die apoſteln, vnd Chriſtus drum den vatter preiſet, Math. 11. da es niemand ſuocht, vnd die welt für übergeht, vnd ob den narren vnd armen betlern, ſo mit jrer weißheyt nit haben da hin ſie jhren kopff legen, das haupt ſchüttelt, vnnd lacht der narren, ſo verr iſt es fähl, daß ſie rath von jn ſolt nemen, vnd weißheyt bei jn ſuochen. Drumb kompt die welt zu keinem rechten verſtand, dann die Edelgeſteyn (ſo faſt all veracht inn bergen vnnd erden ligen hauffen weiß, vnd gar ſelten einer vor augen in goldt iſt gefaßt) ſuocht ſie nit, da ſie mit hauffen ligen, vnnd ſuocht nur die herauß in gold, dero ſo wenig ſeind, daß dem zehenden nit einer wirt. Das klagt auch Salomon Eccleſi. 10. Daß armer leut weißheyt (da ſie iſt, hauſet vnd geborn wirt, dann arm leut mueſſen vil leiden, erfaren, leren, ſehen, biß ſie ſich hinbringen) niemand acht, vnnd nun in die hœhe gafft, in das voll, (*211. vw.*) reich, herrlich, vnd gold, da die torheyt geborn wirt, vnnd nicht dann ſchein eingefaßt iſt, weil ſie vngeniet, vnerſuocht, voll vnd doll, nicht verſnochen, erfaren, noch die not ſie in kein uebung einiger kunſt, tugent oder weißheyt treibt, vnd recht gecken bleiben. Dann ſie laufft nit zu Bethlehem, in den ſtall, vnnd ſuocht Gots weißheit, Chriſtum in lumpen gefaßt, inn der krippen, ſonder ſie eilt in die groſſe herberg, da groß herren, Schrifftgelerten vnd gſatzweiſen ligen, vnd da guot, ehr vnnd gelt iſt, da es ſcheint, da findt aber die welt jr gleich blindenfuerer, eittel bleien klötz, vnnd ſteckenarren, mit den ſie ewig narren mueſſen bleiben, vnd mit jrem blindenfuerer in die gruob fallen, den ſchein für das weſen haben, dann Chriſti weißheyt vnd edelgeſtein ligt in der erd. fleyſch vnd gebrechlichen jrrdiſchen geſeſſen der heyligen fleyſch begraben, da ſcheint es wie ein perlin in eim miſthauffen, da ſteckt die Veiol vnder der neſſel, aber die brächtig neſſel erbreyt ſich dargegen, daß die veiol mit jrem guoten geruch nicht darnor leucht vnd gilt. *Intelligentibus ſatis dictum.* Ich, wann ich einn weltweiſen menſchen ſehe (der allein auff die erden geſcheid, wie man ehr, gelt vnd guot gewinnen, vnd dem bœſel einn ſtrœin hart foll flechten vnd äffen) ſnoch ich weniger geyſt vnd Gots weißheyt bei jm, dann federn bei einer ſaw, weil ich weyß daß Gots weißheyt nicht ſo wider iſt, als menſchlich witz vnnd ſpitz. O ſie feind dem Euangelio Jeſu Chriſti vil zugeſcheid vnnd hoch, daß das nider thœrecht Euangelium vnnd des ſelben geyſt nit zu jn kam. Ich erſchrick ſein hart, wann ich einn

weltweiſen menſchen in ſeiner cluogheyt, vnd einn Phariſeer in ſeiner frommkeyt ertrincken ſihe, dann niemand hat verrer ghen himmel, vnnd iſt Got mehr wider, dann diſe (*211. rw.*) heyligen vnnd ſtoltzen in jhres hertzen ſinn, Luc. 7. Hett Chriſtus ein ſchein, die gantz welt neme jn an, aber er kompt nit auff jhr art, ſonnder letz, darumb nimpt ſie auch denn nit an, ſonnder ſpottet ſein, Pſalm. 22. Eſai. 55. Da ſihe vnnd lerne was Chriſtus für einn ſchein vnnd anſehen hab. Da er ein mal ſein herrlicheyt lieblich ſehen ließ, vnnd in jhr beuch fället, da ſuochten ſie jn, lieffen jm nach, vnd wolten jn zum künig machen, das war jres ſchlags, Joannis 6. wie er ſelbs zeugt, Jhr ſuocht mich, nit daß jr zeychen geſehen, darbei jr ein grœſſers abnemen ſolt, ſonder daß jr ſeit voll worden. Das meynten ſie, war jn ein rechter herr, der könde in theurer zeit auß wenig vil machen, vnnd mit fünff brodt ein gantz land ſpeiſen.

ÆGIDIUS TSCHUDI.

AUS DER RHÆTIA.

Die vralt warhafftig Alpiſch Rhetia, ſampt dem Tract der anderen Alpgebirgen, nach Plinij, Ptolemei, Strabonis, auch anderen Welt vnd gſchichtſchrybern warer anzeygung, durch den Ehrnueſten vnd wyſen herren, herr Gilg Tſchudi von Glarüs, ettwo in Sarganſer land, darnach zuo Baden im Ergöw, gmeiner Eydgnoſſen Landuogt, in Tütſch ſpraach zuoſamen getragen, vnd yetz mit einer Geographiſchen tabel vßgangen. *Baſel bei Bebelius 1538. 67 ungezählte Blätter in 4°.*

(*O 4. rw.*)

Mit was buochſtaben vor zyten die Galli vnd Germani geſchriben, ouch waan tütſch in bruch kommen zeſchryben.

VRalter zyten ſind in Europa allein zwo ſprachen brüchig geweſen zeſchryben, die Griechiſch vnnd Latiniſch, ſo ouch Rœmiſch genannt wirt, dannethar diſe beyde nationen andere völcker, als die Gallier, Germanier, Pannonier &c. illiteratos oder Barbaros namptend, von wegen das ſy der kunſt ſchrybens vnd der buochſtaben vnbiſend warend. Als aber die Aſiatiſchen Griechen vß Phocea (welches ein ſtatt in Eolia des lands Aſie) in Gallierland gereyſet, daſelbs die ſtatt Maſſilien, Antipolis, vnd etlich mehr gebuwen, habend ſie ouch nachgeender zyten ſchnelen zuo leer jrer ſpraach vßgericht, alſo das hernach die Rœ-(*P vw.*) mer jre ſün gen Maſſilien geſandt Griechiſch zelernen, ſchrybt Strabo lib. 4. Es warend aber die Rœmer dero zyten noch nit vßkommen, vnnd kheins anſehens vßert Italien, ouch jr geſchrifft vnd ſpraach den Galliern vnd andren nationen vnerkant. Do iſt vß bywonung vnd nachburſchafft der Griechen (die yetz landſaſſen Gallie warend) in den Galliſchen landen der bruch worden, etlich wort vnnd nammen jrer ſpraach mit Griechiſchen buochſtaben zuoſchryben, wie dann Ceſar benügt lib. 1. das er im leger

taflen, das ſind rœdel, funden, darinn die Heluetier mit Griechiſchen buochſtaben geſchriben, alle jr nammen vnd zal. Deßglych lib. 6. do er anzeygt von den Druidibus, die in Griechiſchen geſchrifften jr ſachen verzeichnet. Ouch Tacitus im buechle Germaniſcher ſitten anzeygt, vor alten zyten in Rhetia vnd Germania etlich grabſtein mit Griechiſcher geſchrifft beſchriben gefunden &c. Habend alſo die Gallier ehe ſy den Rœmern vnderworffen, Griechiſch buochſtaben gebrucht, die ſy zwar von gedachten harkommen Griechen von Maſſilia erlernet, wiewol darumb kein bruch geweſen jr ſpraach gemeinlich znoſchryben. Wie aber Ceſar darnach vnder Rœmiſchen gwalt gantz Galliam bezwungen, hat künfftiger zyt vß ſtæter beherrſchung der Rœmern, Gallier land die Griechiſchen buochſtaben, vnnd ouch jr eygne landſpraach gar verlaſſen, dann der bruch der Rœmern geweſen, die lannd ſo ſy bezwungen, jrer ſpraach, buochſtaben, brüchen vnnd ſatzungen glychförmig zuomachen, in ſölchem fuog ouch Gal-(*P rw.*)lia mehrteyls vff wälſch kommen, welchs ein gebrochen latin iſt, die ſy vß grobheyt vnd Barbariſcher art, nit mœgen nach rechter eygenſchafft begryffen, wirt noch von jnen Rœmiſch genannt, darumb das ſy die vonn Rœmern gelernt. Als aber die Gallier lang zyt vnder Rœmiſcher regierung geweſen, habend ſy ouch die latiniſche ſpraach in gerichtßhändeln vnd ſunſt briefflichen vrkunden zuobruchen angenommen. Alſo iſt jngewurtzt, das die gantz Gallia, vnd ouch die Germanier jr nachburn (vß erfarung von den Galliern) angefangen leeren latin ſchryben, vnd brief zemachen vmb notwendige ſachen, do vorhin (in ſonnders die Germanier) kein bruch noch kunſt znoſchryben geweſen, vnd ouch die tütſch ſpraach alſo harkommen iſt, das man die nit geſchriben, biß vff die zyt Caroli Magni Rœmiſchen keyſers, vnd künigs zuo Franckrych, der keyſer ward im jar nach Chriſti geburt do man zalt achthundert vnnd eins, derſelbig erborn in tütſcher nation zuo Ingelheim, zwo myl von Mentz den Rhin abhin gelegen, ein liebhaber ſonderlich der tütſchen, hat zuo erſt in uebung bracht tütſche ſchrybung, doch iſt diefelb darumb nit in uebung geweſen vmb gerichtßhändel, fryheiten, oder ander notwendig ding, ſo ſich verbriefen ſolt, dann ſy darzuo vntüchtig vnnd vnbewærlich geacht ward, hat allein in latin mueſſen geſchehen was krafft ſollt haben, vnnd hat die tütſche geſchrifft kein anſehen. Söliche harkommheyt der latiniſchen gſchrifften von den Rœmern, als ob ſtat, jngewurtzt, hat geweret vngefarlich tuſent (*P ij vw.*) zweyhundert jar nach Chriſti geburt, do hat man erſtmals angefangen etlich notwendig hendel in tütſcher ſpraach ouch zuouerbriefen, doch ſelten, dann wenig werdend dero funden des alters die tütſch ſigend. Alſo ſind hernach latiniſche brieff zuobruchen by den tütſchen für vnd für abgangen, bis yetz gantz der ſitt worden, all gerichtßhändel, ſachen, vertræg, keyſerlich, künigklich, oder ſunſt fryheiten vnd priuilegien vnſerer landen, in tütſch vffzuorichten. Diſer jngang vonn tuſendt zweyhundert jaren har, als vor ſtat beſchehen, wiewol daruor lang durch Carolum Magnum obgemelt, tütſche ſpraach in buochſtaben gebracht worden, hat aber zuo keinen verſigelten vrkunden krafft gehebt, allein nutz geweſen buechle, rymen, vnd anders zeſchryben, ſo einer mit ſim ſelbs geſchefft hat. Es habend ouch die tütſchen keine eygne buochſtaben, gebruchend die latiniſchen, jr ſpraach znoſchryben, wiewol die vß mißbruch etwas verhœfert vnnd entpfrembdet, iſt doch ougenſchinlich, das die

einerley abkommens ſind. Der buochſtaben K iſt von Griechen entlehet. Wie nun die Tütſchen (als obſtat) jr ſpraach zuoſchryben vnderwunden, habend ouch die Frantzoſen jr zerhudlete ſpraach, deßglich Hiſpanier, Engellender, Vnger, Bœhem, Pollender, yeder in art mit Rœmiſchem oder latiniſchen buochſtaben zuoſchryben fürgenommen, vnnd ſind in Europa ſchier alle ſpraachen in föllichen bruch kommen, doch mehrteyls mit Rœmiſchen buochſtaben, da doch vor zyten allein Griechiſch, vnnd latin zuoſchryben ſitt geweſen. Wiewol die *(P ij. rw.)* elteſt anfengklich gſchrifftlich tütſch, yetz (ſo die geleſen) kum verſtanden würd, iſt zuoachten, die anfengklichen ſo tütſch zuoſchryben ſich vnderwunden, habend vß ſchwere der ſpraach die wort kum mœgen nach rechter prolatz in buochſtaben begryffen, oder vß vngewonheit des nüwen vngeuebten bruchs, rechte art der ſylben nit lichtlich erfaſſet, welcher dingen ſidhar ſtæte uebung, vnd die ſinnrich geſchwindigkeit der tütſchen, zuo volkomner erfarung vnd eigentſchafft gebracht. Die alten tütſchen habend kein F gebrucht, vnd an des ſtat u gſetzt, als frow, frœuel, frid, frefich, uroue, urœuele, uride, urounelich. In dem cloſter S. Gallen iſt ein alt bermentin Euangelibuoch vor ſechßhundert jaren geſchriben, vaſt in denen zyten als tütſch zuſchryben wenig zyts daruor den anfang gehebt, ein fyt latin, anderſyt die tütſch dargegen, welchs dennocht diſes hoch tütſch ſol ſin, aber vnder fünff worten merckt einer kum eins, wo nit das latin darneben ſtuend, daruß einer ſo latin verſtat, die meinung der worten nemmen muoß. Sölche enderung gehirt hin ſchlychende zyt. Den buochſtaben V conſonant pronuncierend wir tütſchen corrumpiert wie F, das thuond die Italianer nit, ſonders gebend jm die prolatz wie wir tütſchen dem W, welchs nach minem beduncken die recht eigenſchafft des conſonanten V iſt. Der buochſtab W, ſo ein zwyfalt v iſt, habend die Tütſchen erdicht vß Griechiſcher Eoliſcher ſpraach, by denen es zwey *γγ* iſt gſin, als Dionyſius Halicarnaſſeus geſchichtſchryber anzeygt im erſten buoch. *(P iij. vw.)*

Von den tütſchen Cantzlern.

Vnd ſo nun tütſche ſpraach zuo eigner gſchrifft gebracht, ouch aller dingen worten an jro ſelbs volkommen gnuog iſt, ſo wöllend yetz die tütſchen Cantzler, ouch die Conſtoriſchen ſchryber vns wider zuo latin bringen, könnend nit ein linien one latiniſche wort ſchryben, ſo ſy doch der tütſchen genuog hettend, machend das menger gemeiner man, ſo kein latin kan, nit wiſſen mag was es bedüt, oder wie ers verſton ſoll, wöllend alſo vnſer tütſch, ſo ein ehrliche ſpraach iſt, verachten, bruchend ouch etwa wälſche wort, ſo doch all ander ſpraachen die vnſer nit anſehend, daruß kompt das nach vnd nach man nit weyßt was tütſch iſt. In den alten tütſchen findt man kein latin, ſonders alles tütſcher worten, allein die nüwen Cantzler ſind ſo naßwyß, man köndt wol ſchryben für proteſtieren, bezügen, iuriſditio, gerichtßzwang, appellatz, zug oder beruoffung, appellieren, ziehen oder beruoffen, appellant, der klæger, appellat, der antwurter, citieren, laden, concordatz, vereingung oder vertrag, confin, anſtœß, probieren, beweren, fundament, grundueſte, reſtituieren, widerlegen, erfetzen, arreſtieren, verhefften, potentaten, oberkeiten, obligation, verpflichtung oder verſchrybung, vnnd dero noch vil, miſchlend alſo latin vnd tütſch vndereinandren, were nützer gar latin oder gar tütſch.

AUS DEM CHRONICON HELVETICUM.

DIE SCHLACHT VOR SEMPACH,

da Hertzog Lüpolt mit vil Herrfchafft erfchlagen ward von den Waldftetten.

Ausgabe von J. R. Iſelin, Th. I. Baſel 1734. fol. S. 525ª — 526ᵇ. 529ª ᵇ.

Als dero Zit Hertzog Lüpold von Oeſterrich mit ſinem Hœr von Surſee kommen was, und ein mercklich Volck bi Im hat ze Roſſe, wann Er 4000. gerüſter Pferdt der beſten Herren Ritter und Knechten die man in Landen wußt, in ſinem Dienſt allda hat, und ouch ein Michel Volck ze Fuß: do ward Er ze Rat für Sempach ze ziehen, und meint das ze erobern innert der Zit als die von Lucern und die Waldſtett Ir Volck zum teil bi denen von Zürich im Turgöw hettind, und die von Sempach von deßwegen nit Entſchüttung gehaben möchtind: wann Er wußt nit daß dieſelben vier Waldſtett etwas der Sachen halb gemerckt, und wieder harumb von Turgöw gezogen, und biß in Rotenburger Ampt kommen wærind. Alſo hat Hertzog Lüpold Im endlich fürgeſetzt die Statt Sempach ze überziehen, und Ir Ungehorſami und Abfalls wegen ze zerſtœren; ob Ers aber doch nit erobern möcht, ſo wolt Er doch ſchleitzen was da was, und das Korn abmæyen und verbrennen laſſen, wann er etlich hundert Mæder ze ſolchem verordnen ließ. Nun was das Stettli durch die von Lucern zimlich wol beſetzt. Alſo brach der Hertzog am Morgen früy mit ſinem Hœr ze Surſee uff, und zoch für Sempach am 9. Tag Höwmonats, an S. Cirillen-Tag diß 1386 Jars; an welichem Tag die von Bern die Statt und Burg ze Willifow erobertend und verbrandtend, als ob ſtat. In mitler wil hattend ſich die vier Waldſtett Lucern Uri Schwitz und Underwalden ouch etwas baß gen Sempach genæhert, und als Inen wider Warnung kam wie jetz der Hertzog mit ſiner Macht für Sempach geruckt, zugend Si ouch am ſelben Tag bi guter Zit bi Sempach uff das Veld. Wie aber der Hertzog von erſt für Sempach mit ſinem Volck kommen was, begund Er laſſen ſchleitzen und wüſten vor der Statt, und ließ das Korn abmæyen und verderben. Do rannt Rutſchmann von Rinach mit etlich mutwilligen Rütern an die Statt, rufft zun Burgern ſpyender wiß hinin, ſi ſollend den Mædern das Morgenbrod haruß ſchicken. Do antwurt Im der Schultheiß von Sempach, Er hoffte ſine Herren von Lucern mit Iren Eidtgnoſſen wurdint bald kommen und Inen das Morgenbrod bringen. In ſolchem ſo zugend die vier Waldſtett ouch daher; dero was biß 1300. Knechten, namlich von Lucern 400, von Uri 300, von Schwitz 500, von Underwalden 500, und dann allerlei zugeloffener Knechten von Zug und Glarus, von Entlibuch und von Rotenburg bi 100. Knechten. Und alsbald Si der Vienden Hœr anſichtig mochtend werden, fielend Si nider uff Ire Knie, und betteten mit zertanen Armen, wie dann Ir Bruch iſt. Wie das die Viend ſahend, machtend Si ein Geſpött daruß, ſprachend »die zagen Lüt fallend nider uff Ir Knie, wellend uns um Gnad bitten.« Aber die Eidtgnoſſen ſtundent uff, und ruchtend gegem Vlend uß dem Wald dardurch Si gezogen, uff die Wite hinuß in das Veld. Der Hertzog, als Er der Eidtgnoſſen Zukunfft vernam, rufft Er die Sinen ouch zum Strit. Indem ſo rennt Herr Hauß Ulrich von Haſenburg Fry biß an die Eidtgnoſſen hinzu, und beſchowet Ir Ordnung gar eigentlich, kart

wider umb zu finem Hœr, und zeigt dem Hertzogen an wie das Völckli klein und aber gantz unverzagt daher zugend in Meinung Si anzegriffen: darumb riet Er dem Hertzogen daß Er für fin Perſon uff den Tag an fin Gewarſami gen Surſee fölt faren, und fin Volck laſſen fechten. Do fiel Im Herr Hanß von Ochſenſtein Fry in fine Red und ſprach ‹Hafenburg Hafenhertz.› Das verdroß den von Hafenburg gar ſehr, und ſprach zu dem von Ochſenſtein ‹man ſoll noch hüt wol ſehen, ob du oder ich der Zæger werde fin.› Alſo ſtund der Hertzog und die Herrſchafft ab den Roſſen, und woltend zu Fuß ſtriten, huwend die Schnæbel ab den Schuhen; wie dann damaln der Bruch was lange Schnæbel-Schuhe zu tragen. Si machtend Ir Ordnung gut und vaſt, und ſtalt ſich der Adel aller vornen dran an die Spitz; die gemeinen Knecht und das gemein Volck ſo nit vom Adel was mußt alles dahinden ſtan: dann diewil der Eidtgnoſſen ſo wenig was, do wolts der Adel ze tod ſchlagen, und woltend nit daß man ſagte, die gmeinen Knecht hattends getan: wann Si meintend, Si hettend den Sieg gewiß in Händen, und was der Adel gantz begierig ze ſtriten, wann auch die mannlichiſten Herren Ritter und Edelknecht allda warend ſo man in Landen wußt. Vil junge Edelknecht liefend ſich von Hertzogen ze Ritter ſchlagen, die uff dem Tag Ir Ritterlich Tat bewiſen woltend. Alſo redtend die Herren abermal mit Hertzog Lüpolten, Er ſolte nit mit Inen an den Strit gan, Er ſolte da ze Roß halten und ſehen wie ſich jederman der Sinen hielte, und ſolt die Sinen laſſen fechten. Das wolt der Fürſt nit tun, und ſprach ‹Das wolle Gott nit! ſölt ich üch laſſen ſterben, und ich geneſen? ich will übels und guts mit üch han; ich will bi minen Rittern und Knechten hüt ſterben oder geneſen uff dem minem und umb min Erbe.› Alſo ward der ſchwartz Graf von Zollern und Herr Johanß von Oberkilch Ritter mit einer Anzal Volcks ze Roß und ze Fuß zu einer Hinderhut verordnet an des Hertzogen Teil. Der Adel war mütig und Freudig von Ir groſſen Macht wegen, gedachten nit an das alt Sprichwort daß Übermut und Verachtung des Viends nit wol ußſchlug. Als nun beid Teil Ir Ordnung und Spitzen wol gemacht, und einander genaheten, do griffend Si einander hertiglich uff fryen Veld mit grimmen Mut, und ward da ein gut wil gar ſtreng geſtritten. Nun was des Adels Ordnung ſtarck und groß, und ouch ſo wol geſtoſſen, und mit Harniſch angetan, daß die Eidtgnoſſen die nit wol brechen und trennen mochtend. Nun hattend die Herren vil groſſer Glenen, die warend innen hol. Do was einer von Uri, hieß Antoni zer Port, ein Edelknecht, von Meiland gebürtig, und ſaß zu Flülen in Uri; der verſtunt ſich wol der Dingen, dann Er vor vil die Krieg gebrucht hat: diſer ruff denen, ſo Halebarten hattend, daß Si uff die Glen ſchlugtend; alſo Si ouch tatind. Damit begundend die Glen brechen, und hielt ſich derſelb Juncker Antoni gar wol an diſem Strit, und facht, daß Er gebrochen ward. Alſo was einer von Underwalden, Arnold von Winckelried genant, ein redlicher Ritter: der ſprang für die Ordnung uß, und umſchlug mit ſinen Armen ein Teil der Vienden Spieſſen: des gab Er ſin Leben darumb. Do brachend daſelbſt die Eidtgnoſſen den Herren in Ire Ordnung, und begundent die mit Strits Not trennen und brechen. Nun was es als ein heiſſer Tag, als es das Jar nie geweſen, und leid man ze beid Siten groſſe Not von der Hitze; beſonders waren die Herren gar wol bezügt und ſchwer angelegt mit Harniſch, und wurdent der Hitz und des Strits ſo müd, daß Iro etliche in dem Harniſch erſticktend, die nie wund wurdent; etlich hettind gern Ir Har-

nifch und Züg von Inen geworffen und barröft geſtritten: do mocht Inen nit ſo vil Wil werden: alſo Not tatend Inen die Eidtgnoſſen. Wie nun des Hertzogen Ordnung getrennt ward, do hettind die Herren gern dem Hertzogen davon gehulffen mit dem Leben, und nœtend In des, wann Er das noch wol hett mœgen tun wann er gewellen hett. Do widert Er ſich, und wolts nit tun, und ſprach «das verbüt mir Gott, es iſt ſo meng fromm Bidermann, Grafen Herren Ritter und Knecht, mit mir in Tod gegangen umb minet willen, daß ich von denen wichen ſolt! ich will lieber erlich ſterben als unerlich uff Erden leben.» Indem ſo hœrt und ſah Er daß ſin Panner von Oeſterrich not leid und untergan wolt: wann dieſelb Panner gieng zu erſten mal ab und ze grund; und wie Er die ſach ſo ernſtlich ſchwæben und not lyden, ouch Herr Ulrich Arberger Ritter, der die Panner trug, hort ſchryen «retta, Oeſterrich, retta!» do ylet und trang der gehertzt mannlich Fürſt derſelben ſiner Panner zu, wolt die entſchütten: alſo wurd Er am ſelben Ort erſchlagen. Wie nun der ſchwartz Graf von Zollern und Herr Hauß von Oberkilch, die mit eim Zug in die Nachhut geordnet warend, ſahend daß des Hertzogen Ordnung getrennt was, und die Eydgnoſſen beguntend oben ligen, namend ſi die Flucht. Do begunt des Hertzogen Hœr überall ze wychen, und behubend die Eydgnoſſen das Veld ritterlich. Und wie die flüchtigen Herren gern wider zu Iren Gülen wærind gſin, do was das Troßvolck von Schrecken mit den Pferden dahin geflochen, und müſtend die Herren ſo davon kamend ze Fuß entrinnen. Die Eydgnoſſen aber, als ſi das Veld behept, fiengen ſi angentz an ze blündern, und jagten den Vienden nit nach: ſi hettind ſunſt dero noch vil umbracht, und groſſen Schaden tun mœgen. Der Grafen Fryherrn Ritter und Edelknecht kamend um ob 600. namhaffter Perſonen, des andern Kriegs-Volcks ob 4000. Knechten. Do ward groß Gut und 18. Houpt-Panner gewunnen; darunder warend Oeſterrich, Tyrol, des Marggrafen von Hochenberg, der Grafen von Habſpurg Montpelgard Salm Thierſtein, des Herren von Ochſenſtein, der Stetten Coſtentz Überlingen Schaffhuſen Lentzburg Mellingen und ſunſt noch zwo. Die Panner von Überlingen, ſo gen Schwitz kam, ward hernach durch Bitt denen von Überlingen von getrüwer Dienſten wegen widergeben. Die Eydgnoſſen verluren überal . Mann; dero aller Jar-Zit man begat; und ſind die Namen, wie die in Iren Jarbüchern geſchriben ſtaud.....

Der Fry-Herr von Gree uß Burgund was ein richer Herr, und was von Gſellſchafft wegen ſines Vettern, des Grafen von Mümpelgart, in diſe Reiß gezogen. Diſer Fry-Herr entrann ouch ab dem Strit ze Sempach; und wie Er an den Sempach-See kumbt, da findt Er ſin reiſigen Diener: der hat nichts bi Im dann die Bulgen und Waatſeck: wann die Pferd hattend Im die flüchtigen Herren in der Flucht-Not mit Gwalt genommen, und die hinweg geritten. Alſo findt Er einen Viſcher an dem Stad des Sees mit einem Weidling, hieß Hanß von Rot: den bat Er bi Gott daß Er Ine und ſin Diener über den See fürte, gehieß Im groſſen Lon. Der Viſcher was des Lons froh, und fürts. Und wie Er ze rur gen Notwil kumpt, do winckt und redt der Herr mit dem Knecht etwas, das der Knecht uffſtund und ſin Ritt-Schwert an die Hand nam. Den Viſcher beduncket, der Knecht wolt uß des Herren Geheiß Ine erſtechen, und trat den Weidling ſchnell um, ertränckt den Herren und den Knecht, und kam Er davon.

Morndes nach dem Strit, do ſchicktend der Herrſchafft Oeſterrich Ræte ze den vier Waldſtetten gen Sempach uff die Wallſtatt, wur-

bend umb Gleit, und begerten den Hertzogen und etliche Herren ab der Waldſtatt ze fertigen: das ward Inen vergunt. Alſo fürt man Hertzog Läpolten, ouch die Grafen Fryen Ritter und Edelknecht welche man noch bekommen mocht hinab gen Küngsfelden in das Cloſter bi Brug gelegen: da wurdent Si begraben und beſtattet. Die Eidtgnoſſen ſchicktend Ire Todte all gen Lucern ze begraben; und nachdem Si dry Tag nach Kriegs-Recht uff der Walſtatt gelegen, zugend Si gemeinlich wider heim. Der Herrſchafft wurden bi 60. Mann gen Küngsfelden gefürt, und die Ergöwiſchen Edellüt wurdent in Ire Herrſchafften und Eigenthum ze begraben gefürt. Es war gar ein böeſer Schmack und Geſtanck do mans hinweg fürt: dann es was vaſt heiſſe Zit. Die Eidtgnoſſen lieſſend die übrigen Erſchlagenen uff der Walſtatt in groſſe Gruben begraben.

HERR HANS WALDMANNS,
Ritters, Burgermeiſters ze Zürich, Handlung im J. 1489.

Helvetia von Balthaſar, Bd I. S. 135–139.

Hans Waldmanns Vater was bürtig von Bligiſtorf us Zugergebiet; ſin ſun Johanns, der ihm ze Zürich, wohin er ſich ſatzt, geboren, was ein ſtarker Mann von Lib, ſines Muts und Herzens ein Held, und ſins Handwerks ein Ledergerwer, in der Jugend gar arm liederlich und unhuslich, daß ihn die Wirth nit gern hattent von wegen Uffchlachens der Orten. Sunſt was er ehrlich trüw fründlich wahrhaft, lütſam mit dem gmeinen Mann, tapfer wohlberedt und wis. Deß ward er harfür gezochen, alſo daß er ein Hauptmann in Kriegen ward; do er ſich ritterlich hielt; deßhalb er in Rath kam; und von ſins Wohlhaltens wegen an der Schlacht ze Murten ward er von Herzog Reinhart von Luthringen ze Ritter geſchlachen; und ward Burgermeiſter ze Zürich, und gieng ihm uf an Gut, daß er 30000. Gulden rich ward: das überkam er mehrtheils von den Burgundiſchen Kriegen. Sölichs Glücks Ehr und Gunſts ſo er hat überkam er großen Verbunſt Uffatz und Findſchaft, inſonders dero von Geſchlechtern ze Zürich zum Rüden: dann er was wohl an Zünften, und achtet nit ſonders dero zum Rüden. Deß beguntent etlich derſelbigen ihm gar uffätzig ze werden, und ihn ze verbœſern wo ſie konntent, damit ſie ihn vom Gwalt abſtoßen möchtint, und denſelben in ihr Händ bringen. Nun hat er wohl auch Mängel an ihm: dann er was üppig mit Wibern, mehr dann ſinen Ehren gezæme, und hanckt auch unnütze Gſellen an ſich, die eins lichtfertigen Wandels warent, dordurch er ſich by Ehrenlüten deſt unachtbarer macht. Nun fieng man dero Zit in der Eidgnoßſchaft an von Fürſten und Herren Geld ze næmen ohne Schaam; welcher baß mocht, der thæts, und was domalen der Waldmann den großen Herren gar lieb, und gnoß ihro fürer denn ander. Deß haßtend ihne die andern, die auch gern bym Brett gſyn wærint; und wurdent ze Zürich unter ihm vil nüwer Satzungen gemacht, die ihm auch vil Unwillens machtent, und legt man allweg bym gmeinen Mann in der Stadt und uf der Landſchaft die Schuld uf ihne, damit man ihne verhaßt machte, ob er ſchon nit ſchuldig was. Das geſchach *A. D.* 1488.

Es wurdent Satzungen gemacht von Kleidern, Hochziten, des Unkoſtens, und andre

Ding die Polizy antreffende. Und uf Klägd ward befolchen viler Buren Hund abzethun und ze erſchlachen, und anders das die Landſchaft für Nüwrungen hielt und nit dulden wollt. Das alles ward Herrn Hans Waldmann zugelegt von ſinen Misgunnern, und ward dem Landvolk ingebildet als ob er ſölichs mit wenig der Ræthen us ſinem ſelbſt Muthwillen gethon hätte, ſo es doch mit gmeinem Rath und uf Anrufen biderber Lüten geſchehen was; und kam darzu, daß die Buren ab der Landſchaft zum andernmal für die Stadt zugent. Der erſt Uflauf von der Landſchaft über die Stadt geſchach mit 2000. Mann *A.D.* 1489. an der Äſchermittwuchen des 4. Tags Merz. Alſo nament die Burger des großen Raths etlich beſcheiden Lüt allenthalben ab dem Land zu ihnen in die Stadt, und kament auch der Eidgnoßen Boten gehn ſcheiden, und ward gericht und geſtillet, daß die ab der Landſchaft Gnad begehrtent, und bekanntent daß ſie mit dem Uflauf Unrecht gethon hättent. Nach ſölicher Gefahr fuhr der Waldmann gen Baden im Aargeu, und hat alldo ein Badenfart, und ließ ſich merken, der geſchechne Uflauf hätt ein ältern Vatter, und würd man wohl uf den Grund kommen mit der Zit. Do fiengent ihnen an die fürchten, die Schuld hattent, und fiengent an betrachten wie ſie den Waldmann unterdrucktint, und practiziertent wunderbarlich in der Stadt und uf dem Land ohn Unterlaß früh und ſpat.

Alſo brachtent die Practizierer ſo vil ze wegen, daß ze usgehendem Merzen die Landſchaft noch gwaltiger für die Stadt fiel denn vor: dann man hatt gruſam Ding wider den Waldmann, deß er ſchuldig ſöllt ſyn, in gmeinen Mann geſtoßen, und was das Volk wüthig wider ihn. Alſo kament der Eidgnoßen Boten aber gehn ſcheiden uf den erſten Tag Aprill, und ſchuffent die Practizierer daß in der Stadt auch ein Ufruhr und Uflauf ward, daß die Gmeind für das Rathhus fiel, wo klein und groß Ræth by einander verſampt, und der Eidgnoßen Boten auch by ihnen warent, und hieſchent Herrn Hans Waldmann und etlich Zunftmeiſter der Ræthen harus. Dieſelbigen ruftent das Recht an, und ermanet Herr Hans Waldmann der Eidgnoßen Boten by den Bünden daß ſie ihnen ze Recht hulfint und vor Gwalt ſchirmetint. Aber es half ſie nüt: er, deßglich Lienhart Oechen und Hans Bieger, Zunftmeiſtern, wurdent hinus gehen und in Wellenberg geführt, und mocht man den Waldmann kum geſichern, daß er nit uf dem Weg erſtochen wurd. Der Ulrich Widmer, Zunftmeiſter, entrann in die Fryheit. Man fordert auch Ludwigen Ammann den Stadtſchriber und Erharten Elend: die kament auch in die Fryheit. Nach dieſem ward ein Gmeind in der Waſſerkilchen gehalten, und mengerley über Herr Hanſen Waldmann geredt das er nie geſinnet hat; wer haß wider ihn mocht, der thæt haß: alſo konnt das gmein Volk, ſo vor wohl an ihm geſyn, ihr Unbeſtändigkeit erzeigen. Sin Figend erdachtent ſchwere Reden wider ihne, und gußent die unter den gmeinen Mann, næmlich wie man ein Rodel hätte funden, in dem er vil Burgern hätte ufgezeichnet die er wollt lan tœdten: das und anders ſo man fürgab verbittert den gmeinen Mann, daß alles uf ſin Tod ſchrey. Alſo ward der ganz Rath von der Gmeind entſetzt, und ſetztent ein nüwen Rath: den nampt man den hörninen ſtächlinen Rath; welcher am letziſten thun konnt, der ward gwaltig. Do ward gmeiner Wohlſtand der Stadt von denſelbigen wenig betracht noch gehandhabet, denn daß ſie die Stadt um 20000. Gulden verſetztent, die vorhin nützit zinſet.

Alſo richt der nüw Rath über Herr Joh. Waldmann am 9. Tag Aprill dieß 1489. Jahrs, und ward ihm am Fiſchmarkt vorgeleſen,

erſtlich er hätte wider den gſchwornen Brief dem Künig von Frankrich ein Eid gethon; er habe fromm Frauen wöllen zwingen ſin Willen ze thun, und ihnen dann Eid geben das von ihm ze verſchwigen; er habe die mehrer Urtheil, ſo ſie ihm nit gefallen, hinterhalten, und die minder fürs Mehr geben; als auch geſammte Boten ze Zürich als in einer Richsſtadt fry ſyn ſölltint, habe er des Herzogen von Mailand Boten getröwt ze türnen, wo er ihm nit 400. Ducaten bezahlti, ſo ihm ihr Herr ſchuldig wæri, und hab alſo dasſelb Geld ingebracht; er habe ohn des Richsvogts Byſyn und hinterrucks den Ræthen allein mit den Zunftmeiſtern über Heinrich Göldlis Baſtarten gericht, und ihn ans Schwert behannt; er habe geordnet daß welcher einmal Zunftmeiſter würde, er nit mehr, er verſchulde alsdann mit Unehren, ſöllt abgeſetzt werden, welchs wider den gſchwornen Burgerbrief ſygi; er habe auch geordnet daß die im Konſtaffel nit mehr dann ſechs ſölltint im Rath han, auch wider den gſchwornen Brief; er habe gemacht mit den Zunftmeiſtern daß der Herren und Gſellen Sün zum Rüden wider ihr alte Gwohnheit habint müſſen um die Gſellſchaft bitten; er habe gemacht daß kein Gſell zum Rüden, er hab die Gſellſchaft ererbt oder ſunſt an ſich genommen, fürhin nimmer mehr in kein Zunft genommen ſöllt werden, auch nit zu einem Zunftmeiſter, das auch wider den gſchwornen Burgerbrief ſygi; er hab ufgeſetzt daß welcher den Herrn Burgermeiſter Göldli zu einer Botſchaft oder Tæding riethe nampte oder folgete, daß der 10. ß. ze Buß ſöllt geben; er habe Meiſter Thommann Schoub ſo us den Zunftmeiſtern geſtoßen, durch Bitt wieder zu den Zunftmeiſtern gezochen; er hab auch Meiſter Hanſen Wunderlich, der von Ehren geſtoßen, wiederum zuhelfen wöllen, und zum Meiſter Binder geredt, ſo er je nit verhelfen wölle, müſſe und ſölle er doch ſchwigen; er hab etlich Artikel in der Meiſtern Buch geſchrieben, daby doch nit mehr dann 6. oder 7. geſyn ſygent.

Nach ſölichem Verleſen ward er in ein Schiff mit vil gewappneter Lüten genommen, und hinten uf gegen Graben uf Dorf und dannethin in die Matten die des Hegnowers iſt geführt, do das Landvolk wartet, und do uf ein Brüge, die darzu gemacht was, geſtellt. Er was gar duldig, tapfer und unerſchrocken, und wollt ſich allda vor allem Volk verantwurt haben, und Bericht geben daß ihm vil falſchlich ufgetrachen und mit Unrecht verleidet wære. Do wehrt ihms ſin Bichtvater, und beredt ihn daß er gar ſtill ſchweig, und nit witer ſagt dann »Allmächtiger Gott, tilg mir andre mine Sünd und Mißthaten ab um dero vil angezochner Stucken willen, deren ich nit ſchuldig bin!« und hub hiemit dem Henker den Kopf dar: der richt ihn mit dem Schwert uf der Brüge. Die andern zween gefangenen Zunftmeiſter wurdent in der Hauptrichtſtatt auch enthauptet. Hiemit nam dieſe Ufruhr ein End. *Bellua ſunt capitum multorum ignobile vulgus.*

AUS SEBASTIAN MÜNSTERS COSMOGRAPHIE.

Coſmographia. Beſchreibung aller Lender Durch Sebaſtianum Munſterum in welcher begriffen, Aller völcker, Herrſchafften, Stetten, vnd namhafftiger flecken, herkommen: Sitten, gebreüch, ordnung, glauben, ſecten, vnd hantierung, durch die gantze welt, vnd fürnemlich Teütſcher nation. Was auch beſunders in iedem landt gefunden, vnnd darin beſchehen ſey. Alles mit figuren vnd *(vierundzwanzig)* ſchœnen landt tafflen erklert, vnd für augen geſtelt. Getruckt zuo Baſel durch Henrichum Petri. Anno M.D.XLiiij. *fol. 12 ungezählte, 689 gezählte Seiten.*

(S. dexxxvi.)

VON DEN NEÜWEN INSELN.

DIe neüwen inſeln, ſo man Nouum orbem, das iſt, die neüw welt nempt, ligen für India außhin, darumb ſie auch etlich nennen Indianiſch inſeln, ſie ligen auch hinder Hiſpanien, vnder vnß ſchier auff halbem weg zwiſchen Hiſpanien vnd Indiam, darum findeſtu in zweien tafeln das land Cathay, vnd das Archipelagus, das iſt, das Ertz mœre 7448 inſelen, vnnd etliche mere inſeln, dar bey du erkennen magſt wie die neüwen inſeln von Orient ſtoſſen an Indiam, vnnd befunder die inſel Zipangri, die auch der groß Cham vnderſtanden hatt jm vnderthenig zuo machen, do er vernommen die groſſe reichthumb die darin gefunden wirt. Dann man findt vil golds darin, vnd ſie hat ein eygen künig der niemand zinßbar vnd vnderworffen iſt. Man findt auch groſſe vnd rote perlin darin, wölche die weyſſen weit übertreffen, vnd andere köſtliche ſtein. Die ynwoner betten an die abtgötter, vnd ſo ſie jre fyend ergreiffen, kochens ſie vnd freſſen ſie. Die groſſe zal der kleinen inſeln ſo vmb die inſel Zipangri ligen, werden zum grœſſern theyl von den menſchen bewonet, vnd iſt auch keine in der nit etwas gewürtz wachß, oder ein baum von *(dexxxvij)* dem nit ein ſueſſer geruch auß gath. Der andern neüwen inſeln halb ſolt du alſo merken, daß anno Chriſti 1492. Chriſtophorus ein burger von Genua auß Italia vom geſchlecht Columba, tretten iſt zuo dem künig von Hiſpania, nach dem er ein zeit lang an ſeinem hof geweſen was, vnd begert, jm geſchickte ſchiff mit aller rüſtung vnder handen zuogeben, dann er der hoffnung were onbekante lender zuofinden. Vnnd wie wol der künig vnd ſeine rœth erſtlichen das für ein geſpött hetten, aber Chriſtophorus Columbus von ſeinem fürnemen nit ab ſtnond, haben ſie ſich zuo letſt verwilliget vnd dem genanten Chriſtophoro hilff gethan ſein fürgenommen fart zuo vollſtrecken. Dem nach iſt er im vor beſtimpten jar im anfang des Herbſtmonats auß gefaren mit zweien ſchiffen vnd kommen zuo den inſeln die man vor zeiten Fortunatas hat genent, aber jetzunt Canarien werden geheiſſen. Doch daruor ligt ein inſel die heißt Medera, die haben die Spanier, befunder die Portugalleſer, gantz wild vnd mit ytlichen welden überzogen gefunden, vnd geſehen das ſie ein trefflichen guoten boden hat gehabt, darumb haben ſie die weld außbrent, das ertrich zuo der frucht bereit, wonungen darin gemacht, vnd ſie der maſſen zuogericht, das man weit vnd breit kein fruchtbarer inſel findt im ſelbigen mœre. Es flieſſen weſſer dardurch, ſie hatt vil quell brunnen, man hat vil ſægmülen gebauwen auff die weſſer, den

holtzlichen baumen, die den Ceder baumen gleich ſehen, ettlich den Cypreſſen, zuolieb, darauß man diſch, kleider troeg, hoffet vnd der gleichen macht, vnd follich baum rotfarb vnd wolriechende ſeind, vnd mit hauffen darin gefunden werden, vnd zerſaget auß her gefuert. Es hat auch der künig von Portugall laſſen zucker ror pflantzen in diſe inſel, vnnd das wechßt mit hauffen vnd bringt jærlichen groß guot. Solicher zucker iſt auch ſo geſchmackt, das er übertrifft den ſo in Sicilia vnnd Cypro wechßt. Man hat auch reben auß Candia genommen vnnd die pflantzet in diſe inſel, die wachſen alſo gewaltig das die reben mere treübel dann laub bringen, vnnd mancher treübel vier ſpannen lang wirt. Item rephoener, tauben, wild pfauwen, wild ſchwein in bergen vnd andere thier werden mit hauffen in diſer inſeln gefunden, die ſie auch vorhin allein on der menſchen beywonung beſeſſen haben. Nit minder fruchtbar ſeind die Fortunate, das iſt, die glückhafftige inſeln, die jetzund Canarie heiſſen, vnd das darumb, das ſo vil hund darin gefunden werden, jre werden gezelt zehen, ſieben ſeind erbauwen vnnd drey ligen wueſt. Die erbauwen ſeind vnd bewonet werden, heiſſen Fraeta lancea, Magna fors, Grancanaria, Teneriffa, Gicuera, Palma, Ferrum. Do Columbus darin kam, lieſſen die leüt gantz nacket darin gleich wie das vieeh on alle ſcham, on Gotts dienſt vnd forcht, ſeind aber darnach vnnd mit der zeit zuom Chriſten glauben bracht, beſunder vier inſeln. Man ſchreibt von diſen inſeln, wie wol ſie nit ferr von einander ligen, hat doch ein jetliche ein beſundere ſprach, vnd verſtath einer des andern ſprach nit. Teneriffa vnd Grancanaria, das iſt, die groß Canaria, ſeind die groeſten vnder den zehen. Teneriffa mag fünfftzig Teütſcher meilen ferr ge-(*dexxxviij.*)ſehen werden wann es ſchœn wetter *iſt*. vnd das von des wegen, das mitten in diſer inſeln ein wunder groß vnd herter felß auff ſteigt in himmel. Man acht das er fünfzehen leucken, das iſt on geferlich zwölff teütſcher meilen ob ſich in die hœhe gange vnd ſtets fewr auß ſpeüwet wie der berg Etna in Sicilia. Die ynwoner diſes lands eſſen gerſten brot, fleiſch vnd milch ſpeyß, beſunder haben ſie vil geiſſen, vil wald eſel, vnd vil feigen baum. Es wechßt kein wein bey jnen noch weitzen. Von diſen inſeln iſt gemelter Chriſtophorus Columbus für baß gegen dem Occident drey vnd dreyſſig tag vnd nacht gefaren, vnd hat kein land gefunden, biß zuo letſt der wechter in der hœhe des ſchiffs ſahe etlich inſeln, den ſchifften ſie zuo, beſunder zwo wolten ſie beſichtigen, vnd gaben jnen auch namen, eine nempten ſie Johannam, die ander Hiſpanam. Sie ſchifften vmb die inſel Johannam, vnd hœrten ein groß vogel geſang, beſunder hœrten ſie vmb ſant Martins tag die nachtgallen mit voller ſtimmen ſingen, ſie ſahen das groß lauter vnnd ſueß wäſſer auß jren fluſſen in das mœre, ſchiffeten alſo ein hundert Teütſcher meilen oder zwey, vnd geſahen doch niemand, do kerten ſie vmb, vnd wendten ſich gegen der andern inſeln, do ſahen ſie wie die leüt in der ſelbigen inſeln fluhen von jnen in die weld, vnd als ſie auß den ſchiffen naher eylten, ergriffen ſie ein weib, vnd fuerten es ins ſchiff, gaben jr wein zuotrincken vnd was ſie guots hetten zuoeſſen gaben ſie jr auch, darnach legten ſie jr an hübſche kleider vnd ſchickten ſie widerumb zuo den jren. Do die ſelbigen ſahen diß weib alſo gekleidt, dann ſie giengen all nacket, vnd das weib jnen ſagt was gnots ſie geſſen vnnd truncken hett, lieſſen ſie mit ſchaaren zuom mœre, vnd gaben den Spaniern gold vmb hæfen und gleſer, ja ſie hetten nichts ſo kindiſch im ſchiff es ward jnen gold dargegen. Vnd als ſie zuo beiden ſeiten einander dorfften vertrauwen, vnd mit einander

tauſcheten, haben die vnſern wie ſie mochten erforſchet jr leben, weſen vnd ſitten, vnd vermerckten das ſie ein künig hetten, zuo dem giengen ſie hinaus, vnd wurden auch freüntlich von jm empfangen vnd eerlich tractiert. Die ynwoner diſer inſeln machen brot auß wurtzeln, die ſchmaecken gleich als friſche vnd neüwe keſten, das gold iſt bey jnen in etwas achtung, ſie faren nit auß jrem land kauffmanſchatz zuotreiben, ſie leſen das gold auff im ſand eins groſſen waſſers, das von ettlichen hohen bergen herab falt, ſchmeltzen es darnach vnd machen guldine blech darauß. Der thier halb, findt man bey jn küngelein, item groß mechtig aber onſchedlich ſchlangen, groß tauben wie vnſere enten, genß ſchnee weis als die ſchwanen die haben rote köpff, vil pfittich von mancher leien farben, dar bey die Spanier wol mochten mercken das ſie nit ferr von India waren. Sie funden auch in diſer inſeln maſtix, aloe, rot pfeffer körner, zimmet und Imber. Die weil nun Columbus in diſer inſeln was mit ſeinen mitt gefert, klagten jm die ynwoner groſſe not über ettlich völcker die ſie Canibalen nennen, wie die auß jrem land ſchiffeten in andere inſeln vnnd fiengen die leüt, ſchluegen ſie zuo todt, freſſen ſie, vnd giengen nit anderſt mit jnen vmb dann wie ein Tiger thier oder Löw mit einem zamen thier. Den knaben huewen ſie auß vnd meſteten ſie biß ſie feißt wurden, theten jnen gleich wie man den Cappunen thuot, aber die betagten metzgeten ſie eins wegs, wurffen das gederm hin weg, eſſen die andere innern glider, des gleichen die eüſſere, als hend vnd fueß, aber das übrig faltzten ſie vnd behielten es. Die weiber freſſen ſie nit, funder hielten ſie (*dexxxix.*) zuo der frucht gleich wie man die hennen halt zuon eyern, aber die alten weyber hielten ſie zuom dienſt.

Nach mals in der anderen fart hat es ſich zuo tragen, das Columbus mit den ſeinen kommen iſt in ein inſel, die hat er genent zuom Creütz, vnd das was der Canibalen inſel, wie ſie darnach erfuoren. Vnd als ſie vmb her ſchiffeten, funden ſie nidere hütten, etwan zwentzig oder dreiſſig bey einander ſton, vnd in circkel weiß geordnet, waren von holtz gemacht, vnd auff gericht in eins ſpitzen gezelts form, vnd mit palmen vnd andern bäumen blettern gedeckt. Vnd do ſie auß den ſchiffen giengen, flohen fraw vnd man daruon, vnd ſie funden vil iunger knaben gefangen vnd gebunden, die do zuor metzig wurden gemeſt, vnd ettlich alte weiber die zuor dienſtbarkeit wurden gehalten. Sie funden auch vil yrdene hæfen, in denen menſchen fleiſch, genß, enten vnd Pfittich waren zuoſammen gethan, item der gleichen funden ſie an ſpiſſen die zuo braten. Sie funden auch ein haupt eins iungen knaben, das noch bluot tropffet, vnnd erſt kurtzlichen vom leyb was gehauwen vnd hieng an einer ſtangen. Durch diſe inſel lieffen vier flieſſende wäſſer, vnd iſt vol Pfitticher vœgel. Do nun jeder man geflohen was, wichen die Spanier mit jren ſchiffen auch daruon, vnd kamen zuo vilen inſeln, zuo letſt kamen ſie zuo einer, die hieß bey den ynwonern Ayay, aber die Spanier nempten ſie zuom heyligen Crütz, vnnd do leuten ſie, vnd Columbus ſchickt auß dryſſig man die waſſer brechten vnd auch die inſel beſichtigten. Do funden ſie vier Canibalen, die hetten gefangen vier weiber, vnnd die weiber ſchrien zuo den Spaniern mitt auffgehebten armen, vnnd begerten hilff. Vnnd als ſie jnen zuo hilff wolten kommen, entrannen die menner in wald, vnnd lieſſen die weiber faren. Es kam auch etwan dar zuo, das Columbus ſich der Canibalen erweren muoſt. Er hett in der erſten fart ettlich auß den inſeln mit jm genommen in Hiſpaniam, die lerneten der Spanier ſprach vnd wurden dolmetſchen in der ander ſchiffung, zeigten jm auch an wo vil golds in den inſeln were zuo erobern, beſunder in Cuba,

die darnach Fernandina genant ward. Anno Christi 1498. im Mertzen fuor er wider heim in Hiſpaniam. Darnach anno 1498. ſchiffet er gegen mittag vnd kam in die inſel Parias, do fand er vil golds vnd perlin. Vnd nach dem er in Hiſpaniam erfordert ward, waren ettlich von ſeinen geſellen, als Petrus Alonſus, Albericus Veſputius, die namen diſe ſchiffungen an die hand, vnd fuoren anno Chriſti 1497. auß Portugall, vnd befunder kam Veſputius zuo den Canarien inſeln, vnd von dannen zwiſchen mittag vnnd occident ein weiten weg, biß er kommen iſt zuo etlich groſſen inſeln. Do hat er vnd die ſeinen das ſchiff zu gebenckt, ſeind hinauß auff das land gangen mit jren waffen, vnd haben vil volcks gefunden nacket ghan. Vnd als die nacket leüt ſahen die frömbden vnnd bekleidte leüt, erſchracken ſie, vnd fluhen zuo den bergen, mochten mit keinem freündtlichen zeichen bewegt werden ſtill zuo ſtan. Dem nach fuor (*dext.*) Veſputius mit den ſeinen fürbaß zwen tag, vnd funden ein gelegen porten deß mœrs, vnd ſahen do ein groß volck, vnd giengen jre etwa 40. auß dem ſchiff, zuo reden mitt den nackenten leüten, aber ſie flohen auch, biß ſie jnen dar warffen ſpiegel, ſchellen vnd ander narren werck, do mit ſie an zeigten das ſie freünd vnd nit fyend weren. Alſo kamen ſie mit hauffen herzuo, redten mit einander mit zeichen, vnd beſahe je ein volck das ander. Die inſulaner giengen gantz nackend, man vnd frauwen. Es ſein leüt mittelmeßiger perſonen, rotlechtiger farb am leib, laſſen kein har am leib wachſen dann allein auff dem kopff. Sie können trefflich wol ſchwimmen, befunder die weiber, die auch anderhalb teütſche meil ferr mœgen ſchwimmen im mœre. Jr waffen vnd gewere ſeind bogen vnd pfeil. An die pfeil machen ſie ſcharpffe thier zeen vnd viſch grœd, dann ſie haben kein yſen oder ander metal. Sie gebrauchen ſich auch ettlicher ſpieſſen, die ſeind wie ſpitze zaun ſtecken, des gleichen haben ſie höltzin kolben. Sie ſtreiten wider jre anſtœſſer die einer andern ſprachen ſeind, vnd das vmb keiner andern vrſach willen, dann das ſie ein alten haß wider ſie haben, das ſie mœgen rechen den todt jrer vorfaren. Sie leben gantz frey on alle herrſchafft. Sie halten kein recht noch gerechtigkeit, ſtrafen nit die übelthæter, vnd die eltern vnderweiſen jre kinder auch nit. Sie haben vil befundere ſprachen, alſo das je über ſibentzig oder achtzig meilen ein andere ſprach gefunden wirt. Sie eſſen auff der erden wie die kinder, vnd ſchlaffen in garnen von baumwullen geſtrickt vnd in lufft geſpannen. Sie ſeind rein am leib, dann ſie weſchen ſich offt, vnd ſo ſie das waffer ab ſchlahen, man oder fraw, thuon ſie das offenlich on alle ſcham. Der ee halb halten ſie kein geſatz, ſunder es mag einer ſo vil frawen haben als er begert, vnd wan er jren mued iſt worden, on ſchmach von jm ſtoſſen. Jre weiber ſeind fruchtbar, geberen mit kleinem ſchmertzen, das ſie auch am andern tag widerumb friſch ſeind, vnd wann ſie erzürnt werden von jren mennern, faſſen ſie ein ſolich grimmig vnd gifftig gemuet, das ſie auch von groſſem zorn jr eigen frucht im leib verderben mit maleſitzen. Man hat nit können mercken das ſie ein waren oder gedichten Gott vor augen haben, dar zuo findt man nit bey jnen hätthcüſer oder andere ſtett dem gotts dienſt ergeben. Jre heüſer haben ein form gleich wie ein glock mitt groſſen bäumen auff gericht, oben eng, vnnd vnden weit, bedeckt mit palmen blettern, vnd ſeind ettlich ſo groß, das ſechs hundert menſchen darunder geſitzen mœgen. All ſieben oder acht jar verendern ſie jre wonungen, dann der lufft wirt auß langwiriger wonung veronreinigt, darauß mancherlei kranckheiten entſtond. Jre reichtumb ſeind hübſch geferbt federn von allerlei vœgel, vnd

edel geſtein, die hencken ſie an die oren vnd wangen. Aber des golds vnd der perlin achten ſie nit in diſer inſeln. Der begrebnuß halb halten es ein theil alſo, das ſie die todten in das ertrich vergraben, vnd ſtellen jnen zuo, eſſen vnd trincken. Die andern tragen die krancken ſo ſie dem todt nach feind in wald, ſpannen an die baum baumwullen garn vnd legen die krancken darin, ſetzen jm eſſen vnd trincken zuo auff (*dexli.*) vier tag, tantzen vmb jn, vnd ghand darnach widerumb heim, vnd laſſen jn alſo ſterben vnd ligen, kompt er aber wider auff vnd kompt heim, ſo wirt er mitt beſundern ceremonien empfangen. Sie haben kein korn, machen aber auß etlich wurtzeln zimlich guot mæl vnd brot, darzuo eſſen ſie fiſch vnd früchte. Aber kein fleiſch eſſen ſie dann menſchen fleiſch, vnnd ſunderlich ſo ſie jren fyend fahen. Do nun Veſputius wol erkundiget hett diſer leüten leben, weſen vnd ſitten, fuor er fürbas, vnd fand vil leüt allent halben, deren ein theil ſich gegen jm mit bloſſem leib zuo were ſtelten, etlich flohen ſein angeſicht, vnnd mochten mit keinem zeichen bewegt werden zuo warten der frömbden geſten geſpræch, do giengen die Spanier in jre heüſer vnnd beſahen jren haußrath, eſſen vnnd andere haußhaltung, vnd funden fiſch vnd andere thier die bereit waren zuom fewr. Etlich ſtuonden bey dem fewr vnd die andern waren noch lebendig. Jre brot was gemacht auß geſotten, geſtoſſen vnd gedörten fiſchen. Vnd do ſie nichts weiters konten an dem ort ſchaffen, lieſſen ſie etwas narren werck ligen in deren heüſern zuo einem zeichen der lieb vnd freündtſchafft, auff das ſo ſie wider heim kerten, möchten ſpüren das nit fyend ſunder freünd ſie hetten wöllen heim ſuochen. Das geſchach auch. Dann als ſie ſolich zeichen gefunden hetten, kamen ſie morgens mit groſſem hauffen, vnd fuorten der Hiſpanier ein theil ferr in das land hinin, vnd zeigten jnen jre rechte wonungen, gaben jnen zuo eſſen, vnd fuorten ſie widerumb eerlich zuo dem ſchiff, do wolten die Spanier jnen auch an zeigen was ſie vermöchten, vnd lieſſen etlich büchſen ab ghan, da erſchracken die inſulaner ſo übel, das ſie in das mœre fielen, vnd wüßten nit wo ſie hinauß ſolten, vnd mocht jnen der ſchrecken kaum genommen werden. Jre land ſo von den vnſern America iſt genempt worden, iſt wol mit leüten beſetzt, hat vil wilder thier, vnd ein groß geſœgel mit mancherleien farben, die den vnſern gar vngleich ſeind, iſt ein fruchtbar vnd luſtig ertrich, vol weld, die auch all zeit gruonen, vnnd die bäum vil ſeltzamer früchten bringen die vil anderſt ſeind dann die vnſere. Dis land wirt von den ynwonern Parias genempt, vnd ligt faſt vnder des krebß circkel. Do es nun Veſputius wol beſichtiget hett, fuor er weiter auch andere lender zuo beſchauwen, vnd do im an der narung zerrinnen wolt, kert er wider gegen Hiſpaniam, vnnd kam heim am 15. tag des Winmons anno Chriſti 1499. Bald darnach fuor er wider auß vnd fand noch mere inſeln gegen mittag, vnd vil ſcheüher leüt darin, die ſeltzam ſitten vnd breüch hetten, auch fand er bey jnen vil ſeltzame bäum vnd früchten. Sie funden weiter mechtig groß weiber vnd noch vil grœſſer menner, ab denen ſie ſich entſetzten, vnd wo ſie nit bey zeit in jr ſchiff zuom geſchütz kommen weren, weren ſie bey diſen Giganten oder Helden in not kommen. Diſer leüten land wirt mitt dem tittel Regio gigantum in der tafeln anzeigt, das iſt, der Helden land. Darnach kamen ſie zuo einem andern volck, bey dem funden ſie vil perlin, gaben ſpiegel vnd ſchellen vmb perlin, ſie funden auch do muſcheln, deren ein jede hett mere dann hundert vnd dryſſig perlin. Nach diſem allem ſeind ſie wider heim in Hiſpaniam geſaren, vnd haben angezeigt was ſie auff der

fart gefchen vnd gefunden haben. Do fchickt künig Emanuel von Portugal nach gemeltem Veſputium, vnnd überredt jn, das er mit dry ſchiffen anno Chriſti 1501. am zehenden tag des Maien zuom dritten mal gegen mittag fuor, vnd erreicht das land das man Beſilicam nempt, *(dexlij.)* vnd als er ſein ſchiff do mit holtz vnnd waſſer verſehen hatt, fuor er noch vil weiter gegen mittag, das er auch vnder den equinoctial kam, vnd do fand er leüt in einer inſeln die waren bœſer dann die wilden thier. Dann ſie machten fewr vnd rauch auff dem ertrich, vnd lockten den Spaniern das ſie zuo jnen kæmen. Nun waren zwen im ſchiff die wolten über ein ſehen was das für ein volck were, vnd was edels vnd koſtlichs dings in jrem land gefiel, darumb giengen ſie zuo jnen zuo erkundigen jre weſen. Vnd do ſie nit wider kamen, ſchickten die Spanier etlich andern hernach, die kamen zuo vilen weibern, aber die weiber entſetzten ſich ab jnen, vnd wolten jnen nit geſton. Do lieſſen ſie einen von jnen zuo den weibern gon, do mit ſie on alle ſorg mit jm vnd er mit jnen möchten einander verſtendigen. Alſo vnbgaben jn die weiber griffen jn an vnd verwunderten ſich ab jm, vnd die weil ſie mit jm kurtzweileten, gath eine hinderwertlingen herzuo, vnd gab jm ein herten ſtreich mit einer dicken ſtangen auff den rucken, vnd die anderen namen jn mit den fueſſen, vnd zogen jn auff einen berg, vnnd von ſtund an lieſſen jre mennner dem ſchiff zuo mit handtbogen, vnd ſchoſſen mit aller macht in die Spanier. Do lieſſen die Spanier vier büchſen ab, darab die inſulaner ſo übel erſchracken, das ſie hinder ſich den weibern zuo auff den berg wichen, do ſtuonden die weiber vnd zerheüwen den iungen Spanier vnd brieten jn bey dem fewr vnd fraſſen jn, vnd lieſſen die Spanier auß dem ſchiff zuo ſehen. Do mocht Veſputius wol erachten das ſein vordrigen zwen geſellen, ſo er auff das land hatt gelaſſen, auch alſo vmb jr leben weren kommen. Es hetten ſich die Spanier gern an dem bœſen volck gerochen, aber zuo vermeiden grœſſeren ſchaden, dorfften ſie es nit wagen, ſunder ſchieden mit kümmertem hertzen von dannen, kamen anno Chriſti 1502. wider in Hiſpaniam. Darnach haben ſie je lenger je mere genebt diſe ſchiffungen, gegen der Sonnen vndergang, gegen mittag, vnd zuo letſt auch erfunden ein mœre fart von Hiſpania biß in Orient, ja biß in Indiam. Die künig von Hiſpania haben ein ſolchen gewalt überkommen in den Occidentiſchen inſeln, das vnder jnen in der inſeln Cuba ſechs flecken oder ſtett feind auff gericht worden. In der inſeln Jucatana iſt vor hin geweſen ein trefflich groſſe ſtatt mit hübſchen ſteinen vnd hohen heüſern gebauwen. Die inſel Cozumellam haben die Spanier genempt zuom heyligen Creütz, dann ſie feind zuom erſten darin kommen im Meyen an des heyligen Creütz tag. In der inſeln Hiſpana oder Hiſpaniola feind auff gericht worden acht vnd zwentzig trotten, den zucker do mit auß zuo preſſen, ſo darin über fläſſig wechßt. Man bringt auch auß diſer inſeln das holtz Guaiacum, das man braucht ſo man die kraucken inn das holtz legt.

AUS JOHANN STUMPFFENS KAISER HEINRICH DEM VIERTEN.

Keyſer Heinrychs des yierdten, Hertzogen zuo Francken vnd am Rhyn &c fünfftzigjærige Hiſtoria: — Durch Johann Stumpffen, auß den alten waarhafften Latiniſchen Gſchichtſchreybern, fleyſſig zuoſamen in Teütſche ſpraach gezogen, mit ſchœnen Figuren beziert, vnd in vier Buecher geteilt. u. ſ. w. *Zürich, Froſchouer, 1556. fol. 10 ungezählte und CXXXVII gezählte Blätter.*

DAS ANDER BUOCH, DAS XXIIII. CAPITEL.

Durch welche mittel, auch auff was buoß vnd ſchwære geding, Künig Heinrych zuo Canuſio vom Pabſt gar kaum abſoluiert ward.

(*Bl. LXXIX. vw.*) HIezwüſchen kam auch Künig Heinrych für das Caſtell vnd ſtättle Canuſium mit allem ſeinem heer, von Teütſchen vnd Welſchen. Er legt bald von jm alle Künigkliche zierde, vnnd tratt barfuoß für die porten, von den burgeren begærende, das ſy jn wöltind eynlaſſen. Vnd wiewol jm ſölichs abgeſchlagen ward, nam ers doch gedultig auf, vnnd ließ ſich einichs vnwillens nit mercken, wiewol der winter ſcharpff vnd kalt, vnd alle ding gefroren warend. Zuo letſt erlanget er ſo vil, das er in das ſtättli gelaſſen. Do ward zuo jm auß dem ſchloß beruefft Mathildis die Marggræffin, mit deren der Künig geſpræch hielt, vnd mit vil bitt vnd verheiſſungen ſchickt er ſy (mit ſampt Adelai jrer ſchwiger witwen von Lothringen, dem Abt von Cluniax, Marggraaff Azon, vnnd anderen Italiſchen Fürſten mer) hineyn in das ſchloß zum Pabſt, demuetiglich bittende, das er jn vom bann abſolvieren, vnnd den Teütſchen Fürſten, die mer in neyd vnnd haß, dann in liebe der gerechtigkeit, gegen jm entzündt wærind, nit zeuil glauben gæben wölte. Auff diſe werbung antwortet der Pabſt, Es wære gar vngereympt, auch den ſatzungen der Kirchen vngemæß, das man in einer ſach eines beklagten, ſölte handlen in abwæſen der anklægeren. Es ſölte als mær der Künig, wo er anderſt ſeiner vnſchuld vertrauwte, auff angeſetzten tag gen Augſpurg für die Fürſten kommen, dafelbſt wölte er, der Pabſt, beider teil fürbringen verhœren, vnnd darnach ſich weder gunſt noch vngunſt bewegen laſſen, ſonder nach der kirchen ſatzung zum rechtiſten er ymmer möchte vrtel ſprechen. Auff das ſy antwortetend, Der Künig habe an des Pabſts vrtel kein abſcheühen. Allein dieweyl yetz der jarstag nach herzuokommen, daran er verbannet ſey, vnd die Fürſten darauf wartind, wo er vor bemeltem tag nit abſoluiert, das er als dann, one weytere fürwort, nach vermœg der Keyſerlichen Pfaltzrechten, des Reychs entſetzt, vnd fürter nit mer verhœrt ſölle werden. Hierumb ſey ſein hœchſte bitt, jn vom fluoch des bannes zeledigen, vnnd in die gmeinſchafft der kirchen eynzelaſſen, ſo wölle er hernach, welcher zeyt oder tags dem Pabſt gefellig, allen ſeinen anklægeren antworten, vnd darauff ſein vrtel vnnd erkantnuß, das Reych zuobehalten oder zuouerlaſſen, erwarten. Der Pabſt eyngedenck wes er ſich hieuor mit den Fürſten wider Heinricum vereiniget hett, ſtuond in zweyfelhafftigem bedencken.

So mocht jm auch ſein eigen hertz brennen, wenn er des jungen Künigs ellend (der jn dennocht erſtlich im Pabſtumb beſtætiget hatt) betrachtet, ward endtlich durch Mathilden vnd die anderen mittler bewegt, das er ein ſölchen beſcheid gab: Wo jm alſo iſt, als jr fürgæbend, das jm ſeine mißthaaten von hertzen leid ſind, ſo ſoll er vns, zuo einem gewüſſen zeügen ſeines waren reüwens, ſein Künigkliche kron vnd andere zier vnnd Regalien, in vnſeren gewalt übergæben, vnd ſich von wægen ſeiner verachtlichen vngehorſame, ein mal des Künigklichen nammens vnd eeren hinfür vnwirdig ſein offentlich bekennen.

Diſe anmuotung des Pabſts, beduocht die Legaten zemil ſchwær vnnd ſchmæchlich ſeyn, deßhalb ſy den lieben vatter gar hoch vermanetend, ſölchen ſententz zemilderen, vnd das er wölte das zerknätſchet ror, mit ſeines vrtels greüwligkeit nit zeuollen zerbrächen, &c. Vnnd bewegtend jn nach langem ſo vil, das er dem Künig bewilliget in die næhe zekommen, vnd die ſchmaach ſo er dem Apoſtoliſchen ſtuol angelegt hett, auch nach des ſel- (*LXXIX. vw.*) bigen ſtuols erkantnuß vnnd vrtel zebeſſeren. Alſo kam der Künig für das ſchloß, das was mit dreyen ringkmauren vmbzogen, da ward der jamerſælig Künig Heinrych allein, hindangeſündert alle ſeine diener vnd freünd, eyngelaſſen durch die zwo mauren, die dritte port ward jm vor augen, vnd die zwo am rugken beſchloſſen: da ſtuond er, on alle Künigkliche zierd vnd kleidung, in grœſter winters kelte, barfuoß, in ſchlechtem kleid drey gantzer tag, anffs Pabſts abſolution wartende, vnnd faſtet tæglich von morgen biß zuo abend. Darmit was das jung edel bluot, dem erzürnten Pabſt, ein anmuetig ſchauwſpil, aber Gott vnd allen englen im himmel, auch allen rechtſinnigen menſchen auff erden, ein erbermklicher anblick. Am vierdten tag, ließ ſich der Pabſt erſt durch ein fenſter ſæhen, vnnd den armen buoßwürckenden Künig für ſich beſchicken, der ward nach langem abſoluiert auff nachfolgende geding. 1 Das der Künig in einem gmeinen Concilio aller Teütſchen Fürſten vnd prelaten, wenn vnd an welchem ort der Pabſt das beſamlen werde, perſœnlich erſcheynen, vnd auff alle anklag vnd beſchuldigung, ſo dennzuomal wider in fürbracht werdind, antwort gæben, vor dem Pabſt, zuo des vrtel vnd erkantnuß alle ſach ſton, ob er das Reych behalten, oder verlieren ſölle: vnd ob ers als dann durch ſein vrtel verliere oder behalte, ſo ſölle doch der Künig noch yemand von ſeinet wegen, ſölchen ab oder zuoſpruch am Pabſt oder ſeinen nachkommenden niemermer rächen, noch zuo argem gedencken. 2 Von yetz an biß auff den beſtimpten tag des ſelbigen Concilij, ſoll der Künig gar kein Künigkliche zierde, kleinot, Regalia, noch einiche zeichen Künigklicher wirde an jm tragen. Er ſölle auch nichts, dem Künigklichen ampt zuogehœrig, nach gwonlichem brauch verwalten, ſchaffen, noch außrichten, vnd gentzlich ins Reychs ſachen, nichts das einiche krafft haben ſoll, befehlieſſen. 3 Er ſölle auch hiezwüſchen ſich behelffen vnd benuegen, allein der gmeinen dienſten vnnd ſteür des eynkommens zuo ſeiner notdurfft vnd auffenthaltung, den gmeinen Künigklichen ſchatz vnd gueter nit angreyffen noch brauchen. 4 Alle die ſo jm bey geſchwornen eyden, treüwen vnd glauben verſprochen hettind, die ſöltind hiezwüſchen dem beſtimpten tag der ſelbigen ledig ſton, vnd jm mit keiner pflicht weder vor Gott noch dem menſchen gebunden ſeyn. 5 Biſchoff Ruoperten von Bamberg, Herr Vl- (*LXXX. vw.*) rychen von Coßheym, vnd andere, mit deren radt er ſich ſelbs vnd den gemeinen nutz verraten habe, ſölle er von ſeiner freündtſchafft vnd gmeinſchafft ewigklich abſündern vnd vrlauben. 6 Ob der Künig in künfftigem Con-

cilio ſein ſach gnuogſam verantworten, vnd fürter am Reych zebleyben erkennt wurde, ſo ſölle er als dann alle zeyt dem Pabſt gehorſam, vnnd jm nach allem vermœgen beholffen ſeyn zuo verbeſſeren, ſtraaffen vnd reformieren alles das wider der kirchen brauch, durch gwonheit eyngewachſen ſey. 7 Wo der Künig diſer artickлen einen überfuere, oder nit halten wurde, ſo ſölle alle diſe abſolution des banns, die er doch ſo kaum erbätten vnd erholet hab, gantz vnkrefftig, tod vnd ab: ja es ſölle ſchon yetz erkent vnd geſprochen ſeyn, das er hinfür nit mer verhœrt werden, ſonder die Fürſten als dann gwalt vnnd befelch haben ſöllend, vnuerletzt jrer gethonen eydspflichten, ein anderen Künig, jnen gefällig, zuo erwellen, &c.

Diſe ſchwære geding muoßt der arm verlaſſen jung Künig zuo danck aufnemmen, vor dem Pabſt niderfallen. Vnnd darmit er das ſtröuwe bannd Pæbſtlicher excommunication ein mal ablegte, muoßt er ſiben ſtächline ring jm anlaſſen ſchmiden. Vnnd wiewol er diſe ſchwære vntrægliche geding auff ſich nam, wolt ſich Hiltprandus des nit ſettigen, ſonder der Abt von Cluniax, beyde Biſchoff von Zytz vnd Werzell, auch Marggraaff Azo, vnd alle die hierinn gemittlet hattend (außgenommen Mathild, deren verſchonet der Pabſt vmb weyblicher eeren willen) die muoßtend für den Künig verbürgen, vnd auff das herfürgetragen heiltumb einen eyd ſchweren. Darauff ward der Künig allein vom bann abſoluiert, wußt denocht noch nit wie es jm in künfftigem Concilio mit dem Pabſt vnd den auffetzigen Fürſten ergon wurde. Platina ſetzt ein geringere vnd freündtlichere form diſer abſolution, dan Münch Lampert: namlich fuert er den eyd Heinrici, dem Pabſt gethon, von wort zuo wort eyn, der lautet alſo.

Heinrych Rœmiſcher Künig, &c. Als dann nach vnſers Herren Pabſt Gregorij des ſibenden vrtel vnnd guotbedunckeu, ein frid zwüſchen vns beſchloſſen iſt, da bekenn vnnd verſprich ich, das ich ſölche verkomnuß vnd pündtnuß wil halten: auch hinfür ſchaffen vnnd daran ſeyn, das der ſelbig Pabſt, one einiche gfaar ſeinen ſelbs, oder ſeiner diener vnd wæggeferten, ziehen vnd wandlen mœge, wo hin er ymmer wil: allermeiſt auch durch die ort vnd ſtett, die vnſerm Reych vnd gebiet vnderworffen ſind. Es ſoll auch an mir nit ſton, jm daruor zeſeyn, das er nit frey vnd vnuerhindert, ſich ſeines Pæbſtlichen ampts au allen orten oder ſtetten gebrauchen mœge. Vnd ſölichs zehalten verſprich ich mit meinem eyd, &c. Actum Canoſſi, am 8. Kalend. Febr. (am 28. tag. Jenners.) Indictione 13. Anno domini 1077.

Sich lieber Læſer, wie ein ſcharpff grauſam ſchwärdt der bann gewæſen ſey, darmit die Pæbſt Keyſer, Künig, Fürſten, land vnd leüt bezwungen habend, ſo lang biß ſölch ſchwärdt zuo letſt von bluot roſtig worden iſt, vnd die ſchneyden bey nach gar verloren hat. *Hæc ex Lamperto, Platina, Benone, &c.*

AUS JOHANN MATHESIUS BERGPOSTILLE.

Bergpoſtilla, Oder *Sarepta* Darinn von allerley Bergkwerck vnd Metallen, was jr eigenſchaft vnd natur, vnd wie ſie zu nutz vnd gut gemacht, guter bericht gegeben wird. Mit trœſtlicher vnd lehrhaffter erklerung aller ſprüch, ſo inn heiliger Schrifft von Metall reden, vnd wie der heilig Geiſt in Metallen vnd Bergarbeit die Artickel vnſers Chriſtlichen glaubens fürgebildet. Jetzund mit fleiß widerumb durchſehen, — Sampt der Jochimsthaliſchen kurtzen Chroniken, biß auff das 1578. jar. Durch *M.* Johann Matheſium Pfarrer inn S. Joachims Thal ſelber für ſeinem ſeligen ende verfertiget. — Nürmberg. MDLXXXVII. *fol. 12 ungezählte, 218 gezählte, 28 ungezählte Blätter. Auf dem letzten* Gedruckt zu Nürmberg bey Katharina Gerlachin.

(*Bl. 1. vw.*)

Die erſte Predigt, von der alten Bergſtadt Sarepta im gelobten Lande, vnd was die Sareptaniſche Religion geweſen, vnnd daß Bergwerck auch ein gnediger Segen vnd gute gabe Gottes iſt, vnd Bergleut in einem ſeligen ſtand ſtehen, 1. Regum 17. 1885.

GElichten freunde im Herrn, vnd Chriſtliche Bergleut, weil wir heut im Namen des Herrn zuſammen kommen, wöllen wir erſtlich vnſerm lieben Gott von grund vnſers hertzen, im namen Jeſu Chriſti dancken, der diß lœbliche Bergwerck für ſieben vnd dreiſſig jaren hat auffkommen laſſen, eben vmb die zeit, da das Euangelium inn den benachbarten Kirchen mit freuden angieng, vnd der in diſer Wildnuß ein ſchœn Regiment beſtellet, fried vnd wolfart hieher beſcheret, vnnd vil reiche gang hat außſchürffen laſſen, darauff groſſe außbeut gefallen.

Der auch gnedigen frieden, vnd ein lœbliche nacht, vnnd ein fein burgerlich weſen hie gepflantzet, vnd diſe gemeine mit treide, fleiſch vnd wein, zur guten notdurfft verſorget, vnd welches für allen leiblichen oder zeitlichen gaben Gottes, ſonderlich danckens werth iſt, der durch Gottſelige Obrigkeit hieher die reine Lere gebracht, vnd biß auff diſe ſtund, auch in veranderung der Regiment gnedig erhalten. Dafür wir vnſerm getreuen Gott hertzlich danckſagen, der jm auß diſem Gebirge, ein heilige Kirche, durchs wort der genaden, ſamlen leſſet, darinn er hie vnd in alle ewigkeit wil gepreiſet werden.

Wie wir hiemit auch jm ferner dancken, daß er durch gute Leut ein Chriſtliche vnnd berhümte Schul hie hat anrichten, vnnd vil feiner Leut erziehen laſſen. Item der Kirch, Schul, Gemein vnd Spital, in ſchweren vnd gefehrlichen zeiten mit gnedigen augen angeſehen, vnd auß mancherley vnfall vnd gefahr errettet.

Demſelben treuen Gott, vnſerm lieben Vater, ſagen wir ſämptlich lob vnd danck, vnd rhümen ſeine vnzehliche wolthaten, vnd bitten jn ferner auff ſein befelch vnnd waare zuſage, im namen ſeines eingebornen Sons, vnſers einigen Mitlers, Patron vnd Nothelffers, er wölle ſein wort, kinderzucht, fried vnnd gehorſam hie ferner erhalten, vnd ſeinen Segen zu diſem Bergwerck ſprechen, damit wir bey ſeinem Wort inn waarem glauben vnd gutem gewiſſen, beſtendig biß an vnſer ende beharren, vnd in vnterthenigkeit vnd gehorſam gegen vnſer lieben Obrigkeit, ein ſtill vnd rhälich

leben füren, in aller Gottſeligkeit vnd erbarkeit, vnd die vnſern zu ſeines Namen ehren erziehen, vnd für ſein angeſicht mit freuden bringen können. Das helff vns vnſer Gott vmb ſeines Sons willen, hochgelobt in alle ewigkeit.

So wir nun als Chriſtliche Bergleut vnſerm Gott gedancket, vnd jm all vnſer ſach heimgeſtellt, vnd befolhen haben, welches die rechten vnd gefelligen Danckopffer ſein, wöllen wir euch Bergleuten, die jr euch ſo heuffig auff diſen euern Feyertag in der Faßnacht in der Kirchen finden laſſet, etwas ſeligs vnd trœſtlichs von der alten vnd berhümten Glaßhütten vnd Bergſtadt Sarepta ſagen, vnd wo, vnd vnter welcher herrſchafft ſie gelegen, vnd wie ſie auffkommen, Vnd welches euch Bergleuten ſehr luſtig vnd frœlich wird zu hœren ſein, wie Gott ſeinen groſſen Propheten inn der theurung ernehret, vnd jm ein Kirche auß denſelbigen Bergleuten verſamlet, vnnd was der alten Sareptaner glaube vnd Religion geweſen ſey. Denn ſolchs wird euch in euerm gewiſſen trœſten vnd verſichern, daß Bergwerck bauen, auch ein Göttliche vnd ehrliche narung vnd handel iſt, vnd daß ein Bergman auch zum Reich Gottes gehœre, vnd Gott waarhafftig anruffen, vnd in ſeinem ſtand, weſen vnd beruff auch könne ſelig werden, ſo fern er, wie die Bergleut zu Philippen (an die Sanct Paulus ſchreibet) im glauben vnd guten gewiſſen beharret, vnd ſeines eydes nicht vergiſſet, vnd waarhafftig, erbar, gerecht, keuſch, freundlich, vnd ehrlich in aller Gottesforcht vnd tugent lebet, vnd ſeinen leutmund bewaret.

(*1. rw.*) Es wird mir aber als einem Bergprediger niemand verargen, oder übel deuten mœgen, da ich bey Chriſtlichen Bergleuten, von den alten Sareptanern, ſinckern vnd ſchmeltzern, mit bergleufftigen worten, heut auff diſem euerm Bergfeſt predige, weil der heilige Geiſt durch ſeine Propheten, von diſer Chriſtlichen Bergſtadt, die ſchœne Hiſtorien hat aufffchreiben laſſen, 1. Reg. 17. vnd diſe geſchicht in ſeiner heiligen Biblien auff vns erhalten über 2400. jar, vnd beyde der Prophet Obadia, vnd der Sone Gottes, diſer Sarepta mit groſſen ehren auch gedencken.

Darumb weil der Prophet weiſſaget, daß beyde Cananiter, das iſt kauffleut, vnd Sareptaner, welchs Bergleut ſein, auch ſollen auff dem berge Syon errettet, vnd Bürger des geiſtlichen Jeruſalems werden, vnnd tüchtige Lerer der Kirchen Gottes auffziehen, wie Gott lob zu vnſern zeiten diſe Prophecey erfüllet, wöllen wir im namen Gottes, von der alten Sarepta reden.

Anfenglich iſt an dem kein zweifel, Zarpath, wie der Prophet, oder Sarepta, wie das neue Teſtament diſen ort nennet, iſt eine Stadt geweſen, darinnen man geſchmeltzt. Denn ſie hat den namen bey den Hebreern, vom ſchmeltzen oder feuer, daß man allda erſtlich glaß gemacht, vnd darnach Erts geſchmeltzet. Darumb S. Hieronymus diſe Sarepta, *Conflatorium*, eine Schmeltzſtadt nennet.

Daß man aber neben Sydon vnd Tyro am Mittelmeer, ein ſehr klaren vnd weiſſen ſand gefunden, der vom waſſer Belo dahin gefœdert, vnnd ſchœne Cryſtallinen glefer da gemachet, zeuget Plinius mit klaren worten. Denn da auff ein zeit etliche ſchiff, die Saliter füreten, bey Sydon ankamen vnd außtratten, vnd wolten am vfer des Meers jnen ſpeiß bereiten, vnnd funden am geſtatt in dem grieß vnd ſand keine wand oder wacken, darauff ſie jre pfannen ſetzen kondten, nemen ſie auß jrem Schiff etliche ſtück oder ſtuffen Salpeter, vnd legen ſie vnter vnd vmb jre keſſel. So bald das feuer angieng, fehet der klare vnd außgewaſchene ſand vmb des tinkars willen zu flieſſen. Alſo wird man gewar, was man dem ſande zuſetzen ſolle, daß er

fäſſiger vnd lauterer werde. Darumb fehet man hernach allda an zu ſchmeltzen vnnd gläſer zu machen.

Nun zeuget das erſte buch der Kœnige neben den Landtafeln, daß Sarepta zwiſchen der veſten Stadt Tyro, vnnd der groſſen gewerb oder Handelſtat Sydon gelegen, nicht fern vom Mittelmeer, vnter dem berg Lybano, darumb die Stadt Sarepta, von alters denen von Sydon zuſtendig geweſen, Daher ſie der Sone Gottes, Luce 4. der Sydonier Sarepta nennet. Alſo hat diſe groſſe vnd vermehrte Bergſtadt ſehr ein geringen anfang gehabt.

Weil aber der ſtamm Afer in außtheilung des gelobten Lands, die reſier zwiſchen dem berge Carmel biß an den Libanon, vnd an das Mittelmeer, vnnd an die groſſe Stadt Sydon bekommen, wie Joſua am 19. zu ſehen, Vnd inn dem ſelben getriebe oder ebne, iſt das land Cabul gelegen, ein grieſig vnd ſandig Lande, da man auch eiſen vnd kupffer gemacht, wie Moſes zeuget, ſo iſt das gewiß, das vmb Sarepta auch Bergwerck geweſen.

Kœnig Salomon wolte den Kœnig von Tyro ſeinen mitgewercken, der jhm gold, holtz vnd ſtein zum Tempel zukommen ließ, mit zweintzig Bergſtedten widerumb verehren, welche Joſua 19. genennet werden. Da ſie aber Hyram beſahe, vnd beritte die geng, als ein bergverſtendiger Herr, vnd funde ein grieſig vnnd Coblicht land, wil er die eiſen vnd kupfferbergwerck nicht haben vnd belegen, weil vil vnkoſt drauff gehet, vnd wenig gewins vnd überlauff gibt. Darumb ſpricht er zu Salomo: Joſua hat dem Land einen rechten namen geben, es heiſſet wol Cabul, denn es iſt vnartiger vnd grieſiger, oder wie wir reden, ein kieſriger vnd Coblichter boden, Ich wil lieber die Goldſeyſſen vnd ſtreichende geng in Ophir vnnd India belegen, die lonen der mühe, vnd geben reichen überſchuß vnd außbeute. Es wird auch vnter den 22. Stedten, in Afers ſtamm, des thals Jepthae gedacht, welche Bergſtadt jren namen bekommen, daß ſie Gott auffbracht oder Bergwerck allda erreget hat, wie Gott lob in diſem Thal auch geſchehen.

Nun können wir diß beides mit offnen durchſchlegen vnd guten gründen, neben (*2. vw.*) zimlichen Bergrechnungen darthun, daß vnſer Sarepta im ſtamm Afer, oder auffs wenigſte an der grentze des gelobten Landes gegen Mitternacht, nicht fern vom gebirge Libano gelegen, vnd daß im ſtamm Afer eiſen vnnd kupfferbergwerck geweſen vnd gebrochen habe. Denn da Moſe in ſeinem Teſtament vnd letzten worten die zwölff ſtemme Iſrael ſegnet, vnd von einem jeden, wie der Ertzvater Jacob, weiſſaget, was jre narung vnd gewerb, auch jr glück vnd vnglück ſein, vnnd wie Gott groſſe Leut, vnd mechtige ſieg, etlichen Geſchlechten geben würde, ſaget er, Deuter. am 33. cap. Ob wol vil Bergwerck dißſeits vnd jenſeits dem Libano würde auffkommen, das doch Afer ſonderlich, neben einer guten Schmaltzgrube, da niedlich brod vnnd gute wein, vnd köſtlich œle wachſen, auch bergwerck haben würde, Wie denn Jacob der Ertzvater, des getreides Land, vnd der Poet Sidonius des Sareptaniſchen weins, auch rhümlich gedencken. Denn weil es ein ſchœne vnnd luſtige aue war, die am gebirge Libano lag, da vom gebirge die geile fettigkeit vnnd feuchtigkeit herab inn grund zu ſincken pfleget, trug vnd gabe es was es tragen vnd geben ſolte.

Es ſaget aber Moſe vnnd Jacob, daß es nicht allein ein fruchtbar treid vnnd Weinland, vnd ein rechte ſchmaltzgrube ſein werde, ſondern wie der Hebreiſche Text vermag, ſo werde auch da vil eiſenſtein vnd kupfererтz brechen.

Denn das Moſe wort gedeutſcht: Eiſen vnd ertz ſey an deinen ſchuhen: hat eigentlich diſen verſtand, wie es auch Rabbi David

außleget: In Afers Erbtheil werden die berge eiſen vnd kupffer haben, vnd wo die Aſeriſchen geben oder ſchürffen vnd einſchlagen, werden ſie eiſenſtein vnd kupffererts treffen, Wie vmb Leſſa bey Schlackewerde die Baurẽ eiſenſtein mit dem pflug berüren vnd außackern. Daß aber im Text folget: Dein alter ſey wie dein jugend, wil Moſe die geſunde birglufft rhümen: Jr werdet am gebirge ein friſche lufft, vnd drinn ein geſunden leib haben, vnd wol tauern vnd ſteinalt werden. Wie denn in vnd neben den gebirgen, allezeit kürniger vnd tauerhafftiger leut ſein, was zumal nicht vil im hütrauch vnd böſem wetter arbeit.

Hie redet Moſe vom bergwerck im ſtamm Afer, vnd erkleret vns Jacob des Ertzvaters ſegen über Afer, Geneſ. 49. Denn Jacob weiſſaget auch: Afer werde fett eſſen vnd niedlich brod haben, vnd werde den Kœnigen luſt vnd freude machen, oder jnen vil zu gefallen thun.

Das erſte theil des ſegens, trifft Moſi worten gar ein, Darumb kan das ander theil nicht von ſpeiß verſtanden werden, ſondern von gutem ertz, daſſelbige ſind der Herrn *delieiæ* vnd luſtgarten, wenn ſie ein ſchœnen anbruch, derb vnnd gedigen ſilber vnd gold in Zechen, oder ein ſchœnen handſtein, von rotgüldigen ertz anſchauen, der da brinnt vnd durchſichtig iſt, wie ein klarer Rubin, oder wenn man jn eiſen vnd kupffer in jre zehenden, oder ſilberkuchen inn jre Schatzkammern libert. Das iſt groſſer Herrn luſt vnd freude. Als da Hertzog Albrecht von Sachſen, inn S. Georgen Fundgrub, auff dem Schneeberg auff einem gantz ſilbern Tiſch aſs. Da ein Potentat ſchœne Zeugheuſer vnd vil artelerey hat, von geſchütz, harniſch, wehr vnnd waffen, das macht Herrn auch luſtig, welche nicht allein mit Geſetzen ſtaffiert vnd gerüſtet, ſonder auch mit wehr vnd waffen ſollen gezieret ſein, wie der Keiſer Juſtinianus redet. Darumb was Jacob mit hœflichen worten redet: Afer wird mit ſeinem Bergwerck die Kœnige luſtig machen, das redet Moſe ſchlecht vnd einfeltig: Afer wird ein bergman ſein, vnd eiſen vnd kupffers krafft machen. Diß ſind ſtarcke gründe, damit wir erweiſen, daß im ſtamm Afer eiſenſtein vnd kupffererts gebrochen iſt.

Wir haben aber hie auch vil bergleufftige vermutung, daß in diſer refier metall gebrochen. Denn Afers ſtamm grentzet mit dem gebirge, vnd ſtœſſet an den berg Libanon, in welchem gebirg zu beiden ſeiten bergwerck geweſen.

Cain oder ſeine erben ſollen auff der andern ſeiten den berg Lybanon beleget, vnd jr erſtes eiſen vnd kupffer in Syrien gemacht haben, Darumb in der Offenbarung Johannis, des Lybaniſchen kupffers erwenet wird. So findt man in den auen, ſo zwiſchen hohen gebirgen ligen, vil geſchüb vnd fletz, ſo die Sündflut von gengen vnd ſtöcken abgeſtoſſen, vnd in die gründe geflœſt vnd über einander geſchoben hat, Darumb es hie auch vermutlich, daß ſich vil bergart in diſer aue ereuget. *Brocardus, (2. rw.)* ders gelobte Land ſehr fein beſchrieben, gedenckt in dieſem getriebe eines wunderreichen vnd gewaltigen brunnequals nicht fern von Tyro, der nur ein armbruſt ſchuß vom Meer entſpringt, vnd treibet gleichwol, ehe er ins Meer fellet, ſechs mülreder.

Nun gibts die erfarung, daß groſſe brunnequell, gemeiniglich von klüfften oder offnen gengen kommen, wie die quell offt ſand vnd grieß mit herauß ſtoſſen, in welchen man ſilber ſichert.

Vorm buchwald war ein Bron auff Triſtrans gang, da lag des jars etlich mal ein ſtaub, wie ein kolgeſtub, drauff, welches eitel gifft war.

Aſin ertzbrunnen hat man auch im brunn glaßertz geſichert. Was den Belum oder Belwaſſer belangt, welcher gegen Mittag, nicht fern vom ſtamm Aſer ins Meer fellet, ſchreibet Plinius, der führe ſehr klaren ſand, darauß die Sydonier jr glaß geſchmeltzet, vnd ſey nicht gut zu trincken, wie die waſſer, ſo man in kyſigen gengen verſchrottet, gemeiniglich vil ſchlamms ſetzen. Vnd weil er von ſeinem Adel oder gute, oder von ſeiner wunderbaren art, Belus oder Pele, wie das todte Meer, bey den Juden genennet iſt, ſo habe man diſen fluß für ein heer vnd heilig, oder höfflich Herrnwaſſer gehalten, *qui ceremoniis facer erat*, ſagt Plinius, vnd man trieb vil zauberey darmit, Wie denn am ſtrand deſſelben Meers, vnter ander teufeley, auch Beelzebub des Abgotts zu Ekron von Plinio gedacht wird, den er *Elohim Ekron*, vnd den Fliegengott nennet, wie die gelerten den text im Plinio wider reſtituirt vnd gantz gemacht haben.

Nun ſind diß alles zimliche anleitung, daß inn vnd neben Aſers ſtamm vil Mineriſcher art muß geweſen ſein, weil zumal Joſua cap. 11. auch des warmen waſſers oder Wildbades, nahent bey Sydon gedencket, da er den Philiſtern Kœnigen nach der groſſen ſchlacht bey Merom nachjaget, biß zu den Sareptaniſchen oder heiſſen waſſern. Denn wie die lieben Frongeiſterlein Seraphin vom feuer jhren namen füren, Alſo ſind diſe warme bader *Miſrephos* von der hitze genennet.

Nun gibt die erfarung, daß Wildbæder gemeiniglich vom kalchſtein, oder kleyſchwebichten gengen, oder alaunfletzen kommen. Vnd daß an vil orten warme Bæder neben groſſen Bergſtedten auffkommen. In der Gaſtein hat es vermerte Wildbæder, wie das Carlsbad an der Tœpel, nur zwo kleine meil wegs von hinnen ligt, vnd vil kalchſtein, auch lebendiger kalch, wie die erbeiß herbey bricht, auch Alaunbergwerck ſich da ſehen laſſen, vmb den Elpogen. Zwiſchen Wolckenſtein vnnd S. Annaberg, hat es auch ein Wildbad.

Denn vnſer Herr Gott iſt ein weiſer Haußvater, weil er weiß, daß arme Bergleut inn gruben vnnd hütten vil bœß wetter, kœblichten ſtanck, kalte dempffe, feuchte brodem, gifftig rauch in ſich ziehen, pfleget er neben die Bergwerck gemeiniglich ein eigne Apotecken auffzurichten, damit die Bergleut ein bergertzney hetten wider die leme vnd verſchleimte lunge, vnd erkelte mægen, vnd verlemete glieder, vnd was der bergſucht vnd beſchwerung mehr ſein.

Weil nun Jacob vnd Moſes deutlich zeugen, der ſtamm Aſer habe eiſenfletz vnnd kupfferſtöck gehabt, vnd die vngefunden waſſer neben Wildbædern, vnd gelegenheit in dem gebirg, geben ſtarcke vermutung, daß Cabul ein grieſſig vnd metalliſch Land geweſen, müſſen wir Sarepta nicht allein ein Glaßhütten, ſondern auch ein bergwerck ſein laſſen.

Diß iſt nun die werthe vnd Chriſtliche Bergſtadt Sarepta, in der Heidniſchen Galilea, vnter dem berge Libanon, zwiſchen Tyro vnd Sidon, vnter dem Sidonier Kœnige Ethboal am Mittelmeer gelegen. Dahin ſendet nun der ewige Sön Gottes den groſſen Propheten vnd Wunderman Eliam zu einer Heidin oder Syropheniſſin, da ein geſchwinde theurung zu des gottloſen Kœnigs Achabs zeiten, im gelobten Lande war, vnd ſtunde biß in vierdthalb jar, welcher theurung auch der Heiden Hiſtorienſchreiber gedencken, Wie im Joſepho zu ſehen. Denn Gott wolte vmb der greulichen Abgötterey des Baals, die Jeſabel des Heidniſchen Kœnigs von Sydon Tochter, Achabs Gemahel, mit ſich inn Samariam vnter gantz Iſrael brachte, alſo ein zeitlang plagen laſſen, damit er ſeines Propheten wort durch den erbetnen regen beſtettiget.

(*s. vw.*) Das wird nun erſt euch Bergleuten trœſtlich zu hœren ſein, daß der Son Gottes mit ſeinem wort zun Bergleuten einkeret, vnd nimmet ſich einer armen Schmeltzerin oder gſtübmacherin ſo treulich an, welcher jr lieber Haußwirt im hüttenrauch (wie manchem ſchmeltzer widerferet) vmbkommen war.

Denn vnſer lieber Gott famlet jm durch Elie predigt ein Kirche auß den Heidniſchen Sareptanern vnd Bergkleuten, vnd rüffet ſie zur buſſe vnd erkendtnuß des waaren Gottes in Iſrael, vnnd thut allda groſſe wunderwerck, erhelt die glaubige Witwen ſampt jrem lieben Sone vnd Gaſt, vnd was ſich inn der theurung zu jhrer Kirchen geſellet, biß ins dritte jar wunderbarlich, mit wenig œle vnd mehl, welches ſich in jrem mehlküblein vnd œlfeßlein alle tag mehret vnd qualle, wie der wein auß Sanct Othmars legelein, Vnd der ſeines Propheten lere, mit erweckung eines todten beſtettiget.

Freylich kan mir das ein herrliche vnd heilige Bergſtadt ſein, welche den Son Gottes den waaren Meſſiam zu einem Patron, vnd ſeinen treuen diener ſo ein lange zeit zu einem ſeligen Gaſt vnd Pfarrner, vnnd darneben die reine Lere von dem verheiſſenen Weibsſamen vil lenterer vnd reiner gehabt, denn jr ſand war, den das Meer außgewaſchen vnd gereiniget hatte.

Denn wie wir im buch der Kœnige leſen, ſo prediget Elia auff diſem bergkwerck vom Son Gottes, welchen er den Herrn den Gott Iſrael nennet, darumb daß er ſich durch ſein wort, verheiſſung, geſichte vnd groſſe wunderthaten, dem Ertzvater Jacob, vnnd dem gantzen Iſrael, als ſeinem eigenthümblichen eygen volck offenbaret hatte, vnd ſendet einen Propheten über den andern in das Jüdiſche vnd Samariſche Reich, denen er ſein waares vnd gewiſſes wort krefftiglich in mund leget.

Denn das ſolt jhr euch berichten laſſen, das Elia von dem Herrn Chriſto, auch von ſeiner Menſchwerdung, leiden, ſterben, aufferſtehen, vnd allmechtigkeit, vnd ſeinem Prieſterthumb, ſo ſtarck geprediget, als die lieben Apoſteln vnd Gottſelige Biſchoff im neuen Teſtament.

Denn alle Propheten, von Moſe vnd Samuel an, biß auff Simeon den gerechten, der das neugeborne Jeſulein auff ſeinen armen truge, zeugen eintrechtig vom Herrn Jeſu Chriſto, wie S. Peter in Cornelii hauſe predigt, daß durch Chriſti Namen, alle die an jn glauben, vergebung aller der ſünden empfahen ſollen.

Weil nun Elia der groſſen Propheten einer iſt, welchen der Son Gottes mit einem ſondern geiſt vnd krafft, für vil andern begabet, vnd auff dem feurigen wagen lebendig mit leib vnd ſeel in einem groſſen wetter gen Himel geholet, vnd von jm hernach auff dem berg Thabor neben Moſe iſt getrœſt worden, So hat diſer Prophet auch Chriſtum im geſichte geſehen, gehœret, vnd von jm bey Jüden vnnd Heiden gezeuget, Nemlich, daß er des lebendigen Gottes waarer vnd eingeborner Son, vnnd der Herr Jehova vnd allmechtiger Gott iſt, welcher fleiſch vnd blut, doch one ſünde, auß Abrahams Samen annemen ſolle, damit durch jn alle geſchlecht vnd nation auf erden, Jüden vnd Heiden geſegenet, vnd gnedige vergebung der ſünden, vnd die zugerechnete gerechtigkeit, ſampt der verſœnung, heiligem Geiſt, vnnd der hoffnung des ewigen lebens, vmb ſonſt, durch den glauben an ſein wort bekemen, vnd daß wir auff ſein verdienſt vnd fürbitt, ein freyen zutritt inn kindlicher zuverſicht zu Gott hetten, vnd jn auff ſeinen Namen anrüffen köndten.

Item, weil ſünd vnd tod, ſampt dem zorn vnd fluch Gottes, alle welt überfallen, daß diſer Gott Iſrael, durch ſeinen gehorſam vnd einigs opffer, den fluch vnd vngnade wider

auffhebe, vnd vns mit Gott außsönen, vnd leben vnd gerechtigkeit vns durch sich wider erarnen, vnd im wort verkündigen werde.

Item, daß dises waare Messias vnd gefalbete ewige Konnig vnd Priester, nicht allein der seelen Hort vnd Heyland sey, sondern daß er auch seine Kirche, vnd alle die sich zu jr halten, hie auff erden in angst vnd not, in hunger vnd kummer, inn gefahr vnd verfolgung, wider alle Teufel vnd Tyrannen, erahren, bewaren, vnd erhalten wölle vnd könne, laut seiner waaren zusag, wie er solchs zu aller zeit an allen beweiset habe, die sich guts zu jm versehen, vnd auff sein wort vnnd eyd zu Gott im Himel schreyen.

(z. rw.) Diß ist eygentlich Elie des Mannes Gottes lere, die er zu Sarepta geprediget, vnd mit groſſen wunderthaten bestettiget. Denn wie der Son Gottes auff disem bergwerck Eliam erhöret, der im Geist vnd waarheit zu jm schreyet, Also will er keinen vnerhört lassen, der sein hertz für jm außschütt, vnd eine sorn vnd zweiffel jhn anrüffet.

Item, wie er hie in gefehrlichen zeiten Eliam, vnd was Gottes wort von jm höret, vor Achab, Jesabel vnd jrem Vater, in seinen henden helt, füret vnd bewachet, daß jnen kein haar vom haupte fallen kan, vnd speiset vnd versorget ein gantz Kirchspiel mit jrem Seelsorger, da kein brod vnd vorrath vor der hand war, Also sollen jm auch alle teufel, vnd wüterich, die seinigen nicht auß seinen starcken henden reiſſen, vnnd der gerechte vnd glaubige soll vnverlassen sein, in der zeit der not, da schon der himel ehren, vnd sampt allen Kornkästen vnd speichern verschlossen, vnd es eitel Wucherer vnd Leutschinder regnet, die mutwillige steigerung im getraide machen.

Item, wir sehen in diser Sareptanischen Religion, daß der Gott Israel, welches ist vnser Herr Jesus Christus, der einige Helffer vnnd Troester ist, der arme Sünder annimt, vnd erquicket sie mit seinem Geist, vnd spricht frid vnd freud, trost vnnd leben in jre betrübte vnd zuschlagne hertzen. Denn da die Gottselige Witwe, mit dem heiligen Haußcreutz überfellet, wie denn das gericht vnd straff am Hause vnnd Kirche Gottes anfehet, vnd es stirbt jr jr liebstes vnd einiges Kind, vnnd sie selt drüber in ein schwere anfechtung vnd hertzlichs betrübnuß, jre heimliche vnnd verborgene sünde wachet auch auff in jrem jammer, vnd jr kleiner glaub fehet an zu zappeln vnd wancken inn jhrem trostlosen hertzen, da troestet der ewige Troester diß bekümmerte Weib, mit Elie wort vnd seinem Gnadengeist, vnd durch das groſſe wunderwerck, daß er jren gestorbenen Son, durch Elie brünstig gebet auffwecket, vnd lesset jn jhr widergeben, wie er in der zeit seines fleisches der Witwen zu Naim jhren verlornen Son wider überantwortet.

Denn vnser Herr Jesus ist doch der erste vnnd letzte, der allezeit bey seiner Kirchen, vnd geängstigten vnd beschwerten hertzen, sich hat finden, vnnd mit seliger erquickung fülen lassen, Wie er denn spricht im Evangelio: Kommet zu mir alle die jr mühselig vnd in ängsten seydt, Ich will euch laben vnd erquicken, vnd biß ins alter in meinem schoß tragen vnd bewaren.

Item, Es zeugt auch die historien ferner, daß Jesus Christus die aufferstehung vnd das leben, oder daß er der außtheiler des ewigen lebens ist, vnd daß er alle, so im Herrn entschlaffen, als lebendige Gliedmaß seines leibes, in jm vnter der erden erhalten, vnd jr beinlein vnd steublein bewaren wil, daß der nicht eines verrert werde, biß er sie, wie der Sareptanerin Son, wider zum leben auß jren grebern rüffe vnd auffwecke, vnd mit sich in seines Vatern Reich füre, da sie mit mj in ewiger freude vnnd herrligkeit sein

vnnd bleiben ſollen. Diß iſt nun der Sareptaner vnnd Gottſeligen Bergleut glaub vnd religion, oder Elias lere vnd zeugnuß von Jeſu Chriſto geweſen, wie ſolches inn diſer ſchœnen hiſtorien zu ſehen iſt. Darumb ſolt jhr Chriſtliche Bergleut der Sareptaner Confeſſion vnd Symbolum, euch zu troſt vnnd ſterckung euers glaubens, treulich mercken vnd behalten.

Denn wie der Son Gottes für vnd für durch ſein wort, jm auch vnter den feinden ſeines Namens eine Kirche, wie gute greuplein auß einer groſſen halle außhalten vnd ſamlen leſſet: Alſo hat der heilig Geiſt, in ſeiner Biblia derſelben zeit bekendnuß, vns nachkömlingen zum troſt aufffſchreiben laſſen, damit wir verſichert ſein, daß von anbegin nur ein Gott vnd Mitler, vnd ein rechte einige lere vnd religion geweſen ſey, darinn man von Jeſu Chriſto geprediget, vnd die Leut, ſo durch das wort der genaden an jn geglaubet, allein durch jn ſind gerecht, angenem vnd ſelig worden.

Wir ſtehen heut zu tage, Gott lob, auff der Propheten vnd Apoſteln Schrifften, vnd bekennen eintrechtig, das Apoſtoliſche, Niceniſche vnnd S. Athanaſii Symbolum, darauff wir getaufft ſein, vnd Chriſto geſchworen haben, mit breitem fuß vnd feſtem hertzen darbey zuverharren.

Eben diſe Artickel finden ſich auch in der Sareptaniſchen Kirche bey den alten Chriſtlichen Bergleuten.

(*4. vw.*) Ich glaub, ſpricht die Gottſelige Schmeltzerin, daß Iſraels Gott, der Herr Jeſus Chriſtus, Gottes einiger Son, vnd warer Gott, vnd der verheiſſne Meſſias, vnſer Kœnig vnd geſalbter Prieſter iſt, der wird auß reinem Jüdiſchen geblüte, von einer Jungkfrauen geborn, vnd für der gantzen Welt ſünde ſterben, vnd in ſeiner aufferſtehung ſeine gerechtigkeit aller Welt, auch vns armen Japhiten vnd Heiden, im wort des lebens verkündigen laſſen, wie ich ſolches vom Elia dem werthen Mann Gottes gelernet habe.

Ich glaub auch, daß diſer Gott Iſrael, ein Herr in himel vnd erden iſt, vnd daß ſein himliſcher Vater vmb ſeinet willen, vnnd durch jhn alle gute gaben außtheilet, Vnd weil er der reiche vnd allmechtige Gott ſelber iſt, glaub ich, daß er die ſeinigen in aller not vnd gefahr erhalten, vnd in theurer zeit auch one brod ernehren, vnd für allen teufeln vnd Tyrannen behüten, vnnd auß allem vnglück erretten kan, wie ich ſolchs in meinem hauß in der theurung erfahren hab.

Ich glaub auch, daß er auß gnaden alle die erhœret, die auff ſein Namen vnnd verdienſt zu ſeinem Vater im Geiſt vnd waarheit ſchreyen, wie ich ſolches an Elias gebet, neben ſeinem wort gemercket habe.

Ich glaub auch, daß er der einige Mitler vnd Troſter iſt, der vmb ſeinet willen allen büſſern jre ſünde ſchencket vnd zudeckt, vnd ſie mit ſeinem Vater außſœnet, vnd mit ſeinem heiligen Geiſt, troſt vnd leben in jr betrübt hertz ſpricht, Wie ich ſolches in meinem zagen vnd tieffer not erfaren vnd erfunden habe.

Ich glaub auch, daß der Herr alleine auß dem tod erretten kan, wie er denn alle, ſo vnter der erden ſchlaffen, durch ſeine ſtimme wider auffwecken wird, wie er meinen Son durch Elie gebet, zum zeitlichen leben wider geruffen hat.

Ich glaub auch daß jm Gott, der Gott Iſrael, durch ſein werthes wort, welchs der heilige Geiſt durch den mund der beruffnen Propheten, Apoſteln vnnd Biſchoff außſpricht, jm ein heilige Kirche ſamle, auß Jüden vnd Heiden, vnnd daß wir arme Japhiten auch inn die gemeinſchafft der außerwehlten Heiligen Gottes gehœren, vnd ſind auß gnaden theilhafftig aller der güter vnd geiſtlichen

Segens, die Adam, Sem vnd Abraham verſprochen ſein, wie ich ſolches auß erfarung bezeugen kan, daß der Son Gottes mit ſeinem wort vnd Geiſt, in mein hauß vnd hertzen einkeret, vnd jm ein wonung gemacht hat.

Wie ich auch glaube, gewiß bin, vnd waarhafftig erkenne, vnnd für meniglich bekenne, daß Elia vnd alle ſeligen Propheten vnd Apoſteln, vnd was auff der Propheten vnd Apoſtel lere gebauet iſt, Gottes Männer, voller Geiſt vnd gnaden ſein, vnd daß jr wort, waarhafftig Gottes wort, vnd ein gewiß, veſt, ewig vnd ſeligmachend Evangelion iſt, darbey der Son Gottes krefftig iſt, vnd ſeinen heiligen Geiſt, neben ſeinen ſchetzen vnd geheimnuſſen außtheilet, vnnd die glaubigen durch ſeiner treuen diener predigt, tröſtet vnd ſelig machet, wie ich ſolches durch Elie predigt erfaren habe, dadurch ich zum glauben vnd zu der ſeligen erkendtnuß Jeſu Chriſti, auß gnaden beruffen vnd kommen bin.

Ich glaub auch, ſo fern ich an diſem mündlichen vnd gepredigten wort biß in tod halten, vnd dabey in gedult vnd gutem gewiſſen beharren werde (darumb ich hertzlich flehe vnd bitte) daß ich durch den leiblichen tod zum leben dringen, vnd zu meinem Herrn Chriſto kommen, vnd in jm ſanft ruhen werde, biß er mich ſampt allen glaubigen auß meinem grabe wider ruffen, vnd mit ſich in die ewige freude heim füren werde. Allda wil ich jm ehnlich vnd gleichförmig ſein, vnd ſein bild in völliger weißheit, gerechtigkeit, vnſterbligkeit, herrligkeit, freud vnd wonne, in alle ewigkeit tragen.

Diß iſt der Schmeltzerin zu Sarepta glaube vnnd Confeſſion, wie ſolches der heilige Geiſt im alten Teſtament auffgeſchrieben, vnd der Son Gottes in ſeiner erſten predigt zu Nazareth ſelber bezeuget, da er diſer alten Bergſtadt, vnd des alten Bergpredigers, vnd des *Elie gehorſamer* Wirtin vnnd Pfarrkindes mit ehren erwehnet, vnd ſeinen vnglaubigen vnd hartneckigen Landsleuten vnd Blutfreunden zu Nazareth, diſer Heidniſchen Bergfrauen glauben vnd Gottſeligkeit fürſtellet, darinn ſie ſich ſpiegeln, vnd jrem Exempel ſeliglich nachfolgen ſollen.

(*4. rw.*) Laſſet diß Bergſtedten vnnd Bergleuten ein ehr vnnd ewigen rhum ſein, daß der Son Gottes ſeinem volck ein Bergweib zur Lererin fürhelt. Die einheimiſchen thuns nicht, wil er ſagen, vnd kein Prophet gilt was, man höret jn auch nicht in ſeinem Vaterland, die frembden ſind heer fro, vnnd nemen die Propheten mit freuden auff. Darumb werde ich auch mit meinem Evangelio, wenn ich euch mein gruß, dienſt vnd genade, als ein Diener der beſchneidung, angebotten, zun frembden vnd außlendern müſſen wenden, denen werde ich Gott will kommen ſein, Wie der Prophet Obadia weiſſaget, daß endlich nit allein die Heidniſche Cananiter vnd Kauffleut, ſonder auch die Sareptaner, Arabiſchen, Indianiſchen, vnd Ophiriſchen Bergleut, ſich werden zu Sems hütten, vnd zu dem berg Sion halten.

Wie denn, Gott lob, der Propheten vnd des Herrn Chriſti weiſſagung reichlich erfüllet, da das Evangelium vater die Heiden herrlich geprediget, vnnd S. Paulus im gebirge Eſau vnd Arabien, drey gantze jar, Chriſtum bezeuget, vnnd darnach auff ein ſonderlichen beruff in Macedonien ſein lauff verrichtet, vnnd mit dem wort der verſönung, gen Philippen auff das löbliche alte Goldbergwerck, das etwan zum Goldbrunnen hieß, ſich begabe, vnd bey der Purpurkremerin, in jrem ſeiden vnnd eiſenkram einkeret, vnd vil guts allda außrichtet.

Sehen wir doch auch in Evangeliſten, daß der Son Gottes, da er im Jüdiſchen Land herumb raiſete, wie ein Ertzbiſchoff inn ſeinem ſprengel, hat er auch die alte Stadt

Sarepta, Elie Kirch vnd Predigſtul beſuchen, vnnd diſer Sareptaniſchen Wittib nachkömlingen dienen wöllen.

Denn da der Son Gottes das land Juda durchwandelt, vnd vil predigt zu Jeruſalem vnd am Jordan gethan, vnd ſeine Wunderwerck im ſtamm Juda vnnd Benjamin hat ſehen laſſen, iſt er am Jordan hinauff gegen Mitternacht, durch das Kœnigreich Iſrael in Samaria gereiſet, welches gegen abend mit dem Mittelmeer, vnd Mittag mit dem Jordan, gegen Morgen, mit dem Kœnigreich Juda, ſo bey Berſabe gegen Mittag mit Egypten grentzet, nach Galilea durch den ſtamm Ephraim, Nephthalim vnd Sebulon gereiſet, vnd letzlich in die ober oder Heidniſche Galilea, vnd frontir des Jüdiſchen lands gegen dem berg Lybano, vnd gar in die grentze Tyri vnd Sydons kommen, jenſeidts dem Galileiſchen Meere, oder See Geneſareth, mitten in die grentze der zehen Stedte, die Salomon etwan dem Kœnig Hyram ſchencken wolte. Vnter diſe zehen Stedte, zelen die Gelerten auch vnſer Bergſtadt Zarpat, da er einen ſtummen vnd tauben geſund machet, vnd des Cananeiſchen Weibleins beſeßnen Töchterlein hilffet.

Diſe Syropheniſſin oder Greckiſch Weib, ſoll auch von Sarepta geweſen ſein, vnd wie Epiphanius ſchreibet, ſol ſie von der Sareptaniſchen Wittib nachkömling jr ankunfft haben, welche jrer Voreltern glauben bewaret, vnnd wie die Weiſen auß Orient, auff den verheißnen Meſſiam vnd Kœnig der Jüden ſoll gehoffet vnnd gewartet haben. Denn wie Danielis Prophecey in den Perſiſchen vnnd Morgenlendiſchen Schulen geblieben vnd fortgebracht iſt, Alſo ſol auch Elie lere bey diſer Sarepta bliben ſein, biß auff Chriſti menſchwerdung.

Da nun diſe Sareptanerin hœret, daß Meſſias in jr Stadt kommen ware, da eilet ſie zu jm in ein hauß, vnd fellt jm zum füſſen, bitt er wöll jhr jr armes Töchterlein von dem vngeſtümmen Teufel erledigen.

Ob ſie aber Chriſtus wol eben hart anferet, vnd verhebt jr jr Heidenthumb, vnd nennet ſie ein Heidniſchen Hund, trœſtet ſie ſich doch one zweifel, daß jre Vorfaren, ob ſie auch wol Heiden waren, dennoch auch des Gottes Iſrael genoſſen haben.

Darumb bekendt ſie, Chriſtus ſey nicht allein der Juden, ſondern auch der Heiden Gott, vnd ob die vom hauſe Iſrael wol kinder vnnd erben im hauß Gottes ſein, will ſie gern nur ein haußgenoß oder hündlein ſein vnd heiſſen, vnd an den prœſamlein, ſo von der kinder tiſch fallen, wie ein ander armes heidniſch hündlein geſettiget, vnd lieber der geringſten eines im hauſe Gottes, denn in der Welt Reich die grœſte Kœnigin ſein.

Freilich war das ein groſſer vnd ſtarcker glaube, von einem kleinen vnd ſchwa-(*s. vw.*)chen Weiblein, welchen der Herr ſelber rhümet, damit ſie Chriſtum einnam vnd ſieget jm an, als ein rechte vnd geiſtliche Iſraelitin, vnd Abrahe Tochter, vnd erſtritte jrem armen Töchterlein, daß es ſeiner gefengnuß vnd greulichen Gaſtes erlediget ward.

Laſt diß auch jr lieben Bergleut euch ein ehre vnd troſt ſein, daß der leibhafftige Son Gottes ſelber in ein Bergſtadt wallet, vnd leſt ſein krafft vnd herrligkeit allda ſcheinen in zweyen groſſen wunderwercken, vnd beweiſet mit offnen durchſchlegen, daß er auch der Heidniſchen Bergleut, vnd jrer armen Witwen vnd kinderlein treuer Gott vnd Heiland ſey.

Denn hiezu ſoll euch doch diſe gantze hiſtorien von diſer Sareptaniſchen Witwen dienen, daß jr hierauß in euerm hertzen vergewiſſet vnd verſichert werdet (wie heut im eingang gemeldet) daß Bergleut auch zum Reich Jeſu Chriſti gehœren, vnd daß ſie in jren Zechen

vnd Hütten, auch den rechten Gott anrüffen können, welcher ſie auch erhören will, ſo fern ſie ſein wort vnd jre Elias vnd Paulos, die Gott zu jnen ſendet, mit willigem vnd gehorſamen hertzen, in aller ehrbietigkeit annemen, vnd jrem glauben vnd gut gewiſſen biß an jr ende verwaren, darvon jr zur andern zeit mehr hören ſollet.

Es zeugen auch diſe vnd andere hiſtorien vnd ſprüche in der heiligen Schrifft, daß Bergwerck ein gute gabe vnnd gnediger ſegen Gottes iſt, darauß erfolget, das kux oder bergwerck bauen, auch ein ehrliche vnd ſelige narung vnd gewerbe iſt, darbey einer ſo wol kan ſelig werden, als ein weib, die auff jrem kreifftbett jr leben leſſet, ſo fern ein Bergman ſein glauben, eyd vnd gut gewiſſen bewaret, vnnd im kleineſten wie im groeſten trew, redlich vnd waarhafftig erfunden wird.

Denn da Gott allerley gute creatur im anfang ſchuffe, ließ er auch durch ſein ſprechen klüfft, ſtetz vnd genge werden, damit er die hohen gebirge in den wüſteneyen ſchmüchet, vnd vmbgürtet ſie mit fündigen gängen, die ſilber vnnd gold füreten, wie David im 68. Pſalm diſe bergcreaturen vnd gaben Gottes, auch vnter der andern wolthat rhümet, damit vnſer Gott berg vnd thal, fluß vnd feiſſen zieret, vnnd das gantze jar kroenet. Denn das wir lernen, Gott hab im anfang auch gold vnd ſilber, in klufft vnd geng, vnd fliſſende waſſer geſprochen vnd eingeſchaffen, vnd daß ſolche Creaturen Gottes gute geſchöpff ſein, zeuget Moſe, da er auch vor Adams fall oder übertrettung des reichen goldſeiffens im fluß Piſon erwehnet, der durchs goldland India vil flitzſchgold, oder ein goldſand vnd körner füret.

So nennet vnſer Gott das Gold in Propheten, ſein gold, das er geſchaffen, darinn er auch in ſeinem ſtifftte, vnd ſonderlich inn der *übergüldten* Bundsladen, vnnd dem tichten güldeu Gnadenthron, ſeinen Son ſampt der lieben Chriſtenheit, als inn einer güldenen Poſtill wolte fürſtellen. Geneſ. am 24. da Iſaacs werber ſeines alten Herrn vermögen vnd reichthumb im fürtragen rhümet, ſpricht er vnter andern worten: Der Herr vnſer Gott, hat meinen Adoni vnd Herrn reichlich geſegnet, vnnd jm Schaff vnd Ochſen, ſilber vnd gold beſcheret.

Hie wird ſilber vnd gold Gottes reicher ſegen vnnd gute gabe genennet, Wie die vernünfftige Abigail, jr verehrung von feigen vnd roſinigken, wein vnd ander profiant, auch ein ſegen Gottes nennet.

Hiob am 22. Cap. ſpricht Eliphas zu dem alten Bergherrn Job: Wirſt du dich zu Gott bekeren, ſo wird der allmechtige vnnd rechte Ertzmacher, dir golds krafft, vnd reiche Goldſeiffen beſcheren, wie im lande Ophir, oder auff den Indianiſchen Goldweſchwerck ſein. Denn alſo geben die Gelerten den ort im Job. Der allmechtige wird dein gold ſein, vnd wird dir gemalen gold, vnnd derbe goldflitzſchen von den gengen oder felſen geben, wie in Ophir, da man das köſtliche Ophiriſche gold machet.

Da Moſe ſeinem Volck, Gottes zeitlichen ſegen, vnd jrrdiſche güter verheiſſet, oder leget auß, was beym erſten Gebot wolthun heiſſet, biß ins tauſent glid, ſpricht er, Deut. am 18. Gott wird dir ein land einreumen, darinn vil vnd guter eiſenſtein brechen, vnd du gediegen kupffer auß den bergen hauen wirſt. Denn wie jr oben gehöret, das gelobte Land hat nur kupffer vnd eiſen gehabt. Arabien, welches an Pale-(*s. rw.*)ſtina ſtieß, hat auch Goldbergwerck, wie faſt alle Morgenlender. Darumb die Weiſen auß Orient oder Perſen jhres Landes beſte früchte dem neugebornen Kindlein ſchencken: Gold, Weyrauch vnnd Mirrhen. Von welchem geſchencke, die ehrliche vnd hochzeitliche verehrung, zumal

auff Hochzeiten, in etlichen Landen noch hentigs tags, das Weifet genennet werden.

So denn nun gold vnd filber, eifen vnd kupffer, Gottes gute Creaturen fein, vnd in der heiligen Schrifft, Gottes Gaben vnd fegen heiffen, vnd der reiche Gott, des alles gold ift, vnd das ertz wachfen leffet, wie jr Bergleut fein redet, verheiffet denen, die jn lieben vnd feine gebot halten, reiche bergwerck vnd gute kux, oder fündige zechen, vnd gantze zwitterftöcke, vnd bildet beide feinen Son vnnd das neue Jerufalem, in einer güldenen Stadt vns für, fo muß bergwerck verlegen, bauen, vnd damit ehrlich handlen, auch der lœblichen vnd rechten narung eine fein, weil zumal vil groffer vnd heiliger Leut bergwerck gebauet, vnd darbey in der erkendtnuß Chrifti reich vnd felig worden find.

Ebers Enigklin, Gene. 10. find felige Sincker vnd Wefcher gewefen, Job vnd andere Araber, die Ifmaels Gott den ewigen Meffiam kenneten vnd angeruffen haben, find auch Bergleut gewefen. Die auß dem ftamm Afer, haben fich vom bergwerck genehret, wie oben gehœret. Salomo vnd der fromme König Jofaphat, daß wir des Hyrams vnd ander Heidnifchen Bergherrn gefchweigen, find auch vom bergwerck reich worden. Die Sareptanerin ift auch ein Bergwitwin gewefen. So hat die Purpurkremerin zu Philippen jren Kram bey den Bergleuten auffgefchlagen, vnd find beide felig worden, durch die erkendtnuß Jefu Chrifti.

Elias vnd S. Paulus find Bergprediger gewefen, wie auff dem Goldbrunnen zu Philippen, vil rechter vnd lebendiger Heiligen waren, welche mit dem blut vnnd Geift Jefu Chrifti find geheiliget, vnd durch das heilige Evangelion vil leut haben heilig vnd felig machen helffen, An welche S. Paulus die fchœne Epiftel zun Philippern fchreibet.

Aus difem erfolget, daß Bergleut auch zum Reich Gottes gehœren, wie Gott lob heut zu tag, nach Obadie weiffagung, vil Chriftlicher vnd weitberhümter Bergherrn vnd Bergwerck fein, auß welchen groffe vnd theure leut erwachfen, die das felige Evangelion zu breiten plick zu vnfern zeiten geprediget haben, vnnd noch predigen, vnd vil groffer Leut in jren Bergftedten die reine lere hegen vnd pflantzen, dardurch vil ehrliche Bergleut, fampt jhrem Weib, Kind, gefind vnd nachbarn, zu der waaren erkendtnuß Jefu Chrifti, vnd feins einigen opffers vnd fürbit kommen, vnd im Herrn drüber einfchlaffen, wie ich nuß difer meiner Pfarr vil fchœner exempel erzehlen köndte. Doch was die Schrifft für Bergleut vnd Stedte rhümet, vnd wie fich für vnd nach der Sündflut die alten Bergherrn vnd Sincker verhalten, wöllen wir, wills Gott, auff ein ander mal gedencken.

Jetzt muß ich zum befchluß noch nur eins arguments erwehnen, welchs zwar in difer meiner Poftill durchauß fol getrieben vnd angezogen werden, daß Gott der heilige Geift, der durch feine Propheten von anbegin geredt, vnd den offenbarten willen Gottes, fo der Son Gottes, auß Vatern fchoß herfür bracht vnd erklert, hat aufffchreiben laffen, fehr oft von groffen geheimnuffen, auff bergleufftige weife, zumal bey Bergleuten reden leffet. Denn wie jr mit der zeit, ob Gott will, hœren follet, wird nit allein allerley metall, fondern auch der Bergleut gezau, arbeit, des fchmeltzens, treibens, wafchens, müntzens, vnd gar vil berghandels in der Biblia gedacht, darinn vnfer Gott allen glaubigen Bergleuten, als in einer rechten Bergpoftill, die hœchften vnd nœtigften artickel der waaren Chriftlichen Religion, fampt den vier groffen Keiferthummen leffet fürmalen, damit fich ein jeder Leye inn feiner faurn bergarbeit, der nœtigften ftück, fo zu feiner

ſeelen ſeligkeit von nœten ſein, vnnd vom ende diſer Welt, zu jeder zeit vnter der erden ſich zu erinnern, vnd wie Jona in ſeinem Walfiſch, auff ſeiner ſtrecken, an Gott vnd ſein wort trœſtlich gedencken könne.

Da nun Gott der heilige Geiſt ein vngnedigs gefallen am bergwerck trüge, oder Bergleut hindten nicht, gleich ſo wol als ander leut, ſich ſeliglich mit Gott vnnd (*s. vw.*) ehren nehren, würde er nicht ſo offt gleichnuß vnd bildwerck von Metallen vnnd bergarbeit genommen haben.

Derhalben habt jr Bergleut auß diſem allen zu lernen, weil Gott die bergwerck erſchaffen, vnd offt ſelber die genge offenbaret, vnd auff bergleuffige weiß offt inn der Schrifft redet, vnd rauch vnd feuer offt bey den Bergleuten gehalten, darein er mit ſeinem wort einkeret hat, vnd vil heiliger Leut ſind mit bergwerck von Gott beſeliget, vnd neben jrem zugefallenen reichthumb vnd geſchenckten Gottesgaben vnd milten ſegen, reich vnd ſelig worden, ſo iſt vnd bleibt bergwerck, ein Göttliche, erbare, vnd redliche narung, darbey einer mit Gott vnd gutem gewiſſen ſein, vnnd ſeiner narung abwarten, vnd darbey ſelig ſein vnd bleiben könne, ſo fern er den alten Gottſeligen Bergleuten folget, vnd über Gottes alter Bergordnung ſteiff vnd veſt helt, vnd ſich fürs Cains vnd Lamechs, vnd anderm Heidniſchen Gottloſen vnd wüſten weſen enthelt, darvon jr auff ein ander zeit, ſo mir Gott mein leben gönnet, nach der lenge hœren ſollet.

So vil dißmals von der alten Bergſtadt Sarepta. Der ewige Son Gottes, der auch in diſe vnſere Sarepta vnd Kœnigliche freye Bergſtadt S. Joachims Thal, mit ſeiner gnaden wort iſt einkeret, der wölle diſe lœbliche Gemein, bey der Propheten vnd Apoſtel reiner lere allergnedigſt erhalten, vnnd ſein milte hand über vnſere genge auffthun, vnd ſein reichen ſegen von knoſpen glaßertz, gedigen ſilber vnd ſehœnen rotgüldigen ertz drein trieffen vnd tröpfflen, vnd vnns darneben ein gerüglichs vnd ſtilles leben füren laſſen in aller Gottſeligkeit, erbarkeit vnnd vnterthenigkeit, damit Gott in diſen Sudetiſchen vnd Behemiſchen gebirgen gepreiſet, vnnd vnſer kinder vnd nachkommen in reiner lere bewaret, mit vns hie das tægliche brod zur zimlichen notdurfft, vnd dort das ewige leben ererben. Durch Jeſum Chriſtum Gottes vnd Marien Son, vnſern einigen Hohenprieſter vnd lieben Herrn, hochgelobt auff berg vnd hügeln, vnd über vnd vnter der erden, hie vnd in alle ewigkeit, Amen.

AUS GEORG WICKRAMS ROLLWAGENBUECHLEIN.

Das Rollwagen buechlin. Ein neüws, vor vnerhœrts Buechlein, darinn vil guoter ſchwenck vnd Hiſtorien begriffen werden, ſo man in ſchiffen vnd auff den rollwegen, deßgleichen in ſcherheüſeren vnnd badſtuben, zuo langweiligen zeiten erzellen mag, die ſchweren Melancoliſchen gemueter damit zuo ermünderen, vor aller menigklich Jungen vnd Alten funder allen anſtoß zuo leſen vnd zuo hœren, Allen Kauffleüten ſo die Meſſen hin vnd wider brauchen, zuo einer kurtzweil an tag bracht vnd zuoſamen geleſen durch Jörg Wickrammen, Statſchreiber zuo Burckheim, Anno 1555. *Ohne Angabe des Druckortes. 63 ungezählte Blätter in 8°.*

I. (*B s. viw.*)

Einer leidt mit feiner Frauwen lieb vnd leidt.

EIn fchneider faft ein zenckifcher menfch, welchem die frauw, wiewol fy frumb vnnd treüw was, fo kundt fy jm doch nimmer recht thuon, er war allweg mit jr zuo vnfriden, fchluog vnnd raufft fy ftetz, deßhalb die Oberkeit darinn fehen muoßt, vnd legt jn ein zeitlang in gefencknuß. Vnnd als man meint er hette nun wol gebueßt, er folt witzig werden, vnd mit feinem weib furthin freüntlich læben, ließ man jn wider herauß, er aber muoßt ein eydt fchweren das weib nimmer zuo fchlahen, funder folt freündtlich mit jr leben, auch lieb vnd leid mit jr (*B s. rw.*) leiden, wie fich vnder Eeleüten gebürt. Der fchneider fchwuor. Als er nun ein zeit lang fridlich mit jr lebt, kam jm fein alte weiß wider an, daß er mit jr zanckt, er dorfft fy aber nit fchlagen, darumb wolt er fy bey dem har erwütfchen. Das weib aber war jm zuo gefchwind, vnd entfprang, do erwütfcht er die fchær vnd warffs jr nach, jagt fy im hof vmb, vnd was er erwütfcht warff er jr nach. Wenn er fy traff, fo lachet er, vnnd wenn er jren felt, fluocht er. Das treib er fo lang biß jr die nachpauren zuo hilff kamen. Der fchneider ward wider für die Herren befchickt, die hielten jm für, ob er nit wußt was er gefchworen hett. Antwort der fchneider, Lieben Herren, ich hab mein eyd gehalten, hab fy nit gefchlagen, funder wie jr mir befolhen haben, fol lieb vnd leid mit jr leiden, das hab ich gethan. Die Herren fagten, Wie kan das fein, fy fuert doch ein groffe klag. Er antwortet vnnd fprach: Ich hab fy nur ein wenig bey dem haar wöllen ziehen, alfo ift fy mir entwichen, do bin ich jr nachgeilt, nach jr mit benglen vnnd was ich erwütfcht hab geworffen, wenn ich fy hab troffen, ift es mir lieb gewefen, vnd jr leid, wenn ich hab gefelt, ift es jr lieb gewefen vnd mir leid. Alfo hab ich lieb vnd leid mit jr gelitten, wie jr mir befolhen haben. Solch findt man etwan fantaften, mit denen man ein gantz jar zuo fchaffen hett, fo man jnen lofete. Die Herren geboten jm er folt fy nit mer fchlagen, auch kein lieb noch leid in folcher geftalt mer mit jr leiden, funder luogen, daß das weib kein klag mer über jn fuort, es wurde jm nümmen mit einem fchertz außfchlitzen.

II. (*C vw.*)

Von einem armen Edelmann der gelt entlenet hett.

EIn armer Edelmann hat von einer Gmeind in einem Dorff etlich gelt entlehnet, vnd fich verbriefft, auch aller fchirm vnd freyheit verzigen, wo er die zinß nit zuo jren zilen erleget, folt man macht haben auff jn zuo leiften, oder jn gefencklich anzuonemmen. Nun ließ er etlich zinß zuofamen kommen, vnd was jm die Bauren emboten, fo gab er nichts darumb: alfo daß fy zuo letft auff jn leiften lieffen. Aber jm lag nichts daran, dann wenn fy fchon lang leifteten, muoßten fy den koften felbs zalen. Sy konten jm nit vil nemmen, dann er hat nichts. Alfo daß fy entlich zuo Rotweil erlangten, wo fy jn ergreiffen möchten, vnd er fy nit von ftundan augenblicklich zalte, daß fy jn in gefengknuß legen möchten. Alfo fertigten fy ein Botten ab, der jn fuochen folt fo lang biß er jn funde, vnnd kein lenger zil folt geben, funder von ftundan gelt oder in gefengknuß legen. Der Bott ergreifft den Edelmann in einem Dorff vnder eim Scherer fitzende, vnnd ließ jm den bart fcheren. Vnd der Bott mit vngeftueme fuor jn an, wolt das gelt von jm haben. Der Edelmann fprach, Thuo gemach, ich wil dich zalen. Der Bott antwortet, Ich

hab den befelch, euch nit von hand zuo laſſen, ſunder von ſtundan das gelt von euch zuo empfahen. Der Edelmann ſprach, Magſt du warten biß ich den bart vollen abſchir. Der Bott antwortet, Das wil ich thuon. Do ſagt der Edelmann zum Scherer, Hœr auf ſcheren, vnd (*C rw.*) ließ alſo den halben bart ſtan. Do ſprach der Bott, Juncher wölt jr nit volls abſcheren. Der Edelmann ſagt, Nein, du haſt mir zuogeſagt zuo warten biß ich volls geſchoren hab, darumb wart ſo lang du wilt, wirſt nit erwarten daß ich den bart gar abſchir, ich mueßte dich fuſt zalen. Do ſahe der Bott daß er betrogen war, lieff eylentz zuo dem Schultheiß, vnd wolt den Edelmann laſſen gefengklich annemmen, in dem halff jm der Scherer daruon. Alſo wart der Bott noch biß er den bart gar abſchirt, vnd wirt den Bauren nichts. Darumb iſt es nit guot, wenn die Bauren den Edelleüten leyhen, es iſt das widerſpil, die Edelleüt ſollen den Bauren leyhen.

III. (*C iij vw.*)

Von eim außgelauffnen Münch der mit der gſchrifft überwunden ward.

Ein außgelauffner Münch kame auff die loblich kunſt der Truckerey, verſprach ſich vier jar zuo lernen, vnd alß er ein kurtze zeyt darbey war, zohe er das gaſthuetlin bald ab, alſo daß ſchier alles geſchwetz ſein war, waß man ſagt ſo wolt ers baß wiſſen dann die andern geſellen, vnnd ſunderlich auß der Bibel vnd Teſtament, vnd alle menſchen ertaubt er mit ſeim diſputieren. Wie aber der bruach auff Truckerey iſt, das man einandern wol kan vexieren. Alſo waß auch ein ſetzer der ein groſſer vexator, vnd jm ſeer wol mit guoten ſchwencken war, der ſprach auff ein zeit zuo dem Münch, Du treibſt allweg vil geſchwetz meer dann ander geſellen, vnd biſt doch nicht gegründet in der geſchrifft, iſt es dir gelegen ſo wil ich biß Sontag ſo wir nitt dörffen arbeiten, ein kurtze Diſputation mit dir halten, doch ſo ferr daß da nichts gehandlet werde, dann (*C iij rw.*) mit der geſchrifft alſo daß ſich ein jeder mit der geſchrifft behelff vnnd were, vnnd ſollen die andern geſellen zuo hœren vnnd richter ſein. Der Münch war wol zuo friden vnd verſprachen alſo einandern die Diſputation. Alß nun der Sontag kame vnd ſie zuo ſamen faſſen, hette ſich der Münch mit ſeiner Bibel, Teſtament vnnd waß er denn vermeint für buecher jm darzuo dienſtlich ſein, verſehen, der ſetzer alß ein groſer ſpeyvogel, hatt jm in ein ſack gethon ettwan auff fünff oder ſechs pfundt buochſtaben, welche man auch auff Truckerey nit anders dann gſchrifft heißt oder nennt, vnnd alß ſie anfiengen zuo Diſputieren, vnd der Münch jm vil hoher vnd groſſer fragen (als er meint) auf gab, vnnd der ſetzer jm ſtetz mit lachendem mund ſpöttliche antwort gab, alſo das der Münch verſtuond das er jn vexiert, (wie dann der Münch art iſt waß ſie dörffen dencken dörffen ſie auch thuon) wuſcht er auff vnd fiele dem ſetzer inß har, aber der ſetzer war nicht faul vnd wuſt mit ſeim ſack herfür darinn die gſchrifft war, vnd ſchluoge ſie dem Münch vmb den kopff vnnd lenden wo er jn treffen kunt, daß der Münch mordio ſchrey, vnd die geſellen jm zuo hilff muoſten kummen. Alſo muoſt diſer Münch den ſpott zuo den ſtreichen han, vnd erkanten die geſellen das der ſetzer ſolt gewunnen han, vnnd der Münch mit der gſchrifft überwunden wær, alſo ward der Münch darnach ein wenig ſtill, dann wann er ettwaß anfieng trauweten jm die geſellen auff die geſchrifft, ſprechende, Muoß man aber die gſchrifft empfindtlich mit dir brauchen?

IV. (*D 6. vw.*)

Von einem der ein fürſprechen vber liſtet, vnd hett jn der fürſprech das ſelbs gelert.

EIner ward vor dem gericht vmb ein ſach angeſprochen, des er ſich wol verſach, er wurde on gelt nicht daruon komen, das klagt er einem fürſprechen, oder redner, der ſprach zuo jm: Ich will dir zuoſagen auß der ſach zuo helffen vnnd on allen koſten vnd ſchaden daruon bringen, ſo ferne du mir wilt vier gulden zuo lon für mein arbeit geben. Diſer war zuo friden vnd verſprach jm die vier gulden, ſo verne er jm auß der ſach hulffe zuo geben. Alſo gab er jm den radt wann er mit jm für das gericht keme ſo ſolt er kein ander antwort geben, God geb was man jn fragt oder ſchalt dann das einig wort, blee. Do ſie nun für das gericht kamen, vnnd vil auff dieſen geklagt ward, kunt man kein ander wort auß jm bringen dann blee. Alſo lachten die Herrn vnd ſagten zuo ſeinem fürſprechen: Was wölt jr von ſeinet wegen antworten? Sprach der fürſprech, ich kan nichts für jn reden dann er iſt ein Narr vnd kan mich auch nichts berichten das ich reden ſol, es iſt nichts mit jm anzuofahen, er ſol billich für ein Narren gehalten vnd ledig gelaſſen werden. Alſo wurden die Herrn zuo rath vnd lieſſen jn ledig, darnach hieſch jm der fürſprech die vier gulden. Do ſprach diſer blee. Der fürſprech ſprach, du wirſt mir das nit abblehen ich will mein gelt haben, vnnd bot jm für das gericht. Vnd als ſie beide vor dem gericht ſtunden, ſagt (*D 6. vw.*) diſer alweg blee. Do ſprachen die Herrn zum fürſprechen, Was macht jr mit dem Narren, wiſt jr nit daß er nit reden kan? Alſo muoſt der redner das wort Blee für ſeine vier gulden zuolon han, vnd traff vntrew jren eygen Herrn.

V. (*D 7. vw.*)

Von einem pfaffen der nit wolt leiden das ſein Bauren einandern hieſſen liegen, ſunder ſo einer ettwan nit die warheit ſagt ſolt der ander nur mit dem maul wiſpelen oder pfeiffen damit diſer ſelbs merckt das er darneben geredt hette.

EIn Pfarrer in eim dorff predigt auff ein zeit, ſeinen bauren gar hefftig wider jr vnzüchtig leben das ſie ſich alſo ſoll ſoffen, dann auß dem zuotriucken kumpt dann das jr einandern heiſſen liegen, demnach ſo ſchlagen jr einandern vnd geradt ettwan zuo eim todſchlag, das kumpt dann alß auß dem das jr einandern alß freuenlich heiſſen liegen, darumb will ich eüch gewarnet vnd gebetten haben, jr welt eüch vmb eüwer ſeelen heil willen daruor hueten vnd abſton, wann aber alß ſich ettwan begibt, das ettwann (*D 7. vw.*) einer ein vnwarheit ſagt, ſo mag der nechſt by jm ettwann mit dem maul pfeiffen, auff das der ander mercke das er darneben geredt hatt, vnnd daruon abſton, das wer fein vnd bruederlich. Wie er nun der Predigen ſo vil macht, fiengen die Bauren ſich an zuo beſſern. Vnd nit lang darnach kam dem Pfarrer die Materi zuo Predigen, wie Gott im anfang alle ding hette geſchaffen. Alſo bedacht er ſich auch nit weiter (dann er villeicht die nacht daruor auch nit vaſt darauff geſtudiert hett) huob an vnnd ſagt wie Gott der Herr den Adam anfencklich do noch kein menſch noch Creatur auf erden were geweſen, auß einem leimklotzen geſchaffen hett, vnd jn an ein zaun geleint, biß er die Eua auß ſeim ripp gemacht hette. Alſo huob der nechſt Baur ſo bey jm ſtuonde an vnd pfiff, das merckt der Pfaff vnnd ſahe jn an vnnd ſprach: Wie ich mein, du meinſt ich liege. Der Baur ſagt, nein mein Herr, Ich wolt aber gern wyſſen wer den zun gemacht hette. Der Pfaff ſprach: Do laß ich jn vmb ſorgen,

vilcicht iſt er alſo behend vnnd ſchnel gewachſen, demnach lag dem Pfaffen nichts mer daran die Bauren lugen oder nit, diewil ſy jm auch kundten pfeiffen.

VI. (*F iij vw.*)

Von einem vngelerten Pfaffen der den Kalender nit verſtuond.

ICh muoß noch einen Pfaffen im land zuo Lottringen beſchriben, dieweil ſichs eben alſo zutreit. Es ligt ein Dorff im Luttringer land mit nammen Langenwaſen genant, darin hatt zuo diſer zeit auch ein Hochgelerter Pfaff gewonet, dem manglet gar nichts dann das er nit wiſſen kund, wann es Sambſtag oder Suntag was. Dann er ſich gar nichts auff den Kalender verſtuonde, yedoch hatt er ein ſunder gemerck auff die tag. Er was eines ſolchen ſinnrichen verſtands das er nun von zuoſehen hatt gelernet die aller beſten beſen machen ſo man erkunnen mocht Er nam jm für allen Montag fieng er an vnd macht einen beſen, am Zinſtag aber einen, am Mittwoch, Dunſtag, Freitag vnd Sambſtag allen tag einen, vnd wann er dann der Beſem ſechs zuoſammen bracht, ſo kund er abnemmen das den künftigen tag Suntag ſein muoßt. Darumb gieng er allwegen an dem Sambſtag zuonacht zuo ſeinem Si-(*F iij rw.*)griſten vnd befalh jm deß morgens zuo der Meß zuo leüten. Nun was ein ſchamparer Baur zuo Langenwaſen, der wonet vil vmb den Pfaffen, der ſelbig fand den Pfaffen ein mal ſeine Beſen zalen, auf ſolche weiß, den erſten Beſen nannt er Montag, den andern Zinſtag, den dritten Mittwoch, den vierdten Donſtag, den fünfften Frytag, darnach ſagt er, morgen muoß ich meinen Kilchwart heiſſen leüten. An ſemlichen worten kundt der Baur wol abnemmen, daß er ſein gantze wochen rechnung allein by dem Beſen hatt.

Auff ein Mittwoch darnach kam gemelter Baur aber in deß Pfaffen hauß vnnd fand jn nit daheim, dann er was außgangen nach Beſen reyſern, der Baur fand drey Beſen bey einandern in einem winckel ſton, er nam eilends den einen vnnd verbarg jn hinder einer alten kiſten. Der guot Pfaff arbeit darnach als er auß dem holtz kam gantz fleyſſig. Am Freitag fieng er aber an ſeine Beſem zalen, vnd fand deren nit mer dann vier. Er ſagt zuo jm ſelbs wie bin ich doch ſo gar jrr in meinen Beſamen worden, nun hett ich mit eim ein wettung beſtanden es wer heüt Freytag gweſen ſo es doch erſt Donſtag iſt. Alſo ſtuond er am Sambſtag zuo morgens wider auff vnd macht ſeinen Freytag. Am Suntag zuo morgen macht er ſeinen Sambſtag. Nun hatt der ander Baur ſo jm den Beſem verborgen hatt dem Sigriſten alle ſachen geoffenbart. Vnd als die zeit kam fiengen ſy an zuor Meß zuolüten. Der Pfaff meint es wer Jemans geſtorben vnd lieff bald in die kirchen, fragt waß daß für ein geleüt wer. Ich hab zuo der Meß geleüt ſagt der Sigriſt, dann es iſt heüt Sun-(*F iiij vw.*)tag. Wie kan das müglich ſein, ſagt der Pfaff es iſt Sambſtag, alſo kamen ſy ſo hart zuo ſtreit beideſammen das zuo letſt der Pfaff den Sigriſten liegen hieß. Der Sigriſt dem alle ding von dem andren Bauren was angezeigt, ſtalt ſich gar zornig vnd ſagt: Herr Pfarrherr, jr ſchelten mich einen lugner deß mueßt jr mich überweyſſen, oder ich will gon gen Metz vnd will eüch vor dem Biſchoff verklagen. Der Pfaff ſagt: Du ſchalck, ſo gang vnd bring noch einen andern mit dir in mein hauß, da will ich dir guote rechnung vmb einen jetlichen tag geben. Bald lieff der Sigriſt zuo dem andern Bauren ſo jm zuor ſach geholffen, bracht jn mit jm in des Pfaffen hauß. Der Pfaff fieng an vnd zalt ſeine Beſen, vnd kondt

nit mer finden dann den Freitag, der Sambſtag was noch nit gar außgemacht. Sichſtu ſagt der Pfaff da ſtadt noch der Sambſtag vnd iſt noch nit gar gebunden. Der Sigriſt ſagt: Was gond mich die Beſen an, zeigen mir den Kalender. Der Pfaff ſagt, ich acht mich keines Kalenders dann mir felen die tag nit an meiner arbeit. Zuoletſt ſuocht der Sigriſt hin vnd wider im hauß, vnd findt den Beſem vnder der kiſten zeücht jn herfür vnd ſagt: Hie fecht jr Herr Pfarrer von Langenwaſen wölcher vnder mir vnd vnder eüch war gſagt hatt, nun ſind nur keins andren von mir warten, dann das ich den nechſten gen Metz ziehen will, eüch vor dem Biſchoff verklagen, der wirt eüch wiſſen den Kalender zuo leren. Wem was engſter dann dem guoten Pfaffen, er ſorgt nit allein daß er vmb ſein pfruond kem, ſunder forcht auch die gfencknus, darumb (*F iiij rw.*) bat er den Sigriſten vmb verzeihung, er wolt für baß den Kalender lernen vnd nit mer auff ſein Beſem machen acht haben. Der ander Baur ſo den Beſen verborgen hatt, redt auch ſein guots darzuo, alſo vertruogen ſy ſich mit einandern. Vnnd als die meß vollbracht ward fuort ſy der Pfaff ins Wirtshauß, zalt die ürten, vnd lart fürbaß den Kalender. Solch vngeſchickte Prieſter hand wir nit im Teütſchen land es ſel dann ettwann.

VII. (*F s. rw.*)

Ein guoter Schlemmer dichtet ein Liedlin damit ward ſein Würt bezalet von den Fuckern.

AVff dem Reichstag zuo Augſpurg, Anno geſchach ein guoter ſchwanck von einem ſinger, an deß Hertzog Willhelmen von München hoff, er was ein beruempter Muſicus vnd Componiſt, hieß mit ſeinem nammen N. Gruenenwaldt, er was ein guoter zechbruoder, nam nit verguot was jm an (*G vw.*) ſeines gnedigen Fürſten vnd Herren tiſch fürtragen ward, ſunder ſuocht jm anderßwo guot geſelſchafft ſo ſeines gefallens vnd kopffs waren, mit jm dapffer dempfften vnd zechten, kam ſo weit hinein, das alle ſchencken (vnd was er in barem gelt mitt jm dahin bracht) in naſſer war vnd guoten bißlein dahin gienge, noch muoßt die mauß bas getauft werden, er macht dem Würt bey den acht gulden an die wand. Infumma, es kam auff die letſt dahin, das der Hertzog von München ſampt andern Fürſten Herren vnd Stetten, aufbrechen wolten. Der Würt erfuor die ſach, kam zuo dem guoten Grienenwald, fordret ſein außſtendige ſchuld. Lieber Würt ſagt Grienenwald, ich bitt eüch von wegen guoter vnd früntlicher geſellſchaft ſo wir nun lang zuoſammen gehabt, laſſend die ſach auff diß mal alſo beruowen biß ich gen München kum, dann ich bin yetzuomal nit verfaßt, wir haben doch nit ſo gar weit zuoſammen, ich kans eüch all tag ſchicken: dann ich hab noch kleinot vnnd gält zuo München das mir die ſchuld für bezalen möcht. Das gunn dir Gott ſagt der Würt, mir iſt aber damit nit geholffen, ſo wend ſich meine gleübiger mit worten nit bezalen laſſen, namlichen die, von denen ich Brot, Wein, Fleiſch, Saltz, Schmaltz, vnd ander ſpeiß kauffen, vnd bekummen muoß, es muoß allwegen bargelt da ſein, kumm ich auff den Fiſchmarckt, ſchon die Fiſcher bald ob ich vmb bargelt oder auff borg kauffen wöll, nimm ichs auff horg muoß ichs doppel bezalen jr geſellen aber ſetzt eüch zuom tiſch, (*G rw.*) der Würt kan eüch nit gnuog aufftragen, wann jr gleich wol nit ein pfennig in der täſchen hand. Dar umb merck mich eben weß ich auff diß mal geſinnet bin. Wilt du mich zalen mit heil, wo nit will ich mich

den nechsten zuo meins Gnedigen Fürsten vnd Herren von München, Secretarien verfugen der selbig wirt mir wol weg vnd steg anzeigen da mit ich zalt werd. Dem guten Grienenwald was der spieß an bauch gesetzt, wußt nit wo auß oder wo an, dann der Würt so auch mit dem Teüffel zuo schaffen gangen, was jm zuo scharff. Er fieng an die aller fuestten vnd glettisten wort zugeben, so er sein tag je studiert vnd erdenchen mocht, aber alles vmbsunst was. Der Würt wolt sich aber keins wegs nit schweigen lassen, vnd sagt: Ich kan nicht vil vmbstend, glat geschliffen ist bald gewetzt, du hast tag vnd nacht wöllen voll sein, den besten Wein so ich in meinem keller gehabt, hab ich dir muessen auffstragen, drumb darfst nur nit vil meüß, hast du nit gelt, so gib mir deinen mantel, dann so will ich dir wol ein zeit lang borgen. Wo du aber in bestimpter zeit nit kumpst, wird ich dein mantel auff der gant verkaufsen lassen, diß ist der bescheid mit einandern. Wolan sagt Grienenwald, ich will der sachen bald radt finden. Er saß nider, nam sein schreibzeüg, papeir fæder vnd dinten, vnd dichtet nachfolgends liedlin:*)

Ich stuond auff an eim morgen, Vnnd wolt gen München gon, Vnd war in groſſen sorgen, Ach Gott wer ich daruon, Meim Würt dem was ich schuldig vil, Ich woltin gern bezahlen, Doch auff (*G. vw.*) ein ander zil.

Herr gast ich hab vernummen, Du wölkest von hinnen schier, Ich laß dich nit weg kummen, Die zerung zal vor mir, Oder setz mir dein mantel ein, Demnach will ich gern warten, Auff die bezalung dein.

Die red gieng mir zuo hertzen, Betruebt ward mir mein muot, Ich docht da hilft kein schertzen, Soll ich mein mantel guot, zuo Augspurg lassen auff der gant, Vnd bloß von hinnen ziehen, Ist allen fingern ein schand.

Ach Würt nun hab gedulte, mit mir ein kleine zeit, Es ist nit groß die schulde, Villeicht sich bald begeit, Das ich dich zal mit barem gelt, Darumb laß mich von hinnen, Ich zeüch mit auß der welt.

O gast das gschicht mit nichten, Das ich dir borg diß mal, Dich hilfft kein außred dichten, Tag nacht wollst du sein voll, Ich truog dir auf den besten wein, drumb mach dich nur nit mufig, ich wil bezalet syn.

Der Würt der sach gantz krumme, waß ich sang oder sagt, So gab er nichts darumme, erst macht er mich verzagt, Kein gelt wußt ich in solcher not, Wo nit der frum Herr Fucker, mir hilfft mit seinem radt.

Herr Fucker laßt eüch erbarmen, Mein klag vnd groſſe peyn, Vnd kumpt zuo hilff mir armen, Es will bezalet sein, Mein Würt von mir auff disen tag, Mein mantel thuot jhm gefallen, Mich hilfft kein bitt noch klag.

Dem Würt thet bald bezalen, der Edel Fucker guot, Mein schuld gantz überalle, Das macht mir leichten muot, Ich schwang mich zuo dem thor hinauß, Alde du laufiger würte, Ich kum dir nimm ins hauß. (*Gs. vw.*)

Diß liedlin faßt Grienenwald bald in sein kopff, gieng an deß Fuckers hof, ließ sich dem Herrn anfagen. Als er nun für jn kam thet er sein gebürliche reuerentz, demnach sagt er Gnediger Herr, ich hab vernummen das mein Gnedigster Fürst vnd Herr, allhie aufbrechen vnd auff München zuo ziehen will. Nun hab ich je nit von hinnen kinden scheiden ich hab mich dann mit eüwer Gnaden abgeletzet. Habe deren zuo lieb ein news Liedlin gedicht, so eüwer gnad das begert zuohœren, wolt ichs deren zuor letze singen. Der guot Herr so dann von art ein demuetiger Herr was, sagt: Mein

*) vgl. Proben d. deutschen Poesie seit MD. Sp. 119.

Grienenwald ich wils gern hœren, wo ſind deine mittfinger, ſo dir behilfflich ſein werden, laß ſy kummen. Nein Gnediger Herr ſagt er, ich muoß allein ſingen, dann mir kan hierinn weder Baß noch Diſcant helffen, ſo ſing har ſagt der Fucker. Der guot Grienenwald huob an vnd ſang ſein lied mit gantz frœlicher ſtimm herauß. Der guot Herr verſtuond ſein kranckheit bald, meinet aber nit das der ſach ſo gar wer wie er in ſeinem ſingen zuouerſton geben hatt, darumb ſchickt er eylends nach dem Würt, als er nun die warheit erfuor, bezalt er dem Würt die ſchuld, errettet dem Grienenwald ſeinen Mantel, vnd ſchanckt jm ein guote zerung darzuo, die nam er mitt danck an, zoge demnach ſein ſtraß. Diſen Grienenwaldt kam ſein kunſt auff diß mal gar wol ſunſt hett er ſein Mantel hinder jm laſſen mueſſen, vnd nackend auß Augſpurg gezogen ſein. Darumb kunſt nimmer zuouerachten iſt.

VIII. (*G 6. rw.*)

Wie zwen dieb einem Pfaffen das Podegram vertriben.

ZWen dieb hatten lange zeit inn gemein mit einander geſtolen, vnnd allweg tugentlich, waß ſy überkamen, mit einander getheilt. Auff ein zeit kamen ſy in ein klei nes Stettlin, konten darin jrer gattung nicht bekummen. Zuo letſt wurden ſy zuo radt, giengen hinauß auff ein groß Dorff, bewurben ſich vmb jr kauffmanſchatz, damit ſy ſich mit ehren auß möchten bringen, Sy erkunten ſich ſo wol das der ein einen hauffen nüß auff einer hurden erſehen, zuo denen er nachts wol kummen mocht. Der ander fand einen ſchafſtall im dorff darinn waren vil guoter feiſter ſchaff, vnd Hemmel, vnder denen wolt er einen ſtelen, des morgens wolten ſy nüß vnd Hammel in dem Stettlin verkauffen. Sy wußten aber kein ſicher ort im dorff dahin ſy jren kram ſo ſy nächtlicher weilen überkamen, tragen möchten. Zuom letſten beſannen ſy ſich an den Gerner oder Beinhauß, da ſelbſt ſolt der, ſo am erſten ſein diebſtal überkœm, des andern (*G 7. vw.*) warten. Nun waß ein ſeer reicher Pfaff im Dorff, der lag gar hartt an dem Podegram, vnnd hat zwen ſtarcker junger knecht, die ſeiner warten muoßten, vnd jn hin vnd wider heben vnd tragen. Es begab ſich als es gantz finſter worden waß, das die zwen Dieb yeder nach ſeiner wahr gieng. Der mit den nüſſen was mit erſten fertig, truog einen groſſen ſack voll auff die todtenbein. Der ander aber weiß nicht was jn verhindert, kondt nit zuo geniſt kommen. Sein geſell aber damit jm die zeyt vergieng, ſaß auff den todtenbeinen, vnd aß nüß, warff die ſchalen hin vnnd wider im Gerner. Nun begab es ſich, das dem Pfaffen in der nacht das liecht außlöſchet. Er wardt zornig über ſeine knecht, dann ſy waren beidſam entſchlaffen, hatten die ampel nicht geſchieret. Als ſy aber kein liecht ſchlagen kundten, ſagt der Pfaff zuo dem einen, Er ſolt ins beinhauß gon vnd ein liecht auff zünden. Der guot geſell was geſchwindt auff den fueſſen, lieff dem beinhauß zuo, vnd als er yetzundt die ſtiegen hinnab kumpt, ſo hœrt er den Dieb nüß kracheu vnd die ſchalen hin vnnd wider werffen, dauon jm ein groſſer ſchrecken zuoſtundt. Er lieff eylens wider zuo hauß on ein liecht. Der Pfaff ward zornig, als aber der knecht die Vrſach anzeyget, ſchickt er die beyden knecht mitt einander. Als ſy aber auch nahendt hinzuo kamen, hœrten ſy beid den Dieb auff den beinen. Sie lieffen behends widerumb zuo hauß. Als ſy aber kein liecht brachten, ward der Pfaff über die maß zornig, (*G 7. rw*) vnd befalh

ſeinen knechten guote weiche küſſen auf ein miſtberren zuolegen, vnnd jn darauff in den Gerner zuotragen. Das geſchach alles nach ſeinem befelch, ſy kamen zuo dem Gerner. Der Dieb auff den Todten beinen meint, ſein geſell kem mit dem Hammel, vnd ſchrey von den beinen herab: Thuo gmach, thuo gmach, ich will dir jn helffen heben. Die knecht meinten es wer der Teüffel, lieſſen den Pfaffen fallen, vnd lieſſen daruon. Der Dieb rumplet über die Todtenbein herab, vnnd ſagt mit lyſer ſtimm, meint ſein gſell wer da vnd hett den Hammel, er fragt, Iſt er auch feißt. Dem Pfaffen ward ſo angſt das er des Podograms vergaß, lief dahin als wer er vnſinnig, der Dieb hinach meint ſein gſell wolt den Hammell allein behalten, vnd ſchrey hinach, Hab ich kein theil daran? Nein ſagt der Pfaff du böeſer Geiſt dir ſoll kein teil werden, ſo ſolt du auch kein theil an den nuſſen haben. Der Pfaff ſagt: O ich will mich gern aller nuſſen in Ewigkeit entziehen. Deß morgens ſchickt er nach allen Bauren vnd gab jnen all die nuſſen wider ſo jm zuo zehenden worden waren, vnd vergieng jm alſo ſein Podogram.

IX. (*H iij rw.*)

Von einem Lautſchreyenden Münch auff der Kantzlen, vnd einem alten Weib.

Zuo Poppenried wonet ein Münch, der die ſelbig pfarr ſolt verſehen, er hatt ein überauß grobe ſtimm, wann er auff der Kantzlen ſtuond, wer jn vor mals nit gehœrt hatt, der meinet er wer von ſinnen kummen geweſen. Eines tags hatt er aber ein ſemlichs jämmerlich geſchrey, da was ein guote alte Wittfraw in der Kirchen, die ſchluog beide hend hart zuoſammen vnd weinet gar bitterlichen, deß nam der Münch gar eben war. Als nun die Predig auß gieng, der Münch zuo der Frauwen ſprach, was ſy zuo ſemlicher andacht bewegt hett. O lieber Herr ſagt ſy, Mein lieber haußwürt ſelig als er auß diſem zeit ſcheiden wolt, wußt er wol das ich mit ſeinen fründen ſein verlaſſen hab vnd guot theilen muoßt, darumb begabt er mich vorauß mit einem hüpſchen jungen Eſel. Nun ſtuond es nit ſeer lang nach meines manns ſeligen todt, der Eſel ſtarb mir auch. Als jr nun heüt morgen, alſo mit einer groſſen vnd ſtarcken ſtimm auff der Kantzlen anfiengen zuoſchreyen, gemaneten jr mich an meinen lieben Eſel, der hatt gleich ein ſemliche ſtimm gehabt, wie jr. Der Münch ſo ſich einer gar guoten ſchencken bey (*H iiij vw.*) dem alten Mueterlin verſehen hatt, darby eines groſſen ruoms von jr gewertig was, fand ein gar verachtliche antwurt, alſo das ſy jn einem Eſel verglychen thet. Alſo geſchicht noch gemeinlich allen Rhuomgirigen, wenn ſy vermeinen groſſen rhuom zuoerlangen kummend ſy ettwann zuo aller grœſſiſtem ſpott.

JOHANN FISCHART.

AUS ALLER PRACTIK GROSSMUTTER.

Aller Practick Großmuotter. Ein dick geprockte Neuwe vnd trewe, laurhaffte vnnd jmmer daurhaffte Prockdick, auch poſsierliche, vnnd doch nicht verfuehrliche Pruochnaſticatz: ſampt einer geecklichen vnnd auch auff alle Jar gerechten Laßtaffeln. Geſtelt durch guot truncken, des Stirnwyſen H. Wynhold Wueſtbluot vom Nebelſchiff, des Kœnig Artſus von Landagrewel hœchſten Himmelgaffenden Sterngauckler, Practicktröumer vnnd Kalender reimer: Sehr ein ræß kurtzweilig gelæß, als wann einer Haberſtow æß. 1573. Kumm kratzen Brieffelegen, nach laut der Practick. *14 ungezählte Blätter in 4°. Auf dem letzten* Getruckt zuo Altennarren im Land Narrenwiegen, durch den Cultus Cochlearicus Buochtrucker zuo Narrweiden.

(*A ij vw.*)

Ein dickgeprockte, jmmerwerende Prockdick, durch Schwinhold Sewbluot, Oberſten Stirnmauſer Kœnigs Gargantſus geprockt, ordenlich wie man die Säw bad, vnd den Miſt lad.

DA man das Jar zeichnet mit einem gelegten keſſel, oder mit einem Rincken mit ſeinem dorn, vnd vier huffeiſen, auch einer zimmeraxt, mit angeheneckten zwo ſpindeln, zwen ſchmaltzhæfen, vnd zwen krueg, ward diſes geprochtiziert, durch den Miſtalten pruchtiziererer Weinhold Weinbluot, der den ſternen im glaß ſach, auff alle volgende jar, vnd zelt man nach Raumkanniſcher vnd gipwiſcher ziffer zwey tauſent Eyer, ſiben hundert Bratwürſt, zwey vnd achtzig maß kuchmoſt, vnd halt ſich wie volget.

Diß jar würd ein Schalck jar ſein von halb hundert guoten faul Montagen, auch dritthalb ſchlafftrücken. Darumb ſeind die Schälck vnnd Narren diß jar bald zeitig: Vnd die läfft den Gäuchen vergifft, alſo das ſie ſich in die Stätt vnd Heuſer zuo leben werden begeben. Der Reemer sinßzal o. o. dann die ſtewr wirt ſchwærlich zuo bekommen ſein. Der Sonnen Cirekel rund. Des Sonntags buochſtab ſuech man auff den Zünfften vnd Stuben, mit Q. S. iſt drey ſchilling newer plappart, verzehrt Winhold Reinbluot, ſagt des alten gelts iſt wenig.

Zwiſchen Weinacht vnd aller Narren faßnacht ſeind vngleiche wochen vnd tag, Dann an eines Sambſtag abend kam jhenem Schneider ein par ſtrümpff zuo pletzen, da er zuo vor ein gantz woch war mueſſig geſeſſen. Auch wirt . . . . . den faulen arbeitern, der tag zuo lang, die nacht zuo kurtz. Die gulden zal, erzeigt ſich bey den armen ſchmal.

Diß jar wirt nur ein Mon ſein, vnd dannocht nicht Neuw, dann es viel tauſendt jar ſeind, das jhn Gott geſchaffen hat, vnd darff niemandt ſorgen, das jhn der Wolff werd freſſen, dann er iſt jhm zuo hoch geſeſſen. Wann der Himmel fällt, ſo werden alle Vœgel gefangen ſein. Nach wind kompt regen, wann es regnet iſts naß, glaubſtu das? Nebelecht jar, (*A ij rw.*) macht frucht-

har gar. Cometen machen vil Propheten, vnd ſagen all von tœdten, *comede* mein feiſteſten. Wer lang nægel hat, wirt ein vortheil zuo kratzen haben, doch den gründigen nicht wol bekommen, aber die Seckelabſchneider wol frommen, ſo ſchneiden ſie ohn ein fingerhuot nicht in die finger. Groſſe Kinder werden ſchwerlich zuo entwœnen ſein. Wann die natiuiteten war findt, ſo zieht keiner ſeine Kind. Es wäſcht ſich keiner ſelbſt ſo ſchœn, als wann er wirdt zuom ſcherer gehn. Weiſſe hend ſeind genug gewaſchen. Wann der Miſt faul iſt, wirdt er guot an zuolegen ſein . . . . . Artzney mit tranck, bringt geſtanck. Artzeney in gemein, kan nicht nützlich ſein. Dann wir haben nicht gleich gemein fleiſch, bluot vnnd bein, ein jeder hat ſein eigen läuß, auch ſein Narrenweiß.

(*A iij rw.*)

Von den regierenden Planeten.

Die Planeten diß jar (wie auch alle zwar) werden vaſtæt ſein, vnd gehen nach deſſen willen, der ſie regiert. Saturnus wirt hinderſich gehen wie ein ſtättiger Eſel, die Venus für ſich, wie ein vorhängig Roß, Mercurius wirt ſchweiffen, wie ein Neapolitaniſch pferd dantzt. In dieſem jar werden viel Regenten ſein, oder geborn, oder erkoren. Es (*A 4. vw.*) ſeind bœſe contrectationen vnnd contemplationen mit danckelen zerbrochenen brillen in eim læren ſeckel, ſo die contraction zuo groß iſt. Es ſeind bœſe inclinationen vnd neigungen, wann man die ſtiegen einfält: Vnnd die da fallen, da wirdt es nur zuo jhnen ſtehn, das ſie widerumb auffſtehn. *Wolauff* die Huener braten ſchon. *Ein langweiliger Aſpect* ein häßliche Jungfraw, *aber ein ſchœne*, macht ein hüpſche *complexion*. Aber ſie ſeind all hüpſch ohn *die mein*.

Vom ſtand etlicher leut nach den Planeten.

Die Kœnig werden eben die Planeten im Himmel haben, welche die Betler, dann auff die Kœnigen krœnung kein newe geſtirn geſchöpfft ſeind worden. Es ſey Heintz oder Bentz, Colfactor oder Doctor, groß Hans oder klein Hans, da iſt kein glantz.

. . . . . .

Die vnder dem blœden Jupiter, als die zaghaffte geſellen, die nicht (*B vw.*) viel arbeiten wöllen, die ein ſchelmenbein haben im rucken, das ſie ſich nicht gern bucken, die Neuw zeitung fragen, die Laßbrieff tragen, hie wat neuws vom Teuffel, Ablaß kræmer, Kloſterſchlämmer, Stationierer, Hoffierer, Glockner, Herr Colfactor, Amptleut die dem Fürſten geben ein Ey, vnd nemmen dem gemeinen Mann zwey, Pater noſter Körnleinmacher, Kertzekäuffler, Almuſer oder Allmauſer, Stattbüttel im Dorff, Junckern von Adel ſtoltz, vnd Herren von dem leffelholtz, Deller ſchlecker, Auch ſonſt mueſſig lecker, Copiſten, Buoliſten, Münch vnnd Pfaffen, die viel thünchen vnd nichts ſchaffen, Nonnen vnd Klœſterſœn, Einſidler, Gleißner, Kirchenräuber, Schreiber, Pergamentſchaber, Beutelchhaber, Retſcher, Rotſchwetzer, Pfulwentreſcher, Papyrgletter, Notnarry, Schoffnar, Podagrausgenoſſen, zwifach gehäubelt hoffen, Papyrſudler, vnnd andere Hudler, werden nach gelegenheit jhres gelts leben, vnd etlich mehr kiſten voll brieff oder ſtaub haben dann voll gelts. Die Aduocaten werden dapffer das gelt aduociern vnnd procuriern. Die Schreiber werden mehr gewinnen mit kauffen vnd ſitzen, dann ein Bott mit lauffen vnd ſchwitzen. Die weiſſe Herren werden ſchwartze Röck verlaſſen. Mönch vnd Pfaffen werden mehr erſchnappen mit ſingen, dann ein Aff und Gaucker mit ſpringen, O Bruoder an ein Ruo-

der. Pfaffen die gern hœren Kinder weinen, Juden die gern wohnen bey den Schweynen, vnd Mönch die zuo weltlich scheinen, Hencker so tœdten keinen, vnd Teuffel so nicht gern peinen, Mueſſen jhr art vnd eyd verneinen. Nicht jedes gleich ein handwerck heißt, was einen kleidet oder ſpeißt, ſonder was einen nehrt vnnd ehrt, daſſelb eim handwercks nammen hœrt. Kein Volck wirt mehr mit der ſchwartzen dinten farben kunſt erklitteru vnnd erklettern, dann die mit der federn. Es wirt mehr nutz eintragen ein Abt zuo ſein, dann ein ſchlechter Münch, darumb werden viel nach den Abteyen ſtellen lieber, dann nach dem viertægigen fieber. Ich will lieber eins Anthonier Münchs ſaw vnnd bauch ſein, dann ſein buoch. Etliche Trucker vnnd Schreiber werden ſich mehrtheils mit bloſſen worten ernehren. Die Geiſtlichen werden offt ſingen vnnd rueffen, da ſie lieber ſchlieffen, vnd betten lieber in bethen. Sie werden ſehr andæchtig leſen allzeit, wann es lange guote opffer geyt, das ſie als dann zuo den Buechern der vier Kœnig haben mueſſen, vnd ſolt es nur zwey bletter haben. Der (*B rw.*) Arm Priſcianus wirt ſein ſegſewr in den Klœſtern haben, Den groſſen Herrn werden viel auff dem fuoß nach gehen, Vnd jhnen lieber auff den kopff ſtehn. Zuo hoff wirt es nicht lang wol ſchmecken, ſich ſchlaffen auff die kiſten ſtrecken (wann ſchon gold darinn leg) dann ſie ſeind ein wenig bærter dann die fædern. Die Schreiber vnd Notnarry ſolten wol bald verderben, wann man es alſo halten will, das man keinem auff ſchermeſſer vnnd papyrenwiſch leihen will, er hab denn bürgſchafft vnd pfand, vnd das gelt in der hand. Zuo hoff werden ſuppen vnd brieff liederlich zuobekommen ſein. Huet euch jhr Jouiſten, das Podagram will zuo euch niſten, jr möcht euch wol mit beltzen ſocken vnd krucken rüſten: Ey laßt euch den wein miſchen, ob jrs darmit verdüſten.

Die im Eiſenbeiſſer Mars, als das redlich bürſtlein, Hencker, Schinder, Ragker, Mörder, Brenner, Räuber, Kiſtenfeger, Galgenvœgel, Baurenflegel, ſchergen, Oelberger, Eſelſchreyende Zaubrecher, Starenſtecher, Steckenknecht, Bettelrichter, Schnapphæn, Löwen Fechter, Fauſtrechter, Mönch vnd Hodenſchneider, Galgenleyter, Tyriaxkræmer, Schlangeklemmer, Schwebelhöltzleinmacher, Bautzbacher, Zundelkræmer, Freihartzbuoben, Roßbuoben, Troßbuoben, Stallbuoben, Miſtſincken, Marterhanſen, Lumpenhoſen, Halbſcheidler, Katzentœdtler, Ratzenbeſchwœrer, Glückſteuber, fleckentreiber, Bangart, Catalinifch geſellſchafft, vnnd ſonſt die bœſe buoben ſeind im dritten grad, vnd geſind, das man auff jarmärckten ſind, vnd nach der mäß für die zahlung an galgen bind, die werden diß jar viel ſchœns dings dichten vnd verrichten. Aber der Mars tröwet jhrem einen, das er bald zuo einem Veldbiſchoff erhœcht ſoll werden, der den fürgehenden leuten mit den fneſſen die benediction, oder den ſegen gibt: huet ſich des namen H. anfangt, wann er ſchon nicht wirt gehenckt, vielleicht er daran gedencket. Welche nicht der Mars kan vmbbringen, die wirt der Mors verſchlingen. Krieger, Reuter, Fechter werden ſich verhalten das jhnen kein Wirt nichts lang ſchuldig bleib. Es wirt ein rauher krieg ſein, zwiſchen Hund vnd Katzen, vnd Ratzen, Kappen vnd den Eyern, dem gefæß, vnnd dem gefræß, dem waſſer vnd dem fewr, zwiſchen wolfeil vnd theur. Im krieg werden viel gleiches todts vmbkommen, die doch vngleich Natiuiteten hatten.

. . . . . .

(*B iij vw.*) Der Marckjuncker Mercurius, welcher zuom theil dem Geltmelckend geitzbürſtlein auff der bürſt, zuom theil den Fan-

taſtiſchen köpffen, vnd kurtzweiligen Künſtlergeſchöpffen vorſtehet, als den Liegern, Betriegern, Beuteltreſchern, Müntzweſchern, Kauffſchendern, Marckedentern, Pfefferſecken, Müntzfelſchern, Müntzſchmeltzern, Speckheckern, Dauſchiſchen Müllern, Kreißſpielern, Würffelknipffern (die darnach meiſter Hans knipfft für ein klipffel in ein feldglocken) Wechßlern, Vorkeufflern, Seckelabſchneidern, Schatzgræbern, Kretzbereitern, Buttenkremern, Glaßtragern, Goldſandfegern, Zölnern, Allchimiſten, Decretiſten, in den kiſten, Meiſtern der ſiben faulen künſt, Gaucklern, Däntzern, Seulgengern, Marckſengern, Brenneiſenſchneidern, Schwerddäntzern, Cuontzenjagern, Britſchenſchlagern, Meiſterhemmerlein, Affenboſſelern, Händlein ſtoßlern, Welſchengeigern, Schalmeyern, Leirern, Bergreyern, Teuffelbeſchwerern, Hexenmeiſtern, Mönchiſchen Nachtgeiſtern, Schuolſackfreſſern, Schinhuotbeſſerern, Kirchmäß keglern, Spaniſchpfefferkræmmern, Schmaltzkeufflern, Hültzenbratſpießmachern, Häſpelhöſplern, Kæßkeufflern, Fegſandſchreyern, Gremplern, Beſenbindern, Leffelſchnitzern, Gabelſpitzern, Roßkammen, Muckenwadlern, Spicknadlern, Schaubbuotflechtern, Mördelknechten, Speckhöltzlern, Steltzern, Zapffenſpitzern, Tellerſchnitzern, Meußfallenzimmern, Vœgelbekümmeren, Algöwiſchen haußmalern, Keſſichſchnitzlern, Fiſchnetzlern, Spindeltrehern, Sternenſchern, Würffeldrehern, Trummenſchlagern, Fidlern, Schweglern, Trumſcheitern, Alpenhörnern, Bruechlern, Frettnern. Nun diſe alle vnd andere jhres gleichen, warnet Mercurius, vnnd für das erſt die erſten, das ſie ſteiff auff den bencken ſollen ſitzen, das ſie nicht brechen vnnd banckerottieren, die andern, das ſie nicht ſingen ſollen, wann ſie lieber weineten, vnd des gelts halben nicht bekömmert ſein, ſonder nur vmb Wein, das gibt guot thauben ein. Es werden die Thuochleut an dem daumen nicht bald erlamen, oder das Podagram kriegen, dann ſie brauchen jhn wol im elen meſſen. Auß den Alchimiſten werden ehe falſch Müntzer entſtehn, dann auß den Odenwäldern. Es wirt vil Dieb auff jarmärckten geben, Aber Mercurius tröwet jhn bey jhrem leben, das ſie nicht bleiben bekleben, man wirt jhn ſonſt ein ſtopffung geben. Wiewol den Dieben alle kleider (*B iij rw.*) gerecht ſein, ſo geſchieht jhn doch wie den Affen, die man in den ſtiffeln fängt, vnd darnach an die ketten hengt. Den Dieben wirt man nicht lang trawen. Der finſter ſtern tröwt dem Spaniſchen pfeffer, o jhr Landkremer lauffet, ſecht das jr verkauffet, die bauren haben ſtarcke Eſelszungen, die würtz ſchmeckt jn ſonſt nicht, ſie ſey dann ræß vnd beiß ſie in das geſæß. Den Mercurium werden die Alchimiſten als ein Ketzer verbrennen, vnd im grund den *Lapidem* Spittallauficum finden.

(*C iij vw.*)

Von Früchten, Obs, Wein, auch anderm genäſch vnnd eſſens ſpeiß, vnnd Vieh vnd Thieren.

DEr gemein Mann ſo vil ſaur butter Milch, vnzeitiges Ops, vnd Pflaumen jßt, wirt darvon durchfällig werden, vnd alles bey jm erſtincken, vnd erfaulen. Das getreyd, Korn vnd Weitzen wirt dem armen am kauff allzeit zuo theur vnd dem Reichen zuo wolfeil ſein. Der wein wirt im Schwartzwald vbel gerhaten, im Bœhmer wald gar vmbfallen, aber in guoten Weinländern zimmlich anſetzen, auch viel leut ernidern von ſtuelen, bäncken vnd ſtiegen. Volle fläſchen werden machen lære täſchen, bœſe kleider vnd liecht Kuchen vnd Heuſer. Das jhenig Bier iſt am beſten, darinn am wenigſten waſſer iſt: Diß jar wirt es vil Kirſchen

Pflau-(*C iij rw.*)men, Öpffel vnd Biren geben, vnd werden wol gehaten auff dem obern Marckt zuo Coſtentz, zuo Augſpurg auff dem Berlach, zuo Straßburg vor dem Münſter, zuo Bamberg auff der hohen Brucken. Von welchem kerſchengeneſch vil leut die ſtein im leib bekommen: Welche zuor hinderthür ſollen außpurgiert werden. Vmb diſe zeit ſagen die alten were das Mauren am beſten, angeſehen das Mördel vnd ſtein bey einander ſein: Auch ſein die ſtein gedört guot zuo wärm ſecklin die die Nonnen vnder die fueß legen, fürnemlich ſo man ſie auß dem bach liſt, oder hinder den zäunen, nur auffgeklopfft vnd die kern zuo den Apoteckern geſchickt, die wiſſen ſie theur zuo verkauffen. Wer den Wein nicht vermag, wirt ſich das waſſer zuo trincken nicht verſehmehen laſſen. Wa die Narren nicht brot eſſen, wirt man den Rocken wölffeler meſſen. Gelb vnd weiß Ruoben, Rettich, Zwibel vnd kraut wirt man genuog finden vmbs gelt zuo Straßburg, bey dem Fiſchbrunnen. Zuo Bamberg in der Käßlers gaſſen vnd auff dem Krautmarckt. Die ſchwartzen Kueh werden weiſſe milch geben. Diß jar wirt das groſt theil von ſpeck ſchweinen ſein. Die blüeſt an bäumen wirt den früchten vor gehn. Wann der armen Leut wunſch fortgeht, ſo wirt ein groſſer vberfluß des Korns vnd Weins ſein. Man wirt diß jar kein Krebs im lufft fangen. Ein groſſer mangel wirt an Diſtelen ſein, von wegen der Eſel mit den kurtzen ohren. Auff wol fuotern iſt guot Ruoderu. Wer Muoß jßt, wirt wol etwas mit muoß erachlen können, fürnemlich wann er den brey im maul hat. Wann der ſtein auff ligt wirt der Bratſpiß nicht mehr lauffen. Rote öpffel dörffen auch wol wärmſtichig ſein, wie auch die ſchönen jungfrawen. Wer ein Reiger ſchindet, hat ein magern vogel. Gehſt in die Erbſen, ſo jſſeſt kein bonen. Dreytägig fiſch, taugen auff kein Tiſch, vil lieber friſch. Beſſer ein Much im Honig, dann hundert hüranuſſen ohn Honig, dann wo nicht iſt ſpeiß, da ſeind auch nicht Mäuß, vnnd wer todt iſt, empfindt kein läuß. Das ſagt mir wol ein Narr, vnd bleibeſt du weiß.

Metal, Gold vnd Reichthumb.

DAs ſilber wirt dem bley vorgehn, auch dem Engeliſchen zinn. Aber die Platner vnd Schloſſer werden mehr Eiſen verſchmiden dann ſilbers. Das Kupffer wirt zuo groſſen ehren kommen, dann mans in viel Müntzhütten zuom Silber heurhaten wirdt. Das geſchmiert gold (*C. 4. vw.*) wirt vngeſchmiert nicht prob haben. Das heilig Creutz wirt man auff der gulden Müntz werd halten vnnd leiden, aber an der ſtirnen wirdt mans neiden. O du heiliges Ducaten Creutz, wie reitzſt zuo creutz vnd geitz. Man wirt mehr beſchnitten gelts finden, dann beſchnitten finger. Die Kronen werden ſehr getruckt werden. Man wirt nichts bald ſo fleiſſig behalten, als die alten doppeln Ducaten. Gelt wirt bringen gunſt, aber kein kunſt. Die im Bergwerck graben werden mehr ſtein finden, dann gelt gründen. Gelt einnemen wirdt diß jar für den Reichthumb mehr im brauch ſchweben, dann das auß geben. Es wirdt bleich ſehen Gold vnd Gelt, vor forgen, das man jhm ſo ſehr nachſtelt. Die Reichen werden beſſer zehlen mœgen (wann ſie anderſt wöllen) dann die Armen. Die Alchimiſten werden den Mercurium braten vnd ſieden, vnnd im grund den lapidem Spittal lunicum ſchmiden. Wer das gelt veracht vmb des böſen feckels willen, den ſolt man mit Mum füllen. Es wirdt guot ſein, das man mehr vorrhat ſchaff von gelt dann von Höw. Dann wiewol es thewr iſt,

ſo eſſen es doch nicht alle Thier. Des S. Frauciſci leiden vnnd Orden wirt ſehr groß ſein bey denen ſo kein gelt haben. Wer gelt hat wirdt es on zweiffel warm halten, wer heins hat, darff kein feckel darzuo kauffen, noch zuo den Wechßlern lauffen.

Gewitter.

DAs Thonnern wirt mehr gethümmels han, dann der plitz. Wann es regnet wirt es weniger beſteubt ſchuoh geben. Haltet die Münch (*C 4. rw.*) zuo hauß, dann kommen ſie auß, ſo regnets oder will anfangen drauß. Im groſſen regen werden ſich die Weiber hinden auffdecken, auff das ſie das haupt verſtecken. Wann der Hagel als erſchlagen hat, So iſt das Wetter leuten zuo ſpaht, Man kennt das Wetter an dem Wind, die Frauw nach dem Geſind. Den gebichten vnnd gefürniſten Narren wirt kein Regen ſchaden, es ſey dann das ſie warm baden.

Von Nationen vnd Stätten.

POlen vnd Vngeren wirt diß jar groß Krieg fuehren mit dem vngeziffer, Sachſen, Meyſſen vnd Thüringen wirt das geriug hier nit gern trincken. Venedig, Straßburg, Coſtentz vnd Lindaw wirt an waſſer nicht leichtlich abgang haben. Aber der gemein Mann zuo Würtzburg wirt nicht ſo reich ſein, als deſſelbigen orts etliche Thumherrn. Den Beyern vnnd Schwaben wirt es wol gehn, wann ſie kein mangel an der notturfft hetten. Die Stätt werden ledig vom todt ſein, ſo bald man ſie hat eingegraben. Antorff wirt vngleiche käuff treiben. Zuo Regenſpurg wirts waſſer vnder der Brucken hinflieſſen biß gehn Conſtantinopel ins Meer. Zuo Augſpurg werden Mäuß an ſtat der Ratzen ſein. Spanien wirt zuonemmen, wann es jhm nicht fehlt. Man wirt den Spaniern vnd den Polen ſcht auff die händ haben mueſſen. Das Niderland wirt zuo ſteigen haben, will es in das Oberland. Die Italiæner werden ſehr die Eſel trucken. Die Saracenen werden mechtig von den Mucken genexiert werden. Es wirt vil Fiſch im Meer geben, vnd niergend mehr ſaltz dann inn der Pfannen, viel Säw im Beyerland, viel Sand zuo Nuerenberg vnnd Hagenaw, vil Rettich vnd Rueben zuo Straßburg, vil Wein vnnd bettler im Elſaß, viel Korn in Polen, vil Kuch im Schweitzerland, vil Ochſen in Vngern, viel butter in Holand, vil Kæß in Flandern, viel Hengſt in Frießland, vil Danzapffen im Schwartzwald, vil Hæring inn Seeland, viel Roß in Dennmarck, viel Mandelen vmb Speir, viel Honig in der Eyfel, vil Hopffen in Saxen, vil Speck in Weſtphalen, vil Gäuß im Nördlinger gaw, vil Geiſſen in Heſſen, vil Hutzelen im Algöw, Löwen in Affrica, Kümmich in Malta, Maulbeerbletter zuo Meſſana. Schwartz Leut in Morenland, Weiß Leut inn Schweden. Corallen in Egypten, Zimmet in Zalon, Pfeffer vnnd Imber in Calicuth, Greiffen inn India, (*D vw.*) Pantherthier in Parthia, Tigerthier inn Hircania, Perlin inn Perſien, Myrrhen in Arabien, Thuoch von Antorff, Gewürtz von Liſabona, Seiden von Venedig, Barchet von Vlm, Eiſenwerck von Nuerenberg, Reiß von Meiland, Leinwad von S. Gallen, Baumwollen auß Cypern, Cypreß in Creta, Magneten in Macedonien, giſft in Theſſalien, Zucker zuo Palermo, Sämpff in Maſſow, Fewr im Heckelberg, Schnee auff Alpengebirgen, Veltliner vom Chumerſee, Rangenwein von Dana, Hammelfleiſch in Malta, Hüngelein in Spanien, Arles von Arles. Eulen zuo Athen, Kält in Samogetia, Granatöpffel zuo Granata, Augſtein in Preuſſen, Schlehen im Jochimerthal, Quechſilber im Schoenbach, Schiff im Haaffen, Auwerochſen in Polen, Schiffholtz vmb Genua, Wullen in

der Buoch, Brunnen inn Burgundt, Krebs zuo Pruntraut, Scorpion in Welfchland, Wandleuß in Franckreich, Marmelſtein zuo Verona, Reinfal in Hœſtereich, Growerck in Lyffland, Schleiffſtein zuo Padenborn, Graw Hafen in Litthaw, ... Eſel zuo Rom, Weiß Bæren bey den Reuffen, Sueßholtz zuo Bamberg, Kämmetfæger in Churwalen: Cuorßwein inn Corſica, Kreiden auff der Schampagni, Kröpff im Pintzgöw, Silber in Tyroliſchen bergen, Warm waſſer in den Bæderen, Saltz zuo Hall, Mett zuo Eger, Stockfiſch in Nortwegen, Raiger in Lappenland, Wachs in der Moſcaw, Schaff vnnd thuoch in Engelland, Steinſaltz zuo Crackow, Weyerfiſch in Weſterich, Seefiſch im Hœgaw, Hanff in der Mortnaw, Eſſigwein zuo Ingelſtatt, Eichelen im Nordgaw, Dantzend pferd zuo Neaples, Juden zuo Franckfurt, Muffelthier in Sardinien, Holtzöpffel vmb Saltzburg, Zwibeln in Francken, Gerſten auff der Alb, Keſten vmb Heidelberg, Salmen in Schotten, vnd Gäuch durch alle Land.

AUS DER GESCHICHTKLITTERUNG.

Affentheurlich Naupengheurliche Geſchichtklitterung, Von Thaten vnd Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeſchreiten Helden vnd Herren Grandguſier, Gargantoa vnd Pantagruel, Kœnigen inn Vtopien, Iedewelt vnd Nienen reich, Soldan der Neuen Kaunarrien vnd Cudyffen Inſeln: auch Großfürſten im NubelNibelNebelland, Erbvögt auff Nichilburg, vnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenſtein vnnd Niergendheym. Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzœſiſch entworffen: Nun aber vberſchrecklich luſtig inn einen Teutſchen Model vergoſſen, vnd vngefærlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, inn vnſer MuterLallen vber oder drunder geſetzt. Auch zu diſem Truck wider auff den Ampoß gebracht, vnd dermaſſen Pantagrueliſch verpoſſelt, verſchmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn ein Eiſen Niſi dran mangelt: Durch Huldrich Ellopoſcleron. — Im Fiſchen Gilts Miſchen. Getruckt zur Grenſing im Gänſſerich. 1582. 8° *286 ungezählte Blätter.*

An alle Klugköpffige NebelNebuloner, Witzerſäuffte Gargantuiſten, vnd vngepalierte Sinnverſaurte Windmüllerifche Pantagrueliſten.

GRoßmæßige, Hoch vnd wolgevexierte, tieff vnd außgelærte, citele, orenfeſte, orenfeißte, allerbefeiſtete, ährenhaffte vnd hafftæren, orenhafen, vnd hafenoren oder hafenaſinorige inſondere liebe Herrn, gönner vnd freund. E. Keinnad vnd dunſt ſoll wiſſen, daß die alte Spartaner das ſprüchwort (Ein vuflat erleidets dem anderen) warzumachen, kein beſſere weiß gewußt haben, jrer jungen Burgerſchafft die Trunckenheyt zu erleyden, als daß ſie zu gewiſſen Feſtagen an offenem platz inn beiſein jrer kinder jre Knecht ſich redlich voll vnd doll ſauffen lieſſen, auff daß ſo ſie die alſo hirntobig vnd ſchellhörnig von Wein rafen, balgen, walgen, ſchelten, gauckeln, fallen, ſchallen, bürtzeln, ſchreien, gœlen, prellen, wüten, ſincken, hincken, ſpeien vnd vnflætig gnug ſein ſehen, ſich vor [)(2. *rw.*] ſolcher Vihiſchen vnweiß forthin zuhüten wüßten: Gleich wie auch zu vnſerer zeit ein Nam-

laſter Fürſt den Lumpenhoßlern vnd Zottenjunghern jr zottengelümp zuerleiden, eins tags einen Hencker, inn der neuen Kleidungsweiß, die damals Braunſchwigiſch hiß, anthun ließ, vnd den auff die Schloßbruck, da alle Hoffleut fürzogen, ſtellen, damit er jhnen durch diß ſchön ſchindermuſter das geſeßgefreß verſaurte. Deßgleichen pflegen nit auch noch heut etliche Eltern jre Kinder, ſie von laſtern vnd bubenſtücken abzuſchrecken, zur warnung mitzunemmen, wann man ein Vbelthæter vom leben zum tod zurichten außfüret? allda die ſchöne Leichpredig, ſo der dieb ſchwanenmæſig zur letz auff der leiter jm ſelbs zu ſpat Galgenreulich vnd andern zu frü galgentreulich thut, anzuhören. Vnd zwar welche ſich ſolche beid wüſte vnd ſchreckliche ſpectacul nicht erſchamroten vnd abmanen laſſen, werden nimermehr durch glimpfflichere vnd vernünftigere mittel fruchtbarlich zu recht zubringen ſein.

So nun beides die alte vnd auch heutige Welt, ſolche beiſpilige ſpigelweiß vnd ſpigelweißliches beiſpiel, vnd Comediſche art, der Leut ſcham vnd zucht, (wo anderſt noch eini-)(*iij vw.*)ge im hinderſten ſpulwinckel verborgen) zuerwecken vnd auffzumuntern, gebillichet vnd nutzlich befunden: wie ſolten wir vns dan derſelbigen bereit bewærten weiß nun hierinn vnd zu andermalen anderswo zugebrauchen, vnd ein verwirretes vngeſtaltes Muſter der heut verwirrten vngeſtalten Welt, ſie von jrer verwirrten vngeſtalt vnd vngeſtalter verwirrung abzufüren vnd abzuvexieren, fürzuſpiegeln beſchamen. Sintemal es außkündlich, daß es der Welt auf ſolchen fehlag mächtig wol gefallt, vnd on nutz nicht abzugehn pfleget, weil ſie augenſcheinlich ſpüren, daß juen daſelbs, da der Wirt ſelbs ein Dieb iſt, nicht wird zuſtelen ſein: (doch den Authorem vnuerglichen, ſonſt müßt er auch wie der Schultheiß von Hundsfelden mitbetſehen.) Solt aber darumb ich oder ein anderer ſchumpflerboß (wie ich wol weiß etliche Wechffelhirn ſchlieſſen) ein vnflat ſein, weil wir vileicht euch vnd euers gleichen vnflæter vnflætig beſchreiben? (gleich wol ſolchs vnſerm Handwerck nit ſchad, dan wir dörffen nicht kochen) Solten darumb die Spartaner, weil ſie trunckenböltz vorſtellen, trunckenböltz ſein? der Fürſt, weil er einen Hoſenbutz auffſtellt ein Hoſenlump? die Eltern, weil ſie galgenſchwengel vorſpiegeln galgen-)((*iij rw.*) mæſſig heiſſen? Non ſequit, ſagt der Abt: ſondern im gegenſpil mœgen die, denen man ſolche vnd andere ſaubere muſter vorbildet, wol für ſich ſehen, ſolche vnflæter nicht zuwerden: weil ſie ſich on das zimlich dazu arten vnd geberden. Was kan ein Spiegel dazu, daß er ein lützelhüpſchen lützelhüpſch anzeigt? der Kütreck, daß er eim die Naß außtruckt, nach dem er drein fallt? die Blum, daß ein Spinn Gifft drauß ziecht? der Paracelſus, daß jhm der Hencker, wie er ſchreibt, 21. Knecht gehenckt hat? Der Spiegel wird drumb nicht dunckeler, wann ſchon ein Schmutzkolb drein ſicht: die Sonn wird drumb nicht wüſt, wann ſie ſchon Waſſer auß Pfitzen ziecht. Der Artzet muß drumb nicht kranck werden, wann er ſchon mit Krancken vmbgeht: Solt ich nit ein Geiſtlichen Text vnder eine Weltliche weiß ſingen können? oder ein Weltlichen Dantz auß der Pſalmenweiß Der Thorecht ſprieht, geigen können? Dichten doch vnſere Predicanten geiſtliche Lieder von einer Wilden Sau, das geiſtlich wacker braun Meidlin, den geiſtlichen Felbinger, &c. O mein lieben Gäſt, ich ſahe den Bettlerdantz auch wol groſſe Herren dantzen, vnd den Philippinadantz, dantzt auch wol ein Bauer. Ich)(4. *vw.*] thu wie die Griechiſchen Philoſophi, die zogen auff alle Kirchweihen, Meſſen vnd

Märckte, nicht daß ſie kaufften, ſondern alles, wie es zugieng, begafften. Ich ſorg nicht wie jener Cardinal, der nicht durch Genff zihen wolt, beſorgend der Lufft macht jhn Ketzeriſch: wie jener zu Rom, gieng den Griechen zu neid, nit durch die Griechiſch Straß, förchtend er ererbe die Griechiſch Peſtilentz, ... wie jene Mönch zu Franckfort kein Lutheriſch bücher wolten einſtellen, vor ängſten ſie würden Ketzeriſch: Hei wie herrlich ſchœne Witztölpel: ſie ſiad auch etlicher Widertäuffer art, die, wann ſie durch ein Kirch oder Rahthauß gehen, die Schuch, doch nicht auff Moſis, ſondern widerſinniſcher Meynung außziehen, damit ſie nicht die geweihete Schuch, aber nicht die geweiheten Füß entheiligen, oder vil mehr den geheiligten Boden verunreinen, vnd den Staub, wie die Apoſteln von Füſſen ſchütteln müſſen. Drumb nam michs offt wunder, warumb die Durchliechtheiligſten, die man auff Miſtbœren tragen muß, vnd ſonſt auff Lewen vnd Ottern gehen, da-[X 4. rw.]mit ſie keyn Zæhe an ein Stein ſtoſſen, jhnen nicht auch die Zæhen wie die Finger beſchwœren, verſegenen, weihen, ſchaben, beſchneiden, verchriſamen, verelementen vnnd verſacramentieren laſſen, ſo möchte ſie kein Pantoffel noch Schuch trucken, wie den Predigkauziſchen tropffen, der die Schuch mit Chriſam ſchmieret. Aber diß ſoll noch wol auff ein Concilio berahtſchlaget werden, wann mich die Schuch nimmer trucken: Nun ha reim dich Eiſenhut am fuß, das ſint eitel Saturniſche, tärmiſche Windmüller vnd Letzköpff: Die Leut ſint nicht Schlangenart, daß ſie ſich ſo leichtlich mit bœſen worten ſolten beſchwœren vnd vergifften laſſen, dieweil ſie je den verſtand gutes vnd bœſes haben: vnd nichts bœſes beſchriben wird, daß nicht von jnen herkompt, vnd es ſelbs bœß erkennen. Verwirfft man doch vonwegen etlicher vnbeſcheidener wort nicht jedes Buch: Kan doch das Orenzart Frauenzimmer wol etliche Zotten inn Bocatij Centonovell, des Jacob Winters Wintermeyen, vnd des Straparole Hiſtorien vertragen: daß ich jetzt der Eulenſpiegeliſcher vnd Katzenborniſcher art Rollwagenbüchern geſchweige. Verwirfft man doch inn Schulen vonwegen leichtfertiger Reden nicht etli-[X s. vw.] mutwillige Poeten, Martialem, Ouidium, Plautum, Juuenalem, Pogium, Bebelium, vnd fehler alle Comediſche vnnd Satyriſche Scribenten, denen Boſſen zureiſſen angeboren: Tereatius der ſo gar ſnuber ſein ſoll, iſt im Eunucho nicht ſo gar lauter, ſo doch ſeine Comedien die cruſthafftſten Rœmer Lelius vnd Scipio ſollen geſchmidt haben.

Man hat zu allen zeiten bei allen Nationen ſolcher art kurtzweiligs Geſpötts vorgehabt: die Griechen mit Tragedien, Dithyrambis, Dionyſiacis: die Rœmer mit Feſcenninis, Manduconen, Mimis, Paſquillen: Die Teutſchen mit Faßnachtſpielen, Freihartspredigen, Pritzenſchlagen: die in Schulen mit deponieren, vnd Quotlibeten: welche weiß, wie die *Quotlibetarij* fürgeben, auch S. Auguſtin ſoll gebraucht haben, vnd gewiß S. Thomas vom *Aquauiuo*. Die Athener hatten ein Feſt *Kythroi*, da ſie einander mußten närriſch gnug verkittern, durchs Gitter, wie der Apotecherarr durch den Fingerſtrœl. So bringen wir nun hie auß allen vorgedachten arten ein gebachenen Kuchen, vnd nach jetziger Welt lauff ſchœne Pantagrueliſche Mythologien oder Grillengeheim-[X s. rw.] nuſſen. Welche inn was meinung ſie ſeien geſtellet worden, will ich nachgehends, wa ich zuuor, was des Authors perſon betrifft, angezeigt, vermelden.

So wißt demnach, daß er Frantz Rabelais bei vilen einen bœſen ruff hat, als ob er ein Gottloſer Atheos vnd Epicurer ſeie:

Welchs ich dan inn ſeim werd beruhen laſſe, dan heilig iſt er nicht geweſen: darumb ſorg ich des weniger, daß man jhn darfür anbett. Gleichwol daß man ſolches vnd ärgers auß ſeinen ſchrifften zuſchlieſſen gedencket, deſſen entſchuldigt er ſich auffrechtlich inn einer Dedicationepiſtel an den Cardinal von Caſtillon, darinn er das verhaben ſolcher Bücher, welchs wir, wie erſtgedacht, baldfolgends auch ſetzen wöllen, ſcheinlich anbringet: vnd meynt darbei, daß vonwegen des ſchmutzes die alte Real nit hinzuwerffen ſeien, noch die kern von wegen der Spreuer: es ſtehe eim jeden frei drauß zuleſen was er will: wann er ſchon einen ſich heiß hinden lecken, ſoll er vngezwungen ſein: beſſer ein Fenſter auß, als ein gantz Hauß, ſagt der Probſt, da man jhn warnet, er würd ſich blind ſauffen. Iſt derwegen er nicht allein diſer beſchonung, ſondern auch ſeiner Phyſiſchen lehr, welbeleſenheit, Artzeneierfahrung [X *s. vw.*] vnnd fürnemlich ſeines Diogeniſchen kurtzweiligen lebens vnd ſchreibens halben bei hohen Leuten lieb gehalten worden, bei den Kœnigen inn Franckreich, allen Gelehrten vnd Poeten. Ja auch bei den Geiſtlichen wie gehört, ja bei den Hocherleuchten Frauen, der Kœnigin von Nauarra, &c. Dann jhr auch diß beinchen wiſſen ſolt, daß er ein Doctor der Artzenei geweſen, vnnd deßhalben jhm ein ſchlecht Gewiſſen gemacht, etwan von natürlichen Sachen natürlicher zureden, auch etwas Gurgellantiſcher zuweyſelen, zukröpfen vnnd ſich zubeweynen, dieweil er als ein Phyſicus ſein Natur im hochſten gradu trocken befunden, vnd das Heilpflaſter als ein Artzt auff die gemeine Weinwunden zuhanden gehabt. . . . . .

. . . . . .

[X *s. vw.*] So vil ſei genug von des Authors perſon: was aber demnach ſein fürnemmen vnd bedencken ſolche Grillenbücher zuſtellen belanget: iſt es, wie ers ſelbs meldet, diſes: Dieweil er ein Artzet war, vnd wußt was Hippocras im ſechſten Buch Epidemie lehret, Daß ein [X *s. rw.*] rechtgeſchaffener Medicus inn allem ſeim Leben, thun vnd wandel dahin ſinnen vnnd ſchalten ſoll, die Leut auff alle mœgliche weg, es ſei mit Artzeneiſtucken, Worten, oder Geberden bei Geſundheit friſch zuerhalten, oder von kranckheit zuerledigen: vnd aber wißlich iſt, daß nicht alle Kranckheiten am oder im leib ſich erregen, ſonder mehrmals im gemüt durch Melancholi oder Traurigkeit ſich begeben, welche Hertzkränckung folgends am Leib pfleget außzubrechen vnnd es zuſchwächen: wie dann ſolches der Wolerfaren Artzt Eraſiſtrat Ariſtotels Tochter-Son an Kœnigs Antiochi Puls, ſo ſich vor groſſer liebe gegen ſeiner Stieffmuter kränckt, erkannt, vnd jhm deſſelbigen Liebſchmertzens abhalff: Derwegen will er, daß ein Artzet nicht allein mit Kräutern, Salben, Träncken, vnd Confecten geräft ſein ſoll, angeſehen, erſtlich weil ſolches der *Medicorum* Köch den Apoteckern zubefehlen, vnd demnach weil diſe ſtuck zuzeiten nicht helffen, demnach das Leid nit äuſſerlich leiblich, ſondern, welchs gefährlicher, innerlich hertzlich iſt: Sondern auch wolgeberdig, holdſelig, freundlich, geſprechig, kurtzweilig, boſſenreiſſig, der eim ſchwachen etwan, wanns noht thut, ein Mut einX X *vw.*] ſchwetzen, vnnd eingauckelen kan, jhn lachen machen wann er ſchon gern weynt, ja vberreden er ſeie geſund, dieweil man doch einen vberredet er ſei kranck, er ſei rotprecht, wann er todfürbig ſicht: Oder vberzwerch Felds mit eim ſchalen Boſſen daher kommen, der, wie man ſagt, ein Toden möchte lachen machen, jhm ehe ein Eſel fürführen der Diſteln frißt: Dann vom

Prediger vnnd Sacrament ſoll er jhm nicht viel ſagen, das mœgen andere Leut thun, die gern da bald erben, ſoll ſich ehe ſelbſt zum Eſel machen, der Diſteln frißt, auff daß es der Kranck auch eſſe: ſoll ſeim Nœchſten Krancken vnnd Krancken Nœchſten alles zu lieb werden, wie die Hoffleut jhren Herren, vnd die Buler jhren Närrin.

Soll keinen tröſten wie Callianax ſeinen Krancken: dann als jhn der Kranck fraget, ob er ſterben würde? antwortet er jhm: Es ſei doch wol des Keyſers Koch geſtorben.

Diſer grobe Sauzius hat Platonem nit gelehrt, welcher, wiewol er die Lugen, als ſchandlich jederman verbiet, doch dem Artzet Troſthalben geſtattet: Ja vnſere geſchribene Geſatz heiſſen einen Medicum wol nit liegen, (dann er kans wol vngeheiſſen) aber ⁋( )(*rw.*] geſchwetzig ſein (*Abeurſius in l. parabolanos C. de Epiſ. & cler.*) weil ſie Hebammen geſchlecht ſeind: Aber notfolglicher weiß, laſſen ſie es doch zu: dann wer viel ſchwetzet, der lügt vil.

Darumb mag er jhm wol zuzeiten ein Räuſchlin trincken, nicht alleyne den bœſen Lufft vnd Geruch minder einzulaſſen, ſondern auch boſſierlicher zu ſein: der wird ein Krancken mutiger vnnd getrœſter machen, als ein langweiliger Langſchaubiger Stirnruntzelter Fantaſt.

Dann wißt jhr nicht von jenem Philoſopho, der ſich ab eins Affen Boſſen geſund lacht, als er ſahe jhne ſein DoctorHäublin vnd Vberbaretlin vom Nagel ziehen, vnnd es ſo ordenlich wie der beſt DorffCalmäuſer aufffetzen: vnnd gewiß es ſicht lächerlich, ich habs verſucht.

Ja ich kenn noch einen, dem ſein Melancholiſch Kranckheit vergieng, da man jhm nur das Bachkanten Verßlin recitiert.

In veteri cacabo medico faciente cacabo.

Vnd der groß Spottvogel Eraſmus, hat vber den Epiſteln *obſcurorum Virorum* alſo gelacht, daß er ein forglich Ge ⁋( )(*2. rw.*] ſchwær, welchs man jhm ſonſt mit gefahr aufffchlagen müſſen, hat auffgelacht: . . . .

. . . . . .

Wie viel hat auch die Muſic geſund gemacht? Was iſt aber die Muſic als ein klingend fräud? Wie vil anmutiger aber iſt ein angeneme freudige red eins Menſchen?

Galenus ſchreibt, der hœchſt Artzt Aeſculapius habe lächerliche Liedlein gedicht, darmit inn Krancken Lung vnnd Leber zuüben, vnd ein Hitz inn kalte Leut zubringen. Ohoh inn ein Holtzbürſtenhertz.

Ja ſie ſchreiben, das Geſang heile die Schlangenbiß: Wie viel mehr dann den Narrenſtich. Ja der Juriſt *Tiraquellus* von Waſſerſchöpffingen hat, wie er ſchreibt, das Viertægig Fieber mit ſingen vertrieben: vnd ich mit trincken.

Ja Aſclepias hat mit der Trommet ein ⁋( )(*2. rw.*] Tauben hœrend gemacht: Ja ich glaub noch mehr, er hab inn eim engen Gemach darmit ein hœrenden daub gemacht.

. . . . . .

Derwegen Rabelais inn ſolchem wendvnmutigem Stuck ſeim Oberſten Lehrmeiſter Hipocras genug zuthun, vnd darinnen, ſovil als an jhm wer, die Krancke, Troſtloſe vnnd ſchwermütige, als ein Artzet nicht zuverwarloſen, hat er jhnen zimliche luſtige Materi, ſie zuerluſtigen vnnd vor ſchwæren gedancken zuverwahren, hierinn zuſammen ⁋( )(*5. vw.*] getragen, vnnd alſo nichts auſſerhalb ſeim Ampt, Beruff vnd Facultet gethan, ſondern guthertzig geſchertzt, wers guthertzig verſchmertzt.

Hierauff mœgen jhrs neben eueren Geſchäfften zu verlohrnen müſſigen Erquickſtunden, Spacierzeiten, Spielen, Feſten, vnd zu Tiſch gebrauchen, betrachten vnnd belachen, vnnd zu weilen die Frühmettliche Augbroen, oder das Veſpaſianiſch *Cæſaris*

fecim ablegen: vnd an das alt Sprüchwort gedencken, *Caput Melancholicum eſt balneum Diabolicum*, ein Melancholiſcher Kopff, iſt des Teuffels Hafen vnnd Topff, darein er tropff vnd koch ſein Hopff.

Sonſt ſovil den Dollmetſchen belangt, hab ichs (eben gründtlich die vrſach zuendecken) darumb zu vertieren genommen, daß ich geſehen, wie bereyt etliche ſolche Arbeyt vnterſtanden, doch ohn Minerve erlaubnuß vnd darzu vngemachenem vnd vngebachenem *Ingenio* vnd Genio, zimlich ſchläfferig, ohn einig *gratium*, wie man den Donat exponiert, vnvergreifflich wider des Authors Meinung, vndeitlich vnnd vnteutſchlich getractiert.

Derwegen da man jhn je wolt Teutſch [)( )(*s. rw.*] haben, hab ich jhn eben ſo mehr inn Teutſch wöllen verkleyden, als daß ich ein vngeſchickteren Schneider müßt drüber leiden: Doch bin ich an die Wort vnnd Ordnung vngebunden geweſen: vnd mich benügt, wann ich den verſtand erfolget: Auch hab ich jhn etwann, wann er auß der Kühweyd gangen, caſtriert, vnd billich vertiert, das iſt, vmbgewandt.

Das vberig, was noch weiters zuſagen, vnd welchem er diß Buch zugeſchriben, werdet jr im folgenden bereitſchlag des Authors vernemmen. Hiemit euch jederzeit zu ergetzlichkeit geneigt: Geben auff den RuntzelSontag, inn voller FantaſtNacht, wann man die Runtzeln mit Erbſſen abreibt. *Subſcripſit*: Jrer Fürſtlichen Gnaden Mutwilliger.

DAS ZEHEND CAPITEL.

Mit was gelegenheit dem Gurgellantua, der Nam wargegeben: Vnnd wie er mit Treubelmüſelen vnd Bœrenmüffelen zubracht ſein leben.

DER gute Man Großgiſier, als er vnter dem ernſtlichen Glaßraumen vnd poſſenreiſſen, das ſchrecklich Geſchrey vernam, welchs ſein Son, als bald er an das liecht der Welt kam außlieffe, da er ſo daub vnd tobend zuſaupen, zuſupen rüffet. Sprach er gleich, Wie tobeſt mit ſo gar gantz groſſer, durch *ſupple* zuverſtehn, Gorgel. Darauff ſchloß gleich der gantz vmbſtand vnd vmbſitz einhellig, daß diſer durſtig ſchreiling darumb müßt den Nam Gargantoba oder Gorgellantua tragen, weil diß das erſt wort ſeines Vatters zu ſeiner geburt geweſen, gleich wie dem Kœnig Xutho ſein erſter Sohn alsbald vom gehn mußt Jon heiſſen, weil der Oraculiſch geiſt, den er vmb Erben fragt, durch *ora culi* ja gehen hieß, hui annen: daher darnach das gantz Land Jonien genannt worden. Dann alſo auff die weiß (*M. 4. rw.*) haben die alten Hebreer jren Kindern namen angeeigenet, vnd dieſelbige nach geſtalt der ſach auff jre ſprach gegeben. Derhalben hielt Großkœlier diſen des Weinverzuckten Völcklins gemeinen raht für ein gut zeichen, das ließ jhr auch die Muter nit mißfallen. Dan die Müter haben das Recht, den kindern namen zugeben, vnd mißfallt vnſern gnaden auch nit, daß man auß eim ſonderen vnverſehenem fall eim kind den Namen auffſetze.

Vnangeſehen was Jörg Witzel hievon witzelet, welcher meynt man ſoll die Kinder all Latiniſch auff ein us vnd ſus nennen, gleich wie man ſie Latin tauffet: Ja auf Welſch Ceco vnnd Beco, Malateſta, Maleſpina, Maleſtroit, Sansvin. Hei warumb nicht auff Türckiſch vnnd Sclaviſch Baiazet, Ziſca vnd Rockenzan, ſie ſind je auch fremd. Aber er meint Henckel, Hubelt, Del, Gele, Metz, Leis, lauten ſchrecklich inn ſeinen Sireniſchen oren, vnd machen einen bei den Leuten nicht angenem. Wie dan? thut es im ſo wol in ſeinen Priſcianiſchen Witzoren, wann man die Susnamen ſo ſchœn vergorgelet, verjörgelet, verjodelet vnd verhundſtutzet, Hen,

Trebes, Debes, Kres, Gruner, Sar, Sechel, Craz, Nys, Gilg, Ciliox, Feſter, Beſtel, Lentz, Blæß, Veitz, Lips, Broſi, Tönge, Bentz, Joſt, Luz, Trin, Zilg, Plœn, Gret, Kœn, Len, Seicken, Nes, Dœrle, Zoff &c. Sollen diſe gemarterte wörter einen angenem machen, da ſie doch keiner verſteht: ja wann ein jeder Odenwälder eynen Witzel bei ſich hett, ders jm außleget.

Solt eyn Kabisbauer inn ſeim Kabiskopff nicht beſſer verſtahn; wann ich jne nennt Wolffhart, Hildebrand, Sigfrid, Friderich, Gottfrid, Winrich, Hartman, Gebart, Burckhart, Richart, (*M s. vw.*) Viſchart, Volckart, Reinart, Kunrad, Reinhold, Richwin, Winhold, Bruder Birhold, Waltherr, Landbrecht, Lautbrecht, Volckmeier, Eberhart vnd Degenhart.

Was? ſolt ich bei Manlichen Leuten nit angenemer werden, wann ich ein ſolchen Knebelbartfreſſigen Namen hette, der von gethœn vnnd hall den leuten außzuſprechen ein luft gibt, als Eiſenbart, Kerle, Hœrebrand, Hartdegen, Schartdegen, Degenwerd, Wildhelm, Helmſchrot, Voland, Grimmwald, Grimmhild, Kibhelm, Künhelm, Faſtkün, Eiſenarm, Hœrwart, Marckwart, Girfalck, Sattelbog, Starkwin, Schlag inn hauffen, Rauchſchnabel, Wolffskæl, Fuchsmagen, Pickart, Raumland, Hagelwild, Harmut, Manswerd, Manwurg, Muckenſturm, Manrich, Hochſchritt, Werruch, Wiſchgul, Hœrſchirm, hardknot, Wolfporn, Wolfhelm, Stich den Teuffel, Trag den Knaben, &c.

Sind dan Stillfridſame vnd ſittſame Leut, ſo kan ich juen das muß auch ſüs einſtreichen, kan mich auff Philoſophiſch Richfrid, Gottfrid, Fridger, Sigſtab, Lantfrid, Schirmfrid nennen: Welchen wolt es nicht gefallen, wann einer heißt Gottliebe, Gottshuuger, Gottwach, Gottwald, Jeſuwalt, Troſtwehr, Wollob, Goldacker, Vollraht, Chriſtman, Gothart, Gebrich, &c. Oder wann eine heyßt Roſemund, wie vnſers Gargantoa Muter Honiggurgelin, vnd Schmandkælchen: oder Gottshulda, Trutgarta, Wisart, Liebwarta, Fridburgin, Adelinda, Adeltrud, Adelgunt, Machthilda, Gerntrud, Ehrentrut, Engeltrut, &c. die Namen ſolten eim die Weiber ſchier einſchwetzen: wie können ſie dann ſo grell inn oren vnd vnangenem ſein? Der gut Herr acht ſeinen Griechiſchen Baurennamen (*M s. rw.*) hoch, vnd veracht ſeinen Teutſchen ererbten Namen, der je nicht Latin iſt: vnd alſo ſeine Vorfahren, die jnen beſonder allein gebraucht haben: dan vnſere vornamen ſind nicht eher auff kommen, als da wir Chriſten worden ſind, on daß die Wolgeborene jhren ſitz vnd Herrſchafft gemeinlich, doch nicht allzeit, dazu ſetzten. Sonſt waren vnſere jetzige zunamen zugleich der alten vor vnd nachnamen. Darumb lauts den Mallen vnd Bottenflemming vnd den plumpen Holländern ſo widerſinniſch, daß einer ſoll Diebold Angelgert oder Lentz Ochſenfuß heiſſen, meynen ein Hochteutſcher habe drumb zwen Vätter, aber Wilhelm Wilhelmsſon, Erich Erichsſon iſt jrs verſtands.

Aber der Nam iſt auch klein, das verſchmecht jn vileicht, wie die Hetzhuſiſchen Kleinwitz: Garwiſus vnd Troſtwitz, das weren namen. Was darff man ſich nach den Juden nennen, die ſich doch nit nach vns nennen, ſie werden dan im Tauff degradirt von jren Namen.

Vnſer ſprach iſt auch ein ſprach, vnd kan ſo wol ein ſack ſack nennen, als die Latiner *faccus*. Ich glaube man meynt vnſere Vorfahren haben ſtæts geſchlaffen, vnd nit eben mit ſo groſſem bedacht gewußt jren lieben kindern namen zugeben, als die Griechen vnd Latiner. Wir haben jetz das frei Regiment, was dörffen wir vns nach den Sclaviſchen Rœmern nennen, die Herren nach den Knechten? Welch Rümling doch, da ſie das Keiſertumb

einhatten, ſo trotzig geweſen, daß ſie vns zur ſchmach jre knecht Getas genannt haben. Wie ſolt es ſich reimen, wann die Griechen jre kinder Xerxes vnd Mardonios, die Rœmer die jren Perſes vnd Stichos, die Sirier Dama, die Frigier Midas genant het-(*M 6. vw.*)ten, die Siger nach den Vberwundenen?

Vnd iſt des Pompoſians knecht darumb höfflicher vnd grœſſer, weil er Hannibal heißt, vnd der hund, wie du? Solt ein kurtzer Zacheiſcher Feigenbaumſteiger darumb lenger ſein, wann er langbrecht heiſſet. O vil lieber kurtz Arm dann lang Arm. Solten die Trogloditen darumb kein rechte namen haben, weil ſie jre Kinder nach den Küen, Schafen vnd Geiſſen, die ſie ſaugen, nennen? oder die in *Rio della plata*land, die nach den Papageien vnnd Vœgeln Waffu heiſſen? So müßt Keiſer Cyrus nit dem Hund Kyrr, den er geſogen, nachheiſſen, die Keiſerin Semiramis nach den Tauben, die ſie ernehrt: des Herculis Son Telephus oder Eilenfus von dem Reuch: noch der Held Vrſus dem Bœren, vnd Ritter Leo dem Lœen nach. So müßten ſich auch die Rœmer nit von den Bonen, Linſen, Lattich vnd Ziſererbſen, noch dem Sarceniſchen geiſtlichen Kräuterbuch, oder des Lewini Lemnij Bibliſchen gleichnuſſen von Erdgewächſſen nennen.

Vnd daß wir widerumb auff vnſere Teutſche kommen, wann jre namen ſo vnchriſtlich lauteten, wie Witzel meint, warumb ſicht man inn allen Biſchoffs Catalogen vnd Abtßregiſtern, daß die erſten auß jhnen Teutſche Namen haben: ſollen ſie drumb im Glauben Barbariſch ſein geweſen, weil etlich heyſſen Erbargaſt zu Straßburg, Mallo zu Pariß, Hartin zu Speir, Berwolff zu Augſpurg, Pflegherwis zu Saltzburg, Ehrenbrecht zu Friſingen, S. Burghart zu Wirtzburg, Richhulff zu Metz, Magnerich vnd S. Lutwin zu Trier, S. *Ewerwiß* zu Trecht, Willigbrot zu Vtrecht, S. Künbrecht zu Cölln, S. Meinrat zu Einſideln, S. Otmeyer zu S. Gallen, Geitzo zu (*M 6. rw.*) Baſel. Sind ſolche Namen an den Chriſtgetaufften darumb noch Heydniſch, weil ſie von Heyden herkommen? Sind nicht die heutige Latiniſche Tauffnamen von Heyden? Solt Judas Jacobs Son, vnnd Judas Machabe darumb des ärger ſein, dieweil der Verræter Judas alſo heißt?

Wolt darumb der Kœnig inn Franckreich all Eſeltreiber henncken, weil ſie den Eſeln Herri ruffen, vnnd die Teutſche Säuhirten all ertrencken, weil ſie die Säu Heyntzlin heyſſen, vnd die Gärtner dem Teuffel ſchencken, weil ſie das kraut Guten Heyarich nennen . . . . . ?

Wolt ich darumb nicht wöllen Herman oder Germán heyſſen, weil man dem Bock Herman ſtoß nicht ſagt? (welchs doch ein Antiquitet von den Hœrkriegiſchen ſtoſſenden Teutſchen, vnnd Noachs oder Bachi Bock iſt) Oder weil man die Gäuch Herman gut Schaf nennt? Deßgleichen wolt ein Jud darumb nicht Moſes heiſſen, weil wir die Böck alſo heiſſen? Wolt einer drumb nit mehr der alt Peter vnd Paule ſein, dieweil die Wettermacheriſchen Glocken zu Cölln alſo getaufft ſind? Wolt ein Kœnigin drumb nicht Iſabella heyſſen, vonwegen einer Jeſabel? vnd eyne nicht Eliſabet, der Wolffdietheriſchen Rauch Elſen halben?

Woltſt darumb nicht Kuntz heyſſen, weil man inn Sachſſen den Schweinen alſo ruffet, vnd die Gauckler Kuntz hinderm Ofen ruffen . . . . . ?

Wolt ich darumb nicht Hans inn allen Gaſſen ſein, weil man im Niderland die Graßmu-(*M 7. vw.*)ckenkœnig Jan ſchilt? Noch Siman, weil man meinen Simiſchen ſchafmæſigen Delphinen vnd den MœrſchweinNæſigen Schafen, vnd Gauchcyerbrütlern alſo ruffet? Noch Stöffel, weil alle Seulgötzen, vnd die Heu-

ſtöffel, vnd das Lied O Stöffel lieber Göffel Löffel alſo klingt? Noch Nicht-Clas von wegen des Papiren fenſters? Noch Vilhelmus des Strofacks halben. Noch Nichtcaſius von wegen des Kütrecks? Noch Mangold, daß er beſorgt er werd arm? Noch Barthel vonwegen des Trockenen Bartſcherers Meyſter Barthels? Noch Märtin, weil der Gauckeler ſeinem Affen Meiſter Märtin, vnd die Müller jren Eſelen vnd die Churwalen den Bæren alſo ruffen? Noch jungfrau Læn, von wegen einer faulen Lænen? Noch Marckhulff von wegen des Salomoniſchen Marcolphi (welcher Nam demſelben Marcolffdichter auch Grell inn den Ohren gethan) Noch Margret von wegen Murrgret: Noch Morolff vonwegen Bruder Morolffs des Holtzvogels, aber von wegen des guten Weins: Gleich wie etwan die Rœmiſch Manlier wolten keinen Marx vnter jhnen wiſſen, weil ein Marx jhr Geſchlecht ſchelmiſch hat beſchiſſen, vnd die Claudier keinen Luci oder Lauxen.

Was? es ſind nicht all Latiner die Gabeluszinkus können. Solt Kasrom darumb ein Rœmer ſein, weil man im *Kasrœmus* ſchreibt, So müßt Leutulus ein Baier ſein, weil er Liendel laut.

Man ſoll nach dem geburtsfall vnd zufälligen geſchichten die Kinder nennen, wie hie vnſer Gurgelzipfflin auff Spaniſch vnd Nabaliſch Gargantomänlin: Was ſchad es, wann ſie ſchon Naſichi heyſſen, oder Naſonen, capitonen, lefftzen, Flach-(*M7. rw.*)ohren, Lappi, Kalbe, Plauti, Zæntati, Memmule, lecke, kroumaul Cote, dibiſch Maſſe, freſſig lamie, Lefftzenwartzige Verrucoſi, Badſtüblin auff der Naſen, ſchœns haar Ceſar, Cincinnat, Aſine, . . . Scrofe, Gurgellantiſche Gurges, Maultaſchin, Guldenmund, Antigoniſch Großknie, Diotiniſch trechter, Xenarchiſch Metretes, ſchind den buben, Mange diable, friß dahinden &c. Oder von den Landen Alloprochiſch, Cautziſch, Turagaramantiſch, &c.

Das iſt der alt brauch, vnd der allererſt, wie Gorop beweiſet, daß auch Adam vnd Eva Niderländiſche namen Hatdamm vnnd Ehevat haben gehabt, wie ſehr es auch den jungen Leytertrager Joſeph inn ſeim Caſtigierten Feſto verdreußt: was ſoll dan diſe Latiniſche Tirannei mit vs vnd Eſels ja.

Schœne Namen reitzen auch zu ſchœnen thaten, darumb muß es Gargantubiſch auff den glückfall aufferleſen ſein, nicht daß alle Schleſier Furmansclaus, Lubecker Till, Nörnberger Sebald, Augſpurger Vrli, die Weber Galle, die Küh Barthel, Holländer Florentz, Schotten Andres; Spanier Ferrnant, Portugaler Jacob, Engellender Richart vnd Edwart, Behmen Wentzel, Polen Stentzel, Vngern Stephan, Pommern Ott, Preuſſen Allbrecht, Lotringer Claudy, Flemming Baldwin, Francken Kilian, Weſtfalen Gisbart, Märcker Jochen, &c. heiſen. Sonder eim jden ein ſondern helm aufgeſetzt, ſo kent man die Mummer vntereinander.

Alſo habt jr den fall, dadurch dem Gurgullantula ſein Nam entſtanden, vernommen, auch ſein durſtig anligen verſtanden, welches er der Göttin Potina klaget, Darumb opffert jm wacker vnd tapffer Glæſer voll Wein, ſteckets jm aber nit wie (*M s. vw.*) dem Priapo, ſonder henckt jm die Gutteruff vmb den halß, wie der Zanbrecheriſchen S. Apolonien die Zæn, vnd das Augſterlied, von Legelnoten, So trincken wir alle &c. die Sackpfeiflein, Kraufenkelchlin, vnd Würffelfugen an einander hencket. Badet das arm kindlin auff Spartaniſch im wein ab, nit wie die Teutſchen auff eim tieffen ſchilt im kalten Rein, Wein, Wein, das kan ein bad ſein: vnd es zuſtillen, bitt ich euch gebt jm auß dem Zihdeerimen zutrinken, darnach tragts zur tauf, wie jr könt.

Aber diß geht euch Gevattern an: fecht daß jrs hoch gnug auffhebt, daß es auch hoch wachß, ... Hebts jr lieben Paten, wie die frommen Cheiben die Eydgnoſſen jren lieben Pfetterman Kœnig Heinrich, welcher wol hat groß müſſen werden, vnd neben der Plusvltriſchen Sonnen, ſein der Mon der Erden, weil ein gantz Land an jm gehebt hat, ja ein Land von groſſen hohen Bergen, vnd langen ſchmalen leuten. Aber botz Chüwunden es koſt diß Göttelkindlein manchen ſeinen Abbezeller chnaben, vnd manch weydlichen Pfettern: ſo gehts wann bauren der Edelleut gevatter wöllen ſein. Ich muß erzehlen wie Plutarchiſch er geſeuget ſei worden: zu demſelben warden geordnet tauſent ſibenzehen, treizehen Küh auß dem Kühland vnd freien Bergen vnd Vngeriſchen Weyden, dieſelbige ſeugeten es fein ordenlich nach der Tabulatur ein tag vmb den andern. Dan es war vnmœglich gnug vermœgliche Säugammen für jn außzutretten: inn betrachtung der groſſen quantitet Milch, ſo zu ſeiner narung aufging. Was etliche vom Olgier ſchreiben, er hab ſeiner corpulentitet halben vier Milchflaſchen gebraucht, (*M s. rw.*) das iſt zwo Säugammen, alſo daß man jm, wann es die ein außgelährt, flugs ein par andere dargeworffen hat, iſt kinder werck. . . . . .

. . . . . .

Nun inn ſolchem ſeugenden ſtand iſt er geſtanden biß auff ein jar vnd zehen Monat: nicht lenger hat er den Brüſtlichen safft ziehender vnd lüllender weiß erſogen: dann die Artzet rhieten nach verſcheinung der zeit, daß man alsbald das Kind anfangen ſolt zu tragen, zubotzelen, zublotzelen, zuketſchen vnnd zuſetzen, das macht wol dänen. Auch damit es bald geben lernet, macht man jhm durch künſtliche Invention des M. Johan Demalts auß Weſterich (der etwan auch die Auchin auff die Kotſchen, vnd die Windspferdsmül, auß des Herons Zygijs ſampt dem Nebelſchiff angeben hatte) ein Kolwagenkärchlin, daran vier Ochſſen hetten mœgen zihen. Inn demſelbigen fürt man den jungen Printzen vnnd Infant von Nullubiquingen, vnnd Delphin auff Nienenburg, ab, auff vnd nider, hin vnd wider. Vnnd war nicht vnholdſelig zuſehen, ohn wann er mit dem Wagen (*N vw.*) beſteckt, da ſchri er ketzerjammer vnd wol ſo ſehr als die Nörlingiſchen Furleut fluchen, vnd wann es nicht gehn wolt, macht er flugs ein ſolch waſſer, das eyn Mül getriben hett, geſchweig das Kindkärchlin. Von jhm haben es darnach die Bœmiſche Paſcaler, wie Bonfin ſchreibt, gelehrnet, da ſie das Mœr, das Wibende wabende Waſſer (wie ſie das Mœr nanten) inn Fläſchlin heym getragen vnd wan die Wœgen nicht gehn wolten, darunder geſchütt haben, auff daß es die Kärch wie die groſen Schiff fortſtiß. . . . . .

Nun vnſer Henlin liß ſich wol an, hat ſchon viel Eyer verderbt, het ſchon ſchir zehen Kin, vnd ſchrei nicht als nur eyn wenig, ... wie er kein tropfen on vrſach einfurfelet: alſo ſpei er keinen on vrſach. On vrſach aber tranck er nit. Dan wann es ſich begab das er zornig, raſend, hirnprünſtig, treckauffſtœſig: Vnſinnig: grimmig: ſchreiend: weynend: wütend: vnd Teuffeliſch ward: daß er anfing vor rachgiriger boßheyt zu Veitsdäntzelen: zuhupffelen: ſchupffelen: zabelen: ſtrabelen: zitteren: witteren: Zœnknarſpelen: Toben: dauben: Strampelen: kreuſchen vnd fallendſüchtig werden: Da muſt was hand vnd fuß hat lauffen, vnd jm pringen zu fauffen, das war die Loſung, alſo kont man die gut (*N rw.*) art eyn weil ſtillen, biß daß er wider Atham holet, da ging das Lid auff eyn neues an, da mußt man jm etwann zum drittenmal auß dem zwölffmæſigen Säugammenkennlin zuſchlucken geben vnd dahinden wol aufheben: dan die guten Kindlin haben

groſen durſt, die milch iſt geſaltzen, das macht das graß ſo die Muter aſſen, war nit vngefaltzen: ſo haben ſie groß Hitz vom Zanwee, ehe ſie außzanen, ſo muß man dann den Kalck mit Wein leſchen, das macht die Pillerlein ſteiff. Darumb verfaulen den Teutſchen todten Köpffen die Zæn am letzten: wers nicht glaubt, verſuchs.

Es hat mir ſeiner Warterin eyne geſagt, die jm den zipffel offt im maul gehabt, vnd auf min tru geſchworen, das Gargelximplin hab ſo gar diſe weiß an jm gehabt, daß er nur vom gethœn vnd klang der flaſchen vnd kannen in eyn ſolche abgründige, tiffloſe, ſinnloſe verzuckung ſei gefallen, als ob er wie Machomet vnd die Propheten von Mönſter die Paradiß freud empfünd: Het es aller dings reden können, es het euch auff Delphiſch Reimenweiß die warheit geſagt. Derhalben als ſie ſolche Heylige Complexion vnd Art an jm vermerckt, haben ſie teglich an ſtatt der Kindſchlätterlin vnd Malzenplättelin ſolch Cibeliſch kübelklopffen, Faßfingerlen, glæſerklingelen, vnd flaſchendäntzelen vor gehabt: auch ſo bald er aufſtund, vnd noch Leilachginig vnd Federſtibig geweſen, muſten ſie an allen ecken mit den ketten vnd Schrauben an den Flaſchen raſſelen, vnd mit dem deckel auff der Kandel klöpffelen, daß er den kopff vmbwarff, wie eyn Tauber vor dem Schlag, vnnd vor Freuden gleich erhupffte, erlupffte, erſchupffte: ermunderte: erſchulterte: erſchüttelte: vnnd wagete: wigete ſich ſelber: (*N 2. vw.*) didelinend mit dem Ditelkopff, monochordiſend vnd inſtrumentiſend, vnd quenekelingend mit den fingern, vnd baritonirend, Lullepipend vnd gruben klimmend mit dem hindern. Vnd iſt ſolchs heut eben ſo wenig fremd, als das ein welt vnder vns ſei, welche die Füß gegen vns kehrn. Dan Bellonius ſchreibt in Creta laſſen ſich die weynenden Kinder nit ſtillen, man zeig jnen dan bogen vnd köcher, vnd geb jnen eyn Pfeil inn die Hand gleich wie man keyner Schwæbin kind ſchweigt, man zeyg jm danu eyn Löffel.

AUS DEM PODAGRAMMISCHEN TROSTBUECHLEIN.

Podagrammiſch Troſtbüchlin. Innhaltend Zwo artlicher SchutzReden von herlicher ankonſt, geſchlecht, Hofhaltung, Nuzbarkait vnd tifgeſuchtem lob des Hochgeehrten, Glidermächtigen vnd zarten Fräulins Podagra (*von Joh. Carrarius und Wilib. Pirckhaimer*). Nun erſtmals zu kitzeligem troſt vnd ergezung andächtiger Pfotengrammiſcher perſonen, oder Handkrämpfigen vnd Fusverſtrickten kämpfern luſtig vnd wacker (wie ain Hund auf dem Lotterbett) boſsirt vnd publicirt Durch Hultrich Ellopoſcleron. Anno M.D.LXXVII. *zu Straßburg. 96 ungezählte Blätter in 8°.*

(*B iij rw.*)

An alle Podagramsgedultige vnd Zipperlinſchuldige, das iſt, die es entweder ſchon gedulden, oder noch mœgen verſchulden, Hultrich Ellopoſcleros.

VOr 17. Jaren hat der hochgelehrt Herr Elias Anhart von Græz, Phyſicus, auf der Schemnitz inn Hungariſchen Bergſtätten, ain general Conſilium (doch vnberufen zu Trident) Podagricum inn truck gefärtiget, für vneingewurzelte, vnnodoſirte, vnknöpfige vnerkalkſtaiate, nit ſandgriſige, vnnd Neſtelverknipfte Podagra, oder Fußkrankhait, vnd ſchmerzlichen fluß, (als er es nent:) Darinn er anlaitung gibt, wie jm, wann es noch

nicht veraltet, vnnd ein vnuerſchamter gaſt worden, mit Medicin, auſerlichen Mitteln vnd Arzneyen fürzukommen, forzubawen oder abzuprechen ſeie.

Inn welchem er, meins bedunkens, (doch mich vnerſucht) für angehen-(*B iiij vw.*)de Podagriſche Tyrones vnd krigsneuling (dan die alten Soldaten vnd hünerfreſſer begeren auß gewonheit kains Rhats) zimliche gute mittel fürſchlägt, welcher maſſen jm nicht allein mit hauen vnd ſchaufeln, ſondern mit auſerlichen Curen zuſteuren were. Wie dan desgleichen Inhalts buch neulicher Jar auch zu Straßburg bei B. Jobin außgangen, deſſen Author, Doctor Dominicus Burgauer von cur des Podagrams ſich groſer ſtraichen austhut, welchen einer, der es nicht glaubt, leſen mag. Idoch gefallt vns zu vnſerm fürhaben vil baß vnſer gedachter Doctor Anhart, als erſtberuerter Burgauer, der beinah ider haken hat wöllen ein ſtil machen, vnnd allem Zipperlin helfen, vnd doch im abzug aim lang zæn macht, Diweil Er Anhart, nicht allein dem hilffamen vnd geſchlachten Podagram, welchs ſich den *Medicis* vntertænig vnd gefolgig erzaigt, hat Medicifchen Rhat vnnd hilf fürgeſchriben: (*B iiij rw.*) ſondern auch dem vnhilffamen, vngeſchlachten, Rumorifchen, Halsſtarrigen, vnd die *Medicos* trotzendem Pfatengram Philoſophiſche oder Klughaittrœſtliche hilf zuthun vnterſtanden.

Seitainmal er ſich des Sprüchworts erinnert gehabt, Das

Wa der Artzt nit meh kan
Da fangt der Prediger an,
Wann die Arznei am leib will fælen
Da ſucht man erſt Arznei der Selen,
Wa Apoteck œl nicht will ſchirmen
Da ſucht man bailig œl zum firmen.

Dan in diſer Quotlibetiſchen Welt mus alles vnbert ſein, *Virtus poſt nummos*, Iſt gelt da, ſo gelts, *de moribus vltima quæſtio*, Dar nach fragt man erſt, Potz Seckelpluſt, wir hettens ſchir vergeſſen, ifts auch fromb? Ha fromb genug, wa gelts genug: Man mus die frombkait mit Rechenpfenningen zalen. Haben ſie es durch Regul *falſi* ſubtrahirt, ſo wöllen wir es durch die Welſch practic ſummirn. Alſo auch hie, *Animam poſt corpus*, wa der leib will Sanct Velten ha-(*B v vw.*)ben, da huet ſich die Sœl für Küriehs bus.

Desgleichen hat er den Philoſophiſchen ſpruch Plutarchi zu gemuet gefuehrt, Das

Was nicht der Rhat thut auſerlich
Das mus der Troſt thun innerlich.
Dan kainen ſoll man lan verterben
On Rhat vnd Troſt, auch nicht im ſterben.

Wa ſoll aber ein Medicus den troſt holen? Warlich er finds inn keiner gemalten Apoteckerpüchſſen: Auch nicht inn Galeni *Arte curatiua*, noch von *Vrinis*, vnd *Quos purgare conueniat &c.* dan raine ſaiten zerſpringen bald, die ſpinnweb keinen ſtich nicht halt. Vil minder von *Anatomia viuorum*, es lis ſich ainer ſonſt eben ſo mehr vor heucken, vnnd ſich darnach wie Premberger als ein Salmen zu Rimen zerſchneiden. Finds auch nicht inn ſeim BallenBuechlin, *De paruæ pilæ exercitio*. Dan den Podagramiſchen dörfen die Genfer das Gailleartdantzen, vnd die Fueszwizerende Capricoliſche Gaisſprüng nicht verbiten. Wa (*B v rw.*) dan? Da næmlich, inn Practic ſeins buechlins *De curandis animi morbis*, Von cur des gemuets kranckheit, vnd da er ſchreibt, *Optimum Medicum Philoſophum eſſe*: Næmlich, aus der Philoſophie oder dem Weisheittroſt, Daraus ſteht es zuſchöpffen.

Dan, wie Plutarchus von der kinderzucht lehrt. So haben die Menſchen zu des leibs friſtung zwo kunſt erfunden, die arzenei vnnd die leibs vbung, welche lezte man *Gymnaſticen* kampfsgeſchicklichkeit genennet hat, vnd dinete zu ſtærckung vnnd ringfærtigung

eines gefunden leibs, gleich wie die erſte zu abſchaffung der kranckheit vnd widerpringung der geſundheit aufkame.

Aber wie dan? wann die verſcherſte geſundhait nicht wider zupringen, vnd deshalben entweder aus krankhait, oder aus alter der menſch der fechteriſchen leibswæferung vor ſchmerzen oder aus ſchwermut vnd ſchwerleibigkeit vergiſſet: ſoll man jne darumb hilflos im kat der Maul-(*B 6. vw.*)hengkolie verzweifelter geſtalt da ſtecken laſen? Nain warlich, das wer vnmenſchlich.

Sintemal auch die Thir nicht weichen
Von ſchwachen, krancken jres gleichen,
Wann ſie jn ſchon nit rhaten künnen,
Stehn ſie zum mindſten doch bei jnen.

Sondern auf diſen fall haben die Menſchen, ſo von Natur vernünftig rhaten vnd reden künnen: jhnen ſelbs zu nuz noch die dritte fürtreflichſte kunſthilf erfunden, næmlich die weisheitpflanzende, Sœlergezende Philoſophie, welche, wa die andere zwo in leibserhaltung mangelhaft abſtuenden, dem gemuet dannoch mit jrem weisheitrhat zu troſt kæme: Vnd alſo die Sel, inn welcher aller verſtand ſamt dem gemuet ſtehet, aufenthilte, auf das dadurch der leib, ſo daran hanget, ſeines Salzes nicht beraubet würde. Wie dan auch ſelbs der Arzet Apollo, Galenus darauf gedeitet hat, inn dem Buch, *Quod animi mores corporis temperaturam ſequantur.* Dan wann man ain ſimpele conuerſion, vnnd vmb-(*B 6. rw.*)kehrens daraus macht, ſo haißt es.

Nach des Gemüts ſitten vnd gſtalt
Auch der leib ſich ſittet vnd halt,
Das Gmüt ziecht, wie es will, den leib,
Wie den Man ain Maiſterlos Weib,
Oder, das jchs nicht läz vergleich,
Gleich wie ein Weib dem Man gern weicht.

Solchs bewært der Teutſch Rabelais in ſeim Trunckenen geſpræch, nach ſeiner fantaſtengreulicher art exempelsweis alſo,

Der ſein Seel nicht gern trocken ſezt
(Die man doch für die klugſte ſchäzt)
Sucht ſtæts, wa er den Schnabel nezt,
Vnd alſo Seel vnd leib ergezt.
Die Sau, die ſich im kat gern ſalzt
Sucht kein Roſen, drinn ſie ſich walzt,
Der Vogel, der gern ſteckt imm Naſſen
Hat ſtæts den Schnabel inn dem Waſſer.
Mus alſo ſtæts der leib volpringen
Darnach das Gemüt pflegt zuringen.

Daraus dan wol zuſehen, das dieweil daß Gemuet im leib wie die vnruo inn der vrem, vnd wie der Reuter auf dem pferd, vnnd wie S. Cyprianus in prologo *de virtute Chriſt*: ſagt, der ſchmid zum hammer, vnd das feur im Bachofen iſt, vnnd des leibs glider als inſtrument gepraucht, das vil mehr an friſtung des Gemuets als (*B 7. vw.*) des leibs gelegen: Dieweil auch der Eccleſiaſtes ſpricht, *Summum animi vulnus eſt animi triſtitia, ſicut ſummà malitia mulieris nequitia, et capitis colubri veneficia.*

Solche friſtung aber des gemuets würd anders wo her nicht zugerichtet, dan durch den klugen troſt der Philoſophi, vnd kluges bereden vnd ermanen. Welche Philoſophi vnd weisheit lehr ſonderlich inn zwaien wichtigen ſtücken jre ſpizfündigkeit erzaigt: Ainem, das jenig, ſo man gemainglich gut ſchätzet, bœs vnd arg zuerweiſen, Im anderen, das jenig ſo man gemainglich bœs ſchätzet, für gut vnd nuzlich zubewæren.

Diſer Philoſophiſchen mittel ains hat jm hie vnſer Doctor Anhart, oder vil mehr der herr Carnarius mueſen auserleſen. Dan nach dem ſie, als Medici gemerkt, das ain widerſpänſtig, Arzeneitrotzigs Podagramsgeſchlecht zufinden, welchem alle Apotekerpüchſen vber einen haufen geſchütt, nicht könnten wehren. Da (*B 7 rw.*) thaten ſie wie etlich Bildſtürmer im Niderland, welche als ſie ainem vberaus groſen ſtainenen Chriſtoffel nicht die klainſte

zehe am fuos mochten abhacken, Vil minder in einen Knoblauch aus der Täfchen zwacken, da fchriben fie für ein Salvaguardi einen zedel darin, das er ein toppeler Gœs were, vnd derwegen als jr liber Brueder ficherhait hette. Alfo auch dife, da jnen dis maifterlos Podagram nit weichen will, können fie es vnd andere nicht baß betrigen, dan fie fchreiben vnd lehren, es fei gar köftlich vnd guet, vnd jnen an anderer leut fuefen gar angenæm, dann dadurch bekommen fie ewige Patienten. Wiewol es auch nicht allein für dife genœtigte Leibeigne des Podagrams würd angefehen, fondern auch für dife mutwillige glidergevexirte, die feinen ein hofart haben, vnd die jnen nicht rhaten laſen, noch fich nach mediciniſchen fürſchreiben halten, Vnd wann jnen lang der Doctor des Galeni Tractetlin *De bonitate aquæ* ru-(*B s. vw.*)met, fie doch allzeit ob *bonitate vini* ligen. Ja für die, fo fagen dörfen, fie wöllen liber virzehen tag zu bett fich mit dem Podagra herumb reiffen, als acht tag die gute gefelfchafft ſampt dem wein meiden. Item wann fie es fchon könnten vmb ein halben patzen verkaufen, wolten fie nicht darumb aufſtehn. Item, es nemb jnen nichts, on das fie die hofen nicht meh fo ſtrack auffbinden. . . . . Item, fie woltens lieber dreimal haben, als ein mal auf ein harten bett ligen, &c.

Diſe Miltuiſche fchimpfrimpfer wann fie darnach da im ſtock ligen, vnd fich krümmen wie ein Fifch am Angel, meint jr nicht, das fie einer folchen lection, inn maſſen hirinn begriffen, bedörfen? Ja warlich, da iſt gut lafen, wann man den hund beim fchwanz hält. Hei, thut das kreuz vor dem bet hinweg, es macht meinen Gnædigen Hern Melancholiſch, fagt jener D. P. als fein Fürſt (*B s. rw.*) wolt ſterben. Gleichwol gefallt vns hie im fürgang vber die maſen fehr wol, das die Medici jnen alſo fein alle Sättel können gerecht gürten, vnd was ſie nicht können mit raube vnd fchelten gut machen, daſſelbig verbeſſern mit lob der ſachen, vnnd mit kurzweil vnnd verlachen: vnnd wie der vorredner im gereimten Eulenſpiegel an die Schalkskluegler fchreibt.

Wa man nicht kan purgiren
Daſelbs für ſie laxiren,
Wa mann nicht leid Juſtiren
Daſelbs für ſie Luſtiren,
Vnd was nicht zupoliren,
Daſſelbig kutteniren.

Dan will nicht Hainz, ſo mus Kunz, vnd wie ſoll man jhm auch anders thun?

Maximus in morbis Medico promittitur orbis.

Die Arzet mueſen etwas ſagen,
Das die krancken nicht verzagen,
Darumb holt man ſie mit Roß vnd wagen.

Jr Red hat kraft wie ein Schærhaus, wer darein kommt, thut jm kein zan meh wee. Sie thun jm auch billich, das ſie jrer facul tet die freye (*C vw.*) kurzweilung, ſcherz vnd poſſirlichkeit beaigenen vnd behalten. Angeſehen, das es kein facultet ſo ſehr als ſie benœtigt. Dan eim Theologo will es nicht gezimmen, der nimmer das Euangeli on gefaz ſoll predigen. Gleicher weis auch nicht eim Juriſten, dieweil die Juſtici, deren Prieſter ſie ſind, nicht lächerlich ſieht, ſondern trauet ernſthaft mit dem Schwerd. Aber ein Arzet hat deſſen gut fug, diweil er nicht allein, wie Theophraſtus ſchreibt, ain Purgirer, Vrinirer, Receptiſt vnd Wundarzt ſein ſoll, welche ſtuck nur den leib berüren, ſondern auch gedencken, das die geſundhait ſteh im leben, das leben inn der Sel, in der Sel ſteck das gemüt, welcher nun grüntlich helffen will, der mus im grund des gemüts anfangen: das geht nicht anders zu, als durch ergezliche mittel, die ergetzung aber kommt durch kurzweilige luſtirung. Alſo das gänzlich zuſchliffen, das die Medici macht haben, ſich zu lib den kranken in allerlai (*C rw.*)

leut zuuerändern, wie ain hofman, der Ruben laßt Biren ſein, iz rollig, nun ſchmollig: iz Runzelend, dan ſchmunzelend: iz huſtig, nun luſtig: jdoch allzeit mit vnterſchaid, wie ain wurſt hat zwen zipfel. wie jener Medicus, deſſen patient jm einbildet er wer todt, vnd wolt nicht freſſen, da legt er ſich zu jm, vnd ſtellt ſich gleicher maſen tod, aß doch mit der weil, vnd vberredt jn die toden eſſen. Vnd wie jener Paduaner, der jm ſein liß, er het ſo ain gros naß, das ſie nit zur ſtuben hinaus ging, da verband jm der Medicus die augen, beredet jn er wolt jm den Naſenpruch ſchneiden, ſchärft jm ein wenig die Naß, vnnd warf dieweil flugs ein plutſack inn den dazu beſtellten kübel, da war der Naſen ſchon geholffen.

Secht, alſo gefül es vnſern Mäuſen, ſagten die gefangne Katzen, wann einer nicht von wegen eins Gaſt ein Wirt iſt, ſonder ſich wais inn leut zu ſchicken, wie der Schulthais inn den lätzen Rock: Vnd ſolchs würd noch (*C ij vw.*) weitläufiger dargetan, inn der vorred vber die Affenteurlichait des Pantagrueliſchen M. Rabelais. der auch ein Arzet war, vnnd inn diſem hirnrammelingen, poſſenreiſſendem ſtuck ſein facultet wol gezirt hat, auch ſeine Naupenbücher mehr tails den fusgrammigen kruckenſtupfern, Stæbelhern, Pfatengrammiſchen kapaunen vnd hackprettdänzern zugeſchriben. Darum laßt mir diſe ſchœne Rabeliſtiſche kunſt nicht mit eim kalb gepflüget ſein, ſondern leget ſie an, ſie würd euch das hirn ſo wol tüngen, als die faule kirſenſtain den Roßmarin. Wer vbel hœrt, der bad nicht kalt.

Es haben doch gegenwärtige weis die Podagriſche zutrœſten vil hohe, fürneme, gelehrte leut für ganz bequemlich angeſehen, alſo das ich der erſt nicht bin. Als da iſt, vnſer obgemelter Carrarius, der hochgelehrt herr Bilibald Pirkhaimer von Nörnberg, deſſen lob des Podagrams, wir (*C ij rw.*) hie auch verteutſchet einfueren, Der Petrarcha, der etlich troſtprief an den Podagriſchen Cardinal Columna geſchriben, Der Lucianus, der ein Tragedi vom Podagra hat gemacht. Der Medicus Chriſtophorus Baliſta von Paris, der ein Concertation vnd ſtreit ſampt eim vertrag mit vnſerer glidmächtigen hat gehalten, vnd dem Podagriſchen Biſchof von Sitten zugeſchriben. Item Petrus Doletus, ein Arzet, der jre defenſion hat publicirt. Item der alt Poet Claudius Claudianus vom Podagriſchen Poeten. Welche ſamtlich mit der weil ſollen zu erluſtigung der kruckenhupfer, Pfalwenpröpſt, vnnd händgratteler zuſamen geordenet vnd getruckt werden, wa wir mercken, diſe arbeit wol angewendet ſein. Der anderen ſchribenten Mentagram, vnnd des Ferrerij Pudendagram Hiſpanicam, wollen wir den Spaniern jnnt im abzug aus Niderland auf den weg zu gelaitsleuten geben. Aus Lib wirft man aim holz nach.

(*C iij vw.*) So werdet nun alſo, wie oberzehlt, Jr Pfatenkrampfsgedultige, diſes Troſtbüchlin wiſſen zu danck anzunemmen, vnd mit nuz zugebrauchen: Wacker, wacker, wie der Haß auf dem acker: Ain herz wie ein kalt waſſerſupp: luſtig wie faul öpfel auf dem ſtro. Wünſcht mir nichts, deſſen jr ſelbs gern ab weren, laßt mich bei meiner vorgehenden Salvaguardi pleiben. Die Muck iſt darum kein hofman, wann ſie ſchon ein mal auß des Fürſten platt jſſet, noch die Feldmaus ein Einſidel, wann ſie ſchon inns Waldpruders zell hart brot ſchmeckt. Wolan mir on ſchaden, ſagt ein Storckenneſt, brand das haus.

AUS DEM EHEZUCHTBUECHLEIN.

Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin. Oder, Des Berümtesten vnd Hocherleuchten Griechischen Philosophi, oder Natürlicher Weißheyt erkündigers vnd Lehrers Plutarchi Naturgeschcide Eheliche Gesaz, oder Vernunft gemæse Ehegebott, durch anmutige lustige Gleichnussen ganz lieblich getractiret. Sampt desselbigen auch Gründlichem Bericht von gebürlicher Ehrngemæser KinderZucht. Dazu noch eyn schœnes Gespræch, von Klag des Ehestands, oder wie man eyn Rühig Ehe gehaben mag, gethan worden. — I. F. G. M. Zu Straßburg. M.D.LXXVIII. 8°. *143 ungezählte Blätter.*

Die folgenden Stellen in dem Zusaz aus noch viler anderer Erleuchten vnd Hochgelehrter Personen Bücheren, Von Ehgebürlichkeyten. *E s. vw. — M s. rw.*

(*G 7. rw.*)

Die Menschliche anmut vergleichet sich einer Bienen, welche alleyn nicht leben mag, sonder stirbet, so bald sie alleyn ist, darumb suchet sie stuts ein gemeynschafft, da sie inn gemeyn werche, trage vnd arbeyte, vnd nicht alleyn für sich, sondern auch andere sorge. Warum besteht aber die gemeynschaft andern, als aus vilen geschlechten vnd Haushaltungen? der geschlecht anfang aber sind ja die heurahte: derhalben wer dem Menschen die Eh entzihet, der tilget auch die geschlecht aus. Ja die statt, die Gemeyn, das ganz Menschlich geschlecht, alle freundliche zusammen wonung, einmütige vereinigung, Nachbarlichen willen, Vätterliche fürsorg, Müterliche herzlichkeyt, Kindliche anmut, Geschwisterliche liebe, Schwægerliche verwandschaft, Häusliche Treu, gesellige kundschaft, liebliche einigkeyt, vnd das einhällig Regiment diser Welt. Dan wo ist ein ordenliche leben on die Eh?

Wie die Bienen des Menschen halben geschaffen sint, Also der Man vnd das Weib gemeyner geselligkeyt, vnd erhaltung der Gemeynd halben. Wie die Bienen nit alleyn Junge zeugen, sonder auch (*G s. vw.*) die Waben vnd das Rost, desgleichen auch das Wachs pringen: Also zilen vil Ehleut nicht alleyn kinder, sondern bemühen sich auch etwas guts zusammen zutragen, welches nicht alleyn zu erhaltung jrer gesselligen beiwonung, sondern der ganzen Gemeynd diene.

Wie die jungen Bienen gleich mit an die gemeinschaft vnd arbeyt anstehn müsen: Also zihen rechte Ehleut gleich jre Kinder an, zu Ehlicher Haußhaltung, das die Gemeyn daraus erbauet werde.

Wie die Bienen keyne faule Hummelen vnter sich leiden, Also inn einer Haushaltung mus es alles ernsthaft zugehn.

Sehet, wie fein vns auch die Bienen die Häusliche zusammenwonung mit jrem Exempel weisen, vnd vns vnserer vnfreundlichkeyt gleichsam erinnern vnd strafen. Sonderlich aber soll das Weiblich geschlecht, zu welchen dan von Natur die Bienen eine anmut pflegen zutragen, vnd jm des halben inn Maierhäusern der Bienen gewarsame verwaltung (*G s. rw.*) vertrauet wird, sich an jrem ernst spigelen, das eine Frau gleichsam eine Kœnigin im Imenkorb jres hauses seie, welche mit anordenung aller arbeyt, fürsorg der speis, vnd auffendung des gesinds an die arbeyt, den Imenkorbkœnig anmase.

(*H s. rw.*) Die jenigen Philosophi, welche die Haußhaltungen den Handelsschiffen, oder

eyner Schiffart vergleichen (gleich wie auch inn vnſerer Chriſtlichen Philoſophia der Weis Salomon eyn Tugendſam Weib, darauf ſich jres Mans Herz verlaſen darf, eyn Kaufmansſchiff, das ſeine Narung von ferne pringet, nennet,) die haben deſſelbigen nicht vngefüge vrſachen: dan wie man zur Schiffart al-(*H 6. vw.*)le notturfft lang zuvor rüſten vnd bereyten mus: alſo eh man ſich inn das Schiff der Haußhaltung begibet, gutes vnd fleißiges vorbedachts pflegen:

Wie man, eh man einſitzet, eyn gewiſſes ort vnd end fürnimpt, dahin man faren will, vnd gewiſſe waren vorhat einzukaufen: Alſo ſoll man nicht auf gerhat wol ſich inn eyn Haußhaltung ſtecken, vnd nicht wiſſen, wo aus wo an, ſondern eyn gewiſſen zweck fürhaben, wie vnd womit man ſich ernehren will. Dan allweil man noch auff dem Land iſt, ſoll man rhat ſchlagen: angeſehen, das ſo man mitten auf das Mœr, das iſt inn die Haußhaltung kommet, nicht wol on ſpott vnd ſchaden kan vmbkehren.

Wie die Vnfürſichtigkeyt des Patronen vber das ſchiff, nicht alleyn jm ſelbs, ſonder allen die im Schiff oder gemeyner ſint, zu verterben gerahtet: Alſo ſchadet eyn Hausvatter, der liederlich zu ſeinen ſachen thut, nicht alleyn jm ſelbs, ſonder pringet in ſchand vnd ſchaden alle Hausgenoſſen, Weib, kind, geſind, freund, nachbarn, mitburger, vnd eyn gantze gemeyn.

Wie man von den Mœrfarten ſprüchwortsweis ſagt, das man daſelbs wol betten lehrne, Alſo iſt es auch inn der Ehhaltung geſchaffen, das dieſelbige gleichsfalls eyn rechts eiferiges Gebett erwecket, ja es gleichſam herauß preſſet, welches dan das beſt gelübd vnd opfer iſt, das man zu ſolchen gefærlichkeyten thun kan.

Gleich wie ſich die Schiffenden fræuen, wann ſie das land vnd geſtad erreychen: Alſo ergetzt die Haufenden, wann ſie jr Vatterland vnd erblichen fix antreffen, nach dem ſie villeicht geſchäft halben lang darvon ſint aus geweſen.

(*H 6. rw.*) Auff dem Mœr regirt alleyn der Wind, Inn der Haußhaltung Gott. Inn diſem Haußſchiff ſind die Segel das Vertrauen auf Gottes gütig anwæhen: Der Maſtbaum, daran die ſegel haften iſt die Göttliche Einſatzung der Ehe: Der Anker iſt die gläubige beſtändige Hofnung. Der Schiffzeug iſt der Haußrhat: Die Waren ſint alle hausliche vnterhaltung: Die Boßleut oder Schiffknecht, das Haußgeſind: Das Mœr iſt die Welt, Die Mœrwellen ſint die mancherley hindernuſſen vnd anſtœs, welche den Hausleuten, die ſich ehrlich begeren zunehren, widerfaren. Das ab vnd zulenden, iſt das ab vnd zulauffen: das auß vnd einladen, iſt das ausgeben vnd einnemmen. Die Schiffprüch ſind das verterben, ſo entweder aus verhengung des Winds Gottes, oder zur ſtraf des faulen bœſen Segels des mißtrauens, oder aus liederlichkeyt geſchehen: Daher kompt das ſprüchwort, das man ſagt, wann eyner vertirbt, er hab eyn Schiffpruch gelitten, oder ſei im ſchiff, oder hab bœſen luft vnd Wind.

Die Seylleyter am Maſtbaum, iſt das gut gewiſſen, Das fænlin auf dem ſegelbaum iſt der troſt Gottes, Der Compaß ſind die gebott Gottes. Das Steur Ruder iſt der gehorſam: Das Heyligenbild, ſo forn auf der ſpitz des Schiffs ſteht; iſt die Forcht vnd ehr Gottes. Der Vberlauff, iſt der Zächtige Wandel vnd die Treu des geſinds. Die Mœrräuber ſint die Ehteufel, vnd die Neidiſche leut, die ſie wider diß Hauſſchifflin verhetzen.

Vnd inn ſumma wie die Inſulen des Mœrs, ja die halb Welt nicht bewont were, wann nicht die Schiffart thæte? Alſo legen land vnd ſtätt œd, wann die Ehliche Haußhaltungen nicht weren. Vnd wie (*H 7. vw.*) das ſchwimmen, dem der das Mœr verſuchet, zur

not wol bekommet: Alſo bekommet auch eym im der haushaltung wol, wann eyner eyne redliche kunſt oder ſonſt geſchicklichkeyt begriffen hat, darmit er ſich bei freunden vnd feinden außreiſſe. Auch nicht vnbillich vergleicht man die Haußhaltung der Schiffart, ſintemal je das erſte Haus, vnd die erſte haußhaltung inn vnd nach der Sündflut iſt eyn Schiff vnd inn eym Schiff geweſen.

(*K 6. rw.*) Der Ehſtand iſt ein ſtand des Glaubens vnd der Liebe: Dan hie lernet man Gott vertrauen inn ſo vil fällen vnd anſtœſen, Jezt an jm ſelbs, bald am Weibe, jetzt an kindern, gut vnd ehr. Der Man findet ſchwacheyt vnd kranken mut am Weibe, ſie zörnet leichtlich, wænet jmmer ſie werde verachtet, vnd nicht genug geliebet: Da mus der Man nach der lieb art, dem Weib weichen, vnd mit vernunft bei jr wonen.

Herwiderumb das Weib, findet oft einen zornigen, wunderlichen, ſeltzamen Man, dem gibt Gott ſo vil gnad, das ſie ſanft vnd ſtill iſt, vnd kan dem Man weichen. Der Man iſt oft vnachtſam auff die Narung, das Weib iſt deſter fleiſſiger. Das Weib kräncket jmmer, der Man iſt deſter geſunder, vnd ſein geſundheyt erſtatt des weibs krankheyt: Des weibs krankheyt vbet hinwiderumb des Mans glauben, gedult vnd liebe: vnd iſt alſo keyns dem anderen (*K 7. vw.*) ſchædlich, wo ſie den verſtand haben, das ſie Gott zuſammen gefügt hab, des willen ſie erkennen vnd folgen ſollen.

Darumb ſagt man recht, Der Ehſtand ſei der heyligſt orden: darinn wol dem Man das Haupt zuſein befolen iſt, aber darneben auch die gröſt arbeyt vnd mühſeligkeyt: Aber dem Weib wird befolen gehorſam vnd vnterthan zuſein: Vnterthan ſein aber, heyßt nicht alleyn dem Man ein kraut kochen, vnd das Haus verſorgen, ſonder den Man halten, als den jr Gott gegeben hat, er ſei weis oder ein Nar, arm oder reich: vnd im fall, das offt ein Weib etwas beſſer wüßte, kluger were, vnd ein ſach baß verſtünde, ſoll ſie doch dem Man gehorſam ſein, vnd jr bedunken fallen laſen, vnd dem Man folgen.

Zu gleicher weiſe, wie man inn Göttlichen vnd Menſchlichen Geſatzen verſehen iſt, das man auch einer Tranniſchen Oberkeyt ſoll vnterthan ſein. (*L 6. rw.*) Eben diſes geſaz ſoll jm auch ein kluges Weib mit jrem vngeſchlachten Man ſelbs ſetzen: vnd gedencken, das auch eine vngerahtene Eh, eine beſcherete Ehe ſeie. Da iſt gut gehorchen, da man eine lieb vnd werd halt: wann der Man ein Man iſt, vnd ſeins Amts pflegt, die frau von herzen liebet: Welche Frau wolt ſo ſteynin vnd lez ſein, die ſich nicht lieben liſe, vnd eim ſolchen nicht gehorchet, ja mit jm inn ein feur ginge?

Man findet aber verkehrte Weiber vnd Männer, die ſich nicht lieben laſen, vnd des Mans dienſt vnd liebe verachten, vnd jren kopf auffſetzen, inen jr weiſe alleyn laſſen gefallen, die nicht lufft vmb einen Man geben, noch nach jm aus verachtung vmbſehen, ſie dörffen dan ſeiner hülff vnd dienſts, ſo nemmen ſie den Fuslumpen vom Galgen, wüſchen dan die Füs an ju, vnd hengen jn wider dran.

Alsdan ſint ſie gar gehorſam, wan man ſie heyſet, das ſie gern thun, vnd wan der Man thut was ſie wöllen, ſo ſint ſie etwa beſſer dann ſieben lauten. Wann man ſie aber heyßt, das dem Man oder Häuslichem Nuz zu ehrn vnd frommen dienet, vnd webret das jnen vbel anſtehet, da ſehen ſie es ſolte ein Milch darvon erſauren, prummen vnnd grummen, wettern vnd Tondern, oder hengen ein Kümaul an vnd herab, es würfs jn einer mit eim vngebundenen par ſtiffel herab.

Solcher gehorſam iſt vnvernünftiger als des Viechs, dan die Pferd vnd Hund ſint nicht

des weniger jren Herren getreu, wann man ſie ſchon bißweilen hart hällt vnd ſchlaget: diſe zarte Weiblin aber dörften einen gleich dem Teufel zum Neuen jar ſchencken, wan man jnen etwas, das jnen doch (*L 7. vw.*) ſelbs zu nuz kommet, vnterſagt vnd wehret: vnd lieben vnverſtändiger dan die Kinder, welche man ſchweyget, wann man jnen ein ſchlecklin zeyget: diſe aber ſint zuzeiten inn etlichen tagen nicht zuverſünen.

Die nun alſo lieben vmb guts thun, die heut dem Man guts thun, auf das er morgen wider komb, die thuns nur mit eim ſchalksaug, nicht vmb des Ehſchöpfers willen, der ſie zuſammen gefügt hat. Welche aber eim böſen Man guts thut vnverdienter ſach, thuts lauter vmb Gotts willen, angeſehen ſein gebott vnd willen, der wird jr auch ein vnvergänglichen lon geben. Was nun hierin dem Weib aufgelegt wird, das iſt vil mehr dem Man geſagt, das er, als ein verſtändiger vnd höher begabter, bei eim vnvertræglichen Weib vernünftiglich wone.

AUS JOHANNES ARNDTS WAHREM CHRISTENTHUM.

Vier Bücher vom wahren Chriſtenthumb Durch Johannem Arndt, Weyland General Superintendenten des lœblichen Fürſtenthumbs Lüneburg. *Lüneb. 1629. 1630. 12°.*

DAS ERSTE BUCH. DAS I CAPITEL.

Was das Bilde Gottes im Menſchen ſey.

Eph. 4. Erneuert euch im Geiſt ewers Gemüths, vnd ziehet den newen Menſchen an, der nach Gott geſchaffen iſt in rechtſchaffener Gerechtigkeit vnd Heiligkeit.

DAS Bilde GOttes im Menſchen, iſt die gleichförmigkeit der Menſchlichen Seelen, Verſtandes, Geiſtes, Gemüths, Willens vnd aller innerlichen vnd euſſerlichen Leibes vnd Seelen Kräffte mit Gott vnd der heiligen Dreyfaltigkeit, vnd mit allen jhren göttlichen Arten, Tugenden, Willen vnd Eigenſchafften. Denn alſo lautet der Rathſchlag der heiligen Dreyfaltigkeit, Geneſ. 1. Laſſet vns Menſchen machen, ein Bild, das vns gleich ſey, der da herrſche vber die Fiſch im Meer, vber Vogel vater dem Himmel, vber alles Viehe, vnd vber die gantze Erde. Darauß erſcheinet, daß ſich die heilige Dreyfaltigkeit im Menſchen abgebildet, auff daß in ſeiner Seelen, Verſtand, Willen vnd Hertzen, ja in dem gantzen Leben vnd Wandel des Menſchen eitel göttliche Heiligkeit, Gerechtigkeit, Gütigkeit erſcheinen vnd leuchten ſolte: Gleich wie in den heiligen Engeln eitel Göttliche Liebe, Kräffte vnd Reinigkeit iſt: Daran wolte GOTT ſeine Luſt vnd Wolgefallen haben, als an ſeinen Kindern. Denn gleich wie ein Vater ſich ſelbſt ſihet vnd erfrewet in ſeinem Kinde: Alſo hat auch Gott am Menſchen ſeine Luſt gehabt, Prover. 8. Denn ob wol Gott der HERR ſeinen Wolgefallen gehabt an allen ſeinen Wercken, ſo hat er doch ſonderlich ſeine Luſt an dem Menſchen geſehen, weil in demſelben ſein Bilde in hœchſter Vnſchuld vnd Klarheit geleuchtet. Darumb ſeyn drey vorneme Kräffte der menſchlichen Seelen von Gott eingeſchaffen: Der Verſtand, der Wille, vnd das Gedächtniß. Dieſelbe zeuget vnd bewahret, heiliget vnd erleuchtet, die H. Dreyfal-

tigkeit, vnd schmücket vnd zieret dieselbe mit jhren Gnaden, Wercken vnd Gaben. Denn ein Bilde ist, darin man eine gleiche Form vnd Gestalt sihet, vnd kan kein Bildniß seyn, sie muß ein Gleichniß haben dessen, nach dem sie gebildet ist, Als in einem Spiegel kan kein Bild erscheinen, es empfahe denn die Gleichniß, oder gleiche Gestalt von einem andern, vnd je heller Spiegel, je reiner das Bild erscheinet: Also, je reiner vnd lauterer die menschliche Seele, je klärer Gottes Bild darin leuchtet. Zu dem Ende hat Gott den Menschen rein lauter, vnbefleckt erschaffen mit allen Leibs vnd Seelen Kräfften, daß man Gottes Bilde in jm sehen solte, Nicht zwar als einen todten Schatten im Spiegel, sondern als ein warhafftiges lebendiges Contrafeyt vnnd Gleichniß des vnsichtbahren Gottes, vnd seiner vberaus schönen, innerlichen, verborgenen Gestalt, das ist, Ein Bilde seiner göttlichen Weißheit im Verstande des Menschen, Ein Bilde seiner Gütigkeit, Langmuth, Sanfftmuth, Gedult in dem Gemüth des Menschen, Ein Bilde seiner Liebe vnd Barmhertzigkeit in den Affecten des Hertzens des Menschen, Ein Bilde seiner Gerechtigkeit, Heiligkeit, Lauterkeit vnd Reinigkeit in dem Willen des Menschen, Ein Bilde der Freundligkeit, Holdseligkeit, Lieblichkeit vnd Warheit in allen Geberden vnd Worten des Menschen, Ein Bilde der Allmacht in der gegebenen Herrschafft vber den gantzen Erdbodem, Vnd in der Furcht vber alle Thier, Ein Bilde der Ewigkeit in der Vnsterbligkeit des Menschen. Daraus solte der Mensch Gott seinen Schöpffer, vnd sich selbst erkennen: Den Schöpffer also, daß Gott alles wäre, vnd das einige höchste Wesen, von welchem alles sein Wesen hat, auch daß Gott alles wesentlich wäre, dessen Bilde der Mensch trüge. Denn weil der Mensch ein Bilde der Gütigkeit Gottes ist, so muß Gott wesentlich das höchste Gut, vnd alles Gut seyn, Er muß wesentlich die Liebe seyn, Er muß wesentlich das Leben seyn, Er muß wesentlich heilig seyn. Darumb auch Gott alle Ehr, Lob, Ruhm, Preiß, Herrligkeit, Stärcke, Gewalt vnd Krafft gebühret, Vnd keiner Creatur, sondern allein Gott, der diß alles selbst wesentlich ist. Darumb als Matt. 19. einer den Herrn fragte, der jhn für ein pur lautern Menschen ansahe: Guter Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Antwortet der Herr: Was heissestu mich Gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott, das ist, Gott ist allein wesentlich gut, vnd ohne vnd ausser jhn kan kein wahres Gut seyn. Sich selbst solte aber der Mensch aus seinem Bildniß also erkennen, daß ein Vnterscheid seyn solte zwischen dem Menschen vnd zwischen Gott. Der Mensch solte nicht Gott selbst seyn, sondern Gottes Bilde, Gleichnuß, Contrafect, vnd Abdruck, in welchem allein sich Gott wolte sehen lassen, also, daß nichts anders in dem Menschen solte leben leuchten, wircken, wollen, lieben, gedencken, reden, frewen, denn Gott selbst. Denn wo etwas anders im Menschen solte gespühret werden, das nit Gott selbst wircket vnd thut, so köndte der Mensch nicht Gottes Bilde seyn, sondern dessen, der in jm wircket, vnd sich in jm sehen läßt. So gar solt der Mensch Gott ergeben vnd gelassen seyn, welches ein bloß lauter Leiden des göttlichen Willens, daß man Gott alles in jhm läßt wircken, vnd seinem eigenen Willen absagt. Vnd das heißt Gott gantz gelassen seyn, Nemlich, wenn der Mensch ein bloß, lauter, reines, heiliges Werckzeug Gottes, vnd seines heiligen Willens ist, vnd aller göttlichen Wercke, Also, daß der Mensch seinen eigenen Willen nicht thue, sondern sein Wille solte Gottes Wille seyn, daß der Mensch keine eigene Liebe habe, Gott solte seine Liebe seyn, keine eigene Ehre, Gott solte seine Ehre seyn, Er solte keinen

eigenen Reichthumb haben, Gott solte sein Besitz vnd Reichthumb seyn ohn alle Creatur vnd Weltlich. Also solte nichts in jhm seyn, leben vnd wircken, denn Gott lauter allein, vnd das ist die hœchste Vnschuld, Reinigkeit vnd Heiligkeit des Menschen. Denn dieses ist je die hœchste Vnschuld, Wenn der Mensch nicht seinen eigenen Willen vollbringet, sondern lässt Gott alles in jhm wircken vnd vollbringen, Ja das ist die hœchste Einfalt, wie man sihet an einem einfältigen Kinde, in dem keine eigene Ehre, keine eigene Liebe ist. Also solt Gott den Menschen gar besitzen von innen vnd aussen, wie wir dessen ein Exempel haben an vnserm Herrn Jesu Christo, welcher ein vollkommen Bilde Gottes ist, in dem er seinen Willen gantz auffgeopffert seinem himlischen Vater in hœchstem Gehorsam, Demut vnd Sanfftmut, ohne alle eigene Ehre, ohne alle eigene Liebe, ohne alle eigenen Nutz vnd Besitz, ohne alle eigene Lust vnd Frewde, sondern er hat Gott alles in jhm vnd durch jhn lassen wircken, was er gedacht, geredt vnd gethan. Summa, sein Wille ist Gottes Wille vnd Wolgefallen, Darumb Gott vom Himmel geruffen: Diß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wolgefallen habe. Also ist er das rechte Bilde Gottes, aus welchem nichts anders leuchtet, denn allein das, was Gott selbs ist, nemlich eitel Liebe vnd Barmhertzigkeit, Langmuth, Gedult, Sanfftmuth, Freundligkeit, Heiligkeit, Troft, Leben vnd Seligkeit. Also wolte der vnsichtbare Gott in CHaisto sichtbar vnd offenbar werden, vnd sich in jhm den Menschen zu erkennen geben, wiewol er auff ein viel hœhere Weise Gottes Bilde ist nach seiner Gottheit, nemlich Gott selbst, vnd Gottes wesentliches Ebenbilde, vnd der Glantz seiner Herrligkeit, Darvon wir auff diß mal nicht reden, sondern allein wie er in seiner heiligen Menschheit gewandelt vnd gelebet hat. Eine solche heilige Vnschuld ist das Bilde Gottes in Adam auch gewest, Vnd daselbe solte er in wahrer Demut vnd Gehorsam bewahret vnd erkant haben, daß er nicht selbst das hœchste Gut wære, sondern daß er nur des hœchsten Guts Bilde wære, das sich in jhm hätte abgebildet. Da ers aber selbst seyn wolte, das ist, Gott selbst, da fiel er in die grewlichste vnd schrecklichste Sünde. Fürs ander solte der Mensch sich also selbst erkennen, daß er durch diß Bildniß Gottes fæhig wære worden der göttlichen, lieblichen, holdseligen Liebe, Frewde, Friede, Lebens, Ruhe, Stärcke, Krafft, Liechtes, auf daß Gott alles allein im Menschen wære, allein in jhm lebete vnd wirckete. Vnd also in dem Menschen nicht wære eigen Wille, eigene Liebe, eigene Ehre vnd Ruhm, sondern daß Gott allein des Menschen Ruhm vnd Ehre wære, vnd allein den Preyß behielte. Denn ein gleiches ist seines gleichen fehig, vnd keines widerwertigen. Ein gleiches frewet sich je seines gleichen, vnd hat seine Luft in demselbigen, Also wolte sich Gott gantz außgiessen in den Menschen mit aller seiner Gütigkeit, so ein gantz mittheilendes Gut ist Gott. Vnd Letzlich solte der Mensch aus dem Bilde Gottes sich also erkennen, daß er dadurch mit Gott vereiniget wære, vnd daß in dieser Vereinigung des Menschen hœchste Ruhe, Friede, Frewde, Leben vnd Seligkeit stünde. Wie im Gegentheil des Menschen hœchste Vnruhe, vnd Vnseligkeit nirgend anders her entstehen kan, Denn wenn er wider Gottes Bilde handelt, sich von Gott abwendet, vnd des hœchsten ewigen Gutes verlustig wird.

DAS V. CAPITEL.

Was der wahre Glaube sey.

1. Joh. 5. Wer da gläubet, daß Jesus sey Christus, der ist aus Gott geboren.

DEr Glaube ist eine hertzliche Zuversicht, vnd vngezweiffeltes Vertrawen auff Gottes

Gnade in Christo verheissen von Vergebung der Sünde, vnd ewigen Leben, durch das Wort Gottes, vnd dem heiligen Geist angezündet. Durch diesen Glauben erlangen wir Vergebung der Sünden, lauter vmbsonst, ohn allen vnsern Verdienst, aus lauter Gnade, vmb des Verdienstes Christi willen, auff daß vnser Glaube einen gewissen Grund habe, vnd nicht wanche. Vnd diese Vergebung der Sünde ist vnsere Gerechtigkeit, die warhafftig, beständig vnd ewig ist für Gott. Denn es ist nicht eines Engels Gerechtigkeit, sondern des Gehorsams, Verdienstes vnd Blutes Christi, vnd wird vnser eigen durch den Glauben. Ob nun diß wol in grosser Schwachheit zugehet, vnnd wir noch mit vielen vbrigen Sünden behafftet seyn, dennoch werden dieselben zugedeckt aus Gnaden vmb Christi willen, Psalm. 32. Durch diese hertzliche Zuversicht, vnd hertzliches Vertrawen, gibt der Mensch Gott sein Hertz gantz vnd gar, ruhet allein in Gott, lässt sich jhm, hanget jhm allein an, vereiniget sich mit Gott, wird theilhafftig alles deß, was Gottes vnd Christi ist, wird ein Geist mit Gott, empfähet aus jhm newe Kräffte, newes Leben, newen Trost, Friede vnd Frewde, Ruhe der Seelen, Gerechtigkeit vnd Heiligkeit, vnd also wird der Mensch aus Gott durch den Glauben new geboren. Denn wo der wahre Glaube ist, da ist Christus mit aller seiner Gerechtigkeit, Heiligkeit, Erlösung, Verdienst, Gnade, Vergebung der Sünde, Kindschafft Gottes, Erbe des ewigen Lebens. Das ist die newe Geburt, die da kömpt aus dem Glauben an Christum. Daher die Epistel an die Ebreer am 11. cap. den Glauben eine Substantz nennet, oder eine vngezweiffelte warhafftige Zuversicht derer Dinge, die man hoffet, vnd eine Vberzeugung des, so man nicht sihet. Denn der Trost des lebendigen Glaubens wird dermassen im Hertzen kräfftig, daß er das Hertz vberzeuget, in dem man das himlische Gut empfindet in der Seelen, nemlich, Ruhe vnd Friede in Gott, so gewiß vnd warhafftig, daß man auch darauff sterben kan mit frewdigem Hertzen. Das ist die Stärcke im Geist an dem inwendigen Menschen, vnd die Frewdigkeit des Glaubens oder *Parrhesia*, Eph. 3. Phil. 1. 1. Johan. 2. vnd 3. Das ist die Frewdigkeit in Gott, 1. Thess. 2. vnd die *Plerophoria*, die gantze vngezweiffelte Gewißheit, 1. Thess. 3. Worauff ich nun sterben sol, das muß mich in meiner Seelen stärcken, vnd muß mich von innen durch den heiligen Geist versichern, es muß ein innerer, lebendiger, ewiger Trost seyn, das muß mich auch als eine vbernatürliche, göttliche, himlische, Krafft stärcken vnd erhalten, in mir den Tod vnd die Welt vberwinden. Vnd muß eine solche Versicherung vnd Vereinigung mit Christo seyn, die weder Tod noch Leben scheiden kan. Darumb S. Johannes spricht: Alles was aus Gott geboren ist, vberwindet die Welt. Aus Gott geboren seyn, ist warlich kein Schattenwerck, sondern ein recht Lebenswerck. Gott wird nicht ein todte Frucht, ein lebloses vnd krafftloses Werck gebæren, sondern aus dem lebendigen Gott muß ja ein lebendiger newer Mensch geboren werden. Vnd vnser Glaube ist der Sieg, der die welt vberwindet. Was nun vberwinden sol, das muß eine mächtige Krafft seyn, sol der Glaube der Sieg seyn vber die Welt, so muß er eine lebendige, obsiegende, thætige, wirckliche, göttliche Krafft seyn, ja Christus muß es alles thun durch den Glauben. Durch diese Krafft Gottes werden wir wiederumb in Gott gezogen, zu Gott geneiget, in Gott versetzet, vnd *transplantirt*, aus Adam als aus einem verfluchten Weinstock in Christum den gesegneten vnd lebendigen Weinstock, Joh. 15. Also, daß wir in Christo besitzen alle seine Güter, vnd in jhme gerecht werden. Gleich wie ein PropffReißlein in

einen guten Stamm eingepfropffet, in demſelben grünet, blühet, vnd Frucht bringet, auſſer demſelbigen aber verdorret: Alſo iſt ein Menſch auſſer Chriſto nichts denn ein verfluchter Weinſtock, vnd alle ſeine Wercke ſind Sünde, Deut. 32. Jhre Drauben ſind Drachengifft. In Chriſto aber iſt er gerecht vnd ſelig: Darumb S. Paulus 2. Cor. 5. ſpricht: Gott hat den, der von keiner Sünde wuſte, für vns zur Sünde gemacht, auff daß wir würden in jhme die Gerechtigkeit, die für Gott gilt. Daraus ſiheſtu nun, daß dich die Wercke nicht können gerecht machen. Denn du muſt zuvor in Chriſtum verſetzet ſeyn durch den Glauben, vnd in jhm gerecht ſeyn, ehe du ein einiges gutes werck thun kanſt, vnd ſiheſt ja, daß deine Gerechtigkeit Gottes Gnade vnd Gabe iſt, die allem deinem Verdienſt zuvor kömpt. Wie kan ein todter Menſch gehen, ſtehen, vnd etwas gutes thun, wenn man jhn nicht zuvor lebendig machet? Alſo weil du in Sünden tod, vnd Gott abgeſtorben biſt, kan ja kein Gott wolgefällig Werck von dir geſchehen, wenn du zuvor in Chriſto nicht wirſt lebendig gemacht. Alſo kompt deine Gerechtigkeit allein aus Chriſto durch den Glauben, denn der Glaube iſt im Menſchen als ein new gebornes, kleines, nackendes, vnd bloſſes Kind, das ſtehet da bloß vor ſeinem Erlœſer vnd Seligmacher vnbekleidet, vnd empfæhet alles von dem, der es geboren hat, nemlich, die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit, die Heiligung, die Gnade, vnd den heiligen Geiſt. Alſo wird diß nackende bloſſe Kindlein mit Gottes Barmhertzigkeit bekleidet, vnd hebet beyde Hände auff, vnd empfæhet alles von Gott, die Gnade ſampt aller Seligkeit vnd Frömmigkeit. Diß empfahen machet fromb, heilig vnd ſelig. Darumb kömpt die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben, vnd nicht aus den Wercken, Ja der Glaube empfæhet Chriſtum gar, vnd machet denſelben jhm gar zu eigen, mit alle dem, was er iſt vnd hat. Da muß weichen Sünde, Todt, Teuffel vnd Helle. Vnd wenn du auch gleich aller Welt Sünde allein auff dir hätteſt, kan ſie dir nit ſchaden, ſo ſtarck, mächtig, vnd lebendig iſt Chriſtus in dir mit ſeinem Verdienſt durch den Glauben. Vnd weil nun Chriſtus durch den Glauben in dir wohnet vnd lebet, ſo iſt ja ſeine Einwohnung nicht ein todes Werck, ſondern ein lebendiges Werck. Daher kömpt die Erneuerung aus Chriſto durch den Glauben. Denn der Glaube thut in dir zwey Ding: Erſtlich verſetzet er dich in Chriſtum, vnd machet dir jhn zu eigen. Zum andern, erneuert er dich in Chriſto, daß du in jm grüneſt vnd blüheſt vnd lebeſt. Denn was ſol das PfropffReißlein im Stamm, wenns nicht wil grünen vnd Frucht bringen. Vnd gleich wie zuvor durch den Fall Adams, vnd durch die Verführung vnd Betrug des Teuffels in den Menſchen geſæet iſt der Schlangenſame, das iſt, die bœſe Sataniſche Art, daraus ſo eine bœſe gifftige Frucht gewachſen: Alſo wird durch Gottes Wort vnd den heiligen Geiſt der Glaube im Menſchen geſæet, als ein Same Gottes, in welchem alle göttliche Tugenden, Arten vnd Eigenſchafften verborgener weiſe begrieffen ſeyn, vnd heraus wachſen zu einem ſchœnen vnd newen Bilde Gottes, zu einem ſchœnen newen Bawm, darauff die Früchte ſeyn, Liebe, Gedult, Demuth, Sanfftmuth, Friede, Keuſchheit, Gerechtigkeit, vnd der newe Menſch, vnd das gantze Reich Gottes. Denn der wahre ſeligmachende Glaube erneuert den gantzen Menſchen, reiniget das Hertz, vereiniget mit Gott, macht das Hertz frey von jrrdiſchen Dingen, hungert vnd dürſtet nach der Gerechtigkeit, wircket die Liebe, gibt Friede, Frewde, Gedult, Troſt in allem Creutz, vberwindet die Welt, machet Gottes Kinder, vnd Erben aller himliſchen ewigen Güter vnd Miterben

Christi. Befindet aber jemand die Frewdigkeit des Glaubens nicht, sondern ist schwachgläubig vnd trostloß, der verzage darumb nicht, sondern trœste sich der verheissenen Gnade in Christo, denn dieselbe bleibet alleseit fäst, gewiß vnd ewig. Vnd ob wir gleich aus Schwachheit fallen vnd straucheln, so fället doch Gottes Gnade nicht hin, wenn wir nur durch wahre Busse wieder aufstehen: Christus bleibet auch jmmer Christus vnd ein Seligmacher, er werde mit schwachem oder starckem Glauben ergrieffen. Es hat auch der schwache Glaube so vil an Christo als der starcke, denn ein jeder, er sey schwach oder starckgläubig, hat Christum gantz zu eigen. Die verheissene Gnade ist allen Christen gemein vnd ist ewig, darauff muß der Glaube ruhen, er sey schwach oder stark. Gott wird dir zu seiner zeit den entpfindlichen frewdenreichen Trost wol wiederfahren lassen, ob er jhn gleich in deinem Hertzen eine zeitlang verbirget, Psalm. 37. 77. davon im andern Buch.

DAS ANDER BUCH. DAS XX. CAPITEL.

Von der Krafft vnd Nothwendigkeit des Gebets, in diesen göttlichen Betrachtungen.

Cantic. 3. Ich wil suchen, den meine Seele liebet.

WEil das lebendige Erkäntniß GOttes, vnd auch des gecreutzigten Christi nicht kan erlanget werden, man lese denn tæglich vnd ohne Vnterlaß in dem Buch des vnschüldigen vnd heiligen Lebens Cunisti Jesu vnsers Herrn, vnd aber dieselbe Betrachtung vnd Erhebung des Gemüths zu Gott nicht kan geschehen ohn ein andächtig, gläubig, demütig vnd fleissiges Gebet, welches nicht allein ein Gespræch des Mundes, sondern vielmehr des gläubigen Hertzens vnd Gemüts, vnd aller Kräffte der Seelen Erhebung ist. So ist von nœten, daß man die Art vnd Tugend des Gebets verstehen lerne. Denn ohne Gebet findet man Gott nicht. Das Gebet ist ein solch Mittel, dardurch man Gott suchet vnd findet. Dasselbe ist nun dreyerley, Mündlich, Innerlich, vnd Vbernatürlich, wie S. Paulus sagt: Ich wil im Geist beten, vnd mit dem Gemüthe. Das mündliche Gebet ist eine feine demütige eusserliche Vbung, welche zu dem innerlichen Gebet führet, ja welches den Menschen in sein eigen Hertz führet, sonderlich wenn man im Glauben andächtig betrachtet die Wort so man betet, denn dieselbe bewegen vnd erheben den Geist vnd die Seele zu Gott, daß man ein gläubig Gespræch in kindlicher Zuversicht mit Gott hält. Das innerliche Gebet geschicht ohn vnterlaß im Glauben, Geist vnd Gemüte, wie Joh. 4. vnser lieber Herr sagt, die wahren Anbeter werden den Vater im Geist vnd in der Warheit anruffen, vnd der 19. Psalm, laß dir wolgefallen das Gespræch meines Hertzens für dir. Item, Psa. 37. Mein Hertz redet, mein Geist muß forschen. Item, Rom. 8. Durch welchen wir ruffen Abba lieber Vater. Durch ein solch innerlich Gebet wird man denn geführet zu dem vbernatürlichen Gebet, welches geschicht, wie *Taulerus* sagt, durch wahre Vereinigung mit Gott durch den Glauben, da vnser erschaffener Geist verschmeltzt vnd versenckt wird in den vnerschaffenen Geist Gottes, da alles in einem Augenblick geschicht was sonst von allen Heiligen mit Worten vnd Wercken, von Anfang der Welt her geschehen, vnd so klein ein Heller ist, gegen 1000. Marck Goldes, so viel besser ist diß Gebet gegen das außwendige. Denn hie wird das Gemüt durch waren Glauben also mit Gottes Liebe erfüllet, daß es nichts anders gedencken kan, denn Gott, vnd wenn ein ander Gedanck ins Hertz vnd Gemüt fället, so ists der Seelen leid. Ein solch Gemüt läßet die Zunge nicht reden, oder ja sehr wenig, seufftzet jmmer zu Gott,

dürſtet nach Gott, hat ſeine einige Luſt vnd Liebe an Gott, vnd ſchleuſt die gantze Welt aus, vnd alles was in der Welt iſt, vnd wird jmmer mehr vnd mehr mit Gottes Erkäntniß, Liebe vnd Frewde erfüllet, welches die Zunge nicht außreden kan. Denn was die Seele alsdenn erkennet, iſt vnaußſprechlich, vnd wenn ſie in ſolcher hoher Andacht gefragt würde, was erkenneſtu? Würde ſie antworten, ein Gut, das alles Gut iſt: Was ſiheſtu? Eine Schœnheit die alle Schœnheit vbertrifft: Was empfindeſtu: Eine Frewde vber alle Frewde: Was ſchmäckeſtu? Eine Freundligkeit vber alle Freundligkeit. Ja ſie würde ſprechen alle Wort die ich darvon rede, ſind nur ein Schatten, denn das köſtliche das ich in meiner Seelen empfinde, kan ich nicht außreden. Das iſt des ewigen Worts Stimme, vnd redet zu der liebhabenden Seele, wie Johan. 14. geſchrieben iſt, Wer mich liebet dem wil ich mich offenbaren, vnd was man als denn ſihet vnd empfindet, iſt vber die Natur, da hœret man vnaußſprechliche Wort vnd Stimme, welche heiſſen *Vox intellectualis & mentalis.* Da lernet denn die Seele Gott recht erkennen vnd ſchmäcken. Vnd in dem ſie Gott erkennet, liebet ſie jhn, vnd in dem ſie jhn liebet, begehret ſie jhn gantz zu haben. Vnd iſt das rechte Zeichen der Liebe, daß ſie das geliebte gantz haben, ſich mit demſelben gantz vereinigen, vnd ſich in daſſelbe verwandeln wil. Diß wird offt in der Seele des Menſchen empfunden als in einem Blick, der bald vergehet. So ſuchet denn die Seele embſiglich, ob ſie dieſen himliſchen Blick vnd Geſchmack könte wieder bekommen, daß ſie ſich mit dem Geliebten müge vereinigen. Vnd fæhet denn an zu beten mündlich vnd innerlich. Denn ſie ſihet wol, daß man ſolche himliſche Luft vnd Erquickung durchs Gebet widerſuchen muß. Denn alſo hats die göttliche Weißheit verordnet, vnd dieſelbe thut nichts ohne die allerſchœneſte Ordnung, vnd gibt auch allen Dingen jhre Ordnung. Darumb hat ſie es alſo geordnet, daß niemand ohne das mündliche Gebet kommen kan zu dem Gebet des Gemüts, vnd ohne daſſelbe kan niemand kommen zum vbernatürlichen Gebet vnd Vereinigung mit dem hœchſten lieblichſten Gut: Welches man zwar empfindet, aber nicht außreden kan. Darumb hat Gott das Gebet ſo ernſtlich, ſo offt vnd ſo betheurlich befolen, dieweil das Gebet iſt ein Pfand, vnd ein Band dadurch vns Gott zu ſich zeuhet, dardurch er vns deſto offter vnd länger bey ſich behalten wil, dardurch wir auch deſto næher zu jhm kommen könten, vnd vns mit jhm als dem Vrſprung alles guten vereinigen, vnd ſein in allen Dingen nicht vergeſſen ſollen. Sonſt dächten wir ſelten an jn, vnd würden ſeiner Güter nicht theilhafftig. Wenn du nun recht beten wilt, ſo muſtu mit gantzem, vnd nicht mit halbem Hertzen beten. Vnd da gehœret groſſe Vbung, vnd groſſer Fleiß zu, ſonſt wirſtu die Frucht des Gebets nicht erlangen. Im Gegentheil, wenn du andere euſſerliche Ding thuſt, ſo muſtu ſie alſo thun, daß du nicht mit gantzem Hertzen daran hangeſt, als, wenn du jſſeſt vnd trinckeſt, oder andere euſſere Ding thuſt, das muß nicht dein gantz Hertz ſeyn, ſondern dein Hertz ſol gantz in Gott ſeyn, daß du durchs innerliche Gebet ſtetiglich an Gott hangeſt. Vnd je mehr du alſo beten wirſt, je mehr du wirſt erleuchtet werden. Je klærer du nun wirſt Gott erkennen, je lieblicher du das hœchſte Gut empfinden wirſt, vnd je mehr du wirſt in der Liebe Gottes angezündet, vnd fæhiger werden des hœchſten Gutes, welches du vbernatürlich in deiner Seelen, als das allerköſtlichſte, ſo nicht außzureden iſt, ſchmecken wirſt. Dieſes dreyerleyes Gebets Exempel, Lehr, Art, vnd Weiſe haben wir an vnſerm

Herrn Jesu Christo, wenn wir seine weise zu beten recht ansehen. Denn er offt etliche Tage vnd Nacht im Gebet verharret, vnd mit allen Kräfften gebetet, vnd sich im Gebet vnd im Geist gefrewet. Darumb er vns mit Worten vnd Wercken, mit seinem Exempel hat lehren beten, wie er sprach zu seinen Jüngern: Wachet vnd Betet, daß jhr nicht in Anfechtung fallet. Vnd wie sehr offt vermahnet er vns zum Gebet, zubezeugen, daß jhm nichts liebers vnd angenehmers sey, denn vnser Gebet, vnd daß er vns warhafftig also lieb habe, daß wir durchs Gebet das edelste vnd köstlich Gut der Seelen erlangen möchten. Vnd damit wir keine Entschüldigung hätten, als könten wir diese edle hohe Frucht des Gebets nit erlangen, so hat er nicht allein gesagt: Bittet so werdet jhr nehmen, daß ewer Frewde vollkommen sey, sondern er hat mit seinem Exempel vns zum Gebet bewegen wollen, in dem er für vns gebetet in seinem Leyden, wie der Evangelist sagt: Es kam aber, daß er mit dem Tode rang, vnd betet hefftiger, Es war aber sein Schweiß wie Bluts-Tropffen, die fielen auff die Erden. Setze diesen BetSpiegel für deine Augen, vnd lerne im Gebet verharren, vnd ob du schwach bist im Gebet, so sihe deinen Herrn Jesum an. Denn er hat nicht für sich, sondern für dich gebetet, vnd dadurch dein Gebet geheiliget, gesegnet, vnd kräfftig gemacht. Siheſtu, daß dein Erlöser, ob er gleich als warer Gott alles hatte, so hat er doch als ein Mensch alles durchs Gebet von seinem himlischen Vater erlangt, vnd erbetet vmb deinet willen. Darumb sein gantzes Leben nichts anders gewest ist denn ein stetig Gebet vnd Seufftzen den Willen Gottes zuthun. Darumb er auch sein Leben am Creutz mit dem Gebet beschlossen hat. So nun der Herr Christus vmb deinent willen so hefftig gebetet, vnd erhöret worden ist, Ach so wird er dich auch ja vmbsonst nit beten lassen: Vnd so dein Herr vnd Erlöser durchs Gebet alles erlanget hat dir zu gut, meyneſtu denn, daß du ohne Gebet etwas erlangen wirst? Du weist ja, daß ohne Gottes Gnade, Liecht, Erkäntniß, vnd Glauben niemand kan selig werden: Wiltu aber Gottes Gnade, Liecht vnd Erkäntniß haben, so mustu beten. Denn ohn Gebet wirstu es nicht erlangen. Bitte vmb den Glauben, vmb die Liebe, vmb die Hoffnung, vmb Demuth, vmb Gedult, vmb den H. Geist, vmb alle Christliche Tugende, sie werden dir gegeben, vnd vermehret werden durch den, der sie hat. Denn der sie nicht hat, der kan sie dir nicht geben. Der sie dir aber geben kan, vnd wil, von dem mustu sie bitten. Du kanst aber nimmer brünstiger vnd andächtiger beten, du setzest dir denn den Spiegel des demütigen sanfftmütigen Lebens Christi für deine Augen, seine Armuth, Verachtung, Schmertzen, vnd seinen schmählichen Tod. Wenn du in diß Bettbüchlein siheſt, so wird dein Hertz vnd Gemüt angezündet werden mit inniglichem brünstigem fewrigem Seufftzen, vnd werden dir zwar viel Anfechtungen des Teuffels vnd deines Fleisches begegnen, aber du wirst sie durch beten vberwinden. Durch das anschawen des gecreutzigten Christi wird das Gebet erwecket vnd wird starck. Dardurch wird auch das Hertz gereiniget. Ohne welche Reinigung des Hertzens durch den Glauben kein recht Gebet geschehen kan. Vnd durch solch Gebet kompt der H. Geist zu dir, wie am Pfingsttage vber die Apostel, als sie beteten. In deinen Anfechtungen aber vber deinem Gebet thue, wie der Herr Jesus that: Je hefftiger er angefochten ward in seinem Gebet am Oelberg, je hefftiger er betet. So wirstu auch durchs Gebet vberwinden. Durchs Gebet offenbahret sich Gott den Menschen, durchs Gebet wird die Demut recht geübet. Da kömpt denn zusammen das höchste vnd

nidrigſte, das demütigſte Hertz, vnd der hœchſte Gott. Vnd durch ſolche Demut wird viel Gnade in des Menſchen Seele eingegoſſen. Denn je mehr die Gnade Gottes den Menſchen demütigt, je mehr in ſolcher Demut die Gnade Gottes wächſet vnd zunimpt, vnd je mehr Gottes Gnade im Menſchen zunimpt, je mehr ſich die Seele demütiget. Die grœſte Anfechtung vnd Hinderung aber des Gebets iſt, wenn Gott die Gnade der Andacht, vnd Inbrünſtigkeit entzeucht, vnd denn ſolt du am meiſten beten. Denn ob wol Gott ein inbrünſtiges Gebet ſehr lieb iſt, ſo iſt jhm doch das Gebet vil lieber, welches du in ſolcher deiner Seelen noth, in deiner Anfechtung, Betrübniß vnd Trawrigkeit thuſt. Denn gleich als es einem natürlichen Vater viel mehr jammert, wenn jhn ein krancken Kind mit klæglicher Stimme anwinſelt, denn wenn jn ein ſtarckes geſundes Kind mit vollem Munde anruffet: Alſo iſt dem lieben Gott eines kleinmütigen, ſchwachgläubigen, troſtloſen, geiſtarmen Menſchen innerlich heimliches Leyden vnd Seufftzen viel lieber denn eines ſtarckgläubigens Gebet, der voller Frewde iſt. Gott wird dir ſeine Gnade zu ſeiner zeit wol wiedergeben, vnd dieſelben dir nicht vergünnen oder verſagen.

DAS XXIV. CAPITEL.

Von der edlen Tugend der Liebe, vnd jhrer Krafft, Lauterkeit vnd Reinigkeit.

1. Joh. 4. Wer nicht Liebe hat der kennet Gott nicht, denn Gott iſt die Liebe.

DIe Liebe iſt die grœſte vnter allen Tugenden, ſagt S. Paulus, vnd ohne dieſelbe ſind alle Gaben vntüchtig, darumb ſpricht er, Alle ewre Dinge laſſet in der Liebe geſchehen, alſo ſollen wir auch in der Liebe beten, wie vnſer Herr ſpricht: Wenn du deine Gabe auff den Altar opfferſt, vnd wirſt eingedenck, daß dein Bruder etwas wider dich hat, ſo gehe hin, vnd verſöhne dich mit deinem Bruder. Vnd im Gebet des Herrn iſt des Nechſten Vergebung an Gottes Vergebung gebunden, vnd hinwider. Es iſt aber die Liebe eine ſolche wunderliche Tugend, darin ein Menſch ſo leichtlich jrren kan als in keinem andern Ding. Darumb ſol man nichts ſo verdächtig halten als die Liebe. Denn nichts iſt, daß das Gemüth ſo kräfftiglich neiget, zwinget vnd hindert, vnd ſo gar durchdringet, als die Liebe, darumb wo die Liebe nicht vom wahren Liecht dem H. Geiſt regieret wird, ſtürtzet ſie die Seele in tauſenderley Vnglück. Vnd das ſage ich nicht von der Liebe des bœſen, Denn dieſelbe von allen Chriſten ſol geflohen vnnd vermieden werden, als ein Teuffeliſch Ding, ſondern ich rede von der Liebe, die da iſt zwiſchen Gott vnd dem Menſchen, vnd ſeinem Nechſten. Denn die Liebe, wenn ſie nicht durch göttliche Weißheit regieret wird, kan leicht betrogen, verfüret, vnd aus jrer rechten Ordnung getrieben werden, alſo, daß ſie nicht das rechte Ende erreichet. Viel meynen ſie haben Gottes Liebe, vnd haben doch der Welt Liebe, oder jhr eigen Liebe, ja wol des Satans. Deſſen nehmet ein Exempel: Wenn jemand Gott den Herrn nur vmb zeitliches Dinges willen liebet, daß er jhn für zeitlichem Vnglück bewahren ſol, der liebet ſich mehr denn Gott, vnd ſetzet ſeine eigene Wolfart Gott für. Das heiſſet eine vnordentliche Liebe. Denn er ſolte Gott mehr lieben denn ſich ſelbſt, ja vber alles, vnd ſolte alle Ding lieben vmb Gottes willen, Glück vnd Vnglück. Weil aber der Menſch ſich ſelbſt der Liebe Gottes fürzeucht, jetzo macht er ſich ſelbſt zum Gott, in dem er ſich ſelbſt mehr liebet denn Gott, vnd in dem er Gott nicht liebet als Gott vmb ſein ſelbſt willen, ſondern vmb ſeines eignen Nutzes willen, ſo hat er eine

falſche betrogene Liebe. Denn der eine ſolche Liebe hat, der liebet alles vmb ſeinent willen, vnd vmb ſeines Nutzes willen, vnd vmb der Ehre willen, ſo er davon hat. Er liebet auch heilige Leute, ja auch Gottes Wort nur darumb, daß es jm einen Schein vnd Namen der Heiligkeit gebe, vnd nicht vmb des edlen Gutes willen, das darinnen verborgen iſt. Vnd weil ſolche Liebe ein vnreine Liebe iſt, ſo bringet ſie auch vnreine Früchte, die nichts anders ſeyn denn eigen Nutz, eigene Ehre, eigene Luſt, welches alles fleiſchliche, vnd nicht himliſche geiſtliche Früchte ſind. Alſo liebet mancher groſſe Kunſt, daß er andern fürgezogen werde, vnd vber ſie herrſche, nicht aus Gottes vnd des Nechſten Liebe, ſondern aus eigner Liebe groſſe Ehre zu erjagen. Es ſind auch andere, die Gott darumb lieben, daß er jrer Sünde ſchone, vnd nicht ſchrecklich ſtraffe, ja darumb, daß er jhnen ſol zeitlich gutes thun, Aber dieſelbe iſt eine ſehr ſchwache Liebe. Denn ſie lieben auch Gott vmb jhres eigenen Nutzes willen, vnd nicht vmb ſein ſelbſt willen, darumb, daß er das edelſte vnd höchſte Gut iſt. Andere lieben Gott darumb, daß er jnen viel Gaben gebe zu Verſtand vnnd Weißheit, dadurch ſie mögen gerühmet werden. Etliche lieben auch die Tugend, nicht vmb der Tugend ſelbſt willen, ſondern daß ſie einen groſſen Namen haben mögen, vnd für tapffere tugendhafftige Leute gehalten werden: Diß alles iſt nicht die rechte Liebe, denn ſie gehet nicht zum rechten Ende. Es entſtehet auch offt eine Liebe zwiſchen etlichen Perſonen, die ſich alſo mit einander vereinigen, vnd durch eine geſchöpffte Liebe verbinden, welche in jhnen ſo hoch wächſet vnd ſteiget, daß ſie jhnen alles gefallen laſſen, was derjenige thut den ſie lieb haben. Denn die Liebe folget jhrem Geliebten, weil ſie gar vnd gantz an demſelben hanget, vnd dardurch wird man offt mit hingeriſſen zum böſen, oder der Liebhaber reitzet ſeinen Geliebten ſelbſt darzu, weil er weis, daß es jhm alſo gefält, vnd wird durch ſolche falſche betrogene Liebe abgehalten vom Gebet, vnd allen andern Tugenden. Darumb iſt nun hoch von nöten, daß vnſere Liebe durch den H. Geiſt geführet vnd regieret werde, vnd durch Betrachtung des gantzen Lebens Chriſti vnd ſeines heiligen Leidens, aus welchem nichts anders denn lautere reine Liebe leuchtet. Er hat Gott lauter vnd rein vber alles geliebet, vnd nicht ſich ſelbſt, Er hat den Menſchen mit reiner vnbefleckter Liebe geliebet, vnd nicht ſich ſelbſt, Er hat nicht vmb ſeinent willen, ſondern alles vmb vnſernt willen gethan vnd geredt. Alles was er gethan vnd geredt, iſt vns zu gute geſchehen. Er hat keinen Nutz darvon, ſondern wir. Alle ſeine Mühe vnd Arbeit, ja ſeine höchſte Marter vnd Pein iſt jhm nicht zu ſchwer geweſt, daß wir nur allein Nutz darvon hätten, vnd dardurch ſelig würden, ja daß er Gottes Willen vollbringen möchte, iſt jhm ſein Creutz eine Frewde geweſt. Diß iſt eine reine vnbefleckte Liebe, der nichts zu ſchwer iſt, die nirgend vber klagt, ja die da jhr ſelbſt nicht ſchonet, ſondern ſich ſelbſt dahin gibt, vmb des Geliebten willen, auch in den Todt. Dieſelbe Liebe nimpt auch alles für gut, was jhr Gott für Creutz vnd Leiden zuſchickt. Denn weil ſie ſihet, daß es Gottes Wille iſt, ſo wolt ſie lieber vielmehr leiden wegen des heiligen Willen Gottes, vnd iſt mit allem dem wol zu frieden, was Gott wil. Denn ſie weis, daß Gott alles recht vnd wol ordnet. Vnd weil die Liebe ſich vereiniget mit dem Geliebten, ſo lernet ſie auch deſſelben Sitten, vnd folget jhm auch vmb ſeiner Liebe willen, thut was jm wolgefält: Alſo wer Chriſtum recht lieb hat, der lernet ſein Leben vnd Tugend von jhm. Denn er weis daß es jhm wolgefält,

vnd wird ſeinem Bilde ehnlich, bleibet die gantze zeit ſeines Lebens vnter dem Joch vnd Creutz Chriſti, wie Chriſtus in ſeinem gantzen Leben das Creutz der Armuth, Verachtung vnd Schmertzen getragen hat: Ob nun wol kein Menſch in dieſer Schwachheit die vollkommene Liebe erreichen kan, ſo ſol ſich doch ein jeder Chriſt befleiſſigen, daß ſeine Liebe nicht falſch, ſondern rein ſey, ſo viel müglich, wie S. Paulus ſagt 1. Tim. 1. Liebe von reinem Hertzen, von gutem Gewiſſen, vnd von vngefärbtem Glauben. Dieſe reine Liebe, ſo aus Chriſto vnd dem H. Geiſt entſtehet, die wircket denn auch im Menſchen alles gutes, vnd iſt gar nicht müſſig, vnd iſt jhr eine Frewde, wenn ſie ſol gutes thun, Denn anders kan ſie nicht, gleich wie Gott der Herr ſpricht: Es ſol meine Luſt ſeyn, daß ich euch gutes thue. Warumb? weil Gott die Liebe ſelbſt iſt, die nichts anders thun kan, denn was ſie ſelbſt iſt. Vnd das iſt ein Zeichen der reinen rechten Liebe. Denn dieſe Liebe ſagt nicht: Ich bin diß oder das nit ſchüldig zu thun: Sondern wo kein Geſetz iſt, da machet ſie jr ſelbſt ein Geſetz, auff daß ſie nur viel gutes thun müge. Denn ſonſt bliebe die Liebe nicht Liebe. Daraus iſt nun offenbar, wie doch Gott der Allmächtige nicht müde wird gutes zu thun, vnd warumb er das vnendliche Gut iſt, ſo nimmer auffhöret. Denn er iſt die ewige Liebe, die nit aufhören kan zu gutes thun, ſonſt hörte Gott auff die Liebe zu ſeyn. Darumb, wenn auch Gott ſtraffet vnd züchtiget, ſo machet er doch aus dem böſen alles gutes, vnd richtets zum guten Ende, vnd zu vnſerer Seligkeit, alles aus lauterer Liebe. Dieſe reine Liebe Gottes machet denn rechtſchaffen beten. Denn gleich wie ein Freund ſeines Freundes mächtig iſt zu allen Dingen: Alſo iſt ein ſolcher Liebhaber Gottes ein Freund Gottes, vnd erlanget von Gott was er bittet. Daher weil Lazari Schweſter wuſte, daß der Herr Jeſus nit allein Gottes Freund, ſondern der liebſte Sohn Gottes war, ſprach ſie: Ich weis, was du bitten wirſt das wird dir Gott geben. Vnd weil Maria Jeſum lieb hatte, ſo ward ſie auch erhöret von dem Herrn, vnd er gab jhr jren Bruder wieder. Von ſolcher Liebe, die von Gott alles erlanget, ſagt der H. David: Hab deine Luſt am Herrn, der wird dir geben, was dein Hertz wünſchet. Damit du aber ein Zeichen dieſer Liebe habem mügeſt, ſo mercke dieſe vier Eigenſchafften der wahren Liebe. 1. So vnterwirfft ſich die Liebe dem Willen des Geliebten. 2. So verläſſet die wahre Liebe, alle andere Freundſchafft, welche ſeinem Geliebten zu wider iſt. 3. So offenbaret ein Freund dem andern ſein Hertz. 4. So befleiſſiget ſich auch der rechte Liebhaber ſeinem geliebten gleich zu werden mit Sitten, vnd mit ſeinem gantzen Leben, alſo, iſt der geliebte arm, ſo wird der Liebhaber mit jm arm, iſt der Geliebte verachtet, ſo trægt auch der Liebhaber ſeine Verachtung, iſt er kranck, ſo iſt der Liebhaber ja ſo kranck. Alſo machet die Liebe eine Gleichheit vnter jhnen, daß ſie einerley Glück vnd Vnglück haben. Denn es muß zwiſchen dem Liebhaber vnd Geliebten eine ſolche Gemeinſchafft ſeyn, da einer des andern Glück vnd Vnglück theilhafftig wird. Das iſt denn nicht allein eine Gemeinſchafft, ſondern eine Vereinigung zweyer gleicher Gemüter, vnd mit nichten vngleicher Hertzen. Auf dieſe weiſe iſt nun vnſer Herr Jeſus Chriſtus vnſer Freund worden. Denn ſeine Liebe hat ſich dem Willen des Menſchen vnterworffen, vnd iſt gehorſam worden biß zum Creutz, ja er hat ſeinen Willen jederman auch den Feinden vnterworffen, vmb des Menſchen willen. 2. Hat er alle andere Freundſchafft hindan geſetzt, ſo er in der Welt hat haben können, ja er hat ſein ſelbſt vergeſſen,

vnd seines eigenen Leibes vnd Lebens nicht geschonet vmb vnsert willen. 3. Hat er vns sein Hertz offenbaret im seinem Evangelio, Darumb spricht er: Ich wil euch nicht meine Knechte heissen, sondern meine Freunde, denen ich mein Hertz offenbaren wil. 4. Ist er vns gleich worden an allem, ausgenommen die Sünde. Er ist arm worden wie wir, sterblich wie wir. Wenn wir nun seine rechte Liebhaber seyn wollen, so müssen wir diß alles auch thun. Weil er aber in allen dingen, in allem vnserm Elend vns ist gleich worden, warumb wolten wir denn vns nicht befleissigen jhm gleich zu werden? Werden wir jn also lieb haben, so werden wir durchs Gebet alles von jm erlangen, wie er spricht: Wer mich lieb hat, dem wil ich mich offenbaren. O der freundlichen, holdseligen, lieblichen Offenbarung im Hertzen durch empfindung himlischer Frewde, Trost, Weißheit vnd Erkäntniß. Vnd hie ist die rechte hohe Schule, vnd der einige warhafftige Weg, Verstand vnd Weißheit zuerlangen, welches so hoch gerühmet von dem Könige Salomone, im Buch der Weißheit vnd in Sprichwörtern. Dieselbe, spricht er, hab er allein durchs Gebet erlanget. Ich bat, vnd es kam mir der Geist der Weißheit. Darumb beschlieſſen wir, daß ohne Liebe kein recht Gebet geschehen kan.

DAS XXIX. CAPITEL.

Wie die liebhabende Seele Gott in seinen Wolthaten anschawet, als die mildeste Gütigkeit.

1. Joh. 4. Darin ist erschienen die Liebe Gottes gegen vns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesand hat in die Welt, daß wir in jhm leben sollen. Darin stehet die Liebe, nicht daß wir Gott geliebet, sondern daß er vns geliebet hat, vnd gesand seinen Sohn zur Versöhnung für vnsere Sünde.

ALles was GOtt der HErr mit dem Menschen handelt vnd vornimpt, es sey Wolthaten oder Straffen, das thut er alles zu dem Ende, daß er den Menschen, der von jhm abgewendet ist, wieder zu jhm wende vnd bekehre. Der Mensch aber ist närrisch vnd thumb, wie das Viehe, vnd verstehet nicht die Vrsach, warumb jhm Gott grosse Wolthaten erzeiget, nemlich, daß er jhn damit zu sich locke, daß er Gott lieben sol. Bedencket auch nicht warumb ja Gott straffe, nemlich, daß er jhn zu sich bekehre, vnd zu jhm wende. Wir wollen aber erstlich die leiblichen Wolthaten betrachten, darnach die Geistlichen vnd Ewigen. 1. Gott hat nichts geschaffen, das dem Menschen nicht diene, es sey sichtbar oder vnsichtbar. Die Vnsichtbaren, die vns dienen, sind die heiligen Engel, derer Weißheit, Stärcke, fleissige Hut vnd Wacht vber vns die göttliche Schrifft an vielen Orten rühmet vnd offenbaret also, daß viel Engel auff einen Menschen warten müssen, als die Historia des Ertzvaters Jacobs vnd Elisei bezeuget. Alldieweil auch viel böse Geister auff einen Menschen lauren, jhn zu verderben, so sind auch dagegen viel heilige Wächter von Gott verordnet. Wie sie sich auch frewen vber vnser Busse vnd Gebet, lehret der Herr Luc. 15. Diese Wolthat, weil sie vnsichtbar ist, vnd vnsichtbarer weise geschicht, achten viel Leute für gering, Aber ein Weiser, der nicht allein die sichtbare Welt anschawet, sondern die vnsichtbare, der verstehet wol, daß im vnsichtbaren Wesen, darin Gott wohnet, viel grössere Herrligkeit, viel ein grösser Volck vnd Kriegsheer, viel grössere Herrschafften vnd Fürstenthumb seyn müssen, denn in dieser sichtbaren Welt. Vnd dieweil vns Gott seine eigene Diener zu Wächtern und Hütern gibt, seine Fürsten und Herrschafften, so sihet man ja wol, wie dieses ein vberaus grosse Wolthat ist. Gleich als ein Fürst

durch ſeine eigene Diener einen beleiten vnd beſchützen läſſet, der etwa durch ein Wildniß reiſen ſol, oder durch der Feinde Lande. Schawe den Himmel an, wie Gott denſelben zu deinem Dienſt verordnet hat. Sihe an den wunderlichen Lauff der Sonnen vnd Mondes. Warumb lauffen ſie ſo vnverdroſſen Tag vnd Nacht, vnd ſtehen nicht ein Augenblick ſtill? Sind ſie nit fleiſſige vnd embſige Diener dem Menſchen? Denn Gott darff jhres Dienſtes nicht, Er darff jhrer Wirckung, jhres Liechtes nit. Der Menſch aber bedarffs. Die Sonne dienet dir als ein vnverdroſſener Knecht, der frue auffſtehet alle Tage, vnd das Liecht vnd ſchœne Fackel für dir hertræget, erinnert dich des ewigen Liechtes, welches iſt Chriſtus vnd ſein göttlich Wort, das ſol deiner Seelen Liecht vnd Leuchte ſeyn, daß du ſolt als ein Kind des Liechtes wandeln. Der Mond vnd die Nacht decket dich zu mit einem Schatten als mit einem Bette, bringet dir Ruhe, lehret dich vnter dem Schatten des Hœchſten bleiben vnd wohnen. Der Mond iſt wie eine vnverdroſſene Magd, die holet Waſſer vnd befeuchtet die Erde. Ja es iſt kein Sternlein, es hat ſeinen Segen dem Menſchen zu gute empfangen, vnd leuchtet vmb des Menſchen willen. Sihe an die Lufft vnd die Winde, wie ſchœn vnd klar machen ſie den Himmel, vertreiben die Wolcken, vnd treiben die Wolcken zuſammen, als groſſe Waſſerfäſſer vnd ſchleuche, gieſſens hernach aus auff die Erde. Vnd iſt hoch zu verwundern, daß Gott das Waſſer in den Wolcken vnterm Himmel zuſammen hält, als in einem Schlauch, vnd die Lufft muß es tragen vnd halten. Vnd ſind die Wolcken nichts denn ein feuchter Dunſt, welcher ſich darnach *reſolvirt* in Tröpflein. Auch dienet vns der ſtarcke Donner, Blitzen, Hagel, &c. daß wir Gottes Gewalt darin erkennen, beten vnd Gott dancken, wenn er vns errettet hat im ſchrecklichen Wetter, wie der 18. Pſ. lehret. Sihe die mancherley art der Winde an, die regieren die Schiffart, vnd wo ein Wind hinſtreicht, da fähret das Schiff mit als ein Vogel, der durch die Lufft fleucht. Dardurch können alle Orter vnd Heimligkeit der Welt beſuchet werden, auff daß nichts verborgen bleibe, daß Gott dem Menſchen zu gut geſchaffen. Sihe die mancherley Art der Fiſche im Meer an, die haben jhre Zeit vnd Monden, wenn ſie kommen, ſo *præſentirn* ſie ſich an, geben ſich aus der Tieffen herfür in die hœhe, ſtehen da als ein Heerde Schafe, ja ſo dicke als das Geträyde auff dem Felde, als ſprœchen ſie: Jetzo iſt vnſere Zeit, jetzo iſt die Erndte des Meers, greifft zu jhr Menſchen. Alſo iſts auch mit den Vogeln, wenn jhre Zeit iſt, fliehen ſie bey hauffen *turmatim*, vnd zeigen ſich den Menſchen. Sihe die Erde an, die groſſe Speiſe vnd Schatzkammer Gottes, die gibt herfür Speiſe vnd Tranck, Artzney vnd Kleydung, vnſere Häuſer vnd Wonung, vnd die mancherley Metallen, Gold vnd Silber. Ein jeder Mond gibt ſeine Blümlein, die treten herfür, als ſprœchen ſie: Hier ſind wir, vnd bringen vnſere Gaben vnd Geſchenck, vnd verehren euch ſo gut als wirs von vnſerm Schöpffer empfangen haben. Ja ſihe den Wald an, welcher eine Behauſung iſt des Wildes, das hat Gott den Menſchen in jhre Hand gegeben, vnd ſie zu Herren darüber geſetzet. Vnd wenn man alle leibliche Wolthaten Gottes zehlen ſolte, wære es ja vnmüglich eines einigen Landes Wolthaten alle zu zehlen. Denn es iſt ja nicht der geringſte Apffel, oder ſonſt eine Frucht, es iſt eine Wolthat Gottes, die zehle nur

einer, iſt er ſo geſchickt, vnd wir ſolten den wolthætigen vnd gütigen Gott nicht daraus lernen erkennen? Wenn ein groſſer Potentat vnd Herr ſein gantzes Reich, alle ſeine Herrſchafft, Ritterſchafft vnd Gewaltigen, ja alle ſeine Vaterthanen dir dienſtbar machte vnd geböete, daß ſie dich behüten, bewahren, kleiden, artzneyen, ſpeiſen, träncken ſolten, vnd bey Leibes ſtraffen zu ſehen, daß dir nichts mangele, wolteſtu jhn darumb nicht lieb haben, vnd für einen wolthætigen, liebreichen Herrn halten? Ein Narre müſte ſeyn, der das nit thæte. Wie kanſtu denn Gott deinen Herrn nicht lieben, der dir alles, was im Himmel, vnd vom Himmel iſt, was auff Erden vnd allenthalben iſt, zu deinem Dienſt verordnet hat, vnd jhm nichts vorbehalten? Denn er darff keiner Creaturen für ſich, vnd hat nichts außgenommen aus allen Heerſchaaren der heiligen Engel, vnter den Sternen vnd allen ſeinen Geſchöpffen, das dir nicht dienen ſolte. Wenn wir nur wollen, ſtehen ſie vns zu Dienſte, ja auch die Helle muß vns dienen, in dem, daß ſie vns eine Furcht vnd Schrecken einjagt, daß wir nicht ſündigen, ja in dem ſie alle Gottloſen vnd vnſere Feinde ſtraffet vnd peiniget mehr denn ein Menſch wündſchen möchte. 2. Laſſet vns nun an der Leiter der Creaturen zu Gott dem Schöpffer hinauff ſteigen, hat nicht die H. Dreyfaltigkeit, ein jede Perſon inſonderheit, dem Menſchen groſſe Gnade vnd Wolthat erzeigt: Der Vater hat vns ſeinen Sohn geſchencket, wie ſolt er vns nicht alles mit jm ſchencken? Hat ſich nit Gott der Sohn vns ſelbſt gegeben mit allem, was er iſt, vnd was er hat, Rom. 8. Darumb preiſet Gott ſeine Liebe gegen vns, daß Chriſtus für vns geſtorben iſt, da wir noch Sünder waren, &c. Iſt nicht der H. Geiſt in vns, der vnſere Seele erleuchtet, reiniget, lehret, tröſtet, ſchmücket vnd zieret mit ſeinen Gaben? Roman. 8. Gibt Zeugniß, daß wir Gottes Kinder ſeyn. Summa Gottes Barmhertzigkeit geuſſet ſich gar vber vns aus, vnd läſſet nichts vnterwegen, dardurch ſie den Menſchen zur Liebe Gottes bewegen könne. So viel Wolthaten als vns Gott erzeiget, ſo viel Boten ſendet er vns, wir ſollen zu jhm kommen, vnd ſeiner Liebe genieſſen. Wenn du Gottes Wort, Engel, alle Propheten, Apoſtel, vnd alle Heiligen Gottes frageſt, ja alle Creaturen fragen wirſt, wo kompt jr her? So werden ſie ſagen: Wir ſind Boten der Barmhertzigkeit Gottes, wir tragen Fewer vnd Flammen, damit des Menſchen Hertz, ſo mit einer tœdlichen Kälte erfroren vnd vbereifet iſt, möchte in Gottes Liebe wieder erwärmet werden: Dennoch vermügen ſo viel fewriger vnd flammender Boten Gottes nicht, das todkalte vnd erfrorne Hertz zu erwärmen. Vnd iſt demnach dieſes das hœchſte Wunderwerck des Teuffels, das er kan, daß er ein menſchlich Hertz ſo Eißkalt machet, daß es ſo viel Flammen der Liebe Gottes nicht erwärmen können. Darumb mercke auff du menſchlich Hertz vnd ſihe, wohin dich dein Schöpffer geſetzet hat? Mitten vnter ſo viel fewrige Wolthaten, da die leuchtenden Engel vmb dich hergehen mit jhrer fewrigen Liebe, da ſo viel Creaturen, vnd Boten Gottes ſeyn, die dir alle ſeine Liebe ankündigen. Was hat nun der allmächtige Gott wider dich geſündiget, womit hat ers verſchuldet, daß du jhn nicht lieben vnd loben wilt oder kanſt? Iſts zu wenig, das er gethan? Sihe, ſo erbeut er ſich noch mehr zu thun, er wil dir noch einen newen Himmel vnd eine newe Erde ſchaffen, vnd eine newe ſchœne him-

lifche Stadt erbawen, welche ſeine Herrligkeit erleuchten ſol, ja er wil dich mit ſeiner Herrligkeit vnd Liecht erleuchten. Sage mir, wie könte ein junges Weibesbild ſo erkaltet ſeyn, daß ſie nicht lieben ſolte einen jungen ſchœnen Bräutigam, deſſen Schœnheit vnd Frömmigkeit ſie Tag vnd Nacht hœrete rühmen, Ja der ſie vom Tode errettet, vnd ſie ſchœn ſchmückte vber allen Schmuck? wære ſie nicht eine groſſe Närrin, wenn ſie denſelben nicht wolte lieben? Darumb erkenne du menſchliche Seele, wie du vom Teuffel erkaltet biſt, daß du gar nicht kanſt in der Liebe Gottes erwärmet werden. Vnd dieweil ja Gott allen Menſchlichen Hertzen die Liebe eingepflantzet hat, ſo ſage mir, wenn deine Liebe zu kauffen wære, wem wolteſtu ſie lieber verkauffen denn Gott deinem Hærrn? Meyneſtu aber, Gott hab dir deine Liebe nicht thewr gnug abgekaufft vnd bezahlt, hat er dir nicht ſeinen lieben Sohn darfür gegeben, vnd Himmel vnd Erde darzu? Denn alles, was du von der Welt hoffeſt vnd erwarteſt, das ſie dir für deine Liebe geben ſolt, iſt nichts dagegen, was dir Gott gegeben hat, vnd was er künfftig bereitet hat denen, die jhn lieb haben. Die Welt gibt dir etwa eine Hand voll Ehre vnd Reichthumb, vnd damit viel Schmertzen, noch liebeſtu ſie, warumb liebeſt du Gott nicht viel mehr, der das ewige Gut iſt? Iſt aber deine Liebe vmbſonſt zu erlangen, wie kan jhr etwas beſſer anſtehen, denn das ſie das hœchſte ewige vnd ſchœnſte Gut liebe. Denn ein jedes Ding, das man liebet, das iſt ſeine ſchœnheit vnd ſchmuck. Wirſtu Gott lieben, ſo wirſtu kein beſſer Schœnheit vnd Schmuck haben können. Vnd letzlich ſo iſt ja billich, daß wir den lieben, der vns erſt geliebet hat. Rechne alle Wolthaten Gottes zuſammen, ſo wirſtu befinden, daß alle Creaturen voll ſeyn der Liebe Gottes, dieſelbige gehet dir nach, vnd vmbgibt dich, daß du dich derſelben gar nicht erwehren kanſt, vnd kanſt dich nicht für jhr verbergen, ſie iſt zu ſtarck, ſie vberwindet dich, du muſt jhr genieſſen, es wære denn, daß du nicht leben wolteſt. Nun lieben ja alle Thiere die, von welchen ſie geliebet werden, wolteſtu denn ärger ſeyn denn ein Thier, vnd deinen Liebhaber haſſen? In deſſen Liebe du lebeſt vnd webeſt, ſteheſt vnd geheſt, ſchlæffeſt vnd wacheſt. Gleich wie man aber das jenige, das man anzünden vnd anbrennen wil, ſo lang zum Fewer halten muß, biß es brennend wird: Alſo muſtu auch dein Hertz ſo lang halten zu dem Fewer der Liebe Gottes, biß es in derſelben entzündet vnd brennend werde, welches geſchicht durch ſtetige Betrachtung der Wolthaten Gottes. Vnd wie vor zeiten die Prieſter mit heiligem Fewer die Opffer müſten anzünden: Alſo muß der ewige Hoheprieſter Chriſtus Jeſus durchs Fewer ſeines H. Geiſtes das Opffer deines Hertzens anzünden. Vnd hat diß heilige Fewer ſeiner Liebe von Ewigkeit her gegen vns gebrandt, Denn für der Welt Grund wir in Chriſto geliebet ſeyn. Es hat ſich aber darnach herrlich eräuget, in des Hærrn Menſchwerdung vnd Geburt, vnd ſonderlich in ſeinem H. Leyden vnd Sterben, dadurch er vns die hœchſte Liebe erzeiget, vnd wird das Fewer ſeiner LiebesFlamme auch in ewigkeit gegen vns nicht erleſchen. Zu demſelben Fewer halte dein kaltes Hertz, daß du erwärmet, vnd mit der Liebe Chriſti entzündet vnd vereiniget werdeſt.

DAS L. CAPITEL.

Von Hoffnung, wie vnd warumb dieselbe nicht läffet zu schanden werden, wie sie probiert wird, in leiblichen vnd geistlichen Anfechtungen.

Esai. 49. Du solt erfahren, daß ich der Herr bin, an welchem mir zu schanden werden alle, die auf mich harren.

GLeich wie der Glaube nichts anders ist, denn eine gewisse vngezweiffelte Zuversicht auff Gottes Gnade in Christo verheissen, dardurch das gantze Hertz vnd Gemüth Gott anhanget: Also ist die Hoffnung eine gedültige beharrliche Außwartung, vnd beständige Zuverlässigkeit deß, das man gläubet, oder das man mit Gedult erwarte das man gläubet, vnd ist nichts anders denn der gedültige, beständige, wartende Glaube biß ans Ende. Von dieser Hoffnung sagt S. Paulus Rom. 5. daß sie nicht läfft zu schanden werden, Vrsach: Sie hat einen vnbeweglichen Grund, wie auch der Glaube, das ist Gott selbst. Darumb kan sie nicht zu schanden werden. Denn jhr Grund vnd Fundament ist fäst, ewig vnd vnbeweglich. Darumb ist auch jhr Friede, Frewde, Ruhe, Ruhm, Trotz ewig, vnd kan sie niemand so hoch betrüben, sie ergreiffet dagegen gnugsam Trost vnd Friede aus jrem vnbeweglichen Felsen. Wenn gleich Vngewitter vnd Sturmwinde kommen, fürchtet sie sich nicht, Denn jhr Hauß ist auff einen Felsen gebawet. Vnd weil die Hoffnung einen gewissen vnbeweglichen Grund haben muß, der nicht wancket, vnd aber alles Zeitliche vnbeständig ist: So suchet die Hoffnung nicht zeitlich Glück, Frewde, Ehre, Ruhm, sondern sie ruhet allein in Gott, vnd rühmet sich des HERRN: Da findet sie beständige Ruhe vnd Friede, wie der 125. Ps. spricht: Die auff den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben wie der Berg Zion. Vmb Jerusalem her sind Berge, Aber der Herr ist vmb sein Volck her. Die aber zeitlich Ding zum Grunde jhrer Hoffnung legen, Ehre, Reichthumb, Glück, Frewde, die müssen in steter Furcht, Sorge vnd Angst leben, müssen der Welt vnter den Füssen ligen, vnd mit dem vnbeständigen Glück, als auff dem Meer auff vnd abfahren, vnd können nicht länger Ruhe vnd Friede haben denn die Welt, vnd ihre Nachbaren wollen. Dieses muß im Creutz probieret werden. Denn die Anfechtung machet alles offenbar, was eines jeden Hoffnung vnd Zuversicht sey. Da befindet sichs offt, daß wir nicht auff Gott selbst, sondern allein auff seine Gaben vnd Glück gehoffet haben, vnd auff den Sand gebawet, ja die Creaturen zu vnserm Gott gemacht haben. Denn so verkehrt ist die blinde Natur, daß sie an den Creaturen hangen bleibet, durch welche sie doch zum Schöpffer solte geführet werden. Denn Gott gibt darumb dem Menschen Glück vnd Heyl, daß er dadurch werde vber sich gezogen durch die Gaben zum Geber, ja daß wir lernen Gott kennen, lieben, fürchten, ehren, vnd auff jn allein hoffen. Aber die Natur ist also verkehrt, daß sie auff die Gaben fället, wie eine Saw auf einen Dreck, vnd des Gebets gar nicht achtet. Darumb muß vns Gott Creutz vnd Trübsal zuschicken, vnd vns die Creaturen wieder nemen, daß wir auf jn hoffen lernen, jn erkennen, loben vnd preisen. Ja dieweil wir vnser Hoffnung setzen auff vns selbst, auff vnser Vermügen, Kräffte vnd Gaben, so muß vns Gott offt zubrechen, vnd zu nichte machen, demütigen, gar außleeren, vnd vns gar selbst nehmen, auff daß er sich selbst vns möchte zu eigen geben. Das kan nun nit geschehen, biß daß er das Vertrawen auff vns selbst, welches seiner Gnade

am meiſten zuentgegen iſt, gar hinweg nimpt vnd zu nichte machet. Darumb iſt die Hoffnung eine kämpffende Tugend, die da ſtreitet mit dem Vertrawen auff ſich ſelbſt, auff eigene Gaben, Verdienſt, Frömmigkeit, Herrligkeit, Glück, Ehre vnd Reichthumb. Mit dieſen TeuffelsLarven muß ſie kämpffen, vnd ſich davon loß reiſſen, ſich allein in Gott verbergen, vnd auff jm ruhen. Darumb hat die Hoffnung, ſo wol als der Glaube vnd Liebe allein Gott zum *Objeet* vnd Gegenwurff. Denn wenn jemand in etwas anders hoffet, oder in etwas neben Gott hoffet, denn in den bloſſen Gott, der hoffet nichts. Denn alle Ding ſind auſſer Gott nichts. Vnd alſo iſt die Hoffnung verloren. Darumb ſind dieſe drey Tugend, Glaube, Liebe, Hoffnung gantz geiſtlich, vnd iſt nichts jrrdiſches in jhnen, vnd ſind auffs Vnſichtbare gerichtet. Sind alle geiſtlich, vnd haben Gott allein zum Grund, vnd ſind allein auff den bloſſen Gott gerichtet. Darumb ſpricht S. Paulus Rom. 8. Die Hoffnung, die man ſihet, iſt nicht Hoffnung. Denn wie kan man das hoffen, das man ſihet? Der nun auffs ſichtbare Ding ſeine Hoffnung ſetzet, hat nicht den vnſichtbaren Gott zum Grunde, ſondern nur einen Schatten. Darumb muß ſeine Hoffnung mit der Welt vergehen, vnd zu ſchanden werden. Darumb muß der Menſch durch Vergleichung der Zeit vnd Ewigkeit geführet werden zu der rechten ſeligen Hoffnung, vnd zur beſtändigen Ruhe. Die Ewigkeit iſt vnwandelbar, Denn in jhr iſt keine Verwandelung von einem in das ander. Aber in der Zeit iſt Wandelung, als vom Tage in die Nacht, von Wochen in Monat, von Monat in Jahr, vom Winter in den Sommer. Vnd wie ſich die Zeit verwandelt: So verwandelt ſich auch die Eigenſchafft aller Elementen vnd Geſchöpffe. Ich geſchweige, daß der Himmel kein Augenblick ſtille ſtehet, vnd alle Vaterdinge bewegt. Daraus folget, daß keine bleibende Ruhe ſeyn kan in zeitlichen Dingen, ſondern mit der Zeit gehen alle Ding hin, vnd muß alles, ſo vnter der Zeit iſt, vergehen. Darumb iſt alles eitel. In der Ewigkeit aber iſt die Ruhe vnd nicht in der Zeit. Bœſe vnd Gute jammern vnd lauffen nach der ewigen Ruhe, aber niemand erlanget ſie denn die in Chriſto ſich wiſſen zu laſſen vnd zu verlieren, der die ewige Ruhe iſt. Daſſelbe erlanget man nicht mit Wercken vnd vieler Arbeit, ſondern mit einer gedültigen Hoffnung, *in ſilentio et ſpe*, vnd in einem ſtillen Sabbath. Nun muß nicht allein die Hoffnung durch entziehung zeitliches Glücks probiert werden, ſondern auch durch entziehung der Gnaden in hohen Anfechtungen. Denn es müſſen vns alle Dinge entzogen werden in der Proba der Hoffnung, alſo daß vns auch die allerbeſten Gaben Gottes entzogen werden, darauff wir ſuſſen möchten, auff daß alſo vnſere Hoffnung gantz rein, lauter vnd bloß auff Gott ſtehe. In ſolcher Proba muß man hoffen, da nichts zu hoffen iſt, vnd muß hoffen wider die Hofnung, wie vom Abraham Rom. 4. ſtehet. Ja da muß man mit Chriſto bloß außgezogen werden, von jederman verlaſſen, auch von Gott. Vnd das heiſt denn recht dem Bilde Chriſti ehnlich werden. Da wird denn die Hoffnung recht probiert. In andern Trübſaln wird allein Gedult, Demut, Gebet, Liebe probiret, Aber in den Anfechtungen des Gewiſſens wird die Hoffnung probiret vnd angefochten. Da wird denn ein Menſch wol aller ſeiner Gnaden beraubet, Aber gleichwol gekrœnet mit der Hoffnung, die nicht läſſet zu ſchanden werden: Denn ob wol in ſolchen hohen Nœthen offt mit einfält Murren, Vngedult, Läſterung: Dennoch erwecket Gott ein kleines Seuff-

tzen, das denſelben widerſpricht: So iſts auch vergeben vnd zugedecket, vnd ſo iſt der Menſch als ein Brand aus dem Fewer errettet, Amos 3. vnd als ein Ohrleplein aus des Wolffes Rachen erlœſet. Denn das heiſſet keine Verzweiffelung, ſo wider vnſern Willen geſchicht, vnd mit einem vnaußſprechlichen Seufftzen widerſprochen wird, ſondern es iſt die allerſchwereſte Proba vnd Anfechtung der Hoffnung. Diß ſind die vnaußſprechlichen Seufftzen, davon S. Paulus Rom. 8. redet. Solche Leute ſind die gröſten Heiligen, vnd ſind Gott næher denn die ſtoltzen Geiſter, die jhre Hoffnung in jhnen ſelbſt haben: Denn dieſe ſind die gröſten Gottesläſterer, mit allem jhrem Ruhm vnd Ehren. Dieſe ſind die liebſten Kinder Gottes, als an Job vnd David zu ſehen. Denn ſie werden recht gereiniget vnd geläutert wie Gold, vnd von jren eigenen Gaben vnd Ruhm entſetzet, vnd in Gott verſetzt als ein gläntzend Edelgeſtein in Gold verſetzet wird, auff daß nichts vberbleibe, darin ſich der ſtoltze Menſch rühmen könne. In dieſer Enthlœſſung, lernet der Menſch auff kein ander Ding hoffen, denn allein auff Gott. Denn wenn durch Trübſal alles hinweg genommen wird, ſo kan vns doch Gott nicht genommen werden. Trübſal kan vns Gott nicht nehmen, ſondern bringet vns zu Gott vnd gibt vns Gott wieder, vnd Gott vns. Alſo muß vns die bloſſe Hofnung im Creutz erhalten, vnd darumb läſſet ſie nit zu ſchanden werden. Darumb gleich wie die Seele bloß aus Gott kommen iſt: Alſo muß ſie wider bloß in Gott kommen ohn Creatur Liebe. Denn wer aus jhm ſelber, vnd aus allen Creaturen fället, wo ſolte der hinfallen, denn in Gottes Hand, die alles vmbgreifft vnd die gantze Welt vmbſpannet? Wer nun durch die Welt fället, vnd rein iſt von allen Creaturen vnd jhrer Liebe, das iſt, der mit dem Hertzen an nichts hanget, ſondern frey iſt vnd frey bleibet, ſtehet Gott gelaſſen, läſt ſich geben vnd nehmen, nach Gottes Wolgefallen, derſelbe fält in Gott vnd in ſeine Hand: Die aber in den Creaturen bleiben, vnd in jhnen ſelbſt, das iſt, die den freyen Willen eigen machen, vnd nicht mit Gottes Wolgefallen zu frieden ſeyn, die müſſen in jhnen ſelbſt verderben.

DAS DRITTE BUCH. DAS VI. CAPITEL.

Wie ſich das hœchſte ewige Gut oft in vnſer Seelen ereuget in einem Augenblick, vnd wo die Statt vnd Sitz Gottes ſey in der Seele.

Cant. 6. Wo iſt dein Freund hingangen, O du ſchœnſte vnter den Weibern.

VNſer Freund iſt allzeit bey vns, aber er läſſt ſich nit allzeit mercken, ohne wenn das Hertz ſtill iſt, wenn alle Sinne hinein gekeret ſeyn, zu Ruhe gebracht vnd in Gott geſamlet ſeyn, wenn im Verſtand kein jrrdiſch Ding ſcheinet, ſondern die thieriſche Weißheit vntergangen iſt, vnd in eine Nacht oder göttliche Finſterniß verwandelt iſt, ſo gehet denn das göttliche Liecht auff, vnd gibt einen Blick vnd Stral von ſich, vnd ſcheinet in der Finſterniß, das iſt das Dunckel darin der Herr wohnet, vnd die Nacht in welcher der Wille ſchlœfft vnd mit Gott vereiniget iſt, darin das Gedächtniß vergeſſen hat der Welt vnd der Zeit, ſo bewegt als in einem Augenblick das göttliche Liecht den Verſtand, die himliſche Begierde den Willen, vnd die ewige Frewde das Gedächtniß, vnd es kan doch weder Verſtand, Wille oder Gedächtniß begreiffen noch behalten, denn es bleibet nit in den Kräfften der Seelen, ſondern iſt verborgen im innerſten Grunde vnd Weſen der See-

len. Es kan aber wol erwecket werden durchs Wort, daß wir im Hertzen ruffen mit der H. Monica: *Evolemus evolemus, ad æterna gaudia.* Daher kommen alle Seufftzen der Heiligen, die auch vnaußſprechlich ſeyn. Als S. Paul: die Süſſigkeit geſchmäcket hatte, ſprach er: Ich bin gewiß, das vns weder Leben noch Todt, noch einige Creatur ſcheiden kan von der Liebe Gottes: Verſtehe damit mich Gott liebet, die ich in mir empfunden hab. Daher *S. Auguſt*: ſpricht: Ich befinde oft eine Bewegung in mir, wenn dieſelbe jmmer in mir bliebe, ſo könte dieſelbe nicht anders ſeyn, denn das ewige Leben. Dieſe iſts die vnſere Seele gern wolt füllen vnd nach ſich ziehen, vnd daraus lernen wir ſchmäcken, was das ewige Leben ſey, denn ſolcher Liebligkeit vnd Frewde wird die Seele ewig voll ſeyn. Daher die liebhabende Seele im hohen Lied Salomon. ſpricht: *Anima mea liquefacta eſt*, Meine Seele iſt gar zufloſſen vnd zuſchmoltzen, das iſt: Meine Seele jammert vnd ſeufftzet jmmer darnach, daß ſie dieſen jhren lieblichen Bräutigam möchte finden, vnd ſich in ſeiner Liebe ſättigen, jhren rechten himliſchen Adel wider erlangen, welcher ſtehet in der Vereinigung mit Chriſto, daß ſie nicht jre Luſt vnd Frewde am nichtigen vergänglichen, viel weniger an der Sünde vnd FleiſchesLuſt haben müge. Von dieſem Adel der Seelen wiſſen nicht viel Leute, auch die Weiſen vnd Klugen dieſer Welt nicht. Die, ſo von der Seelen vnd jhren Kräfften geſchrieben haben, ſind nie auff den rechten Grund kommen: Chriſtus iſt der Seelen rechte Krafft, jhr Verſtand, jhr Wille, jhr Gedächtniß, das iſt, jhr Liecht im Verſtand, jr Luſt im Willen, jre Frewde im Gedächtniß, Alſo iſt auch Chriſtus die rechte Heiligung, Zierde vnd Schmuck der Seelen, daß ein Menſch wegen dieſer Liebe Chriſti, die er empfindet, nit mag ſündigen, wie S. Joh. 1. am 3. ſagt: Wer in jm bleibet, ſündiget nit, vnd wer aus Gott geboren iſt, der thut nit Sünde, denn ſein Same bleibet in jhm, vnd kan nicht ſündigen. Ja aus dieſer Liebe Chriſti entſpringet offt eine Frewde vnd Wonne, Wenn du vmb Chriſti willen Creutz vnd Schmach leiden ſolt, alsdenn wird Leiden die höchſte Frewde. Vnd die entſpringet im Grund deiner Seelen aus Gott, denn Gott hat jhm ſelbſt im Menſchen eine ſtatt gebeiliget vnd alſo gefreyet vnd geeignet, daß weder Engel noch Menſchen noch keine Creatur darin kommen kan, das iſt das edle lautere Weſen der Seelen, dieſelbe ſtatt wil der ewige Gott jhm ſelber allein haben, vnd will ſie auch mit keinem andern gemein haben. Denn der ewige Gott wonet mit groſſer Luſt in der reinen lautern Seele, wie er ſpricht: Meine Luſt iſt bey den Menſchen Kindern, vnd was das für eine Luſt ſey, kan niemand außſprechen, denn der es empfindet, vnd kan doch niemand vollkömlich davon reden.

AUS CHRISTOPH LEHMANS SPEYRISCHER CHRONIK.

Chronica Der Freyen Reichs Statt Speyr, Darinn von dreyerley fürnemblich gehandelt, Erſtlich vom Vrſprung, Vffnemen *u. s. w.* der Statt Speyr: Zum andern, von Anfang vnnd Vffrichtung deß Teutſchen Reichs, deſſelben Regierung durch Kœnig vnnd Kayſer *u. s. w.* Zum dritten, von Anfang vnd Beſchreibung der Biſchoffen zu Speyr, vnnd deß Speyriſchen Biſthumbs. Mit Fleiß zuſammen getragen Durch Chriſtophorum Lehman. *Frankf. a. M. 1612. fol.*

DAS VIERDTE BUCH. DAS XII. CAP.

Von dreyerley Geſtalt der Regiment, vnnd was es mit dem Ariſtocratiſchen Standt ins gemein, vnd bey der Statt Speyr für Beſchaffenheit habe.

DEmnach nicht allein vnter Kaiſer Heinrich dem fünfften, im Jahr Eilffhundert vnnd eilff, ein new Regiment in der Statt Speyr gepflantzt, ſondern in folgenden Zeiten daſſelbe widerumb offtermals in Wandel vnnd Enderung kommen, ſo würdts nicht vnrhatſamb ſein, damit jederman den Zuſtandt, vnnd die Form deß new angeordenten Regiments verſtehen könne, ſo man dem Leſer ſo beim ſtudiren nicht herkommen zur Nachrichtung vnnd Bericht, der Gelehrten Meinung hieuon zu erkennen gibt. Bey denſelben finden ſich fürnemlich dreyerley Geſtalt der Regierung, aber auß derſelben Vermiſchung, oder auch Vberſchuß vnd Gebrechen entſtehn etliche andere.

Die erſte Form würdt genent *Monarchia:* da einer allein Herr iſt vnd vollmechtigen Gewalt hat Landt vnnd Leut zu regieren, vnnd keinen vber ſich in dieſer Welt erkennt, dieſe Regierung eines Kaiſers oder Kœnigs halten viel vor die beſte. Erſtlich darumb, daß ſie der Natur gantz gemeß ſcheint, denn die Welt, Himmel vnd Erden regirt ein Herr, ein Gott, die Sonn regirt den Tag, der Mondt die Nacht, der Verſtandt den Menſchen, daß Hertz alle Glieder im Leib, die Imen regirt jhr Weiſen, die Schaff der Leithammel, vnnd vnter allen Thieren das grœſſeſt vnnd ſterckeſt ſeines Geſchlechts.

Zum andern, nach dem Exempel aller Völcker, die erſte Regierung deß Nimrodts iſt hernach vnter alle Völcker gepflantzt, daß ein jedes Volck ein ſonder Haupt vnnd Kœnig erwehlt, vnd nach derſelben Exempel haben auch die Juden jhnen ein Kœnig zu ſetzen von Gott begehrt. *1. Reg.* 8. In *Aſia*, *Africa*, vnd *Europa* ſeynd von Alters vnd bißher, alle Regiment faſt ins gemein alſo beſtelt. Derhalben müſſe das die beſte form der Regierung ſein, welche dem Einſprechen vnnd Wegweiſung der Natur folgt, vnd die gleich nach der Sündtflut angefangen, vnd in allen orten der Welt im Brauch vnd Vbung biß auff den heutigen tag beſtanden vnd noch ſteht, vnd ſolche Meinung würd mit Vernünfftigen *argumenten* bey vielen Gelehrten beſtritten. Als daß die Juſtitz beſſer in ſolchem Regiment Armen vnd Reichen widerfahren könne, Fried, Ruhe vnnd Einigkeit mit mehrerm Ernſt vnd Fleiß gehandthabt werde, dieweil ein ſolcher Regent nicht allein ſein Landt vnd Leut, ſondern auch ſeine Erben hierin zu bedencken hat. So ſey auch ſolche Regierung beſten-

dig, andere Regiment alle wandelbahr vnd ſtets zur Enderung geneigt, vnd mit dergleichen, ſo bey den Gelehrten mit mehrerm zu leſen.

Die ander Form iſt *Ariſtocratia*: Da die jenige das Regiment beſitzen, die wegen alten, adelichen Geſchlechts vnnd Reichthumbs, oder wegen herrlicher Tugent, Verſtandt, Geſchickligkeit vnnd Erfahrung zum Obrigkeitlichen Ampt erhaben werden. Dieſe Regierung iſt in Göttlicher Schrifft vnnd bey den *Hiſtoricis* belobt. Im andern Buch Moſe *Capite. 18.* Da ſich derſelb wegen deß groſſen Lafts deß Jüdiſchen Volcks Regierung, ſo jhme allein obgelegen, beklagt, hat ſein Schweher *Jetro* den Rhat geben, daß er auß dem gantzen Volck eine gewiſſe Anzahl ſolt erwehlen, vnd dieſelbe zu Regenten vber das Volck ſetzen, mit der Verordnung, daß ſie allein in ſchweren wichtigen Sachen, darinn ſie rechtmeſſige Richtigkeit nit finden köndten, Rhat vnd Beſcheidt bey jhme holen möchten. Die Regenten aber vnnd RhatsPerſonen ſolten dieſe qualiteten haben: Erſtlich Redtliche Leut: Zum andern Gottsfürchtig: Zum dritten Warhafft: Zum vierdten deß Geitzes Feindt ſein, aber Reichthumbs würdt nicht gedacht. Hernacher im 5. Buch Moſe im 1. Capit. ſagt derſelb. Er habe zum Volck Gottes geſagt: Schaffet her Weiſe, Verſtendige vnd Erfahrne Leut, die wil Ich vber Euch zu Häuptern ſetzen. Aber dieſe Eigenſchafften können vnter der andern qualitet, nemlich der Gottsfurcht, verſtanden werden, ſintemal hin vnd wider die Schrifft außtrücklich lehrt, daß Warhaffte, Gläckliche Weißheit aus der Furcht Gottes herrührt, vnd würdt geſchrieben, daß dieſe Regierung der Richter vnd fürnemſten im Volck hab gewehrt 487. Jhar. *Paulal. Candidus in Tab. Chron.*

Nach Kœnig *Cambyſis* in Perſen bleiben, haben daſelbſt die Weiſe deß Reichs berhatſchlagt, *Herodot. lib. 3.* Was ſie für ein Form der Regierung wolten einführen, vnter denen *Megabizus* auch zu dieſem Standt der *Ariſtocrati* gerathen, vnnd ſagt zur Vrſach, daß allweg darfür zu halten, daß Weiſe, Erfahrne, Fürnehme Leut heilſamen, guten, Nützlichen Rhat geben können, Recht vnd Gerechtigkeit, Wohlfart vnd Notturfft einer Statt mehr ſehen vnd verſtehen, Reiffer vnd Vernünfftiger erwegen, alß andere, die Geheimnus verſchweigen, jhrem Vatterlandt Liebs vnd Guts zu erweiſen, jhrer Eltern guten Namen, Lob vnnd Ehr zu erhalten, oder ſich ſelbſt durch Tugent verdient vnnd berhümbt zu machen befleiſſen. Sie trachten dahin, wenn die Bürgerſchafft zur Zeit der Noth jhre Nahrung angreiffen, vnd zu erhaltung deß gemeinen Nutzen dargeſchoſſen, daß ſie deſſen zu Friedens Zeiten, vnd auff gegebene Gelegenheit, widerumb Genieß vnd ergetzlichkeit empfinden. Sie verſehen die Statt zu wohlfeiler Zeit, vnd wenns mit Vortheil geſchehen kan, mit Frucht zur Notturfft, vnd wenn Thewrung einfellt, thun ſie Speicher auff, geben die Frucht vmb ein leidlichen Werth, das jederman Hälff vnd Leichterung geſchafft werde. *Contar. de Rer. Ven. lib. 4.* Andere dergleichen *argumenta* mehr, läſt man allhie vmb kürtze willen an jhren Ort geſtelt ſein, vnd iſt Zeugnus genug, daß *Joſephus li. 4. antiquit. Jud. c. 8.* von dem hohen Regenten vnnd Mann Gottes Moſe ſchreibt, welcher geſtalt derſelb vor ſeinem Endt, zum gantzen Volck Iſrael ein vberauß fürtreffliche Vermahnung gethan, vnd vnter andern befohlen, daß ſie den Ariſtocratiſchen Standt vnd die Form deß Regiments, ſo von jhme eingeführt, nicht ſolten verendern, vnd vnter andern diß Innhalts geredt: Daß iſt das beſte Regiment, wo die

fürnembste die Herrschafft führen, vnter jhnen ist gut wohnen.

Der dritte Standt ist *Democratia*: Wenn der gemein Man oder die gantz Bürgerschafft das Regiment führt, welchs der gestalt geschicht, daß die gemeind jre Obrigkeit einsetzt, vnd jærlich oder zu gewissen Zeiten deß Jahrs abwechselt, welche an dem, was der hohen Obrigkeit gebührt, nichts thun oder fürnemen dörffen, dann mit Belieben vnd gutheissen der Zunfft oder mehrertheil derselben. Item, daß sie kein Gesatz, Ordnung, Gebot oder Verbot machen, mit benachbarten Potentaten kein Bündtnus auffrichten, kein Schoß, Schatzung oder Stewr auffliegen, sondern die Zünfft bey jhren Zusammenkünfften, entweder durch ein Außschuß oder ins Gemein bedencken vberkommen vnd schliessen mœgen, was sie nutz vnnd gut bedünekt, vnd daneben Gewalt haben, einen den die Obrigkeit verdampt, wider zu absoluiren vnd ledig zu sprechen. Dieser Standt würd vmb folgender Vrsach willen lœblich vnnd gut gehalten: Gleich wie die Natur keinen vber den andern erhebt, keinen Reicher oder Ehrlicher auff die Welt bringt, sondern gegen jedem Menschen gleichheit helt: Also hat dieser Standt der Regierung die Eigenschafft, daß er allein auff die Gleicheit gericht ist. Dann wie die Bürger ins gemein Glieder eines Leibs sein, gleiche Gesatz, Sitten vnnd Gewonheit haben, gemeine Bürd vnd Beschwernus tragen. Also sollen sie auch aller Ergötzlichkeit, Nutzbarkeit vnnd Ehrenstandts theilhafftig werden, daß Recht soll sein gemessen gleich, das es loben beyd Arm vnd Reich. Ists dem Reichen recht, daß er zu Ehren würdt gezogen, vnnd zu Emptern erhebt, so solls dem Armen auch geschehen, vnd Gleichheit in jedem Standt sein. Gleicheit erhelt Freundtschafft, friedlichs ruhigs Wesen, der Democratische Standt besteht allein auff der Gleicheit. So folgt das in diesem Standt die beste Freundschafft, friedlichs ruhigs Wesen vnd Einhelligkeit zu finden, einer hat mit dem andern mitleiden, reichen einander hülff iche Handt, beschwert keiner den andern mit Dienstbarkeit, ein jeder lebt in seiner Freyheit, was gemein ist, dem soll man ins gemein nachtrachten, vnd nicht etlichen allein zu Verwalten vnd zu verforgen anbefehlen, der Nutz vnd Wolfahrt eines jeden Regiments soll allen Bürgern gemein sein, ein jeder sich desselben zu erfrewen haben, darumb sol man die Verwaltung deß gemeinen Nutzens nicht nur einem allein, oder etlichen, oder den Fürnemsten befehlen, sondern was gemein heist, auch gemein lassen verbleiben.

Dergestalt werden die dreyerley Gestalten der Regiment von Gelehrten beschrieben, deren *argument* allhie zum Entwurff oder Abriß angezogen, allein zu dem End, damit ein Einfeltiger verstehen könne, vnter welcher Regierung er lebt vnnd wohnt, welches Regiment aber auß den dreyen das best sey, kan man auß den Mängeln, die jedem anhangen, leichtlich abnemen. Der Monarchisch oder auch Fürstenstandt, wann einer allein Herr ist, hat viel vnd mancherley Beschwernus, dauon allhie zu handlen vnnœtig.

Bey dem Aristocratischen Standt befinden sich allein diese Mängel, daß solche Leut die mit sondern Gaben Gottes, als Weißheit, Verstandt, Erfahrnus vnd Geschicklichkeit fürtrefflich seind, je einer für dem andern will mehr angesehen vnnd hœher gehalten werden, darumb sie im votiren offt in Vneinigkeit erwachsen, darauß erfolgt, Haß vnd Widerwillen, auß Widerwillen Feindtschafft vnd Partheilichkeit der Rhats-Personen, Vnrichtigkeit im Regiment, Fahrlaß, da einer dem andern vbersicht, vnnd

leſt mans gehn biß dem Faß der Boden außfelt. Bißweilen pflegt dieſer Standt auch zur Tiranney auß zuſchlagen. Aber man kan dieſen Gebrechen durch gute Ordnungen Rhat ſchaffen, derhalben ſeind Gelehrte Leute deſſen geſtendig, daß dieſer Standt ſehr gut ſey, wenn im Rhat Fried vnd Einigkeit erhalten wird.

Der dritt Standt iſt mit vielen Gebrechen vnd Beſchwernuſſen behafft, vnd was man zu deſſen Behauptung fürbracht, laufft der Natur vnnd Vernunfft ſtrack zu wieder. Dann Gott hat die Menſchen alſo geſchaffen, daß etliche Regieren, etliche vnterthan vnd gehorſam ſein ſollen, vnnd darumb einen höchern Verſtandt, Sinn vnd Vernunfft, fürtrefflichere Tugenten, auch dazu etlichen anſehenliche Leibsgeſtalt neben ſolchen qualiteten mitgetheilt, hingegen anderu eingepflantzt, daß ſie dergleichen hohe Leut ehren, vnd jhnen gehorſamen ſollen. Gott hat den Obrigkeitlichen Standt erhöhet, gibt demſelben Weißheit, Anſehen, Tugent vnd glücklichen Vortgang in allem Fürnemen, iſt auch ſein außtrücklich Gebot, daß man ſolchem Gehorſam erweiſen ſoll, ſo iſts vnbillig vnd dem Göttlichen Willen zu wider, wenn man denſelben wolt dem gemeinen Man zu Füßen ſetzen. Der alt Erfahrne *Chremes* ſagt beim *Terentio; Quid cum illis agas, qui neque ius, neque bonum, neque æquum ſciunt? melius, peius. profit, obſit: nil vident niſi quod lubet.* Wie ſolts in ſolchem Regiment wol vnnd glücklich ergehen, da Dapffere, Verſtändige, Erfahrne, Weiſe, in Tugent vnd Ehren erlehte Leut, denen die weder Verſtandt noch Erfahrung haben, oder auch mit Boßhafften, allerhandt Laſtern beſchmützten, inn gleichem Standt vnnd Ehren gehalten werden. Kein Haußvatter würdt in ſeiner Haußhaltung verſtatten, daß die Diener neben jhme, die Mægt mit der Frawen in gleichem Standt ſeind, Gott vnnd die Natur hat ſelbſt darinn ein Vnterſchiedt gemacht, was dann in einem Hauß vngereumbt iſt, viel vngereumbter iſts im gantzen Regiment, daß in ſolchem Standt Fried vnnd einhälligs Weſen ſolt zu finden ſein, wo man Gleichheit helt, widerlegt die Natur an dem Menſchen. Dann ob wol alle Glieder einem Leib einuerleibt ſein, ſo ſind ſie doch vnterſchiedtlich vnnd vngleich, in dem eins theils gleich als Regenten ſeindt, etliche als Diener, vnd iſt eins köſtlicher als das ander, inmaſſen *Menenius Agrippa* dauon in einer Empœrung deß Volcks zu Rom wider den Rhat folgenden Inhalts geredt: *Liuius Dec. 1. lib. 1.* Die Glieder deß menſchlichen Leibs hetten alle verſtändig ſein, vnd reden wollen, vnd weren wider den Bauch Rebelliſch worden, dieweil alle Glieder müſten arbeiten, vnd was ſie durch jre Mühe vnd ſawren Schweiß erlangt, daſſelb nur dem müſſigen vnd ruhigen Bauch mittheilen, hierumb ſich mit einander verglichen, daß die Hände dem Mund nichts geben, der Mund auch kein Speiß annemen ſolt. Als ſolchs geſchehen, hetten in wenig tagen alle Kräfften deß Leibs abgenommen, vnd ſich gantz ſchwach vnd krafftloß befunden, vnd die Glieder darauß verſtanden, daß die Gliedmaſſen eines Leibs nit gleich ſein ſollen, vnnd der Bauch der ruhig ſcheint, daß fürnembſt Regiment in ſich im Magen, Lung, Leber vnd Hertzen habe, welche das jenige, was die eufferliche Glieder erobern vnnd demſelben mittheilen, zu jrer aller gemeinen Nutzen, Sterckung, Krafft, Vnterhaltung verwende vnd außtheile, derhalben Händ, Füß vnd der Mund wider jhr arbeit angriffen, dem Bauch ſein Nothwendigkeit gereicht, vnd ſich hiemit wider erfriſcht vnd erhalten. Alſo ſollen auch eines Regiments einer Statt Gliedmaſſen, die Gott vnd die

Natur zum Dienſt vnd Gehorſam verordnet, in jhrem Standt verbleiben, welche Gott ſie zu Regieren erhebt vnnd eingeſetzt, derſelben hohe vnnd gute Gaben erkennen, jhnen gebührende Folg vnnd Gehorſam erweiſſen, was zu gemeinen Nutzen vnd eines jeden Wohlfart gedeylich iſt, willig leiſten, vnnd hierin die Gleicheit, als deß gantzen gemeinen Weſens verderben fliehen vnnd meiden. Dann in Gleichheit iſt keins dem andern zu dienen ſchuldig, bedarff keiner deß andern Hülff, welchs ſich weder in den Gliedern des menſchlichen Leibs, noch im Weltlichen Regiment befindt, da eine Hand die andere muß weſchen, die Reiche der Armen, die Arme der Reichen, Einfeltige der Verſtendigen Rhat, die Verſtendige der Einfeltigen arbeit von nœthen haben. Dieſer Standt oder die Form der Regierung deß gemeinen Manns hat nirgents ſtatt funden, dann in den Stätten, darinn die Armut vnnd gemeine vnuermœgliche Leut vberhandt genommen, vnnd mit Fürnemen, Dapffern vnnd Reichen in Gleichheit zu kommen nachgetracht. Als zu Athen, Siracus, *Carthago*, vnd andern Orten, darüber dieſelbe in weniger Zeit gantz zu grundt gangen. Dann wie die Armut alles auffs genaweſt erſucht, vnnd ein Erforſcherin vnerfundener ding iſt, alſo hat ſie auch den Standt der gemeinden Regierung herfür bracht, vnnd zum Fundament derſelben gelegt die Gleichheit, vnnd deren Nutz mit ſcheinbaren Farben außgeſtrichen. Man erwege nur an dieſem ort das eintzig Exempel der Statt Athen, als daſelbſt der grœſte theil der Burgerſchafft in euſſerſte Armut geſuncken, iſt der gemeine Man darauff gefallen, die Bürger ſolten als Glieder eines Leibs, an Ehren vnnd Nahrung gleich ſein, darumb vor gut angeſehen, daß der gantz Feldbaw der Reichen vnd Armen zuſammen geſchoſſen, vnd in gleiche gewiſſe theil, nach dem ein jeder viel Kinder vnnd Geſindt hett, außgetheilt werden ſolt. Weil aber diß fürhaben den Reichen vnnd mächtigen Bürgern zu abbruch vnnd eingriff jhrer Nahrung angeſehen, haben ſie ſich demſelben ſtandthafftig widerſetzt, vnnd iſt an dem geſtanden, daß in der Statt hierüber viel Blutuergieſſen wollen erfolgen. *Plutarch. in vita Solonis.* In zwiſchen hat *Solon* ein fürnehmer Bürger, vnnd wegen fürtrefflichen Verſtandts vnnd Tugenten bey männiglich wol angeſehen, ſich offt in Reden laſſen vernemen, Gleichheit macht keinen Krieg, welchs in der Statt Athen als ein Sprichwort vmbgangen, vnd männiglichen beyde Reichen vnnd Armen beliebt vnnd gefallen. Der gemeine Mann hats in den Verſtandt gezogen, als wenn *Solon* wolt, daß das Regiment vnnd *Magiſtrat* ſampt dem gantzen Feldtbaw in Gemeinſchafft vnnd Abtheilung geſetzt werden ſolt, hingegen verſtändige vnnd fürneme Bürger *Solonis* Reden auff ein beſcheidenliche vnnd der Vernunfft vnnd Rechten gemeſe Gleichheit außgelegt, alſo daß der gemeine Pœfel *Solonis* Gleichheit auff arithmetiſch, der ander theil auff geometriſch verſtanden, daher erfolgt, daß beyde Theil vollkommenen Gewalt *Soloni* Einhelliglich auffgetragen, newe Geſatz vnnd Ordnungen, vnnd ein new Regiment in der Statt Athen nach ſeinem beſten Verſtandt auff zu richten vnnd zu beſtellen.

Als nun *Solon* auff beyder Theil inſtendigs bittlich anhalten, den Gewalt vnnd Regierung der Statt auff ſich genommen, hat er zu forderſt dem grœſſern vnnd ſchwürigerm Theil der Statt dem Armen gemeinen Man zu helffen nothwendig vnnd rhatſamb ermeſſen, vnnd dieweil die Armen ins gemein bey den Reichen in groſſen Schulden geſteckt, deßhalben alle jhre Nahrung, ja ſich ſelbſt ſampt Weib vnnd Kindern denſelben zu

Pfandtſchafft vnnd Leibeigenſchafft verbunden, hat er zum erſten ein Geſatz gemacht, das ſolche Verſchreibungen, da einer ſich ſelbſt vnnd die ſeine vmb Schulden willen zu Leibeigen gemacht, ſolten todt vnnd ab, vnnd hinfürter dergleichen vnuerbündtlich vnnd nichtig ſein. Vnnd darnach dem Armen die Stang beſſer zu reichen, hat er diß Mittel erfunden, daß er die Müntz erſteigert, als wenn zu vnſer Zeit ein Reichsthaler auff ein vnnd zwantzig Batzen geſetzt, hat Solon verordnet, das ein jeder zween Gülden gelten, vnnd die Reichen ſolchen in dem Werth annemen, vnnd bey männiglich alſo gäng vnd gebe ſein ſolten. Dieſe Gleichheit haben jhnen die Reichen nicht laſſen zu wider ſein, vnangeſehen, daß ſie die Sorten viel wohlfeiler hingelichen, in Betrachtung, daß durch diß Geſatz dieſelbe in ſolcher Steigerung in gemein gültig worden, der Arme hat die Zahlung auff ſolche Weiß vmb ein mercklichs leichter vnd træglicher befunden, deßhalben beyde Theil ſich mit dieſem Mittel vnnd Geſatz zu Ruhen begeben. Was die gleiche Abtheilung deß Acker vnnd Feldtbawes anlangt, hat Solon der Gemeinde nicht zuſtimmen noch Beyfall geben wollen, weil ſolche den Rechten ſtracks zu wider, vnnd ein jeder daß ſeine Ruhig beſitzen vnd nieſſen ſoll. Zu dem hat er auch in dieſem, dem gemeinen Mann nicht willfahrt, daß ſie zum Standt der Obrigkeit gelangen, Rhat vnd Richter ſein ſollen, ſondern allein die ſo mit Tugenden, Verſtand vnnd Erfahrung zu ſolchem Ampt gehœrig, begabt, dazu zu ziehen verordnet. Derhalben die Areopagiten oder Rhat mit dergleichen Perſonen beſetzt, vnnd denſelben diß nützlich *ſtatut* fürgeſchrieben, weil die Statt mit Armer Bürgerſchafft vberſetzt, vnd der Müſſiggang der Armut anfang, daß ſie ſonderliche auffſeher verordnet, vnd mit fleiß inquirirt, was eines jeden Gewerb vnnd Handtierung, ob jeder derſelben nachſetze, alle faule vnnd müſſige Leut auß der Statt abſchaffen ſolten. Auß dieſem hat man zu vernehmen, welcher Geſtalt das Sprichwort, Gleicheit macht keinen Krieg, ſol verſtanden werden, vnd wie es der jenige, von dem es herkommen, wollen verſtanden haben.

Wenn man ſagt, daß Recht ſoll ſein gemeſſen Gleich, hat ſolches ſeine ſtatt in kauffen vnd verkauffen, Handtierungen vnnd ſolchen händeln, daher auß eines theils Gewin, deß andern Verluſt, auß eines vortheil, deß andern Nachtheil vnd Schaden ſtreit vnd jrrungen pflegen zuerwachſen: Da ſoll die Gerechtigkeit vnnd Gleicheit in ſolchem Streit durch Erkantnus des vernünfftigen Richters ins Mittel kommen, damit einem jeden Reich vnd Arm, Edel vnd Vnedel Recht geſchehe ohne anſehen vnd Reſpect der Perſonen, vnnd hierin dem hohen gegen dem nidrigen, vnnd dem nidrigen gegen dem hohen gleich Recht gedeyen, nach der Juſtitz die *Commutatiua* oder *proportio arithmetica* von Gelehrten genent würdt. Dergeſtalt reden die Gelehrte von der Gleicheit in einem Verſtandt.

Wenn man aber gleich Recht in den Verſtandt zeucht, wie es der Pœfel zu Athen verſtanden, nemlich daß Verſtendige vnd Einfeltige, gute vnd bœſe, Reich vnd Arme, Obrigkeit vnd Vnterthanen, Herr vnd Knecht gleich ſein, oder auch, daß derſelben jedem gleich Recht in belohnung ſeiner Dienſt im Regiment vnd beſtraffung begangener Verwirckung widerfahren, vnd in maſſen in vorigem Fall, die arithmetiſche Gleicheit gehalten werden ſoll, iſts ein abſchewlicher Irthumb, vnd als die hœchſte Vngerechtigkeit zu vermeiden. Es pflegen etliche die Schrifft zu Behauptung dieſer Vnrechtmeſſigen Gleicheit, an zu ziehen, aber gar vngereumbt. Dan ob wol daſelbſt klar geſagt

würd, wer seinen Nechsten verletzt, dem soll man thun wie er gethan hat, Schad vmb Schad, Aug vmb Aug, Zahn vmb Zahn, Wund vmb Wund, Beul vmb Beule, wie er hat einen Menschen verletzt, so soll man jme wider thun, also daß wer ein Vieh erschlegt, der solls bezahlen, wer aber ein Menschen erschlegt, der soll sterben. Im 3. Buch Mose im 24. Cap. im 2. Buch im 21. ca. So schreiben doch der Juden Rabi, Rabi Moses *lib. 3.* Rabi Karian. Daß die Richter im Ebreischen Volck das Gesatz nit nach dem Buchstaben practicirt, sondern schwere Mißhandlungen ernst vnd schwerlich, meßige vnd vngefehrliche nach derselben beschaffenheit, geringe, geringfügig abgestrafft. So einer einen vmb ein Aug gebracht, haben sie den Thæter nach seiner vnd deß beschædigten Person vnd Beschaffenheit vmb Gelt oder sonsten gestrafft, dann so man dem Buchstaben wolt nachgehen, Wund vmb Wunde, Beul vmb Beule, hette es die gefahr auff sich gehabt, vnd leichtlich können geschehen, so man dem gegentheil wider ein Wund oder Beule schlagen sollen, daß man der Sachen zu viel gethan, vnd den andern gar hingericht hette. Es erklert sich aber in diesem Fall die Schrifft selbst, da im 2. Buch Mose im 21. ca. gesagt würdt: Wenn sich Männer mit einander hadern, vnd einer schlegt den andern mit einem Stein oder mit einer Fauſt, daß er nicht stirbt, sondern zu Bett ligt, kompt er auff, daß er außgeht an seinem Stab, so soll der jhn schlug vnschuldig sein, ohne daß er jhme bezahle, was er versæumet hat, vnd daß Artzgelt gebe. Darauß erscheint klar, wann man den Schleger wider mit gleichem tractiren sollen, daß er nit zu bezahlung deß Artztes hette können verdampt werden. Darumb hat der Weise Heyd *Plato* wol gesagt: *Deus semper geometrica tractat. ἀεὶ τὸν θεὸν γεωμετρεῖν.* Gott der Allmechtig gehe nur mit der Justitz vmb, welche jren ort vnd stat hat bey der Obrigkeit vnd Regiments-Personen, vnd würd bey den Gelehrten genent: *Iustitia distributiua* oder *proportio geometrica*, Daß ist die Gleicheit im andern Verstandt. Dauon noch ein mercklich Exempel in Gottes Gesetzen zu sehen. Ins gemein würd bey menniglich darfür gehalten, daß ein jedes Kind zugleich Erb an seiner Eltern Haab vnd Nahrung sey, aber Gott hats im Jüdischen Volck also verordnet 4. Buch Mose. 27. Cap. daß allein die Kinder Männlichen Geschlechts der Eltern liegende Güter, Hauß, Ecker, Weingarten vnd dergleichen Erben, die Weiblichs Geschlechts aber mit einer zimlichen Geltstewr abgefertigt werden solten. Wenn sichs aber begebe, daß die männliche Erben alle verstorben, vnd Schwestern hinderlassen, als dann ist die Erbschafft der liegenden Güter denselben heimgefallen.

Gestalt aber die erste Gleicheit, dauon zuuor gesagt, kein ansehen der Person vnnd Sachen hat: also besteht die andere in jhrer Natur gantz vnnd allein darinn, daß sie Personen gegen Personen, vnd die Sachen gegen einander ansicht, erwegt, betracht, vnd nach Verdienst vnd Verschulden belohnt oder strafft. Die Obrigkeiten oder Regenten, welche diese Göttliche Gerechtigkeit vnd Gleichheit vben, die setzen vnnd befürdern zu Regierung Landt vnd Leut, Erbare, Verstendige vnd Erfahrne Personen, sintemal dem Ampt die Personen gemeß sein sollen. Zu Lehrern in Kirchen vnnd Schulen, Christliche, Gelehrte, Beredte, ehrlichen Lebens vnd Wandels, vnd ordnen denselben ehrliche Vnterhaltung. Zu Kriegssachen nicht Kauff oder HandtwercksLeut, oder von Dörffern, sondern Dapffere, Mutige Personen, haben fleissigs auffsehen, daß

Kauffleut, Handtwercker, Weingärtner vnd Ackerman ein jeder in ſeinem Standt vnnd Beruff ruhig verbleiben könne. Fürnemlich in Beſtraffung der mißthetigen führen ſie nit allein die That zu Gemüt, ſondern daneben die Vmbſtändt der Zeit, Gelegenheit, Ort, Verführung der Perſonen, intent, Fürhaben, Jugent, Alter, derſelben Tugent vnnd Laſter, hohen fürnehmen Standt, vnd dergleichen, dann wie in ſolchem die Perſonen gleich oder vngleich, alſo muß die Gleichheit vnnd Vngleicheit der Straffen von einer Weiſen Verſtendigen Obrigkeit Regulirt, Gemiltert vnd Geſcherpfft werden. Daher *Mitio apud Ter. in Adel.* ein alter Erfahrner recht geredt: Wenn jhrer Zwen ein ding in gleicher That verrichten, ſo ſey es doch nicht ein ding: nicht daß die Thaten vngleich wehren, ſondern daß die vngleich ſeind, ſo die That begangen. Vnd Kaiſer *Caroli* deß 5. Peinliche Halßgerichts Ordnung ſagt: *Cap. 146.* Es haben die Fäll zu Zeiten gar ſubtile Vnterſchiedt, die dem gemeinen Man, ſo an den Peinlichen Gerichten ſitzen, nicht verſtendig oder begreifflich zu machen, hierumb ſollen die Vrtheiler in Fällen Verſtendiger Leut Rhat nicht verachten, ſondern gebrauchen. Vnd hernach *Cap. 149.* Es iſt zu Zeiten an den Peinlichen Gerichten geſchehen, daß die Vrtheiler den Vnterſchiedt jeder Sachen nicht hœren noch erwegen, daß iſt ein groſſe Thorheit, vnd folgt darauff, daß ſie ſich zu vielmal jrren, thun den Leuten vnrecht, vnd werden an jhrem Blut ſchuldig, vnnd in ſumma würdt durch die gantze Ordnung diß erinnert, daß Obrigkeiten bedachtſam, mit gutem Vernünfftigen Rhat in allen Beſtraffungen ſollen verfahren, vnd in ſo groſſen Sachen, welche deß Menſchen Ehr, Leib, Leben vnd Gut belangen, dapffern vnd wolbedachten fleiß fürwenden. Dann nach der Gerechtigkeit, ſo *diſtributiua* genennt iſt, würdt der ſchwerer geſtrafft, der zum zweiten oder dritten mal ſich verſchuldt, alß der zum erſten mal mißhandlet, der fürſetzig vnnd mit boßhafftem Vorbedacht geſündigt, als der auß vbereilten *affecten*, Trunckenheit, Vnwiſſend, oder durch Anlaß vnd Verführung in ein Vnglück gerathen. Die Weibsbilder werden milter geſtrafft alß die Manßperſonen. Ernſtlicher vnd ſtrenger würdt geſtrafft, der die Obrigkeit vnnd Eltern beſchædigt, oder vmb bringt, als wann man dergleichen an einem andern mißhandelt, anderſt würdt der Herr geſtrafft, anderſt der Diener, anders hohe, fürneme, Adeliche, oder Regiments vnnd Obrigkeits Perſonen, anders ein ſchlechter Vnterthan, vnd würdt in dieſen vnd dergleichen Fällen gleich Recht gehalten, welchs doch, wie zuuor auß der Peinlichen Halßgerichts Ordnung dem gemeinen Mann nicht verſtändig noch begreifflich zu machen, jedoch köndt man dieſelbe darauß zimlich vermercken. Ein FeldtObriſter vnd FeldtMarſchalck werden anders beſoldt als ein Hauptman, oder Fendrich, vnd dieſe anders alß ein gemeiner Soldat. Andere Belohnung hat ein hoher Amptman als ein Amptſchreiber, andere ein Cantzler vnd *Secretarius*, ein Rhat, vnd Reiſſiger Knecht, andere ein Pfarrherr vnd Glöckner, vnd dergleichen, vnnd geſchicht deren keinem Vnrecht, ſondern nach der Geometriſchen Gleichheit würdt in ſolcher Belohnung ein jeder ſeinem Standt gemeß gehalten.

Wie vnd welcher Geſtalt nun in der Belohnung nach eines jeden Standt vnd Dienſt Gleichheit würdt gehalten, alſo ſoll in Beſtraffung der Perſonen, Standt, Gaben, Tugent, zuuor befliſſener ehrlicher Wandel, getrewe Dienſt, vnnd andere Vmbſtändt, deßgleichen eines jeden Vntugent, boßhafftes ergerlichs Leben, Reifflich vnnd bedächt-

lich erwogen, vnnd die Straff darnach gericht werden, daß erfordert die rechte Gerechtigkeit, dann der jenig ſo bey ehrlichen auffrechtem Wandel, fürnemen Eltern vnnd Freundtſchafft herkommen, ſich ehren, Lobs vnnd guten Namens befliſſen, vnd würdt hernach durch menſchlichen Irrthumb vnnd Vberfahrung ſeines Ehrenſtandts, guten Namens vnd Lobs verluſtigt, der iſt nach angeregter Gleichheit ſtrenger vnnd ernſter beſchwert (ſintemal ſein gantz Leben nichts anders als ein tægliche Straff zu achten) als ein ander der wenig oder kein Ehr zu verlieren, an Leib vnd Leben geſtrafft würdt. Ein Reicher büſſet mit Gelt ſo hart, als ein anderer am Leib, in ſumma Sündt vnnd Laſter ſollen vnnd müſſen geſtrafft ſein, iſt auch der Obrigkeit eigentlich Ampt, vnd darumb von Gott geſetzt, doch mit der maß daß der Sachen nicht zu viel oder zu wenig geſchehe. *Henricus Stephanus* ſchreibt von einem Fürnemen Beampten in Franckreich, der den Diebſtall inſonders gehaſt. Wenn ein geſtandener Man Diebſtals halben verhafft, vnd bey jme Vrtheil geholt worden, hat Er pflegen zu ſagen: Es iſt ein alter Dieb, vnd hat diß ſpiel gewiß lang geübt, gehenckt, gehenckt. Iſt der Dieb jung geweſen, ſo hat er geurtheilt: Er werde doch nit ablaſſen, jung gewohnt, alt gethan, nur gehenckt, gehenckt, gleich als were Gottes Barmhertzigkeit verſchloſſen, vnd köndt ſich der junge Menſch durch andere Mittel nicht zu Buß vnd Beſſerung bekehren. Von einem Præſidenten eines hohen Gerichts in Frankreich würdt geſchrieben: *Bodin. de Rep. lib. 6.* Daß er mit vnterſchiedlichen groben ſchædlichen Mißhandlungen Leib vnnd Leben verwürckt, vnd hierin ſeiner Diener einen zu Gehülffen gehabt. Kœnig *Franciſcus* der Erſt hat ſeinem Cantzler befohlen, daß er vber beyde ſolt Richten, vnnd die Straff vollſtrecken, derſelb hat den Præſidenten auff ſein eigene Bekantnus, eingezogene Kundſchafft vnd Erfuchung der Rechten ſeiner Ehren entſetzt, alle deſſelben Güter *Confiſeirt*, vnd an die Stirn offentlich mit glüenden Eiſen ein Zeichen laſſen brennen, vnd deß Kœnigreichs verwieſen. Den Diener der ſchlechten herkommens weder Haab, Güter, noch kein Ampt, derhalben weder Ehr noch Gut zu verlieren gehabt, hat er zum Todt verdampt. Kœnig *Franciſcus* hat dieſe Vrtheil als vnbillich mit Mißfallen vernomen, vnnd geſagt, Es helffe ein Schalck dem andern vber, aber andere fürtreffliche Leut vnd Richter haben deß Cantzlers Vrtheil als der Gerechtigkeit gemeß, erkent vnd gelobt.

. . . . . .

ehrlichen Gemüthern ſchneiden die Mißgrieff, darein ſie ſich menſchliche Schwacheit durch Gottes Verhenguus verleiten laſſen, offt dermaſſen zu Hertzen, daß ſie vmb jhrer Rew vnnd Bekümmernus willen, mehr mit Mitleiden, als mit Weltlicher Straff an zuſehen, wie dann die alte Teutſche ſolche nur der Kirchen Diſciplin vnterworffen.

Arrianus ſchreibt von *Alexandro Magno*, alß er ſeinen Freundt *Clitum* im Zorn vnd Trunckenheit vmbbracht, daß er ſo groſſe Rew vnnd Leid hierüber gehabt, daß er in viel Tagen keinen Troſt wollen hœren, vnd jederman mit der ſchmertzlichen Rew an ſtat der Beſtraffung, an ſo mächtigem Kœnig vergenügt geweſen, vnd ſetzt *Arrianus* in deſſen Leben dieſe Wort: *Plerique quamuis ſe deliquiſſe ſciant, id tamen tanquam rectè factum pertinaciter defendunt, qui in magno errore ſunt: Summa enim Medicina peccati eſt, et peccatum confiteri ſuum, et eiuſdem pœnitentiam præ ſe ferre. Nam qui iniuriam accipit, illam leuius perfert, ſi eum qui intulit et delictum fateri et eius pœnitere intelligit. Adhæc qui alterum violat, ſi dolere ſe facto doceat, bonam ſpem cæteris*

præſtat, ſe poſthac nihil tale admiſſurum. Diß iſt von der Gleichheit vnd gleichem Recht dem gemeinen Mann zur Nachrichtung etwas weitleufftiger erzehlt. Aber auff die Democratiſche Regierung, vnd was dieſelbe für ſonderbare Beſchwernuſſen auff ſich habe, wider zu kommen, ſo redt dauon *Pericles* bey den Athenienſern ſolchen Inhalts: *Thucyd. lib. 1.* Das erſtlich die Sachen eines ſolchen Regiments nicht ſchleunig von ſtatten gehen, noch etwas alsbaldt, wie es Noth iſt, verricht werde, ein jeder ſihet auff ſeinen Nutzen, vnnd daß er vnd das ſeine nicht vernachtheilt werde, derhalben könne nichts zu glücklicher Endtſchafft gereichen. Wenn einer Mißhandelt vnnd in Straff gefallen iſt, vnnd der ander darüber zu erkennen, vnnd daneben Feindtſchafft wider den Straffbarn hat, hengt er ſeinen *affecten* nach, vnd ſcherpfft die Straff wider Recht.

Was die Wohlfart deß gemeinen Nutzen anlangt, dauon hat man wenig Rhat vnd Sorg, ſondern ein jeder ſihet allein, wie er ſeinen eigenen Nutzen könne verbeſſern vnd mehren, ein jeder vermeint, es könne der gemeine Nutz oder der Wohlſtandt der Stätt ohne ſein Zuthun, Sorg vnd Rhat in ſeinem Weſen verbleiben, es werde ein ander ſich ſolcher Sorgen annemen, vnd weil ein jeder auff den andern ſihet, vnd in Gedancken ſteht, der würdt das thun oder ein ander, in zwiſchen werde das gemeine beſt vberſehen vnnd verfahrlaſt, vnd komme die Statt in abnemen vnd Schaden, niemandt gibt zur gemeinen Notturfft, wenn Feindtſchafft vnd Krieg vorhanden iſt, willig das ſeine dar, ſondern helt ein jeder ſo lang er kan damit zu rück, da in ſolchen Fällen durch geringen Verzug alles Glück kan verſchertzt werden: Das iſt *Periclis* Meinung vom Democratiſchen Standt. *Megabizus* der Perſen Weiſen einer, deſſen zuuor gedacht, hat dieſen Standt gar ſchädlich gehalten, vnd ſagt bey *Herod. lib. 5.* dem gemeinen Pœfel wohne weder Verſtandt noch Rhat bey. Dann wie ſolte derſelbe Weißheit vnd Verſtandt haben, der niemals darzu vnterricht vnnd angewieſen worden, auch vor ſich ſelbs darauff ſich niemals befliſſen, ja auch in ſeiner eigenen Haußhaltung nicht weiß guten lœblichen Anſtalt zu machen, wie ſolt er dann im gemeinen Regiment, was ehrlich, nutz vnnd lœblich iſt, verſtehen. Es pflege der gemeine Mann ohne Vorbedacht vnbeſonnener Weiß von Sachen zu rhatſchlagen, darumb ſolt niemandt zu Einführung ſolchen Standts bey den Perſen Rhat geben, als der dieſelben nicht mit guten vnnd trewen meine. Andere ziehen auß dem zwölfften Pſalm wider dieſen Standt an: Es würdt allenthalben voller Gottloſen, wenn loſſe Leut herrſchen vnnd erhaben werden. Vnd ſonſten andere Politiſche Vrſachen mehr, als was der gemein Mann zugleich ins gemein zu verwalten hat, das verfahrlaſſen vnnd vberſehen ſie zugleich, weil ſich keiner vor den andern mit Sorgen will beladen, vnnd keiner abſonderlich hierumb Verweiß oder Straff zu beſorgen hat. *Contar. de Rep. Ven. lib. 2.* Sie ſehen im Rhatſchlagen mehr auff ſcheinbare *argument*, als auff derſelben Wichtigkeit, vnd guten Grundt, ſetzens alles mehr auff gutbedüncken, als auff Weiſen Rhat, verſtehen die Sachen nicht, die wichtig vnd weitſehent ſein, halten ſie offt für gering, aber ſchlechten geringen Dingen haben ſie viel nachdenckens. *Guiceiard. lib. 5. &* 4. Vnd in ſumma iſt der Democratiſche Standt allenthalben als ſehr ſchædlich vnd verderblich beſcholten.

Dieweil dann zu Regierung der Stätt, der Ariſtocratiſche Standt, wie zuuor dargethan, ein bequeme, gute vnd nützliche Form iſt, hat Kaiſer Heinrich mit Verordnung, daß Zwölff auß der Burgerſchafft, daß Regiment

der Statt Speyr tragen vnd verwalten ſollen, ſolche geſtalt der Regierung eingeführt, welche biß auffs Jahr 1304. vnuerendert verblieben, hernacher in etwas vermehrt vnd gebeſſert worden, wie dauon an ſeinem ort zu leſen.

DAS FÜNFFT BUCH. DAS CIX. CAP.

Ein lœblich Exempel Kœnig Rudolphs, welcher Geſtallt er in einer dunckeln Sach das Recht erforſcht.

AVff einem Reichstag zu Nürnberg hat ein reicher Kauffmann vorm Kœnig geklagt, was maſſen er ſeinem Wirth in offener Gaſtherberg in einem Sack 200. Marck Gelts auff zuheben vertrawet, vnd da er daſſelb wider erfordert were der Wirth der Ding in Abredt, weil kein Zeugnus vorhanden, dabey der Kauffmann ſolche Vmbſtändt vnd Warzeichen angezeigt, daß der Kœnig die Clag rechtmæſſig befunden, aber wie der Wirth ein fürnemer reicher Burger deß Bezichts zu vberwinden, vnd die Sach an Tag zubringen, zu bedencken genommen. Nicht lang hernach kommen der Statt Nürnberg Geſandte zum Kœnig, vnder denen auch der beklagt Wirth, vnnd bringen jhr Sach für, Der Kœnig fängt ein freundtlich Geſpræch an, vnnd ſagt vnder andern zum Wirth, du haſt ein hüpſchen Hut, ich geb dir meinen darfür, der Wirth bewilligt den Tauſch gar gern. Der Kœnig nimpt ſich anderer Sachen an, heiſt die Geſandten verziehen, gehet heraus vnnd befilcht einem anderen Burger im Namen deß Wirths, als wanns derſelb befohlen, eilends deſſelben Frau zu zuzeigen, ſie ſolte jhme den liedern Sack der ſo vnd ſo beſchaffen, ſchicken, vnnd zu Wahrzeichen brächt er jhr ſeinen Hut, die Wirthin glaubt dem Burger wegen deß Wahrzeichens, ſtellt jhme den begerten Sack zu, Der Kœnig beſchickt als bald den Kauffmann, daß er ſein Klag gegen dem Wirth, ſo vorhanden, ſolt fürnemen, fertigt die Geſandte mit guter Antwort ab, vnd behielt den Wirth bey ſich: Als baldt kompt der Kauffmann vnnd klagt wider den Wirth, daß er ſein vertrawet Gut vorenthalte, Der Wirth verneint die Klag ſtandthafftig, ſchwert vnd vermiſt ſich hoch, daß der Kauffmann nichts verwahrlichs bey jme hinderlegt, Es ſey ein thœrechter Mann, vnnd mit Fantaſey behafft, in dem die Partheyen ernſthafft wider einander reden, bringt der Kœnig den Sack herfür, vnnd legt dem Wirth den Betrug offentlich an Tag, darüber demſelben Muht vnd Sprach entfuncken, Der Kœnig hat dem Kauffmann das ſein zugeſtellt, vnnd den Wirth vmb eine groſſe Summ Gelts geſtrafft. *Albertus Argent. Lipſius in monitis pol. c. 9. Mon. 5.* Diß Exempel gibt dieſe Nachrichtung, daß zu Kœnigs Rudolphs Zeit der Teutſchen Kœnig vhralter lœblicher Brauch, daß ſie die Vnderthanen ſelbſt gehœrt vnd recht geſprochen, vnnd zu dem Ende jetzo an dieſem, hernach an einem andern Ort die Reichsverſammlungen angeſtellt, noch beſtändig vnnd in Vbung geweſen, wie auch daraus dergleichen ab zunemen, das von gedachtem Kœnig zu deſſen vnſterblichem Lob geſchrieben, daß er ſeinen Trabanten ernſtlich befohlen, daß ſie jederman der zu bitten oder zu klagen hätte, ſolten laſſen fürkommen, vnd niemand abweiſen, Dann darumb were er von Gott ins Kœniglich Ampt erhœhet, daß er den Vnderthanen Gehœr, Hülff vnnd Recht ſolt widerfahren laſſen, vnd nicht daß er ſich für jhnen ſolt verſchlieſſen. *Sifridus* Buchholtzer *in Chron. Date obſeero hominibus me accedendi locum et facultatem, non enim ideo ad Imperium euectus ſum, vt hominibus in arca præcludar.*

Exempel Kœnig Rudolphs miltẽ Gnaderzeigung.

ALs Kœnig Ottacker mit Kœnig Rudolph eine Schlacht wolt halten, hat er einem verwegenen ſtarcken Ritter ein groſſe Summ Gelts verſprochen, ſo er im Treffen entweder den Kœnig oder auffs wenigſt ſein Roß vnder jhme würde vmbbringen. Auff ſolche Zuſag hat ſich der Ritter in der Schlacht hindurch biß zum Kœnig geſchlagen, denſelbigen mit hefftigem ſtarcken Streich dermaſſen troffen, daß er vom Gaul geſtürtzt, welchs der Ritter vmbbracht, vnnd ſeiner Zuſag nachgeſetzt. Kœnig Rudolph iſt von den ſeinen alsbaldt wider auffgericht, vnnd auff ein ander Pferdt geſetzt, der Thæter aber gefangen hingeführt worden. Nach erlangtem Sieg hat man dem Kœnig den Ritter, der ſo vermeſſentlich jhne zu ermorden vnderſtanden, für Augen geführt vnnd männiglich deſſen Leben verwürckt geſchetzt: Aber der Kœnig ſagt, *Damnum eſſet Reipubl. ſi miles adeo fortis et ſtrenuus pereat*: Es were dem Landt groſſer Schad, daß ſo hertzhaffter dapfferer Rittersmann ſolt ſeins Lebens beraubt werden, ließ jhne vngeſtrafft auff freyen Fuß ſtellen. *Henricus Ster. in Annal.*

Æneas Sylvius ſchreibt, daß dem Kœnig ſeine Rhæte einsmals zu Gemüht geführt, daß er zu lindt vnnd gütig ſey, darüber er zur Antwort geben, daß ich bißweiln ernſt vnnd ſtreng geweſen, das rewet mich offtermals, aber daß ich mich mitleidenlich vnnd gütig erwieſen, hat mich nimmer gerewet.

Von Kœnig Rudolphs ſchlechter Tracht in Kleydung, vnnd wie es jhme dabey ergangen.

KOenig Rudolph hat ſich in Kleydung einem gemeinen Burgersmann gleich pflegen zutragen. Als Kœnig Ottacker das Kœnigreich Bœhem vnnd Landtſchafft Mehren zu Lehen wollen empfangen, hat er ſein Hofgeſindt mit ſtattlichem Schmuck außgeſtaffirt, vnd ſich ſelbſt mit Golt, Edelgeſtein vnnd koſtbarn Kleydung prächtig geziert. Kœnig Rudolph iſt von den ſeinen vermahnt worden, daß er ſich gleichfalls ſeinem Kœniglichen Standt gemæß in geziemendem Schmuck ſolt erweiſen, darauff er zur Antwort geſagt, der Kœnig in Bœhem hat offt meinen grawen Rock außgelacht vnnd verſpott, jetzo ſey die Zeit daß der graw Rock ſeiner wider könne ſpotten, der Teutſchen Lob beſtehe auff guter Rüſtung vnd nicht in Kleydern. Demnach der Kœnig in Bœhem im Læger erſchienen, hat Kœnig Rudolph ſein gewöhnlich Kleyd einen grawen Rock angethan, vnd ſich in ſeinem Zelt auff ein ſchlechte Banck geſetzt. In dem Kœnig Ottacker in ſeinem köſtlichen Schmuck ſich vor dem Rœmiſchen Kœnig auff die Knye nider gelaſſen, hat man das Zelt allenthalben geöffnet, daß männiglich den Proceß geſehen, davon ein Gelächter im gantzen Volck entſtanden daß der im Golt vnd köſtlichem Zierath vor dem ſchlechten grawen Rock zu Füſſen gelegen. *Albertus Argent. Lipſius in mon. pol. cap. 18.* ſagt dieſe Erinnerung dabey: *Aurum, gemmæ, ſeries non digna ſunt ornamenta magno Principe; Et negotiator aliquis, aut mango ea vſurpat. Quis etiam neſcit Principi hæc eſſe? habet, geſtatque ſi velit, ſed maioris animi eſt ſepoſuiſſe.*

Anno 1288. hat Kœnig Rudolph ſein Anweſen zu Maintz gehabt, da eines Morgens vnverſehenlich Kält eingefallen, daß man ſich im Læger nicht erwärmen können, iſt er auffgeſtanden, hat ſeinen Rock vmb ſich geworffen, vnnd iſt in eines Beckers Hauß ſeinem Lofament gegen vber, zum Kohlhauffen, den der Becker auß dem Ofen gezogen, zugelauffen, Die Beckerin iſt vber ſeinen Vngeſtümm zornig worden, hat jhn mit bœſen

Worten vbel angefahren, daß er der Geſtallt ſolt in ein Hauß geloffen kommen. Seydt nicht ſo zornig liebe Fraw, ſagt der Kœnig, ich bin ein guter alter Landtsknecht, hab nicht viel zum beſten, vnnd mein Armutlin dem armen Kœnig Rudolphen auffgehengt, deßhalben muß ich mich behelffen wie ich kan. Troll dich hin zu deinem BettelKœnig, antwort die Beckerin, es geſchicht euch allen recht, dieweil jhr das Landt verhergt, den Armen jhre Nahrung auß den Händen reiſt. Kœnig Rudolph ſagt, was hat dann der arme Kœnig angeſtellt, das ſo bœß iſt. Iſt das nicht bueß genug, antwortet die Fraw, alle die Becher vnd ich arme Frau ſeynd durch ſeine Krieg arm vnd Bettler worden, können auch nicht zu Kräfften kommen ſo lang er lebt, Vnd nach vielen groben Scheltworten, ſagt ſie zum Kœnig, pack dich du alter, oder ich mach dir Füß. Der Kœnig hat ſonder Gefallen vber der Frawen Eiffer, vnd wolt nit weichen, da erwüſcht die Fraw ein Kübel mit Waſſer, ſchütts ſo vngeſtümm auff die Kolen vnd den Kœnig, daß er aller naß vnd berauscht davon wider in ſein Loſament gelauffen, Vmb den Mittag als er zum Imbs geſeſſen, hat er ſein Wirthin im Hauß laſſen herbey kommen, ein Schüſſel mit gutem Eſſen vom Tiſch genommen vnnd befohlen, daß ſie das der Beckerin ſolt bringen ſampt einem quart Wein, vnd derſelben wegen deß alten Landtsknechts Danck ſagen, dem ſie Morgens bey den Kolen ſo gut Badt geſchenckt. Darauff der Kœnig denen die an der Taffel geſeſſen, die Geſchicht ſo jhme begegnet, mit Frolicheit erzehlt. Aber die Beckerin, als ſie vernommen daß ſie mit dem Kœnig zuthun gehabt, iſt in Furcht vnnd Sorg gefallen, mit betrübtem Hertzen in ſein Herberg gangen, vnnd hat mit eim Fußfall vmb Verzeihung gebetten, Hiemit aber dem Kœnig noch mehr Vrſach zur Kurtzweil geben, dann er jhr gar nicht verzeihen wollen, ſie ſchelt jhn dann wider der Geſtallt als ſie morgens gethan. Endtlich hat die Fraw ein Hertz gefaſt, vnnd gleichſam in Entrüſtung alles widerholt was ſie morgens außgeſtoſſen, dadurch den Kœnig vnnd andere inſonders frœlich gemacht, vnd mit Gnaden jhre Abfertigung bekommen. Diß Exempel wiewol es zu vnſern Zeiten mehr für ein Fabel als eine Warheit möcht gehalten werden, ſo iſts doch von glaubwürdigen *hiſtoricis* beſchrieben, vnnd von verſtändigen als ein warhafft Exempel alter Teutſchen Tugent erkennt vnd hochgehalten. *Chron. Colm. par. 2. Lipſ. in monitis c. 18.*

Kœnig Rudolph führt groſſen Krieg ohne Gelt, ſetzt ſein Hülff zu Gott.

IM Anzug wider Kœnig Ottackern in Bœhem, als Kœnig Rudolph durch Maintz gereiſt, hat jhn der Herr von Klingen gefragt, wer ſeinen Schatz in Verwahrung hett, der Kœnig geantwort, er wiſſe keinen Schatz, habe auch nichts von Gelt in ſeiner Macht, als fünff Schilling ſchlechter Müntz. Wie wolt jhr dann Krieg führen, ſagt der von Klingen, wenn nicht Gelt da iſt? Antwort der Kœnig, wie mir Gott bißher Verſehung gethan, alſo wirdt er mir auch auff dieſer Reiß thun können, *ſicut mihi Dominus ſemper prouidit, ſic et in hoc itinere poterit prouidere.* Iſt guts Muhts ohn alle Klag gegen Bœhem gereiſt, vnnd haben Fürſten, Graven, Herrn, Stätt, Flecken vnnd jederman allenthalben mit ſtattlicher Hülff ſich gutwillig gegen jhrem Kœnig verhalten. *Chron. Colm. part. 3.*

Anno 1289. hat Kœnig Rudolph Krieg wider Burgundien geführt, vnd als groſſer Mangel an Victualien eingefallen, haben ſeine Rhæte den Krieg auff dißmal einzuſtellen gerahten, in Anſehung daß es viel zu ſchwer mit zweyen Feinden zugleich, nemblich dem

Hunger vnnd auch mit Kriegsleuten, zuftreiten, Darauff der Kœnig den Befcheidt geben, man folt fich dapffer vnnd vngefpart wider den Feind brauchen, vnd wenn derfelb vberwunden, würde man *victualia* zu Gnügen bekommen. Im Fall dann er vnd die feine folten vnten liegen, fo were nicht zu zweifflen, die der Feind würde fangen, denen würde man auch zu effen vnd jre Notturfft geben, Rohe Rüben weren auch gut vorn Hunger, rupfft gleich eine außm Acker, aß diefelbe, vnd lehret feine Soldaten mit feinem Exempel, wie fie fich zu verhalten. Hat bald hernach den Feind gefchlagen, vnd einen nutzlichen Sieg erhalten. *Alb. Argent.*

JACOB BŒHME.

Theofophia Revelata. Das ift: Alle Göttliche Schriften des Gottfeligen und Hocherleuchteten Deutfchen *Theofophi* Jacob Bœhmens, — Aus des *Auctoris* wieder gefundenen eigenen *Originalien*, und denen von Alters darzu gehœrigen vielen Copeyen — aufs neue treulich *corrigiret*, und mercklich verbeffert. Anbey mit — Johann Georg Gichtels — Geiftreichen Summarien und Inhalt ieden Capitels — *1730. 21 Bde 8°.*

AUS DER MORGENRŒTHE IM AUFGANG.

Aurora, oder Morgenrœthe im Aufgang, das ift: Die Wurtzel oder Mutter der *Philofophiæ*, *Aftrologiæ*, und *Theologiæ*, aus rechtem Grunde, oder Befchreibung der Natur, — Alles Aus rechtem Grunde und Erkenntniß des Geiftes im Wallen Göttes, mit Fleiß geftellet durch Jacob Bœhmen, in Gœrlitz, Im Jahr Chrifti 1612. feines Alters 37 Jahr, Dienftag im Pfingften. *Bd I. der Theofophia Revelata.*

DAS 3. CAPITEL.

Von der hochgebenedeyten, triumphirenden, heiligen, heiligen, heiligen Dreyfaltigkeit, Gott Vater, Sohn, Heiliger Geift, einiger Gott.

GÜnftiger Lefer, alhie will ich dich treulich vermahnet haben, daß du deinen Dünckel fahren laffeft, und dich nicht nach heidnifcher Weisheit vergaffeft, dich auch an der Einfalt des Autoris nicht ärgerft: denn das Werck ift nicht feiner Vernunft, fondern des Geiftes Trieb. Schaue du nur, daß du den H. Geift, der von Gott ausgehet, in deinem Geifte habeft, der wird dich in alle Wahrheit leiten, und fich dir offenbaren, alsdenn wirft du in feinem Lichte und Kraft wol fehen bis in die H. Dreyfaltigkeit, und verftehen, was hiernach gefchrieben ift.

Von Gott dem Vater.

2. Als unfer Heiland Jxfus Chriftus feine Jünger lehrete beten, fo fprach Er, wenn ihr wollet beten, fo fprecht: Unfer Vater, der Du bift im Himmel, (*Matth. 6: 9.*) Diefes hat nicht den Verftand, daß der Himmel könte den Vater begreiffen oder umfaffen, denn er ift felber aus der Göttlichen Kraft gemacht.

3. Denn Chriſtus ſpricht: Mein Vater iſt gröſſer denn Alles, (*Joh. 10: 29.*) und im Propheten ſpricht Gott: Der Himmel iſt mein Stuhl und die Erde iſt mein Fußſchemel. (*Eſa. 66: 1.*) Item, was wolt ihr mir für ein Haus bauen? Ich umfaſſe den Himmel mit einer Spannen, und den Erdboden mit einem Dreylinge. (*Eſ. 40: 12.*) Item, In Jacob will ich wohnen, und Iſrael ſoll meine Hütte ſeyn. (*Pſ. 132: 4. Sir. 24: 15.*)

4. Daß aber Chriſtus ſeinen Vater einen himmliſchen Vater nennet, damit meinet Er, daß ſeines Vaters Glantz und Kraft gantz lauter, hell und rein im Himmel erſcheine, und daß über dem Cirk oder Schluß, den wir da mit unſern Augen ſehen, daß wir Himmel heiſſen, erſcheine die gantze triumphirende H. Dreyfaltigkeit, Vater, Sohn, H. Geiſt.

5. Auch ſo unterſcheidet Chriſtus hiemit ſeinen himmliſchen Vater von dem Vater der Natur, welcher iſt die Sternen und *Elementa*: dieſelben ſind unſer natürlicher Vater, daraus wir gemacht ſind, und in deſſen Trieb wir allhie in dieſer Welt leben, und von welchem wir unſere Speiſe und Nahrung nehmen.

6. Er iſt aber darum unſer himmliſcher Vater, daß unſere Seele ſich ſtets nach Ihm ſehnet und Ihn begehret; ja ſie dürſtet und hungert ſtets nach Ihm. Der Leib hungert und dürſtet nach dem Vater der Natur, welches ſind die Sternen und *Elementa*, und derſelbe Vater ſpeiſet und tränket ihn auch. Die Seele aber dürſtet und hungert ſtets nach dem himmliſchen heiligen Vater, und Er ſpeiſet und tränket ſie auch mit ſeinem H. Geiſte und Freuden-Quell.

7. Nun aber haben wir nicht zweene Väter, ſondern nur einen: der Himmel iſt aus ſeiner Kraft gemacht, und die Sternen aus ſeiner Weisheit, die in Ihm iſt, die von Ihm ausgehet.

Von der Subſtantz und Eigenſchaft des Vaters.

8. Wenn man nun betrachtet die gantze Natur und ihre Eigenſchaft, ſo ſiehet man den Vater: wenn man anſchauet den Himmel und die Sternen, ſo ſiehet man ſeine ewige Kraft und Weißheit. Alſo viel Sternen unter dem Himmel ſtehen, die doch unzehlich und der Vernunft unbegreiflich, auch ein Theil unſichtlich ſind, alſo viel und mancherley iſt Gottes des Vaters Kraft und Weisheit.

9. Es hat aber ein ieder Stern am Himmel eine andere Kraft und Qualität als der andere, welche auch machen ſo vielerley Unterſcheid in und unter den Creaturen auf Erden, in dem gantzen Geſchöpfe. Nun aber herrühren alle Kräfte, die in der Natur ſind, aus Gott dem Vater, alles Licht, Hitze, Kälte, Luft, Waſſer und alle Kräfte der Erden; Bitter, Sauer, Süß, Herbe, Harte, Weich, und das man nicht erzehlen kan, das hat alles ſeinen Ausgang vom Vater.

10. Wenn man aber den Vater mit etwas vergleichen will, ſo muß man Ihn der runden Kugel des Himmels vergleichen: nicht muſt du dencken, daß iede Kraft, die in dem Vater iſt, an einem befondern Theil und Orte in dem Vater ſtehe, wie die Sternen am Himmel; nein, ſondern der Geiſt zeiget, daß alle Kräfte in dem Vater in einander ſind wie eine Kraft: wie man deſſen ein Bilde hat im Propheten Heſekiel c. 1: 15. der ſiehet den Herrn im Geiſt und Vorbildniß gleich einem Rade, da 4 Ræder in einander ſind, und waren alle viere eines wie das ander; und wenn ſie gingen, ſo gingen ſie ſchlechts für ſich: auf welche Seite der Wind ging, da gingen ſie alle viere für ſich, und dorfte keines keiner Umwendung. Alſo iſt auch Gott der Vater: denn es ſind alle Kräfte in dem Vater in einander wie eine Kraft, und

alle Kräfte beſtehen in dem Vater in einem unerforſchlichen Licht und Klarheit.

11. Nicht muſt du dencken, daß Gott im Himmel und über dem Himmel etwan ſtehe und walle, wie eine Kraft und Qualitæt, die keine Vernunft und Wiſſenſchaft in ſich habe, wie die Sonne; die lauft an ihrem Cirk herum, und ſchüttet von ſich die Hitze und das Licht, es bringe gleich der Erden und den Creaturen Schaden oder Frommen: welches denn freylich geſchæhe, ſo die andern Planeten und Sternen nicht wehreten. Nein, ſo iſt der Vater nicht, ſondern iſt ein allmächtiger, allweiſer, allwiſſender, allſehender, allhœrender, allriechender, allfühlender, allſchmeckender Gott, der da iſt in ſich ſanftig, freundlich, lieblich, barmhertzig und freudenreich, ja die Freude ſelber.

12. Er iſt aber von Ewigkeit zu Ewigkeit alſo unveränderlich, Er hat ſich in ſeinem Weſen noch nie verändert, wird ſich auch in alle Ewigkeit nicht verändern. Er iſt von nichts herkommen oder geboren, ſondern iſt ſelber Alles in Ewigkeit; und alles was da iſt, das iſt von ſeiner Kraft worden, die von Ihm ausgehet. Die Natur und alle Creaturen ſind aus ſeiner Kraft worden, die von Ihm iſt von Ewigkeit ausgangen: ſeine Weite, Hœhe und Tieffe kan keine Creatur, auch kein Engel im Himmel erforſchen; ſondern die Engel leben in des Vaters Kraft gantz ſanftig und freudenreich, und ſingen immer in des Vaters Kraft.

Von Gott dem Sohne.

13. So man nun will Gott den Sohn ſehen, ſo muß man abermal natürliche Dinge anſchauen, ſonſt kan ich nicht von Ihm ſchreiben: Der Geiſt ſiehet Ihn wohl, aber man kan es nicht reden oder ſchreiben: denn das Göttliche Weſen ſtehet in Kraft, die ſich nicht ſchreiben oder reden läſſet. Müſſen derowegen Gleichniſſe vor uns nehmen, wenn wir wollen von Gott reden: denn wir leben in dieſer Welt im Stückwerck, und ſind aus Stückwerck gemacht worden. Will derowegen den Leſer in jenes Leben citiret haben, da will ich eigentlicher und klærlicher mit ihm von dieſem hohen Artikul reden. Es wolle der liebhabende Leſer derweil auf des Geiſtes Sinn ſehen, ſo wirds nicht fehlen, er wird auch ein Kräftlein davon bekommen, ſo ihn nur hungert. Nun mercke: Es ſprechen die Türcken und Heiden, Gott habe keinen Sohn: alhie thut die Augen recht auf, und macht euch nicht ſelber ſtockblind, ſo werdet ihr den Sohn ſehen.

14. Der Vater iſt alles, und alle Kraft beſtehet in dem Vater: Er iſt der Anfang und das Ende aller Dinge, und auſſer Ihm iſt nichts; und alles was da worden iſt, das iſt aus dem Vater worden. Denn vorm Anfang der Schöpfung der Creaturen war nichts als nur allein Gott: und wo nun nichts iſt, daraus wird nichts; alles Ding muß eine Urſache oder Wurtzel haben, ſonſt wird nichts. Nun aber muſt du nicht dencken, daß der Sohn ein ander Gott ſey als der Vater: du darfſt auch nicht dencken, daß der Sohn auſſer dem Vater ſey, und ſey ein beſonder Theil, als wenn zweene Männer neben einander ſtehen, da einer den andern nicht begreift; nein, eine ſolche Subſtantz hat es nicht mit dem Vater und Sohne, denn der Vater iſt nicht ein Bild, mit etwas zu vergleichen, ſondern der Vater iſt der Quell-Brunn aller Kräfte, und ſind alle Kräfte in einander wie eine Kraft, darum heiſt Er auch ein einiger Gott: ſonſt wo ſeine Kräfte zertrennt wæren, ſo wære Er nicht allmächtig; nun aber iſt Er der ſelbſtändige, allmächtige und allkräftige Gott.

15. Der Sohn aber iſt das Hertze in dem Vater: alle Kräfte, die in dem Vater ſind, die ſind des Vaters Eigenthum, und der Sohn

ist das Hertze oder der Kern in allen Kräften in dem gantzen Vater; Er ist aber die Ursache der quellenden Freuden in allen Kräften in dem gantzen Vater. Von dem Sohn, der da ist des Vaters Hertze in allen seinen Kräften, steiget auf die ewige himmlische Freude, und quillet in allen Kräften des Vaters; eine solche Freude, die kein Auge gesehen, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Hertze nie gestiegen ist, wie St. Paulus saget *1. Cor. 2: 9.*

16. So aber ein Mensch alhie auf Erden mit dem H. Geist erleuchtet wird aus dem Brunquell Jesu Christi, daß die Geister der Natur, welche bedeuten den Vater, angezündet werden, so gehet eine solche Freude in seinem Hertzen auf in alle Adern, daß der gantze Leib zittert, und der animalische Geist triumphiret, als wäre er in der H. Trinität, welches allein die verstehen, die an dem Orte sind zu Gaste gewesen.

17. Dieses aber ist nur ein Vorbild oder Anblick des Sohns Gottes in dem Menschen, dadurch der Glaube gestärckt und erhalten wird: denn die Freude kan in einem irdischen Gefässe nicht also groß seyn als in einem himmlischen, da die vollkommene Kraft Gottes völlig ist.

18. Hie muß ich nun in Gleichniß schreiben. Alhier will ich dir ein Gleichniß in der Natur zeigen, wie da sey das H. Wesen in der H. Trinität. Schaue an den Himmel, der ist eine runde Kugel, und hat weder Anfang noch Ende, sondern es ist überall der Anfang und das Ende, wo du ihn nur ansiehest; also ist auch Gott in und über dem Himmel, der hat weder Anfang noch Ende. Nun siehe weiter an der Sternen Cirk, die bedeuten des Vaters mancherley Kraft und Weisheit, und sie sind auch aus des Vaters Kraft und Weisheit gemacht worden. Nun der Himmel, die Sternen, und die gantze Tieffe zwischen den Sternen, samt der Erden, bedeuten den Vater; und die 7 Planeten bedeuten die 7 Geister Gottes, oder die Fürsten der Engel; unter welchen Herr Lucifer auch einer gewesen ist vor seinem Fall, welche alle aus dem Vater gemacht sind im Anfang der Schöpfung der Engel vor der Zeit der Welt.

19. Nun mercke: Die Sonne gehet mitten in der Tieffe zwischen den Sternen in dem runden Cirk, und sie ist das Hertz der Sternen, und gibt allen Sternen Licht und Kraft, und temperiret aller Sternen Kraft, daß alles fein lieblich und freudenreich wird: auch so erleuchtet sie den Himmel, die Sternen, und die Tieffe über der Erden, und wircket in allen Dingen, was in dieser Welt ist, und ist der Kœnig und das Hertze aller Dinge in dieser Welt, und die bedeutet recht Gott den Sohn.

20. Denn gleichwie die Sonne mitten zwischen den Sternen und Erden stehet, und erleuchtet alle Kräfte, und ist das Licht und Hertze aller Kräfte, und alle Freude in dieser Welt, darzu alle Schœnheit und Lieblichkeit stehet in der Sonnen Licht und Kraft; also auch der Sohn Gottes in dem Vater, der ist das Hertze in dem Vater, und leuchtet in allen Kräften des Vaters, und seine Kraft ist die bewegliche, quellende Freude in allen Kräften des Vaters, und leuchtet in dem gantzen Vater, gleichwie die Sonne in der gantzen Welt. So man könte die Erde wegnehmen, welche bedeutet das Haus der Trübsal oder der Höllen, so wære die gantze Tieffe gar lichte, an einem Orte wie am andern: also ist auch die gantze Tieffe im Vater gar lichte, an einem Orte wie am andern, von dem Glantze des Sohns Gottes. Und gleichwie die Sonne ist eine selbständige Creatur, Kraft oder Licht, die nicht aus allen Creaturen scheinet, sondern in alle Creaturen, und

alle Creaturen freuen ſich in ihrer Kraft; alſo iſt auch der Sohn in dem Vater eine ſelbſtändige Perſon, und erleuchtet alle Kraft in dem Vater, und iſt des Vaters Freude oder Hertze in ſeinem Centro oder Mitten.

21. Hie mercke die groſſe Geheimniß Gottes: Die Sonne iſt aus allen Sternen geboren oder gemacht, und iſt das Licht aus der gantzen Natur genommen, und ſcheinet wieder in die gantze Natur dieſer Welt, und iſt mit den andern Sternen verbunden, als wære ſie mit allen Sternen ein Stern.

22. Alſo iſt auch der Sohn Gottes aus allen Kräften ſeines Vaters von Ewigkeit immer geboren und nicht gemacht, und iſt das Hertze und Glantz aus allen Kräften ſeines himmliſchen Vaters, eine ſelbſtändige Perſon, das Centrum, oder in der Tieffe das *Corpus* des Glantzes. Denn des Vaters Kraft gebæret den Sohn von Ewigkeit immerdar: ſo nun der Vater würde aufhœren zu gebæren, ſo wære der Sohn nicht mehr; und ſo der Sohn nicht mehr in dem Vater leuchtete, ſo wære der Vater ein finſter Thal: denn des Vaters Kraft ſtiege nicht auf von Ewigkeit zu Ewigkeit, und könte das Göttliche Weſen nicht beſtehen.

23. Alſo iſt der Vater das ſelbſtändige Weſen aller Kräfte, und der Sohn iſt das Hertze in dem Vater, das aus allen Kräften des Vaters immer geboren wird, und der des Vaters Kräfte wieder erleuchtet. Nicht muſt du dencken, daß der Sohn in dem Vater vermiſcht ſey, daß man ſeine Perſon nicht ſehe oder erkenne; nein: wenn das wære, ſo wære es nur eine Perſon. So wenig als die Sonne aus den andern Sternen ſcheinet, und ob ſie gleich aus andern Sternen ihren Urſprung hat, ſo wenig ſcheinet auch der Sohn aus den Kräften des Vaters, was ſein *Corpus* anlanget. Und ob er gleich aus den Kräften des Vaters immer geboren wird, ſo ſcheinet er doch wieder in die Kräfte des Vaters; denn er iſt eine andere Perſon als der Vater, aber nicht ein anderer Gott. Er iſt ewig in dem Vater, und der Vater gebæret Ihn von Ewigkeit zu Ewigkeit immerdar, und iſt der Vater und der Sohn Ein Gott, gleiches Weſens in Kraft und Allmacht. Der Sohn ſiehet, hœret, ſchmecket, fühlet, reucht und begreift alles, wie der Vater; in ſeiner Kraft lebet und iſt alles, was da gut iſt, wie in dem Vater; aber das Bœſe iſt nicht in Ihm.

Von Gott dem H. Geiſt.

24. Gott der H. Geiſt iſt die dritte Perſon in der triumphirenden H. Gottheit, und gehet vom Vater und Sohne aus, der heilige wallende Freuden-Quell in dem gantzen Vater, ein lieblich, ſanftes und ſtilles Sauſen, aus allen Kräften des Vaters und des Sohnes, wie beym Propheten Elia am Berge Horeb, (*1. Reg. 19: 12.*) und am Pfingſttage bey den Apoſteln Chriſti zu ſehen iſt. (*Act. 2: 2.*)

25. So man aber ſeine Perſon, Subſtantz und Eigenſchaft aus rechtem Grund beſchreiben will, ſo muß mans auch in Gleichniß vorbilden: denn den Geiſt kan man nicht beſchreiben, dieweil er keine Creatur iſt, ſondern die wallende Kraft Gottes.

26. Nun ſiehe aber einmal die Sonne und Sternen an; die mannich- und vielerley Sternen, die unausſprechlich oder unzehlig ſind, die bedeuten den Vater. Aus denſelben Sternen iſt worden die Sonne, denn Gott hat ſie daraus gemacht; die bedeutet den Sohn Gottes. Nun ſind von der Sonne und Sternen worden die 4 *Elementa*, Feuer, Luft, Waſſer, Erde, wie ich hernach klar beweiſen will, wenn ich von der Schöpfung ſchreiben werde.

27. Nun mercke: Die 3 *Elementa*, Feuer, Luft und Waſſer, die haben dreyerley Bewegung oder Qualificirung, aber nur ein *Corpus*. Siehe, das Feuer oder Hitze empœret

ſich aus der Sonne und Sternen, und aus der Hitze empœret ſich die Luft, und aus der Luft das Waſſer. Und in dieſer Bewegung oder Qualificirung ſtehet aller Creaturen Leben und Geiſt, auch alles, was in dieſer Welt genant mag werden, und das bedeutet den H. Geiſt.

28. Gleichwie die 5 *Elementa*, Feuer, Luft und Waſſer von der Sonne und Sternen ausgehen und ſind ein *Corpus* in einander, und machen die lebendige Bewegung und den Geiſt aller Creaturen in dieſer Welt; alſo auch gehet der H. Geiſt vom Vater und Sohne aus, und machet die lebendige Bewegung in allen Kräften des Vaters. Und gleichwie die 5 *Elementa* in der Tieffe wallen, als ein ſelbſtändiger Geiſt, und machen Hitze, Kälte, Wolcken, und flieſſen aus aller Sternen Kraft, und alle Kräfte der Sonnen und Sternen ſind in den 5 Elementen, als wären ſie ſelber die Sonne und Sterne, daraus denn aller Creaturen Leben und Geiſt wird und darinnen beſtehet; alſo gehet der H. Geiſt aus vom Vater und Sohne, und wallet in dem gantzen Vater, und iſt aller Kräfte Leben und Geiſt in dem gantzen Vater.

29. Hie mercke die tieffe Geheimniß: Alle Sterne, die man ſiehet und nicht ſiehet, die bedeuten die Kraft Gottes des Vaters; nun aus denſelben Sternen iſt geboren die Sonne, die iſt das Hertze aller Sternen. Nun gehet aus allen Sternen aus die Kraft die in iedem Sterne iſt, in die Tieffe; nun gehet der Sonnen Kraft, Hitze und Schein auch in die Tieffe, und in der Tieffe iſt aller Sternen Kraft mit der Sonnen Schein und Hitze ein Ding, eine bewegende Wallung, gleich eines Geiſtes, oder einer Materia, allein daß es nicht Vernunft hat, denn es iſt nicht der H. Geiſt; auch ſo gehœret das vierte Element auch zu einem natürlichen Geiſte, ſoll er aber Vernunft haben. Alſo gehet aus Gott der Vater aus, aus allen ſeinen Kräften, und gebæret den Glantz, das Hertze oder den Sohn Gottes in ſeinem Centro: den vergleicht man der runden Kugel der Sonnen, der leuchtet über ſich, unter ſich und neben ſich, und gehet der Glantz ſamt allen Kräften aus dem Sohne Gottes in den gantzen Vater.

30. Nun iſt in der gantzen Tieffe des Vaters, auſſer dem Sohne nichts, denn die vielerley und unermeßliche oder unerforſchliche Kraft des Vaters, und die unerforſchliche Kraft und Licht des Sohnes; das iſt in der Tieffe des Vaters ein lebendiger, allkräftiger, allwiſſender, allhœrender, allſehender, allriechender, allſchmeckender, allfühlender Geiſt, in dem alle Kraft und Glantz und Weisheit iſt, wie in dem Vater und Sohne.

31. Gleichwie in den 4 Elementen iſt der Sonnen und aller Sternen Kraft und Glantz; alſo auch in der gantzen Tieffe des Vaters: und das iſt und heiſt recht der H. Geiſt, der die dritte ſelbſtändige Perſon iſt in der Gottheit.

Von der Heiligen Dreyfaltigkeit.

32. Wenn man nun redet oder ſchreibet von 3 Perſonen in der Gottheit, ſo darfſt du nicht dencken, daß darum 3 Götter ſind, da ein ieder für ſich herrſchet und regieret, gleich den irrdiſchen Kœnigen auf Erden. Nein, eine ſolche Subſtantz und Weſen hat es nicht in Gott: denn das göttliche Weſen ſtehet in Kraft, und nicht im Leibe oder Fleiſche.

33. Der Vater iſt die gantze Göttliche Kraft, daraus alle Creaturen worden ſind, und iſt von Ewigkeit immer geweſen; Er hat keinen Anfang noch Ende. Der Sohn iſt in dem Vater des Vaters Hertze oder Licht, und der Vater gebæret den Sohn von Ewigkeit zu Ewigkeit immerdar, und des Sohns Kraft und Glantz leuchtet wieder in den gantzen Vater, gleichwie die Sonne in der gantzen Welt.

34. Und ist der Sohn eine andere Person als der Vater, aber nicht ausser dem Vater, und auch kein ander Gott als der Vater; seine Kraft, Glantz und Allmacht ist nichts kleiner als der gantze Vater.

35. Der H. Geist gehet vom Vater und Sohne aus, und ist die dritte selbständige Person in der Gottheit. Gleichwie die *Elementa* in dieser Welt von der Sonne und Sternen ausgehen, und sind der bewegliche Geist in allen Dingen in dieser Welt; also ist auch der H. Geist der bewegliche Geist in dem gantzen Vater, und gehet von Ewigkeit zu Ewigkeit immer von dem Vater und Sohne aus, und erfüllet den gantzen Vater; Er ist nichts kleiner oder grœsser, als der Vater und Sohn, seine wehende Kraft ist in dem gantzen Vater.

36. Alles Ding in dieser Welt ist nach dem Gleichniß dieser Dreyheit worden. Ihr blinden Juden, Türcken und Heiden, thut die Augen eures Gemüthes auf, ich muß euch an eurem Leibe und allen natürlichen Dingen zeigen, an Menschen, Thieren, Vœgeln und Würmen, sowol an Holtz, Steine, Kraut, Laub und Graß, das Gleichniß der H. Dreyheit in Gott.

37. Ihr saget, es sey ein einig Wesen in Gott, Gott habe keinen Sohn. Nun thue die Augen auf, und siehe dich selber an: ein Mensch ist nach dem Gleichniß und aus der Kraft Gottes in seiner Dreyheit gemacht. Schaue deinen inwendigen Menschen an, so wirst du das hell und rein sehen, so du nicht ein Narr und unvernünftig Thier bist. So mercke: In deinem Hertzen, Adern und Hirne hast du deinen Geist; alle die Kraft die sich in deinem Hertzen, Adern und Hirne beweget, darinne dein Leben stehet, bedeutet Gott den Vater. Aus derselben Kraft empœret sich dein Licht, daß du in derselben Kraft siehest, verstehest und weist, was du thun solst: denn daſſelbe Licht schimmert in deinem gantzen Leibe, und beweget sich der gantze Leib in Kraft und Erkentniß des Lichtes, denn der Leib hilft allen Gliedern in Erkentniß des Lichtes, das bedeutet Gott den Sohn. Denn gleichwie der Vater den Sohn aus seiner Kraft gebæret, und der Sohn leuchtet in dem gantzen Vater; also auch gebæret die Kraft deines Hertzens, deiner Adern und deines Hirnes ein Licht, das leuchtet in allen deinen Kräften, in deinem gantzen Leibe. Thue die Augen deines Gemüthes auf, und dencke ihm nach, so wirst du es also finden.

38. Nun mercke: Gleichwie vom Vater und Sohn ausgehet der H. Geist, und ist eine selbständige Person in der Gottheit, und wallet in dem gantzen Vater; also gehet auch aus den Kräften deines Hertzens, Adern und Hirn aus, die Kraft die in deinem gantzen Leibe wallet: und aus deinem Lichte gehet aus in dieselbe Kraft, Vernunft, Verstand, Kunst und Weißheit, den gantzen Leib zu regieren, und auch alles, was ausser dem Leibe ist, zu unterscheiden. Und dieses beydes ist in deinem Regiment des Gemüthes ein Ding, dein Geist: und das bedeutet Gott den H. Geist; und der H. Geist aus Gott herrschet auch in diesem Geiste in dir, bist du aber ein Kind des Lichts und nicht der Finsterniß.

39. Denn von wegen dieses Lichts, Verstandes und Regiments ist der Mensch unterschieden von den Thieren, und ein Engel Gottes, wie ich klar beweisen will, wenn ich von Erschaffung des Menschen schreiben werde.

40. Darum mercke eigen, und habe acht auf die Ordnung dieses Buches; du wirst finden, was dein Hertze begehret oder immer lüstert.

41. Also findest du in einem Menschen 3 Quellbrunnen: erstlich die Kraft in deinem gantzen Gemüthe, das bedeutet Gott den

Vater; darnach das Licht in deinem gantzen Gemüthe, das erleuchtet das gantze Gemüthe, das bedeutet Gott den Sohn.

42. Darnach so gehet aus allen deinen Kräften, und auch aus deinem Lichte ein Geist aus, der ist verständig: denn alle Adern samt dem Lichte in dir, sowol Hertz und Hirn, und alles was in dir ist, das macht denselben Geist; und das ist deine Seele, und bedeutet recht den H. Geist, der vom Vater und Sohne ausgehet, und regieret in dem gantzen Vater; denn die Seele des Menschen regieret im gantzen Leibe.

43. Der Leib aber oder das thierische Fleisch im Menschen bedeutet die todte, verderbte Erde, das ihm der Mensch durch seinen Fall selber also zugerichtet hat, wie hernach folgen wird an seinem Orte.

44. Also findest du auch die Dreyheit der Gottheit in den Thieren: denn wie der Geist eines Menschen wird und entstehet, also auch in einem Thier, und ist in dem kein Unterscheid; allein in diesem ist der Unterscheid, daß der Mensch ist aus dem besten Kern der Natur gemacht von Gott selber zu seinem Engel und Gleichniß, und herrschet in dem Menschen mit seinem H. Geiste, daß der Mensch kan reden, und alles unterscheiden und verstehen.

45. Das Thier aber ist allein worden aus der wilden Natur dieser Welt; die Sternen und *Elementa* haben die Thiere durch ihre Bewegung geboren nach dem Willen Gottes.

46. Also entstehet auch der Geist in Vœgeln und Würmen, und hat alles seinen dreyfachen Quell im Gleichniß der Dreyheit der Gottheit: also siehest du auch die Dreyheit in der Gottheit in Holtz und Steinen, sowol in Kraut, Laub und Gras; allein daß dasselbe alles irdisch ist: noch gebæret die Natur nichts, es sey in dieser Welt was es wolle, und wenn es gleich kaum eine Stunde stehen oder bleiben soll, es wird alles in der Dreyheit, oder nach dem Gleichniß Gottes geboren.

47. Nun mercke: In einem Holtze, Steine und Kraut sind drey Dinge, und kan nichts geboren werden oder wachsen, so unter den dreyen solte in einem Dinge nur eines aussen bleiben. Erstlich ist die Kraft, daraus ein Leib wird, es sey gleich Holtz oder Stein oder Kraut; hernach ist in demselben ein Saft, das ist das Hertze eines Dinges; zum dritten ist darinnen eine quellende Kraft, Geruch oder Geschmack, das ist der Geist eines Dinges, davon es wächst und zunimt: so nun unter den dreyen eines fehlet, so kan kein Ding bestehen.

48. Also findest du die Gleichniß der Dreyheit in dem Göttlichen Wesen, in allen Dingen, schaue an was du wilst; und soll sich niemand stockblind machen, und vermeinen, es sey anders, oder dencken, Gott habe keinen Sohn und H Geist: Ich will solches hinfüro, wenn ich werde von der Schöpfung schreiben, viel heller, klærer und lauterer beweisen, denn ich nehme mein Schreiben und Buch nicht von andern Meistern. Und ob ich gleich viel Exempel und Zeugnisse der Heiligen Gottes darinnen führe, so ist mir doch solches alles von Gott in meinen Sinn geschrieben, daß ichs gantz ungezweifelt glaube, erkenne und sehe; nicht im Fleisch, sondern im Geiste, im Trieb und Wallen Gottes.

49. Nicht also zu verstehen, daß meine Vernunft grœsser wære als aller derer, die da leben; sondern ich bin des Herrn Zweig, nur ein kleines und geringes Fünclein aus Ihm; Er mag mich setzen wo Er hin will, ich kan Ihm das nicht wehren. Auch so ist dieses nicht mein natürlicher Wille, den ich aus meinen Kräften vermag: denn so mir der Geist entzogen wird, so kenne oder verstehe ich meine eigene Arbeit nicht, und muß mich auf allen Seiten mit dem Teufel kratzen und

schlagen, und bin der Anfechtung und Trübsal unterworfen, wie alle Menschen. Aber du wirst in den nachfolgenden Capiteln den Teufel mit seinem Reiche bald blos sehen; es soll ihme seine Hoffart und Schande bald aufgedeckt werden.

AUS DEM MYSTERIUM MAGNUM.

Mysterium Magnum, oder Erklärung über Das Erste Buch Mosis, Von der Offenbarung Göttlichen Worts durch die drey Principia Göttliches Wesens, auch vom Ursprung der Welt und der Schöpfung, Darinnen das Reich der Natur und das Reich der Gnaden erkläret wird. — Eine Erklärung des Wesens aller Wesen: Dem Liebhaber in Göttlicher Gabe weiter nachzusinnen. Angefangen zu schreiben noch vorm Jahr 1622. und vollendet im Jahr 1623. von Jacob Bœhmen. *Bd XVII. der Theosophia Revelata.*

DAS 10. CAPITEL.

Von Erschaffung des Himmels und der äussern Welt.

WUnderlich kommts der Vernunft vor, wenn sich dieselbe beschauet, wie Gott habe Sternen und 4 Elementen geschaffen: Sonderlich wenn sie die Erde mit den harten Steinen, und gantz rauhen strengen Wesen betrachtet: und siehet wie grosse Felsen und Steine geschaffen sind, welche ein Theil zu nichts mœgen gebraucht werden, und dem Gebrauche der Creaturen dieser Welt nur hinderlich sind: So dencket sie, woraus mag eine solche *Compaction* entstanden seyn in so vielerley Formen und Eigenschaften? Denn es sind mancherley Steine, mancherley Metalle, und mancherley Erde, daraus auch mancherley Bäume und Kräuter wachsen.

2. So sie sich nun also besiehet, so findet sie nichts, als daß sie erkennet, es müsse eine verborgene Kraft und Macht seyn, welche unergründlich und unerforschlich sey, welche alle Dinge habe also erschaffen; dabey läst sie es bleiben, und läuffet also in dem Geschöpf hin und her, als wie ein Vogel in der Luft flieget, und siehets an, als die Kuhe eine neue Stallthür; und betrachtet sich niemals, was sie selber sey; und kommt selten also weit, daß sie erkennete, daß der Mensch ein Bilde aus alle diesem Wesen sey. Sie lauffet dahin als das Vieh, das keinen Verstand hat, das nur begehret sich zu füllen und zu gebæren: und wenns am hœchsten mit ihr kommt, daß sie will etwas forschen, so forschet sie in dem äussern Spielwercke der Sternen, oder sonsten um ein Schnitzwerck der äussern Natur, sie will schlecht ihren Schöpfer nicht lernen kennen; und ob es geschiehet daß ein Mensch dahin kommet, daß er Ihn lernet kennen, so heisset sie ihn närrisch; und verbeut ihme den edlen Verstand an Gott, und rechnets ihm noch wol für Sünde zu, und verspottet ihn darinnen.

3. Solche Viehe-Menschen sind wir nach dem Fall Adams worden: Daß wir nicht eins betrachten, daß wir sind in Gottes Bilde geschaffen, und mit rechten natürlichen Verstande beydes nach der ewigen und zeitlichen Natur begabet worden, daß wir gedächten das Verlorne durch grossen Ernst wieder zu erlangen; und da wir noch eben dieselbe erste Seele haben, darinnen der wahre Verstand lieget, so wir nur dahin möchten arbeiten, daß daselbe verlorne Licht wieder in uns scheine, welches uns doch aus Gnaden angeboten wird.

4. Darum wird keine Entſchuldigung ſeyn auf dem groſſen Tage des HErrn, da Gott das Verborgene der Menſchheit richten wird; dieweil wir Ihn nicht haben wollen lernen erkennen, und ſeiner Stimme, welche tæglich bey und in uns angeklopfet, nicht gehorchen und uns ihme nicht ergeben: daß unſer Verſtand aufgethan würde; und wird ein ſtrenges Gericht über den ergehen, welcher ſich läſt Meiſter und Herr nennen, und doch den Weg Gottes nicht kennet noch wandelt, und auch noch darzu denen verbeut, ſo ihn kennen und gehen wollen.

5. Die Schöpfung der äuſſern Welt iſt eine Offenbarung des innern Geiſtlichen *Myſterii*, als des *Centri* der ewigen Natur mit dem heiligen Elemente: Und iſt durch die Bewegung des Innern als ein Aushauchen, erboren worden durch das ewig-ſprechende Wort, welches aus der innern Geiſtlichen Welt das Weſen hat ausgeſprochen; und da es im Sprechen doch kein ſolch Weſen geweſen iſt, ſondern als ein Brodem oder Rauch vor dem Innern, beydes aus der finſtern Welt und Licht-Welt Eigenſchaft, darum iſt das äuſſere Weſen der Welt böes und gut.

6. Und iſt uns dieſelbe Bewegung des ewigen *Myſterii* der geiſtlichen Welt gar wol und gantz-inniglich zu betrachten. (1) Wie das ſey zugangen, daß ein ſolch grimmig rauhe, gantz ſtachlicht Weſen und Regiment ſey erboren, und offenbar worden, wie wir an den äuſſern Geſtalten der Natur, an dem webenden Weſen, ſowol an Stein und Erden ſehen. (2) Wovon ein ſolcher Grimm entſtanden ſey, welcher die Kräfte der Eigenſchaften alſo in ſolche wilde Art compactirt und eingeführet hat; wie wir an der Erden und Steinen ſehen.

7. Denn uns iſt gar nicht zu dencken, daß im Himmel, als in der geiſtlichen Welt, dergleichen ſey; Es ſind nur die Eigenſchaften der Mœglichkeit in der Geiſtlichen Welt: Sind aber in ſolcher wilden Eigenſchaft nicht offenbar, ſondern als wie verſchlungen, gleichwie das Licht die Finſterniß verſchlinget, und da doch die Finſterniß wahrhaftig im Lichte wohnet, aber es nicht ergreiffet.

8. So iſt uns deme nachzuforſchen; Wie doch die finſtere Begierde ſey in der Kraft des Lichts offenbar worden, daß ſie beyde ſind mit einander in die *Compaction* [oder *Coagulation* eingangen. Und noch viel ein groſſer Nachdencken gibt uns das, daß da der Menſch nicht beſtehen konte im Geiſtlichen *Myſterio* der Paradeiſiſchen Eigenſchaft, Gott dieſelbe *Compaction*, als die Erde, verfluchte, und ein ernſt Gericht anſtellete: das Gute in der *Compaction* der Erden vom Boeſen wieder zu ſcheiden, daß das Gute ſoll alſo im Fluche als im Tode ſtehen; wer allhier nichts ſiehet, der iſt ja blind. Warum wolte Gott ſein gutes Weſen verfluchen, ſo nicht etwas wære darein kommen, daß dem Guten zuwieder ſey? oder iſt Gott mit Ihme uneins worden? würde die Vernunft ſagen; Denn bey Moſe ſtehet: Und Gott ſahe an alles was Er gemacht hatte; und ſiehe, es war ſehr gut. *Gen. 1: 31.*

9. Nun hatte doch der Menſch (um welches willen die Erde verfluchet ward) nichts in die Erde gebracht, davon ſie dismal wære alſo böes worden: daß ſie Gott hätte mœgen verfluchen, als nur ſeine falſche und unrechte *Imagination* der Begierde vom Boeſen und Guten zu eſſen; die Eitelkeit, als das *Centrum* der Natur, in ihme zu erwecken, und Boeſes und Gutes zu wiſſen: Aus welcher Begierde der Hunger in die Erde einging, daraus der äuſſere Leib, als eine Maſſa war ausgezogen worden, der führte ſeinen Hunger der Begierde wieder in ſeine Mutter ein; und erweckte aus der finſtern *Impreſſion* des *Centri* der Natur, die Wurtzel der Eitelkeit, daraus ihme der

Verſuch-Baum, als Boos und Gut, offenbar wuchs; und als er davon aß, ward die Erde um ſeinent willen verflucht.

10. Iſt nun dieſes beym Menſchen geſchehen, daß er mit ſeiner kräftigen Begierde hat den Grimm in der Erden erwecket; was mag wol beym Lucifer, welcher eben ſo wol ein Thron-Fürſt, und darzu mit vielen Legionen war, geſchehen ſeyn? Er, der Lucifer, hatte eben ſowol den Willen der ſtarcken Macht und Kraft des *Centri* aller Weſen in ſich als Adam. Adam war nur ein einige Creatur: Lucifer aber war ein Kœnig und hatte ein Kœnigreich, als eine *Hierarchiam* in der Geiſtlichen Welt, als im himmliſchen *Salniter*, in der Gebærunge des geoffenbarten Worts im Beſitz; Er war ein Thron-Fürſt in der geoffenbarten Kraft Gottes: Darum nennet ihn auch Chriſtus einen Fürſten dieſer Welt, denn er ſaß im Weſen, verſtehet im Geiſtlichen Weſen daraus dieſe Welt als ein Aushauchen, iſt ausgehaucht worden.

11. Er iſts, der im Innern durch ſeine falſche Begierde, welche er ins Weſen einführte, hat den Grimm erreget, gleichwie Adam den Fluch erregete: Er hat das *Centrum* der Natur in den grimmen Eigenſchaften mit ſeiner finſtern, grimmen Eigenſchaft in der Gleichheit erreget. Denn er hatte in ſich ſelber erſtlich den Grimm Gottes erræget. Darnach ging derſelbe errægete Grimm in ſeine Mutter ein, daraus Lucifer war zu einer Creatur geſchaffen worden, als in die Magiſche Gebærung; davon die Gebærung erhebende ward, wieder der Ewigkeit Recht.

12. So ſaß er auch in ſeiner gehabten Engels-Geſtalt im heiligen guten Weſen, nach der Gebærung Göttlicher Sanftmuth; und erhub ſich in derſelben im Willen ſeines Grimmes, über die Sanftmuth zu herrſchen, als ein eigener Gott wieder der Ewigkeit Recht.

13. Als ſich aber ſeiner Bosheit halben das ſprechende ewige Wort in Lieb und Zorn in den Eigenſchaften, als im Weſen darinnen Lucifer ſaß, hat beweget, dieſen boeſen Gaſt aus ſeiner Wohnung auszuſtoſſen in die ewige Finſterniß, ſo iſt das Weſen compactiret worden: Dann Gott wolte ihme dieſe geoffenbarte Kräfte, darinnen er ein Fürſt war, nicht mehr gönnen noch laſſen; Sondern ſchuf ſie in eine *Coagulation*, und ſpeyete ihn daraus aus.

14. Und in dieſer *Impreſſion* oder Zuſammenfaſſung ſind die Kräfte, als die wäſſeriſche und die œliſche Eigenſchaften compactiret worden; nicht hat ſie Lucifer gecompactiret oder geſchaffen, ſondern das ſprechende Wort Gottes, das in den geoffenbarten Kräften und Eigenſchaften wohnete: Daſſelbe nahm alſo dem ungehorſamen Kinde ſein Væterlich Erbe, und ſtieß ihn als einen Meineidigen aus dem kindlichen Hauſe, in ein ewig Gefängniß, in das Haus der Finſterniß und des Zorns, darinnen er wolte ein Herr über das Weſen der Liebe Gottes ſeyn, und gauckelifcherweiſe darinnen regieren; und das Heilige mit dem Unheiligen vermiſchen, ſein Gauckelſpiel und Hoffart darmit zu treiben.

15. Und ſehen dis gantz klar mit hellen Augen daß deme alſo ſey. Denn es iſt kein Ding in dieſer Welt ſo boes, es hat ein Gutes in ſich; das Gute iſt in ſeinem Urſtande aus dem Guten oder Himmliſchen herkommen, und das Bœſe aus der finſtern Welt Eigenſchaft: Denn die zwo Welten, als Licht und Finſterniß ſind in einander als Eine.

16. Darum ſind ſie auch zugleich in die *Compaction* oder *Coagulation* eingetreten; und ſolches aus den *Gradibus* der ewigen Natur, als aus den Eigenſchaften zum Feuer-Leben; und aus den Eigenſchaften im Oeliſchen und Geiſtlichen Wäſſeriſchen Lichts-Weſen.

17. Denn die Metalle ſind in ſich anders nichts als ein Waſſer und Oele, die werden von den grimmen Eigenſchaften, als von der herben, ſtrengen Begierde, als von einer Saturnaliſchen, Martialiſchen, feuriſchen Eigenſchaft in der *Compaction* des *Sulphuris* und *Mercurii* gehalten, daß es ein *Corpus* iſt. So ich aber dieſes *Corpus* gantz zerſtœre, und zertheile ein iedes in ſeine Eigenſchaft, ſo finde Ich die erſte Schöpfung klar darinnen.

I. *Saturnus: Sal.*

18. Als Erſtlich nach der herben Begierde des *Fiats*, als der erſten Geſtalt zur Natur, nach der finſtern Welt Eigenſchaft, finde ich 1ſtlich eine Härte und Kälte; und ferner nach dieſer herben Eigenſchaft 2. ein tœdtlich ſtinckicht Waſſer von der herben *Impreſſion*; Und zum 3ten in dieſem ſtinckichten Waſſer eine ertœdtete Erde; und zum 4ten eine Schärfe, gleich dem Saltze von der Herbigkeit Recht. Dieſes iſt der erſten Geſtalt der Natur, nach der finſtern Welt, ihr congeliret Weſen, und iſt das ſteinichte Weſen, verſtehet die Grobheit des Steines und aller Metallen, ſowohl der Erden, darinnen das Todtliche verſtanden wird.

II. *Mercurius.*

19. Zum 2ten nach der andern Geſtalt und Eigenſchaft der finſtern Natur und Welt Weſen, finde ich in der *Compaction* der Metalle und Steine ein bitter, ſtachlicht, wütend Weſen, als eine Gift, welche in der Erden und dem ſtinckichten Waſſer einen ſtrengen, feindlichen Schmack gibt, und des Wachſens Urſach iſt, als das rœgende Leben: ſeine Eigenſchaft heiſſet *Mercurius*, und der herben in der erſten Geſtalt heiſſet *Sal*.

III. *Sulphur.*

20. Zum 3ten finde ich die dritte Eigenſchaft, als die Angſt, welche iſt der Schwefel-Qual, in welcher die Theilung der Eigenſchaften, als der Effentz, ſtehet.

IV. *Salniter.*

21. Zum 4ten finde ich das Feuer oder die Hitze, welche den *Salniter* in dem Schwefel-Qual erwecket, der die *Compaction* ſcheidet, als den Feuer-Schrack: der iſt der Urſtand des *Salnitri* aus der ſchweflichen, wäſſeriſchen und irdiſchen Eigenſchaft: Denn er iſt der Aufwecker des Tods, als in der tœdtlichen Eigenſchaft; und der erſte Urſtand des Lebens im Feuer, und bis alhier ans Feuer greift ein der finſtern Welt Eigenſchaft, weiter kann ſie nicht.

V. Oele.

22. Zum 5ten finden wir in der *Compaction* der Metalle und Steine ein Oele, das iſt ſüſſer als kein Zucker ſeyn mag, ſofern es von den andern Eigenſchaften mag geſchieden werden; das iſt das erſte himmliſche, heilige Weſen, welches von der freyen Luft ſeinen Urſtand genommen hat: Es iſt ſchœne und durchleuchtende, ſo aber der Feuer Quall von ihme entſchieden werden mag (wiewol es nicht mœglich iſt gantz zu ſcheiden; denn das Band der groſſen Freudenreich ſtehet darinnen) ſo iſt es weiſſer als kein Ding in der Natur ſeyn mag: Aber wegen des Feuers bleibet es Roſinroth, welches das Licht in gelbe nach roth und weiß verwandelt, wegen der irdiſchen Eigenſchaft und der Sonnen Gewalt.

23. So aber der Künſtler es auflœſen mag, und vom Feuer des Grimmes und den andern Eigenſchaften frey machen, ſo hat er das Perlein der gantzen Welt, verſtehet die Tinctur: denn Frau *Venus* hat ihren Schatz-Kaſten alda liegen: Es iſt die Jungfrau mit ihrem ſchœnen Kräntzlein.

24. O du irdiſcher Menſch, hätteſt du das noch! alhie hats Lucifer und Adam verſchertzt. O Menſch, wüſteſt du, was alhie læge, wie ſolteſt du darnach trachten: Aber es gehœret nur denjenigen, ſo Gott darzu erkohren hat.

O edle Perle, wie süß bist du in der neuen Wiedergeburt, wie schœn ist dein Glantz!

VI. Der lebendige *Mercurius*, der Ton.

25. Zum 6ten finden wir in dieser œlischen Eigenschaft eine herrliche Kraft vom Urstande des geoffenbarten kräftigen Göttlichen Worts, das in der himmlischen Eigenschaft wohnet; in welcher Kraft der Schall oder Klang in Metallen unterschiedlich wird, darinnen ihr Wachsen stehet: Denn es ist alhier der heilige *Mercurius*, der in der andern Gestalt der Natur in der Finsterniß stachlicht, feindig und ein Gift ist; der ist alhier nachdeme das Feuer im salnitrischen Schracke Liebe und Zorn getheilet hat, in der freyen Luft Eigenschaft ein frœlicher *Mercurius*, darinnen die Freudenreich der Creatur stehet.

26. Und alhier, ihr *Philosophi*, lieget die Kraft und Wirckung euers edlen Steines, alhier heisset er Tinctur. Die Wirckung kann tingiren das verblichene Wasser in *Luna*: Denn alhier ist *Jupiter* ein Fürst, und *Sol* ein Kœnig, und Frau *Venus* des Kœnigs süsseste Gemahlin. Aber *Mars* soll den Scepter von ehe niederlegen, so muß auch von ehe der Teufel in die Hölle fahren; denn Christus muß ihn binden, und die einfältige *Lunam*, welche er befudelt hat, mit seinem Oele des himmlischen Bluts tingiren, aufdaß der Zorn in Freude verwandelt werde. Also ist der Artisten Kunst geboren, den Kindern der Geheimniß alhier verstanden.

27. Zum 7ten finden wir in der Scheidung der *Compaction* der Metallen, ein weisses crystallinisches Wasser, das ist himmlisches Wasser, als das Wasser über der Veste des Himmels, welches vom Oele geschieden wird, als ein Leib des Oeles. In den Metallen und Steinen gibt es einen weissen, crystallischen Glast; und *Venus* mit seiner Eigenschaft machts gantz weiß, und ist eine Silberne Art, und *Venus* und *Sol* eine Güldene, und *Mars* in *Venus* eine Kupferne, und hinwieder *Venus* in *Mars* eine Eiserne, *Jupiter* in *Venus* eine Zinnerne: *Saturnus* in *Venus* eine Bleyerne: *Mercurius* in *Venus* Queckssilber; und ohne *Venus* ist kein Metall, weder der fixen noch der Mineralien.

28. Also verstehet mit der *Venus* himmlische Wesenheit, welche in einem Oele und Crystallinischen Wasser stehet, die gibt allen Metallen Leib, verstehet den geistlichen schœnen Leib; ihr selbst-eigen Wesen, ohne der andern Einflüsse, ist die grosse Sanftmuth und Süßigkeit. Ihr recht eigen Wesen ist ein süsses klares Wasser: aber die Kraft des geoffenbarten Worts scheidet das Heiligste durchs Feuer in ein Oele, dann in dem Oele gibt das Feuer einen Glantz oder Schein; wenn das Feuer das Wasser in sich kostet, so gibts aus dem Geschmack ein Oele, also ist das Oele geistlich und das Wasser leiblich: Das Oele ist ein *Corpus* der Kraft, und das Wasser ein *Corpus* der Eigenschaften, welche im Oele lebendig sind und das Wasser zu einem Gehäuse machen oder brauchen. Im Wasser stehet das elementische Leben, und im Oele das Geist-Leben; und in der Kraft des Oeles das Göttliche Leben, als des ausgesprochenen Worts Leben, als eine Offenbarung der Gottheit.

29. Ietzt sehen wir nun, wie in der *Compaction* des *Verbi Fiats* ist das Heilige mit dem Unheiligen in eine *Coagulation* eingegangen. Denn in allen Dingen ist ein tœdtlich und auch ein lebendig Wasser; und auch eine tœdtliche Gifts-Kraft, und auch eine lebendige gute Kraft; eine Grobe und eine Subtile; eine bœs, die ander gut: das ist nun nach Art Gottes Liebe und Zorns.

30. Die Grobheit der Steine, Metalle und Erden kommt aus der Eigenschaft der finstern Welt; dieselbe sind alle in einem Tœdtlichen, (verstehet das Wesen und nicht den Geist.)

Der Geiſt der Grobheit iſt im Gift-Leben, in welchem Lucifer ein Fürſt dieſer Welt iſt.

31. Aber das Himmliſche hält die Grobheit und Gift-Qual gefangen, alſo daß der Teufel in dieſer Welt Weſen die allerärmſte Creatur iſt, und nichts in dieſer Welt zum Eigenthum hat, ohne was er kann von den Lebendigen betriegen, welche im Ewigen ſtehen, daß ſie mit der Begierde im Grimm des Ewigen, als in ſeine Gauckeley, eingehen.

32. Wenn wir wollen die Schöpfung recht betrachten, ſo bedürfen wir nichts mehr darzu, als ein Göttlich Licht und ein Anſchauen. Sie iſt gar wol zu erforſchen, dem erleuchteten Gemüthe gar leichte: Man betrachte nur die *Gradus* der Natur, man ſiehets an der Sonnen, Sternen und Elementen klar; die Sternen ſind anders nichts als ein Cryſtalliniſcher Waſſer-Geiſt, da ſie doch nicht Materialiſch Waſſer ſind, ſondern Kräfte des Salnitriſchen Schrackes im Feuer.

33. Denn ihr Bezirck, da ſie ſtehen, iſt feuriſch, das iſt ein Salnitriſch Feuer, eine Eigenſchaft der Materien der Erden, Metalle, Bäume, Kräuter und der 3 Elemente, Feuer, Luft und Waſſer: Was das Untere iſt, das iſt auch das Obere; und was ich in der Erden in der *Compaction* finde, das iſt auch das Geſtirne, und gehöret zuſammen wie Leib und Seele.

34. Das Geſtirne bedeutet den Geiſt, und die Erde den Leib: Es iſt vor der Schöpfung in der ewigen Gebärung alles untereinander geweſen, aber in keiner *Coagulation* oder Geſchöpfe, ſondern als ein kräftiges ringendes Liebe-Spiel, ohn ſolch Materialiſch Weſen.

35. Aber in der Bewegung des Worts, als des *Verbi Fiats*, iſts entzündet worden, da hat ſichs mit der Anzündung im Salnitriſchen Feuer-Schracke getheilet, eine iede Eigenſchaft in ſich ſelber, und iſt durch die erweckte herbe *Impreſſion* (als die erſte Geſtalt zur Natur, welche das *Fiat* heiſſet) gefaſſet, und alſo coaguliret worden, ein iedes in ſeine Eigenſchaft, ſowol auch das Grobe, alles nach den Graden; wie die ewige Gebärung der Natur iſt von dem Einen an bis in die Unendlichkeit.

36. Mit dem Geſtirn iſt Gut und Böſe offenbar: dann die grimme, feuriſche Kraft der ewigen Natur, ſowol die Kraft der heiligen geiſtlichen Welt, iſt in ihnen (als ein ausgehauchtes Weſen) offenbar. Darum ſind viel dunckele Sterne, die wir nicht alle ſehen, und auch viel lichte, die wir ſehen.

37. Wie wir dis an der Erden *Materia* ſehen, wie dieſelbe ſo mancherley iſt, daraus mancherley Frucht wächſet, als nach den Eigenſchaften der Obern; denn alſo iſt auch die Erde, als das gröbſte Weſen, da das tödtliche Waſſer iſt, mit coaguliret worden.

38. Die Erde iſt in der ſiebenten Eigenſchaft der Natur, als im Weſen, coaguliret worden: Denn daſſelbe Weſen iſts, das die andern ſechs Eigenſchaften in ihrer Begierde machen: ſie ſtehet erſtlich in ſieben Eigenſchaften, wie vorne gemeldet; aber im Salnitriſchen Feuer iſt die Auswicklung der Eigenſchaften, da ſich iede Eigenſchaft wieder in ſieben auswickelt; da gehet die Unendlichkeit, und die groſſe Vermœgenheit an, das aus einem Dinge kann ein anders gemacht werden, das es im Anfange nicht war.

39. Das Weſen aller Weſen iſt nur eine Magiſche Geburt, aus einem Einigen in unendlich: Das Einige iſt Gott, das Unendliche iſt Zeit und Ewigkeit; und eine Offenbarung des Einen, da ein iedes Ding mag aus Einem in Viel gebracht werden, und hinwieder aus Vielen in Eines.

40. Das Feuer iſt der Werckmeiſter darzu, das treibet aus einer kleinen Kraft ein Zweiglein aus der Erden, und führets in einen groſſen Baum aus mit vielen Äſten und Frucht, und

verzehrets auch wieder; und machts wieder zu einem Dinge als zu einer Aschen und Erden, daraus es kommen war: Also auch gehen alle Dinge dieser Welt wieder in das ein, daraus sie gegangen sind.

41. Das Wesen dieser Welt ist wol zu erforschen: Aber das *Centrum* oder der Punct der Bewegniß will der Vernunft stumm bleiben: es sey denn ein ander Licht darinnen: Sie vermeint sie hats am Circkel und kanns messen, und hats noch nicht im Verstande.

42. Wenn wir betrachten die *Hierarchiam* und das Kœnigliche Regiment in allen 3 Principien im *Loco* dieser Welt, so weit sich das *Verbum Fiat* hat zur Schöpfung der äussern Welt, mit den Sternen und Elementen eingegeben, so haben wir den Grund des Punctes des kœniglichen Stuhls, dessen die gantze Schöpfung ein Glied ist.

43. Denn die Sterne und 4 Elementa, und alles das, was daraus geboren ist und darinnen lebet, hanget an einem Puncte, da sich die Göttliche Kraft in einer Form aus sich selber hat offenbaret; und derselbe Punct stehet in 3 Principien offenbar, als in drey Welten; kein Ding mag leben ausser diesem Puncte in dieser Welt: Er ist die einige Ursache des Lebens und Bewegens aller Kräfte, und ohne denselben wære alles in der Stille ohne Bewegen.

44. Denn so kein Licht wære, so wæren die Elemente unbeweglich, es wære alles eine herbe, strenge Eigenschaft, gantz rauh und kalt: Das Feuer bliebe verborgen in der Kälte; und das Wasser wære nur ein scharfer Geist, gleich der Eigenschaft der Sterne; und die Luft wære im *Sulphur*, im Wasser-Quall verborgen, und wære ein unwebend Wesen.

45. So sehen wir ja, daß das Licht die einige Ursache alles Rægens, Bewegens und Lebens ist; denn alles Leben begehret des Lichtes Kraft, als des aufgethanen Punctes, und das Leben ist doch nicht der Punct, sondern die Gestaltniß der Natur: und so dieser Punct nicht offen stünde, so wære das Reich der Finsterniß im *Loco* dieser Welt offenbar, in welchem Lucifer ein Fürst ist, und den fürstlichen Stuhl im Grimme der ewigen Natur, im *Loco* dieser Welt, besitzet.

46. Darum, o Mensch! bedencke dich wo du daheime bist, als nemlich an einem Theil in den Sternen und 4 Elementen; und am andern Theil in der finstern Welt bey den Teufeln; und am dritten in der Göttlichen Kraft im Himmel: welche Eigenschaft in dir Herr ist, derselben Knecht bist du, gläntze gleich in der Sonnen Licht wie du wilst; hast du nicht das Ewige, so wird dir doch dein Quellbrunn offenbar werden.

47. Mit den zweyen Worten, als Himmel und Erden, verstehen wir den gantzen Grund der Schöpfung, denn er lieget in den 2 Worten in der Natur-Sprache. Denn mit dem Worte Himmel verstehet man das Ausbauchen des *Verbi Fiats*, welches das Wesen (darinnen Lucifer saß) hat mit dem Schauf aus sich, das ist, aus der geistlichen, heiligen Welt, in eine Zeit oder Anfang geschaffen: Und mit dem Worte Erde verstehet man den Grimm im Wesen, daß das Wesen ist im Grimme gefasset worden, und aus den Eigenschaften des finstern *Sulphuris*, *Mercurii* und Saltzes, als aus den Kräften des Urstandes der Natur, in eine *Compaction* oder *Coagulation* eingeführet.

48. Diese *Coagulation* ist die Sylbe Er; die andere Sylbe de oder den ist das Element. Denn die Erde ist nicht das Element, sondern das Weben, als die Kraft, daraus sie ist coaguliret worden: das ist das Element welches geistlich ist, und nimt seinen wahren Urstand im Feuer, da die Natur, welche ein stumm Leben ist, im Feuer erstirbet; da aus dem Sterben ein lebendig Weben aus-

gehet; und aus dem Geſtorbenen eine tœdtliche *Materia*, als Erde, und ein tœdtlich Waſſer, und auch ein tœdtlich Feuer und giftige Luft, welche in den Cörpern der Irdiſchen eine ſterbende Qual machen.

49. In der Anzündung der Natur hat ſich das Element auch ausgewickelt in 4 Eigenſchaften, welches in ſich ſelber nur eines iſt. Das rechte Element wohnet im Weſen das im Feuer erſtorben iſt, ſonſt möchte die Erde keine Frucht bringen. Das wir anietzo 4 Elementa heiſſen, das ſind nicht Elementa, ſondern nur Eigenſchaften des wahren Elements. Das Element iſt weder heiß noch kalt, auch weder trocken noch naß; es iſt das Weben oder Leben des innern Himmels, als das wahre Engliſche Leben nach der Creatur. Es iſt die erſte Göttliche Offenbarung durch die Natur aus dem Feuer: wenn die Eigenſchaften der ewigen Natur darein wircken, ſo heiſſets Paradeis.

50. Mit dem Worte Himmel wird verſtanden, wie das materialiſche Waſſer, als die Grobheit in der Tœdtlichkeit, coaguliret ward, und von dem H. Cryſtalliniſchen Waſſer, welches geiſtlich iſt, iſt geſchieden worden. Da mit dem materialiſchen die Zeit anfieng, als ein ausgehaucht Weſen aus dem Geiſt-Waſſer.

51. Das Geiſt-Waſſer iſt lebendig, und das Ausgehauchte iſt ſtumm und unfühlende ohne Verſtand, und iſt als todt gegen dem Lebendigen, davon ſagt Moſes: Gott habe es geſchieden von dem Waſſer über der Veſte. *Gen. 1: 7.*

52. Die Veſte iſt ein ander *Principium*, als ein ander Anfang der Beweglichkeit; das Waſſer über der Veſte iſt das Geiſtliche, in welchem der Geiſt Gottes regieret und wircket; denn Moſes ſaget auch: Der Geiſt Gottes ſchwebete auf dem Waſſer, denn das geiſtliche Element ſchwebet in den 4 Elementen; und in dem geiſtlichen Element ſchwebet der Geiſt Gottes auf dem Geiſt-Waſſer; Es iſt eines in dem andern.

53. Der Himmel darinnen Gott wohnet, iſt das H. Element: und die Veſte oder Kluft zwiſchen Gott und den 4 Elementen, iſt der Tod, denn der innere Himmel hat eine andere Geburt (das iſt ein ander Leben) als das äuſſere 4 Elementiſche iſt. Wol iſts in einander, aber keines begreift das ander, gleichwie ſich Zinn und Silber nicht recht menget, denn iedes iſt aus einem andern *Principio*; ob ſie gleich einander ähnlich ſehen und nahe verwandt ſind, ſo iſts doch wie das innere und äuſſere Waſſer gegeneinander, darinnen man ſie auch verſtehen ſoll. Denn die innere *Venus* und die äuſſere ſind Stief-Schweſtern: Sie kommen wol von einem Vater, aber ſie haben zwo Mütter, da die Eine eine Jungfrau iſt, und die ander eine Geſchwächte; Darum werden ſie unterſchieden bis ins Gerichte Gottes, der wird ihre Schmach durchs Feuer wieder abfegen.

54. Moſes ſchreibet: Gott ſchuf den Himmel aus dem Mittel des Waſſers, iſt gar recht: Das Geſtirne iſt ein äuſſerlicher Waſſer-Geiſt, als Kräfte des äuſſern Waſſers; und das materialiſche Waſſer iſt der Kräfte Leib, darinnen ſie wircken. So iſt nun in dem Geſtirne der feuriſche, luftiſche und auch irdiſche Quall; ſolcher iſt auch in dem materialiſchen Waſſer: Das Obere iſt des Unteren Leben und Regiment, es zündet das Untere an, davon das Untere ræge wird und wircket; das Untere iſt des Obern Leib oder Weib: im Untern lieget wol auch das Obere, aber gleich wie unmächtig.

55. Und das Obere wære gleich ſo unmächtig, wenn es nicht von der Sonnen Glantz angezündet würde: derſelbe iſt das Hertz aller äuſſerlichen Kräfte, und iſt der offene Punct bis auf die 10te Zahl: Wenn wir nicht ſo blind wæren und alles verachteten, was

die Kühe-Augen nicht ſehen können, ſo wære es wol billig, daß man das offenbarte; Weil aber Gott hat das Perlein verborgen, und auch ſich ſelber vor den Augen der Gottloſen; ſo laſſen wirs auch ſtehen, und ſind doch von den Unſern verſtanden, den Thieren wollen wir unſere Perlein nicht geben.

86. Alſo verſtehen wir was der äuſſere Himmel iſt, als nemlich die Kräfte oder Faſſung des Waſſers. Das Wort oder die Kraft Schuf, das ſich mit der Welt Anfang hat angefangen, das iſt noch heute im Schaffen; es ſchaffet noch immerdar den Himmel aus dem Waſſer, und der Geiſt Gottes ſchwebet noch auf dem Waſſer; und das H. Waſſer iſt noch immerdar vom Waſſer unter der Veſte entſchieden.

87. Daſſelbe H. Waſſer iſts, davon uns Chriſtus ſaget: Er wolle uns das zu trincken geben, das würde uns in einen Quellbrunnen des ewigen Lebens quellen, *Joh. 4: 4.* die heilige, himmliſche Leiblichkeit ſtehet darinnen; Es iſt der Leib Chriſti, den Er vom Himmel brachte, und in unſern verſtorbenen oder verblichenen Leib, durch dieſe himmliſche Paradeiſiſche Weſenheit, einführte, und unſern in Seinem lebendig machete, verſtehet im Ziel des Bundes, in der Eſſentz Mariæ, wie hernach ſoll gemeldet werden.

88. In dieſem himmliſchen Weſen ſtehen Chriſti Teſtamenta; und dieſes H. Weſen der himmliſchen, heiligen Jungfrauſchaft, mit der H. Tinctur, hat den Tod zerbrochen, und der Schlangen im Grimme Gottes den Kopf ſeiner Macht zertreten; denn die Göttliche Kraft iſt das hœchſte Leben darinnen.

89. Alſo verſtehen wir wie der H. Himmel, darinnen Gott wohnet, in dem Schuf oder Geſchaffenen ſchwebet, und daß Gott wahrhaftig an allen Enden gegenwärtig iſt, und durch alles wohnet, aber Er wird von nichts ergriffen. In dem innern Himmel der H. Weſenheit iſt Er in der Kraft offenbar, als in dem Elemente. Daſſelbe H. Element drang im Anfang der 4 Elemente durch die Erde, und grünete aus in H. Kraft Eigenſchaft, und trug Früchte, davon die Menſchen ſolten auf himmliſche Art eſſen: Als es aber im Menſchen verblich, ſo kam der Fluch in die Erde; Alſo erloſch das Paradeis in den 4 Elementen, und blieb in ſich im Innern ſtehen: Alda ſtehets den Menſchen noch offen, will iemand aus dieſer Welt Willen ausgehen, und darein auf Chriſti aufgemachter Bahn eingehen.

90. Der Punct der zuſammen geſchaffenen Erden gehœret ins *Centrum Solis*, aber ietzt nicht mehr: Er iſt gefallen der ein Kœnig war, die Erde iſt im Fluche und ein eigen *Centrum* worden, da alles hinläuft und fält, was in der Eitelkeit in den 4 Elementen geboren wird; Alles fält gegen der Erden: Denn das Schuf ſtehet noch in der Tieffe, und ſchaffet alles Irdiſche zuſammen zum Gerichte Gottes, als zu einem Scheiden.

91. Nicht der Meinung, daß die Erde ſey alleine aus dem *Loco* der Sonnen kommen, nein, ſondern aus dem gantzen Circk, aus beyden innern Geiſtlichen Welten: Aber es hat ein ander *A.B.C.* indeme die Erde vors Gerichte Gottes gehœret zum Scheiden, alsdenn wirds offenbar werden, warum geſaget werde, ſie gehœre in den Punct *Solis*.

92. Dann das Bœſeſte muß des Beſten Urſache ſein: Die ewige Freude ſtehet in deme, daß wir von der Pein erlœſet ſind; Gott hat ſein H. Weſen nicht ewig verſtoſſen, nur die Bosheit, ſo ſich darein miſchete: Wenn aber die Cryſtalliniſche Erde erſcheinen wird, alsdenn wirds erfüllet werden, das geſaget wird, ſie gehœre in den Punct *Solis*. Alhie den Unſern genug verſtanden, weiter ſollen wir alhie geſchweigen.

AUS DEM ESELKŒNIG.

EselKœnig. Eine wunderſeltzame Erzehlung, wie næmlich die Monarchei vnnd Gubernament vber die vierfüſſige Thier geändert; das Kœnigreich vmbgefallen vnd die Krone auff einen Eſel gerathen. Welcher geſtalt auch derſelb regieret: vnd wunderbahrer weyſe, mit gefahr Leibs vnnd Lebens, bald wider, vmb das Kœnigreich kommen. — Jetzt erſt auß vhralter Cimmeriſcher, dieſer zeit ohnbekanter Zungen, in vnſere gemeine Mutter Sprache verteutſchet, Durch Adolph Roſen von Creutzheim. — Gedruckt, Zu Ballenſtet, bey Papyrio Schœnſchrifft. *9 ungez. u. 407 gezählte Seiten in 8°.*

DAS XIX. CAPITEL.

Wie der GanßKœnig, die Nachtigall vnd den Kuckuk, ſamt beyder Parten Anhang, zum Kœnig Simpelu ſchicket; begehrend, ſie beyde zuhœren: vnd ein vrtheil, welchs der beſte Muſicant ſeye, zugeben. Auch wie der Kuckuk durch des Creutz-Fuchſen Liſt den Sieg erhelt.

EBen nun zu dieſer zeit, da H. Simpel der Eſel zu einem Kœnig der vierfüſſigen Thiere erwehlet war, regierete in der Vœgel Kœnigreich der GanßKœnig: Dann ſie hetten gleicher geſtalt jhr Regiement auch verändert. Nun erhub ſich bey den Vœglen wegen der Singekunſt, ein gröſſe zweyſpalte vnnd rotteten ſich in zwo Secten: da dann ein jede Part meinete, ſie hetten auff jhrer Seiten die beſten Muſicanten. Die Principalen aber vnd dieſer zweyſpalt Häupter waren die Nachtigall, vnd derſelben zuwider der Kukkuk. Vnd hetten zu beyden ſeiten ein groſſen Anhang.

Solche Trennung ward daher vervrſachet, daß der GanßKœnig halt anfang ſeiner Regierung die Cantzley ließ regiſtricren, vnd die Schrifften durchſuchen allerley Bericht, die Kœnigliche Regierung wol anzurichten vnd ordnung auß denſelben zunehmen. Da befand ſich vnnder andern eine Verzeichnis, welche Vœgel, vnd auff was weyſe vnnd geſtalt ſie von der Natur verordnet weren, dem Menſchlichen Geſchlechte mit jhrem Flug, Gegenwart vnd Geſang zudienen. Vnd ſtund neben anderm auch darbey verzeichnet, daß der Lerchen, Nachtigal (vnd dem Kukkuk inſonderheit) anbefohlen ſey, dem Menſchlichen Geſchlechte den Holdſeeligen Frühling vnnd die zeit biß auff den Sommer mit jhrem Geſang anzukündigen. Denen ward nun gleicher geſtalt, wie auch den anderen Vœgeln, ie nach deme ein jeder von Natur ſein ſonders eingepflantzetes Ampt hette, von dem GanßKœnig aufferlegt, daß ſie jhrem Beruff fleiſſig vnd trewlich nachkomen ſolten: als dann auch geſchehen.

Nun war ein Alter Pappegey lange bey den Menſchen gewohnet, deme hatte das Glück einmahls wol gewolt, daß er frey worden vnd davon geflogen. Derſelbige kam an Kœniglichen Hof: vnd war gar wol empfangen. Vnd als er auff ein zeit beim GanßKœnige ſaß, vnd allerhand ſachen dem Kœnige erzehlete: auch gleich dazumahl der Kukkuk neben anderen Vœgeln zugegen war: fragte jhn der GanßKœnig, weil er ſo lange bey den Menſchen

geweſen: was er wol gehœret hette, daß ſie von den Vœgeln vorgeben: Vnd ob dieſelben auch bey jhnen guten Nahmen hetten vnnd jhr Ampt recht verrichteten?

Ja, Herr Kœnig! ſagte der Pappegey: ich hab von etlichen wol hœren reden, ſonderlich wann die Frühlings zeiten herbey kamen, wie ſie mit groſſem verlangen auff die Storchen vnd Schwalben warten: Vnd wann ſie dieſelben ſehen, ſich von Hertzen jhrer frewen, alſo das ſie den Storchen auch daher an etlichen orten Heylbote nennen, als der jhnen Heyl vnd Glück verkündige: Sie gönnen vnd erlauben auch den Storchen vnd Schwalben, daß ſie auff, ahn vnd inn jhre Häuſer jhre Neſter machen. Es frewet ſich auch jederman des Lerchen Geſanges. Er könne nit gnugſam ſagen, wie die Menſchen der Nachtigallen Geſang erheben Loben vnd preyſen, wann ſie zurſelben zeit ſich hœren laſſet: Alſo das ſie auch von jhr beſondere Vers gemacht, dariunen ſie jhr Geſang zum hœchſten Loben vnd rühmen, da ſprach der Kukkuk, was halten ſie dann von meinem Geſang?

Bey meinem Schnabel! ſprach der Pappegey: Ich hab euch vnd ewer Geſang nie hœren vaſt loben. Ja ſie ſpotten einander darmit, vnd haben jhr Sprichwörter; daß einer zum anderen offtermahls ſagt, du ſingeſt immer einerley Geſang wie der Kukkuk, oder der Kukkuk rufft ſeinen eigenen Namen auß! Ja ſie hœren ewr Geſang nicht allzeit gerne: Sonderlich wann jhr nahe bey die Dörffer vnd Häuſer flieget, vnd daſelbſt herumb ſchreiet: Da ſprechen ſie als dann, O hœrt! der Gauch Kuckautzt aber einen Regen. Aber die Nachtigal lobt mann wegen jhres Geſanges vber alle maß. Dieſer des Pappengeyen Antwort muſten die Vœgel doch wol lachen: Sonderlich der Specht, der Hæher vnd die Hetze. Aber den Kukkuk oder Gauch verdroß es ſehr vbel. Vnd warff derenwegen einen heimlichen Neyd vnd Haß auf die Nachtigal. Vnd zugelegener zeit hielt er beim GanßKœnig an, daß derſelbe eine andere Ordnung zwiſchen jhme, der Lerchen vnd Nachtigal machen ſolte: Nœmlich alſo weil ſie alle drey den Früling müſſen ankündigen, vnd dieſelbige Zeit vber, biß der Sommer ſich beſtættigte, ſingen ſolten: Daß die Lerche jhr Geſang in den Frücht feldern vnd Äckern: Er der Kukkuk aber des Tages vber in den Wälden, Gärten vnd Geſtreuchen ſein Geſang vben. Die Nachtigal letzlich, jhrem Nahmen nach, nicht bey Tag, ſondern bey Nachte ſingen möchte, ſo lang ſie wolte. Es vermeinete aber der Kukkuk wann er bey tage ſinge, die Nachtigal hergegen ſchweigen müſte, vnd nur bey der Nacht jhr Geſang dörffte hœren laſſen: So würde er das Gehœre alleine, vnd die Nachtigal minder zuhœrer haben, weil die Menſchen des Nachtes gemeinlich ſchlieffen.

Der GanßKœnig gab den Beſcheid, daß er nit köndte noch jhme auch gebühren wolte, der Natur ordnung zuverkehren oder zuänderen. Mann hab gnug zuſchaffen, daß man das Vogel Geſchlechte bey natürlicher Anordnung erhalte. Er ſolte ſich befleiſſigen, daß er auch alſo ſinge, daß es den Menſchen gefalle.

Da ſprach der Pappegey, welcher damals auch zugegen war. Ach ja! was ſagt der Herr Kœnig, Er kann nicht anders ſingen als wie Jhme der Schnabel gewachſen iſt: Er befleiſſige ſich was vnd wie er wolle, ſo wird er es doch der Nachtigal nit nachthun. Da vernichtete der Kukkuk der Nachtigallen Geſang auffs eufferſte, vnd rühmete hergegen ſeine helle vnd wollautende Stimme.

Da solches die Nachtigal erfuhr, wolte sie solches mit Leyden, daß jhre Musica die sie so Kunstreich ein ohnerdenckliche zeit, mit Lob vnd Preiß gevbet hette, nun erst noch geringer, als das Kukkuk Geschrey, solte geachtet werden. Also gab es eine offentliche zwytracht. Vnd bekam die Nachtigall als bald jhren Beyfall: vnd der Kukkuk auch hergegen seinen Anhang. Daher endstund viel Disputierens, schwetzens vnd hetzens, tadern vnd schnaderns, kleppern vnd schnepperen: daß es endlich dahin kam, daß sie des GanßKœnigs Vrtheyl begehreten: Der wolte doch auch schier dem Kukkuk beyfallen, weil deselben Gesang Kukkuk oder Guk guk, dem Kak kak oder Gak gak vast gleich lautete. Da ward endlich von etlichen, darzu dann der Pappegey auch guten Rath gab, für billich angesehen: Weil der Streit vom Vogel Gesang were, vnd kein Vogel, ohne verdacht, der Parteyligkeit wol darinnen ein Vrthel sprechen könne: solte man es an die vierfüssige Thier lassen gelangen. Sonderlich weil sun mehr Landkündig, daß sie einen newen sanfftmütigen Kœnig hetten, der den Vœgeln nicht abgünstig vnd darzu schœne, grosse, lange, weite Ohren, ohn zweyfel auch ein scharffes vnd gutes Gehœre haben würde.

Solche verwilligte der GanßKœnig, vnd ward der Rab angesprochen, daß er bey dem EselKœnig die Sache antragen solte. Aber Er endschuldigte sich, mit vermelden, daß er bey dem Esel wenig Gehœr haben würde, weil Er eine Natürliche Feindschafft gegen Jhme trage. Also sprach man das Schœffle an, das bat vmb gleicher vrsach willen, daß es dessen möcht verschonet werden. Da erbot sich der Staar, Er wolte die Botschafft außrichten, wie er dann auch thet, darvon flog, vnd bald wider kam den Bescheid bringend', daß Kœnig Esel gar willig vnd bereit darzu were; hette jhnen auch einen Tag darzu ernennet, da beyde Parten, neben jhrem Beystande, sich auff die EselsWiese solten stellen, so wolte Er sie beyde anhœren: vnd nach seinem Verstande jhnen ein vrtheyl sprechen.

Solches geschah auff angestelleten Tag, da die Vœgel an gemelten ort zusamen ankamen. Daselbsten war ein schœne, breite Linde, vnder welche Kœnig Simpel der Esel sich satzte, vnd brachte mit sich den Elephanten, den Hirsch, Reinike vnd CreutzFuchsen, welche sich vmb den Kœnig her lagerten.

Gerad aber gegen solcher Linden vber, stunden zween Bäume: Auff den einen setzete sich die Nachtigal samt jhrem Beystand: auff den anderen der Kukkuk mit seiner Companey.

Darauff thet der Pappegey den Vortrag: Erinnerete den Kœnig Esel seines Herren GanßKœnigs Begehren, vnd seiner Nachbarlichen verwilligung: mit Anmahnung, das Er Herr Kœnig Simpel inn der Streitigen Sachen einen Ausspruch thun wolle.

Darauff ließ Kœnig Simpel durch den CreutzFuchs jhme widervmb vermelden, das Er gantz geneigt were seinem Herrn GanßKœnig hierinnen nachbarlichen Willen zuerzeigen. Vnd weil Er sehe daß beyde Parten in grosser Anzahl beysamen weren: Begehrete der Kœnig daß sie jhre Music vnd Singekunst sambtlich; Darnach zu letzt, die zween Principalen sich wolten hœren lassen. Solchs ordnete der Pappegey also bald an, vnd befahl der Nachtigallen Partey, daß sie jhre Stimmen solten lassen erschallen.

Lieblichers Gesang ward nie gehœret als damals die Lerch, das CanariVœglein, das Zeißle, Citrinle, Distelfinck, Hänffling,

Hirngrill, KirſchFinck, Grünling, Brunellin, Buchfinck, Kernbeyſſer, das Rotbrüſtlin, der Gümpel, die Meyſe, Schwalbe, das Zaunſchlüpfferlein, Heckenſchmetzerle, der Staar, Kronwetvœgel, Droſſel, vnd Amſel &c. ein jedes für ſich inſonderheit, vnd dann zuſamen ſtimmeten: da ſie jhre Stimlein ſo artig kondten moderiren, ytzt ſcharff dann Linde, grob vnd rein, hoch und nider, mit verſetzen, verdræhen, änderen, quinquelliren vnd Colorieren: alſo daß es eim Menſchen mit hœchſter Freud, Lieblichkeit vnd verwunderung, auff das aller anmütigſte were zuhœren geweſen. Vnd als ſie jhr Geſang hetten vollbracht, vnd ſtill waren worden. Da fieng erſt die Nachtigall für ſich allein an, ſo Kunſtreich zuſingen, daß es nit außzuſprechen. Dieſelbe wuſte jhr ſtimlein ſo artig zuführen vnd ſittſam zuänderen, halt hoch, dann nidrig: ytzt heimlich dann Laut, halt zog ſie jhr ſtimlein in langen Thon: vnd brach dann widerumb ab, ſchlug darauff die ſtimme mit dem Zünglein, halt Zwitzert ſie, vnd wuſte die intervallen der Stimme recht wol vnd Kunſtreich zu verwechſlen. Alſo das der Elephant vnd Hirſch für groſſer Anmut darvber ſchier verzucket waren. Da nun die Nachtigal ſich genugſam hette hœren laſſen, ward ſie ſtille. Vnd hieß der Pappegey, die andere Part auch anfahen.

Balt erhub ſich eine Wunderbare Muſic. Da hœrete man der Endten ſchnadern vnd queck geſchrey, der Kræhen krächtzen, der Hetzen ſchwetzen, des Nachtraben uhu; der Eulen heulen: des Hægers ſpotten vnd käken, des Specht es kikken vnd picken; des Wydwohl oder Bierholffen pfeiffen, Krug her Bier hol, außtrinck mehr hol: Der Dauben ächtzen vnd rucken; des Windhals quergpfeiff; des Spatzen Diebs vnd Zwilchs geſchrey: des Rebhuns kirren wie eine ſtumpffe roſtige Sege im harten Holtz, der Wachteln Buck den Ruck, des Hanen Kickerlekyh, des Pfawen Katzen geſchrey, vnd der KropffGans Hornblaß vnd Eſels-Thon: da reckte Herr Simpel der Kœnig ſeine beyde, weite, lange breite Ohren, mit verlangen wartend, wie nun der Kukkuk darauff ſtimmen würde: derſelbe fieng mit heller ſtimme an zuruffen, aber nichts anders dann etwann wol zwölffmahl auff einander kuk kuk kuk kuk, &c. Alſo daß ſich auch Reinike vnd der CreutzFuchs des Lachens kaum möchten enthalten. Weil ſie aber mercketen, daß es dem Herren Kœnig wol gefiel, ſtrichen ſie mit jhren Fuchsſchwäntzen auch herbey. Vnd fragte der CreutzFuchs Kœnig Simpeln, wie jhme beyderſeits Muſic gefallen hette? Vnd welche Er wol meyne der anderen vorzuziehen ſey?

Da ſprach Kœnig Eſel, daß die auff der Nachtigal ſeiten wol ſehr Lieblich, aber ohn ſonderen verſtand: der Kukkuk aber ſamt ſeinen Miteonſorten, Laut, merckſam vnd verſtändlich geſungen hetten. Darumb achte Er, daß wo bey mehrer Verſtand, als nur bloſer Hall vnnd Thon were; daſſelbe auch anderem billich vorzuziehen ſeye.

Ey wol vnd recht! ſprach der CreutzFuchs: diß iſt weißlich vnd ſinnreich gevrtheilet. Ja fürwar! bey meinem Fuchsſchwantz der Herr Kœnig iſt der rechten Meinung.

Solches wider ſprach aber der Elephant, wie auch der Hirſch: Vnd meldeten daß viel grœſſere Kunſt, Lieblichkeit, vnd Anmut in der Nachtigallen vnnd deren Beyſtand Muſic erzeiget worden: da Gegenpart ein ohnformlichs geſchrey vnd gequecke volbracht, da weder Luſt noch Freud bey were.

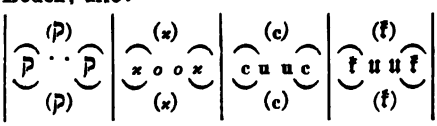
Ey! sprach der CreutzFuchs, Jhr Herren irret euch allhier gar sehr, in zweyen stücken. Erstlich daß Jhr die Sache nicht recht erweget: Vnd zum andern vnsers Weysen Kœniges vrtheyl vnd Meinung wolt vmbstossen. Dann daß Jhr meinet der Nachtigal vertræhete Stimme, seye des Kukkuks Gesang vorzuziehen, da gehet Jhr mehr als ein gut Octav zu hoch spacieren. Es ist nicht ohn, daß zwar diese Einbildung, wie nehmlich der Nachtigallen Gesang das lieblichste seye, nun eine lange zeit, auch inn der Menschen Hertzen eingewurtzelt, aber ein solcher Wohn ist, der keine rechte Frucht bringet. Vrsach ist, daß sie die zierlichkeit der Zungen im Singen, daß ist, den blossen Schall höher achten als die *Realia naturæ*, das ist, das so in der Natur an jhme selbst etwas rechts ist. Oder damit ichs euch besser erklære: Sie sehen auff die Schalen, vnd suchen nit den Kern: sie hœren den Klang, sehen aber nit die Glocke: spüren wol den Schatten, sehen aber den Esel nicht. Mann muß auff das *Centrum Naturæ* sehen. Verstehet Jhr Herrn was *Centrum Naturæ* ist, es ist das Mittel in der Natur, der Dotter im Ey, der Kern in der Nuß: der Mittel Kegel oder Kœnig auff dem Kugelplatz, der gilt ja allzeit mehr als die andern alle, wann er allein felt. Nun wolan liebe Herren! Jhr meinet, jhr habt die Erkantnis der rechten Music, vnd also den Sack bey den vier zipfflen. Aber, o weit gefehlt! sagt der Metzger, wolt den Ochsen auff den Kopff schlagen, vnd traff jhn auf den Schwantz. Merket jhr Herren! Worauff vnser Kœnig, Herr Simpel, nach seinem hohen verstande siehet; nœmlich auff den Kern der rechten Music, dieselbe stehet nicht darinnen, daß nur ein Lieblicher Thon vnd Schall in die Ohren klinge: sondern mercket! sie erfordert viel mehr zwey stück; nœmlich Verstand in Worten vnd gewisse zahl in deutung: Diß ist die rechte Platonische vnd Pythagorische zahl Music, durch welche man zum hœchsten komt, auch die Einigung vnd widersinnigkeit inn den Creaturen erkennet wird. Ja, wo wolt jhr aber dieselb in der Nachtigallen vnd jhrer Gesellschafft gesang finden. Es ist eine stæte veränderung, vertræhung vnd verwechselung der Stimme darinnen: aber was nutzet daselbige. Es muß solche vnd dergleichen Music, gleich wie alle andere Künste, so heutiges Tages in grosser ohnvolkomenheit stehen, doch widerumb in die alte Simplicitet gebracht werden.

Nun wolan! betrachtet des kukkuks Gesang, da werdet jhr finden; wie den Gelährten Pansophisten wol bewust ist; daß solches Gesang in den vier HauptSprachen gleichstimmig, nur allein in verwechselung der dreyen vocalen, i, o, u, das ist, im Jubel, Juh! oder Jou! geschrey, erfunden wird. Als nœmlich in der Hebraischen Sprachen kikkik, daher sie diesen Vogel auch Kik nennen. In der Griechischen kokkok, darumb sie jhn auch Kokkyx heissen. Bey den Latinern Cucene, vnd wird der Vogel von jhnen Cuculus benahmet. In Teutscher Sprach Kukkuk, daher sie jhme gleichen nahmen Kukkuk geben. Sehet! diß ist ja nit ein gering Geheimnis.

Nun werden solche nahmen, in erstgemelten vier Sprachen, diesem Gesang nit vergebens zugeeignet, sondern es wird seine Krafft vnd Wirckung damit angedeutet.

Die Hebreer nennens von einem sonder wunderbahren Gewechs her, welches in jhrer Sprache Kikajon, von Dioscoride kiki, auff Deutsch ein Wunderbaum oder Creutz-Baum genennet wird: weil diß Gesang ein Wunderfame vnd dem Creutz nach eine

gesegnete stimme seye. Dann schawet dieses Vogels stimme, hat in allen vier Haupt-Sprachen nur einen Consonant vnd denselben viermahl, darneben einen Vocal, und denselben zweymahl. So man nun dieselbe nach der Cabala in jhre Ordnung setzet, so gibt es ein wunderbahres Creutz. Solchs will ich euch vor augen stellen vnd augenscheinlich vormahlen. Hiermit machte der Creutz-Fuchs, mit seinem Vorderem Rechten Klawen folgende Figuren auff die Erde in den Sand-Boden, alsо:



Sehet! Günstige Herren, ist dann dieses nun nicht eine Themuratische, Hieroglyphische Metathesische verzwickte Geheimnis der Stimme vnd Gesang des Kukkuks, in den vier Haupt sprachen? Sehet doch von wunderswegen! wie es so ein feines Creutz gibt, welchs sich zugleich auch schier einer Rosen vergleicht. Wiewol sonst zwar noch ein andere Heimlichkeit vnd Mistерey drinnen verborgen ist: aber ytzt dißmahl nicht zuoffenbahren.

Die Griechen benahmen dieses Gesang von dem wörtlin Kokky, welchs heist geschwind, hurtig Freudig: Also daß diese Stimme anmahnet; wann sie im Jahr gehöret wird, daß man freudig vnd geschwind an die arbeit gehen soll, vnd etwas nutzlichs vollbringen: vnd also diesem Vogel, als aller Gäuch Großvatter, der in derselben sprach Kokkes genennet wird, gehorsamlich folgen vnd sein Anmahnen in acht nehmen soll.

Die Latiner nennen diese Stimme, wie auch vast den Vogel selbsten vom wörtlein *Cuculio* oder *Cucullus*, welchs heist ein Kleid, damit man sich für dem Regen bedeckt vnd beschützet: man möchte es auch wol eine Nebelkappe, oder wie die Spötter davon reden ein Gauch vnd Narrenkapp nennen: anzuzeigen, wann man dieses Gesang nahe bey dem Hause oder Dorffe höre, daß man des Leimstängers Hut vnd Regenmantels nit vergesse.

Die Teutschen nennen dieses Gesang vom Wörtlein Kucken, das ist, schawen, lugen, aufffehen: als wolten sie sagen, der Vogel erinnert Vns, das wir sollen kucken, lugen, schawen vnd sehen was für ein zeit nunmehr vorhanden, vnd was Vns zuthun seye. Schawet! Jhr Herren was grosser Verstand, Lehr, vermahnung vnnd Weißheit in diesem Gesang verborgen ligt. Solches werdet Jhr gewißlich weder in der Nachtigallen, noch seiner Partey Vœgel Gesang finden. Dann es nit nur ein bloser thon, klang vnd schall, wie mancher Gauch höret, sondern ein verständliche, syllabische Wortstimme: gleich wie beydes vnsers Herr Kœnig Esels, vnnd auch ewer der Vœgel GanßKœnig stimme sein: Welche sich auch sehr fein zusamen gatten, also i, a. i a: gag, gag: kuk kuk: daß wo das gantz Geschlecht der Gänße solte abgehen, wüste ich nicht wer billicher bey den Vœgeln Kœnig werden solte, als eben der Kukkuk, wegen seines Gesanges vnd Stimme, damit er so CreutzWunderſam, zur Hertigen geschwindigkeit, weißlichem Vorsehen, kukken vnd Lugen gantz trewlich vermahnet.

Zum andern hat diese Stimme ein sehr grosses Geheimnis in sich, wegen der zahl Buchstaben so darinnen verfasset. Welches ob es wol Euch zuverstehen schweer vorfallen möchte, will ich doch solches kürtzlich andeuten.

Erstlich in der Hebraischen Sprach helt das Wort kikkik, den Buchstaben nach in der zahl in sich 420. Im Gricchischen kok-

kuk 220. Im Lateiniſchen Cuccuc 410. Im Teutſchen Kukkuk 80.

Die erſte zahl begreifft in ſich 8. Jubel vnd 28. gemeiner Jahr. Die andere, 4. Jubel vnd 24. gemeiner Jahr. Die dritte 8. Jubel vnd 18. Jahr. Die vierdte 1. Jubel vnd 31. gemeiner Jahr. Diß ſeind zuſamen gerechnet drey vnd zwantzig Jubel, vnd drey gemeiner Jahr.

Nun was bedeuten Vns dan die 20. JubelJahr? Sie zeigen vns an, die zwo vollkomene in der zehenden zahl vollbrachte Zeiten oder Perioden vnd ablauff der Welt, ſo allbereit ſchon vergangen. Die drey vbrigen Jubel bedeuten den Anfang, vnd nun etlicher maſſen verloffenen Partikel der letzten zehen Jubel Jahr der Welt, ſo doch nit vollkomlich erfüllet werden, vnd ſeind bey nahe der dritte Theyl des gantzen noch reſtierenden vmblauffs. Die drey vbrigen gemeine Jahr, zeigen an die drey reformirte Regiement, ſo im dritten Theyl der Letzten zeit ſollen geändert werden: in der dreyerley Thieren Kœnigreich. Da der Eſel, vber die vierfüſſige Thier; die Ganß vnder den Vœgeln: vnd der Stockfiſch bey den Fiſchen Kœnig vnd Regente ſein ſolle. Da die güldene zeit, wider vmbwenden vnd herbey rucken wird, vnd alle Knöpff Roſen bringen werden: vnd das Chaldeiſche fewr in der Egyptiſchen Finſterniß leuchten vnd ſcheinen ſoll. Darumb dann dieſer Vogel auch ein ſolche Stimme laſt erſchallen, welche inn allen vier Hauptſprachen, vor ſich vnd hinderſich mag geſungen werden, in gleichem Laut ohne verwechſelung der Buchſtaben kukkuk, das iſt, Lug! Lug! Seht! ſeht! ſehawt! ſehawt! oder wie der artige Vers, welchen etwan ein ſehr gelehrter Poet eben vmb dieſer Sachen willen gemacht hat, darauff alſo lautet.

Ecce, vide, ſpice, nun kuk, botz velten!
videte.

Dann ytzt rucket die Glückliche zeit mit Macht herbey. Aber gleich wie der Vogel vnd ſein Geſang, alſo wird auch ſeine Propheceyung vnd die vorſtehende Glückzeit verachtet vnnd inn Wind geſchlagen.

Nun wolan! Jhr habt gnugſam Verſtanden was die Meinung ſey. Ich weiß aber wol die Sach iſt euch zu hoch, weil jhr in der Panſophey oder Phantaſey nicht, wie ich, ſtudiert habt: darumb komt es Euch ſo Spaniſch für. Vnd nicht deſtominder ſo ſoll es war ſein. Vnd ſchlieffe ich demnach, daß der Herr Simpel, Kœnig Eſel, weißlich vnd wol gevrtheylet hat, inn deme Er den Kukkuk der Nachtigallen wegen des Geſanges vorgezogen. Dann Er iſt ie fein auch werth.

Es wird auch, das weiß ich gewiß, dem Herrn Ganß Kœnige trefflich wollgefallen, daß vnſer, Herr Eſel Kœnig mit jhme ſo fein gleicher Meinung iſt. Verhoffentlich, wie in dieſer, alſo auch in anderen Sachen gute Einigkeit zwiſchen beyderley Thieren hinfort gepflantzet werden ſolle.

Dieſer Rede verwunderten ſie ſich alle, dann ſie hetten ſolchs nimmermehr hinder dem Kukkuk geſucht viel minder gefunden, wann es Jhnen der CreutzFuchs nit offenbahret hette. Die Nachtigall aber flog alſo balt mit jhrer Geſellſchafft darvon, in einen grünen Wald, ſungen jhr Liebliches Geſang einen weg als den andern immer fort mit Freuden, vnnd achteten wenig was der Liſtige CreutzFuchs davon redete, vnd der LangOhrige Eſel davon vrtheylete.

Dem Pappegeyen wolte diß Vrtheil nit allerding gefallen; were auch gerne alsbalt mit der Nachtigall davon geweſen: muſte aber doch bleiben vnd ein wenig verziehen, biß er ſich zuvor gegen dem EſelKœnig, im Nahmen ſeines Gaußkœniges, wegen des Vrtheils bedanckete. Welches Er zwar mit

wenig worten verrichtete, ſeinen Abſchied nahm, vnd darnach mit des Kukkuks Geſellſchafft ſich wider anheim machte. Wie dann auch Kœnig Simpel ſamt den ſeinigen ſich wider in ſeine GwaltBurg begab.

MARTIN OPITZ.

AUS DEM BUCH VON DER DEUTSCHEN POETEREY.

Martini Opitii Buch von der Deutſchen Poeterey. In welchem alle jhre eigenſchafft vnd zuegehœr gründtlich erzehlet, vnd mit exempeln außgeführet wird. *Breßlaw 1624. 40 ungezählte Blätter in 4°.*

DAS V. CAPITEL.

Von der zuegehœr der Deutſchen Poeſie, vnd erſtlich von der invention oder erfindung, vnd Diſpoſition oder abtheilung der dinge von denen wir ſchreiben wollen.

WEil die Poeſie, wie auch die Rednerkunſt, in dinge vnd worte abgetheilet wird; als wollen wir erſtlich von erfindung vnd eintheilung der dinge, nachmals von der zuebereitung vnd ziehr der worte, vnnd endtlich vom maße der ſylben, Verſe, reimen, vnnd vnterſchiedener art der *carminum* vnd getichte reden.

Die erfindung der dinge iſt nichts anders als eine ſinureiche faßung aller ſachen die wir vns einbilden können, der Himliſchen vnd jrrdiſchen, die Leben haben vnd nicht haben, welche ein Poete jhm zue beſchreiben vnd herfür zue bringen vornimpt: darvon in ſeiner Idea Scaliger außfürlich berichtet. An dieſer erfindung henget ſtracks die abtheilung, welche beſtehet in einer füglichen vnd artigen ordnung der erfundenen ſachen. Hier mußen wir vns beſinnen, in was für einem *genere carminis* vnd art der getichte (weil ein jegliches ſeine beſondere zuegehœr hat) wir zue ſchreiben willens ſein.

Ein Heroiſch getichte (das gemeiniglich weitleufftig iſt, vnd von hohem weſen redet) ſoll man ſtracks von ſeinem innhalte vnd der Propoſition anheben; wie Virgilius in den büchern vom Ackerbawe thut:

Quid faciat lætas ſegetes, quo ſidere terram
Vertere, Mæcenas, vlmisque adiungere vites
Conueniat; quæ cura boum, qui cultus habendo
Sit pecori, atque apibus quanta experientia pareis,
Hinc canere incipiam.

Vnd ich (wiewol ich mich ſchæme, das ich in mangel anderer deutſchen exempel mich meiner eigenen gebrauchen ſoll, weil mir meine wenigkeit vnd vnvermœgen wol bewuſt iſt) in dem erſten buche der noch vnaußgemachten Troſtgetichte in Wiederwertigkeit des Krieges:

Des ſchweren Krieges laſt den Deutſchland jetzt empfindet,
Vnd das Gott nicht vmbſonſt ſo hefftig angezündet [pein
Den eifer ſeiner macht, auch wo in ſolcher
Troſt her zue holen iſt, ſoll mein getichte ſein.

Nachmals haben die heiden jhre Götter angeruffen, das ſie jhnen zue vollbringung des

werches beyſtehen wollen: denen wir Chriſten nicht allein folgen, ſondern auch an frömigkeit billich ſollen vberlegen ſein. Virgilius ſpricht weiter an gedachtem orte:

Vos, o clariſsima mundi
Lumina, labentem cœlo quæ ducitis annum,
Liber, et alma Ceres, &c.

Vnd ich:

Diß hab ich mir anjetzt zue ſchreiben fürgenommen.
Ich bitte wolleſt mir geneigt zue hülffe kommen
Du höchſter troſt der welt, du zueverſicht in not,
Du Geiſt von GOtt geſandt, ja ſelber wahrer GOtt.
Gieb meiner Zungen doch mit deiner glut zue brennen,
Regiere meine fauſt, vnd laß mich glücklich rennen
Durch dieſe wüſte hahn, durch dieſes newe feldt,
Darauff noch keiner hat für mir den fuß geſtelt.

Wiewol etliche auch ſtracks zue erſte die anruffung ſetzen. Als Lucretius:

Aeneadum genetrix, hominum diuumque voluptas,
Alma Venus, &c.

Vnd Wilhelm von Salluſt in ſeiner andern woche:

Grand Dieu, qui de ce Tout m'as fait voir la naiſſance,
Deſcouure ſon berceau, monſtre-moy ſon enfance,
Pourmeine mon eſprit par les fleuris deſtours
Des vergers doux-flairans, où ſerpentoit le cours
Des quatre viues eaux: conte-moy quelle offence
Bannit des deux Edens Adam, et ſa ſemence.

Gott, der du mich der welt geburt haſt ſehen laſſen,
Laß mich nun jhre wieg' vnd kindheit jetzt auch faſſen,
Vnd meinen Geiſt vnd ſinn ſich in dem kreiß' ergehn
Der gärte vol geruchs, hier wo vier flüſſe ſchœn'
Hinraufchen mitten durch: erzehl' vmb was für ſachen
Sich Adam vnd ſein fam' auß Eden muſte machen.

Doch iſt, wie hier zue ſehen, in der anruffung allzeit die propoſition zuegleich begrieffen. Auff dieſes folget gemeiniglich die dedication; wie Virgilius ſeine *Georgica* dem Keiſer Auguſtus zuegeſchrieben. Item die vrſache, warumb man eben dieſes werck vor ſich genommen: wie im dritten buche vom Ackerbawe zue ſehen:

Cetera, quæ vacuas tenuiſſent carmina mentes,
Omnia jam vulgata; vnd wie folget. Dem ich in den Troſtgetichten auch habe nachkommen wollen:

Das ander iſt bekandt. wer hat doch nicht geſchrieben
Von Venus eitelkeit, vnd von dem ſchnœden lieben,
Der blinden jugendt luſt? wer hat noch nie gehœrt
Wie der Poeten volck die groſſen Herren ehrt,
Erhebt ſie an die lufft, vnd weiß herauß zue ſtreichen
Was beſſer ſchweigens werth, leſt ſeine Feder reichen
Wo Menſchen tapfferkeit noch niemals hin gelangt,
Macht alſo das die welt mit bloſſen lügen prangt?
Wer hat zue vor auch nicht von rieſen hœren ſagen,

Die Waldt vnd Berg zuegleich auff einen orth getragen,
Zue ſtürtzen Jupitern mit aller ſeiner macht,
Vnnd was des weſens mehr? nun ich bin auch bedacht
Zue ſehen ob ich mich kan auß dem ſtaube ſchwingen,
Vnd von der dicken ſchar des armen volckes dringen
So an der erden klebt. ich bin begierde voll
Zue ſchreiben wie man ſich im creutz' auch frewen ſoll,
Sein Meiſter ſeiner ſelbſt. ich wil die neun Göttinnen,
Die nie auff vnſer deutſch noch haben reden können,
Sampt jhrem Helicon mit dieſer meiner handt
Verſetzen allhieher in vnſer Vaterlandt.
Vieleichte werden noch die bahn ſo ich gebrochen,
Geſchickter dann ich nach mir zue beſſern ſuchen,
Wann dieſer harte krieg wird werden hingelegt,
Vnd die gewündſchte rhue zu Land vnd Meer gehegt.

Das getichte vnd die erzehlung ſelber belangend, nimpt ſie es nicht ſo genawe wie die Hiſtorien, die ſich an die zeit vnd alle vmbſtende nothwendig binden mußen, vnnd wiederholet auch nicht, wie Horatius erwehnet, den Troianiſchen krieg von der Helenen vnd jhrer brüder geburt an: leſt viel außen was ſich nicht hin ſchicken wil, vnd ſetzet viel das zwar hingehöret, aber newe vnd vnverhoffet iſt, vntermenget allerley fabeln, hiſtorien, Kriegeskünſte, ſchlachten, rahtſchläge, ſturm, wetter, vnd was ſonſten zue erweckung der verwunderung in den gemütern von nöthen iſt; alles mit ſolcher ordnung, als wann ſich eines auff das andere ſelber alſo gebe, vnnd vngeſucht in das buch keme. Gleichwol aber ſoll man ſich in dieſer freyheit zue tichten vorſehen, das man nicht der zeiten vergeße, vnd in jhrer warheit irre. Wiewol es Virgilius, da er vorgegeben, Eneas vnd Dido hetten zue einer zeit gelebet, da doch Dido hundert jahr zuevor geweſen, dem Keyſer vnd Rœmiſchen volcke, durch welches die ſtadt Carthago bezwungen worden, zue liebe gethan, damitt er gleichſam von den böeſen flüchen der Dido einen anfang der feindſchafft zwiſchen dieſen zweyen mächtigen völckern machte. Ob aber bey vns Deutſchen ſo bald jemand kommen möchte, der ſich eines volkommenen Heroiſchen werckes vnterſtehen werde, ſtehe ich ſehr im zweifel, vnnd bin nur der gedancken, es ſey leichtlicher zue wündſchen als zue hoffen.

Die Tragedie iſt an der maieſtet dem Heroiſchen getichte gemeße, ohne das ſie felten leidet, das man geringen ſtandes perſonen vnd ſchlechte ſachen einführe: weil ſie nur von Kœniglichem willen, Todtſchlægen, verzweiffelungen, Kinder- vnd Vætermörden, brande, blutſchanden, kriege vnd auffruhr, klagen, heulen, ſeuffzen vnd dergleichen handelt. Von derer zugehœr ſchreibet vornemlich Ariſtoteles, vnd etwas weitleufftiger Daniel Heinſius; die man leſen kan.

Die Comedie beſtehet in ſchlechtem weſen vnnd perſonen: redet von hochzeiten, gaſtgeboten, ſpielen, betrug vnd ſchalckheit der knechte, ruhmrætigen Landtsknechten, buhlerſachen, leichtfertigkeit der jugend, geitze des alters, kupplerey vnd ſolchen ſachen, die tæglich vnter gemeinen Leuten vorlauffen. Haben derowegen die, welche heutiges tages Comedien geſchrieben, weit geirret, die Keyſer vnd Potentaten eingeführet; weil ſolches den regeln der Comedien ſchnurſtracks zuewieder laufft.

Zue einer Satyra gehœren zwey dinge: die lehre von gueten sitten vnd ehrbaren wandel, vnd hœffliche reden vnd schertzworte. Jhr vornemstes aber vnd gleichsam als die seele ist, die harte verweisung der laster vnd anmahnung zue der tugend: welches zue vollbringen sie mit allerley stachligen vnd spitzfindigen reden, wie mit scharffen pfeilen, vmb sich scheußt. Vnd haben alle Satyrische scribenten zum gebrauche, das sie vngescheuet sich vor feinde aller laster angeben, vnd jhrer besten freunde ja jhrer selbst auch nicht verschonen, damit sie nur andere bestechen mœgen: wie es denn alle drey Horatius, Juuenalis vnnd Persius meisterlich an den tag gegeben.

Das Epigramma setze ich darumb zue der Satyra, weil die Satyra ein lang Epigramma, vnd das Epigramma eine kurtze Satyra ist: denn die kürtze ist seine eigenschafft, und die spitzfindigkeit gleichsam seine seele vnd gestalt; die sonderlich an dem ende erscheinet, das allezeit anders als wir verhoffet hetten gefallen soll: in welchem auch die spitzfindigkeit vornemlich bestehet. Wiewol aber das Epigramma aller sachen vnnd wörter fæhig ist, soll es doch lieber in Venerischem wesen, vberschrifften der begræbniße vnd gebæwe, Lobe vornemer Männer vnd Frawen, kurtzweiligen schertzreden vnnd anderem, es sey was es wolle, bestehen, als in spöttlicher hœnerey vnd auffruck anderer leute laster vnd gebrechen. Denn es ist eine anzeigung eines vnverschæmten sicheren gemütes, einem jetwedern, wie vnvernünfftige thiere thun, ohne vnterscheidt anlauffen.

Die Eclogen oder Hirtenlieder reden von schaffen, geißen, seewerck, erndten, erdgewächsen, fischereyen vnnd anderem feldwesen; vnd pflegen alles worvon sie reden, als von Liebe, heyrathen, absterben, buhlschafften, festtagen vnnd sonsten auff jhre bäwrische vnd einfältige art vor zue bringen.

In den Elegien hatt man erstlich nur trawrige sachen, nachmals auch buhlergeschäffte, klagen der verliebten, wündschung des todes, brieffe, verlangen nach den abwesenden, erzehlung seines eigenen Lebens vnnd dergleichen geschrieben; wie dann die meister derselben, Ouidius, Propertius, Tibullus, Sannazar, Secundus, Lotichius vnd andere außweisen.

Das ich der Echo oder des Wiederruffes zue ende der wörter gedencke, thue ich erstlich dem Dousa zue ehren, welcher mit etlichen solchen getichten gemacht hat, das wir etwas darvon halten; wiewol das so Secundus geschrieben (wie alle andere seine sachen) auch sehr artlich ist: darnach aber, weil ich sehe, das sie bey den Frantzosen gleichfalls im gebrauche sein; bey denen man sich ersehen kan. So sind jhrer auch zwey in meinen deutschen *Poematis*, die valengst zue Straßburg außgegangen, zue finden. Welchen buches halben, das zum theil vor etlichen jahren von mir selber, zum theil in meinem abwesen von andern vngeordnet vnd vnvbersehen zuesammen gelesen ist worden, ich alle die bitte denen es zue gesichte kommen ist, sie wollen die vielfältigen mängel vnd irrungen so darinnen sich befinden, beydes meiner jugend, (angesehen das viel darunter ist, welches ich, da ich noch fast ein knabe gewesen, geschrieben habe) vnnd dann denen zuerechnen, die auß keiner bœsen meinung meinen gueten namen dadurch zue erweitern bedacht gewesen sein. Ich verheiße hiermitt, ehestes alle das jenige, was ich von dergleichen sachen bey handen habe, in gewiße bücher ab zue theilen, vnd zue rettung meines gerüchtes, welches wegen voriger vbereileten edition sich mercklich verletzt befindet, durch

offentlichen druck jederman gemeine zue machen.

Hymni oder Lobgesänge waren vorzeiten, die sie jhren Göttern vor dem altare zue singen pflagen, vnd wir vnserem GOtt singen sollen. Dergleichen ist der lobgesang den Heinsius vnserem erlœser, vnd der den ich auff die Christnacht geschrieben habe. Wiewol sie auch zuezeiten was anders loben; wie bey dem Ronsard ist der Hymnus der Gerechtigkeit, der Geister, des Himmels, der Sternen, der Philosophie, der vier Jahreszeiten, des Goldes, &c.

Sylven oder wälder sind nicht allein nur solche *carmina*, die auß geschwinder anregung vnnd hitze ohne arbeit von der hand weg gemacht werden, von denen Quintilianus im dritten Capitel des zehenden buches saget: *Diuersum est huic eorum vitium, qui primùm discurrere per materiam stylo quàm velocissimo volunt, et sequentes calorem atque impetum ex tempore scribunt: Hoc syluam vocant;* vnd wie an den schœnen *syluis* die *Statius* geschrieben zue sehen ist, welche er in der Epistel für dem ersten buche nennet *libellos qui subito calore et quadam festinandi voluptate ipsi fluxerant*: sondern wie jhr name selber anzeiget, der vom gleichniß eines Waldes, in dem vieler art vnd sorten Bäwme zue finden sindt, genommen ist, sie begreiffen auch allerley geistliche vnnd weltliche getichte, als da sind Hochzeit- vnd Geburtlieder, Glückwündtschungen nach außgestandener kranckheit, item auff reisen, oder auff die zuerückkunfft von denselben, vnd dergleichen.

Die Lyrica oder getichte die man zur Music sonderlich gebrauchen kan, erfodern zuefœderst ein freyes luftiges gemüte, vnd wollen mit schœnen sprüchen vnnd lehren häuffig geziehret sein: wieder der andern Carminum gebrauch, da man sonderliche maasse wegen der sententze halten muß; damit nicht der gantze Cörper vnserer rede nur lauter augen zue haben scheine, weil er auch der andern glieder nicht entberen kan. Jhren inhalt betreffendt, saget Horatius:

Musa dedit fidibus diuos, pueroſque deorum
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et iuuenum curas, et libera vina referre.

Er wil so viel zue verstehen geben, das sie alles was in ein kurtz getichte kan gebracht werden beschreiben können; buhlerey, täntze, banckete, schœne Menscher, Gärte, Weinberge, lob der mæßigkeit, nichtigkeit des todes, &c. Sonderlich aber vermahnung zue der frœligkeit: welchen inhalts ich meiner Oden eine, zue beschlieſſung dieses Capitels, setzen wil:

Ode.

Ich empfinde fast ein grawen*)

DAS VII. CAPITEL.

Von den reimen, jhren wörtern vnd arten der getichte.

EIn reim ist eine vber einstimmung des lautes der syllaben vnd wörter zue ende zweyer oder mehrer verse, welche wir nach der art die wir vns fürgeschrieben haben zuesammen setzen. Damit aber die syllben vnd worte in die reimen recht gebracht werden, sind nachfolgende lehren in acht zue nemen.

Erstlich, weil offte ein Buchstabe eines doppelten lautes ist, soll man sehen, das er in schlieſſung der reimen nicht vermenget werde. Zum exempel: Das e in dem worte ehren wird wie ein griechisch *ε*, in dem worte nehren wie ein *η* außgesprochen: kan ich also mit diesen zweyen keinen reim

*) s. TA. II. Sp. 517. 518.

ſchlieſſen. Item, wenn ich des Herren von Pybrac *Epigramma* wolte geben:

Adore aſſis, comme le Grec ordonne,
Dieu en courant ne veut eſtre honoré,
D'vn ferme coeur il veut eſtre adoré,
Mais ce coeur là il faut qu'il nous le donne.

Zum beten ſetze dich, wie jener Grieche lehret,
Denn GOtt will auff der flucht nicht angeruffen ſein:
Er heiſchet vnd begehrt ein ſtarckes hertz' allein;
Das hat man aber nicht, wann er es nicht beſcheret.

Hier, weil das e im lehret wie *e*, das im beſcheret wie *η* geleſen wird, kan ich vor beſcheret das wort verehret ſetzen. So ſchicken ſich auch nicht zuſammen entgegen vnd pflegen; verkehren vnd hœren: weil das ö von vnns als ein *e*, vnnd mitlere ſylbe im verkehren wie mit einem *η* geleſen wirdt. So kan ich auch iſt vnd b iſt wegen des vngleichen lautes gegen einander nicht ſtellen.

Das e, wann es vor einem andern ſelblautenden Buchſtaben zue ende des wortes vorher gehet, es ſey in waſſerley verſen es wolle, wird nicht geſchrieben vnd außgeſprochen, ſondern an ſeine ſtatt ein ſolches zeichen ' darfür geſetzt. Zum exempel wil ich nachfolgendes Sonnet ſetzen, weil dieſe außenlaſſung zue ſechs malen darinnen wiederholet wird.

Ich muß bekennen nur, wol tauſendt wündtſchen mir,
Vnd tauſendt noch darzue, ich möchte die doch meiden
Die mein' ergetzung iſt, mein troſt, mein weh vnd leiden
Doch macht mein ſtarckes hertz', vnd jhre groſſe ziehr,
An welcher ich ſie ſelbſt dir, Venus ſetze für,
Das ich, ſo lang' ein Hirſch wird lieben püſch' vnd Heiden,
So lange ſich dein Sohn mit threnen wird beweiden,
Wil ohne wancken ſtehn, vnd halten vber jhr.
Kein menſchlich weib hat nicht ſolch gehn, ſolch ſtehn, ſolch lachen,
Solch reden, ſolche tracht, ſolch ſchlaffen vnd ſolch wachen:
Kein Waldt, kein Heller fluß, kein hoher Berg, kein Grundt
Beherbrigt eine Nymf' an welcher ſolche gaben,
Zue ſchawen mœgen ſein; die ſo ſchœn haar kan haben,
Solch' augen als ein ſtern, ſo einen roten mund.

Hiervon werden außgeſchloſſen, wie auch Ernſt Schwabe in ſeinem Büchlein erinnert, die eigenen namen, als: Helene, Euphroſine; darnach alle einſylbige wörter, als: Schnee, See, wie, die, &c.

Zue ende der reimen, wann ein Vocalis den folgenden verß anhebet, kan man das e ſtehen laſſen oder weg thun. Stehen bleibt es:

wie rufft er vor dem ende
Vns ſeinen Kindern zue.

Weg gethan aber wird es:

Jhr hœlen voller moß, jhr auffgeritzten ſtein',
Jhr felder, &c.

Wann auff das e ein Conſonans oder mitlautender Buchſtabe folget, ſoll es nicht auſſen gelaſſen werden: ob ſchon niemandt bißher nicht geweſen iſt, der in dieſem nicht verſtoſſen. Ich kan nicht recht ſagen:

Die wäll der ſtarcken Stadt vnnd auch jhr tieffe Graben;

Weil es die Wälle vnd jhre Graben ſein ſoll. Auch nicht wie Meliſſus:

Rot rœßlein wolt ich brechen,
für, Rote rœßlein.
Gleichfals nicht:
Nemt an mein fchlechte reime,
für: Meine.

Es foll auch das e zueweilen nicht auß der mitten der wörter gezogen werden; weil durch die zuefammenziehung der fylben die verfe wiederwertig vnd vnangeneme zue lefen fein. Als, wann ich fchriebe:

Mein Lieb, wann du mich drücktft an deinen lieblchen Mundt,
So thets meinm hertzen wol vnd würde frifch vnd gfundt.

Welchem die reime nicht beffer als fo von ftatten gehen, mag es künlich bleiben laffen: Denn er nur die vnfchuldigen wörter, den Lefer vnd fich felbft darzue martert vnnd quelet. Wiewol es nicht fo gemeinet ift, das man das e niemals auffenlaffen mœge: Weil es in Cancelleyen (welche die rechten lehrerinn der reinen fprache find) vnd fonften vblich, auch im außreden nicht verhinderlich ift. Vnnd kan ich wol fagen, vom für von dem, zum für zue dem, vnd dergleichen. So ift es auch mit den *verbis*. Als:

Die Erde trinckt für fich, die Bäwme trincken erden,
Vom Meere pflegt die lufft auch zue getruncken werden,
Die Sonne trinckt das Meer, der Monde trinckt die Sonnen;
Wolt dann, jhr freunde, mir das trincken nicht vergonnen?

Hier, ob gleich die wörter trincket, pfleget, wollet, in eine fylbe gezogen find, gefchichet jhnen doch keine gewalt. Hiefige verß aber findt im Griechifchen bey dem Anacreon:

Η γῆ μέλαινα πίνει,
Πίνει δὲ δένδρε' αὐτὴν,
Πίνει θάλασσα δ' ἄυρας,
Ὁ δ' ἥλιος θάλασσαν,
Τὸν δ' ἥλιον σελήνη.
Τί μοι μάχεσθ' ἑταῖροι,
Κ'ἄυτῶ θέλοντι πίνειν;

Welche oden ich fonft auch in ein *diftichon* gebracht; weil ich zue den lateinifchen Anacreonten weder luft noch glück habe

Terra bibit, terram plantæ, auras æquor, amici,
Æquor Sol, Solem Luna; nec ipfe bibam?

Stehet das h zue anfange eines wortes, fo kan das e wol geduldet werden; als:

Vnd was hilfft es das mein fpiel
Alle die es hœren loben,
Du hergegen, o mein licht?
Die ich lobe, hœrft es nicht.

Oder auch auffen bleiben; als:

Was kan die künftlich' hand?

Ferner foll auch das e denen wörtern zue welchen es nicht gehœret vnangehencket bleiben; als in *caſu nominatiuo*:

Der Venus Sohne. Item, wie Melißus fagt:
Ein wolerfahrner helde.

Vnd:

Dir fcheint der Morgenfterne;
Weil es Sohn, Held, Stern heiffet.

Vber-diß, die letzte fylbe in den männlichen, vnd letzten zwo inn den weiblichen reimen (wie wir fie bald abtheilen werden) follen nicht an allen Buchftaben gleiche fein; als, in einem weiblichen reime:

Wir follen frembdlingen gar billich ehr' erzeigen,
Vnd fo viel mœglich ift, ein willig hertze zeigen.

Es ift falfch; weil die letzten zwo fylben gantz eines findt: kan aber fo recht gemacht werden:

Wir follen frembdlingen gar billich ehr' erzeigen,

Vnd, wann es müglich iſt, die Sonn' auch
selbſt zueneigen.

. . . . . .

Gleichfals begehet man einen fehler, wann in dem *rythmo fœminino* die letzte ſylbe eines verſes ein t, des andern ein d hat; weil t harte vnd d gelinde außgeſprochen wird. Als im 23. Pfalme:

Auff einer grünen Awen er mich weidet,
Zum ſchœnen friſchen waſſer er mich leitet.

So auch, wann das eine u ein ſelblautender, das andere ein doppeltlautender Buchſtabe iſt, vnd faſt wie ein i außgeſprochen wird. Als im 42. Pfalme:

Bey jhm wird heil gefunden,
Iſrael er von ſünden.

Dann in dem Worte fünden iſt das u ein *diphthongus*.

Vnd letzlich wird der reim auch falſch, wann in dem einen verſe das letzte wort einen doppelten *conſonantem*; vnnd das in dem andern einen einfachen hat; als: wann der eine verß ſich auff das wort harren; der andere auff das wort verwahren, oder der eine auff rafen, der andere auff gleicher maſſen endete. Denn es eine andere gelegenheit mit der Frantzœſiſchen ſprache hatt, da zwar zweene *conſonantes* geſchrieben, aber gemeiniglich nur einer außgeſprochen wird.

Das wir nun weiter fortfahren, ſo iſt erſtlich ein jeglicher verß, wie ſie die Frantzoſen auch abtheilen, (denn der Italiener zarte reimen alleine auf die weibliche endung außgeben) entweder ein *fœmininus*, welcher zue ende abſchieſſig iſt, vnd den accent in der letzten ſylben ohne eine hat, Als:

Er hat rund vmb ſich her das waſſer außgeſpreitet,
Den köſtlichen pallaſt des Himmels zue bereitet;

Oder *maſculinus*, das iſt, männlicher verß, da der thon auff der letzten ſylben in die hœhe ſteiget; als:

Den donner, reiff vnd ſchnee, der wolcken blawes zelt,
Oft, Norden, Sud vnd Weſt, in ſeinen dienſt beſtelt.

Nachmals iſt auch ein jeder verß entweder ein *iambicus* oder *trochaicus*; nicht zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewiſſe grœſſe der ſylben können inn acht nemen; ſondern das wir aus den *accenten* vnnd dem thone erkennen, welche ſylbe hoch vnnd welche niedrig geſetzt ſoll werden. Ein Jambus iſt dieſer:

Erhalt vns Herr bey deinem wort.

Der folgende ein Trochéus:

Mitten wir im leben ſind.

Dann in dem erſten verſe die erſte ſylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierde hoch, vnd ſo fortan, in dem anderen verſe die erſte ſylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch, &c. außgeſprochen werden. Wiewol nun meines wiſſens noch niemand, ich auch vor der zeit ſelber nicht, dieſes genawe in acht genommen, ſcheinet es doch ſo hoch von nœthen zue ſein, als hoch von nœthen iſt, das die Lateiner nach den *quantitatibus* oder grœſſen der ſylben jhre verſe richten vnd reguliren. Denn es gar einen übelen klang hat:

Venus die hat Juno nicht vermocht zue obſiegen; weil Venus vnd Juno Jambiſche, vermocht ein Trochéiſch wort ſein ſoll: obſiegen aber, weil die erſte ſylbe hoch, die andern zwo niedrig ſein, hat eben den thon welchen bey den lateinern der *dactylus* hat, der ſich zueweilen (denn er gleichwol auch kan geduldet werden, wenn er mit vnterſcheide gefatzt wird) in vnſere ſprache, wann man dem geſetze der reimen keine gewalt thun wil, ſo wenig zwingen

leßt, als *caſtitas*, *pulchritudo* vnd dergleichen in die lateiniſchen *hexametros* vnnd *pentametros* zue bringen ſind. Wiewol die Frantzoſen vnd andere, in den eigentlichen namen ſonderlich, die accente ſo genawe nicht in acht nemen; wie ich dann auch auff art des Ronſardts in einer Ode geſchrieben:

Bin ich mehr als Anacreon,
Als Steſichór vnd Simonídes,
Als Antimáchus vnd Bion,
Als Philet oder Bacchylídes?

Doch, wie ich dieſes nur luſt halben gethan, ſo bin ich der gedancken, man ſolle den lateiniſchen accenten ſo viel mœglich nachkommen.

Vnter den Jambiſchen verſen ſind die zue fœderſte zue ſetzen, welche man Alexandriniſche, von jhrem erſten erfinder, der ein Italiener ſoll geweſen ſein, zue nennen pfleget, vnd werden an ſtatt der Griechen vnd Rœmer heroiſchen verſe gebraucht: Ob gleich Ronſardt die *Vers communs* oder gemeinen verſe, von denen wir ſtracks ſagen werden, hierzue tüchtiger zue ſein vermeinet; weil die Alexandriniſchen wegen ihrer weitleufftigkeit der vngebundenen vnnd freyen rede zue ſehr ähnlich ſindt, wann ſie nicht jhren mann finden, der ſie mit lebendigen farben herauß zue ſtreichen weiß. Weil aber dieſes einem Poeten zueſtehet, vnd die vber welcher vermœgen es iſt nicht gezwungen ſind ſich darmit zue ärgern, vnſere ſprache auch ohne diß in ſolche enge der wörter wie die Frantzœſiſche nicht kan gebracht werden, müſſen vnd können wir ſie an ſtatt der heroiſchen verſe gar wol behalten: inmaſſen dann auch die Niederländer zue thun pflegen.

Der weibliche verß hat dreyzehen, der männliche zwölff ſylben; wie der *iambus trimeter*. Es muß aber allezeit die ſechſte ſylbe eine *cæſur* oder abſchnitt haben, vnd *maſculinæ terminationis*, das iſt, entweder ein einſylbig wort ſein, oder den *accent* in der letzten ſylben haben; wie auch ein vornemer Mann, der des Herren von Bartas Wochen in vnſere ſprache vberſetzt hat, erinnert.

. . . . . .

Bey dieſer gelegenheit iſt zue erinnern, das die *cæſur* der ſechſten ſyllben, ſich weder mit dem ende jhres eigenen verſes, noch des vorgehenden oder nachfolgenden reimen ſoll; oder kürtzlich; es ſol kein reim gemacht werden, als da wo er hin gehœret: als:

Ein guet gewiſſen fragt nach bœſen mäulern nicht,
Weil ſeiner tugend liecht ſo klar hereiner bricht
Als wie Aurora ſelbſt, &c.

Dann ſolches ſtehet eben ſo vbel als die reimen der lateiniſchen verſe; deren exempel zwar bey den gueten Autoren wenig zue finden, der Mönche bücher aber vor etzlich hundert Jahren alle voll ſindt geweſen.

So iſt es auch nicht von nœthen, das der *periodus* oder ſententz allzeit mit dem verſe oder der *ſtrophe* ſich ende: ja es ſtehet zierlich, wann er zum wenigſten biß zue des andern, dritten, vierdten verſes, auch des erſten in der folgenden ſtrophe *cæſur* behalten wird. Zum exempel:

1. mein mein, wie bleich ich bin,
Nicht vom ſtudiren nur, ſo bleibt doch wie vorhin
Mein vorſatz vnbewegt; 2. ich wil mein glücke tragen
So lang' ich kan vnd mag; wil ſetzen auff den wagen
Der grawen Ewigkeit durch meiner Leyer kunſt
Die braune Flauia: 3. an ſtat der Muſen gunſt

Iſt jhrer augen glut: 4. das ſternenliechte, fewer
Kömpt, wie der ſchœne Nort den Schieffen, mir zue ſtewer.
. . . . . .

Die reimen deren weibliche verß eilff fylben, vnd die männlichen zehen haben, nennen die Frantzoſen *vers communs* oder gemeine verſe, weil ſie bei jhnen ſehr im brauche ſind. Wie aber die Alexandriniſchen verſe auff der ſechſten fylben, ſo haben dieſe auff der vierdten jhren abſchnitt. Als:

Im fall du wilt was Göttlich iſt erlangen,
So laß den leib in dem du biſt gefangen,
Auff, auff, mein Geiſt, vnd du mein gantzer ſinn,
Wirff alles das, was welt iſt von dir hin.

Weil die Sonnet vnnd *Quatrains* oder vierverſichten *epigrammata* faſt allezeit mit Alexandriniſchen oder gemeinen verſen geſchrieben werden, (denn ſich die andern faſt darzue nicht ſchicken) als wil ich derſelben gleich hier erwehnen.

Wann her das Sonnet bey den Frantzoſen ſeinen namen habe, wie es denn auch die Italiener ſo nennen, weiß ich anders nichts zue ſagen, als dieweil *Sonner* klingen oder wiederſchallen, vnd *ſonnette* eine klingel oder ſchelle heiſt, diß getichte vielleicht von wegen ſeiner hin vnd wieder geſchrenckten reime, die faſt einen andern laut als die gemeinen von ſich gehen, alſo ſey getauffet worden. Vnd beſtetigen mich in dieſer meinung etzliche Holländer, die dergleichen *carmina* auff jhre ſprache klinggetichte heiſſen: welches wort auch bey vnns kan auffgebracht werden; wiewol es mir nicht gefallen wil.

Ein jeglich Sonnet aber hat viertzehen *verſe*, vnd gehen der erſte, vierdte, fünffte vnd achte auff eine endung des reimens auß; der andere, dritte, ſechſte vnd ſiebende auch auff eine. Es gilt aber gleiche, ob die erſten viergenandten weibliche termination haben, vnd die andern viere männliche: oder hergegen. Die letzten ſechs verſe aber mœgen ſich zwar ſchrencken wie ſie wollen; doch iſt am bräuchlichſten, das der neunde vnd zehende einen reim machen, der eilffte vnd viertzehende auch einen, vnd der zwölffte vnd dreyzehende wieder einen. Zum Exempel mag dieſes ſein, welches ich heute im ſpatzieren gehen, durch gegebenen anlaß, ertichtet.

Sonnet.

Du ſchœne Tyndaris, wer findet deines gleichen,
Vnd wolt' er hin vnd her das gantze landt durchziehn?
Dein' augen trutzen wol den edelſten Rubin,
Vnd für den Lippen muß ein Türckiß auch verbleichen,
Die zeene kan kein goldt an hoher farb' erreichen,
Der mund iſt himmelweit, der halß ſticht Attſtein hin.
Wo ich mein vrtheil nur zue fellen würdig bin,
Alecto wird dir ſelbſt des haares halber weichen,
Der Venus ehemann geht ſo gerade nicht,
Vnd auch der Venus ſohn hat kein ſolch ſcharff geſicht;
In ſumma du bezwingſt die Götter vnnd Göttinnen.
Weil man dan denen auch die vns gleich nicht findt wol,
Geht es ſchon ſawer ein, doch guttes gönnen ſoll,
So wündtſch' ich das mein feind dich mœge lieb gewinnen.

Oder, im fall dieſes jemanden angenemer ſein möchte; Welches zum theil von dem Ronſardt entlehnet iſt:

Jhr, Himmel, lufft vnnd wind, jhr hügel voll von ſchatten,*)

. . . . . .

Quatrains oder *quatrini*, wie auß dem namen zue ſehen, ſind vierverßichte getichte oder *epigrammata*; derer hat der Herr von Pybrac hundert vnd ſechs vnd zwantzig im Frantzœſiſchen geſchrieben; von welchen ich nur dieſes ſetzen wil:

En bonne part ce qu'on dit tu dois prendre,
Et l'imparfaict du prochain ſupporter,
Couurir ſa faute, et ne la rapporter:
Prompt à louër, et tardif à reprendre.

Was man dir ſagt ſolt du zum beſten wenden,
Vnd wie du kanſt des nechſten ſeine ſchuldt
Beſeite thun, vnd tragen mit gedult:
Zum loben ſchnell', vnd langſam ſein zum ſchenden.

Hier reimen ſich der erſte vnd letzte verß ſo weiblich ſind zueſammen, vnd die mitleren zwey männlichen deßgleichen zueſammen. Wiewol man auch einen vmb den andern ſchrencken mag, oder lauter männliche oder weibliche ſetzen:

. . . . . .

Die andern verſe mag ein jeder mit ſieben, acht, fünff, ſechs, auch vier vnd drey ſylben, vnd entweder die männlichen oder die weiblichen lenger machen nach ſeinem gefallen.

Die reimen der erſten ſtrophe ſind auch zue ſchrencken auff vielerley art, die folgenden ſtrophen aber muſſen wegen der Muſic, die ſich zue dieſen *generibus carminum* am beſten ſchicket, auff die erſte ſehen.

*) *s. Th. II. Sp. 518. 519.*

Ein exempel einer Trocheiſchen Ode oder Liedes iſt in dem fünfften Capitel zue finden. Wil ich derhalben einen Jambiſchen geſang hieher ſchreiben.

Ode.

Derſelbe welcher dieſe nacht
Erſt hat ſein leben hingebracht,
Iſt eben auch wie die geſtorben
Die lengſt zuenor verblichen ſein,
Vnd derer leichnam vnd gebein
Vor vielen Jharen ſind vertorben.
Der Menſch ſtirbt zeitlich oder ſpat,
So baldt er nur geſegnet hat
So wird er in den Sandt verſencket,
Vnd legt ſich zue der langen rhue.
Wenn Ohr vnd Auge ſchon iſt zue,
Wer iſt der an die Welt gedencket?
Die Seele doch allein vnd bloß,
Fleugt wann ſie wird des Cörpers loß,
Zum Himmel, da ſie her gehüret.
Was dieſen ſchnœden leib betrifft,
Wird nichts an jhm als ſtanck vnd gifft,
Wie ſchœn' er vormals war, geſpüret.
Es iſt in jhm kein geiſt mehr nicht,
Das fleiſch felt weg, die haut verbricht,
Ein jeglich haar das muß verſtieben;
Vnd, was ich achte mehr zue ſein,
Die jenige kömpt keinem ein,
Die er für allem pflag zue lieben.
Der todt begehrt nichts vmb vnd an:
Drumb, weil ich jetzt noch wündtſchen kan,
So wil ich mir nur einig wehlen
Geſunden leib vnd rechten ſinn:
Hernachmals, wann ich kalt ſchon bin,
Da wil ich Gott den reſt befehlen.
Homerus, Sappho, Pindarus,
Anacreon, Heſiodus,
Vnd andere ſind ohne ſorgen,
Man red' jetzt auff ſie was man wil:
So, ſagt man nun gleich von mir viel,
Wer weiß geſchicht es vber morgen.

Wo dient das wändtſchen aber zue,
Als das ein Menſch ohn alle rhue
Sich tag vnd nacht nur ſelbſt verzehret?
Wer wändtſchet kränckt ſich jeder zeit,
Wer todt iſt, iſt ohn alles leidt.
O wol dem, der nichts mehr begehret.

Zue zeiten werden aber beydes Jambiſche vnd Trocheiſche verſe durch einander gemenget. Auch kan man Alexandriniſche oder gemeine ver vnd vater die kleinen ſetzen: Als:

Jhr ſchwartzen augen, jhr, vnd du, auch ſchwartzes Haar,
Der friſchen Flavia, die vor mein hertze war,
Auff die ich pflag zue richten,
Mehr als ein weiſer ſoll,
Mein ſchreiben, thun vnd tichten,
Gehabt euch jetzundt wol.
Nicht gerne ſprech' ich ſo, ruff' auch zue zeugen an
Dich, Venus, vnnd dein kindt, das ich gewiß hieran
Die miſſte ſchuldt nicht trage:
Ja alles kummers voll
Mich ſtündlich kränck' vnd plage
Das ich ſie laſſen ſoll, &c.

Die Saphiſchen geſänge belangendt, bin ich des Ronſardts meinung, das ſie, in vnſeren ſprachen ſonderlich, nimmermehr können angeneme ſein, wann ſie nicht mit lebendigen ſtimmen vnd in muſicaliſche inſtrumente eingeſungen werden, welche das leben vnd die Seele der Poeterey ſind. Dann ohne zweiffel, wann Sappho hat dieſe verſe gantz verzuckat, mit vneingeflochtenen fliegenden haaren vnnd lieblichem anblicke der verbuhleten augen, in jhre Cither, oder was es geweſen iſt, geſungen, hat ſie jhnen mehr anmutigkeit gegeben, als alle trompeten vnd paucken den manuhafftigen vnnd kühnen verſen, die jhr Landtsman Alcéus, als er ein Kriegesoberſter geweſen, ertichtet hat. . .

. . . . . .

In den Pindariſchen Oden, im fall es jemanden ſich daran zue machen geliebet, iſt die στροφὴ frey, vnd mag ich ſo viel verſe vnd reimen darzue nemen als ich wil, ſie auch nach meinem gefallen eintheilen vnd ſchrencken: ἀντιστροφὴ aber muß auff die στροφὴν ſehen, vnd keine andere ordnung der reimen machen: ἐπῳδὸς iſt wieder vngebunden. Wan wir dann mehr ſtrophen tichten wolten, muſſen wir den erſten in allem nachfolgen: wiewol die Gelehrten, vnd denen Pindarus bekandt iſt, es ohne diß wiſſen, vnd die andern die es aus jhm nicht wiſſen, werden es auß dieſem berichte ſchwerlich wiſſen lernen. Ich vor meine perſon, bin newlich vorwitzig geweſen, vnd habe mich vnterwinden dürffen auff Bernhardt Wilhelm Nüßlers, meines gelehrteſten freundes, vnd ſtatlichen Poetens, es ſey in vnſerer oder lateiniſcher ſprache, hochzeit eine dergleichen Oden vnd eine andere auff abſterben eines vornemen vom adel zue ſchreiben; mit welchen ich, ob ſie ſchon auff der eile weg gemacht ſindt, dieſes Capitel beſchlieſſen wil.

AUS DER SCHÆFEREY VON DER NYMPHE HERCYNIE.

Martin Opitzen Schæfferey Von der Nimfen Hercinie. *Breßlaw 1630. 66 S. in 4°. S. 23—32.*

Aber, ſagte Nüßler, was halten wir vnſere gäſte mitt anderen reden auff, weil jhnen vielleicht lieber were, in dieſen plätzen vndt gefilden ſich vmb zue ſchawen? Sie ließen

es jhnen beliebten, ſatzten ſich zuvor etwas vnter den ſchatten der hohen bäwme, vndt erzehlten von dieſem vndt jenem, was es theils in eines jeglichen ſeinem vaterlande, theils mitt jhrem eigenen zueſtande für beſchaffenheit hette. Als ſie nachmals vermeinten weiter zue gehen, vndt die gelegenheit ſelbiger orte zue beſichtigen, kamen ſie ohn gefehr an eine ſchœne bach, die mitt jhrem ſilbergläntzenden waßer die augen, vndt mitt dem lieblichen geräuſche ohren vnd ſinnen ergetzete. Ein edeles flüßlein, fieng Venator an, vndt weil die berge dermaſſen nahe ſindt, ſo muß es nicht weit hiervon entſpringen. Laßt vns, ſagte Buchner, ein wenig daran hinauff ſpatzieren. Wir waren faſt an den wurtzeln des ſchneegebirges, als wir einer Nimfe, die an einer friſchen grotte oder hœle auff den lincken arm gelehnet lag, gewahr worden, welche mitt einem ſubtilen durch ſcheinenden ſchleyer bekleidet war, die haare, ſo mit einem grünen krantze geziehret, auff eine frembde art auffgebunden hatte, vndt vnter der rechten handt ein geſchirr von dem weißeſten marmor hielte, darauß das quell deß bächleins geronnen kam. Wiewol wir nun über dem plötzlichen anſchawen nicht allein erſchracken, ſondern auch im zweiffel ſtunden, ob wir ſtehen ſolten oder lauffen, fieng doch die ſchœneſte creatur, oder viel mehr göttinn, mitt anmutiger ſtimme alſo an zue ſingen:

Jhr hirten, die jhr kompt zue ſchawen
Die quelle, dieſe berg' vndt awen,
Jhr hirten, lauffet nicht vor mir,
Ich bin des ortes Nimfe hier.
Der Zacken den jhr mich ſeht gießen,
Der minſte von den kleinen flüßen,
Führt oben ſilber klare flut,
Sein reiner ſandt tregt goldt vndt guet.
Warumb ſich freundt vndt feinde neiden,
Darbey könnt jhr die ſchaffe weiden.
Wer goldt zue waſchen erſt gelehrt,
Hat ja die menſchen hoch verfehrt!
Die götter lieben ſolche ſinnen,
Die güldinn' einfalt lieben können;
So kompt, jhr hirten, ſchawet an,
Was ich, vndt kein menſch zeigen kan.

Wir ſtunden verwundert vndt beſtürtzt, weren auch auß ſchrecken zuerück gelauffen, wann ſie mich nicht mit hœflicher demut bey der handt genommen, vndt die andern zue folgen vermahnet hette. Als wir in die hœle hinein kamen, ſahen wir nichts für vns als ein lauteres waßer, das ſich gegen jhr wie ein berg aufflehnete, vndt wir alſo trucken hindurch giengen. Von dannen befunden wir vns in einer faſt kühlen grotte, auß welcher nicht allein dieſes waßer ſämptlich gefloßen kam, ſondern auch andere ſtrœme durch verborgene gänge vndt adern der felſen hinauß drungen. Diß iſt, ſagte ſie, die ſpringkammer der flüße, darvon ſo viel felder befeuchtet, ſo viel flecken vndt ſtädte verſorget werden. Dieſe kleinere bach (darauff ſie dann mit jhren ſchneeweißen fingern zeigete) iſt auch ein theil des Zackens an dem jhr hieher gegangen ſeidt, vndt wirdt nicht ferren von dem gebirge mitt dem andern vermenget. Hier zur ſeiten ſehet jhr den vrſprung des fiſchreichen klaren Bobers, der jhm in einem ſchattichten walde ſein thor geſucht hatt, darauß er ſich durch berg vndt thal zwinget vndt windet, vndt, nach dem er bey Hirſchberg den Zacken in ſich geſchluckt, auch etzliche ſtädte, darunter, ſagte ſie zue mir, dein nicht allein dir ſondern auch vns Nimfen liebes, aber erſchöpfftes Vaterlandt iſt, begrüßet hatt, endtlich an dem ende des landes Schleſien ſeinen ſtrom vndt namen der Oder, dem haupte vndt regentinn der Schleſiſchen flüße, zuegleich einantwortet. Wie dann die goldtführende wilde Katzbach, derer brunnen nechſt darbey her-

auß quillet, nicht weit von Parchwitz dergleichen thut. Stracks oberhalb dieſer krieget der durchbrechende Queiß, da zur ſeiten die hochfallende Aupe, vndt, wo jhr den glatten kieß ſehet, die Iſer jhren vrſprung; welcher wir zwar wenig waßer, dennoch aber ſo viel andere reiche gaben verliehen, daß ſie den mangel des gewäſſers darmit wol erſetzen kan. Ich hette aus begiehr faſt angefangen zue fragen: ſie aber, die es mir am geſichte anſahe; dieſer große ſtrom, ſprach ſie, der gerichts für euch mit ſolchem ſtrudeln vndt prauſen herauß ſteiget, iſt die Elbe, ſo von jhrer geburtsſtat den hohen Alben die wir über vns haben den namen bekommen hat.

Wie wir vns nun über den ſeltzamen dingen der Natur verwunderten, vndt den vnerſchöpfften lauff der gewäßer beſtürtzt in augenſchein genommen, auch von wegen des großen gethœnes vndt rauſchens des auffſpringenden fluten faſt das gehœr verlohren hatten, gieng ſie durch ein weißes thor, welches vns von marmorſtein zue ſein bedächte, für vns her, vndt; Beſchawet nun, ſagte ſie, das ort, welches für mannes augen zwar ſonſt verſchloſſen iſt. In dieſem Erdengemache pflege ich ſampt meinen ſchweſtern der Thalien, Arethuſen, Cydippen, Opis vndt den andern die zeit zue vertreiben. Dieſe anmutige hœle war nach art der alten tempel zirckelrundt, vndt in zimlicher hœhe. Rings vmbher ſtunden gefrorene criſtallen ſäulen, welche von der grünen bewachſenen erden biß an die decke reichten, vndt mitt jhrem durchſichtigen glantze das gantze zimmer erleuchteten. Mitten innen ſaßen die Nimfen, alle blœende vndt jung von antlitz, auff grünen teppichen in einem kreiße vmbher, ſponnen, ſtickten vndt nehten an der ſubtileſten leinwadt, hatten allerhandt liebliche geſpreche, vndt erwehnete gleich damals eine, wie die ſtoltze weberinn Arachne der Minerven kampff angebotten; weil aber jhre arbeit der himmliſchen nicht zuegefagt, ſich ſelbſt erhenckt habe, vndt nachmals in eine ſpinne verwandelt worden ſey: daß ſie nunmehr als ein beyſpiel der vermeßenheit für den augen aller welt wircken vndt weben muße. Wer ſeine hoffart an den vnſterblichen außlaßen wil, fieng eine bräunlichte an, ſo Lycorias ſein ſolte (vnſere begleiterian aber hieße Hercinie) dem bekömpt es ja allzeit übel; vndt erzehlte wie der närriſche Midas mitt ſeiner blockpfeiffen den Apollo außgefodert, vndt endtlich nicht allein nicht den danck, ſondern auch gar eſelsohren davon bekommen habe: welches er zwar, gemeinem gebrauche der menſchen nach, verbergen wollen, ſolches auch ſeinem diener zue offenbahren verboten habe. Dieſer aber, dem gäntzlich zue ſchweigen vnmœglich geweſen, were zue einem ſchilffichten orte gegangen, hette ſeine heimligkeit den rhoren vertrawet, die, wann der windt daran geſchlagen, nachmals alle zue ſchreyen angefangen: Midas hatt eſelsohren. Sie lachten, vndt; Es mœgen wol rhore ſein, fieng eine andere an, darmit gelehrte leute ſchreiben, vndt die jenigen für der gantzen welt zue ſchanden machen, welche mitt jhrem vnbeſonnenen vrtheile von hurtigen vndt gelehrten gemütern wol zue erkennen geben, daß ſie Midas gleichen findt.

Nicht weit von jhnen lagen etzliche lauten, geigen vndt andere muſicaliſche inſtrumente; auch köcher vndt pfeile, die ſie, wann ſie nebenſt den Waldgöttinnen vndt Bergnimfen ſich mitt dem gejägdte ergetzen, zue gebrauchen pflegen. An der wandt waren vnterſchiedene hiſtorien mitt kleinen muſcheln vndt kleinen ſteinlein, vndt zwar ſo künſtlich, eingelegt, daß wir hinzu giengen, vndt es mehr für eines Apellens werck als für ſonſt etwas

anfahen. Vnter andern ſtundt die geſchichte, wie der Jupiter, welchen ſein vater Saturn freßen wollen, dem aber die Muter Rhea einen ſtein in die windeln gewickelt, vndt zue verſchlucken gegeben habe, von jhren der Nimfen ſchweſtern ſey erhalten, vndt durch einen adler bedienet worden. Baldt darneben, wie andere auß jhnen den Bacchus bey Niſa in Aſien erzogen, welche Jupiter nachmals zur danckbarkeit hinauff genommen, vndt zue den Hyaden, dem ſchœnen geſtirne, das vns gemeiniglich regen ankündiget, gemacht habe. An einem andern orte, wie die Nimfen Erato, Pemfredo vndt Dino dem Perſeus flügel vndt taſche (welche jhm gleichwol von den mahlern der himmliſchen bilder abgeſtrickt wirdt) geliehen, durch derer hülffe er der Meduſen das haupt abgeſchlagen, vndt endtlich die Andromeden, der ſtoltzen Caßiopeen tochter, von dem grawſamen meerwunder erlœſet. Ferner wie die Syrinx, als ſie für dem Pan geflohen, in die pfeiffe ſo Mercurius nachmals gebraucht; wie andere Flußnimfen von dem erzürnten Achelous in die Echinadiſchen inſeln verwandelt worden; vndt was allhier zue erzehlen nicht gelegenheit iſt.

Kompt weiter, ſagte Hercinie, vndt beſchawet die wohnung Thetis der vnſterblichen muter der Nimfen, wann ſie durch die verborgenen gänge des erdtreichs mitt jhren ſeeroßen hieher zue fahren, vndt vns zue beſuchen pfleget. Wir giengen in begleitung aller anderen Najaden, denen die gelben haare vmb den zarten halß vndt brüſte, vndt die dünnegewebten mäntel vmb jhre bloße leiber flogen, durch eine ärtzinne pforte, vndt kamen in einen köſtlichen ſaal von großer länge vndt breite. Der boden war an ſich ſelbſt criſtallinn, vndt mitt allerhandt ſchlangen, fiſchen vndt meerwundern von anderer art berhümbten ſteinen dermaßen eingefüget, daß wir im erſten anſchawen faſt nicht trawen vndt aufftreten wolten; deßen dann die Nimfen mitt einem ſüßen anblicke ſämptlich lachten. An der gewölbeten decke, die mitt blawen lazurſteinen über vndt über belegt war, vndt durch welche auß zweyen runden criſtallinnen fenſtern der anmutige tag den gantzen platz von oben her beleuchtete, ſchiene nicht weniger von eben dieſer köſtlichen arbeit das geflügel als in den wolcken herumb ſchweben, vndt mangelte, vnſers bedünckens, nichts als die ſtimme. Auff beyden ſeiten ſtunden in gleicher zahl vndt abtheilung ſeßel von agſteine, deren einer vmb den andern roth oder gelbe war. Hinten, wie auch gegen der foderthür zue, waren zwey vergüldete altare, auff deren einem dem großen Ocean, auff dem andern der Thetis geopffert wardt. Nicht weit von einem jeglichen ſprungen auß zweien weiten ſilbernen becken oder ſchalen, ſo ingleichen von ſilbernen Sirenen gehalten worden, fehr anmutige quelle, die eine blancke metalline kugel in die hœhe trieben, vndt darmit ſpieleten; auch gleich wieder herab fielen, vndt von ſich ſelbſt verſchlucht vndt ſtets wiederumb auffgeſtoßen worden. In der mitten war eine lange tafel von polirtem ſteine, an welcher Thetis mit jhnen ſpeiſe vndt tranck zue nemen pfleget.

Jhr hirten, fieng Hercinie an, wir wißen was der himmel vndt die Muſen euch verliehen, vndt mitt was für begiehr der wißenſchafft jhr behafftet ſeidt. So laßet euch nun, indeßen das meine Schweſtern den Vnſterblichen jhren dienſt erzeigen, vnd jhr gebürliches opffer fürtragen, von mir zeigen, was die gemelde vnd ſchrifften an den wänden allhier in ſich halten. Wißet, ſagte ſie ferner, daß alles was jhr biß anher geſehen vndt noch ſehen werdet, inheimiſche

außbeute, in dieſen gründen geſeiffet, in dieſen wäſern gewaſchen, hier gefunden vndt gearbeitet ſey. Der weiße chalcedonier, der ſchwartze criſtall, der violbraune amethiſt, der blawe ſaffir, der ſtriemichte jaſpis, die tunckelrothen granaten, der fleiſchfarbene carniol, der rothgelbe giffſteindt der hyaciath, der gelbichte beryll, der vielfärbichte achat, der gelbe topazier, welchen jhr in der handt jenes adlers (vndt zeigte einen adler an der decken darauff Ganymedes ſaß) als einen plitz fünckeln ſehet, der helle demant, findt alle hier zue hauſe. Dieſe perlen, dieſes ſilber, diß goldt in flœtzen vndt quärtzen, flämmicht vndt körnicht in hieſigen reichen gefilden vndt gegenden an zue treffen; des zinnes, kupffers, eiſens, glaſes vndt allen deßen was die magdt des hœchſten Gottes vndt die gütige muter der menſchen die Natur ſonſt gebiehret, zue geſchweigen. Hiermit führte ſie vns erſtlich wiederumb der pforten zue, daräber folgende reime ſtunden:

Jhr blinden ſterblichen, was zieht jhr vndt verreiſt
In beydes Indien? was wagt jhr ſeel vndt geiſt
Für jhren knecht den leib? jhr holet krieg vndt ſtreit,
Bringt auß der newen welt auch eine welt-voll leidt.
Jhr pflügt die wilde ſee, vergeßet ewer landt,
Sucht goldt das eiſern macht, vndt habt es bey der handt.
Den demant findet kaum der ſchwartze Moor ſo weiß,
Der jaſpis iſt vns ſchlecht, die perlen tregt der Queiß.
Hieher menſch, die Natur, die Erde ruffet dir:
Wohin? nach guete: bleib: warumb? du haſt es hier.

Nechſt dieſen Verſen, die in eine ſchwartze ſteinerne platten gehawen waren, folgeten auff der einen ſeiten viel hiſtorien vndt bilder von erſchaffung der welt; von der güldenen, ſilbernen, irrdenen vndt letzlich eiſernen zeit; von den himmelſtürmeriſchen Giganten; der überſchwemmung des erdtbodens; alles in der ordnung wie es Heſiodus, Apollodorus, Hyginus vndt andere, ſonderlich der ſinnreicheſte vnter allen poeten in ſeinen verwandelungsbüchern (darumb es allhier zu wiederholen vnnœtig iſt) verzeichnet haben. Auff der andern ſeiten ſtundt erſtlich eine landttafel, darinnen vnterſchiedene berge, ſchlößer, flüße vndt felder zue ſehen waren. Dieſes, ſagte ſie, iſt die gelegenheit hieſiger orte, deren grœßeſtes theil von langer zeit her die edelen Schaffgotſchen, weßen geſchlechtes verlauff jhr in folgenden gemelden vndt ſchrifften biß auff jetzigen werthen helden vernemen ſollet, beherrſchen. Jhr vhraltes geblüte, jhre tugendt, jhre lœbliche thaten, vndt ſonderlich die ſtille rhue, welcher wir vnter jhnen als gleichſam ſchutzgöttern bißanhero genoßen, hatt verdienet, jhnen bey vns allhier diß gedächtniß auff zue richten. Damit ich aber euch, als denen ſo zue nachſuchung der alten zeiten ſonderliche luſt tragen, etwas außführung thue, ſo wißet daß wie hieſiges hohe riſengefilde, hieſiger flintzberg vndt ſchneegebirge anfänglich von natürlichen erburſprünglichen deutſchen, den Marcomannen, Marſingern vndt dergleichen bewohnt, alſo auch von jhnen zueweilen der Hartz oder Herciniſche waldt, darvon ich heiße, zueweilen das Sudeten oder Sudœden gebirge ſey genennt worden: biß die Sarmatiſchen Winden (nicht die Wandaliſchen Völcker) jhre Viſtul oder Weixel überſchritten, vndt ſich dieſer vndt anderer lande bemächtigt haben. Daß aber dennoch allzeit etwas von Deutſchen übrig verblieben ſey, könnet jhr dan-

nenher von euch felbſt ſchließen, daß der name Bœmen, welcher allbereit vor anderthalb taufendt jharen vndt viel zeiten vor der Winden einfall berhümbt geweſen, noch heutiges tages nicht verloſchen iſt; wie dann auch ein theil dieſer berge die Alpe oder Elbe vndt dergleichen, bey jhren alten wörtern biß anjetzo verblieben ſindt. Hätten ewere Deutſchen mit ſolchem fleiße denckwürdige große thaten aufffchreiben, als verrichten können, oder die blutigen kriege für etzlichen hundert jharen mitt den leuten nicht auch zugleich das gedächtniß derſelben vndt alle geſchickligkeit außgerottet, ſo höndte der edelen Schoffe (dann alſo worden ſie vormals genennet) werther name, vndt die tapfferheit welche ſie zue befchützung des vaterlandes angewendet, euch mehr vor augen geſtellet werden: bey vns haben wir jhren rhum allein von der zeit auffgemerket, ſeidt vnſere bäche vnter jhrem ſchirme ruhig gefloßen, vnd ſie die beſitzer der orte, die zum theile hier entworffen ſtehen, geweſen ſindt.

AUS DEN STRAFSCHRIFTEN VON HANS MICHAEL MOSCHEROSCH.

Wunderliche und warhafftige Geſichte Philanders von Sittewald, Das iſt Straff-Schrifften Hanß-Michael Moſcherofch von Wilſtädt. In welchen Aller Weltwefen, Aller Männſchen Händel, mit ihren Natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalts, Heucheley, Thorheit bekleidet, offentlich auff die Schau geführet, als in einem Spiegel dargeſtellet und geſehen werden. *Erſter Th. Straßburg 1677. 8°.*

TODTEN-HEER.

VIERDTES GESICHT.

ALs ich nun, wie oben gemeldet, nach vierzehen tagen von *Moulins* hinweg, und auff Lyon gezogen, allda eine zeitlang *au Lyon d'or* verharret: geſchahe es, daß eines Montags, als ich neben meinen Reyßgefærten, Herrn Joachim Friderich Dybrn vff Sabor, Herren Georg Ficken auß Schleſien, vnd Herrn Chriſtian von Hartig auß Sittzn der Laußnitze, Meinen vertrauteſten Freunden und Brüdern vor andern, in der ruhe lag, nachts nach zwölff vhren, wir, durch läutung eines glöcklein auff der gaſſen, erwecket, aufffſtunden, und eines Männleins mit einer Lutzerne anſichtig wurden: welches anfienge gar beweglich, doch mit einer holen gebrochenen todten-Stimme, fehr förchterlich vnd gräuſchlich zu ruffen:

Refueillez vous bonnes gens qui dormez!
Priez Dieu pour les trespaſſez!
Qu'il leur vueille pardonner!

Das iſt auff Teutſch.

Wacht auff die Ihr ietzt ſchlafft zumal,
Vnd bittet für die Todten all
Auff daß Sie ſelig werden.

Ich, als ich ſolches gehœret? zuruck in mein beth, ſo behend, als ob der Todt bereitz hinder mir her geweſen wære. Und in Warheit zu reden, es kam vns alle eine rechte Forcht an, ſo erbärmlich und kätzerlich ward es zuhœren und zu ſehen, und wir die Nacht über gantz nicht mehr, oder doch ſehr wenig ſchlaffen kundten, ich auch folgenden

gantzen Tag mit so einsamen traurigen gedancken zubrachte, daß ich mir schwerlich selbsten darauß helffen kundte.

Wahr ist es zwar, daß Melancholy und Traurigkeit einem dapfferen Mann nicht wol anstehen, bevorab wann er sich von Ihro wolte überwinden lassen: welches eine anzeigung wære eines knechtischen ellenden verstands und Wesens; wie ich dergleichen an andern erfahren: doch dieses mahl mich selbst schwerlich darfür zu hüten wuste. Dan einen reysenden Studenten macht nichts eher *Melancho*lisch, als wan man Ihm nicht Gelt genug will von Hause schicken.

Gienge derowegen, zu benemmung solcher grillen, über meine Bücher: so bald ich aber nur ein Buch auffthate und zur ergötzlichkeit was lesen wolte, so kam mir immerdar etwas vom Todt zu gesichte, vnd lag mir das Todten-Männlein mit dem Glöcklein ohne vnderlaß im sinn vnd in den Ohren. In welchen hirnschelligen gedancken ich auch wider zu both gienge, theils wegen voriger nacht vnruh, theils wegen anderer dergleichen einfällen: in dem mir nachfolgendes in einem Gesicht vorkommen.

. . . . . .

Wie nun all das geschlepp vorbey war, dachte ich bey mir selbsten, was es doch bedeuten möchte? In des, sihe, da kam ein Person, die ich, weil sie keinen Bart hatte, nicht underscheiden kondte, ob sie ein Mann- oder Weibsbild wære: Sie war rahn von Leib, von Gestalt sehr leicht und fertig scheinend, beladen wie eines Müllers Esel, mit Cronen, Sensen, Sceptern, Sichlen, Hirtenstæben, Schaufflen, Axten, Bareten, Hüten, Hauben: von Muschlen, Perlen, Bley, Wolle, Gold, Silber, Edelgestein und anderem mehr gestickt, genehet, geflickt; das eine Aug hatte sie zu, das andere auffgethan: Ihre Kleidung war von allen farben, wie Hauß-Wursts: auff einer seite war sie Jung, auff der andern sehr Alt anzusehen: Bald gienge sie langsamb, bald hurtig und geschwind. Wann ich meynete sie wære gar weit, so war sie næchst bey und an mir: Ich konte mir nicht einbilden noch errathen, was doch so ein wunderlicher Auffzug bedeuten möchte: mich auch schwærlich deß lachens müssigen oder mæssigen. Es war mit einem Wort alles fisirlich und bossirlich anzusehen. Endlichen, da ich mich nit länger enthalten kundte, fragte ich fein sittiglich: Ach min! Jer! sagä doch, wer sinn jer? Ich bin der Todt! sprach sie. Wie? wie? was? Se Seit ihr der To Todt? Antwortete ich hingegen mit zittrendem Munde, Hände und Hertzen,

Obstupui retroque pedem cum voce repreßi.

Und nach dem ich den athem wider ein wenig erschnappet. ô Ge Gen Genædiger Herr To Todt, was wo wolt ihr da ma machen? Ich will dich holen! Antwortete er widerumb. Was? holen? ô weh! so mu muß ich dann ste ste sterben? Nein, sprach er, aber du must lebendig mit mir zu den Todten gehen, in mein Reich: dann weil der Todt je und zu allen zeiten, auff allerley weise und wege, zu den lebendigen Mänschen kommen ist, und noch tæglich kommet; so ist es billig, daß einsmahls einer von den Lebendigen so hœfflich seye, und auch uns in unserem Reich heimsuche. Darumb so mache es nicht lang, dann da hast du ein *Mandatum sine clausula, cum Executorialibus arctioribus et arctissimis:* und wird dir unverborgen seyn, daß meine Befehl ohn einige Ein- und Wider-red, ohn *Provocation* und *Appellation* müssen *exequi*ret und vollzogen werden, auch in deme der Kayser und Papst selbst nicht befreyet seyn mœgen.

Ich, mit erschrockener geängstigter Seele, dachte gleichwol wie ich diesem Mänschen-

feind entrinnen mochte: thate deßwegen einen ſprung zurück, und davon was giſchte was hefcht: Aber der Todt, viel geſchwinder als ich, ward in einem huy vor mir, und in einem ſchritt weiter, als ich in tauſenden ſeyn kundte: auch war ich, zu allem Unglück, im lauffen geſtulpert und zu boden gefallen:

Hoſtem cum fugeret, ſe Fannius ipſe peremit:
Hic (rogo) non furor eſt, ne moriare, mori?

Mancher will dem Todt entlauffen
und fallt allererſt zu hauffen.

Nullo Fata loco poßis excludere, cum Mors Venerit, in medio Tibure Sardinia eſt. Nam quæ fata manent, etiamſi prævifa, non vitantur.

derowegen meine ſache glimpfflicher anzugreiffen, Ach Ge Genædiger Herr Todt, ſprach ich, verziehet mir ein wenig, ich hab nicht begehren außzureiffen, ich ſchæme mich eben ein biſſel, ich will nur gehen meine Kleider anlegen, oder auffs wenigſt doch nur ein Umbſchlag anthun, daß man mir nichts ſihe, weil ich ſo nacken und blos daher ziehe!

Es iſt nicht von nœthen, ſprach der Todt, dann in meinem Reich bedarff man nichts. Und weil alles was du auff Erden haſt, dich auff der Reyſe nur beſchwæren und verhinderen wirde: ſo ſiheſtu, wie ich den Mänſchen das ihre abnehme und auff mich lade, damit ſie deſtofertiger nachkommen mœgen.

Zer Werlt du Nacken biſt geborn
und ſcheidſt öch bloſ von ihr.
Ein linin Tuch für dine ſcham.
und anders nit
gibt ſi ze loue dir.

Alſo muſte ich es geſchehen laſſen: und iſt mir wol dieſes mahl ärger ergangen, als da ich auß Mutterleib kommen und geboren worden; dann da kam jederman beygeloffen, wolte ſehen was Philander für ein Held, wolte mir eſſen, trincken, kleidung und windlen geben; aber hie, die mich kanten, kehrten mir den rucken, als ob ſie mich nicht kanten, und gingen davon. O Elend, wann ein Mänſch in unvermeidliche noth kommet, wie verliehren ſich die gute Freunde? wie bald iſt deſſen vergeſſen den man hienauß trægt!

Allhie zuerzehlen, wadurch und wahin ich geführet worden, das iſt mir unmüglich, dann alle meine Sinne waren dermaſſen eingenommen, daß ich nit mehr gewuſt, ob ich ein Meydel oder Bübel, Todt oder lebendig geweſen.

Im fortgehen ſahe ich die Geſtalt vielmahl an. Und einsmahls ſprach ich, Ge Genædiger Herr To Todt, Ey, iſts doch immer müglich? es dunckt mich wæger nit, daß ihr der Herr To Todt ſyn: ihr ſehn nit a ſo uß, wie man uch by vns Lebendigen Mänſchen mo mohlt, mit dürrä langä Beinä, do gantz kein fleiſch an iſt, und hän nummana Sens inn dä Händä.

Die Kupfferſtecher, ſprach der Todt widerumb, die Mahler und Dichter, ſind recht unverſtändige Tropffen und Eſel: dann die Beine, ſo ſie mir anmahlen, ſind die Todte ſelbſten, oder auffs wenigſte das, ſo von den Lebendigen im Grab eine zeitlang überig bleibet. Ihr Mänſchen kennet den Todt nicht recht. Ihr ſelbſten ſeyd der Todt ſelbſten: der Todt hat eine geſtalt wie du, und wie ein jeder der lebet; ſo viel ewer ſind, ein jeder iſt ſein ſelbſt Todt: Ewer gantzes Leben iſt der Todt: und was ihr ſterben nennet, das iſt auffhœren zu leben: Geboren werden iſt anfangen zu ſterben: Leben aber iſt ſterben in dem man lebet.

Naſci ægrotare eſt, vivere ſæpe mori.

Wann ihr Mänſchen dieſes und dergleichen offt wol betrachten thætet, ſo wirde

ein jeder alle Tag ſich in dem Todt, als in einem Spiegel, ſelbſten ſehen und erkennen lernen: und zugleich vernehmen, daß alle ewre Wohnungen voller Todten ſind, ſo viel Todte als Perſonen. Aber keiner iſt der des Todts will erwarten, den doch jederman im Buſen trægt und mit ſich herumber ſchleppet, wo er ſich hin wendet.

Meyneſtu der Todt ſey ſo ein ſolcher dürrer Körper, *ὀστέον*, *oſſeum aridumque cadaver*, wie man ihn mahlet?

Tam macer ut minimam poſſit vix ferre lucernam?

o wehe nein, Ihr betrüget euch ſehr, dann ihr ſeyt der dürre Körper, das Aaß und der Todt ſelbſten: und wol dir, ſo du es magſt begreiffen.

In dem ich nun deß Todts ſchon faſt gewohnet, und in Kundſchafft mit ihm kommen war, fragte ich weiters: Ach ge genædiger Herr Tod, ich mö möcht doch wiſſen, was das für Volck wære, ſo vor euch herziehet, weil ihr ja der genædige Herr Todt ſeyt, wie kompt es dan, daß die Schreyer und Händelſchlichter næher vor euch gangen als die Herren *Medici*? darumb, ſprach er, weil viel mehr Leute wegen der Ungeſtämmigkeit ſolcher Schwätzer ſterben als von den allerbeſeſten Kranckheiten,

Turba gravis paci placidæque inimica quieti.

und vielmehr durch trieb und verdrieß der Händelſchlichter und Mittelmänner vmbkommen, als durch die *Medicos* ſelbſten: Wiewol die Herren *Medici* auch nit feyren: Alſo daß, ſo bald die Mänſchen einen *Medicum* ſehen, ſie es für ein boeſes Zeichen halten: und offtmahl als vor einem Baſilisken, welcher auch mit dem anſehen vergifften und todten kann, zu boden fallen und ſterben: wie dann neulich dem armen *Andragoras* geſchehen, welcher abends mit ſeiner Geſellſchafft geſund und friſch zu diſch geſeſſen, frœlich mit ihnen gweſt, morgens aber todt im bett funden worden, auß der einigen Urſach, weil er den Doctor *Hermocrates* im traum erſehen und alſo vor ihm erſchrocken.

Lotus vobiſcum eſt hilaris, cænavit et idem,
Inventus mane eſt mortuus Andragoras.
Tam ſubitæ mortis cauſam ſi fortè requiris?
In ſomnis Medicum viderat Hermocratem.

Und weil ich eben auch von den Kranckheiten geſagt, ſo wiſſe, daß der mehre theil der Mänſchen allein auß Unordnung, Unmæſſigkeit und Schwälgerey in Kranckheiten fallen und ſterben, wie euch Teutſchen ſolches vor langem auß ewern eigenen Wercken propheceyet worden, da einer zu euch geſagt: Ihr Teutſche freſſet und ſauffet euch kranck, todt und in die Hölle.

Immodicis brevis eſt ætas et rara ſenectus:
Quidquid amas caveas non placuiſſe nimis.

Es iſt bekant, Vnmæſſigkeit
bringt manchen umb das Leben:
und der lebt nicht halb ſeine Zeit
der ſich ihr hat ergeben.

Drumb, was du immer denckſt und thuſt
ſo hüte dich gar eben;
dan ſonſt wird dir die lange Luſt
verkürtzen Leib und Leben.

Was aber das Sterben an ſich ſelbſten betrifft, ſo wiſſe, daß die Mänſchen alle, vermittels und durch fleis der *Medicorum*, ſo bey ſie gehen, zum ſterben befürdert werden. Der Poet *Martialis* kan deſſen genug Zeugnuß geben, wie es ihm mit dem *Symmachus* ergangen, da er ihm verweißlich zuſchreibet: Er wære etwas übel zu paß geweſen, da der Docthor *Sie-mach-aus* mit ſeinen Jungen *Brach-die-kanten* zu ihm kom-

men, welche ihm nach einander den Puls begriffen, und, von dem bloſſen antaſten allein, das kalte Fieber allererſt in Leib gejagt.

Langnebam: ſed tu comitatus protinus ad me
Veniſti centum, Symmache, diſcipulis.
Centum me tetigere manus aquilone gelatæ;
Non habui febrem, Symmache, nunc habeo.

Alſo, wan man fraget, woran iſt dieſer oder jener geſtorben? ſo ſolt ihr nicht ſagen: an einem Fieber, Schlag, Peſt, oder dergleichen; ſondern er iſt durch dieſes oder jenes *Medici* Hülff und Hand geſtorben, der doch wol und redlich bezahlet worden. Dann es ja billich iſt, daß ein jeder ſich ſeiner Kunſt und Handwercks ernehre: und ein Arbeiter iſt ſeines Lohns werth: welches in Spannien und Wälſchland friſch hienein gewagt, und der Krancke offt mit der Kranckheit außgejagt wird, nach deß Poeten meynung, da er in *Cinnam Medicum* ſagt:

Tollere ſcis morbos: at quomodo? tollis et ægros:
Quodque facis (Judas ut) cito Cinna facis.
Qui tuus eſt Patiens, o terque quaterque beatum!
Ægrotare illum non patiere diu.

Wer den Doctor *Cinna* braucht, der darff nit ſorgen, daß er lang kranck liege, dann er wird ihm mit der Kranckheit bald forthelffen.

Nuper erat Medicus, nunc eſt veſpillo, Diaulus,
Quod Veſpillo facit, fecerat et Medicus.

Dan wo ein Juriſt und Medicus allemahl einen *Caſum Conſcientiæ formiren*, und ſich ein Gewiſſen über ichtwas machen wolte, wirde es offt ſchlecht in ſeinem Haußweſen und Seckel ſtehen:

Ille vafer niſi ſit, niſi ſit temerarius alter,
Se mendicato paſcat uterque cibo.

Ein Rechtsgelehrter ohne Liſt,
Ein Artzt der ohne Frevel iſt,
Ein Hur die ſchewet böß Gerücht,
Zu groſſem Reichthum kummen nicht.

Dannenhero auch die Spannifche und Wälſche *Medici*, bey denen es mit hundert Piſtolen muß hergehen, vor kurtzen Jahren den titul *Don*, an ſich genommen, der doch ſonſt allein den vornembſten Ständen gebührete; Jetzo aber verbleibet es nicht nur bey den Herren *Medicis*, ſondern mancher Pfefferſack, Blacker und Bernhäuter, ſo bald er in ein frembdes Land kommet, irgend eine wolgelœßte zung hat, faur ſehen kan, langſam gehen kan, hœflich ſtehen kan, einen ſameten Mutzen zahlen kan, wil mit *Don* und *Senor* tractiret werden. Zwar, was die Herren *Medicos* anlanget, ſo iſt es billich. Urſach, dann ſie haben das rechte *Don*: *Le Don de tuer*: *Donum necandi*, *Donum mortificandi*: und haben viel lieber *le Don*, gleich anfangs, wann man ſie zum Krancken ruffet, als ſonſten. Alſo auch die Frantzœſiſche Dockthoren, haben das ſuftile Wort *Ordonner* auffgebracht: welches bey ihnen heiſſet, Artzney geben; aber bey den armen krancken *Patienten* heiſſet es, Gelt geben.

Gibt dir der Docthor einen Tranck,
Dublunen muſt ihm geben,
Vnd fahſtu darum an ein Zanck
ſo koſt es dich dein Leben.
Kyrie leiſon.

Ordonner medicos, Aegros Or donner oportet.

Welche eintrægliche Wörter ſie auch den groebſten Thal-Bauren in einer ſtund fein artig zu entſcheiden lehren. Ich muß bekennen, in dem der Todt alſo mit verſen vmb ſich geworffen, daß ich mich gantz nicht

mehr vor ihm geförchtet, sondern fast gern umb ihn gewesen.

. . . . . .

Als ich darüber inniglich erseufftzete, und die Augen auffhube, siehe, da sahe ich den Alten Todt in seinem Thron sitzen, und umb ihn her viel andere kleine Todlein: Als

Den Tod der Liebe,
Den Tod des Hungers,
Den Tod der Forcht,
Den Tod deß Verdrießes,
Den Tod der Schame,
Den Tod des Verlangens,
Den Tod des Lachens. Andere.

Der Tod der Liebe hatte kein Hirn in seinem Kopff, und damit er deßwegen nicht gar zu boden fiele, so waren umb ihn her, *Pyramus* und *Thisbe*, *Leander* und *Herus*, welche ihn in seinem stand erhielten. Diese waren balsamiret mit den allerbesten Amadisen, und herrlichsten wolriechenden Schmefereyen: Auch waren noch viel andere mehr zugegen, die mit *Pyramus* und *Thisbe* gern hand angeleget, wo sie die forcht des Todes davon nicht abgehalten hätte.

Der Tod deß Hungers war in mitten vieler Geitzhälse, welche alle ihre kisten zuschlossen, ihre kästen vernagelten, ihre fenster versperreten, ihre Speicher verrigelten, ihre keller versigelten: gantze hasen voll Cronen vergruben: und in diesen dingen sehr erschrocken waren, so bald sie nur ein Laub oder grußlein rauschen hörreten. Ihre augen waren voller schlaff, wegen deß stetigen wachens: das maul und der bauch beklagten sich wider die hände, die hände wider das Hertz: Ihre Seele war ihr Gott, und ihr Gott von Gold so hart als Eisen.

Ferrea cista Auri custos tibi: ferrea porta:
Ferrea tota domus: ferreus et Dominus.

Bey ihnen stunde einer in gestalt eines Engels, welcher mit starcker mächtiger Donnerstimme volgende wort ihnen durch das linche ohr gleichsam in das Hertz schrye,

O homo, qui cinis es, per avaritiam sepelis æs:
Æri cur hæres? eras æris non eris hæres.

und zu dem rechten ohr, diese Wort (welche ich meines wissens zuvor *prez le grand portail a Tours* auch gelesen:)

Martinus chlamydem pro paupere dimidiavit,
Vt faciatis idem vobis exemplificavit.

Diese Leute müssen übel hören, sprach ich, weil ihnen der Engel so hart zuschreyet; aber mir ward geantwortet, daß ich mich dessen nicht wundern solte, dieweil sie thun, als hätten sie keine Ohren, deßwegen sie auch niemand erhören: ja als ob sie kein Hertz im Leibe hätten, und darumb auch sich gegen keinem armen möchten erbarmen. Und du MänschenKind, sprach der Engel zu mir.

Quas Christi causa miseris donabis egenis,
In Cælo æternis conciliabis opes.
Munera tu numera miseris quæcunque dedisti:
In Cœlis numerat, munerat illa DEVS.

Der Tod der Forcht war am reichesten und herrlichsten anzusehen, als welchem die vortrefflichste, verrümbteste und mächtigste Potentaten der Erden auffwarten, insonderheit aber die Tyrannen, von welchen geschrieben stehet: der Gottlose fleucht, und niemand jaget ihn. *fugit Impius nemine persequente. Le meschant a peur de tout.* Diese geben nichts auff den Ersten Todt, sondern sie warten auff den Anderen. Ihre eigene Gewissen sind ihre Hencker. Und gleichwie sie vor forcht, auß dem geringsten argwohn oder mißtrawen, einen unschuldigen Mann heimlich hinrichten lassen, daß es niemand soll sehen; *Tout Coüard est cruelle.*

Oderunt quem metuunt.
Cuncta ferit dum cuncta timet.

Alſo müſſen ſie auch nachmahlen fliehen, wan ſie niemand ſehen. *Qui à multis timetur, multos timet. Neceſſe eſt multos timeat, quem multi timent.*

Welchen viel förchten müſſen, der muß hingegen widerumb viel förchten: dan er kan nicht ſicher noch frœlich ſeyn, bey andern, die nicht luſt noch liebe zu ihm haben.

Omnia formidant formidanturque Tyranni:
Semper habet comitem Vis metuenda metum.

Wer will daß man ihn förcht durch Pein,
Der muß in ſtæthen ängſten ſeyn.

Res magnæ Clementiæ eſt indulgendo corrigere peccata, quam vindicando: Regnantibus peius multo periculum.

Dann ſtrenge Herren regieren nit lang.

Qui nimis emungit, ſolet extorquere cruorem,
Et violenta facit correctio deteriorem,
Sed moderata ſatis correctio gignit amorem.

Darnach bey dem Todt deß Verdrieſſes waren viel *Doctores* und *Magiſtri*. Die *Doctores* gaben vor, ſie hätten in Oberkeitlichen und Regiments Ehren hoch angelangen, und dem Vatterland viel nutzen ſchaffen können, wann ſie die eitelkeit der titulierten Ehre nicht geſtochen hätte, verdrieffe ſie demnach zu todt, daß ſie *Doctores*, und nicht nur *Licentiaten* worden. Die *Magiſtri* gaben vor, wie ſie zu Hof die hœchſten Stellen hätten erhalten können, wann allein der *titulus, Domine Magiſter*, ihnen nicht alſo zu ſchimpff wære vorgebracht worden: verdrieſſe ſie alſo zu todt, daß ſie jemahlen das Paretlein geſehen, oder *Magiſtri* worden.

Hinder dieſen ſtunden etliche mürriſche unwillige Kerls, die klageten wie ſie leiden müßten, daß andere Männer ihre Weiber, und ihre Weiber andere Männer lieb hätten, könten ihme zwar nicht gethun, aber doch möchte ſie ſolcher ſchimpff zu todt verdrieſſen

Auß Urſachen

Conjugis ob furtiva negotia cur ego plector?
Corniger à Populo prætereunte vocor,
Et digitis monſtror. Nam quæ non feeimus ipſi
(Sed vos neſcio qui) vix ea noſtra puto.

Was Hochzeit war zu ſehen bey dem Todt der Schame! über welches Thron dieſe drey Wort mit ſchwartzen Buchſtaben eingeſchriben ſtunden: *1. Non putaram. 2. Pudet ſtultitiæ. 3. Piget facti.* Umb ihn her ſahe ich alle die, ſo bey meinen lebens zeiten ich jemahlen von Standes-Perſonen erkandt hatte, und die ſeithero dem Bœmiſchen Unweſen bekant geweſen.

Der Erſte Hauff ſprach: *Non putaram.* Ich hab nicht gemeynt, *quod ſummum Jus ſumma Injuria*, das allzuhärtig machet ſchärtig: daß all-zuſtreng nicht gut thæte. Ich hab nicht gemeynt, wann Pfaffen zu weltlichen ſachen rathen, daß es ſo übel ſolt gerathen. Ich hab nicht gemeynt, *quod apes læſæ aculeos emittant*, daß Schaaffe auch bellen kündten.

Ein anderer ſprach: *Non putaram*; Ich hab nicht gemeynt, *quod patientia læſa fit furor*, daß mit ſeinem Herren nicht gut ſeye Kirſen eſſen. Ich hab nicht gemeynt, *quod æquiſſimo bello iniquiſſimæ pacis conditiones præferendæ*, das beſſer ſeye friede machen, als Krieg im ſinn haben. Ich hab nicht gemeynt, *Amicos externos, hoſtes reddi internos*, das, den ich zu gaſt geladen, mich ſolte von der taffel ſtoſſen.

Der dritte ſprach, *Non putaram*, Ich hab nicht gemeynt, *hoſtes internos opponi externis*, daß zween widrige ſolten in ein Horn blaſen: daß zween Köpff ſolten einen Leib haben. Ich hab nicht gemeynt, τὸ βίαιον ὀλιγοχρόνιον, *violentum non eſſe diuturnum*, das zu viel ſchneutzen, machet die Naſe blu-

ten. Ich hab nicht gemeynt, *tam difficile esse clavum extorquere Herculi*, daß ein Fuchß so übel auß seiner Hœle zu treiben. Und einer so in gestalt eines Engels dabey stunde, sprach: *sat Sapienti! sat mortuis! sat viventibus. Amen.*

Odit DEVS nimis vehementes impetus,
Odere cives, gratior est moderatio.
— peragit tranquilla potestas
quod violenta nequit, mandataque fortius urget
Imperiosa quies.
Vim temperatam Dij quoque provehunt
In maius: iidem odere vires
Omne nefas animo moventes.

Es ist von Nœthen daß man nicht allein mit gewalt regiere, wie es ietzt gehet; sondern auch mit Vernunfft: dan eitel Gewalt kan nicht bestehen, vnd behält die Vnderthanen in ewigem Haß wider die Oberkeit.

Violenta nemo Imperia continet diu:
Moderata durant, quoque fortuna altius
Evexit ac levavit humanas opes,
Hoc se magis supprimere felicem decet,
Variosque casus tremere metuentem Deos
Nimium fauentes.

So mercket's nun, ihr Kœnige auff Erden, und wisset, Es ist unmüglich, ein Monarch werden, und die Gewissen zwingen wollen. Der fromme Keyser Maximilian II. sagte wol zu Henrich III. Kœnig in Franckreich, als derselb wider heim auß Polen in Franckreich zoge:

Qui Conscientiis mortalium imperare volunt, Terræ potestatem plerumque perdunt.

Dann

Nimmermehr wird ein Fürst sein Land im friden behalten mœgen, wann er der Vnderthanen Gewissen wird zwingen wollen.

Il est impossible qu'un Royaume puisse subsister long temps, où l'on veut forcer les Consciences. Dieweil,

In welchem Reich man die Gewissen zum Glauben zwingen will, das kommet endlich in frembde hände.

Non può esser mai Monarchia doue non è libertà di Conscienza. Vnd

Wer ein Monarch werden und den Glauben zwingen will, der verlieret seine eigene Reiche noch dazu.

It is impossible to keepe together his Monarchy, and constrain Consciences.

Wer aber die Gewissen den Vnderthanen frey lasset, der wird sein Reich im friden erhalten, und auff seine Kinder bringen.

Nunca Monarchia fin libertad de Conscien-cia es durable.

Gewissen des Mänschen laßt sich wohl mit Gottseeliger Lehr und Leben, nicht aber mit gewalt des Schwerts gewinnen.

No es Regla cierta, pescar con Vallesta.

Wer Vœgel fangen will, muß nicht mit Steinen darunder werffen.

Non ay mayor mal que el descontento de cada qual. Dieweil ja nichts gefährlichers in einem Reich, als wann die Underthanen wider ihren Willen glauben müssen.

Die beim anderen hauffen, *Pudet stultitiæ*, sprachen, Einer: Mich beschæmet zu todt, die so närrische vergebliche hoffnung und einbildung die ich vom außgang deß Teutschen Kriegs gehabt habe. Der ander, ich möchte mich zu todt schæmen, daß ich mich an frembder untrew so vernarret habe. Ein anderer, mich beschæmet zu todt, daß ich den hochscheinenden Verheissungen so geglaubet habe. Ein anderer, mich beschæmet zu todt, daß wir Teutsche so gute Narren sind,

quod nos non nobis mellificemus apes.

Die beim dritten hauffen, *Piget facti*, sprachen, Einer: Mich verdreißt in das hertz hinein, daß ich meines eigenen Vatterlands, meines eigenen Landsfürsten verræther worden: daß ich meiner eigener Freunde mörder wor-

den: daß ich meiner eigener Kinder hencker worden. Andere: uns vertreißt zu todt und in das hertz hinein, die wir so schœne Herrschafften und Länder, so getrewe Underthanen und Bürger, in so gutem Frieden und ruhe besessen haben; doch ohn einige warhaffte Ursachen, allein auß trieb unserer Begierden uns davon begeben: unsere Underthanen verlassen: unsere Vermœgen und Kleinodien bey frembden Wirthen verzehret: unser armes Land, unsere schœne Schlösser in Einœden und Wüstinnin verkehret; mit einem Wort; Daß frembde Vœgel in unser Nest gezogen, ist die ursach, weil wir ohne noth darauß geflogen.

Sic nos non nobis nidificamus aves.

Nach diesen stunde der Todt deß verlangens, welcher mit vielem Weibsvolck, deren etliche hochschwanger waren, umbgeben. Eine sprach, mich verlanget zu todt biß ich hœre was ich für einen Mann bekommen. Mich verlanget zu todt biß ich einen guten Hammelschlœgel und Straubeu esse. Mich verlanget zu todt biß ich einen Schweinin Braten esse. Mich verlanget zu todt biß mein Mann einmal verreyset. Ich möcht nicht so gern leben als einmal spatzieren fahren. Ich möcht so gern mit meinem Liebsten reden, daß mich zu todt verlanget. Mich verlanget zu todt, zu wissen was doch dieser Krieg vor ein End nemmen werde.

In dem ersahe ich einen Poeten dort auff einem Katzenbäncklein sitzen, den ich alsobald auß den gebœrden erkante, daß es *Philemon* war: den fragte ich, wie er dahin gerathen; er erzehlete mir, daß er eines mahls seinen Esel hätte sehen Feigen essen, der Knecht aber von ungefehr dabey kommen und dem Esel zugeruffen: Friß Esel, friß, ich muß dir einen trunck Wein darauff schencken, daß dir die Feigen nichts schaden: ihm aber wœre dieses so lächerlichen vorgekommen, daß er sich darüber zu todt gelacht. Als ich nun weiter fragte, wo er sein quartir hätte? weisete er mir mit dem Kopff beyseits zurück, und sihe, der Todt des lachens saß auff seinem Stuhl, und umb ihn her eine grosse mänge Volcks, die zwar ein jedes ding glaubeten, und doch nicht wolten witzig werden: denen ein ding nicht ehe leid wird, als wann es geschehen: welche leben als ob keine Gerechtigkeit wœre, und sterben als ob keine Barmhertzigkeit zu hoffen. Und diß sind die jenige, wann man ihnen sagt: Gib das wider, was diesem oder jenem zustehet, und sie antworten, ich möchte mich zu todt lachen: Bedencket, ihr seydt nun alt und betaget, die Sünd wird einmahl auffwachen, mein gehet des Weibs, dieser Huren müssig, der Teuffel kan nicht immer borgen, bald greifft er umb sich, ehe man es meynet! Ich möcht mich zu todt lachen, Was sagt ihr da? Bittet Gott umb verzeihung und bekehret euch zu ihm, ihr sehet, daß der eine fuß schon auff der grube gehet: Ich möcht mich zu tod lachen, meynet ihr dann, daß ich an sterben gedencke? Bin ich mein lebtag je so frisch gewesen als ietzund? Jungfraw schicket euch dazu, ihr seyt ein gut Haußhälterin, ihr müst warlich einen Mann haben! ô hœren uff Herr, wie ræden iehr affo nœtly, i möcht mi ze todt lachä. Guter Freund, ewer Zustand ist gefährlich, richtet ewere gedancken zu Gott, bestellet ewer Hauß, machet ewer sachen richtig! Ja wohl: Ich möcht mich zu todt lachen: ich bin zu mehrmalen in solchem stand geweßt, und bin gleichwol noch hie. Aber diese Leuthe gemeiniglich sterben ehe sie abscheiden.

AUS ADAM OLEARIUS REISEBESCHREIBUNG.

Vermehrte Newe Beſchreibung der Muſcowitiſchen vnd Perſiſchen Reyſe So durch gelegenheit einer Holſteiniſchen Geſandſchafft an den Ruſſiſchen Zaar vnd Kœnig in Perſien geſchehen. — Welche Zum andern mahl heraus gibt Adam Olearius Aſcanius, der Fürſtlichen Regierenden Herrſchafft zu Schleßwig Holſtein Bibliothecarius vnd HoffMathematicus. — *Schleswig 1656. fol.*

DAS DRITTE BUCH DAS 6. CAPITEL.

Von der Ruſſen Natur, Eigenſchafft der Gemüther vnd Sitten.

WEnn man die Ruſſen nach jhren Gemüthern, Sitten vnd Leben betrachtet, feynd ſie billich vnter die Barbaren zu rechnen, vnd kompt jhnen jetzo nicht bey, was man vor Alters von den Griechen, derer Ankunfft vnd Art ſie ſich zwar rühmen, vnd doch weder Sprache noch Kunſt von jhnen haben, gehalten; daß dieſe allein die klugen vnd ſubtilen Leute, andere aber, ſo keine Griechen waren, Barbaren genandt worden. Dann die Ruſſen keine freye Künſte vnd hohe Wiſſenſchafften lieben, viel weniger ſich ſelbſt darinnen zu üben, Luſt haben. Ob es ſchon heiſt: *Didiciſſe fideliter artes, emollit mores, nec ſinit eſſe feros.* Daher bleiben ſie ungelehrt vnd grob.

Es pflegen die meiſten von hohen vnd jhnen vnbekanten natürlichen Wiſſenſchafften vnd Künſten, wenn ſie etwa ſelbige an den Außländern vernehmen, gar grobe vnd vnverſtändige Vrteil zu fällen. Wie ſie dann die Aſtronomia vnd Aſtrologia, für eine zauberiſche Wiſſenſchafft gehalten haben. Dann ſie meinen nicht das es natürlich zugehe, wenn man die Finſternüſſen an Sonn vnd Mond, wie auch die Wirckung der Geſtirne zuvor wiſſen vnd ſagen könne; Daher als es in Mußcow kund worden, daß, nach dem wir aus Perſien wieder zu rücke kommen, der Großfürſt mich für jhren Aſtronomus beſtellet vnd angenommen, iſt die Rede vnter etlichen gegangen; Es wurde ein Zauberer, der aus dem Geſtirne künfftige Dinge ſagen könte, vnd ſich bey den Holſteiniſchen Geſandten befunde, bald wieder zu rücke in Mußcow kommen, vnd haben die Leute allbereit einen Abſchew vor mir gehabt, welches, weil ichs vernommen, mich neben andern Urſachen billich zu rücke gehalten.

Es war aber vielleicht den Mußcowitern nicht ſo wol zu thun vmb einen Aſtronomus an mich zu haben, als das ſie, nach dem es kund geworden, daß ich den Wolgeſtrom vnd die Perſiſche Provincien, durch welche wir gegangen, abgezeichnet, vnd auff eine Karte entworffen, mich im Lande behalten möchten.

Als ich nach der Zeit, nemblich im Jahr 1643. von meinem gnædigſten Herrn wieder in Mußcow geſchicket wurde, vnd Luſt halber in einer finſtern Cammer durch ein klein Loch, und geſchliffen Glaß alles, was auff der Straſſe gegen dem Fenſter war, mit lebendigen Farben darſtellete, vnd dem vnter Canceler, ſo eben zu mir kam, zeigete, ſchlug derſelbe das Creutz vor ſich und ſagte: das wære Zauberey, zu mahl weil die Leute vnd Pferde die Beine auffwerts kehreten, vnd alſo wandelnde anzuſehen waren.

Ob zwar die Artzte mit jhrer Kunſt von jhnen geliebet, vnd geehret werden, wollen ſie doch nicht billigen vnd zulaſſen, das man ſolche in Deutſchland vnd andern Orten gebrüuchliche Mittel, wodurch man die Cheren

deſto beſſer anzuſtellen erlerne, vor die Hand nehme vnd *tractire*, Als da ſeynd: Einen Menſchlichen Cörper *anatomiren*, *Scelets* zu haben, für welches die Ruſſen den grœſten Abſchew tragen.

Es hat ſich zugetragen, das vor wenig Jahren ein erfahrner Balbier, mit Namen Quirinus, ein Holländer, ein Menſch von luſtigem Gemühte, ſo in des Großfürſten Dienſt geweſen, ein *Scelets* oder Menſchen Geribbe in der Kammer an der Wand hinter dem Tiſche auffgehänget gehabt; Als Er einsmals, wie Er denn offt im Gebrauch gehabt, für dem Tiſche ſitzend auff der Lauten geſpielet, gehen die Strelitzen, welche (wie damals noch der Gebrauch) auff des Deutſchen Hoffe ſtets Wache hielten, nach dem Thon, vnd kucken durch die Thür. Da dieſe die Menſchen Knochen an der Wand gewar werden, erſchrecken ſie, vnd deſto mehr, weil ſie ſehen das die Gebeine ſich regen, gehen derwegen vnd bringen aus, der Deutſche Balbier hätte einen todten Cörper an der Wand hängen, vnd wenn Er auff der Lauten ſpielte, ſo regte ſich der Todte. Diß Geſchrey kömpt für den Großfürſten vnd Patriarchen, die ſchickten andere, mit befehl fleiſſig zu zuſehen, ſonderlich wenn der Balbier würde auff der Lauten ſchlagen. Dieſe bekräfftigen nicht alleine der erſten außſage, ſondern ſagen gar der Todte hette an der Wand nach der Lauten getantzet.

Diß gibt den Ruſſen groß Wunder, gehen darüber zu Rathe, vnd ſchlieſſen, der Balbier müſſe unfehlbar ein Zauberer ſeyn, man muſte jhn mit ſampt ſeinen Todten-Beinen verbrennen. Als dem Quirinus dieſer gefährliche Schluß wider jhn in geheim kund gethan wird, ſendet Er einen fürnehmen Deutſchen Kauffmann, welcher bey den groſſen Herrn wol gelitten war, zu *Knes Ivan Boriswitz Zyrkaski*, hiervon rechten Bericht zuthun, vnd ſolch vnbilliges Vornehmen zu hintertreiben.

Der Kauffmann redet dem Bojaren zu, vnd ſagt: Das durch ſolch *Scelets* dem Balbier durchauß keine Zauberey könte zu gemeſſen werden. Dann in Deutſchland der Gebrauch, daß die fürnembſten Ertzte vnd Balbier, ſolche Gebeine darumb zuhaben, vnd jhnen bekand zu machen pflegten, damit, wenn etwa ein Beinbruch oder ander verletzung eines Gliedes bey den Lebendigen ſich begebe, ſie deſto beſſer wuſten, wie ſie es angreiffen vnd heilen ſolten. Das aber die Gebeine ſich beweget hätten, wære nicht von dem lauten ſchlagen, ſondern von dem durch das offene Fenſter ſtreichenden Winde. Darauff wird zwar das Vrtel geendert. Quirinus aber muſte alsbald aus dem Lande, vnd das *Scelets* über den Mußcowiſchen Bach geſchlept, vnd verbrandt werden. Gleiche Tragedie haben ſie noch newlicher Zeit mit einem Deutſchen Mahler Nahmens Johan Deterſen ſpielen wollen. Dann als in dem groſſen Brande ſo vor 4. Jahren in Mußcow entſtanden, die Strelitzen, nach obgedachter art, das Fewr zu löſchen, vnd die vmbſtehende Häuſer nieder zu reiſſen gekommen, vnd in des Mahlers Hauſe einen alten TodtenKopff angetroffen, haben ſie mit dem Mahler ſo wol, als mit dem TodtenKopffe zum Fewr zu gewolt, wære auch hinein geworffen worden, wenn nicht etliche geweſen, die berichtet, daß er es zu nichts anders, als wie bey den deutſchen Mahlern gebräuchlich, abzumalen gebrauchet.

Es ſeynd zwar die Ruſſen, was den Verſtand betrifft, ſcharffſinnig vnd verſchmitzt, ſie wenden aber denſelben an, nicht ſowol der Tugend vnd Lob nachzuſtreben, als jhren Fortel vnd Nutzen zu ſuchen, vnd jhren Begierden ein gnügen zu thun. Daher ſeynd ſie, ſpricht *Jacobus, Nobilis Danus*, (wie er ſich nennet, Kœnig Friedrichs des II. in Dennenmarck Geſandter, in ſeinem *Hodoeporico Ruthenico.*) *Callidi, verſuti, pertinaces, effreni,*

adverſi et perverſi, ne dicam, Impudentes, ad omne malum proclives, utentes violentia pro ratione, quique virtutibus (erede mihi) omnibus nunciam remiſerunt. Wie ſie es an jhm ſelbſt erwieſen? Seynd argliſtig, hartnackicht, unbendig, widerwertig, verkehret, unverſchembt, zu allem böſen geneiget, gebrauchen Gewalt für Recht, ja welche allen Tugenden gute Nacht gegeben, vnd aller Schande den Kopff abgebiſſen.

Jhre Scharffſinnigkeit vnd Liſt geben ſie unter andern in Handlungen, kauffen vnd verkauffen ſattſam zu verſtehen, da ſie allerhand Fortel vnd Rencke, den Nechſten zu berücken, erdencken. Vnd wer ſie betriegen wil, muß gut Gehirn haben. Dann weil ſie die Warheit ſehr zu ſchonen, vnd ger Lügen ſich zu gebrauchen vnd argwohniſch zu ſeyn pflegen, wollen ſie einem andern auch gar ſelten Glauben zu ſtellen, vnd wer ſie etwa berücken kan, den loben ſie vnd halten jhn für einen Meiſter. Daher haben einsmahls etliche Mußcowitiſche Kauffleute einen Holländer, der ſie im Handel vmb eine groſſe Summa verfortelt, gebeten vnd begehret, daß er mit in jhre Geſellſchaft treten vnd jhr Mithändler ſeyn möchte. Weil er ſolche Meiſterliche Griffe wuſte, verhofften ſie durch ſolchen Mann eine glückliche Handlung zu haben. Es iſt aber ſeltzam, daß, weil ſie Betrigerey nicht für ein Gewiſſens-Werck, ſondern vielmehr für ein kluges vnd rühmlich Stücke ſchätzen, dennoch jhrer viel meinen, es ſey Sünde, wenn ſie einem, der in außzahlung der Gelder etwa aus verſehen zu viel gezehlet, den Überſchuß nicht wieder zu rücke geben ſolten. Vorgebend, dieſes geſchehe aus Vnwiſſenheit, vnd wider des Nechſten Willen vnd wære alſo ein Diebſtahl: Jenes aber mit gutem Willen und Bedacht jhrer Widerpart. Dann man ja zum Handel Verſtand vnd Klugheit bringen, oder gar darvon bleiben ſolte.

Jhre Argliſtigkeit, Betrug vnd Frevel an jhren Nechſten, auff den ſie einen Groll vnd Haß haben, außzuüben, gebrauchen ſie unter andern auch ein ſolch ſtücklein; Weil der Diebſtahl bey jhnen ein hoch ſtraffbar Laſter, ſuchen ſie Gelegenheit einen darmit zu belegen, gehen vnd borgen von jhrem Nechſten, vnd ſetzen etwas von Kleidung, Geræthe vnd andern Sachen zum Pfande, ſollen es auch wol einem heimlich ins Hauß *partiren*, oder in die Stieffeln, worinnen ſie jhre Brieffe, Meſſer, Geld vnd andere kleine Dinge zu tragen pflegen, ſtecken, vnd hernach beſchuldigen vnd angeben, als wenn ers jhm heimlich entwendet. Werden die Sachen bey jhm gefunden vnd erkand, muß der Beſchuldigte zur Straffe gezogen werden. In dem aber ſolcher Betrug vnd Falſchheit ſo gar gemeine vnd bekand worden, ließ der Großfürſt zu vnſer Zeit im Jahr 1634. an jhrem Newen Jahrs Tage einen newen Befehl offentlich außruffen: Daß niemand, auch nicht Vater vnd Sohn, ohne von beyden Parteyen außgehenen Handſchrifften Geld außleihen, Pfande außſetzen, oder ſonſt einander verhafft ſeyn ſolte, ſo ferne ſie nicht der Anforderung halber verdächtig, oder derſelben gantz verluſtig ſeyn wolten. Auch falſche Richter ſelbſt etliche heimlich anreitzen, jhren Nechſten in dergleichen Mißhandlung zu beſchuldigen, damit es jhm was ins Hauß bringe. Wie wir bald hören werden.

Es iſt die Hinterliſt vnd Falſchheit bey jhnen ſo groß, daß ſie nicht alleine vnter Frembden vnd Nachbarn, ſondern auch zwiſchen Brüdern vnd Eheleuten zu befürchten, wie darvon die Exempel bekand ſeynd.

Zu des Großfürſten Boris Gudenow Zeiten, hat ſichs begeben (wie vns der Narviſche Paſtor H. Martinus Bäär, ſo damahls in Mußcow gelebet, erzehlete) daß der Großfürſt einsmahls, als er am Podagra groſſe Schmertzen

empfunden, hat außruffen laſſen; Ob jemand wære, der jhn von ſolcher Kranckheit befreyen könte, ſolte ſich angeben, er wære wes Standes oder Religion er wolte, ſolte jhm die Chur mit groſſen Gnaden vnd Reichthumb belohnet werden.

Als ſolches eines Bojaren Weib, welche von jhrem Manne etwas hart gehalten worden, vernimbt, meinet ſie hiedurch gute Gelegenheit zu überkommen, ſich an jhrem Mann zu rechen, gehet derwegen hin, giht jhren Mann an, als das er wol ein gut Mittel wuſte dem Großfürſten zu helffen, aber er wolte es jhm nicht zu Liebe thun. Der Bojar wird zum Großfürſten auffgefordert vnd gefraget; Vnd als er von der Chur Wiſſenſchafft zu haben ſich frembd anſtellete, wird er jämmerlich geprügelt, vnd in Hafft behalten. Vnd als er ſaget; daß jhm ſein Weib diß Badt aus Haß zu gerichtet, er wolte es jhr wieder gedencken, iſt er noch härter geſchlagen, vnd gar mit Lebens Straffe gedräwet worden, ſolte auch ſchleunigſt darzu gezogen werden, wo er nicht den Großfürſten von der Kranckheit errettete. Der gute Bojar weiß vor Angſt nicht was er anfangen ſol, bittet gleichwol vmb 14. Tage friſt, damit Er etliche Kräuter famblen könte, Er wolte ſein Heyl verſuchen. In meynung ſein Leben noch ſo lange darmit zufriſten, vielleicht möchte ſich vnterdeſſen was anders zutragen. Als jhm dieſe Zeit erlaubet wird, ſchicket er nach Czirback, ſo 2. Tagereiſen von Mußcow an dem Fluß Okka gelegen, vnd leſſet einen gantzen Wagen voll allerhand Kräuter vnd Graß vnter einander, ſo daſelbſt die menge vnd lang wachſen ſol, herführen, vnd machet darvon dem Großfürſten ein Badt. Zu des Bojaren groſſem Glück vergehen dem Patienten die Schmertzen, vielleicht nicht ſo wol von dieſem Bade, als von ſich ſelbſt. Darauff wird der Bojar zwar noch härter geprügelt, das Er ſolche Kunſt gewuſt, verleugnet, vnd dem Großfürſten nicht helffen wollen, aber darneben mit einem newen Kleide, 200. Rubel, oder 400. Rthal. Vnd 18. Bawern Erb- vnd Eigenthümblich begnadiget, vnd beſchencket, mit ſcharffer Bedräwung, daß Er ſich an ſeiner Frawen nicht rechen ſolte. Es ſollen ſich auch hernach dieſe Eheleute gar wol mit einander begangen haben.

Es iſt vor dieſem auff ſolch feindlich vnd boßhafftes angeben, ſonderlich wenn es eine Mißhandlung der beleidigten Majeſtæt betreffen, der Beſchuldigte ohne einig Verhœr, Beweiß vnd Verantwortung zur Straffe gezogen, vnd entweder ins Elend verjaget, oder gar zum Tode verdammet worden, welches offtmahls nicht alleine nidriges, ſondern auch hohes Standes Perſonen, ſo wol Außländiſche als Einheimiſche getroffen. Wie vnter den Ruſſen ſolche Exempel unzehlbar.

Man hat auch in dieſem falle der Außländiſchen Potentaten Geſandten nicht verſchonet. Wie dann ſolch ein ſo geſchwinder *Proceſs* mit einem Rœmiſchen Käyſerlichen Geſandten vorgenommen worden, welcher gefänglich eingezogen, vnd in die ferne verſchicket worden, hernach aber aus *deſperation* vmb beſſer tractiret zu werden, den Ruſſen Glauben angenommen. War auch zu vnſer Zeit noch in Mußcow. Deßgleichen wiederfuhr auch einem Geſandten des Kœniges in Franckreich, Nahmens *Charles Talleraudo Prince de Chales*, welcher von ſeinem boßhafften *Collegen Jacob Rouchelle* nach Ruſſiſcher art heimlich angegeben wurde. Darvon droben im 17. Capitel, des erſten Buches mit mehrem zu leſen.

Als man aber geſehen, daß jhrer viel nur aus bloſſem Haß vnd Feindſchafft ohne Grund einander anzutragen vnd zu verläumbden ſich nicht geſchæmet, hat man in ſolchen fällen etwas behütſamer zu gehen vermeinet, vnd

verordnet, daß nunmehr in *Criminal* Sachen der Klæger vnd Angeber ſelbſt erſt auff die Folter, vnd die Klage mit außſtehender Pein bekræfftigen muß. Bleibt es bey der erſten Außſage vnd Angeben, ſo muß der Beklagte entweder auch daran, oder wird auch bißweilen, wenn die Sache ſcheinbar, ohne fernern *Proceſs* zur Straffe verdammet. Wie zu vnſer Zeit auch ein ſolch Exempel vorgienge, da ein Bereiter von ſeinem boßhafften Weibe, angegeben wurde, als ſolte er willens geweſen ſeyn, des Großfürſten Pferde, ja wenn er Gelegenheit haben können, den Großfürſten ſelbſt mit Gifft vergeben, daß Weib wurde auff ſolche Anklage gepeiniget, vnd als ſie die Marter mit unverenderter außſage außſtund, muſt der Mann ſchuldig erkand, vnd nach Sibirien, ins Elend geſchicket werden. Daß Weib aber blieb in Mußcow, vnd bekam zu jhrer Vnterhaltung von der Jährlichen Beſoldung, ſo jhr Mann gehabt, den halben Theil.

Weil dann die Ruſſen jhre Verſchlagenheit vnd Hinterliſt in vielen Dingen zu gebrauchen pflegen, vnd ſich ſelbſt vntereinander nicht getrew ſeyn, iſt leicht zu erachten, was für Gemüther ſie zu den Außländern haben, vnd wie man ſich jhrer Vertrawligkeit verſichert wiſſen kan. Werden ſie mit einem Freundſchafft zu machen ſich an erbieten, geſchichet es nicht aus Liebe der Tugend (die ſie nicht groß achten, vnd doch gleichwol nach des Philoſophi Meynung hierin die *Cynæſur* vnd Zweg ſeyn ſol) ſondern jhres eigen Vortels vnd Nutzens halber, vnd heiſt bey jhnen recht:

Vulgus amicitias utilitate probat.

Wo der Pœbel Freundſchafft macht.
Er gewiß nach Nutzen tracht.

Sie ſeynd auch, ſonderlich die, ſo entweder das Glück vnd Reichthumb, oder Ampt vnd Ehre über den Staud des gemeinen Mannes erhoben, ſehr hochmüthig vnd ſtoltz, welches ſie, ſonderlich gegen die Frembden, nicht ſubtiel, ſondern offentlich mit Gebährden, Worten vnd Wercken zu erkennen geben. Vnd wie ſie keinen Außländer, gegen jhre Landes Leute zu rechnen, etwas ſonderlich achten; Alſo meinen ſie auch, daß kein Potentat in der Welt ſey, der jhrem Oberhaupt, an Reichthumb, Macht, Hochheit, Anſehen vnd Würden zu vergleichen ſey. Nehmen auch keinen Brieff an J. Z. M. haltend an, wo der geringſte Tüttel im Titel verſehen, oder jhnen vnbekand iſt.

Es war lächerlich, als vorm Jahre zweene Ruſſiſche Geſandten in Holſtein an die Regirende Herrſchafft geſchicket, Jhr. Durchl. Schreiben an J. Zaar. Maj. weil auff der Überſchrifft (Ohm vnd Schwager) nach Gewonheit an die vorigen Großfürſten alſo zu ſchreiben, geſetzt, nicht annehmen wolten, ehe vnd bevor, dieſe Wörter wieder heraus genommen wurden. Sagten: Es ſtunde jhr Leben darauff; Vermeinten J. Zaar. Maj. wæren viel zu hoch, daß ein Außländiſcher Potentat jhn Schwager nennen ſolte. Vngeachtet, was man wegen Hertzog Magnus von Holſtein, meines gnædigſten Herrn, Herrn Vättern Befreundung mit dieſes Zaars Vorfahren, vnd ſonſten, dieſe Wörter gebührender maſſen geſetzt zu ſeyn, berichtete vnd erwieſe. Solte faſt auff die Meynung hinaus ſchlagen, was die Perſer von Aaly jhrem groſſen Heiligen vnd Patron ſchreiben: Daß, wo er nicht ſelbſt Gott, doch Gott gar nahe verwand wære.

Es iſt das Laſter der Trunckenheit bey dieſen Völckern in allen Ständen, ſo wol Geiſt- als Weltlichen, hohen vnd niedrigen, Mann vnd Weibes, jung vnd alten Perſonen ſo gemein, daß, wenn man ſie auff den Gaſſen hin vnd wieder liegen vnd im Koth weltzen ſihet, es als ein tæglich gewohntes nicht achtet. Trifft ein Fuhrmann ſolche volle Säwe, die

er kennet, an, wirfft er ſie auff ſeinen Wagen vnd führet ſie nach Haus, da jhm dann das Fuhrlohn bezahlet wird. Es wird von keinem einige gelegenheit zum Truncke, oder guten Rauſche, wenn, wo vnd wie ſich auch ſelbige begeben mag, außgeſchlagen, vnd geſchichet am meiſten im Brandwein. Iſt auch die erſte Ehre, die einer dem andern in beſuchen, oder Zuſammenkünfften anthut, daß man jhm *Tzarko wino* eine vnd mehr Schalen Brandwein zu trincken darreichet, worbey dann der gemeine Pœbel, Sclaven vnd Bauren ſich ſo getrew finden laſſen, daß wenn mancher von einem fürnehmen Manne die Schale auff ſeiner Hand zum dritten, vierdten vnd mehr mahlen eingeſchenckt bekömpt, er jmmerfort außtrincket, in Meynung er keines verſagen darff, biß er niederfället vnd bißweilen die Seele mit dem Truncke wider außſchüttet, wie ſolche Exempel zu vnſer Zeit, auch bey freygebigkeit vnd nœtigung vnſerer Leute an die Ruſſen, ſich begeben. Nicht allein Gemeine, ſage ich, ſondern auch fürnehme Herren, ja Zaariſche groſſe Geſandten, welche jhrer Herren hohen *reſpect* in frembden Ländern beobachten ſolten, wenn jhnen ſtarck Getränckе vorgeſetzt wird, kein Maß wiſſen, ſondern wenns nur etwas lieblich, als Waſſer in ſich gieſſen, daß man ſie als Verſtand beraubte Leute handthieren, ja bißweilen wol gar todt auffheben muß. Wie ſolches das Exempel eines groſſen Geſandten ſo im Jahr 1608. zu J. Kœn. Maj. in Schweden Carol dieſes Nahmens dem IX. geſchickt, ſich in dem allerſtärckeſten Brandwein, vngeachtet man jhn für deſſen fewriger Krafft gewarnet, alſo angefüllet, daß er am ſelben Tage, da er zur Audientz ſolte auffgeholet werden, todt im Bette befunden worden.

Zu vnſer Zeit waren allenthalben offentliche Kabacke vnd Krüge, daß jeder, wer nur wolte, ſich hinein ſetzen, vnd für ſein Geld trincken mochte, da dann die gemeinen Leute, was ſie nur erwerben kunten, in den Krug trugen, laſſen ſo feſte, biß ſie nach außgeleertem Beutel jhre Kleider, ja das Hembde gar außzogen, vnd dem Wirthe hingaben, vnd hernach nackend, wie ſie auff die Welt gekommen, nach Hauſe giengen. Als ich 1643. zu Naugard im Lübeckiſchen Hofe, nicht ferne von einer Kabak meine Herberge hatte, ſahe ich ſolche verſoffene vnd nackende Brüder etliche ohne Mützen, etliche ohne Schuh vnd Strümpffe, etliche in bloſſen Hembden aus der Kabak kommen. Vnter andern einen, welcher erſt den Rock verſoffen vnd im Hembde heraus kam, vnd als jhm ein guter Freund, deſſen Gang auch auff die Kabak gerichtet, begegnete, kehret er mit widerumb. In etlichen Stunden kam er ohne Hembde, vnd hatte nur ein par Vnterhoſen am Leibe. Als ich jhm lieſſe zu ruffen; wohin ſein Hembde gekommen, wer jhn alſo beraubet? antwortete er, mit jhrem gewöhnlichen *je butzſui mat*, das hat der Wirth gethan. Ey wo der Rock vnd das Hembde geblieben, da mügen die Hoſen auch bleiben. Gieng darauff wieder zu der Kabak, vnd kam hernacher gantz bloß heraus, nam eine Hand voll Hundesblumen, ſo neben der Kabak wuchſen, hielt ſie vor die Scham, vnd gieng alſo luſtig vnd ſingend nach Haus. Es ſeynd zwar newlicher Zeit, ſolche allgemeine Kabaken, ſo theils dem Zaaren, theils den Bojaren zu gehœret, weil ſie die Leute von jhrer Arbeit abzuhalten, vnd den erworbenen Pfenning zu verſauffen nur gelegenheit gaben, abgeſchaffet, und kan keiner mehr vmb 2. oder 3. Copecken, Schilling, oder Groſchen Brandwein bekommen, ſondern an deſſen ſtatt hat J. Z. Maj alleine in jeglicher Stadt ein *Cruſimoy dvor*, wie ſie es nennen, oder Hauß verordnen laſſen, aus welchem man den Brandwein nur nach Krügen vnd gantzen Kannen ver-

läſſet, vnd ſeynd beeidigte Perſonen darüber geſetzt, welche daraus Jährlich eine vngläubliche Summa Geldes in J. Z. Majeſt. Schatz lieffern. Aber der tæglichen Füllerey wird hierdurch doch wenig abgebrochen, in dem etliche Nachbarn zuſammen legen, eine Kanne, vnd mehr holen laſſen, vnd nicht ehe von einander gehen, biß alles außgeleeret, vnd ſie offt neben einander niederfallen. Etliche kauffens auch ins groſſe, vnd ſchenckens nach Schalen heimlich wieder aus. Daher ſihet man zwar nicht mehr ſo viel Nackende, aber nicht viel weniger Trunckene als zuvor taumeln vnd liegen.

Auch achtens die Weiber allerdinges nicht ſchande ſeyn, ſich voll ſauffen, vnd neben den Männern niederfallen. Zur Narve habe ich hiervon in meiner Herberge, ſo ich bey der Niehoffiſche hatte, ſeine kurtzweil geſehen, in dem etliche Ruſſen Weiber zu jhren Männern ins Gelag kamen, ſich neben jhnen niederſatzten, vnd friſch mit herumb truncken. Als die Männer wol beraufchet wolten nach Hauſe gehen, war es den Weibern noch nicht gelegen, vnd wiewol ſie darüber Ohrfeigen bekamen, wurden ſie doch dadurch nicht bewogen auffzuſtehen. In dem nun die Männer endlich zur Erden fielen, vnd ſchlieffen, ſatzten ſich die Weiber oben auff die Männer, vnd ſoffen in Brandwein einer der andern ſo lange zu, biß ſie auch voll wurden.

Vnſer Gaſtwirth zur Narve, Jacob von Kölln, erzehlete: daß ſie eben ſolche Comedie auff ſeiner Hochzeit geſpielet hätten, da die Männer, nach dem ſie beraufchet, jhre Weiber aus Luſt wol abgeſchlagen, vnd dann wieder mit jhnen angeſoffen; die Weiber endlich auch auff jhren entſchlaffenen Männern ſitzende, ſo lange einander zu getruncken, biß ſie neben denſelben niedergefallen, vnd mit entſchlaffen. Wie Ehre vnd Zucht in ſolchen fällen vnd gelegenheiten Noth vnd Schiffbruch leiden muß iſt, leicht zu erachten.

Ich habe geſaget, daß die Geiſtlichen Perſonen auch ſich von dieſem Laſter nicht wollen befreihet wiſſen. Es wird ſo bald ein Pope vnd Mönch, als ein Weltlicher vnd Baur truncken angetroffen. Ob zwar in keinem Kloſter, weder Wein Brandwein, Meth oder ſtarck Bier, ſondern nur Quaß, das iſt, dünne Bier, oder Kofend getruncken wird, gebrauchen ſie ſich doch der Freyheit darbey, daß wenn ſie aus den Kloœſtern kommen, vnd bey guten Freunden einkehren, einen guten ſtarcken Trunck nicht alleine nicht außſchlagen, ſondern auch fordern, vnd begierig zu ſich nehmen, vnd ſich daran ſo laben, daß man ſie von den verſoffenen Weltbrüdern nicht, als nur durch jhre Kleidung zu vnterſcheiden weiß.

Als wir in der andern Geſandtſchafft durch groß Naugard reiſeten, ſahe ich einen Prieſter nur im Kafftan oder Niederkleide (hatte ohne Zweyfel ſeinen Rock in der Kaback verſetzet) auff der Gaſſen taumeln. Als dieſer gegen meine Herberge kam, wolte er jhrem Gebrauch nach die Strelitzen, ſo daſelbſt Wache hielten, ſegnen; In dem er aber die Hand außſtrecket vnd ſich etwas neigen wil, wird jhm der Kopff zu ſchwer, vnd fält in den Koth. Da die Strelitzen jhn wieder auffhelffen, ſegnete er ſie gleichwol mit dreckichten Fingern. Weil ſolche Schawſpiel tæglich für Augen, machet niemand vnter den Ruſſen groß Wunder darvon.

Sie ſeynd auch groſſe Liebhaber von Toback, vnd trug ſich vor dieſer Zeit jeglicher darmit: der gemeine vnd arme Mann gab ſo bald ſeinen Kopeck für Toback, als Brodt. Weil man aber ſahe, daß hierdurch den Leuten nicht alleine kein Nutz, ſondern vielmehr mercklicher Schade zu wuchſe; in dem bey nieſſung des Tobacks nicht alleine dem gemeinen Mann, ſonderlich jhren Dienern vnd Sclaven viel Zeit von der Arbeit abgieng, ſondern auch durch vnachtſamkeit des Fewres

vnd Funcken, viel Häuſer in Rauch auffgiengen, ja auch bey verrichtung jhres Gottesdienſtes in den Kirchen vor den Bildern, welche nur mit Weyherauch vnd wolriechenden Sachen müſſen geehret werden, einen übeln Geruch von ſich gaben, hat auff anhalten des Patriarchen der Großfürſt den Toback Handel vnd Gebrauch im Jahr 1634. neben dem Privat Brandwein vnd Bier ſchencken, gäntzlich verboten. Die Verbrecher wurden auch hart, nemblich mit Naſen auffſchlitzen vnd Staupenſchlægen beſtraffet, wie wir dann ſolche beſtraffung an Mann vnd Weibes Perſonen geſehen, darvon bey erwehnung jhrer Juſtitz mit mehren ſol geſaget werden.

Gleich wie die Ruſſen von Natur hart vnd zur Sclaverey gleichſam gebohren ſeynd, alſo müſſen ſie auch vnter einem harten vnd ſtrengem Joch vnd Zwang gehalten vnd jmmer zur Arbeit vnd zwar mit Prügeln vnd Peitſchen angetrieben werden, worbey ſie nicht ſo gar vngedültig ſich erzeigen, weil es jhr Stand ſo erfordert, vnd ſie es gewohnet. Die jungen vnd halb erwachſene Kerel kommen bißweilen in gewiſſen Tagen zuſammen, ſetzen an einander, üben ſich mit ſchlagen, damit ſie es in eine gewonheit, welche die ander Natur zu ſeyn pfleget, bringen, vnd hernach die Strafffchlæge deſto leidlicher fallen.

Sclaven vnd Leibeigene ſeynd ſie alle mit einander. Es gibt auch jhr Gebrauch vnd Art für einem ſich demüthigen, jhr ſclaviſch Gemüthe an den Tag, in dem ſie für einem fürnehmen Mann zur Erden greiffen, jhr Haupt tieff, ja auff die Erde ſchlagen, vnd ſich gar zu eines Füſſen niederwerffen, auch für die Schlæge vnd Straffe alſo zu dancken pflegen. Gleich wie alle Vnterthanen, hohes vnd niedriges Standes Perſonen des Zaars Goloppen, Sclaven vnd Leibeigene ſich nennen vnd ſchätzen müſſen; Alſo haben auch die groſſen Herrn vnd fürnehme Leute hinwiederumb jhre Sclaven vnd leibeigene Knechte vnd Bauren. Die Knecſen vnd groſſe Herrn müſſen jhre Sclaverey vnd Wenigkeit gegen dem Zaar auch vnter andern darmit bekennen, daß ſie in ſchreiben vnd ſuppliciren jhre vnterſchriebene Nahmen alle im *diminutivo* ſetzen müſſen, als *Iwaske* Haußgen, für *Iwan*, *Johannes*, alſo auch *Petruske twoy golop*, petrichen dein Sclave. Wenn auch der Großfürſt jemand anredet, gebrauchet er ſich ſolcher verkleinerlichen Wörter. Es erfolget auch offt auff das verbrechen groſſer Herren, ſolche barbariſche Straffe, nach welcher man jhre Sclaverey abmeſſen kan. Daher ſagen ſie auch: alles was ſie haben, gehœre Gott vnd dem Großfürſten zu.

Auch die Außländer, wenn ſie in des Zaars Dienſten begriffen, müſſen ſich zu einer ſolchen niedrigen Demuth bekennen, vnd was einem darbey wol vnd wehe thut, mit gewärtig ſeyn. Wiewol der Zaar auff die fürnembſten ein gnædiges Auge zu haben pfleget, können ſie es doch gar leicht verſehen, vnd Vngnade verdienen.

Vor dieſem war es eine gefährliche Sache vmb die Großfürſtlichen Leib-Artzte, wenn die gegebene Artzney nicht nach jhrem Willen wircken wolte, oder der Patiente ſtarb vnter der Chur, wurden ſie mit hœheſter Vngnade beleget, vnd als Sclaven tractiret. Die Hiſtorie vom Großfürſten Boris Gudenow vnd ſeinen Medicis iſt bekand. Dann als im Jahr 1602. Hertzog Hanß, Chriſtians des IV. Kœniges zu Dennemarck Herr Bruder des Großfürſten Tochter zu heyrathen kam, vnd plötzlich mit einer Kranckheit befallen wurde, gebote der Großfürſt mit ſehr harten Drewworten, daß die Artzte jhre beſte Kunſt an dem Hertzog erweiſen, vnd jhn nicht ſterben laſſen ſollen. Als aber keine Artzney verfangen wolte, ſondern der Hertzog ſtarb,

muſten die Artzte ſich verſtecken, vnd eine lange Zeit nicht ſehen laſſen.

Er hatte vnter andern auch einen Hochdeutſchen, welchen Er ſelbſt zum Doctor gemachet. Dann als derſelbe einſten vmb erlaubniß bath, auff eine deutſche *Univerſitet* zuziehen, vnd den Gradum *Doctoris* anzunehmen, fragte der Großfürſt, was das wære; Doctor werden, vnd wodurch es geſchehe? Als er vernommen, daß man ſich in ſeiner Kunſt müſſe *examiniren* laſſen, wurde er tüchtig befunden, ſo erklærete man jhn zum Doctor, vnd geben jhm deſſen ein Zeugniß vnter der medicimiſchen *Facultet* Hand vnd Inſigel. Darauff der Großfürſt: Den Weg vnd die Vnkoſten kanſt du ſparen, Ich habe deine Kunſt erfahren (dann er hatte jhn kurtz zuvor an den Podagriſchen Schmertzen linderung geſchaffet) Ich wil dich zum Doctor machen, vnd ſo groſſen Brieff geben, als du drauſſen nicht bekommen ſolt, welches auch geſchah. Dieſen Muſcowitiſchen Doctor ließ nach der Zeit der Großfürſt, als die Podagriſchen Schmertzen jhn wieder überfielen, auffordern. Dieſer meinete, daß es vmb ſein Leben geſchehen wære, kam in alten zerriſſenen vnd zerſchnittenen Kleidern, ließ ſeine Haare rotticht vnd wild vmb den Kopff vnd Angeſicht hangen, vnd kroch auff allen vieren zur Thür hinein, ſagend: Er ſey nicht werth daß er lebe, vielweniger, daß er J. Zaar. Majeſt. klare Augen ſehen ſol, weil er mit deſſen Vngnade beleget. Bald ſtieß jhn ein Bojar, welcher darbey ſtund, mit dem Fuſſe, daß die Spitze des Stieffels jhm den Kopff verwundete, vnd hieß jhn *Sabak*, einen Hund, in Meynung dem Großfürſten damit zu liebe dienen. Der Doctor aber, als er einen gnædigen Anblick vom Zaar vermercket, machet jhm dieſe Schmach zu nutze, fähret mit klæglicher Stimme weiter fort. O groſſer Zaar, ich bin dein vnd keines andern Sclave, habe mich groblich an dir verſündiget, vnd den Todt verſchuldet. Wolte mich auch glückſelig ſchetzen, wenn ich von deinen Händen ſterben ſolte. Aber von dieſem deinen Knechte alſo geſchimpfft zu werden, gehet mir ſehr nahe, weiß auch wol, daß es dein Wille nicht iſt, daß ein ander über mich, deinen Diener ſolche Gewaltthat verüben ſol. Dieſe demüthige Rede verwandelte den Zorn des Großfürſten in eine Gnade, bekam 800. Rubel zur Verehrung, vnd wurden die andern Medici auch der Vngnade wieder befreyet, der Bojar aber geprügelt.

Wenn ſolcher Herren Sclaven vnd leibeigene Knechte durch den Todt oder Mildigkeit jhrer Herren frey gelaſſen werden, verkauffen ſie ſich doch bald wiederumb auffs newe. Dann weil ſie ſonſt nicht haben, worvon ſie leben können, achten ſie keine Freyheit, wiſſen ſich auch nicht darin zu ſchicken. Jhre Natur iſt, wie der kluge Ariſtoteles von den Barbaren ſaget; daß ſie nicht beſſer, als in der Dienſtbarkeit leben können vnd ſollen. Dann es bey jhnen auch eintrifft, was jener von den Völckern in klein Aſien, ſo man die Iones, welche auch jhren Uhrſprung von den Griechen hatten, nennet, geſaget hat: *Quod in libertate mali, in ſervitute boni ſint.* In der Freyheit ſeynd ſie bœſe, in der Dienſtbarkeit aber bequeme Leute.

Es kan ein Herr dem andern wol ſeine Sclaven verkauffen oder verehren. Aber mit Vater vnd Kindern der Sclaverey halber verhält ſichs jetzt alſo: Kein Vater kan den Sohn verkauffen, es thuts auch keiner mehr, er gibt jhn auch nicht gerne aus, bey einem ehrlichen Manne zu dienen, vnd ſolte er auch zu Hauſe mit jhm Hunger leyden, weil er ſo hochhertzig, daß ers jhm für Schande hält. Wenn aber ein Mann in Schuld gereth vnd nicht zahlen kan, mag er ſeine Kinder ver-

pfänden, oder in bezahlung der Schuld auff gewiſſe Jahre zu dienen dem Gläubiger hingeben: Den Sohn gegen 10. Rthal. vnd die Tochter gegen 8. Thl. biß die Schuld ab verdienet, dann muß der Schuldner ſie wieder loß geben. Wollen aber Sohn vnd Tochter ſich darzu nicht verſtehen, vnd der Vater ins Recht gefordert, auch daß er nicht zu zahlen hat, erwieſen wird, hält das Ruſſiſche Recht die Kinder dahin, daß ſie für jhre Eltern zahlen müſſen. Wann dann die Kinder wollen, mügen ſie eine Kaballe oder Obligation Schrifft auff ſich an den Gläubiger jhres Vatern geben, daß ſie Leibeigen ſeynd vnd dienen wollen.

Wegen der Sclaverey vnd groben harten Leben ſeynd die Ruſſen deſto ehe in Krieg zu bringen, vnd darinn zu gebrauchen. Sie geben bißweilen in gewiſſen Fällen wenns darzu kömpt, hertzhaffte vnd kühne Soldaten.

Wiewol die alten Rœmer nicht zugeben wolten, daß in jhren Kriegen leibeigene Knechte, oder jhrer Ankunfft vnd Lebens halber vnbekante vnd loſe Buben ſich finden laſſen ſolten, nach laut der Käyſer Gratianus Valentinus und Theodoſius Geſetze. Daß machet aber, daß damahls die, ſo ſich zum Soldaten Weſen begeben vnd gebrauchen laſſen wolten, ein ander Ziel (nemblich die Tugend vnd die Weltliche Glückſeligkeit) als heutiges Tages die meiſten (auff plündern, rauben vnd reich werden) haben muſten.

Heutiges Tages heiſt es doch gemeiniglich, wie jener beym Virgilius ſaget: *Dolus an virtus quis in hoſte requirat?* Was ſol man dann noch nach der Rœmer art vnter denen, die ſich wollen ſchreiben laſſen, groſſe Wahl vnd Außſchuß machen. Die Ruſſiſchen Sclaven halten bey jhren Herren vnd Kriegeshaupte getrew aus, vnd wenn ſie gute erfahrne Außländiſche Oberſten vnd Anführer, daran es dieſen Leuten fehlet, haben mügen, laſſen ſie groſſe Hertzhafftigkeit vnd kühnen Muth an jhnen verſpüren, aber doch mehr in Feſtungen vnd Stædten als im Felde, wie darvon allbereit oben das Exempel der zween Ruſſen bey übergebung der Feſtung Nœteburg angezogen worden Dergleichen hat man in dem Kriege, den ſie 1879. mit Polen geführet, erfahren, da auff dem Hauſe Suckol, welches von den Polen mit Fewr hart beängſtiget worden, ſie, vngeachtet jhnen die Kleider am Leibe von hinten zubrennen beginnen, ſie gleichwol von forn den Feind zu widerſtehen nicht ablaſſen wollen, wie darvon in des Henninges Lieffländiſchen Chronic am 70. Blate zu leſen. Eben am ſelbigen Orte gedencket er auch der Belægerung vnd Eroberung der Abtey Padis in Liefflaud, da die Ruſſen bey übergebung der Feſtung, Hungers halben ſo verſchmachtet geweſen, daß ſie den Schweden nicht haben können biß an die Pforte entgegen gehen. Vnd ſetzet der Scribent mit verwunderung darzu: Das laß mir Kriegesleute in Feſtungen ſeyn, die vmb jhrer Herren willen was wagen dürffen!

Aber in Feldſchlachten vnd bey belægerung der Stædte vnd Feſtungen, ob ſie zwar auch das jhre thun, wil es doch mit jhnen ſo nicht fort, haben gemeiniglich wider die Polen, Littawer vnd Schweden den kürtzern gezogen, vnd ſeynd bißweilen ſchneller zu fliehen, als den Feind zu verfolgen geweſen. Daß ſie aber die Stadt Smolensko vergangen Jahr mit einem Heer, ſo über zweymahl hundert tauſend Mann ſich erſtreckete, eingenommen, kan jhnen ſo wenig zur groſſen Tapfferkeit, als Anno 1632. da ſie mit hœchſtem Schaden vnd Schimpff von derſelben abziehen muſten, zur groſſen Vntugend gerechnet werden. Weil es zu beyden mahlen nicht ohne Verdacht zugangen. Damahls durch den General Schein, jetzo aber durch andere nicht vorbekante frembde Uhrſachen.

Es können zwar die Ruſſen, ſonderlich der gemeine Pœbel, in jhrer Sclaverey, vnd vnter dem harten Joch aus Liebe gegen jhrem Herrn viel erdulden vnd verſchmertzen, wenn es aber ohne Maß, heiſt es bey jhnen auch: *patientia ſæpe læſa ſit tandem furor.* Vnd pfleget auff eine gefährliche Empœrung vnd Gefahr, zwar nicht ſo wol gegen jhr Oberhaupt als unter Obrigkeit hinaus zu lauffen. Zumahl, wenn ſie von jhnen oder jhren Mitgenoſſen zu ſehr gedrücket, vnd von der Obrigkeit nicht wollen geſchützet werden. Vnd wenn ſie einmahl auff, vnd in Harniſch gebracht, feynd ſie nicht leicht wieder zu ſtillen, begeben ſich, alle daraus entſtehende Gefahr aus den Augen geſetzt, zu allerhand Gewaltthætigkeiten, vnd wüten als vnſinnige Leute

Diß wuſte der vorige Großfürſt Michael Feodorowitz wol, darumb, als die von Smolentzko ſo elendiglich wieder zu rück kommende Soldaten über die Verrætherey des General Scheins (bey welcher wol ein hœher Haupt nicht ohne Uhrſach mit in verdacht gezogen wurde) ſo hart klageten, man aber erſt bedencken trug mit der Schärffe wider den Beklagten zu verfahren, vnd ſichs daher zu einem allgemeinen Aufſtand anſehen ließ, wurde verſchaffet, daß durch enthauptung des Scheins dem Volck ein gnügen geſchahe. Vnd damit Schein ohne Nachtheil anderer ſich deſto williger darzu bequemete, gebrauchten ſie die Liſt: Man machte jhm weis, daß er nur zum Schein ſolte außgeführet, aber nicht gerichtet werden, nur daß das Volck des Großfürſten Willen ſehe, vnd wenn er ſich legen würde, ſolte alsbald Vorbitte kommen, darauff wurde Gnade erfolgen, vnd der gemeine Pœbel zu frieden geſtellet werden. Als nun Schein alſo getrœſtet in guter Hoffnung (welche das gute Vertrawen, ſo er aus gewiſſen Uhrſachen zum Patriarchen hatte, nicht wenig vermehrete) heraus gieng, vnd ſich auff den Bauch zur Erden legete, iſt dem Scharffrichter gewincket worden, geſchwinde zuzuhawen, welches er auch that, vnd den Kopff mit etlichen hieben herunter riſſe.

Hierauff iſt noch ſelbigen Tag des Scheins Sohn, der auch mit vor Smolensko geweſen, auff anhalten des Volckes mit der Knutpeitſche, nach jhrer art, zu tode geſchlagen worden. Die übrigen von deſſen Freundſchafft ſeynd auch alſofort nach Sibirien geſchicket worden, damit war das Volck befriediget, vnd die Empœrung geſtillet. Solches geſchahe im Brachmonat des 1633. Jahres. Selbigen Krieg hat Piaſecius in ſeiner Chronica *memorabilium* in Europa, jedoch nicht mit allen vmbſtänden, beſchrieben, vnd iſt vnter den 1633. vnd 1634. Jahres Geſchichten zu finden.

Von ſolchen der Ruſſen zwar erſt groſſe Gedult tragenden, hernach aber ergrimmeten vnd tumultuirenden Gemüthern fernere Exempel werden vns bey erwehnung jhres Policeywesens zweene erſchreckliche Tumulte vnd Empœrunge, ſo vor wenig Jahre in Rußland entſtanden, an die Hand geben.

DAS FÜNFFTE BUCH. DAS 26. CAPITEL.

Hiſtorie von Alexander, nach eines Perſers beſchreibung, vnd von zween Brüdern Chidder vnd Ellias.

ALexander (*Iskander* genandt) ſein Vaterland iſt *Junahn*, das iſt Griechenland, ſein Vater iſt geweſen Betlimus, ſeine Mutter aber eine Tochter des Kœniges Tzimſchid, welcher war ein Sohn Keikobath. Tzimſchid ein ſehr weiſer Kœnig ſol ſieben hundert Jahre gelebet, das Bogenſchieſſen, Sattel auff die Pferde, vnd Huffeiſen vnter den Huff zu legen, die Mahler Kunſt, auch Zelte zu machen, vnd Wein zu bereiten erdacht haben. Alexander aber iſt dem Ariſtoteles, vom ſelben Weiß-

heit zu lernen vntergeben worden, zu demſelben er ſich ſo fleiſſig gehalten, daß er jhn auch in ſeinen erſten Kriegen nicht hat verlaſſen, ſondern ſich offt ſeines Raths gebrauchen wollen. Einsmahl fraget Alexander den *Præceptor*, wem doch vor zeiten Griechenland zugehœret, vnd als er vernommen, daß es ſein Großvater von der Mutter wegen beherrſchet, verwundert er ſich, wie er denn ſo herunter kommen, daß er nichts zu regieren hätte. Er war damahls kaum funffzehen Jahr alt. Er machte ſich darauff mit ſeinem *Præceptor* nach Stampul (oder Conſtantinopel) läſſet dem Kœnige durch Ariſtoteles ſeine Dienſte im Kriege anerbieten, vnd weil Ariſtoteles ſeinen Diſcipel von allen Tugenden wol wuſte heraus zu ſtreichen, hat der Kœnig jhn mit einem Krieges Heer in Egypten geſchicket, welches wie auch vmbliegende Länder vnd Stædte er glücklich eingenommen. Darnach macht er ſich nach Hebbes, welche ſich jhm ſtarck widerſetzten, vnd auff Elephanten ſtritten; Weil aber Alexander jhnen mit Pfeilen wenig abbruch thun könte, gebraucht er durch angeben Ariſtoteles eine Liſt, wirfft angezündeten dürren Schilff, ſo voller Neſte gezogen, vnter die Elephanten, welche, weil ſie kein Fewr leiden können, in ſich vnd die Jhrigen wüten. Müſſen alſo die Hebbeſer ſich dem Alexandro ergeben.

Nach dieſem machet er ſich nach Sengebar, deſſen Einwohner groſſe hangende Lippen vnd lange Zähne haben, vnd weil jhr Kœnig ſich mit ſeinen fürnembſten Leuten auff einen Thurm begeben, wolte Alexander ſein eufferſtes daran verſuchen, Ariſtoteles aber widerrieth jhm, wenn er die Stadt nur hätte, wære ſie gleichſam dieſes Baumes Wurtzeln, würden die abgehawen, muſte der Baum wol fallen. Von dannen machet er ſich nach Jemen, nimpt Arabien ein, vnd ſeinen Zug nach Hallepo, Erferum, Diarbeh, gehet an den Tiegerſtrom hinauff nach Moſel, vnd wieder herunter in Georgiam, machet jhm alles vnterthan, kompt auch in Iran nach Berde, woſelbſten eine Kœnigliche Wittwe Nahmens Melkehatun reſidirete. Dieſe hatte durch groſſe Vnkoſten Mahler vnd Conterfeiter außgeſchickt, vnd vieler berühmter Potentaten vnd Helden Conterfeite, vnd vnter andern auch des Alexanders an ſich gebracht. Als nun Alexander in Geſtalt eines Geſandten vom Alexander ſich zu jhr gemachet, kennet ſie jhn nach dem Bildniß alsbald, nœtiget jhn mit jhr zur Taffel zu gehen. Es werden aber an ſtatt der Speiſen, lauter Silber, Gold vnd Edelgeſteine in groſſen Schüſſeln vorgeſetzet. Sie nœtiget jhn zu eſſen. Als aber Alexander ſaget; hievon würde man den Bauch nicht ſättigen, vnd den Hunger ſtillen können, antwortet ſie: Sihe Alexander, vmb ſolcher Sachen willen verwüſteſt du ſo viel Land, welches gut Getreide tragen, vnd den Menſchen zur Speiſe dienen könte. Wenn du nun aller Welt Güter, vnd kein Brodt hätteſt, würdeſt du dein Leben nicht erhalten können, ſihe dieſes alles wil ich dir geben, ſchone nur mein Land, daß ich meinen Ackerbaw vnberückt behalte; Dieſe kluge Rede iſt dem Alexander ſo zu Gemüthe gangen, daß er jhr alles gelaſſen, auch jhr Land verſchonet, vnd in Friede von jhren Gräntzen geſchieden. Dieſe Kœnigin wird noch heute gerühmet, daß ſie ſo wol regieret: weil ſie ſehr reich geweſen, hat ſie die Verbrecher nicht mit Gelde geſtraffet, ſondern ſie haben Græber auffbawen vnd außmauren müſſen, darinnen die Leute, wenn ſie nicht viel hinterlaſſen, begraben werden können. Solche Græber ſollen noch jetzo bey Nachtzuan hin vnd wieder zu finden ſeyn. Von dar hat er ſich nach Schirwan begeben, vnd die Stadt Derbend erbawet, vnd zwar nur die ſeite nach Perſien, ſampt der langen Maur oben durch das

Gebirge biß nach der ſchwartzen See, vnd ſol auff jeglicher Meile ein Thurm zur Wache wider den Einfall der Tartern geſetzet haben. Darauff habe er gantz Perſien überzogen, einen Ort nach dem andern eingenommen, vnd ſich auch endlich an den Kœnig Darium gemachet. Darius hätte ſich damahls in Kirman auffgehalten mit einem Heer von zweymahl hundert Tauſend, an den hätte er geſetzt, aber in den erſten drey Treffen, die ſie mit einander gethan, Darius obgeſieget. Im vierdten aber hätte Alexander viel verdeckte Graben gemachet, in welche des Darius Volck gefallen, vnd alſo die Schlacht verlohren, Darius aber wære gefangen worden. Nach dieſem gehet er nach Choraſan, vnd ſtreiffet biß an Indien, machet jhm alles Land vnterthan, ſetzet auch auff bitte der Indianer wider die Pigmeos oder Zwerge, zwiſchen dem Gebirge ein eiſern Stacket, welches biß an den Jüngſten Tag muß ſtehen bleiben. Nach dieſem überzeugt er die Usbeken vnd kehret wieder nach Hebbes, ſelbige, weil ſie rebellireten, wieder zum Gehorſam zu bringen.

Weil er nun ſo viel Kœnige überwunden vnd gefangen hielte, ſchrieb er an Ariſtotelem, welcher damahls nicht bey jhm war, obs nicht rathſamb, daß er alle Kœnige vmbbrächte, als es jhm aber Ariſtoteles wiederrieth, dann jhre Kinder würdens rächen, ließ er ſie loß, ohne den Darius, welchen er mit Gifft hinrichten ließ.

Nach dieſem nimpt Alexander eine Reiſe vor, zum Berge Keff, vnd an einem Ort, im Gebirge in eine groſſe vnd weite Hœle, welche ſie *Sullemath* nennen, woſelbſt groſſe Finſterniß ſeyn ſol, hinten in derſelben ſol ein Waſſer der Vnſterbligkeit flieſſen, ſelbiges zu beſuchen hatte Alexander Luſt bekommen. Als er aber vermutete, daß es jhm ſchwer fallen würde, den Weg wieder zu rücke aus der Hœlen zu finden, ſagte er: Wenn ich nun einen feinen alten Mann hätte, der mir hierzu Rath gebe. Dann er hatte alle alte Mannſchafft von ſich gethan, Derbend vnd andere Orter darmit beſetzet, vnd behielt nur lauter jung Volck vmb ſich. Es waren aber zwene Brüder bey jhm Chidder vnd Ellias, welche jhren alten Vater, aus Kindlicher Liebe heimlich bey ſich führeten, dieſer gibt Rath Alexander ſol auff ein Mutterpferd hinein reiten, vnd ihr Füllen vor der Hœlen anbinden, ſo würde das Mutterpferd ſich ſelbſt wol wieder heraus finden, welches auch geſchehen. Dieſe beyde Brüder nimpt Alexander allein mit ſich, vnd läſſet ſeine andere Völcker alle zu rücke. In dem ſie eine weile gegangen, kommen ſie an eine Pforte, deſſen Schwell hell leuchtete, da ſehen ſie das ein Vogel an die Pforte genagelt. Der Vogel fraget was Alexander wolte, Alexander: er ſuche das Waſſer der Vnſterbligkeit. Der Vogel aber; wie gehet es in der Welt zu. Er antwortet; zimlich ſchlim, allerley Laſter gehen im ſchwunge, darauff reifft ſich der Vogel loß vnd fleucht davon; Alexander aber ſtoſſet die Thür auff vnd ſihet einen Engel ſitzen, der eine Poſaune in der Hand hatte, vnd jmmer damit zum Munde wil. Alexander fraget, wer er ſey; Der Engel antwortet, ich bin Raphael, vnd warte mit Verlangen, biß Gott Befehl giebt, daß ich mit der Poſaune den Todten den Jüngſten Tag anhündigen ſol. Wer aber biſt du denn? Alexander bin ich, ſpricht er, vnd ſuche das Waſſer der Vnſterbligkeit, der Engel reichet jhm einen Stein vnd ſaget, gehe vnd lege gegen dieſen einen andern Stein, welcher dieſen in gleicher Wage halten wird, ſol es dir thun. Alexander fraget, wie lang ſol ich denn noch leben? der Engel, du wirſt nicht ehe ſterben, biß Erde vnd Himmel vmb dir zu Eiſen (etliche ſetzen Silber vnd Gold) werden. Alexander gehet wieder heraus vnd findet keinen Stein,

der dieſem gleich ſchwer, ſchüttet endlich ein wenig Erd auff die Wagſchale, da halten beyde Schalen gleich. Hiermit wurde angedeutet, daß, wann Alexander begraben wære, er vnſterblich ſeyn würde; Vnd als Alexander einsmahls auff der Heyde *Kur* (oder *ghur*) vom Pferd ſtürtzete, vnd man jhm, wegen groſſer Hitze, die jhm ſo wol von der Erden als oben herab beſchwerlich gefallen wolte, ſeinen Pantzer vnter geleget, vnd ſeinen Schild über jhn gehalten (Etliche ſagen daß ſie ſein mit Gold vnd Silber geſtickten Rock, vnd ein ſilbernes mit Gold beſchlagenes Schild darzu gebrauchet haben) da hatte Alexander erſt verſtanden wohin des Engels Prophezeihung von ſeinem Todte gezielet, vnd das ſein Ende nunmehr verhanden, ſey auch bald darauff geſtorben. Seine Leiche hätten ſie in Griechenland getragen.

Auff dieſes, des Alexanders Ende zielet auch Schich Saadi in ſeinem Küluſtan, beſihe hievon das 21. Capitel im dritten Buche. Imgleichen iſt auch von dieſem Waſſer der Vnſterbligkeit, Cap. 19. des erſten, vnd 20. Cap. des andern Buches zu leſen, da ers alſo mit beybringet:

Wenn Vnglück über dir die ſchwartze Wolcke ergeuſt,
Traw'r nicht, des Lebens Strom auch durch das finſtre fleuſt.

Wer nun dieſe Perſiſche Legende nicht weiß, wird dieſe erwehnte Orter im Küluſtahn wol vnausgeleget laſſen. Daß ich der zwene Brüder, Chidder vnd Ellias, welche Alexander mit ſich in die Hœle genommen hatte, ferner gedencke, haben ſelbige aus dem Strom des Lebens getruncken, daher ſie noch jetzund leben, vnd auff der Welt vnſichtbar ſeyn ſollen; Ellias auff dem Lande, Chidder aber auff dem Waſſer. Wenn nun einer in Waſſers Gefahr nur fleiſſig rufft, *Ja Chidder Nebbi!* vnd gläubet feſtiglich, daß er jhn helffen werde, ſo kompt man mit dem Leben davon. Derowegen die jenigen, welche in Waſſers Noth geweſen, dieſen Propheten augeruffen, vnd das Leben errettet haben, ſchreiben die Hülffe dem Chidder zu, vnd thun jährlich nach jhrem gethanen Gelübte, jhm zu Ehren ein Opffer, welches im Februario zu geſchehen pfleget, da ſie gegen die Nacht etliche gute Freunde, Mann vnd Weibes Perſonen zuſammen ruffen, jhre Gefahr vnd errettung erzehlen, vnd dem Nebbi dancken. Setzen ſich darauff nieder, Männer vnd Weiber, jegliche abſonderlich, vnd laſſen ſich wol tractiren, aber ohne Wein. Jhm dem Nebbi wird auch in eine abſonderliche Cammer, etliche Schüſſeln voll allerhand Früchte vnd Confect vorgeſetzet, in der mitte eine höltzerne Schöſſel voll Zifererbſen Mehl, ſo mit einem brennenden Wachsliechte beſtecket, gehen davon vnd ſagen: Chidder Nebbi, wenn dir diß Opffer angenehm, ſo gieb ein Zeichen von dir; Findet man auff dem Morgen in dem Mehl entweder einen Handgriff, Fußſtapffen oder ſonſt ein Zeichen, ſo werden ſie froh vnd kommen auff den andern Tag wieder zuſammen vnd ſeynd luſtig. Es ſollen aber offt die Weiber hinein gehen, vnd mit der Hand ins Mehl greiffen, ſagen der Prophet hab es gethan, damit jhre Luſt deſto länger wæret.

Diß Feſt ſollen auch die Armeniſchen Chriſten Naſſera genandt bey jhnen feyren, vnd Wein darbey trincken, welches die Perſer nicht thun.

JOHANN BALTHASAR SCHUPP.

GEDENCK DARAN HAMBURG.

Oder eine Catechiſmus-Predigt, von dem dritten Gebot, Am Freytag nach *Mariæ* Heimſuchung, im Jahr 1686. in der Kirchen zu S. Jacob in Hamburg gehalten.

Doct: Joh: Balth: Schuppii Schrifften. *Hamb. 1663. 8°. Th. I. S. 189–214.*

TEXTUS.

Exod. 20. vers. 8. 9. 10. 11.

Gedencke des Sabbaths daß du ihn heiligeſt. Sechs Tage ſoltu arbeiten, und alle deine Ding beſchicken, Aber am ſiebenden Tag iſt der Sabbath des Herrn deines Gottes, da ſoltu kein Werck thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Viehe, noch dein Frembdling der in deinen Thoren iſt. Dann in ſechs Tagen hat der Herr Himmel und Erden gemacht, und das Meer und alles was drinnen iſt, und ruhete am ſiebenden Tage, drumb ſegnete der Herr den Sabbath, und heiliget ihn.

IHr Andächtige und Vielgeliebte in Chriſto dem Herrn. Als ich am vergangenen Mittwoch von der Cantzel kam, erzehlte mir einer meiner geehrten Collegen, daß nunmehr 34. Jahr verfloſſen ſeyn, da auff den Tag der Heimſuchung Mariæ, etzliche vornehme Leute ſeyn gebeten worden auff ein wohlbeladenes groſſes Schiff, welches jetzo in Spanien ſegeln wollen. Als nun das Schiff mit vielem Pulver beladen geweſen, und die Schiffer jhrem Brauch nach etzliche Geſchütz geloͤſet, und wie ſie reden *Salve* geſchoſſen, ſey es den anweſenden Frauen und Jungfrauen beſchwerlich geweſen, und haben gebeten umb Einſtellung des Schieffens, haben auch ſo viel erlangt, daß der Schiffer ſeinem Volck ferner zu ſchieſſen verbotten hab. Unter andern ſey eine ſchwangere Fraw auch auff dem Schiff geweſen, welche geklagt habe, das Hertz thue ihr ſo wehe, ſie wiſſe nicht wie ihr zu Muth ſey, und hab umb Gottes willen gebeten, man ſolle ſie wieder an Land bringen. So bald ſie an Land kommen, hab ſie noch einmahl im Schiff hœren ſchieſſen, darauff ſey das Schiff auffgangen, ohngefehr umb ſechs Uhr nach Mittag. Und ſeyn 37. Perſonen, darunter 8. Frauen, zwey Jungfrauen, ein kleines Mægdlein und eine Magd geweſen, in einem Augenblick todt und lebendig geweſen. Und wie ich von andern hœre, hat man weit vom Strande bald hier einen Kopff, bald da eine Hand mit güldenen Ringen gezieret, funden. Es erzelte eben dieſer alte und ehrliche Mann ferner, daß damahls der ſelige *Hardkopf* geweſener *Paſtor* und *Senior* zu *S. Nicolai* allhier, den nachfolgenden Sontag von dieſem traurigen Fall eine Predigt gehalten, und in Truck gehen laſſen, und die Predigt titulirt hab, Gedeneck dran Hamburg. Und es lebe niemand mehr, der damals (als dieſer traurige Fall ſich zugetragen) im Rathſtuel oder im Predigampt geſeſſen hab, als Er. Gott erhalt uns dieſen guten Ehrlichen Alten noch lange Zeit. Seine Worte haben mir unterdeſſen geſtern und vorgeſtern, als er mit mir redet, immer im Sinn gelegen. Ich erinnere mich zwar der Kinder Hiobs, welche in einem Augenblick von dem einfallenden Hauſe erſchlagen worden. Ich erinnere mich der 18. Männer, welche

der Thurm zu Siloa erſchlug. Ich erinnere mich der Galileer, welcher Bluth Herodes mit dem Opffer vermiſchte Luc. 13. Wil demnach kein Splitter-Richter ſeyn, ſondern ich gedencke an das vergangene Sontägliche Evangelium, da Chriſtus ſagt, Richtet nicht, verdammet nicht. Ich laſſe mir auch wol gefallen die feinen Gedancken, die Herr Hardkopff S. in angezogener Predigt davon führet. Allein wann ich betrachte, wie der Sontag und andere Feyertage an dieſem Orth ſo vielfältig mißbraucht und entheiliget werden, ſtehen mir faſt die Haare zu Berg, und ſorge, Gott werde dermaleins eine ſonderbare Straffe ergehen laſſen, daß unſere Nachkommen ſagen werden, Gedencke dran Hamburg. *Stobæus* erzehlt an einem Orth, daß einsmals *Antiſthenes* ſey gefragt worden, was doch ein Feſt oder Feyertag ſey? Da hab er geantwortet: *Eſt irritamentum gulæ, et occaſio luxuriæ.* Ich laſſe euch ſelbſt urtheilen, was die Feſt und Feyertage zu Hamburg ſeyn? Mancher wird meynen, ſie ſeyn Anlaß und Gelegenheit zu freſſen und ſauffen, zu huren und zu buben, und allerhand Üppigkeit zu treiben. Sonderlich meynt das gemeine Volck und Handwercks-Burſch, den Sabbath heiligen, heiſſe ſo viel als nicht arbeiten, ein new Kleid anziehen, des Morgens ein wenig in die Kirche gucken, und hernach in den darzu verordneten Krügen oder Wirtshäuſern unter Spielleuten und Blaſiaſten freſſen, ſauffen, dantzen, und andere Üppigkeit treiben, biß in die ſpæte Nacht. Dann man arbeite ſich doch die gantze Woche über müd. Drumb müſſe man den Sontag wol anlegen, und ſich etwas zu gut thun, man bring doch nichts davon. Damit nun ſolche Leute nicht in ihrer Unwiſſenheit ſterben und verderben, und von ihrem Blut meine Hände beſprützt werden, als hab ich mir fürgenommen das dritte Gebot ein wenig zu betrachten, und ihn zu zeigen, wie wir den Sontag mit heiligen Wercken, Worten und Gedancken zubringen ſollen. Du O Herr lehre mich thun nach deinem Wolgefallen, denn du biſt mein Gott. *Tua res agitur.* Drumb öffne mir meine Lippen, und meinen Zuhœrern ihre Ohren. Thue alles umb deines hochheiligen Namens willen, Amen.

ICh hab am nechſt verwichenen Mitwochen gedacht, daß Gott bey das Dritte Gebot ein Wort geſetzt, welches bey andern übrigen Geboten nicht zu finden iſt. Dann da ſagt Er, Gedenck des Sabbats daß du ihn heiligeſt. Sabbat heiſt ſo viel als ein Ruhetag. Dieſes Worts müſſen wir bey dieſem Gebot gewohnen. Vorzeiten war es der Sonabend. Dann Gott hat ihm dieſen Wochentag ſelbſt erkohren, und nach Erſchaffung Himmel und Erden mit ſeiner Ruhe eingeweihet, wie zu leſen iſt Gen. 2. und Exod. 20. Es haben aber die H. Apoſtel dieſen wochentlichen Feyertag vom Sonabend auff den Sontag fort gelegt. Nicht allein daß ein Unterſcheid ſey zwiſchen den Juden und Chriſten, ſondern auch zu Ehren den dreyen Artickeln des Chriſtlichen Glaubens, darzu wir uns offentlich wider alle Juden und Heyden bekennen. Dann am Sontag hat Gott das Werck der Erſchöpffung angefangen, und geſagt *Fiat lux*, es werde Liecht. Und die Summ und Inhalt aller Sontags Predigten gehet dahin, Menſch es werde Liecht in deinem Hertzen, lerne dich ſelbſt und Gott in rechtem Liecht erkennen, daß du wiſſeſt wie du könneſt Chriſtlich leben, ſelig ſterben, und ein Kind des ewigen Liechts bleiben. Am Sontag iſt unſer Erlœſer und Seligmacher Chriſtus Jeſus von den Todten aufferſtanden, und zu ſeinen Apoſteln kommen und geſagt: Friede ſey mit euch. Der Sontag iſt eben der Tag,

da der H. Geiſt ſichtbarlicher Weiſe über die Apoſtel außgegoſſen iſt, darauff ſie die *Magnalia Dei*, die groſſe Thaten Gottes, mit Freuden gepredigt haben. Drumb halten wir dieſen Tag billich hoch, und ſagen auß dem 118 Pſ. Diß iſt der Tag den der Herr gemacht hat. An dieſem Tag ſollen wir nun nicht allein ruhen. Dann das können auch die Ochſen und die Eſel thun. Sondern wir ſollen ihn heiligen, das iſt, mit heiligen Gedancken, mit heiligen Worten, mit heiligen Wercken ſollen wir nicht nur den Sontags Morgen, ſondern den gantzen Sontag zubringen, und des Leibes Ruhe ſoll ſeyn der Seelen Werckeltag. Wann ein Schnſter oder Schneiderknecht des Sonabends bey zeiten Feyerabend macht, gehet drauff ins Wirtshauß und ſäufft ſich voll, liegt hernach den gantzen Sontag auff der Banck, und klagt über den Kopff, das heiſt den Sabbat nicht geheiliget, wann er ſchon feyret und keine Schue macht, oder keine Hoſen flickt. Drumb mercket wol dieſen Unterſcheid unter dem Feyren und Heiligen, und ſagt, gedencke dran.

Wann mancher des Sontags Morgens iſt in der Kirchen geweſen, und hat die Hauptpredigt oder die Frühpredigt gehœrt, ſo ſagt er, ich habe heut Gott einen Dienſt gethan, nun wil ich ein wenig außfahren oder ſpatzieren gehen und mich luſtig machen. O der falſchen Meynung! Du haſt mit nichten Gott einen Dienſt gethan, ſondern Gott hat dir einen Dienſt gethan, in dem Er dir ſein ſeligmachendes Wort hat fürtragen, und dich deutlich unterrichten laſſen, wie du ſolleſt recht glauben, Chriſtlich leben, ſelig ſterben, am Jüngſten Tag frœlich aufferſtehen und in Himmel gehen. Und Gott hat dir nicht befohlen, daß du nur den Sontags Morgen, ſondern daß du den gantzen Sonntag, den gantzen Feyertag heiligen ſolleſt.

Wann dir ein Handwercksmann oder ſonſt ein Taglöhner in der Woch umb den Taglohn arbeitete, und arbeitete nur des Morgens, gieng aber nach Mittag ins Wirtshauß und ſöffe ſich voll, würdeſtu auch mit ihm zufrieden ſein? Nein, ſondern er muß dir den gantzen Tag arbeiten, wil er völligen Lohn haben. Wie wird nun der groſſe Himmels-Kœnig, der ſich ſo hoch umb uns verdienet hat, damit zu frieden ſeyn, wann wir ihm ſeinen Tag, daran Er ihm wil gedienet haben, umb ſo liederlicher Urſach willen ſchmælern und ſtümpeln? In dem ich dieſes ſage, wird vielleicht ein einfältiger Menſch gedencken, ich hab das offt gehœrt, daß Gott bey das dritte Gebot hab ein Wort geſetzt, das bey andern Geboten nicht ſtehet. Und es iſt nicht ohne, wann ein Herr ſeinem Knecht zehenerley Puncta anbefiel, und ſetzte bey dem einen ein *NB.* und ſagte, das nim ſonderlich in acht, Was würde da der Knecht anders thun, als daß er dieſen Poſt ihm ſonderlich angelegen ſeyn lieſſe? Nun geſtehe ich, das ich Exod. 20. nicht leſe, Gedenck daß du nicht tœdteſt. Gedenck daß du nit ſtehleſt. Gedenck daß du nicht falſch Zeugnüß redeſt wieder deinen Nechſten. Sondern bey dem driten Gebot ſtehet, Gedenck des Sabbats, daß du ihn heiligeſt. Darauß ſehe ich, daß Gott ſonderlich über dem dritten Gebot halte, und den Sontag wolle gefeyret haben. Ich wolt es auch gern thun, allein ſage mir doch einer einen kurtzen Bericht, wie ichs dann machen ſoll, daß ich den Sontag und andere Feyertage lœblich zubringe? Wohlan, mein allerliebſter, ich wil dir mit Gottes Hülff darin dienen, und wil dich einwenig in deinen Kinder-Catechiſmus führen, der ſoll dein Memorial ſeyn. Ich habe offtmals geſagt: *Bonus Catecheticus eſt bonus Theologus.* Wer den Catechiſmum recht verſtehet,

und ihm denſelben recht zu Nutz machen kan, der iſt ein gelährter Theologus. Lutherus hat den Catechiſmum pflegen mit in die Kirch zu nemen, und hat offt geſagt: er ſey niemals auß der Kirchen gangen, daß er nicht etwas auß dem Catechiſmo notirt und gelernet, daran er zuvor nicht gedacht. heutigen Lauff nach, gedacht, und ob er ſey auß der Predigt gebeſſert worden oder nicht, ſondern da bringt er viel Subtilitæten auff die Cantzel, daß die Leute ſagen ſollen, das war eine gelahrte Predigt. Wann ich mich in den Kirchen-Hiſtorien umbſehe, ſo find ich daß in der erſten Chriſtlichen Kirchen das Predigen nicht ſo gemein geweſen ſey als heutiges Tages. Allein die Übung des Catechiſmi iſt fleiſſiger getrieben worden als heutiges Tages geſchihet. Weil nun viel ehrlicher Leute unter euch, auch wol unter den jenigen ſind, welche in Sammet und Seiden gekleidet gehen, welche gern in den einfältigen Fiſcher-Himmel wolten, darin der alte Fiſcher Zebedæus mit ſeinen Söhnen Jacobo und Johanne ſitzt, als wolt ich gern, daß ich ihn den Catechiſmus recht erklæren könt, darauß haben ſie genug zu lernen, der kan ihre Bibliothec, ihre geiſtliche Rüſtkammer ſeyn. Wann nun der Soutag kömmt, ſo nim den Kinder-Catechiſmum für dich, betrachte 1. Die zehen Gebot, und lerne Gott nach ſeinem Weſen und Willen recht kennen. Denck immerdar an die Rede S. Pauli Act. 9. Da ihn Gott mit Donner und Blitz erſchrecht, da Er ihn auf die Erde warff, da auß einem Saul ein Paulus wurde, da er mit zittern und beben rieff, und ſagte: Herr wer biſtu? Herr was wiltu das ich thun ſoll? Gedencke an die Worte die Gott der Herr geredet Exod. 20. Ich bin der Herr dein Gott, du ſolſt kein ander Götter haben neben mir. Der Herr dein Gott iſt ein eyferiger Gott, der heimſucht die Miſſethat der Væter an den Kindern biß ins dritte und vierdte Glied die mich haſſen, und thut Barmhertzigkeit an vielen Tauſenden die mich lieben und meine Gebot halten. Lerne dieſen Gott recht erkennen, daß Er nemlich nicht nur ſey ein barmhertziger Gott, daß ſeine Barmhertzigkeit zwar wehre für und für bey denen die ihn fürchten, wie wir auß dem Lobgeſang der Jungfrau Mariæ am vergangenen Mitwochen gehœret haben. Sondern daß Er auch ſey ein eyferiger und gerechter Gott, der die unbußfertige Sünder nicht ungeſtrafft laſſe, der der Sünde ſo feind und gram ſey, daß Er umb einer einigen Sünd willen die Engel auß dem Himmel in die Höll, und unſere erſte Eltern auß dem Paradieß geſtoſſen hab. *Ignoti nulla cupido.* Wer Gott nicht recht kennet, der wird ihn auch nicht recht lieben, er wird ſich auch nicht recht für ihm fürchten, er wird ihm auch nicht recht vertrauen. Ihr Haußvæter und Haußmütter ſagt offt, meine Kinder haben den Catechiſmum gantz außwendig gelernet, es iſt nichts drin, das ſie nicht wiſſen und verſtehen. Iſt dem alſo? ſo ſind ſie gelahrter als ich. Ich bin ein Doctor, und hab noch immer zu lernen an den Worten: Ich bin der Herr dein Gott, du ſolt kein ander Götter haben neben mir. Wir Alten, die wir die Kinderſchue längſt zuriſſen haben, würden im Creutz und Unglück nicht ſo kleinmütig, im Glück nicht ſo trotzig und unachtſam ſeyn, wann wir recht verſtünden was heiſſe, Ich bin der Herr dein Gott. Gehe die Zehen Gebot ferner durch, und ſage bey einem jeglichen Gebot mit Paulo: Herr was wiltu das ich thun ſoll? Du ſolt erſtlich Gott über alle Dinge lieben. Nichts in der Welt ſoll dir lieber ſeyn als Gott. Du ſolt Gott über alle Ding fürchten, und in all deinen Worten, Wercken und Ge-

dancken betrachten, ſihe, darff ich das auch thun? Gott iſt da und ſiehet es. Darff ich auch das reden? Gott ſtehet da und hœret es. Darff ich auch alſo gedencken? Gott der ein Hertzenkündiger iſt, der weiß und verſtehet all meines Hertzens Gedancken. Die Furcht des Herrn iſt der Weißheit Anfang. Dieſes Sprüchlein hab ich gewuſt als ich noch ein kleiner Knab geweſen. Allein ich bin ſchon Doctor geweſen, als ich es noch nicht recht betrachtet hab. Es iſt kein Kramer-Jung ſo toll, daß er ſeinem Herrn etwas ſtehle, wann er weiß, daß ſein Herr zugegen ſey, und ihm auff die Hände Achtung gebe. Aber viel groſſe *Politici*, viel gewaltige reiche Leute thun eben als ob kein Gott ſey, der alles ſehe, hœre, und aller Menſchen Hertzen präfe, darauß ſchließ ich, daß ſie noch nicht haben angefangen weiß zu werden. Du ſolt Gott allein vertrauen, und kein Vertrauen auff einigen Menſchen, auf einige Creatur ſetzen, ſondern thun als ob kein ander Menſch mehr, ſondern unſer Herr Gott, und du allein in der Welt ſeyn. Zum 2. fordert Gott von dir, daß du ſeinen Namen nicht ſollſt mißbrauchen. Wie aber der Name Gottes mißbraucht werde, das haſt du bißhero in zweyen unterſchiedenen Predigten gehœrt. Es iſt aber nicht genug, daß du am Sontag nicht fluchеſt oder ſchwereſt, ſondern du ſolt ſonderlich am Sontag den Namen Gottes loben, preiſen und ehren. Wann du hœreſt zur Kirchen leuten, ſo ſprich: Nun komm du H. hochgelobte Dreyfaltigkeit, komm zu mir, und mache deine Wohnung in mir. Du haſt mir nun ſechs Tæge helffen arbeiten, ſo ruhe nun auch in meinem Hertzen am ſiebenden Tag, und laß mich ruhen in dir. Ach mein hertzliebes Jeſulein, mache dir ein rein ſanfft Bettelein, zu ruhen in meines Hertzen Schrein, daß ich nimmer vergeſſe dein. Wenn du in die Kirche kommeſt, ſo bitte Gott, daß Er dir das Hertz eröffne, wie *Lydiæ* der Purpur-Kræmerin Act. 16. daß Er dein Hertz in dir brennend mache, wie den zweyen Jüngern die nach Emauß giengen, Luc. 24. Wann der Prediger auff die Cantzel ſteiget, ſo ſeufftze und ſage: Herr himmliſcher Vater, geheiligt werde dein Name! Wann der Prediger auff der Cantzel etwas denckwürdiges ſagt, ſo ſeufftze und dencke in deinem Hertzen, Herr zukomm dein Reich, dein Will geſchehe. Wann der Prediger die Predigt beſchleuſt, und ſaget Amen, ſo ſeufftze du mit der Jungfrau Maria: Mir geſchehe wie du geſaget haſt. Amen, das iſt, es werde war, ſterck unſern glauben immerdar, auff daß wir ja nicht zweiffeln dran, was wir anitz gehœret han. Auff dein Wort in dem Namen dein, ſo ſprechen wir das Amen fein. Wann die Zettel nach der Predigt abgeleſen werden, ſo gib genaue achtung drauff, was für Leute ſeyn für welche gebeten werde, und wann du hernach das Vater Unſer beteſt, und kommeſt auff die ſiebende Bitt, ſo denck, ach lieber Gott, erbarm dich doch über die für welche jetzo iſt gebeten worden, und erlœſe ſie von allem Übel. Was du wilt daß man dir thue, daß thue du einem andern auch. Nun haſtu gern, daß fromme Chriſten für dich beten wann du in Nœthen ſteckſt, drumb muſtu ein andermal für ihre Noht und Anliegen auch beten, und zu Gott auch ſchreyen. Und ein ſolch allgemein Geſchrey kan bey Gott viel außrichten. Wil Gott hœren wann zwey oder drey auff Erden eins werden umb etwas zu bitten, wie vielmehr wird Er hœren, wann ſo viel hundert, ja ſo viel tauſend auff einmal umb ein Ding bitten?

Zum 3. gehe am Sontage gern in die Kirche, wann du auch ſo gelahrt wæreſt als der Apoſtel Paulus, und wann du ſchon

hundert Poſtillen zu Hauß hätteſt, die du leſen könteſt. Meynſtu nicht, daß der Kœnig David eben ſo wohl Gottes Wort geleſen als du? Meynſtu nicht, daß er gelahrter ſey geweſen als du? Meynſtu nicht, daß er eben ſo wohl Bücher gehabt als du: Dennoch ſagt er: Eins bitte ich vom Herrn das hätt ich gern, daß ich in dem Hauſe Gottes bleiben mœge mein Lebenlang. Ich wil lieber der Thür hüten in meines Gottes Hauſe, als lange wohnen in der Gottloſen Hütten. Ich muß allhier etwas ſonderliches erinnern, daß zu Hamburg ſehr gebräuchlich iſt, da die Kirche offt gebraucht wird wie die Bœrſch zu Amſterdam. Haltet mir zu gut, daß ichs erinnere. Es erfordert es Gottes Ehr, es treibt mich mein Ampt und Gewiſſen dazu, es dienet zu eurer Wohlfahrt. Es ſind viel Leute, nicht nur unter den gemeinen, ſondern auch unter den Vornehmen, welche, wann ſie in die Kirch kommen, dencken ſie nicht: Herr du Gott der Heerſcharen, hier bin ich als dein Knecht und Kind in deinem Hauß, nach deinem Befehl, dich zu hœren. So rede nun Herr durch deinen Diener meinen Seelſorger, Ich dein Knecht und Diener wil hœren. Sondern wann ſie in die Kirch kommen, und ſich ein wenig unter den Huth verſteckt, und ein Vater Unſer daher gepiſpelt haben, da fragt einer den andern von neuen Zeitungen, was die Dantziger, die Amſterdammer Brieffe bracht haben? Die Frauen fragen offt wie es zu Hauß gehe? Ob Jungfer Margretchen bald Hochzeit halten werde? Ich kan nicht über euch klagen, daß ihr nicht fleiſſig zur Kirchen gehet. Die Kirch iſt offt ſo voll, daß ich mich durch das Volck auff die Cantzel dringen muß. Allein verzeihet mir, wo ich euch unrecht thue. Ich halte dafür, wann das Frauenzimmer dürffte auff die Bœrſch gehen wie die Männer, es würde manche Frau nicht ſo fleiſſig in die Kirch kommen, Dann da iſt vor und nach der Predigt, ja wol unter der Predigt, ein ſolch plaudern als wie auff der Bœrſch zu Hamburg oder zu Amſterdam. Was thun aber ſolche Leute anders, als daß ſie fremd Feur ins Heiligthum bringen, wie Nadab und Abihu Aarons Söhne, welche deßwegen von dem Herrn durch ein Feuer verzehret wurden, Lev. 10. Wann du in die Kirche kommſt, ſo hœre was Gott mit dir rede, auff daß Er dich wieder hœre, wann du in deinem Gebet mit Ihm redeſt. Wann du auß der Kirchen geheſt und die Predigt gehœret haſt, ſo mach es nicht wie die alten Weiber, welche vor den Spiegel gehen, und zwar ſehen, daß ſie ein Rotz oder Tröpflein in der Naſe haben; aber ſie begehren ſie doch nicht zu wiſchen. Sondern ſey nicht nur ein Hœrer des Worts, ſondern auch ein Thæter, wie S. Jacob ermahnet in ſeiner Epiſtel am 1. Cap.

Zum 4. Ehre deine Prediger und Seelſorger als deine geiſtliche Væter, die ein recht Væterliches und Mütterliches Hertz zu dir tragen, Ehre ſie nicht eben mit Hut abziehen, mit Hand trücken, mit falſchen glatten geſchmierten Worten, mit hœflichen Frantzœſiſchen Complementen, ſondern ehre ſie mit Gehorſamb, und thue was ſie dir an Gottes ſtatt befehlen. Hüte dich daß deine Lehrer und Seelſorger nicht über dich ſeufftzen, dann das iſt dir nicht gut. Heb. 13. Verachte ſie ja nicht. Dann Chriſtus ſagt: Wer euch verachtet, der verachtet mich. Wer mich verachtet, der verachtet den der mich geſand hat. Was kan doch erſchröcklicher in menſchliche Gedancken gefaſt werden, als Gott den Vater und ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum verachten? Das thut der, welcher Lehrer und Prediger verachtet. Paulus ſagt 1. Cor. 4. Wir ſind Botſchafften an Chriſti ſtatt, Botſchafften oder Legaten. Da die Co-

rinther der Rœmer Legaten oder Botſchafften verachteten, und ſie mit Kammerlange begoſſen, da wurd ihre gantze Stadt ruinirt und in Grund verderbet. Verſichere dich, daß Gott der Herr das nicht ungeſtrafft läſt, wann man Lehrer und Prediger als ſeine Legaten, Bottſchafften und Abgeſandten veracht und beſchimpfft. Die Alten haben geſagt: Wer Prediger und Jungfrauen ſchändet, der nimt ſelten ein gut End. Es ſagt mir jüngſt einmal ein vornehmer Ehrlicher Mann in Hamburg, er habe viel Exempel obſervirt, daß Leute haben Actiones mit Predigern angefangen, und haben ſie verfolget, aber ſie haben gemeiniglich nicht lang hernach gelebt, oder ſeyn verdorben, und an Bettelſtab gerathen. Welches ich an ſeinen Ort geſtellet ſeyn laſſe, und erinnere mich des vergangenen Sontæglichen Evangelii da Chriſtus ſagt: Richtet nicht, Verdammet nicht. Gottes außdrückliches Wort aber lehret uns unterdeſſen, daß man Lehrer und Prediger ehren ſoll, und ſehen daß ſie ihr Ampt nicht mit Seufftzen thun. Deine Eltern haben dich auff die Welt gebracht, Lehrer und Prediger aber wolten dich gern in Himmel bringen.

Zum 8. Gedenck auch am Sontag, daß du nicht ſolleſt tœdten, darumb ſo rauff, balge und ſchlage dich nicht am Sontage, wie die junge Burſch gemeiniglich thut, und bringen ſich umb ihre geſunde Glieder, umb Leib und Seel, und machen ihren Eltern groß Hertzleid, wie uns dann noch neulich ein trauriges Exempel an einem Sontag iſt vor Augen geſtellet worden. Lauff auch am Sontag nicht nach den Krügen und Wirtshäuſern und ſauff dir mit vielem Geſundheit trincken allerley Kranckheiten an den Hals. Ich bilde mir ein, der Teufel werde ſich allemahl freuen, wann es Sontag iſt, und denchen, ſiehe Gott hat den Sabbat eingeſetzt, daß Er den Menſchen am ſelbigen Tag zum Himmel befördere. Ich aber habe es ſo weit gebracht, daß der Menſch gemeiniglich am ſelbigen Tag ſich mehr verſündiget als an andern Tagen. Dann da ſie ſolten Gott dienen mit Anhœrung ſeines Worts, ſo ſetzen ſie ſich nieder zu freſſen und zu ſauffen, ſtehen auff zu huren, oder zu ſpielen, oder ſich zu balgen oder zu ſchlagen. Darauß entſtehet offt Mord und Todſchlag. Das iſt meine Luſt anzuſehen, und alſo wird mein hölliſches Reich vermehret.

. . . . . .

Zum 7. Wiſſe, daß dir am Sontag beſſer anſtehe, wann du nach Mittag die Bibel oder ein Gebet-Buch, als wann du eine Karte oder ein paar Würffel in den Händen haſt. Ja ſprichſtu, die Zeit wird einem ſo lang, iſt es dann nicht beſſer, daß man ſpiele, als daß man ſich doll und voll ſauffe? Antwort, es taug beydes nichts, ſo wol das Vollſauffen als das Spielen. Es ſind zwey Stück die alle beyde Gott hœchlich mißfallen, und ſie dienen nirgend zu als zur Armuth, ſie verhindern die Nahrung, und bringen die Seel in vielfältige Gefahr. Sauffen macht den Leib voll, Spielen macht den Menſchen doll, Sauffen macht das Häupt ſchwer, Spielen macht den Beutel leer. Spieler und Spitzbuben ſind Diebe, ſo wol die welche gewinnen, als die welche verſpielen. Die welche gewinnen ſind Diebe. Dann ſie ſtehlen ihrem Nechſten das Geld auß dem Beutel, daß ihnen nicht gebührt. Die welche verlieren ſind auch Diebe, dann ſie berauben ihre Weib und Kinder deſſen daß ihnen gebührt. Kommt dir dieſe Rede wunderlich vor? So wil ich dir noch mehr ſagen. Spieler und Spitzbuben ſündigen gemeiniglich wieder alle Gebot. 1. Sündigen ſie wieder das Erſte Gebot, dann Gott wil daß wir auff Ihn allein unſer Vertrauen ſetzen ſol-

len, und ſollen im Schweiß unſers Angeſichts unſer Brod eſſen. Ein Spieler und Spitzbub aber verleſt Gottes Befehl und Ordnung, iſſet ſein Brod nicht im Schweiß ſeines Angeſichts, ſondern ſucht ſeine Nahrung, Geld, Glück und Gewinn im Spielen, und was er ehrlich erworben und von Gottes Händen erlangt hat, das ſetzt er auff das Spiel, verſucht Gott, und komt offt muthwillig umb alles was er hat. 2. Wird bey dem Spielen Gottes Name vielfältig mißbrauchet mit Zauberey, daß die Spieler und Spitzbuben offtmals über Würffel und Karten Segen ſprechen, und ihr Ockes Bockes Poſſen treiben. Es gehet auch viel Fluchens und Schwerens dabey für. Wann da einer verlieret, ſo flucht er offt daß der Himmel und die Erde davon beben möchte. 3. Muß jederman bekennen, daß dieſes Laſter des Spielens mit allen ſeinen Sünden, am meiſten geübt und getrieben werde am Sontage, da wir nur ſolten trachten nach dem Reich Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit. 4. Macht das Spielen, daß offtmals Kinder und Geſinde ihre Elteru und Herren heimlich beſtehlen, damit ſie was haben einzuſetzen. Mancher Vater iſt auff das Spielen alſo erhitzt, daß er es nicht laſſen kan, will nicht arbeiten, ſucht ſein Glück in der Karten, bringt aber Weib und Kinder dadurch in Armut und Unglück, und ſich umb ſeine Ehre und Reſpect, den er bey ſeinen Kindern haben ſolte. 5. Iſt bekand, daß bey dem Spiel offtmals die allerbeſten Freunde uneins werden, und umb geringer Urſachen willen aus dem Zanck Schlægerey, auß der Schlægerey Mord und Todſchlag entſtehe. Ich hab ein Exempel erlebt, daß ein Vornehmer wohlbegüterter Mann einen bey dem Spiel erſtach, und ſeinen Kopf kurtz hernach wiederumb dem Scharffrichter darſtrecken muſte. 6. Macht das Spiel offtmals Uneinigkeit unter Eheleuten, dadurch der eheliche Glaub und das Band der ehlichen Lieb offtmals zerriſſen wird. Dann wann die Frau ſiehet daß der Mann ihrer nicht achtet, ſondern alles verſäuffet und verſpielet, ſo gibt ſie dem Mann kein gut Wort. Kommt der Mann nach Hauß und hat kein gut Wort von der Frauen, ſo will er ſtœß außtheilen. Hœrt die Frau von Stœß und Schlægen, ſo fängt ſie an zu donnern und zu fulminiren. Der Mann kan das Donner-Wetter nicht vertragen, und ſucht ſeine vorige Spiel-Compagnie die Zeit zu paſſiren. Unterdeſſen bleibt die Arbeit liegen, und wird nichts verdient. Die Frau kan oder will nicht vom Wind leben, ſondern hängt ſich auch an leichtfertige Leute, und verdienet Geld wie und wo ſie kan. 7. Gehet bey dem Spiel viel Liſt und Betrug für, wer da den andern artig betriegen kan, der wird für einen Meiſter gehalten. Ja, ſagt mancher Spieler, wann ich recht ſpielte ſo würde ich wenig Geld behalten, wolte lieber keine Kart oder Würffel anrühren. 8. Gehet bey dem Spiel viel Verleumdung für, da einer den andern beſchuldiget, er habe die Kart nicht recht gemiſcht, nicht recht geben, er habe ſeinem Cammeraden das Spiel in die Hand geſpielt, da muß der eine ein Schelm der ander ein Dieb ſeyn. Es ſündigen auch Spieler und Spitzbuben wieder das 9. und 10. Gebot, dann ſie begehren des Nechſten Geld und Gut, und haben von Hertzen Luſt zum Spielen: Und wann ein Spitzbub ſeinem leiblichen Bruder könte das Hauß und Hoff auff einen Abend abgewinnen, er würde es thun.

Summa es iſt am ſpielen nichts guts. Guter Meynung wirds angefangen, aber das End ſtimmet ſelten mit dem Anfang überein. Drumb rath ich einem jeglichen rechtſchaffenen Chriſten, daß er ſich ſolches ſpie-

lens, sonderlich am Sontag, enthalte, dann er möchte etwan den Himmel verspielen, und die Hölle gewinnen. Von Spielern und Spitzbuben, wird der Sontags Nachmittag schändlich entheiliget. Aber ich muß noch einen andern Greuel erzehlen, welcher deß Sontags frühe offt getrieben wird von alten Weibern und andern losen Leuten, welche, wann Herr und Frau am Sontag in der Kirchen sind, in die Häuser lauffen, Kinder und Gesinde, Knechte und Mægde verführen, und sagen, gib mir dieses, gib mir das, gib mir Butter, gib mir Saltz, gib mir Speck, gib mir Würtz, gib mir Bier, gib mir Wein, ich wil etwas schœnes dafür geben. Oder komm zu mir in den und den Garten, da wollen wir miteinander luftig seyn, der und die wird auch hinkommen. Ich hab einen Schlüssel damit kan ich alle Schlösser auffmachen, der schleuft alle Thüren wo er nur hinein gehen kann. Ich habe mit hœchster Bestürtzung meines Gemüths erfahren von jungen Leuten, welche ich auff Begehren einsmals hab examiniren müssen, daß viel solcher teuffelischer verfluchter Leute allhier in Hamburg seyn, die eine Profession darauß machen, daß sie den Kauffleuten ihre Diener und Jungen, andern Haußvætern ihre Söhne und Töchter, ihre Knechte und Mægde verführen, und ihre gantze Haußhaltung an Speiß, Tranck und Kleidung führen von lauter Diebstahl, den Kinder und Gesinde, Knechte und Mægde ihren Herren und Frauen entwenden, und ihnen zuweisen. Also wird mancher ehrlicher Mann offt arm, und weiß nicht wie? Ihr teufflische, gottlose, verfluchte Leute, verflucht seyd ihr, wann ihr solches Diebstahls halben unter der Predigt in die Häuser gehet, verflucht seyd ihr wann ihr widerumb herauß gehet, verflucht sey euer Korb und euer Übriges. Der Herr wird unter euch senden Unfall, Unrath und Unglück in allem dem das ihr für die Hand nehmet, biß ihr vertilget werdet, und bald untergehet umb eures bœsen Wesens willen. Der Herr wird euch Sterbdrüsen anhengen, biß daß er euch vertilge. Der Herr wird euch schlagen mit Schwulst, Fieber, Hitz, Brunst, Dürre, gifftiger Lufft und Gelbsucht, und wird euch und eure Kinder verfolgen, biß daß Er euch umbbringe. Ihr gottlose, verfluchte und vermaledeyte Leute, wann euch eure zeitliche und ewige Wolfahrt lieb ist, wann ihr den Himmel wolt lieber haben als die Höll, wann ihr euch durch solch gestohlen Brodt nicht wolt ins ewige höllische Feur stürtzen, wann ihr Ohren habt zu hœren, so hœret, wie ihr durch solche Ding euch so schrecklich versündiget, nicht wider ein, sondern wider so viel Gebot. Dann erstlich sündiget ihr grœblich wider das dritte Gebot, in dem ihr dieses Diebstals halben die Predigt versäumet. David sagt Psal. 119. Dein Wort ist mir lieber denn viel tausend stück Gold und Silber. Euch aber ist solch gestolen Brodt, Wein, Bier und dergleichen, lieber als eine gute trostreiche Predigt. Der Sohn Gottes ist in diese Welt kommen, allen armen Sündern und Sünderinnen zur Buß zu ruffen, und ihnen den Himmel auffzuschliessen. Davon läst Er in der Kirchen predigen, ihr aber bleibt auß der Kirchen, geht mit euren Diebsschlüsseln in ehrlicher Leute Häuser, und verführet ihre Kinder oder ihr Gesinde. Allein hœret ihr gottloß Volck mit euren Diebsschlüsseln, was der Sohn Gottes sagt Apoc. c. 1. Ich habe die Schlüssel der Höllen und deß Todtes. Gleich wie Er Macht hat allen bußfertigen Sündern den Himmel auffzuschliessen, also hat Er auch Macht euch gottlosen Diebsvolck die Hölle auffzuschliessen, und euch ins höllische Feuer zu werffen. Ihr Diebsvolck, ihr verfündiget euch

grœblich wider das vierdte Gebot, in dem ihr manchem ehrlichen Mann ſeine unverſtändige junge Kinder und Mægde verführet, ſie zum Dichſtal und andern Leichtfertigkeiten, zum Lügen und Schweren anführet, ſie überredet, es habe nichts zu bedeuten, es ſey keine Sünd, dann ſagt ihr zu den Kindern und andern, es ſind ja eure Eltern, es iſt ja euer Ohm und Anverwandter, wann ſie ſterben ſo iſt ja doch alles euer, und unterdeſſen halten ſie euch armes Kind ſo hart und ſo ſparſam, und ſind gar zu geitzig gegen euch. Daher kombt denn offtmals ein ohngewöhnlicher Ungehorſam bey den Kindern und andern, die ehrliche Leute an Kindes ſtatt angenommen haben, daß ſich die Eltern nicht drein ſchicken können, und ſich verwundern, warumb die Kinder ſo gantz anderer Art ſeyn? O ihr unglückſelige Leute, es were euch beſſer daß ein Mühlſtein an eurem Hals hienge, und weret erſäufft im Meer, da es am tiefſten iſt. Und ihr unglückſelige verführte Kinder, es jammert mich euer von Hertzen. Ihr werdet vielleicht noch nicht gehœrt haben, was Salomon ſagt Prov. 28. Wer Vater und Mutter nimmt, und ſpricht es ſey nicht Sünde, der iſt deß Verderbens Geſell? Euer Eltern werden arm, und wiſſen nicht daß ihre leibliche Kinder ihre grœſte Diebe und Verderber ſeyn, und das, was ſie ihnen ſtehlen, kaum für den zehenden Pfennig offt verkauffen. Ihr meynt ihr betrieget eure Eltern, allein wen betriegt ihr mehr als euch ſelbſt? O weh euch boßhafftigen Leuten, die ihr Eltern und Kinder alſo ins Verderben führet! Ich weiß wol wie ihr offt kommet zu den Knechten und Mægden, und ſagt: O du ehrlicher Hans, du liebe Margretha, du muſt Tag und Nacht gnugſam arbeiten, und dein Herr iſt ein rechter Nabal, ein rechter Hund, ein rechter Pharao. Da dieſer Hund der Pharao ſeine Knechte die Iſraeliter ſo hart in Egypten hielte, und ihnen groſſe arbeit aufflegte, und wenig Lohn gab, da gab ihnen Gott ſelbſt den Rath, ſie ſolten Gold und Silber von den Egyptiern entlehnen, und damit davon ziehen, damit ſie alſo ihren verdienten Lohn bekæmen. Warumb macheſtu es nicht auch alſo? Wil dein Herr ſo unbeſcheiden ſein, und wil dir nit geben was du verdieneſt, ſo nimb du ſelbſt, und mach dich bezahlt. Bring mir es, ich wil dir es wol verwahren, oder zu Geld machen. O wie wird doch das Volck in dem und dem Hauß ſo wol gehalten! Was bekommen ſie nur zum Kindlein Jeſu! Was wird ihnen von andern frembden Gäſten verehret! Es iſt immer ſchad, daß du nicht an einem ſolchen Ort ſeyn ſolt! Ein Arbeiter iſt ſeines Lohns werth. Wil dir ihn nun dein Herr nicht geben, ſo nimb du ihn ſelbſt, und mach es wie die Kinder Iſrael in Egypten. Sehet doch ihr Allerliebſte, was der Teuffel vor ein Schelm ſey? Wie kan er die Schrifft anziehen, wann er ſolch Teuffelsvolck außſchickt, unverſtändige Leute zu verführen? Machte er es nicht eben alſo in der Wüſten, als er den Sohn Gottes ſelbſt verführen, und von ſeinem himliſchen Vater abwendig machen wolte? Matth. 4. Ihr gottloſe Leute, ihr Verführer der Kinder und Geſindes, ihr ſündiget grœblich wider das fünffte Gebot. Dann ihr macht daß offtermals ein ehrlicher Mann einen bœſen Verdacht wirfft auff ſein Weib, oder auff einen ehrlichen Diener, und ſagt, wie geht das zu, ich ſchaffe gnugſam ins Hauß, und wann ich meyne man ſolle ein gantz Jahr lang damit außreichen, ſo kombt man etwan über ein Monat, und ſagt, von dem und dem iſt nichts mehr da. Daraus entſtehet dann Zanck und Uneinigkeit zwiſchen

Mann und Weib, zwiſchen dem Haußvater und ſeinen treuen Dienſtboten, daß ſich offtmals ein unſchuldiges Hertz darüber zu todt grœmet. Ihr gottloſe und verfluchte Leute, ihr Verführer der Kinder und deß Geſindes, ihr verſündiget euch grœblich wider das ſechſte Gebot, in dem ihr ſolche junge unverſtändige Leute locket auff den Sontag in Garten und andere Örter, und freſt dann und laufft von dem jenigen was Kinder und Geſinde ihren Eltern und Herren geſtolen haben. Da kombt etwan ein junges Mægdlein welches ihrer Mutter das und das geſtohlen hat. Da kombt eine Magd, die ihrer Frauen das und das auß der Küchen entwendet hat. Da kombt etwan eines Würtzkramers Jung, der ſeinem Herrn ein hauffen Roſinen, Mandeln, Feigen, Confect, Zucker und Limonien zu kalte Schalen geſtohlen hat. Da kombt etwan eines Seidenkramers Jung, der bringt etwas der Frauen zur Schnürbruſt, dem Mann etwas zu Außſtaffierung eines Kleides, er bringt auch allerhand Seiden, oder ander Band, Handſchue und dergleichen, den anweſenden Mægden und kleinen jungen Dirnen zum Favor. Da müſſen dann Hänßgen und Gretgen einmal miteinander tanzen, und werden in ihrer zarten Jugend und Kindheit angeführet zu ſolcher Leichtfertigkeit, davon mancher alter Menſch nichts weiß, und erſchrickt wann er davon hœret. O weh weh euch ihr verfluchtes Volck.

O wehe euch abermals ihr gottloſes Volck, die ihr ſolche arme junge Leute verführet, und bœß Ärgernis gebet, es were euch beſſer, daß ein Mühlſtein an euren Hals gehenckt were, und würdet erſäufft im Meer da es am tiefſten iſt, Matth. 18. Ihr verfluchte Leute, ihr Verführer der Kinder und deß Geſindes, ihr ſündiget grœblich wider das ſiebende Gebot. Dann ihr ſeyd nicht allein Diebe, ſondern ihr macht auch Diebe. Ich habe hiebevor geſagt, wann ich Politiſche Macht hätte etwas in dieſer Stadt, und in dieſem Fall zu befehlen oder anzuordnen, ſo wolt ich einen doppelten Galgen bauen laſſen, und an den unterſten Galgen wolt ich hencken laſſen die Kramer-Jungen, und andere Knechte und Mægde die ihren Herrn beſtehlen. An den oberſten Galgen wolt ich hencken laſſen die jenige, welche Kindern und Geſinde ihren Diebſtahl abkauffen. Dann ſolche Leute ſind doppelte Diebe. Were kein Hehler, ſo were auch kein Steler.

. . . . . .

Weh euch ihr gottloſe Leute, ſehet doch was ihr vor Greuel anrichtet, und thut das gemeiniglich am Sontag! Ich weiß gar wol was ihr ſolchen unverſtändigen Leuten offtmals für Rath gebet, ſie ſollen nemlich Achtung drauff geben, wann ihre Herrn und Frauen mit vielen Geſchäfften überhäufft ſeyn, wann ſie frembde vornehme Leute bey ſich haben, und nicht allenthalben ſelbſt hinkommen können, ſondern euch die Schlüſſel anvertrauen müſſen, ſo ſollen ſie die Schlüſſel geſchwind nehmen, und in Wachs trücken, ſo wollet ihr ihnen einen andern darnach machen laſſen. Allein ihr gottloſe Leute, ſehet was ihr, in dem ihr ſolchen unverſtändigen Leuten Schlüſſel machen laſſet zum Diebſtal, daß ihr nicht den Himmel vor euch zu, und die Höll aufſchlieſſet. Und ihr ehrliche Kleinſchmiede, ich bitte euch umb der Liebe Jeſu Chriſti willen, ihr wollet euren Knechten zureden, daß ſie ſolchen gottloſen Leuten ja nicht willfahren, und ſolche in Wachs gedrückte Schlüſſel nachmachen, und ſich alſo theilhafftig machen ihrer Sünd und Miſſethat. Denckt allezeit an den Sohn Gottes der Apoc. c. 1. ſagt: Ich habe den Schlüſſel der Höllen und deß Todtes, deß ewigen Todtes, dieſer kan den Himmel zu, und die Hölle aufſchlieſſen.

Als ich hiebevor durch die Welt gieng, lange auff Univerſitæten lebte, an unterſchiedener Herrn Hœfe kam, und viel ſeltzame Ding ſahe, da bildete ich mir ein, ich kennete die Welt. Allein ich ſehe wol, allhier zu Hamburg muß ich ein neu Pennal-Jahr anfangen, widerumb in die Schul gehen, und die gottloſe Welt kennen lernen. Ihr reiche Leut, wann ihr auch den Sontag heiligen wollet, ſo nehmet euch der Armen an. Fragt nach, wer die Kranche ſeyn, für welche in der Kirchen gebeten wird, ob es auch gar arme Leut ſeyn? Schickt ihnen etwas von eurem Tiſch. Nehmt euch der armen Witwen und Wayſen an. Dann alſo machte es der fromme Hiob, da es ihm noch glücklich und wol gieng, der aß ſeinen Biſſen nicht allein, ſondern frembde Witwen und Wayſen hatten auch einen Theil davon. Thut ihr das nicht, ſo ſeyd ihr auch Diebe. Dann wann ihr ein Vater unſer betet, ſo ſagt ihr nicht, mein tæglich Brodt gib mir heut. Sondern unſer tæglich Brodt, gib uns heut. Bittet alſo, daß Gott nicht allein euch ein Stück Brodt beſchehren wolle, ſondern auch euren armen Mitchriſten. Wann nun Gott dieſes Gebet erhœret, und euch ein übrig Stück Brodt beſcheret, ſo iſt es nicht eurer allein, ſondern eures armen Nechſten für den ihr gebetet, und der auch für euch gebetet hat. Ihr wolt offt an dem armen Lazaro etwas ſparen, und das führt der Teuffel hernach durch ſolch Diebsvolck zehenfaltig weg. Von ſolchem Diebsvolck habt ihr weder Ehr oder Danck. Allein was ihr den Armen gebt, das wird Chriſtus am Jüngſten Tag rühmen, und ſagen, es ſey ihm ſelbſt geſchehen. Matth. 25.

Zum 8. wird auch der Sabbath nicht geheiliget, wann das Frauenzimmer am Sontag zuſammen kommt, und einen Gefatternſchnack hält, und führen nicht ein ſolch Geſpræch von den Wolthaten Gottes, wie Maria und Eliſabeth, als ſie zuſammen kamen, ſondern da muß bald Bürgermeiſter und Rath, bald der Prediger, bald dieſe oder jene Wittbe über ihre Zunge tantzen. Da muß bald dieſer, bald jener herhalten, der deß Morgens in der Kirchen geweſen, da hat der eine krum gangen, dem einen hat dieſes dem andern jenes am Kleid gemangelt, der eine hat zu viel, der ander zu wenig. Da muß bald dieſe Jungfer, bald jene Frau herhalten. Da redet man offtmals von ſolchen Dingen mit ſolchen Umbſtänden, daß man ſchweren ſolte, die Leute hättens mit Augen angeſehen, wann man aber endlich recht darnach fragt, ſo iſt es erſtuncken und erlogen. Da ſitzt offtmals eine ehrliche verſtändige Frau und hœret mit zu, merckt wol daß viel Neid und Unwarheit mit unterlaufft, und meynt ſie wolle ein Ding mit ſtillſchweigen verantworten. Aber das iſt auch nicht recht. Dann das achte Gebot erfordert, daß man nicht allein ſeinen Nechſten nicht verleumbden oder ihm Unwarheit nachſagen ſol, ſondern man ſol auch ſeinen Nechſten, wann er verleumbdet, und ihm Unwarheit nachgeſaget wird, entſchuldigen, und alles gutes von ihm reden. Ich habe am nechſtverwichenen Sontag gedacht, daß, wer ſeinen Nechſten verleumbde und ihm Unwarheit nachrede, der habe den Teuffel auff der Zungen. Wer aber ſeinen Nechſten nicht entſchuldige, wann er weiß daß ihm Unwarheit nachgeredet werde, der habe den Teuffel in den Ohren. Wann du nun, du ehrliche fromme Matrona am Sontage an ſolche Örter kömbſt, da Krancke und Kindbetterin beſucht werden, da immer etwas neues fürbracht wird, und du hœreſt, daß jemand, er ſey wer er wolle, übel nachgeredet wird, ſo heilige du den

Sabbath, mach dich solcher Leute Sünd nicht theilhafftig, sondern sag, liebe Schwester, man sagt viel, wer weiß ob es auch wahr sey? Es sind unterdessen erschreckliche Wort die Christus redet, Matt. 12. Ich sage euch, daß die Menschen müssen Rechenschafft geben am jüngsten Gericht, von einem jeglichen unnützen Wort das sie geredet haben.

Zum 9. wird auch der Sontag nicht geheiliget, wann man alsdann läst Makeler und andere Leute zu sich kommen, und mit ihnen rathschlaget, wie man deß Nechsten Haab und Gut durch allerhand Practiquen könne an sich bringen, sondern da sol dein Hertz nichts begehren was deinem Nechsten schädlich ist, sondern dein Hertz sol rein seyn, von böser Lust und Begierde, und solt mit Assaph sagen: Herr wann ich nur dich hab, so frag ich nichts nach Himmel und Erden, und ob mir gleich Leib und Seel verschmachtet, so bistu doch Gott allezeit meines Hertzens Trost und mein Theil.

Zum 10. wird der Sabbath nicht geheiliget, wann sich jemand nur bemühet, daß er am Sontage daher trete, daß andere Frauen und Jungfrauen ihn in der Kirchen anschauen sollen, ...

. . . . . .

Die Leute wollen gemeiniglich am Sontag am allerhoffærtigsten seyn, da sie doch am allerdemütigsten seyn solten, an dem Tag da sie in die Kirch gehen, und vor das Angesicht deß Herrn treten sollen. Dann Gott kan die Hoffart durchauß nicht leiden. Warumb wurde Lucifer auß dem Himmel in die Höll verstoffen? Umb der Hoffart willen. Hært ihr jungen Leute was ich euch heut sage, und denckt daran alle Sontage wann ihr in die Kirchen gehen wollet: Andacht ist das allerbeste Sontags-Kleid. Und darin thun es offt die Armen den Reichen weit zuvor. O wie eckelt mich doch das, daß, wann die Leute zum H. Abendmal gehen, und sich am allertiefsten vor Gott demütigen solten, so sind sie morgens am allermeisten bemühet, wie sie in der Kirchen prangen können. Siehe solche und dergleichen Gedancken kanstu am Sontage haben bey den zehen Geboten.

Zum andern nehm am Sontage vor dich die drey Articul deß Christlichen Glaubens. Bey dem ersten Articul betrachte, daß Gott ist gut, und du solt auch gut seyn. Gott ist ein Vater, darumb soltu dich halten wie sein Kind. Gott ist ein allmächtiger Schöpffer, Er hat dich erschaffen, du bist seiner Hände Werck. Er ist ein Schöpffer Himmels und der Erden, und du wohnest hier auff seinem Grund und Boden, drumb bistu auch schuldig ihm zu dienen und aufzuwarten. Siehe nur Himmel und Erden an, und lerne Gottes Allmacht. Niemand kan ihm das nachthun. Lerne Gottes Weißheit. Siehe wie Er alles so künstlich und ordentlich verfetzt habe. Lerne Gottes Lieb und Fürsorge gegen uns arme Menschen. Denn alles was erschaffen ist, ist uns zu gut erschaffen. Bey dem andern Articul betrachte die Wolthaten, die dir dein Erlœser und Seligmacher durch seine Menschwerdung, Leyden, Sterben, Aufferstehung und Himmelfahrt erworben hat, und dancke ihm dafür. Bey dem dritten Articul dancke Gott dem heiligen Geist, daß Er dir das Hertz eröffnet hat, wie Lidiæ der Purpurkræmerin, daß Er auß den schlechten einfältigen Worten deines Predigers, lauter Hertzpriemen gemacht habe, dadurch dir dein Hertz durchbohret, und zu wahrer Reu und Buß bewogen worden, daß er alle angehœrte Trostworte in deinem Hertzen habe lebendig gemacht, und bitte ihn, daß er dich bey diesem Schatz erhalte biß an dein Ende, daß du durch die

Gnade Gottes und umb deß Verdiensts Jesu Christi willen gewißlich glaubest eine Vergebung der Sünden, eine Aufferstehung deß Fleisches, und ein ewiges Leben. O welche eine tieffe Theologische Weißheit steckt in diesen wenig Worten: Ich glaub eine Vergebung der Sünden, Aufferstehung des Fleisches, und ein ewiges Leben! Diese Worte wil ich mir einmal lassen auff meinen Grabstein schreiben. Diese Worte sollen mein Trost seyn, in Noth und Todt, im Leben und im Sterben. Wann ein Christ am Sontage wil außspatzieren, und gute Gedancken haben, so können ihm diese Wort Anlaß genug darzu geben. Zum dritten nimm am Sontage den Catechismum vor dich, und betrachte das Gebet deß Herrn. Sage mir, warumb gehestu in die Kirche am Sontage? Der Herr Jesus antwortet, mein Hauß sol ein Bethauß seyn. Und Matt. 6. sagt Er: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das ander alles zufallen. Drumb bete am Sontage fleissig, trachte nach dem Reich Gottes, nach Vergebung der Sünden, nach Fried und Freud im H. Geist, so wird dir das ander alles was du in der künfftigen Wochen vonnöthen hast, es sey Speiß, Tranck oder Kleidung zugeworffen werden. *Adjicientur tibi*, es wird dir zugeworffen werden, daß du dich drüber verwundern wirst, wo es herkomme. Zum vierdten nimb am Sontage deinen Catechismum vor dich, und betrachte die heilige Tauffe. Gedenck was du für einen Bund in der heiligen Tauffe mit Gott geschlossen habest, und sage, mit Leib und Seele mein, wil ich Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist ewiglich dein eigen seyn. Gedenck wie da bey der Tauffe dein Gefatter oder Tauff-Path in deinem Namen so theur versprochen, daß du widersagest dem Teuffel, seinen Wercken, Wesen und Willen, du glaubest an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist &c. Denck daß bey deiner Tauffe die heilige hochgelobte Dreyfaltigkeit selbst gegenwertig ist, und daß dir gleichsam zum Tauffpfennig geschenckt und verehret sey, die Liebe Gottes deß Vaters, die brüderliche Treu Jesu Christi, und die Gnade deß heiligen Geistes. Daran gedenck so offt du siehest Kinder tauffen, und mache es nicht wie unsere Hamburger, ...

. . . . . .

Summa, es ist eine Schande vor Gott und allen ehrlichen Menschen, was offtmals für Üppigkeit getrieben werden in dieser Kirchen, von Jungen und Alten, Kindern und Gesinde, unter der Zeit wann Kinder im Namen Gottes deß Vaters, deß Sohns, und deß heiligen Geistes getaufft werden. Wann du aber ein rechtschaffener Christ bist, und kombst am Sontag in die Kirche, und siehest daß die heilige Tauffe verrichtet werde, so wohne diesem heiligen Werck mit grosser Ehrerbietung bey, dancke dem lieben Gott, daß Er dich dieser grossen Gnade auch theilhafftig gemacht, und dich durch die heilige Tauffe zu seinem Kind angenommen habe. Dencke wie viel hundert tausend Menschen in Asia, in Africa, in America seyn, die nicht glauben und nicht getaufft sind, und in ihrem Unglauben dahin fallen, und ohne Tauffe sterben, und in alle ewige Ewigkeit verloren und verdammt bleiben. Zum fünfften nimb am Sontage deinen Catechismum vor dich, da wirst du sehen daß gehandelt werde von der Beicht und Absolution. So betrachte nun was du in voriger Woche begangen habest, damit du das höllische Feuer verdienest? Laß dir demnach den Sontag seyn einen Versöhntag. Bitte Gott umb Verzeihung. Schlage mit dem bußfertigen Zöllner an deine Brust, und sage: Gott sey mir Sünder gnædig. Zum

fechſten nimb deinen Catechiſmum vor dich, da wirſt du finden daß gehandelt werde von dem heiligen Abendmal, da dich der Sohn Gottes ſpeiſet und tränket mit ſeinem Leib und Blut, und hat alſo ſein Fleiſch und Blut in dein Fleiſch und Blut gelegt, mit allen Wolthaten die Er dir durch ſein bitter Leyden und Sterben erworben hat, zu gewiſſer Verſicherung, daß alles was Er gelitten und gethan hat, das hat Er auch dir zu gut gelitten und gethan, und ſey alſo auch dein Jeſus, dein Heyland, dein Erlœſer, dein Seligmacher, alſo daß du getroſt mit Thoma ſagen kanſt, mein Herr und mein Gott. Deſſen trœſte dich in allen Anfechtungen, und wann dir der Teuffel zuſetzt, ſo ſag, Teuffel, was hab ich mit dir zu thun? So wahr ich den Leib und das wahre Blut Jeſu Chriſti empfangen habe, ſo wahr und gewiß habe ich Vergebung der Sünden, und bin ein Kind deß ewigen Lebens. Man ſagt, wenn Käyſer Carol ſey zum heiligen Abendmal gangen, hat er geſagt: Herr Jeſu, ich in dir, du in mir, deß danck ich dir. Zum ſiebenden wirſtu finden, daß in deinem Catechiſmo gehandelt werde von dem Morgen- und Abendſegen. Da dancke nun Gott für den Schutz ſeiner heiligen Engel. Denck wie manches Unglück in voriger Woche von dir abgewendet ſey, wie dich Gott für Feuer, für Waſſer, für Peſtilentz, und für anderm Unglück behütet habe, darin etwan deine Nachbarn und deine Freunde, deine Bekante hin und wider, in und auſſer der Stadt umbkommen ſind. O ihr liebe Leute, das iſt überauß viel geredet, wann ein Menſch ſagen kan, Ich danck dir mein lieber himmliſcher Vater, daß du mich dieſen Tag, dieſe Nacht, ſo gnædiglich behütet haſt. Dencket nur an den Hiob, der innerhalb 24. Stunden, reich und arm, geſund und kranck war. Deß Morgens war noch alles wol in Hiobs gantzem Hauß. Jederman hielt ihn für den allerglückſeligſten Mann im gantzen Morgenland. Aber gegen Abend war es alles anders. Die Kinder waren todt, das Hauß lag übern hauffen, Haab und Gut war weg, und bote ein Creutz dem andern die Hand. Und was biſt du gegen Hiob? Was iſt deine Frömmigkeit gegen Hiobs Frömmigkeit? Zum achten wirſt du im Catechiſmo finden die Tiſch-Gebet. Da ſtehe ſtill in deinem gottſeligen Gedancken, und dancke dem lieben Gott, daß Er dir deinen Tiſch mit guten Speiſen, mit gutem Tranck beſetzen laſſen, da du wol verdient hätteſt, daß die Teuffel hæmen und dir Schwefel und hölliſch Feuer aufftrügen. Gedenck O Menſch, wie Gott der Herr bißher dein guter Hirt und Wirth geweſen ſey, daß du und dein Samen nicht haſt dürffen nach Brodt gehen. Wie viel tauſend fromme Chriſten ſind, die ſo gut Tractament nicht haben wie du? Drumb vergeſſe ja der Danckbarkeit nicht. Dann Undanckbarkeit iſt ein im Himmel und auff Erden, für Gott, Engeln und Menſchen verhaßtes und vermaledeytes Laſter. Zum neundten wirſt du in dem Catechiſmo finden die Haußtafel, da wirſt du ſehen, was Lehrer und Zuhœrer, Obrigkeit und Unterthanen, Mann und Weib, Eltern, Kinder und Geſinde thun ſollen. Du klageſt offt über die Prediger daß ſie nicht thun was ſie thun ſollen. Allein ſie ſind Menſchen. Sie tragen den Prediger Schatz nicht in ſilbern oder güldenen, ſondern in irrdiſchen Gefäſſen. Was iſts wunder daß ſie unterweilens anſtoſſen? Drumb nimb deinen Haberman für dich und bete für ſie. Du klageſt offt über die Obrigkeit. Allein ſie ſind Menſchen. Was iſts wunder daß ſie fehlen? Groſſe Leute fehlen auch. Drum bete für ſie, wie Paulus befohlen 1. Tim. 2. v. 1. 2. 3.

Wer war damals die hohe Obrigkeit? Es war Nero, der Bluthund, der Tyrann, der Chriſten Feind, der Mutter-Mörder. Gleichwol wolt Paulus, daß man für den Bluthund, für den Tyrannen beten ſolt, weil er Obrigkeit war. O were ſo gemein für die Obrigkeit beten, als gemein iſt denſelben fluchen, oder wider ſie murren, es würde in manchem Land, in mancher Stadt viel beſſer ſtehen! Du klageſt offt daß es zwiſchen Mann und Weib, Kinder und Geſinde nicht wol hergehe. Mit ſolchen Klagen richteſtu nichts auß. Bete für ſie. Bete, daß ein jeglicher lerne am Sontag ſeine, und nicht eine frembde Lection, daß es mœge wol im Hauſe und im Gewiſſen ſtahn.

Da ſiheſt du, daß dich der Kinder-Catechiſmus gnugſam lehre, wie du den Sabbath heiligen ſolleſt. Gedencke daran O Hamburg, gedencke deß Sabbaths, daß du ihn heiligeſt. Dann es hat ihn kein Käyſer, kein Kœnig, kein Bürgermeiſter, ſondern Gott ſelbſt zu heiligen befohlen. Gott hat nicht ohn Urſach bey dieſes Gebot geſetzt das Wort Gedenck. Dann er hat wol gewuſt der Menſchen Gebrechen. Wann man ſchon alle Sontag davon redet, ſo vergeſſen es doch die Leut leichtlich. Gedenck, gedenck du liebes Hamburg, gedenck deß Sabbaths daß du ihn heiligeſt. Sechs Tage ſolt du arbeiten, und all deine Dinge beſchicken, aber am 7. Tag iſt der Sabbath deß Herrn deines Gottes. Wann Gott ſechs Tage hätte für ſich behalten, und hätte dir einen überlaſſen, ſo wereſtu ſchuldig ihm zu gehorchen. Nun aber hat Gott der Herr ſechs Tage dir überlaſſen zu deiner Arbeit, und den 7. Tag ſoltu ihm zu Ehren anwenden, wie biſtu denn ſo undanckbar, ſo unbeſcheiden, daß du dem lieben Gott, der dir in den ſechs Tagen ſo viel guts erwieſen hat, am 7. Tag nicht gehorchen wilt? Gedenck daran O Hamburg. Gott hat befohlen, daß den Sabbath heiligen ſollen, nicht nur Vater und Mutter, Herren und Frauen, ſondern auch Söhn und Töchter, Knechte und Mægde. Drumb haltet eure Kinder, Knechte und Mægde nicht ab von dem Gehœre deß Worts Gottes. Dann Knechte und Mægde ſind eben ſo theur zum Himmel erkaufft als ihr. Der Sohn Gottes hat ſein Blut eben ſo wol vergoſſen für den Knecht Oneſimus, als für den Herrn Philemon, wie auß S. Pauli Ep. zu ſehen, die er an den Philemon geſchrieben. Ihr Haußvæter und Haußmütter klaget oft über euer bœſes und untreues Geſind. Allein verſichert euch, das iſt der Brunnquell aller Untreu bey dem Geſind, daß ſie am Sontage dem Gottesdienſt nicht recht abwarten, und nicht lernen Gott fürchten und lieben. Dann das iſt eine gewiſſe und unfehlbare Regul, wo bey einem Knecht oder bey einer Magd keine Gottesfurcht iſt, da iſt auch keine rechte Liebe gegen ihren Herrn oder Frau. Wo keine rechte Liebe iſt, da iſt auch keine rechte Treu. Würde der Sontag recht geheiliget, und die Leute wohnten dem Gottesdienſt mit rechtem Ernſt und Eyfer bey, ſo würde man von ſo vielem fluchen und Gotteslæſtern nicht hœren. Eltern und Herrn würden über ungehorſame Kinder und Geſinde nicht ſo viel Klagen führen. Die Bütteley oder die Gefængnis würden nicht ſo voll von Mördern, Huren, Ehebrechern, Dieb und Straſſenræubern ſeyn. Ich muß euch ein wenig erzehlen, wie vor Zeiten unſere Voreltern haben pflegen den Sabbath zu heiligen. Wann ihr Kinder guter Art ſeyd, werdet ihr Luſt haben ihn nachzufolgen. Wann vorzeiten der Sontag kam, und zur Veſper geläutet wurde, ſo wurden alle Kramerladen, alle Werckſtædt zugeſchloſſen. Die Eltern ſagten zu ihren

Kindern, lieben Kinder räumet auff, nicht allein im Hauſe, ſondern auch im Hertzen. Der Sontag bricht an, Gott helff daß wir ihn mit heiligen Wercken, Zungen und Gedancken begehen. Darauff fiengen ſie an zu beten, zu leſen und zu ſingen, und wann ſie ſich zu Bette legten, ſagten ſie, hilff lieber Gott, daß wir wol ruhen, und morgen luſtig ſeyn dein Wort zu hören. Wann die Morgenröthe anbrach, hörte man in allen Häuſern die Jungen und Alten mit lauter Stimm beten, und allerhand geiſtliche Lieder ſingen. Wann die Mütter ihre Kinder flechteten und ſchmückten, muſte das Kind ein geiſtlich Lied ſingen, oder die Mutter ſagte den Kindern etwas für auß Gottes Wort. Wann die Mütter ihren Töchtern den Krantz auffſetzten, ſagten ſie, Jeſus Chriſtus ſetz dir auch im Himmel die Crou deß ewigen Lebens auff, wie Valerius Herberger ein berühmter Prediger an einem Ort davon redet. Es machtens damals die Chriſten nicht wie die gemeinen Leut heutiges Tages, welche deß Sontags erſt nach dem Brantwein ſchicken, eh ſie in die Kirch gehen, und eh ihren Leib mit Speiß und Tranck erquicken, als ihre Seele mit Gottes Wort, welche offtmals eine trunckene Seele zum Hauſe Gottes bringen, und wann ſie ſolten mit dem Zöllner im Tempel ſeufftzen und ſagen, Gott ſey mir Sünder gnädig, ſo laſſen ſie einen Rülp fahren von Brantwein oder von Wermuthwein. Wann offtmals ein Prediger durch ſolche Leut in einer volckreichen Gemein ſich zur Cantzel tringen muß, ſo ſtincken ſolche Leut vom Brantwein, daß ein ehrlicher Mann offtmals meynt er müſſe in eine Ohnmacht fallen. Wann vor Alters unſere Vorfahren in die Kirch kamen, ſo hatten ſie nicht einen ſolchen *alarm* wie die alten Weiber in dieſer Kirch, welche, wann ſie in die Kirch kommen, zancken ſie ſich bald umb die Stül, bald umb etwas anders, und iſt ein ſolch Geſchwerm, als wann man in die Judenſchul zu Franckfurt am Mäyn käme. Sondern wann unſere Vorfahren in die Kirch kamen, fielen ſie auff ihre Knie, beteten mit Thränen, fiengen drauff an die Kirchenlieder mit Andacht zu ſingen, und wann der Prediger auff die Cantzel trat, ſo hörten ſie zu wie Falcken, und giengen nicht auß der Kirchen wider herauß, biß daß der Segen geſprochen war, und dieſes Prieſterlichen oder vielmehr Göttlichen Segens tröſteten ſie ſich die gantze Woche über. Wann der Prieſter ſagte: Der Herr ſegne dich, und behüte dich, ſo nahmen ſie ihm dieſe Wort auß dem Munde, und ſagten: Der Herr ſegne mich, und behüte mich, &c. Nach gehaltener Predigt begehrten ſie von ihren Kindern und Geſind zu wiſſen, was ſie in der Kirchen gehört und behalten haben. Sie lieſſen nicht allein ihre Knechte und Mægde, ſondern auch ihr Vich, und alſo auch ihre Pferde an dieſem Tage ruhen, wie Gott der Herr in dem abgeleſenen Texte außtrücklich befohlen hat, daß nicht allein die Knechte und Mægde, ſondern auch das Vich an dieſem Tag ruhen ſolle. Sie machten deßwegen ſcharffe Politiſche Geſetz, und hielten auch darüber. Die alten Teutſchen haben einen Knecht, wann er am Sontage gearbeitet hat, geprügelt, und den Herrn deßwegen dreymal geſtrafft. Wann aber der Herr zum vierdtenmal iſt verklaget worden, daß er ſeinen Knecht am Sontag hab arbeiten laſſen, ſo iſt ihm der vierdte Theil ſeiner Güter genommen worden. Die Beyern haben hiebevor in ihrem Landrecht verordnet, daß der jenige, welcher am Sontage vor oder unter dem Gottesdienſt mit einem Wagen fahre, dafür zwey Pferde geſpannet ſeyn, ſol er ohn einige Gnade das

eine Pferd verlieren. Wann er aber nach dieſer Straff noch einmal auff einen Sontag mit einem Wagen fahre, ſo ſol ihm die rechte Fauſt abgehauen werden. Die Poeten fabuliren von einem Mann der hundert Hände habe. Was meynt ihr wol ihr Kutſcher allhier, wann ihr auch hundert Hände hättet, und das alte Bäyeriſche Landrecht ſolte allhier zu Hamburg gelten, ob ihr auch würdet eine Hand übrig haben, daß ihr köntet ein Pferd zäumen und anſpannen? O du guter Nehemia, wann du ſolteſt einmal auff den Sontag bey dem Thor zu Hamburg ſtehen, du würdeſt deine Kleider zerreiſſen, und dich zu todt eyfern. O du guter Prophet Jeremia, ſolteſt du jetzo leben und einmal auff den Sontag nach Hamburg kommen, du würdeſt ſagen, es gehe da ärger zu, als zu deiner Zeit zu Jeruſalem. Ach mich jammert hertzlich, daß dieſes Volck ſo verderbet iſt, ich græme mich und gehab mich übel. Iſt keine Salb in Gilead, oder iſt kein Artzt da, der dieſem Land und Stadt verderblichen Unheil abhelffen kan oder wil? Gleichwie Chriſtus der Herr Matth. 11. anfieng zu ſchelten die Stædt in welchen am meiſten ſeiner Thaten geſchehen waren, und hatten ſich doch nicht gebeſſert, und ſagte: Weh dir Corazin, weh dir Betſaida, weren ſolche Thaten zu Tyro und Sidon geſchehen, als bey euch geſchehen ſind, ſie hätten vorzeiten im Sack und in der Aſchen Buſſe gethan. Doch ich ſag euch, es wird Tyro und Sidon ertræglicher gehen am jüngſten Gericht denn euch. Und du Capernaum die du biſt erhoben biß an den Himmel, du wirſt biß in die Hölle herunter geſtoſſen werden. Denn ſo zu Sodoma die Thaten geſchehen ſind, ſie ſtünde noch heutiges Tags. Doch ich ſage euch, es wird der Sodomer Land ertræglicher ergehen am jüngſten Gericht dann dir. Alſo hätt ich auch jetzt eine groſſe Gelegenheit dich zu ſchelten, O du liebes Hamburg, aber ich hab nicht Luſt dich zu ſchelten, ſondern wann ich Waſſer genug hätte in meinem Haupt, ſo wolt ich dich dieſen gantzen Tag beweinen. Ich wolte bitterlich weinen, wie der Herr Jeſus thæt, da Er nahe zur Stadt Jeruſalem kam. Dann das iſt eine gewiſſe und in Gottes Wort gegründete Regul, wo gleiche Sünden ſind, da folgen auch gleiche Straffen, wann ſich nemlich die Menſchen nicht beſſern. Baeſa dem Kœnig in Iſrael lieſſe Gott ſagen, weil er wandele in den Wegen Jerobeam der Iſrael ſündigen machte, ſo wolle er das Hauß Baeſa machen wie das Hauß Jerobeam. Weil nun ſolche Entheiligung deß Sabbaths und anderer Feyertage allhier vorgehet wie zu Jeruſalem und anderswo, ſo ſorg ich, es werden auch ſolche Straffen darauff erfolgen, die zu Jeruſalem und anderswo erfolget ſind. Hamburg, du edles Hamburg, ich ſorg es werden dermaleins die Papiſten aufftreten, und dich ſchamroth machen. Dann, welcher Papiſt fähret am Sontag auß, wann er nicht zuvor in der Meß geweſen iſt? Ich ſorg es werden dermaleins die Calviniſten aufftreten und dich ſchamroth machen. Dann welcher Engliſchmann thut am Sontage was hier geſchicht? Ich ſorg es werden einsmals die Juden und Portugieſen aufftreten und dich ſchamroth machen. Dann welcher Jud thut am Sabbath was hier geſchichet? Wann mancher Jud am Sabbath könte tauſend Roſenobel durch Wucher und Schacherey verdienen, er würde es nicht thun. Aber was geſchiehet allhier? *Lucri odor bonus ex re qualibet, et tempore quolibet.* Ich gedencke jetzt an den Propheten Jeremiam, welcher kurtz für der Babyloniſchen Gefängnis unter die Thor zu Jeruſalem trat, und den Kœnig in Juda, und alle die zu Jeruſalem wohneten, und alle die durch das Thor zu Jeruſalem

auß- und eingiengen, ermahnte, ſie ſolten den Sabbath heiligen, ſo werde ſie Gott ſegnen, wo nicht, ſo werde er ein Feuer anzünden unter ihren Thoren, das werde die Häuſer zu Jeruſalem verzehren, und niemand werde es leſchen, Jer. 17. Die Juden achteten das damals nichts, ſondern ſpotteten deß Propheten Jeremiæ. Aber kurtz hernach kam deß Kœnigs Nebucad Nezars Kriegsvolck, und zündeten die Stadt an. Da hieß es Feuer, Feur, Feuer. Feuer in dem Tempel, Feuer in deß Kœnigs Hauß, Feuer in dieſer, Feuer in jener Straſſen. Aber es war niemand der dieſes Feuer leſchen konte oder wolte. Und die auß dieſem Feuer errettet wurden, muſten wandern in die Babyloniſche Gefängnis. Und darunter war nicht allein der Kœnig, ſondern auch ſeine Fürſten, Ræthe, Frauen, Jungfrauen, Edle und Unedle. Hatten ſie zuvor den ſiebenden Tag nicht wollen heiligen, ſo muſten ſie hernach ſitzen an den Waſſern zu Babylon, muſten heulen und weinen, und ihre Harffen an die Weydenbäume hängen, nicht ſieben Tag, nicht ſieben Wochen, nicht ſieben Monat, nicht ſieben Jahr, ſondern ſiebentzig Jahr, oder ſiebenmal zehen Jahr. Ich hätte hier noch viel zu reden, allein *ich kan leicht* erachten, warumb ihr mich *alſo* anſehet. Ihr werdet dencken die Glock hab ſchon lang geſchlagen. Es ſey Zeit zur Bœrſch. Ihr habt dieſen oder jenen nach der Predigt zu euch beſcheiden, der werde mit Ungedult warten. Wolan, weil dann die Glocke geſchlagen hat, ſo gehet hin. Gott wolle euch auch an euer hartes Hertz ſchlagen, daß wann ihr hinfüro kœret zur Kirchen läuten, ihr gedencket, daß der Glockenklang nichts anders bedeute, als gedenck, gedenck, gedenck deß Sabbaths, daß du ihn heiligeſt. Zwar ich mache mir leicht die Rechnung, ich werde Hamburg nicht reformiren oder anders machen. Die jenigen, welche vor mir auff dieſer Cantzel geſtanden, haben geruffen: Gedencke deß Sabbaths daß du ihn heiligeſt. Meine *Collegæ* ruffen und ſchreyen: Gedenck deß Sabbaths, daß du ihn heiligeſt. Und ich ſorg, ich werde mich auch einmal daran zu todte ruffen, und Hamburg wird doch bey ihrem Schlentrian, bey ihrem Bocksbeutel bleiben. Aber ich nehme hente zu Zeugen an Himmel und Erden, Sonn, Mond und Sterne, die heilige hochgelobte DreyEinigkeit, Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt, Engel und Menſchen, und ſonderlich euch meine Zuhœrer, daß ich kein ſtummer Hund geweſen, ſondern meine Stimm erhoben hab wie eine Poſaune, und hab euch zugeruffen: Gedencke deß Sabbaths daß du ihn heiligeſt, und hab alſo in dieſem Stück meine arme Seele errettet. Ihr mœgt hœren oder nicht, ſo ruff und ſchrey ich abermals, Gedenck deß Sabbaths daß du ihn heiligeſt. Gedenck daran Hamburg. Ich hätte zwar ſagen wollen, wie in unterſchiedenen Ämptern der Sabbath an dieſem Ort ſo ſchändlich entheiliget werde, wie mancher ein Nothwerck mache auß einem Ding, da kein Noth iſt, wie mancher den Ochſen und Eſel ſelbſt in Brunnen werffe, und ſag hernach, es ſey ein Ochs und Eſel am Sontag in Brunnen gefallen, man müſſe ihn nothwendig herauß ziehen. Allein, die Zeit iſt verfloſſen. Ich wil geliebs Gott künfftigen Freytag davon reden. Die Gnade unſers Hꝛrn Jeſu Chriſti ſey mit euch allen, Amen.

EYLFERTIGES SENDSCHREIBEN,

AN DEN CALENDERSCHREIBER ZU LEIPZIG.

Marcet virtus ſine Adverſario.

Schrifften *Th. I. S. 604—616.*

MEin lieber Herr Calenderſchreiber, *ſive ſis Magiſter noſter, ſive noſter Magiſter Salve multum, plus, plurimum.* Es ſchreibet *Arnoldus de Thungaris, Magiſter noſter in ſacrâ paginâ*, an *Mag. Ortwinum Gratium*, beklaget ſein Unglück, und ſagt: *Ego vexor jam ſupra vexationem. Nunc intelligo illud dicterium Poetarum eſſe Verum: Nullum damnum ſolum.* Mir gehet es itzo faſt eben alſo. Jüngſt hat *Butyrolambius* ſeine ſtinckende Butter allenthalben zum March getragen, und die Leut damit betrogen. Kurtz hernach hat *M. Bernhard* Schmidt ſeinen Rachen gegen mich auffgeſperret, und vermeinet er wolle mich freſſen. Allein gemach, gemach *M. Bernd.* Ich muß euch zuvor eine *Hiſtoriam* erzehlen, eh ihr mich freſſet. Es ſolte einsmals ein Schulmeiſter ſeinen Schülern die Wort im *Horatio Mecœnas atavis edite regibus, expliciren.* Als er ſich nun lang bedacht, und lang darauff ſtudiret hatte; ſagte er: *Scribite pueri, Scribite. At* aber. *Avis* du Vogel. *Mecœnas* wiltu mich freſſen? *Edite regibus*, Freſſet von den Kœnigen. Nach dem ich vermeint *M. Bernd* werde ein wenig auffhœren zu ſchnauben, ſo hœre ich, daß der Herr mir auch die Ruben verbrennen, und den zu Wolffenbüttel getruckten Calender wiederlegen wolle. Über das wolle eine gantze Univerſitæt wieder mich ſchreiben. Ich verſichere den Herrn, daß ich mich für einem ſo wenig fürchte als für dem andern. Da der tapffere Held Witte Wittens ſich gefangen geben muſte, wolte er ſeinen Degen damit er ſo lange für die Holländiſche Freyheit und Wolfahrt Ritterlich gefochten hatte, keinem gemeinen Soldaten geben, ſondern begehrte daß ein Officirer kommen und ihm denſelben abnehmen ſolle. Weil ja itzo ſo mancher *Grammaticali*ſcher Mußquetirer mir an das Leder will, ſo iſt mir lieber und habe auch mehr Ehr davon, daß ich mit einer gantzen vornehmen Univerſitæt rechte, als daß *M. Bernhard* Schmidt gegen mich mit ſeinem kahlen Tefacken auffgezogen kompt, und ein Auffhebens macht wie die Handwercks-Burſch in den Fechtſchulen. Als Jacob Hochſtraes wider *Reuchlin* geſchrieben hatte, da wurde er endlich hoffærtig, und wolte nicht mehr Jacob Hochſtraes, ſondern *Jacobus de altâ plateâ* heiſſen; Zog darauff nach Rom und meinte er wolle *Reuchlin* zu einem Ketzer machen und auff das Feuer bringen. Allein er bekam Ingolſtæter Bier zu Lohn, und ſchrieb endlich an *M. Ortwinum Gratium; Non ſum libenter hic in Roma, Quia illa cauſa, propter quam ego ſum hic, eſt miki nunc adverſa. Ego vellem quod nunquam incepiſſem eam, Omnes derident me, et vexant me, et noſcunt hic Reuchlin melius, quam in Almania, Et multi Cardinales et Epiſcopi et Prælati, et Curtiſani amant eum. Si non incepiſſem, tum eſſem ad huc in Colonia, et comederem et biberem bene. Ego hic habeo vix ſiceum panem. Ego credo etiam quod male jam procedat in Almania, Quia ego*

ſum abſens. Omnes jam ſcribunt libros in Theologia ſecundum ſuum libitum. Ipſi dicunt, quod Eraſmus Roterodamus compoſuit multos tractatus in Theologia. Ego non credo quod faciat omnia rectè. Ipſe etiam prius in uno parvo tractatu vexavit Theologos, et jam ſcribit Theologicè, eſt mihi mirum! Si ego venio ad Almaniam et lego ſuos codiculos, et invenio unum parviſſimum punctum ubi erravit, vel ubi ego non intelligo, ipſe debet videre, quod ego volo ſibi ſuper cutem. Ipſe ſcripſit etiam Græcè, quod non deberet facere. Quia nos ſumus Latini et non Græci. Si vult ſcribere, quod nemo intelligat, quare non ſcribit etiam Italicum et Bohemicum, et Hungaricum, et ſic nemo intelligeret eum? Faciat ſe conformem nobis Theologis in nomine centum Diabolorum, et ſcribat per utrum et contra, et arguitur et replica, et per concluſiones, ſicut fecerunt omnes Theologi, ſic etiam nos legeremus. Ich vergleiche mich im geringſten nicht den Hochgelahrten Wundermännern *Reuchlin* und *Eraſmo*. Allein ich ſehe daß *M. Bernhard* Schmiedt vermeint habe, er wolle mir den Pfeffer reiben, wie *Jacobus de altâ plateâ* dem Reuchlin. Der Edle Held, Graff Woldemar ſagte einsmals zu mir, als er bey dem Großfürſten in Moſcow geweſen ſeye, habe ſich ein Deutſcher Soldat angeben und Dienſt begehret. Der Großfürſt habe ihn durch den Dolmetſch fragen laſſen, was für Dienſt er zuvor gehabt habe? Der Soldat habe geantwortet, er ſey Capitain de Armis geweſen. Der Dolmetſch welcher nicht viel Deutſch gekont, hab referirt, er ſey ein armer Capitäin geweſen. Der Großfürſt habe geantwortet, iſt er Capitain geweſen, ſo ſoll er wider Capitain werden. Hatte ſich darauff zu Graff Woldemar gewendet, und geſagt, iſt er in Deutſchland ein armer Capitain geweſen, ſo kan er allhier wol reich werden. Mich jammert des armen Capitains *M. Bernhard* Schmiedts. Dann er wird in dem *bello Grammaticali* welchen er wider mich angefangen hat, nicht reich werden. Ich rahte dem Herrn treulich daß er durch *M. Bernhards* Exempel ſich nicht verführen laſſe, damit es ihm nicht ergehe wie *Doctori Petro* Meyer, *Plebano in Franckfurdiâ*, von welchem *Jacobus de altâ plateâ* auß Rom ſchreibet: *Vexant eum ita bene ſicut me. Quia ipſe favet mihi. Omni die quaſi imus, ipſe et ego ſpatiatum in campo flore, et expectamus Teutonicos. Ita libenter videmus Teutonicos. Tunc veniunt illi Curtiſani, et monſtrant cum digitis ſuper nos, et rident, et dicunt: Vide ibi vadunt duo, qui volunt comedere Reuchlin. Comedunt ipſi eum, tum etiam mandunt eum iterum. Et habemus tantas vexationes quod deberet lapidem commovere.* Wil der Herr antworten auff den Calender, und wird mir mit *raiſon*, mit Manier und Hœfligkeit begegnen, ſo wil ich ihm hinwiederumb hœflich antworten. Kompt er aber mit ſolchen *Pedantereyen* auffgezogen, wie *M. Bernhard* Schmidt, ſo wird er mich nicht verdencken, daß ich ihme den Kopff waſche mit eben der Laugen welche ich für *M. Bernharden* in guter *Copiâ* zubereitet habe. *Cum balbo balbutiendum.* Wie der Herr in den Wald ruffen wird, alſo werde ich auß vollem Halß wieder herauß ruffen. Er verſichere ſich auch, wenn er einwenig zu weit gehet, daß ſich vornehme und gelahrte Leute finden werden, welche ihn tractiren werden, als einen Dantzbær, und werden ihn außziehen, daß die Sonne durch ihn hin ſcheinen wird. Das muß man nicht auffkommen laſſen, daß ein junger *Scholar* alsbald zu einem Ritter werde, an einem ehrlichen Mann, der ſein Vater ſein könte. Ein ehrlicher alter Student wird nicht zulaſſen, daß ein *Pennal* wider einen jungen *Magiſtrum* ſchreibe. Wann ich ein Capi-

tain wære, und einer meiner jungen Mußquetirer wolte einen alten Hauptmann für den Degen fordern, ſo wolt ich den Mußquetirer auff den Eſel ſetzen laſſen. Wann aber ein Capitain dieſen alten Hauptmann fordern wolte, würde ich andere Gedancken haben. *M. Bernd* Schmidt wird meynen er hab groſſe Ding gethan. Allein er warte noch einwenig. Der Hochgelahrte Baron *Franciſcus Baconus* ſagt, daß Kœnig Henrich der Siebende in Engelland, *Lambertum Simnellum* welcher ihm nach Scepter und Cron geſtanden, hab gefangen bekommen, und hätte ihn leichtlich können köpffen oder an den Galgen hängen laſſen. Allein er habe ihn verachtet und ſeiner geſpottet, und hab ihn in die Kœnigliche Küche verdammet, daß er die Braten wenden ſolle. Endlich hab er ihm die Genad angethan, und hab ihn zu einem Falconirer gemacht.

Ich wil ein Exempel *ſtatuiren* am *M. Bernd* Schmidt, daß ſich ein ander junger Rappſchnabel daran ſtoſſen ſoll. Und wo ich erfahre, wer der *Vir magni nominis* ſeye, ſoll er auch bekommen was ihm gebühret. Ich bin zwantzig Jahr auff Univerſitæten geweſen. Zehen Jahr als ein Student, und zehen Jahr als ein Profeſſor. Meint er nicht daß ich noch viel hundert ja viel tauſend gute Bekandten hab, welche wann ſie ſehen werden, daß mir von ſolchen *Pedanten* das Meſſer an die Gurgel geſetzt werde, ſich meiner einwenig annehmen, und meinen Wiederſachern das Maul ſtopffen werden? Soll ich ſchon für meine Perſon *Harpocrates* ſeyn, ſo werden die Stein reden. Zwey Ding werden mir fürgeworffen, welche ich in ſonderbare *conſideration* ziehe. Erſtlich daß ich unterweilens Fabuln erzehlet habe. Zum andern daß ich einen ſolchen *modum* zum Schreiben hab, der den *Theologis* ungewöhnlich ſeye. Auff das erſte hab ich dem Weitberühmten, nit nur auff Univerſitæten, ſondern auch in einer vornehmen *Republica*, durch Luſt und Unluſt, durch Glück und Unglück Hochgeübten *Theologo*, Herrn *Dilhern* zu Nürnberg geantwortet, in einem noch ungetruckten gar kleinen Tractætlein, genant der vertheidigte Fabel-Hans, welches ſeiner Hoch Ehr-W. Ich *dedicirt* und gebeten, daß ſie in dieſer Sach Scheidsmann ſein wollen. Wird mich dieſer Ehrliche vornehme Mann beſſer *informiren*, und meine Meinung umbſtoſſen, wil ich mich gerne weiſen laſſen. Es gehe unterdeſſen wie es wolle, ſo wird niemand, ſo lange ich lebe, einige Fabul auß dem *Æſopo* oder auß andern, ſie mœgen ſo gut applicirt werden können als ſie wollen auff der Cantzel von mir hœren. Wie viel Fabuln aber in Lutheri Schrifften, in Matheſii und anderer Hochgelahrter Leut Poſtillen ſtehen, wird ein ander guter Mann *remonſtriren*. Was das andere anlanget wegen der Art zu Schreiben, da frage ich ob Lutherus alle *Phraſes* und Arte zu reden, auß der Bibel genommen habe, auch wann er an die aller Vornehmſte Potentaten in gantz Europa geſchrieben hat? Es hat auff dieſe meine Frage ein vornehmer Prælat geantwortet: Lutheri Schuhe ſeyen nicht einem jeden Dorff-Prieſter gerecht. Nun bin ich ein ſolcher Narr nicht, daß ich mich Luthero vergleiche. Ich bin aber ein Prieſter zu Hamburg. Iſt nun Hamburg ein Dorff, ſo hab ich mein Lebtag kein grœſſer und Volckreicher Dorff geſehen als Hamburg. Du groſſer Prælat, wiltu auch zornig werden, wann die Leut mich einen Prieſter eines groſſen Dorffs nennen werden? Ich werde unterdeſſen ein Lutheraner und ein Lutheriſcher Prieſter genant. Solt nun das ungereimbt ſeyn, daß ich Lutheri Fußſtapffen, von weiten nachfolgete, daß ich es machte wie jener Knab beym *Virgilio*, *qui Patrem Trojâ profugum ſequebatur licet non paſſibus æquis*? Das iſt

ein jeder Dorff-Prieſter nicht nur in den Fetten Marſchländern ſondern auch in den Magern Geeſtländern zuthun ſchuldig, daß er das Maul auffthue, wie Lutherus gethan hat, und es dem Groſſen ſo wol ſage als dem Kleinen, nach dem Vermœgen das ihm Gott gegeben hat. Ich frage *Butyrolambium* und allen ſeinen Anhang, ob nicht wahr ſey, was ich in meinem Tractætlein geſchrieben hab. Allein du redeſt nicht wie die *Theologi* reden. Dein *Stylus* iſt nicht Theologiſch. Allein ich frage abermals, wer verdampt einen Weſtphæling oder Niederſachſen, wann er nicht redet wie ein Oeſterreicher oder wie ein Schwab? Iſt das die Todſünde, davon *Butyrolambius* pralet, damit ich die Hölle verdienet habe, umb derent willen mir das Heilige Abendmal ſoll verſaget werden?

In den *Epiſtolis obſcurorum virorum* klagt *M. Johannes Pellifex* ſeinem *Præceptori M. Ortwino*, daß er einen nagenden Wurm im Gewiſſen habe. Dann er ſey in der Franckfurter Meß mit einem *Baccalaureo* durch eine Straſſe gangen, da ſeyen zwey anſehnliche Männer ihm entgegen kommen, in langen Mänteln und langen Talaren (*habuerunt*, ſagt er, *nigras tunicas, et magna caputia cum Lyripipiis ſuis.*) Da hab er vermeinet, es ſeyen zwey *Magiſtri noſtri*, hab Reverentz für ihnen gemacht, und habe ſein *Birretum* für ihnen abgezogen. Der *Baccalaureus* aber hab ihn angeſtoſſen, und geſagt: Was macht ihr? Das ſind Juden. Da ſey er alsbald erſchrocken, als wenn er zwey Teufel geſehen hätte. Der *Baccalaureus* hab geſagt das ſey eine Todſünde welche er begangen habe. Es ſey ihm auch einmal ein ſolcher Fall begegnet. Er ſey einmal durch eine Kirche gangen, da hab ein höltzerner Jude bei dem Creutz Chriſti geſtanden, und habe einen Hammer in der Hand gehabt, da hab er vermeint, es ſey das Bildnus S. Petri mit dem Schlüſſel, hab die Knie geheuget, und ſein *Birretum* abgezogen. Aber hernach hab er geſehen, daß es nicht S. Peter, ſondern ein höltzerner Jud ſey. Dieſe ſeine ſchwere Sünde, hab er ſeinem Beichtvater geklagt, welcher geantwort hab, daß ſey eine Todſünde, er könne ihn nicht *abſolviren*, wann er nicht *Poteſtatem Epiſcopalem* habe. Dann es ſey ein *Caſus Epiſcopalis*. Und wann er es gerne und auß Fürſatz, und nicht auß Unwiſſenheit gethan hätte, ſo könt ihn niemand *abſolviren* als der Pabſt ſelbſt. Mir iſt dergleichen begegnet zu Franckfurt am Main, da kam ich einsmals in Ihrer Durchl. meines Gnædigſten Fürſten und Herrn Hauß, auff der Zeile zu Franckfort. Da ſtunde Joſeph des Juden im Vogelgeſang Vatter, in einem langen Mantel und einem langen *circum dedere*. Ich meinte in Warheit, er ſey ein vornehmer Prieſter auß dem Lande. Zoge meinen Huth tieff für ihm ab, und fragte Matthis den Bereyter von Darmſtadt, einen Ehrlichen, Aufrichtigen bei Edlen und Unedlen beliebten Mann, Wer iſt der Prieſter? Er antwortete, kennet ihr ihn nicht? Er iſt N. N. (welcher ein rechter Mammon iſt) Beicht-Vater. Wann mir dieſe Hiſtoriæ einfallen, hab ich viel und mancherley Gedancken. Ich erkenne daß ich ein armer groſſer Sünder ſey. Hab ich mit meinen Schrifften Gott erzürnet, ſo bitte ich demütiglich umb Vergebung. Ich habe es allezeit nicht bœſe gemeint. Ich werde geliebt es Gott, des nechſten Tages etzliche allbereit verfertigte Theologiſche Tractætlein, in Deutſcher und Lateiniſcher Sprach herauß gehen laſſen, da ich geredet hab von Glaubens Artickuln, von betrübten Wittben und Wayſen, von angefochtenen nach Gottes Barmhertzigkeit ſchreyenden Sündern, und dergleichen. Die Mißgunſt ſelbſt wird ſehen, daß ich darin einen andern *Stylum* führe. Die bißhero außgangene Tractætlein, ſind

nicht Theologiſche, ſondern Politiſche Schrifften, drumb habe ich auch einen Politiſchen *Stylum* darein geführt. Wer wil einen Schwaben verdammen, wann er in Holland lang gelebet, und zu einem Holländer kompt, und nicht Schwæbiſch, ſondern Holländiſch mit ihm redet? Paulus ſagt 1. Cor. 9. Er ſey jederman allerley Worten, damit er etzliche ſelig mache. Ich habe offt bey groſſen Herrn mit einer Schertz-Rede mehr außgerichtet, als ihre *Catones* mit ihrem groſſen Ernſt, mit ihrem hohen Amptsgeſicht. Ich war einsmals bey einem vornehmen Fürſten bey der Tafel. Der Fürſt war von einem Kœniglichen Gemüth, und hohen Verſtand. Wann ſein Glück ſo groß geweſen wære als ſein Gemüth, wolt ich keinen beſſern Herrn in Europa geſucht haben, dem ich lieber hätte dienen wollen als ihm: Er faſſe damals bey der Tafel in tieffen Gedancken, und wolte nicht Eſſen und Trincken. Ich wuſte auß der Erfahrung, daß wann er Grillen im Kopff habe, pflegt er eine Kurtzweil anzuſtellen. Er hatte einen unter ſeinen Unterthanen, welcher ein deutſcher Poet war, und unterweilens nach Hoff kame, ein Carmen *præſentirte*, und bey der Tafel auffwartete. Damals ſtunde er bey der Tafel, und hatte einen armſeligen Bart, der ſtunde wie der armen Leut Korn in den Geeſtländern. Der Fürſt ſahe ihn an, und ſagte, Herr *Johannes* was ſol ich euch für euren Bart geben? Ich will euch zehen Rthaler dafür geben. Herr *Johannes* antwortete, Gnædiger Fürſt und Herr, ich wolte ihn nicht verkauffen, und wann E. Fürſtl. Gnad: mir wolten 100. Reichsthaler dafür geben. Der Fürſt ſagte ich will euch 90. Reichsthaler geben. Herr *Johannes* antwortete, ich wolte mich noch beſinnen, ob ich 200. Reichsthaler dafür nehmen wolle, daß ich mir ihn ſolte abſcheren laſſen. Der Fürſt ſagte, hœrt doch was das für ein hoffærtiger Eſel ſey? Und ſagte darauff zu einem Edel-Page, du gehe hin zu dem Bartputzer, und ſage er ſoll zu mir kommen.

Als Herr *Johannes* hœrete, daß der Bartputzer kommen ſolle, da gieng es ihm wie jenem Edelmann in N. welcher ſeine Schweſter fragte, wie gehet es doch unſerm krancken Schwager? die Schweſter ſagte, wie ſol es ihm gehen? Herr Heinrich iſt heute bey ihm geweſen, und hat ihm das Heilige Abendmal gereicht. O ſagte der Edelmann, iſt Herr Heinrich bey ihm geweſen, ſo wolt ich ihm nicht einen Sechsling für ſein Leben geben. Herr Johannes meinte auch weil der Bartputzer kommen ſolle, ſo habe ſein Bart die letzte Öhlung, rieffe mir demnach zu und ſagte, O D. Schupp, ich habe vermeint ihr ſeyd ein Theologus, ein eifferiger Prediger. Aber ich ſehe wol ihr ſeyd ein rechter Fuchsſchwäntzer, ein Tellerlecker. Auff der Cantzel könnet ihr jederman Reformiren. Aber jetzt ſitzet ihr allhier wie ein ſtummer Hund, und freſſet Rehe-Braten. Aber mich armes Blut begehret ihr nicht zu retten, ſondern wollet mich berauben laſſen, des beſten Zierahts welchen ich von der Natur hab. Habt ihr nicht geleſen, was der Heidniſche Poet ſagt: *Credebant hoc grande nefas et morte piandum, Si vetulo juvenis non aſſurrexerat, et ſi* BARBATO *cuicunque puer?* Ich lieſſe den Gecken murren biß der Bartputzer kame. Als ich ſahe, daß es an den Bindriemen gehen wolle, ſagte ich, Gnædiger Fürſt und Herr, E. Fürſtl. Gnad. wollen doch ein Wort von mir hœren. Ich ſorge daß das Ding nicht angehe. Warumb ſagt der Fürſt. Ich antwortete, als Herr *Johannes* ſeine Gemahlin genommen, haben ſie ihre Ehe*pacten* auff die Käyſerliche Rechten *fundirt*. Ich bin kein Juriſt. Allein ich hœre daß die Käyſerliche Rechte mit ſich bringen, daß was Mann und Weib in ſtehender Ehe erwer-

ben, das ſollen ſie mit einander theilen. Nun hat Herr *Johannes* ſeinen Barth, in ſtehender Ehe erworben, wie mir gnugſam bekant iſt. Alſo iſt die Helffte ſein, die ander Helfft ſeiner Gemahlin. So wollen nun E. Fürſtl: Gnad: ihm vergönnen, daß er nach N. zu ſeiner Gemahlin lauffe, und frage ob ſie auch zufrieden ſey, daß ihm umb zwantzig Reichsthaler der Barth abgeſchoren werde? Iſt ſeine Gemahlin damit zu frieden, ſo thuen E. Fürſtl. Gnaden nach ihrem Belieben. Der Fürſt fieng an zu lachen, und Herr *Johannes* behielt ſeinen Barth. Wann ich damals Tauſend *Sententias* auß dem *Ambroſio* oder *Auguſtino*, dem Fürſten vorbracht hätte, wære Herr Johanſen Bart dadurch zur ſelbigen Zeit nicht *ſalvirt* worden. In dem ich dieſes ſage wird mancher gedencken, ja ſolche Ding hätteſtu reden und ſchreiben mœgen, da du noch auff Univerſitæten, oder an Fürſtl. und Græflichen Hœfen wareſt. Allein du haſt nun zu ſolchen Dingen keine *Vocation*. Du haſt nun keine *Vocation* als bloß zum Predigen, zum Beten, zum *Copuliren*, und zum Leichen gehen. Wozu dienet das, daß du zu Hamburg redeſt und ſchreibeſt, von ſolchen Dingen, welche an groſſer Herren Hœffen, im Krieg, auff Univerſitæten und anderswo vorgehen? Allein ich frage von wie viel Dingen die Propheten zu Jeruſalem geprediget haben, welche eben nicht Jeruſalem, ſondern andere Stædte und Kœnigreiche angangen haben? Hamburg iſt ein *Theatrum* und *compendium mundi*. Wie mancher Fremdder kompt in die Kirche, welcher fleiſſiger zuhœrt als ein Einwohner? Ich frage, warumb ich keine *Vocation* habe etwas zu ſchreiben? Ich bin ein *Doctor Theologiæ*, und ein *Magiſter Philoſophiæ*. Auff Univerſitæten iſt im Namen des Rœmiſchen Käyſers mir die Freyheit gegeben worden, die heilige Schrifft und die freye Künſte allenthalben zu lehren, nach meinem Vermœgen. Das iſt meine General *Vocation*, welche mir niemand umbſtoſſen kan, als Gott und der Rœmiſche Käyſer. So lang ich nichts ſchreibe das Gottes Wort, als der Richtſchnur des Chriſtenthumbs, und dann der geſunden Vernunfft zu wider iſt, wird mich ein jeder verſtändiger ehrlicher Chriſt paſſiren und repaſſiren laſſen.

Ich habe meine beſte Zeit *in humanioribus* zubracht und habe nicht allezeit hinter dem Kacheloffen geſeſſen, ſondern bin unter Leuten geweſen.

Wann ich nun etwas im Weltlichen, im Geiſtlichen oder Schulſtand hab in acht genommen das nichtes daug, warum ſolt ich nicht davon Erinnerung thun, damit andere gute *Ingenia* dem Ding, nach mir weiter nachſinnen, und auff Verbeſſerung gedencken? Es mag *Butyrolambius* ſagen was er wil, ſo ſind dagegen viel vornehme gelahrte Leut, welche wiſſen, daß ich ein und ander Ding zu Papier bracht habe, die ermahnen mich, ich ſoll ſie nicht unter die Banck ſtecken, damit ich nicht gleich werde jenem Knecht, welcher ſein *talent* vergrube, und nicht damit wuchern wolte. Ja wird mancher gedencken, hätteſt du es zuvor gethan, ehe du in das Predigampt kommen biſt, ſo wære es gut geweſen. Allein nun will es ſich nicht ſchicken. Zuvor brachte es deine *Profeſſion* mit ſich. Aber nun nicht. Darauff wil ich dich etwas fragen, antworte mir. Der Evangeliſt Lucas war ein *Medicus* und ein Mahler, wie ins gemein dafür gehalten wird. Als er nun das Evangelium und die Apoſtoliſche Geſchicht beſchrieben hat, frage ich ob nicht gläublich ſey, daß er nach dieſer Zeit unterweilens ein Stücklein gemahlet, oder einem frommen Mann eine *Purgation* eingegeben hab? Wer verdampt den Apoſtel Paulum, daß er in ſeinen Epiſteln der Heydniſchen Poeten Schrifften gedencket, welche er zuvor

wol geleſen hatte? Wer hält dieſem Apoſtel vor übel, daß nach dem er zum Predig-Ampt beruffen worden, und Befehl hatte den Nämen Gottes zu tragen für die Heyden, für die Kœnige, für die Kinder Iſrael, er hernach ſein Teppichmacher Handwerck wieder herfür ſuchte und triebe? Wünſchen möcht ich, daß der Hochgelahrte *Theologus* und *Polyhiſtor Lubecenſis*, Herr Jacobus Stolterfoet in dieſer Sach ſolte Scheidsmann ſeyn. Ich weiß er würde ein Urtheil fällen, das mir nicht würde zu wider ſeyn. Wer hat dem vortreflichen *Theologo*, Herrn *Havemanno*, General Superintendenten im Hertzogthumb Bremen und Verden in Unbeſtem außgedeutet, daß er bey ſeinem Predigampt unterſchiedene Lateiniſche, ſo wol Philoſophiſche als Theologiſche Tractætlein hat drucken laſſen, darin er unterweilens, *Attico quodam lepore et Laconicâ brevitate*, mehr zuverſtehen gibt, als er auff das Papier geſetzt hat? *Aſt mihi, quilibet vult venire ſuper cutem*, wie Jacobus *de altâ plateâ in Epiſtolis obſcurorum virorum* redet. Ich werde mit Gottes Hülff mein Ampt dadurch nicht verſäumen. Gleich wie ein ander nach dem er des Tages Laſt und Hitze getragen, ſeine *recreation* ſucht im Bretſpiel, in der Karten oder im Spatziren fahren. Alſo ſuche ich die Erfriſchung und wieder Erquickung meines Gemühts in ſolchen Schrifften. Ich weis gar wol, daß viel groſſe Leut meinen, ich müſſe immer luſtig und nimmer traurig ſeyn. Es hatte jüngſt ein groſſer Potentat meinen Salomon geleſen, und endlich zu ſeinem Leib-*Medico* geſagt: Er muß ein luſtiger Mann ſeyn. Nein, hatte der *Medicus* geſagt, es iſt kein luſtiger Mann. Er iſt immer in Gedancken. Ich pflege offt Schertzreden zu treiben, wann mein gantzes Hertz mit Traurigkeit erfüllet iſt, und dencke an meinen hochſeligen Grafen und Herrn, Herrn Graf Johann Oxenſtirn, &c. welcher in den hœchſten *Conſiliis publicis*, wann er ſein Gebet gethan hatte, und keine *Aſſiſtentz* von andern ſahe, pflage dieſes Holländiſche Sprichwort zu brauchen: Laet loopen. Das Wetter wil ſeinen Willen haben. Und lieſſe darauff die Trompeter blaſen, und alles in *floribus* hergehen. Wiewol ich keinen Trompeter hab oder halten kan, ſo dencke ich doch in meinen *difficultæten* nechſt Gottes Wort an dieſe Rede, Laet loopen. Und wann ich auff Cymbaln und wolklingenden Cymbaln ſpielen könte, wolt ich es alsdann thun. Dagegen bin ich offtmals bey vornehmer Compagnie, dazu mich mehr *ratio ſtatus*, als meine Begierd zu eſſen oder zu trincken antreibet, und ſitz in tieffen Gedancken. Da meynen unterweilens die Leute daß ich traurig und betrübt ſeye. Allein ich hab alsdann meine hœchſte Freud, in meinen Gedancken. Ich achte nicht auff die *Muſique*, auff andere *Tractamente* oder *Complemente*. Sondern ich dencke und ſchweige. Wer mich recht kennet, der gibt mehr achtung auff mein Stillſchweigen als auff mein Reden. Mein lieber Herr Calenderſchreiber, verſichert euch, es iſt mir nicht allzeit gelegen zu reden. Allein wer mich mit der Feder angreifft, der kompt ohne Stœß nicht von mir. Ich rahte dem Herrn, wann er wol dantzen oder Pfeiffen kan, daß er dantze oder pfeiffe wider den zu Wolffenbüttel getruckten Calender. Dann das würde ich ihme nicht nachthun. Allein ſchreibet der Herr etwas darwieder, ſo werde ich es machen wie jener Schulmeiſter, welcher ſeinen Schülern etwas *dictiren* wolte und ſagte: *Scribite pueri, ſcribite. Dicam vobis aliquid, quod non invenietis in Dictionario, neque in Calepino, neque in Sylva Vocabulorum: Ciconia, Ciconia.* Habt ihr es? *eſt magnum animal.* Habt ihr es geſchrieben? *longum habens roſtrum, longum habens roſtrum. Et ſaltum faciens poſt*

rauum &c, und damit ſprang er über eine Banck. Ich wil dem Herrn kürtzlich ſagen, was die vornemſte Urſach ſey, welche mich zu dem Calender zu Wolffenbüttel bracht hatte. Ich habe hiebevor einen groſſen Cavallier gekant, welchen ein Calendermacher oder *Mathematicus* überredet hatte, es würde über zwey Jahr eine Schlacht bey Nürnberg geſchehen, da würde er die Käyſerliche Armee auß dem Feld ſchlagen. Dieſer Cavallier gieng wieder in Krieg. Fünff Monat hernach, bekam ich die traurige Zeitung, daß er todt ſey. Hans Puckel von Nürnberg iſt ſeit der Zeit ſo offt zu Hamburg geweſen, allein man frage Herrn und Knecht im weiſſen Schwan, ob Hans Puckel, jemals mit einem Wort gedacht habe, daß ſeyt der Zeit die Käyſerliche Armee bey Nürnberg geſchlagen ſey? Ich habe mit unterſchiedenen Cavalliern und *Politicis* zu thun gehabt, welche ſich einbilden, unſer Herr Gott müſſe ſich nohtwendig, in Veränderung der Länder und Kœnigreich, nach den Calendermachern *reguliren*, und thun oder geſchehen laſſen, was die Calendermacher ſagen. Über dieſe Vanitæt klaget der geiſtreiche *Theologus* Herr Georg *Albrecht*, geweſener wolverdienter Superintendens zu Nördlingen, und ſagt: Was die *Practicam Aſtrologicam* belanget, die man gemeiniglich zu End des Calenders ſetzt, auß dem Geſtirn und Planeten *prognoſticiren*, und verkündigen wil, über welches Land Krieg, Theurung und Peſtilentz kommen ſoll, oder wie es dem Menſchen in dieſer und anderer Zeit ergehen werde, halten unſere Evangeliſche *Theologi* nichts darvon. Lutherus ſagt: Die *Aſtrologia* iſt keine Kunſt. Dann ſie hat keine *Principia* und *Demonſtrationes*, darauff man gewiß unwanckend fuſſen und gründen könte. Sondern die Sterngucker richten ſich, und urtheilen nach den Fällen, wie ſichs zutrægt, ſagen, und geben für, das iſt einmal oder zwey geſchehen, und hat ſich alſo zugetragen, darumb muß es allezeit ſo geſchehen, &c. D. Jacob Andreæ hat die Calendermacher und Practic-Schreiber unter die Zeichendeuter gezogen, und in einer offenen Predigt, die er Anno 1578. in Truck außgehen laſſen, hefftig wider ſie gedonnert, mit dieſen Worten: Es werden leider Leute gefunden, die auff ſolche Practiken und Calender mehr halten, dann auff Gottes Wort. Dem Calender, wie es Wittern oder der Practick, wie es ſonſten ergehen ſoll, lauffen ſie alsbald zu, und ſehen was der Zeichendeuter ohngefehr, oder auß Gottes Verhängniß, der Welt Unglauben und Verachtung ſeines Worts zu ſtraffen, errahten. Da fällt man mit Hauffen zu, und ſpricht: Er hat dennoch das errahten, es wird das ander auch nicht fehlen, ſo doch ſolche Zeichendeuter, ſo jämmerlich lügen, und ihre Calender, Practicken und Deutungen, ſo voller Lügen ſeyn, daß ſie ſich nicht allein für Gott und allen frommen Hertzen, ſondern auch für ſich ſelbſt ſchæmen ſolten. Darumb wann ein Chriſt eines guten fruchtbaren Regens oder ſchœnen Wetters bedörff, ſoll er nicht zu dem Calender oder Allmanach lauffen, und ſehen, was der lügenhafftige Zeichendeuter ſagt, der offtermals einen Schaubhut ſetzt, da einer wol eines guten Filtzhuts bedörffte, ſondern er ſoll in ſein alt Buch, in die H. Bibel, als ſeinen unfehlbaren Allmanach oder Calender lauffen, ſo wird ers finden, was der Herr ſagt im 8. Moſ. 28. Weil aber die Calender und Allmanach unſer Bibel worden ſind, und die Leute leyder mehr auff dieſelbige, als auff Gottes Wort Achtung geben, und ſich derhalben keiner Sünden fürchten, wen ſoll alsdann Wunder nehmen daß auch das Wetter darnach iſt? daß wir den Sommer haben im Winter, und wann es Sommer und warm ſeyn ſoll, iſt es Winter und kalt? Wie das

Buch iſt, alſo iſt auch der Glaub, und wie der Glaub iſt, alſo iſt auch das Wetter, alles verkehrt, biß es Gott endlich in einen Hauffen ſtœſt, die Welt mit Feur verzehrt, und die Ungläubige in den feurigen Pfuel ſtürtzet. Dergleichen Klag hat dieſer Doctor auch geführet, in einer Predigt am NeuenJahrsTag. Was er auch beklagt, das befindet ſich leyder im Werck ſelbſten. Wann wir Prediger auß Gottes unfehlbarem Wort den Leuten Buß predigen, und auß dem Mund des Herrn ſagen: Wann ſie ſich nicht bekehren von ihrer Boßheit, ſo wol ſie der Herr außrotten, zubrechen, verderben, und gantz und gar zu Grunde richten Jer. 18. v. 7. So heiſt es: Wer gläubt unſer Predig? Eſa. 53. v. 1. Wer gläubts Herr, daß du ſo ſehr zürneſt? und wer fürchtet ſich für ſolchem deinem Grim, Pſ. 90. v. 11. Wo ſind die, ſo in ihrem Hertzen ſagen, kommet, wir wollen uns zum Herrn bekehren, ihn umb Vergebung unſerer Sünde bitten, und von denſelbigen abſtehen? Ich ſehe ihrer noch wenig. Wann aber ein ſolcher Practicant auffſtehet, und ein groſſes Unglück, auff einen gewiſſen Tag verkündet, da erſchrickt jederman von Hertzen, und bemühet ſich euſſerſt, ſolchem zu entfliehen. Als zum Exempel: Anno 1658. iſt ein verlogener *Aſtrologus* zu Venedig geweſen, der hat geweiſſaget, daß auf den 23. July ſelbigen Jahrs alle unter dem Zeichen des Lœwen liegende Länder, Stædte und Ort, grauſames Erdbeben, Waſſerfluth, Wunderzeichen, Cometen, brennende Feuerflammen, erfahren und ſehen werden. Wieviel, auch unter denen, die gute Chriſten ſeyn wollen, haben ihm Glauben gegeben, ſich auf ſolchen Tag hefftig gefürchtet, geſeufftzet, geſchryen, geklaget, Ja wol gar von denſelbigen Orten wegzuziehen begehrt, daß ſie faſt von ihren eigenen Lehrern und Seelſorgern nicht kunten getrœſtet und gehalten werden? Iſt das nicht Blindheit, Thorheit, Unſinnigkeit, daß man einem ſolchen Teufliſchen Propheten mehr glauben ſol, dann Gott und ſeinen warhafftigen Propheten? Dergleichen Exempla von den *Aſtrologis* und ihren *Prognoſticis*, auch wie man ſich für ihnen gefürchtet, erzehlet *Martin. Cruſius l. 11. Annal. Suevic. part. 2. pag. 490.* Darumb bleibt es bey dem, was *Lutherus* geſagt. Die *Aſtrologia* iſt nur eitel Rætzelwerck, und vom Teuffel erfunden, und erdichtet, auff daß die Leut vom Eheſtand, und allen göttlichen und menſchlichen Æmptern, und Ständen abgeſchreckt werden. Es hat mir ein auffrichtiger *Theologus* zu Hamburg erzehlet, daß ein Calendermacher oder *Aſtrologus*, ſeiner Liebſten geſagt hab, ſie würde einen alten Mann und keine Kinder bekommen. Allein da er durch Gottes wunderbare Providentz ſich mit ihr verheyrahtet hab, ſey er 23. Jahr alt geweſen, und Gott habe ſie mit neun Kindern geſegnet. Von ſolchen Dingen hab ich offt mit Cavalliern und *Politicis* geredet. Allein was die Calendermacher N. N. und N. ſagen, das muß bey ihnen mehr gelten, als was Moſes Deut. 28. ſagt. Drumb hab ich endlich einen mit dem andern mit lachendem Mund wiederlegen wollen. Und mein lieber Herr Calenderſchreiber, wann ihr euren Rachen wieder mich auffſperren, und mich freſſen wolt, wie Magiſter Bernd zu thun vermeint hat, ſo bitte ich euch, ihr wollet mir doch die Gnad anthun, und wollet an den Füſſen zu freſſen anfangen, damit ich noch ein Zeitlang mit euch reden könne biß daß ihr mir das Hertz freſſet. Ihr kennet mich vielleicht nicht, Ich bin ein Corpulenter Kärle. In einem Tag freſſet ihr mich nicht auff. Wann ihr etwas wider den zu Wolffenbüttel getruckten Calender ſchreiben wolt, bit ich euch daß ihr nicht auff einem ſo lahmen Pferd auffgezogen kommet,

und den Calender zu Marck bringet, wie M. Bernd Schmidt, *Studiosus ille inconsideratus* seinen *Discurs de reputatione Academicâ* anbracht hat, welchem es neben dem *Butyrolambio* wird ergehen wie der Butter an der Sonnen, welche gegen den Frühling besser scheinen wird, als im Winter. Zu Giessen in Hessenland werden etzliche Jahrmärckt auff dem Feld gehalten. Als ich ein kleiner Knab war, wolt ich einsmals sehen, was auf dem Jahrmarckt *passire*. Ich kam zu einem Buchbinder, welcher neben der kleinen Giesser *Grammatic* und andern Büchern, welche im kleinen *Pædag.* zu Giessen gebraucht werden, etzliche Calender feyl hatte. Endlich kam ein Dorf-Schultheiß und kauffte die kleine *Grammatic* für seinen Sohn, und wolte auch einen auff das zukünfftig Jahr gerichteten Calender kauffen. Seine Frau aber stunde dabey und sagte, ey Johannes seyd ihr dann doll? Ihr habt mir einen Haberman verehret da ich euch genommen hab, und diesen Haberman hab ich noch. Wie viel Calender habt ihr unterdessen gekaufft? Zerreisset oder verbraucht doch die erste Calender, ehe dann ihr neue kaufft &c. Versichert euch mein lieber Herr Calenderschreiber, wann ich euern wieder den Wolffenbüttelischen gemachten Calender sehen werde, so werde ich einen Calender schreiben, der nicht nur ein Jahr, sondern mit und neben der Giesser *Grammatic* unzerrissen bleiben wird. Ich bin sonsten zu Wasser und zu Land

Euer Diener

J. B. Schupp. D.

AUS DER DISSERTATIO VON DER KUNST REICH ZU WERDEN.

Th. I. S. 694–699.

Wir waren nicht viel fürsich gangen, da bekamen uns etliche Bettler, welche unsere Ohren mit viel und demütigstem Beten anfülleten, und zu flehen und bitten kein End machten, biß sie ein Allmusen empfiengen. Alsbalden hat ein geneigter Will gegen den Armen mein Gemüth erschüttelt, und in weiß nicht was für traurige *contemplation* gestürtzt.

Wer ist dann der nicht solte mitleydig seyn, wann er sicht das Büblein und Mægdlein mit Lumpen bekleidt, und halb nackend, ja so übel außsehend ihme begegnen, und da sie noch nicht reden können, Brodt oder Heller bettlen zur tæglichen Unterhaltung? Wer wolte ohne seufftzen die neugeborne Kinder in wilden Tüchern eingewickelt ansehen, die jenige sag ich elende Geburt uff der Erden ligend, welche die Eltern den fürübergehenden mit außgestreckter Hand zeigen, durch die Geheimnussen unsers Heyls bittend. Ich hab nicht nur einmal gedacht, ob auch unsere Nachkömling glauben werden, daß das Teutschland unserer Zeiten so vielerley Elend außgestanden habe.

Aber damit ich mit meinem Exempel die Traurigkeit der Hirten und Schulmeister nicht mehrete, undertruckte ich das seufftzen, und stellete mich frœlicher. Und, ihr wißt, sprach ich, O Brüder, daß vor Zeiten gesagt worden: *Mundum universum regi aut falli opinionibus*, die Welt werde von Meynungen regiert und betrogen. Es reuet mich dieses Spruchs noch nicht. Viel Sachen geduncken

uns, und seyn es nicht, viel seyn und gedäncken uns nicht. Sehet diese Bettler an, ihr meynt daß dero Unglückseligkeit so groß sey, daß kein grœssere gefunden könne werden, aber die Meynung betrügt euch. Viel haltet man für reich und glückselig, viel verdecken mit grosser Kunst zu diesen gar mühseligen Geldmanglenden Zeiten ihr Unglückseligkeit, und seyn weit unglückseliger als eben diese Bettler, welche ihr Armut gantz nicht verbergen, sondern überall öffnen, und offentlich *profitiren*, führt zu Gemüth, wie viel und wie grosse *prærogativen* und Gewalt der Bettler seyn, welche diese Welt anderen guten Männern gantz nicht *concedirt*? Wer nun verschiener Zeit durch die Strassen und Felder gereiset, der hat gehœrt die erste und letzte Klag, *de Contributionibus*, von den Aulagen. Es wird kein Dorf, kein eintzig Ort seyn in Teutschland, welches nicht, entweder von Menschen verlassen, oder mit Klagen von der *Contribution* angefüllt ist worden. Aber es werden gleich die alte Tribut eingefordert, oder neue gemacht, so geben doch die Bettler nicht einen eintzigen Pfenning. Wie offt werden die Zehend gegeben, wie offt wird auf allerhand Wahren etwas Zoll geschlagen, die Bettler werden gantz *eximirt*, sie *passiren* und *repassiren* durch die Brücken, sie werden über die Flüß geführt, nicht mit weniger Freyheit als die jenige, welche der Studenten *privilegien gaudiren*? Sagt mir, ob sie nicht der Fürsten und Kœnig Freyheiten nachfolgen? Dann sie begehren von nechst dem besten in diesem Fall ihren Zoll, begehren und empfangen ihn, offt von alten und jungen, von Edlen so wol als Unedlen, von gelehrten und gemeinen. Es seye wolfeil oder theur, sie lassen nicht leichtlich einen ohne Zoll hinweg gehen, und sie auch fleissig die Franckfurter und andere Messen gebrauchen.

Der hochgelehrt und gar verständige *Astrologus Hermannus de Werve*, vorsaget offtermalen das künfftige Unglück, jetzo der Harffen, vielmal dem Maulwerffen, bißweilen dem Adler, bißweilen diesem oder jenem Löwen, bald der, bald jener Provintz, oder Stadt, welche er pflegt, weiß nicht mit was *Logogryphi*schen verdunckelten Wörtern zubeschreiben. Und machet eben mit diesem, daß wir mit trauriger und zweiffelhafftiger Erwartung, das künfftige Unglück doppeln. Wie dann wegen Betrohung der grossen Sonnenfinsternus 1684. das gantze Landvolck erschreckt, und an Gott mißtrauig worden. Aber die Bettler ersehen sich in keinem Calender, befragen kein Astrologische Warsagung. Wann der Himmel und die *Planetæ* dieser Landschafft nicht *favorisiren*, suchen sie ihre Bündel zusammen, und gehen in ein andere. Fürwar es seyn keine die besser wanderen können, als die Bettler. Diesen als starcken Männern ist ein jeder Boden das Vaterland. Diese seyn warhafftige Weltliche, das ist nicht eines Dörffleins oder Marckts; sondern der gantzen Welt Inwohner und Bürger, wie von ihm selbsten der allerweiseste *Socrates* geredt hat. Diß seyn welche viel stattliche Stædt, Landschafften und Provintzen durchreisen, und so viel Völcker Tracht und Sitten und Anstellungen, und Gesatz, Leben, Gewonheiten und Sprachen umbsonst erlernen. Ihr wißt daß offt den mächtigsten Krigsobristen, und anderen gar berühmten Männern, diese oder jene Provintz mit Roß und Wægen durchzureisen, ein gar schweres, und der Forcht halber unsicheres Thun ist. Aber die Bettler ohne alle *inquisition*, werden leicht zugelassen, nicht anderst als wann sie in selbigen Stædten und Provintzen geboren und aufferzogen weren worden. Diese allein werden nicht *examinirt* und befragt. Ist auch kein wunder. Dann sie seynd von

Christo unserm Heyland, dem Kœnig aller Kœnig, dem gantzen menschlichen Geschlecht über die massen befohlen. Von diesem haben sie *Salvum conductum*, von diesem haben sie Paßbrieff, durch diese redet Christus alle Reich an, es seyen Kauffherren, vom Adel oder Fürsten, oder was es für andere seyn mœgen, sprechend: Gebt Denen, und es wird euch gegeben werden. Wer wolt sich widerem, ein wenig den jenigen zu geben, wann Gott verspricht solches mit grossem Gewinn zuerwidern? Wer wolte ausschlagen den Menschen gutes zu beweisen, wann dieses der jenige befilcht so die Menschen gemacht hat? Gott versicht und erhält zwar alle Creaturen, auch die kleine Thierlein und Vœgelein, welche von den Menschen vernachläßiget werden. Aber vor allem ist sein Sorg wunderlich gegen den Bettlern. Sintemal sie sæen nicht, sie schneiden nicht ein, weniger samlen sie in die Scheuren: Und der alte beste himmlische Vater speiset sie nichts desto weniger. Sagt mir, wann erhœrt seye worden, daß ein Bettler von Hunger gestorben seye, wann nicht vielleicht andere als Bettler verhungert seyn? Sie haben auch nicht die Salbaderianische Schul, sag ich, die Salernitanische, oder andere hinckende Verß von Erhaltung der Gesundheit gelernet. Sie fragen gar nichts nach der Regul; *Ut sis nocte levis, sit tibi cœna brevis*: Daß du zu Nacht seyest ring, so brauch fürs Nachtmal wenig Ding. Sie gehen zu keinem Apotecker, damit sie ein *Elixir* deß *Paracelsi* Eigenschafft, ein Schmalkaldischen Balsam von Schwefel, oder wie derselbig redete *Sulpherem Balthasaris*, den Schwebel Balthasars, oder andere Trünclein und Pillulen kauffen. Sie brauchen kein Saurbrunnen, keine Bæder, und haben doch gewünschte und gantz gute Gesundheit, also daß sie das Leben offtermalen gar lang hinauß führen.

Wann wir die *præcepta* und Befelch *Hippocratis*, nach derselben *diæta* und Ordnung zu leben *examiniren*, verwundern wir uns, daß es beschehen könne. Es bezeugt aber die Erfahrung daß es beschehe. Sie wissen nicht welche Speisen gesund, welche schædlich seyen. Aber ohne Unterscheid und Wahl essen sie die nechst die beste. Und, welches dich wunder nehmen sol, offt, was anderen schædlich ist, kommt ihnen zur Gesunde, als wann sich die Natur der Sachen selbst verendern thæte. Wann bißweilen ein Bettler kranck ist, truckt er für das Beth die harte Erden, und hat für sein Bekleidung ein alten Fetzen, oder den Himmel selbst. Es laufft der Artzt nicht hinzu, welcher die Puls greiffe, oder den Haren im Venedischen Glaß beschichtige. Es ist kein Jung da, welcher dem Krancken und *Medicis* auff ihr wincken und befehlen diene. Es ist kein Freund dar, welcher mit Schmeichelreden sich unterstehe, den Wehtagen des Schmertzens zu mildern, sondern an statt dieser aller ist Gott, der die Schmertzen lindert, der die Kält in Hitz temperirt, welcher ihme diesen Patienten gar wol läst befohlen seyn, behält, versorgt, und gesund macht. Wann aber ein Bettler Gesundheit erlangt, beklagt er sich gar nicht der unterlassenen oder versaumbten Hauß-Arbeiten halber. Betrachtet, O Brüder, jenes von dem *Lipsio*, und anderen so viel mal gelobte Baurenleben, und vergleichet dasselbige mit dem Leben der Bettler. Wie offt werden die Bauersleut dieser Zeiten von ihren Oberherren, zu, weis nicht, was für Dienstbarkeiten gezogen, wie offt werden sie gezwungen das Vaterland zu beschützen, in Krieg zu gehen, wie vielmal andere *onera* und Läst daheimb, zutragen? Aber in diesen und dergleichen Zufällen werden die Bettler zwar nicht beruffen, wil geschweigen, gezwungen. Wann Stædt und Dörffer von den Soldaten ange-

zündt, wann die Bürger und Bauren ſpolirt werden, gehet dem Bettler allein nichts zu grund; Sie kommen hin wo ſie wollen, begehren Brod, und empfangen es. Kunſt und Bettler ernehret jedes Land. In der Bettler *moleſtien* Sachen, ſchlag das Glück was es woll, hat es ſchier nichts zu ſchaffen. Die Bettler ſeyn frey von allen jenen Sorgfältigkeiten, von Sorgen, Ängſten und *moleſtien*, mit welchen gar offt die jenige gepeiniget werden, welche haben, was verlohren kan werden, welche Häuſer, Gründ und Boden, Gold, Silber, und andern Haußrath beſitzen. Wie offt reiſen ſie auff die Franckfurter, Straßburger, oder Leiptziger Meß, förchten der Straſſenräuber verſtohlne Händ nicht, ſondern gehen gar ſicher durch Wälder, Höltzer, durch Ort ſo vor den Mördern nicht ſicher. Sie feyren nicht allein den Siebenden, ſondern ein jeder Tag iſt ihnen Feyertag. Sie ſeyn weder mit den Gemühtern, noch mit den Leibern occupirt, welches offt den Großmächtigſten Kœnigen, Fürſten, und anderen hochanſehnlichen Leuten nicht erlaubt iſt, deren Gedancken, deren Gemühter in Verrichtung der grœſten Sachen Tag und Nacht bemühet werden. Sie ſeyn von dem morgigen nie forgfältig, ja und von dem heutigen gedencken ſie nur oben hin. Wann ſie an Gelt manglen, gehen ſie nicht zu den Juden, nicht zu anderen Kippern und Wippern, ſondern gehen etliche Gaſſen ſpatzieren, und reden ihre Schuldner an.

Ich wil ſagen was wunderlich iſt zu hœren. Dieſer Zeit werden die Bettler offt befunden, am meiſten Geld zu haben. Dann, weil ſie auff genaueſt zehren, nichts in Kleider *conſumiren*, nichts mit Tribut verlieren, tæglich aber Geld empfangen, iſt vonnöhten, daß in wenig Jahren ihnen groſſe Summen Geldes erwachſen. Thue ein wenig zum kleinen, ſo wird letzlich dir ein groſſer Hauffen erſtehen. Ziehe tæglich ein wenig vom groſſen, ſo wird letzlich nichts bleiben. Umb Gottes willen, wie offt iſt ein guter Haußvater ſorgfältig, daß er zu dieſen eyſinen und verderbten geldmanglenden Zeiten ſein Weib und Kind ehrlich erhalte? Wie offt wird mit dieſer Sorg ſein Gemüt unruhig, wie offt bedenckt er ſorgentlich mit was Verſtand er mœge ſeine Sachen angehen, damit er nach ſeinem Abſcheiden ſeinem Stammen nutze und vorgehe? Aber dieſer trauriger Gedancken, hat der Bettler kein Sorg. Wann man zu dem End des Lebens kommet, iſt er wenig ſorgfältig ein Teſtament zu machen, Erben zu ſetzen: er fragt nicht, ob ſieben oder wenig Zeugen eines Teſtaments ſeyen, ob auch anders vorhanden, auß welches Verſaumung oder Vergeſſenheit, ein Zanck den Erben, und Gewin den Gerichtsſchwätzern pflegt zuerſtehen. Er iſt wenig ſorgfältig, wem er ſeine Haußfrau ſoll befehlen, was für Vormünder er den Pupillen und ſeinen Kindern ſolle ſetzen. Er theilt das gantze Teutſchland unter ſeinen Kindern auß: und gibt dem Erſtgebohrnen entweders den Rheiniſchen Craiß, oder den Fränckiſchen, dann er hat geſehen daß ihm der Wein gefällt. Dem andern, den er von Kæß, Küchlein, und Biren *delectirt* zu ſeyn vermerckt, *adjudicirt* er die Wetteraw und Franckfurter Marckt. Den dritten, welchen er gebœrt daß er gerne Bier trincke, ſchickt er zu den Weſtphæliſchen Hammen, oder Braunſchweiger Würſt, und in die Hanſee-Stædt, damit er daſelbſt mit ſo vielerley Bier ſeinen Schnabel abwaſche. Wann er alſo ſeine Sachen angeordnet hat, redet er behertzt Gott, deſſen Vertrauen und Zuverſicht er ſeine Nachkömling befilcht, mit des Davids Mund alſo an: Dir iſt der Arm überlaſſen, du wirſt den Waiſen helffen. Und alſo ſtirbt er ohne Forcht und Bewegung. Niemalen kan leichter erſehen werden, ob

der Reiche glückſeliger ſey als der Arme, dann in beeder Tod. *Si moritur dives, concurrunt undique cives*, ſtirbt der Reich, lauffen zuſammen die Bürger gleich, damit ſie unter dem Geſtanck der Artzneyen, unter der Artzten Verſuchungen, unter der Prediger und gantzen Haußgeſinds rauſchen, unter der Befreundten Heulen, und des Weibs Ohnmacht, die untergehende Seel mit glücklicher Urlaub begleiten. Alsdann ſo verheiſt das Mitleiden der Bürger ein guten Namen dem Sterbenden, die Gunſt der Prediger die Seligkeit, die Liebe deß Weibs ein Grabſchrifft, der Schein der Reichthum ein Gedächtnus, ein jeder vergönnet ihme den hœchſten Stuel deß Himmels. Aber, wann der Arme ſtirbt, verſamlet er die Seel mit andächtigem Hertzen, erfreuet ſich erledigt zu werden, hat zur Zeugnus ſeiner Unſchuld das Gewiſſen, folgt der Natur, eylet in Chriſti Händ und der Reichen Anklagung. Der Reiche hœret zur Stund des Todes unterſchiedliche Trœſtungen von den Umbſtehenden. Aber der Arm hat es in ſich und glaubts. Der Reich wird der Sünden erinnert; der Arm iſt ihm derſelben bewuſt, und hat Reu und Leid. Der Reiche ziert mit ſeinen Gütern die Kirch; der Arme aber iſt ein Heiligthumb Gottes. Der Reiche ernehrt die Armen; Der Arme iſt ein Koſtgänger Gottes. Der Reiche ruhet unter dem Marmelſtein; der Arme im Schoß der Erden. Der Reiche gehet von hier unter den Armen der Freunden, aber der Arme wird von den Englen in die Schoß Abraham getragen. O Tod wie bitter biſt du einem reichen Menſchen? Das iſt das fürnehmſt, mit welchem dich die übelgewunnene Reichthum peinigen, da dich vielerley Arbeit verdrieſt, auff welche du dich bißhero geleinet haſt. Wer wolte nicht der jenigen ſchmeichleriſchen Reden lachen, welche bißweilen des ſterbenden Reichen Beth umbſtehen, und närriſch fürgeben, als wann die Natur ſelbſt mit eines ſolchen Mannes Gunſt ſtoltziert hätte, und ſein Abſcheidung nicht leyden wolte. Wer wolte nit der jenigen thœrichteſten Reden lachen, welche vermeinen, ſie ſterben mit groſſem Schaden der Welt, und unſchätzlichem Schaden der Erden, als nemlichen welche mit ſoviel Geſchenck und Gaben beladen, welche ein jeder den Grœbern nicht ſolle vergönnen? Wer wolte aber dem Armen und Bettler nicht *gratuliren*, welcher an der Sach ſelbſt ſich der Erden ein ſolchen unterführt, wie er iſt, verſtehe ein kleiner Erdenklotz, ein groſſer Gaſt des Himmels, ein Zeug der jrrdiſchen Eytelkeit und Boßheit, ein Erb des Himmliſchen Reichs Chriſti, und aller frommen Kœnig, Patriarchen und Propheten, ein zukünfftiger Miterb.

DER TEUTSCHE LEHRMEISTER,

Oder: Ein *Diſcours* von Erlernung und Fortpflantzung der freyen Künſte und Wiſſenſchafften in Teutſcher Sprach. Gehalten mit dem edlen *Daphnis* aus Cimbrien.

Th. II (Zugab *Doct: Joh: Balth: Schuppii* Schrifften). *S. 180—202.*

DAs Band der Vertrauligkeit und ungefärbten Freundſchafft zwiſchen den beyden Nordiſchen Helden war eben wieder feſt gemachet. Das Kriegs-Feuer war wieder ge-

dämpffet, und die frembden Kriegs-Völcker, welche eine Zeitlang Cimbrien überſchwemmet hatten, wurden wieder abgeführet. Das Land fieng an unter der ſchweren Kriegs-Laſt, womit es bißhero gedrucket geweſen war, ſich wieder auffzurichten und Athem zu ſchöpffen, als *Antenor* zu dem edlen *Daphnis* kam, und bezeugete ſeine *Condolenz*, daß er bey dieſen Waffen das Glück nicht gehabt habe, welches finnreichen Poeten von groſſen Helden begegnet ſey, welche immerdar darnach getrachtet haben, daß ſie gute Poeten zu Freunde haben, *ut rebus ſuis fortiter et ſapienter geſtis, contingat honeſta memoria.* Wer wüſte von den großmüthigen und tapfferen Helden-Thaten des Hectors, wann der edle Poet *Homerus* nicht gelebt hätte? *Daphnis* ſeufftzte zwar ein wenig. Allein ſeiner gewöhnlichen Generoſitæt nach, vergaß er alles dieſes Unglücks, und empfieng den *Antenor* ſehr freundlich. *Antenor* danckte ihm hœchlich und ſagte: Hochgeliebter Bruder *Daphnis*, ſeine ſchœne und geiſtreiche *meditationes* von der verſchmæheten Eytelkeit und der verlangten Ewigkeit, haben mich über alle maß wol *contentiret*. Ich bedancke mich vor dero *Communication* ſehr dienſtlich und freundlich. Daß er von dieſem *Manuſcripto* mein *judicium* begehrt habe, halte ich vielmehr vor eine Hœfflichkeit als eine Nothdurfft. Ich bitte er wolle darinn fortfahren, und ſonderlich alle *occaſion* ſuchen auß der *Patrum Græcorum et Latinorum* herrlichen Schrifften, ein und ander geiſtreiches Liedlein in Teutſcher Sprach zu machen. Alles, was in gantz Teutſchland Verſtand und ein geſundes *judicium* hat, wird erkennen, daß ihm Gott ſonderbahre Gaben in der Teutſchen Poeſie mitgetheilet habe. Als nach Käyſer *Conſtantini* des Groſſen Zeiten ſich gute Leut übten in *Poeſi et Eloquentia Sacra*, machten allerhand ſchœne geiſtreiche Lieder, bewegten das gemeine Volck mit ſchœnen geiſtlichen *Orationen*, da ſtund es umb die Kirche Chriſti wohl. Als hernach die *Scholaſtici* kamen, und mit ihrem *Darapti, Telapton*, mit ihrer *ſcala prædicamentali* in den Himmel ſteigen wolten, da kam unter Groſſen und Kleinen eine *Confuſion* nach der andern. Mein Hochgeehrter Herr thue es Gott zu Ehren, und gebe der Chriſtlichen Jugend ferner Anlaß ſich in *Eloquentia et Poeſi Sacra* zu üben. Ich habe meinem älteſten Sohn verehret die Sontags Lieder, welche mein hochgeehrter Herr mir überſchicket hat, und habe ihm mit eygener Hand dabey geſchrieben, und ernſtlich dabey befohlen, daß er des Sontags ſolle eins ſolcher Lieder für ſich nehmen, und eine Teutſche *Oration* oder *Meditation* in *proſa* darauß machen. Mein Herr *Daphnis*, er verdienet den Ruhm und die Ehre, daß er ſey ein Fürſt unter den Teutſchen Poeten: Ich bitte ihn, er mache ein *Compendium Theologicum*, das da beſtehe in lauter Liedern. Das iſt gewiß, daß man beſſer im Gedächtnüß behalte, was geſungen wird. *D. Saccus* ſchreibt, daß Chur-Fürſt Jochim von Brandenburg zu ihm geſagt habe, Er habe das meiſte Stück ſeiner Theologiſchen Wiſſenſchafft geſchöpfft auß den Kirchen-Geſängen: Als durch Adams Fall iſt gantz verderbt, &c. Es iſt das Heyl uns kommen her, &c. *Cicero* ſagt, daß zu ſeiner Zeit die *Leges XII. Tabb.* ſeyen geſungen worden, damit ſie das gemeine Volck beſſer behalten mœge. Umb eben dieſer Urſachen willen haben die alten Teutſchen ihrer Helden Thaten in Lieder gefaſt und geſungen. Daher ſind die Meiſter-Singer kommen, welches Teutſche Poeten geweſen ſind. Sonſt bitte ich, Er wolle die hochlœbliche fruchtbringende Geſellſchafft, nach Standsgebühr, in meinem Nahmen *ſalutiren*, und ſagen, daß ich dafür halte, daß die *Intention* der hoch-

löblichen Stifftern dieſer Geſellſchafft gut geweſen ſey. Allein ſie ſollen ſelbſt erwegen, ob die Mittel, die ſie bißhero gebraucht haben, die Teutſche Sprach zu befördern, allenthalben dienlich ſeyen? Der tapffere Kriegs-Held, der von N. hat ſeinen *eſprit* gnugſam an Tag gegeben in Verſetzung des verfolgten Davids und anderer Schrifften. Allein daß er alle frembde Wörter, welche die Bauren nicht mehr vor frembd halten, hat wollen Teutſch geben, darüber hab ich offtmahls unter dem Leſen den Kopff geſchüttelt. Unter andern nennet er ſich an einem Orth (wo ich mich recht erinnere) Obergebietiger in Roſtock. Wann ich damahls alle Bauren in gantz Mechlenburg gefragt hätte, wer iſt Obergebietiger in Roſtock? So würde mir es ergangen ſeyn wie jenem Superintendenten, der einen einfältigen Schulmeiſter fragte; wer der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vatter geweſen ſey? Da erſchrack der Schulmeiſter, und konte nicht ein Wort antworten. Des Abends kam er zu ſeiner Frauen und ſagte; Hœre liebes Weib, was mich doch der hoffærtige Pfaff fragte? Er fragte mich, wer der Kinder Noa, Sem, Cham, und Japhets Vatter geweſen ſey, wer wil mir das Ding ſagen? Meynet er daß ich zehen Jahr auff Univerſitæten geweſen ſey, daß ich habe können *Doctor* werden, wie Er? Ich diene hier für keinen Doctor, für keinen Superintendenten, ſondern für einen Schulmeiſter. Die Frau hœrte ihm zu und ſagte: Lieber Mann, ſeyd ihr dann ſo einfältig, daß ihr auff dieſe Frag nicht habt antworten können. Unſer Müller Laux hat drey Söhne, der erſte heiſt Jochim, der ander Hans, der dritte Peter. Wer iſt nun Lauxen des Müllers Kinder Jochim, Hanſen, und Petern ihr Vater? da antwortet der Schulmeiſter, wer wil mir das ſagen? Die Frau antwortete: Lieber Mann, Laux der Müller, Laux der Müller, iſt es. Des andern Tages kam der Schulmeiſter wieder zum Superintendenten, und ſagte: Herr Superintendent, Er fragte mich geſtern etwas von den Kindern Noa, Er frage mich itzo, ſo wil ich ihm Antwort darauff geben. Der Superintendent fragte: Wer iſt dann nun der Kinder Noa, Sem, Cham, und Japhets Vatter? Da antwortet er, Laux der Müller. Eben alſo würde mir es ergangen ſeyn, wann ich die Bauren in Mechlenburg gefraget hätte, wer Obergebietiger zu Roſtock ſey, da würden ſie ſich verwundert und geſagt haben, Obergebietiger? Obergebietiger? Was iſt das für ein Ding? Allein wann ich gefragt hätte, wer iſt Commendant in Roſtock? So würde jederman geantwortet haben, N. von N. der ehrliche tapffere Cavallier iſt Commendant.

Ich verſichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darinn die Zierlichkeit der Teutſchen Sprach nicht beſtehe, und wann ſie auch ſchon darinn beſtünde, ſo frage ich die hochlœbliche fruchtbringende Geſellſchafft, was mit dieſen Grammaticaliſchen Dingen, ſonderlich mit der Teutſchen *Orthographia*, damit ſich etliche Leute wollen groß machen, dem Rœmiſchen Reich und der Teutſchen Nation gedienet ſeye? Ich frage, wie die alten Teutſchen geredet haben zu der Zeit als Käyſer Carl der Groſſe das Schwerd in Händen geführet und die Sachſen bezwungen hat? Im Heſſenland iſt ein *Procurator* geweſen, genant der dicke Lorentz, welcher ſich der Zierlichkeit im Teutſchen Reden ſonderlich hatte befleiſſigen wollen. Einsmahls hatte er zu ſeinem Jungen ſagen wollen: Jung hole mir mein Meſſer. Damit er nun kund mache. daß ein Unterſcheid ſey zwiſchen ihm und einem gemeinen Heſſiſchen Bauren, hatte er geſagt: Page, bringe mir mein Brodſchneidendes *Inſtrument*. Einsmahls hatte er zu ſeiner Frauen ſagen wollen: Frau es hat nun geſchlagen,

gehe zu Bett, ich hab noch etwas zu thun. Damit nun die Frau wiſſe, daß er ein Heſſiſcher *Cicero* ſey, hatte er geſaget: Du Helffte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülffin, meine Augenluſt, das gegoſſene Ertz hat den neundten Thon von ſich gegeben, erhebe dich auff die Säulen deines Cörpers, und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide, &c. Jener Phantaſt wolte zu ſeinem Jungen ſagen, daß er ihm die Stieffeln außziehen ſolte, da ſagte er: Du, der du geringer biſt als ich, entledige meinen Untertheil des Leibes von der übergezogenen anatomirten Haut. Ich muß ſolcher Phantaſten offt von Hertzen lachen. Ich habe noch jüngſt einen Tractat geleſen eines hochgelahrten Kaninichens, das ſich einbildet, daß es alle *Philoſophiſche* und *Philologiſche* Weißheit mit Löffeln gefreſſen habe, das ſaget an einem Orth; Die buntte Lufft-Kinder fiengen an zu muſiciren, das ſol ſo viel heiſſen: Die Vœgel fingen an zu ſingen. Es hat ein jegliche Sprach ihren eygenen *Genium*. Daher der weyſe Käyſer Carol der Fünffte ſagte, wann Er mit dem Frauenzimmer reden wolle, ſo wolle er Frantzœſiſch reden, dann es ſey eine liebliche Sprach. Wann er mit Kœnigen reden wolle, ſo wolle er Italiœniſch oder Spanniſch reden, dann es ſeyen Mayeſtætiſche Sprachen. Wann er mit ſeinen Feinden reden wolle, ſo wolle er Teutſch reden, &c. Es lautet offtmahls in Frantzœſiſcher Sprach etwas ſehr wohl. Wann man es aber von Wort zu Wort in die Teutſchen Sprach verſetzen wil, ſo klingt es eben wie ein *Inſtrument* das nicht geſtimmt iſt. *Non verbum verbo curavit reddere fidus interpres.*

Es ſind Narren, welche das *Magnificat* und Lutheri *Verſion* der Bibel *corrigiren* wollen. Lutherus hat geſehen auff den *Senſum*, und was die Arth der Teutſchen Sprach mit ſich bringe. Einsmahls begehrte ein vornehmer Herr, der eine groſſe Rechts-Sache hatte, daß ich ihme eine Teutſche Schrifft ins Latein bringen ſolle. Als ſie vertirt war, lieſſe ich ſie dem Herrn überlieffern. Da wurde geantwortet auß der Cantzeley, daß ſie ſich mit dem Latein zwar contentirten, allein es ſey nicht von Worten zu Worten vertiret; Ich ſchrieb wiederumb: Wann ſie es wolten von Worten zu Worten vertirt haben, ſo ſolten ſie es einem Knaben in der Schuhl geben: Ich hätte betrachtet, was die *Indoles* und der *Genius* der Lateiniſchen Sprach mit ſich bringe. Der jenige, welcher die *Argenidem Barclaji* in die Teutſche Sprach gebracht, und die erſte Wort *Barclaji* alſo *vertirt* hat: *Nondum orbis adoraverat Romam*, die Welt hatte Rom noch nicht angebetet, wolle mir verzeihen, daß ich dieſer Wort halben eine Erinnerung thue. *Nondum orbis adoraverat Romam*, ſoll ſo viel heiſſen, es war noch kein Pabſt zu Rom. Lutherus iſt ein rechter Teutſcher *Cicero* geweſen. Und wer recht gut Teutſch lernen wil, der leſe fleiſſig die Teutſche Bibel, die *Tomos Lutheri*, und die Reichs-Abſchiede; Ich ſage, daß man auß der Bibel zierliche Teutſche *Phraſes* ſammlen könne. Soll der Jenige, der den Menſchen erſchaffen, und ihme die Zunge gegeben hat, nicht zierlich reden können?

. . . . . .

Muretus, die *Manutij* und andere in Italien mehr haben es gleichſam für ein Gewiſſens-Werck gehalten, wann ſie nicht eben mit den Worten redeten oder ſchrieben, damit *Cicero* geredt und geſchrieben hat. Wann ich auch nicht wolte Teutſch reden, als mit den Worten, damit Kayſer Carl geredt hat, wære ich nicht werth, daß man mich für einen Narren hielte? Der ſtreitbahre und weiſe Held, Graff Woldemar, ſagte einsmals zu mir, er habe Ihrer Mayeſt. Kœnig Chriſtian

dem Vierdten in Dennemarck auffgewartet in Gegenwart D. Caſpar Brochmanns. Der Kœnig habe Lateiniſch geredet, und ihn von unterſchiedenen Dingen gefraget, und er habe müſſen Lateiniſch antworten. Einsmahls habe er eine Carthaune loß gehen laſſen auff den *Priſcianum*, da habe der Kœnig gelacht und geſagt: Ho! Ho! Woldemar! Da bekam der *Priſcianus* einen guten. Er aber habe geantwortet: Ihr. Mayeſt. wolle ſich berichten laſſen, daß der *Priſcianus* mir diene für einen Bernheuter, Doctor Jeſpers aber für einen rechtſchaffenen Kärl. Ich darff ihm wol eine Ohrfeige geben, aber Doctor Jeſpers darff es nicht thun, von dem würde er es nicht leyden. Dann ihm dienet er für einen rechtſchaffenen Kärl. Mir aber für einen bloſſen Bernheuter. Ich frage, wo die Thorheit herkomme, daß man den *Priſcianum* ehret, gleichwie die Papiſten die Heiligen? Kayſer Sigismundus kam auff das *Concilium* zu Coſtnitz, und ſagte: *Videte Patres, ut eradicetis ſchiſmam Huſſitarum.* Da ſaß ein alter Bœhmiſcher Schulfuchs mit im *Concilio*, vermeynte der Kayſer habe mit dieſer Ohrfeige, welche er dem *Priſciano* geben, ſich wider die Catholiſche Kirche eben ſo hoch verſündiget als Johann Huß, und *Hieronymus* von Prag, ſagte demnach: *Sereniſſime Rex, ſchiſma eſt generis Neutri.* Der Kayſer ſagte, woher wiſſet ihr das? Der alte Bœhemiſche Schulfuchs antwortete: *Alexander Gallus* ſaget es. Der Kayſer ſagte, wer iſt *Alexander Gallus?* Der Bœhmiſche Schulfuchs antwortete: Er iſt ein Mönch. Ja ſagte Sigismundus, ſo bin ich Rœmiſcher Kayſer, und mein Wort wird noch ſo viel gelten, als eines Mönchs Wort.

Ich frage, wo die Tyranney herkomme, daß heutiges Tages neue *Priſciani* in Teutſchland aufſtehen; Welche als FeldMarſchälcke im Teutſchen *bello Grammaticali* wollen Ordre geben, wie man dieſes oder jenes Wort ſchreiben ſolle? Worzu dienet die Sprache dem Menſchen, als daß er ſeinen Willen, ſeine Meynung einem andern offenbahre, alſo daß er es verſtehen könne? Da jüngſt der Fürſt Ragotzky zu der Kœn. Mayeſt. in Schweden kommen, wird der hochweiſe Kœnig wenig darnach gefragt haben, ob Ragotzky wiſſe, wie *Bibo* im *præterito* habe? ob man ſolte ſagen, *bibi*, *bipſi* oder *bapſi?* Sondern er wird geſehen haben, wie ſeine Reuterey und Infanterey beſchaffen ſeye? Ich bin in meiner Jugend ein hundert Meil oder etwas weiter durch Pohlen gereiſet, da mancher armer Jung in einem geringen Dorffe mir begegnete, und mir mit ſeinem Küchen-Latein zu recht helffen kunte, als wann *Cicero* bey mir geweſt wære. Es ſagte einsmahls ein Sackpfeiffer in Pohlen zu mir: *Quid mihi Grammatica? Muſica dat mihi gleba i. e. panem.* Was iſt das für eine Thorheit, daß man in Erlernung der Sprachen ſo viele Jahr zubringe: Und hergegen die wenigſte Zeit anwendet in Erlernung derer Dingen, damit man Gott und dem Nechſten dienen und ein Stück Brod erwerben kan? Was wære mir damit gedienet, wenn ich bellen könte wie ein Hund, oder ſchreyen wie ein Hirſch oder Pferd? Und was iſt mancher Stadt, manchem Lande damit gedienet, wann der Burgermeiſter oder der Fürſt, Frantzœſiſch oder Italiæniſch reden kan, und weiß im übrigen nicht, wie er die Stadt oder das Land regieren und in gutem Wohlſtande erhalten ſolle? Der unvergleichliche Mantuaniſche Poet ſagt *lib. VI. Æneid.*

Excudent alii ſpirantia mollius æra,
Orabunt cauſas melius, cœlique meatus'
Deſcribent radio et ſurgentia ſidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento.

In Heſſenland iſt ein Fürſtlicher Stadthalter geweſen, Burchard von Gramm, wel-

cher in ſeiner Jugend keinen Luſt gehabt zu dem *Grammaticali*ſchen Kriege, und hat von dem Feldmarſchalck *Priſciano* ſeinen Abſchied und Paßport begehret, nachdem er eine geringe Zeit für einen Mußquetirer gedienet hatte. Als er hernach in ſeinem hohen Ehren-Ampte geſeſſen, und mit vielen Oberſten und Rittmeiſtern, auß dem *bello Grammaticali* umbgehen müſſen, ſoll er einsmahls geſagt haben, er wolle 100 Goldfl. drumb geben daß alle *definentia in A. generis fœminini* wæren, und daß er in den Lateiniſchen Wörtern mit der letzten *ſyllaba* könne zu recht kommen. Allein er hat ſeinem Fürſten ſo wohl gedienet, und dem Lande ſo wohl fürgeſtanden, daß ihn Herr und Knechte mehr geliebt, und mehr Nutz von ihm gehabt, als von andern, welche den *Syntax* und das *Corpus Juris* mit Löffeln gefreſſen hatten.

Es iſt die Weißheit an keine Sprach gebunden. Warumb ſolte ich nicht in Teutſcher Sprache eben ſo wohl lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren ſolle, als in Lateiniſcher? Warumb ſolte ich nicht eben ſo wohl in Teutſcher Sprache lernen können, wie ich einem Krancken helffen könne, auff Teutſch, als auf Griechiſch oder Arabiſch? Die Frantzoſen und Italiæner lehren und lernen alle Facultæten und freyen Künſte in ihrer Mutterſpraehe. Es iſt mancher Cardinal, mancher groſſer Prælat in Italien, welcher nicht Latein reden kan. Als ich zu Leyden in Holland ſtudirte, kam einsmals auff die Cantzel in der Lutheriſchen Gemein ein Mann, welcher ein Färber geweſen war. Viel *Baronen*, Edelleut und andere *Candidaten Iuris* trieben davon ein groſſes Geſpött, daß der Kerles ſich erkühne auff die Cantzel zu tretten, da er doch das Latein nicht verſtehe. Allein er verſtunde die heilige Schrifft wohl, und ich bekenne, daß ich durch ſeine Predigt mehr ſeye erbauet worden, als durch zehen Poſtill-Reuter Predigten. Wie manche Frau oder Jungfer iſt in Franckreich, welche in ihrer Mutterſprache von Philoſophiſchen Wiſſenſchafften, von allerhand Hiſtorien beſſer reden kan, als mancher *Magiſter* in Teutſchland, welcher *primum locum* bey der *promotion* gehabt hat? Ich muß an meinen hochgeehrten Herrn eine Frag thun, und bitte, er wolle die fürnehmſten in der fruchtbringenden Geſellſchafft bitten, daß ſie neben ihm, darauff antworten wollen. Ich frage, worzu die Lateiniſche Sprach einem in Ober-Teutſchland nutz ſey? Wer predigen will muß in Teutſcher Sprach predigen. Ich bin zehen Jahr *Profeſſor Eloquentiæ* und *Hiſtoriarum* auff einer fürnehmen Univerſitæt geweſen, und viel groſſe Leut haben mir hiebevor theils ſchrifftlich, theils mündlich *flattirt*, und mich überreden wollen, daß ich auff die *Opinion* gerathen ſolle, ich ſeye werth, daß ich nicht nur Rittmeiſter, ſondern Obriſt-*Lieutenant in bello Grammaticali* ſeyn mœge. Allein ich hab immer an einen Licentiaten gedacht, welcher als er *par raiſon d'Eſtat* auff einer Univerſitæt *pro licentia* diſputirt hatte, und nach der *Diſputation Gratias* agiren ſolte, ſagte er: *Quandoquidem nunc ſtudiis meis finem impoſui* &c. Ho! ho! ſagte darauff ein vornehmer *Profeſſor*: Ich bin *Doctor* geweſen, ehe der Kärl auff die Welt kommen iſt, und kan noch nicht ſagen; *Studiis meis finem impoſui*. Ich kenne mich ſelbſt, und weiß gar wohl, was mir mangele.

Ich verſichere meinen Herrn, daß ich hiebevor *phraſes* auß dem *Cicerone*, auß dem *Livio*, auß dem *Curtio*, auß dem *Tacito*, auß den andern *Scriptoribus ævi Auguſtæi*, ja auch auß dem *Lipſio*, *Baudio*, *Heinſio*, *Barclajo colligirt* habe, davon ich den Kindern in der Schul ein *Volumen* hätte mittheilen können, deſſen ſie ſich ſo wohl in ihren *exercitijs* als unſers Ehrwürdigen Vaters *Am-*

brefij Calepini hätten gebrauchen können, dann ich hatte das Werck auff eine sonderliche Art *disponiret*. Es kam aber ein böeser Bub, welcher mich mit sehr höefflichen geschmierten Worten bate, ich solle ihm doch dieses *manuscriptum* leyhen, er wolle es abschreiben lassen. Ehe ich es mich versahe, gieng er heimlich durch, betroge andere Leut umbs Geld, und mich umb diesen meinen Schulsack, welcher mir lieber ware als Geld. Ich schlage die Hände über den Kopff zusammen und dachte, ich seye ein rechter Hiob. Ich meynte weil diese *Phrases* weg seyn, so seye alles weg. Allein, mein Herr sage mir, wenn ich schon dieses *Phrases*-Werck annoch hätte, was wære einem Prediger damit gedienet, wann er auff die Cantzel steigen und den Jacobiten zu Hamburg predigen soll? Wann ich so manchen *legem* auß dem *corpore Juris* gelernet hätte, so manche *phrasin* ich auß dem *Ciceron* und anderen Lateinischen *Oratorn* und *Historicis notirt* habe, ich wolte zweymahl ein *Doctor* oder *Licentiatus Juris* worden seyn. Allein, wann ich all dieses *phrases*-Werck meiner Magd geben, und sie auff den Hopffenmarckt zu Hamburg schicken wolte, es würde kein altes Weib seyn, das ihr einen *Apffel* oder Birn dafür geben würde, wann aber ihr *Pastor* in Teutscher Sprach eine bewegliche Predigt thut, alsdann lassen ihm die alte Weiber einen guten Morgen zu entbieten, wenn die Magd etwas bey ihnen kauffen will, dann Teutsch verstehen sie, und ist ihnen mit dem Latein nichts gedienet. *Seneca* sagt: *Rectum iter, quod fero cognovi, laffus errandi alijs monstro.* Wenn ich meine verlohrne Zeit wieder herbey bringen, und noch einmahl *Professor Eloquentiæ* auff einer Universität werden könte, so wolte ich mich bemühen, daß die Jugend in der Wohlredenheit angeführet würde, in ihrer Mutter-Sprache. Dann in ihrer Mutter-Sprache könten sie leichter zur *perfection* gebracht werden als in einer frembden Sprache. *Cicero* hätte lange reden müssen wann er zu der *perfection* hätte kommen sollen in der Grichischen Sprache, zu welcher er in der Lateinischen als in seiner Mutterspache kam. Es waren damals wenig Rathsherrn zu Rom, welche die Griechische Sprache verstunden. Da stahl nun *Cicero* viel Dings auß dem *Demosthene* und andern Griechischen Oratorn und Poeten, und sahe, daß er die *elegantias* der Griechen *employren* könne in seiner Mutter-Sprache. Warumb thun wir Teutschen heutiges Tages nicht dergleichen? Wann ein Cavallier oder ein Cantzler wird als ein Legat zu dem Rœmischen Kayser oder den Churfürsten und Ständen des Reichs geschicket, so muß er seinen Vortrag thun, nicht in Lateinischer, sondern in Teutscher Sprache. Wann der vornehmste Jurist etwas zu Speyer vorbringen will, muß ers thun in Teutscher Sprache. Wann Prælaten, Ritter und Stände eines gantzen Fürstenthumbs anff einen Landtag zusammen kommen, muß alle Nothdurfft überleget werden in Teutscher Sprache. Der Fürstl. Darmbstætische Cantzler Herr Anton Wolff von Todenwart, war ein rechter Teutscher *Cicero*. Er machte sich durch seine Teutsche *Eloquentz admirabel*, bey Käyser, Kœnigen, Chur- und Fürsten. Man sagt da er einsmahls nach Dreßden sey kommen, und habe im Nahmen seines Fürsten und Herrn Werbung gethan umb das älteste Churfürstliche Fräulen, da habe er so gewaltig in Teutscher Sprache *peroriret* und erzählet, wie das Churfürstl. Hauß Sachsen und das Fürstl. Hauß Hessen vielfältig miteinander verbunden seyn, und habe seinen Vortrag gethan mit solchen Mayestætischen und beweglichen Worten, daß dem alten hochlœblichen Churfürsten von Sachsen die Thrænen in den Augen gestanden, und habe zu dem von Seebotten-Dorff gesaget: Wann

ich nicht Willens geweſen wære, dieſem Herrn meine Tochter zu geben, ſo hätte mich dieſer Mann durch ſeine Rede darzu bewogen. Ich bekenne daß ich einen ſolchen Teutſchen *Oratorem*, noch nie gehœrt habe. Als ich noch ein junger Student war, kam ich auß Holland, und ſuchte Occaſion, ihm auff dem Fürſtl. Schloß zu Marpurg auffzuwarten Vielleicht hat ihm damahls der Kopff nicht recht geſtanden. Er thæt mir einen kahlen Boſſen, und trilte mich wie einen Tantz-Bær. Mich dauchte ſeine Zunge ſey nicht eine Peitſche, ſondern ein Scorpion. Als ich wiederumb auß dem Schloß gieng, ſpatzierte ich nach der Rennbahn zu, über den Dammelsberg und fieng für Zorn an zu weinen, und dachte bey mir ſelbſt: Biſtu ein Adler und kanſt über die Cedern-Bäum fliehen, ſo will ich einmahl ein *Scarabæus* werden, und will dir die Eyer zerbrechen, wenn du ſie auch dem Jovi in den Schoß geleget hätteſt. Allein ich dorffte mich nicht viel mercken laſſen, daß der Herr Cantzler bey mir in Ungnaden war. Es gieng mir eben wie jenes Goldſchmieds Jungen, welchem ſein Herr ein paar Ohrfeigen gab, da ſagte der Jung zu der Magd: Ja mein Herr thæte mir heute morgen den Poſſen, und gab mir Ohrfeigen. Allein ich habe ihm Pravade gnung dargegen gethan. Die Magd ſagte: Was thætſtu denn? Der Jung antwortete: Ich ſchlug ihm eine Schnelle nach der andern. Die Magd ſagte, ſahe es denn unſer Herr? Der Jung antwortet nein. Wann er es hätte geſehen er wære toll und raſend worden. Wann ich ſchlagen wolte, ſteckte ich immer die Hand in den Sack. Faſt eben alſo gieng es mir, mit dem Herrn Cantzler Wolffen. Im Sinne wechſelte ich offtmals Kugeln mit ihm. Allein es ſchiene, daß es ihn ſelbſt gereuet hatte, daß er mich etwas zu hart und zu rau tractirt hatte. Acht Tage hernach lieſſe er mich wieder zu ſich fordern, empfing mich mit groſſer Hœfflichkeit und fieng an ſo mayeſtætiſch zu *peroriren*, daß er mir gleichſam das Hertz ſtahl. Ich hœrte ihm zu mit hœchſter Verwunderung. Ich verliebte mich alſo in ihn, daß ich dachte, wann ich Rœmiſcher Kayſer wære, ich wolte ihn alſobald in den Grafen-Stand ſetzen. Allein das muß ich darneben geſtehen, daß ich etzliche Concepten geſehen habe, welche er in Lateiniſcher Sprach auffgeſetzt hatte, darin allbere *Grammaticali*ſche Choſen waren. Wann er ſich bey dem General *Heinſio* angegeben hätte, und hätte ein Charſe begehrt, er hätte ihn nicht für einen Corporal angenommen. Aber in teutſcher Sprach war er der andere Cicero, und in 100. Jahren hat Heſſenland einen ſolchen teutſchen *Oratorem* nicht gehabt, als er war.

Die *Politici* an groſſer Herren Hœfen haben ihre Poſtillen bey den Cantzeleyen, das iſt, ſie haben ihre gewiſſe Formular, deren ſie ſich gebrauchen, wie die Prediger im Fall der Noth unterweilens der Poſtillen brauchen, und darauß das Evangelium erklæren. Da haben ſie allerhand alte Concepten ihrer Vorfahren, wie einer reden ſoll, wann er als ein Legat an den Käyſer geſchickt werde, wie ein Fürſt den andern zu Gevattern bitten ſoll, wie man umb ein Fürſtl. Fräulein werben ſolle? Wie man einen frembden Geſandten empfangen ſolle? Wie ein Fürſt dem andern ein glückſeeliges Neues Jahr wünſchen ſolle &c. Das iſt offtmals die gantze Weißheit, damit groſſe *Politici* ſich *admirabel* machen, wann ſie als Legaten von groſſen Herren verſchickt werden. Allein es kombt offtmals, daß einem ſolchen Formulariſten und Politiſchen Poſtill-Reiter, der Compaß verruckt wird, ſo ſtehet er alsdann wie Butter an der Sonnen. Ich habe hiebevor bald mercken können, ob ein Abgeſandter auß der Politiſchen Poſtill rede, oder ob er ſelbſt auff ſeine Politiſche

Predigt meditirt habe. Als Philipps der Großmühtige, Landgraf zu Heſſen, den Hertzogen von Würtenberg wieder in ſein Land geſetzt hatte, welches er etzliche Jahr lang mit dem Rücken hatte anſehen müſſen, da hatte er verſprochen, er wolle zu mehrerer Bezeugung guter Affection und auffrichtiger Freundſchafft, dem Hertzogen eine Summa Geldes vorſchieſſen und lehnen, damit er ſeinen Eſtat wieder formiren könne. Der Hertzog von Würtenberg hatte ſeinen ehrlichen Beuterich ins Heſſenland geſchicket, daß er den großmüthigen Landgraf Philipſen an ſeine Zuſag erinnere. Beuterich als ein durchtriebener und erfahrner *Politicus*, hatte wol gewuſt, was das ſey, wann man von groſſen Herren Geld entlehnen wolle. Wenn man ſie umb eine Tochter anſprechen will, ſo wird noch wol ein Abgeſandter kranck oder halb todt geſoffen Allein wenn man Geld begehret, ſo ſiehet gemeiniglich Herr und Knecht ſauer auß. Als nun der ſinnreiche Beuterich ſich auff eine weitläufftige *Oration* gefaſt gemachet, iſt der groſſe Hesſiſche Held, welcher allezeit mehr von Wercken als Worten gehalten, ihm ins Wort gefallen und hatte *geſagt:* Nun! Nun! Meinen Dienſt und Gruß zuvor, inſonders günſtiger lieber Herr und werther Freund. Was mehr? Beuterich hatte alsbald eine Reſolution gefaſt, ſeinen Schulſack auf ſeit zu werffen, und hatte mit kurtzen Worten geſagt: Gnædiger Fürſt und Herr, Wir hätten gerne Geld. Wieviel, hatte der Fürſt geſagt? Hundert tauſend Gülden. Es iſt zu viel. Ich will Euch die Helffte geben. Beuterich hatte mit einer tieffen Reverentz geantwortet: Mein gnædiger Fürſt und Herr, wird es mit groſſem Danck annehmen und erkennen. Damit war die gantze Sach klar geweſen.

Ich kenne einen vornehmen Cavallier, der war im Nahmen einer Armee in Holland geſchickt worden zu ſollicitiren umb Pulver, daran die Armee groſſen Mangel gehabt hatte. Als ihm nun mit vielen Complementen und groſſer Auffwartung bey der Taffel war begegnet worden, da hatte er geſagt: Meine Herren, etwas weniger Ehr und mehr Pulver. Und mit dieſen wenigen Worten, hatte er mehr außgerichtet, als wenn er die gantze Politiſche Poſtill auß ſeines Herrn Archiv bey ſich gehabt hätte. Ich wolte von den Politiſchen Poſtill-Reutern einen gantzen Tractat ſchreiben. *Aſt placet mihi interdum tacendo philoſophari.* Ich kam einsmals in eine groſſe Stadt, da ich zu Gaſte gebeten wurde von etzlichen Fürſtlichen und Græfflichen Legaten. Nach der Mahlzeit kam der *Hofjpes*, ein vornehmer ehrlicher Mann, fing eine Geſundheit an, machte einen Hauffen Titul und Complementen, welche faſt eine viertel Stund währeten, und das gantze Werck lieff dahinauß, er wolle auff Fürſt N. Geſundheit trincken. Der Legat antwortete mit kurtzen Worten, und ſagte zu mir in geheim: Ich wolte lieber vor dem Rœmiſchen Käyſer *peroriren*, als auff ſolche weitläufftige unnöhtige Parol-Schnitzerey antworten. Dieſes Wort gefiel mir ſo wol, daß ich nicht einen Ducaten darfür genommen hätte, dann ich dachte zuvor, ich ſeye allein der jenige, der an ſolchen Politiſchen Poſtill-Reutern und Formulariſten einen Eckel habe.

Ich erinnere mich, daß einsmahls ein Landtag in einem Fürſtenthumb gehalten wurde, und nach geſchehenem Schluß, invitirte der LandsFürſt die Stände zur Tafel. Nach dem faſt auff deß gantzen Rœmiſchen Reichs, auff deß Käyſers und aller vornehmen Chur- und Fürſten Geſundheit getruncken war, fing der lœbliche Fürſt einen Trunck an, auff der ſämptlichen Lands-Stände Geſundheit, und ſagte dabey: *Salus populi ſuprema lex eſto.* Da ſtunde ein Lateiniſcher Burgermeiſter, welcher mehr geſoffen als gefreſſen hatte, auff.

machte eine tieffe Reverentz und ſagte: *Inquit Cicero.* Gnædiger Fürſt und Herr. Allein *Cicero* mochte ſagen was er wolt, ſo muſt der Lateiniſche Bürgermeiſter ſo wohl Beſcheid thun, als der Teutſche Bürgermeiſter, welche niemahls gehœret hatten von der Regul *Nominativus præcedit.* Ich kunte mich aber nicht gnungſam verwundern, wie ein groſſer Becher voll Wein könte einen Unterſcheid machen, zwiſchen einem Lateiniſchen und Teutſchen Bürgermeiſter. Wann ich wiederumb *Profeſſor Eloquentiæ* auff einer Univerſitæt werden ſolte, ſo wolte ich das Lateiniſche *Phraſes*-Werck zurück ſetzen, und wolte die Jugend üben in Teutſcher Sprache, *in Eloquentiâ ſacrâ et prophanâ.* Ich wolte ein *Exercitium Oratorium* anordnen, wie hiebevor *Lanſius* zu Tübingen im Ritter-*Collegio* gethan hat, und wolte darinn tractiren allerley Materien, die in *Republica* fürkommen; als wie etwa ein Legat reden könne, der einem Fürſten im Nahmen ſeines Herrn einen Krieg ankündigen ſolte? Wie ein Feld-Marſchall ſeine Soldaten zum Streit animiren wolle? Mit was vor Reden er eine Rebellion ſo unter der Armee entſtanden, wieder ſtillen ſolle? Ich wolte unterweilens ein *Concilium Eccleſiaſticum* anſtellen, da einer ſolte Biſchoff ſeyn, der andere ein Ketzer, die übrigen *Aſſeſſores* und *Judices*, da ſolte ein jeder ſein *votum* geben, und es nicht machen, wie in jener groſſen Stadt, darin eine *Reſpublica planè Democratica* iſt, und meiſtentheils Handwercks Leute in den Rath genommen werden. An demſelbigen Ort iſt ein Küfer oder Faßbinder geweſen, ein Mann von groſſer Natur, welcher einen guten Verſtand von Natur gehabt, allzeit ſehr vernünfftig votirt hat, und iſt der lange Küfer genannt worden. Einsmals hat ſichs zugetragen, daß ein Rathsherr in derſelben Stadt, deß Abends all zu ſpæt geſoffen hatte. Als er nun deß Morgens auff die Rathſtube kommen war, war er entſchlaffen. Sein nechſter *Collega* hatte ihn mit dem Arm geſtoſſen biß er auffgewachet, und hatte ihn ermahnet, daß das Votiren an ihm ſey, da hatte der gute Mann geſagt: Ich halte es mit dem langen Küfer. Allein der lange Küfer war eben nicht zugegen geweſen. Ich wolte ihnen zeigen, wie ſie durch ſonderliche *Compendia* von einem und andern *themate argumenta pro et contra* in Teutſcher Sprach erfinden ſolten. Da ſolte der eine ſeyn ein Legat an die Rœmer, und bitten daß ſie die Cavallier, welche Hannibal in der Schlacht bey Cannas gefangen, rantzioniren wollen. Der andere ſolte es dem gantzen Rath zu Rom widerrathen, weil ſie nicht als ehrliche Cavallier gefochten haben &c.

Ich habe hiebevor vermittels eines ſonderlichen *methodi* als ich noch *Profeſſor Eloquentiæ* war, meine *Auditores* zur Wolredenheit in der Lateiniſchen Sprach angeführet, und ihnen gezeiget, wie ſie *copiam verborum et rerum* ſich leichtlich ſamblen, und eine Rede mit zierlichen Worten, faſt auff unzählige Arten verändern können. Ich weiß, daß alle die ſo meiner *information* ſich hierin bedienet, wohl dabey gefahren ſind. Es iſt, wie ich berichtet werde, dieſes *compendium* nunmehr in der berühmten Fürſtlichen Schul zu Gotha, durch Herrn Daniel Richtern, Fürſtlichen Gothiſchen Rath und Amptsverweſern, dem ich dieſe und noch andere Handgriffe gezeiget, eingeführet worden. Ich habe dieſem Werck nachgehends weiter nachgedacht, wie daß man gleicher weiſe auch in der Teutſchen Sprach den Vortheil gebrauchen könne. Alle Reden die nur vorkommen, werden gebracht unter einen der 9. *Locorum Raymundi Lullij*, die er ſonſt zu den *rebus* gebrauchet hat, und werden genannt, *Bonitas*, *Magnitudo*, *Duratio*, *Poteſtas*, *Sa-*

pientia, *Appetitus*, *Virtus*, *Veritas*, *Gloria*. Unter einem jeden *Loco* ſind *Subſtantiva*, *Adjectiva*, *Verba* und *Adverbia*. Nach vielen *Meditationen* dünckt mich, ich wiſſe einen ſonderlichen Griff, den man in *Eloquentiâ Germanicâ* brauchen könne. Ich möchte wünſchen, daß wohlgemeldter Herr Richter ſich darüber machte, als welcher meinen *mentem* hierin vollkömmlich aſſequiret, und fertigte ſolches dem *publico commodo* zu Nutz im Teutſcher Sprach auß. Solche Dinge zu practiciren, läſt nunmehr meine Gelegenheit nicht wol zu. Es gehet mir aber wie den alten Kutſchern, welche, wenn ſie nicht mehr fahren können, ſo hören ſie doch gern daß andere Kutſcher mit ihren Peitſchen ſich luſtig machen.

Virgilius iſt ein Mann geweſen, wie mein Herr Daphnis. Ein Mann der gute *naturalia*, gute *influentz* gehabt, und die Welt gekant hat. Er hat unterweilens auß dem *Homero*, auß andern Grichiſchen Poeten und *Oratorn* etwas genommen, und es in ſeiner Mutterſprach zierlich anbracht. In deß *Virgilij libris Æneid.* ſteckt eine vollkommliche *Politie*. Wann *Virgilius* in Grichiſcher Sprach geſchrieben hätte, wære er nicht höher *æſtimirt* worden, als jener arme Poet, welcher Käyſer *Auguſto* ein griechiſch *Carmen* offerirte, da ſahe der Käyſer wol, daß es albere Poſſen ſeyen, machte demnach alsbald wieder ein *Carmen* und offerirte es dem Poeten zur Danckſagung. Aber da *Virgilius* ſein groſſes *ingenium*, ſeinen hohen *Eſprit* in ſeiner Mutterſprach herfür thæte, da ſchrieb er ſolche Ding, welche ſo viel hundert Jahr lang, von gelehrten Leuten, mit Luſt und Anmuth ſind geleſen worden. Mein Herr *Daphnis* thut wol dran, daß er unterweilens ein ſtattlich *ingenium*, welches ſich in der Teutſchen *Poeſi* mit ſinnreichen *inventionen* herfür thut, *regalirt*, und ihm auß Käyſerl Vollmacht ein Lorbeerkrantz aufſetzt, wann er ſchon den *Syntax* nicht allerdings verſtehet, und das *maſcula ſunt*, *Panis*, *penis*, *crinis*, *cinis*, *ignis*, nicht viel bekümmert. Wie mancher tapfferer ſinnreicher Poet iſt innerhalb 2. oder 300. Jahren in Italien und Franckreich geweſen, welcher die Lateiniſche Sprach nicht verſtanden hat? *Homerus*, *Pindarus*, und andere ſinnreiche griechiſche Poeten, haben nicht mehr gewuſt als ihre Mutterſprach.

Mein Herr Daphnis ſchaffe uns teutſche *Virgilios*, und ſehe doch daß den gemeinen Reimen-Reiffern geſteuret werde, welche bey Hochzeiten und Leich-Begängnüſſen Vers umbs Geld machen, darin weder Saltz noch Schmaltz iſt, und wollen gleichwol für Poeten gehalten ſeyn. Ich gehe unterweilens zur Leich, wann ich nun vor dieſem nach Hauß kame und müd war, ſohe ich die teutſche Vers auß dem Sack und gedachte: Wer iſt der uns dieſes Liedlein ſang? Es war der alte Herman, das Podagra ihn plaget, ja plaget. Wenn ich ſolche Ding unterweilens leſe, fällt es mir in die Beine, daß ich ſorge, ich bekomm noch einmahl das Podagra davon. Wann etwa ein Schneider ſtirbt, und ſeine Wittib ſchickt einem ſolchen Poeten ein paar Rthal. ſo macht er alsbald ein Teutſch *Carmen in fol.* und klagt den Todt an als einen Tyrannen, und macht ihn auß wie einen Beutelſchneider, daß er dieſes edlen Schneider-Chriſts mit ſeiner Senſen nicht verſchonet hab, ſondern hab ihn auß dem Land der Lebendigen geriſſen, da noch Hofnung vor ihn geweſen ſey, daß er ein Mann werde werden, wie Cavallier Güldenſcheer &c. Wiſſen dieſe ungefaltzte Poeten nicht, was Moſes ſagt: Herr du läſſeſt die Menſchen ſterben und ſprichſt kompt wieder ihr Menſchen Kinder. Wann ein Schuſter oder Schneider Hochzeit hält, und ſchickt einem ſolchen Poeten einen Ducaten, ſo macht er der künftigen

Schneiderin ein Hochzeit-Lied, und vergleicht ſie bald der Helenæ, bald muß ſie ſo keuſch ſeyn wie die Penelope, bald ſo kunſtreich und arbeitſam, wie die Diana. Die Pfeiffer, die Geiger und Spielleut, nehmen nicht vorlieb mit einem Ducaten, wann ſie bey dem Braut-Tantz ſpielen ſollen. Aber der abgeſchmackte Poet und Versmacher nimbt damit verlieb, und ſagt ſeinem groſſen *Mecænati* noch groſſen Danck, faſt mit den Complementen deß *Horatij*, welcher ſagte: *Mecænas, atavis edite Regibus.* Der Zeitung-Schreiber auß dem Parnaß berichtet, daß *Mecænas Apollini* habe vorbracht, daß, wie bekandt er mit ſeiner Freygebigkeit, indem er all ſeine Haab und Gut auff gelahrte Leute ſpendirt, die *prærogativ* erlanget, und zu wege bracht habe, daß die jenige ſo dergleichen Gutthætigkeit gegen die Gelährte verübten, *Mecænates* genennet würden. Es thue ihm aber ſchmertzlich wehe, daß nunmehr ſein Nahme von etlichen hungerigen *Baccalaureis*, die mit ihrer Wiſſenſchaft nicht eine Katze auß dem Ofen zu locken wüſten, ohne eintzige Erwegung ſo ſchändlicher Weiſe mißbrauchet, und umb einer kahlen Verehrung willen einem andern zugeeygnet würde. *Apollo* habe dieſes Anbringen zu Gemüthe gezogen, und damit dieſer glorwürdigſte Nahme bey Ehren bleiben möchte, habe er verboten, ſelben niemand ins künfftige bey hoher Straffe zu geben, es habe denn derſelbe ihn mit allem, was zu deß Menſchen Auffenthalt erfordert wird, reichlich begabet. Ich bekam einsmals ein *Carmen* zu leſen, welches Herr Johann von N. gemacht hatte. Ich laſe es bey der Mahlzeit, und hatte die vorige Nacht geſchrieben und gearbeitet biß deß Morgens umb 2. Uhr. Als ich nun nach der Mahlzeit dieſes *carmen* geleſen hatte, und noch beym Tiſch auff meinem Stuel ſaß, da gerieth ich in einen tieffen Schlaff, und im Schlaff dauchte mich als ob meine *Animula blandula, nudula, vagula, hoſpes comesque corporis* wandelte durch viel Örter der Welt. Endlich dauchte mich ich kæm in den *Parnaſſum*. So bald mich *Apollo* ſahe, lieff er mir entgegen und empfieng mich. Ich küſte ihm die Hand, und fragte, ob ihre Hochheit und alle *Muſæ* und *Gratiæ* im *Parnaſſo* ſich wol befünden. *Apollo* antwortete mir mit groſſer Hœfflichkeit. Ich fragte ihn endlich wie doch das zugangen ſey, daß Herr Johann von N. mit einem Lorbeer-Krantz gezieret, und unter die Zahl der Poeten geſetzt ſey? *Apollo* erſchrack, und ſagte: Mein Freund, ich will dir die rechte Warheit bekennen. Johann von N. iſt zu dem Lorbeer-Krantz kommen, wie jener zu der papiſtiſchen Religion. Es iſt beym Trunck geſchehen. Die *Muſæ* und *Charites* hatten mich zu Gaſt gebeten, und *Bacchus* kam zu uns als wir uns eben zu der Taffel geſetzt hatten, und brachte ein Fäßlein mit *extraordinari* guten Hochheimer Wein, welches er der *Compagni* verehrte. Einsmals gieng ich *ad marginem*, da Herr Johan mir auffwartete, und bey der Latrine machte ich ihn im Rauſch zu einem Poeten, welches mir nun von Hertzen leyd iſt. Und ich bitte dich, bleib doch bey mir, und eſſe mit mir zu Nacht. Ich lieſſe mich überreden. Und als die Tafel gedeckt war, nahm ich einen höltzernen Teller, ſteckte ein Meſſer drein, legte ein wenig Saltz drauff, und einen halben Reichsthl. dabey, und bate daß Ihre Hoheit Herr *Apollo* auch wolle etwas dabey legen, und es im gantzen *Parnaſſo* laſſen herumb gehen, wie ſolche Teller auff den Bauren Hochzeiten herumb gehen, wann man den Pfeiffern und Spielleuten etwas contribuiren ſoll, und wolle doch allen *Muſis* und *Gratiis* ſagen laſſen, daß ſie Herrn Johann etwas con-

tribuiren, ſo ſoll ihm *Mercurius* ein paar Tonnen Bier zu Hamburg kauffen, mit Bitt er ſolle doch das Vers machen unterwegen laſſen, und ſolle ſich hinter ſeinen warmen Ofen ſetzen, ihm etwas zu gut thun, ein warm Bier machen laſſen, und darauff dencken, wie er ſeinen Bauern den Kinder-*Catechiſmum Lutheri* recht erklæren wolle. Dann wann er den *Catechiſmum* nicht beſſer verſtehe, und nicht beſſer beten könne als Vers machen, ſo werde er ſchwerlich in den Himmel kommen. Und mich dauchte *Apollo* habe mir befohlen, ich ſolle Herrn *Daphnis* erinnern, daß er ſolche ungeſchliffene Lemmel auffmuntere, daß ſie entweder das Vers machen beſſer lernen, oder ſich keine Poeten ſchelten laſſen. *Apollo* meynte es ſey gut, wann Herr *Daphnis* ſolchen Lemmeln ihre *ineptias* vor Augen ſtellen, und einen *Poetam ineptum* beſchreiben wolte, wie hiebevor der *Orator ineptus* ſey beſchrieben worden im *Avellin* zu Marpurg. Oft macht ein teutſcher Reimenreiffer ein ſolches ärgerliches ſchändliches Gedicht, daß es eine ſchand zu leſen iſt. *Auguſtus* iſt ein Heyd geweſen, er hat aber den ſinnreichen und wolgelährten Bœſewicht *Ovidium*, umb garſtiger unzüchtiger Lieder willen, auß ſeinem Vaterland der Stadt Rom gejagt, und ihn in die kalte Nordländer banniſirt, und darin ſterben laſſen. Wiewol *Ovidius* manchen ſchœnen Brief an ſeine gute Freunde nach Rom geſchrieben, wie aus den *libr. Triſtium* zu ſehen iſt, darin er aufs allerbeweglichſte beklagt, was ihm das vor eine groſſe Qual ſey, daß er auſſerhalb Rom leben, und ſein Weib nicht mehr ſehen ſolle, ſo hat er doch keine Gnad bey dem Käyſer erlangen können. Käyſer *Auguſtus* wird am Jüngſten Tag aufſtreten, und einen ſolchen Potentaten ſchamroth machen, der einen ſolchen ärgerlichen Versmacher in ſeinem Land gelitten hat. Ich bin ein Liebhaber der Lieder, der Muſic und der Poeterey, und kan auch wol Schertz verſtehen. Allein Schertz muß mit Saltz der Weißheit gewürtzt werden, ſonſt wird eine Scurrilitæt, ein Lotterbüberey drauß. Es iſt nichts ſo gut, das nicht von etzlichen Leuten mißbraucht wird. Die Poeterey und die Muſic ſind zwey Ding, welche ein edel *ingenium* gewaltig zieren. Allein die heutige deutſche Reimenreiffer, in welchen ſich Hans Sachſen Schuſters Geiſt regt und bewegt, welche Reimenreiffer umbs Geld, gleich wie die Sackpfeiffer und Littauiſche Bærenleiter zu Dantzig, welche einem jeden, der ihnen ein paar Dreypölcher und ein Stoff-Bier gibt, eines auff ihrer Dudey pfeiffen und laſſen den Bæren einmal dazu dantzen, ſolche ungeſaltzte Witzdölpel, ſag ich, wiſſen offtmals viel was ein Poet ſey, oder was für ein Unterſcheid zwiſchen einem Poeten und Reimenreiffer ſey. *Scaliger* ſagt: *Poetam oportet ſcire omnia, et qui ſcit omnia, nondum Poeta eſt.* Solche deutſche Versſchmierer und Papier Verderber, können offt nicht einen Hund auff Lateiniſch auß einem Ofen jagen, und gleichwol laſſen ſie ſich Poeten nennen. Ich dencke jetzo an jenen alten Fiddeler Herrn Johann, welcher einsmals außgangen Eſel im *Parnaſſo* zu ſuchen, und iſt *neſcio quo Muſarum joco et ludibrio* unter die gekrœnte Poeten gerathen. Es wurde mir damals geſagt, daß die vornehmſte *Proceres* im *Parnaſſo*, ſich hœchlich darüber verwundert haben, als ſie geſehen, daß Herr Johann, der ſo offt mit ſeiner Geigen Geld verdient, nun auch einen Lorbeer-Crantz trage, und haben heftig gelacht und geruffen, was macht Herr Johann mit ſeiner Geigen unter den Poeten. Nachdem nun ein groſſes Lachen im *Parnaſſo* entſtanden, und kaum wieder geſtillt worden

ſey, hab *Apollo* alſo zu reden angefangen. Ich erinnere mich, daß einsmals ein vornehmer Obriſter unter der Venetianiſchen Armee geſtorben, da kam ſein Trompeter nach Venedig, und hielt bey der Kœniglichen *Signori* an, daß ſie ihm dieſes Regiment anvertrauen, und ihn zu einem Obriſten machen wolten. Die *Signori* zu Venedig antwortete, das ſeye ein ungereimbtes Werck, daß ein Trompeter ein Obriſter werden ſolle. Der Trompeter antwortete, es gehe ſo viel ungereimbtes Dings in Venedig und in gantz Italien für, daß dieſes wol *inter cæteros errores* mit durch paſſiren könte. Fürwar ſagt *Apollo*, wann ich den gantzen *globum terreſtrem*, das *hemiſphærium ſuperius et inferius* betrachte, und durch den *tubum Galilæi à Gallilæis* gucke, ſo ſehe ich, daß ſich hin und wieder ſo viel poſſirliche Ding zutragen, daß ich ſorge der Teuffel mœge einmal ein Spiel machen, daß dieſer alte Fiddeler Herr Johann am Käyſ. Hoff *recommendirt* und gar ein *Comes Calepinus* würde, dann ihr wiſſet, daß er ſich nicht allein mit ſeinen Verſen, ſondern auch mit ſeiner Geigen hab hœren laſſen. Ein Cavallier, der den Degen ſo wohl als die Feder führen kan, wird hœher æſtimirt, als einer der nur allein den bloſſen Degen brauchen kan. Da könt nun leicht einer kommen, der Herr Johannes Meriten herauß ſtrieche, was er dem *Parnaſſo* für Dienſte geleiſtet, wie er ſey *ad utrumque paratus*, ein Mann von ſonderlichen Qualitæten, beſchlagen in aller Weißheit der Chaldæer und Ægyptier, er könne Vers machen und geigen; und Herr Johann geriete alſo *eodem fatorum ludibrio* unter die Pfaltzgrafen, wie er unter die gekrœnte Poeten gerathen iſt, was würden wir hernach mit dem alten Fiddeler zu thun haben? Wann wir einmal im *Parnaſſo* wolten luſtig ſeyn, ſchickten zu ihm, und lieſſen Herrn Johann bitten, er ſolle herkommen, und ſolle einmal eines geigen, ſo würde er ſich mit ſeiner Fiddel ſo theuer machen, und würde es für eine groſſe Injurien halten, wann wir ihm nicht alſo ſagen lieſſen, ob es Pfaltzgraf Johann nicht beliebig ſey ein wenig zu uns zu kommen, und ſich mit ſeiner Viol luſtig zu machen? Itzo ſpielt er noch für einen Trunck Wein ein Liedlein, allein hernach wann er ein Pfaltzgraf wære, würde er ſich ſo gemein nicht machen, wie jenes vornehmen Fürſten *L. F.* Hofprediger, der an vielem Ort bekante Schwab, der ſich nicht allein bey ſeinem Herrn gebrauchen ließ für einen Hofprediger, ſondern auch für einen Tafeldecker, und als er einsmals die Predigt etwas zu lang gemacht hatte, und kaum den Segen geſprochen, rieff der Fürſt im Zorn mit lauter Stimm unter allem Volck, das der Predigt hatte zugehœret: Herr Johannes, laſt decken. Drumb macht ja ihr Herren, wann wir an Herrn Johannen einen willigen Spielmann behalten wollen, daß er nicht unter die Pfaltzgrafen gerathe. Ich dencke jetzo an jenen Mönch, der *in epiſtolis obſcurorum virorum* ſagt: *In mundo mirabiliter vadit*, vor Zeiten hieß es *aliud eſt ſceptrum, aliud plectrum*. Allein nun iſt kein Unterſcheid mehr unter *ſceptrum et plectrum. Deſinit eſſe dignitas, quæ cadit in indignos.* Sehet doch wie ſolche Dignitæten und Ehren-Titul ſo ſchändlich mißbraucht werden. Wann einer ein Jahr oder zehen auff Univerſitæten gefreſſen und geſoffen, und die arme Pennæl tyranniſch tractirt hat, oder hat ſeinem Vater mehr verthan, als ſeine andere Brüder und Schweſtern in der Erbſchafft bekommen können, und will endlich nach Hauß, ſo wendet er ſeines Vaters letzten ſauren Schweiß dran, nemblich das Geld, welches der Vater mit ſeiner Hand-Arbeit erworben, und kaufft

einen *Magiſter*, einen *Licentiaten*, einen *Doctor* darfür, und ſolche *inutilia terræ pondera*, wollen hernach allenthalben oben an ſchwimmen wie jener Pferdsmiſt, der unter den Äpffeln im Waſſer ſchwamme, und ſagt hier ſchwimmen wir Äpffel. Die machen hernach keinen Unterſcheid unter *ves et va*, ſondern meynen, jederman müſſe ihnen ihres Tituls halben weichen, und ſie anbeten wie das güldene Kalb zu Bethel. Man ſagt, daß ein vornehmer Papiſtiſcher Prælat, wenn ein geiſtlich *beneficium* zu vergeben geweſen ſey, den der es habe außhitten wollen allezeit gefragt, ob er auch wiſſe wer Melchiſedechs Vater geweſen ſey, und wann er nicht *ſufficient* darauff geantwortet, habe er ihn mit ſeiner Bitt abgewieſen. Einsmals habe ein guter Kärles auch bey ihm umb ein ſolches *beneficium ſollicitiret*, und als der Prælat dieſe Frage ihm vorgeleget, habe er mit der einen Hand einen Beutel voll Geld auff den Tiſch geſetzet und geſagt: Diß wær Melchiſedechs Vater; mit der andern Hand habe er gleichfalls einen Beutel voll Geld auff den Tiſch geſetzt, und geſagt: Das wær ſeine Mutter. Wenn nun Melchiſedechs Vater und Mutter alles thun ſollen, und man gar keinen Unterſcheid *inter Doctorem et Doctoratum*, unter einem der ſich zu einem *Doctor*, zu einem *Licentiaten*, zu einem *Magiſter* laufft, oder ſolche Titul erkaufft, und einem der durch Tugend, Fleiß und Geſchicklichkeit dazu kompt, machen will, da wird endlich Tugend und Geſchicklichkeit ſelbſt verachtet. Als dergleichen jüngſt im *Parnaſſo* referiret wurde, ſagten etliche *Proceres* darauff, daß *Mercurius* eine Reiſe thun werde durch Teutſchland, und werde auff viel Univerſitæten zukommen. Darnach werde er durch Holland in Frankreich und Italien gehen, und werde ſich zu Orliens und zu Padua eine Zeitlang auffhalten. Auß Italien werde er über die *Alpes* gehen, und etzliche gute Freund zu Baſel beſuchen. Indem ſtund einer auff, als er von Padua hœrete, und ſchalte hefftig darauff, daß die zu Padua Geld nehmen, und die Juden zu Doctorn machten, und ſagte daß jüngſt ein Juden *Doctor* zu einem vornehmen, an Käyſerl. Kœnigl. Chur- und Fürſtl. Hœfen hochberühmten *Medico* auff der Straſſen kommen ſey, und hab mit ihm zu einem Patienten gehen wollen, da habe er den Chriſtlichen *Medicum* gefragt, wenn iſt der Herr *Doctor* worden? da hab er geantwortet *Anno* 24. bin ich *Doctor* worden zu Altorff. Da hab der Juden *Doctor* geantwortet, und ich bin *An.* 1620. *Doctor* worden zu Padua. *Ergo mihi debetur dextra*, und hab ihm zur rechten Seiten gehen wollen. Als dieſes die *Proceres* im *Parnaſſo* hœrten, lachten ſie alleſambt und baten, der *Apollo* wolle doch den *Vulcanum* hinſchicken, mit etzlichen ſtarcken Schmidknechten, daß ſie dieſen Eſel von Padua exemplariſch abſchmierten. Darauff baten die *Proceres* im *Parnaſſo*, *Apollo* wolle doch dem *Mercurio* befehlen, daß wenn er durch etzliche Univerſitæten reiſe, er die Herren *Profeſſores* im Nahmen deß gantzen *Parnaſſi* freundlich *ſalutire*, und ſie bitte, daß ſie in dieſer Sach ein wenig behutſamer gehen. Alsbald winckte *Apollo* dem *Mercurio*, der ſchon zur Reiſe gantz fertig war, und redete über eine halbe Stund mit ihm in geheim, und mich dauchte, ich ſahe auß ſeinem Angeſicht, daß er etwas zornig war, er ſchüttelte etzlich mahl den Kopff als ſolt er ſagen, das Ding ſchicht ſich nicht. *Mercurius* küſte ihm endlich die Hand und nahm Abſchied. Indem er aber itzo gehen wolt, rieff ihm *Apollo* zurück, und ſagte: wann ihr etzliche *Comites Palatinos* in Teutſchland antrefft, ſo grüſt ſie meinetwegen freund-

lich, und fagt, ich laſſe ſie bitten, ſie wollen doch nicht einen jeden zu einem *Notario* und Poeten machen. Wann mancher ein Jahr oder zehen gelogen und die Leut betrogen hat, kompt er offt zu einem *Comite Palatino*, und läſt ſich zu einem *Notario* machen, da ſoll man dann das jenige, was der verlogene Kärles unterſchrieben hat, glauben, eben, als wann es der Apoſtel Paulus geſchrieben hätte, da man zuvor einem Juden mehr geglaubt hätte, als ihm, ſo ſoll man ihm hernach ſeines Ampts halben glauben. Warumb aber? er iſt eine Creatur eines *Comitis Palatini*, und meynen die Leute, weil ein *Comes Palatinus*, auß einem Huren-Sohne könne einen ehrlichen Mann machen, ſo könne er auch auß einem Lügner einen wahrhafftigen Mann machen. Zum andern, bittet doch die *Comites Palatinos*, daß ſie nicht einen jeden zum Poeten machen. Dann die Knaben in der Schul dencken offt, iſt das ein gekrœnter Poet, und macht kein beſſer Lateiniſch *Carmen*? ſondern rumpelt offt wider die *Grammatic* und *Poetic*, ſo bin ich gelährter als er, und dardurch werden die Buben in der Schul ſo hoffærtig, daß ſie ihren *Præceptoribus* nicht mehr gehorchen wollen, ſondern meynen, ſie wiſſen eben ſo wol ein *Tityre tu patula recubans ſub tegmine fagi* zu machen als der *Virgilius*. Wann ſie aber ja Poeten machen wollen, ſo ſollen ſie ihnen doch mit allem Fleiß aufflegen und befehlen, daß ihre Creaturen nicht einem jeden umbs Geld Vers machen, und thun wie die Schuſter, die da ſagen, haſtu Geld ſo kriegſtu Schuh. Ich erinnere mich einer Hiſtorien, ſagt *Apollo*, welche *Philander* von Sittenwald in ſeinen Satyriſchen Geſichten auffgezeichnet hat und ſagt, daß einsmahls etzliche 1000. Schneider ſeyen in die Höll kommen. Da hab ſich endlich der Teuffel, der eben damals Pförtner geweſen, unnütz gemacht und geſagt: ihr gottloß Volck, meynt ihr daß man ſonſt nichts mehr in der Höll zu thun hab, als daß man euch nur die Thür auffmache? Da ſind ſo viel vornehme Cavallier welche ich empfangen muß, und ehe ich michs verſehe, kompt wieder einer von euch auffgezogen. Da hab ſich ein Schneider über alle maſſen unnütz gemacht und geſagt, er habe die liebe Zeit von ſeinem Aufmachen, er wiſſe auch nicht, warumb er nicht vielmehr einen Platz im Himmel haben ſolle, als in der Hölle? Dann es ſey nicht ohn, er ſey ein Fürſtlicher Leib-Schneider geweſen, und wann er ſeinem Herrn habe einen Sammeten Rock machen ſollen, habe er ein Stück Sammet auff Seit geworffen. Allein er habe auch offt ein Stück Sammet genommen, und habe dem Hoffprediger ein Studier-Häublein drauß gemacht, das ſey ja ein gut Werck, was er dann dafür haben ſolle? Dieſem Schneider, ſagt Apollo, der in die Höll kame, machte ein deutſcher gekrœnter Poet ein groß *Carmen*, und rühmte ihn ſo ſehr, was er für ein heroiſcher frommer, Gottsfürchtiger Mann und was für ein heroiſcher Schneider-Geiſt bey ihm geweſen ſey. Summa, er macht ein ſolch Weſen, als ob kein Menſch mehr in der Welt ſey, der Nadel und Scheer gebrauchen könne, als dieſer, ſondern er thæt, als ob man im Himmel Platz machen müſte, daß dieſer Schneider, der ſo viel Leut betrogen hatte, alsbald beym Kœnig David ſitzen könne. Da ſchalt er den Todt, den Menſchenfreſſer, den Tyrannen, daß er dieſen ehrlichen Mann, der ihm ſo manch paar Hoſen umbſonſt hab machen laſſen mit ſeiner Senſen vor der Zeit hab weggenommen. Der geringſte Bernheuter an einem vornehmen Hoff kan nicht ärger von dem Hoffmeiſter geſcholten werden, wann er zornig iſt, als dieſer Poet den Todt ſchalt, daß

er den ehrlichen Schneider nicht länger hab leben laſſen. *Mercurius* ſagte, er wolle alles gerne verrichten, was ihm *Apollo* befohlen, allein er bitte, *Apollo* wolle den teutſchen Reim-Reiſſern das Handwerch nicht niederlegen, dann es ſey ſonſt zu beſorgen, wie ſie Schuſter und Schneider mit ihren Verſen unterweilens erheben und groß machen, alſo werden ſie alle ihre Krafft hernach employren, wider die ſämbtliche Herren im *Parnaſſo*. O ſagt *Apollo*, ob mich ein Schulfuchs lobe oder ſchelte, gilt mir gleich, ich halte viel von guten Poeten, die nicht auß einer jeden Laus einen Elephanten machen, wann mich einer lobt mehr als ich werth bin, ſo verdreuſt es mich, und wann mich einer ſchilt und verläumbdet, wann ich es nicht verdient hab, ſo lache ich darüber. *Oratores* und Poeten, muß ich dem *bono publico* zu gut unterhalten und ehren. Dann wer wüſte von den tapfferſten Helden von Anfang der Welt, wenn es gelährte Leut nicht zu Papier gebracht hätten, was ſie gethan haben? Die Griechen haben wenig Thaten gethan, aber ſie ſind von gelährten Leuten prächtig beſchrieben worden. Die Rœmer haben groſſe Thaten gethan, und ſie ſind auch von gelahrten Leuten artig beſchrieben worden. Die Teutſche und andere Völcker gegen Norden haben über alle maſſen groſſe Thaten gethan, allein weil wenig Leut, ja weil niemand dieſelbe recht auffgezeichnet hat, ſo iſt es eben ſo viel als ob es niemals geſchehen wære.

Daphnis ſagte hierauff: Es fället mir bey, daß *Trajanus Boccalini* erzählet, wie daß *Apollo* auch auff eine Zeit über die Muſen ſich beſchweret habe, daß ſie die edle Gabe der Poeterey von vielen ungelährten und untüchtigen Geſellen mißbrauchen lieſſen, welche ſolche ungereimbte Verſe und Knüppelhardduffen in die weite Welt außgehen lieſſen, nicht ohne Verkleinerung und Nachtheil dieſes edlen Kleynods. Die Muſen aber haben Apollini geantwortet, daß ſie in Ertheilung dieſer ihrer Gaben ſchœne Verſe zu machen, allezeit ihr Abſehen auff die vortreffliche *Ingenia* richteten, weilen genugſam bekant, daß die Gabe der Poeterey vor der Kunſt und Wiſſenſchafft ſelbſt vorher gehen müſſe, hernach wæren die Jenige, ſo ſolche Gaben von den Muſen empfangen hätten, vor ſich ſelbſt ſchuldig, mit ſtetigem Fleiß ſelbige zu *excoliren*. Dann als ſie dem *Pindaro* dieſe Gabe mitgetheilet, ſey er bey weitem der Mann noch nicht geweſen, welcher er hernach worden. Die rechte Urſache aber, daß etliche der heutigen Teutſchen Poeten, wie ſie ſich nennen laſſen, ſo ſchlechte armſelige Verſe machten, wære nicht derſelben Faulheit oder Müſſiggang, ſondern den gegenwärtigen traurigen und trübſeeligen Zeiten zuzuſchreiben, darinn die mildreiche und freygebige Mecænates gantz außgeſtorben wæren, welche vor Zeiten der Poeten einiger Troſt und Nothhelffer geweſen wæren. Bey der itzigen Welt würden allein die jenige Künſte hoch gehalten, von denen man guten Gewinn zu gewarten, und nicht die, ſo zur Ergetzung und *reputation* gereicheten. Welche Unglückſeligkeit dann verurſachete, daß man heutiges Tages ſich allein auff die *Studia* legte, welche den Bauch verſorgten, hergegen aber achtete man der jenigen, ſo das Gemüth unterweiſen, ſehr gering. Und müſten nicht wenig, denen die Gabe der Poeterey von ihnen mitgetheilet worden, wegen des Maulfutters auff andere Wiſſenſchafften, welche mehr eintrügen, ſich begeben. Und möchte ihnen das Hertz im Leibe zerberſten, daß ſie erfahren müſſen, wie unterſchiedlich-viel Poeten bey dieſer Zeit ſeyen theils auß Armuth geſtorben, theils wegen Mangel allerhand Lebens-Mittel faſt raſend

worden. Ja es seyen *Torquatus Tassus* und andere Italiänische Poeten, welche das Kleynod und Zierde der Poeterey bey ihren Lebzeiten gewesen, von der Undanckbarkeit der heutigen Welt dergestalt tractiret worden, daß sie im Parnasso vor jederman ohne Mäntel, ja mit zerrissenen Hosen auffgezogen seyen. Man sagt, daß man einem armen Poeten in Franckreich vorgeworffen, wie daß er bey weitem so gute Verse nicht mache, als *Ronsard*. Ja hatte er geantwortet, wann *Ronsard* sechs unerzogene kleine Kinder, eine böse Frau, ein altes Häußlein, in welchem man sich befürchten muß, daß es alle Stunden über ein hauffen falle, dabeneben die Sonne offtmahls ehe darinn, als das liebe Brod gehabt hätte, was gilts, ob er solche gute Verse würde geschrieben haben? Ich bin der Meinung, daß *Virgilius* selbst in der Poeterey es nimmermehr so weit gebracht hätte, wann er nicht jederzeit von *Augusto* so reichlichen Unterhalt hätte gehabt. *Daphnis* wolte weiter reden, allein es wurde ihm angemeldet, daß eine Kutsche voll frembder Leute da wären die ihn besuchen wolten. *Daphnis* bathe *Antenorn* umb Verzeyhung, daß er von ihm abgehen, und diese Gäste empfangen müste; es wäre ihm sehr zu wider, daß sie in diesem ihrem Gespræch itzt müsten abbrechen, und demselben machen ein

ENDE.

AUS DEM SIMPLICISSIMUS.

Der Aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene *Simplicissimus*; Dessen Abentheurlicher, und mit allerhand seltsamen Begebenheiten angefüllter Lebens-Wandel, — Durch *German* Schleifheim von Sulsfort. Dem es wollen so behagen, Lachend, was wahr ist, zu sagen. *Nürnb. 1685. 8°.*

ERSTEN THEILS ERSTEN BUCHS ERSTES CAPITEL.
Simplex erzehlet sein Bäurisch Herkommen,
Was er vor Sitten hab an sich genommen.

Es eröffnete sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubet, daß es die letzte sey) unter geringen Leuthen eine Sucht, in deren die Patienten, wann sie daran kranck ligen, und so viel zusammen gerafpelt und erschachert haben, daß sie neben ein paar Hellern im Beutel, ein närrisches Kleid auff die neue Mode, mit tausenderley seidenen Bändern, antragen können, oder sonst etwan durch Glücksfall mannhafft und bekant worden, gleich Rittermæssige Herren, und Adeliche Personen von uraltem Geschlecht, seyn wollen; da es sich doch offt befindet, und auff fleissiges Nachforschen nichts anders heraus kommt, als daß ihre Vor-Eltern Schornsteinfeger, Taglöhner, Karchelzieher und Lasttræger: ihre Vettern Esseltreiber, Taschen-Spieler, Gauckler und Seiltäntzer: ihre Bräder Büttel und Schergen: ihre Schwestern Næterinnen, Wäscherinnen, Besenbinderinnen oder wohl gar Huren: ihre Mütter Kupplerinnen oder gar Hexen: und in Summa, ihr gantzes Geschlecht von allen 32. Anichen her, also befudelt und befleckt gewesen, als des Zuckerbastels Zunfft zu Prag, immer seyn mœgen; ja sie, diese neuen Nobilisten, seynd offt selbst so schwartz,

als wann ſie in Guinea geboren und erzogen waren worden.

Solchen närriſchen Leuten nun, möchte ich mich nicht gleich ſtellen, ob zwar, die Warheit zu bekennen, nicht ohn iſt, daß ich mir offt eingebildet, ich müſte ohnfehlbar auch von einem groſſen Herrn, oder wenigſt einem gemeinen Edelmann, meinen Urſprung her haben, weil ich von Natur ſo trefflich geneigt ware das Junckern-Handwerck zu treiben, und einen Stutzer, Feder-Hanſen, oder Pflaſter-Tretter, zu agiren und abzugeben, wann ich nur den Verlag und Werckzeug darzu gehabt hätte; Zwar angeſchertzt, mein Herkommen und Aufferziehung, läſt ſich noch wol mit eines Fürſten vergleichen, wann man nur den groſſen Unterſcheid nicht anſehen wolte, was? Mein Knæn (dann alſo nennet man die Vätter im Speſſert) hatte einen eigenen Pallaſt, ſowol als ein andrer, ſo artlich, dergleichen ein jeder Kœnig, Er mag auch mächtiger, als der groſſe Alexander ſelbſt ſeyn, mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, ſondern ſolches in Ewigkeit wol unterwegen laſſen wird; er war mit Laimen gemahlet, und an ſtatt deß unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleyes, und rothen Kupffers, mit Stroh bedeckt, darauff das edle Getraid wächſt, und damit er, mein Knæn, nur auch mit ſeinem hochgeachteten, und von Adam ſelbſt herſtammenden Adel und Reichthumb recht prangen möchte, ließ er die Maur umb ſein Schloß nicht mit Maurſteinen, die man am Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde græbet, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebränt werden können, (wie andere groſſe Herren zu thun pflegen,) auffführen, ſondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nutzliche edle Baum, als worauff Bratwürſte und fette Schuncken wuchſen, biß zu ſeinem vollſtändigen Alter, über 100. Jahre erfordert: Wo iſt ein Potentat der ein gleiches ins Werck zu richten begehret? Seine Zimmer, Sæle und Gemächer, hatte er inwendig vom Rauch gantz erſchwärtzen laſſen, nur darum, dieweil diß die beſtändigſte Farbe von der Welt iſt, und dergleichen Gemähld biß zu ſeiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künſtlicher Mahler zu ſeinen trefflichen Kunſtſtücken erheiſchet. Die Tapezereyen, waren das zärteſte Geweb auff dem gantzen Erdboden, dann die jenige machte uns ſolche, die ſich vor Alters vermaß, mit der Minerva ſelbſt umb die Wette zu ſpinnen. Seine Fenſter waren keiner andern Urſach halber dem Sanct Nitglaß gewidmet, als darum, dieweil er wuſte, daß ein ſolches vom Hanff oder Flachsſamen an zurechnen, biß es zu ſeiner vollkommen Verfertigung gelanget, weit mehrere Zeit und Arbeit koſtet, als das beſte und durchſichtigſte Glas Muran, dann ſein Stand machte ihm ein Belieben zu glauben, daß alles das jenige, was durch viel Mühe zuwege gebracht würde, auch eben darum hœchſtſchätzbar, und deſto köſtlicher ſey, was aber köſtlich ſey, das ſey auch dem Adel am anſtändigſten und ſtimme mit demſelben am allerbeſten überein. An ſtatt der Pagen, Laqueyen und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes ſein ordentlich in ſeine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch offt auff der Weid auffgewartet, biß ich ihres Dienſtes ermüdet, ſie von mir gejaget und heimgetrieben, die Riſt- oder Harniſch-Kammer war mit Pflügen, Kärſten, Äxten, Hauen, Schauffen, Miſt und Heugabeln genugſam und auff das beſte und zierlichſte verſehen, mit welchen Waffen er ſich tæglich übete. Dann Hacken und Reuthen war ſeine *diſciplina militaris*, wie bey den alten Rœmern zu Friedens-

Zeiten: Ochſen anſpannen war ſein Hauptmannſchafftliches Commando, Miſt außführen, ſein Fortification-Weſen, und Ackern ſein Feldzug, Holtzhacken war ſein tägliches *Exercitium Corporis*, wie auch das Stall-außmiſten, ſeine adeliche Kurtzweile, und Turnier-Spiel. Hiermit beſtritte er die gantze Weltkugel, ſo weit er reichen konte, und jagte ihr damit alle Erndten eine reiche Beute ab. Dieſes alles ſetze ich hindan, und überhebe mich deſſen gantz nicht, damit niemand Urſache habe, mich mit andern meines gleichen neuen Nobiliſten, auszulachen, dann ich ſchätze mich nicht bäſſer, als mein Knæn war, welcher dieſe ſeine Wohnung an einem ſehr luſtigen Ort, nemlich im Speſſert (allwo die Wölffe einander gute Nacht geben) liegen hatte. Daß ich aber nichts außführliches von meines Knæns Geſchlecht, Stamm und Namen vor dißmal erwähne, beſchiehet umb geliebter Kürtze willen, vornemlich, weil es ohne das allhier umb keine Adeliche Stifftungen zu thun iſt, da ich ſoll aufffſchwœren; genug iſt es, wann man weiß, daß ich im Speſſert geboren bin.

. . . . . .

ERSTEN THEILS ERSTEN BUCHS XXX. CAPITEL.

Simplex ſieht erſtmahls berauſchete Leut, Meynet, ſie ſeyen nicht worden geſcheid.

BEy dieſer Mahlzeit (ich ſchätze, es geſchiehet bey andern auch,) trat man gantz Chriſtlich zur Tafel, man ſprach das Tiſch-Gebet ſehr ſtill, und allem Anſehen nach, auch ſehr andächtig: ſolche ſtille Andacht *continuirte* ſo lang, als man mit der Suppe und den erſten Speiſen zu thun hatte, gleichſam, als wann man in einem CapuccinerConvent gegeſſen hätte; Aber kaum hatte jeder drey oder viermal geſegne Gott geſagt, da ward ſchon alles viel lauter: Ich kan nicht beſchreiben, wie ſich nach und nach eines jeden Stimme je länger, je hœher erhub, ich wolte dann die gantze Geſellſchaft einem *Orator* vergleichen, der erſtlich ſachte anfæhet, und endlich heraus donnert: Man brachte Gerichter, deßwegen Vor-Eſſen genant, weil ſie gewürtzt und vor dem Trunck zu genieſſen verordnet waren, damit derſelbe deſto bäſſer ein- und fort gienge: Item, Bey-Eſſen, weil ſie bey dem Trunck nicht übel ſchmecken ſolten, allerhand Frantzœſiſchen *Potagen*, und Spaniſche *Olla Potriden* zu geſchweigen; welche durch tauſendfältige Zubereitungen, und unzehlbare Zuſätze, dermaſſen verpfeffert, überdummelt, vermummet, mixtirt, und zum Trunck gerüſtet waren, daß ſie durch ſolche zufällige Sachen und Gewürtze mit ihrer *Subſtantz* ſich weit anders verändert hatten, als ſie die Natur anfänglich hervor gebracht, alſo daß ſie Cnejus Manlius ſelbſten, wann ſchon er erſt aus Aſia kommen wære, und die bäſte Köche bey ſich gehabt, dannoch nicht gekant hätte. Ich gedachte, warumb wolten dieſe einem Menſchen, der ihm ſolche, und den Trunck dabey ſchmäcken läſſet, (worzu ſie dann vornemlich bereitet ſind,) nicht auch ſeine Sinne zerſtœren, und ihn verändern oder gar zu einer Beſtia machen können? Wer weiß, ob Circe andere Mittel gebrauchet hat, als eben dieſe, da ſie deß Ulyſſis Gefærten in Schweine veränderte? Ich ſahe einmal, daß dieſe Gäſte die Trachten fraſſen, wie die Säue, ſoffen wie die Kühe, ſich dabey ſtelleten wie die Eſel, und alle endlich kotzten wie die Gerberhunde, den edlen Hochheimer, Bacheracher, und Klingenberger, goſſen ſie mit kübelmæſſigen Glæſern in Magen hinunter, welche ihre Würckungen gleich oben im Kopff verſpüren lieſſen. Darauff ſahe ich meine Wunder, wie ſich alles veränderte: nemlich verſtändige Leute, die kurtz zuvor

ihre fünff Sinne noch gesund beyeinander gehabt, und treffliche Discursen auff die Bahn gebracht hatten, wie sie jetzt urplötzlich anfiengen närrisch zu thun, und die allerste Dinge von der Welt vorzubringen; die grosse Thorheiten die sie begiengen, und die grosse Tränche, die sie einander zubrachten, wurden je länger je grœsser, also daß es schiene, als ob diese beyde umb die Wette miteinander stritten, welches unter ihnen am grœsten wære, zu letzt verkehrte sich ihr Kampff in eine unflætige Sauerey. Nichts artlichers war, als daß ich nicht wuste, woher ihnen der Dürmel kam, sintemahl mir die Würckung des Weins, oder die Trunckenheit selbst, noch allerdings unbekandt gewesen, welches dann lustige Grillen und Phantasten-Gedancken, in meinem wercklichen Nachsinnen satzte, ich sahe wol ihre seltzame *Minas*, ich wuste aber den Ursprung ihres Zustandes nicht. Biß dahin hatte jeder mit gutem Appetit das Geschirr geleert, als aber die Mægen gefüllet waren, hielt es härter als bey einem Fuhrmann, der mit geruhetem Gespann auff der Ebene wol fortkommen, am Berg aber nicht hotten kan. Nachdem aber die Köpffe auch doll wurden, ersatzte die unmüglichkeit entweder des einen Courage, die er im Wein eingesoffen; oder beym andern die Treuhertzigkeit, seinem Freund eins zu bringen; oder beym dritten die Teutsche Redlichkeit, ritterlich Bescheid zu thun: Nachdem aber solches die Länge auch nicht bestehen konte, beschwur je einer den andern bey grosser Herren, und sonst lieber Freunde, oder bey seiner Liebsten Gesundheit, den Wein maßweiß in sich zu schütten, worüber manchem die Augen übergiengen, und der Angstschweiß ausbrach; doch muste es gesoffen seyn: Ja, man machte zu letzt mit Trommeln, Pfeiffen und Säitenspiel Lermen, und schoß mit Stücken darzu, ohn Zweiffel darumb, dieweil der Wein die Mægen mit Gewalt einnehmen muste. Mich verwundert, wohin sie ihn doch alle schütten konten, weil ich noch nicht wuste, daß sie solchen, ehe er recht warm bey ihnen ward, wiederumb mit grossem Schmertzen aus eben dem Ort herfür gaben, wo hinein sie ihn kurtz zuvor, mit hœchster Gefahr ihrer Gesundheit gegossen hatten.

Mein Pfarrer war auch bey dieser Gasterey, ihm beliebte sowol als andern, weil er auch sowol als andere ein Mensch war, und wider seinen Willen mitmachen muste, einen Abtritt zu nehmen: Ich gieng ihm nach, und sagte: Mein Herr Pfarrer, warumb thun doch die Leute so seltzam? woher kommt es doch, daß sie so hin und her dorckeln? mich dünckt schier, sie seyn nicht mehr recht witzig, sie haben sich alle satt gegessen und getruncken, und schwœren bey Teuffel holen, wann sie mehr sauffen können, und dannoch hœren sie nicht auff, sich auszuschoppen, müssen sies thun, oder verschwenden sies Gott zu Trutz, aus freyem Willen, so unnützlich? Liebes Kind! (antwortete der Pfarrer,) Wein ein, Witz aus! das ist doch nichts gegen dem, das künfftig ist: Morgen gegen Tag ists noch schwerlich Zeit bey ihnen, von einander zu gehen, dann wann schon ihre Mægen gedrungen voll stecken, so sind sie jedoch noch nicht recht lustig gewesen; zerbärsten dann, (sagte ich,) ihre Bäuche nicht, wann sie immer so unmæssig einschieben? können dann ihre Seelen, die Gottes Ebenbild seyn, in solchen Mastschwein-Cörpern verharren? in welchen doch gleichsam wie in finstern Gefängnüssen und Ungeziefermæssigen Diebs-Thürnen, alle gottselige Regungen gefangen ligen? Ihre edle Seelen, (sagte ich,) wie mœgen sich solche so martern lassen, warumb bleiben

ſie in ſolchen ſtinckenden Cloaken verſchloſſen, ſeynd nicht ihre Sinne, welcher ſich ihre Seelen bedienen ſoltẽ, wie in dem Eingeweid der unvernünfftigen Thiere begraben? Halts Maul! antwortete der Pfarrer, du därffteſt ſonſt greulich Pumpes kriegen, hier iſt keine Zeit zu predigen, ich wolts ſonſt bäſſer als du verrichten. Als ich dieſes hœrete, ſahe ich ferner ſtillſchweigend zu, wie man Speiſe und Tranck muthwillig verderbte, unangeſehen, der arme Lazarus, den man damit hätte laben können, in Geſtalt vieler 100. vertriebener Wetterauer, denen der Hunger zu den Augen heraus guckte, vor unſern Thüren verſchmachtete, weil nautim Schenck war.

ERSTEN THEILS FÜNFFTEN BUCHS X. CAPITEL.

. . . . . .

Einsmals ſpatzirte ich im Saurbrunn, mehr einen Trunck friſch Waſſer zu thun, als mich meiner vorigen Gewonheit nach, mit den Stutzern bekant zumachen, dann ich fing an, meiner angenommenen Eltern Klarheit nachzuähmen, welche mir nicht riethen, daß ich mit den Leuten viel umgehen ſolte, die ihre und ihrer Eltern Haab, ſo unnützlich verſchwendeten: Gleichwol aber gerieth ich zu einer Geſellſchafft mittelmæſſigen Standes, weil ſie von einer ſeltzamen Sache, nemlich von dem Mummel-See diſcurirten, welcher unergründlich, und in der Nachbarſchafft auff einen von den hœchſten Bergen gelegen ſey; ſie hatten auch unterſchiedliche alte Bauersleute beſchickt, die erzehlen muſten, was einer oder der ander von dieſem wunderbarlichen See gehœret hatte, deren Relation ich dann mit groſſer Luſt zuhœrete, wiewol ichs vor eine Fabul hielt, dann es lautete alſo lügenhafftig, und lächerlich in meinen Ohren, als etliche Schwäncke des *Plinii*.

Einer ſagte, wann man ungerad, es ſeyn gleich Erbſen, Steinlein oder etwas anders, in ein Naßtüchlein binde und hinein hänge, ſo verändere es ſich in gerad, alſo auch wann man gerad hinein hänge, ſo finde man ungerad. Ein anderer, und zwar die meiſten gaben vor, und beſtætigten es auch mit Exempeln: wann man einen oder mehr Steine hinein würffe, ſo erhebe ſich gleich, (Gott gebe wie ſchœn auch der Himmel zuvor geweſen,) ein grauſam Ungewitter, mit ſchröcklichem Regen, Schloſſen und Sturmwinden. Von dieſem kamen ſie auch auff allerhand ſeltzame Hiſtorien, ſo ſich dabey zugetragen, und was ſich vor wunderbarliche *Spectra* von Erd- und Waſſermännlein darbey ſehen laſſen, auch was ſie mit den Leuten geredet. Einer erzehlete, daß auff eine Zeit, da etliche Hirten ihr Viehe bey der See gehütet, ein brauner Stier heraus geſtiegen, welcher ſich zu dem andern Rindviehe geſellet, dem aber gleich ein kleines Männlein nachgefolget, ihn wieder zurück in See zu treiben, er hätte aber nicht pariren wollen, biß ihm das Männlein gewünſcht hätte, es ſolte ihn aller Menſchen Leiden ankommen, wann er nicht wieder zurück kehre! Auff welche Worte er und das Männlein ſich wieder in die See begeben hätten. Ein anderer ſagte, es ſey auff eine Zeit, als die See überfroren geweſen, ein Banersmann mit ſeinen Ochſen und etlichen Plöchern, daraus man Thilen ſchneidet, über die See gefahren ohne eintzigen Schaden, als ihm aber ſein Hund nachkommen, ſey das Eiß mit ihm gebrochen, und der arme Hund allein hinunter gefallen, und von ſelbiger Zeit an nicht mehr geſehen worden. Noch ein anderer behauptete bey groſſer Warheit, es ſey ein Schütze auff der Spur des Wildes, bey der See vorüber gangen, der hätte auff demſelben ein

Waſſermännlein ſitzen ſehen, das einen Schos voll gemüntzte Goldſorten gehabt, und gleichſam damit geſpielet hätte, als er nach demſelbigen Feur geben wollen, hätte ſich das Männlein geduckt, und dieſe Stimme hören laſſen: Wann du mich gebeten, deiner Armut zu Hülff zu kommen, ſo wolte ich dich und die Deinige reich genug gemachet haben. Auff ſolche Weiſe aber wirſtu und deine Nachkömmlinge, wol in der Armut verbleiben müſſen. Das allerfabelhafftigſte aber das ſie erzehleten war dieſes: Es ſeye vor einigen Jahren ein kleines Männlein, auff einem ſpæten Abend, zu einem Bauren auff die Heyden Hoff kommen, mit Bitt, er wolte ihme doch über Nacht behalten, der Bauer hätte ſich entſchuldiget, daß er keine übrige Bette vermöchte, wolte er aber in der Stuben auff der Banck, oder in der Scheur im Heu vorlieb nehmen, ſo wolte er ihme die Nachtherberg gern gönnen; Darauff hätte das Männlein gebethen, er ſolte ihm nur erlauben in ſeiner Hauffræſen zu ſchlaffen, die ihm lieber ſey, als wann er ihn in das beſte Bette legte. Meinethalben (hätte der Bauer geantwortet,) wann dir damit gedienet iſt, ſo magſtu wol gar in dem Weyr oder Brunnen-Trog ſchlaffen; auff ſolche Verwilligung, hätte ſich das Männlein in gegenwart des Bauren in die Hauffræſen begeben, und zwiſchen das hinzechtig Gras-Gewächs im Waſſer und Moraſt hinein gewühlet, wie ein Froſch, oder als einer, der ſich zu kalter Zeit ins Heu vergræbet, darinnen über Nacht zu ſchlaffen; Demnach nun der Bauer des Morgens früh am Tage auffgeſtanden, um ſein Geſind zur Arbeit auffzuwecken, da ſeye das bemeldte Männlein auch aus dem Waſſer herfür kommen, und vor dem Banern allerding mit truckenen Kleidern erſchienen, wie er ſich damit ins Waſſer gelegt, deſſen ſich dann der Bauer nicht unbillich verwundert, und geſagt, du muſt mir wol ein ſeltzamer und wunderbarlicher Gaſt ſeyn! ja, hätte das Männlein geantwortet, es kan wol ſeyn, daß meines gleichen in etlich 100. Jahren hier nicht übernachtet. Von ſolchen Reden ſey das Männlein mit dem Bauren endlich ſo weit ins Geſpræch kommen, daß es ihme vertrauet, was maſſen er ein Waſſermännlein ſeye, welches ſein Gemahl verlohren, und in den Mummelſee wolte, daſſelbe darinnen zu ſuchen, mit Bitt, Er, der Bauer, wolte ihme ſo viel zu Gefallen ſeyn, und ihme den Weg dahin weiſen, worzu ſich dann der Bauer gern bewegen laſſen, weil er bereits an ſeinen Kleidern geſehen, daß etwas ſeltnes an der Perſon ſelbſt ſeyn müſte, und daß noch mehr verwunderliche Sachen an ihm zu ſehen ſeyn würden, unterwegs hatte der kleine dem Bauren viel wunderliche Sachen erzehlet, wie es hin und wieder in den Seen (darinnen er ſein entführtes Weib bereits geſuchet und nicht gefunden) beſchaffen, vornemlich, daß es viel Ungezieffer, und ſonderlich im Schwartzen See, Kroten gebe, ſo groß als ein Backoffen. Als ſie aber zum Mummel-See kommen, hätte ſich das Männlein hinunter gelaſſen, doch zuvor den Bauren gebeten, er wolte darbey, biß zu ſeiner Wiederkunfft, oder biß er ihme ein Waarzeichen ſchickte, verziehen; wie er nun ohngefähr ein paar Stunden bey dem See auffgewartet, ſeye der Stecken, den das Männlein gehabt, ſampt einer paar Hand voll Bluts mitten im See durchs Waſſer herauffkommen, und etliche Schuh hoch in die Lufft geſprungen, darbey der Baur wol hätte abnehmen mœgen, daß dieſes das Waarzeichen geweſen, welches das Männlein zu geben verſprochen. Auff welche

Geſchicht, dann der Bauer den See wieder quitirt, und ſich nacher Hauſe begeben hätte.

. . . . . .

ERSTEN THEILS FÜNFFTEN BUCHS XXIV. CAPITEL.

Simplex vermeldet, warumb er die Welt. Wieder verlaſſen, weils ihm nicht gefällt.

Adieu Welt! dann auff dich iſt nicht zu trauen, noch von dir nichts zu hoffen, in deinem Hauß iſt das Vergangene ſchon verſchwunden, das Gegenwärtige verſchwindet uns unter den Händen, das Zukünfftige hat nie angefangen, das allerbeſtändigſte fällt, das allerſtärckſte zerbricht, und das allerewigſte nimmt ein Ende; alſo, daß du ein Todter biſt unter den Todten, und in hundert Jahren läſt du uns nicht eine Stunde leben.

Adieu Welt! dann du nimſt uns gefangen, und läſt uns nicht wieder ledig, du bindeſt uns, und loeſeſt uns nicht wieder auff, du betrübeſt und troeſteſt nicht, du raubeſt, und giebeſt nichts wieder, du verklageſt uns, und haſt keine Urſache, du verurtheileſt, und hoereſt keine Parthey; alſo, daß du uns toedteſt ohne Urtheil, und begraebeſt uns ohn Sterben! Bey dir iſt keine Freude ohne Kummer, kein Fried ohn Uneinigkeit, keine Liebe ohne Argwohn, keine Ruhe ohne Furcht, keine Fülle ohne Mängel, keine Ehre ohne Mackel, kein Gut ohn böß Gewiſſen, kein Stand ohne Klage, und keine Freundſchafft ohne Falſchheit.

Adieu Welt! dann in deinem Pallaſt verheiſſet man ohn Willen zu geben, man dienet ohn Bezahlen, man liebkoſet um zu toeden, man erhoehet um zu ſtürtzen, man hilfft um zu fällen, man ehret um zu ſchänden, man entlehnet um nicht wieder zu geben, man ſtraffet ohn verzeihen.

Behüt dich Gott Welt! dann in deinem Hauß werden die groſſe Herren und Favoriten geſtürtzet, die Unwürdige herfür gezogen, die Verraether mit Gnaden angeſehen, die Getreue in einen Winckel geſtellet, die Boßhafftige ledig gelaſſen, und die Unſchuldige verurtheilt, den Weiſen und Qualificirten gibt man Urlaub, und den Ungeſchickten groſſe Beſoldung, den Hinterliſtigen wird geglaubet, und die Auffrichtige und Redliche haben keinen Credit, ein jeder thut was er will, und keiner was er thun ſoll.

Adieu Welt! dann in dir wird niemand mit ſeinem rechten Namen genennet, den Vermeſſenen nennet man kühn, den Verzagten fürſichtig, den Ungeſtümen emſig, und den Nachläſſigen friedſam; Einen Verſchwender nennet man herrlich, und einen Kargen eingezogen, einen hinterliſtigen Schwätzer und Plauderer, nennet man beredt, und den Stillen einen Narren oder Phantaſten, einen Ehebrecher und Jungferſchänder, nennet man einen Buhler, einen Unflat, nennet man einen Hoffmann, einen Rachgierigen, nennet man einen Eiferigen, und einen Saufftmütigen, einen Phantaſten, alſo, daß du uns das Gæbige vor das Ungæbige, und das Ungæbige vor das Gæbige verkauffeſt.

Adieu Welt! dann du verführeſt jederman, den Ehrgeitzigen verheiſſeſt du Ehre, den Unruhigen Veränderung, den Hochtragenden Gnade bey Fürſten, den Nachläſſigen Ämbter, den Geitzhälſen viel Schätze, den Freſſern und Unkeuſchen Freude und Wolluſt, den Feinden Rache, den Dieben Heimlichkeit, den Jungen langes Leben, und den Favoriten verheiſſeſt du beſtändige Fürſtliche Hulde.

Adieu Welt! dann in deinem Pallaſt findet weder Warheit noch Treue ihre Herberge! wer mit dir redet, wird verſchamt, wer dir trauet wird betrogen, wer dir folget wird verführet, wer dich fürchtet wird am allerübelſten gehalten, wer dich liebet wird übel belohnet, und wer ſich am aller-

meiſten auff dich verläſt, wird auch am allermeiſten zu Schanden gemacht, an dir hilfft kein Geſchencke ſo man dir giebet, kein Dienſt ſo man an dir erweiſet, keine liebliche Worte ſo man dir zuredet, keine Treue ſo man dir hält, und keine Freundſchafft, ſo man dir erzeiget, ſondern du betrügeſt, ſtürtzeſt, ſchändeſt, beſudelſt, droheſt, verzehreſt und vergiſt jederman; dannenhero weyneſt, ſeufftzeſt, jammerſt, klageſt und verdirbſt jederman, und jederman nimmt ein Ende, bey dir ſihet und lernet man nichts, als einander haſſen, biß zum würgen, und reden biß zum lügen, lieben biß zum verzweiffeln, handeln biß zum ſtehlen, bitten biß zum betrügen, und ſündigen, biß zum ſterben.

Behüte dich Gott Welt! dann dieweil man dir nachgehet, verzehret man die Zeit in Vergeſſenheit, die Jugend mit rennen, lauffen und ſpringen über Zaun und Steige, über Weg und Stege, über Berg und Thal, durch Wald und Wildnus, über See und Waſſer, in Regen und Schnee, in Hitze und Kälte, in Wind und Ungewitter; die Mannheit wird verzehret mit Ertzſchneiden und ſchmeltzen, mit Steinhauen und ſchneiden, hacken und zimmern, pflantzen und bauen, in Gedancken dichten und trachten, in Rathſchlägen ordnen, Sorgen und Klagen, im Kauffen und Verkauffen, Zancken, Hadern, Kriegen, Lügen und Betrügen; Das Alter, verzehret man in Jammer und Elend, der Geiſt wird ſchwach, der Athem übelriechend, das Angeſicht runtzlicht, die Länge krum, und die Augen werden dunckel, die Glieder zittern, die Naſe trieffi, der Kopff wird kahl, das Gehör verfällt, der Geruch verliert ſich, der Geſchmack gehet hinweg, er ſeufftzet und ächtzet, iſt faul und ſchwach, und hat in Summa nichts als Mühe, und Arbeit biß in den Tod.

Adieu Welt! dann niemand will in dir fromm ſeyn, täglich richtet man die Mörder, viertheilt die Verräther, hänget die Diebe, Straſſenräuber und Freybeuter, köpft Todſchläger, verbrennt Zauberer, ſtrafft Meineydige, und verjaget Auffrührer.

Behüte dich Gott Welt! dann deine Diener haben keine andere Arbeit noch Kurtzweile, als Faullentzen, einander vexiren und anrichten, den Jungfern hoffiren, den ſchönen Frauen auffwarten, mit denſelben liebäugeln, mit Würffeln und Karten ſpielen, mit Kupplern tractiren, mit den Nachbarn kriegen, neue Zeitungen erzehlen, neue Fünde erdencken, mit dem Judenſpieß rennen, neue Trachten erſinnen, neue Liſt auffbringen.

Adieu Welt! dann niemand iſt mit dir content oder zu frieden, iſt er arm, ſo will er haben! iſt er reich, ſo will er viel gelten! iſt er veracht, ſo will er hoch ſteigen! iſt er injurirt, ſo will er ſich rächen! iſt er in Gnaden, ſo will er viel gebieten! iſt er laſterhafftig, ſo will er nur bey gutem Muth ſeyn!

Adieu Welt! dann bey dir iſt nichts beſtändiges, die hohe Thürne werden vom Blitz erſchlagen, die Mühlen und Waſſer hinweg geführet, das Holtz wird von den Würmen, das Korn von Mäuſen, die Früchte von Raupen, und die Kleider von Schaben gefreſſen, das Viehe verdirbt vor Alter, und der arme Menſch vor Kranckheit: Der eine hat den Grind, der ander den Krebs, der dritte den Wolff, der vierdte die Frantzoſen, der fünffte das Podagram, der ſechſte die Gicht, der ſiebende die Waſſerſucht, der achte den Stein, der neunte den Gries, der zehende die Lungenſucht, der eilffte das Fieber, der zwölffte den Ausſatz, der dreyzehende das Hinfallen, und der vierzehende die Thorheit! In dir O Welt, thut nicht einer was der ander thut, dann wann einer weinet, ſo lachet der ander, einer

ſeufftzet, der ander iſt frœlich; einer faſtet, der ander zechet, einer banquetirt, der ander leidet Hunger: einer reitet, der ander gehet: einer redet, der ander ſchweiget: einer ſpielet, der ander arbeitet: und wann der eine gebohren wird, ſo ſtirbt der ander. Alſo lebet auch nicht einer wie der ander, der eine herrſchet, der ander dienet, einer weidet die Menſchen, ein ander hütet der Schweine: einer folget dem Hof, der ander dem Pflug: einer reiſt auff dem Meer, der ander fähret über Land auff die Jahr- und Wochen-Märckte: einer arbeitet im Feuer, der ander in der Erde, einer fiſcht im Waſſer, und der ander fängt Vœgel in der Lufft, einer arbeitet härtiglich, und der ander ſtielet und beraubet das Land.

O Welt, behüte dich Gott! dann in deinem Hauß führet man weder ein heilig Leben, noch einen gleichmæſſigen Tod, der eine ſtirbt in der Wiege, der ander in der Jugend auff dem Bette, der dritte am Strick, der vierdte am Schwerdt, der fünffte auff dem Rad, der ſechſte auff dem Scheiterhauffen, der ſiebende im Weinglaß, der achte in einem Waſſerfluß, der neunte erſticket im Freßhafen, der zehende erwürgt am Gifft, der eilffte ſtirbt gehling, der zwölffte in einer Schlacht, der dreyzehende durch Zauberey, und der vierzehende ertrincket ſeine arme Seele im Dintenfaß.

Behüte dich Gott Welt, dann mich verdreußt deine *Converſation*, das Leben ſo du uns giebeſt, iſt eine elende Pilgerfahrt, ein unbeſtändiges, ungewiſſes, hartes, rauhes, hinflüchtiges und unreines Leben, voll Armſeeligkeit und Irthum, welches vielmehr ein Tod als ein Leben zu nennen, in welchem wir alle Augenblicke ſterben, durch viel Gebrechen der Unbeſtändigkeit, und durch mancherley Wege des Todes, Du läſſeſt dich der Bitterkeit des Todes mit deren du umgeben und durchfaltzen biſt, nicht genügen, ſondern betrügſt noch darzu die meiſte mit deinem Schmeicheln, Anreitzung und falſchen Verheiſſungen, du giebeſt aus dem güldenen Kelch den du in deiner Hand haſt, Bitterkeit und Falſchheit zu trincken, und macheſt ſie blind, taub, toll, voll, und ſinnloß, Ach! wie wol denen, die deine Gemeinſchafft ausſchlagen: deine ſchnelle augenblicklich hinfahrende Freude verachten, deine Geſellſchafft verwerffen, und nicht mit einer ſolchen argliſtigen verlohrnen Betrügerin zu Grund gehen, dann du macheſt aus einem finſtern Abgrund ein elendes Erdreich, ein Kind des Zorns, ein ſtinckendes Aas, ein unreines Geſchirr in der Miſtgrube, ein Geſchirr der Verweſung, voller Geſtanck und Greuel, dann wann du uns lang mit Schmeicheln, Liebkoſen, Drohen, Schlagen, Plagen, Martern und Peinigen umgezogen und gequæleſt haſt, ſo überantworteſt du den ausgemergelten Cörper dem Grab, und ſetzeſt die Seele in eine ungewiſſe Schantze. Dann ob wol nichts gewiſſers iſt als der Tod, ſo iſt der Menſch doch nicht verſichert, wie, wann und wo er ſterben, und (welches das erbärmlichſte iſt) wo ſeine Seele hinfahren, und wie es derſelben ergehen wird? Wehe aber alsdann der armen Seele, welche dir O Welt, hat gedienet, gehorſamet, und deinen Lüſten und Üppigkeiten gefolget, dann nachdem eine ſolche ſündige und unbekehrte arme Seele, mit einem ſchnellen und unverſehenen Schrecken aus dem armſeligen Leib iſt geſchieden, wird ſie nicht wie der Leib im Leben mit Dienern und Befreunden umgeben ſeyn, ſondern von der Schaar ihrer allergreulichſten Feinde für den ſonderbaren Richterſtuhl Chriſti geführet werden; Darum, O Welt behüte dich Gott, weil ich verſichert bin, daß du dermaleins von mir wirſt abſetzen und mich verlaſſen,

nicht allein zwar, wann meine arme Seele vor dem Angeſicht des ſtrengen Richters erſcheinen, ſondern auch, wann das allerſchröcklichſte Urtheil, Gehet ihr Verfluchten, ins ewige Feur, &c. gefällt, und ausgeſprochen wird.

Adieu O Welt, O ſchnœde Welt! O ſtinckendes elendes Fleiſch, dann von deinetwegen, und um daß man dir gefolget, gedienet und gehorſamet hat, wird der gottloſe Unbußfertige zur ewigen Verdamnus verurtheilet, in welcher in Ewigkeit anders nichts zu gewarten, als an ſtatt der verbrachten Freude, Leyd ohne Troſt, an ſtatt des Zechens, Durſt ohne Labung, an ſtatt des Freſſens, Hunger ohne Fülle, an ſtatt der Herrligkeit und Prachts, Finſternuß ohn Liecht, an ſtatt der Wollüſte, Schmertzen ohne Linderung, an ſtatt des Dominirens und Triumphirens, Heulen, Weinen und Wehe-klagen, ohne Auffhœren, Hitze ohne Kühlung, Feuer ohne Leſchung, Kälte ohne Maaß, und Elend ohne Ende.

Behüte dich Gott O Welt! dann an ſtatt deiner verheiſſenen Freude und Wollüſte, werden die bœſe Geiſter an die unbußfertige verdammte Seele Hand anlegen, und ſie anders nichts ſehen und hœren, als lauter erſchreckliche Geſtalten der Teuffel und Verdamten, eitele Finſternus und Dampff, Feuer ohn Glantz, Schreyen, Heulen, Zähnklappern und Gottesläſtern; Alsdann iſt alle Hoffnung der Gnade und Milterung aus, kein Anſehen der Perſon iſt vorhanden, je hœher einer geſtiegen, und je ſchwerer einer geſündiget, je tieffer er wird geſtürtzt, und je härtere Pein er muß leiden; dem viel gegeben iſt, von dem wird viel gefordert, und je mehr einer ſich bey dir O arge ſchnœde Welt! hat herrlich gemacht, je mehr ſchencket man ihm Qual und Leiden ein, dann alſo erforderts die göttliche Gerechtigkeit.

Behüte dich Gott, O Welt! dann obwohl der Leib bey dir eine Zeitlang in der Erde ligen bleibet und verfaulet, ſo wird er doch am Jüngſten Tag wieder aufſtehen, und nach dem letzten Urtheil mit der Seele ein ewiger Höllenbrand ſeyn müſſen; Alsdann wird die arme Seele ſagen: Verflucht ſeyſt du Welt! weil ich durch dein Anſtifften Gottes und meiner ſelbſt vergeſſen, und in aller Üppigkeit, Boßheit, Sünde und Schande, die Tage meines Lebens gefolget habe; Verflucht ſey die Stunde in deren ich Gott ſo offt freventlich verſucht! Verflucht ſey der Tag, darinn ich in dir, O arge bœſe Welt, gebohren bin! O ihr Berge, Hügel und Felſen, fallet auff mich, und verberget mich vor dem grimmigen Zorn des Lams, vor dem Angeſicht deſſen der auff dem Stul ſitzet; Ach wehe und aber wehe in Ewigkeit.

O Welt! du unreine Welt, derhalben beſchwere ich dich, ich bitte dich, ich erſuche dich, ich ermahne und proteſtire wider dich, du wolleſt kein Theil mehr an mir haben, und hingegen begehre ich auch nicht mehr in dich zu hoffen, dann du weiſt, daß ich mir habe fürgenommen, nemlich dieſes: *Poſui finem curis, ſpes et fortuna valete.*

Alle dieſe Worte erwog ich mit Fleiß und ſtetigem Nachdencken, und bewogen mich dermaſſen, daß ich die Welt verließ, und wieder ein Einſidel ward: Ich hätte gern bey meinem Saurbrunn im Muckenloch gewohnet, aber die Bauren in der Nachbarſchafft, wolten es nicht leiden, wiewol es vor mich eine angenehme Wildnus war; Sie beſorgten ich würde den Brunnen verrathen, und ihre Obrigkeit dahin vermœgen, daß ſie wegen nunmehr erlangten Friedens, Weg und Steg darzu machen müſten. Begab mich derohalben in eine andere Wildnus, und fing mein Speſſerter-Leben wieder

an, ob ich aber wie mein Vatter ſeel. bis an mein Ende darinn verharren werde, ſtehet dahin. Gott verleihe uns allen ſeine Gnade, daß wir alleſamt das jenige von ihm erlangen, woran uns am meiſten gelegen, nemlich ein ſeeliges

ENDE

AUS GOTTHOLDS ZUFÄLLIGEN ANDACHTEN VON CHRISTIAN SCRIVER.

Gottholds Zufälliger Andachten Vier Hundert, Bey Betrachtung mancherley Dinge der Kunſt und Natur, in unterſchiedenen Veranlaſſungen Zur Ehre GOttes, Beſſerung des Gemüths, und Ubung der Gottſeligkeit geſchöpffet, Aufgefaſſet und entworffen, – Und zum zwölfften mahl ausgefertiget von *M.* Chriſtian Scriver, Pfarrern bey der S. Jacobs-Kirchen in der Alten Stadt Magdeburg. *Leipz. u. Helmſtædt 1704.* 8°.

DAS ERSTE HUNDERT.

XVI. Das ſpielende Kind.

EIn kleines Kind lieff in der Stuben umher, und machte ihm viel Spielens, und kindlicher Luft, ſein Geld waren Scherben, ſein Hauß etzliche Klötzlein, ſein Pferd ein Stecken, ſeine Tractamenten ein Apffel, ſein Sohn eine Puppe, und ſo fortan. Der Vater ſaß am Tiſch, hatte wichtige Sachen vor, die er verzeichnete, und in gute Richtigkeit brachte, damit ſie dermahleins eben dieſen Spiel-Vœglein nutzen möchten, zu welchem das Kind offt hinan lieffe, viel kindliche Fragen thæte, und viel zu Beförderung ſeines Spiels begehrte, der Vater beantwortete das wenigſte, fuhr indeſſen in ſeiner Arbeit fort, und hatte doch immer ein wachendes Auge auff das Kind, damit es nicht gefährlich fallen und Schaden nehmen möchte. Gotthold ſahe ſolches, und gedachte: Das iſt eine artige Abbildung der Væterlichen Vorſorge Gottes! Wir alte Kinder lauffen in der Welt umher, und ſpielen offt thœrichter als die Kinder, wir ſammlen und zerſtreuen, wir bauen und brechen, wir pflantzen und reiffen aus, wir reiten und fahren, wir eſſen und trincken, wir ſingen und ſpielen, und meinen, wir thun groſſe Dinge, die Gott ſonderlich in Obacht nehmen müſſe, indeſſen ſitzt der allwiſſende Gott, und ſchreibet unſere Tage auff ſein Buch, er ordnet und ſchaffet, was wir vor oder hernach thun, er richtet alles zu unſerm beſten und unſer Seligkeit, und hat dabey ſtets ein wachendes Auge auff uns und unſer Kinderſpiel, damit wir keinen verderblichen Schaden nehmen. Mein Gott, ſolches Erkäntniß iſt mir zu wunderlich und zu hoch, ich kans zwar nicht begreiffen, aber doch will ich dich davor allezeit loben und preiſen! Laß mich, mein Vater! aus deiner Acht und Aufſicht nicht, zuförderſt dann, wann ich etwa, wie ein ſolch Kind, thœricht handle.

LVIII. Die verſetzte Linde.

ES klagete ein betrübter Mann, daß er beym Durchzug eines feindlichen Kriegs-Heers nichts behalten hätte, maſſen denn ſein ausgeplündertes Hauß von bœſen Buben

in die Aſche geleget, und er mit dem Stabe davon zu gehn gezwungen worden. Gotthold hatte ein hertzliches Mitleiden mit ihm, und ſagte: Seyd zufrieden: Wir haben einen GOTT, der uns auch im Unglück glückſelig machen kan. Zeigete ihm hierauff einen jungen Linden-Baum, welchen er neulich aus weitem Felde auffnehmen, und vor ſeiner Thür, zur Zierde und Schatten hatte ſetzen laſſen: Sehet ihr, ſprach er, dieſen Baum, welchen ich neulich hieher habe bringen laſſen, es ſind ihm all ſeine Zweige genommen, der Stamm iſt abgekröpffet, und er ſtehet da gantz unanſehnlich, und als verdorret? Aber es hat ihm nicht anders gedienet, wo er ſonſt bekleiben und bekommen ſolte, hätte er alle ſeine Zweige behalten, ſo hätten die Wurtzeln denſelben ſo fort, nach der Verſetzung, da ſie ſich in frembden Erdreich noch nicht recht eingerichtet, nicht genugſamen Safft zuführen können, darüber denn Stamm und Zweige hätten verderben müſſen, anitzo aber ſteht der bloſſe Stamm da, vnd vertheilet den wenigen Safft, ſo er von unten auff bekömmt, in wenige und kleine Augen, welche allmählich ausſchlagen und glücklich wachſen werden: So machts offt der getreue Gott mit ſeinen Chriſten, die er aus dem Grund der Welt in ſein wahres Chriſten-Reich verſetzen will; Er läſt ſie in Armuth und Mangel gerathen, Er läſt die Zweige der zeitlichen Glückſeligkeit ihnen gäntzlich abhauen, und durch Raub, Unrecht, Krieg und Brand benehmen, damit ſie ihm deſto williger dienen, und ohne ſchwere Bürde, auff dem engen Wege, der zum Leben führet, ungehindert fortwandern mögen; habt ihr denn nichts behalten, ſo achtet euch glückſelig, daß ihr eurem Erlöſer darinn gleich worden ſeyd, welcher nicht ſo viel gehabt, daß Er ſein Haupt hätte drauff legen können. (*Matth. VIII, 20.*) Er hatte, als er gebohren ward, eine Krippen, aber die gehörte andern Leuten zu, Er hatte, als er das Volck lehrte, ein Schiff, aber das war Simonis Petri, Er ritte auff einem Eſel in die Stadt Jeruſalem, aber der war auch entlehnet. Er hatte wenige Kleider und einen gewirckten Rock, die theilten und verſpielten unter ſich die Krieges-Knechte: Das Creutz allein, daran Er ſein theures Blut vergoſſen, hat er behalten. Dancket GOTT, daß, da ihr ſonſt nichts habt, ihr dennoch ein Creutz habet, das ihr dem HERRN JESU nachtragen könnet. Darauff antwortet jener:

Nun, ſo will ich, weil ich lebe noch,
HERR JEſu! mein Creutz dir frœlich tragen nach,
Mein Gott, mach mich darzu bereit,
Es dient zum beſten allezeit,
Hilff mir mein Sach recht greiffen an,
Daß ich meinen Lauff (ſelig) vollenden kan!

XCIV. Das Gold im Waſſer.

GOtthold erinnerte ſich, daß er vor dem geleſen, daß in einem Becher, mit Waſſer biß ans überlauffen gefüllet, dennoch könten viel Goldſtücke hineingeworffen werden, da gleichwohl ſich das Waſſer nicht ergöſſe: Das verſuchte er, und befand es wahr zu ſeyn. Ey, ſagte er dabey, wie ein ſchœnes Bild iſt diß, für die Chriſtliche gnügſaffte Hertzen! Gott gibt uns zur tæglichen Nothdurfft voll auff, und wenn wir die haben, ſo laſſen wir uns billich gnügen; Er gibt auch zuweilen ein übriges, er wirfft ein und ander Goldſtück oben ein, daß wir einen Zehr-Noth- und Ehren-Pfennig haben mœgen: Aber es ſind wenig Hertzen, die hierdurch nicht ſolten üppig, ſtoltz, und hochmüthig werden, und ſich durch Pracht, Verſchwendung, und Verachtung des armen Nechſten nicht ergieſſen. Selig aber ſind die, welche können mit gleichem Muth übrig haben und Mangel leiden,

(*Philipp. IV, 12.*) denen das Gut keinen Übermuth verurſachet, die ſich in den Schrancken der Demuth halten, und ihrem Gott mit Danckbahrkeit, ihrem Nechſten aber mit Mildigkeit begegnen: Mein Gott gib mir weder Armuth noch Reichthum, (Sprüchw. XXX, 8.) nach deinem gnædigen Willen! Du gebeſt aber was du wolleſt, ſo gib ein Hertz darbey, das ſich in deinem Willen demüthig zu ſchicken wiſſe.

DAS ANDERE HUNDERT.

IV. Der geblendete Vogel.

GOtthold kam in eine Stuben, darinnen unterſchiedliche Vœgel zur Luft unterhalten wurden, unter welchen auch eine Nachtigall, die in einem mit grünem Tuch bezogenen Keficht ſaß, und dann ein Fincke, der geblendet war, welche, wie der Wirth ſagte, und die Erfahrung bezeugte, es allen mit frœlichen und lieblichen Singen zuvor thæten: Diß iſt, ſagte Gotthold, ein eigentliches Bild eines andächtigen Beters, der mit ſeinem lieben Gott kindlich und kühnlich reden, und ihm, mit frœlichem Munde, für ſeine mancherley Wohlthaten dancken will. Es gehœret dazu eine einſame und ſtille Seele, welche nicht allein einen verborgenen abgelegenen Ort erwehlet, da ſie von eufferlichen Begebenheiten nicht geirret, ſondern die auch ſich von ihren eignen Gedancken, Sorgen und Willen entziehen, und ſich mit kindlichen Vertrauen und Chriſtlicher Zufriedenheit in Gottes Willen ergeben kann. Wie ſelig iſt der, deſſen Seel beym Gebeth geblendet iſt, daß ſie nichts ſiehet, als Gottes Güte und Barmhertzigkeit! die betet, ſinget und ſeufftzet, daß Gott und alle heilige Engel mit Luſt zuhœren. Es kommt uns zwar zu anfangs wunderlich für, daß wir ſo gar nichts in der Welt vertraulich anſehen ſollen, und dencken, was wil daraus werden? Allein die Erfahrung bezeugts, daß niemand ſchärffer ſiehet, und lieblicher ſinget, als der von der Welt abgeſondert, in ſtiller Einfalt, mit verſchloſſenen Augen der Vernunfft, ſein Hertz auff Gott gerichtet hat. Mein Gott, blende mich, daß ich ſehen mœge! ſondere mich von der Welt, daß ich bey dir ſeyn mœge!

XIX. Die Waſſer-Kraiſe.

GOtthold ſahe, daß ein Knabe an einem See ſtehend, am Ufer Steinlein aufflaſe, und nach einander in das ſtille Waſſer warff, dadurch dann wie bekand, viel Zirckel oder Kraiſe im Waſſer entſtunden, die nach und nach ſich vergrœſſerten, und endlich vergingen; Hier hab ich, ſagte Gotthold bey ihm ſelbſt, eine artige Abbildung meiner ſinnreichen und fürwitzigen Vernunfft, wenn dieſelbe mit ihrem Nachdencken, ſich an das ſtille und tieffe Meer der göttlichen und geiſtlichen Dinge machet: Ich dencke offt an die göttlichen Gerichte, und vermeine durch emſiges Nachſinnen an die Qvelle zu kommen, aus welcher der wunderſame, und vor meinen Augen in ſich verwirrte und verirrete Strohm daher fleuſt, aber je mehr ich dencke, je weniger weiß ich was ich dencke, und wenn ich meyne, einen kleinen Kraiß der Gerichte Gottes erforſchet zu haben, ſo ſind ſchon 1000. andere, die immer grœſſer ſind und mich endlich verzagt, und ſagend machen: O welch eine Tieffe des Reichthums, beyde der Weißheit und Erkäntniß Gottes, wie gar unbegreifflich ſind ſeine Gerichte, und unerforſchlich ſeine Wege! (*Rom. XI, 33.*) Etwas beſſer lege ich vielleicht meine Mühe an, wann ich der göttlichen unbegreifflichen Güte, als dem Urſprung aller geiſtlichen und leiblichen Wohlthaten, in Andacht nachſinne: Allein, wann ich anfange zu dencken, ſo iſt eine Wohlthat über die andere, wie hie die Circkel; daß ich abermahl nicht fort kann,

sondern ausruffe: Herr mein Gott, groß sind deine Wunder und Gedancken, die du an uns beweisest, dir ist nichts gleich, ich will sie verkündigen und davon sagen, wiewohl sie nicht zu zehlen sind. (*Psal.* XL, 6.) So gehts mir auch in Geheimnissen Christlicher Lehre, welche ich besser mit gläubigen Stillschweigen ehren, als mit scharffsinnigen grübeln erforschen kann, und, welches zu verwundern, mehr davon weiß, wenn ich einfältig, schlecht und recht, als wenn ich hochgelehrt und hochweise bin. Nun, mein Gott, du wirst auch für mir, wie klug ich mich zuweilen dünken lasse, den Ruhm behalten, daß du ein verborgen Gott bist! (*Es.* XLV, 28.) Hilff mir diese Närrin meine Vernunfft, anfesseln und zwingen, damit nicht deine Thorheit meine Weißheit zuschanden mache.

XXVI. Die Laute.

ALs im Beysein Gottholds ein guter Freund seine Laute bringen ließ, befand er, daß dieselbe, als sie in die Stube kommen, sich sehr verstimmt hatte, massen denn an solchen Instrumenten bey Veränderung des Wetters und der Lufft, man solches gewohnen muß: Indem nun derselbe sie wieder einzurichten und Chormäßig zu stimmen bemühet war, gedachte Gotthold bey ihm selbst: Was ist lieblicher als ein wohlgestimmte Laute? Und was ist angenehmer als ein getreuer Freund, der dich in Traurigkeit mit rathsahmen und freundlichen Zusprechen zu erfreuen weiß? Allein was verstimmt sich auch eher als eine Laute? und was ist wandelbarer als der Menschen Freundschafft? Ander Wetter, ander Thon, ander Glück, ander Tück. Hast du gut Wetter, liebliche Sonne, saufften Wind, so hast du auch wohl Freunde, verstimmt sich aber dein Glück und Wetter, so sollen viel Freunde halten, wie itzo die Säiten auf der Lauten, deren wohl 10. angezogen werden, eh man eine findet, die rein klinget, und den Zug aushält. Doch, was beklag ich mich über andere, da ich selbst an mir finde, das sich dieser Lauten verähnliget? Was ist das Gemüth des Menschen? anders nicht als eine verstimmte Laute, die bey guten Tagen wohl und hoch klinget. Ich will sagen, daß unser Hertz, wenn ihm das Glück liebkofet, trotzig, frech und muthig ist, Gefallen an ihm selbst hat, und meynet, alle seine Gedancken und Vornehmen sind für Gott und Menschen köstlich und lieblich: Allein wenn Gott das Wetter ändert, die Glücks-Sonne ihre Strahlen verbirget, und sich unter rauhen Trübsal-Wolcken verstecket, da ist aller Muth dahin, und werden wir offt so klein-laut, und lauffen die sorglichen Gedancken so seltzam durch einander, daß es zu verwundern ist. Mein Gott! ich erkenne, daß mein Gemüth ist wie eine unrichtige Laute, du hast stets daran zu stimmen, sonst taugt es nirgend zu. Erhalte mich bey allerley Wetter, wie du das über mich kommen lassen wilt, bey dem einigen Thon: Du bist und bleibest mein Gott! Dein Will geschehe!

XXXIV. Das gottselige Kind.

IN einer ehrlichen und frœlichen Gesellschafft junger Leut, ward das bekannte Kœnigs-Spiel zur Kurtzweil hervor gesuchet, da dann unter andern, von dem durchs Loß erwehlten Kœnige, einem Kinde geboten ward, daß es seinem alten Vater, der zugegen war, neunnerley Ehre anthun solte. Das that es nun, ohn langes Bedencken, auf folgende Weise: 1. sagt es: Mein liebster Vater, ich dancke euch für alles Gute, das ihr mir von Kind auff erwiesen, für alle Sorge und Mühe, die ihr meinethalben gehabt, und für alle Unkosten, die ihr von dem, was ihr in euern sauren Schweiß und Arbeit erworben, auf mich und meine Wohlfahrt verwandt habet.

2. Küſſet es ihm die Hand, mit Bezeugung ſeiner Danckbarkeit, vor alle væterliche wohlgemeynte Züchtigung. 3. Weil eben Äpffel auff dem Tiſch waren, nahms einen, ſchælet und zertheilt ihn, und bot die Helffte dem Vater dar, mit dem Erbieten, wenn es einmahl durch Gottes Segen zu einem ſtücklein Brods kommen, und es der Vater bedürffen ſolte, daß es gern mit ihm theilen wolte. 4. Bücket es ſich, lœſet ihm die Schuh auff, zog ſie aus, und ſetzt ihm die Pantoffeln hin, dabey meldend, daß ihm kein Dienſt, ſeinem Vater zu erweiſen, gering und verächtlich ſeyn ſolte. 5. Weil es etwas ſpæte auff dem Abend, ſucht es ihm ſein Nachtgeræthe, und legt es ihm mit holdſeligen Gebærden hin. 6. Bot es ihm einen friſchen Trunck, zum Schlaf-Trunck. 7. Hielt es dem Vater ſeine Backen dar, mit Begehren, daß er drauff ſchlagen ſolte, zu bedeuten, daß es willig wære noch anitzo, alle væterliche Erinnerung, und wenn ſie auch mit Schlægen geſchehen ſolte, zu erdulden. 8. Unterſtund es ſich, den Vater mit dem Stuhl aufzuheben, und von der Stelle zu verſetzen, anzuzeigen, wie bereit es wære, da es nœthig, den alten ſchwachen Vater zu heben und zu tragen. 9. Kniet es nieder, und begehrte den væterlichen Segen, welchen es auch empfieng, dabey aber dem Vater für Freuden die Augen übergiengen. Gotthold hœrte und ſahe dieſes, und ſprach: Nun bekenne ich, daß ich mein lebelang kein lieblicher Spiel geſehen habe: Wenn ihr alſo ſpielet, wie Tugend voll, muß dann euer Ernſt ſeyn? Hie ſpielen die Engel mit, und der Hœchſte ſiehet zu, und freuet ſich: Mein Gott, ich halts vor die hœchſte Stuffe zeitlicher Wohlfarth, gottſelige und wolgerathene Kinder haben. Gönne mir dieſes, mein Vater, daß ich dir mit Freuden-Thræ-nen dancken mœge.

XLIII. Die Wolcken.

NAchdem es eine Weile geregnet, und nunmehr ein mæßiger Oſtwind begunte die Wolcken zu vertreiben, gieng Gotthold ins Feld hinaus, danckte ſeinem Gott vor das fruchtbare Gewitter, und als er die Augen gen Himmel erhub, und die ſchwebende Wolcken anſahe, ſprach er bey ſich ſelbſt: Mein Gott! da ziehen ſie hin, deine Wagen, darauff du (daß mich armen Menſchen, auff Menſchen Weiſe reden:) luſtiren fæhreſt, und deine Æcker, Gærten, Wieſen, Wælder und Felder beſichtigeſt; Die Bettler lauffen hinter reicher Leute Currethen und Gutſchen her, geilen und gelffern um eine Allmoſen: Wir, mein Gott, ſind alle deine Bettler, und ſchreyen dir nach, wann du auff den Wolcken fæhreſt: Gib uns unſer tæglich Brod: Die Wolcken ſind dein Spreng-Krug, damit du als ein Gærtner zur dürren Zeit unſer trocknes Land befeuchteſt: Sie ſind deine künſtliche Waſſerzieher, durch welche du das Waſſer in die Hœhe führeſt, und von dannen im Regen mit Segen, nach aller unſer Nothdurfft herunter leiteſt: Sie ſind dein guter Schatz mit Wein, Bier, Oel, Butter, Korn, Maltz und Schmaltz gefüllet, welche du, wenns deiner Güte beliebet, eröffneſt, und ſættigeſt alles was lebt mit Wohlgefallen: Sie ſind deine groſſe Decke, damit du, nach Gut befinden, die Gewæchſe überzeuchſt und überhülleſt, daß ſie nicht in anhaltender ſcharffen Hitze ausgefafftet und verderbt werden: Sie ſind auch zuweiln dein Zeughauß, darinnen dein Geſchütz, Kraut und Loth, Donner und Blitz, meyne ich, verwahret wird, damit du entweder die Menſchen-Kinder væterlich ſchreckeſt, oder mæchtiglich ſtraffeſt. Nun mein Gott, ich ſehe an, dieſes dein herrliches Geſchöpff, in Demuth und ſchuldigſter Danckbarkeit, wann ſoll ich aber, mein Herr Jesu, ſehen die Wolcken, in welchen du wirſt wie-

der kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten? Das wird wohl eine Wolcke seyn? wie die zwischen den Israeliten und Egyptiern, welche jenen Licht, und diesen ein Finsterniß war. (2. Buch Mosis XIV, 20) Also werden deine Gläubigen in deiner Thron-Wolcken lauter Licht, und die Gottlosen lauter Finsterniß finden. Hilff, mein Herr und mein Gott, daß ich hieran allezeit gedencke, deiner Wiederkunfft stets in guter Bereitschafft erwarte, und endlich mit allen Auserwehlten in den Wolcken dir entgegen gerückt, bey dir allezeit seyn möge!

LI. Die Rœthe.

Es ward einen jungen Mægdlein in Beyseyn Gottholds, wegen einiger unziemlicher Sitten, von seiner Mutter verweißlich zugeredt, darüber dasselbe gantz errœthete, und mit thrænenden Augen sich in einen Winckel setzte: Dazu sagte Gotthold: Wie schœn habt ihr doch euer Töchterlein gemacht, mit diesem geringen Verweiß: Diese purpurrothe Farbe, und silberhell Thrænen, stehen ihr zierlicher an, als das rothe Gold und die schœnsten Perlen, massen man diese, auch einem unverschæmten frechen Balg, umhängen kann, jene aber bey den sittigsten Naturen sich nur erzeigen. Eine Rose, in voller Blüte stehend, und mit den hellesten Thau-Tropffen bethrænet, ist nicht so schœn, als ein solches Kind, das seines Versehens halber, auff seiner Eltern Zureden errœthet, und mit Thrænen seinen Übel-Stand beklaget: Dis ist der Schild, den die Natur ausgehangen hat, zu bedeuten, wo die Keuschheit und Erbarkeit wohnet. Lasset uns aber auch bey dieser Begebenheit Anlaß zu gottseligen Gedancken nehmen; Sehet, wie ein Glied des Leibes mit dem andern es so treulich hält: Wann dem Gesicht etwas widriges und schamwürdiges begegnet, so erregt sich so bald das Hertz, und sendet demselben einen Guß Geblüts zu, damit es sich gleichsam verhüllen, und der Schand entbrechen soll: So aber dem Hertzen ein Unfall zustœst, durch groffen Eifer, plötzliches Schrecken oder Furcht, so verleurt sich unterm Gesicht alles Blut und eilet dem nothleidenden Hertzen zu Hülffe, daher in solchen Begebenheiten die Menschen erblassen: So soll es unter uns Christen auch seyn, weil wir unter einander Glieder sind: Einer soll des andern Schande, so viel mœglich, und mit gutem Gewissen geschehen kann, helffen verdecken, seine Noth ihm lassen zu Hertzen gehen, und ihm in allerley Fällen zu Hülff eilen, als er kann und mag. Allein, weil man bey wenig Leuten solches spüret, fehlets nicht, es müssen wenig guter Christen seyn. Mein Gott, jetzt sind die Zeiten da die Ungerechtigkeit hat überhand genommen, und die Liebe in vieler Hertzen erkaltet ist. (*Matth. XXIV, 12.*) Es werden jedennoch wenig seyn, die das Feuer Christlicher Liebe gern erhalten wolten: Laß mich, mein Vater, unter den Wenigen seyn.

DAS DRITTE HUNDERT.

VII. Die Erndte.

Als Gotthold zur Erndte-Zeit vor einer Stadt mit etlichen guten Freunden spatziren gieng, fieng einer unter ihnen an und sagte: Lieber Gott! wie eilet itzt schon alles, als Berg ab, dem betrübten und kalten Winter zu! Man hœret nicht ein Vœgleiu mehr, die Lerche betrübt sich, daß sie siehet das Getrüide abmehen und wegführen, und ihr ein leeres Feld hinterbleiben; Gotthold sagte hierauf: Die Vœgel singen am meisten zur Frühlings-Zeit, im Sommer aber schweigen sie; Meines Erachtens, hats der fromme und milde Gott auch darum so verordnet, daß uns im Frühling, da die lieben Früchte erst im Wachsthum stehen, und wir ihrer uns nur in Hoff-

nung freuen, die Vœgel mit ihrem Gefang zum Lobe Gottes auffmuntern möchten: Hernach aber, wann wir beginnen der mancherley Gaben Gottes würcklich zu genieſſen, und das liebe Korn mit vielen tauſend Fudern in unſere Scheuren bringen, da ſchweigen die Vœgel ſtille, als hielten ſie es für unnœthig, daß ſie uns Gott zu preiſen erinnern ſolten, weil wir ja bey Genieſſung ſo mancherley Güter, den milden Geber derſelben zu loben nicht vergeſſen werden. Sehet euch itzt um, ihr werdet hie und dort her ein Fuder Korn nach dem andern fahren ſehen, meynet ihr wohl, daß der milde Vater, der das Korn aus der Erden wachſen läſſet, vor ein jedwedes, ein danckbares Lob zu erwarten hat? Da ihm doch vor eine jedwede Ähre ſolches gebühret, weil aller Menſchen Verſtand und Vermœgen, ohn ihm nicht eine einige aus der Erden hervorbringen kann: Ich ſehe die Ähren nicht anders an, als ſo viel tauſend auffgereckte Finger, die gen Himmel weiſen, und mir Gott im Himmel zu loben, Anlaß geben. Ach heiliger Gott! wenn wir dich nur ſo lang loben, lieben, und nach deinem Willen leben wolten, als du uns Gutes thuſt, ſo würde unſer Hertz von deiner Liebe, unſer Mund von deinem Preiſe, und unſer Wandel von deiner Furcht nimmer ledig ſeyn!

CHRISTIAN WEISE.

AUS DEM NACHSPIEL VON TOBIAS UND DER SCHWALBE.

Chriſtian Weiſens Zittauiſches *Theatrum* Wie ſolches *Anno M.DC.LXXXII. præſentiret* worden, Beſtehende in drey unterſchiedenen Spielen. 1. von Jacobs doppelter Heyrath. 2. von dem *Neapolitaniſchen* Rebellen *Maſaniello.* 3. In einer *Parodie* eines neuen Peter Sqvenzens von lantern *Abſurdis Comicis.* *Dresden 1699.* 8°.

Beſonderer Titel dieſes letztern: Luſtiges Nachſpiel, Wie etwan vor dieſem von Peter Sqventz auffgeführet worden, von Tobias und der Schwalbe, gehalten Den 12. *Febr.* 1682.

ERSTER HANDLUNG ANDERER AUFFTRITT.

Robert, Sighart. Curſi.

Rob. Iſt es nicht ein Jammer, daß mir die eingebildete Kurtzweil ſo viel Verdrießlichkeit machet. Ich beredete meinen gnædigſten Herren, er ſolte ſich gefallen laſſen, bey der gegenwärtigen *Feſtivitæt* eine ſchlechte Bauer-Comœdie anzuſehen, und vermeinete, es würde ſich etwan ein Schalmeiſter in ſeiner Kunſt ſehen laſſen. Aber nun werde ich faſt von ſo viellen Kerlen überlauffen, als wir Apoſtel haben, und jemehr ein jedweder wil befördert ſein, deſto weniger kan ich Mittel finden alle Narren zuvergnügen.

Sigh. So geths wer ein Spiel mit Narren anfängt, der hat groß Glücke, wenn ihm nichts närriſches dabey begegnet.

Rob. Doch haben wir den Vortheil, daß wir ſie närriſch tracktiren, und alſo den Ausſchlag auch fein närriſch ſehen. Doch was wird unſer Cantzley Diener bringen? Ich halte immer, es wird ein neuer *Sollicitante* vor der Thüre ſeyn.

Curf. Mein Herr der Schulmeiſter von Bettelrode läſt ſich gar ſchœn befehlen, und bittet, ob er nicht *Audientz* haben könne.

Rob. Was iſt ſein Anbringen?

Curf. Allem Anſehen nach wil er eine Comœdie übergeben.

Rob. Wir haben uns doch zu dieſer närriſchen Arbeit einmahl verſtanden. Laſt ihn nur herein kommen.

Curf. Er iſt von gewaltigen Ceremonien.

Rob. Das mag ſeyn. Er muß lange reden, ehe er uns zu Tode *Complimentiret*.

ERSTER HANDLUNG DRITTER AUFFTRIT.

Robert, Sighart, Bonifacius.

Bon. Meinen gebietenden Herren und ſeiner wohlweiſen *Magnificentz* meinen unterthænigſten Gruß, und alles liebes und gutes anvor.

Rob. Groſſen Danck guter Freund, Gott gebe euch wieder ſo viel. Wer ſeyd ihr?

Bon. Mein Nahme iſt *Bonifacius* Lauten-Sack, wolbeſtallter Kirch-Schreiber zu Bettelrode.

Rob. Wer iſt den Schulmeiſter daſelbſt?

Bon. Ich habe es als Kirchenſchreiber zu verwalten: doch weil unſer Dorff eines von den beſten iſt, ſo haben Richter und Älteſten vor acht Jahren einen Schluß gemacht, daß ſie nichtmehr einen Schulmeiſter, ſondern einen Kirchſchreiber wollen annehmen.

Rob. Nun, nun, ſo ſeh ich wol, wenn der Kirch-Schreiber die Chor-Treppe herunter fällt, ſo ſteth ein Schulmeiſter wieder auff. Aber worin beſtehet euer Anbringen?

Bon. (*Ad Spectat.*) Das kan mich kräncken, daß mich die Herren ſolch unnœthig Ding fragen, darüber vergeſſe ich meine Reden: ich möchte immer um einen Abtrit bitten, daß mich mein Sohn drauſſen noch einmahl überhœren könte.

Rob. Nun wie ſteths, was habt ihr vor ein Anliegen?

Bon. Es iſt mir leyd, ich möchte die Herren in ihren Ambtsgeſchäfften ſtœren.

Rob. Was hilffts? wir ſind deswegen da, machts nur ſein kurtz, ſo viel als mœglich iſt.

Bon. Drum bitte ich auch *pro primo*, ſie wollen mir Ehrengünſtig verzeihen, daß ich ihr wohlweiſe *Magnificentz* verſtœre.

Rob. Gebt euch doch zu frieden. Es iſt hiervon nichts zugedencken.

Bon. Aber ſoll mir die Grobheit verziehen ſeyn?

Rob. Ja doch ja, begeht nur keine Grobheit und haltet uns lange auff.

Bon. Aber woran ſoll ich erkennen, daß ich dem Herrn gelegen komme?

Rob. Wir wollen euch geduldig hœren.

Bon. Ja ich ſehe es wohl lieber, wenn ich dürffte nieder ſitzen, in unſern Dorff-Gerichten bin ich gleichwol eine ſitzende Perſon.

Rob. *Curſi* bringet doch einen Stuhl her, daß der ehrliche Mann ſitzen kan.

Bon. Es wære wol auch hübſch wenn mir eine Ehre angethan würde.

Rob. Wenn ich den Vortrag wüſte, ſo ſolten mir auch ein Paar Kannen Bier nicht aus Hertze gewachſen ſeyn. Doch woriane beruhet die Sache.

Bon. Ihr Wohlweiſen *Magnificentzen* verzeihen mir, ich hatte mich gar fein darauff geſchickt gemacht, wie ich reden wolte; aber ich habe den Anfang vergeſſen, ich kan nicht wieder drauf kommen, und wenn ich nun nicht viel guts machen werde, ſo möchten ſie wol dencken, ich hätte ſie verachtet, und hätte ihnen zum Schimpfe nicht reden wollen.

Rob. Wir wollen euch vom Schimpffe *abſolviren*, erlœſt uns nur bald von der Ungedult.

Bon. Je nun, ich habe auf gnædigſten Befehl ihr Hochweiſen *Magnificentzen* dem Hochgræflichen Geburts-Tage zu Ehren eine ſchœne troſtreiche *Comœdie* gemacht, die wolte ich

nun überreichen und *dedicir*en, auch wenn es seyn solte, öffentlich halten und *agir*en.

Rob. Es ist gar gut, daß ihr seyd gehorsam gewest: Allein ich kan euch nicht verhalten, daß sich andere Künstler und *Compositi*sten mehr eingefunden haben.

Bon. Das kan mir nicht schaden, ich weiß doch, daß meine *Comœdie* die allerbeste seyn wird. Ich bin auff der *Universitæt* gewesen: Aber wo woltens die andern Flegel gelernet haben?

Rob. Ey, ey, schimpfft ihr niemanden: wer das Lob verdienet hat, dem solls wohl bleiben. Aber von was handelt die *Comœdie*?

Bon. Weil ich meiner *Profession* nach ein Kirchenschreiber bin, so habe ich doch ein Geistlich Stück erwehlen müssen, von dem alten Tobias und der Schwalbe.

Rob. Pfuy mit dem garstigen Stücke!

Bon. Ich habe mich beflissen, daß die garstigen Sachen alle daraus blieben sind: und ich weiß, wer die Hertzbrechenden Worte und die andern Künste betrachten wird, der wird gestehen müssen, der Kirchschreiber zu Bettelrode möchte vor einen halben Geistlichen paßiren.

Curf. Mein Herr die *Comœdianten* haben sich versammlet, und wollen gerne wissen, was sie mit ihren *Comœdien* thun sollen?

Rob. Sind ihrer viel?

Curf. Ich habe das Verzeichniß auf dem Zettel.

Rob. Herr *Bonifacius* setzt euch auff die Seite hin, wir wollen einen nach dem andern vornehmen. Aber Herr *College* er wird reden müssen, daß es einem nicht zu sauer wird.

Sigh. Es ist gar gut. Doch in was vor Ordnung sollen sie verlesen werden.

Curf. Ich habe die Nahmen angeschrieben, wie sich einer nach dem andern angemeldet hat.

[Er fängt an aus dem Zettel überlaut zu lesen:

Stephen Thats, wohlbestalter Blasebalg-Treter zu Lemmerswalde.]

ZWEYTER HANDLUNG VIERDTER AUFFTRITT.

Die Vorigen und *Stephen*.

Steph. Herr das bin ich.

Sigh. Seyd ihr der Blasebalg-Treter?

Steph. Ja, was meine ehrliche Ankunfft, Leben und Wandel betrifft, so bin ich ein Blasebalgtreters Sohn, und bin auch numehr in meines seel. Vaters Fußstapffen getreten.

Sigh. Aber wie geht euch das Blasebalgtreten ab? ich sehe wohl, ihr habt ein lahm Bein.

Steph. O mein seel. Vater hatte gar keine Beine, und koudte doch sein Ampt noch so ziemlich verrichten. Er hat den Organisten manchen Geistreichen Gesang zugeblasen.

Sigh. So hat er gewiß die Blasebälge mit der Nase treten müssen.

Steph. Ach nein verstehet mich nur recht. Die Blasebälge liegen überm Kirch-Gewölbe, da gehen ein paar Stricke herunter, und wenn iemand daran zeucht, so sind die Blasebälge getreten.

Sigh. Das heist aber gegriffen und nicht getreten.

Steph. Wer kan darvor, daß der Nahme in der Cantzeley aufkommen ist. Heist doch mancher auch ein Postreuter und muß allemahl zu Fusse lauffen.

Sigh. Nun wie dem allen, was habt ihr vor ein Anbringen?

Steph. Ich habe eine Comœdie, und wenn ich irgend nicht ankæme, so bitte ich um geschwinde abfertigung. Ich kan nicht lange von Hause bleiben.

Sigh. Ihr werdet wegen der Orgel zu eilen haben. Denn ein ander kan doch die Blaßbälge nicht so juste nach dem Tacte treten.

Steph. Nun seht Herr, ich kriege des Jahres einen halben Thaler Besoldung: wenn ich nun einen Sontag auffen bleibe, so muß ich flugs einem andern einen Zweyer geben, ders vor mich thut.

Sigh. Vielleicht habt ihr etwas zu hoffen, davon ihr manchen Dreyer werdet bezahlen können.

Steph. Niemand wære lieber zu frieden als ich.

Sigh. Aber von was handelt die Comœdie?

Steph. Ein Mann wie ich ſteckt voller Blaſebälge: Ich habe ein Gefpræche zwiſchen den vier Winden aufgeſetzt, die dem Wandersmanne den Mantel nehmen wolten: endlich kömt die liebe Sonne darzu, und thut ſo gar eine trœſtliche Rede, die ein iedweder Chriſte wohl abſchreiben möchte.

Sigh. Aber wo habt ihr ſolche Kunſt her, daß ihr gleichwohl eine Comœdie ſchreiben könt?

Steph. Unſer Herr Organiſt hat auf den Morgen immer ſolche Kopffſchmertzen, ſo läſt er mich manchmahl in die Schule kommen, daß ich die kleinen Kinder überhœre. Nun ſeth ihrs wohl, wer halbicht ein Handlanger iſt bey der lieben Weißheit, dem fähret immer was kluges in den Halß, das er zu einer Zeit wieder von ſich geben kan.

Sigh. Nun es iſt gut, ſetzt euch dort neben den fremden Mann.

ERSTER HANDLUNG FÜNFFTER AUFFTRIT.

Die Vorigen und *Veit.*

Curf. (Ruft.) *Veit* Habermuß, wolbeſtellter *Aviſen*-Sänger und Zeitungsſchreiber zu Hahnbeiſſe.

Veit. Herr das bin ich.

Rob. Habt ihr auch eine Comœdie gemacht?

Veit. So viel als ich bey meinem ſchweren AviſenSingen geleruet habe, ſoviel iſt auf einmahl in der gegenwärtigen *Invention* ausgeſchüttet worden.

Rob. Was habt ihr bey dieſem Ampte zu thun?

Veit. Ich muß zuſehen, daß die alten getruckten Zeitungen in dieſem Jahre wieder auffgeleget werden. Denn es geſchicht doch nichts neues unter der Sonnen.

Rob. So kan euch das Zeitungs-ſchreiben nicht ſchwer fallen.

Veit. Aber es iſt eine Kunſt, wenn man altes und neues vermengen kan. Ich halte einen Bettler in Beſtallung, der bettelt ſich alle Jahr biß auf Venedig, und wenn er wieder heim kömt, ſo bringt er ſo viel Hiſtorien und Wunderzeichen mit, daß ich zehn Jahr daran zu machen hätte, wenn ich alles ſolte in Verſe bringen.

Rob. Aber der Bettler wird doch über alles einen geſiegelten Brieff haben, ob es auch wahr iſt.

Veit. Wer fraget nach dem Siegel? Wenn der Qvarck gedruckt iſt, ſo halten die Bauern mehr darauff, als wenn er beſiegelt wære.

Rob. So ſehe ich wohl, es wil euch an der Materie zu einem kurtzweiligen Poſſen-Spiele nicht gemangelt haben,

Veit. Ach nein. Wer ſo viel ſchreckliche Wunderzeichen abſingen muß, der läſt ſich die Poſſen wol vergehen. Ich habe die Materie genommen aus den neulichſten Aviſen, und das iſt eine Friedens-Comœdie zwiſchen dem Türcken und Moſcowiter.

Rob. Es wird furchtſam anzuſehen ſeyn. Nun ſetzt euch dort nieder, die andern wollen das ihrige auch vorbringen.

ERSTER HANDLUNG SECHSTER AUFFTRIT.

Die Vorigen und *Melcher.*

Curf. Melcher Tummernix, wolbeſtellter Cantor zu Qverleqvitſch.

Melch. Herr das bin ich.

Sigh. Seyd ihr der Cantor zu Qverleqvitſch?

Melch. Ja Herr, ſo weit habe ichs in meinem Studieren gebracht.

Sigh. Ich meinte aber, das ſchlechte Dorff könte kaum einen Schulmeiſter ernähren.

Melch. Der Herr laſſe ſich berichten. In der That ich ſelber bin nicht mehr als ein

Schulmeiſter; Aber mein ſeel. Vorfahre war ein *Exulante*, und hatte anderswo vor einen Cantor gedienet; So thatens ihm die Bauern zu Troſte und hieſſen ihn Cantor. Nun freuete ich ſeine hinterlaſſene Wittwe, die war einmahl in *Poſſeſſion*, daß ſie Fr. Cantorin hieß, alſo geſchach es der lieben Frauen zu gefallen, daß ich auch als ein *Cantor* biß auff die Stunde bin *reſpectiret* worden, ob ich gleich in Züchten und in Ehren zu melden ſchon das vierdte mahl habe zur Hochzeit bitten laſſen.

Sigh. Ihr könnet eure Sachen gut vorbringen. Ich halte, ihr ſeyd im Dorffe gar Stadt-Schreiber, und helfft Kauff-Briefe und Erb-ſonderung machen.

Melch. Ja wenn ſich die Sache über fünff Gülden nicht beläufft, ſo kan ich doch wol eine Kanne Bier darneben verdienen.

Sigh. Aber wo habt ihr eure Künſte gelernet?

Melch. Ich bin mit den Vaganten in der Welt herumgezogen, und da habe ich ſo viel gelernet, daß mich keiner verrathen ſoll.

Sigh. Ey ſo werdet ihr auch eine artige *Comœdie inventiret* haben.

Melch. Ich weiß nicht, wie ich zu den Geiſtlichen Gedancken kommen war; die *Materie* vom verlohrnen Sohn hat mir gefallen. Denn bey ſeiner Schweintreiberey iſt er nicht beſſer geweſen, als ein Vagante.

Sigh. Nun, nun, ſetzt euch zu den andern hin, ihr ſolt euren Beſcheid haben.

ERSTER HANDLUNG SIEBENDER AUFFTRIT.

Die vorigen und *Detlef*.

Curſi. Detlef, Ziegenſchwantz, wohlbeſtellter Sackpfeiffer und Vogelſteller zu Plumpenau.

Detlef. Herr das bin ich.

Rob. Ey, ey, guter Freund, habt ihr auch eine *Comœdie* gemacht?

Det. Ja, ich habe mein Pfund nicht vergraben wollen, wie der Schalcksknecht.

Rob. Aber es iſt gleichwohl ſchrecklich, daß ein Mann zugleich Sackpfeiffer und Vogelſteller iſt.

Det. Ach Herr, es ſind zwey Handwercke, die ſchicken ſich ſo nett zuſammen, daß ich mich vor den glückſeligſten Menſchen achte.

Rob. Ich weiß nicht, ob ich mirs umſonſt einbilden kan.

Det. Herr, wenn ich Vogel ſtelle, ſo fange ich entweder etwas, oder nichts.

Rob. Es iſt wahr.

Det. Fange ich nichts: ſo iſts wol ein ſchändlicher Verdruß, und meine Frau kömt mir wol mit der ſchweren Hand übern Buckel: Aber damit greiffe ich zu der Sackpfeiffe, ſo kan ich alle böſe Geiſter damit vertreiben. Fange ich etwas: ſo iſt es entweder todt oder lebendig.

Rob. Gewiß, an euch iſt ein guter *Philoſophus* verdorben.

Det. Verſteht mich nur recht. Fange ich etwas Todtes, ſo hab ich meine Bezahlung: Fange ich etwas lebendiges, ſo krig ich meine Sackpfeiffe, und richte die Sperlinge ab, daß ſie ſo gut pfeiffen können, als die Canarien-Vœgel.

Rob. Aber wo habt ihr lernen *Comœdien* machen?

Det. Mein Lehr-Printz ſpielte in der Sackpfeiffe auff den Dörffern allemahl von den Heiligen drey Kœnigen, und da muſt ich manchmal das Öchslein und das Eſelein mit *agiren*, ſo hab ich doch was begriffen, daß mich die Herrn von Adel in meiner Gegend gar gerne um ſich leiden können.

Rob. Aber ich wil nicht hoffen, daß ihr mir ein Stücke bringet, das ſchon *agiret* iſt.

Det. Ey Herr ich wil es aus der *Comœdie* beweiſen, das letzte Lied iſt kaum

halb fertig, wo wolte ichs denn gantz geſpielet haben?

Rob. Aber was iſt der Innhalt?

Det. Es iſt mit dem Hoff-*Stylo* zu reden, eine *Muſicali*ſche *Opera* von der verliebten Schæferin, die ich mit ſieben Perſonen auf meine eigene Hand ohne *Adjuvanten* aus meiner Sackpfeiffe *agiren* kan.

Rob. Ihr müſt mir wohl ein närriſcher Kerl ſeyn. Wer kan denn zu gleich ſingen und pfeiffen?

Det. Ey Herr, wenn meine Sackpfeiffe keinen Blaſebalg hätte?

Rob. Nun, nun, ihr habt euch wohl verantwortet, ſetzt euch hin und erwartet, was euch vor ein Schluß wird *communiciret* werden.

ERSTER HANDLUNG ACHTER AUFFTRIT.

Die vorigen und *Grolmus*.

Curf. *Grolmus* Wetterhahn wohlbeſtellter Glocken-Läuter zu Rumpels-Kirche.

Grol. Herr, das bin ich.

Sigh. Seyd ihr ein Glocken-Läuter, und könnt *Comœdien* machen?

Grol. Ja Herr, das Glocken-Läuten iſt zweyerley, wer den Calender ſo im Kopffe haben muß, als unſer einer zu Rumpelskirche, der lernet wol ſeine fünff Sinnen zuſammen nehmen.

Sigh. Ey, iſt das Ampt ſo beſchwerlich?

Grol. Herr, auff unſerm Kirchthurme haben wir zwey Glocken, ſie ſind zwar alle ziemlich klein, doch zum Unterſcheide, und um geliebter Nachricht willen, heiſſen wir eine die kleine, und die andere die groſſe.

Sigh. Da gehœret nicht viel Kopf-brechens darzu.

Grol. Hœrt nur weiter: Nun iſt unſer Dorff ſo weitläufftig gebaut, und der vornehme Stand bringets auch mit, daß wir allemahl mit zwey Glocken läuten. Wenn ich nun mit der kleinen Glocke anfange, ſo wiſſen die Leute das kein Feſt-Tag iſt, fange ich aber mit der groſſen an, und mit der kleinen drauff, ſo iſt gewiß ein Feyer-Tag im Dorffe. Wer nun das rothe im Calender nicht verſtehet, dem wil ich meinen Glockenſtrang in die Hand geben, er ſoll mir Schweine genung machen.

Sigh. Aber wer das verrichten wil, der lernet deßwegen keine *Comœdien* machen.

Grol. Aus der Glocke fallen mir freylich keine Künſte herunter: Aber wer einmahl in der Kirche auffwarten hilfft, dem iſt doch flugs, als wenn er gegen andern Leuten beſſer wære.

Sigh. Ich wünſche euch Glücke zur Einbildung. Aber von was handelt eure Comœdie?

Grol. Ich habe die traurige Geſchicht vom Glockengieſſer zu Halberſtadt, der vor etlichen hundert Jahren ſeinen Geſellen erſtochen hat, in reimweiſichte Verſe gebracht.

Sigh. Die *Pedes* werden euch nicht fehlen, denn die *Scanſion* habt ihr ſchon am Glockenſtrange.

Grol. O mit mir darff niemand Hebræiſch reden.

Sigh. So ſetzt euch hin und erwartet unſere deutſche *Reſolution*.

ERSTER HANDLUNG NEUNDTER AUFFTRIT.

Die vorigen und *Peter*.

Curf. *Peter* Meſſert, wohl beſtellter Kartenmacher zum Jachandelberge.

Peter. Herr das bin ich.

Rob. Seyd ihr ein wohlbeſtalter Kartenmacher?

Pet. Ja Herr, ich meyn es, daß ich den Titul verdiene.

Rob. Wer hat euch denn beſtallt?

Pet. Der jenige, der mir das *Privilegium* geben hat, wenn ein ander Kartenmacher in mein Gehege komt, ſo gebe ich ihm ſo lange Maulſchellen biß er wieder davon geht.

Rob. Ich hœre wohl, ihr habt ein geſchenckt Handwerck unter einander. Aber woher ſeyd

ihr wohlbeſtellt? Ich halte, wenn dieſer oder jener die Kartenmacher holete, ſo beliebe es dennoch in der Welt gar wohl beſtelt.

Pet. Herr, ich habe zuthun, das ich meine Comœdie *defendire*, das ſind Sachen, wie man im Karten-Spielen zu reden pfleget, die aufs NebenTiſchgen gehœren.

Rob. So ſagt mir nur, wo habt ihr die Künſte gelernet?

Pet. Mein Vater that mich zu einem Meiſter-Sänger, da ſolte ich lernen Vexier-Karten machen, daß ich nun bey meinem Lehr-Herrn weiter kommen bin, als mein Vater vermeynet hat, davor kan der ehrliche Mann nicht, und ich kan auch nicht davor, daß mir die überleye Kunſt den Bauch zerreiſſen wil.

Rob. Aber was habt ihr vor ein Stücke?

Pet. Herr, es iſt eine *Materie* voller *Maſchinen*: denn wir Kartenmacher haben die Pappen und Farben ſelber.

Rob. Ich wil den Inhalt wiſſen.

Pet. Die Comœdie handelt von den H. vier Kœnigen, welche ſich um die Welt ſo wohl verdienet haben, daß ſie nun in das Buch der Ewigkeit ſind eingeſchrieben worden.

Rob. Dartzu gehœret ein Poſſen-Spiel von beyden Scherwentzeln. Doch ſetzt euch hin.

(Hier fangen ſie auff ihren Stülgen ſehr unverſchamt an zu murmeln.)

Sigh. Unſere Comœdianten überhœren ſich gewiß in ihren Partheyen.

Rob. Ich halte ſie haben vergeſſen, wer ſie verſchrieben hat. Ihr Bernhenteriſchen Kerlen, wenn ich in meiner Stube wil was geſchnattertes haben, ſo laße ich mir ein Dutzend Gänſe bringen, die kœnnens beſſer als ihr. Wer nur ein Wort ſprechen wird, der ſol die Hoffnung zu ſeiner Comœdie verlohren haben.

(Sie ſchweigen alle ſtille.)

ERSTER HANDLUNG ZEHNDER AUFFTRIT.

Die vorigen und *Kilian*.

Curſ. *Kilian* Schwalben-Neſt, wohlbeſtalter Todtengræber zur Eſels-Wieſe.

Kil. Herr das bin ich.

Sigh. Heiſt ihr Schwalbenneſt?

Kil. Ja Herr, ich habe den Nahmen von meinem ſeel. Vater geerbet, der iſt in der Schencke gleich unter einem Schwalben-Neſte gefunden worden. Die Leute meyneten zwar, es wære eine fremde Kœnigin durch gereiſet, und hätte ihn hingeleget? aber weil die Mittel nicht da waren, ſo kunte er ſeinen Kœniglichen Stand nicht ausführen, und deßwegen bin ich ein Todtengræber worden, wenn ich irgend ein alt Kœniglich Begræbniß mit einem Schatze finde, daß ich hernach meinen Kœniglichen Stand anfangen kan.

Sigh. Haben die Leute zur Eſelswieſe ſo einen vornehmen Todtengræber, ſo wil ich gerne ſehen, was der Gerichts-Schultze vor einen Stammbaum hat.

Kil. Es geht, wie dort geſchrieben ſtehet: Die Knechte reiten, und die Herren gehn zu Fuſſe.

Sigh. Aber wo ſeyd ihr gleichwol hinter die Sprünge kommen, daß ihr euch unterſtehet eine Comœdie zu machen.

Kil. Herr in unſerm Lande ſchreiben die Leute ſo feine Sprüchelgen an die Särge, die habe ich mir alle in ein Buch zuſammen geſchrieben, und mich deucht, je mehr ich drinnen leſe, deſto hurtiger werde ich was neues zu machen.

Sigh. Es läſt ſich hœren. Aber von was handelt die *Comœdie?*

Kil. Von Daniel in der Lœwen-Grube.

Sigh. Wie ſeyd ihr auff dieſe *Materie* kommen?

Kil. Ich dachte, wenn irgend die *Comœdie* ſolte geſpielet werden, ſo könte ich

als ein Todtengræber, die Lœwengrube ſelber graben, und dürffte nicht lange andere Leute anſprechen: denn ich habe einen Kopff vor mich, und ehe ich lange bitten wil, ſo laſſe ichs bleiben.

Sigh. So hœre ich wohl, ihr wolt auch uns nicht gute Worte geben.

Kil. Ey groſſe Herren weiß ich wohl zu *reſpectiren*. Ach er ſey gebethen und helffe mir zur *Comœdie*, ich wil ihm und ſeinen Kindern das Grab umbſonſt machen.

Sigh. Noch zur Zeit habe ich kein Verlangen, daß ich wolte auf der Eſelswieſe begraben werden. Sezt euch nur hin.

ERSTER HANDLUNG ELFFTER AUFFTRIT.

Die vorigen und *Alexander*.

Curf. Alexander Wunderlich, vornehmer Otterfänger und Theriacks-Händler zu Purlewitz.

Alex. Herr das bin ich.

Rob. Ich hœre ihr ſeyd ein vornehmer Mann, ſolche Leute habe ich nicht gerne bey mir, die etwas eher nehmen wollen, als ich.

Alex. Mein Herr, ich habe mich ſo unterſchrieben, wie ich auff den Hochzeiten bey uns verleſen werde.

Rob. Doch habt ihr mit eurem Ungeziefer und mit dem garſtigen Theriace nicht genung zu thun, das ihr der *Comœdien* darbey vergeſſet?

Alex. Ach mein *Patron* ich ziehe auff den Märckten herum, und weil die Wahren heutiges Tages nicht viel gelten, ſo muß ich bißweilen ſo ein Poſſen-Spiel darneben machen, daß die Leute zuſammen kommen.

Rob. Ich ſehe wohl, ihr habt eure Perſon am beſten *legitimiret*. Aber was habt ihr vor eine Hiſtorie zu eurer Comœdie ausgeſehen?

Alex. Von Ritter S. Georg mit dem Lind-Wurme. Denn ich müſte doch der Ritter George ſeyn, ſo wüſte ich am beſten wo ich den Wurm hinſtechen ſolte.

Rob. Ich weiß die Sache nicht zu tadeln, ſetzt euch zu den andern.

ERSTER HANDLUNG ZWÖLFFTER AUFFTRIT.

Die Vorigen und *Merten*.

Curf. Merten Fuchs, wohlbeſtalter Sterngucker, Calendermacher, und Wein-*Viſirer* zu Ochſenfurt.

Mert. Herr das bin ich.

Sigh. Ich habe lange auff einen Calendermacher gewartet. Denn mich dünckt, heutiges Tages machen die Leute, die beſten Poſſen.

Mert. Ja, es wære wol etwas, wenn auch die Poſſen bezahlt würden. Ich ſetze in meine Calender ſo ſchœne Sachen, daß ich mich möchte puclicht darüber lachen, aber wo wirds belohnt?

Rob. Wo habts ihr gelernt? Denn es iſt viel, daß man nach den Sternen guckt, und den Wein zugleich *viſiret*: Mit den Sternen gehts über ſich, und mit dem Weinfaß unter ſich.

Mert. Ich bilde mir die gantze Welt ein, wie ein groß Faß, ſo *viſire* ich immer fort, biß an den hœchſten Stern.

Rob. Aber es möchte an dem *Viſir*-Stabe mangeln.

Mert. Mein Troſt iſt dieſer, wenn ich mich gleich um ein oder zwey paar hundert tauſend Meilen verrechne, ſo kan mich doch niemand anders überweiſen. Und darzu im Faſſe rechne ich die Kannen, im Jahre die Tage, iſt das nicht Kunſt genung?

Rob. Ich bin zu frieden. Doch was haben wir vor eine *Comœdie* zu hoffen, ſie wird doch etwas nach dem Weinfaſſe, oder nach einem Calender riechen?

Mert. Freylich geht es am beſten von der Feder, wenn man bey ſeiner *Profeſſion* bleibt:

Es ist die anmuthige Historie vom *Diogenes*, der im Weinfasse gewohnet hat.

Rob. Ich dachte vom Grafen von Clarentz, der im Weinfasse ersoffen ist. Setzt euch hin, und erwartet unsern Bescheid.

ERSTER HANDLUNG DREYZEHNDER AUFFTRIT.

Die vorigen und *Nicodemus*.

Curf. Nicodemus Leyermann, wohlverdienter Siegelgræber, Bildschnitzer, Mahler, Korb- und Sandseigermacher auff der Lausche.

Nic. Herr, das bin ich.

Sigh. Ihr habt fünff Ämter, wenn ein jedwedes zu einem *Actu* was *contribuiret*, so ist die *Comœdie* richtig.

Nic. Ich lasse alles auff ein künstlich *Theatrum* hinaus lauffen, und da brauche ich wohl mehr als sechs Handwercke darzu.

Sigh. Aber wenn ich an eure Künste gedencke, so nimmt michs wunder, wie ihr alle treiben könnet. Wenn ihr eines vornehmet, so habet ihr das andere vergessen.

Nic. Meine Künste bieten einander die Hände. Wenn ich einen Sandseiger mache, so mache ich das Futteral wie einen Korb, die Seulgen werden ausgeschnitzt, gemahlt und vergoldt müssen sie auch seyn.

Sigh. Wo bleibt aber der Siegelgræber?

Nic. Kommt nicht eine Tafel darzu, darauff ich die Jahrzahl grabe?

Sigh. Ihr behaltet Recht. Allein was ist vor ein Stücke, das in der *Comœdie* geschnitzt, gemahlet, gegraben und gesiegelt wird?

Nic. Ich handele von dem Ausbund aller bœsen Weiber.

Sigh. Ja da giebt es viel zu mahlen und zu schnitzen dran, ehe man sie fromm machen kan. Doch ihr müst gewiß mit euren Sandseigern nicht viel Abgang haben, daß ihr *Comœdien* macht.

Nic. Ach nein, ich darff mich nicht beschweren, daß mir die Leute nicht viel zu thun geben. Aber wenn ich in meiner besten Arbeit begriffen bin, so qvælet mich meine bœse, ungerathene Frau so sehr, daß ich die Tugenden eines bœsen Weibes ohne weitläufftiges Nachsinnen errathen kan. Und eben deßwegen hat meine *Comœdie* neun *Actus*, nach der Zahl der neun Häute, die ein Mann seiner Frau durchschlagen muß, ehe sie fromm wird.

Sigh. Nun ich halte, es wird noch einer drauffen seyn: setzt euch nieder, daß wir mit demselben auch zu rechte kommen.

Curf. Nun komt einer mit einem Lateinischen Namen, bey dem wird ein schwer *Examen* sein.

Sigh. Wenn er zu viel Lateinisch reden wil, so müst ihr mit ihm reden; denn ich halte mein Latein noch etwas hœher.

ERSTER HANDLUNG VIERZEHNDER AUFFTRIT.

Die Vorigen und *Fabianus*.

Curf. Fabianus Fabiani, Tobiæ filius, Pædevterii Zizdorfensis Collega prima.

Fab. En, adsum Domine.

Sigh. Wir haben nicht Zeit; Cantzeley-Diener fragt ihn doch, wer er ist, und wie wir uns in seine Sachen schicken sollen.

Curf. Guter Freund, seyd ihr nicht in Deutschland gebohren?

Fab. Ja, ja, ich bin *Natione Germaniensis*, aber *lingva latina, eruditorum Vernacula* schlægt mich offt in den Nacken, daß ich in Gedancken *etiam cum mea Uxore* lateinisch rede. *Naturam expellas furca*, was man gewohnt ist, das kan man schwerlich wieder abgewehnen.

Curf. So seyd ihr gleichwohl ein Gelehrter?

Fab. Ja, das bin ich *per omnia Prædicamenta.*

Curf. Sonderlich in *Hasibili Qvalitate.* Aber wo seyd ihr her?

Fab. Ich habe es gesagt, *ex meo Pædevterio.*

Curf. Was heiſt denn *Pædevterium?*

Fab. Es heiſt ſo viel als ein klein *Gymnaſium* auff dem Dorffe.

Curf. Kommen die Knaben in eurem *Gymnaſio* ſo weit, daß ſie das Wort verſtehen?

Fab. Ego ſum inſtar omnium. Genung das ichs verſtehe.

Curf. Aber wie viel habt ihr *Collegen*, ich ſehe daß ihr in der Ordnung der erſte ſeyd, denn da ſtehet *Collega prima.*

Fab. Ich habe in meinem *Auditorio* drey Heiligen abgemahlet, *Summus Ariſtoteles, Cato et Euripides*, wenn ich dieſelben darzu nehme, ſo ſind der *Collegen* viere.

Curf. Ich meynte bey dieſen Leuten wæret ihr wol nicht *Collegia prima.* Doch iſt niemand beſtellt, der neben euch in der Schule arbeiten muß.

Fab. Nein, es trüge mirs nicht ein, *Res effet mali exempli*, wenn ich meine *Accidentia* mit andern theilen ſolte. *Ex diviſione venit ſubtractio.*

Curf. Auff die Maſſe künte ich euch auch wohl *Collega ultima* heiſſen.

Fab. Wenn ich zehlen wil, ſo zehle ich wol von oben an. Alſo heiſt es, wer im Zehlen der erſte iſt, der heiſt *in ſuo ordine primus.*

Curf. Und bey welchem man im Zehlen auffhœret, der heiſt *in ſuo ordine ultimus.*

Fab. Ach ſeht nur das Wort recht an, warum ſagt ich denn *Collega prima?*

Curf. Das weiß ich nicht, wer euch ein *Privilegium* wieder die *Grammatica* gegeben hat.

Fab. Ich thue es meiner lieben Frauen zu Gefallen, die hilfft mir die kleinen Mægdgen überhœren, und iſt alſo *in Genere Fœminino collega ſecunda.*

Curf. Ich ſehe wohl wer ſich mit Gelehrten verwirret, der muß auff die letzt eine Schwachheit bekennen. Aber von was handelt die *Comœdie*?

Fab. Von der Ausführung der Kinder zu Hammeln.

Curf. Ihr ſeyd gewiß der Pfeiffer, und der Berg iſt eure Schule: Aber weh den armen Kindern, wenn die Thüre zufält, daß ſie nicht wieder heraus können.

Fab. Sit venia joco. Ich verſtehe den Herrn gar wol.

Curf. Nun geth doch her und ſetzt euch hin.

(Sie ſitzen alle, *Curfi* bleibet in der Thüre ſtehen, *Robert* und *Sighart* ſetzen ſich gleichfals nieder.)

ERSTER HANDLUNG FUNFZEHENDER AUFFTRIT.

Alle zuſammen.

Rob. Nun ihr lieben Freunde, ihr ſeyd alle inſonderheit verhœret worden, und es iſt an dem, daß ein iedweder eine wunder-ſchœne *Comœdie* geſchrieben hat: Allein weil mein gnædigſter Herr nur eine *Comœdie* zu ſehen verlanget, ſo wird es uns ſchwer fallen, das wir eben die beſte *Comœdie* erwehlen.

Bon. Ihr wolweiſe *Magnificentzen* werden noch wol wiſſen, was ich geſagt habe: ſo hier geredet, und niemanden was zu Leide nachgeſaget, ich bin wol der beſte, und alſo wird meine Erfindung nicht die ſchlimſte ſeyn.

Veit. Derowegen können wir uns eben ſo viel mit unſern Künſten einbilden: wenn wir unſre Briefe auf die Wagen legten, wer weiß, wer die ſchwerſten Buchſtaben gemacht hat.

Det. Ihr lieben Leute, ſtellt doch alles dem gnædigen Herren anheim, ſo lange wir ſtreiten, ſo wird ein iedweder Schæfer ſeine Keule loben.

Rob. Nun, wiſſt ihr einen Vorſchlag, wie wir aus der Sache kommen ſollen?

Detlef. So weit kömts. Ein iedweder wil das beſte Lob verdienet haben.

Rob. Das wiſſen wir ohn dem wol. Ihr ſollet einen Vorſchlag thun, wie die beſte

Comœdie durch eine gute Probe könte ausgeleſen werden.

Bon. Ich halte davor, man gebe ſie dem gnædigſten Herren hin: er iſt ein verſtändiger Herr, und er dürffte die Sache nur einmahl leſen, ſo würde ſichs bald weiſen, wer ſich am beſten dürffte ſehen laſſen.

Steph. Ey, ſo ein vornehmer Herr hat eben Zeit, daß er die Briefe durchlieſet; es wære beſſer, wir nehmen einen Blaſebalg, und bliesen drunter, wenn das leichte weggeflogen wære, ſo würde das beſte wol liegen bleiben.

Veit. Ich dachte, wir ſolten eine Wurffſchauffel oder eine Futterſchwinge nehmen; ſeht welche am beſten geſchrieben iſt.

Melch. Ich habe mein Tage viel Narren-Poſſen geſehen, die zierlich geſchrieben ſind. Hengt die *Comœdien* alle an die Lufft; die der Wind am erſten wegführet, die iſt gewiß die ſchlimſte.

Grol. Ich dächte, wenn man eine *Comœdie* nach der andern an den Glockenſtrang bindete, und lieſſe hernach läuten, bey welcher die Glocke am ſchœnſten klänge, die müſte auch wol die ſchœnſte ſeyn.

Kil. Ich, als ein Todtengræber, gedachte ſo, wenn man den Plunder in die Erde verſcharrete, welche hernach am erſten verfaulte, die müſte wohl die ſchlimſte ſeyn.

Pet. Gebt eine Karte her, wir wollen drum ſpielen: wer den blaumäntlichten Scherwentzel kriegt, deſſen *Comœdie* ſol die beſte ſeyn.

Alex. Gebt mir nur die Zettel zuſammen, von welchen meine Ottern ſterben, die werden gewißlich die kräfftigſten ſeyn.

Mart. Wir wollen in Calender ſehen: welche *Comœdie* im beſten Zeichen gemacht iſt, die wird unſerm Herren auch am geſündeſten ſeyn.

Nic. Ich habe einen Sandſeiger bey mir, da laſt ein Groß Glaß herum gehen, wer es am geſchwindeſten austrinchet, daß im Seiger der meiſte Sand drinnen bleibet, der mag den Vogel abgeſchoſſen haben.

Fab. Wir wollen darnach ſehen wer am meiſten Latein eingemenget hat.

Curf. Ihr Herren, wenn ich einen Vorſchlag thun darff, ſo wil ich mit einem guten Rathe darzwiſchen kommen. Ich habe einen Hund, der hat ſo einen ſubtilen Geruch, daß er flugs errathen kan, welcher Mann vornehmer iſt als der andere; Denn wenn unſer Gerichts-Schultze kömt, ſo wedelt er allemahl mit dem Schwantze zehn mahl; aber wenn der Thürwärter komt, ſo lieſſe er ſich eher tod ſchlagen, ehe er mit dem Schwantze mehr als zwey mal wedelte. Legt die Sachen nach einander hin, bey welcher *Comœdie* er am meiſten wedeln wird, dieſelbe muß unſtreitig die beſte ſeyn.

Rob. Der Vorſchlag iſt nicht uneben; wo der Hund da iſt, ſo wird der Axt bald ein Stiel gefunden werden.

Fab. Ich ſage mich loß. Der Hund verſtehet nicht lateiniſch. Ja wenn es *Lyciſch* wære *apud Virgilium*, ſo wüſte ich wol, wer die andern abſtechen ſolte.

Nic. Ey, die Hunde haben nur eine Sprache. Denn wie die Sprachen ſind verwirret worden, da blieben die Hunde bey ihrer Stimme, einmal wie das andre.

[Die *Comœdien* werden hingeleget, an dieſelbe, die *Bonifacius* gemacht hat, wird ein Stück Fleiſch gebunden.]

Curf. (Bringt den Hund und lochet ihn, biß er des Fleiſches gewahr wird, und die *Comœdie* damit auffhebet, alſo nimmt er ihm das papierne Zeug.) Meine Herren, der Hund hat nicht allein gewedelt, ſondern hat auch den Brieff mit dem Munde ſelber auffgehoben.

Rob. Es iſt ein verſtändiger Hund, ich halte immer, es iſt einmahl ein Schatz-Græber darin verbannet worden. Doch es bleibe darbey,

Herr *Bonifacius* Lautenſack, wohlbeſtellter Kirchſchreiber zu Bettelrode ſol ſeine *Comœdie* von Tobia und der Schwalbe noch heute dieſen Tag vor der gnædigſten Herrſchafft *præſentiren*.

Bon. Ihr wolweiſe *Magnificentzen* haben ja groſſen Danck, daß ſie mir durch ſo ein gnædiges Urtheil zu ſtatten kommen. Aber ſoll ich die Perſonen anderswo her beſtellen?

Rob. Nein es ſollen die andern ehrlichen Leute nicht ausgeſchloſſen ſeyn: ſchreibet alle Perſonen auf einen Zettel, und loſet drum, wer eine kriegt, der ſol ſie auch behalten, bey Vermeldung eines ſchweren Einſehens.

Bon. Die Perſonen dürffen nicht abgeſchrieben werden, ich wil nur meinen Zettel da zerreiſſen: Aber die Perſonen möchten nicht rum reichen, darff ich hernach etliche *Adjuvanten* nehmen?

Rob. Das ſtehet euch frey, nur nehmet ſolche Leute, davon die andern keinen Schimpff haben.

Bon. Ach nein, es ſind alle gar ehrlicher Leute Kinder: einer iſt dabey, dem iſt der Vater 14. Tage zuvor gehangen worden, ehe er iſt auf die Welt kommen. Aber ich wil nicht hoffen, daß er deßwegen an einer ſolchen Sache könte gehindert werden. Aber darff ich mir nicht eine Perſon ausleſen? ich bin der vornehmſte, und alſo wære ich gerne der Kœnig zu Ninive.

Rob. Durchaus nicht, ihr habt Ehre genung, daß eure *Comœdie* geſpielet wird: Nun muß aller dings drum geloſet werden.

Bon. So wil ich nur die Perſonen zuvor ableſen. Erſtlich zwey Leuchter an ſtatt des *Prologum* und *Epilogum*.

Rob. Warum ſollen ſie die Leuchter ſeyn?

Bon. Es iſt doch auf dem *Theatro* finſter, ſo ſetzen ſie die Lichter auf die Köpffe, und kommen zu erſt heraus, gehen zu letzt hinein, ſo bleibet es immer lichte.

Rob. Nun es mag ſeyn, leſet weiter.

Bon. Zwey *Muſicaliſche* Schæfer, der Kœnig zu Ninive, der alte Tobias, ſeine Frau, der junge Tobias, der Engel, die Leiche, die Wand, die Banck.

Sigh. Sind das alle Perſonen?

Bon. Man verachte mir meine Invention nicht, biß ſie an das Tage-Licht kömt. Ferner die Schwalbe, die Ziege, der Hund, nebſt dieſen die *Muſicanten* von *Vocacilibus* und *Inſtrumentalibus*.

Sigh. Wer ſol nun die Zettel außtheilen?

Bon. Ich habe meinen Sohn drauſſen, der iſt unpartheyiſch. *Panc*ratien kom herein, du kriegſt was zu thun.

Pan. (komt) was ſol ich thun mein Vater?

Bon. Da haſtu Zettel, gehe herum und theile ſie aus, von den übrigen magſtu auch einen behalten.

Pan. Ich verſtehe es ſchon was ich thun ſoll. (Er geht zu *Robert*) Geſtrenger Herr einen Zettel.

Rob. Ich bedancke mich, ich ſpiele nicht mit.

Bon. Du tummer Schelm, machſtu doch eine Sau, ehe die Perſonen ausgetheilet werden. Komm doch, und mache bey mir den Anfang.

Panc. Der Herr verzeihe mir zwar.

(Er theilet ſie mit groſſen *Reverentzen* aus: Sie machen die Zettel auff, einer nach dem andern trit mitten auf den Platz und nennet ſeine Perſon.)

Bon. Ich kriege eine Haupt-Perſon, ich bin der Leuchter.

Steph. Ich bin auch kein Narr, ich kriege den alten *Tobias*.

Veit. Was werd ich machen? ich bin des alten Tobias ſeine Frau.

Melch. Ich bin der andere Leuchter.

Detl. Ich habe keine Haupt-Perſon: ich bin die Banck, da ſetzt ſich wohl keiner mit dem Kopffe darauff.

Grol. Und ich bin die Wand: macht mir nur das Schwalben-Neſt nicht zuſchwer, ſonſt werffe ich den garſtigen Vogel aus dem Neſte.

Pet. Nun mit Züchten zu melden, ich bin die Schwalbe. Herr *Bonifacius* mags verantworten wo meine Action was mit bringt.

Kil. Je nein, je nein, kömt die Perſon an mich? je das mir nicht die Ehre weg kömt, ich bin der Engel.

Alex. Ich bin ein ſingender Schæfer.

Mert. Ach ich armer Mann, wie komme ich zu dem Unglücke, ich bin der Kœnig. Wer wird mir einen Scepter leyhen? Ich muß doch die Küh-Hirtin bitten, daß ſie mir ihr Überrücke in die Hände giebt.

Nic. Nun, das Glücke theilet ſeine Gaben wunderlich aus, ich bin der junge Tobias.

Fab. Ich habs am beſten, meine Perſon hat gewiß nicht viel zu reden, denn ich bin die Leiche.

Pan. So viel als ich auß dem Zettel ſehe, ſo bin ich die Ziege

Bon. So fehlt uns noch der Hund und ein Schæfer, die wollen wir ſchon zuſammen kriegen.

Rob. Wegen der Kleider werdet ihr nun wiſſen Anſtallt zu machen, heute auff den Abend geht die *Comœdie* fort.

Sigh. Doch das ſey euch bey Straffe eingebunden, daß keiner zum Zaneke Anlaß giebt, noch viel weniger, daß einer den Herrn *Director* beſchimpfft, oder verachtet. Es heiſt eine *Comœdie*, daß iſt, es ſol friedlich zu gehen.

Gehn ab.

Nic. Ich wil gerne ſehn, wo wir alle Kleider werden herkriegen.

Bon. Ey zum *S.* Velten, es geſchiecht bey Lichte, da nimt man alles nicht ſo genau. Man ſieht wohl ehe einen Eſel vor ein Carnickelgen an. Den Leuchter wil ich ſchaffen.

Steph. Aber was hat der alte Tobias?

Bon. Einen feinen Schlaff-Peltz, und auff dem Kopffe eine Schlaff-Mütze. Denn alte Leute halten ſich gerne warm.

Veit. Wo krieg ich denn Weiber-Kleider?

Bon. Die gantze Welt iſt voller Weiber: da wil ich ſchon Rath ſchaffen.

Detl Aber wo krieg denn ich Kleider, das ich ausſehe wie eine Banck? Ich werde mich nimmermehr laſſen mit Brettern verſchlagen.

Bon. Es iſt die Banck, da der alte Tobias drauff geſchlaffen hat? wickelt euch in einen Teppicht, und legt euch dahin, ſo ſeyd ihr fertig.

Grolm. Und ich bin die Wand, ich werde mich wohl beym Mäuerer weiſſen laſſen.

Bon. Ach nein, der Kœnig beſuchte den Tobiam, er hat wohl die Vorhänge von dem Bette genommen, und um die Wand gehangen. Ich wil ſchon ſehen, das ich euch putzen laſſe, um das Schwalben-Neſt dürfft ihr auch nicht ſorgen.

Pet. Aber wie lange ſol ich mich in den Federn herumb weltzen, biß ich zur Schwalben werde?

Bon. Zwey Gebund Flederwiſche thun viel. Die Leute wiſſens doch wol, daß ihr nicht die rechte Schwalbe ſeyd.

Kil. Wenn ich der Engel bin, ſo werd ich wohl mein ſchwartz Ehren-Kleid anziehen.

Bon. Die guten Engel gehen auch in ſchwartzen Kleidern; Ein weiß Hembde, ein roth Band, ein genecht Schnuptuch um den Halß, eine geſtrickte Haube vors Geſichte, und einen Krantz auf den Kopff, einen grünen Zweig in der Hand, ſo gehn ſie in unſerm Dorffe, wenn *S.* Merten und *S.* Andreas zum Kindern kömt. Aber ich wil alles ſchaffen, was der Schæfer, was der Kœnig, und was die andern haben ſollen. Ich wil die Ziege ſchicken, und wenn ich ihr ein Kalbfell um den Leib wickeln ſolte. Dem

Hunde geb ich einen alten Beſen, daß er damit wedelt, es iſt alles gut. Komt nur und ſchreibt die Perſonen ab, daß wir mit dem Auswendig lernen zu rechte kommen, die Zeit iſt kurtz, und der Sorgen ſind zu viel.

Det. Daß weiß ich wohl, ohne Ferckel wirds nicht abgehen: wer die *Comœdie* gemacht hat, der mag uns Einſchlag geben, wie wir zu rechte kommen.

AUS DEN DREY KLUEGSTEN LEUTEN.

Die Drey Klügſten Leute in der gantzen Welt, Aus vielen Schein-Klugen Begebenheiten hervor geſucht Und allen guten Freunden zu fleiſſiger Nachfolge vorgeſtellet durch Chriſtian Weißen. *Leipz. 1691. 12°.*

DAS ERSTE BUCH. CAP. VI.

Sie hätten ſich länger in dem Geſpræche auffgehalten; Doch es kam ein lange Kerle in die Stube, welcher von überflüſſigem Studieren war zum Narren worden. Der hatte nun ſeine Gewohnheit, daß er in den Wirthshäuſern herumb gieng, und den Gäſten etwas aus dem Beutel, und ſich ſelbſt etwas auff die Naſe ſchwatzte. *Deuterias* ſahe alſobald, daß ſich zwey Narren an einem Tiſche nicht ſchücken würden, drumb rieb er ſich an den langen *Lampatius*, und wolte mit gantzer Gewalt ein Kämmergen bey ihm mieden. Der groſe ſchæmte ſich mit ſo einer elenden Creatur was anzufangen: Denn *Deuterias* war im Zuſchneiden etwas zu kurtz gerathen, und gieng den andern nicht viel über den Nabel. Sonſt hatte er etwas ſtudirt, nur ſeine liederliche Natur ließ ihm über keinen ernſthafftigen Gedancken bleiben, daß er alſo lieber ein kurtzweiliger Rath als ein ſauerſehender Gerichts-Verwalter ſeyn wolte. *Lyſias* merckte es, daß etwas luſtiges bey dieſen beyden zu erhalten wære, drumb ließ er den *Diſcurs* abbrechen, und ſuchte Gelegenheit, wie er den Speck auff die Kohlen bringen möchte. Doch ſie kamen nicht weiter, als daß ſie einander ihren Gebrechen fürwarffen, und einander kurtz und lang hieſſen. . . .

. . . . . .

Sie lieſſen ſie etwas an einander gerahten. Endlich ſagte *Lyſias*: Ihr Herren, wollet ihr Gelehrte ſeyn, ſo müſſet ihr nicht *diſputiren* wie die alten Weiber. Die Sache iſt wohl werth, daß ihr einander ordentlich vernehmet, laſt ſehen, beſinnet euch drauf, nach der Abendmahlzeit ſol ein jeglicher ſeine *Rationes* vorbringen, und ſol da uns frey ſtehen zu richten, wer ſich am beſten verantwortet hat, die *Conditiones* wurden angenommen, und alſo gieng die *Compagnie* von Tiſch.

Nach der Abend-Mahlzeit ließ ſich der Lange wieder anmelden, und bat, man möchte ihn reden laſſen, er wolte erweiſen, daß ein langer beſſer wære als zehen Kleine. *Deuterias* hingegen blieb darauff, ein kleiner Narr wære beſſer als ein groſſer. Nachdem ſie nun Freyheit hatten zu reden, trat *Deuterias* zu erſt auff und redete folgender geſtalt:

Hochgebietende Zuhœrer,

Ob ich mich zwar nicht erkühnen ſolte, eine ſo hoch geſchätzte Compagnie mit meinen ungeſchickten Reden zu beläſtigen: So

habe ich doch einen Muth gefaſſet, theils weil mir die gnædigſte Ertheilung ſolcher Freyheit völlig eingeräumet iſt; Theils, weil ich einen ſolchen Gegentheil vor mir ſehe, an welchen ich nichts zu fürchten habe, als den langen Schatten. Ich beſinne mich daß ich an einem Orte ein blaues Veilgen abgemahlt geſehen, mit der Überſchrifft:

Magna quidem non ſum; verùm eſt mihi maxima virtus,
Spiritus eſt magnus, quamvis ſim corpore parvo.

In dieſer *Invention* verliebt ich mich dergeſtalt, daß ich mich von Tage zu Tage mehr mit meiner kleinen Statur einbildete. Ja ich habe allbereit ein ander Bild angegeben, da ſteht eine ſtoltze und hohe Käyſer-Krone mit dieſen Verſen:

Parva quidem non ſum: verùm minima eſt mihi virtus.
Spiritus eſt parvus, quamvis ſim corpore magno.

Denn damit ich meine Rede recht anfange, ſo iſt eine ſolche Beſchaffenheit in unſern Sachen, daß nichts gantz vollkommen ſeyn kan. Hat einer etwas übrig, ſo mangelts ihm anderswo. Hat er am Leibe zu viel, ſo muß ſich das Gemüthe etwas abkürtzen laſſen. Iſt das Gemüthe gar zu edel, ſo muß der Leib einen Mangel empfinden. Und derhalben iſt nicht die Frage, ob ein groſſer Mann beſſer ſey als ein kleiner? Sondern dieſes muß erördert werden, ob man füglicher am Leibe oder am Gemüthe einen Sparren entrathen könne? Ich reiſete neulich durch eine vornehme Stadt, da ſtund ein groß Haus, das fünckelte unter allen herfür, als ſolte ein Fürſt darinnen einziehen; Doch als ich ſolches beſehen wolte, ſo war es unter dem Dache nicht ausgebauet. Da dachte ich, dis Haus kömmt mir vor, wie ein groſſer Mann, bey dem hat die Natur die Beine wohl angelegt, und wenn er den Hals bricht, darff ers den Waden nicht Schuld geben. Der Bauch hat ſeine volle Krafft, und wenn es an ein Freſſen geht, ſo iſt kein beſſer Fechter in der Welt; Allein wo es an das Hertz und an den Kopff geht, da hat die Natur das meiſte verbauet, und kan nicht nachſetzen. Damit ſteht der Pallaſt und ſcheinet auswendig wie Jeruſalem, und inwendig wie Bethlehem. Was war der groſſe Goliath? Der Rumpf war ſtarck genug, und kunte einen Pantzer ertragen, damit er hundert andere erdrückt hätte; Allein David wuſte, wo das Unthier am übelſten verwahret war. Drumb ſchleuderte er ihm den Stein wider die Stirne, da war kein Widerſtand, ſondern er fuhr hinein, als in einen faulen Apffel. Ich will eine Hiſtorie erzehlen: Käyſer Otto, der ſich ließ den groſſen nennen, belagerte einmahl Briſach und gerieth dabey in ſolche Noth das er nicht wuſte, wo er ſich mit ſeinem groſſen Namen hinverbergen ſolte. Seine eintzige Hülffe war dieſes, daß er den kleinen *Cuno* bey ſich hatte, welchen die andern wegen ſeiner Kürtze nur Curtzipold hieſſen. Denn dieſer großmüthige Cuno wagte ſich unter die Feinde, und weil er klein war, ſtachen jene darneben; hingegen war es ihm eine ſchlechte Kunſt, die vierſchrœtigten Bauerbengel zu treffen. Damit war der Sieg erhalten. Ja es riß einmal ein Lœwe aus ſeiner Hütte loß, und lieff gerades Weges auf den Käyſer zu: Da hatten alle großſprecher ihre *Courage* daheim vergeſſen, und muſte der ehrliche Curtzipold ſein Schwerd ergreiffen, und die grimmige Beſtie faufftmüthig machen. Hier möchte mir einer den groſſen Roland vorwerffen, welcher zu des groſſen Carls Zeiten gelebt hat. Allein es iſt eine ebene Sache mit ihm geweſen. So lange er zu freſſen und ſauffen hatte, ſo lange war er ein Held; Als er aber auff den Ranzevaliſchen Gebürge ſolte etliche Tage Durſt

leiden, da lag die matte Fliege, und weltzte sich im Sande zu todte. Ja es ist nicht einmahl wahr daß er so ein ungeheuer Kerle soll gewesen seyn, denn seit Pfaltzgraf Friedrich in sein Grab gegucket, und nichts als kleine Knochen gefunden, halte ich davor, seine Grœsse habe mehr im Gemüthe als in den Gliedern bestanden.

Jener Spartaner war ein braver Soldat, der führte einen kurtzen Degen und ließ in den Schilde eine Fliege mahlen. Mit dem kurtzen Degen gab er zu verstehen, daß er dem Feinde wolte gerade unter das Gesichte gehen! Die Fliege solte zwar so viel bedeuten, als wolte er dem Feind so nahe kommen, daß er alle sechs Beine davon deutlich erkennen solte; Allein ich finde noch ein ander Geheimniß darunter. Die Fliege ist ein kleines Thier; Doch mich dünckt, die Natur habe grœssere Kunst dabey angewand, als an den Kamelen und Elefanten. Sagt doch *Plinius* (*Monsieur Longurio* vergebe mir, daß ich so viel Lateinisch mit einbringe) *Rerum natura nusqvam magis, qvam in minimo tota est.* Das heißt: Die Natur hat ihre Kräffte nirgend also gantz beysammen, als in den kleinesten Sachen. Ja *Augustinus* meinet, eine Fliege sey viel edler als die Sonne. Indem ich der Sonne erwähne, fält mir dieses ein. Sie ist ein groß Geschöpffe, und übertrifft die Weltkugel mehr als hundert mal. Gleichwol schæmet sie sich ihrer Grœsse, daß sie vor unsern Augen nur als ein Teller will angesehen werden. Warumb dieß? Sie meynet, ie kleiner sie aussiehet, desto niedlicher und annehmlicher wird sie gehalten. Ja es gemahnet mich mit ihr wie mit den grossen Kerlen, die sich bücken, wenn sie auff der Gassen gehen, nur daß sie wollen vor klein gehalten werden. Und was halte ich mich so lange auff? Es sey also, die grossen sollen die besten seyn: So wird ein Kamel klüger seyn als der Kœnig Salomon: Ein Rabe wird besser singen als eine Nachtigall: Ja ein Esel wird viel würdiger seyn auff dem Polster zu liegen als ein Jungfer-Hündgen. Ein Schwedischer Vierpfenniger von Kupffer wird angenehmer seyn als eine Frantzosische Crone von Silber, und ein häßlicher Pflastersstein wird theurer bezahlt werden, als eine Orientalische Perle. Zwar ich sehe es meinem Gegentheil an dem Maule an, daß er sprechen will, gleichwohl sey eine grosse Perle besser als eine kleine: ein gantzer Thaler sey besser als ein halber: Und vier Kannen Bier sind besser zu verschlucken als ein halb Nœsel. Aber hœret doch, mein guter Freund, wisset ihr auch, daß sich die Gleichnisse hieher schicken, wie ein Stücke Speck in die Biermerte? Die alten Thaler sind besser als die neuen, der alte Wein ist besser als der heurige. Aber folgt dann hieraus, daß mit den alten Weibern auch der beste Kauff ist? Man muß die Sachen unterscheiden. Wenn ich acht halbe Nœsel zusammen gieße, so habe ich zwey Kannen: Wenn ich zwey halbe Thaler zusammen schmeltze, so habe ich einen gantzen: Aber welcher Hencker weiset mir den Mörser, da ich aus zweyen kleinen Menschen einen doppelten stossen kan? Und derhalben bleibe ich bey meinen Gedancken, ein langer ungeheurer Kerle ist ein *inutile terræ pondus*, ie mehr er Fleisch und Blut im Wadsacke führet, desto mehr Unvollkommenheit hat er bey sich, und desto mehr Stanck erregt, wenn er gestorben ist. Er muß mehr zu essen haben, er braucht mehr Tuch oder Zeug zum Kleide. Und wenn es dahin kömmt, daß man die Hülle und die Fülle verdienen soll, so hat sich ein Kleiner zehnmal umbgewand, ehe der grosse daran gedacht hat. . . . .

. . . . . .

Die guten Leute sind geschimpfft genug, daß sie sich allzeit bücken müssen, wenn sie zu

der Thür hinauß gehen, gleich als hätten ſie ſonſt was auff dem Kopffe. Nun mein ehrlicher *Longurio*, ich zweiffele nicht er werde mir gewonnen geben: Ein kleiner Kerle iſt dem Himmel næher; Denn er hat wenig irdiſche *Materie*: Er hat mehr *Courage*: denn die Hitze kan bald den gantzen Leib einnehmen: . . . . . .

. . . . . .

Er hat mehr Mittel reich zu werden; denn er darff nicht ſo viel Eſſen und Kleider; Er kan beſſer ſtudieren; denn er darff ſich nicht ſo tieff nach dem Buche bücken. Dieſen einzigen Vortheil haben die Groſſen, wenn es Kuhfladen reguete, ſo lieffen ſie durch, und die Kleinen müſten drinnen erſticken. Doch ſo lange ſolches nicht geſchicht, ſo lange bilde ich mir ſo viel ein, als der grœſte Rolaud. Wil er bœſe werden, ſo wil ich ihm eine Hiſtorie mit nach Hauſe geben: Ein *Philoſophus* ſtund in tiefen Gedancken, da kam ein ungeſchliffener Kerle, und hatte viel unnützes Zeugs von ihm zu fragen. Der *Philoſophus* ſchwieg eine Zeitlang ſtille; Doch als jener nicht ablaſſen wolte, fragte ihn der gelehrte Mann: Mein, welches iſt das grœſte Thier auff dieſer Welt? dieſer gab zur Antwort, er meinte, der Elefant. Hierauf verſetzte dieſer, du groſſer Elefant, laß mich zufrieden. *Dixi.*

Cap. VII.

Der gute *Longurio* hatte die Rede mit groſſem Verdruß angehœret, und hätte ihn das Anſehn der Zuhœrer nicht abgehalten, er würde es gemacht haben, wie *Eraſmi Rodorodami Famulus*. Denn als dieſer in *diſputiren* nicht fort kommen kunte, ſchmieß er ſeinen *Opponenten* das Neue Teſtament an den Kopff. Gleichwol als er *Dixi* hœrete konte er nicht verziehen, biß ihm zu reden wære erlaubet worden, ja er vergaß die *Captationem benevolentiæ*, und fuhr ungeſtüm in dieſe Worte heraus:

Du Staub von einen Erdwurm, du Feder aus einem Zaunkœnigs-Flügel, du rechte Zeche von einer Flœh-Pfode, du Hærgen aus einen Mücken-barte, du Hinder-Viertel von einer Ameiſe, du Kinnbacken von einem Kornwurme - - - -

Deuterias fieng an zu ruffen, dieſes wæren *Injurien*, ſonſt hätte er leicht Namen erdencken wollen. Ein ſolcher langer Kerle ſey ein Gänſedreck, von der groſſen Gauß, welche die Jüden im Paradieſe ſchlachten würden. Doch mit ſolchen Tituln würde der Sache nicht abgeholffen, er bæte, man möchte ihn zu einem gütlichen Vortrag, oder zu einer vernünfftigen Rede anhalten. Hierauff legte ſich die Compagnie darzwiſchen, und begehrte, er ſolte keine verfängliche Reden mit untermiſchen. Er ſtund etwas in Gedancken, darauff fuhr er fort.

Ich ſoll dich nicht ſchimpffen: Alſo werde ich auch nicht ſagen dürffen, daß du klein biſt. Denn das iſt der hœchſte Schimpff auff der Welt. Du kanſt dich zwar mit deinem drey Pfund Fleiſch, darinne die elende Seele eingewickelt iſt, unerhœrt beluſtigen. Aber hœre, es kroch ein Fuchs in eine Fleiſchkammer, und als er ſich erdappen ließ, und nicht ſo bald zum Schlupfloche wieder hinaus kunte, büßete er den Schwantz ein: Der kam hernach zu ſeinen Cameraden, und gab vor, es wære die neueſte Mode, die Füchſe giengen in Franckreich alle ohne Schwäntze, ſie ſolten ſich auch alſo vermutzen laſſen. Ja wol muſte ſich das arme Rabenaaß mit der neuen Mode viel einbilden, hätte er ſeinen Schwantz behalten, er würde anders davon geſchwatzt haben. Und man gedencke nur, die Natur ſoll nicht kräfftig genung ſeyn, den Bau des menſchlichen Leibes auszuführen. Ich weiß ein ander Gleichniß; Warumb

werden auff den Pflaumbäumen etliche groß und fleiſchicht, da andere dürre und drocken bleiben? Warumb wird auf den Apffelbäumen einer grœßer als der andere? Mich dünckt, weil die Natur ihre Krafft an den Groſſen erweiſen will, ſo müſſen es die kleinen entgelten. Warumb wächſt an einem Orte das Korn hœher als an dem andern? Weil der Boden beſſer beſtelt iſt. Oder wilſtu haben, daß auff dürrem Lande beſſer Korn wachſe als auff dem wäſſerrichten, ſo wolte ich, du mäſteſt lauter Walterdiſteln freſſen, die wachſen auff dürren Orten am liebſten.

Die elenden Hiſtorien ſind nicht weit her. Geſetzt, es hätte einmahl ein kleiner Rieſe groſſe Thaten gethan, was iſt ein Exempel gegen hundert Taufend? Ich weis wohl andere Sachen. Alexander der groſſe war von ſeinem Vater auch nicht mit der Brabandiſchen Elle abgemeſſen worden. Doch ſchæmete er ſich ſeiner kleinen Statur dermaſſen, daß er ſich allenthalben grœßer abmahlen ließ, umb die Nachwelt zu bereden, er wære ein halber Rieſe geweſen. Alſo machte es *Auguſtus* zu Rom, der trug an ſeinen Schuhen Abſätze bey einer viertel Elle hoch, nur daß er wolte groß ſeyn.

Daß mir nur die ſchœne Ehre nicht wegkömmt, welche an der *Piccolominiſchen* Statur zu erhalten iſt. Andere Leute ſuchen ſie zu verbergen, und der kleine Windfang wil groß Pralens damit treiben. Ich halte, er muß ſich was zureden machen daß die Leute hœren, ob er da iſt. Da heiſts wohl recht, wie *Socrates* ſagt: *Loquere, ut te videam.* Wenn ich an ſeiner Stelle wære, ſo træte ich auff einen Bogen Papier, daß ich ein Anſehen kriegte, oder legte einen Eſels-Kopff oben auff den Wirbel, daß ich das Maß hätte.

Hœre du groſſer Mann, wie geht dirs, wenn nun Geſundheit herumb getruncken wird, und du ſolſt *in ſtando* die Reihe voll machen; Hat dir noch niemand des *Ovidii* Verß geſagt?

Si brevis es, ſedeas, ne ſtans videare ſedere.

Ich hœre, du wolteſt gerne auff Zehen treten, ſo haſtu Bley in Sohlen, daß dich der Wind nicht wegführt, und die ſind ſo ſchwer, daß du dich auff den Zehen nicht erhalten kanſt.

O Jammer! o Hertzeleid! Nun iſt ein groſſer Mann zu verachten, weil er mehr Speiſe und Kleider bedarff. Ich ſage nein darzu. Ein Fürſt bedarff mehr Unterhalt als ein Bettelmann. Ie vornehmer eine Sache iſt, deſto koſtbahrer iſt ihre Erhaltung. . . . . .

. . . . . .

Da iſt es eine Schande, daß wir uns bücken müſſen, wenn wir zu der Thür hinaus gehen: Hœre doch, kreuch mir zu gefallen in eine Hundehütte, und ſiehe, ob du dich nicht bücken muſt. Da hat ein kleiner Goliath die Hitze beyſammen, und der Qvarck liegt ihm nahe: Weiſtu aber nicht, daß ein groſſer dreymahl mehr Hitze hat, und die liegt ihm eben ſo nahe? . . . . . .

. . . . . .

Und was halte ich mich viel auff? Ich habe es noch nie geſehen, daß ſich ein Adler mit den Mücken, und ein edel Pferd mit einem elenden Hündgen in einen Kampff eingelaſſen. Doch weil mein groſſer Gegentheil mit einer ſchœnen Hiſtorie beſchloß, muß ich auch etwas erzehlen. Es hatte einer eine Nachtigal, und weil ſie nicht uneben ſingen kunte, meynte er, ſie würde ſich gut zu einen Gebradens ſchicken. Allein wie ſie in der Schüßel da lag, und nichts als ein klein unanſehnlich Gerippe *præſentirte*, da ſchrie er aus ungedult:

Tu tantùm vox es, prætereaque nihil. DIXI.

Cap. VIII.

Hier ſtunden nun die beyden *Intereſſenten*, und warteten beyderſeits auff einen angeneh-

man Ausſpruch. Allein ſie hätten nicht vermeynet, daß Sigmund in der andern Namen alſo reden würde: Aus euren Reden haben wir vernommen, daß weder die kleine noch die Große Statur ein Mittel wieder die Thorheit ſey, und daß man die Fantaſten weder mit Ellen ausmeſſen, noch mit Pfunden abwægen könne. Unterdeſſen iſt diß unſer *Deciſum*: Einer iſt grœſſer als der andere, gleichwohl iſt keiner klüger als der andere.

AUS DANIEL CASPARS VON LOHENSTEIN ARMINIUS.

Daniel Caſpers von Lohenſtein Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann, Als Ein tapfferer Beſchirmer der deutſchen Freyheit, Nebſt ſeiner Durchlauchtigen Thußnelda In einer ſinnreichen Staats- Liebes- und Helden-Geſchichte Dem Vaterlande zu Liebe Dem deutſchen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge In Zwey Theilen vorgeſtellet — *Leip. 1689. 4°.*

DES ERSTEN THEILES ERSTES BUCH.

ROm hatte ſich bereit ſo vergrœſſert: daß es ſeiner eigenen Gewalt überlegen war, und es gebrach ihm itzt nichts mehr, als das Maaß ſeiner Kräfften. Denn nach dem Bürger gewohnt waren, gantze Kœnigreiche zubeherrſchen, für Landvœgten ſich große Fürſten beugten, die Bürgermeiſter Kœnige für ihre Siegs-Wagen ſpanneten, konte die Gleichheit des Bürgerlichen Standes ihren Begierden nicht mehr die Wage halten. Hieraus entſpannen ſich die innerlichen Kriege, welche dem Käyſer Julius das Hefft allein in die Hand ſpielten, als der große Pompejus in der Pharſaliſchen Schlacht ſeine Kräfften, das Rœmiſche Volck aber ſeine Freyheit verlohr, und jenem über Hoffen die Erde zum Begræbnüße gebrach, dem ſie kurtz vorher zu Ausbreitung ſeiner Siege gefehlet hatte. Denn ob zwar der andere großmüthige Brutus, durch einen in des Julius Bruſt geſtochenen Dolch, das Joch der Rœmer zu zerſchneiden, dem Vaterlande die Freyheit, ſeinem Geſchlechte zum andernmal den Nahmen eines Erlœſers zuerwerben trachtete, ſo ſchlug doch ſein nichts ſchlimmerer Anſchlag viel ärger als des erſten Brutus aus. Alſo hänget ein gewünſchter Ausſchlag nicht von der Gerechtigkeit der Sache, nicht von der Kühnheit eines hertzhafften Unterfangers, ſondern von dem unwandelbaren Geſetze des unerbittlichen Verhängnüßes. Wie nun Brutus vom Antonius erdrückt war, alſo entenferte ſich der furchtſame Lepidus ſeiner Hoheit und fiel dem Auguſt in einem Trauerkleide zu Fuße. Der letzte unter den Rœmern Caßius tœdtete ſich aus Einbildung eines fremden Todes. Des Sextus Pompejus Kopff ſchwam im Meere; Cato und Juba fielen lieber in ihre eigene Schwerdter, als in die Hände des Octavius. Anton verlohr ſich durch eigene Wollüſte, blieb alſo niemand von den großen übrig als Auguſt und ſein Anhang.

Da nun dieſer die Gemüther der Kriegsleute mit Geſchencken, den Pœfel mit ausgetheiltem Getraide, den Adel mit Freundligkeit, alle mit fürgebildeter Süßigkeit des Friedens gewonnen hatte, war niemand, der nicht lieber eine glimpfliche Herrſchafft, als eine ſtets blutende Freyheit verlangte. Ja die auch ſelbſt im Hertzen die einhäuptige Herrſchafft verfluchten, traten von ihrem An-

hauge und Meinung ab, nach dem der Stadt Rom Schutz-Gott solche vorher geändert hätte. Alle Widerwärtigen erkenneten das Abſehen des Verhängnüßes, die tœdtliche Kranckheit ihrer Bürgerlichen Herrſchafft, und nahmen wahr: daß das zwiſtige Vaterland nur unter einem Hute zubefriedigen, und die bey denen Bürgerlichen Kriegen zerfleiſchte Freyheit unter einem Fürſten einzubüſſen der Rœmer grœſtes Glücke war. Und hiemit fiel das Looß auf den Auguſt; gegen welchem die ſich ihm widerſetzende Tugend unglückſeelig; die Tapfferkeit ſelbſt unvermœgend ward. Dahero ging nun iederman in ſeinen Palaſt, nach dem, wie ſie ſelbſt ſagten, ihnen des Glücke zu ſelbtem und zu ihrer Schuldigkeit den Weg gewieſen hatte, und wohin die Götter vorhergegangen waren. Ja die der Tugend und freyen Künſten hold waren, ſchrieben dieſem Fürſten an die Pforte: Wer für unrecht hielte, daß der Himmel über ſeinem Würbel ſchwebte, daß die Sonne ſo hoch ſtünde, hätte alleine ſich zu beſchweren: daß der würdigſte Käyſer wære. Sein Verdienſt ſetzte ihn auf eine ſo hohe Staffel, wohin ihm weder der Unwille ſeiner Mißgönner nachſteigen, noch das Auge der Ehrſüchtigen nachſehen konte. Feindſchafft und Aufruhr erſtickte in ſich ſelbſt; der Haß gegen ihn verwandelte ſich in Verwunderung, die Widerſetzligkeit in Liebe. Und hiemit übertraf dieſes Schoskind des Gelückes bey weitem den Julius. Er kam dem Numa gleich in dem, daß er den Tempel des Janus nach Erbauung der Stadt zum dritten mal zuſperrete, daran aber: daß er das grœſte Theil der Welt beherrſchte, überſtieg Er ſo wol alle ſeine Vorfahren, als anderer abgelebter Beherrſcher Bothmæſſigkeit. Die ſeltzamſten Zufälle ſpielten ihm mehr als er wüntſchte in die Hand, und nœthigten ihn gleichſam die Gräntzen ſeines Gebietes zu erweitern, ob er gleich das Rœmiſche Reich in denen überkommenen Schrancken zu erhalten entſchloſſen war. Weil die Überlaſt nichts minder eine Urſache iſt: daß allzu groſſe Herrſchafften als überbauete Schlöſſer einfallen, und groſſe Leiber den meiſten Schwachheiten unterworffen ſind. Alleine wo Gott und das Verhängnüs etwas vergrœſſern wil, da müſſen auch die Schrancken der Natur ſich ausdehnen, und die Zügel der menſchlichen Gemüths-Regungen zerreiſſen; oder es läſt ſich der Ehrſucht nicht ſo leicht ein Ziel, als Ländern einen Gräntz-Stein ſetzen. Das Glücke belegte für die Rœmiſchen Gewalthaber den hoffærtigen Phrat mit Brücken, und die Zeit bähnete ihnen die ſandichten Wüſteneyen des innern Libyens; alſo, daß die Gräntze des Rœmiſchen Reichs von den weiſſen Britten, biß zu den ſchwartzen Mohren, von dem Gebürge deß Caucaſus, biß auſſer den Säulen des Hercules ſich erſtreckte; und das Indiſche Meer nichts minder die Rubinen der Morgen-Rœthe, als das, worinnen die Sonne zu Golde gehet, ſeine Perlen dem Kayſer zinſete. Weßwegen Auguſt nicht ſo wol umb den Anfang aller von Rom außgehenden Meilen zu rechnen, als das Reichthum ſeines güldnen Reiches zu bezeichnen, auff den Marckt zu Rom eine Säule aus Golde ſetzte. Ja nicht nur das Reich überſtieg die Schrancken aller vorigen, ſondern Rom ſelbſt das Maaß aller Stædte; deſſen Umbkreyß zwey und viertzig Rœmiſche Meilen betrug; deſſen Häuſer ſechs Millionen Menſchen beherbergten; und derogeſtalt das übrige Italien nicht nur œde und einſam machte, ſondern ſchier aller Völcker der Welt Aufenthalt war; und in einem Tage der vorwitzigen Eitelkeit zehen tauſend Pfund zuſammen geleſener Spinnen liefern

konte. Dieſemnach denn die Welt ſie für ihr grœſtes Wunder, das menſchliche Geſchlechte ſie für ihre Gebieterin zu verehren gezwungen ward, nach dem Glücke und Zeit ihr die Oberhand und die Ewigkeit einräumete. Bey ſolcher Beſchaffenheit ſchickte Phraates dem Kayſer die dem Craſſus und Antonius abgenommene Adler wieder, und trat ihm gantz Armenien als ein Kauff-Geld des Friedens ab. Die Parther verſicherten ihm ihre Treue durch Geiſſel, und vertraueten ihm die Auferziehung ihrer Kœnige. Die herrſchſüchtige Candace meynte Egypten zu gewinnen, und büſſete ihren Kœniglichen Sitz Tanape ein. Largus drang biß ins Hertze deß glückſeligen Arabiens, und Kœnig Samos blieb in ſeinen Sand-Bergen nicht von den Rœmiſchen Waffen unbeirret. Der Indianiſche Kœnig Porus ſchickte nach Rom die erſten Tieger, Pirimal auß der Inſel Taprobrana Würtzen, und Edel-Geſteine, umb hierdurch ſich beym Auguſtus einzulieben, und der Rœmer Freundſchafft zu erlangen. Die Deutſchen, welche der Kayſer und andere groſſe Kœnige wegen ihrer Treue und Tapferkeit ins gemein zu ihrer Leib-Wache erkieſeten, ſtunden den Rœmern in ihren Kriegen zu Dienſte. Die Cimbrer beſchenckten ihn mit dem bey ihrem Reiche für das grœſte Heyligthum und Kleinod gehaltenem Tiegel, und die, welche ihre Kräfften über die Gewalt der unſterblichen Götter herauß ſtrichen, lernten nach und nach verſchmertzen: daß Druſus deß Kayſers Stief-Sohn durch etliche zwantzig am Rhein-Strome erbauete Feſtungen ihrer Freyheit gleichſam einen Kap-Zaum anlegte; daß Tiberius biß an die Elbe drang, die Chauzen für ſeinem Stule die Waffen niederlegten, ja daß deß Kayſers Feld-Hauptmann Quintilius Varus ſie nicht ſo wol mehr mit den Waffen im Zaume hielt, als tæglich nach der Schärffe der Rœmiſchen Geſetze, oder vielmehr nach dem Wahne ſeiner lüſternen Begierden verurtheilte.

Nach faſt vollbrachter Mahlzeit ließ Hertzog Herrmann ihm einen gantz güldenen Becher reichen, ſtand auf, tranck ſelbten dem Hertzoge der Catten Arpus zu, und redete die Anweſenden mit folgenden Worten an: Edle Deutſchen, großmüthige Bunds-Genoſſen; Quintilius Varus bat uns ſämbtlich anher beruffen, daß wir unſere Schwerdter im Blute unſerer Brüder und Bunds-Genoſſen, der für Deutſchlands Freyheit und die Schand-That des Varus zu rächen ergreiffenden Sicambrer baden ſolten. Aber ſo ſehr ſich Varus betrogen finden wird, wenn er gläubt, daß die Cheruſker und Catten nicht für die allgemeine Wolfart ihre Irrungen vergeſſen könten, auch Fürſt Arpus und ich allhier einander ſelbſt aufreiben würden; ſo wenig traue ich einigem Anweſenden Deutſchen zu, daß er glaube, ich wære für die Rœmer aufgeſeſſen, und meine Cheruſker wolten wider die Deutſchen einen Sebel zücken. Wir würden nicht mehr unſerer Vorfahren Nahmen zu führen würdig ſeyn, wenn wir dieſes im Schilde führten, oder zeithero nicht mehr vom Verhängnüffe wæren gedrückt, als durch eigene Kleinmuth zu Sclaven gemacht worden. Mein Anherr Kœnig Teutobach ließ von des Bürger-Meiſters Carbo und Silan Legionen nicht ein Bein davon kommen, als ſelbte ſich nur ihren Nachbarn den Galliern næherten; und wir können die Rœmiſchen Adler zwiſchen dem Rhein und der Elbe fliegen ſehen? Teutobach, ſage ich, drang mit mehrem Schrecken als Hannibal durch die felſichte Mauren Italiens, ſchlug den Manlius und rieb mit dem Cæpio den Kern des Rœmiſchen Adels auf. Worüber Rom

erzitterte, und ſelbigen unglückſeligen Tag mit Kohlen in ſeine Zeit-Regiſter ſchrieb. Und wir empfinden nicht, daß zwey Meilweges von hier in dem Hertzen Deutſch-Landes in unſern heiligen Heynen unſere Tod-Feinde ihr Lager und Beſatzungen haben? Dem Kayſer Julius, deſſen Thaten die Rœmer ſelbſt mehr für Gött- als menſchlich halten, boten die einigen Sicambrer, ihrer Freunde halber, die bey ihnen über dem Rheine Zuflucht geſucht hatten, die Spitze, und ſagten ihm ſtatt begehrter Ausfolgung unter Augen: Der Rhein ſey die Gräntz-ſcheidung zwiſchen ihrem Gebiete und dem Rœmiſchen Reiche. Eben dieſe behertzten Sicambrer rennen uns auch dismal den Preiß ab; indem der großmüthige Melo ſich allein an die Rœmer macht, und ſie über dem Rheine antaſtet, auch mit etlicher tauſend erſchlagener Feinde ausgelefchtem Leben ſeiner tugendhaften Tochter zu Grabe leuchtet. Wir aber laſſen die Saale und Elbe zinßbar machen, die Lippe und Weſer mit Feſtungen beſetzen? Kayſer Julius ſchlug ja wol die erſte Brücke über den Rhein, alleine, nachdem er vernahm, daß die Catten ſich ihm zu begegnen verſammleten, kehrete er zurücke und brach die Brücke ab; meynte auch ſeinen Ehren gar genug gethan zu haben: daß er achtzehn Täge auf deutſchem Bodem hatte raſten können. Und wir laſſen mehr als ſo viel Jahre deſſen Nachkommen, von denen wir noch zur Zeit wenige Thaten geſehen, unſere Ehre kräncken, unſere Güter rauben, und die Wilkühr über unſer Leben und Kinder ausüben? Die Augen gehen mir über, wenn ich bedencke: daß unſere Waffen vom Roſte gefreſſen werden, wenn wir ſelbte nicht noch in der Rœmer Dienſten ausputzten; daß wir unſere Schwerdter im Blute unſerer eigenen Bluts-Verwandten waſchen, und ſie wie uns unter das Joch der Rœmer müſſen ſpannen helffen. Wolte Gott aber, wir trügen noch das Joch rechtſchaffener Rœmer, und wæren nicht Knechte eines einigen üppigen Menſchen, an dem nichts Rœmiſches als der Nahme, ja der den Rœmern ſelbſt verächtlich, und ein Knecht ſeiner Begierden iſt. Gewiß ich halte dafür: daß uns Quintilius Varus nicht ſo wol Marck und Bein auszuſaugen, als zu Beſchimpfung unſerer vorhin ſo hoch herausgeſtrichenen Tapferkeit fürgeſetzt ſey. Sintemal bey uns ſo viel Goldes nicht zu erſcharren, als in Syrien, welches er bey ſeiner armſeligen Hinkunft reich gefunden, bey ſeinem reichen Abzuge aber arm verlaſſen hat. Wie, oder wil Rom durch ihn in unſer Vater-Land der warmen Länder abſcheuliche Laſter, welche unſere Einwohner auch vom Nahmen nicht kennen, unſer zwar harter, dißfalls aber mehr gütiger Himmel nicht vertræget, einſpielen, und unſer geliebtes Deutſchland, in welchem die Weiber männlicher als anderswo die Krieges-Leute ſind, weibiſch machen? Weil ja dieſer üppige Menſch von Wolläſten, womit die Rœmer ohne dis insgemein denen Unterworffenen mehr als mit ihren Waffen Schaden thun, zerrinnen möchte. Denn iſt in unſerer Gegend wol ein ſchœnes Weib für ſeinen unkeuſchen Anmuthungen verſchonet blieben? Was ſag ich aber von Anmuthungen? Die Töchter des Landes haben nichts minder ſeiner Geilheit ihre Jungfrauſchafften, als den wolläſtigen Rœmiſchen Weibern ihre gelben Haare zu ihrer Aufputzung, als einen Zoll abliefern müſſen. Ich wil der Rœmiſchen Grauſamkeit geſchweigen: daß ſie anfangs bey denen Begræbnüſſen wol-verdienter Helden, nach der Erfindung des Junius Brutus, ihre Gefangenen umb Leib und Leben zu fechten nœthigten; hernach aber auch gemeine Bürger

folches aufbrachten; ja ihren Geiſt mit dem Blute ſolcher Fechter zu verſöhnen in ihren letzten Willen verordneten; und endlich auch der Weiber Holtz-Stœſſe mit dieſer Grauſamkeit verehret wurden. Wie denn Kayſer Julius auf dem Begræbnüſſe ſeiner Tochter viel Deutſche und unzehliche Gallier, nebſt einer groſſen Menge wilder Thiere, ſich durch ſelbſteignen Kampf aufzureiben gezwungen hat. Mich ärgert ſo ſehr nicht, daß die Bürgermeiſter und Einwohner die Antretungen ihrer Ämpter, die Bau-Herren die Außmachungen ihrer Gebäu, die Stadt-Vœgte das Gedächtnüß des von ihnen betretenen Richter-Stules, ja ſo gar die Prieſter ihre Weyhungen, die Überwinder ihre Siegs-Gepränge mit ſo blutigem Gefechte gefeyert, und den ſchwermenden Pœfel faſt Monatlich, oder zuweilen hundert und zwantzig Tage nach einander mit Auffopfferung vieler tauſend Fechter beſänfftigt haben. Es läſt ſich noch verſchmertzen: daß Rœmiſche Bürger ihre Gaſtmahle nicht vor vergnüglich halten, wenn nicht ihr Tiſch mit dem Blute der dabey kämpffenden Deutſchen beſpritzt wird; welche man hierzu vorher mit niedlichen Speiſen in gewiſſen Gemächern mit Fleiß gemäſtet hat. Denn hierdurch iſt von unſern Feinden nichts als das Leben verfehret worden, worüber ein Überwinder allerdings ein Recht erlangt. Aber die Schändung unſerer Kinder, die Verunehrung unſer Weiber, und zwar unter dem Scheine der Freundſchafft, iſt ein unverdauliches und nur mit ihrem Blute auszuleſchliches Unrecht. Was haben unſere Augen kurtz vorher an der Leiche der tugendhafften Walpurgis für ein Trauerſpiel anſchauen müſſen? Warlich ihre ſtummen Lippen haben in ihrer Seele eine ſolche Krafft der Beredſamkeit, daß, wenn ich auch nie gemeint geweſt wære der Rœmer Feind zu werden, ich mich mit ihnen zu brechen nur dieſer Greuelthat halben entſchlüſſen müſte. Dieſe todte Rednerin iſt mir mit ihrer nachdrücklichen Betagung der Rache zuvor kommen: daß ich mit wichtigen Gründen euch zum Kriege zu bereden überhoben zu ſeyn ſcheine. Es iſt ein beſonder Geheimnüß des Verhängnüſſes: daß es das Laſter der Unzucht nichts minder zum Fallbrete mächtigſter Reiche, als zum Fallſtricke grœſſeſter Überwinder erkieſet. Daher ich feſtiglich glaube: daß die Schandthat des Varus ihm den Hals brechen, und der Rœmiſchen Herrſchafft in Deutſchland einen tœdtlichen Stoß verſetzen werde; wenn wir anders den, welchen das Schrecken über ſeiner Boßheit furchtſam, die Furcht verzagt und taumelnd macht, durch unſere Unachtſamkeit ſich nicht wieder erholen laſſen. Meinen aber wir an der Beſchimpffung des Fürſten Melo kein Theil zu haben; ſo behertzigt den unermeßlichen Geitz und Grauſamkeit dieſes Wüterichs, welcher auch dar Schätze geſammlet, wo niemand für ihm einige geſucht; und für einen Centner Ertzt gerne tauſend Deutſche vergraben hat; in dem er die Kläffte unſers Hartzwaldes gleich einem Maulwurffe durchfahren, und unzehlich viel unſer darüberſchmachtender Landesleute noch bey Lebzeiten in eine Hölle verdammet hat, biß er die Gold- und Silber-Adern erfunden, welche die Natur oder die mehr milden als zornigen Götter für den unerſättlichen Augen der Menſchen verborgen hatten. Auch hat nicht nur er ſich mit unſerm Schweiß und Blute angefüllet; ſondern zu Befeſtigung ſeines ungewöhnlichen Richterſtuls uns den durſtigen Ægeln der Zanckſüchtigen Sachredner zum Raube übergeben; welche die Deutſchen nicht nur biß auffs Blut ausgeſogen, ſondern ihnen mit ihren giftigen Zungen durch Seel und Hertz gedrungen. Iſt

wohl eine schimpfflichere Dienstbarkeit zu erſinnen; als daß die edlen Deutſchen ſich von einem geringen Ausländer, der vielleicht nicht ſeinen Großvater zu nennen weiß, müßen urtheilen laſſen? daß Deutſchland ſeine heilſame Sitten, welche die Rœmer ehmahls ſelbſt anderer Völcker beſten Geſetzen weit fürgezogen haben, zu Bodem treten, ihm fremde Rechte auffdringen, oder vielmehr nach andern Begierden ihm Ehre, Hals und Vermœgen abſprechen laſſen, auch Beil und Stecken gleichſam zum tæglichen Schrecken fürtragen ſehen muß. Daß wir Deutſchen in Deutſchland unſere Nothdurfft und Gemüths-Meinung nicht in unſerer uhralten Mutterſprache fürtragen dörffen, ſondern auch Fürſten durch den Mund lateiniſcher Knechte und Dolmetſcher reden müſſen? Dieſes aber iſt grauſamer als die Grauſamkeit ſelbſt, und unſern freyen Gemüthern unertræglich, daß ſich dieſer auffgeblaſene Menſch für Hoffarth ſelbſt nicht kennet, und die Edelſten unter uns am verächtlichſten hält. Wie viel Stunden muß offters ein deutſcher Fürſt, welchem der Käyſer wohl ehmahls ſelbſten entgegen kommen, für dem Zimmer auffwarten, ehe Varus ihn mit der Verhœr begnadigt? Welch Rœmiſcher Obriſter, dem etwan eine Legion anvertrauet worden, ſiehet einen Hertzog in Deutſchland, der ein gantz Volck zu beherrſchen hat, nicht kaum über die Achſel an? Welcher Rottmeiſter will nicht den Fürnehmſten unſerer Ritterſchafft fürgezogen ſeyn? Behertzigt dieſem nach, großmüthige Helden, was bey dieſem groſſen Übel euere Klugheit euch vernünfftig entſchlüffen, und eure Tapfferkeit behertzt ins Werck ſetzen heiſt. Einem groſſen Gemüthe ſind Armuth, Feſſel und Dienſtbarkeit ja noch ertræglich, Beſchimpfung aber erdulden und ſeine eigene Ehre in Wind ſchlagen, heiſt zugleich die Wurtzeln der Tugend in ſich ausrotten. Dahero iſt es rühmlicher und ſüſſer ehrlich ſterben, als ſchimpfflich das Leben behalten.

Das mittlere Groß beyder Kriegs-Heere kam am langſamſten zum Treffen, weil Hertzog Herrmann wahrgenommen, daß die grœſſeſte Macht der Rœmer darein geſtellt war, und daher befohlen hatte, daß ſeine zwey Flügel ſich als zwey Hörner herfür ziehen, und den Feind bald Anfangs zum Schrecken des langſam zum Gefechte kommenden Kernes in ſeiner Schwäche angreiffen ſolten. Nichts deſto weniger war der Streit am allergrimmigſten, und dahero auch am blutigſten. Sintemal wie in dem Hertzen alle Lebens-Kräffte gleichſam in einen Mittel-Punct zuſammen gezogen werden; alſo ſich umb beyde obriſte Feldherren auch die Kräffte der Streitenden aneinander drangen. Denn dieſe ſind in Wahrheit das Hertz und die Seele eines Heeres, welche allen andern Gliedern ihre Bewegung mittheilen, und durch vorſichtige oder ſchlimme Anſtalt den Ausgang einer Schlacht herrlich oder erbärmlich machen. Quintilius Varus kam zu dieſer Schlacht wider ſeinen Willen, und dahero auch mit weniger Hoffnung des Sieges. Ihn trug nicht allein ſein Gemüthe nicht zu den Waffen, und ſeine Lebens-Art hatte ihm auch keine kriegeriſche Zuneigung angewöhnt; ſondern es hatte ſo wol ſein natürlicher Trieb, als ſeine bißherige Verwaltungen ihn mehr zu Schlichtung der Rechts-Hændel; als Schlacht-Ordnungen zu ſtellen geſchickt gemacht. Denn Syrien, ſo lange er Land-Vogt daſelbſt war, behielt mit ſeinem Gehorſam eine beſtændige Ruhe, und ſeine wichtigſte Verrichtungen waren daſelbſt geweſt, daß er dem Herodes im Nahmen des Kayſers die Landſchafften Tracho-

nitis und Batanee eingeliefert, die Stadt Cæſarea dem Druſus zu Ehren köſtlicher zu erbauen; mit einem groſſen Hafen zu verſehen, eingerathen, ja zwiſchen dem Herodes und den Gadarenſern einen Richter abgegeben, und jenem des alten Jüdiſchen Kœnig Davids Grab zu erbrechen, und dadurch ſeinem Geitze eine Naſe zu drehen Anlaß gegeben hatte. Ob auch wol die erſchöpften Juden zuletzt wider den Varus und Sabinus, als von welchen ſie biß auffs Blut ausgemergelt, ihre Schlöſſer ihnen abgenommen, des Herodes verlaſſene Schätze gewaltſam angegriffen, ja aus dem Tempel zu Jeruſalem der Kirchen-Schatz geraubt worden, am Pfingſt-Feſte einen Aufſtand erregten, auch den Sabinus, Rufus und Gratus, ſambt der dritten Legion in der Burg Zion belægerten, und Athronges ein gemeiner doch ſtarcker Hirte ſich zum Kœnige auffwarff; ſo zerſtreueten ſich doch die Aufrührer, als ſie nur hœrten, daß Quintilius Varus mit zwey Legionen im Anzuge begriffen, aus Ptolemais funfzehenhundert, und vom Kœnige Aretas noch eine groeſſere Anzahl Hülffs-Völcker zu ihm geſtoſſen waren. Worüber Athronges gefangen, und nebſt zweytauſend Rædelsführern von Varus aus Creutze genagelt wurden. Als Varus in Deutſchland kam, war ſelbtes eben ſo wol in Ruhe, dahero nichts minder ſeines Leibes als Gemüthes Beſchaffenheit ähnlich. Er verhing dem Kriegs-Volcke allen Muthwillen und Müſſiggang. Iederman dorfte gekochtes Fleiſch, neugebackenes Weißbrodt, und andere niedliche Speiſen auch zur Unzeit eſſen, wenn gleich nicht das allgemeine Zeichen dazu gegeben ward. Nicht nur die Oberſten, Hauptleute, Reiterey, und die Freywilligen waren aller Arbeit enthoben; ſondern er ließ auch das gemeine Fuß-Volck, welches theils numehr über ſchlechter Arbeit ſchwitzte und ſeufzete, den Schantz-Bau dem gemeinen Kriegs-Geſinde aufbürden. Nach dem das Læger nur genung befeſtigt war, blieben alle Kriegs-Übungen nach, die doch ſonſt die neugeworbenen des Tages zweymal, die alten einmal treiben, und noch dazu Sümpfe trocknen, Hafen vertieffen, Flüſſe räumen, oder anderwerts hinleiten, Schiffe und Tempel bauen, Waffen ſchmieden, ja mehrmahls, umb nur durch Faulheit nicht Leib und Gemüthe zu verderben, vergebene Arbeit ausmachen muſten. Die Wachen verminderte er umb die Helfte, alſo, daß ſie erſt den zehenden Tag herumb kam. Überdiß ließ er ſie ſonder Wach-Feuer, auch noch ohne Schild und Pantzer halten, und ſie dorften die Rundten nicht nach alter Gewohnheit laut ausſchreyen, umb die Krieges-Gebieter nicht im Schlafe zu ſtœren. Die Rollen der Kriegs-Lente, welche tæglich einkommen muſten, durchſahe er kaum des Monats einmal. Er machte unter den Straffen keinen Unterſchied, ließ wider die Rœmiſchen Geſetze die Frembden ſo bald mit Wein-Stöcken, als die Rœmiſchen Bürger mit gemeinen Stecken ſchlagen. Zohe ihm alſo bey den Seinigen den groeſten Haß auf den Hals. Von den Deutſchen bildete er ihm ein, daß in ihnen kein Geiſt wære, ſie auch nichts anders von Menſchen als die bloſſe Sprache und die äuſerlichen Glieder an ſich hätten, und dahero dieſe ehe mit dem Kap-Zaum der Geſetze, und der Süſſigkeit eines angewohnten Friedens, als mit Schärffe der Waffen gedemütiget werden könten. Die ſchlauen Deutſchen, welche ſo viel Gehirne im Kopffe als Marck in Gliedern hatten, ſtärckten durch euſſerliche Bezeugungen den Varus in ſeiner irrigen Einbildung. Sie erdichteten allerhand verworrene Rechts-Händel, trugen ſie den Rœmern für, und lieſſen ſich von ihnen,

gleich als wenn die Götter ihnen alleine die Wagſchale des Rechts und der Billigkeit anvertrauet hätten, entſcheiden. Die einander am beſten verſtunden, verſtellten ihre Vertraulichkeit mit Schmæhungen und Gezæncke; ſo denn unterworffen ſie ſich der Rœmer Vermittelung, lobten ihre Tieffſinnigkeit, danckten für ihre Urthel, verdammten ihres eigenen Vaterlandes wilde Sitten, welche vorhin alle Zwytracht durch das Fauſtrecht auszumachen gewohnt geweſt wæren. Ja ſie baten mehrmahls von den Rœmern eine Anzahl Kriegs-Leute, zu Beſchirmung ihrer Flecken, und Ausrottung der Rænber und Landbeſchædiger aus; gleich als wenn ſie nunmehr die Übung der Waffen gar vergeſſen, und alle Degen in Pflugſcharen verwandelt hætten. Die Fürſten warteten dem Rœmiſchen Land-Vogte offters auff, verſchmertzten alle Bedrængniße, luden die Rœmer mehrmahls zu Gaſte, machten mit denen geringern groſſe Vertraulichkeit, ſtrichen ihnen durch tauſend Lobſprüche gewaltig den Fuchs, thæten ihnen ihre Üppigkeiten nach, und beredeten ſie: daß Deutſchland der Rœmer Ankunfft ihre hœfflichere Sittſamkeit, ihre gemæchlichere Lebens-Art, und die Verbeſſerung ihres gantzen Zuſtandes zu dancken hætte. Ja erſt für drey Tagen war Hertzog Herrmann, Segimer, Segeſthes und Ganaſch beym Varus zu Gaſte geweſt. Alſo verlernte Qvintilius Varus vollends alle Kriegs-Wiſſenſchafft; und ſeine Verrichtungen waren mehr eines Stadt-Richters als eines Feldherrn ænlich, der ſein Læger mitten in eines ſtreitbaren Feindes Lande hatte, und weil ſeine verwehnte Kriegsknechte ſich hauffenweiſe von ihren Fahnen verlieffen, nicht nur den Neugeworbenen, ſondern auch wohl denen, welche zehen Jahr gedienet, des Kæyſers Nahmen in die Hand muſte einbrennen laſſen.

Dem deutſchen Feldherrn hingegen war die Kriegs-Luſt angeſtammet, das Feuer der Großmüthigkeit ſahe ihm aus den Augen, und die Erfahrenheit der Waffen hatte er theils von ſeinem tapffern Vater Hertzog Sigmarn, theils in denen Rœmiſchen Lægern ſelbſt gelernet. Wie verſchmitzt er nun die Gelegenheit die unvorſichtigen und allzuſicheren Rœmer zu überfallen, und die theils ſchüchternen, theils zwiſtigen Fürſten auff ſeine Seite zu bringen, nichts minder die Schlacht-Ordnung hœchſt vortheilhafftig zu machen gewuſt; alſo machte er in gegenwærtigem Treffen zweiffelhafft; ob er mehr ein ſtreitbarer Kriegsmann, als ein vernünfftiger Heerführer wære. Das deutſche Heer war rückwerts Bergauff geſtellet, womit deſſen Groſſe auff einmahl den Rœmern ins Geſichte fiel, und die Menge ihnen ein Schrecken einjagte. Denn in Schlachten werden die Augen am erſten geſchlagen. Dieſes Schrecken bemüheten die Deutſchen ſich auch in die Ohren der Rœmer einzujagen, indem ſie ihre holen Schilde für den Mund hielten, darein aus allen Kræfften ſchrien, und durch den Widerſchall das allergrauſamſte Gethœne erregten; alſo, daß die Rœmer dafür die Ohren zuſtopfften, gleich als wenn ſie, wie die Indianer in dem Zuge des Bacchus, durch das vom Pan angegebene Geſchrey aus dem Felde würden gejagt werden. Überdis kehrten ſie ihre Stirne gegen Weſten; denn es hatte ihr Feldherr vorher geſehen, daß die auffgehende Sonne dem Feinde gleich in die Augen fallen, und ſie bländen würde. Auch befremdete bald anfænglich den Feind überaus: daß die Deutſchen nicht wie vorhin verwirret durcheinander fochten, ſondern Glieder und Ordnung hielten, auch mit beſſern Waffen als vor iemals verſorgt waren. Iede unverſehene Neuigkeit aber kan im Kriege ein nicht ge-

ringes Schrecken verurſachen. Welches in der Rœmer Gemüthern ſo viel ehe fing, weil unterſchiedene traurige Zeichen ſie vorhin beſtürtzt gemacht, und den Zorn der Götter angedräuet hatten. Die Opfferthiere waren den Tag vorhero den Druyden, welche wegen der Gallier opffern wolten, entriſſen. An dem einen Rœmiſchen Adler hatte ſich ein Bienſchwarm gelegt; und dem Varus hatte getraumt, als wenn er mit dem Hertzog Herrmann zu Rom im groſſen Schauplatze tantzte und von dem Volcke mit frolockendem Zuruff bewillkommet würde. Denn ergetzende Träume legten ſie auff traurige Zufälle aus.

Ob nun wohl die Deutſchen derogeſtalt in mehrer Hoffnung und Vortheil ſtanden, der Graff von Aſcanien auch denen Galliern die groſſe weiße ſeidene Fahne, darein mit Purpurnen Buchſtaben der Nahme des Kayſers geſchrieben war, abdrang, und ſie nebſt denen andern ausländiſchen Hülffs-Völckern durch die tapffern Cheruſker in Unordnung brachte, ſo war doch bey den Rœmern die Tapfferkeit ſo tieff eingewurtzelt, daß ſelbte weder gar noch auch bey allen ſich durch angenommene Üppigkeit hatte vertilgen laſſen. Lucius Cæditius und Caldus Cælius fochten als hertzhaffte Kriegsleute, und führten die ihrigen an, als verſtändige Obriſten. Britomar und Arbogaſt waren des Käyſers und des Glücks Schoßkinder, und von ihnen aus Edelleuten in die Würde der Fürſten erhoben, alſo ſo wohl von der Natur für ihren eignen Wohlſtand als aus Pflicht für ihre Wohlthæter hertzhafft zu fechten angereitzt. Den Segeſthes und ſeine Caſuarier zwang die Furcht verzweiffelt zu fechten. Denn was kan ein Überläuffer ihm ſchrecklichers fürbilden, als daß er in der verlaſſenen feinigen Hände verfalle? Ja es war gleichſam ein Zeichen für des Quintilius Varus ſich næherndem Ende, daß er dißmahl groeſſere Merckmahle der Tugend, als ſonſt iemahls von ſich blicken ließ. Denn ein bald ausleſchendes Licht giebt einen deſto groeſſern Strahl von ſich, und die Winde, die bald auffhœren wollen, raſen deſto hefftiger. Das gantze Kriegs-Volck ſtieß und ſchlug ſo hefftig auff einander, daß das Gethœne der Waffen den Schall der Trompeten und anderer Kriegs-Spiele dämpffte, und ſich offtmals den Schlægen auff Amboßen vergleichte. Bald ward auff einer bald auff der andern Seiten durchgebrochen, und bald zogen die Rœmer und Gallier, bald die Deutſchen den kürtzern, und unter beyden fiel keiner, der vom Feinde das Antlitz hätte weggekehret. Ob auch wohl die Numidiſchen Schützen in der Deutſchen Schilde viel Pfeile ſo tieff eingeſchoſſen, daß ſie ſelbte unbrauchbar machten, verließ doch keiner ſeine Reyhe, ſondern fochte mit entblœßtem Leibe. Die Gallier, welche Varus mit Fleiß zuförderſt geordnet hatte, muſten länger als ihr Wille und Gewonheit war, Stand halten. Denn die Rœmer ſtanden ihnen am Rücken und wieſen denen Flüchtigen ſelbſt die Spitzen. Etliche Stunden dauerte die Tapfferkeit beyder Theile, daß der Sieg und Verluſt auf gantz gleicher Wagſchale lag. Denn Hertzog Herrmann, als er alle Flügel wol beſichtigt und allenthalben beſte Anſtalt gemacht, ſich auch auff die andern Heerführer zu verlaſſen hatte, überlieff nach ſo langem Gefechte die Ungedult, daß der Feind allzu hartnäckicht ihm den Sieg vorenthielt, welchen ihm die Prieſter und die Hertzhafftigkeit ſeines Heeres doch ſchon vorher verſprochen hatten. Dahero vergaß er ſich offt, daß er der Feldherr war, indem er in die dickſten Hauffen der kühnſten Feinde ſprengte. Am meiſten aber verdroß ihn, daß

er den Rœmiſchen Feldhauptman Varus ſo lange nicht zu Geſichte bekommen konte; um mit eigenen Händen denen Rach-Göttern Deutſchlands eine fette Beute durch Auffopfferung des Rœmiſchen Feldherrns abzulieffern, und dadurch die Schmach ſeines Vaterlandes und Geſchlechts abzuwiſchen: daß Marcellus nach eigenhändiger Erlegung ſeines Anherrns des Kœnigs Viridomars zum dritten mahl ſeine Waffen dem Feretriſchen Jupiter auffgehencket hatte. Endlich erblickte er ihn zu Pferde unfern von dem Rœmiſchen Adler der dritten und Haupt-Legion haltend. Alleine Cæditius Cælius und Segeſthes, welcher, um ſich unkentlich zu machen, den Helm verwechſelt und ſeinen Harniſch mit einem Rœmiſchen Waffen-Rocke verdeckt hatte, machten mit faſt verzweiffelter Gegenwehr dem Feldherrn ſo viel zu ſchaffen, daß er dem Varus unmœglich beykommen konte. Hierauff entſchloß er durch drey hundert Cheruſkiſche Edelleute, welche er auff einen ſonderbaren Nothfall von der andern Reiterey abgeſondert und hinter ſein Fußvolck an einen niedrigen Ort alſo unſichtbar geſtellet hatte, ſein Heil zu verſuchen. Hiermit befahl er: daß in der mitten das Fußvolck ſich augenblicks trennen und daſelbſt dieſem reiſigen Zeuge Platz zum Einbruche machen ſolte. Den Rœmern kam dieſer Angriff der Reuterey ſo unvermuthet, gleich als ob ſelbte aus den Wolcken gerennet kæmen. Und weil es unmœglich war gegen ſie einige Rœmiſche Reuterey durchzubringen, litte ihr beſtes Fußvolck unglaublichen Schiffbruch, und ihre gantze Verfaſſung gerieth in hefftige Zerrüttung. Unter dieſen Edelleuten war auch dieſer, der für der Schlacht gegen die fremde Kœnigin den ebentheuerlichen Zweykampf ausgeübt hatte. Dieſer ſetzte ihm für, ſeine Hertzhafftigkeit nunmehr auch gegen Männer auszuüben, nachdem er durch eine ohne diß meiſt nur zufällige Überwindung eines Weibes mehr Verkleinerung als Ehre erlangt zu haben ihm einbildete. Mit denen Galliern, deren Häupter ſich zwiſchen dem Fußvolcke ebenfals zu Pferde befanden, anzubinden, war ihm auch nicht anſtändig, als derer erſtern Sturm man zwar für mehr als mänulich, ihren Verfolg des Kampfes aber ſchlechter als weibiſch hielt. Hiemit gerieth er an den Segeſthes, und rennte mit verhängter Lantze Spornſtreichs auf ihn zu. Segeſthes aber verſetzte durch einen hefftigen Hau ſeines Schwerdts ſo glückſelig, daß die Spitze der Lantze ohne ſeine Berührung zur Erden fiel. Hierauff verfolgten ſie mit den Degen ihren Streit, dieſem Ritter aber ſprang nach einem hefftigen Gefechte die Klinge des Degens entzwey, alſo daß er ſich ohne einige Waffen und dahero in hœchſter Gefahr befand. Segeſthes verfolgte bey dieſem Zufalle ſein Glück mit vielfältigen Hieben. Alleine einem Hertzhafften iſt kein Degen zu kurtz, und ein halber lang genug, denn ein Schritt gegen ſeinem Feinde und ein unverzagtes Hertze erſetzet, was einem an Eiſen abgehet. Daher zernichtete er Segeſthen, mit geſchwindeſter Fürwerffung des Schildes und Degenſtrumpffs, alle ſeine Streiche. Endlich aber verſetzte dieſer dem Pferde einen zweyfachen Stoß in Hals. Dieſes verurſachte den Ritter, daß er, ehe das verwundete Pferd ſtürtzte, mit einer fertigen Hurtigkeit aus dem Sattel ſprang, und nicht nur auff die Füſſe zu ſtehen kam, ſondern auch auff dem Boden nebſt einem Todten einen entblœſten Degen fand, welchen er des Segeſthes Pferde in einem Augenblicke ſo tieff in die Bruſt ſtach, daß es alſofort mit ſeinem Reuter entſeelet zu Boden ſanck. Der Ritter gebrauchte ſich dieſes

Vortheils mit hertzhaffter Geſchwindigkeit, ſprang dem auff den Rücken gefallenen Segeſthes auf den Hals, und weil er wegen deß unter dem Waffenrocke verborgenen Pantzers ihm etliche vergebene Stiche verſetzte, riß er ihm mit aller Gewalt den Helm vom Haupte, um dem Segeſthes die Gurgel mit ſamt dem Kopffe abzuſchneiden. Hilff Himmel! rieff er, vom Segeſthes bey ſeinem erſten Anblicke auffſpringend, und ließ mit einer hefftigen Beſtürtzung den auff ihn gezückten Degen aus der Hand fallen. Die Worte erſtarben ihm auff den zitternden Lippen, und ſeine Glieder worden unbeweglicher als eine Marmel-Seule, alſo, daß Segeſthes ihn auffzureiben Zeit und Gelegenheit genug gehabt hätte, wenn nicht ſeine aus dieſer Beſtürtzung empfundene Verwunderung ihm Vernunfft und Glieder gebunden hätte. Bey dieſer Begebenheit erblickte Hertzog Herrmann Segeſthens entwaffnetes Angeſichte, und griff ihn aus geſchöpffter Verbitterung nicht ſo bald mit empfindlichen Scheltworten: Ha! Verræther des Vaterlandes! als mit der Schärffe der bey handen habenden Waffen an. Es würde auch der in voller Verwunderung begriffene Segeſthes einen gefährlichen Streich bekommen haben, wenn nicht der Ritter den, welchen er kurtz vorher hinzurichten ſo begierig war, mit Fürwerffung beyder Armen gegen dieſen unvermerckten Angriff beſchirmet hätte. Wovon er aber ſelbſt verwundet war, daß das Blut über die Waffen häuffig herab floß. Dem Feldherrn kam dieſe Begebenheit eben ſo ſeltzam für, und fuhr ihn mit grimmigen Worten an: Was ihn dieſen Verræther und Überläuffer zu vertheidigen veranlaßte? Dieſer rieß ihm hierauff ſelbſt den Helm vom Haupte, und gab hiermit zu erkennen, daß es die unvergleichliche Fürſtin Thußnelde, Segeſthens einige Tochter war. Urtheile, fing ſie an, großmüthiger Hertzog: ob das Kriegsrecht mich mehr den Feind zu verfolgen und dem Feldherren zu gehorſamen, oder das Geſetze der Natur den Vater zu beſchützen nœthige? Sie hatte dieſe Worte noch halb auff der Zungen, und die Augen gegen den Feldherrn gerichtet, als ſie ſchon für dem gantz verwirrten Segeſthes fußfällig ward, und ihm das von der Erde wieder auffgehobene Schwerdt, mit Beyſetzung dieſer Worte, reichte: Straffe Segeſthes deine boßhafftige Thußnelde, welche nicht mehr des Tochter-Nahmens werth iſt, nach dem ſie das Mordeiſen wider ihren Vater gezuckt hat. Rom wird dieſen Schandfleck nimmermehr ausleſchen, daß die unmenſchliche Tullia über die blutige Leiche ihres ſchon todten Vaters die beſtürtzten Pferde geſprenget hat. Und ich habe Deutſchland mit dieſem Brandmahle beſudelt, daß ich dem lebenden das Meſſer an Hals geſetzt. Räche Segeſthes durch dieſen Werckzeug meines Verbrechens deines Geſchlechtes und des Vaterlandes Schande, welche gröſſer iſt, als warum Virginius ſeine Tochter auff öffentlichem Marckte abſchlachtete. Dieſe Rede beſeelte ſie mit einer ſo erbärmlichen Geberdung und Wehmuth, daß ſie dem Segeſthes durch die Seele, dem Feldherrn durchs Hertze drang, und bey dieſem eine vielfache Empfindligkeit, bey jenem aber verurſachte, daß er wieder zu ſich ſelbſt kam, und ihr mit dieſer Antwort begegnete: Ich empfinde den Zorn der Götter und die Biſſe meines Gewiſſens über mein begangenes Laſter, welches ſo groß iſt, daß das Verhängniß meiner eigenen Tochter Klinge wider meine Verrætherey zur Rache geſchliffen hat. Vollführe deinen Streich wider den, der ſich ſelbſt verdammet. Kinder ſind dem Vaterlande mehr als ihren Vætern ſchuldig,

und die Gesetze haben denen Belohnung und Ehrenmahle ausgesetzt, die das beflecchte Blut ihrer straffbaren Eltern dem gemeinen Wesen auffopffern. Der Feldherr fiel Segesthen in die Rede: Es wære ein allzugroß Glücke für einen Verræther, daß er von so edlen Waffen, entweder einer so unvergleichlichen Heldin oder eines deutschen Fürsten sterben solte. Das Recht des Vaterlandes habe auff Feinde der Freyheit knechtische Strafen ausgesetzt. Schlaget diesemnach den, der sich selbst schon verdammet, in die Eisen. Du aber, unvergleichliche Thußnelde, lasse dich den Verlust eines dem gemeinen Wesen ohne diß schon abgestorbnen Vaters nicht jammern. Deine Tugend ist der Væterlichen Flecken nicht fæhig, und diese darff sich für keine Wäyse achten, welche wegen ihrer Heldenthaten das Vaterland selbst zu einer Tochter auffnehmen muß. Alsobald waren einige dar, die dem Segesthes Fessel anlegten; welche die Deutschen, um ihre Gefangenen damit feste zu machen, in die Schlachten mitzunehmen gewohnet waren; worüber Thußnelde theils wegen empfangener Wunde, theils daß ihres Vaters Zustand ihr so tieff zu Hertzen ging, in Ohnmacht sanck, und auff Befehl des Feldherrn mit allerhand Erfrischungen erqvicket, und nach Deutschburg getragen ward.

Der Feind war durch den Verlust Segesthens überaus bestürtzt, Hertzog Herrmann aber durch den zweyfachen Sieg dieser deutschen Amazone gleichsam beschæmet, und dahero zu einem so eifrigen Gefechte angezündet, daß kein Feind seinen Sturm ausdauren konte. Caldus Cælius, welcher ihm begegnen wolte, ward von ihm mit dem Streithammer zu Boden geschlagen und darüber gefangen. Qvintilius Varus, als er ihn dem Rœmischen Haupt-Adler so nahe kommen sahe, machte sich mit seiner Leibwache, als denen eussersten Kräfften des Rœmischen Heers gegen ihm herfür. Dieses waren tausend mit kupffernen Schilden und schupfichten Pantzern aus dem alten Kerne der Rœmischen Kriegsleute ausgelesene freywillige, welche schon ihre zwantzigjährige Dienste ausgestanden und ansehnliche Kriegs-Æmter verwaltet, auch keine Wache oder andere Arbeit mehr zu vertreten, sondern nur den Feldherrn zu beschirmen hatten, und auff ihren Schilden den Nahmen des Kayfers mit Golde eingetzt führten. Diese thaten wohl ihr bestes unter ihrem streitbarem Führer Cæcina; und fochten nach Gelegenheit des engen oder geraumen Orts bald mit ihrem kurtzen, bald mit dem langen Spanischen Degen, wormit die lincke, wie mit jenem die rechte Seite versehen war. Alleine die Keckesten wurden unverlängt von der deutschen Reuterey zu Grunde gerichtet, und der Feldherr kam dem Varus so nahe, daß, ob wohl die Rœmischen Kriegsleute ihn mit ihren Schilden auffs mœglichste verdeckten, er ihm einen Wurffspieß in die Schulter jagte; dem Qvintilius Manlius aber in Hals einen tœdtlichen Stich versetzte, und mit eigner Hand ihm den Rœmischen Adler ausriß. Nachdem auch inzwischen beyde Rœmische Flügel gantz aus dem Felde geschlagen waren, drang Fürst Catumer und Sesitach mit der Reuterey auff den Varus loß. Wodurch der letzte noch stehende Rest des Rœmischen Heeres in öffentliche Flucht, Qvintilius Varus aber in eusserste Verzweiffelung gebracht ward. Denn als er seine noch standhaltende Hand voll Volcks auff allen Seiten umringt, und nirgendshin einige Ausflucht mehr sahe, bezeugte er endlich grœssere Hertzhafftigkeit zu sterben als zu kæmpffen, und redete die næchsten mit diesen Worten an: Lasset uns, ihr ehrlichen

Rœmer, dieſen letzten Schlag des veränderlichen Glücks behertzt ertragen, und lieber dem Tode friſch in die Augen ſehen, als aus einer bevorſtehenden Gefängniß noch einige Erlœſung hoffen, und alſo eine freywillige Entleibung einer knechtiſchen Dienſtbarkeit fürziehen. Der ſtirbt deſto rühmlicher, der noch einige Hoffnung zu leben übrig hat. Ich geſtehe, daß uns Segeſthes und die Götter unſer Verderben vorher geſagt; allein wenn das Verhängniß an unſer Glücks-Rad die Hand anlegt, können uns keine verträuliche Warnungen aus ſeiner Verfolgung entreiſſen, und der Scharffſinnigſten Anſchlæge werden ſtumpff und verwirret. Iedoch laſſe ich gerne geſchehen, daß der Schluß der Götter mit meinem Verſehen bekleidet, und der Zufall zu meinem Verbrechen gemacht werde. Mein Großvater Sextus Varus hat in der Pharſaliſchen Schlacht durch ſeine eigene, mein Vater Varus Qvintilius in dem Philippiniſchen Kriege durch ſeines freygelaſſenen Hand ſich lieber hingerichtet ehe ſie ſich der Willkühr ihrer Feinde, die doch Rœmer waren, unterwerffen wollen. Ich wil es ihnen nachthun, ehe ich in dieſer Barbarn Hände falle, und euch ein Beyſpiel, der Nachwelt aber das Urtheil hinterlaſſen: Ob ich durch meine Schuld, oder durch ein beſonders Verhängnüß meines Geſchlechts alſo vergehe. Craſſus hat durch ſeine Niederlage gegen die Parther weniger Schande eingelegt, als, daß er nicht, wie Publius, Cenſorius und Megabachus ihm ſelbſt das Leben verkürtzet, ſondern ſich in die verrætheriſchen Hände des Surena vertrauet, und des Maxarthes Sebel die Kehle dargereichet hat. Von dem Tode mehr Worte zu machen, iſt ein Stücke der Kleinmüthigkeit. Wie feſte ich mir zu ſterben fürgeſetzt, könnet ihr dahero ſchlüſſen, daß ich niemanden einige Schuld beymeſſe. Denn ſich über Menſchen und Götter beklagen, ſtehet nur dem an, der länger zu leben begehret. Ein Kœnig aber ſoll ſeines Reiches, ein Knecht ſeines Herrn, ein Kriegsmann ſeines Oberſten, ein Feld-Hauptmann ſeines Heeres Wohlſtand nicht überleben. Hiemit umhüllete er mit ſeinem Goldgeſtückten Purpur-Mantel ſein Haupt, und ſtach ſeinen Degen ihm biß an den Griff ins Hertze. Alſo verhüllete ſich auch der ermordete Pompejus und Julius; wormit niemand ihre ſterbenden Ungeberden ſehen möchte. Die fürnehmſten und hertzhafftſten thaten es ihrem Heerführer nach, und benahmen durch eigene Entſeelungen dem Feinde die Luſt und die Ehre von ſeinen Streichen zu fallen. Andere, welche gleich noch genugſame Kräffte zu fechten hatten, warffen ihre Gewehre weg, und reichten, aus Verdruß zu leben, ihre Hälſe den feindlichen Schwerdtern hin. Zumal von denen neun Oberſten dieſer anderthalb Legionen, nur noch einer, von den neuntzig Hauptleuten mehr nicht als ihrer fünff übrig waren. Die Flüchtigen worden von der Reiterey zu Boden gerennt, die liegenden von den Pferden ertreten, die ſtehenden wie das Vich zerfleiſcht, alſo, daß das Feld numehro keine Geſtalt eines Kampfplazes, ſondern einer Schlachtbanck fürſtellte. Seſitach ward über des Varus und anderer Oberſten eigener Entleibung ſehr verbittert, weil er mit ſeiner Reiterey ſie lebendig in die Hände zu bekommen ihm eingebildet hatte, und dahero ſprang er ſelbſt vom Pferde, ſchnitt den Kopf des Varus Leiche ab, und ſteckte ſelbten, nach der Deutſchen und Gallier Gewonheit, und den Rœmern deſto mehr Schrecken zu machen, auff eine Lantze. Das gantze Feld ward mit Todten bedecket, und die zwiſchen denen Hügeln dieſes Forſtes lauffenden Bäche von dem Blute der Erſchlagenen auffgeſchwel-

let, infonderheit an denen drey engen Farthen, wodurch das Rœmiſche Heer ſeine Flucht zurücke nahm. Ihr jämmerlicher Zuſtand aber ward dardurch vergröſſert, daß Vala Numonius und ſeine zum erſten durchgegangene Reuterey, Cæditius, welcher zwiſchen denen Päſſen noch über zwölfftauſend ſtreitbare Männer wieder zuſammen gezogen und in Ordnung bracht hatte, in Meinung mit der bald anbrechenden Nacht noch nach der Catten Feſtung zu entrinnen, ingleichen Britomar und Arbogaſt mit mehr als zehn tauſend Galliern gerade auff den Hertzog Jubil traffen, welchen der Feldherr dem Feinde in den Rücken zu gehen befehlicht hatte. Es iſt unſchwer zu ermeſſen, was denen Rœmern die Müdigkeit von einer ſo hefftigen Schlacht, einem ſiegenden Feinde auff dem Rücken, und einem friſchen von fornen zu begegnen, für Hinderniß ſchaffte, ja was die Furcht, allwo des Pœfels Träume ſo wohl als kluger Leute Gutachten gehœret werden, für ſeltzame Meinungen auff die Bahn brachte. Einer rieth ſich durch den friſchen und vielleicht nicht allzugroſſen Hauffen des Hermundurifchen Hertzogs durchzuſchlagen, und, weil doch das zwar næhere Læger keine Sicherheit, die Feſtung Aliſon aber keinen genugſamen Raum und Lebens-Mittel ſchaffen könte, den Anfangs ſchon erkieſeten Weg gegen der Cattenburg oder gar an den Rhein fortzuſetzen. Ein ander hielt diß für ein verzweifelt Werck, und wolte, daß, nachdem Cejonius mit dem gröſten Theil des lincken Flügels und dem einigen noch erhaltenen Adler ſich wieder in das Læger gezogen hätte, man dahin folgen, ſich darinnen biß auff den letzten Mann wehren, und von denen zwey Legionen, welche Lucius Aſprenas nicht allzuweit von ihnen unter ſeinem Gebiete hatte, Hülffe erwarten ſolte. Wie nun die Zwytracht in Begebenheiten, welche keine langſame Rathſchlæge erdulden, der geradeſte Weg zum Verderben iſt; alſo wartete Hertzog Jubil die Erörterung ihres Zweiffels nicht aus, ſondern bediente ſich der wider die Uneinigkeit hœchſt vortheilhafften Geſchwindigkeit. Einem flüchtigen Feinde jagt auch ein rauſchendes Blat Schrecken ein. Was ſolte nicht dieſer freudige Held, mit ſeinen ſtreitbaren und unermüdeten Völckern, gegen die, welche zum erſten ausgeriffen und allhier zwiſchen Thür und Angel waren, ausrichten? Fürſt Jubil traff ſelbſt in Perſon auff den Numonius, und durchrennete ihn mit ſeiner Lantze; alſo fiel dieſer verzagte Ausreiſſer nicht nur ſchimpflicher, ſondern auch eh, als die, welche er im Stiche gelaſſen hatte. Britomar ward von ihm durch einen Wurffſpieß hefftig verwundet, und nachdem von einer Seiten dieſer Hertzog, auff der andern das gantze obſiegende Heer mit aller Gewalt nachdrungen, muſte dieſer Überreſt des Feindes in den Wohnſtædten der wilden Thiere ihre Sicherheit ſuchen, und ein Hauffen hier, der andere dort ſich in die dickeſten Wälder verkriechen. Alleine auch in dieſen wæren ſie von ihren Feinden nicht unverfolget blieben, wenn nicht die ſtockfinſtere Nacht mit einem hefftigen Platzregen eingebrochen, und die ſchwartzen Wolcken das ſonſt volle Monden-Licht gantz verdüſtert, und alſo dem Todſchlagen nicht ſo wohl ein Ende, als einen Anſtand gemacht hätte.

ABRAHAM A SANCTA CLARA.

AUS DEM TRACTAT AUF AUF IHR CHRISTEN!

Auff, auff Ihr Chriſten! Das iſt: Ein bewegliche Anfriſchung, Der Chriſtlichen Waffen Wider Den Türckiſchen Bluet-Egel; — In Eyl ohne Weil, Zuſammen getragen Durch *P. F. Abraham à S. Clara*, Auguſtiner Baar-Füſſer, &c. — *Wien 1683. 8°. S. 97—114.*

Auff, auff ihr Chriſten, und thut nebenſt Göttlicher Hülff auch euere Martialiſche Fauſt dem Feiud zeigen.

Es iſt ein Statt in Meixen, die heiſt Cronenburg, aldort kehren die Kœnig ein: Es iſt ein Stättel in *Palæſtina*, das heiſt Bethlehem, allda kehren die Bettler ein: Es iſt ein Statt in Bayrn, die heiſt Freyſing, dort kehren die Muſicanten ein: Es iſt abermahl ein Statt in Bayrn, die heiſt Filtzhoffen, dort kehren die Hueter ein: Es iſt ein Statt in Schwaben, die heiſt Mößkirchen, dort kehren die Geiſtlichen ein: Es iſt ein Statt in Sachſen, die heiſt Hadersleben, dort kehren die zanckiſche Eheleuth ein: Es iſt ein Statt in Saltzburgerland, die heiſt Lauffen, dort kehren die Botten ein: Zu Schwein- und Ochſenfurt können endlich die Fleiſchhacker und Metzger einkehren, &c. Wo aber ſollen die wackere Soldaten ihr Quartier haben? Es iſt ein Marckt in dem Hertzogthumb Steyer, der heiſt Mehr-Zueſchlag, alldar müſſen die Soldaten einkehren.

Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mußgatellern, als von den Mußqueten hœren: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken, als mit dem Degen umbgehen: Auß mit ſolchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als Preßburg in der Quarniſon ligen: Nichts nutz ſeynd die jenige Soldaten, die lieber Luceiburg als Luxenburg belægeren! Nicht zu leyden ſeynd die jenige Soldaten, die da lieber Partiterey als Parthey Reutter abgeben; zu ſchimpffen ſeynd alle die jenige Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Sæbel umbſpringen; dergleichen Soldaten ſollen bey der Gunckel und Spinrædel mit den alten Weibern Faden ziehen; oder bey den Kirſehnern die Hafenbälg außklopffen; oder hinter dem Ofen mit der Bruethenn das Neſt hüten: Entgegen ein rechtſchaffener Soldat ſchreibe ſich von Mehr Zueſchlag, dann ſolcher auß unverzagter Tapfferkeit nur begehrt auff den Feind Mehr Zueſchlagen, drauff ſchlagen; drein ſchlagen, drumbſchlagen, ein ſolcher kühner und tapfferer Soldat ware abſonderlich der David.

David wie er zu weiſſen Haaren und alten Jahren kommen, iſt in einen wunderlichen Zuſtand gerathen in deme er die gantze Zeit vor Froſt vnd Kälte zitterte; es könte ihme weder die eingehaitzte Stuben, noch die warmen Sonnen-Strallen, weder die gepfefferte Speiſen, noch der rauhe Zobel oder Mader-Beltz, weder ein Federreiches Oberbeth diſen ſeinen ſtætten Froſt wenden. Iſt er gangen, ſo hat ihn begleit der Huſch Huſch: Iſt er gelegen, ſo war neben ſeiner gelegen der Huſch Huſch, ſonſt war dem David allezeit angenehm die Harpffen, aber

dazumahlen mäſte er über Willen auff der Zittern ſchlagen: was muß doch die Urſach geweſt ſeyn, dieſes ſo wunderſeltzamen Zueſtands? Viel wird von Vielen beygebracht, ich falle meinestheils jenen *Gloſſiſten* bey, welche darvor halten, und ihr Mainung abſonderlich wol behaupten, daß der David deſſentwegen von ſtetten Froſt ſeye geplagt worden, und kein Wärme ſchier mehr in ihm ware, weil er ſo viel Blut die Zeit ſeines Lebens im Feld wider ſeine Feind vergoſſen, und der Urſach halber die natürliche Wärme in ihme ſo ſtarck gemindert worden: So war dann David ein ſtattlicher, ritterlich- hertz- und Heldenmüthiger Soldat, der alſo unverzagt mit ſeinen Feinden gefochten: Wære es doch nicht vonnœthen geweſt, daß er alſo ſchier unſinnig darein geſchlagen; ſagt jemand, iſt er doch allezeit der Göttlichen Hälff verſichert geweſt, und wo Gottes Hälff gewiß, iſt der Sieg auch gewiß in den Händen. Ja ſpricht David: Gott habe ich auff meiner Seyten allezeit gehabt, aber Gott wil auch, daß der Menſch ſeine Kräfften anwende, in allem Gefecht und Streit ware Gott bey dieſem Helden, gleichwol hat er ſeine mœgliche Mitwürckung darzu geſellt, dann ohne Gott wir nie können obſiegen, und Gott ohne uns auch nit wil, wenigiſt gar ſelten die Victori ertheilen: Dieſer tapffere David hatte zwar ſein einiges Vertrauen auff Gott geſetzt, aber auch ſtattlich zum Sæbel griffen, allezeit gute Kriegs-Anſtalt gemacht, ſich umb anſehenliche und tapffere Soldaten beworben. Es hatte David abſonderlich fünff ſtreittbare Männer gehabt, auß ſolchen ware der erſte mit Namen *Jaſoboam*, welcher allein in einer Schlacht mit eigener Fauſt 800. erlegt hat: Der andere war *Eleazar*, der hat einmal in einem Gefecht alſo geſtritten, daß ihme die Hand an dem Degen oder Sæbel-Gefäß von lauter Blut angepickter gebliben: Der dritte war *Samma*, welcher ſich auff einem Acker wieder ein gantze Armee gewehret hat: Dieſe drey ſeynd auch jene behertzte Soldaten geweſen, welche mitten durch deß Feinds Kriegsheer gebrochen, und dem durſtigen David einen friſchen Trunck von der Bethlehemitiſchen Ciſtern gebracht haben: Der vierdte war *Abiſai*, welcher in einem Tag 300. mit ſeiner Lantzen erleget hat. Der fünffte *Bananias*, ſo zwey ſtarcke Lewen erwürgt, &c. (dergleichen tapfferſte Soldaten wünſchte ich nur 10000. unſerm Allergnædigſten Käyſer) mit ſolchen anſehenlichen Kriegsleuthen iſt der David verſehen geweſt, mit ſolchen und dergleichen iſt er gantz behertzt in das Feld gezogen, und ſich allerſeyts ſtreitbar erwiſen, uns dermahl und allemal zu einer Lehr, daß wir unſer hœchſtes Vertrauen auff den Allmächtigen, als einem Herrn aller Kriegs-Herrn, ſetzen, aber auch ritterlich zum Gewöhr greiffen, unſer Fauſt nicht in Buſen ſtecken, den Degen nicht laſſen im Leder verroſten, ſondern tapffer fechten mit David, mit Joſue, mit den Machabæern, mit *M. Sergio* anſehnlich ſtreitten, mit *M. Manlio* behertzt dreinſchlagen, mit *P. Lucio* unverzagt kämpffen. Ja ich beneide einem jeden Chriſtlichen Soldaten ein Zetl an den Hals, der wird ihn weit beſſer gefrohren machen, als andere *Stygioloffhexandiſche* aberglaubige Mittel; auff dieſem Zetl ſeynd folgende Wort geſchriben: Gott bewahre dich, und du wöhre dich.

Chriſtus der Herr, wie er zu Cana Galilæa auff der Hochzeit ſich befande bey ſo lieben und werthen Gäſten, hat das erſte ſichtbare Wunderwerck gewürckt auff Erden: da er nemblich Waſſer in den beſten Wein verkehrt hat: Dann, wie der Wein ſo bald gemanglet, welchen etwann die um-

ſtehenden Auffwarter zimlich zum Feyrabend geholffen: oder wie etliche vermuthen, iſt er auß ſonder Göttlicher Schickung alſo verſchwunden, und die mildreicheſte Mutter umb ein andern Wein deſſenthalben bey ihrem liebſten Sohn *ſupplicierte*, ſchaffte ſolcher alſobald den Auffwartern, *implete hydrias aqua*, ſie ſollen die Krüg mit Waſſer anfüllen und zu ihm bringen, &c. Nachdeme nun ſolches gehorſambeſt vollzogen worden, verwandlet er vermœg ſeiner Göttlichen Macht ſolches Brunn-Waſſer in den allerbeſten Wein. Allhier entſtehet die Frag, warumb daß der gütigiſte Herr befohlen hat, daß man dieſe Gefchier ſolle mit Waſſer anfüllen, er hätte ja ohne zweiffel ohne das Waſſer ſolches Wunderwerck würcken können. Dann hat er die gantze Welt mit dem kleinen Wörtel *Fiat* auß nichts erſchaffen, hätte er gleichmæſſig den Wein können ohne Waſſer erſchaffen? Es beantwortet ſolche Frag der H. *Ambroſius Lect. 6. in Luc. Utraque alteri neceſſaria eſt, et induſtria gratiæ, et gratia induſtriæ*: Freylich wol hätte Chriſtus können ſolches Wunder *operiren* ohne Waſſer und Mitwürckung der Menſchen, er hat aber wollen, daß ſolche auch das ihrige dabey thun ſollen, dann eins erfordert das andere: der Menſchliche Fleiß will nothwendig haben die Göttliche Gnad, und die Göttliche Gnad will auch nichts thun ohne Menſchlichen Fleiß.

Es wære dem Allmächtigen Gott gar leicht durch ein Wunderwerck den Ottomanniſchen Erbfeind zuvertilgen, ja er konte durch ein Mucken dieſe ungeheure Beſtia in die Flucht treiben: er konte durch geringen Wind dieſen auffgeblaſenen Chriſten-Mörder zu Boden legen: Er konte durch einen Schatten dieſem Ottomanniſchen Mondſchein den Garauß machen: Er kondte gar leicht durch ein kleines Würmel dieſen giftigen Welt-Tracken überwinden: Es wære Gott gar gering mit dem kleineſten Geſchöpff dieſen groſſen Monarchen obzuſigen; und ſo er nur den mindeſten Engel ſchicken wolte, konte ſolcher gar leicht die gantze Ottomanniſche Pforten auß dem Angel heben: Unterdeſſen köndten wir zu Hauß in ruhigem Wolſtand das Leben friſten, die Wunden ſparen, der Kriegs-Unkoſten enthebt ſeyn: Ja wir konten unter der Zeit emſig dem Gottes-Dienſt abwarten, und in dem zu München getruckten Blumen-Gärtel betten, damit Gott dieſes Türckiſche Unkraut außrotte: in dem zu Praag getruckten Paradeyß-Gärtel betten, damit Gott dieſe Ottomanniſche Schlangen tœdte: In dem zu Franckfurt getruckten Schatz-Käſtel betten, damit Gott dieſen Türckes verwerffe: In dem zu Wien getruckten Hand-Büchel betten, damit Gott der Türcken Fauſt von uns abwende: Aber Gottes Vorſichtigkeit handlet weit anderſt auff Erden: *Utraque alteri neceſſaria eſt, et induſtria gratiæ, et gratia Induſtriæ*. Den Feind ſchlagen, den Türcken jagen, die Mahometaner zwagen, die Muslmannern plagen, &c. iſt nicht genueg das Gotts-Hauß, ſondern Gotts-Hauß und Zeug-Hauß müſſen bey einander ſeyn: Es iſt nicht genueg der Roſenkrantz, ſondern Schantzen und Roſenkranz müſſen bey einander ſeyn: Es iſt nicht genug die Händ zu Gott auffheben, ſondern die Händ auffheben und die Händ anlegen müſſen bey einander ſeyn: Es ſeynd nicht genug die Schuß-Gebettel, ſondern Schuß-Gebettel und Schieſſen müſſen bey einander ſeyn: Auff Mirackel müſſen wir uns nicht ſteiffen, weilen noch menſchliche Mittel bey Handen, ſondern mit Seegen und Degen bringen wir Victori zu wegen. Gott wird uns bewahren, alſo hoffen wir Chriſten insgeſambt, aber wir müſſen uns auch wöhren.

Von dem groſſen Kœnig Antiocho, mit dem Zuenahmen Soter, von welchem nachmahls alle Syriſche Monarchen dieſen Nahmen geerbt, wird geſchrieben, als er wider die Galater wolte Krieg führen, ſeye ihme der groſſe Alexander im Schlaff erſchienen, und befohlen, dafern er wolle über ſeine Feind victoriſiren, ſolle er ſich deß Zaichen gebrauchen, welches einen dreyfachen zuſammen geflochtenen Triangel, oder fünff Buchſtaben *A.* in einem jeden Eck vorſtellet.

Dieſes Zaichen pflegte man an den mehriſten Örthern deß Teutſchlands einen Trutten-Fuß zue nennen: Die Urſach deſſen iſt mir aigentlich nicht bekant; allein iſt gewiß, daß ein jeder Spitz dieſes Zaichen den Buchſtaben *A.* haltet.

Dieſes Zaichen lieſſe Kœnig Antiochus nahmals nit allein in allen ſeinen Kriegs-Fahnen abbilden, ſondern auch einem jeden Soldaten an ſein Klaid hefften, worvon er dann ein ſehr ſtattliche Victori wider ſeine Feind erhalten. *Pierius*, *Hierogl. l.* 47.

Was dem Kœnig Antiocho bey nächtlicher Weil iſt gerathen worden, daſſelbe konte man beym hellen Sonnen-Schein der gantzen Chriſtlichen Armee nicht ungereimbt einrathen, und wære nichts mehrers zu wünſchen, als dieſes fünff-doppelte *A.* mit ſolchem Trutten-Fuß wolten wir in Victori und Sieg ziemblich fortſchreitten.

Es hat aber bey mir ein andere Außlegung, und bedeutet der erſte Buchſtab *A* auff Gott trauend.

Gewiß iſts, daß ein feſtes Vertrawen auff Gott der beſte Pantzer ſeye, mit dem ein Soldat bewaffnet wider ſeine Feind außgeht, und ſolle dißfahls ein jeder tapfferer Kriegs-Mann nachfolgen einer Lerchen; zumahlen dieſes Vœgerl von den Lateinern *Caſſia* genennt wird, von dem Wörtl *Caſſis*, welches auff Teutſch ein Beckel-Hauben haiſſet. Dann gedachtes Vœgerl ein Schöpffel auff dem Kopff tragt, in Fœrmb und Geſtalt eines Caskets oder Beckel-Hauben.

Erſt benenntes Vœgerl, als ein Sinn-Bild eines Soldatens, ſteigt in aller Fruhe empor gegen Himmel, und ſingt gleichſamb vor der Thür ſeines Erſchöpffers, als bittet es um Hülff denſelben Tag:

Auff gleiche Arth ſoll ein Chriſtlicher Kriegs-Mann alle Tag, wo nicht öffter, wenigiſt in der Fruhe mit ſeinen Gedancken zu Gott ſich erheben, und Ihn inbrünſtig erſuchen umb ſeinen Göttlichen Schutz und Schirm; es brauchte kein groſſe Zeit folgende kurtze Wort eyfferigſt zu Gott zu ſchicken.

Ich rueff zu Dir in dieſer Noth,
Du wöllſt mich allzeit retten,
Und diß dem tollen Feind zu Spott,
Der mich will gar zertretten.
Schließ mich von deiner Gnad nit auß,
Und thue mich ferners ſchutzen;
So förcht ich nicht den Türcken-Strauß,
Sonder will den Feind noch trutzen.

Der anderte Buchſtab *A.* bedeut ſo viel als *A*bgericht.

David als aller tapfferen Soldaten Fürſt, Führer, und Vorgeher, hätte den Goliath dieſem auffgebaumten Groß-Kopff nicht ſo genau an die Stirn oder Blaß getroffen, in deme ſolcher am gantzen Leib bewaffnet war, auſſer dieſes Örthels, wofern er nicht wol hätte können umbſpringen mit der Schlingen, und nicht eine abſonderliche Erfahrnuß gehabt hätte: Ein unabgerichter Soldat ſchicket ſich zum Fechten, wie ein Sichel in ein Meſſerſcheid: Ein Leinweber, welcher erſt heut vom Spullen herkombt, ſolle morgen ſchon können mit der Piquen umbſpringen? Ein Schneider, welcher erſt heut vom Schneidern herkombt, ſoll morgen ſchon wiſſen dem Feind ein Vortheil abzuſchneiden? Ein Schnürmacher, der erſt heut vom Spitzmachen her-

kombt, ſoll morgen ſchon wiſſen, dem Feind den Spitz zu zeigen? Ein Bauer der erſt heut von Viſollen herkombt, ſoll morgen ſchon wiſſen mit Piſtollen umbzugehen? Ein Müllner, der erſt heut den Sack außgeſtaubt, ſoll morgen ſchon wiſſen, wie man muß den Feind in Sack ſchieben? Ein Haderlumper, der erſt heut mit Fetzen umbgangen, ſoll morgen ſchon wiſſen drein zu ſchlagen, daß Fetzen gibt? Ein Schuefter, der erſt heut das Leder mit den Zähnen zärret, ſoll morgen ſchon wiſſen, wie er muß von Leder ziehen? Ein Paſchi, der erſt heut einer Dama den Bücher-Sack in die Kirchen nachgetragen, ſoll morgen ſchon wiſſen, wie man ſoll den Fahn tragen? Alles diß glaub ich heut nicht, villeicht auch morgen nicht; ein ſolcher unerfahrner Soldat iſt einer Armee mehr ſchædlich als nutzlich, dann pflegt in allen und jeden Feld-Schlachten nicht ſo wol die Menge, oder tolle ungeſchickte Gefecht, als die Erfahrenheit und ſtætte Kriegs-Übung den Sieg zuerhalten, dann die Kriegs-Erfahrung macht einen behertzten Muth, friſch daran zugehen, in deme ſich niemand das jenige zu thun förchtet, was er weiß, daß er wol gelehrnet hat; ſintemahlen der Sieg im Krieg durch wenige wolgeübte leichter erhalten wird, da im Gegenthail ein ungeſchickter und unabgeführter grœſſerer Hauff allezeit einbüffen und den Kürtzeren ziehen muß.

Die jenige Soldaten, welche erſt vor dem Feldzug ſich freywillig bey dem Türckiſchen Sultan laſſen unterhalten, werden genannt Aleangier; dieſe ſeynd bey ihme im gar geringen Werth, ja man zehle ſie faſt nicht, dann er allemal eine Armee von 80000. Mann kan in das Feld ſtellen, deren ein jeder ſehr ſtattlich abgericht in Waffen und Streitten, in dem ſie von Jugend auff in der Kriegs-Schuel geſtudiert, daß er mit einem Bogen oder Feuer-Rohr auff einen Groſchen zu ſchieſſen weiß; haben alſo wir in Kriegen wider den Türcken nicht zu ſtreitten wider plumpe Leuth, ſondern beſtens erfahrene Männer.

Das dritte *A.* bedeutet *Auffgemuntert*, das iſt wol behertzt.

Vor Zeiten hatte Moyſes den Befehl von Gott, daß ein jeder, der forchtſamb iſt, ſoll den Soldatenſtand meyden, wie dann auch der tapffere Kriegsfürſt Gedeon einſt unter ſeiner gantzen Armee dieſe Wort laſſen außruffen: Wer zaghafft und forchtſamb iſt, der kehre wieder umb; da zogen ab vom Berg Galad, und kehreten wieder vom Volck 22000. Mann. *Judic. c. 7.*

So vil Lettfeigen werden hoffentlich bey uns nicht anzutreffen ſeyn, aber einige Haſenzucht mag es wol geben, die ihnen forchtſamb einbilden, als ſeyn die Türcken keine Menſchen, ſonderen wunderſeltzame Abentheur und wilde *Satyri*, wie dann jene Geſellen, welche Moyſes das gelobte Land außzuſpehen geſchickt hat, mit dieſer Aviſa zuruck kommen: Ja ſprechen ſie, das Land iſt zwar herrlich und gut, aber es frißt ſeine eigene Inwohner, wir haben allda Leuth geſehen, die waren ſo groß, daß wir gegen ihnen wie ein Heuſchröcken anzuſehen. *Num. c. 13.* Das haiſt auffgeſchnitten. Es möchten wol einige auß den Chriſten gefunden werden, die ihnen die Aſiatiſche, Tartariſche, Barbariſche, Tauriſariſche, Cappadociſche Türcken für grauſambe Unmenſchen halten, und deſſentwegen zu dero bloſſen Nahmen erbleichen. Aber Courage ihr verzagte Gemüther; widerſprechen kan es zwar mit guten Willen niemand, daß ſie nicht gute und wolerfahrne Kriegsleuth ſeynd, aber doch Menſchen wie ihr, nit mehrer Finger an Händen als ihr, kein beſſers Bley zum Schieſſen als ihr, und dahero ſchon mancher toller in Sammet einhauſchter Türck, durch die Hand eines gemeinen Chriſtlichen Soldaten auß dem Sadel iſt

gehebt worden, muß demnach ein Soldat nur behertzt und unverzagt wider diesen Feind gehen. Ein guter Soldat muß in seiner Karten nichts mehrers haben, als Hertz: Ein guter Soldat muß ein Magen haben wie ein Strauß, daß er also das Eysen wol kan verdäuen: Ein guter Soldat muß sich reimen wie ein Faust auff ein Aug: Ein guter Soldat muß nicht erbleichen in Angesicht, wol aber sein Degen muß roth werden von dem Blut seines Feinds. Ein guter Soldat muß kein Blumen mehrer lieben, als die Schwerdt-Lilien: Ein guter Soldat muß seinen Feind zu keiner anderen Speiß laden, als auf ein Gestœssens. Ein guter Soldat muß keine Fisch lieber essen, als Schaiden und Braxen. Ein guter Soldat muß wol schlagen auff dem Hackbretel, nit aber auf der Zittern: Ein guter Soldat muß seinen Feind nit mit der Zung, sondern mit dem Degen die Stich-Wörter geben: Mit einem Wort:

Zu einer *Dama* gehœrt ein *Page*,
Zu einem Kauffmann gehœrt ein *Lage*,
Zu einem Huet gehœrt ein *Plumage*,
Und zu einem Soldaten gehœrt ein *Courage*;

Lobwürdig ist die Courage, welche jener tapffere Soldat gehabt, der auff seinen Kriegsschild ein gantz kleine Mucken hat mahlen lassen, und als man ihn dessenthalben ermahnt, wie daß solches Zaichen in seinem Schild nit sichtbar abzunehmen seye, gab dieser zur Antwort, er wolle seinen Feind so nahend unter die Augen tretten, daß er es gar leicht werde sehen. Denckwürdig ist die Courage, welche jener Lazarus Despota in Servien gehabt, als Amarobeeus der Tartarische Kœnig von ihme trutzig begehrte den Paß in Hungarn, und damit er solches durch Trohen möchte beschleunigen, hat der Tartarische Legat, auß Befehl seines Kœnigs, einen groſſen Sack, voll Brein vor dem Angesicht deß Lazari außgeschitt, mit dem über-müthigem Zuesatz; sein Kœnig wölle mit solcher Macht, und gleichsamb unzahlbare Menge, wie diese Brein-Körnl einfallen: Der tapffere Lazarus lieſſe hiervon den Muth nicht sincken, sondern thæte die Antwort biß in den dritten Tag verschieben: Unterdessen hat er etliche Hahnen und Copaunen lassen außhungern, nachdem nun der dritte Tag herbey kommen, rufft er den Tartarischen Legaten zur Audientz, und zugleich auch das außgehungerte Geflügel zu diesem Brein-Hauffen, welchen sie dann in kurtzem auffgezehrt: daranff sagte der tapffere Despota Lazarus: gehe hin und deute deinem Kœnig an, er mœge ein unzahlbare Menge Brein herzuführen, es werden aber die Hahnen nicht manglen, welche solchen auffzehren. *Ægid. Corozet.*

Ruhm-würdig ist die *Courage*, welche jener teutsche Soldat gehabt, in dem Kriegs-Heer *Barbaroſſæ*; dieser tapffere *Allemann* und Schwab, könte wegen seines abgematten Pferdts der Armee nicht folgen, hatte also zimlich weit nach derselben seinen müden Schimel an dem Zaum geführt, gantz alleinig, deme aber fünffzig starcke Türcken begegneten, vor welchen er sich allein gantz nicht entsetzt, sondern mit einer Hand sein Roß gehalten, mit der andern also gefochten, und einen solchen Straich geführt, daß er einen Türcken vom Kopff hinab den ganzen Leib auch durch den Sattel biß auff die Haut deß Pferdts von einander zerspalten, ob welchen die andere der Gestalten erschrocken, daß sie eylends die Flucht genommen: Dergleichen tapffere *Courage* gebühren einem rechtschaffenen Soldaten.

Das vierdte *A.* bedeut *Auſſerwöhlt.*

Es ist under andern sehr nothwendig im Krieg, daß man zu *Charge* und Æmptern sein tapffere Soldaten außerwöhle, und ein jedwedern nach Verdiensten *promovire*. Zu glauben ist, daß mancher wackerer Soldat ihme wünschet, es möchte under der Soldateſca

hergehen wie im Himmel, dann alldar belohnet man einen jeden nach ſeinen Meriten und Verdienſten; Joannes der Apoſtel iſt hœher in der Glory, als Joannes Cœlibit: Petrus das Haupt der Apoſteln iſt hœher im Himmel als Petrus Nolaſco: Magdalena die Büſſerin iſt hœher in der Glory, als Magdalena de Pazzis; Abraham der Patriarch iſt hœher im Himmel, als Abraham der Eremit: Darumb weilen ſie auch in den Verdienſten hœher waren. *Unicuique ſecundum opera ejus.* Wann ſolches under den Soldaten auch alſo beobachtet wird, ſo nehmeten viel Martialiſche Gemüther zue; dann fürwahr ein Kriegs-Armee ſoll ordinirt ſeyn wie der Thron Salomonis; dieſer war nach laut H. Schrifft auß dem ſchœnſten Helffenbain, überzogen mit purem Gold, es hat aber ſolcher Thron ſechs Staffel, welches allhier wol in acht zu nehmen, auff welchen Staffel obenher ſtunden zwey groſſe Lœwen, die Staffel aber hinunder kleine Lœwel; *Duo Leones ſtabant juxta manus ſingulas, et duodecim leunculi ſtantes ſupra ſex gradus, &c.* wol ein ſtattliche Ordinantz in dieſem Werck, das oben die groſſen Lœwen ſeynd geſtellt worden, unden her aber die kleine: Deßgleichen ſoll man auch groſſe Lœwen, will ſagen, tapffere Lœwen-mühtige und anſehenliche Soldaten zu obern Charge ſetzen, hinauff promoviren, die aber weniger behertzt und erfahren, herunden laſſen.

Bey dem Türckiſchen Hoff wird man ſehen die vollmächtige groſſe Vezier, welche gleichſamb in ihrer Gewalthabung halbe Götter ſpendiren; man wird ſich verwunderen über die anſehenliche Baſſen, welche in ihren Pracht groſſen Fürſten nichts nachgeben: Man kan ſehen, in was Ehr und Reputation ſtehen die groſſen Agen, Beegen, Beglerbeegen, &c. Gehe hin aber auff mein Wort, befrage den Allerhœchſten auß ihnen, wo er her komme, ob er deß Kayſers Conſtantini Palæologi Stammen-Hauß verwandt ſeye, ſo wird er dir mit ſchüttelten Haupt das Nein zaigen, ſondern ſagen, ſein Vatter habe Säu gehütet; ein anderer wird ſich berühmen, ſeine Elteren haben die Rueder gezogen: Der dritte wird ſprechen, ſein Vatter ſeye ein Zimmermann geweſt, und ſeynd ihm allezeit die Schaitten von den Raben hinweg getragen worden, &c. Ja viel die auch deß Türckiſchen Kayſers Prinzeſſinnen heyrathen, ſeynd Ochſen-Treiber geweſt, oder haben den Cameelen die Futter-Säck gehütt, und haben ſie einig und allein zu ſolchen hœchſten Ehren und Ämptern erhebt die groſſe Kriegs-Erfahrnuß, und tapffere Ritterliche Thaten im Feld. Nichts ſchædlichers iſt es einem Kriegs-Heer, als wann einem Denari, und nicht Spadi, Lage, und nicht Courage in Steig-Raiff hilfft. Nichts unglückſeeligers in einem Kriegs-Heer, als wann einen das Bluet, und nicht der Muet hinauff rucket; Wann das iſt, hätte Chriſtus auch ſollen den Heil. Johannem in Conferirung deß Pabſtumbs dem Petro vorziehen, umb weilen Johannes ein Vetter des Hrnan war. Noe hat noch recht gethan, indem er in ſeiner Archen die Menſchen obenher logirt, Ochſen und Eſel aber in dem untern Stock; alſo ſeye es gebührend, daß unerfahrne Ochſen-Köpff nicht in die Hœhe gehœren: Es ware auch die Statua und Bildnuß deß groſſen Kœnigs Nabuchodonoſor nicht übel geſtellt und geſtalt, weil dero Haupt von purem Gold, die Füß aber von Erden, &c. Alſo gehœrt in einer Armee, in einem Regiment, in einer Compagni das beſte hinauf, das ſchlechtere herunter. Sicht man doch auch in der Orgel, daß die grœſte Pfeiffen das beſte Orth haben; es geraichet demnach zum grœſten Hayl und allezeit erſprießlichen Wolſtand einer Kriegs-Armade, wann in ſelbiger die Charge nach der Ehlen der Ver-

dienſten außgemeſſen werden. *Glorioſum eſt, honores paſſim impendere, ſed laudabilius benemeritis digna præſtare; quicquid enim talibus tribuitur, pro generali potiùs utilitate largitur. Caſſiod.*

Der fünffte Buechſtab *A.* bedeutet *Außſtaffieret.*

Allhier wær ſchier vonnœthen den Officieren ein kleine Predig zu ſchnitzlen, und zwar nicht allen ins geſamt, ſondern nur denjenigen, welche dem gemainen Kriegs-Mann das ſeinige nicht erlegen. Zu dem H. Johanni dem Tauffer ſeynd unterſchiedliche Stands-Perſonen getretten, und den H. Buß-Prediger um Rath gefragt, was doch ihnen nothwendig ſeye zu Erhaltung der Seeligkeit: Unter andern ſeynd auch (iſt ja viel) etliche *ſcrupuloſi* Soldaten zu ihm getretten, ſprechend: Was ſollen dann wir thun? Worauff Johannes geantwort: Thut niemand Überlaſt, noch Gewalt: *contenti eſtote ſtipendiis veſtris*, und ſeyet mit eurem Sold zu friden.

Johannes redet wol heilig: Wann aber der Soldat den Sold nicht bekombt? wie es wol zu Zeiten geſchicht, daß die Officirer ſolchen in den unrechten Sack ſchieben. Die Rabbiner ſchreiben, wie daß Gott die übermüthige Bau-Leuth deß Babyloniſchen Thurns zu ſtraffen, ihnen ihr Sprach dergeſtalten vermiſcht habe, daß einer den andern nicht mehr verſtanden, auſſer ein einiges Wörtl, welches alle verſtanden; dann als der Obriſte Baumaiſter auß Ungedult umb ſeinen Sack geſchryen, Willens mit demſelben hinweg zugehen, alſo hat ein jeder das Wörtl Sack verſtanden, und alſo nach ſeinem Sack geeylt: dahero das Wörtl Sack in allen Sprachen gleich: Bey denen Teutſchen Sack, bey den Lateinern *Saccus*, bey den Welſchen *Sacco*, bey den Spaniern *Saccos*, bey den Ungarn *Sacki*, &c.

Was dazumahlen geſchehen, geſchicht annoch öffter, daß ſich ein jeder nur auff ſeinen Sack und Gelt-Sack verſteht, und acht nicht zuweilen (ich nimme allezeit die Rechtſchaffene auß) ein Officier, wann nur der Vollmond in ſeinen Beutel ſcheinet, es leide der arme Soldat und Knecht underdeſſen Schatten, und Schaden; wann nur auff ſeiner Taffel Oſtern iſt, und der arme Tropff underdeſſen Quatember halt. Weit anderſt hat es gezaigt der ſtattliche, und von dem Himmel abſonderlich erkieſene Kayſer Rudolph der Erſte, welcher der erſte geweſt, ſo auff den Durchleuchtigiſten Oeſterreichiſchen Ertz-Stammen den Reichs-Apffel gepflantzet hat; als ſolcher ein Krieg führte wider den Bœhmiſchen Ottocarum, und zur haiſſen Sommers-Zeit die gantze Armee von Durſt ſehr geplagt wurde, ſagte er, wie gern daß er einen friſchen Trunck, worauf einige Soldaten einer Bauren-Magd ein Lægel voll Bier, ſo ſie den Schnittern auff den Acker tragen wolte, mit Gewalt hinweg genohmmen, und ſolche dem Kayſer Rudolpho demüthigiſt offerirt, auff welches der Großmüthigiſte Kayſer geantwort: *Reddite*, Gehet hin, und gebet ſolche der gehœrigen Perſohn wieder, dann mich dürſtet nicht für mich, ſondern für mein Kriegs-Heer: *Non ego mihi, ſed exercitui ſitiebam. Æneas Sil. lib. 3. com.* Wann ſolche Sorg noch wære bey manchen Kriegs-Officier, wurde mancher armer Soldat nicht alſo hungerig außſehen, und dem Bein-Trächſler in ſein Werckſtatt taugen. In H. Schrifft lieſet man wol, wie daß der Prophet Ezechiel ein gantzes Feld voll mit dürren Bainern gefunden, welche er auß Befehl Gottes angeredet, und der Geſtalten durch Göttliche Würckung angefriſcht, daß ſich dieſe Bainer zuſammen gefellt, Haut und Fleiſch bekommen, und alſo ein ſtarck lebendiges Kriegs-Heer dageſtanden, Ezech. c. 37. Dieſe Soldaten haben Haut und Fleiſch

gehabt, laut H. Schrifft; aber bißweilen gibt es Officirer, deſſen Soldaten nur Haut haben, und kein Fleiſch, und taugen dero außgedörrte Armb zur Zeit der Noth für Trommel-Schlegel, es müſſen die arme Schelmen der Geſtalten faſten, daß ihnen der Hals wie ein Saiten auff einer Baß-Geigen zuſammen ſchnurfft; Auch hätten die guten Tropffen jenes Miracel von nœthen, welches Gott in der Wüſten den Iſraelitern gewürckt, indeme dero Kleyder durch ein Wunderwerck viertzig gantzer Jahr unverletzt geblieben, und nicht ein Faden am Leib abgeriſſen; hohe Monarchen ſchaffen gnugſambe Gelt-Mittel zur Bezahlung der Soldateſca, es komht aber zuweilen der Teuffel drüber, wann es auch ſchon Kreutzer feynd, daß alſo der gemeine Knecht mit dem geringen Gewicht muß vorlieb nehmen; vielleicht geſchicht es, daß ein armer Mußquetirer einer Obriſten Kindelbetterin zum Wiegen-Bandt ſpendiren muß, der vielleicht nicht hat, daß er die Strümpff kan binden: feynd das *accidentia* oder *dieb-entia*? Es giebt aber entgegen ſehr viel ſtattliche und Ruhm-würdigiſte Kriegs-Beambten, welche dero undergebne Knecht wie ihre eigene Leibs-Glieder ehren und nähren, und nicht weniger Obſorg tragen, als wie jener Hauptmann zu Capharnaum, den Chriſtus der Herr abſonderlich geprieſen; was alſo bißhero geſchrieben, gelangt es zu keinem üblen Nachklang einem wackern Kriegs-Officier und Vattern ſeiner undergebenen Soldaten.

Dergleichen fünff Buchſtaben *A. Auff* Gott trauend, *A*bgericht, *A*uffgemuntert, *A*ußerwöhlt, *A*ußſtaffiert, feynd ein beſſeres Kenn-Zeichen künfftiger Victorie und Sieg bey uns, als bey dem Kœnig Antiochum ſein 8. gedoppeltes *Alpha*. Iſt dahero gewiß, daß ein feſtes Vertrauen auff Gott nichts fruchtet, wann nicht auch die Soldaten das ihrige thun; und richten die Soldaten nichts, wann das Vertrauen auff Gott abgehet; dann *Gratia* und *Induſtria* müſſen 2. Schweſtern ſeyn, wie *Magdalena* und *Martha*: wo aber alle Menſchliche Mittel abgehen, aldort erſetzt alles das feſte Vertrauen auff Gott. Es hat ja der Allmächtige Gott dem Krieges-Fürſten Joſuæ bey ſeiner Göttlichen Parola verſprochen, er wolle ihme die Statt Jericho unfehlbar einhändigen: Auff dieſes hatte ſich zwar der tapffere und fromme Held verlaſſen, doch aber beynebens ſeinen Fleyß nit geſpart, ſondern Außſpeher und Spionen dahin geſchickt, ſolche Stadt und deß Orths Beſchaffenheit genau zu beſichtigen: Ja er hat alle Anſtalt gemacht, die zur Belægerung einer Vöſtung erfordert wird; dann er gar wol wuſte, wie es Gottes Will ſeye, daß auch der Menſch die Händ ſolle anlegen.

Demnach ihr liebe Chriſten, ſtellt euer feſtes Vertrauen auff den allergütigiſten Gott, und nachmahls greiffet gantz behertzt zu den Waffen, die Hand Gottes und der Chriſten Fauſt werden ungezweiffelt den Ottomanniſchen Gewalt zuruck treiben, ihme den groſſen Übermuth ſtutzen, ſeinen Blut-gierigen Sæbel zertrimmeren, und der geſambten Chriſtenheit eine Troſt-volle Victori erwerben.

AUS JUDAS DEM ERZSCHELM.

Judas Der Ertz-Schelm, Für ehrliche Leuth, Oder: Eigentlicher Entwurff, vnd Lebens-Beschreibung deß *Iscariotis*chen Böswicht. Worinnen vnderschiedliche *Discurs*, sittliche Lehrs-Puncten, Gedicht, vnd Geschicht, auch sehr reicher Vorrath Biblischer *Concepten*. Welche nit allein einem Prediger auff der Cantzel sehr dienlich fallen, der jetzigen verkehrten, bethörrten, verkehrten Welt die Warheit vnder die Nasen zu reiben: sondern es kan sich auch deß ein *Privat*- vnd einsamber Leser zur ersprießlicher Zeit-Vertreibung, vnd gewünschten Seelen-Hayl gebrauchen. Zusammen getragen Durch *Pr. Abraham à S. Clara*, Augustiner Baarfüsser, Kayserlichen Prediger, &c. Erster Thail. *Salzburg 1688.* 4°.

(Judas wird in der Insul Iscarioth, von dero er den Namen geschöpfft, bey Hof, als ein Königlicher Priats auffersogen, so aber bald das Gottlose Gemüth durch seinen Neyd an Tag geben.)

Was der verlohrne Sohn vor ein Landsmann geweſt, ist eigentlich nit bekandt, ich glaube aber ein Irrländer; wie er gehaissen hat, ist nit bewust, ich glaube aber *Malefacius*, von was vor einem Orth er sich geschriben hab, allweil er ein Edelmann, hat man noch nit erfahren, ich glaub aber wol von Mædlsperg vnd Frauhofen, &c. was er im Wappen geführt, hat es niemand beschriben, ich glaube aber wol ein Sau-Magen in grünem Feld: Diser Gesell raiste mit wolgespicktem Beuthel in die Länder vnd Provintzen, aber auß denselben ist er nit frömmer, sondern schlimmer kommen, vnd werden noch gar offt manchem adelichen Jüngling die Länder in Elender verwandlet, auch raiset nicht selten ein guter *Germanus* auß, vnd kombt ein schlechter *Hermanus* nach Hauß; Was Ehr vnd Ruhm ist es dann dem anschlichen Fluß Donau, daß er in die Länder raist, durch Schwaben, Bayren, Oesterreich, Ungarn, endlich aber in die Sau flieſt; Der fromme *Jacob* hat auff seiner Raiß ein Laitter gen Himmel gesehen, aber layder vil auß vnserem Adl finden auff ihrer Raiß ein Laitter in die Höll; Wann der Zeit niemand geraist ist, so halt man ihn für einen Stubenhocker, der sein Lager hinder dem Ofen auffgeschlagen, aber sagt mir liebe halb-Teutsche, dann gantze feyet ihr schon lang nit mehr geweſt, ist es nit wahr? Ihr schicket euere Söhn auß, damit sie in frembden Ländern mit groſſem Unkosten frembde Laster lehrnen, da sie doch mit wenigerem Unkosten zu Hauß die Tugenden erwerbten, spitzfindiger kommen sie nit zuruck, außgenommen, daß sie neue *Modi* von Spitzen mit sich bringen, galanter kommen sie nit zuruck, must nur seyn, daß *Galant* vom *Galanisieren* herrühret, herrlicher in Klaydern kehren sie zwar offt nach Hauß, es wære aber besser ehrlicher als herrlicher, neue *Modi*-Hüet, *Modi*-Parocken, *Modi*-Krægen, *Modi*-Röck, *Modi*-Hosen, *Modi*-Strümpff, *Modi*-Schuch, *Modi*-Bänder, *Modi*-Knöpff, auch *Modi*-Gewissen schleichen durch euere Raiß in vnser liebes Teutschland, vnd verändern sich euere Narren-Küttel tæglich mit dem Mondschein, es werden bald müssen die Schneider ein hohe Schuel auffrichten, worauff sie Doctormæssig *gradieren*, vnd nachmahls den Titl Ihr Gestreng Herr *Modi-Doctor* erhalten, wann ich alle *Modi*-Röck von vier vnd zwaintzig Jahren bey einander hätt, ich wolt darmit fast einen Fürhang vor die Sonnen machen, daß man beym Tag muste mit der Latern gehen, oder wenigist getraute ich mir gantz Türckey darmit zu verhüllen, daß ihnen die *Constantinopolitaner* möchten

einbilden, ihr *Mahomet* wolt mit ihnen blind Katzen ſpilen, &c. Ein alte Hex hat auff Begehren deß Kœnigs *Sauls* den Propheten Samuel vom Todten erweckt, damit er durch ihn den Außgang ſeiner Waffen wiſſen möcht; Es wird bald dahin kommen, daß man auch denſelben Schneider vnd Maiſter wird wünſchen vom Todten zu erwecken, welcher der ſchœnen *Eſther* das Klayd gemacht, als ſie den Augen des *Aſſueri* ſo wolgefällig war; Vor Jahren iſt in einer vornehmen Statt ein Klayder-Policey auffkommen, vnd durch ſcharpffes *Decret* einem jeden über ſtandmæſſig zu halten verbotten worden, es hat aber ſolches ein geringe Zeit getauret, weſtwegen der abgeſtorbenen Policey einer diſe Grabſchrifft auffgericht:

Hier ligt begraben
Ein Frau, gefreſſen von Schaben,
Die papierene Policey
Der Weiber Peyn vnd Keyerey,
Schneider, Kauffleuth vnd Krammer darzue,
Die wünſchen ihr ein ewige Ruhe.

Nimbt alſo gar zu ſtarck überhand der Klayder-Pracht, welche mehrift andere *Nationen* vns mit hœchſtem Schimpff *ſpendiren*, bringt demnach das Außſchwaiffen in frembde Provintzen vns Teutſchen offt mehrer Laſt als Luſt ins Land, &c. Auff gleichen Schlag hat wenig guts erlehrnt der verlohrne Sohn in frembden Ländern, ſondern ſein *Studieren* war *Galaniſieren*, ſeine Bücher waren die Becher, ſein Lateiniſch reden war *Proficiat*, ſein Welſch reden war *Brindiſi*, ſein Bœhmiſch reden war *Saſdravi*, ſein Teutſch reden war geſegne es Gott, &c. mit einem Wort, er war ein ſauberer Bruder voller Luder, ein *Vagant*, ein *Bachant*, ein *Amant*, ein *Turbant*, ein *Diſtillant*, *&c.* Nachdem er nun dergeſtalten das ſeine verſchwendt in frembden Provintzen, vnd ſambt dem Gewiſſen auch die Klayder zerriſſen, welcher wol mit Warheit hat kœnnen ſagen dem Vatter, was die Brüder *Joſeph* ohne Warheit dem *Jacob* vorgetragen, als ſie ihm den blutigen Rock gezaigt, *fera peſſima*, &c. ein übles Thier hat den *Joſeph* alſo zugericht, ein übles Thier hat den verlohrnen Sohn alſo zugericht, ein übles Thier der guldene Adler, ein übles Thier der guldene Greiff, ein übles Thier der guldene Hirſch, ein übles Thier der guldene Beer, &c. diſe Thier der Wirthshäuſer haben das Bürſchel alſo zugericht, daß ihme die Hoſen alſo durchſichtig worden, wie ein Fiſcher-Nets, daß ihm der Magen zuſammen geſchnurfft wie ein alter Stiffelbalg, vnd der Spiegel ſeines Elends auff dem ſchmutzigen Wammes-Ermel zu ſehen war, &c. Nachdem endlich diſem Früchtl das Sau-*Convict* nit mehr geſchmeckt, ſeynd ihm heylſamere Gedancken eingefallen, er ſolle vnverzüglich zu ſeinem alten Vatter kehren, vnd bey deſſen Füſſen ein glückliches Gehœr ſuchen, welches ihme dann nach allen Wunſch von ſtatten gangen, vnd iſt dem ſchlimmen *Vocatiuo* ſein aigener Vatter gantz liebhafft vmb den Halß gefallen, dem ſonſt ein Strick am Halß gebühret, ja mit abſonderlichen Freuden vnd Jubeln iſt er in die Vätterliche Behauſung eingeführet worden, alle ſchnelle Anſtalt gemacht zur Kuchl vnd Keller, vnd muſte gleich das beſte und gemeſte Kalb geſchlacht werden, kocht werden, gereſt werden, bratten werden, &c. auff die Seiten mit den zerriſſenen Lumpen, ein ſammeten Rock her, ein Huet mit Blumæſchi her, ein guldenen Ring her, Spilleuth her, *allegro*; Underdeſſen kombt der andere Bruder nach Hauß, hœrt aber von fern geigen, pfeiffen, leuren, tantzen, hupffen, jugetzen, jaugetzen, &c. *Holla!* ſagt er, was iſt das! potz Täubel, was iſt das! es wird ja mein Schweſter nit Hochzeit haben, hab ich doch heut frühe noch vmb kein Braut gewuſt, in dem er in diſen Ge-

dancken ſchwebet, ſo bringt ihme einer ein Glaß Wein zum Fenſter herauß, der Haußknecht laufft ihm entgegen mit der Zeitung, ſein Bruder ſeye nach Hauß kommen, deme ſo ſchlecht in der Frembde gangen, er ſoll hurtig hinein gehen auff ein kälbernes Brætl, diſer wurde alſobald hierüber gantz blaich vor lauter Neyd, vmb weilen man ſeinem Bruder alſo auffgewartet, er ſetzte ſich vor der Haußthür nider, er kifflet die Nægel, er knarret mit den Zähnen, er kratzt im Kopff, er rumpfft die Naſen, er ſeufftzet von Hertzen, er faſt und plaget ſich alſo durch den Neyd, daß wenig gefählt, daß er vom Schlag nit getroffen worden, O Narr! Wær diſer *Giſpus* lieber hinein gangen, hätte den Bruder bewillkombt, vnd ſo er ihm endlich auch ein Filtz hätt geben, der ohne das kein Huet mit ſich bracht, hätt es wenig Schaden verurſacht, wær er mit ihm zu Tiſch geſeſſen, hätte den kälberen Bratten helffen verzehren, etliche Geſund-Trünck ſein wacker beſchaid gethan, auch bey der hell-klingenden Schallmeyen, &c. ein öffteren Hupff herumb geſprungen, vnd anderthalb Schuch-Sohlen abgetantzt, ſo wær es vil beſſer geweſt, vnd Gott nicht alſo belaydiget, aber mit ſeinem Faſten, mit ſeinem Neyd, der ihn mehr gequellt, als die feurige Schlangen das Volck Iſrael, hat er die Höll verdient; ſonſt iſt Trübſahl ein Straß zum Himmel-Saal, ſonſt iſt Leyden ein Weeg zun ewigen Frenden, ſonſt feynd Schmertzen allezeit ein Vortrab deß ewigen Schertzen, aber deß neydigen Lappen ſein Marter iſt ein Leykauff der ewigen Verdambnuß.

(Judæ Iſcariothis eylfertige Flucht nacher Jeruſalem, allwo er bey Pilato die Stall einer Hof-Katzen vertrettet.)

Es iſt einmahl der gebenedeyte Herr vnd Heyland alſo matt vnd müd geweſen, daß er in etwas zu ruhen, ſich bey einem Brunnen nidergeſetzet, vnd ſehr haylſambe Reden geführt mit der Samaritanin. Ich armer Tropff bin auch auff ein Zeit ſo müd worden, daß mir ſo gar die Füß das weitere gehen vnd ſtehen rund haben abgeſchlagen. Die Urſach aber meiner Mattigkeit ware, weilen ich etwas geſucht, vnd nicht gefunden; ſonſt lautet wol das Sprichwort. Wer ſucht, der findt. Joſeph hat ſeine Brüder geſucht, vnd hats gefunden: Joſeph vnd Maria haben den zwölfjährigen Jeſum geſucht, vnd haben ihn gefunden: der gute Hirt hat das verlohrne Lämbl geſucht, vnd hats gefunden, wie auch auff ſeine Achßl genommen. Das Weib im *Evangelio* hat den verlohrnen Groſchen geſucht, vnd hat ihn gefunden: ich aber hab lang etwas geſucht, vnd nicht gefunden; ich habe die Warheit geſucht, allermaſſen dieſelbe der groſſe Kirchenlehrer, vnd Vatter *Auguſtinus* weit ſchœner hervor ſtreichet, als *Helenam* auß Griechenland: vnd war doch diſe ein edlſchœne *Dama*, an dero die Natur ein Maiſterſtuck erwiſen, die Roſen auff ihren rothen Wangen, die Narciſſen auff ihrem ſchneeweiſſen Stirn, die Lilien auff ihren Händen, die Hyacinthen in ihren Augen ſtellten vor, als biete die ſchœne *Helena* dem reichblühenden Frühling einen Trutz. Wer geſehen hat das Gold in ihren gelben Haaren, die Berl in ihren weiſſen Zähnen, die Corallen in ihren rothen Lefftzen, den Alabaſter in ihrem ſchneeweiſſen Halß, den Rubin in ihren roßleten Wangen, den Carfunckel in ihren Augen, der hat geſchworen, *Helena* ſeye ein Raub vom geſambleten koſtbahren Schatz deß gantzen Erdbodens. Ihr Angeſicht hat zaigt in den Augen die Stern, ihr Stirn hat vorgeſtellt die Sonne, ihre Haar gleicheten denen Strahlen, ihre Wangen bildoten ab die Morgenrœthe; konte demnach wol genennt werden die Himmel-ſchœne *Helena*, vnd dannoch vnvergleichlich ſchœner iſt die Warheit. Ja

die *Helena* auß Griechenland muß ſich verkriechen vor ihr, ein Trampel, ein Miſtfinck, ein Kothkübel, ein Lueder-Sack, ein grober Rilppes, ein Flanck iſt *Helena* gegen der ſchœnen Warheit, vnd diſe hab ich lang hin vnd her geſucht, endlich habe ich ſie antroffen, aber in einem wunderſeltzamen Auffzug; Sie hatte erſtlich einen groſſen, vnd langen Mantl mit allerley Blumen geſtickt, vnd geſpickt, vnd geſtrickt; wann der Mantl wære ſchwartz geweſen, ſo hätte ich vnfehlbar gemuthmaſſet, ſie gienge in der Klag, ſie hatte ſich gantz vnd gar in dem Mantl eingebauſcht, faſt wie der Seiden-Wurm in ſeine Helſen. Mehr tragt ſie an ſtatt deß Modiprächtigen Überſchlags einen langen vnd dicken Fuchs-Schwaiff vmb den Halß, vnd was mich am meiſten in Verwunderung gezogen, ware diß, daß ſie ſo übel in ihrem ſchœnen Engliſchen Geſicht ware zugericht, der Corallene Mund, vnd forderſt der ober Purpur-Lefftzen waren ſtarck geſchwollen; die Wangen alſo verwundt vnd zerkratzet, zerriſſen, zerbiſſen, daß mir ſchier eingefallen, ſie habe mit den Katzen duelliert, oder ſie hätte ein weil mit der Dornſtauden geſchertzet. *Madame!* ſprach ich, Frau Warheit, wie triff ich euch allhier an, kombt ihr dann von Hof, weilen ihr mir nœchſt der Burg begegnet? (es war in einem Land, wo man nit Teutſch redet) hierauff hat ſie mir mit vndermengten Seufftzern geantwortet, daß ſie zwar nacher Hof habe wollen gehen, ſeye aber von der trutzigen Hof-Wacht gantz vngeſtimm abgewiſen worden. Iſt wahr vnd klar, ſagte ich, jetzt erſinne ich mich erſt, was dem gebenedeyten Jesu begegnet. Es hatte *Pilatus Chriſto* eineſt gar ein freundliches Gſicht geweiſt, vnd ihme gar glimpfflich vortragen, wie daß die Hebrœer wider ihn ſehr vil, vnd ſcharpffe Klagen eingeben, wie daß er ein Auffrührer des Volcks ſeye, auch eine neue Lehr, vnd grundloſen Glauben außſtræhe, ſo gar mit Zauber- vnd Teuffels-Künſten gewixt ſeye, ja deß Lands Ruheſtand mercklich mit ſeiner Lehr zu ſtürtzen trachte. Und was noch mehr, er gebe ſich auß vor einen geſalbten Kœnig der Juden. Mein, ſagte *Pilatus* zu Chriſto, ſihe, ich mains gar gut mit dir, werde auch allweg mich embſig befleiſſen, dein Perſohn vor fernere Ungelegenheit zu ſchutzen, bekenne es dann mir mit vnverfälſchter Verträulichkeit, biſt du ein Kœnig der Juden? du haſt weder Land, noch Pfandt, du haſt weder Güter, noch Hütter, du haſt weder Geſandten, noch Trabanten, du haſt weder Crom, noch Thron, du biſt ein armer Tropff, man kennt gewiß dein Vatter nit? welcher nichts als Bretter gehoblet, vnd wann er noch ſo vil Laitter hätte gemacht, ſo iſt er dannoch nicht hoch geſtigen, ſondern ein Zimmermann verbliben. Wie kan es dann ſeyn, daß dir ſolche Kœnigliche *Concept* einfallen. Haſt du es dann geſagt, vnd ſagſt es noch, biſt du der Juden Kœnig? worauff der Heyland geantwortet: Ich bin darzu gebohren, vnd bin darzu in die Welt kommen, daß ich der Warheit Zeugnuß gebe. Darauff geſchwind *Pilatus*, was iſt die Warheit? Laß mir das ein ſeltzame Frag ſeyn. *Pilatus* ein ſolcher vornehmer Herr, deme Land vnd Leuth vnderworffen, in deſſen Gewalt ware allenthalben anzuſchaffen, abzuſchaffen, außzuſchaffen, einzuſchaffen, fortzuſchaffen, ein Herr mit zimblicher Zahl der Bedienten, mit groſſer Menge der Auffwarter, mit häuffiger Beglaitung deß Adels vmbgeben, ein Herr von abſonderlichem Verſtand, vnd reiffen Witz, ſoll nit wiſſen, was die Warheit ſeye? nein, er wuſte es nicht: deſſentwegen begunte er zu fragen; *quid eſt Veritas?* was iſt die Warheit? das iſt kein Wunder aber, dann er war ein vornehmer Herr, hielt ein groſſen Hof, vnd zu Hof, wo die *Politica* den Vor-

Tantz hat, allda hat die Warheit den Fort-Tantz. *Pilatus* war ein Frantzoß, vnd deßentwegen kame ihm die Warheit Spanisch vor; vnd zu Hof, wo die *Politici* nisten, ist die liebe Warheit verbandisiert, als habe sie die Pest, vnd so sie auch ein *Fœde* vom Himmel hätte, so lasts man dannoch kaum ein. In Indien seynd die Glæser etwas seltzames, in Egypten ist der Schnee etwas seltzames, in Nordwegen ist der Wein etwas seltzames, in *Mauritania* ist ein weiß Gesicht etwas seltzames, in Italien seynd die gelbe Haar etwas seltzames, in Teutschland seynd die Elephanten etwas seltzames, in *America* seynd die Hund etwas seltzames, in *Asia* seynd die Büchsen etwas seltzames, in *China* seynd die Pferdt etwas seltzames, bey Hœfen vnd gröffen Herren ist die Warheit etwas seltzames.

Prediger, was geschicht dir? was ist dem H. *Paulo* begegnet? den haben die Herren Galater für einen jrrdischen Engel gehalten, haben seine Predigen mit solchem Lust angehöret, daß sie ihn ein Posaun deß Himmels benambset. Die Kinder auff der Gassen haben mit Fingern gedeut auff *Paulum*, vnd ihn allerseits gepryset. Der *Paulus*, deß *Pauli*, dem *Paulo*, den *Paulum*, *ô Paule*, vom *Paulo*: Vom *Paulo* war kein andere Red, als Lob. O *Paule*, sagt ein jeder, gebenedeyt ist dein Zung, den *Paulum* hat man wegen seines Predigen, vor ein Wunderwerck außgeschryen: dem *Paulo* hat man aller Orthen Ehr vnd Reverentz erzaiget, deß *Pauli* Wörter waren lauter Magnet, so die Hertzen gezogen, der *Paulus* war bey den Galatern so angenehm, daß sie ihn, wie ihr aigne Seel liebten. Wie er dann selbsten sagt: *Testimonium enim perhibeo, quia si fieri posset, oculos vestros eruissetis, et dedissetis mihi*: Ich bekenne es selbsten meine Herren Galater, daß ihr hättet euere Augen außgestochen, vnd mir geben auß lauter Lieb: ihr Herren Galater seyt halt galante Leuth. Gemach! nachdem *Paulus* hat angefangen scharpff zu predigen. *O insensati Galatæ!* O ihr Sinnlose Galater, sagt er, wer hat euch verzaubert der Warheit zu widerstreben, seyt ihr Thorre, daß ihr mit dem Geist habt angefangt, vnd nunmehr mit dem Fleisch endet? Wie *Paulus* solch scharpffe Saitten auffgezogen, da hat ihm kein einiger mehr mit dem Fuß Reverentz gemacht, ja man hätt ihn lieber mit Füssen tretten; keiner hat ihm mehr ein Ehr erzaigt, man hat ihm darvor den Rucken zaigt, keiner hat ihn mehr angelacht, sondern nur außgelacht, keiner hat ihn mehr die Herberg anerbotten, sondern die Herberg auffgesagt, alle waren wider ihn: *Inimicus factus sum vobis veritatem dicens.*

So lang ein Prediger ein schœne, zierliche, wolberedte, ein auffgebutzte, mit Fabeln vnd sinnreichen Sprüchen vnderspickte Predig macht, da ist jedermann gut Freund. *Vivat* der *Pater* Prediger! ein wackerer Mann, ich hœr ihm mit Lust zu, &c. Wann er aber ein scharpffen Eraft anfangt zu zaigen mit *Paulo*: *O insensati Germani, ô insensati Christiani, &c.* Wann er anfangt groffen Herren die Warheit zu sagen, sie sollen doch einmahl die Brillen brauchen, vnd nit allzeit durch die Finger schauen: sie sollen doch mit der Justitz nicht vmbgehen, als mit einem Spinnen-Gewœb, allwo die grosse Vœgl durchbrechen, die kleine Mucken hangen bleiben: sie sollen doch nicht seyn wie die Distillier-Kolben, welche auß den Blumen den letzten Tropffen herauß saugen. Wann er anfangt die Warheit zu predigen denen hohen *Ministris*, vnd Ræthen, sie sollen lehrnen s. zehlen, sie sollen jene *Lection* recht lehrnen, welche Christus seinen Gehaimisten gegeben. *Visionem, quam vidistis, nemini dixeritis.* Wann er anfangt den Edl-Leuthen die War-

heit zu predigen, daß ſie denen Barbierern in ihr *Profeſſion* eingreiffen, vnd ihr mehriſtes Einkommen nicht im Wein oder Trayd, ſondern in Zwifflen ſtehe, weilen ſie die Bauren gar zu ſtarck zwifflen; Wann er die Warheit ſagt denen Geiſtlichen, daß ſie gar offt ſeynd wie die Glocken, welche anderen in die Kirchen leutten, vnd ſie ſelber bleiben darauß: daß ſie gar offt ſeynd wie die Zimmerleuth deß *Noë*, welche anderen die Archen gebauet, daß ſie ſich *ſalvieret*, vnd ſie ſelbſten ſeynd zu grund gangen: daß vil Geiſtliche ſeynd wie die Nacht-Eulen, welche das Oel bey nächtlicher Weil auß denen Lampen außſauffen, vnd ſich von der Kirchen erhalten, vnd ſonſt nichts nutzen; Wann er die Warheit ſagt denen Soldaten, daß ſie halßſtärriger Maiñung ſeynd als ſeye ihr Gewiſſen auch priviligirt, aber da haiſt es *Privilegia* Briff-Lügen; Die Warheit dem *Magiſtrat*, vnd Obrigkeiten, daß ſie gar offt ſeynd wie ein Spittal-Suppen, worauff wenig Augen: Die Warheit denen Mauthnern vnd Beambten, daß ſie gar zu barmhertzig ſeynd, nicht zwar in Beherbergung der Frembdling, wol aber deß frembden Guts. Die Warheit denen Zimmerleuthen, daß man bey ihnen allzeit friſche Spænn, aber zugleich faule Geſpænn finde. Die Warheit denen Becken, daß ſie gar offt ſolche Leuth ſeyn, welche Mehl genug, aber zu wenig Taig zum Semblen nehmen. Die Warheit denen Gartnern, daß ſie gar offt den Garten fäubern, aber das Gewiſſen laſſen verwachſen, vnd nichts mehrers pflantzen, als das Weinkräutl; Die Warheit denen Wirthen, daß ſie gar offt Kein-Wein, für Rhein-Wein, Lugenberger für Luetenberger außgeben, vnd öffters auch den Tuchſcherer in die Arbeit greiffen: Die Warheit den Bauren, daß ſie ſich zwar einfältig ſtellen, aber ſo einfältig, wie die Schweitzer-Hoſen, ſo hundert Falten haben. Die Warheit denen Kindern, daß ſie denen Paſſauer-Klingen nicht nacharten, dero beſte Probe iſt, wann ſie ſich biegen laſſen: Die Warheit den Frauen-Zimmer, daß ſie gar zu vil ziehen an den Schwaiff deß Rocks, zu wenig vmb den Halß tragen: Die Wahrheit den gemeinen Weibern, daß ſie faſt die Natur einer Uhr an ſich haben, welche nie ohne Unruh, &c. Wann dergeſtalten der Prediger den Scharffhobl brauchen wird, wann er auff ſolche Weiß wird die Warheit reden, ſo bringt ihm ſolches Reden, Rœdern, ſo bringen ihm ſolche Wörter, Schwerdter, ſo bringt ihm ſolches Sagen, Klagen; *Inimicus factus ſum dicens.* Er verfeindt ſich allenthalben. Sein *Auditorium* wird bald die Schwindſucht leyden: die Kirchenſtüel werden bald lauter Quartier der alten Weiber werden, die Kirchen wird bald werden wie ein abgebrochener Jahrmarckt, an allen Orthen wird man hœren, was key ich mich vmb den Prediger. *Sic facta eſt veritas, in Averſionem.*

(Judas der Erts-Schelm ermordt ſeinen leiblichen Vatter Ruben.)

Mercks wol mein Chriſt. Dein Chriſtus hat derentwegen in dem Garten von den Hebræiſchen Lotters-Bueben wollen gefangen werden, damit er im Garten anfange die Schuld zu bezahlen, welche *Adam* gemacht hat im Garten. Mercks wol mein Chriſt. Dein Chriſtus hat derentwegen im Garten von *Malcho* dem Bœßwicht einen harten Backenſtraich leyden wollen, weilen *Adam* ein Maultaſchen verdienet hat wegen ſeiner gethanen Lug im Paradeyß. Mercks wol mein Chriſt. Dein Chriſtus iſt derentwegen mit harten Gaißlen geſchlagen worden, damit er zaige, er ſeye das wahre Traydkörnl, von denen Hebrærn dergeſtalten außgetroſchen, endlich gar in die Erd geworffen, daß es den dritten Tag widerumb auffgangen, vnd vns ein

Frucht deß Lebens worden. Mercks wol mein Christ. Dein Christus hat derentwegen wollen den schwæren Creutzbaum auff seinen Achßlen tragen, damit er ein Creutz mache durch den Schuldbrieff deß *Adams*; worinnen du auch vnderschriben wareſt. Mercks wol mein Christ. Dein Christus hat derentwegen wollen mit Dörnern gekrœnt werden, damit du augenscheinlich kanſt wahrnehmen, wie embsig er das verlohrne Schæfel in der Wüſten durch Stauden vnd Hecken gesucht hat, daß ihme deſſenthalben die Dörner noch im Kopff. Mercks wol mein Christ. Dein Christus hat darumben wollen nackend vnd bloß am Creutz ſterben, weilen er ware die Warheit ſelbſten, *Ego ſum via, veritas, et vita*; damit du ſiheſt, daß man die Warheit nit ſoll vermantlen oder verdecken, ſondern ſein bloſſer vorweiſen. Mercks wol mein Christ. Dein Christus hat darumben wollen mit drey Nœglen an das bittere Creutz-Holtz angehefftet werden, damit du hinfüro auch all dein Glück an diſe Nœgl hencken ſolleſt. Mercks wol mein Christ. Dein Christus hat darumben wollen mit genaigtem Haupt ſterben, *inclinato capite:* damit er dir weiſe, wie man ſolle durch die Himmels-Thür eingehen, nemblichen man muß ſich bucken vnd demüthigen. Mercks wol mein Christ. Dein Christus hat darumben nach ſo bitterem Todt auß der Seyten-Wunden Blut vnd Waſſer rinnen laſſen, vnd zwar auff die letzt das Waſſer, dann wann man ein Geſchirr, worinnen Blut iſt, will recht außwaſchen, ſo nimbt man zur letzt ein Waſſer, vnd ſchwaibt daſſelbe auß. Alſo hat es dein Jæſus gethan, damit er dir weiſe, daß er dir ſein Blut biß auff den letzten Tropffen geſpendieret habe. Was haſt du ihm gethan? merck alles diſes wol, aber merck eines gar wol, vergiß nicht, gedencke mein Christ, daß dein Christus biß in den letzten Lebens-Athem, auch in den vnermäßlichen Schmertzen, vnd Tormenten ſeiner liebſten Mutter nicht vergeſſen, ſondern dieſelbe dem *Joanni* in ſein Schutz vnd Obacht anbefohlen. *Ecce Mater tua!* Was noch mehr iſt! vil heilige Lehrer halten es für ein ſonders Wunder, daß Mariæ der Mutter Gottes weder der geringſte Schimpff, noch Unehr geſchehen iſt, die Juden, vnd das Hebræiſche Lotters-Geſind hat Tag vnd Nacht, frühe vnd ſpatt nachgeſinnt, wie ſie möchten diſen Jæſum von Nazareth plagen, ſchimpffen, peynigen, ſpöttlen, vnd alles Übel anthun, vnd iſt ihnen nie eingefallen, daß ſie ſeiner Mutter auch ſollen ein Spott erweiſen, welches ihme Jæſu nit ein geringe Hertzens-Wunden geweſt wære. Ja vnder dem Creutz, als die vnmenſchliche Henckers-Knecht allen Muthwillen getriben, mit Würffeln vmb die Klayder geſpilt, vnd allerley Ungebühr, Feigen, Eſel, Narrn vnd taufenderley Außſpottungen gezaiget. *Moventes capita ſua*: auch mitten vnder ihnen die Mutter Jæſu war, ſo iſt doch keiner geweſt, der ſolche hätte auff die Seiten geſtoſſen, wie dergleichen Troß-Bueben zu thun pflegen. Ja ſo gar niemand ſie mit dem mindeſten üblen Wort belaydiget. Dann ſolches wolte der gebenedeyte Heyland nicht zulaſſen, ſondern weilen es in ſeinem Gewalt ſtunde, befande er ſich ſchuldig vnd verpflicht, alle Unehr von der Mutter abzukehren. Mercks wol mein Christ, vnd erachte bey dir ſelbſten, ob dann jene können Chriſten genennet werden, welche nicht allein ihre Eltern vor Spott vnd Unehr nicht ſchutzen, ſondern dieſelbige noch hart belaydigen, ſie zum fruhezeitigen Todt vnd Grab befördern. Ja gar (O Attern und Vippern-Bruth!) gewaltthætige Händ an ſie anlegen. O ihr Stain- vnd Bainharte Gemüther! O ihr eyſenharte vnd eyßkalte Hertzen! iſt dann mœglich, daß euch das ſüſſe Wort Vatter, das durchtringende Wort Mutter nicht

ſoll erwaichen? habt ihr dann ein ſo ſchlipffrige Gedächtnuß, daß euch gäntzlich alles entfallen, was ihr von euren liebſten Eltern empfangen? habt ihr vergeſſen die Schmertzen, mit denen euch die Mutter gebohren? habt ihr vergeſſen das Speiß-Gewölb, welches euch die Mutter auff ihrer Bruſt auffgeſchlagen, vnd euch auff Pelican-Arth mit eignen Blut ernährt hat? habt ihr dann vergeſſen ſo viler tauſend Bufferl, ſo ihr von den Mütterlichen Lefftzen habt eingenommen? wer hat euch von dem tæglichen, ja offt ſtündlichen Pfuy, in dem hierinfalls die junge Schwalben manierlicher haufen in ihren Neſtern, geſäubert vnd gereiniget, als eben die Mutter? wer hat euch das ſchlafflockende *Haia Popaia* öffters vmb Mitternacht bey der wanckenden Wiegen zugeſungen, als eben die Mutter? wie offt habt ihr euch der Mutter vmb den Halß gewicklet, wie ein Wintergrün vmb den Baum? wie offt hat euch die Mutter in ihren Armben, als in einer lebendigen Wiegen, hin vnd her geſchutzet, gleichwie ein Baum auff ſeinen Äſten einen rothen Apffel bey Winds-Zeiten zu thun pflegt? wer hat euch auß dem Koth, auß der Noth, vnd öffters auch auß dem Todt gezogen, als eben die Mutter? ein guldene oder ſilberne Halß-Uhr braucht vil Auffziehens: aber ihr, die ihr ſo vilfältig, wie ein Uhr, der Mutter vmb den Halß gehangen, braucht weit mehrer Aufferziehens; vnd ſolt ihr an alle diſe vnzahlbare Gutthaten, vnd Liebthaten nicht mehr dencken? nit mehr an die Lieb, mit dero euch der Vatter geneugt? nit mehr an die Sorg, mit dero euch der Vatter erzogen? nit mehr an die Gutthaten, mit welchen euch der Vatter behäuffet? iſt euch dann die Natur alſo erwildet, daß der Brunn nicht mehr gedencket an den Urſprung, der Apffel nit mehr an den Baum, die Blum nit mehr an die Wurtzel, der Topff nit mehr an den Haffner, der Effig nit mehr an den Wein, die *Statua* nit mehr an den Bildhauer, das Kind nit mehr an den Vatter vnd Mutter. So gedenckt auffs wenigſt auff diſe zwey Wort Bibl vnd Übl, wie ſtarck euch die heilige Bibl aufferlegt die Eltern zu verehren, vnd was Übl ihr euch auff den Rucken ladet in Underlaſſung deſſen, &c.

Ihr Eltern thut zu vil, vnd thut zu wenig: ihr thut zu wenig ſtraffen, ihr thut zu viel lieben euere Kinder. Ihr habt zweiffels ohne öffters vernommen auß der H. Schrifft, wie einſt die Bäumer ſeynd zuſammen kommen, vnd auff ihrem hültzernen Reichstag einen Kœnig erwöhlt, die mehreſte Stimmen ſeynd gefallen auff den Oelbaum, auff den Feigenbaum, auff den Weinſtock, &c. vom Bürckenbaum geſchicht kein einige Meldung, meines thails, wann ich wære gegenwertig geweſen, vnd als ein Mitglid auch ein freye Wahl hätte gehabt, ſo hätte ich vnfehlbar den Bürckenbaum zum Kœnig erkiſen, dann niemand glaubts, wie ruhmwürdig diſer regieret, abſonderlich in der Kinderzucht. Alle heilige Engel gefallen mir wol, einen außgenommen, der Koſtherr deß *Daniels* war ein Engel, der gefallt mir wol. Der Artzt des *Tobiæ* war ein Engel, der gefallt mir wol. Der Abgeſandte der Mutter Gottes war ein Engel, der gefallet mir wol. Deß Loths ſein *Salvo-Conduct* war ein Engel, der gefallt mir wol. Die Schildwacht vor dem Paradeyß iſt ein Engel, der gefallt mir wol, &c. aber einer will mir ſchier nit gefallen, der jenige, welcher dem gehorſamen Patriarchen *Abraham* in den Sæbel gefallen, und auffgeſchryen. *Non extendes manum tuam ſuper puerum*: Strecke dein Hand nit auß über den Knaben, vnd thue ihm nichts. Ich waiß gar wol, daß ſolches der Befelch deß Allerhöchſten war, vnd deſſenthalben hierinnfalls keines Fählers zu beſchuldigen. Wann ein Vatter oder ein

Mutter mit der Ruthen wird ein Straich führen über den Knaben, bin verſichert, daß ihm kein Engel den Straich wird auffhalten, wie dem *Abraham*, ja die Engel werden ihn noch anfriſchen mit ernſtlichen Worten. *Extende manum tuam ſuper puerum*: Streche dein Hand auß über den Knaben.

Ich ſchneid, ich ſchneid, ich ſchneid, was aber? ich ſchneid ab, was? die Naſen? nein, nein; *Conſtantinus Pogonatus* hat beeden ſeinen Brüdern *Heraclio* vnd *Tiberio* die Naſen abgeſchnitten, damit ſie nur nicht zur Cron vnd Regierung gelangen möchten. Das iſt *crudel* vnd tyranniſch, das thue ich nit. Ich ſchneid, ich ſchneid, ich ſchneid, was aber? ich ſchneid ab, was? die Ohren? nein, nein. *Petrus* hat dem Böſswicht *Malcho* das Ohr abgehaut, welchen ſchmertzlichen Schaden der gebenedeyte Jeſus wider gehailt hat. Das thue ich nit. Ich ſchneid, ich ſchneid, ich ſchneid, aber was? ich ſchneide ab, was? die Zungen? nein, nein. Den ſtreittbaren Blutzeugen Chriſti *Hilario* vnd *Florentio* ſeynd die Zungen außgeſchnitten worden, nichts deſto weniger haben ſie gleichwol geredet, vnd Jeſum Chriſtum gebenedeyet. Das thue ich nicht. Ich ſchneid, ich ſchneid, ich ſchneid, aber was? ich ſchneide ab, was? ich ſchneide allen Eltern die Finger ab. *Adonibezec* ein ſtoltzer vnd tyranniſcher Kœnig, hat 70. anderen gefangenen Kœnigen die Finger abgeſchnitten, das war erſchröcklich, diſem folge ich nach, vnd möchte gern denen mehreſten Eltern die Finger abſchneiden, damit ſie nit mehr ſo ſtarck ihren Kindern durch die Finger ſehen, ſondern dieſelbige von Jugend auff ſtraffen. So lang *Moyſes* die Ruthen in Händen gehabt, iſt ſie ein ſchœne Ruthen verbliben, ſo bald ers aber auß der Hand fallen laſſen, *verſa eſt in colubrum*: da iſt gleich ein Schlangen darauß worden. Alſo auch meine liebſte Eltern, ſo lang ihr die Ruthen in Händen habt, vnd ein gute ſcharpffe Zucht führet vnder denen Kindern, ſo bleibt alles gut, wann ihr aber die Ruthen fallen laſſet, ſo wird gleichförmig ein Schlang darauß, ich will ſagen, es iſt lauter ſchædliches Gifft den Kindern, ſo man die Ruthen nicht in die Händ nimbt.

Die Erd bringt kein Frucht, ſondern Diſtl, wann man ſie nit mit ſcharpffen Pfluog-Eyſen durchgrabt: die Jugend thut kein gut, wann man ſie nit ſcharpff haltet. Das Eyſen, ſo erſt auß dem knoperten Bergwerck gebrochen, iſt nichts guts, es komme dann der harte Hammerſtraich darauff. Die Jugend bleibt nichts nutz, ſo man der Straichen verſchonet.

Der Weinſtock wird nit tragen, ſondern verfaulen, ſo nit ein Stecken darbey ſtehet, die Jugend wird nit fleiſſig ſeyn, ſondern faul, wann nit die Ruthen darneben ſteckt.

Die Muſic wird auff Katzen-Arth vngereimbt verbleiben, wann der Tact-Straich deß Capell-Maiſters abgehet; die Jugend wird ſich mehriſt vngereimbt verhalten, wann der Tact der Eltern oder deß *Præceptors* manglet.

Die Leinwath deß Mahlers wird kein ſchœne Bildnuß vorſtellen, wann er den Streich-Pembſel nit an die Hand nimbt: die Jugend wird denen Eltern keine Zierde bringen, wann ſie nicht wol mit dem bürckenen Streich-Pembſel auff die Leib-Farb anhalten.

Wie nennt *Clemens Alexandrinus* die Kinder? er nennt ſie *Flores Matrimonij*, Blumen deß Eheſtands. Gut, gut, die Blumen müſſen vmbzeunt ſeyn mit Ruthen vnd Stecken, ſonſt kombt ein jede Sau darüber. Wie nennt der H. Vatter *Auguſtinus* die Kinder? er nennt ſie *Naviculas fluctuantes*, kleine wanckende Schifflein. Gut, gut, zu diſem Schifflein muß man Rueder brauchen, die der Beſenbinder fail hat. Wie nennt der H. *Gregorius Nazianz.* die Kinder? *Oculus ſuorum Parentum*, Aug-Apffel ihrer Eltern. Gut,

gut, aber denen Aug-Apffel hat die Natur Augbraun geſetzt, welche wie die Ruthen geſtalt ſeyn. Wann man aber die Ruthen ſpart, ſo kombt Schand vnd Schad über die Kinder. *Nero* wære kein ſolcher Boßwicht worden, wann ihn ſein Mutter *Agrippina* hätte ſchärpffer gehalten. Jener Sohn hätte bey dem Galgen der Mutter das Ohr nicht abgebiſſen, wann ſie ihn hätte beſſer gezüchtiget in ſeiner Jugend. Derſelbe Bub wær wol nit ſchlimm worden, welchen der Beichtvatter befraget, ob er das Vatter vnſer könne, der antwort mit nein, worauff der *Pater* widerſetzt. Ey das iſt nichts nutz. Eben darumben, ſagt der ſchlimme Schelm, hab ich es nicht gelehrnet. Diſer wære bey weiten nit ſo boß worden, wann ſeine Eltern öffters hätten die Ruthen gebraucht. Ein anderer iſt drey Jahr in einer Schul, wegen ſeiner Faulkeit vnd Unfleiß, ſitzen bliben, welches ihm der Vatter hart verwiſen; deme aber der Sohn zugeredet. Mein Vatter, verwundert euch doch nicht ſo ſehr über diß, iſt doch mein *Profeſſor* ſchon das vierdte Jahr in diſer Schul. Diſer Mauß-Kœnig wære nicht ſo træg vnd faul geweſen, dafern er in der Jugend die Ruthen mehrer gekoſtet hätte.

In einer gewiſſen Stadt deß Teutſchland, hatte ein Mutter einen einigen Sohn, dem ſie aber allzuvil geheuchlet, vnd von Kindheit auff mit ihm, als mit einem zarten Bifcotten-Taig vmbgangen. Er war ihr ein einiges Hertzl, Schertzl, er hätte im achten Jahr noch kein Ruthen geſehen, vnd als man ihm ſolche zaigt, wuſte er gar nicht, was diſes vor ein Meer-Wunder ſeye. Er ſchauete ſie an nicht anderſt, als ein Kuhe ein neues Stadl-Thor, vnd weilen er dazumahl ſchon vnder der Sorg deß *Præceptors* war, alſo hat ſolcher Pflicht halber einen Ernſt, vnd keinen Clement abgeben; dann er vermerckte in diſem Knaben die Natur der Brenneßl, wann man ſolche glimpfflich *tractirt*, ſo brennen ſie, da mans aber ſtarck vnd hart reibet, ſo ſchaden ſie nichts. Nahme alſo der gute *Præceptor* ſtæts die Ruthen in die Hand, vnd gedachte wo ſolcher Zaiger ſeye, könne die Uhr nicht vnrecht gehen. Aber die Mutter wolte ſolches auff kein Weiß zulaſſen, maſſen ein jeder Straich, den der *Præceptor* verſetzte diſem Zucker-Affen, ware ein *Echo* oder Widerhall in dem Mütterlichen Hertzen, alſo zwar, daß ſie ihn nur den groben Treſcher nennte, der kein anders Gewerb verſtehe, als treſchen, treſchen. Einest muſte er Noth halber den hültzernen Cometſtern in die Hand nehmen, vnd weilen etwann auß Einrathung der bœſe Bueb ein groſſes Geſchray verbracht, alſo iſt die Mutter gantz eylends zugeloffen, den *Præceptor* mit ſaimenden Maul wie ein Wißl angeblaſen, hay Treſcher! wie gibts treſchen auß! worauff der *Præceptor* geantwortet; Frau gar ſchlecht, lauter Stroh, lauter Stroh, kein Trayd auff mein Ayd. Und ware dem alſo, dann der Knab ein lauter Strohkopff verbliben, vnd weilen nachmals dem *Præceptor* die Ruthen gäntzlich verbotten worden, alſo iſt diſer faubere Geſell ohne Wiſſen vnd Gewiſſen auffgewachſen. Nach der Mutter Tode hat er das ſeinige fein förderlich durchgejaget. *Vivendo luxuriose*: mit luſtigen, liſtigen, läſterlichen Leuthen vmbgangen. Das ware bey ihm ein alte Metten, aber verurſachte ein geſchwinde Complet ſeiner Geld-Mittel. Nachdem ihm nun der Feyerabend in den Beuthl kommen, hat er ſich mit dem verlohrnen Sohn entſchloſſen zum *Pater* zu gehen. *Ibo ad Patrem.* Halt demnach an bey einem gewiſſen *Pater Superior* vmb den Clœſterlichen Habit. Den Orden wil ich dißfalls verſchweigen, woſelbſt er auff- vnd angenommen worden. In dem Orden hielt er ſich wie die *Statua* deß Kœnigs *Nabuchodonoſoris*, welche ein gul-

denes Haupt; ein ſilberne Bruſt, metallinen Leib, eyſerne Schenckel vnd erdene Füß. Alſo war es anfänglich gut, in wenig Jahren aber mercklich ſchlechter, zu letzt gar jrrdiſch, in deme er das gut Leben von Jugend auff gewohnt ware, ohne Zucht allezeit gelebet, alſo hat er ſich in diſes harte Leben, wie der *David* in den harten Pantzer vnd Harniſch nicht ſchicken können, deſſentwegen den Orden ſpöttlich verlaſſen, den Evangeliſchen Glauben angenommen, vnd in einem ſchlechten Dorff einen Schulmaiſter abgeben, weilen ihn aber die Armuth gar zu ſtarck truckte vnd tringte, alſo hat er in frembde Sachen die Händ geſtreckt, biß er ſelbſten nachgehends von dem Hencker geſtrecket worden, vnd dazumahl erſt Ihr Streng zu ſeyn angefangen, als er ſein Leben mit dem Strang geendet. O elender Undergang! wäre diſer von Jugend auff mit dem Bürckenbaum beſſer bekandt geweſen, ſo wære er nicht alſo mit dem Aichbaum in ein ſpöttliche Freundſchafft gerathen. Hätte ihm die Mutter nicht gar zu vil nachgeſehen, ſo wære er nachmahlens auff dem Galgen nit worden alſo hoch geſehen, hätten ihm die Eltern zu Zeiten ein gute Ruthen bunden, ſo hätt ihn mit der Zeit der Hencker nit alſo gebunden. O wie vnbedachtſam handlet ihr, wann ihr denen Lehrmaiſtern ſo ſchimpfflich nachredet, als brauchen ſie in der Schul-Chur das Bürckenwaſſer zu ſehr, vnd verfahren gar zu ſtreng mit euren Kindern. Aber glaubt mir darumb, ein mancher Schilling iſt mehr werth, als acht halbe Kreutzer, vnd wann ihr Eltern wolt einmahl ein Schatz finden bey euren Kindern, ſo laſſet ſeinem Zucht-Maiſter die Wünſch-Ruthen brauchen. Etliche Eltern ſeynd haicklicher mit ihren Kindern, als die Venetianer mit ihrem *Arſenal*.

AUS GOTTFRIED ARNOLDS SOPHIA.

Das Geheimniß Der Göttlichen *Sophiæ* oder Weißheit, Beſchrieben u. Beſungen v. Gottfried Arnold. *Leipz. 1700.* 8°.

DAS XIII. CAPITEL.

Von der weißheit erſten würckungen in der ſeele, ſonderlich ihrer überzeugung und zucht.

1. So wiſſen wir demnach, wie ein liebhaber der weißheit in- und äuſſerlich bewand, und gleichſam geſtaltet ſeyn müſſe. Eine jede nach ihr ernſtlich begierige ſeele wird eben durch dieſe liebes-begierde ſchon von ſelbſt getrieben und angehalten werden, ſich in ihrem hellen ſpiegel zu beſchauen, ob und wie weit ſie zu dieſem hohen ſchatz geſchickt, oder auch bereits würcklich gelanget ſey.

2. Laſſet uns nun ſelbſt die geheimen wercke *Sophiæ* beſchauen, ſo weit davon mit worten zu ſagen iſt; Laſſet uns aber zugleich auff die ſtætige innerliche erfahrung acht haben, worinnen aus dem ewigen liecht der Gottheit ſich noch überſchwenglich mehr äuſſern, und in das gemüth einergeben wird, als man verſtehen oder ausdrucken mag. Auch darff ſich niemand durch die vernunfft irre machen laſſen, als ob allhier dem Hærrn Jeſu

benommen, und einem andern zugeſchrieben würde, was doch die ſchrifft von ihm bezeuget. Sintemahl oben bereits erinnert iſt, daß der Geiſt der weißheit, und der Geiſt Jeſu an ſich ſelbſt ein einiges weſen ſey, und alſo dem einen auch zukomme, was von dem andern geſagt wird, keines aber von dem andern getrennet werden müſſe.

5. So bald dieſer glantz der ewigen herrlichkeit in die ſeele eingehet, oder vielmehr inwendig in der ſeelen, woſelbſt ſie als unfruchtbar verborgen und gedämpfft gelegen, wiederum ſich reget: ſo iſt ſie geſchäfftig und bemühet, den menſchen von ſeinem elend zu überzeugen, wozu ſich folgende verrichtungen inwendig eräugnen.

4. Erſtlich beſtraffet und ſchilt ſie den menſchen, macht ihm weh und bang inwendig über allen, was böſe iſt, ſo offt ſie ihn über dergleichen gedancken, worten oder thaten betritt und findet. Diß nennet die ſchrifft die beſtraffung, oder überzeugung, beſchæmung und verurtheilung, (gleichſam einen geheimen ſtreit oder *diſpute*) mit der ſeelen im gewiſſen. Sprüchw. 1, 23. 30. 9, 8. welche man nicht muß verachten, oder ſich verdrieſſen laſſen, Cap. 3, 11. 12.

5. Denn ſie handelt zu erſt mit der ſeelen nicht anders, als in einem groſſen ernſt, und ſcharffer ſtrengigkeit, damit ſie dieſelbe zur wahrhafftigen verwandelung ihres ſinnes oder buſſe (*μετανοίᾳ*) bringe. Hier kan ſich die ſeele in ihre wunder nicht finden, welche zuvor ſo viel angenehmes von ihr gehœret, nun aber nichts weniger, ſondern an ſtatt deſſen rauhe und unannehmliche ſchärffe erfähret.

6. Sie ſtreitet in denen anfängen (*ἐν πρώτοις* in den *Principien*) verkehrter weiſe immer mit dem menſchen, und ſchrecket ihn mit einjagung einer furcht, machet ihm durch ihre züchtigung wohl angſt und bange, verſucht ihn durch ihre gerechtigkeit. Sir. 4, 12. Und dieſes alles nicht aus luſt ihn zu quælen, ſondern zu bewähren und zu zwingen, daß er den glauben in ſeiner ſeele ergreiffen lerne. (*ibid.*) Mercklich iſt hiebey, was beym Sirach 24, 44. nach der *verſion Hieronymi* ſtehet, aber in den meiſten Griechiſchen texten ausgelaſſen iſt: Ich (weißheit) durchdringe die unterſten örter der erden, und ſchaue an alle die da ſchlaffen, und erleuchte alle, die auff den Herrn hoffen. Welches denn ein beſonderes amt und werck der weißheit auſſer dem lande der lebendigen anzeiget, davon hier nichts mehr zu ſagen iſt, als daß es mit zu dem überzeugungs-werck *Sophiæ* gehœre.

7. Diß iſt aber der erſte bittere trunck, den ſie denen lebendigen einſchencket, deſſen man ſich zuvor nimmermehr von einer ſo liebreichen mutter verſehen hätte, ſo gar, daß man ſchwerlich oder gar nicht glauben kan, wie dieſes alles von ihr herrühre. Allein eben alſo muſte es ergehen: hatte die ſeele zuvor ſo manches anklopffen *Sophiæ* vorbey gegangen, und ihr freundliches locken und heimſuchen ſehnœd vnd verächtlich gehalten, ob ihr gleich manchmahl noch ſo weh ums hertze ward: ſo muß ihr nun durch ſcharffe mittel dieſe gnade deſto theurer und hœher gemacht werden, wiewol alles zu ihrem beſten, und mit untergemiſchter freundlicher liebe.

8. Man lernet mit der zeit gar tieff einſehen und verſtehen, wie unumgänglich ſolche erſte demütigung geweſen. Alldieweil doch die ſeele in ihrem alten ungebrochenen groben natur-weſen nimmermehr mit *Sophia* beſtehen oder eins werden könte, daß alſo dieſes nothwendig bey ſcharffer genauer zucht, und ſtetiger verurtheilung und ertœdtung ſterben und untergehen muß.

9. Dahero je unangenehmer die lehre der weißheit einem anfänger iſt, je gewiſſer mag er glauben, daß er erfahren werde, wie ſie

hernach als die allerſchoenſte ſich offenbahre, wenn er ihre krafft in ſein innerſtes gefaſſet, und in der that gebrauchet, auch etwa nach gelegenheit andern angeprieſen hat. *Hieronym. Lib. 2. in Prov. c. 22. fine.*

10. Alſo pfleget ſie nun immerzu ſolche gedancken einzugeben, welche die eitelkeit der welt verleiden, die vergangenen ſünden verhaßt, die gegenwärtigen dinge verächtlich machen. *Baſilius M. homil. in Init. Prov.* Wer die weißheit findet, der beweinet ſeine vorigen ſünden, verſchmæhet die lüſte dieſer welt, verlanget allein nach himmliſchen dingen. Ein jedes ſchmeckt ihm ſo dann, wie es an ſich ſelbſt iſt: die ſünde iſt ihm bitter, die welt eitel und nichtig, das vollkommene gut aber allein begehrens-würdig, nachdem er alles mit einem inwendigen geſchmack unterſcheiden lernet, vermœge der weißheit. *Bernhardus Serm. 18. de Diverſ. p. 888.*

11. Und nachdem das gemüthe durch dieſen erſten zug der weißheit einiger maſſen mürbe, geſchmeidig und gehorſam gemacht worden: fähret ſie mit ihrer treuen zucht getroſt fort. Die treue und ſorgfalt dieſer edlen mutter læſſet es nicht anders geſchehen, ob ſie wol nunmehro etwas freundlicher und ſanffter in der ſeele empfunden wird, als man wol in der erſten probe ſie zu empfinden gemeint gehabt.

12. Es iſt aber dieſe zucht der weißheit nichts anders, als das ſtetige erinnern, warnen, vermahnen und ruffen in dem gemüthe, welches aus ihrem inbrünſtigen ſehnen nach unſerm heil unaußſetzlich in uns fortgehet, die wir es nicht verhindern. Es iſt eine ſolche heilſame pflege der ſeelen, dadurch ſie von ihren flecken mühſelig gereiniget und geheilet wird. *Baſilius M. l. c.* O wie ſelig, freudig und ruhig iſt der Geiſt, welcher dieſen zuchtmeiſter ſtæts in ſich hegt und genuſt mit hertzinnigem gehorſam!

13. Komme doch, du gebenedeyete krafft des Hœchſten, mit deiner züchtigenden gnade mächtig in uns! ſey unſer leitſtern, und die ruthe unſerer ſo hoch-nœthigen zucht; ſey du unſere führerin und treiberin, die uns zugleich alle krafft und freudigkeit zum gehorſam einergibt, als des Vaters reiner ausfluß, und das leben deiner untergebenen!

14. Nimm uns nur in deine unumbſchrænckte bothmæſſigkeit, und handle mit uns nach allen deinen wundern! zerbrich alle andere falſche herrſchafften, welche dienſt und gehorſam von uns fordern, und laß allein dein liebespanier deiner gnaden in und über uns ſchweben; damit wir mit zu frieden geſtelltem geiſte auff deinen winck acht haben, und uns deiner anweiſung kein einigesmahl mehr entziehen, wie leider! jezuweilen geſchehen iſt.

15. Du ruffeſt an der thüre aller hertzen ſo treulich: Nehmet an meine zucht, und nicht ſilber! hœret die unterweiſung und werdet klug, und entziehet euch nicht! begehret meine reden, und verlanget ſie, ſo werdet ihr wol gezogen werden! Faſſet die zucht, und bewahret ſie, denn ſie iſt euer leben! laſſet euch züchtigen durch meine worte, das wird euch gut ſeyn! u. ſ. w. Sprüchw. 4, 13. 8, 10–32. B. Weißh. 6, 12–26. Sir. 51, 34. O wie unſchlachtig und verkehrt iſt die verderbte creatur bey ſo reichen ausflüſſen der weißheit und liebe Gottes!

16. Diß iſt ja eben derſelbe Geiſt der zucht, oder die züchtigende gnade, welcher allen und jeden menſchen erſcheinet, und doch nur von den glaubigen empfangen wird. Tit. 2, 12. 2. Tim. 1, 7. die ſich nemlich das ohr dazu öffnen laſſen. Hiob. 36, 10. Denn des Herrn Geſetz machet die zucht als ein liecht ausſcheinen, daß es jedermann leuchtet, die im hauſe ſind, nemlich im hauſe der zucht, darinn die unerfahrnen zu ihrem beſten wohnen, und in ihr hertz gehen oder einkehren,

und inwendig auff die weißheit mercken müſſen. Sir. 24, 27. 31, 29.

17. Solche inwendig anhaltende und treibende zucht lehret alles, treibet die laſter aus, pflantzet die tugenden ein. Sie bezähmet die ungerechte zunge, ſie unterweiſet das lüſternde auge, ſie læſſet den händen nicht ihren willen, ſie verleidet die trægheit, beſtraffet die thœrichten begierden, lehret vorſichtigkeit, tapfferkeit und mæſſigkeit. Wer hierinn ſich ziehen läſt, der wird dem bœſen immer feinder, und zum guten gelanget er durch hefftiges verlangen immermehr, und wird immer weiſer durch die vollkommenheit, welche er aus dieſer anführung erlangt. *Baſilius M. l. c.*

18. Wer alſo die wahre liebe der weißheit auff die Gottſeligkeit will richten, der hat zu bitten, daß der H. Geiſt ſein hertz erleuchte, damit er ſeinen wandel, welcher von der weißheit regieret wird, allen dingen vorziehe: weil dadurch die veſtungen der laſter und alle hœhen, die ſich wider Gottes erkäntniß erheben, zerſtœret werden. *Marcus Eremita in Cap. de Temper. cap. 16.*

19. Nun ſage mir jemand, der noch ein wenig auff ſein eigen hertz achtung gibt, und mercket, was inwendig in ihm vorgehe: ob nicht dergleichen warnungen, anweiſungen, beſtraffungen, u. ſ. w. immer in ihm ſich regen. Wahrhafftig die weißheit ſitzet im hertzen, als eine genaue zuchtmeiſterin, ſteuert und wehret überall der ſeelen vor dem bœſen wege, nachdem ſie derſelben ſich in der buſſe bekannt worden iſt.

20. Und dergeſtalt muß der menſch eine zeitlang unter ſolchen anführungen getroſt vor ſich hin gehen, biß er alle proben eines rechtſchaffenen und ungeheuchelten ſinnes abgelegt, und ſich in einer jeden geringen *Lection* treu erwieſen hat. So dann würdiget ſie ihn ihrer geheimen lehren, und tiefferen unterweiſungen, wiewol im anfang nur derer nœthigſten und ſolcher allein, welche ihn auff die bevorſtehenden übungen bereiten mœgen.

DAS XXV. CAPITTEL.

Von der weißheit wirekungen im äuſſerlichen reich der creaturen.

1. ALſo haben wir mit ſehr wenigen und ſchlechten worten die geiſtliche früchte der weißheit angeſehen, wie ſie von denen alten vorgetragen worden. Und iſt dahero allein noch übrig, daß wir gar kürtzlich ihre außbrüche in dem bezirck der natur und creatur, wie auch in künſten und wiſſenſchafften, erwarten darff, als welche an ſich ſelbſt unendlich groß, und mir in ihren tieffen annoch faſt unbekannt ſind.

2. Sondern ich mercke nur auß denen uhralten ſchrifften an, daß erſtlich die göttliche weißheit eine werckmeiſterin, formiererin und erhalterin aller geſchöpffe genennet werde. Wie es gar klærlich im Sprüchw. 8, 19. 20. heiſſet: Der Herr hat die erde durch die weißheit gegründet, und durch ſeinen verſtand die himmel geſetzt, durch ſeine wiſſenſchafft die tieffen zertheilet u. ſ. w. Item Cap. 8, 29. Da er die gründe der erden legte, da war ich bey ihm die werckmeiſterin (erzieherin oder pflegemutter) und war die tægliche luſt.

3. Ferner ſtehet im Buch der Weißh. 7, 27. Ob ſie wohl einig iſt, ſo thut ſie doch alles. Cap. 8, 3. 4. Sie iſt eine angeberin ſeiner wercke, und wircket alles. Sie ſahe Gottes wercke, und war dabey, da er die welt machte, und wuſte was wohlgefällig iſt in ſeinen augen. Cap. 9, 29. Und im Sirach. Cap. 24. v. 3. u. f. Sie hat die erde wie eine wolcke bedeckt, ſie hat allein den kreiß des himmels umbgeben, und in der tieffe des abgrunds gewandelt u. ſ. f.

4. Der grund von dieſen außſprüchen iſt auß denen obengezeigten wahrheiten unläug-

bar, weil nehmlich die weißheit von ewigkeit in und mit Gott geweſen und gewircket, auch folglich am meiſten ſich von auſſen kräfftig erwieſen, da die Gottheit auß ihrer ewigkeit herauß gegangen, und ſich in die ewige natur, auch ſo fort in die creaturen eingeführet hat. Sintemahl Gott eben durch ſeine weißheit in allen welten, Elementen und *principien* alles weißlich geordnet, temperirt, und zur *harmonie* und gleichheit, wie auch zu ihrem höchſten zweck und grad gebracht hat, als worinne der weißheit kunſt am meiſten hervor leuchtet, und auch mit äuſſeren ſinnen an ſo unzehlichen wunderbaren geſchöpffen, thieren, pflantzen, metallen, mineralien, und deren ſo mancherley gattungen, farben, bildungen, kräfften und *effecten* kan erkannt werden.

8. Deßwegen auch gewiß iſt, daß ſie nach der ſchöpffung nicht auffgehöret habe, in denen creaturen nach eines jeglichen bedürffniß zu wircken, ordnen und anzuweiſen. Sie erkante alle dinge, ehe ſie noch waren, und erkennet, durchſchauet, regieret ſie noch alle weißlich und heiliglich. *Auguſtinus Lib. V. de Gen. ad Lit. c. 15.* Sie theilet alles nützlich ein, und reichet von einem ende zum andern gewaltiglich, als der geheime rath Gottes, und eine angeberin ſeiner wercke. Weißh. 7, 21. 8, 1.

6. Auch herrſchet ſie nicht allein in der natur, ſondern auch in der kunſt und wiſſenſchafft derer menſchen: und man darff getroſt ſagen, daß alle künſtler, werckmeiſter, weiſe und verſtändige arbeiter in allen *profeſſionen*, künſten, handwercken, *inventionen*, vortheilen, handgriffen und handthierungen alles allein (auſſer dem mißbrauch) dieſem unerſchöpfflichen quell alles witzes, raths und klugheit zu dancken haben, und von rechtswegen zuſchreiben ſolten.

7. Alles was von anbegin der welt biß hieher in allen ſprachen von wiſſenſchafft beſchrieben, oder in der that *practicirt* und gebrauchet worden; Das hat dieſes unermäßliche auge allein außgeforſcht, und erfunden, und ihr mund denen gemüthern der menſchen an- und eingegeben, ihre hand und krafft außrichten und *applici*ren helffen. Man kan nichts gutes und ſchönes wiſſen, erdencken, oder brauchen, da nicht der preiß alleine dieſem allweiſen Geiſt zukäme, welchen doch die hochmüthige creatur gemeiniglich ihme ab- und ihr ſelbſten vermeſſentlich beyleget.

9. Die Schrifft ſaget hievon klar und deutlich: Gott gebe durch die weißheit untrugbare erkäntnüß aller dinge, zu wiſſen die zuſammenſetzung der welt, und die würckung der elementen, der zeiten anfang, ende und mittel, die verwandelungen der ſonnen-wenden, und die veränderungen der jahrs-zeiten, die circkel der jahre, die ſtellungen des geſtirnes, die naturen der zahmen und wilden thiere, die gewalt der winde, und die gedancken der menſchen, den unterſcheid der pflantzen, und die kräffte der wurtzeln. Alles was heimlich und verborgen iſt, könne man erkennen. u. ſ. w. Weißh. 7, 17–22. Siehe auch hier Hiob 38. und folgends. 1. B. Moſ. 4, 33. und anderswo.

9. Diß iſt diejenige natürliche weißheit, welche zwar in allen menſchen durch die ewige *Sophiam* nach dem grunde und anfang eingepflantzet liegt, dadurch ſie auch Gott von natur erkennen mögen und ſollen: Röm. 1, 19. 20. 21. 1. Cor. 1, 21. Allein ſie muß zu ihrem wachsthum und gehörigen grad, gebrauch und zweck, durch eben dieſelbe ewige weißheit erwecket und erhöhet werden, daferne der menſch gehorſam, fleiſſig und zuforderſt im gebet anhaltend und glaubig iſt. Und dahero kan auch dieſe natürliche weißheit dennoch Gottes weißheit heiſſen, weil dieſe der brunn und grund von jener iſt, wie die alten wohl bemercken. *Vid. Se-*

dulius Collect. ad 1. Corinth. 1, 21. Auguſtinus Lib. XII. Confeſſ. c. 18. & Lib. I. de conſenſu Evang. c. 28. Meditat. cap. 19. &c.

10. Dieſe weißheit beſchreiben die alten insgemein, ſo wohl Chriſten als Heyden, eine wiſſenſchafft göttlicher und menſchlicher dinge, (*Heſychius in* Σοφὸς: Σοφὸς, φρόνιμος, φιλότεχνος καὶ ἐξευρετικὸς, καὶ ὁ τῶν θείων ἔμπειρος. *Ariſtot. Lib. VI. Eth. Nicom. c. 7.* Σοφία ἡ ἀκριβεστάτη τῶν ἐπιστημῶν καὶ ἐπιστήμη, καὶ νοῦς τῶν τιμιωτάτων τῇ φύσει, — περὶ τὰ καὶ θαυμαστὰ καὶ χαλεπὰ καὶ δαιμόνια. *Add. Diog. Laërtius, Plato, Plutarchus, Iſocrates &c. Conf. Auguſtinus lib. II. adv. Academ. c. 6. Clemens Alexand. Lib. I. Strom. p. 284. &c.*) alſo daß keiner ohne göttliche erkäntnüß weiſe ſeyn kan. Und die *Philoſophi* nennen ſie eine liebe und begierde nach eben dieſer wahren weißheit. *Diogenes Laërtius præf. ad Vit. Philoſ.* φιλόσοφος, ὁ σοφίαν ἀσπαζόμενος & *in Plat. Lib. III.* φιλοσοφίαν ὄρεξιν τῆς θείας σοφίας (ἡγεῖται) *add. Cic. II. offic. & alibi. Auguſtinus l. c. & Lib. VIII. de Civ. D. c. 1. Clemens Alex. Lactantius aliique paſſim.* Und folglich müſſe die wahre *Philoſophie* nichts anders ſeyn, als die liebe und begierde nach Gott, ein *Philoſophus* aber ein liebhaber Gottes, weil die göttliche zeugnüſſe und warheit beweiſet, daß die weißheit Gott ſelbſt ſey. *Auguſtinus l. c.* Dahero leicht zu erſehen iſt, ob unſere *academiſche Philoſophi* dieſes hochtheuren namens bey ihrem offenbahren elend würdig ſeyn oder nicht.

11. Es wird aber hier zu weitläufftig, davon mehr zu gedencken, zumal niemand leichtlich ſo verwegen ſeyn wird, daß er dieſen wahren grund der weißheit läugnen ſolte. Wie dann auch oben uns der urſprung der weißheit an göttlichen dingen ſattſam zu erkennen gegeben worden; Alſo, daß von der erkäntnüß menſchlicher dinge nur dieſes noch zu gedencken ſeyn möchte, wie es allerdings der hohen weißheit Gottes nicht zunahe und verächtlich von ihr geredet ſey, wenn ſie auch aller künſte und handwercke meiſterin oder erfinderin genennet wird.

12. Denn ſie heiſſet nicht allein in der Schrifft eine künſtlerin aller dinge: Weißh. 8, 22. Sondern es bekennen auch die alten Lehrer von ihr, daß auch diejenigen von der hœchſten weißheit den geiſt deß verſtandes oder ſinnes (πνεῦμα αἰσθήσεως) empfangen, welche die geringſten künſte oder handwercke lernen. *Clemens Alexandrinus Lib. I. Str. p. 291.* Ja ſie läugnen auch nicht, daß Gott ſelbſt denen die gaben und wiſſenſchafften nicht verſage, welche ſie doch zur eitelkeit, luſt oder hoffarth mißbrauchen: indem dieſes ihrem böſen hertzen, jenes aber dennoch in ſeiner unſchuld und weſen Gott zuzuſchreiben ſey. *Auguſtinus Lib. I. Confeſſ. c. 18. & Lib. IV. c. 16.*

13. Worauß denn ferner unſtreitig folget, daß an ſich ſelbſt und in ihrem wahren Gottgefälligen gebrauch keine einige äuſſerliche wiſſenſchafft, erkäntnüß, oder ſinnliche kunſt und Handthierung verwerfflich ſey, wodurch dieſes äuſſere leben im vernunfft-reiche regieret und unterhalten wird. Und daß es auch allein auff die meiſt damit verknüpfften mißbräuche, eigene falſche abſichten, unordentliche begierden und andere üble umſtände angeſehen ſey, wenn in H. Schrifft oder andern Chriſtlichen büchern wider die weltliche weißheit geredet, oder auch durch die nüchtigende weißheit ſelbſt die ſeele davon abgezogen wird.

14. Immaſſen die erfahrung bezeuget, daß dergleichen dinge alle nach geſchehener reinigung des menſchen von der alles vergifftenden eigenheit des willens und hefftigen begierde den reinen auch rein und zulæſſig ſeyn, welche ein unreiner gleichwohl noch nicht einmal anrühren darff. Die neue geburt hebet

auch keinen witz, verſtand oder kunſt im äuſſeren auff, ſondern ſondert nur alles vom unreinen ab, und læſſet die außbrechende geformte weißheit in ihrer ordnung ſtehen, gibt auch vielmehr dem menſchen macht, alle wunder Gottes in natur und creatur mit heiligen augen an- und einzuſchauen.

18. Ja was noch mehr iſt, es kan nur allein ein wiedergeborner erſtlich die rechten ſchätze der weißheit finden und brauchen, weil der neue menſch alsdenn nach außtreibung der falſchen bilder und götzen alle dinge in ihrem erſten weſen durch den ſpiegel der reinen natur beſchauen, und in ihr innerſtes hinnein dringen kan, die creaturen auch hinwiederum ihre geſtalten und lieblichkeiten ihm offen darlegen, und in ſeinem gelaſſenen willen ſich einergeben und bilden, über ſie zu herrſchen, wie Adam im Paradiß gethan hatte durch ſeine göttliche *Sophiam* und gehülffin. Alſo daß der neue menſch hiedurch die creatur zur geſundheit und erhaltung auch des äuſſeren leibes weißlich und bequemlich brauchen kan, und offt durch der weißheit anführung mehr findet, als alle natürlich-gelehrte *Doctores*.

16. Wie nun der wille der ewigen Gottheit in ſeiner eigenen göttlichen beſchauung ſich ſelbſt durch die innigſte luſt und ergetzung gefaſſet, und durch die *Imagination* oder fürmodelung in der ſchöpffung vermittelſt der ewigen weißheit als in der allergeheimſten *Magia*, oder verborgenen geiſtlich ſchaffenden krafft und würckung ſich ſelbſt offenbahret: alſo werden alle wercke Gottes eben in und mit dieſer geheimeſten wirckung oder *Magia* wiederum eingeſehen, erkannt und gefunden, wie ſie an ſich ſelbſt ſind. Dahin denn alle dasjenige zu ziehen iſt, was von der wahren göttlichen *Magia* durch alle zeiten her gelehret worden, als welche von der falſchen verdammlichen *Magia* unendlich unterſchieden iſt.

17. Es iſt auch nicht zu vergeſſen, wie die wahre weißheit auch in dem reiche dieſer welt bey dero regierung, ordnung, und erhaltung allein billich ſolte geſuchet und geholet werden. Angeſehen der klügſte Kœnig von ſeiner *praxi* dißfalls gute Proben zu erzehlen wuſte, wenn er alſo ſchrieb: Die menge der weiſen ſey die wolfarth der gantzen welt, und ein kluger Kœnig ſey des volcks glück. B. Weißh. 6, 28. Anders als die blinde welt mit ihren verkehrten *Politicis* die göttliche weißheit vor thorheit und alſo zum regiment untüchtig, ja gar vor ſchædlich, und dero liebhaber vor nichts würdige leute, müſſiggänger, auffrührer oder lotterbuben, ketzer und ſchwermer hält.

18. Gleichwol iſt die weißheit auch wider der menſchen danck und willen bey ihren regierungen mit im ſpiel, vielmehr aber thut ſie bey ihren freunden alles in allen, als ſie ſelbſt bezeuget: Durch mich regieren die kœnige, und die herrſcher beſtimmen die gerechtigkeit. Durch mich führen die Fürſten ihr regiment, und alle auffrichtige richter der erden. Sprüchw. 8, 15. 16. Ein jüngling hat drauſſen herrlichkeit durch ſie bey dem volck, und ehre bey denen alten. Er wird ſcharff erfunden im gericht, und im Angeſicht der gewaltigen wunderbar erſcheinen, und das volck recht richten. Weißh. 8, 9. 10. Cap. 9, 12.

19. Denn wie der erſte menſch eben hiezu in der weißheit Gottes bereitet war, daß er herrſchen ſolte über die creaturen, (Weißh. 9, 3.) und alſo ein ſehr weiſer oberherr und regente aller dinge in der welt hätte ſeyn ſollen: alſo äuſert ſich dieſer vorzug und theil der erſten glori wiederum bey ihren liebhabern in regierung anderer, ſo einer zucht, auffſicht und bezähmung nœthig haben. Dahero nicht ein eintziges und am allerwenigſten ein geiſtliches amt, werck oder thun der weißheit entbähren kan, wie die Apoſtel ſelbſt

wohl verſtunden und zeigten, als ſie den Herrn umb erwehlung derer Diener bey denen erſten Gemeinen anrieffen, und begehrten, daß dieſe voll deß Heil. Geiſtes und der weißheit ſeyn müſten. Apoſt. Geſch. 6, 3.

20. Und nachdem zu erfüllung ſolcher pflichten neben denen wircklichen verrichtungen auch mund und weißheit die nœthigen dinge außzuſprechen gehœret, ſo muß auch dieſe gabe von oben herab von dem Vatter der liechter kommen, durch eben denſelben Geiſt des glaubens und der weißheit. Matth. 10, 19. Luc. 21, 15. Alſo daß nicht allein die boſen gegen ſolchem beredten Geiſt und ſolcher weißheit, die ſich in ihrem werckzeug hervorthut, nicht ſtehen mœgen: Weißh. 7, 22. Ap. Geſch. 6. v. 10. Sondern auch die andern alle mit verwunderung und gehorſam auffmercken, die hand auff den mund legen, und alſo der zweck Gottes erhalten werde. Weißh. 8. v. 11.

21. Dieſer untadeliche und ſtets heilſame zweck unſers allergütigſten Schöpffers müſſe nun auch vollkömmlich erhalten werden an allen, ſo dieſe zeugniſſe leſen, ja an allen andern verlohrnen creaturen! Der geiſt der weißheit müſſe ſelbſt unwiderſprechlich in allen zeugen, daß geiſt warheit iſt, und müſſe zugleich als ein geiſt des glaubens und der liebe, ein ſüſſes zutrauen und zunahen zu Gott in die ſeelen drucken, daß ſie nicht mehr vor ihm, als einen feind oder tyrannen fliehen, ſondern ſich durch die ſanfft-lockende ſtimme der weißheit in ihrem hertzen ziehen und treiben laſſen. Er werde ihnen kund als ein geiſt der krafft, damit ſich niemand länger mit der ſchwachheit entſchuldige, noch dem argen feind, der alles, außgenommen die ſünde, anmœglich und greulich vorſtellet, mehr glauben, als der ewigen liebe, warheit und weißheit. Auch müſſe ihnen der geiſt der zucht und vorſichtigkeit offenbahr werden, das außgeartete und zerſtreuete hertz zum einigen nothwendigen zu ruffen, zu ſammlen, und unter den ſtetigen gehorſam durch die innere ziehende lebens-krafft zu bringen; biß ſich die ewige weißheit noch nœher offenbahre, und die ſeele in vertraulicher liebe dermaſſen verbinde, daß ſie in ewigkeit keines andern leben wollen, als Gottes in Chriſto Jeſu unſerm Herrn, durch eben denſelben allertheuerſten Geiſt der weißheit!

BRIEFE VON PHILIPP JACOB SPENER.

Philipp Jacob Speners — Theologiſche Bedencken, Und andere Briefflliche Antworten auff geiſtliche, ſonderlich zur erbauung gerichtete materien *u. ſ. w.* *Vier Th. in 4°* *Halle 1700—1702.*

DAS ERSTE CAPITEL. SECTIO LVII.

Von Luthero, deſſen ſchrifften und verdolmetſchung, auch urſach des verderbens in unſrer kirchen.

ICh bleibe nochmals dabey, Lutherus ſeye ein theurer mann Gottes geweſen, vor deſſen ſchenckung wir Gott nicht gnug dancken können, ſo wol wegen des ſeligen *reformations*-wercks, beſtreitung des Pabſtthums, vieler nützlicher ſchrifften, als auch wegen der unvergleichlichen teutſchen dollmetſchung: bin auch verſichert, daß Lutherus in keinem glaubens-articul etwas ſchædliches gelehrt. Alles

ſolches bekenne und glaube ich. Unterdeſſen auff der andern ſeiten ſtreitet nicht dawider, daß ich Lutherum vor einen Menſchen erkenne, deſſen ſchrifften in weit anderer acht halte, als die ohnfehlbahre Prophetiſche und Apoſtoliſche ſchrifften. Daher ich finde, daß in nebens-ſachen die eben den grund des glaubens nicht berühren, ſeine meinung nicht allemal vor nothig jemand aufftringen kan, noch auch deroſelben ſelbſten folge, und gleichwie er eine herrliche gabe gehabt, die ſchrifft auszulegen, daß ſeinem geiſt ſich auch unter den alt-vætern wenigs gleichet, ſo bleibet doch wiederum dieſes gewiß, daß er auch in ſeinen erklährungen zuweilen angeſtoſſen, und einiges nicht geſehen, was nach ihm andere geſehen. Alſo nenne ich billig ſeine dollmetſchung ein unvergleichliches werck, deme ich keine andere dollmetſchung, ſo vorher gemacht, vorzuziehen wüſte, oder auch nur gleich achten könte. Deme ſtehet aber nicht entgegen, daß gleichwohl unterſchiedliche ſtellen von ihm alſo *vertiret* ſeynd, davon klahr gezeiget werden kan, daß einmal ſolches des textes meinung nicht ſeye, ſondern nach ihme andere mehrer liecht in denſelben gefunden haben. Indeſſen erkenne ich gern, daß dannoch die gaben Lutheri groeſſer ſeyen, als der ühtigen, und daß dieſe nicht ſo weit würden gekommen ſeyn oder kommen, wann nicht Lutherus ihnen erſtlich vorgeleuchtet hätte. Ein rieſe bleibet groß, und ein zwerg klein, und iſt keine vergleichung zu machen unter beyder groeſſe, indeſſen wo der zwerg auff des rieſen achſel ſtehet, ſihet er noch weiter als der rieſe, weil dieſes ſtatur die ſeinige erhöhet. Alſo iſt nicht wunder, wann jetzo manchmal ein zwerg, das iſt, ein ſolcher lehrer, der Luthero bey weitem nicht gleich iſt, etwas in der ſchrifft, nachdem ihn Lutherus ſchon ſo weit gebracht, ſihet, was Lutherus ſelbs nicht geſehen hatte, aber auch dieſes nicht würde gefunden haben, wo er nicht ſchon von Luthero gleichſam ſo hoch auffgehoben worden wære. Lutherus bleibet der allgemeine lehrer, aber zuweilen merckt auch der ſchüler ein und anders was der *præceptor* verſehen hatte. Daher iſt nicht lauter fürwitz oder vermeſſenheit, wo man an Lutheri dollmetſchung oder andern ſchrifften etwas *deſideri*rt und zeigt, daß es verbeſſert werden könte: geſchihet auch ihm nicht zu ſchimpff, ſondern aus der macht, da auch nach Gottes ordnung die geiſter der Propheten andern unterthan ſeyn ſollen. Dieſes iſt diejenige meinung, darinnen ich mich wol gegründet achte, und davon nimmer werde abbringen laſſen, entweder Lutheri ſchrifften zuvergöttern und ſie ohne fehl glauben zu ſeyn, oder aber anderntheils ihn zu verachten, und die theure gabe Gottes ſo in ihn geleget, gering zu ſchätzen. Wo ich auch nicht ſolche ſchrifften hochhielte, würde ich nimmermehr mich dieſer arbeit unterfangen haben. Wiefern aber etwa *Calixtus* oder *Hornejus* mœgen Lutherum verachtet haben oder nicht, bekümmere ich mich nicht, der ich auch von ſolchen leuten mit fleiß wenig geleſen. Im übrigen daß unſere kirchen leider zu dieſer zeit in betrübtem und elenden ſtande ſtehen, ligt gnug vor augen, daß aber die urſach deſſen ſeye, daß Lutheri lehr nicht in gebührendem wehrt geachtet worden, glaube ich nicht. Dem Hœchſten ſeye danck, wir haben die lehre Lutheri noch auf dieſe jetzige ſtunde in der kirche ohn ausnahm eines einigen glaubens-articuls: Gott erhalte ſie bey uns noch ferner. Aber der mangel ſtehet alles daran, daß bey der reinen lehr Lutheri, die übrig geblieben iſt, nicht auch der reine und von ihm in allen ſchrifften rühmende wahre glaube, bey den meiſten übrig, ſondern dieſe einbildung eingeſchlichen iſt, wo man die wahre und reine lehr Lutheri habe, habe man ſchon aus derſelben die ſelig-

keit. Dieſe ſicherheit und unglauben, der leider bey der wahren lehr dannoch ſo gewaltig herrſchet, iſt die urſach, ſo uns Gottes zorn auff den halß ziehet, und wo da nicht geholffen wird, wol verurſachen mag, daß uns endlich Gott auch die rechte lehr, die wir nicht zu rechtem ende und nutzen gebrauchen, aus gerechtem gericht, entzogen werden, und das Pabſtthum an vielen orten die obhand wieder bekommen laſſe. Gott gebe uns hierinnen rechte erkäntnüß des jetzigen zuſtands dem zukünfftigen zorn zu entfliehen. 1675.

DAS SECHSTE CAPITEL.

ARTIC. I. DISTINCT. I. SECTIO XXIX.

Von *pils deſideriis* und vielem beyfall. Kleine Anthichriſten ohne dem Pabſt. Chriſti gab und exempel nicht zu trennen. Öffentliche *reformation* itzt nicht zu hoffen. *Ecclaſiolas in Ecclaſiis* zu pflantzen, der beſte *modus* und anfang zu mehrerem.

Es hat mich deſſen liebe brief in ableſung und unterſchiedlicher wiederhohlung hertzlich erfreuet, und mir, deſſen mich ohne das verſichert gehalten habe, neues zeugnüß gegeben, daß wir in einem Geiſt den gegenwärtigen zuſtand anſehen, und unſer amt zu führen trachten. Wie ich auch ſeiter deme von mehren chriſtlichen *confratribus* und *Theologis*, auch verſchieden Gott liebenden *politicis*, welche auff meine *præfation* ihr chriſtlich bedencken mir zugeſchicket, bekräfftiget worden bin, daß meine klagen nicht vergebens ſeyen, auch die einfältige gethane vorſchläge der gemeinde Gottes nicht ſchædlich ſeyn würden. So mir nicht nur zum ſonderbahren troſt dienet, in ſolchem *ſcripto*, worinn einige mich einer vermeſſenheit beſchuldigen möchten, daß mich dergleichen herauszugeben nicht entblœdet hätte, mich nicht an unſerer kirchen oder dero beſten vergriffen zu haben, ſondern auch ferner auffmuntert, ſo wol ſelbs meines orts zu verſuchen, was zu der ehre Gottes dienlich, als auch andere der Herren *fratrum*, bey denen ich einen eyffer zu göttlicher ehre zu ſeyn weiß, mit mir zu *animiren*, welcher auch jeder ſeines orts all ſein vermœgen daran zu ſtrecken ſich entſchlieſſen möchten, wie auch durch göttlichen ſegen unterſchiedlicher orten etwas ein anfang gemacht zu ſeyn, mit freuden von zeit zu zeit verſichert werde.

Es iſt freylich an deme wie E. WolEhrw. recht bemercken, daß auch bey den jenigen, ſo Evangeliſch ſeyn wollen, zimlichen theils nicht ein Chriſt- ſondern Anti-Chriſtenthum iſt. Und dörffen wir, nachdem wir den Pœpſtlichen ſtuhl zu Rom des groſſen Antichriſts ſitz zu ſeyn durch Gottes gnade erkant, nicht ſicher zu hauſe ſeyn, und meinen, wir hätten nichts von keinen kleinen Antichriſten unter und um uns: die leider mehr als zu viel ſchaden thun. Und ſehe ich wie niemand deſſen in abrede ſeyn mœge, er wolle denn Chriſtum, wie er uns nicht nur zur gabe ſondern auch zum exempel gegeben iſt, und ſeine lehr von glauben und leben, gefährlicher weiſe von einander trennen: welches je nicht Chriſten, ſondern wider-Chriſten zu kommt. In dem jenen alles an ihrem Heyland lieb und angenehm iſt, dieſe verlangen nichts von ihm als was ihrem fleiſch noch anmuthig ſcheint, und erlangen damit auch das jenige nicht, was ſie hoffen, in dem ſich Chriſti wohlthaten nicht trennen laſſen, und wer ihn nicht ſo wohl in der erneuerung haben will, der ſoll auch ſeiner zugerechneten gerechtigkeit nicht theilhafftig werden. Wie die Schrifft aller orten treibet, und aus deroſelben der theure *reformator* unſer kirchen *Lutherus* (ſo in wol angezogen ort, als faſt unzehlich viel andern ſtellen) dermaſſen hertzlich ausge-

führet, daß die jenige ſo wenig ſich Lutheriſch als Chriſtlich zu ſeyn rühmen mœgen, welche entweder ſothaner lehr gram ſind, und ſie vor eine wiedererweckung des Papſtums ausſchreyen wollen, oder nach dero ſelben ihr leben anzurichten ſich nicht angelegen ſeyn laſſen.

Was aber die mittel anlanget, wie dann dem verderbeten weſen zu ſteuren ſeye, ſo habe gern vernommen, daß E. WolEhrw. die einfältig von mir vorgeſchlagene ihro nicht mißfallen laſſen, und was zu derſelbigen werckſtelligung von jeglichem ſtande erfordert werde, ſo wol vernünfftig außführen, als göttlichen ſegen, ohn welchen der pflantzende und begieſſende nichts auszurichten vermag, anwünſchen. Indeſſen zweiffle, daß zu jetziger zeit annoch zu erwarten ſeye, daß *publica autoritate* das werck kräfftig geführet, oder eine *reformation* auff dergleichen art nützlich angeſtellet werde werden, ſondern Gott hat gemeiniglich durch verachteten anfang und unſcheinbare mittel ſein werck gethan. Ich werde mich aber erfreuen, und eines mehrern *ſucceſſes* hoffnung ſchöpffen, wo wir, die wir mit ernſt es mit der kirchen beſten meinen, nur erſtlich unter einander uns recht brüderlich ermuntern, und jeglicher ſich dieſes allein vornehmen, an ſeinem ort nach vermœgen zu thun, ſo denn wo er vermag, auch andere freunde, neben ſich eine luſt und eyffer dazu zu machen. Auch in unſerm eigenen amt komme ich mehr und mehr auff die gedancken, daß das meiſte erſtlich von uns gethan müſſe werden, an den jenigen, bey denen wir bereits einen guten antrieb, ihre eigene erbauung ihnen angelegen zu ſeyn laſſen, antreffen: Was die übrige anlangt, müſſen wir noch mit ſeufftzen fortfahren insgemein ſie in den predigten von göttlichen willen zu unterrichten, ihre ungehorſam zu ſtraffen, und ſo viel wir mœgen privatim ſie erinnern, aber ob wir auch an ihnen nichts auszurichten ſehen, doch nicht müde werden, oder die ſache verlohren geben. Was aber die jenige, ſo ohne das *dociles* und die zum reich Gottes geſchickt ſind, betrifft, da wird ſich etwa ein mehrers thun laſſen, daß ein prediger ihm ſo bald die ſelbe unter ſeiner gemeinde auswehle, öffters und *familiarer* mit ihnen umzugehen, ihn anleitungen zu leſung der Schrifft und anderer Gottſeliger bücher zu geben, mit ihnen wie er es dienlich ſeyn findet, einige übungen und chriſtliche erbauliche *converſation* anzuſtellen, und ſich dermaſſen, als viel ihm die zeit gegönnet wird, gegen ſie zu verhalten, ob wœren ſie ihm allein aus ſeiner gemeinde anbefohlen. Geſchiehet ſolches eine zeitlang, und famlet er alſo ohne einige gefährliche trennung gleichſam eine *Eccleſiolam in Eccleſia* oder dero ungeordneten hauffen, und offtmahls aus ſo vielen bœſen zugleich beſtehenden äuſſerlichen kirchen, ſo wird er finden, wie nicht nur ſolche perſonen bald werden zu rechten wahren kern-Chriſten werden, die folgendes als ein ſauerteig ſind, ſo mit Gottſeligen leben, exempel, und nach gelegenheit brüderlichen vermahnungen andere mœgen neben ſich erbauen, und dermaſſen dem prediger ſelbs ohn eingriff in ſein amt, ſein werck leichter machen. Es werden allgemach andere immer dardurch angereitzet werden, welche nicht von euſſerlicher boßheit ſind, daß ſie anfangen eine liebe zur wahren Gottſeligkeit gewinnen, dero liecht ſie erkennen, an andern ſo rühmlich leuchten: ſonderlich wo ſolche, bey den ein guter anfang iſt, unter ſich liebreiche freundſchafft halten, daß man ſie recht in einem Geiſt unter einander verbunden zu ſeyn erkennet, und daher folglich ihr exempel ſo viel kräfftiger durch dringet. Gewißlich iſt

etwas, das fehr die *refolution* bey vielen fchlæget, anders als insgemein der groſſe hauff pfleget zu leben, ſo iſts, daß es an exempeln mangelt, darnach ſich andere etwas *regulirten* oder dardurch gereitzet würden, auffs wenigſt ſinds etwa nur exempel an bloß einzeln perſonen, die wo nicht etliche ſind, ſo da ſich mit einander erbauen, bey weitem ſo viel nicht ausrichten mœgen. Daher ſtehe in dem hertzlichen vertrauen zu dem lieben Gott, wo wir anfangen werden, jeglicher ſeines orts auff dieſes mittel bedacht ſeyn, daß wir in unſerer kirchen etwas von beſſerung zuwegen bringen, und vermittels göttlichen ſegens einen geringen anfang bald wachſen ſehen werden. Wo nun auch dergleichen *particular*-beſſerung hin und wieder entſtanden, ſo iſt ſolches die rechte vorbereitung, daß uns Gott nachmahl mehrere gnade und völlige verbeſſerungen der geſamten kirchen erfolgen laſſen wird, die wir jetzo noch nicht hoffen dörfften. Laſſet uns nun nicht die hände niederſincken laſſen, ſo wird der Herr mit dem guten ſeyn; laſſet uns aber auch zuvorderſten mit unauffhœrlichem gehet und ſeufftzen Gott ſeine eigene ſache, nahmens heiligung, reichs erweiterung und willens vollbringung demüthig empfehlen: So wird er zeigen, er werde ſeine ehre nicht allerdings ſtecken laſſen. 1676.

DISTINCT. III. SECTIO IX.

An einen vornehmen *Politicum*. Verderben in unſerer kirchen. Ich und *Horbius* treiben nicht bloß auf ein *moral*-leben, ſondern dabey eine hertzens änderung aus dem glauben ſich findet. Ob in *modo* gefehlet werde. Von den wiedrigen aufgebrachten nahmen der neuen Chriſten, Pietiſten: geſchiehet ohne unſere ſchuld. Hochachtung Lutheri, dem viele nicht nachfolgen.

BEdancke mich zum förderſten der groſſen gewogenheit gegen mich und meinen geliebten Schwager Hr. *Horbium*, vornemlich aber und meiſtens gegen die gute ſache Gottes, die wir zutreiben nach allem vermœgen gern wollen befliſſen ſein. Es iſt freylich an dem, wie E. *Excell.* vernünfftig bezeugen, daß wir prediger meiſte mehr ſuchen, uns ſelbſt groß und reich, weder andere fromm, zu machen. Daher entſtehen alle ärgernis und übriges übel unſerer kirchen, über welches wir zu klagen haben, und erbreitet ſich die kranckheit aus dem haupt und hertzen in die übrige glieder. Deßwegen billich, wann an verbeſſerung zu dencken iſt, wir ſolcher in unſerem ſtand zu geſchehen und angefangen zu werden uns nicht beſchweren dörffen. So iſts auch freylich ſo, wie ſie abermahl ſelbſt anmercken, daß Hr. *Horb.* ſein werck dieſes vornemlich læſſet eifrig ſeyn, das verdorbene leben bey den Chriſten zuverbeſſeren, aber alſo, daß es nicht nur zu einem Heidniſchen erbahren *Moral*-leben komme, ſo nur in euſſerlichen verrichtungen und wercken beſtehet, ſonderen daß zum grund in den hertzen der wahre glaube an Chriſtum, die erkäntnüs und ergreiffen der theuren heyls-güter in ihm geleget werde, wo ſichs darnach nicht fehlen kan, daß nicht auch aus dem menſchen ein gantz anderer und neuer, andersgeſinnter, menſch werde, der nicht nur euſſerlich anders thue und lebe, als ſonſten ein fleiſchlicher menſch zu thun und zu leben pfleget, ſonderen wahrhafftig in ſeiner ſeele anders geartet ſeye, der nemlich aus der lebendigen erkäntnüs der himmliſchen güter die welt mit ihrer herrligkeit gering achte und ſchätze, und derſelben liebe und vertrauen wahrhafftig verleugne, und alſo in allen ſtücken, in ſeinem ſo gemeinen als abſonderlichen beruff ſein gantzes thun, dermaſſen einrichte, daß er in allem nichts ſeines eigenen vor ſich ſuche, ſonderen in allem nur auff die beförderung ſeines Gottes ehre,

des nechſten liebe, wie ſie ſich in geiſt- und weltlichen gutthaten hervor thut, und ſeiner eigenen ſeelen heil abzwecke, daher alle ſeine dinge dermaſſen einrichte, wie der ſelbige zweck am füglichſten und nachdrücklichſten bey ihm mœge erhalten werden, demnach der welt ſich gebrauche aber nicht mißbrauche und ſich ſelbs in allen ſtücken das exempel ſeines heilandes ſeine rechte regel und muſter der nachfolge ſein laſſe. Eine ſolche beſſerung der *Morum*, die ſelbſt in dem grund des hertzens geſchiehet, und nachmahl das gantze leben regieret, deswegen erſtlich auf dem Göttlichen glauben beruhet, iſt der zweck, gleichwie herren Horbii, alſo auch der meinige, weßwegen wir allemahl die lehr des Evangelii zu grund legen, damit nachmahl, was von dem leben gelehret wird, auff ſolchem grund beſtehe. Was aber den *modum* anlanget, weiß ich nicht was E. *Excell.* gedancken davon ſeyn, wo darin gefehlet werde, alß der ich, was Hr. Horben anlangt, in Windsheim nicht zu gegen bin, und alſo, weilen mir von ihrem *modo* nichts wiederliches vorgebracht worden, nichts urtheilen kan, ob darin etwas *deſideiret* werden mœge: Wie es freylich wohl eine mügliche ſache ſeyn kan, daß in einem gantz guten werck der *modus*, da in demſelben unrecht verfahren wird, ſolches verderben mögte. Solte aber E. *Excell.* entweder verſichert wiſſend, oder von anderen vorgebracht worden ſeyn, da der *modus* unzimlich wære; würde ich gehorſamlich um grgſtl. *communication* zu bitten, und ſolche alßdann vor eine große wohlthat zu achten haben. Indem es mir ſo wohl zu meinem eigenen verhalten, als dazu dienlich ſeyn wird, mit meinem geliebten Schwager daraus zu handeln, der ſich in allem willig weiſen laſſen, und ſich den jenigen, die es ihm anzeigen verbunden erkennen würde. Indem hiedurch entweder durch gute nachricht die *ſcrupulos* zu benehmen, oder wo etwas angetroffen wird, ſolches angelegenlich zu beſſeren gelegenheit gegeben würde. Welches beydes eine ſache iſt, dero man ſich hertzlich zuerfreuen hat; hingegen mir offtmahls dieſes eine groſſe hinderung geweſen iſt, daß ich nicht ſo vertraulichen bericht von allem bekommen habe, was etwa ein und andere hie oder dort an mir oder meinen verrichtungen *deſideirten*. Was zwar die nahmen der neuen Chriſten, *pietiſten* und dergleichen anlangt, dero E. *Excell.* meldung thun, hoffe ich nicht, daß jemand von uns oder unſeren bekanten freunden ſolchen jemahl von ſich ſelbſt werde gebraucht haben, und daher uns deſſen ſchuld einigerley maſſen mögte zu gemeſſen werden können, ſondern ſolche nahmen ſind von den wiederich-geſinneten und übel-wollenden uns zum ſchimpff auffgebracht worden, damit uns ſolche leute wehe zu thun gedencken und unſer damit ſpotten. Da wir zwar ihnen ſolches nicht verwehren können, ſondern es leyden müſſen, gleichwie wo wir ſonſten geläſtert werden, aber wir machen uns derſelben ſelbſt nicht theilhafftig. Wir wiſſen auch von keinem neuen ſonderen dem alten Chriſtenthum, ſo von Chriſto und den alten Apoſtelen gelehret worden, und zwar in einer ſteten erneuerung ſeiner ſelbſt beſtehet, aber in allen dingen nicht auff einige neugirigkeit ſondern vielmehr darauf bedacht ſind nach den alten regelen des Herren ſich an zuſchicken. Sonſten würde freylich den wiederſacheren unſerer kirchen urſach und anlaß zur läſterung gegeben, wo wir uns mit gewiſſen nahmen oder ſonſten auf andere weiſe von anderen trenneten, die wir ja in der einigkeit des geiſtes mit dem bande des friedens allen verbunden wandelen ſollen. Daß aber einige des guten gehäßige

selbst mit solchen erdichten nahmen dasselbe wollen verdächtig machen, und damit so wohl unsere kirche ärgeren, als die feinde lästeren machen, haben sie ihr gericht deßwegen zu tragen, und wird die schuld sehr schwehr auff ihnen liegen. *Lutherum* achte ich als einen theuren Gottesmann so viel höher, als mir Gott die gelegenheit gemacht, seine schrifften mit fleiß durch zulesen, und also den in ihn so reichlich gelegten geist zu erkennen, so wünsche auch nichts mehr, als daß in den allermeisten stücken alles vornemlich nach seinen vorschlægen gehen möchte. Massen alle die dinge, so etwa bißher an meinen sachen von mißgünstigen getadelt worden, solchen lieben und vortreflichen lehrer zum zeugen haben, aus dem ich auch das meiste genommen habe. Und was ists, wo ich von der lebendigen glaubens krafft, und wie der glaube so gar etwas anders als die fleischliche menschliche einbildung von Christo seye, bey aller gelegenheit treibe, als daß ich damit diesem meinem wertheßten vorgänger folge, und vielmahl die wort selbst von ihm entlehne: Sonsten aber sorgen muß, wann derselbe heut zu tag solte auffstehen, würde er von seinen nachfolgeren gar manche nicht vor seine jünger und *discipulos* erkennen, als die offt einige *principia*, die er so hefftig gegen die Papisten bestritten, mit fleiß wieder unvermerckt in die kirche einzuführen trachten. Nun wir haben, ohngeacht der welt urtheil, alle zeit getrost zu thun, was der Herr von uns fordert: und versehe ich mich von E. *Excell.* hertzlichen eiffer vor der kirchen bestes und göttliche ehr noch ferner treuen beystandes, vor alle diejenige, welche auch nichts anders suchen als solche zweeke zu erreichen, wie sie mehrerwehnten meines geliebten Schwagers sich biß dahin grgl. anzunehmen nicht ermanglet haben: da vor hertzlich danecke und nechst treuer empfehlung in die gnade, segen und regierung des himmlischen Vaters, welcher dero hohes alter noch ferner mit neuen kräfften stärcken und mit tæglichem segen bekrönen wolle; verbleibe &c. 1680.

DAS FÜNFFTE CAPITEL. ART. I. SECTIO XX.

Summa des Christenthums, bußfertige erkäntnüs der sünden, gläubige ergreiffung der seeligkeit, und daraus entstehende kindliche gehorsam.

ICh antworte zwahr meiner gewohnheit nach, so dann aus noth der geschäfften etwas spatt, aber bezeuge nichts destoweniger hertzlich, daß mir sein neuliches schreiben sehr angenehm gewesen, als ein liebes zeugnüß sowol seines gottseeligen hertzens, und wie er sich mit solcher gläubigen demuth in die gnade und liebe seines Heylandes gibet, als auch absonderlich seiner gegen mich tragenden liebe und zuneigung. Dieses freuet mich deswegen hertzlich, weiln er bezeuget, daß Gott meinen armen und aus mir unmœgenden dienst gleichwol auch bey ihm habe lassen zu einer geistlichen stärckung und auffmunterung einigmal gedeyen, auch dafür seinem Gott hertzlich dancket: Nun was kan uns mehr erfreuen, als wo uns Gott die gnade thut, zusehen, daß auch umb unsert willen, ihme von andern brüdern danck gebracht werde? Jenes zeugnüß aber des guten selbs, so der Herr in ihm gewircket hat, freuet mich so vielmehr, und sage auch ich mit ihm dem Herrn dafür demüthigen danck.

Es ist freylich also, wie er schreibet, und bestehet darinn die gantze summa des Christenthums, daß wir uns erstlich unserer sünden wegen rechtschaffen vor dem Herrn demüthigen, und dieser abscheulichkeit wahrhafftig erkennen, worzu unsere prüfung und erforschung des gewissens, so dann eine fleissige erwegung göttlichen gesetzes, samt vorstellung der göttlichen wolthaten, so uns

unſerer undanckbarkeit überzeugen, folglich die demuth ſo viel befördern, die kräfftige mittel ſind: Es muß aber zu denſelbigen kommen die kräfftige wirckung des heiligen Geiſtes, daß ers in unſern hertzen empfindlich mache: als ohn welchen alle ſolche betrachtungen das hertz noch nicht erweichen noch in eine ſeelige reue zerflieſſen machen würden. Bey welcher ſache wir gleich dieſes auch wol zuerwegen haben, daß der Herr ſowol in derſelben als in andern ſtücken nicht nach unſerm gutdüncken und wolgefallen, ſondern nach ſeinem weiſeſten und gütigſten rath, mit uns verfahre, dahero auch nicht mit allen einerley wege gehe. Wie ſich dann die Erfahrung zeigen wird, daß er zuweilen bey einigen ſolches fühlen der ſünden, läſſet ſehr ſchmertzlich, auch wol langwierig ſeyn, daß rechte höllen-ängſten ſich zeigen, und gleichſam alle die zornsfluthen über eine ſeele gehen: Anderer ſchonet der Herr mit ſolchen empfindlichen ängſten, und ob er wol die nöthige reue und haß der ſünden auch wircket, ſo läſſet ers doch gehen, wie bey etzlichen weibern, welche zwahr nicht ohne einigen, dennoch mit gegen andern verglichen geringern, und faſt ſolches worts kaum würdigen, ſchmertzen ihre frucht zur welt gebähren: So läſſet er durch die ſo bald erblickte gnade ihres Erlöſers, die ſonſt anfetzende angſt der ſünden, da ſie kaum gefühlet worden, kräfftig vertrieben werden. Iſt umb der urſach willen zu mercken, damit weder diejenige, welche der Herr in ſolche ängſten gerathen läſſet, daraus ſchlieſſen, ob wären ſie nicht in ihres himmliſchen Vaters gnade, weiln ſie deſſen zorn ſo ſtarck empfunden: noch hingegen andere mit welchen Gott auff eine gelindere art verfahren, und ſie der ſünden bitterkeit nicht alſo ſchmecken läſſet, dadurch in anfechtung und zweiffel gebracht werden über die wahrheit ihrer buſſe, welche gleichwol nicht ſowol aus der hefftigkeit der ſchmertzen als auffrichtigkeit der erkäntnüß und haſſes gegen die ſünde abzunehmen und zu urtheilen iſt. Nechſt ſolchem der ſünden-erkäntnüß iſt freylich das wichtigſte, die vorſtellung und ergreiffung der theuren gnaden Gottes, in dem verdienſt Jeſu Chriſti: Dann dieſes allein bringet das hertz zur ruhe, und heilet ſeine wunden, ſonderlich wo wir uns recht gewöhnen, wie es denn ſeyn ſolte, daß wir alle die güter ſolches theuren verdienſtes anſehen, als ſolche zu denen wir nicht erſt durch unſern fleiß und gehorſam gelangen, und die eine belohnung unſerer wercke werden müſten, ſondern daß wir ſie wahrhafftig erkennen, daß ſie uns pur-lauter aus gnaden, ſo bald in dem erſten augenblick, da uns Gott in der heiligen tauff in ſeinen bund auffgenommen hat, geſchencket, und wir alſo in demſelben, nach S. Pauli worten bereits ſeelig gemacht worden ſeyen, obwol in der hoffnung, nemlich daß wir dermaleins in den völligen und offenbahren genuß ſolcher heils-güter, deren eigenthum uns einmal geſchencket, geſetzet werden ſollen. Welche erkäntnüß des wahrhafftigen bereits geſchenckten heyls recht der kern des wahren glaubens iſt, und Gott vortrefflich preiſet: Hingegen die glaubige ſeele, recht mit inniglichſter freude, über ſolche ihre ſeeligkeit erfüllet. Welches ich gemeinet haben will, von dem ſtand auſſer der anfechtung, in welcher zwahr nicht der glaube, wie es ſcheinet, jedennoch deſſen empfindlichkeit, und daher entſtehende vergnügliche freude, zurücke bleibet. Es iſt auch nicht zugedencken, daß die erkäntnüß und ergreiffung ſothanes heils in Chriſto den menſchen ſicher machen werde, ſondern wo das hertz wahrhafftig ſolche güter anfänget zu ſchmecken, kan es nicht anders, als gegen

dieſelbe alles dasjenige verachten, was dieſe welt uns zu locken, uns vorſtellen mag, und ins gemein alle diejenige dadurch zu ihrer liebe verzaubert, die nicht die wahre güter beſſer zuerkennen gelernet haben, und umb deſſelben willen die andere gering oder vor nichts achten. Daß alſo freylich dieſes gewiß folget, als das dritte auff die beyde vorige, wie der Herr ſagt, daß das hertz nicht kan anders als ſeinen ſo theuer verdienten freund wiederumb lieben, und getreulich nachfolgen, daß alſo in demjenigen, worinn er gegen mich ſein hertz und die ſumma ſeines Chriſtenthums ausgeſchüttet, ich nichts zu ändern, oder hinzu zuſetzen weiß. Vielmehr unſern allerliebſten Heyland demüthig anflehe, daß er ſolches ſowol ferner noch in ſeinem hertzen verſiegeln, als auch eben ſolche erkäntnüß, in allen ſeelen wircken wolle, die ihr heyl ſonſt in anderer unrechter ordnung ſuchen. Findet ſich aber jene erkäntnüß recht lebendig in uns, ſo dörffen wir nicht mehr mit zwang auff die *praxin* treiben, ſondern dieſelbige wächſet herrlich hervor, aus der ſo geſegneten wurtzel. Und das iſt alsdann der ſo groſſe unterſcheid, unter den wercken des bloſſen geſetzes, und die in dem geiſt der knechtſchafft geſchehen, und unter dem kindlichen gehorſam, wo die von dem geſetz erforderte aus glauben in liebe geleiſtet werden. Welchen unterſcheid wo wir recht erkennen, ein gewiſſes zeugnüß iſt, daß wir durch göttliche gnade weit gekommen ſeynd. Ich will aber demſelben nicht mit allzuvieler weitleufftigkeit beſchwehrlich fallen, als der ohne daß meines unterrichts nicht bedarf, ſondern aus dem wort des lebens und von den theuren männern Gottes in heiliger ſchrifft alles nœthige zu lernen ſich gewehnet, ſo dann mehrere Chriſtliche freunde umb ſich hat, derer unterweiſung und handleitung, ſo er einiger bedürfftig iſt, ihm tæglich nach verlangen gedeyen kan. 1681.

DAS SIEBENDE CAPITEL. ART. V. SECTIO XII.

Vaterliches vermahnungs-ſchreiben an meinen lieben ſohn Philipp Reinhard, als er in Leipzig die apothecker-kunſt lernete: darin die regeln der jugend in gantzen lebens enthalten.

Göttliche gnade und krafft des heiligen Geiſtes von dem himmliſchen Vater durch Jeſum Chriſtum ſeinen Sohn!

Lieber Sohn,

Es iſt mir dein ſchreiben und neujahrswunſch angenehm geweſen: der Gott, zu dem alle unſere wünſche gehen, erfülle ihn an mir, wie es zu ſeinen ehren dienlich, meinem amte heilſamlich, und den meinigen insgeſamt nützlich ſeyn wird. Er laſſe dir aber auch ein ſolches jahr eingetreten ſeyn, oder vielmehr alle deine jahre ſo viel er dir in dieſer zeitlichkeit beſtimmet haben wird, alſo zugebracht werden, daß ſich tæglich das göttliche licht und krafft in deiner ſeele durch den heiligen Geiſt vermehre, daß in deſſen gnade alle deine verrichtungen geſchehen, und ihm mœgen gefällig ſeyn, daß er dir auch an geſundheit und übrigen dieſes lebens ſeegen alles zuwerffe, ſo viel er dir ſelig zu ſeyn erkennet. Dieſes iſt mein tæglicher wunſch, vor dich und alle deine geſchwiſter; damit aber ſolcher auch an euch mœge kräfftig ſeyn, ſo ſetze dein hertzliches gebet auch tæglich hinzu, und wandele vor Gott, wie es demſelben gefällig iſt. Laſſe alſo deine haupt-ſorge dieſe zeit und dein lebenlang ſeyn, wie du deinem himmliſchen Vater treulich dienen könneſt, daran du weiſſeſt, daß alles gelegen iſt. Lieſe auch, ſo viel du zeit haben kanſt, in der heiligen biebel und andern gottſeligen büchern, und hœre das wort Gottes in den predigten mit andacht, damit der gute anfang

der erkantnuß Gottes mœge mehr und mehr fortgefetzet, und dieſelbe immer ſo viel tieffer dir in die ſeele getrucket werden.

Darzu aber iſt nicht eben gar vieles leſen nœthig, ſondern daß du das wenige, was du lieſeſt, fleißig erwegeſt, und wo du morgens nicht mehr als ein ſprüchlein geleſen hätteſt, hingegen den gantzen tag unter deiner arbeit daran gedenckeſt, iſt dirs nützlicher, als gantze capitel ohne weiter nachſinnen. Nimm dir alſo tæglich einen ſolchen ſpruch vor zur übung deines gantzen tages, und nach dem er von etwas handelt, mache ihn zu nutz, entweder, wenn er von einer wohlthat handelt, daß du den gantzen tag ſolche wolthat dir läſſeſt vor den augen ſtehen, und immer in dir Gott dafür danck ſageſt; oder iſts etwas, was du thun ſolleſt, daß du auch gedenckeſt, ob du dergleichen zu thun dich biß dahero befliſſen habeſt, und den gantzen tag dir vornimmeſt, daß du dich darnach in deinem leben richten wolleſt. Dieſes wird der rechte weg ſeyn, darauff du zu einer fernern erkantnuß kommen und darinn geſtärcket werden wirſt. Am allerangelegenſten aber laſſe dir das liebe gebeth befohlen ſeyn, daß du ſo wohl morgens als abends, vor und nach der mahlzeit, dein gebet thueſt, aber allezeit ſo, daß es mit hertzlicher andacht geſchehe, und du dir allezeit in deiner ſeelen vorſtelleſt, mit wem du redeſt, und vor wem du tritteſt. Gedencke aber auch nicht, daß es mit ſolchem gebeth alsdenn genug ſeye, ſondern erinnere dich deſſen treulich, wie chriſten allezeit bethen ſollen, daß du alſo, wo du an deine arbeit geheſt, was du angreiffeſt, in deiner ſeele Gott um ſeine gnade, welche er dir darzu verleihen wolle, inniglich anruffeſt, ja unter aller arbeit manchmahl dein hertz zu Gott erhebeſt, er wolle dich in gnaden anſehen, er wolle dir ſeinen heiligen Geiſt geben, er wolle dich behüten vor allen ſünden, er wolle dir krafft verleihen, dasjenige zu thun, was ihm angenehm iſt, er wolle dir hingegen deine fehler um ſeines Sohnes willen vergeben, und was dergleichen ſtoßgebethlein und ſeufftzer ſeyn mœge, dazu keine kunſt gehœret, ſondern wo du dich dran gewehneſt, wird dir der gute Geiſt allezeit dasjenige eingeben, was du in deiner einfalt zu bitten habeſt. Wie du auch den anfang in unſerem hauſe gemacht haſt, aus dem hertzen und mit eignen worten zu bethen, ſo unterlaß ſolches nicht, ſondern übe dich mehr und mehr darin, und gläube, je vertraulicher du mit Gott wirſt, und zu reden dich gewehneſt, ſo viel gnade wirſt du von ihm genieſſen.

Am lieben ſontage ſuche ſonderlich die zeit, ſo viel dir deſſen werden mag, zum geiſtlichen anzuwenden, und thue dich je mehr und mehr ab von der gemeinen gewonheit, da man den ſontag anſiehet vor den tag der luſt und frœlichkeit; ſuche du aber lieber deine luſt in Gott und in dem geiſtlichen, als verſichert, daß dieſelbe die vergnüglichſte ſeye: was du alſo ohne den öffentlichen Gottesdienſt vor zeit erlangen kanſt, ſo wende ſie an zu dem geiſtlichen, beten, leſen, ſingen und nachdencken, was dir Gott die vorige woche gutes gethan, oder vor bœſem bewahret hat, daß du ihm danckeſt vor alle ſolche wolthat, ihn um vergebung bitteſt, wo du geſündiget haſt, und dir auff die næchſte woche einen hertzlichen vorſatz in Gott nimmeſt. Wo du dich alſo den ſontag zu heiligen befleiſſeſt, ſo wirſt du allezeit eine recht geſegnete woche bekommen, und in deinem chriſtenthum zunehmen, daß dichs ewig nicht reuen ſolte. Gedencke aber ferner, daß die gottſeligkeit nicht nur beſtehe in leſen, hœren,

oder beten, ſondern auch in der übung ſelbſt. Ach mein kind, gewehne dich bald daran, daß, wann du morgens aufſtehſt, du bey deinem gebeth dir gleich vornimmſt, du wolleſt dich den tag treulich vor allen ſünden hüten, hingegen alles, was du den tag thun werdeſt, Gott zu gefallen thun, weil es dein lieber himmliſcher vater alſo haben wolle, und dich in den ſtand, worin du ſteheſt, geſetzet habe: damit du lerneſt aus deinem gantzen leben einen rechten Gottesdienſt machen, wann du nemlich alles deswegen thuſt, daß du Gott darin zu dienen begehreſt, und dich über nichts mehr freueſt, als wo du abends nachdenckeſt, was du gethan, und findeſt, daß du was gutes gethan habeſt, hingegen über nichts mehr betrübeſt, als wann du gewahr wirſt, etwas gutes verſäumet, oder böſes gethan zu haben.

Dencke immer, alle zeit in der welt ſey verlohren, da man ſich Gott nicht vor augen ſtellet, und etwas ihm zu gefallen thut. Damit du aber alſo immerfort ihm treulich dienen mögeſt, ſo laſſe dir auch dieſes unaufhörlich vor augen ſtehen, daß wo du biſt, Gott bey dir und alſo zugegen ſey, daß er alles ſehe und höre, was du gedencheſt, redeſt oder thuſt. Wo du fleißig hieran gedencheſt, wird dichs von vielen böſen abziehen, und zu dem guten eiffriger machen, ja ein grund ſeyn alles übrigen guten, was du thuſt. Nächſt Gott haſtu an deine Eltern zu gedencken, daß du ſo wol fleißig vor ſie beteſt, und der treue dich erinnerſt, die ſie an dir thun, um deinem Gott davor allezeit zu dancken, als auch daß du dich befleißigeſt, derer ſtäts gethanen vermahnung treulich nachzukommen, und dich alſo zu halten, daß ſie kein betrübnuß oder ſchande von dir haben, ſondern ſich deiner freuen, und Gott über dich preiſen; Dieſes iſt die fürnehmſte danckbarkeit, die du ihnen erzeigen kanſt und ſolleſt.

Nachdem dich aber nunmehr der himmliſche Vater aus deiner Eltern hauſe zu einem andern Herrn gefähret hat, ſo gedencke, daß du ſolchem deinem Herrn und Frauen alle diejenige pflicht auch ſchuldig ſeyeſt, welche du deinen Eltern ſchuldig biſt: Du haſt ſie von grund deiner ſeelen zu lieben, und nicht nur aus furcht der ſtraffe, ſondern von hertzen ihnen zu gehorchen: Wo du ihnen nutzen ſchaffen kanſt, oder ſchaden verhüten, ſolle dirs eine groſſe freude ſeyn, nicht anders, als wäre es dein eigener nutzen; Du ſolt dich in worten und geberden gegen ſie demüthig und ehrerbiethig bezeigen, und ja nichts mit willen und unvorſichtigkeit verſäumen, was zu ihrem dienſt gehöret; welches du alsdenn ſo viel forgfältiger thun wirſt, wann du allezeit gedencheſt, was du ihnen zu liebe oder zu leide thuſt, werde alles von Gott angenommen, als obs ihm ſelbſt geſchehe: Wo du dich dahin gewehnen wirſt, deiner herrſchafft alſo zu dienen, als Chriſto ſelbſt, und von grund der ſeele, ſo wird dich dein dienſt ſo viel leichter ankommen, und deſtomehr geſegnet ſeyn über dem, daß auch bey denſelben ſelbſt deſto beſſerer wille erhalten wird, darauff du auch, aber am allermeiſten auff Gottes willen, darin zu ſehen haſt. Um ſolcher urſach willen haſt du auch für deine herrſchafft wie für deine eltern andächtig zu beten, und ihre wohlfarth deine eigene ſeyn zu gläuben: Was die geſellen anlanget, von denen du auch zu lernen haſt, erfordert nicht nur allein der brauch, ſondern auch Gottes ordnung, daß du denſelben unterthan ſeyeſt, die dir Gott auch ſo fern in der lehre vorgeſetzet hat; und wirſt du ohne das mit dienſtfertigkeit, und wo du ihnen, wie ſichs geziemet, in allem ent-

gegen geheſt, ſie dir alſo zur liebe verbinden, daß du ſelbſt nutzen davon und ein gut gewiſſen habeſt. Was ſonſten geſinde in dem hauſe und deine mit-lehrjungen anlanget, da gehe mit allen freundlich und liebreich um, und ſeye jedem in allen ſtücken, was man an dich ſuchet, zu willen, es ſeye denn ſolches wider Gott oder wider deine Herrſchafft. Hingegen hierin laſſe dich dein lebetag niemahl verführen, mit geſinde oder jungen, ja ſoltens auch geſellen ſeyn, heimlich etwas zu thun oder mit zu machen, was hinter der herrſchafft iſt, und zu derer ſchaden gereichen würde: dann die treue, die du denſelben ſchuldig biſt, muß dir mehr angelegen ſeyn, als der andern gunſt, wie es auch damit in die harre niemahls gut thut.

In deiner lehre ſelbs ſey fleißig, gib auff alles acht, gedencke, das ſey diejenige kunſt, welche du itzo lerneſt, davon du nicht allein dein ſtück brodt dein lebenlang verdienen, ſondern auch Gott und deinem nächſten dienen ſolt, und lieget alſo ziemlichen theils daran, nach dem du dieſe zeit anwenden wirſt, ob du dein lebelang ein verdorbener menſch, oder auch in der welt etwas nützlich ſeyn oder werden mögeſt: daher du ſo wol Gott um ſeinen geiſt darüber hertzlich anzuruffen, als allen möglichſten fleiß und ſorgfalt anzuwenden haſt, diejenige kunſt gründlich zu begreiffen, an dero vieler menſchen geſundheit gelegen ſeyn kan.

Was ſonſten andere leute anlanget, mit denen du umzugehen haſt, ſo bezeuge dich gegen jederman freundlich, ehrerbietig, demütig, dienſthafftig, welche tugenden, wie ſie Gott gefallen, alſo auch bey den leuten einem jungen menſchen gunſt machen können: Scheue dich alſo keiner arbeit, worin du jemand einen chriſtlichen dienſt erzeigen kanſt, und ſiehe darin nicht darauff, was du von einem ſolchen dienſt habeſt, ſondern zeige allemahl, daß es deine freude ſeye, jemand einen gefallen zuerzeigen können.

In dem hauſe ſelbs ſey getreu, und da dir einiges geld und geldes werth unter händen gegeben wird, ſo halte es für eine ſo ſchwere ſünde, auch einen heller zu veruntreuen, als eine groſſe ſumma, wie dann Gott auff das gemüthe, nicht auff die vielheit oder wenige ſiehet. Gehe mit allem vorſichtig um, damit du auch nicht aus unvorſichtigkeit ſchaden thueſt, wo dir aber ein unglück begegnet, ſo leugne es nicht, noch ſuch es auff andere zu weltzen, ſondern zeige deine auffrichtigkeit mit offenhertziger bekantnus.

Mit deines gleichen gehe nicht viel ohne nöth um, du ſeyeſt denn ihres chriſtlichen gemüths verſichert: wie dann böſe geſellſchafft ſo ſehr als die peſt von dir geflohen werden muß: wo dir aber eine ſtunde gegönnet wird, ſo halte dich allezeit lieber zu leuten, die älter ſind, als du, von denen du was lernen kanſt. Vor ſpielen und überflüßigem trincken hüte dich, als vor dem teuffel ſelbſt, wie es denn deſſelben gefährliche ſtricke ſind, damit er ihrer ſo viele in zeitliches und ewiges verderben ziehet. Gedencke allezeit, eſſen und trincken ſeyen uns von Gott gegeben, zur nothdurfft und zur geſundheit, damit wir uns vergnügen, und mit keiner übermaß oder leckerey ſie mißbrauchen ſollen; ſonderlich hüte dich vor allem naſchen an obſt und früchten, damit man leicht ſeine geſundheit, weil es zur unzeit geſchiehet, verderben kan, da du hingegen deine geſundheit, als dein vornehmſtes gut unter allen irrdiſchen, mit ſorgfalt wahrzunehmen haſt. Welches dein lebtag deine regul ſey.

Wie du nun auff dieſe weiſe gegen jederman und gegen dich ſelbs dich zu halten haſt, ſo verſiegle alles damit, daß du ſtets

mit Gott zufrieden feyeſt, und alſo nicht nur mit gedult trageſt, wo er jemals nach ſeinem willen dir etwas zu leiden aufferlegen wolte, ſondern wann auch, welches alles nicht ohne ſein verhängnuß geſchehen kan, von andern dir unrecht geſchehen ſolte, ſo lerne auch da alle gedult üben, und glaube, es ſey einem jungen menſchen ſein lebtag nutz, wo er in der jugend gelernet, oder ſich gewehnet hat, etwas zu ertragen, und mit gedult zu leiden, als wodurch der eigene wille, als unſers Adams vornehmſte krafft, am trefflichſten gebrochen wird, und ſolche gemüther ihr lebenlang zu allen dingen geſchickter ſind, als diejenigen, welche niemal etwas zu leiden gewohnet geweſen.

Hiermit haſt du, lieber ſohn, was ich als dein vater, der dein zeitlich, geiſtlich und ewiges heyl verlangt, dir vor dißmahl zu deiner erinnerung, ſonderlich im gegenwärtigen ſtande, worin du itzo lebeſt, dienlich erachtet habe, und verſichert bin, wo du ſolche regeln fleißig inacht nimmeſt, ſonderlich vor allem übrigen deinen Gott und ſeine gegenwart dir ſtets vor augen ſtelleſt, aus ſeinem wort ſo wol ſeine wolthaten als deine pflicht dagegen tæglich hertzlich erwegeſt, alle deine freude in der gnade deines Gottes, und dem ſchatz deiner ſeeligkeit, welcher dir in der tauffe würcklich geſchencket worden, und du im glauben ſeiner genieſſen ſolleſt, ſucheſt, hingegen deinen verſpruch in derſelben gethan, da du dem teuffel, ſeinen wercken und der weltlichen üppigkeit abgeſagt, der heiligen Dreyeinigkeit aber glauben und gehorſam zugeſchworen haſt, zur richtſchnur deines lebens ſetzeſt, daher alles was du thuſt, vorher bedenckeſt, ob es auch mit denſelben überein komme, und über alles dieſes Gott den himmliſchen Vater um die regierung ſeines heiligen Geiſtes, der dich auff richtiger bahn führen mœge, unabläſſig anruffeſt, auch zum grunde wie alles deines troſtes alſo auch deines gebets das verdienſt Jeſu Chriſti legeſt, daß dir in zeit und ewigkeit wohl ſeyn werde.

Lieſe dieſen brieff vielmal, ſonderlich ſontages, und examinire dich allemahl darnach, worinne du demſelben nachgekommen ſeyeſt, oder zurück geblieben wæreſt, damit du alſobald, wo du fehler findeſt, ſie wiederum beſſerſt.

Nun der Herr Herr, dem ich dich in der heiligen tauffe auffgeopffert, zu deſſen furcht dich offt unterrichtet, und ermahnet, auch unterrichten und ermahnen laſſen habe; dem ich dich mit deinen geſchwiſtern tæglich vortrage, der auch allein zu allem vermahnen krafft geben kan, behüte dich durch ſeine heilige Engel auff allen deinen wegen, er regiere dich allezeit ſelbſt mit ſeinem guten Geiſte, er bewahre dich vor der liſt des teuffels, vor dem ärgernuß der welt, vor aller bœſen geſellſchafft, und vor der folge deines eigenen willens, hingegen würcke er in dir, was ihm gefällig und dir nothwendig iſt, damit ich und deine liebe Mutter uns bey unſerm leben darüber mit hertzlichem danck gegen Gott allezeit erfreuen mœgen, wenn wir ſehen, daß du in dem gehorſam, gnade und kindſchafft des himmliſchen Vaters (ſo uns mehr feyn ſolle, als wo du in der welt etwas groſſes worden wæreſt, darnach wir bey den unſrigen als chriſten nicht viel zu ſtreben haben) dein lebenlang bleibeſt, dorten aber in jener ſeligen ewigkeit mit allen übrigen, die uns Gott gegeben hat, mit inniglicher wonne wiederum finden, Amen. Womit der ewigen liebe und gnadenleitung des gütigen Gottes von dem grund der ſeelen empfehlende, verbleibe u. ſ. w.

DAS ERSTE CAPITEL. SECTIO LXXIV.

Gebet vor mich. Unterscheid zwischen seel und geist. Gefährlich von andern zu urtheilen. Zurückziehung sonderlicher gnadenfühlung. Meines gebets schwachheit. Bewegung zum schreiben. Ob creutz zu verlangen.

ZUm fördristen sage Christlichen danck vor den hertzlichen wunsch und gebet vor mich, so mir sonderlich das erste schreiben, mit nicht geringer meiner in dem lesen gefühlter bewegung, vorgestellet, die übrige aber auch mit wenigerem wiederhohlet haben. Es kan mir in der that keine grœssere wolthat von jemand wiederfahren, als mit hertzlichem gebet, und zwahr vornemlich um erkäntnüß göttlichen willens, und krafft zu dessen vollbringung: gegen welchem ich die übrige alle, so nur vornemlich vor langes leben, gute gesundheit und glücklichen wolstand meine und meines hauses geschehen, nicht anders als viel geringer achte. Sonderlich hat mich nicht wenig erfreuet, daß solcher erste wunsch in etlichen stücken also eingerichtet gewesen, als wære demselben vorgestanden, was vor kampff mich damahls und bald darauff betroffen. Nun der Herr gebe uns allezeit den geist der gnaden und des gebets, wann wir vor sein angesicht treten, daß wir in dessen liecht verstehen, was und wie wir beten sollen, auch solches stets also thun, wie es vor seinem gnadenthron angenehm ist.

Ich komme so bald auff die frage von unterscheid des geistes und der seelen, davon aber vergnüglicher antworten zu können wünschete. Unter allen, die ich davon gesehen zu haben erinnere, finde ich diese beyde meinungen am gegründesten, unter welchen auch welche erwehlet wird, keine der richtigen glaubens-lehr zuwider seyn wird, und ich also jeglichem gern überlasse, welche er in seiner überlegung vor die gegründeste halten und erwehlen wolle. Die eine ist diese, daß die seele heisse das andere theil des menschen, wie es dem leib entgegen stehet, und so fern es in seiner natur allein betrachtet wird: geist aber seye die neue natur in den wiedergebohrnen, wie sie nach der schrifft redens-art dem fleisch entgegen gesetzet wird. Also wære bey einem unwiedergebohrnen seel und leib, und kein geist, dahin wir die wort Judæ v. 19. die keinen geist haben, ziehen möchten: aber bey einem wiedergebohrnen findet sich neben seel und leib als den beyden natürlichen wesentlichen theilen noch auch der geist, oder die neue art und natur aus der wiedergebuhrt. Die andere ist unsers wohlverdienten mannes Gottes Lutheri, die er über das *Magnificat T. 1. Alt. f. 788.* oder *T. 1. Jen. f. 479.* vorgestellet, und den menschen abtheilet nach dem gleichnüß des tempels Salomonis, wo sich das allerheiligste, heilige und vorhoff befand, in geist, seel und leib. Aber also, daß jene beyde dem wesen nach eines seyen, und also die seele solchen nahmen führe, wie sie mit irrdischen, zeitlichen und vernünfftlichen dingen umgehet, der geist aber seye zwahr dem wesen nach wiederum die vorige seele, aber wie sie allein mit göttlichen und ewigen dingen umgehe, daher in derenselben, wie in dem allerheiligsten kein ander liecht seye, als der Herr selbs, da hingegen die seele ihr vernunfft-liecht hat. Daher in dem geist, Gott, glaube und alles göttliche sich bey den glaubigen finde, da hingegen bey den unglaubigen solche hœchste krafft gleichsam lähr bleibe. Welche erklährung mich nicht wenig vergnüget, daß auch nicht finde, was derselben wohl entgegen zu halten wære: daher wære der geist dasjenige, was bey einigen andern lehrern der grund der seelen, oder auch das lautere wesen der seelen,

darinnen allein Gott wohne, genennet wird. Im übrigen sehen wir eben aus diesem exempel, weil wir dasjenige, was in uns ist, ja was wir selbs sind, so gar nicht recht verstehen, da man doch meinen solte, daß wir aus eigner erfahrung, was wir seyen, zur gnüge erkennen müsten, daß wir uns dann so viel weniger einbildung machen dörffen, von uns selbs dinge, die auffer uns sind, sonderlich aber das göttliche zu verstehen: Der Herr gebe uns dann selbs sein liecht dazu. Was *Weigelius*, die Rosencreutzer, *Theophrastus* und J. Bœhme von solchem unterschied halten, weiß ich nicht, ohne daß mich deucht gehœrt zu haben, ob hielte J. Bœhme die seele eigentlich vor das vornehmste in dem menschen, so auch ewig bey Gott seyn werde, den geist aber vor etwas, das aus dem gestirn in dem menschen sich finde, und in die seele wircke, daraus die vernunfft und dero bilder herkæmen, jedoch weiß ich nicht, ob ich recht, was davon erzehlet worden, gefaßt habe. *Weigelii* Postill habe ich nicht, auch nie gelesen: unterschiedliche andere seine schrifften aber sind mir verehret worden: ich habe aber auch keine zeit daran zu wenden gefunden. Von den Rosencreutzern habe niemals etwas gründliches vernommen, daher auch nicht zu urtheilen vermag. Gleichfalls was *Theophrastum* betrifft, ob ich wol eine zeitlang seine werck in einem *folianten* gehabt, habe ich sie doch kaum eingesehen: solte er dessen schuldig seyn, was ich offt von ihm gehœret und gelesen, wære er auch des lesens nicht werth: aber auff bloße beschuldigung habe ich niemand zu urtheilen oder zu verdammen. Gleicher massen habe ich vor mehrern jahren in Jacob Bœhmen kaum ein halbes tractætlein, so mir zu dem ende geschickt worden, gelesen, weil ich aber nichts verstehen konte, so habe es auch wieder zurücke gesandt, und seither mich nicht wieder darüber machen wollen. Doch nehme ich mir billig die macht nicht, einen frembden knecht zu richten, noch die dinge, welche ich nicht zu verstehen selbs bekennen muß, zu verurtheilen. Indessen bleibe ich bey meiner lieben Bibel, und trachte daraus einfältig zu lernen, und nachmals andere zu lehren, was ich und andere zu glauben und zu thun haben: dieses versichere ich mich, daß ichs in der heiligen und unverdächtigen schrifft zur gnüge habe, und also nichts auffer derselben zu meiner seligkeit nœthig seyn könne: Werde ich im gebrauch dieses pfundes vor dem Herrn treu erfunden werden, so ist mirs genug, und solte mir auch etwas weiteres nœthig seyn, würde mich der himmlische Vater schon dazu führen. Dieses ist die regel, nach dero ich mich richte, und andere auch gern darauff weise, als versichert, daß ich auff solche weise mich weder selbs noch andere verführe, hingegen mich auch nicht mit unzeitigem urtheilen versündige, als welche sünde ich vor schwehrer halte, als ihrer viele anzusehen pflegen, und mich deswegen forgfältig davor hüte, deswegen was ich nicht gründlich verstehe, unbeurtheilet lasse, damit ich nicht entweder einer seits unwissend etwas an sich gutes verdamme, noch anderseits etwas in dem grunde irriges billige, und mich also der schuld desselben theilhafftig mache: Der Herr gebe uns allen allezeit auch in dieser sache seinen geist, seinen willen recht zu erkennen, und bey der einfalt seines worts forgfältig zu bleiben, er leite uns auch selbs aus seinem wort durch denselben in alle uns zu jederzeit nœthige wahrheit.

Daß mein voriges schreiben in dem ich etwas gemeldet, wegen der mir gegebenen nachricht über die sonderbahre rührung und

mitgetheiltes liecht, freundlich auffgenommen, ist mir lieb: doch wolte ich nicht, daß derselbe die wiederentziehung solches süssen geschmacks einem mißbrauch und eigner verschaldung zuschriebe. Dann ob wol solche ursach auch müglich ist, so traue ich doch seiner auffrichtigkeit und bekanter sorgfalt in dem gehorsam des HERRN stets einher zu gehen, dieses zu, daß er auch mit solcher gabe werde sorgfältig umgegangen seyn: so gleich wol auch dessen prüfung überlasse. Es ist aber dieses die weise unsers liebsten Vaters, daß er wann er seinen kindern dergleichen zucker zu schmecken gegeben, oder sie einen sonderbahren blick hat sehen lassen, seine gabe bald wieder zurücke zu ziehen, und sie wol in mehr dürre oder finsternüß fallen zu lassen. Dann seine weißheit hat es also verordnet, daß dorten erst der beständige genuß seiner süßigkeit und anschauen seines liechts folgen solle, hier müssen wir uns vergnügen, wo uns der HERR nur etwa einiges mahl einen trauben aus Canaan sehen und ein beerlein kosten läßt, zur auffmunterung, stärckung und entzündung des verlangens nach dem Canaan selbs. Daher so uns dasjenige, was wir zu geniessen kaum angefangen, wiederum zurück gezogen wird, haben wir weder gegen unsern Vater zu murren, noch auch das vertrauen fallen zu lassen, gleich ob wäre es ein anzeigung des von uns wieder abgewendeten väterlichen hertzens, welches uns gleichwohl nicht weniger liebet, wo es uns in dem dunckeln führet, als einigè mahl mit einem strahl uns erfreuet. Ich hoffe auch er werde sich gantz wohl drein schicken, und sich der Hand des HERRN überlassen, von ihro nach ihrem rath, nicht aber menschlichem wohlgefallen, geführet zu werden.

Daß derselbe mein weniges gebet hoch achtet, ist seine liebe: nun versichere zwahr, daß ich in demselben seiner nicht vergesse, aber wie menschen die beschaffenheit meines gebets nicht wissen, so muß ich mich dannoch vor Gott derselben schæmen, als der ich nicht nur nicht allezeit sondern kaum jemahls denjenigen grad der brünstigkeit oder andacht bey meinem gebeth spühre, der sich bei den allermeisten kindern GOTTES findet. Ich muß mich also damit vergnügen, daß bey aller kälte des gebets und umschweiffung der gedancken dannoch dieses versichert bin, daß ich wahrhafftig dasjenige, was vor mich und andere bitte, auch also von GOTT verlange: Welches wie mir mein hertz in der wahrheit zeugnüß gibet, das einige ist, das mich tröstet, daß der himmlische Vater um seines Sohns vorbitte willen solches nicht gar verschmæhen werde. Daher auch wie elend mir mein gebet vorkommt, ich mich dannoch von dessen fortsetzung nicht abhalten lassen, sondern dem HERRN allemahl die opffer bringen will, wie sie zu bringen vermag, und gern heiliger und reiner bringen wolte. Ich erkenne wohl, daß dieser mangel nicht ohne meine schuld, aber die hindernüssen alle zu finden und sie wegzuräumen habe noch nicht vermocht. Der HERR aber wird seine barmhertzigkeit nicht von mir wenden, und mich ihm mehr und mehr gefällig machen, welches ich seiner væterlichen güte billig zutraue, die sich durch so viel proben zu allen zeiten über mich gezeiget hat. Christlicher mitbrüder gebet aber wird mir auch vor meine person und amt den vornehmsten vorschub thun, und was meinem bitten mauglet, in göttlicher krafft ersetzen: daher solches auch vor die grœßte wolthat halte, welche mir von jemand mag erzeiget werden, und darum bey allen, die mich lieben, bitte.

Daß derselbe aber berichtet, er habe alles sein schreiben weg geleget, wære mir nicht

lieb, ſondern wolte lieber, da er einen einfluß dazu bey ſich ſpühret, er folgte auch ſolcher begierde. Wie dann offtmahls in dem ſchreiben die beſte betrachtungen geſchehen, wie ich an meinem eignen exempel auch noch in jüngern jahren erfahren habe: Und ob man nicht eben allezeit ſchreibet, daß man dergleichen andern oder zu dem truck mittheilen will, ſo bleibet doch noch der zweck einer ſeits der übung an ſich ſelbs, da offt, wo man durch die feder etwas ausflieſſen läſſet, der zufluß reichlicher gehet, ſich hingegen ſtopffet, wo man jene hemmet, anderſeits hats auch dieſen nutzen, daß man künfftig es wiederum durchleſen und ſich deſſen erinnern kan, was uns Gott zu andernmahlen vor erkäntnüß gegeben hat, welches auch eine nicht geringe auffmunterung iſt.

Daß derſelbe das creutz Chriſti hoch hält, iſt Chriſtlich und wohl gethan, in deſſen wird vorſichtigkeit von nöthen ſeyn in dem verlangen nach demſelben, um darinnen ſo wohl maaß zu halten, als auch Gott nichts vorzuſchreiben. Wie ich dann in Gottes wort nirgend finde, daß ſich die liebe kinder Gottes ſelbs einiges innerliches oder euſſerliches creutz gewünſchet oder ſonderlich verlanget, wohl aber ſich allezeit getroſt darauff gefaßt gehalten, und wann es ſie betroffen hat, es geduldig getragen, oder gar deſſelbigen gefreuet haben. In dieſen ſchranken rathe ich auch am allerliebſten zu bleiben, damit nicht unvermerckt in der begierde des creutzes ſich eine verſuchung Gottes antreffen laſſen möchte. Alſo iſt uns genug, daß wir beten, daß der wille unſers himmliſchen Vaters, gleich wie von uns alſo auch an uns erfüllet werden möge, es ſeye nun, daß er uns durch creutzes oder andere wege, welches wir ſeiner weißheit heim geben, und mit recht heimgeben ſollen, führen wolle, als zu beydem in kindlicher gelaſſenheit bereit. Nun der treueſte Vater ſetze noch ferner in ihm ſein gutes angefangenes werck fort auff den tag Jeſu Chriſti, ſonderlich rüſte er ihn aus mit weißheit, gegen jedermann zu handeln wie ſichs gebühret, auch gegen die welt ſie weder unvorſichtig zu reitzen, noch ihr liebkoſend gleichförmig zu werden, ſo denn mit krafft in allem durchzudringen, und reiche früchte der empfangenen gnade zu ſeinem preiß zu tragen. 1690.

DAS SIEBENDE CAP. ARTIC. VI. SECTIO IIX.

Groſſe bewegung unter *ſtudioſis*. Von ietziger zeit *characters*, da gute und böſe bäume ausſchlagen. Vorſichtigkeit und maßigung in erwecktem eyffer.

Es hat mich ſehr erfreuet, alſo daß ich auch zum lobe Gottes andere chriſtliche freunde derſelben freude theilhafftig zu machen mich verbunden erachtet, wann beliebet hat von der göttlichen bewegung meldung zu thun, die ſich ihres orts auch unter *ſtudioſis*, und zwar gelehrten, ereigne, welche ich gewiß von groſſer wichtigkeit achte, und in dem daß Gott was ſonderbares vorhabe bekräfftigt werde. Wie ich denn vor mehrern jahren unſerer zeit *characterem* dahin angeſehen, daß es nun früling ſeye, da die bäume ausſchlagen, und die pflantzen mit gewalt hervorbrechen, zwar auch die böſe bäume, dornen und gifftige gewächſe, aber nicht weniger, ob zwar mit geringerem euſſerlichem ſchein, feigen-bäume, wein-ſtöcke, und zur nahrung und artzney nützliche kräuter und pflantzen: daraus wir billich aus *Luc. XXI.* ſchlieſſen, daß der ſommer nahe ſeye, und ſich alles in dem zuſtand finde, wie zu andern mahlen, wann Gott eine änderung vorgehabt hat, da gemeiniglich gutes und böſes zugleich erſt in mehrere krafft gehet. Da wir nun zu ſolcher

zeit leben, wie auch kein bedencken gehabt habe, darvon auff öffentlicher cantzel zu reden, ſo laſſet uns den liebſten Hꝛyland ſo viel inbrünſtiger anruffen, daß er uns ſeinen rath, ſo viel zu unſerm verhalten nœthig, zu erkennen geben, und uns mit licht und krafft ausrüſten wolle, die noch vorſtehende und faſt vor den winterlichen gefährliche frülings-fröſte, die beſorglich vieles auszuſchlagen angefangenes wiederum tœdten werden, zu überſtehen, und hier oder dort den ſeligen ſommer zu erreichen. Die liebe junge männer bekräfftige der Hꝛrr mehr und mehr in ihrem eiffer, darinnen fort zu fahren, aber erfülle ſie auch mit der weißheit aus ihm, in allen ſtücken in den ſchrancken zu bleiben, welches niemand ſchwehrer wird, als wo eine ſeele aus erkäntnuß ihres eigenen und anderer elends, nunmehr mit eiffer entzündet wird, und gerne wolte wo es müglich wære, in liebe jederman der gnade, die ſie empfangen hat, auch theilhafftig machen, daraus wegen mangel der erfahrung gar leicht unordnung, hindernuß des guten und ſolches leiden, deſſen man unverletzt göttlicher ehre wol hätte entrahten können, erfolget: daher in ſolchem ſtand allerdings eine ſonderbahre gnade Gottes nœthig iſt, um inner geziehmenden ſchrancken zu bleiben, und nicht unvorſichtig ihm ſelbs und dem guten, das man fördern will, vielmehr hindernuß zu zuziehen: welche aber den rechtſchaffenen leuten in reicher maaß anwünſche, und ihrer vor dem thron der gnaden treulich zu gedencken mich erbiete, auch hiermit in dem Hꝛrrn hertzlich grüſſe: derſelbe laſſe aller orten je mehr und mehr ſein licht durchtringen, die finſternuß zu vertreiben, auch ſeine krafft, die todte zu erwecken, die krancke zu heilen, die ſchwache zu ſtärcken, den ſtarcken vielen ſieg zu geben, und den teuffel mit ſeinen werckzeugen, mehr und mehr unter die füſſe zu treten. *An.* 1700.

GOTTFRIED WILHELM FREYHERR VON LEIBNITZ.

Leibnitz's Deutſche Schriften *von G. E. Guhrauer.*

VON DER WEISHEIT.

Guhrauer Bd I. S. 420—426.

Weisheit iſt nichts anders, als die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit, ſo uns nemlich zur Glückſeligkeit zu gelangen lehret.

Die Glückſeligkeit iſt der Stand einer beſtändigen Freude. Wer glückſelig iſt, empfindet zwar ſeine Freude nicht alle Augenblicke, denn er ruhet bisweilen vom Nachdenken, wendet auch gemeiniglich ſeine Gedanken auf anſtändige Geſchäfte. Es iſt aber genug, daß er in Stand iſt, die Freude zu empfinden, ſo oft er daran denken will, und daß inzwiſchen daraus eine Freudigkeit in ſeinem Thun und Weſen entſtehet.

Die gegenwärtige Freude macht nicht glücklich, wann kein Beſtand dabei, und iſt vielmehr derjenige unglückſelig, der um kurzer Freude willen, in lange Traurigkeit verfällt.

Die Freude iſt eine Luſt, ſo die Seele an ihr ſelbſt empfindet. Die Luſt iſt die Empfindung einer Vollkommenheit oder Vortreflich-

keit, es ſey an uns, oder an etwas anders; denn die Vollkommenheit auch fremder Dinge iſt angenehm; als Verſtand, Tapferkeit und ſonderlich Schœnheit eines andern Menſchen, auch wohl eines Thieres, ja gar eines leblo-ſen Geſchöpfes, Gemældes oder Kunſtwerkes.

Denn das Bild ſolcher fremden Vollkom-menheit, in uns eingedrücket, macht, daß auch etwas davon in uns ſelbſt gepflanzet und erwecket wird, wie denn kein Zweifel, daß wer viel mit treflichen Leuten und Sachen umgehet, auch davon vortreflicher werde.

Und obſchon bisweilen fremde Vollkom-menheiten uns mißfallen, als zum Exempel, der Verſtand oder die Tapferkeit eines Fein-des, die Schœnheit eines Mitbuhlers oder Glanz einer fremden Tugend, die uns ver-dunkelt oder beſchæmet, ſo geſchieht es doch nicht aus der Vollkommenheit an ihr ſelbſt, ſondern wegen des Umſtandes, dadurch uns Ungelegenheit entſtehet, und wird alsdann die Süßigkeit der erſten Empfindung einer fremden Vollkommenheit durch den Erfolg und die Bitterkeit des Nachdenkens ausgethan und verderbet.

Man merket nicht allezeit, worin die Voll-kommenheit der angenehmen Dinge beruhe, oder zu was für einer Vollkommenheit ſie in uns dienen, unterdeſſen wird es doch von un-ſerm Gemüthe, obſchon nicht von unſerm Verſtande, empfunden. Man ſagt insgemein: es iſt, ich weiß nicht, was, ſo mir an der Sache gefället, das nennet man Sympathie, aber die der Dingen Urſache forſchen, finden den Grund zum öftern, und begreifen, daß etwas darunter ſtecke, ſo uns zwar unver-merket, doch wahrhaftig zu ſtatten kommt.

Die Muſik giebt deſſen ein ſchœnes Bei-ſpiel. Alles was klinget, hat eine Bebung oder hin und her gehende Bewegung in ſich, wie man an den Saiten ſiehet, und alſo was klinget, das thut unſichtbare Schlæge; wenn ſolche nun nicht unvermerkt, ſondern ordent-lich gehen, und mit gewiſſen Wechſel zuſam-mentreffen, ſind ſie angenehm, wie man auch ſonſt einen gewiſſen Wechſel der langen und kurzen Sylben und Zuſammentreffen der Rei-men bei den Verſen beobachtet, welche gleich-ſam eine ſtille Muſik in ſich halten, und, wenn ſie richtig, auch ohne Geſang angenehm fallen. Die Schlæge auf der Trommel, der Tact und die Cadenz in Tænzen und ſonſt dergleichen Bewegungen nach Maaß und Re-gel haben ihre Angenehmlichkeit von der Ord-nung, denn alle Ordnung kommt dem Ge-müthe zu ſtatten, und eine gleichmæßige, ob-ſchon unſichtbare Ordnung, findet ſich auch in den nach Kunſt verurſachten Schlægen oder Bewegungen der zitteraden oder bebe-den Saiten, Pfeiffen oder Klocken, ja ſelbſt der Luft, ſo dadurch in gleichmæßige Re-gung gebracht wird, die denn auch ferner in uns vermittelſt des Gehœrs einen mitſtim-menden Wiederſchall machet, nach welchem ſich auch unſere Lebensgeiſter regen. Daher die Muſik ſo bequem iſt, die Gemüther zu bewegen, obgleich insgemein ſolcher Haupt-zweck nicht genugſam beobachtet noch geſucht wird.

Und iſt nicht zu zweifeln, daß auch im Fühlen, Schmecken und Riechen die Süßig-keit in einer gewiſſen, obſchon unſichtbaren, Ordnung und Vollkommenheit oder auch Be-quemlichkeit beſtehe, ſo die Natur darein ge-leget, uns und die Thiere zu dem, ſo ſonſt nœthig iſt, zu reizen, und daß alſo aller an-genehmer Dinge rechter Gebrauch uns wirk-lich zu ſtatten komme, obſchon durch Miß-brauch und Unmæßigkeit anderwärts ein weit grœßerer Schade daraus zum öftern entſte-hen kann.

Vollkommenheit nenne ich alle Erhœhung des Weſens, denn wie die Krankheit gleich-ſam eine Erniedrigung iſt und ein Abfall von

der Gesundheit, also ist die Vollkommenheit etwas, so über die Gesundheit steiget; die Gesundheit aber selbst bestehet in Mittel und in der Waage, und leget den Grund zur Vollkommenheit.

Gleichwie nun die Krankheit herkommet von verletzter Wirkung, wie solches die Arzneyverständige wohl bemerket, also erzeiget sich hingegen die Vollkommenheit in der Kraft zu wirken, wie denn alles Wesen in einer gewissen Kraft bestehet, und je grœßer die Kraft, je hœher und freyer ist das Wesen.

Ferner bei aller Kraft, je grœßer sie ist, je mehr zeiget sich dabei Viel aus einem und in einem, indem Eines viele außer sich regieret, und in sich vorbildet. Nun die Einigkeit in der Vielheit ist nichts anders, als die Übereinstimmung, und weil eines zu diesem nœher stimmet, als zu jenem, so fließet daraus die Ordnung, von welcher alle Schœnheit herkommt, und die Schœnheit erwecket Liebe.

Daraus siehet man nun, wie Glückseligkeit, Lust, Liebe, Vollkommenheit, Wesen, Kraft, Freiheit, Übereinstimmung, Ordnung und Schœnheit an einander verbunden, welches von wenigen recht angesehen wird.

Wenn nun die Seele in ihr selbst eine große Zusammenstimmung, Ordnung, Freyheit, Kraft oder Vollkommenheit fühlet, und folglich davon Lust empfindet, so verursachet solches eine Freude, wie aus allen diesen und obigen Erklærungen abzunehmen.

Solche Freude ist beständig und kann nicht betrügen, noch eine künftige Traurigkeit verursachen, wenn sie von Erkenntniß herrühret, und mit einem Licht begleitet, daraus im Willen eine Neigung zum Guten, das ist die Tugend, entstehet.

Wenn aber die Lust und Freude so bewandt, daß sie zwar die Sinnen, doch aber nicht den Verstand vergnüget, so kann sie eben so leicht zur Unglückseligkeit, als zur Glückseligkeit helfen, gleichwie eine wohlschmeckende Speise ungesund seyn kann.

Und muß also die Wollust der Sinnen nach den Regeln der Vernunft, wie eine Speise, Arzney oder Stärkung gebraucht werden. Aber die Lust, so die Seele an sich selbst, nach dem Verstand, empfindet, ist eine solche gegenwärtige Freude, die uns auch vors Künftige bei Freude erhalten kann.

Daraus denn folget, daß nichts mehr zur Glückseligkeit diene, als die Erleuchtung des Verstandes und Übung des Willens, allezeit nach dem Verstande zu wirken, und daß solche Erleuchtung sonderlich in der Erkenntniß derer Dinge zu suchen, die unsern Verstand immer weiter zu einem hœhern Licht bringen können, dieweilen daraus ein immerwährender Fortgang in Weisheit und Tugend, auch folglich in Vollkommenheit und Freude entspringet, davon der Nutzen auch nach diesem Leben bei der Seele bleibet.

Was das für Dinge seyen, deren Erkenntniß einen solchen glücklichen Fortgang verursachet, erfordert eine eigene Ausführung; inzwischen kann man sagen, daß Niemand leichter zu einer hohen Staffel der Glückseligkeit steigen könne, als hohe Personen, und doch Niemand in der That, wie Christus uns selbst gesaget, schwerlicher dazu gelange, als eben sie. Dessen Ursache ist, daß sie zwar viel Gutes thun können, aber selten ihre Gedanken darauf richten.

Denn weilen sie stets Gelegenheit zu sinnlichen Ergötzungen haben, so werden sie gewohnt, ihre Freude meist in der Wollust zu suchen, so vom Leib herrühret, und wenn sie sich hoch schwingen, so suchen sie doch mehr Lob und Ehre bei Andern, als eine wahre Vergnügung bei sich selbsten. Daher wenn die Wollust des Leibes durch Krankheiten, und der Ruhm durch Unglücksfälle

abgehet, da hœret der Selbſtbetrug auf, und ſie finden ſich unglücklich.

Sie haben von Jugend auf dem Trieb äußerlicher Dinge gefolget, wegen der Luſt, ſo ſie dabei gefunden, zumal weil es Anfangs etwas beſchwerlich iſt, dieſem Strom zu widerſtehen; haben alſo großen Theils die Freyheit des Gemüths verloren.

Daher es ein Großes, wenn eine hohe Perſon ſich ſelbſt auch in Krankheit, Unglück oder Verachtung vergnüget; und zwar, wenn ſie ſich zufrieden geben kann nicht nur aus Noth, weil man ſiehet, daß es ſo ſeyn muß, welcher Troſt nichts anders iſt, als wenn man einen Schlaftrunk einnimmt, um die Schmerzen nicht zu empfinden, ſondern durch Erweckung in ſich ſelbſt eine große Freude, ſo dieſe Schmerzen und Unglücksfälle überwindet.

Solche Freude, welche der Menſch ſich allezeit ſelbſt machen kann, wenn das Gemüth wohl beſchaffen, beſtehet in Empfindung einer Luſt an ihm ſelbſt, und an ſeinen Gemüthskräften, wenn man in ſich eine ſtarke Neigung und Fertigkeit zum Guten und zur Wahrheit fühlet, ſonderlich vermittelſt der gründlichen Nachricht, die uns ein erleuchteter Verſtand darſtellet, alſo daß wir den Hauptquell, Lauf und Endzweck aller Dinge, und unglaubliche Vortreflichkeit der Alles in ſich begreifenden, hœchſten Natur erfahren, und dabei über die Unwiſſenden emporgehoben werden, gleich als ob wir aus den Sternen herab die irdiſchen Dinge unter unſern Füßen ſehen könnten. Zumal wir endlich daraus gar erlernen, daß wir Urſach haben, über alles, ſo bereits geſchehen, und auch das noch geſchehen ſoll, uns zum hœchſten zu freuen, doch, daß wir gleichwohl ſuchen, was noch nicht geſchehen, ſo viel an uns, auf das Beſte zu richten. Denn das iſt eins der ewigen Geſetze der Natur, daß wir der Vollkommenheit der Dinge und der daraus entſtehenden Luſt nach Maaß unſrer Erkenntniß, guter Neigung und vorgeſetzten Beitrags genießen werden.

Wenn nun eine hohe Perſon dieſes erlanget, alſo daß ſie auch mitten in allem Überfluß und Ehren dennoch ihre große Vergnügung findet in den Wirkungen ihres Verſtandes und ihrer Tugend, die halte ich doppelt für hoch. Vor ſich, wegen dieſer ihrer Glückſeligkeit und wahren Freude, für Andere aber, weil ganz gewiß, daß dieſe Perſon wegen ihrer Macht und Anſehens kann und wird auch vielen andern Licht und Tugend mittheilen, indem eine ſolche Mittheilung eine Rückſtrahlung auf ſie ſelbſt machet, und die, ſo dergleichen gemeinſamen Zweck haben, in Unterſuchung der Wahrheit, Erkenntniß der Natur, Vermehrung menſchlicher Kräfte und Beförderung ihres gemeinen Beſten einander helfen und neues Licht geben können.

Erſcheinet alſo die hohe Glückſeligkeit hoher und dabei erleuchteter Perſonen daraus, daß ſie zu ihrer Glückſeligkeit ſo viel thun können, als wenn ſie tauſend Hände und tauſend Leben hätten, ja als wenn ſie tauſendmal ſo lange lebten, als ſie thun. Denn ſo viel iſt unſer Leben für ein wahres Leben zu ſchätzen, als man darin wohlthut. Der nun viel wohlthut in kurzer Zeit, der iſt dem gleich, ſo tauſendmal länger lebet; welches bei denen ſtatt findet, ſo machen können, daß tauſend und aber tauſend Hände mit ihnen wirken; dadurch in wenig Jahren mehr Gutes geſchehen kann zu ihrem hœchſten Ruhm und Vergnügen, als ſonſt viel hundert Jahre nicht bringen könnten.

Die Schœnheit der Natur iſt ſo groß, und deren Betrachtung hat eine ſolche Süßigkeit, auch das Licht und die gute Regung, ſo daraus entſtehen, haben ſo herrlichen Nutzen bereits in dieſem Leben, daß, wer ſie geko-

ſtet, alle andern Ergötzlichkeiten gering dagegen achtet. Thut man aber noch dazu, daß die Seele nicht vergehet, ja daß jede Vollkommenheit in ihr beſtehen und Frucht bringen muß, ſo ſiehet man erſt recht, wie die wahre Glückſeligkeit, ſo aus Weisheit und Tugend entſtehet, ganz überſchwenglich und unermeßlich ſey über alles, das man ſich davon einbilden möchte.

VON DEM VERHÄNGNISSE.

Guhrauer Bd II. S. 48–55.

Daß alles durch ein feſtgeſtelltes Verhängniß herfürgebracht werde, iſt eben ſo gewiß, als daß drey mal drey neun iſt. Denn das Verhängniß beſteht darin, daß alles an einander hänget wie eine Kette, und eben ſo unfehlbar geſchehen wird, ehe es geſchehen, als unfehlbar es geſchehen iſt, wenn es geſchehen.

Die alten Poeten, als Homerus und andere, haben es die güldene Kette genennet, ſo Jupiter vom Himmel herab hängen laſſe, ſo ſich nicht zerreißen läſſet, man hänge daran, was man wolle. Und dieſe Kette beſteht in den Verfolg der Urſachen und der Wirkungen.

Nemlichen jede Urſach hat ihre gewiſſe Würkung, die von ihr zuwege bracht würde, wenn ſie allein wære; weilen ſie aber nicht allein, ſo entſtehet aus der Zuſammenwirkung ein gewiſſer ohnfehlbarer Effect oder Auswurf nach dem Maaß der Kräfte, und das iſt wahr, wenn nicht nur zwey oder 10, oder 1000, ſondern gar ohnendlich viel Dinge zuſammen würken, wie dann wahrhaftig in der Welt geſchicht.

Die Mathematik oder Meßkunſt kann ſolche Dinge gar ſchön erläutern, denn alles iſt in der Natur mit Zahl, Maaß und Gewicht oder Kraft gleichſam abgezirkelt. Wenn zum Exempel eine Kugel auf eine andere Kugel in freyer Luft trift, und man weiß ihre Groeße und ihre Lini und Lauf vor dem Zuſammentreffen, ſo kann man vorherſagen und ausrechnen, wie ſie von einander prallen, und was ſie vor einen Lauf nach dem Anſtoß nehmen werden. Welches gar ſchöne Regeln hat; ſo auch zutreffen, man nehme gleich der Kugeln ſo viel als man wolle, oder man nehme gleich andere Figuren, als Kugeln.

Hieraus ſieht man nun, daß alles mathematiſch, das iſt, ohnfehlbar zugehe in der ganzen weiten Welt, ſo gar, daß wenn einer eine gnugſame Inſicht in die innern Theile der Dinge haben könnte, und dabey Gedächtniß und Verſtand gnug hätte, umb alle Umbſtände vorzunehmen und in Rechnung zu bringen, würde er ein Prophet ſeyn, und in dem Gegenwärtigen das Zukünftige ſehen, gleichſam als in einem Spiegel.

Denn gleichwie ſich findet, daß die Blumen, wie die Thiere ſelbſt ſchon in dem Saamen eine Bildung haben, ſo ſich zwar durch andere Zufälle etwas verändern kann, ſo kann man ſagen, daß die ganze künftige Welt in der gegenwärtigen ſtecke und vollkommentlich vorgebildet ſey, weil kein Zufall von außen weiter dazu kommen kann, denn ja nichts außer ihr.

Aber einem beſchränkten Verſtand iſt unmüglich, künftige Dinge mit Umbſtänden vorherzuſehen, weil die Welt aus ohnendlichen

Dingen beſtehet, die zuſammenwirken, alſo daß nichts ſo klein, noch ſo weit entfernet, welches nicht etwas beytrage nach ſeinem Maaß. Und ſolche kleine Dinge machen oft große mächtige Veränderungen. Ich pflege zu ſagen, eine Fliege könne den ganzen Staat verändern, wenn ſie einen großen Kœnig vor der Naſe herumſauſet, ſo eben in wichtigen Rathſchlægen begriffen; denn weil es kommen kann, daß ſein Verſtand gleichſam in der Wage ſey, ja dann beyderſeits ſtarke Gründe ſich finden, ſo kann doch kommen, daß diejenigen Vorſchlæge den Platz gewinnen, bey denen er ſich mit Gedanken am meiſten aufhält, und das kann die Fliege machen, und ihn eben verhindern und verſtœren, wenn er etwas anders recht betrachten will, ſo ihm hernach nicht juſt wieder auf ſolche Art ins Gemüth kommt.

Diejenige, ſo die Artillerie in etwas verſtehen, wiſſen, wie eine kleine Änderung machen kann, daß eine Kugel einen ganz andern Lauf nimmt; daher hat es an einem kleinen gelegen, daß Turenne (zum Exempel) getroffen worden, und wenn das gleichwohl nicht geſchehen, hätte der ganze damalige Krieg anders laufen könnten, und alſo wæren auch die jetzigen Sachen anders herauskommen. So weiß man auch, daß ein Funke Feuer, ſo in ein Pulvermagazin fället, eine ganze Welt verderben kann.

Und eben dieſe Wirkung der Kleinigkeiten vermſacht, daß diejenigen, ſo den Dingen nicht recht nachdenken, ſich einbilden, es geſchehe etwas ohngefähr, und nicht durch Verhängniß, da doch der Unterſcheid nicht in der That, ſondern nur in unſern Verſtand, als der die große Menge aller Kleinigkeiten, ſo zu einer jeden Wirkung gehœren, nicht begreifet, und die Urſach nicht bedenket, die er nicht ſiehet, alſo ſich einbildet, die Augen in den Würfeln fallen von ohngefähr.

Dieſe Unfehlbarkeit des Verhängniſſes kann uns dienen zu Beruhigung des Gemüths; denn wer zweymal Geld eingenommen, und jedesmal nicht mehr als tauſend Thaler, der wære unverſtändig, wenn er hernach bœs ſeyn ſollte, daß in ſeinem Beutel ſich nur zweytauſend und nicht dreytauſend Thaler finden. Nun iſt alles eben ſo juſt und richtig in der Natur abgemeſſen. Man möchte zwar ſagen, eben darüber bin ich bœs, daß ich nicht mehr als zweymal die tauſend Thaler eingenommen, wære es dreymal geſchehen, ſo hätte ich, was ich jetzo brauche; allein wer da betrachtet, daß die ganze Natur ihr richtig Maaß habe, der ſchließet eben daraus, weil es nicht herfür kommen, daß es in der Natur vor dießmal nicht geweſen, und alſo eben ſo ungereimt, es von ihr zu begehren, als ohngereimt vom Beutel fordern, was nicht hinein kommen.

Man möchte ferner ſagen, wie kommt es aber, daß die ganze Natur von allezeit her eben ſo gefaſſet, wie wir ſie befinden, da es doch wohl beſſer nach unſern Sinn hätte ſeyn können. Die Antwort iſt, daß zweifelsohne auch ſolches ſeine gewiſſe Urſach habe, warumb die ganze Natur einen ſolchen Lauf hat, und keinen andern. Daher gleichwie man zufrieden iſt, wenn man die Urſache erfährt, worumb die Sach ſeyn müſſen, alſo ſoll man allezeit (ſo viel mœglich) ſich bemühn, ſein Gemüth zufrieden zu ſtellen; weil man weiß, daß unfehlbar die Urſache vorhanden ſeyn, ob uns ſchon nicht müglich ſolche alle umbſtändlich zu erfahren.

Es ſtecket aber darin noch eine weit hœher Urſach unſer Zufriedenheit. Denn die Zufriedenheit oder Stillhaltung iſt zweyerley, die eine heißet Geduld (*patience par force*); die andere beißet Vergnügung und giebt ein rechtes Gefallen an dem ſo geſchicht, bringt auch dem Gemüth nicht nur eine Stille oder

Ruhe, daß es ſich nicht vergeblich bemühe, ſondern auch eine Luſt und Freude; und dieß zu erlangen, wenn es widerlich gehet, iſt zwar ſchwer (weil man ſich nicht darauf übet), aber doch in etwas thunlich, und in der That und Vernunft gegründet.

Nemlichen wir befinden in den Zahlen, Figuren, Kräften und allen gemeſſenen Dingen, von denen wir einen genauen Begriff haben, daß ſie nicht nur richtig und unfehlbar, ſondern auch ganz ordentlich und ſchön, alſo daß ſie nicht zu verbeſſern, noch von dem, ſo ſie verſtünde, beſſer könnten gewünſchet werden.

Zwar können wir ſolche Ordnung nicht ſehen, weilen wir nicht in dem rechten Geſicht-Punct ſtehen, gleichwie ein proſpectiviſch Gemählde nur aus gewiſſen Stellen am beſten zu erkennen, von der Seite aber ſich nicht recht zeigen kann.

Allein wir müſſen uns mit den Augen des Verſtandes dahin ſtellen, wo wir mit den Augen des Leibes nicht ſtehen, noch ſtehn können. Zum Exempel wenn man den Lauf der Sterne auf unſrer Erdkugel betrachtet, darin wir ſtehen, ſo kommet ein wunderliches verwirretes Weſen heraus, ſo die Stern-Kündige kaum in etlich tauſend Jahren zu einigen gewiſſen Regeln haben bringen können, und dieſe Regeln ſind ſo ſchwer und unangenehm, daß ein König von Caſtilien, Alphonſus genannt, ſo Tafeln vom Himmelslauf ausrechnen laſſen, aus Mangel rechter Erkenntniß geſaget haben ſolle, wenn er Gottes Rathgeber geweſen, da er die Welt geſchaffen, hätte es beſſer herauskommen ſollen.

Aber nachdem man endlich ausgefunden, daß man das Auge in die Sonne ſtellen müſſe, wenn man den Lauf des Himmels recht betrachten will, und daß alsdann alles wunderbar ſchön herauskomme, ſo ſiehet man, daß die vermeinte Unordnung und Verwirrung unſers Verſtandes ſchuld geweſen, und nicht der Natur.

Ein Gleichmäßiges nun ſoll man von allen Dingen urtheilen, die uns auffallen. Und ob man gleich nicht jedesmal den rechten Punct des Anſchauens ſo fort mit dem Verſtande finden kann, ſo ſoll man ſich doch vergnügen, daß man wiſſe, es ſey dem alſo, daß man einen Wohlgefallen an allen Sachen haben würde, wenn man ſie recht verſtünde, und alſo ſolchen Wohlgefallen daran bereits haben ſolle, gleichwie man an ſeines Freundes oder Fürſtens Thun ein Wohlgefallen ſchöpfet, wenn man ein vollkommenes gutes Vertrauen zu ihm hat, das iſt, wenn man ſeines Verſtandes und guts Gemüths verſichert, ob man ſchon nicht allemal gleich ſiehet, warumb ein und anders geſchehn, und es äußerlich oft nicht wohlgethan ſcheinet.

Und eben dieſes Wohlgefallen an der allgemeinen höchſten Verordnung, es laufe wie es wolle, wenn man das Seinige gethan, iſt der rechte Grund der wahren Religion. Und beruhet dabei in der Vernunft, dienet auch zu unſer Vergnügung. Und gleichwie faſt nichts den menſchlichen Sinnen angenehmer, als die Einſtimmung in der Muſik, ſo iſt nichts dem angenehmer, als die wunderbare Einſtimmung der Natur, davon die Muſik nur ein Vorſchmack und kleine Probe. Daher ſtehe ich in den Gedanken, hohe Gemüther, denen es ihr Stand zuläſſet, ſollen ein großes Theil ihrer Luſt in der Ergründung der natürlichen Wunderwerke und herrlichen ſchönen Wahrheiten ſuchen, ſo in denen rechtſchaffenen Wiſſenſchaften ſtecken. Die ſchönen Entdeckungen ſind nicht allein denen rühmlich, die ſolche befördert, ſondern ſie vermehren auch die Nahrung der Unterthanen, helfen zur menſchlichen Bequemlichkeit, ja ſelbſt zur Erhaltung der Geſundheit. Aber

welches das heiße, ſo geben ſie ein ſolches Liecht vom ganzen Hauptwerk der Natur und ſolche daher entſtehende Vergnügung, daß die, ſo deſſen ermangeln, denen zu vergleichen, die allezeit im Finſtern tappen müſſen; die aber, ſo darin erleuchtet, können ſich in die Hœhe ſchwingen, und alles von oben herab, gleichſam aus den Sternen unter ſich ſehen. Wenn auch dem nicht alſo wære, würde folgen, daß die Erkenntniß der Wahrheit, das Hauptwerk betreffend, nicht ſo gut ſey, als die Unwiſſenheit darin. Denn die unwiſſenden und abergläubiſchen Menſchen vergnügen ſich mit allerhand falſchen Einbildungen; daher wenn von der Natur nichts von Verſtand und Tugend zu gewarten wære, ſo wære es beſſer ſich mit Andern betriegen, als die Wahrheit erkennen. Allein das wære aus der Maaßen ungereimet und aller Ordnung zuwider, wenn ſich zuletzt befinden ſollte, daß der Unverſtand einen Vortheil geben könnte dem, der damit behaftet. Und weil alles in der Natur ſeine Urſache hat, und daher alles ordentlich, ſo kann es nicht anders ſeyn, es muß Verſtand und Würkung nach dem Verſtand (das iſt Tugend), ſich beſſer befinden, als das Gegentheil. Denn die Natur bringt alles zur Ordnung, wer nun der Ordnung bereits am næchſten ſtehet, kann am leichteſten zu einer ordentlichen Beſchauung oder ordentlichen Begriff, das iſt zu einer empfindlichen Vergnügung gelangen, weil doch keine hœhere Vergnügung ſeyn kann, als in der That befinden, und ſehen, wie alles wohl und wir nicht beſſer wündſchen können.

Man möchte dagegen ſagen, daß das Bœſe nicht bœſe iſt an ſich ſelbſt, ſondern vor den, der es gethan, und alſo die Strafe zwar dazu gehœre, aber, dem Ganzen nach, die Natur aus dem vermeinten Bœſen dergeſtalt das Bœſe zu bringen wiſſe, daß alles viel beſſer herauskommt, als wenn es anders hergangen, ſonſt würde ſie es auch gewiß nicht verſtattet haben. Zwar wir hätten es lieber, wenn auch kein Schein des Bœſen überbliebe, und die Sachen ſo gebeſſert wæren, damit wir nicht nur insgemein wiſſen könnten, daß alles wohl und gut iſt, ſondern auch es inſonderheit begreifen, ja würklich empfinden möchten. Denn ſo wære unſere Vergnügung grœßer und lebhafter, und die Luſt, ſo wir an ſolcher Begreifung und Empfindung hätten, würde alle Beſchwerlichkeiten verſüßen, ja vernichtigen. Allein wir müßten dafür halten, daß ſolches nicht allemal thunlich, ja dieſes ſelbſt alſo beſſer ſey; und gleich wie es ſeine Zeit haben müſſen, ehe die Menſchen vollkommentlich ausgefunden, daß der rechte Schaupunct des Himmelslaufs in der Sonne iſt, alſo iſt dafür zu halten, daß unſre Seele, wenn ſie ſich wohl dazu gerichtet, zu dem Begriff und der Empfindung ſolcher Schœnheit der Natur, ſobald und ſoviel es immer thunlich, endlich und allmählich mehr und mehr gelangen werde.

Und was noch mehr iſt, weil alles aufs beſte gefaſſet, ſo iſt dafür zu halten, daß diejenigen vor andern auch ehe und mehr zu der Vergnügung dieſer Beſchauung gelangen müſſen, welche ſich durch den Verſtand beſſer den Weg dazu geœffnet, in ſo weit ſie ihr Thun nach ihrem beſten Begriff, mit Ordnung oder der Vernunft nach, und zum Guten gerüſtet, worin dann die Tugend eigentlich beſtehet, alſo daß auch die inſonderheit zu ihrer eignen Glückſeligkeit vor andern arbeiten, ſo dieſe Unterſuchung der Wahrheit und der herrlichen Wunder der hœchſten, alles würkenden Natur befördern, inmaßen auch darin die rechte Erkenntniß beruhet, daß die Menſchen dieſen Hauptpunct noch begreifen, daran Tugend, Vergnügen und wahre Glückſeligkeit hanget.

Kommt es alſo endlich auf dieſe zwey große Reguln an, ſo uns die Vernunft bei

dem Verhängniß ſelbſt und der darin begriffenen unvergleichlichen Ordnung lehret, erſtlich, daß wir alle bereits vergangene oder geſchehene Dinge ſollen vor gut und wohl gethan halten, als ob wir es ſchon aus dem rechten Geſicht-Punct ſehen könnten; vors Andre, daß wir alle künftige oder noch ungeſchehene Dinge, ſo viel an uns, und nach unſerm beſten Begriff, ſollen gut und wohl zu machen ſuchen, und uns dadurch ſo viel immer möglich näher zu dem rechten Schaupuncte folgen. Deren jenes uns bereits alle vor jetzt mügliche Vergnügung giebt, dieſes uns den Weg zu künftiger, weit mehrerer Glückſeligkeit und Freude bahnet.

UNVORGREIFLICHE GEDANKEN BETREFFEND DIE AUSUEBUNG UND VERBESSERUNG DER TEUTSCHEN SPRACHE.

Gukrauer Bd I. S. 449–486.

1. Es iſt bekannt, daß die Sprach ein Spiegel des Verſtandes, und daß die Völker, wenn ſie den Verſtand hoch ſchwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Rœmer und Araber Beyſpiele zeigen.

2. Die Teutſche Nation hat unter allen chriſtlichen den Vorzug wegen des Heiligen Rœmiſchen Reichs, deſſen Würde und Rechte ſie auf ſich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beſchirmung des wahren Glaubens, die Vogthey der allgemeinen Kirche, und die Beförderung des Beſten der ganzen Chriſtenheit obliegt, daher ihm auch der Vorſitz über andere hohe Häupter ohnzweifentlich gebühret und gelaſſen worden.

3. Derowegen haben die Teutſche ſich deſto mehr anzugreifen, daß ſie ſich dieſer ihrer Würde würdig zeigen, und es Andern nicht weniger an Verſtand und Tapferkeit zuvor thun mœgen, als ſie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhaupts vorgehen. Dergeſtalt können ſie ihre Mißgünſtige beſchæmen, und ihnen wider ihren Dank eine innerliche Überzeugung, wo nicht äußerliche Bekentniß der Teutſchen Vortrefflichkeit abdringen.

Ut qui confeſſos animo quoque ſubjugat haſtes.

4. Nachdem die Wiſſenſchaft zur Stärke kommen, und die Krieges-Zucht in Teutſchland aufgerichtet worden, hat ſich die Teutſche Tapferkeit zu unſern Zeiten gegen Morgen- und Abendländiſche Feinde, durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget; da auch meiſtentheils die gute Parthey durch Teutſche gefochten. Nun iſt zu wünſchen, daß auch der Teutſchen Verſtand nicht weniger obſiegen, und den Preis erhalten mœge; welches ebenmæßig durch gute Anordnung und fleißige Übung geſchehen muß. Man will von allem dem, ſo daran hanget, anitzo nicht handeln; ſondern allein bemerken, daß die rechte Verſtandes-Übung ſich finde, nicht nur zwiſchen Lehr- und Lernenden, ſondern auch vornehmlich im gemeinen Leben unter der großen Lehrmeiſterin, nehmlich der Welt, oder Geſellſchaft, vermittelſt der Sprache, ſo die menſchlichen Gemüther zuſammen füget.

5. Es iſt aber bey dem Gebrauch der Sprache, auch dieſes ſonderlich zu betrachten, daß die Wörte nicht nur der Gedanken, ſondern auch der Dinge Zeichen ſeyn, und daß wir Zeichen nœthig haben, nicht nur unſere Meynung Andern anzudeuten, ſondern auch unſern Gedanken ſelbſt zu helfen. Denn gleichwie man in großen Handels-Städten, auch im Spiel und ſonſten, nicht allezeit Geld zahlet, ſondern ſich an deſſen Statt der Zeddel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; alſo thut auch der Verſtand mit den Bildniſſen der Dinge, zumahl wenn er viel zu denken hat, daß er nehmlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nœthig habe, die Sache jedesmahl, ſo oft ſie vorkommt, von neuen zu bedenken. Daher wenn er ſie einmahl wohl gefaſſet, begnügt er ſich hernach oft nicht nur in äußerlichen Reden, ſondern auch in den Gedanken und innerlichen Selbſt-Geſpræch das Wort an die Stelle der Sache zu ſetzen.

6. Und gleichwie ein Rechen-Meiſter, der keine Zahl ſchreiben wolte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichſam an den Fingern abzählete, wie man die Uhr zählet, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: alſo wenn man im Reden und auch ſelbſt im Gedenken kein Wort ſprechen wollte, ohne ſich ein eigentliches Bildniß von deſſen Bedeutung zu machen, würde man überaus langſam ſprechen, oder vielmehr verſtummen müſſen, auch den Lauf der Gedanken nothwendig hemmen, und alſo im Reden und Denken nicht weit kommen.

7. Daher braucht man oft die Wort als Ziffern, oder als Rechen-Pfennige, an ſtatt der Bildniſſe und Sachen, bis man Stufenweiſe zum Facit ſchreitet, und beym Vernunft-Schluß zur Sache ſelbſt gelanget. Woraus erſcheinet, wie ein Großes daran gelegen, daß die Worte als Vorbilde und gleichſam als Wechſel-Zeddel des Verſtandes wohl gefaſſet, wohl unterſchieden, zulänglich, häufig, leichtfließend und angenehm ſeyn.

8. Es haben die Wiß-Künſtler (wie man die, ſo mit der Mathematik beſchäftiget, nach der Holländer Beyſpiel gar füglich nennen kann) eine Erfindung der Zeichen-Kunſt, davon die ſogenannte Algebra nur ein Theil: Damit findet man heute zu Tage Dinge aus, ſo die Alten nicht erreichen können, und dennoch beſtehet die ganze Kunſt in nichts, als im Gebrauch wol angebrachter Zeichen. Die Alten haben mit der Cabbala viel Weſens gemacht, und Geheimniſſe in den Worten geſuchet, und die würden ſie in der That in einer wohlgefaſſeten Sprache finden: als welche dienet, nicht nur vor die Wiß-Kunſt, ſondern für alle Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchäfte. Und hat man demnach die Cabbala oder Zeichen-Kunſt nicht nur in denen Hebræiſchen Sprach-Geheimniſſen, ſondern auch bey einer jeden Sprach nicht zwar in gewiſſen buchſtæblichen Deuteleyen, ſondern im rechten Verſtand und Gebrauch der Worte zu ſuchen.

9. Ich finde, daß die Teutſchen ihre Sprache bereits hoch bracht in allen dem, ſo mit den fünf Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Mann fürkommet; abſonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunſt- und Handwerks-Sachen, weil nemlichen die Gelehrten faſt allein mit dem Latein beſchäftiget geweſen, und die Mutter-Sprache dem gemeinen Lauf überlaſſen, welche nichts deſto weniger auch von den ſo genannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt ich dafür, daß keine Sprache in der Welt ſey, die (zum Exempel) von Erz und Bergwerken reicher und nachdrücklicher rede, als die Teutſche. Dergleichen kann man von allen andern gemeinen Lebens-Arten und Profeſſionen ſagen, als von Jagt- und Waid-Werk,

von der Schiffahrt und dergleichen. Wie dann alle die Europæer, so aufm großen Welt-Meer fahren, die Namen der Winde und viel andere Seeworte von den Teutſchen, nehmlich von den Sachſen, Normannen, Oſterlingen und Niederländern entlehnet.

10. Es ereignet ſich aber einiger Abgang bey unſerer Sprache in denen Dingen, ſo man weder ſehen noch fühlen, ſondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bey Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laſter, und vieler Beſchaffenheiten, ſo zur Sitten-Lehr und Regierungs-Kunſt gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgeſeimten Erkenntniſſen, ſo die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denk-Kunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metaphyſik auf die Bahne bringen; welches alles dem gemeinen Teutſchen Mann etwas entlegen, und nicht ſo üblich, da hingegen der Gelehrte und Hofmann ſich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in dergleichen faſt allein und, in ſo weit, zu viel befliſſen: alſo daß es denen Teutſchen nicht am Vermögen, ſondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutſch gegeben, ſo iſt kein Zweifel, daß dasjenige, ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt, von dieſen, wenn ſie gewollt, auch ſehr wohl, wo nicht beſſer, in reinem Teutſch gegeben werden können.

11. Nun wære zwar dieſer Mangel bey denen logiſchen und metaphyſiſchen Kunſtwörtern noch in etwas zu verſchmerzen, ja ich habe es zu Zeiten unſer anſehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge ſage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (*ignorat inepta*). Daher ich bey denen Italiænern und Franzoſen zu rühmen gepfleget: Wir Teutſchen hätten einen ſonderbaren Probierſtein der Gedanken, der andern unbekant; und wann ſie denn begierig geweſen, etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſere Sprache ſelbſt ſey; denn was ſich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſeye würklich was Rechtſchaffenes: aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichſam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine Teutſche Sprache nicht an.

12. Alleine, es iſt gleichwohl an dem, daß in der Denk-Kunſt und in der Weſen-Lehre auch nicht wenig Gutes enthalten, ſo ſich durch alle andere Wiſſenſchaften und Lehren ergießet, als wenn man daſelbſt handelt von Begrenzung, Eintheilung, Schluß-Form, Ordnung, Grund-Regeln, und ihnen entgegengeſetzten falſchen Streichen; von der Dinge Gleichheit und Unterſcheid, Vollkommenheit und Mangel, Urſach und Würkung, Zeit, Ort, und Umſtänden, und ſonderlich von der großen Muſter-Rolle aller Dinge unter gewiſſen Haupt-Stücken, ſo man Prædicamenten nennet. Unter welchen allen viel Gutes iſt, damit die Teutſche Sprache allmählig anzureichern.

13. Sonderlich aber ſtecket die græſte natürliche Weisheit in der Erkäntniß Gottes, der Seelen und Geiſter aus dem Licht der Natur, ſo nicht allein ſich hernach in die offenbahrte Gottes-Gelehrtheit mit einverleibet, ſondern auch einen unbeweglichen Grund leget, darauf die Rechts-Lehre ſowohl vom Rechte der Natur, als der Völker insgemein und inſonderheit, auch die Regierungs-Kunſt ſamt den Geſetzen aller Lande zu bauen. Ich finde aber hierin die Teutſche Sprache noch etwas mangelhaft, und zu verbeſſern.

14. Zwar iſt nicht wenig Gutes auch zu dieſem Zweck in denen geiſtreichen Schriften

einiger tiefſinnigen Gottes-Gelehrten anzutreffen; ja ſelbſt diejenigen, die ſich etwas zu denen Träumen der Schwärmer geneiget, brauchen gewiſſe ſchöne Worte und Reden, die man als güldene Gefäße der Egypter ihnen abnehmen, von der Beſchmitzung reinigen, und zu dem rechten Gebrauch wiedmen könnte. Welchergeſtalt wir den Griechen und Lateinern hierin ſelbſt würden Trotz bieten können.

15. Am allermeiſten aber iſt unſer Mangel, wie gedacht, bey denen Worten zu ſpüren, die ſich auf das Sittenweſen, Leidenſchaften des Gemüths, gemeinlichen Wandel, Regierungs-Sachen, und allerhand bürgerliche Lebens- und Staats-Geſchäfte ziehen, wie man wohl befindet, wenn man etwas aus andern Sprachen in die unſrige überſetzen will. Und weilen ſolche Wort und Reden am meiſten fürfallen, und zum täglichen Umgang wackerer Leute ſo wohl, als zur Brief-Wechſelung zwiſchen denſelben erfordert werden; ſo hätte man fürnehmlich auf deren Erſetzung, oder weil ſie ſchon vorhanden, aber vergeſſen und unbekannt, auf deren Wiederbringung zu gedenken, und wo ſich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Worten der Ausländer das Bürger-Recht zu verſtatten.

16. Hat es demnach die Meynung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubiſchen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Tod-Sünde vermeide, dadurch aber ſich ſelbſt entkräfte, und ſeiner Rede den Nachdruck nehme; denn ſolche allzu große Scheinreinigkeit iſt einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meiſter ſo lange feilet und beſſert, bis er ſie endlich gar verſchwächet, welches denen geſchieht, die an der Perfectie-Krankheit, wie es die Holländer nennen, darnieder liegen.

17. Ich erinnere mich gehöret zu haben, daß wie in Frankreich auch dergleichen Rein-Dünkler aufkommen, welche in der That, wie Verſtändige anitzo erkennen, die Sprache nicht wenig ärmer gemacht, da ſolle die gelehrte Jungfrau von Journay, des berühmten Montagne Pflege-Tochter, geſaget haben: was dieſe Leute ſchrieben, wäre eine Suppe von klarem Waſſer, (*un bouillon d'eau claire*) nehmlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft.

18. So hat auch die Italiæniſche Geſellſchaft der Cruſca oder des Beutel-Tuchs, welche die böſe Worte von den guten, wie die Kleyen vom feinen Mehl ſcheiden wollen, durch allzu eckelhaftes Verfahren ihres Zwecks nicht wenig verfehlet, und ſind daher die itzigen Glieder gezwungen worden, bey der letzten Ausgebung ihres Wörter-Buchs viel Worte zur Hinterthür einzulaſſen, die man vorhero ausgeſchloſſen; weil die Geſellſchaft anfangs ganz Italien an die Florentiniſche Geſetze binden, und den Gelehrten ſelbſt allzu enge Schranken ſetzen wollen. Und habe ich von einem vornehmen Glied derſelbigen, ſo ſelbſt ein Florentiner, gehöret, daß er in ſeiner Jugend auch mit ſolchem Toſcaniſchen Aberglauben behaftet geweſen, nunmehr aber ſich deſſen entſchüttet habe.

19. Alſo iſt auch gewiß, daß einige der Herren Fruchtbringenden und Glieder der andern Teutſchen Geſellſchaften hierin zu weit gangen, und dadurch Andere gegen ſich ohne Noth erreget, zumalen ſie den Stein auf einmal heben wollen, und alles Krumme ſchlecht zu machen gemeinet, welches wie bey ausgewachſenen Gliedern (*adultis vitiis*) ohnmœglich.

20. Anitzo ſcheinet es, daß bey uns übel ärger worden, und hat der Miſchmaſch abſcheulich überhand genommen, alſo daß die Prediger auf der Canzel, der Sachwalter auf der Canzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichen Franzœſiſchen

fein Teutſches verderbet; mithin es faſt das Anſehen gewinnen will, wann man ſo fortfähret, und nichts dargegen thut, es werde Teutſch in Teutſchland ſelbſt nicht weniger verlohren gehen, als das Engelſächſiſche in Engelland.

21. Gleichwohl wære es ewig Schade und Schande, wenn unſere Haupt- und Helden-Sprache dergeſtalt durch unſere Fahrläſſigkeit zu Grunde gehen ſollte, ſo faſt nichts Gutes ſchwanen machen dörfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verluſt der Freyheit und ein fremdes Joch mit ſich geführet.

22. Es würde auch die unvermeidliche Verwirrung bey ſolchem Übergang zu einer neuen Sprache hundert und mehr Jahr über dauren, bis alles Aufgerührte ſich wieder geſetzet, und wie ein Getränke, ſo gegohren, endlich aufgeklähret. Da inzwiſchen von der Ungewißheit im Reden und Schreiben nothwendig auch die Teutſchen Gemüther nicht wenig Verdunkelung empfinden müſſen. Weilen die meiſten doch die Kraft der fremden Worte eine lange Zeit über nicht recht faſſen, alſo elend ſchreiben, und übel denken würden. Wie dann die Sprachen nicht anders als bey einer einfallenden Barbarey oder Unordnung oder fremder Gewalt ſich merklich verändern.

23. Gleichwie nun gewiſſen gewaltſamen Waſſerſchüſſen und Einbrüchen der Stroeme nicht ſowohl durch einen ſteifen Damm und Widerſtand, als durch etwas, ſo Anfangs nachgiebt, hernach aber allmählig ſich ſetzet und feſt wird, zu ſteuren; alſo wære es auch hierin vorzunehmen geweſen. Man hat aber gleich auf einmahl den Lauf des Übels hemmen, und alle fremde, auch ſogar eingebürgerte Worte ausbannen wollen. Dawider ſich die gantze Nation, Gelehrte und Ungelehrte geſträubet, und das ſonſten zum Theil gute Vorhaben faſt zu Spott gemacht, daß alſo auch dasjenige nicht erhalten worden, ſo wohl zu erlangen geweſen, wann man etwas gelinder verfahren wære.

24. Wie es mit der Teutſchen Sprach hergangen, kann man aus den Reichs-Abſchieden und andern Teutſchen Handlungen ſehen. Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein Teutſch; außer weniger Italiæniſcher, zum Theil auch Spaniſcher Worte, ſo vermittelſt des Kayſerlichen Hofes und einiger fremder Bedienten zuletzt eingeſchlichen, dergleichen auch die Franzoſen bey ſich, Zeit der Catharina vom Haus Medices, geſpühret, und damahls mit eignen Schriften geahndet, wie denn etwas dagegen von Henrico Stephano geſchrieben worden. Solches aber, wann es mæßiglich geſchieht, iſt weder zu ändern, noch eben ſo ſehr zu tadeln, zu Zeiten auch wohl zu loben, zumahl wenn neue und gute Sachen, zuſammt ihren Nahmen, aus der Fremde zu uns kommen.

25. Allein wie der dreyßigjährige Krieg eingeriſſen und überhand genommen, da iſt Teutſchland von fremden und einheimiſchen Völkern, wie mit einer Waſſerfluth überſchwemmet worden, und nicht weniger unſere Sprache, als unſer Gut in die Rappuſe gangen; und ſiehet man wie die Reichs-Acta ſolcher Zeit mit Worten angefüllet ſeyn, deren ſich freylich unſere Vorfahren geſchæmet haben würden.

26. Bis dahin nun war Teutſchland zwiſchen den Italiænern, ſo Kayſerlicher, und den Franzoſen, als Schwediſcher Parthey, gleichſam in der Wage geſtanden. Aber nach dem Münſterſchen und Pyrenæiſchen Frieden hat ſo wohl die Franzœſiſche Macht, als Sprache bey uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigene Heimath nicht gekennet, und des-

wegen alles bey den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bey den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen, und einen Eckel der Teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bey Einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums, oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Ämtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnete viele Jahre über Teutschland regieret, und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet) doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht: ob sie gleich sonst, dem Staat nach, gute Patrioten geblieben, und zuletzt Teutschland vom Französischen Joch, wiewohl kümmerlich, annoch erretten helfen.

27. Ich will doch gleichwohl gern jedermann recht thun, und also nicht in Abrede seyn, daß mit diesen Franz- und Fremdentzen auch viel Gutes bey uns eingeführt worden; man hat gleichwie von den Italiænern die gute Vorsorge gegen ansteckende Krankheiten, also von den Franzosen eine bessere Kriegs-Anstalt erlernet, darin ein freyherrschender großer Kœnig andern am besten vorgehen können; man hat, mit einiger Munterkeit im Wesen, die Teutsche Ernsthaftigkeit gemæßiget, und sonderlich ein und Anders in der Lebens-Art etwas besser zur Zierde und Wohlstand, auch wohl zur Bequemlichkeit eingerichtet, und so viel die Sprache selbst betrift, einige gute Redens-Arten, als fremde Pflanzen, in unsere Sprache selbst versetzet.

28. Derowegen wann wir nun etwas mehr als bisher teutsch gesinnet werden wollten, und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreyßig Jahr her in diesem gleichsam französischen Zeit-Wechsel (*periodo*) geschehen; so könnten wir das Bœse zum Guten kehren und selbst aus unserm Unglück Nutzen schöpfen, und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Teutschen wieder herfür suchen, als solchen mit dem neuen, äußerlichen, von den Franzosen und andern gleichsam erbeuteten, Schmuck ausstaffieren.

29. Es finden sich hin und wieder brave Leute, die sonderbare Lust und Liebe zeigen zur Verbesserung und Untersuchung des Teutschen. So sind auch deren nicht wenig, die sehr gut Teutsch schreiben, und so wohl rein als nachdrücklich zu geben wissen, was sonst schwer und in unserer Sprach wenig getrieben. Neulich hat ein gelehrter, wohlmeinender Mann ein Register von Büchern gemacht, darin allerhand Wissenschaften gar wohl in Teutsch verhandelt worden; ich finde auch, daß oft in Staats-Schriften jeziger Teutschen zu Regenspurg und anderswo etwas Besonders und Nachdenkliches herfür blicket, welches, da es vom überflüssigen Fremden, als von angesprützeten Flecken, nach Nothdurft und Thunlichkeit gesaubert würde, unser Sprache einen herrlichen Glanz geben sollte.

30. Weilen aber die Sach von einem großen Begriff, so scheinet, selbige zu bestreiten, etwas Grœßers als Privat-Anstalt nœthig, und würde demnach dem ganzen Werk nicht besser, noch nachdrücklicher, als mittelst einer gewissen Versammlung oder Vereinigung, aus Anregung eines hocherleuchteten, vornehmen Haupts, mit gemeinem Rath und gutem Verständniß zu helfen seyn.

31. Das Haupt-Absehen wære zwar der Flor des geliebten Vaterlandes Teutscher Nation, sein besonderer Zweck aber und das Vornehmen (oder Object) dieser Anstalt wære auf die Teutsche Sprache zu richten, wie nehm-

lichen solche zu verbessern, auszuzieren und zu untersuchen.

39. Der Grund und Boden einer Sprache, so zu reden, sind die Worte, darauf die Redens-Arten gleichsam als Früchte herfür wachsen. Woher dann folget, daß eine der Haupt-Arbeiten, deren die Teutsche Haupt-Sprache bedarf, seyn würde eine Musterung und Untersuchung aller Teutschen Worte, welche, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenige gehen soll, so jederman brauchet, sondern auch auf die, so gewissen Lebens-Arten und Künsten eigen; und nicht nur auf die, so man Hochteutsch nennet, und die im Schreiben anitzo allein herrschen, sondern auch auf Platt-Teutsch, Märkisch, Ober-Sächsisch, Fränkisch, Bäyrisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem Landmann mehr als in den Städten bräuchlich; auch nicht nur, was in Teutschland in Übung, sondern was von Teutscher Herkunft in Holland Engelländischen: worzu auch fürnehmlich die Worte der Nord-Teutschen, das ist, der Dænen, Norwegen, Schweden und Isländer (bey welchen letztern sonderlich viel von unser uralten Sprach geblieben) zu ziehen: und letzlichen nicht nur auf das, so noch in der Welt geredet wird, sondern auch was verlegen und abgangen, nehmlichen das Alt-Gothische, Alt-Sächsische und Alt-Fränkische, wie sichs in uralten Schriften und Reimen findet, daran der trefliche Opitz selbst zu arbeiten gut gefunden. Denn anders zu den wahren Ursprüngen nicht zu gelangen, welche oft die gemeinen Leute mit ihrer Aussprache zeigen; und sagt man, es habe dem Kayser Maximilian dem *I.* einsmahls sonderlich wohl gefallen, als er aus der Aussprache der Schweitzer vernommen, daß Habsburg nichts anders, als Habichtsburg sagen wolle.

33. Nun wære zwar freylich hierunter ein großer Unterschied zu machen, mithin was durchgehends in Schriften und Reden wackerer Leute üblich, von den Kunst- und Land-Worten, auch fremden und veralteten, zu unterscheiden. Ander Manchfaltigkeiten des Gebräuchlichen selbst anietzo zu geschweigen, wæren derowegen besondere Werke nöthig, nehmlich ein eigen Buch vor durchgehende Worte, ein anders vor Kunst-Worte, und letzlich eines vor alte und Land-Worte, und solche Dinge, so zu Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen, deren erstes man Sprachbrauch, auf Lateinisch *Lexicon*; das andere Sprach-Schatz, oder *cornu copiæ*; das dritte *Glossarium*, oder Sprachquell nennen möchte.

40. Und weiln, wie oberwähnet, die Teutschen sich über alle andere Nationen in den Würklichkeiten der Natur und Kunst so vortreflich erwiesen, so würde ein Teutsches Werk der Kunst-Worte einen rechten Schatz guter Nachrichtungen in sich begreifen, und sinnreichen Personen, denen es bisher an solcher Kunde gemangelt, oft Gelegenheit zu schœnen Gedanken und Erfindungen geben. Denn weil, wie oberwähnet, die Worte den Sachen antworten, kann es nicht fehlen, es muß die Erläuterung ungemeiner Worte auch die Erkäntniß unbekannter Sachen mit sich bringen.

41. Was auch ein wohl ausgearbeitetes *Glossarium Etymologicum*, oder Sprach-Quell, vor schœne Dinge in sich halten würde, wo nicht zum menschlichen Gebrauch, doch zur Zierde und Ruhm unserer Nation und Erklærung des Alterthums und der Historien, ist nicht zu sagen; wenn nehmlich Leute, wie Schottel, Brasch oder Morhof bey uns, oder wie Menage bey den Franzosen, und eben dieser mit dem Ferrari bey den Welschen, Spelman in England, Worm oder Verhel bey den Nordländern sich darüber machten.

42. Es ist handgreiflich und gestanden, daß die Franzosen, Welschen und Spanier (der Engländer, so halb Teutsch, zu geschweigen) sehr viel Worte von den Teutschen haben, und also den Ursprung ihrer Sprachen guten Theils bey uns suchen müssen. Giebt also die Untersuchung der Teutschen Sprach nicht nur ein Licht vor uns, sondern auch vor ganz Europa, welches unserer Sprache zu nicht geringem Lob gereichet.

43. Ja, was noch mehr, so findet es sich, daß die alten Gallier, Celten, und auch Scythen, mit den Teutschen eine große Gemeinschaft gehabt, und weiln Welschland seine ältesten Einwohner nicht zur See, sondern zu Lande, nemlich von den Teutschen und Celtischen Völkern über die Alpen her bekommen, so folget, daß die Lateinische Sprache denen uralten Teutschen ein Großes schuldig, wie sichs auch in der That befindet.

44. Und ob zwar die Lateiner das Übrige von den Griechischen Colonien bekommen haben mögen, so haben doch sehr gelehrte Leute auch außer Teutschland wohl erwogen, daß es vorher mit Griechenland eben, wie mit Italien zugangen; mithin die ersten Bewohner desselbigen von der Donau und angränzenden Landen hergekommen, mit denen sich hernach Colonien über Meer aus Klein-Asien, Ægypten und Phœnicien vermischet, und weil die Teutschen vor Alters unter dem Namen der Gothen, oder auch, nach etlicher Meinung, der Geten, und wenigstens der Bastarnen, gegen dem Ausfluß der Donau und ferner am schwarzen Meer gewohnet, und zu gewisser Zeit die ietzt genannte kleine Tartarey inngehabt, und sich fast bis an die Wolga erstrecket, so ist kein Wunder, daß Teutsche Worte nicht nur im Griechischen so häufig erscheinen, sondern bis in die Persianische Sprache gedrungen, wie von vielen Gelehrten bemerket worden. Wiewohl ich noch nicht finden kann, daß so viel Teutsches in Persien sey, als nach Elichmanns Meinung vorgegeben wird.

45. Alles auch, was die Schweden, Norwegen und Isländer von ihren Gothen und Runen rühmen, ist unser, und arbeiten sie mit aller ihrer zwar löblichen Mühe vor uns; maßen sie ja vor nichts anders, als Nord-Teutsche gehalten werden können, auch von dem wohlberichteten Tacito und allen alten und Mittel-Autoren unter die Teutsche gezählet worden; mit ihrer Sprach auch selbst nicht anders zu Tage legen, sie mögen sich krümmen und wenden, wie sie wollen. Daß auch die Dähnen zu Zeiten der Rœmer bey dem abnehmenden Reich unter dem Namen der Sachsen begriffen gewesen, kann ich aus vielen Umständen schließen.

46. Stecket also im Teutschen Alterthum und sonderlich in der Teutschen uralten Sprache, so über das Alter aller Griechischen und Lateinischen Bücher hinauf steiget, der Ursprung der Europæischen Völker und Sprachen, auch zum Theil des uralten Gottesdienstes, der Sitten, Rechte des Adels, auch oft der alten Namen der Sachen, Örter und Leute, wie solches von Andern dargethan, und theils mit mehrern auszuführen.

47. Welches uns so viel mehr erinnern müssen, damit desto deutlicher erscheine, wie ein Großes an einem Teutschen *Gloſſario Etymologico* gelegen; inmaßen mir bewußt, und aus Briefen an mich selbst kund worden, daß hochgelehrte Leute anderer Nationen sehr darnach wündschen, und wohl erkennen, was ihnen selbst zu Erleuchtung ihrer Alterthümer daran gelegen; und daß nicht wohl andere, als der Teutschen Sprache im Grund Erfahrne, also weder Engländer noch Franzosen, wie gelehrt sie auch seyn, damit zurechte kommen mögen.

48. Bey uns Teutschen aber sollte die Begierde darnach so viel großer seyn, weil uns

nicht allein am meiſten damit geholfen wird, ſondern auch ein ſolches zu unſerm Ruhm gereichet; je mehr daraus erſcheinet, daß der Urſprung und Brunnquell des Europæiſchen Weſens großen Theils bey uns zu ſuchen. Es finden ſich aber auch tæglich bey uns ſelbſt in der Sprache allerhand erläuterungswürdige Dinge und Anmerkungen, ſo Gelegenheit zu ſonderlichen Nachdenken geben.

49. Zum Exempel, wenn man fraget, was Welt im Teutſchen ſagen wolle, ſo muß man betrachten, daß die Vorfahren geſaget Werelt, wie ſichs noch in alten Büchern und Liedern findet, daraus erſcheinet, daß es nichts anders ſey, als Umkreiß der Erden oder *Orbis terrarum*. Denn Wirren, Werre, (Whirl bey den Engländern, Gyrus bey den Griechen) bedeutet, was in die Runde herum ſich ziehet. Und ſcheinet die Wurtzel ſtecke im Buchſtaben W, der eine Bewegung mit ſich bringet, ſo ab- und zugehet, auch wohl umgehet, als bey wehen, Wind, Waage, Wogen, Wellen, Wheel, oder Rad. Daher auch nicht nur Wirbel, Gewerrel oder Querl, (ſo im alt Teutſch eine Mühle bedeutet, wie an Quernhameln abzunehmen) ſondern auch bewegen, winden, wenden, das Franzœſiſche *vis* (als *vis ſanſis*) auch Welle, Walze, das Lateiniſche *volvo* und *verto*, *vortex*, ja der Name der Walen, Wallonen oder Herumwallenden, (das iſt der Gallier oder Frembden) Wild, (das iſt frembd, davon wildfrembd, Wildfangs-Rechtes) von dieſem aber Wald und anderes mehr entſtanden. Doch will man nicht mit denen ſtreiten, die das Wort Wereld, von währen oder dauren herführen, und darunter *Seculum* (vor Alters ew) verſtehen. Weil dieſe Dinge ohne gnugſame Unterſuchung zu keiner völligen Gewißheit zu bringen, und die alten Teutſchen Bücher den Ausſchlag geben müſſen.

50. Dergleichen Exempel ſind nicht wenig vorhanden, ſo nicht allein der Dinge Urſprung entdecken, ſondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht eben ſo willkührlich oder von ohngefehr herfürkommen, als einige vermeynen, wie dann nichts ohngefehr in der Welt, als nach unſerer Unwiſſenheit, wenn uns die Urſachen verborgen. Und weilen die Teutſche Sprache vor vielen andern dem Urſprung ſich zu næhern ſcheinet, ſo ſind auch die Grund-Wurzeln in derſelben deſto beſſer zu erkennen, davon auch bereits der tiefſinnige Claubergius ſeine eigene Gedanken gehabt, und davon etwas in einem kleinen Büchlein angezeiget.

51. Ich habe auch bereits vor vielen Jahren einen fehr gelehrten Mann dahin vermocht, daß er auf die Arbeit eines Sächſiſchen Gloſſarii die Gedanken gerichtet, und etwas davon hinterlaſſen, und ſind mir noch einige andere trefliche Leute bekannt, ſo mit dergleichen umgehen, theils auch von mir dazu bracht worden, alſo daß wenn ſie und andere durch kräftige Hülfe und nahe Zuſammenſetzung aufgemuntert würden, etwas Schœnes herfürkommen dürfte.

52. So viel aber einen Teutſchen Wörter-Schatz betreffen würde, gehœreten Leute dazu, ſo in der Natur der Dinge, ſonderlich der Kräuter und Thiere, Feuer-Kunſt (oder Chymi), Wiß-Kunſt oder Mathematik und daran hangenden Bau-Künſten und andern Kunſt-Werken, Weberey und ſo genannten Manufacturen, Handel, Schiffahrt, Berg- und Salzwerks-Sachen und was dergleichen mehr, erfahren. Welche Perſonen dann, weil einer Allen nicht gewachſen, die deutliche Nachrichtungen durch gewiſſes Verſtändniß unter einander zuſammen bringen könnten, und dazumahl in großen Städten die beſte Gelegenheit dazu finden würden. So auch wohl vor ſich gehen dürfte, wenn einige

Beförderung von hoher Hand nicht ermangeln sollte.

56. Allein ich komme nunmehro zu dem, so bey der Sprache in dero durchgehenden Gebrauch erfordert wird, darauf die Herren Fruchtbringenden, die Crusca und die Französische Academie zuerst allein gesehen, und auch anfangs am meisten zu sehen ist, in so weit keine Frage ist von dem Ursprung und Alterthum, oder von den verborgenen Nachrichtungen, Künsten und Wissenschaften, sondern allein vom gemeinen Umgang und gewöhnlichen Schriften, allwo der Teutschen Sprache Reichthum, Reinigkeit und Glanz sich zeigen soll, welche drey gute Beschaffenheiten bey einer Sprache verlanget werden.

57. Reichthum ist das Erste und Nöthigste bey einer Sprache, und bestehet darin, daß kein Mangel, sondern vielmehr ein Überfluß erscheine an bequemen und nachdrücklichen Worten, so zu allen Vorfälligkeiten dienlich, damit man alles kräftig und eigentlich vorstellen und gleichsam mit lebenden Farben abmahlen könne.

58. Man sagt von den Sinesern, daß sie reich im Schreiben, vermittelst ihrer vielfältigen Zeichen, hingegen arm im Reden und an Worten, weiln (wie bekannt) die Schrift bey ihnen der Sprache nicht antwortet; und scheinet, daß der Überfluß der Zeichen, darauf sie sich geleget, verursachet, daß die Sprache desto weniger angebauet worden, also daß wegen geringer Anzahl und Zweydeutigkeit der Worte sie bisweilen, um sich zu erklären und den Zweifel zu benehmen, mitten im Reden gezwungen werden sollen, die Zeichen mit den Fingern in der Luft zu mahlen.

59. Es kann zwar endlich eine jede Sprache, sie sey so arm als sie wolle, Alles geben; ob man schon saget, es wären barbarische Völker, denen man nicht bedeuten kann, was Gott sagen wolle. Allein, ob schon Alles endlich durch Umschweife und Beschreibung bedeutet werden kann, so verlieret sich doch bey solcher Weitschweifigkeit alle Luft, aller Nachdruck, in dem, der redet, und in dem, der höret; dieweil das Gemüthe zu lange aufgehalten wird, und es heraus kommt, als wann man einen, der viel schöne Palläste besehen will, bey einem jeden Zimmer lange aufhalten, und durch alle Winkel herum schleppen wollte; oder wenn man rechnen wollte, wie die Völker, die (nach der Weigelianischen Tetracty) nicht über drey zählen könnten, und keine Wort oder Bezeichnung hätten, vor 4. 5. 6. 7. 8. 9. &c. wodurch die Rechnung nothwendig sehr langsam und beschwerlich fallen müßte.

60. Der rechte Probier-Stein des Überflusses oder Mangels einer Sprache findet sich beym Überfetzen guter Bücher aus anderen Sprachen. Dann da zeiget sich, was fehlet, oder was vorhanden; daher haben die Herren Fruchtbringenden und ihre Nachfolgere wohlgethan, daß sie einige Übersetzungen vorgenommen, wiewohl nicht allemal das Beste ausgewählet worden.

61. Nun glaub ich zwar nicht, daß eine Sprache in der Welt sey, die ander Sprachen Worte jedesmal mit gleichem Nachdruck, und auch mit Einem Worte geben könne. Cicero hat denen Griechen vorgeworfen, sie hätten kein Wort, das dem Lateinischen *ineptus* antworte: er selbst aber bekennet zum öfteru der Lateiner Armuth, und ich habe den Franzosen zu Zeiten gezeiget, daß wir auch keinen Mangel an solchen Worten haben, die ohne Umschweif von ihnen nicht übersetzt werden können. Und können sie nicht einmal heut zu Tage mit Einem Worte sagen, was wir Reiten, oder die Lateiner *Equitare* nennen. Und fehlet es weit, daß ihre Übersetzungen des Tacitus oder anderer vortref-

licher Lateiniſcher Schriften die bündige Kraft des Vorbildes erreichen ſolten.

62. Inzwiſchen iſt gleichwohl diejenige Sprache die reichſte und bequemſte, welche am beſten mit wörtlicher Überſetzung zurechte kommen kann, und dem Original Fuß vor Fuß zu folgen vermag, und weiln, wie oberwähnet, bey der Teutſchen Sprache kein geringer Abgang hierin zu ſpüren, zumal in gewiſſen Materien, abſonderlich da der Wille und willkürliches Thun der Menſchen einläuft, ſo hätte man Fleiß daran zu ſtrecken, daß man diesfals Andern zu weichen nicht mehr nœthig haben mœge.

63. Solches könnte geſchehen durch Aufſuchung guter Wörter, die ſchon vorhanden, aber ietzo faſt verlaſſen, mithin zu rechter Zeit nicht beyfallen, wie auch ferner durch Wiederbringung alter verlegener Worte, ſo von beſonderer Güte; auch durch Einbürgerung (oder Naturaliſirung) frembder Benennungen, wo ſie ſolches ſonderlich verdienen, und letztens (wo kein ander Mittel) durch wohlbedächtliche Erfindung oder Zuſammenſetzung neuer Worte, ſo vermittelſt des Urtheils und Anſehens wackerer Leute in Schwang gebracht werden müßten.

64. Es ſind nemlich viel gute Worte in den Teutſchen Schriften, ſo wohl der Fruchtbringenden, als Anderer, die mit Nutzen zu gebrauchen, aber darauf man im Nothfall ſich nicht beſinnet. Ich erinnere mich ehmalen bey einigen gemerket zu haben, daß ſie das Franzœſiſche *Tendre*, wann es vom Gemüth verſtanden wird, durch innig oder hertzinnig bey gewiſſen Gelegenheiten nicht übel gegeben. Die alten Teutſchen haben Innigkeit vor Andacht gebrauchet. Nun will ich zwar nicht ſagen, daß dieſes Teutſche Wort bey allen Gelegenheiten für das Franzœſiſche treten könne; nichts deſto minder iſt es doch werth, angemerkt zu werden, damit es ſich bey guter Gelegenheit angæbe.

65. Solches zu erreichen, wære gewiſſen gelehrten Leuten aufzutragen, daß ſie eine Beſichtigung, Munſterung und Ausſchuß anſtellen, und desfalls in guten Teutſchen Schriften ſich erſehen möchten, als ſonderlich in des Opitzens Werken, welche nicht nur in Verſen herauskommen, ſondern auch in freyer Rede, dergleichen ſeine Hercynia, ſeine Überſetzung der Argenis und Arcadia. Es wære auch hauptſächlich zu gebrauchen, eines durchlauchtigſten Autoren Aramena und Octavia, die Überſetzungen des Herrn von Stubenberg und mehr dergleichen, wie dann auch Zeſens Ibrahim Baſſa, Sophonisbe, und andere ſeine Schriften mit Nutzen dazu gezogen werden könnten, obſchon dieſer ſinnreiche Mann etwas zu weit gangen. Man kann auch in weit ſchlechtern Büchern viel Dienliches finden; alſo zwar von den Beſten anfangen, hernach aber auch andere von geringern Schlag zu Hülfe nehmen könnte.

66. Ferner wære auf die Wiederbringung vergeßner und verlegener, aber an ſich ſelbſt guter Worte und Redens-Arten zu gedenken, zu welchem Ende die Schriften des vorigen Seculi, die Werke Lutheri und anderer Theologen, die alten Reichs-Handlungen, die Landes-Ordnungen und Willkühre der Städte, die alten Notariat-Bücher, und allerhand geiſtliche und weltliche Schriften, ſo gar des Reinecke Voß, des Froſchmäuſelers, des Teutſchen Rabelais, des überſetzten Amadis, des Oeſterreichiſchen Theuerdanks, des Bäyerſchen Aventins, des Schweizeriſchen Stumpfs und Paracelſi, des Nürnbergiſchen Hans Sachſen und ander Landes-Leute nützlich zu gebrauchen.

67. Und erinnere ich mich bey Gelegenheit der Schweizer, ehmals eine gute alte Teutſche

Redens-Art dieſes Volks bemerket zu haben, die unſern beſten Sprachs-Verbeſſerern nicht leicht beyfallen ſollte. Ich frage zum Exempel, wie man *Fœdus defenſivum et offenſivum* kurz und gut in Teutſch geben ſolle; zweifle nicht, daß unſere heutige wackere Verfaſſer guter Teutſcher Werke keinen Mangel an richtiger und netter Überſetzung dieſer zum Völker-Recht gehœrigen Worte ſpüren laſſen würden; ich zweifle aber, ob einige der neuen Überſetzungen angenehmer und nachdrücklicher fallen werde, als die Schweizeriſche: Schutz- und Trotz-Verbündniß.

68. Was die Einbürgerung betrifft, iſt ſolche bey guter Gelegenheit nicht auszuſchlagen, und den Sprachen ſo nützlich als den Völkern. Rom iſt durch Aufnehmung der Fremden groß und mächtig worden, Holland iſt durch Zulauf der Leute, wie durch den Zufluß ſeiner Ströhme aufgeſchwollen; die Engliſche Sprache hat Alles angenommen, und wann jedermann das Seinige abfodern wolte, würde es den Engländern gehen, wie der Eſopiſchen Kræhe, da andere Vœgel ihre Federn wieder geholet. Wir Teutſchen haben es weniger vonnœthen als andere, müſſen uns aber dieſes nützlichen Rechts nicht gänzlich begeben.

69. Es ſind aber in der Einbürgerung gewiſſe Stufen zu beobachten; dann gleichwie diejenigen Menſchen leichter aufzunehmen, deren Glauben und Sitten den Unſern næher kommen, alſo hätte man ehe in Zulaſſung derjenigen fremden Worte zu gehelen, ſo aus den Sprachen Teutſchen Urſprungs und ſonderlich aus dem Holländiſchen übernommen werden könnten, als deren, ſo aus der Lateiniſchen Sprache und ihren Töchtern hergeholet.

70. Und ob zwar das Engliſche und Nordiſche etwas mehr von uns entfernet, als das Holländiſche, und mehr zur Unterſuchung des Urſprungs, als zur Aureicherung der Sprache dienen möchte, ſo wære doch gleichwol ſich auch deren zu dieſem Zweck in ein und andern nützlich zu bedienen ohnverboten.

71. Was aber das Holländiſche betrifft, würden unſere Teutſchen zumal guten Fug und Macht haben, durch gewiſſe Abgeordnete, das Recht der Mutterſtadt von dieſer Teutſchen Pflanze (oder Colonie) einzuſammlen, und zu dem Ende durch kundige Leute die Holländiſche Sprache und Schriften unterſuchen, und gleichſam wardiren zu laſſen, damit man ſehe, was davon zu fodern, und was bequem dem Hochteutſchen einverleibet zu werden. Dergleichen auch von den Platt-Teutſchen und andern Mund-Arten zu verſtehen. Wie dann zum Exempel, der Platt-Teutſche Schlump, da man ſagt: es iſt nur ein Schlump, oder was die Franzoſen *Hazard* nennen, oft nicht übel anzubringen.

73. Die Lateiniſche, Franzœſiſche, Italiæniſche und Spaniſche Worte belangend (dann vor den Griechiſchen haben wir uns nicht zu fürchten), ſo gehœret die Frage, ob und wie weit deren Einbürgerung thunlich und rathſam, zu dem Punct von Reinigkeit der Sprache; dann darin ſuchet man eben zum Theil die Reinigkeit des Teutſchen, daß es von dem überflüſſigen fremden Miſchmaſch geſäubert werde.

74. Erdenkung neuer Worte oder eines neuen Gebrauchs alter Worte, wære das letzte Mittel zu Bereicherung der Sprache. Es beſtehen nun die neuen Worte gemeiniglich in einer Gleichheit mit den alten, welche man Analogie, das iſt, Ebenmaß nennet, und ſo wohl in der Zuſammenſetzung, als Abführung (*Compoſitione et Derivatione*) in Obacht zu nehmen hat.

75. Jemehr nun die Gleichheit beobachtet wird, und je weniger man ſich von dem, ſo

bereits in Übung, entfernet, je mehr auch der Wohlklang, und eine gewiſſe Leichtigkeit der Ausſprache dabey ſtatt findet, um je mehr iſt das Schmieden neuer Wörter nicht nur zu entſchuldigen, ſondern auch zu loben.

76. Weil aber viel gute und wohlgemachte Worte auf die Erde fallen, und verloren gehen, indem ſie niemand bemerket oder beybehält, alſo daß es bisher auf das blinde Glück desfalls ankommen, ſo würde man auch darinn Nutzen ſchaffen, wenn durch grundgelehrter Kenner Urtheil, Anſehen und Beyſpiel dergleichen wohl erwogen, nach Gutbefinden erhalten, und in Übung bracht würde.

80. Die Reinigkeit der Sprache, Rede und Schrift beſtehet darin, daß ſo wol die Worte und Red-Arten gut Teutſch lauten, als daß die Grammatic oder Sprach-Kunſt gebührend beobachtet, mithin auch der Teutſche *Priſcianus* verſchonet werde.

81. Was die Wort und Weiſen zu reden betrift, ſo muß man ſich hüten vor Unanſtändigen, Ohnvernehmlichen und Fremden oder Unteutſchen.

82. Unanſtändige Worte ſind die niederträchtige, oft etwas Grœbliches andeutende Worte, die der Pœbel braucht, *plebeja et ruſtica verba*, wo ſie nicht eine ſonderliche Artigkeit haben, und gar wohl zu paſſe kommen, oder zum Scherz mit guter Manier anbracht werden. Es giebt auch gewiſſe niedrige Worte, ſo man im Schreiben ſo wohl, als ernſthaften, förmlichen Reden gern vermeidet, dergleichen zu bezeichnen wæren, damit man desfalls ſich beſſer in Acht nehmen könnte. Daher das Wort, ſo aus dem Griechiſchen *Κόρη* komt, billig ausgeſetzet werden ſollte. Es ſind auch einige von unangenehmen Klange oder lauten lächerlich, oder geben ſonſt einen Übelſtand und widrige Deutung, dafür man ſich billig hütet.

83. Es ſind auch unvernehmliche Worte und unter andern die veraltet, *verba caſca*, *oſca*, *obſoleta*, dergleichen zwar etliche noch Lutherus in ſeiner Bibel behalten, ſo aber nach ihme vollends verblichen, als Schächer, das iſt Mörder, Raunen, ſo mit den Runen der Nordiſchen Völker verwandt, Kogel, das iſt eine gewiſſe Bedeckung des Hauptes.

84. Dahin gehœren die unzeitig angebrachte *Verba Provincialia* oder Land-Worte gewiſſer Provinzen Teutſchlandes, als das Schmecken anſtatt Riechen, wie es bey einigen Teutſchen gebraucht wird, von denen man deswegen ſagt, ſie haben nur vier Sinne, *item* der Kretſchmar in Schleſien, der ſo viel als Krug in Nieder-Sachſen: von welcher Art auch die Meißner ſelbſt nicht wenig haben, und ſich deren zumal im Schreiben enthalten müſſen, als wann ſie ſagen: der Zeiger fehlægt, oder wann ſie den Rock einen Pelz nennen, welches ihm nicht zukommt, als wann er gefüttert, und was dergleichen mehr.

85. Was aber die fremde oder unteutſche Worte anbetrift, ſo entſtehet darin der grœßte Zweifel, ob nemlichen, und wie weit ſie zu dulden, nachdem ſie Vielen annoch unverſtändlich. Nun will ich ſolches der künftigen Teutſch-Geſinnten Verfaſſung zu entſcheiden zwar überlaſſen, doch anietzo ein und anders, obſchon vorgängig, doch unvorgreiflich zu erwægen geben.

86. Und ſollte ich demnach zuförderſt dafür halten, daß man des Fremden ehe zu wenig, als zu viel haben ſolle, es wære dann, daß man mit Fleiß etwas machen wollte auf den Schlag des Liedes:

Da die Engel ſingen *Nova Cantica*,
Und die Schellen klingen *in regis Curia*.

87. Hernach vermeyne, daß ein Unterſcheid zu machen unter den Arten der Zuhœrer oder Leſer; dann was für männiglich geredet oder geſchrieben wird, als zum Exempel, was

man prediget, soll billig von jedermann verstanden werden, was aber für Gelehrte, für den Richter, für Staats-Leute geschrieben, da kann man sich mehr Freyheit nehmen.

88. Es kann zwar auch zu Zeiten ein Lateinisches, oder aus dem Lateinischen gezogenes Wort, dabey ein sonderlicher Nachdruck, von einem Prediger gebrauchet werden; ein Lateinisches, sage ich, dann das Französische schicket sich meines Ermessens gar nicht auf unsere Canzel, es ist aber alsdann rathsam, daß die Erklærung alsbald dabey sey, damit beyder Art Zuhœrer ein Genügen geschehe.

89. Sonst ist von alten Zeiten her bräuchlich gewesen, in Rechtshandlungen, Libellen und Producten Lateinische Worte zu brauchen; es thun es auch die Fremden so wohl, als die Teutschen, obschon einige Gerichte, Facultæten und Schöppenstühle, zumal in Abfassung der Urtheile und Sprüche, von geraumer Zeit her die nicht unlœbliche Gewohnheit angenommen, viel in Teutsch zu geben, so anderswo nicht anders als Lateinisch genennet worden; als Krieg Rechtens befestigen, *litem conteſtari*; Gerichts-Zwang, *Inſtantia*; End-Urtheil, *Definitiva*, und dergleichen viel.

90. In Staats-Schriften, so die Angelegenheiten und Rechte hoher Häupter und Potenzen betreffen, ist es nun dahin gediehen, daß man nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Französischen und Welschen sich schwerlich allerdings enthrechen kann, dabey doch eine ungezwungene und ungesuchte Mæßigung wohl anständig seyn dürfte, wenigstens sollte man sich befleißen, das Französische nicht an des Teutschen Stelle zu setzen, wann das Teutsche eben so gut, wo nicht besser, welches ich gleichwohl gar oft bemerket habe.

91. So könnte man sich auch zum öftern dieser Vermittelung mit Nutzen bedienen, daß man das Teutsche Wort mit dem fremden versetzte, und eines zu des andern Erklærung brauchte, da denn auch eines des andern Abgang so wohl an Verständigkeit, als an Nachdruck, ersetzen könnte.

92. Und dieser Vortheil würde auch sonderlich dienen, gute und wohlgemachte, aber noch nicht so gar gemeine, noch durchgehends angenommene, Teutsche Worte in Schwang zu bringen, wann sie Anfangs mit den fremden, oder mit einheimischen, zwar mehr gebräuchlichen, aber nicht zulänglichen zusammen gefügt, oder auch sonst mit einer Erklærung begleitet würden, bis man daran endlich mit der Zeit gewohnet worden, da solche Vorsorge nicht weiter nœthig.

93. Über dergleichen gute Anstalten zu Beybehaltung der Teutschen Sprache Reinigkeit, so viel es immer thunlich, hätten die vornehmen Scribenten durch ihr Exempel die Hand zu halten, und damit dem einbrechenden Sturm der fremden Worte sich nicht zwar gänzlich, so vergebens, doch gleichsam lavirend zu widersetzen, bis solcher Sturm vorüber und überwunden.

94. So sollte ich auch dafür halten, daß in gewissen Schriften, so nicht wegen Geschäfte und zur Nothdurft, auch nicht zur Lehre der Künste und Wissenschaften, sondern zur Zierde heraus kommen, ein mehrer Ernst zu brauchen und wenige fremde Worte einzulassen seyn.

95. Dann gleichwie in einem sonst schœnen Teutschen Gedichte ein Französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck seyn würde, also sollte ich gänzlich dafür halten, daß in den Schreib-Arten, so der Poesie am næchsten, als Romanen, Lobschriften und öffentlichen Reden, auch gewisser Art Historien, und auch bey Übersetzungen aller solcher Werke aus fremden Sprachen, und Summa, wo man nicht weniger auf Annehmlichkeit, als Noth-

durft und Nutzbarkeit ſiehet, man ſich der ausländiſchen Worte, ſo viel immer mœglich, enthalten ſolle.

96. Damit aber ſolches beſſer zu Werk zu richten, müßte man gewiſſe, noch gleichſam zwiſchen Teutſch und Fremd hin und her flatternde Worte einmal vor alle mal Teutſch erklæren, und künftig nicht mehr zum Unterſcheid mit andern Buchſtaben, ſondern eben wie die Teutſchen ſchreiben, alſo damit den Gewiſſens-Scrupel der wohlgemeynten, ehrlichen Teutſchen und Eiferer vor das Vaterland, und noch überbliebenen Herren Fruchtbringenden, verhoffentlich mit ihrem guten Willen, gänzlich aufheben.

97. Es hat ja der trefliche Opitz, ſo bey uns, wie Virgilius bey den Rœmern, der erſte und letzte ſeines Schrots und Korns geweſen, kein Bedenken gehabt, dergleichen zu thun, als zum Exempel, wann er zum Heinſio ſaget:

Daß deine Poeſie der meinen Mutter ſey;

Damit hat er, meines Erachtens, dies Wort Poeſie aus habender ſeiner Macht einmal vor alle mal vor Teutſch erklæret, ſo gut und unwiderruflich, als ob ein *Act of parliament* über eine Engliſche Naturaliſirung ergangen.

98. Und ſehe ich nicht, warum man den auswärtigen Potenzen ſo wohl, als Potentaten, der Galanterie, ſo wohl als ſchœnſter Gala, und hundert andern nicht ebenmæßig dergleichen Recht der Teutſchen Bürgerſchaft widerfahren laſſen könne, mit etwas beſſerer Art, als etliche neuliche Gelehrte Souverainitæten zum Lateiniſchen Wort machen wollen, um den Suprematum zu meiden, den ein ander gebrauchet.

99. Es haben unſere Vorfahren kein Bedenken gehabt, ſolch Bürgerrecht zu geben. Wer ſiehet nicht, daß Fenſter vom Lateiniſchen *Feneſtra?* und wer Franzœſiſch verſtehet, kann nicht zweifeln, daß Ebentheuer, ſo bey uns ſchon ſehr alt, von *Avanture* herkomme; dergleichen Exempel ſehr viel anzutreffen, ſo dieſes Vorhaben rechtfertigen können.

100. Was ich von Aufhebung des Unterſcheids der Schrift gedacht, daß in Schreiben und Drucken dergleichen Wort von Teutſchgebohrnen nicht mehr zu unterſcheiden, deſſen Beobachtung, ob ſie ſchon gering ſcheinet, würde doch nicht ohne Nachdruck und Würkung ſeyn. Es haben auch ſonſten viele dafür gehalten, man ſollte zu einem guten Theil Teutſcher Bücher beim Druck keine andere als Lateiniſche Buchſtaben brauchen, und den unnœthigen Unterſcheid abſchaffen, gleich wie die Franzoſen auch ihre alte Buchſtaben, ſo ſie *Lettres de finance* nennen, und die in gewiſſen Fällen noch gebräuchlich, im gemeinen Gebrauch und ſonderlich im Druck faſt nunmehr aufgehoben.

101. Ich will zwar ſolches an meinem Orte dahin geſtellet ſeyn laſſen, habe doch gleichwohl befunden, daß den Holl- und Nieder-Ländern die Hoch-Teutſche Schrift bey unſern Büchern beſchwerlich fürkommt, und ſolche Bücher weniger leſen macht, daher ſie auch ſelbſt gutentheils das Holländiſche mit Lateiniſchen Schriften drucken laſſen, dieſe Behinderung zu verhüten. Und erinnere ich mich, daß, als ich etwas vor Nieder-Länder einsmals Teutſch ſchreiben laſſen ſollen, man mich ſonderlich gebeten, Lateiniſche Buchſtaben brauchen zu laſſen.

102. Das ander Theil der Sprach-Reinigkeit beſteht in der Sprach-Richtigkeit nach den Reguln der Sprach-Kunſt; von welchem auch nur ein Weniges allhie gedenken will; denn ob wohl darin ziemlicher Mangel befunden wird, ſo iſt doch nicht ohnſchwer, ſolchen mit der Zeit zu erſetzen, und ſonderlich vermittelſt guter Überlegung zuſammengeſetzter tüchtiger Perſonen ein und andern Zweifels-Knoten aufzulœſen.

103. Es ist bekannt, daß schon Kayser Carl der Große an einer Teutschen Grammatic arbeiten lassen, und nichts desto minder haben wir vielleicht keine bis dato, die zulänglich; und ob zwar einige Franzosen sich darüber gemacht, weilen viele ihrer Nation sich von weniger Zeit her aufs Teutsche zu legen begonnen, so kann man doch leicht erachten, daß diese Leute dem Werk nicht gewachsen gewesen.

104. Man weiß, daß in der Franzœsischen Sprache selbst noch unlängst viele Zweifel vorgefallen, wie solches die Anmerkungen des Vaugelas und des Menage, auch die Zweifel des Bouhours zeigen, anderer zu geschweigen; ohngeachtet die Franzœsische Sprache aus der Lateinischen entsprossen, (welche bereits so wohl mit Regeln eingefasset) und sonsten von mehrer Zeit her als die unsere von gelehrten Leuten bearbeitet worden, auch nur Einen Hof als den Mittel-Punct hat, nach dem sich alles richtet; welches uns mit Wien auch um des willen noch nicht wohl angehen wollen, weil Oesterreich am Ende Teutschlandes, und also die Wienerische Mund-Art nicht wol zum Grunde gesetzet werden kann, da sonst, wann ein Kayser mitten im Reiche einen Sitz hätte, die Regel der Sprache besser daher genommen werden könnte.

106. Ob nun schon wir Teutsche uns also desto weniger zu verwundern oder auch zu schæmen haben, daß unsere Grammatic noch nicht in vollkommenem Stande, so dünket mich doch gleichwol, sie sey noch allzuviel davon entfernet und habe daher einer großen Verbesserung nœthig, sey also auch dermaleins von Teutschgesinneten Gelehrten solche mit Nachdruck vorzunehmen.

107. Und zwar nicht allein um uns selbst aus einigen Zweifeln zu helfen, weilen endlich solche nicht so gar wichtig seyn, sondern auch so wohl unsere Leute zu unterrichten, zumal die kein Lateinisch studiret haben, welche gar oft schlecht Teutsch schreiben, als auch den Frembden die Teutsche Sprache leichter und begreiflicher zu machen; welches zu unserm Ruhm gereichen, andern zu den Teutschen Büchern Lust bringen, und den von Etlichen gefaßten Wahn benehmen würde, als ob unsere Sprache der Regeln unfæhig, und aus dem Gebrauch fast allein erlernet werden müßte.

110. Nun wære noch übrig vom Glanz und Zierde der Teutschen Sprache zu reden, will mich aber damit anietzo nicht aufhalten; dann wann es weder an bequemen Worten, noch tüchtigen Redens-Arten fehlet, kommt es auf den Geist und Verstand des Verfassers an, um die Worte wohl zu wählen und füglich zu setzen,

111. Und weil dazu viel helfen die Exempel derer, so bereits wohl angeschrieben, und durch einen glücklichen Trieb der Natur den andern das Eis gebrochen, so würde nicht allein nœthig seyn, ihre Schriften hervor zu ziehen, und zur Nachfolge vorzustellen, sondern auch zu vermehren, die Bücher der alten und auch wohl einiger neuen Haupt-Autoren in gutes Teutsch zu bringen, und allerhand schœne und nützliche Materien wohl auszuarbeiten.

112. Bey welcher Gelegenheit ich erinnern sollen, daß einige sinnreiche Teutsche Scribenten, und unter ihnen der sonst Lobwürdige Herr Weise selbst, gleichwohl diesen merklichen Fehler noch nicht abgeschaffet, (den auch etliche Italiæner behalten) daß sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen; in welchem Punct ich hingegen die Franzosen hœchlich loben muß, daß sie in öffentlichen Schriften nicht nur solche Wort und Reden, sondern auch solchen Verstand vermeiden, und daher auch in den Lust- und

Poſſen-Spielen ſelbſt nicht leicht etwas Zweydeutiges leiden, ſo man anders, als ſich gebühret, gemeynet zu ſeyn vermerken könne. Welchem löblichem Exempel billich mehr, als bisher geſchehen, zu folgen, und zumal häßliche Worte, ohne ſonderbare Nothdurft, nicht zu dulden. Es iſt freylich in der Sitten-Lehre mit Sauberkeit der Worte nichts ausgerichtet, es iſt doch aber auch ſolche kein Geringes.

113. Die Teutſche Poeſie gehöret hauptſächlich zum Glanz der Sprache; ich will mich aber anietzo damit nicht aufhalten, ſondern nur annoch erinnern, was Geſtalt meines Bedünkens einige vornehme Poeten zu Zeiten etwas hart ſchreiben, und von des Opitzens angenehmer Leichtflüſſigkeit allzuviel abweichen, dem auch vorzubauen wäre, damit die Teutſchen Verſe nicht fallen, ſondern ſteigen mögen.

114. Endlich die rechten Anſtalten ſind billig zu künftiger Zuſammenſetzung vortreflicher Leute auszuſetzen, doch hoffet man, es werde dieſe kleine Vorſtellung, ſo in der Eil binnen ein paar Tagen entworfen worden, nicht übel aufgenommen werden, welche als ein kleiner Schatten-Riß dienen kann, gelehrter und wohl Teutſchgeſinneter Perſonen Bedenken einzuholen, und vermittelſt einiger Hohen Anzeigung dermaleins dem Werk ſelbſt näher zu kommen.

AUS CHRISTIAN WOLFFS METAPHYSIK.

Vernünfftige Gedancken von Gott, Der Welt und der Seele des Menſchen, Auch allen Dingen überhaupt — von Chriſtian Wolffen *u. ſ. w.* *Achte Aufl. Halle 1741.* 8°.

§. 1. Wir ſind uns unſer und anderer Dinge bewuſt, daran kan niemand zweiffeln, der nicht ſeiner Sinnen völlig beraubet iſt: und wer es leugnen wolte, derjenige würde mit dem Munde anders vorgeben, als er bey ſich befindet, könte auch bald überführet werden, daß ſein Vorgeben ungereimet ſey. Denn, wie wolte er mir etwas leugnen, oder in Zweiffel ziehen, wenn er ſich nicht ſeiner und anderer Dinge bewuſt wäre? Wer ſich nun aber deſſen, was er leugnet, oder in Zweiffel ziehet, bewuſt iſt, derſelbige iſt. Und demnach iſt klar, daß wir ſind.

§. 2. Vielleicht werden ſich einige verwundern, andere aber, die wegen ihrer nicht gar zu tieffen Einſicht mit Erklæren und Beweiſen nicht wohl können zurechte kommen, es gar verlachen, daß ich erſt beweiſe, daß wir ſind! Denn es iſt ja noch kein Menſch unter der Sonnen geweſen, der ſolches geleugnet: und, wenn einer ſich ſo weit vergienge, würde er nicht werth ſeyn, daß man ihn wiederlegte, weil er entweder ſeines Verſtandes beraubet wære, und alſo nicht wüſte, was er ſagte, oder ſo halsſtarrig ſeyn müſte, daß er vorſetzlich wieder ſein beſſer Wiſſen alles leugnete. Daher auch die allerſeltſamſte Secte der *Egoiſten*, die vor weniger Zeit in Paris entſtanden, und von allen Dingen geleugnet, daß ſie ſind, doch das: Ich bin, zugegeben.

§. 3. Ich hoffe, sie werden bald aufhören sich zu verwundern, wenn ich ihnen die Ursachen sage, die mich solches zu thun bewogen. In dem Vorberichte von der Welt-Weißheit, die sich zu Anfange meiner vernünftigen Gedancken von den Kräften des menschlichen Verstandes befindet, ist (§. 5.) angemercket worden, es müsse ein Welt-Weiser nicht allein wissen, daß etwas mœglich sey oder geschehe, sondern auch den Grund anzeigen können, warum es mœglich ist oder geschiehet. Da wir nun davon, daß wir sind, eine solche Gewißheit haben, daß wir es auf keine Art und Weise in Zweiffel ziehen können (§. 1.); so lieget ihm auch ob zu zeigen, woher denn diese Gewißheit komme. Und weil wir hier die Welt-Weißheit abzuhandeln gesonnen sind; so müssen auch wir darnach forschen, woher doch eine so grosse Gewißheit komme?

§. 4. Und (welches die andere Ursache ist) diese Untersuchung hat ihren sehr grossen Nutzen. Denn wenn ich weiß, warum wir davon so grosse Gewißheit haben, daß wir sind; so ist mir bekannt, wie etwas müsse beschaffen seyn, damit ich es so gewiß erkenne, als daß ich selbst bin. Das ist aber was grosses, wenn ich von wichtigen Wahrheiten ohne Furcht sagen kan: Sie sind so gewiß, als ich bin, oder auch, ich erkenne so gewiß, daß sie sind, als ich weiß, daß ich bin. Und ist uns sonderlich hieran viel gelegen, da wir die natürliche Erkäntniß von Gott und der Seele, auch der Welt und allen Dingen überhaupt in einer ungezweiffelten Gewißheit auszuführen gesonnen sind.

§. 5. Damit wir diesen Nutzen erlangen; so müssen wir etwas genauer überlegen, auf was für Art und Weise wir erkennen, daß wir sind. Wenn wir nun solches thun; so finden wir, daß es mit unserer Erkäntniß in diesem Stücke folgende Beschaffenheit habe. 1. Wir erfahren unwiedersprechlich, daß wir uns unserer und anderer Dinge selbst bewust sind (§. *1. huj.* & §. *1. c. 8. Log.*). 2. Es ist uns klar, daß derjenige ist, der sich seiner und anderer Dinge bewust ist. Und daher ist uns 3. gewiß, daß wir sind.

§. 6. Wenn wir deutlich erkennen wollen, wie wir durch diese Gründe überführet werden, daß wir sind; so werden wir befinden, daß in diesen Gedancken folgender Schluß stecket:

Wer sich seiner und anderer Dinge bewust ist, der ist.

Wir sind uns unserer und anderer Dinge bewust.

Also sind wir.

§. 7. In diesem Schlusse ist der Untersatz eine ungezweiffelte Erfahrung (§. *1. c. 8. Log.*); der Obersatz aber gehœret unter diejenigen, die man ohne allen Beweiß zugiebet, so bald man nur die Wörter verstehet, die darinnen vorkommen, das ist, er ist ein Grundsatz (§. *2. c. 6. Log.*): denn wer wolte zweiffeln, daß ein Ding sey, von dem wir erkennen, daß es auf eine gewisse Art und Weise ist? Ein jeder siehet, daß, wenn besondere Dinge seyn sollen, sie nicht anders, als auf eine gewisse Art und Weise seyn können (§. *27. c. 1. Log.*).

§. 8. Dergleichen Beweiß ist eine Demonstration (§. *21. c. 4. Log.*), und demnach erhellet, daß alles, was richtig demonstriret wird, eben so gewiß ist, als daß wir sind, weil nehmlich, was demonstriret wird, auf eben diese Art erwiesen wird, als daß wir sind.

§. 9. Ich habe nicht allein in meinen Gedancken von den Kräften des menschlichen Verstandes (§. *25.* & *24. c. 4.*) angemercket, sondern ein jeder, der die Beweise in der Geometrie genau zu zergliedern sich angelegen seyn lässet, wird es vor sich inne wer-

den, daß man in der Geometrie gleichfals den Beweiß auf solche Schlüsse hinausführet, darinnen die Förder-Sätze von ungezweiffelter Gewißheit sind, und keinen weitern Beweiß erfordern. Man siehet also, daß die geometrischen Wahrheiten so gewiß erwiesen werden, als daß wir selber sind, und folgends alles, was auf geometrische Art erwiesen wird, so gewiß sey, als daß wir selber sind.

---

§. 29. Wenn ein Ding *A* etwas in sich enthält, daraus man verstehen kan, warum *B* ist, *B* mag entweder etwas in *A*, oder ausser *A* seyn; so nennet man dasjenige, was in *A* anzutreffen ist, den Grund von *B*: *A* selbst heisset die Ursache, und von *B* saget man, es sey in *A* gegründet. Nehmlich der Grund ist dasjenige, wodurch man verstehen kan, warum etwas ist, und die Ursache ist ein Ding, welches den Grund von einem andern in sich enthält. Ich wil es durch ein Exempel erläutern. Wenn ich nachforsche, wie es zugangen, daß im Garten alles geschwinde gewachsen, und finde, daß der Wärme der Luft solches zuzuschreiben sey; so ist die Wärme der Grund des geschwinden Wachsthums, und die Luft, in so weit sie warm ist, die Ursache: der geschwinde Wachsthum aber ist in der warmen Luft gegründet. Man kan auch die Wärme eine Ursache nennen und ihre Würckung in das Gewächse den Grund. Wiederum, wenn ich ausgehen will, weil schönes Wetter ist; so ist die Vorstellung des schönen Wetters der Grund von meinem Wollen, und die Seele, so sich diese Vorstellung machet, die Ursache des Wollens: die Schönheit des Wetters ist der Grund von meinem Ausgehen, und das Wetter, in so weit es schöne ist, eine Ursache meines Ausgehens.

§. 30. Wo etwas vorhanden ist, woraus man begreiffen kan, warum es ist, das hat einen zureichenden Grund (§. 29.). Derowegen wo keiner vorhanden ist, da ist nichts, woraus man begreiffen kan, warum etwas ist, nehmlich warum es würcklich werden kan, und also muß es aus nichts entstehen. Was demnach nicht aus Nichts entstehen kan, muß einen zureichenden Grund haben, warum es ist, als es muß an sich mœglich seyn und eine Ursache haben, die es zur Würcklichkeit bringen kan, wenn wir von Dingen reden, die nicht nothwendig sind. Da nun unmœglich ist, daß aus Nichts etwas werden kan (§. 28.); so muß auch alles, was ist, seinen zureichenden Grund haben, warum es ist, das ist, es muß allezeit etwas seyn, daraus man verstehen kan, warum es würcklich werden kan (§. 29.). Diesen Satz wollen wir **den Satz des zureichenden Grundes** nennen. Der Herr von Leibnitz hat die Wichtigkeit dieses Satzes, darauf schon vor langen Zeiten *Archimedes* seine Lehre von der Gleichwichtigkeit oder dem Wagerechten Stande der schweren Cörper gegründet, und noch vorher *Confucius* in der Sitten-Lehre und Staats-Kunst gesehen, erst in unseren Tagen durch herrliche Proben erwiesen, so wohl in seiner *Theodicée*, als in den Brieffen, welche er mit dem Engelländer *Clarcke* über einige streitige Puncte gewechselt. Er hat ihn angenommen als einen in der Erfahrung gegründeten Satz, dawieder man kein Exempel aufbringen kan, und daher keinen Beweiß gegeben, ob ihn gleich *Clarcke* gefordert. Es kan Beweises genug seyn, wenn wir unten (§. 143.) zeigen, daß durch ihn der Unterscheid zwischen Wahrheit und Träume, ja zwischen der wahren Welt und dem Schlaraffen-Lande entstehet.

---

§. 46. Indem nun viele Dinge, die zugleich ſind und deren eines das andere nicht iſt, als auſſer einander vorgeſtellet werden (§. 45); ſo entſtehet dadurch unter ihnen eine gewiſſe Ordnung, dergeſtalt daß, wenn ich eines unter ihnen für das erſte annehme, alsdenn ein anderes das andere, noch ein anderes das dritte, noch ein anderes das vierdte wird, und ſo weiter fort. Und ſo bald wir uns dieſe Ordnung vorſtellen; ſtellen wir uns den Raum vor. Daher wenn wir die Sache nicht anders anſehen wollen, als wie wir ſie erkennen; ſo müſſen wir den Raum für die Ordnung derer Dinge annehmen, die zugleich ſind. Und alſo kan kein Raum ſeyn, wenn nicht Dinge vorhanden ſind, die ihn erfüllen: unterdeſſen aber iſt er doch von dieſen Dingen unterſchieden (§. 17).

§. 47. Auf ſolche Weiſe erhält ein jedes Ding eine gewiſſe Art, wie es mit andern zugleich iſt, ſo daß keines unter den übrigen auf eben die Art mit den andern zugleich iſt. Und eben dieſes iſt es, was wir den Ort eines Dinges zu nennen pflegen. Nehmlich der Ort iſt die Art und Weiſe, wie ein Ding neben andern zugleich da iſt. Wir gehen hier bloß auf dasjenige, was ſich deutlich begreiffen läſſet (§. 15. c. 1. *Log.*).

---

§. 94. Dadurch daß wir erkennen, daß etwas nach und nach entſtehen kan, ingleichen wenn wir darauf acht haben, daß unſere Gedancken auf einander folgen, erlangen wir einen Begriff von der Zeit (§. 7. c. 1. *Log.*) Woraus erhellet, daß wenn wir uns die Zeit nicht anders vorſtellen ſollen, als wir es bey uns befinden, ſie nichts anders iſt als eine Ordnung deſſen, was auf einander folget, dergeſtalt daß, wenn man eines als das erſte annimmet, ein anderes das andere, und noch ein anderes das dritte wird, und ſo weiter fort.

§. 95. Was demnach der Raum in denen Dingen iſt, die neben einander zugleich ſind, das iſt die Zeit in denen, die nach einander ſind, oder deren eines auf das andere folget (§. 46. 94).

§. 96. Weil wir den Begriff von der Zeit haben vermittelſt der Veränderungen, die in unſern Gedancken, oder auch denen Dingen, die wir uns vorſtellen, ſich ereignen (§. 94); ſo können wir alle Zeiten unterſcheiden und erkennen, in welchen ſich eine Veränderung zutræget, die wir von andern zu unterſcheiden auf einige Art und Weiſe vermœgend ſind. Und die Zeiten, die wir auf ſolche Weiſe unterſcheiden, ſind würckliche Theile der Zeit.

§. 97. Gleichergeſtalt weil wir den Begriff von dem Raume durch diejenigen Dinge haben, die wir uns zugleich als von einander unterſchieden vorſtellen (§. 46); ſo können wir einen jeden Raum erkennen und unterſcheiden, darinnen ein Ding anzutreffen, das wir erkennen und von andern auf einige Art und Weiſe zu unterſcheiden vermœgend ſind. Und der Raum, den wir auf ſolche Weiſe erkennen, iſt ein würcklicher Theil des groſſen Welt-Raumes.

---

§. 142. Weil alles ſeinen zureichenden Grund hat, warum es iſt (§. 30); ſo muß es auch beſtändig einen zureichenden Grund haben, warum in einfachen Dingen die Veränderungen ſo und nicht anders auf einander folgen, in zuſammengeſetzten Dingen die Theile ſo und nicht anders neben einander ſtehen, auch ihre Veränderungen ſo und nicht anders auf einander erfolgen. Solchergeſtalt iſt hier eben eine ſolche Ordnung, als wie ſich in dem ordentlichen Vortrage eines Beweiſes befindet (§. 138). Da

nun dergleichen Ordnung ſich im Traume nicht befindet, als wo vermœge der Erfahrung kein Grund anzuzeigen, warum die Dinge bey einander ſind und ſo neben einander ſtehen, auch ihre Veränderungen auf einander folgen; ſo erkennet man hieraus deutlich, daß die Wahrheit von dem Traume durch die Ordnung unterſchieden ſey (§. 17). Und iſt demnach die Wahrheit nichts anders als die Ordnung in den Veränderungen der Dinge: hingegen der Traum iſt Unordnung in den Veränderungen der Dinge.

§. 143. Damit dieſes deſto beſſer verſtanden werde; ſo finde ich es für nœthig den Unterſcheid zwiſchen der Wahrheit und dem Traume mit einem klaren und deutlichen Exempel zu erläutern. Man ſetze, es ſey eine Geſellſchafft in guter Vergnügung bey einander, und gehe nach einiger Zeit wieder aus einander. Wenn dieſes Wahrheit iſt; ſo wird man ſagen können, warum jede Perſon zugegen iſt, und wie ſie dahin kommen: warum in der Vergnügung, ſo man ſich machet, dieſes oder jenes geſchiehet: warum man jetzt wieder aus einander gehet. Mit einem Worte, es wird ſich nicht das geringſte veränderliche in der Geſellſchaft zutragen, da man nicht ſagen könte, warum es geſchæhe. Hingegen wenn es ein Traum iſt; ſo kan ich nicht ſagen, warum jede Perſon zugegen iſt, und wie ſie dahin hat kommen können: denn wenn ich Wirth bin, werde ich ungeladene, auch öfters fremde Gäſte ſehen, ja unter ihnen einige erblicken, die ich zu anderer Zeit an weit entlegenen Orten geſehen, oder die auch wohl gar ſchon längſt geſtorben und unter der Erden verfaulet ſind. Niemand wird ſagen können, warum ſie zugegen ſind. Eine Perſon wird ſich im Augenblicke in die andere verändern können, ohne daß man ſagen kan, wie es zugegangen. Es werden Perſonen weg ſeyn, ohne daß ſie fortgegangen: andere hingegen da ſtehen, ohne daß ſie herkommen ſind. Die gantze Geſellſchaft wird in einem andern Orte ſeyn, ohne daß ſie aufgeſtanden und fortgegangen iſt. Mit einem Worte, die Veränderungen ſo ſich hier ereignen, ſind gar nicht in einander gegründet: und ich kan daher niemahls ſagen, wie und warum dieſes geſchiehet. Wenn man nun die Wahrheit gegen den Traum hält, und dabey acht hat, worinnen ſie von einander unterſchieden ſind; ſo wird man keinen andern Unterſcheid beſtimmen können, als den ich vorhin gegeben, nehmlich daß in der Wahrheit alles in einander gegründet iſt, im Traume nicht, und daher im erſten Falle die Veränderungen der Dinge eine Ordnung haben, im Traume hingegen lauter Unordnung iſt.

§. 144. Wer dieſes wohl erweget, der wird zur Gnüge erkennen, daß ohne den Satz des zureichenden Grundes keine Wahrheit ſeyn kan (§. 30). Und daher wird man denjenigen Grund um ſo vielweniger in Zweiffel ziehen, oder ihn auf einige Weiſe für verdächtig halten, weil ohne ihn Wahrheit und Träume ſich nicht mehr unterſcheiden laſſen.

§. 145. Ja es erhellet ferner, daß man die Wahrheit erkennet, wenn man den Grund verſtehet, warum dieſes oder jenes ſeyn kan, das iſt, die Regeln der Ordnung, die in denen Dingen und ihren Veränderungen anzutreffen (§. 141).

§. 146. Weil demnach dadurch, daß alles ſo wohl in den einfachen, als zuſammengeſetzten Dingen in einander gegründet iſt (§. 30), eine Ordnung entſtehet (§. 139); ſo iſt auch in ihnen Wahrheit (§. 142). Und iſt demnach jedes Ding etwas wahres. Man hat es längſt geſaget, aber noch nie deutlich erkläret und erweiſen können.

§. 277. Das Vermœgen das Mœgliche deutlich vorzuſtellen iſt der Verſtand. Und hierinnen iſt der Verſtand von den Sinnen und der Einbildungs-Kraft unterſchieden, daß wo dieſe allein ſind, die Vorſtellungen nur höchſtens klar, aber nicht deutlich ſeyn: hingegen wo der Verſtand dazu kommet, dieſelben deutlich werden. Daher wenn uns einer von einer Sache nichts zu ſagen weiß, ob er ſie gleich ſich einbilden kan, das iſt, wenn er keine Deutlichkeit in ſeinen Gedancken hat (§. 206), pflegen wir zu ſagen: er habe keinen Verſtand davon, oder er verſtehe ſie nicht: hingegen wenn er uns ſagen kan, was er ſich von der Sachen vorſtellet; ſo ſagen wir: er habe Verſtand davon, oder er verſtehe ſie. Und unterweilen geben wir gar deutlich die Deutlichkeit als einen Grund an, daß einer die Sache nicht verſtehe, wenn wir nehmlich ſagen: wie will er es ſagen, er verſtehet nichts davon, ob uns gleich bekant, daß er die Sache empfanden und ſich wieder einbilden kan.

---

§. 368. Die Kunſt zu ſchlieſſen zeiget, daß die Wahrheiten mit einander verknüpffet ſind: welches an ſeinem Orte auch ſoll erwieſen werden. Die Einſicht, ſo wir in den Zuſammenhang der Wahrheiten haben, oder das Vermœgen den Zuſammenhang der Wahrheiten einzuſehen, heiſſet Vernunft. Daß dieſe Erklærung der Vernunft den Gewohnheiten zu reden gemæß ſey zeige ich alſo (§. *16. c. 2. Log.*). Wir ſagen z. E. es habe *Sempronius* ſeine Sachen vernünftig angefangen, wenn er alles wohl überleget, was aus ſeinen Handlungen für Schaden und Nutzen erwachſen könne, und dergeſtalt eingerichtet, daß er in ſeinem Thun und Laſſen ihm nicht ſelbſt zuwieder iſt, ſondern vielmehr eines das andere fördert. Worinnen beſtehet nun hier die Vernunft, ſo er beweiſet? Gewiß in nichts anders, als in der Einſicht, die er in den Zuſammenhang der Dinge hat, nehmlich ſowohl in den Zuſammenhang ſeiner Handlungen, als ihrer mit anderen Dingen. Denn wenn einer darauf nicht acht hat; ſo richtet er ſeine Handlungen ein zu ſeinem eigenen und anderer ihrem Schaden, und lauffen dieſelben wieder einander. Alsdenn aber wird niemand mehr ſagen: *Sempronius* fange ſeine Sachen vernünftig an. Vielmehr wird ein jeder zugeſtehen: Er handele unvernünftig. Man kan auch hieraus erſehen, daß der gewöhnliche Begriff von der Vernunft nichts anders als die Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten ſey. Wenn man ſaget, es habe einer vernünftig gehandelt, und man wird gefraget, warum? ſo antwortet man jederzeit, weil er dadurch dieſen Vortheil geſchaffet, oder auch dieſen Schaden verhütet, und dergleichen, das iſt, weil er geſehen und bedacht, was aus ſeinem Thun und Laſſen hat kommen können, folgends eine Probe ſeiner Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge abgeleget. Hingegen wenn man beweiſen will, es habe einer unvernünftig gehandelt; ſo bemühet man ſich darzuthun, daß er höchſt unbeſonnen etwas vorgenommen, ohne zu erwegen, was aus ſeinem Thun und Laſſen kommen könne, und wie es mit ſeiner Perſon und Stande, oder auch anderen Umſtänden reime.

§. 369. Was demnach mit erkannten Wahrheiten zuſammen hanget, daſſelbe iſt der Vernunft gemæß: hingegen, was mit ihnen ſtreitet, daſſelbe iſt der Vernunft zuwieder. Da man nun durch das Demonſtriren herausbringet, was mit erkanten Wahrheiten zuſammen hanget (§. 346); ſo iſt dasjenige, was man demonſtriret hat, der Vernunft gemæß. Hingegen, da ohne Demonſtration nicht zu erſehen iſt, ob etwas mit den er-

kanten Wahrheiten zuſammen hanget, oder nicht; ſo iſt in ſolchem Falle ungewiß, ob es der Vernunft gemäß ſey, oder nicht. Kan ich endlich durch eine Demonſtration aus einem gegebenen Satze einen heraus bringen, der einer bekanten Wahrheit wiederſpricht; ſo habe ich gezeiget, daß er der Vernunft zuwieder iſt. Und auf ſolche Weiſe ſind alle Wahrheiten in der Geometrie der Vernunft gemäß: hingegen diejenigen, die ihnen entgegen geſetzet werden, derſelben zuwieder. Denn wenn man dafelbſt erweiſen will, daß ein Satz richtig ſey; ſo zeiget man durch Vernunfts-Schlüſſe, daß er mit anderen Wahrheiten, die im vorhergehenden ausgemacht worden, zuſammen hange. Hingegen wenn man die Unrichtigkeit eines entgegen geſetzten Satzes ausführen will; ſo weiſet man durch richtige Schlüſſe, daß er mit anderen Wahrheiten, die im vorhergehenden ausgemacht worden, ſtreitet oder ihnen wiederſpricht. Eben auf dieſe Weiſe erhellet, daß die Lehren, welche ich in der Welt-Weißheit vortrage, vernünftig ſind, indem ich jederzeit zeige, daß die folgenden mit den vorhergehenden zuſammen hangen.

§. 370. Jemehr man den Zuſammenhang der Wahrheiten einſiehet, je mehr hat man Vernunft (§. 368). Derowegen hat man um ſo viel weniger Vernunft, je weniger man den Zuſammenhang der Wahrheiten einſiehet. Und wo man gar nicht einſiehet, wie die Dinge zuſammen hangen, da iſt gar keine Vernunft.

§ 371. Weil man nun von demjenigen, was man durch bloſſe Erfahrung erkennet, daß es iſt, nicht einſiehet, wie es mit andern Wahrheiten zuſammen hanget (§. 325); ſo iſt bey dieſer Erkäntniß gar keine Vernunft (§. 370), und wird dannenhero die Erfahrung der Vernunft entgegen geſetzet; Wiſſenſchaft aber kommet aus der Vernunft: wie unten wird erwieſen werden.

§. 372. Wir haben demnach zweyerley Wege, dadurch wir zur Erkäntniß der Wahrheit gelangen, die Erfahrung und die Vernunft. Jene gründet ſich in den Sinnen (§. 220. 325); dieſe aber in dem Verſtande (§. 277. 368). Z. E. Daß die Sonne morgen frühe wiederum aufgehet, erkennen die meiſten Menſchen aus der Erfahrung (§. 338), und ſie können nicht ſagen, warum es geſchiehet: hingegen ein Sternkündiger, der die Urſache der himmliſchen Bewegungen und den Zuſammenhang der Erde mit dem Himmel einſiehet, erkennet ſolches durch die Vernunft, und kan es demonſtriren, daß, warum und zu welcher Zeit es geſchehen muß. Hieher gehöret auch das Exempel von der Sonnen-Finſterniß und das andere von Bäumen, die aus Blättern erzeuget werden: welche beyde wir oben (§. 361) angeführet.

---

§. 742. Weil weder ein Cörper ſeinem Weſen und ſeiner Natur nach gedencken (§. 738. 739.), noch ihm oder der Materie eine Kraft zu dencken mitgetheilet werden kan (§. 741.); ſo kan die Seele nichts cörperliches ſeyn, noch aus Materie beſtehen (§. 192.). Und da aus dem Beweiſen der angeführten Gründe überhaupt erhellet daß die Gedancken keinem zuſammen geſetzten Dinge zukommen können; ſo muß die Seele ein einfaches Ding ſeyn (§. 75.).

§. 743. Da alle einfache Dinge vor ſich beſtehende Dinge ſind (§. 127.); ſo muß auch die Seele ein vor ſich beſtehendes Ding ſeyn (§. 742.).

§. 744. Wiederum, da ein jedes vor ſich beſtehendes Ding eine Kraft hat, daraus als aus einer Quelle ſeine Veränderungen

flieſſen (§. 114. 115.); ſo muß auch die Seele eine dergleichen Kraft haben, daraus ihre Veränderungen herflieſſen, die wir oben in dem dritten Capitel aus der Erfahrung beſtimmet.

§. 745. Unterdeſſen, da ſie ein einfaches Ding iſt (§. 742.), in einem einfachen Dinge aber keine Theile ſeyn können (§. 75.); ſo können auch nicht in der Seele viele von einander unterſchiedene Kräffte anzutreffen ſeyn, indem ſonſt jede Krafft ein beſonderes vor ſich beſtehendes Ding erforderte, dem ſie zukæme (§. 127.). Nehmlich eine Krafft beſtehet in einer Bemühung etwas zu thun (§. 117.) und alſo erfordern verſchiedene Kräffte verſchiedene Bemühungen. Es gehet aber nicht an, daß ein Ding, was einfach iſt, verſchiedene Bemühungen zugleich haben kan, indem es eben ſo viel iſt, als wenn ein Cörper, der in ſeiner Bewegung als ein untheilbahres Ding anzuſehen iſt (§. 667.), ſich nach verſchiedenen Gegenden zugleich bewegen ſolte. Und alſo iſt in der Seele nur eine einige Krafft, von der alle ihre Veränderungen herkommen, ob wir zwar wegen der verſchiedenen Veränderungen ihr verſchiedene Nahmen beyzulegen pflegen.

§. 746. Wir finden es ſelbſt ſo in cörperlichen Dingen. Z. E. In der Flamme eines brennenden Lichts iſt nicht mehr als eine einige Kraft, nehmlich die bewegende, wodurch die Flamme ihre Bewegung hat. Dieſe einige Kraft aber bekommet von uns verſchiedene Nahmen von dem Unterſcheide ihrer Würckung. Denn wenn man ſiehet, daß das Licht leuchtet; ſo eignet man ihm eine leuchtende Kraft zu. Nimmet man wahr, daß ſeine Flamme erwärmet; ſo ſaget man, es habe eine erwärmende Kraft. Gleichergeſtalt, wegen des Anzündens ſetzet man darein eine anzündende Kraft: wegen des Brennens, eine brennende Kraft: wegen des Sengens, eine ſengende Kraft, und ſo weiter fort.

§. 747. Demnach können die Sinnen (§. 220.), die Einbildungs-Kraft (§. 235.), das Gedächtniß (§. 249.), das Vermœgen zu überdencken (§. 272.), der Verſtand (§. 277.), die ſinnliche Begierde (§. 434.) der Wille (§. 493.), und was man ſonſt noch mehr durch die in der Seele wahrzunehmende Veränderungen unterſcheiden könnte, nicht verſchiedene Kräfte ſeyn (§. 745.). Derowegen muß die einige Kraft der Seele bald Empfindungen, bald Einbildungen, bald deutliche Begriffe, bald Vernunfts-Schlüſſe, bald Begierden, bald Wollen und nicht Wollen, bald noch andere Veränderungen hervorbringen. Und werden wir eben zu unterſuchen haben, woher dieſer Unterſcheid der einigen würckenden Kraft in ihren Würckungen komme.

§. 748. Damit wir dieſe Kraft kennen lernen; ſo müſſen wir denen Veränderungen nachdencken, die ſich in der Seele ereignen. Denn da die Kraft die Quelle der Veränderungen iſt (§. 115.); ſo giebet ſie ſich nicht anders zu erkennen, als durch die Veränderungen, die ſie hervor bringet.

§. 749. Die gewöhnlichſten Veränderungen, die wir in unſerer Seele wahrnehmen, ſind die Empfindungen. Dieſe ſtellen uns die Cörper vor, welche die Gliedmaſſen unſerer Sinnen rühren (§. 220.). Die Cörper ſind zuſammengeſetzte Dinge (§. 606.). Und demnach ſtellen die Empfindungen zuſammengeſetzte Dinge vor. Die Seele, in welcher dieſe Vorſtellung geſchiehet, iſt ein einfaches Ding (§. 742.). Solchergeſtalt wird das zuſammengeſetzte im einfachen vorgeſtellet. Es ſind demnach die Empfindungen Vorſtellungen des zuſammengeſetzten im einfachen, ſo auf Veranlaſſung der Veränderungen in den äuſſerlichen Gliedmaſſen der Sinnen geſchehen.

§. 750. Wenn wir uns etwas einbilden; so sind es ebenfals cörperliche Dinge, nehmlich die wir entweder sonst empfunden (§. 238.), oder selbst zusammen setzen (§. 241.). Und also wird auch hier das zusammengesetzte in einfachen Dingen vorgestellet, und kommen hierinnen die Einbildungen mit den Empfindungen überein.

§. 751. Es kommen aber sowohl die Empfindungen, als Einbildungen in diesem Stücke mit den Bildern, als Gemählden und Statuen, überein, daß sie eine Vorstellung eines zusammengesetzten sind: und deswegen werden auch die Vorstellungen der cörperlichen Dinge Bilder genennet. Nehmlich, ein Bild überhaupt ist eine Vorstellung des zusammengesetzten. Hingegen sind die Empfindungen und Einbildungen darinnen von Gemählden und Statuen unterschieden, daß sie im einfachen, diese aber im zusammengesetzten geschehen. Denn ein Bild, welches die Kunst verfertiget, ist eine Vorstellung des zusammengesetzten, und insbesondere ein Gemählde eine Vorstellung des zusammengesetzten auf einer Fläche: hingegen eine Statue oder ein ausgehauenes oder erhabenes Bild eine Vorstellung des zusammengesetzten in einem cörperlichen Raume.

§. 752. Wenn nun zu dieser Vorstellung ein Nachdencken und Gedächtniß kommet; so ist die Seele sich dessen bewust, was sie sich vorstellet (§. 733. 734.), und auf solche Weise wird es ein Gedancke (§. 194.). Indem wir uns aber unserer bewust sind; so erkennen wir ihren Unterscheid von uns (§. 730.), und daher stellen wir uns die Sachen als ausser uns vor (§. 45.). Und dieses haben die Gedancken besonders für den Gemählden und ausgehauenen Bildern, daß sie die Sachen ausser der Seele, diese aber in sich vorstellen.

§. 896. Wir nennen insgemein einen Geist ein Wesen, das Verstand und einen freyen Willen hat. Da nun die Seelen der Thiere keinen Verstand und keinen Willen haben (§. 892.); so sind sie auch keine Geister. Hingegen da die Seelen der Menschen Verstand und einen freyen Willen haben (§. *cit.*); so sind sie Geister.

§. 897. Unterdessen da die Seelen der Thiere eine vorstellende Krafft haben, dergleichen in den Cörpern, oder aus Materie bestehenden Dingen nicht anzutreffen (§. 741.); so sind sie doch nicht Cörper, auch nicht aus Materie zusammen gesetzet, und demnach einfache Dinge (§. 74.).

§. 898. Ich weiß wohl, daß einige alles, was nicht aus Materie bestehet, Geister zu nennen pflegen. Und daher würden sie auch die Seelen der Thiere Geister nennen, ja in diesem Verstande müsten sie alle einfache Dinge, ja auch die Einheiten des Herrn von Leibnitz (§. 599.) unter die Zahl der Geister rechnen. Allein, ob zwar die Benennung keine Änderung in der Sache hervorbringet, und demnach nichts daran gelegen wære, wenn wir auch den Seelen der Thiere und überhaupt allen einfachen Dingen den Nahmen eines Geistes beylegten; so finde ich doch für rathsamer, daß man den Nahmen des Geistes bloß denenjenigen einfachen Dingen vorbehält, die Verstand und Willen haben, damit man nicht aus der Unbeständigkeit im Reden nach dem die Eigenschafften der einfachen Dinge vermenget, und einem etwas beyleget, was ihm nicht gebühret. Ja es würden auch einige Sätze heraus kommen, die gleich den Worten nach anstœßig wæren, und theils zu Irrthum, theils zu Schwierigkeiten Anlaß geben dörfften. Z. E. Wenn man alle einfache Dinge Geister nennen wolte; so müste die Materie nichts anders als ein Hauffen

Geiſter ſeyn, weil ſie aus einem Hauffen einfacher Dinge entſtehet (§. 607.). Wolte man nun ſagen, die Materie beſtünde aus lauter Geiſtern; ſo würden nach dieſem ihrer viele ihnen einbilden, als wenn die Theile der Materie Verſtand und Willen hätten, weil ſie dergleichen in ihrer Seele antreffen, die auch ein Geiſt iſt. Weil nun über dieſes das Weſen eines Geiſtes, als unſere Seele, von dem Weſen anderer einfacher Dinge, als den Seelen des Viehes und den Elementen der Materie unterſchieden iſt (§. 894.): hingegen man weſentlich unterſchiedene Dinge mit verſchiedenen Nahmen nennet; ſo kan man auch nicht wohl den Nahmen des Geiſtes Dingen, die verſchiedenes Weſen haben, beylegen. Und dieſes hat ſonder Zweiffel den Herrn von Leibnitz bewogen, daß er den Elementen der Materie bloß den Nahmen der Einheiten beygeleget.

---

§. 1067. Alles, was wir bißher von Gott erwieſen haben, kommet daraus, daß er alles, was mœglich iſt, auf einmahl deutlich vorſtellen kan. Und demnach beſtehet das Weſen Gottes in der Krafft alles, was mœglich iſt, das iſt, alle Welten deutlich und auf einmahl vorzuſtellen (§. 33.). Und demnach hat hierinnen das göttliche Weſen einige Ähnlichkeit mit dem Weſen unſerer Seele (§. 755.).

§. 1068. Allein, da Gott alles, was aus dieſer vorſtellenden Krafft flieſſet, im hœchſten Grade beſitzet, das iſt, den vollkommenſten Verſtand und Willen hat (§. 966. 985.): der Menſch hingegen in einem gantz geringen (§. 848. 852. &c.); über dieſes die vorſtellende Krafft Gottes ſelbſt die allergrœſte iſt, die gedacht kan werden (§. 1067.), (denn wer will ſich eine grœſſere gedencken, als die alles auf einmahl und zwar gantz deutlich, oder vollſtändig vorſtellet?) hingegen eben dieſe Krafft bey den Menſchen gar ſehr eingeſchräncket iſt (§. 753.); ſo iſt das Weſen Gottes von dem Weſen der Seele des Menſchen darinnen unterſchieden, daß jenes den hœchſten Grad der Vollkommenheit hat, der mœglich iſt, der Menſch aber nur einen gantz niedrigen Grad davon erreichet, der in Anſehung des allerhœchſten für nichts zu achten.

§. 1069. Und demnach kan man ſagen, in ſoweit man Gott aus der Betrachtung der Welt erkennet und einen Begriff ſuchet, daraus das übrige ſich herleiten läſſet: Gott ſey das Weſen, welches alle Welten, die mœglich ſind, auf einmahl in der allergrœſten Deutlichkeit vorſtellet. Ich weiß wohl, daß einige ſeyn werden, denen dieſes von Gott zu wenig geſagt zu ſeyn ſcheinet: allein wenn ſie das vorhergehende mit Bedacht durchgehen wollen und es zu begreiffen fæhig ſind, werden ſie zur Gnüge daraus erſehen, daß nicht allein alles, was nur insgemein von Gott gerühmet wird, ſondern noch viel mehreres bloß aus dieſer vorſtellenden Krafft der Welten in grœſſerer Klarheit und Deutlichkeit herausgebracht wird, als vielleicht zur Zeit noch nie geſchehen. Ja, vermeinet jemand noch ein mehreres aus der Vernunfft von Gott zu erkennen, als wir erwieſen haben; ſo bin ich bereit, eben daraus zu zeigen, ob es Grund habe oder nicht, auch im erſteren Falle in ein grœſſeres Licht zu ſetzen, als er zu thun nicht vermœgend ſeyn dörffte: denn andere, die es zu thun vermœgend ſind, ſehen es vor ſich und können daher nicht in Zweiffel ziehen, daß es angehet.

§. 1070. Weil nun in Gottes Vorſtellungen lauter Deutlichkeit iſt (§. 952.): hingegen Affecten aus undeutlichen Vorſtellungen entſtehen (§. 441.); ſo ſind in Gott gar keine Affecten anzutreffen. Vielmehr da aus

deutlichen Vorſtellungen ein freyer Wille kommet (§. 514.); ſo hat Gott in denen Fällen einen freyen Willen ohne einige unruhige Bewegung, wo die Menſchen von Affecten gereget werden.

§. 1071. Unterdeſſen, da in Gott dergleichen deutliche Vorſtellungen ſind, als undeutliche und dunckele bey den Affecten angetroffen werden (§. 441. 955.): und daher ſein Wille auch auf dergleichen gehen muß, was eine Ähnlichkeit mit dem Erfolg aus unſeren Affecten hat; ſo kan man in ſoweit auch von Gott die Nahmen der Affecten brauchen. Es iſt nœthig, daß ich dieſes mit einem Exempel ausführlich erläutere. Ich habe gezeiget (§. 449.), daß die Liebe eine Bereitſchafft ſey aus eines anderen Glück ein merckliches Vergnügen zu ſchöpffen, und alſo in der That nichts anders als eine Freude über anderer ihr Glück. Ich habe aber zugleich erwieſen, daß ſie aus Vorſtellung des Guten entſtehe, was wir bey einem andern wahrnehmen. Wir finden nun auch bey Gott eine Vorſtellung der Vollkommenheit, deren die Creatur fæhig iſt (§. 964.), und alſo eine Vorſtellung des Guten, ſo ihr mitgetheilet werden kan (§. 422.). Dieſe Vorſtellung erwecket bey Gott Vergnügen darüber (§. 1065.). Da nun dieſes Vergnügen bey dem Menſchen der Affect der Freude iſt (§. 446.); ſo kan ich ſagen, Gott freue ſich über das Gute, was in der Creatur angetroffen wird. Und da nun die vorher erkante Vollkommenheit Gott bewogen hat, ſie zur Würcklichkeit zu bringen (§. 951.); ſo kan ich ſagen, Gott ſey bereit, ſich an dem Glück der Creatur zu vergnügen. Und in ſoweit kan ich ihm auch die Liebe beylegen. Wer demnach dieſes bedencket, und dabey auf dasjenige wohl acht hat, was im vorhergehenden von Gott erwieſen worden, der wird bey einem jeden Affecte etwas ähnliches finden, ſo er ohne Verletzung ſeiner Vollkommenheit Gott zueignen, und unter dem Nahmen des Affectes ohne einigen Anſtoß ihm beylegen kan: wie wir finden, daß es auch Gott in der Schrifft ſelber thut.

§. 1072. Weil Gott alles, was mœglich iſt, ſich auf einmahl und zwar in aller Deutlichkeit vorſtellet (§. 955.): alles aber, was ihm zukommen kan, in dieſer Vorſtellung mit enthalten oder gegründet iſt (§. 1067.); ſo iſt Gott alles, was er ſeyn kan, auf einmahl, und demnach ohne alle Einſchränckungen oder unendlich (§. 109.).

§. 1073. Hieraus aber erhellet ferner, daß er unveränderlich ſey. Denn wenn ſich Gott in etwas verändern ſolte; ſo würde er etwas, was er vor dieſem nicht geweſen wære, und wære demnach nicht alles auf einmahl, folgends nicht unendlich (§. 109.): welches dem zuwieder iſt, was erſt (§. 1072.) erwieſen worden.

§. 1074. Wiederum, weil bey Gott alles zugleich iſt (§. 1072.); ſo gehet nichts vorher und folget auch nichts nach. Derowegen, da die Zeit in der Ordnung derer Dinge beſtehet, die auf einander folgen (§. 94.); ſo iſt Gott nicht in der Zeit. Bey ihm iſt alſo kein Unterſcheid zwiſchen heute und geſtern, zwiſchen geſtern und morgen, ſondern er iſt und bleibet immer derſelbe.

AUS JOHANN JACOB MASCOUS GESCHICHTE DER TEUTSCHEN.

Geſchichte der Teutſchen bis zu Abgang der Merovingiſchen Kœnige, in ſechzehn Büchern verfaſſet von *D.* Johann Jacob Maſcou. Erſter Theil, Zweyte Aufl. *Leipz. 1750. Zweyter Th. 1737. 4°*

ZEHNDTES BUCH.

XLI. Die Geſchichte dieſer neuen Reiche können uns einigen Begriff von denen noch älteren Migrationen der Völcker, die in der Hiſtorie angemercket ſind, beybringen. Wir wollen dabey zuletzt noch einige Betrachtungen über die Umſtände, ſo die Errichtung derſelben befördert, und über die Würckungen ſolcher Veränderung, beyfügen. Bey den erſtern hat das gantze Chriſtliche Alterthum den Finger Gottes verehret; einige neuere aber ſind zu verwegen geweſen, und haben von iedem Verhängniß, die abſonderlichen Urſachen anzeigen wollen, wobey ſie vielmal in ungereimten Widerſpruch verwickelt worden. Die Umſtände aber, deren Zuſammenfügung dem Himmel hierbey dienen müſſen, ereignen ſich theils an Seiten der Teutſchen, theils an Seiten des Rœmiſchen Reichs. Die bisherige Folge der Geſchichte zeiget zur Gnüge, wie unerſchöpfft die Teutſchen, ſowohl an Mannſchafft, als Begierde zum Kriege und Tapfferkeit im Felde geweſen. Ihre Leibes-Stärcke, ihre Erziehung, und gantze Lebens-Art lenckete ſie dahin. Hierzu kam, daß ſie vielmahl die Noth auszuziehen zwang, vielmahls aber die Begierde nach Ruhm, wie gar offt die Freyheit, großmüthige Anſchlæge einflœſſet und unterhält, ſie darzu anreitzete. Was konnten denn alſo ſolche Völcker, die ſo viel Soldaten zehleten, als Manns-Perſonen unter ihnen waren, bey der Vermeſſenheit, damit ſie dem Tode trotzeten, nicht ausrichten? Weil ſie nun mit Weib und Kind auszuziehen pflegten, konnte ein Heer, wo es ſich ſetzte, ſo fort ein neues Volck, und der Fürſt, der es angeführet, ein eigen Kœnigreich formiren. Durch die vielen Kriege hatten ſie zugleich die Künſte und Vortheile des Krieges begriffen, und nicht allein überwinden, ſondern auch, was ſie erobert, behalten, gelernet. Die Rœmer hingegen, ſo die Liebe ihrer Provintzen, ohne welche keine Armee einen Staat zu ſchützen zulänglich iſt, verlohren, muſten empfinden, wie die Ungerechtigkeit ihre Erfinder endlich ſelbſt ſtraffet, und die lang verachtete Seufftzer der Unterthanen rächet. Die Begierde zum Kriege war dergeſtalt verſchwunden, daß man vielmahls fragen möchte, wo die Rœmer hingekommen, die vormahls einen groſſen Theil der Welt bezwungen. Viele der geſchickteſten Köpffe wiedmeten ſich der Kirchen: viele wollten lieber den Reichthum ihrer Vorfahren in Ruhe verzehren. Die Schwäche der Regierung unter *Honorio* und *Valentiniano III.*, die öffteren Abwechſelungen nach des letztern Tod, die Eyfferſucht der Nationen, ſo ſich dabey geäuſſert, die Mißhelligkeit mit dem Griechiſchen Hofe, die Uneinigkeit unter den Groſſen, beförderten endlich den Fall des Käiſerthums, der uns nicht ſo, als man wohl

vermuthen ſolte, in der Hiſtorie erſchrecket, weil man ihn ſo lange vorher geſehen. Die Länder funden endlich ſelbſt nachher bey der neuen Herrſchaft ihr beſtes. Das äuſſerliche gute Anſehen der neuen Ankömmlinge erwechte ein Vertrauen, das ſich auch nachmahls durch ihre Sitten nicht betrogen fand. *Salvianus* ſagt es den Rœmern unter die Augen, daß die Teutſchen in vielen Stücken tugendhaffter wæren, als ſie; und die Unterthanen es unter ihnen beſſer hätten, als unter der Rœmiſchen Herrſchaft, auch deswegen wünſcheten, niemals wieder unter dieſelbe zu kommen.

XLII. Wie nun die Einwohner von Italien, Gallien und Spanien, nachdem ſie mit dieſen Fremden in ein Volck zuſammen geſchmoltzen, durch ſolche Vermiſchung Blut und Temperament in etwas geändert; ſo iſt es auch in ihrer Verfaſſung, Geſetzen, Waffen, Sprachen, Kleidung und Sitten geſchehen. Die Rœmiſche Provintzen hatten bey den ſo öfftern Veränderungen viele Drangſale auszuſtehen gehabt. Hatten groſſe Verdienſte bisweilen den Weg zum Käiſerlichen Thron, oder doch zu ſolchen Verwaltungen, derer ſich auch Kœnige nicht ſchæmeten, den Weg bahnen können; ſo führten hingegen die Teutſchen ietzt die Freyheit ein, derer ſich das gantze Volck zu erfreuen hatte. Hieraus iſt entſprungen, daß die Kœnige in den Landes-Verſammlungen ſich Raths erholet: und die Biſchöffe, die um dieſe Zeit an den Staats-Händeln groſſen Theil nahmen, die erſte Stimme bey ſolchen Zuſammenkünfften erhalten. Die Verehrung, ſo die Teutſchen vor ihre Heydniſche Prieſter gehabt, machte, daß ſie deſto williger den Lehrern des Chriſtenthums dergleichen Vorzüge zuſtunden. Da ſie die Stædte nicht liebeten, weil ſie zu denen Künſten und Handthierungen, die in ſelbigen getrieben werden, nicht gewohnt waren, und das eroberte Land zu erhalten immer fertig zum Kriege ſeyn mußten; lieſſen ſie meiſtens die Stædte ihren alten Einwohnern, beſtætigten auch ihre Verfaſſungen, und ſetzten nur Grafen, oder andere Beamten ein, ſie in Gehorſam zu erhalten. Sie ſelbſt blieben im Felde, und theileten das Land nach den Dienſten ein, ſo ein ieder Beſitzer davon leiſten ſollte. Von ſolcher ihrer Einrichtung entſpringen die Lehen, die Verfaſſung des Adels, der Ritterlichen Würden, Übungen und Spiele; welches alles von den Gewohnheiten der alten Rœmer ſehr unterſchieden. Sie erhielten ziemlich lange ihre Sprache, ſowohl als ihre Sitten und Kleidung, und die Rœmer, ſo ihr Glück unter den Teutſchen machen wolten, muſten ſich darzu bequemen. Wo ſie ſtærcker an Anzahl geweſen, als die alten Einwohner, hat auch ihre Sprache die Oberhand behalten, wie zum Exempel die Angel-Sächſiſche in Britannien, die Fränckiſche in *Belgica*. In andern Ländern aber, wo die Anzahl der alten Einwohner ſtærcker war, als die Überwinder, bequemeten ſich die letztern mit der Zeit zu der Landes-Sprache, miſchten aber viel von der Art ihrer Mutter-Sprache, und deren Wörtern ein. Alſo erkennet *Altrede*, daß die Sprache in Spanien durch die Teutſchen, inſonderheit die Gothen, in etwas, doch nicht ſo ſehr, als nachmahls durch die Saracenen, vermiſchet worden. Welche Bewandtniß es auch mit der Italiæniſchen und Frantzœſiſchen Sprache hat. Mit den Geſetzen iſt es faſt eben ſo gegangen: In einigen Ländern ſind die Teutſchen alleine in Gang gekommen: in andern behielten zwar die Landſaſſen die Rœmiſchen, aber ſelbige wurden doch auch in vielen Stücken durch die Teutſche Gewohnheiten unterbrochen. Ihre Mode von Kleidung hat faſt durchgehends die alte

Rœmiſche verdrungen. Am meiſten aber muß man ſich wundern, daß ihre Kriegs-Manier für der Rœmiſchen, ſowohl was die Einrichtung der Armeen, als die Arten zu kriegen und die Waffen anbetrifft, den Preiß behalten, und man die Urſprünge des heutigen Krieges-Weſens in vielen Stücken in den älteſten Kriegen der Teutſchen antrifft.

SECHZEHNTES BUCH.

XXXVIII Der Krieg blieb die vornehmſte Beſchäfftigung der Francken. Sie haben erſt lange, nachdem ſie Meiſter von Gallien geworden, auch allmählich Luſt an andern Verrichtungen gefunden. Die Eroberung dieſer Länder iſt eben die ſicherſte Probe von ihrer Tapfferkeit. Und wie ſolte auch ein Volck, das von Natur ſtreitbar, nicht die Waffen lieben, da ſie alle im glücklichen Fortgang des Krieges ihren Vortheil funden? Die Beute, auch ſelbſt das Land, ſo ſie eroberten, wurd unter den Kœnig und das Volck durchs Loß getheilet: woraus eben die ſo genannte *Terra Salica* bey den Francken entſtanden. Ihre fürnehmſte Stärcke beſtund von Alters her im Fuß-Volch. Selbſt die *Salii* werden dafür gerühmet. Mit der Zeit befliſſen ſie ſich mehr und mehr auf den Dienſt zu Pferde, welcher unter den Francken in ſolche Achtung gekommen, als er vorhin jemahls in Gallien geweſen. Man findet auch, daß bey ihrer Militz bereits ein gewiſſer Unterſcheid im Dienſte gemacht worden, wie bey anderen Teutſchen Völckern. Solches hat mit der Zeit Anlaß gegeben zu verſchiedenen Arten von Vaſallen, ingleichen zu verſchiedenen Tituln und Würden unter denen Krieges-Leuten ſelbſt. Ihre gemeine Waffen waren Schild und Schwerdt, eine gewiſſe Art von Helleparte, und die Streit-Axt, welche eben daher *Francifca* genennet wird, weil ſie den Francken gleichſam eigen geweſen. Bogen und Schleuder kommen in dieſem *Periodo* ſelten für. Aber unter *Carolo M.* und ſeinen Nachfolgern ſind ſie mehr gebraucht worden. Ich finde bey andern Teutſchen Völckern, und inſonderheit bey den Gothen, Angel-Sachſen und Longobarden, daß ſie Fahnen oder Paniere im Gebrauch gehabt, auch abſonderlich die Kœnige dergleichen geführet. Es iſt demnach leicht zu vermuthen, daß auch die Francken ſich ſolcher Feldzeichen bedienet. Sie haben aber ihre Siege nicht ſo wohl der Art von Waffen zu dancken, als dem Muth und Geſchicklichkeit, ſie zu gebrauchen, welche *Narſes*, der berühmte Feldherr des Käiſers *Juſtiniani*, ſelbſt an ihnen rühmet. Darzu kam die groſſe Erfahrung, die ſie in ihren Kriegen, gegen ſo verſchiedene Feinde, erworben. Sie haben glücklich gefochten gegen die Rœmer, gegen die Gothen, Burgunder, und andere Teutſche Völcker, und zuletzt unter *Caroli Martelli* Anführung gegen die Saracenen. Die Kœnige ziehen insgemein ſelbſt zu Felde, auch in zarter Jugend, und die *Maiores Domus* haben ihre Gewalt durch nichts ſo ſehr, als das Commando bey der Armee, befeſtiget. Die Feldzüge wurden durch ein gemeines Aufgeboth, ſo ſie Bau nenneten, verkündiget. Sie währeten insgemein nur eine gewiſſe Zeit, und ein jeder muſte darbey ſich und ſeine Leute ſelbſt verſorgen. Bey der Freyheit war es ſchwehr Diſciplin zu halten, worvon in des Kœniges *Sigeberti* Hiſtorie ein Exempel fürkommt. So viel ſie aber im Kriege ſich zu gute hielten, hatten ſie doch ihre Herolde, zum Behuf des Friedens, und gütlicher Handlungen, welche eben ſo unverſehrlich waren, wie die *Feciales* bey den Rœmern.

XXXIX. Eine beſondere Frucht der Teutſchen Sitten, und fürnehmlich ihrer Krieges-Verfaſſung, iſt die Gewohnheit der Lehen, da ein Stück Landes, oder gewiſſe Gefälle, an jemand verliehen werden, um ſich ſeiner Treue und Dienſte zu verſichern. In den Zeiten, die *Tacitus* beſchreibet, findet ſich darvon noch nichts deutliches und zuverläßiges. Aber nachdem die Teutſchen Völcker in den Rœmiſchen Provintzen feſten Fuß gefaſſet, bekommen die Groſſen mehr Vorrath ihre Freygebigkeit auszuüben, und die anderen lernen dieſelbe beſſer nutzen. Man theilete das Land, ſo die alten Einwohner dem Überwinder abtreten muſten, unter die Tapfferſten von der Nation. Hieraus ſind eben die ſo genannten *Sortes* der Gothen, Vandalen und Burgunder, und vermuthlich auch die *Terræ Salicæ* entſtanden. Die Beſitzer darvon muſten dafür zu Felde ziehen, und eben deswegen erbeten ſie nicht auf die Töchter. Dieſe Güter nun mœgen eben die Beſchaffenheit gehabt haben, als die *fundi militares* bey den Rœmern, deren Beſitzer auch für den Genuß derſelben im Kriege zu dienen gehalten waren. Wir finden aber bey den Franeken etwas, das dem Lehen næher kommt. Die Kœnige verliehen offt etwas von ihren Cammer-Güthern an Perſonen, die es verdieneten, oder doch das Glück hatten, daß es der Kœnig glaubete. Dergleichen Güther waren auf Widerruff: allenfalls gieng der Genuß nicht weiter, als auf Lebens-Zeit, wo nicht der Kœnig ſie aus beſonderer Gnade den Kindern ließ. Sie werden daher *beneficia* genennet, welches Wort bey den Franeken eben ſo viel als *feudum* bedeutet, und die Beſitzer derſelben *beneficiarii*, oder auch *leudes*, *fideles*, *vaſſi*, *milites*. Die *Maiores Domus* hatten ebenfals ihre Lehnleute, wie aus den Geſchichten *Pipini II*, *Grimoaldi* und *Caroli Martelli* erhellet: Ingleichen die Hertzoge von Bayern und Schwaben, und vermuthlich alle Groſſe, die ſo viel an Ländereyen beſaſſen, daß ſie an andere etwas abgeben konten. Es äuſſert ſich auch noch eine andere Art von Lehn und Vaſallen. Gantze Nationen ergeben ſich den Franeken mit dem Beding, daß ſie den Kœnigen getreu ſeyn und Dienſte leiſten, im übrigen aber ihre Freyheit und Verfaſſung behalten. In ſolcher Verhaltung ſtehen die Hertzoge von Aquitanien, Bayern und Schwaben. Die Longobarden haben in dieſem Stück ihre beſondere Einrichtung nach den Umſtänden ihres Reichs gemacht: wie ebenfals die Weſt-Gothen, Burgunder und Angel-Sachſen. Die erſten Spuren ſind zwar dunckel. Aber das Lehn-Weſen hat auch ſeine Geſtalt nicht auf einmahl bekommen. Die Herren ſo wohl als die Lehnleute haben, nach Beſchaffenheit der Länder, und den Umſtänden der Zeit, bald dieſes, bald jenes, aus den Gewohnheiten verſchiedener Völcker, angenommen.

XL. Doch hielten die Franeken und übrigen Teutſchen, bey allen ihrem kriegeriſchen Weſen, viel auf Recht und Gericht, welches ein ſicheres Kennzeichen wohlgearteter Völcker iſt. Man kan hier ſchon eher von ihren Geſetzen urtheilen, weil in dieſem *Periodo* die meiſten darvon in Schrifften abgefaſſet. Wir haben die doppelten Geſetze der Franeken: der *Saliorum* und *Ripuariorum*. Die Burgunder behalten die ihrigen auch unter der Fränckiſchen Herrſchaft: und unter eben dieſen Kœnigen ſind die Geſetze der Bayern und Schwaben einigermaſſen in Ordnung gebracht worden. So haben auch die Weſt-Gothen in Spanien ein neues Recht geſtifftet, die Longobarden in Italien, und die Angel-Sachſen in Britannien. Die Franeken lieſſen

ſo wohl die anderen Teutſchen Völcker, die unter ihrer Hoheit ſtunden, ein jedes bey ſeinem Recht, als die alten Einwohner, von einigen Provintzen in Gallien, bey dem Rœmiſchen. In den Geſetzen der Teutſchen Völcker iſt eben nicht viel Politic zu ſuchen. Sie enthalten meiſtentheils nur die erſten Grundſätze der allgemeinen Sicherheit, welche ihnen die Erfahrung gelehret, und ſind, da ſie nach dem Gutachten des Volcks ſelbſt eingerichtet, in vielen Stücken ziemlich gelinde. Man könte ſagen, die Nothwendigkeit habe ſie dictiret, und die Freyheit zu Papier gebracht. Bey der damahligen Armuth und rauhen Lebens-Art konten ſich die Teutſchen darmit behelffen. Mit der Zeit haben andere Sitten auch andere Geſetze erfordert. Unter *Carolo M.* und ſeinen Nachkommen ſind deren viele gemacht worden. Aber je unvollkommener die weltlichen Rechte blieben, je mehr Fälle zogen die Biſchöffe zur geiſtlichen Gerichtbarkeit. Doch behalten auch dieſe älteſten Merckmahle der Teutſchen Rechte ſelbſt des Alterthums halber ihren Werth. Man bemercket darinnen gleichſam die erſten Schritte, ſo die Vorfahren gethan, um ſich der bürgerlichen Geſellſchafft zu nähern. Die Gerichte wurden unter freyem Himmel, bey gemeiner Verſammlung, gehalten: und ein jeder freyer Mann konte ſich darbey getröſten, daß er Perſonen ſeines gleichen mit zu Richtern hätte. Sie hielten bey den rechtlichen Handlungen auf ihre gewiſſe Formulen ſo viel als die Rœmer, und hatten auch beynahe eben ſo viel äuſſerliche Zeichen, die eigentliche Bedeutung deſſen, was fürgieng, anzuzeigen. Selbſt die Waffen werden mit darzu gebraucht. Bey der Adoption überreicht der Einwünſchende dem andern etwas vom Gewehr, weil der Vater insgemein ſeinem Sohn die erſten Waffen anzulegen pflegte. Alſo legen ſie die Hand an den Degen, wenn ſie ſchweren: vermuthlich, weil ſie nichts ſo ſehr wünſcheten, als mit demſelben glücklich zu ſeyn. Bey den Longobarden war in den älteſten Zeiten ein Pfeil das Zeichen der Freylaſſung, vielleicht als eine Bedeutung, daß man den Knecht wehrhafft und geſchickt zum Kriege mache, der eigentlich nur für freye Leute gehœrete. Bey ſtreitigen und ungewiſſen Fällen hatte der Aberglaube die Feuer- und Waſſer-Probe eingeführet, und die Verwegenheit den Zweykampff. Dieſer wird ſogar in den Geſetzen der Burgunder, und einiger andern Teutſchen Völcker, fürgeſchrieben: und die Francken ſelbſt haben dieſe Gewohnheit aufs hœchſte getrieben. Nur *Theodericus*, Kœnig der Oſt-Gothen, weiß ſich ſelber Danck, daß er ihn bey ſeiner Nation abgeſtellet. Was anfangs eine gerichtliche Rechtfertigung war, hat nachmahls Frevel und Rachgier ſo gemein gemacht, daß ein jeder für ſich zum Degen greifft, wenn er glaubet, der andere habe ihn an ſeiner Ehre beleidiget, ohne zu bedencken, daß er ihm nunmehr auch ſeine Perſon Preiß gebe. Die neuern Geſetze haben alſo nicht weniger Mühe gehabt, dem Duell zu ſteuern, als die alten ihn förmlich einzurichten.

NICOLAUS HIERONYMUS GUNDLINGS PROLEGOMENA ZU SEINEM DISCOURS ÜBER PUFENDORFFS HISTORIE.

D. Nicol. Hieron. Gundlings *Academiſcher Diſcours* über des Freyherrn Samuel von Pufendorffs Einleitung zu der Hiſtorie Der vornehmſten Reiche und Staaten *u. ſ. w. Frankf. a. M. 1737. 4°.*

Nicht allein *Cicero*, ſondern auch alle kluge Leute ſagen: Daß die *Hiſtoria* ſey *Magiſtra, Scholaque vitæ*. Denn ſo wohl die *Stulti*, als *Sapientes*, können daraus *profitiren*. Dieſe, weil ſie doch niemahls ſo vollkommen, daß ſie nicht noch immer was zu lernen hätten, ſonderlich aber *ut caveant ab artificiis ſtultorum, quæ detegit aperitque Hiſtoria*. Jene aber können gar viel aus der Hiſtorie lernen. Denn dieſelbe iſt nichts anders, als eine *Praxis* der gantzen *Philoſophie*. Die *Logic* wird *practiciret*; *verſatur enim circa diſtinguenda veroſimilia a verodiſſimilibus*; Die *Moral* ſtecket darinnen, man lernet allerley Leute und Menſchen Gemüther erkennen; Die *Politic* iſt ohnſtreitig auch in der Hiſtorie faſt am beſten zu lernen; Und dann kommen auch noch *Prætenſiones*, da die *Praxis Juris Gent.* kan angebracht werden. Zu dem ſo iſt die Hiſtorie, wenn ſie lebhafft vorgetragen wird, *plaiſirlich*, und wie eine *veritable Comœdie*, darinnen auch manche Narren *agiren*. Aus der Hiſtorie kömmt man zu der Kunſt, die *Themiſtocles* gewuſt, *qui de futuris callidiſſime conjecit*. Denn gleichwie ich einem Menſchen, den ich ſchon lang *ſpecialiter* kenne, und deſſen Zuſtand, Thun und Laſſen, und gantzer *Character* mir bekannt iſt, ſein gantzes *Prognoſticon* ins künfftige ſtellen kan, ob es ihm wohl oder übel gehen werde; Alſo gehet es auch mit den Staaten und Reichen. Die Hiſtorie iſt auch, wie *Baſilius Magnus*, *Imperator Græcus*, ſeinem Sohn zur Lehre gab, eine *perpetua peregrinatio*. Deswegen, wenn ein Menſch, der die *Geographie* und Hiſtorie wohl verſtehet, mit Fremden *diſcourrirt*, wird er davor gehalten, als wære er ſelbſt an denſelben Orten geweſen, wie einmahl ein Dæniſcher *Officier* von mir gemeynet, ich wære in Dæniſchen Dienſten geweſen, weil ich aus dem Buch, das der *Secretaire* des *Monſ. Vernon* geſchrieben, alle *Regimenter* und ihre *Mondur* gewuſt. Deswegen wird die Hiſtorie überall hoch *æſtimiret*. Selbſt die Türcken fiengen an unter *Solyman*, derſelben Nutzen zu mercken; denn dieſer befahl, die alte *Hiſtoricos Latinos* ins Arabiſche zu überſetzen, *conf. Bæcleri Diſſert. Hiſtoria Principum Schola*. Ob ein *Juvenis* ein *idoneus auditor hiſtoriæ* ſey, kan daher *dubitiret* werden, weil er das *Judicium* noch nicht hat, aus ſo vielen *Hiſtoricis*, deren nicht 10. ſind, die *en perfection* geſchrieben, *aurum tanquam ex ſterquilinio* zu ſuchen; *it.* weil ſie *de prudentia vel imprudentia* zu *judiciren*, welches das Haupt-Werck in der Hiſtorie iſt, noch nicht geſchickt ſind. Allein *pro prio Marte* thut ein junger Menſch nicht wohl, daß er die Hiſtorie *tractiret*, ſondern er muß eine Anweiſung haben, was die Haupt-*Scribenten* und *Pragmatici* ſeyn, und auf was vor *eventus* und *facta* er vornehmlich ſehen müſſe. Er muß auch eine *veritable*, und keine *pedantiſche Logic* wiſſen, *ut verоſimile à fal-*

ſoſimili diſcernat. Die Hiſtorie an ſich ſelbſt, *quatenus res geſtas complectitur*, ſchärffet das *Judicium* nicht, aber bey der Hiſtorie *exerciret* man die *Logic*, und weil man mit *veroſimilibus* umgeht, ſchärffet man das *Judicium*. Was die *prudentiam* betrifft, ſo iſt wahr, der *juvenis* iſt noch nicht *prudens*; aber eben deswegen braucht er einen Lehrmeiſter, und iſt gut, daß er bald anfänget, von der *prudentz* einige *ignieulos* zu kriegen; Im Alter iſts ſchon zu ſpæte.

Quæritur, ob die Alte oder Neue Hiſtorie beſſer ſey? *Reſpond.* Wenn man zwar Gedult hätte, und bald anfienge, wære es *ſolider*, wenn man ein jeglich Reich von Anfang bis zu Ende durchbrächte. Allein wenn man auf einmahl eine *Connoiſſance* von jedem Reiche haben will, ſo iſt die Neue Hiſtorie nützlicher, als die Alte, weil man doch entweder die Alte oder Neue auslaſſen muß. Denn wenn man die alte Hiſtorie *accuratiſſime* wüſte, würde es heute zu Tage nichts nützen, auſſer zur *Connexion* mit der Neuen. Aber aus der Neuen lernet man die *Politic*, ingleichen den heutigen Zuſtand der Welt beſſer, und ſie iſt nützlich genug, wenn man ſchon die alte nicht weiß. *Grotius* riethe dem *Aubery*, der in der Jugend verſäumet worden, zu allererſt die neue Hiſtorie zu lernen; denn dadurch würde er ſchon zu *Affair*en geſchickt ſeyn. Hernach aber ſolte er nach und nach *ad antiquiora* gehen; denn wenn er von dieſen anfangen wolte, würde es ihm zu verdrießlich fallen.

Quæritur, ob die *Hiſtoria Germanica* nicht beſſer? *Reſpondetur.* Die fremde hat den Vorzug zu dieſen Zeiten, da der Friede vor der Thüre, und anderwärts auch noch Krieg iſt. Hernach iſt ſie angenehmer, denn es ſind viel mehr Politiſche *Intrigu*en darinnen, mehr *artes regnandi*; Sie iſt *pragmatiſcher*. In Teutſchen Sachen ſind mehr *Annales*, als Hiſtorie. Auf dem *Commercien*-Weſen mit den beyden Indien *roulliret* die gantze Welt. Die Teutſche Hiſtorie hat aber auch ihren unläugbaren Nutzen im *Jure publico*, welches ohne die Teutſche Hiſtorie, die von den alten bis auf die neue Zeiten zu *docir*en iſt, nicht kan verſtanden werden.

HOMILIE
VON NICOLAUS LUDWIG GRAFEN VON ZINZENDORF.

Vier und Dreyßig *Homili*æ über die Wunden-Litaney der Brüder, Gehalten auf dem Herrnhaag in den Sommer-Monathen 1747. von dem *Ordinario Fratrum*. Zu finden in den Brüder-Gemeinen. 8°.

Die erſte. *Dom. Jubilate* am 23. *Apr.* 1747.

Text.

Ave! *Agnus Dei!*
Chriſte, *Eleiſon!*
Gloria, *Pleuræ!*

ICh will über die Wunden-Litaney reden.

Es iſt mir zwar nicht gewöhnlich, daß ich *Liturgi*en erklære. Ich bin in dergleichen Sachen der Gedanken, daß ſie ſich dem Herzen ſelbſt ſo *inſinuir*en müſſen, und ſelbſt die Lateiniſchen, Ebræiſchen und Griechiſchen Worte nach ihrer wahren Kraft gefühlt werden müſſen, wenn ſie auch allenfalls nicht verſtanden würden. Denn man läßt ein Lateiniſch, Griechiſch und Ebræiſch

Wort manchmal mit einflieſſen, weil mans in unſerer Sprache nicht ſo nachdrüklich geben könte. Da gehts in dem ganzen Verſtande ſo mit fort, und es bedürfte bey uns keiner Erklærung, denn es drukt nur den Sinn aus, der ſchon im Herzen ligt, und dazu man in ſeiner Mutter-Sprache kein Wort finden kan; iſt alſo eben ſo viel als wenn David in den Pſalmen Sela ſagt: oder vor einem und dem andern Vers mit einem *Muſicaliſchen intervallo* abwechſelt.

Vielweniger bin ich geneigt, unſere teutſche Worte zu erklæren. Ich weiß was die Erklærungen und *Phraſes* für eine groſſe Gefahr haben, aus den Materien den Saft und Kraft heraus zu kochen, und ſie nur anzubrennen: ſonderlich wenn man ſich mit viel *demonſtrationen* einlæßt, und dem Verſtande zu thun gibt, wo das Herz nur fühlen und genieſſen ſoll. Gewiß wenn unſere Sachen bloß für uns und unter uns blieben, und alle nur von Mund zu Mund gingen, wie es in den alten Zeiten geweſen, *per traditionem*; ſo wæren ſie am allerſeligſten in unſerm Herzen aufgehoben, ohne Erklærungen: Weil aber eines theils faſt keine Sache mehr übrig iſt, die für die Gemeine allein bleibt; andern theils unſere Geſchwiſter ſich manchmal über Herzens-Sachen *examiniren* laſſen und darauf antworten, und wenn nun ſchon geantwortet wird, nothwendig recht geantwortet werden muß; und weil ſich denn auch immer von Zeit zu Zeit etliche Seelen mit finden, die nicht genug auf ihr Herz acht geben; ſondern ſich manchmal einen unrechten *Concept* von etwas machen, denen man vollends ganz darauf helfen muß, und man die Leute nicht ausgezeichnet hat, daß man *præciſe* wüßte, wer ſie ſind; indem es manchmal ſolche ſind, von denen man es nicht dächte; ſo wie ſich der Heiland wieder manchen Seelen deutlich macht, von denen man es ſich wieder nicht vorſtellen ſollte (darin hat eben der Heilige Geiſt eine freye Hand und läßt ſich nichts vorſchreiben,) ſo iſt es eben doch gut, daß etwa einmal eine ſolche *Liturgie* der Gemeine mit andern Worten ausgeſprochen wird; nicht ſowol erklært, erläutert und *paraphraſirt*, als nur mit anders lautenden, gleichgültigen, *æquipollenten* Worten aus dem Herzen der Verfaſſer wiederholet.

Das habe ich ſo bey der Überſehung der Wunden-Litaney in ihren verſchiedenen Abtheilungen gefunden.

Eine Litaney, meine Geſchwiſter, iſt eigentlich ein öffentliches und gemeinſchaftliches Anbeten, da man vor ſeinem unſichtbaren Haupte ſteht oder geht: wenn die *συναγωγὴ ἐις ἀυτὸν*, die Geſellſchaft, die um ſeinetwillen iſt, (Ihm zu gefallen,) wenn ſich die einmal mit einem Munde hœren læßt, wenn ſie ihren einerley Hertzens-grund auf einerley Art ausdrukt, (wir ſind nun einmal alle eins:) wenn ſich die ſelige *Aſſemblée* von Jungfräulichen Leuten (verſchloſſen auf die Jeſus-Eh ſeit ſiebenzehen Zeiten oder Jahrhunderten, die wir nun ſeit des Lämmleins Marter-Taufe zehlen,) einmal den Bund, das Teſtament, das Sacrament, das zwiſchen dem Mann und ſeiner Gemeine iſt, gegenwärtig macht, und entweder in ſeinem heiligen Namen die Heilige Dreyeinigkeit *venerirt*, oder in ihrem eigenen Namen ſich vor ihrem Mann ſtellt, und dem vors Herze kniet, dem ſie lebet.

Da iſt nun freylich etwas an unſerm Manne, das ſeine beſondere *Attention* nach ſich zieht, das auch Er in der Ewigkeit ſelbſt ehrt, und das ſind ſeine Wunden. Der Tempel, das Licht und Gott iſt der Mann mit Fünf Wunden roth, mit den berühmten Fünf Wunden: denn es ſind ihrer freylich viel mehr; aber das ſind ſo die *extanteſten*, die man darum die heilige Fünf Wunden nennt, weil er ſie alle Fünf nach ſeiner Auferſtehung

wieder gezeigt und *recommendirt*, und ſeinen Zeugen von neuen ins Andenken gebracht hat.

Und weil ſich nun unter dieſen Wunden eine ſo ſonderlich hervorgethan hat, als es nach ſeinem Tode ausgebrochen iſt, da ſie einen ganzen Strom Blut und Waſſer ausſchüttete: ſo hat die freylich unter allen um ſo viel mehr den Rang, weil ſie einmal des Sohnes Zeichen ſeyn wird, woran die Nationen, die Stämme Iſrael, und die ganze Welt erkennen wird, wer der Mann auf den Wolken iſt. Denn es werden auch die Leute, die Ihn in der Welt gequælt haben, die Stelle, den Ort der *Pleura* ſehen, wohinein Er geſtochen worden, und der wird ſie endlich alle in Thrænen zerſchmelzen, der wird ihnen ihr Herz brechen, da werden ſie ſich nicht mehr halten können, ſie werden ſich wie Waſſer ausſchütten; heulen werden ſie, wenn ſie den Ort der *Pleura* ſehen werden, und den Jubel-Schall hœren von ſo viel Engeln und unzehlbaren Schaaren ums Lamm herum, die der Heiligen Dreyeinigkeit noch einmal fürs Lamm danken, und *Gloria* der Seite ſingen werden.

Was die erſte Anrede in unſerer Wunden-Litaney betrifft: *AVE! AGNUS DEI. CHRISTE ELEISON! GLORIA. PLEURÆ!* ſo bezieht ſie ſich auf die Heilige Dreyeinigkeit; und die Urſache, warum gleich darauf die Rede mit dem Vater, Sohn und Heiligen Geiſt fortgeſetzt wird, iſt, das vorhergehende zu erklæren.

Wenn wir ſagen; *Ave! Agnus Dei*: ſo thun wirs allemal *à la ſuite* von Gott dem Vater, wir ſind Gottes des Vaters ſein Reigen, Gott Vater iſt der Prieſter und *Director* dieſes *Chori Muſici*.

Der Heiland heißt Gottes Lamm in Anſehung ſeines Vaters. Er iſt überhaupt ſeines Vaters Freude und Herz, Er iſt der Mann, an dem ſich ſein Vater *delectirt*, das Zeugniß hat Er Ihm ſelber gegeben: das iſt mein lieber Sohn, mit dem laßt euch ein, macht euch ja eine Gnade draus, daß ihr Ihn hœren und mit Ihm umgehen könt! Er iſt durch alle Ewigkeiten meines Herzens Troſt und Freude und Vergnügen geweſen, Ich habe alle meine Freude und Wonne an Ihm gehabt, Ich kan der beſte Zeuge ſeyn, niemand kennt Ihn ſo gut, als der Vater, der weiß was er an Ihm hat, der weiß, was in dem Herzen wohnt, der kennt die Tugend, die Wichtigkeit, die *Solidität*, den *Character* ſeines eigenen Weſens, und ſieht ſich lebendig in ſeinem Sohn abgedruckt, von dem die ganze Welt, die ſich von dem Ur-Gott den geringſten wahren *concept* machet, und ſiehet Den, ausruffen muß: das iſt ja der natürliche Vater. Es iſt eine bekannte *Cæreſſe*, wenn man von dem Sohn eines berühmten, ehrwürdigen, *reſpectabeln* Vaters pflegt zu ſagen, es iſt der natürliche Vater, das iſt der Vater wie er leibt und lebt. Das iſt eben auch des Heilands ſeine kurze Beſchreibung. Er ſagt ſelber: Wer mich ſieht, der ſieht den Vater, Ich bin der natürliche Vater, Ich bin der Vater wie Er leibt und lebt, Ich bin ſein wahres *Portrait*, ſo könt ihr Ihn euch nach ſeiner Geſtalt, nach ſeinem Herzen, nach ſeiner Amts-Gottheit, nach allen ſeinen Grund-Gedanken vorſtellen.

Inſonderheit hat Er Ihn ſo kennen lernen, (wenn man von Gott ſagen kan, Er hat was gelernt,) er hat ihn ſo kennen gelernt, er hat ihn in einem neuen Auftritt geſehen, er hat einen neuen *Actum* von Ihm geſehen, als der Sohn den ſchœnen Einfall kriegte, die Himmel und aller Himmel Himmel, alle die unüberdenkliche *Globos*, und endlich auch das Plætzgen, da wir drauf wohnen, das Stæublein in der übrigen *Harmonia Univerſi*, das man dieſe Erde heißt, zu erſchaffen, und alle die unſægliche und unzehlbare Schaaren der Geſchöpfe und zuletzt den Kœnig von ihnen allen, den Men-

sehen, darauf zu setzen. Das ist des Sohns *Invention*, die Gottes-mæssige *Imagination*, die Er gehabt hat. Wie köstlich sind vor mir, o Gott, deine Gedanken; sagt David, deine *Speculationen*; deine *Idéen* die du gehabt, ihrer ist eine *Summa*, so groß wie der Sand am Meer: wenn ich wollte anfangen zu denken, so könte ich eher den Sand ausschaufeln, ich könte eher die Staub-Körnergen nach einander zusammen lesen und zehlen, ehe ich die Gedanken zehlen, ehe ich mir davon einen *Prospect* machen, und sie in einen Punct zusammen bringen könte; was du dir über alle die Creaturen, Welten und *Æonen* gedacht haben must, davon doch kein Blätgen auf einem Baum zu sehen ist, kein Würmgen auf dem Boden kriecht, das du nicht ausgedacht und dessen *Statur* und *Fabric* du nicht erfunden hast. Wo soll man hindenken? mir entsinken meine Sinnen in mir, die Gedanken rinnen, ihrer ist ein grosser Hauffe.

Aber das ist noch alles nicht das, das ist noch nicht der Gruß, den wir bringen, das sind uns noch alles fremde *Considerationen*, Sachen die ausser uns sind, die ohne uns seyn könten, ob wir gleich ohne sie nicht bestehen könten. Der Haupt-*Character*, der Name, den wir anbeten in der Wunden-*Litaney*, bey dem wir anfangen, ist nicht die Amts-Gottheit, das *Numen Gentium* und *Ens entium* und die *Causa causarum*, weshalben er Amts-Gott ist; das ist nicht der *Schemhamphoraseh* wovor die Engel beben, nicht das Ur-Alter davon wir singen: *Non erat, ubi non eras*; das sind nicht die Donner-Strahlen, daran ihn die Welt wittert, worüber ihr Zittern und Beben ankomt, die Angst wie einer Gebærerin; das ist nicht der Schrekken, der vor seiner Wiege herging, der seine Lehre beschützte, der über die Natur kam, da sein Geist aus der Hütte fuhr; auch sinds nicht die *Prædicaten* seiner Person, die *Magnificenzen* seines Hof-Lagers; das alles sind die Sachen nicht, deren halber wir Glük zu! ruffen, und das *Ave* dem Vater nachsprechen, und gleichsam das *Echo* sind von des Vaters Gruß: das Lamm ists, meine Brüder! *Agnus Dei*, davon Johannes sagt; ey sehet! sehet euch doch Gottes sein Lamm an, seht euch doch Gottes seinen Sühn-Widder an, sein Schlacht-Opfer, sehet euch das ewige Opfer an, das auf einmal, auf einen Stich, mit einer Speer-Wunde auf alle *Æonen* hinaus heiligt, versöhnt, erlœst und selig macht, alles was selig werden wird in Zeiten und Ewigkeiten, das für alles ausser Gott, genug gethan hat, das den Tod geschmekt hat χωρὶς Θεῦ, Gott, die Heilige Dreyeinigkeit alleine ausgenommen, für alles was genannt und erdacht werden mag, es schwimmt alles in dem Element seines Bluts, sein Versöhnungs-Blut ist das *proprium quarti modi* der ganzen geheiligten Creatur, des ganzen seligen *Universi*, es widersteht der Pestilenz des zeitlichen und ewigen Todes, und ist sogar das einzige *Principium vitæ*, das nicht nur hier in der Zeit angebetet, sondern auch durch alle Ewigkeiten von unzehlbaren Schaaren besungen wird; denn er wird in Wahrheit in der Ewigkeit seiner Wunden Klarheit ehren allezeit.

Warum heisset er denn Gottes sein Lamm? Nicht so wol darum, weil er Gottes sein Opfer ist, weil er Gott versöhnt hat; in so fern ist er sein eigen Lamm, denn er hat sich selbst versöhnt, und seiner eigenen Gerechtigkeit ein Genüge gethan; (Er versöhnte die Welt mit sich selbst;) sondern darum heißt er Gottes sein Lamm, weil er das einzige Schæfgen war, das der Vater auf seinem Schooß gehabt hat, weil er sein einziges Herzgen war, das in allen Ewigkeiten und Ungründen in seines Vaters Schooß gesessen hatte. Und wie jener arme Mann sein einziges Schæfgen hat hergeben müssen, darüber Nathan den

David an Uriam erinnert, und ihm endlich sein Herz damit weich macht; wie es, sage ich, der Mann hat hergeben müssen: so hats der Vater Gottes hergegeben, williglich. Und da das Schæfgen von seinem Schooß sprang und dem *meritori*schen Tode und Verderben, Fluch und Bann entgegen hüpfte, sich aus seiner Gottes-Ruhe heraus gab, und gleichsam in den Abgrund alles Verderbens stürzte, darinnen es erst die Menschlichkeit angezogen, und sich einpichen lassen, daß es die Flammen des Verderbens und des Gerichts, die uns würden verzehrt haben, haben erlangen und brennen können: da hat das Vater-Herz vor Freuden geweint, Ihm ist vor Creuzes-Freuden weinerlich worden, es ist Ihm nicht so schwer worden, sein Schæflein, sein einiges Kind, sein Schooß-Kind herzugeben; als Ihm sein Herz gehüpft hat über das grosse Heil, das sein Schæfgen, sein Schooß-Kind verrichten würde; über der grossen Macht, Majestæt und Gewalt, über der Kœniglichen, aber noch mehr, über der Ehmanns-Gewalt, die sein Kind über die Seelen in der menschlichen Natur kriegen würde. Er hat sich auf den Braut- und Hochzeit-Tag gefreuet, da der Sohn in seinem Braut-Kranze von Dornen da gehangen hat, und da Ihm der Heilige Geist und sein Blut (das heilige Mittel der Versöhnung) aus seinem Leibe heraus geflossen und gestürzt ist, wie ein aufgehaltner Strom, der die ganze Welt in einem Augenblik beflosse und heiligte: das hat den Vater so gefreuet, daß das sein Lamm, sein Lamm ist, daß das der Sohn seines Herzens ist, aus seinem Herzen entsprossen, daß Er Ihn gezeugt zur Ur-Stunde, daß Er Vater von dem Kinde ist, das solche erstaunlich majestætische und *reale* Dinge ausführt.

Darum heißt Er Gottes sein Lamm. Wir geben dem Vater die Ehre: Es ist dein Kind. Er ist wol ein Mensch; aber von uns hat Er das nicht, wir habens Ihm nicht gegeben, unsere Natur bringt dergleichen *Realia* nicht mit sich, dichten und *phantasiren* kan man sie, aber auf unserm Boden wächst das nicht, wir denken so nicht, wir würden keinem Thier zu gefallen ein Thier, wenns dadurch in die menschliche Natur verwandelt werden könte; sondern wir dächten, es ist zum Thier geschaffen, und wir nicht. So dächten wir. Aber so hat der Sohn nicht gedacht; der Sohn hat gedacht: der Mensch ist nicht zum Verderben geschaffen, die Menschen-Seele ist nicht zum Tode geschaffen, sondern zum Leben; Ich will sie zum ewigen Leben erlœsen, und will sie mit meinem menschlichen Leben und Tod in ihr Leben *restituiren*. So denkt niemand als dein Kind, so denkt dein Lamm, lieber himmlischer Vater: *Ave! Agnus Dei*; ein solch Lamm, ein solch Gottes-Lamm, ein solchs einigs Kind eines solchen Vaters, sey gelobet in Ewigkeit!

Wir stellen uns dabey vor, wie sich der Sohn, das Lamm, zum Throne gemacht, und wie Ihm sein Vater das erste *Ave*, den ersten væterlichen Willkommen geboten hat, wie sich die Gottheit gegen einander gebükt und gedemüthiget hat, wie Vater und Sohn und Geist kaum gewußt, wie sie einander ehren sollten, und wie sie alle *Qualitæten* und *Meriten* eines Vaters, der sein Kind hergibt; einer Mutter, die den Menschen Jesum Christum in der Mariæ Gefäß getragen und aus demselben heraus gebohren, und sein ganzes Leibes-Leben durch, ja bis über den Tod hinaus, *ad moth veacher*, geführt hat, und wieder durch alle Ewigkeiten liebt und begleitet; und endlich eines Sohnes, der sich selbst zum Schlacht-Opfer gegeben, und nun alles vollendet hätte; rüber und nüber genug bewundern und ehren sollten.

Das hat sich hernach in lauter Liebe, in eine Gottes-Liebe, in ein Göttliches Liebes-

mahl verloren, und da ist alles zusammengeflossen in dem Gottes-Gefühl. Und da es zur Sprache kam, ist es endlich dabey geblieben: *Ave! Agnus Dei! Ave; κεφάλαιον*; *Ave! Numen in nuce;* und wenn wir es nun nachsingen, so ist es das *Echo*, das, seit dem Er sich zum Throne genaht, aus dem Munde so vieler Millionen bis zu uns, und von uns bis übers Ende der Tage hinaus, vor dem Thron fortgehen wird. Wie das *Echo* aus einem Walde oder Gebirge oft von einer Ekke in die andern schlägt und sich *infiniment* wiederholt: so schallt das *Echo* durch alle die Gemein-Ordnungen, die sich so auseinander herausgezogen haben, von der Himmelfahrt Christi bis zum heutigen Tag, und sauset in einem fort, daß wenns in der Gemeine summt; *Efflavit Jesus Animum*, Er hat seine Seele für uns gegeben, Er ist entschlaffen, Er ist verschieden: so summt und schallt das *Ave!* das Willkommen; Lämmelein im Thron, daß dirs Gott verlohn! und hört nicht auf.

Das ist so der erste Gedanke, die erste hinreissende gefühligste *Idée*, die uns, in dem *Moment* da wir *Ave* anfangen, oder es hören im Namen des Vaters, alle zugleich einnimmt. Unser *Ave* ist unser Amen, aufs Vaters Weissagung: alles Volk sage Amen, und Lobe den Herrn!

CHRISTE, ELEISON! das ist nicht dasselbige Erbarm, das das Vœglein alle Tage pfeifft, das die hungrige Creatur von sich gibt, das der verspætete Baum im Walde in sich hat, das in dem von der Ebbe zurückgelassenen Fisch ligt, bis ihn die Welle wieder holet, ja das die Menschen-Seele *qua talis* spricht, wenn sie sich in ihrem Elend und Armuth siehet; sondern es ist das Erbarm, das Gott Erbarm! das die Gemeine in der Betrachtung des Gottes-Lamms ausruft. Erst wiederholt sie des Vaters sein Willkommen, darnach fällts ihr aufs Herz, aber um Gotteswillen! den Sohn, der seine Freude war, hinzugeben in Todes-Gefahr, auf daß alles was an Ihn gläubt, Gottes Hause werd einverleibt; Herr Jesu was ist das!

Da entbrennt bald das erschrekliche Gesetz in uns, davon ich immer rede. Es ist kein *formidabler* Gesetz, wogegen das ganze Gesetz Mosis mit samt Mose nur ein *Poltron* ist; als das Evangelische Donner-Wort, das durch die Seele bohrende Schwerd der Wunden Jesu, welches die Weiber in Jerusalem wol erfahren. O Wunden-Wort, du Donner-Wort, du Schwerd das durch die Seele bohrt! denn wenn einer bedenkt, daß Jesus für alles durchstochen, durchgraben, zerrissen ist, für alles was man sieht, für die Grund-Suppe der Zeit und Menschlichkeit, für alle die Greuel, die vor unsern Augen, oder auffer unsern Augen, aber doch nach unserer Wissenschaft herumgehen, und zwar seinen Erdboden erfüllen, entweyhen und entheiligen; und für uns alle, die wir solche *miserable* Herzen und so schlecht sind, die Er so schleppen und tragen und mit einem erstaunlichen Vergrœsserungs-Glase ansehen muß, wenn Er was *reales* an uns finden will; da Er sein Herz, sein Ehe-Herz zum *Microscopio* machen muß, dahinter unser kleines Stäubgen von Dankbarkeit, unser Sonnen-Stäubgen Liebe Ihm etwa so vorkommt, als wenn es so ein ganzes Herz wære, als wenns alles wære, welches macht, daß Er auf nichts sieht und auf nichts Achtung gibt, als auf das; daß Er so das *Punctum*, das *Centrum*, worinnen sich die Liebe gefangen hat, wo sie kurz beysammen ist, seinem Herzen *repræsentirt*, und das übrige nicht gewahr werden will.

Unser seits aber haben wir das *Microscopium* nicht, wir sehen uns eben wie wir sind, wir sehen uns auf der bloßen Nadel, wir wissen was Er für Früchtgen an uns hat, wir wissen wie es mit uns aussieht, wie winzig-

klein unſere Liebe und *Realität* iſt, und wie es nicht der Rede werth iſt: da erſchrikt man von ganzen Herzen, da heißts: O Herr Gott! und du biſt für uns geſtorben! und du biſt für mich geſchlachtet! und deine Wunden, ſind meine Wunden ſo gut, als wären ſie ganz alleine für mein Herz da! da heißts: *Eleiſon*! Gott Erbarme ſich! warum nicht, danks Gott! Warum höret man dabey kein Hallelujah erklingen; ſondern ſingen, *Kyrie Eleiſon*! ſtatt der Wonn: Weil wir uns der Wunden-Gaben mehrentheils zu ſchämen haben, denn was hat das Lamm davon?

Aber doch komt uns auch ein Troſt zu Hülfe, den uns die Mutter der Heilige Geiſt gleich gibt und vors Herze bringt: Er wird uns die Wunden ſo lange predigen, und die Seite ſo lange offen halten, wie ſo der *Sacriſtan* die *Reliquien* öffnet, oder der Lehrmeiſter das Stökgen nimt, und aufs Tæflein weiſet: ſo wird Er ſtehen und uns das Seiten-Loch, das Seiten-Höhlgen, die Seiten-Spalte ſo lange zeigen, bis wir endlich werden an Leib und Seele zu einer Wunde, zu einer Wunde Jeſu geworden ſeyn, ſo Heilig als Jeſu Wunden, an Seel und Leib. Eher wird Er nicht aufhören Jeſu Wunden zu zeigen, zu erklæren, zu *applici*ren und zu *demonſtri*ren. Ja in dem letzten *Moment*, wenn wir hintreten und den Tag ſeiner Zukunft da haben werden: ſo iſt Ers der uns wenn Er komt der Fürſt, das Aug aufs Zeichen heften wird: noch da wird Er das Stæbgen bringen, und wird wieder anfangen zu *demonſtriren*; da iſt es, das iſt das Zeichen, davon Ich euch ſagte zur Hütten-Zeit, das iſt die *Concluſion* meiner *Lection*, der Schluß, nun bin Ich fertig, nun ſeht euch ſelber ſatt, fahrt hinein, wohnt ewiglich.

Ewige Wunden Jeſu! mein Haus zu wohnen, in allen millionen *Æonen* ſeyd ihr noch neu. Das wird unſer *Choral* auf des Heiligen Geiſtes ſeine Abſchieds-Predigt ſeyn, damit er ſein Predig-Amt beſchloſſen und ſeinen Abzug aus dem *Auditorio* genommen hat, um künftig in der *Qualität* der Hochzeit-Mutter um die Kammer herum zu wirthſchaften: ſo lang ſind wir in ſeiner Schul, bis vor Gott des Vaters und Jeſu Stuhl.

Das macht uns ſingen, *Gloria, Pleuræ*! Uns iſt nicht anders, als wenn die *Pleura* gerade itzt vor den Augen der Gemeine ſtünde, das groſſe Seiten-Loch, das noch die ganze Welt beherbergen ſoll; und als wenn das die Tafel wære, das Zeugniß-Tæfelein, davor der Heilige Geiſt mit ſeinem Griffel ſtünde, und heute die Schœnheit und morgen eine andere, heute die und morgen andere Wunden-Wunder davon her erzehlte: ſo, daß wir alle Tage neue *Lectiones*, oder wenn auch eben dieſelbe doch immer auf eine ſo neue Art vors Herze kriegen, daß wir denken, wir hœrens zum erſten mal.

Geſungen:

Ave! *Agnus Dei.*
Chriſte, *Eleiſon!*
Gloria, *Pleuræ!*

INHALTSVERZEICHNISS.

Abraham a Sancta Clara.
Auf, auf, ihr Chriſten! 891.
Judas der Erzſchelm 909.
Arndt, Johannes — vom wahren Chriſtenthum 807.
Arnold, Gottfried — Geheimniſs der göttlichen Sophia 929.
Aventinus, Johannes — Bayriſche Chronik 311.
Berthold von Chiemſee: Deutſche Theologie 273.
Bœhme, Jacob.
Aurora oder Morgenrœthe im Aufgang 871.
Myſterium magnum 887.
Capito, Wolfgang Fabricius — über die Saculariſierung der Kirchengüter 301.
Ellopoſcleros, Huldrich — ſ. Fiſchart.
Efelkœnig 608.
Etterlin, Petermann — Chronik der Eidgenoßenſchaft 69.
Fiſchart, Johann.
Aller Practik Großmutter 489.
Geſchichtklitterung od. Gargantua 471.
Podagrammiſches Troſtbüchlein 491.
Philoſophiſches Ehezuchtbüchlein 501.
Franck, Sebaſtian.
Weltbuch 319.
Encomium, Lob des göttlichen Wortes 343.
Sprichwörter 367.
Geiler, Johann — von Kaiſersberg.
Chriſtliche Pilgerſchaft 8.
Von dem Haſen im Pfeffer 13.
Der Seelen Paradies 31.
Poſtille 81.
Greifenſon, Samuel — von Hirſchfeld ſ. Simplicijſimus.
Grieuenwald: Ich ſtund auf an eim Morgen 483.
Gundling, Nicolaus Hieronymus — Discours über Pufendorffs Einleitung zu der Hiſtorie 1087.
Hutten, Ulrich von —
Klagſchrift an alle Stände deutſcher Nation 211.
Geſpræchbüchlein, Fieber das erſte 228.
Kaiſersberg ſ. Geiler.
Köpfflin, Wolfgang — ſ. Capito.
Lehman, Chriſtophorus — Chronica der Reichsſtadt Speyer 848.
Leibnitz, Gottfried Wilhelm Freyherr von —
Von der Weisheit 977.
Von dem Verhängniſſe 988.
Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeßerung der Teutſchen Sprache 993.
Lohenſtein, Daniel Caſpar von — Arminius 863.
Luther, Martin.
Sendſchreiben und Briefe 88.
Betbüchlein, der Glaube 179.
Wider die ſtürmenden Bauern 188.
Vorrede zum verdeutſchten Æſop 193.
Die letzte Predigt 197.

Manuel, Nicolaus — Brief an seine Gn. Herren zu Bern 269.

Mascou, Johann Jacob — Geschichte der Teutschen 1047.

Matheſius, Johann — Bergpoſtilla od. Sarepta 417.

Megerle, Ulrich — ſ. Abraham a Sancta Clara.

Moſcheroſch, Hans Michael — Geſichte Philanders von Sittewald od. Straffſchriften 651.

Münſter, Sebaſt. — Coſmographia 399.

Olearius, Adam — Beſchreibung der Muſcowitiſchen u. Perſiſchen Reiſe 669.

Opitz, Martin.
Buch von d. Deutſchen Poeterey 619.
Schäferey von d. Nymphe Hercynie 641.

Pauli, Johannes — Schimpf u. Ernſt 75.

Philander von Sittewald ſ. Moſcheroſch.

Roſe od. Roſen, Adolph — von Creutzheim ſ. Eſelkönig.

Schupp, Johann Balthaſar.
Gedenk daran, Hamburg! oder Catechismus-Predigt v. d. dritten Gebot 697.
Sendſchreiben an den Calenderſchreiber zu Leipzig 735.
Von der Kunſt reich zu werden 753.
Der Teutſche Lehrmeiſter 761.

Scriver, Chriſtian — Gottholds zufällige Andachten 815.

Simplicifſimus 795.

Sittewald, Philander von — ſ. Moſcheroſch.

Spener, Philipp Jacob — Theologiſche Bedenken und andere Briefe 943.

Stumpff, Johann — Kaiſer Heinrichs IV. Hiſtoria 411.

Thurnmayer, Johannes — ſ. Aventinus.

Tſchudi, Ægidius.
Rhætia 381.
Chronicon Helveticum 387.

Weiſe, Chriſtian.
Nachſpiel von Tobias u. der Schwalbe 827.
Die drey klügſten Leute 853.

Wickram, Georg — Rollwagenbüchl. 441.

Wolff, Chriſtian — Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt, und der Seele des Menſchen 1025.

Zinzendorf, Nicolaus Ludwig Graf von — Homilien über die Wunden-Litaney der Brüder 1089.

Zwingli, Ulrich.
Von Klarheit und Gewiſsheit des Worts Gottes 233.
Auslegung der LXVII. Artikel 239.
Vermahnung an die Eidgenoßen 251.
Antwort auf Luthers Bekenntniſs 263.

BEMERKTE DRUCKFEHLER.

Sp. 46. Z. 11. weiß-
. 91. . 17. ſchluffel
. 316. . 38. den] der
. 698. Überſchrift Hanau 1663.
. 715. Z. 28. Verderbers
. 962. . 6. ſtoß-gebethlein

DEUTSCHES LESEBUCH.

DRITTER THEIL. ZWEITER BAND.

DEUTSCHES LESEBUCH

VON WILHELM WACKERNAGEL.

DRITTER THEIL. ZWEITER BAND.

PROBEN DER DEUTSCHEN PROSA VON MDCCXL. BIS MDCCXLII.

NEUE AUSGABE.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG DER SCHWEIGHAUSERISCHEN BUCHHANDLUNG.

MDCCCXLVII.

PROBEN

DER DEUTSCHEN PROSA

SEIT DEM JAHRE MD.

VON WILHELM WACKERNAGEL.

ZWEITER BAND.

VON MDCCXL. BIS MDCCCXLII.

NEUE AUSGABE.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG DER SCHWEIGHAUSERISCHEN BUCHHANDLUNG.

MDCCCXLVII.

PROBEN

DER DEUTSCHEN PROSA

SEIT DEM JAHRE MDCCXL.

VON WILHELM WACKERNAGEL.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG DER SCHWEIGHAUSERISCHEN BUCHHANDLUNG.

MDCCCXLVII.

VORREDE.

Das Jahrhundert von deſſen Thætigkeit auf dem Gebiete der Proſa dieſer Band, der letzte des ganzen Leſebuches, ein urkundliches Bild entwerfen möchte, befaßt in ſich diejenige Periode unſrer Litteratur, die als der Gipfelpunct ihrer mœglichen Vollendung muß betrachtet werden: denn hier endlich hat auch ſie die hœchſten Formen bemeiſtert deren die Kunſt des Wortes fæhig iſt, die redneriſche Proſa und das Drama. Aber es wird dieſe Periode, eben weil ſie die hœchſte iſt, wohl auch die letzte ſeyn: was könnte neues, und was könnte noch grœßeres geſchehn? Mit wachſender Schnelligkeit rollt der Strom zu jener Küſte hinab, wo die deutſche Litteratur münden ſoll in die Litteratur der Welt: wer Augen hat zu ſehen und Ohren zu hœren, dem entgeht es nicht, wie die Zeichen der letzten Dinge, deren Saame ſeit Jahrhunderten ſchon geworfen, jezo mit aller Macht in Laub und Blüte treiben, gute Zeichen, und noch mehr der bœſen.) Aber ſo, wie jeglicher Frevel von hier und dort es vorwärts jagt, ſo in Unehren darf und ſoll das deutſche Wort und mit dem Worte das Volk nicht untergehn: noch iſt die Aufgabe unerfüllt mit der ein gnædiger Gott den Germanen auf die Erde geſtellt hat; noch hat der Erſtgeborene den Ehrenplatz nicht wieder errungen der inmitten der germaniſierten Welt ihm vor allen ſeinen Brüdern und Söhnen gebührt; noch ſchlægt ſein Herz nicht als jenes Herz Europas, an welches die zerſtreuten Glieder der Menſchheit könnten geſammelt werden. Darum gilt es auch jezo mehr denn je die alten Reichskleinodien der Sitte, des Glaubens, der Vaterlandsliebe, ohne die es für den Deutſchen weder Recht noch Freyheit giebt, wohl und treu zu wahren, und den Sinn des Volkes zu kräftigen für das große Werk das ſeiner wartet. Und Gott ſey Dank!*

---

*) *Schon die tæglich ſich vermehrende Zahl ſolcher Bücher wie das vorliegende kann als Merkmal dienen daß wir aus der claſſiſchen Zeit bereits in die alexandriniſche gelangt ſind.*

wenn auch ein Haufe von Knaben untreu geworden iſt, die Beſten der Männer verſtehen den Ruf der Zeit, und halten die Hand am Steuer und den Stern im Auge. Ich bin der Letzten einer: aber auch der Letzte kann noch das Seinige thun; und wie die Arbeit für dieſes Buch der innerſten Geſchichte Deutſchlands, die Arbeit meiner beſten Lebensjahre, mir ſelbſt mancherley Segen gebracht hat, ſo darf ich hoffen, ſie werde auch an Andern nicht ungeſegnet bleiben: auch Anderen werde »Deutſcher Nation Herrlichkeit« daraus entgegenleuchten ſammt dem, was aller Menſchheit Ziel und aller Weisheit Summe iſt.

Rückſichtlich des bei der Auswahl und der Anordnung beobachteten Verfahrens weiß ich dem, was darüber ſchon in den früheren Vorreden iſt bemerkt worden, hier nichts weſentlich neues beizufügen. Auch in dieſem letzten Bande iſts mein Beſtreben geweſen, jeden Autor mit ſolchen Proben vorzuführen, daß ſowohl er ſelber für ſich als ſeine mit- und vorwärtswirkende Stellung innerhalb des Ganzen der Litterargeſchichte hinlänglich characteriſiert ſey; jede Art der Proſa, wie durch Stoff und Zweck die Unterſcheidung bedingt wird, und jede von den mannigfachen Farbenbrechungen des proſaiſchen Stils mit bedeutenden Muſterſtücken zu belegen; überall aber ſolche Muſterſtücke auszuleſen, die neben dem hiſtoriſchen und dem ſtiliſtiſchen Intereſſe auch anderweitig noch durch Inhalt und Geſinnung anſprechen bilden und belehren könnten. Dabei iſt mir jedoch Ein Hinderniſs Schritt für Schritt in den Weg getreten, und ſelbſt ein oberflächlich blickendes Auge wird deſſen Spuren alsbald bemerken, ein Hinderniſs von dem ich bei Ausarbeitung der poetiſchen Theile weniger zu leiden hatte: die Unmœglichkeit nœmlich oder doch die große Schwierigkeit den überreichen Stoff ſolch eines Jahrhunderts in die engen Grenzen eines einzigen Bandes zuſammenzuziehn. Allerdings wollte ich nur Proben mittheilen: aber jede Probe ſollte doch wo mœglich wieder ein Ganzes ſeyn; ich wollte nicht gerne bloß herausgeriſſene Stücke geben, denen Anfang und Ende fehlte: aber der Proſaiker legt ſein Gewebe breiter an und ſpinnt ſeine Fæden länger als der Poet. Ob ich dieß Hinderniſs, das um ſo verdrießlicher war, je mehr es bloß in äußeren Umſtänden lag und nicht grade in der Sache ſelbſt, wenigſtens theilweis überwunden habe? Mir ſelber ſteht darüber noch kein Urtheil zu: aber Andre mœgen bei ihrem Urtheile darauf Rückſicht nehmen, und daraus es erklœren, wenn z. B. Zahl und Umfang der gegebenen Proben zuweilen kein Verhältniſs zu haben ſcheinen zu der Bedeutung eines Autors, und wenn dieſer und jener Autor von minderer Bedeutung gar nicht durch Proben vertreten iſt. Nur ſey es auch ein Urtheil das auf eigenen Studien

beruht, kein aus der Tradition der Lehrbücher geſchöpftes, kein durch Autoritæten verblendetes): *denn allerdings beſteht auch zwiſchen dieſem Bande und dem, was Compendien und Tabellen zu ſagen pflegen, ein merklicher Unterſchied im Haben und im Sollen; und ich weiß nicht ob deswegen nur ich aus den Compendien, ob nicht vielleicht hin und wieder auch die Compendien aus mir zu berichtigen ſeyen.*

Eine Rechtfertigung der Orthographie und der Interpunction derjenigen Stücke, in denen beide von mir herrühren, kæme jezt, nachdem ich ja ſchon in den früheren Bänden denſelben Grundſätzen gefolgt bin, beinahe zu ſpæt: die ungewohnten Eigenthümlichkeiten der erſteren ſind in der geſchichtlichen Lautlehre, die der letztern in derjenigen logiſchen Auffaßung der Syntax begründet, die uns Becker gelehrt hat. Ereifern will ich mich aber für beide ganz und gar nicht, ſo wenig als für die lateiniſche Schrift und für die großen Anfangsbuchſtaben der Subſtantiva: das Heil des Sprachſtudiums liegt wahrlich nicht im Thun oder Laßen ſolcher Nebendinge. Zudem habe ich, damit anderen Grundſätzen der Orthographie und der Interpunction gleichfalls ihr Recht geſchehe, und damit die geſchichtlich-characteriſtiſche Documentierung ſich auch auf dieſen Theil der Grammatik erſtrecken mæge, bei den Autoren bis auf Lavater nirgend auch nur ein Comma oder einen Gedankenſtrich weggelaßen, oder ein ſſ in ß umgeſchrieben. Unter den neueren ſtehn allein Schleiermacher Niebuhr und der Kœnig von Bayern unverändert da: die beiden erſteren, weil ſie mit Abſicht und Bewußtſeyn gerade ſo interpungieren, und weil ihr Verfahren nicht gar weit ab von dem meinigen liegt.

Baſel im Brachmonat 1843.

---

*) Beim vorigen Bande iſt unter anderm auch gefragt worden weshalb derſelbe nichts von Liſcov enthalte. Wer jedoch nicht bloß Gervinus geleſen hat, ſondern auch Liſcov ſelbſt, und zwar in der Originalausgabe, der wird deſſen langweilige Paſquille ſelbſt in einem hiſtoriſchen Leſebuche kaum vermiſſen. Ähnliches für andre Fälle.

PROBEN DER DEUTSCHEN PROSA

SEIT DEM JAHRE MDCCXL.

AUS JOHANN JACOB BREITINGERS CRITISCHER DICHTKUNST.

Johann Jacob Breitingers Critiſche Dichtkunſt Worinnen die Poetiſche Mahlerey in Abſicht auf die Erfindung Im Grunde unterſuchet und mit Beyſpielen aus den berühmteſten Alten und Neuern erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführet von J. J. Bodemer. *Zürich 1740.* 8°.

DER VIERTE ABSCHNITT. VON DER WAHL DER MATERIE.

NAchdem ich nun gezeiget habe, daß die Kunſt des Poeten ſo wohl als des Mahlers in einer geſchickten Nachahmung der Natur beſtehet, und daß ihre vornehmſte und erſte Abſicht iſt, die Wahrheit den Gemüthern auf eine angenehm-ergetzende Weiſe beyzubringen, ſo hoffe, mein Leſer werde mir mit ſeiner Aufmerckſamkeit nicht ungerne zu einigen abſonderlichen Betrachtungen der Materie der poetiſchen Nachahmung nachfolgen, da ich zu unterſuchen gedencke, was für Kraft und Nachdruck eine geſchickte Wahl der Materie den Wercken der Poeſie mittheilen könne. Nach Vollendung deſſen wird mir obliegen, die Vortheile und Geheimniſſe der poetiſchen Kunſt, welche ſie in der Ausführung ihres Vorhabens mit ſo erwünſchtem Fortgang anwendet, zu erklæren und an das Licht zu ſtellen.

Die Kunſt muß ihre Urbilder, die ſie durch eine geſchickte Nachahmung ſinnlich vorſtellen will, in der Natur aufſuchen und bey ihr entlehnen, alldieweil das Unnatürliche uns nicht gefallen kan. Die Natur hat denen Künſten des Poeten und des Mahlers alle ihre Schätze, auch die verborgenſten vor den äuſſerlichen Sinnen, eröffnet, und ihnen ohne Maß gebung überlaſſen, die Wahl unter denſelben nach ihren Abſichten einzurichten. Nun iſt die Natur zwar in allen ihren Wercken über die Maſſen verwunderſam, und ein aufmerckſamer Geiſt findet in einer tiefen Betrachtung derſelben immer neue Materie zu ſeiner Ergetzung, und gleichſam eine unerſchöpfliche Quelle von Vergnügen, er richte ſeine Gemüthes-Augen auf das unerforſchliche Weſen derſelben, und auf ihre unbegreifliche Zeugung, oder auf ihre unermeßliche Mannigfaltigkeit, auf ihren Zuſammenhang, Ordnung, Ebenmaß, Verhältniß unter und gegen einander, auf ihre weiſen Abſichten, auf eines jeden Stückes Geſtaltung, innerliche Beſchaffenheit, Vollkommenheit in ſeiner Art, und ſo fort. Alle dieſe Betrachtungen und derſelben geſchickte Vorſtellungen müſſen ohne Ausnahm und Unterſchied einen angenehm-erleuchtenden Einfluß

auf den Verſtand haben: Alleine dergleichen Betrachtungen erfordern ein tiefes und ſtrenges Nachdenken, wozu die wenigſten Menſchen geſchickt ſind, daher auch das Verwunderſame in den Wercken der Natur, welches alleine den forſchenden Verſtand beſtralet, für den grœſten Haufen der Menſchen nichts empfindliches hat, und darum auch in ihrem Kopf ungeſchmackt und ohne Ergetzen iſt. Die Natur hat dem Menſchen ein allgemeineres und vor ſeine Natur bequemeres Ergetzen zugedacht, deſſen Genuß ihm nicht ſo ſchwer ankommen ſollte, aus dieſer Urſache hat ſie ihn mit den Sinnen, als mit Werckzeugen begabet, mittelſt deren die Schœnheiten der Natur ſich ihm durch einen bloſſen Eindruck ohne ſeine Mühe offenbareten; welches machet, daß auch die meiſten Menſchen mehr nach einem ſinnlichen Ergetzen ſtreben, und mehr durch das Gefühl als durch den Verſtand geleitet werden; denn es iſt viel leichter, den Eindrücken folgen, welche die Sachen in der Natur auf uns machen, und die meiſten Leute wiſſen kein ander Mittel, als dieſes, ſich vor Verdruß zu verwahren. Und eben dieſes ſinnliche Ergetzen iſt dasjenige, welches die Dicht- und die Mahler-Kunſt durch die Nachahmung hervorzubringen ſuchen; da ſie nemlich ſich beſtreben, die Sachen ſo lebendig nachzubilden, daß ihre Gemählde eben dieſelben Eindrücke auf die Phantaſie und das menſchliche Gemüthe machen, als die natürlichen Gegenſtände durch die Kraft ihrer würcklichen Gegenwart thun würden. Nun lehret uns aber die unwiderſprechliche Erfahrung, daß nicht alle Dinge in der Natur, die eine gleiche Wahrheit haben, auch einen gleichen Eindruck in dem Gemüthe machen, oder daſſelbe mit einer gleichen Kraft rühren; nicht alle Speiſen reizen den ſinnlichen Geſchmack auf einem gleichen Grad und mit einer gleichen Luft; wir ſuchen den widrigen Geruch, der uns von einem Todten-Aaß in die Naſe ſteiget, durch einen angenehmern vorſichtig zu dämpfen; eine ſanfte Muſik, das murmelnde Rauſchen einer Bache, und das gräßliche Gebrülle des Donners machen gantz verſchiedene Eindrücke auf den Sinn des Gehœres; die Morgenrœthe, die untergehende Sonne, der Zug und die Bewegungen eines Kriegs-Heeres, ein Sturm auf der See, ein Waſſer-Fall, die Eißberge, die von den Schweitzern Glätſcher genannt werden, ſind alles Sachen, die nach gantz verſchiedenen Weiſen auf das Gemüthe würcken. Folglich hat unter den Urbildern, ſo die Natur dem Poeten und dem Mahler zum Muſter ausgeſtellet hat, eine vernünftige Wahl Platz, welche durch die beſondern Abſichten eines jeden Vorhabens beſtimmet wird; und es iſt auch in der That ſehr viel, ja alles an dieſer Wahl der Bilder gelegen, angeſehen der glückliche Fortgang einer Vorſtellung grœſtentheils von derſelben abhängt, alldieweil die Nachahmungen uns nur in dem Maaſſe rühren, als die nachgeahmete Sache ſelbſt thun würde, wenn wir ſie wahrhaftig vor Augen ſæhen. Dergeſtalt wære es an einem Poeten oder Mahler, wie Dübos wohl angemercket hat, das unvorſichtigſte Stücke, wenn ſie ſolche Sachen vor ſich nähmen nachzuahmen, welche wir in der Natur mit Gleichgültigkeit anſchauen würden; wenn ſie ihre Kunſt anwendeten, uns Handlungen vor Augen zu ſtellen, die nur eine mittelmæſſige Aufmerckſamkeit von uns erhalten würden, wenn wir ſie wahrhaftig geſchehen ſæhen. Wie wird uns die Copie rühren können, da ihr Original ſelbſt ſolches nicht vermag? Wie wird ein Gemählde vermœgen, unſere Augen auf ſich zu ziehen, welches einen Bauer vorſtellet, der zwey Laſtthiere vor ſich her treibet, wenn die Handlung, die in dieſem Gemählde nachgeahmet wird, unſer

Geſicht nicht auf ſich ziehen mag? Wir loben zwar den Mahler wegen ſeiner Kunſt, dieſe Sache geſchickt nachzuahmen, aber wir tadeln ihn, daß er ſeinen Fleiß auf Sachen gewandt hat, um die wir uns ſo wenig bekümmern. Ja ich muß hier insbeſondere anmercken, daß der Mahler in dieſem Stücke noch einen wichtigen Vortheil vor dem Poeten beſitzet, welchen ihm die beſondere Art der Nachahmung, der er ſich bedienet, einräumet; ein Gemählde kan uns durch die bloſſe Schœnheit der Verfertigung gefallen, ohne daß die Sache, die es vorſtellet, etwas dazu beytrage; wenn ſchon die Materie ſeiner Vorſtellung nichts vortreffliches oder verwunderſames an ſich hat, ſo kan dennoch ſein Gemählde durch das hohe Licht und die Vermiſchung der Farben, oder durch das Leben der Vorſtellung, oder durch einen andern Vortheil der Kunſt das Auge ergetzen, und in dieſer Abſicht ſchätzbar ſeyn; wie die künſtlich-gemahleten Weintrauben des Zeuxis und des Parrhaſius, und der feine Pinſel-Zug, mit welchem Apelles dem berühmten Mahler Protogenes ſeine unerwartete Ankunft auf der Inſel Rhodus verrathen hat; dieſe belobten Meiſterſtücke haben ihren Preiß nicht von der Materie ihrer Vorſtellung, ſondern von der Kunſt bekommen, die ihre Urheber in der Nachahmung erwieſen haben, man bewunderte in denſelben den Pinſel, der die Natur ſo genau hat nachahmen können, woraus erhellet, daß eine glückliche Nachahmung den Verdienſt des Mahlers am meiſten erhebet. Da hingegen der Poet in der Ausführung ſeines Vorhabens ſtatt der ſichtbaren Farben ſich der Worte und ihrer harmoniſchen Verbindung bedienen muß, ſo hat die einfältige Nachahmung eines übelerwehlten Gegenſtandes keine eigentümliche Schœnheit oder Kraft, durch welche ſie das Gemüthe entzücken, oder in Bewegung ſetzen könnte. Die Schœnheiten in der Ausarbeitung machen vor ſich alleine kein Gedicht zu einem guten Stücke, wie ſie ein Gemählde zu einem ſchätzbaren Werche machen. Die Welt machet niemahls viel aus den Wercken eines Poeten, der keinen andern Talent hat, als daß er es in der Mechanick ſeiner Kunſt hoch gebracht hat. Vermœge dieſer Anmerkung beſtehet der wahre Verdienſt eines Poeten im wenigſten darinn, daß er ohne Wahl und Unterſchied alles ſchildere, was in der Natur vorkömmt, und es iſt bey weitem nicht das vollkommenſte Lob, wenn man gleich von ſeinen Wercken ſagen kan, daß ſie wahr, natürlich und ähnlich ſeyn; die Poeſie empfängt ihre groſſte Stärcke und Schœnheit von der geſchickten Wahl der Bilder. Alſo iſt leicht zu erachten, was vor ein wichtiges Ding es um die Wahl der Materie iſt, vornehmlich in poetiſchen Wercken.

Die Kunſt des Poeten und des Mahlers, ſuchet durch den unſchuldigen Betrug der künſtlichen Nachahmung eben diejenigen Eindrücke in dem Gemüthe der Menſchen zu erwechen, welche es von den gegenwärtigen in der Natur vorkommenden Dingen ſelbſt empfangen würde; die Kunſt der Nachahmung thut mehrers nicht, als daß ſie die abweſenden Gegenſtände gleichſam herbey bringet und vor Augen ſtellet: Alſo muß die Kraft und Würckung der Vorſtellung auf das Gemüthe unmittelbar von der Materie der Vorſtellung herrühren. Nun hat das Ergezen, welches die Natur und hiemit auch die Nachahmung durch die Eindrücke ihrer Vorſtellungen hervorbringen, einen doppelten Grund; angeſehen dieſe Vorſtellungen dienen, entweder den angebohrnen Vorwitz und die Begierde nach Wiſſenſchaft zufrieden zu ſtellen, oder das Gemüthe in Bewegung zu ſetzen, an ſich zu ziehen und einzunehmen; daſſelbe in einer angenehmen Unruh aufzuhalten, es

beſchäftigt zu halten, und dadurch den verdrüßlichen Zuſtand einer Bewegungs-leeren Stille aufzuheben. Ihre Abſicht iſt demnach, entweder uns auf ihre Vorſtellungen aufmerckſam zu machen, und zu unterrichten, oder uns denſelben zu Gunſt einzunehmen und zu bewegen. Darum ſind auch die Gegenſtände, welche uns die Natur und die Nachahmung der Kunſt vorſtellet, entweder lehrreich oder bewegend. Alleine die Sachen, die nicht weiter bequem ſind, als unſern Vorwitz zu ſtillen, ziehen uns nicht ſo ſehr an ſich, als die Sachen, die vermœgend ſind uns das Hertz zu rühren. Wenn es erlaubt iſt, ſo zu reden, ſo iſt der Verſtand in ſeinem Umgang ſchwieriger, als das Hertz. Die Unruh und Bewegung der Gemüthes-Leidenſchaften iſt dem Menſchen etwas ſo natürliches und angenehmes, daß man ſagen kan, die Menſchen überhaupt empfangen mehr Beſchwerde von dem Leben das ohne Leidenſchaften iſt, als von den Leidenſchaften ſelbſt. Gleichwie die lange Weile ihnen beſchwerlicher fällt, als die Unwiſſenheit, ſo ziehen ſie die Luſt in Bewegung geſetzet zu werden, der Luſt Unterricht zu empfangen vor. Die verſtändigen Mahler, ſagt Dübos, haben dieſe Wahrheit ſo wohl eingeſehen, ſie ſo wohl empfunden, daß ſie ſelten Landſchaften ohne Perſonen und œde vorgeſtellet haben. Sie haben ſie bevölckert, ſie haben in dieſe Gemählde irgend eine Materie hinein gebracht, dazu etliche Perſonen gehœreten, die uns mit einer gewiſſen Handlung in Bewegung bringen und folglich an ſich ziehen könnten. Und aus demſelben Grund haben auch geſchickte Verfaſſer, die lehrreiche Gedichte verfertigen, und uns in ihren Wercken Unterricht ertheilen wollen, damit ſie die Aufmerckſamkeit der Leſer unterhielten, ihre Verſe mit ſolchen Bildern ausgezieret, die hertzrührende Gegenſtände abſchilderten; wie Virgil in den Büchern von dem Feldbau gethan hat; und eben daher kömmt es, daß die Leute allezeit lieber die Bücher leſen werden, die ſie rühren, als die, ſo ſie unterrichten. Demnach iſt ohne Streit die Wahl ſolcher Materien, die bequem ſind, das Gemüthe zu rühren und einzunehmen, von einer kräftigern und ſicherern Würckung, als die Vorſtellung der todten Wercke der Natur: Ja ich darf behaupten, daß ſo gar unter den bewegenden Stücken diejenigen die kräftigſte Würckung haben, und das ſtrengſte Ergetzen gewähren, welche die heftigſten, ungeſtümſten und widerwärtigſten Gemüths-Leidenſchaften, als Furcht, Schrecken, Mitleiden, erregen, weil die Kunſt der Nachahmung dieſe Leidenſchaften, wie ich an dem Ende des vorhergehnden Abſchnittes gezeiget habe, von allem würcklich Widerwärtigen reiniget; daher auch die Tragœdie ſtärker anziehet und beweget als die Comœdie.

Die Wahl aber der Materie wird noch mæher beſtimmet und eingeſchräncket durch die verſchiedenen Arten und Gattungen Gedichte. Dieſe ſind ſo viele ungleiche Mittel und Wege, ſo die Kunſt der poetiſchen Nachahmung erfunden hat, das erbauliche Ergezen, als ihre Haupt-Abſicht zu erhalten. Unter denſelben dienet das Epiſche Gedichte vornehmlich eine allgemeine moraliſche Wahrheit durch die geſchickte Nachahmung einer groſſen Handlung, die ihrer Wichtigkeit halber gantzen Nationen angelegen iſt, nach ihren ausführlichen Umſtänden mit Ergetzen begreifflich zu machen; die Tragœdie ſuchet durch die lebhafte Vorſtellung eines harten und unvermutheten Schickſals, das vornehme Perſonen ſich durch ihre Mißhandlungen zugezogen haben, bey den Zuſchern Traurigkeit, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und ſie auf ihre eigene Unglücks-Fälle vorzubereiten; die Comœdie führet Leute von bürgerlichem Stand

auf, sie durch die Nachahmung ihrer Fehler lächerlich zu machen; die Satyre ist ein moralisches Straf-Gedicht über einreissende Laster, da entweder das Lächerliche in denselben entdecket, oder das abscheuliche Wesen der Boßheit mit lebhaften Farben abgeschildert wird; wie diese beyden die Menschen durch die Beschämung von dem Lasterhaften abschrecken, also suchen die Lobgedichte sie durch die Erhebung ungemeiner Thaten in einen nützlichen Ruhm-Eifer zu bringen; die Schæfer-Gedichte mahlen die glückselige Einfalt und Unschuld des ersten güldenen Welt-Alters mit den anmuthigsten Farben ab; die Elegie will dem Leser durch ihre wehmüthigen und verliebten Seufzer und Klagen eine innige und Mitleidens-volle Gemüthes-Bewegung abnœthigen; die Ode führet uns durch ihre entzühende Verwirrung aus uns selbsten; die Sinn-Gedichte beluſtigen durch ihre kleinen stacheligten und scharfsinnigen Einfälle; die Lehr-Gedichte unterrichten uns auf eine ergezende und leichte Weise von den Geheimnissen gantzer Wissenschaften oder besonderer Stücke derselben. Alle diese verschiedene Arten Gedichte geben der Materie der poetischen Nachahmung eine eigene Form, welche durch gewisse Regeln, die in der besondern Art der Nachahmung gegründet sind, gantz verschieden ausgesetzet und eingeschränket wird. Ich halte vor unnœthig, hier die besondern Regeln, nach welchen diese verschiedenen Gattungen Gedichte müssen eingerichtet werden, anzuführen, ich setze voraus, daß ein Poet sich dieselben theils aus denen berühmten Schriften der alten und neuen Kunstrichter, dergleichen Aristoteles, Horatius, Boileau, Dübos, Dacier, la Motte, Fontenelle, Muratori, Addison, Pope sind, vorher bekannt gemachet, theils den Gebrauch derselben aus eigenen Anmerckungen unter Lesung der besten poetischen Stücke aus den ältern und den neuern Zeiten gelernet habe. Mein Vorhaben ist alleine, einige allgemeine Anmerckungen über den Unterschied der erwähnten poetischen Formen mitzutheilen, insoferne die Wahl der poetischen Materie dadurch ungleich bestimmet wird.

Ich mercke vor allen Dingen an, daß in einigen Gattungen Gedichte der Poet selbst das Wort alleine führet, in andern aber fremden Personen übergiebt. In jenen Stücken, in welchen der Poet das Wort nimmt, herrschet die poetische Erzehlung und Beschreibung; da erweiset er seine mahlerische Kunst bald in der lebhaften Vorstellung der Werche der Natur und der Kunst, bald in einer nachdrücklichen Erzehlung einer gantzen Reihe merckwürdiger Begebenheiten, bald in einer natürlichen Schilderey des verächtlichen und häßlichen Lasters in Absicht auf dessen unverständiges Betragen; bald in einer prächtigen Herausstreichung des erhabenen und bewährten Tugend-Ruhmes: Die hertzbrechenden und beweglichen Stücke beschreiben entweder den Schwung und den Gang der Gemüthes-Bewegungen, oder sie führen dieselben selbst auf den Schauplatz, wo sie sich in ihrer angebohrnen Sprache erklæren, ja sie treiben dieselben zuweilen vermittelst der erhitzten Einbildungs-Kraft auf einen solchen Grad der Verwirrung, daß es læßt, als wenn der Poet durch eine Begeisterung in die noch zukünftige Welt wære entzücket worden, und die Dinge, die erst noch geschehen können, als gegenwärtig vor Augen sæhe. Was die dramatischen Gedichte anbelanget, in welchen der Poet das Wort fremden Personen überlæßt, herrschen in solchen die Handlungen, durch welche der Gemüthes-Zustand der Menschen deutlich characterisiert, und gleichsam sichtbar gemachet wird; diese Handlungen aber sind vornehmlich nach dem ungleichen Stand, Alter und Würde der Per-

sonen, welche aufgeführet werden, unterschieden, und eben daher rühret es, daß einige von diesen Gedichten in ihrer Ausführung weit prächtiger, andere aber gar natürlich und einfältig sind. Endlich fliessen in dem Epischen Gedichte alle andere Gattungen und Formen der besondern Gedichte gleichsam zusammen, das Epische wechselt da mit dem Dramatischen, das Tragische mit dem Comischen beständig ab; gleichwie man nun angemerket hat, daß selten ein Mensch in allen Stücken und Gattungen der Mahlerey vortrefflich seyn könne, so ist es sich desto weniger zu verwundern, daß die wenigsten in diesem allervollkommensten Haupt-Wercke der Poesie etwas rechtschaffenes geschrieben haben.

Nun ist der Schluß leicht zu machen, daß der Poet sich in der Wahl seiner Materie allezeit nach dem Unterschied dieser poetischen Formen richten müsse. ‹Die Tragischen Begegnissen, sagt Dübos, können nicht in einem ‹Sinn-Gedichte erzehlet werden; dieses kan ‹zum höchsten einen scheinbaren Umstand solcher Begegnisse ausnehmen, und in sein gehöriges Licht setzen, es kan uns ein Stücken davon zur Verwunderung vorlegen, aber ‹es kan uns damit nicht das Hertz treffen; ‹die Comœdie will keine grausamen Lasterthaten vornehmen; Thalia kan keine Verwünschungen thun, noch einer schwartzen Übelthat die gebührende Straffe anthun. Die ‹Ecloga schiket sich nicht vor gewaltthätige ‹und blutige Leidenschaften.›

Endlich wird die Freyheit des Poeten und des Mahlers in der Wahl der Urbilder durch die Gesetze der Ehrbarkeit und der Sitten in engere Schrancken gesetzet. Die Natur lehret uns durch ihr eigenes Beyspiel, daß nicht alles, was natürlich ist, den Sinnen durch die Nachahmung mit Ergetzen könne vorgestellet werden, gestalt sie den Gliedmassen des menschlichen Leibes eine ungleiche Ehre und Würdigkeit zugeleget, und einige derselben nach ihrer weisen Vorsicht von den Sinnen weggewendet und verstecket, damit sie denselben durch ihre natürlichen aber eckelhaften Verrichtungen nicht beschwerlich fallen, oder sie an ihrem Ergetzen stören mögten. Da der Poet nun auch in seiner Wahl der Vorschrift und dem Exempel der Natur folgen muß, so wäre es ja thœrigt gehandelt, wenn er diejenigen Gliedmassen und Verrichtungen, welche die Natur so sorgfältig verborgen hat, damit sie dem Gesichte oder Geruche keinen Eckel verursacheten, durch die Nachahmung zu den Sinnen und der Einbildung herbey bringen, und ihnen nahern wollte. Zudem hat eben diese vorsichtige Natur dem Menschen, so bald die unordentliche Lust in seinem Hertzen angeflammet war, und ihn angereizet hatte, die Glieder des Leibes schändlicher Weise als Waffen der Unreinigkeit zu mißbrauchen, die Schamhaftigkeit eingepflantzet, die sich durch eine holde Rœthe in dem Angesicht zeiget, so bald er seiner nacketen Blœsse gewahr wird, und ihn hinterhält, daß er nicht über die Schrancken der Ehrbarkeit hinaus schweiffet, sondern alles sorgfältig verbirgt, was bey andern Menschen Anstoß und Ärgerniß verursachen könnte. Eben diese schamhafte Liebe der Zucht muß den Poeten in der Wahl seiner Bilder leiten, wenn er ehrbaren und vernünftigen Gemüthern gefallen will. Und daher entstehet denn die Σεμνότης, die Züchtigkeit und Ehrbarkeit in den Gemählden, wenn alles auf das sorgfältigste vermieden wird, was die schamhaftigste Tugend nur im geringsten verletzen könnte. Dafern aber ein Poet sich gemüssiget siehet von solchen Dingen zu reden, so muß er auch alsdann von der Natur lernen, daß er solche anstœssige Dinge den Sinnen nicht von ihren eckelhaften Umständen vorlege, sondern sie durch eine geschickte Umschreibung viel-

mehr errathen laſſe, als entdecke. Die H. Sprache iſt hierinnfalls überaus züchtig und eingezogen, und die dem Iſrael, *Deuter. XXIII. 13. 14.* anbefohlene Reinlichkeit läßt ſich auch in den Redens-Arten der Ebreer verſpühren. Ich will nur die einzige Ausdrückung anführen, mit welcher ſie eine ſolche natürliche Verrichtung anzudeuten pflegen, wenn ſie ſagen, die Füſſe decken, *Judic. III. 24. 1. Sam. XXIV. 4.* womit ſie zugleich die Sorgfalt gar genau anzeigen, die bey dergleichen Geſchäften muß beobachtet werden.

Ich erinnere mich hier eines Fehlers, welchen der Hr. la Motte in ſeiner Abhandlung von Homerus an dieſem groſſen Poeten dieſes Stückes halber ausgeſetzet hat. Er tadelt nemlich, daß Homerus in der Rede des Phenix, womit er den Achilles durch die Erinnerung der Pflege, die er in deſſen zarteſten Kindheit über ſich genommen, zu begütigen geſuchet, ein gantz unangenehmes und eckelhaftes Bild habe einflieſſen laſſen, welches von dieſem franzœſiſchen Criticus dergeſtalt überſezet wird. «Wie ofte habet ihr «mir den Buſen voll geſpien, wie Kinder gewohnt ſind zu thun, und ihre Säugammen «zu beſpeyen.» Und er führt dieſes Exempel bl. RCI. vor einen Beweißthum an, daß nicht alles, was in der Natur iſt, darum weil es in der Natur iſt, zu ſchildern ſey. Alleine wenn ich den Homerus in dem neunten B. der Ilias v. 481. ſelbſt einſehe, ſo fällt dieſe Beſchuldigung grœſtentheils auf die platte und ungeſchickte Überſetzung dieſes franzœſiſchen Academici zurück, maſſen nichts iſt, das durch pœbelhaftige, niedrige Wörter und Redens-Arten nicht könne verderbet und verunglimpfet werden, ſo daß auch in dieſem Sinne die Anmerckung gilt:

Nihil eſt, quin male narrando poſſit depravarier.

La Motte überſezt dieſe Stelle mit Worten, die zwar die Haupt-Ideen von Homers Ausdrücken in ſich enthalten, aber über dem noch einige zugeſezte Begriffe, die gantz eckelhaft ſind, mit ſich führen. Hingegen haben die Wörter, die Homerus gebraucht hat, nichts von dieſen Neben-Ideen, ſie bringen nur den Haupt-Begriff von der Vergieſſung des Weins hervor, ohne den Eckel, den das Wort, ſpeyen, noch daneben anzeiget. Der alte Poet drücket ſich ungefehr alſo aus: «Du «hatteſt dich auch ſo ſehr an mich gewöh«net, daß es ſchien, du könnteſt ohne mich «nicht leben. Du wollteſt ohne mich bey «niemand fremdem eſſen, und auch ſelbſt da«heim nichts koſten, wenn ich dich nicht auf «die Knie nahm, ich mußte dir die Speiſen «vorſchneiden, bis du dich ſatt gegeſſen hat«teſt, und wenn ich dir zu trincken both, haſt «du mir in dieſer rohen und unbehülflichen «Kindheit die Weſte oft mit Wein benetzet «und übergoſſen. Alſo habe ich viel für dich «gethan und ertragen, denn weil die Götter «mir keine Kinder gegeben, die von mir ent«ſproſſen wæren, hielt ich dich als mein eige«nes Kind, und hoffete du würdeſt dereinſt «mein Troſt ſeyn, und mein graues Haupt «vor allem Ungemach bewahren.» Die Wörter *Καταδεύω* und *ἀποβλύζω* haben nichts widriges in ſich, jenes heiſſet naß machen, benezen, befeuchten; dieſes bedeutet eigentlich das ſtrudeln einer Quelle, und *ſingultus bibentium.* Auch iſt hier die Rede von der erſten Kindheit des Achilles, und da ärgert man ſich an kleinen Kindern nicht, wenn ſie ſich etwa bey allzu begierigem Trincken übergieſſen. Alleine wenn ich dem franzœſiſchen Tadler ein Genügen thun will, muß ich nicht alleine zeigen, daß dieſes Bild natürlich und um etwas ertræglich ſey, ſondern ich muß auch die Wahl deſſelben vertheidigen, weil

er gläubet, die Weglaſſung dieſes Bildes würde dem Nachdruck der Rede gewaltig aufgeholffen haben. Phenix will den zornigen Achilles auf gelindere Gedancken bringen, er erinnert ihn darum der zärtlichen und unermüdeten Sorge, die er in deſſen erſten Jahren vor ſeine Auferziehung getragen. Sollte dieſe Vorſtellung ihre Würckung thun, ſo mußte er zeigen, daß es nicht eine gemeine Vorſorge geweſen, ſondern daß ſie mit vieler Verdrüßlichkeit und groſſer Müh vergeſellſchaftet geweſen. Dieſe beyden Stücke nun hat die Einführung des erwähnten Bildes in das gehœrige Licht geſetzet, und Phenix giebt an dem Schluſſe ſeiner Erzehlung deutlich genug zu verſtehen, daß dieſes ſeine Abſicht geweſen, v. 488.

Ὡς ἐπί σοι μάλα πόλλ' ὕπαδον, καὶ πόλλ' ἐμόγησα.

Da er nun dasjenige, was die Auferziehung verdrüßliches hat, eben ſo wohl ausdrücken wollte, als was ſie mühſames hat, ſo mußte er nothwendig einen Umſtand erwehlen, der einen um etwas widrigen Eindruck machete, wozu ſich das Übergieſſen der Kleider trefflich wohl ſchickete. Und es iſt ſo ferne daß dieſer Umſtand die Kraft der Vorſtellung ſchwäche, daß er dieſelbe vielmehr bis auf das hœchſte treibet. Man lege nur dieſe Worte einer Mutter, Säugammen oder Pflegerin in den Mund, ſo wird ihre Kraft jedermann empfindlich werden; und es wird ſich wohl niemand ärgern, wenn eine ſolche ihrem undanckbaren Sohn als ein Zeichen der eckelhaften und verdrüßlichen Mühe ſeiner Erziehung vorrücket, daß er ſie ofte übergoſſen habe. Denn daß Phenix als ein fürſtlicher Herr, die Mühe der Erziehung des Achilles ſelbſt auf ſich genommen, iſt nicht alleine ein Zeugniß der zärtlichen Liebe, mit welcher er Achilles in deſſen Kindheit zugethan geweſen, und machet uns eine gute und vortheilhaftige Meinung von Achilles, ſondern es iſt auch nach der Gewohnheit der alten Heroiſchen Zeiten geſchehen, da es ſehr üblich war, daß Helden und Fürſten die Pflege junger Helden und Fürſtlicher Kinder gehabt haben.

Alleine damit ich wieder auf mein Vorhaben komme, ſo muß ich in Anſehung dieſer Ehrbarkeit in den Gemählden hier auch anmerken, daß der weltweiſe Zeno und ſeine Anhänger ſie nicht gebilligt haben, *placuit enim illis*, ſchreibet Cicero, *ſuo quamque rem nomine appellare*, wovon der Brief dieſes Rœmiſchen Weltweiſen an Pœtus im neunten B. ſeiner Briefe verdienet nachgeleſen zu werden, in welchem er dieſen unverſchæmten ſtoiſchen Lehrſatz verwirfft. Mit Zeno hielt es eine andere berüchtigte Secte der Alten, die wegen ihrer Schamloſigkeit in den Reden und auch in den Thaten die Cyniſche genennet worden. Und ich werde nicht irren, wenn ich unter dieſe Cyniſche Secte alle diejenigen Poeten zehle, welche die edle Dicht-Kunſt nœthigen, unter der Fahne der Wolluſt Dienſte zu thun, und mit der Keuſchheit, Zucht und Ehrbarkeit Krieg zu führen. Ich meine hier nicht die heidniſchen Poeten, welche ihr Religions-Syſtema und das Exempel ihrer Götter in ihren unreinen Lüſten geſtärcket, maſſen ſie mit dem Wahn eingenommen waren, daß ſie durch die Ausübung derſelben denjenigen ähnlich werden könnten, welche von ihnen angebetet wurden; ſondern ich rede von ſolchen, die ſich vor Verehrer einer Gottheit ausgeben, die aller Unreinigkeit feind iſt, die auch ſelbſt die erſten Regungen derſelben zu unterdrucken befiehlt, und um jedes garſtige Wort Rechenſchaft fordert; welche dennoch ihre meiſte poetiſche Arbeit nur dazu mißbrauchen, daß ſie die Aufwallungen und Ausbrüche der unreinen Lüfte auf das natürlichſte ausdrücken, und

bey ihren Lesern eben dergleichen Regungen erwecken. Der sel. Hr. Doctor Rambach hat in der Vorrede zu seinen poetischen Fest-Gedancken, wo er von dem Mißbrauche und rechten Gebrauche der Poesie handelt § 3 – § 8. mit einem billigen Eifer über die mehr als Cynische Schamlosigkeit und das grosse Ärgerniß geklaget, das eine starcke Anzahl der deutschen Poeten dadurch angerichtet hat, und die Gefahr, in die sich solche cynische Dichter muthwilliger Weise stürtzen, klærlich vor Augen geleget. Ich verweise auch meinen Leser zu dieser Abhandlung, welche wohl werth ist, daß sie mit Bedacht gelesen werde, und begnüge mich nur noch die kurtze Anmerckung hinzu zu setzen, daß solche ärgerliche Reimen-Schmiede sich vergebens schmeicheln, mit ihren unflætigen Zoten und schlüpfrigen Allusionen ehrbare und zuchtliebende Gemüther zu belustigen, massen das Ergetzen, welches die Poesie gebähren soll, der Ehrbarkeit nicht anstœssig, und hingegen der Glückseligkeit des Menschen beförderlich seyn soll.

Noch muß ich zu ihrer mehreren Beschæmung gedencken, daß die verständigen Kunst-Lehrer unter den Heiden selbst den Poeten unter ihren andern Regeln die Beobachtung der Ehrbarkeit vorgeschrieben haben; also hat Hermogenes in seinem vierten B. einen Abschnitt *Περὶ τῆς Σεμνότητος τῦ λόγου* gesetzet. Daselbst führt er ein Beyspiel aus Menander an, wo dieser die Schwächung einer Tochter mit dem Worte außdrücket: *Ἔγνω με.* Wobey er diese Anmerckung hinzusetzet: *Ἐκόσμησε πρᾶγμα αἰσχρὸν, σεμνοτέρᾳ λόγου συνθέσει.* Er füget ferner bey: *Conficitur igitur dignitas in turpitudine: vel si nomen cum nomine commutemus: aut, quod sæpe fit, si res non exponatur, cum omnino turpis est: sed quæ ante rem fieri solent, et in sermonibus agitari, et quæ rem turpem consequuntur: quæ necessario aperte et cum dignitate significent etiam ea quæ silentio prætereuntur. Ut apud Homerum Odyss. λ'.*

Λῦσε δὲ παρθενικὴν ζώνην, κατὰ δ' ὕπνον ἔχευεν.
Ἡ δ' ὑποκυσαμένη τέκεν ὃν ἔδει τεκεῖν.

Hic συνουσίαν indicavit, cum posuit quæ ante rem et congressionem solent fieri, virgineam solvit zonam: et quia addidit, quæ post consuetudinem fiunt: Hæc vero gravida facta peperit, quem peperisse decebat.

Horatius hat schon angemercket, daß die Gelehrten gantz ungleiche Meinungen von der wahren Absicht der Poesie hegen, indem einige das Ergetzen, andere das Nützliche, noch andere beydes zugleich vor den Hauptzweck der Poesie angegeben haben:

Aut prodesse volunt, aut delectare poetæ,
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitæ.

Alleine dieser Streit læßt sich leicht beylegen, wenn man einmahl bedencket, daß die Poesie, insoweit sie eine Kunst ist, die in der Nachahmung bestehet, nothwendig ergetzen muß, und dann ferner, daß alle Künste und Wissenschaften zu der Beförderung der menschlichen Glückseligkeit müssen gebraucht werden; dergestalt, daß folglich das Ergetzen selbst ein Mittel abgeben muß, das Wohlseyn des Menschen zu befœdern, gleichwie in der That die edleren Künste durch das Ergetzen den Wohlstand des Gemüthes, die mechanischen Künste aber die Vollkommenheit des äusserlichen Zustandes suchen. Woraus sich denn schliessen læßt, daß nichts in seinem rechten und vernünftigen Gebrauche könne ergetzlich seyn, was nicht zugleich nützlich ist. Demnach öffnen diejenigen, welche das Nützliche von dem Ergetzlichen sondern, zu dem schändlichsten Mißbrauche der Künste Thür und Thor, und machen solche zu Werckzeugen der garstigsten Lüste. Wenn ich dann sage, daß das Ergetzen der Hauptzweck der

Poeſie ſey, ſo verſtehet ſich da nicht ein ſchædliches Ergetzen, welches ſeinen Urſprung von dem Laſter nimmt, und den ſchlimmen Lüſten ſchmeichelt, ſondern das iſt ein Ergetzen, welches der Vernunft und der Würdigkeit der menſchlichen Natur gemæß, und auf das Wahre und Gute gegründet iſt, oder wenigſt ein unſchuldiges Ergetzen, das der Ehrbarkeit und Tugend nicht nachtheilig iſt. Ein Poet iſt zugleich ein Menſch, ein Bürger und Chriſt. Auf dieſen Titeln beruhet ſeine Vortrefflichkeit und Würde, und die Hoffnung einer zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit. Nun verdienet aber dasjenige den Nahmen eines wahren Ergetzens nicht, deſſen Genuß den Menſchen ſeiner Würde entſetzet, und ihn von der wahren Glückſeligkeit entfernet; folglich muß das Ergetzen, welches die poetiſche Kunſt gewähren kan, den Menſchen zur Beobachtung der natürlichen, bürgerlichen und chriſtlichen Pflichten aufmuntern, und alſo ſeine Glückſeligkeit zu befördern dienen. Der Poet iſt derowegen alleine darinne von dem Weltweiſen, dem Sitten- und dem Staats-Lehrer unterſchieden, daß er diejenigen moraliſchen und politiſchen Wahrheiten, die das Gemüthe zum guten lencken können, auf eine angenehm-ergezende, allgemeine und ſinnliche Weiſe vorſtellet. Alſo iſt auch kein Zweifel, daß nicht die Dicht-Kunſt um ſo viel höher zu ſchätzen, und vor vollkommener zu achten ſey, jemehr ſie zu der Glückſeligkeit der Menſchen beytrægt. Wenn nun dieſelbe nicht alleine durch das Ergetzen einer geſchickten Nachahmung beluſtigt, ſondern auch das Gemüthe durch das Nützliche verbeſſert, ſo hat ſie ihre grœſſeſte Vollkommenheit erreicht:

Omne tulit punctum qui miſcuit utile dulci.

Folglich muß ein Poet, der das hœchſte Lob erlangen will, ſich einig darauf befleiſſen, daß er zwar hauptſächlich ergetze, aber zugleich auch dadurch Nutzen ſchaffe. Die Poeſie iſt zu allen Zeiten von vernünftigen Kennern vor eine Lehrerin der Weißheit und Tugend und vor eine Fördererin der menſchlichen Glückſeligkeit angeſehen worden, ſie dienete gleich in ihrem erſten Gebrauche nach Ariſtoteles Bericht in dem vierten Cap. ſeiner poetiſchen Kunſt theils zur Verherrlichung der Götter, theils zur Beſchæmung der Laſterhaften; und die Fabel, die ein weſentliches Theil von der Dicht-Kunſt ausmachet, hat jederzeit der Sitten- und der Staats-Lehre nützliche Dienſte gethan, indem ſie die Unterrichte dieſer Wiſſenſchaften mittelſt ihrer Kunſt auf eine angenehme Weiſe in die Gemüther der Menſchen eingeſpielet hat. Die Geſchichte des Menenius Agrippa kan uns ohne mehrers davon überzeugen. Dieſer kluge Rœmer hat durch die geſchickte Fabel von der Empœrung der Glieder wider den Magen die Aufruhr der Bürgerſchaft von Rom geſtillet. Alſo war die Poeſie in ihrem Urſprung und rechten Gebrauche zur Verehrung Gottes, zur Beſſerung des Nebenmenſchen, und zu einer unſchuldigen Aufmunterung und Beluſtigung des Gemüthes gewiedmet: Aber ſo bald dieſe edle Gabe des Himmels durch den ſchædlichen Mißbrauch entweyhet worden, ward ſie nach und nach zu einem ſchändlichen Werckzeuge der drey vornehmſten laſterhaften Neigungen, der Wolluſt, der Ehrſucht, und des Geitzes gemachet, und mußte dieſen Tyrannen als eine gefangene Sclavin dienen. Wenn man inzwiſchen die beſondern Arten Gedichte, ihre verſchiedene Geſtalt und ihren Zweck einſiehet, ſo zeiget ſich noch klærer, daß das Ergetzen der Poeſie ſich noch ferner die Erbauung zu ſeiner letzten Abſicht ſetzen, und dieſelbe durch verſchiedene Wege müſſe befördern helffen. Was zwar die kleinern Gattungen der Lyriſchen Gedichte betrifft, als die Oden, Cantaten, Madrigale,

Elegien, Sonnete u. a., ſo kan man nicht immer fordern, daß ſie allemahl groſſen Nutzen ſchaffen, allermaſſen ſie zu einer unſchuldigen Kurtzweil dienen, und daher genug iſt, wenn ſie nur den vornehmſten und Haupt-Zweck der Poeſie, nehmlich das Ergetzen, gewähren. Alleine die gröſſern Hauptſtücke der Poeſie, als die Epopee, das Trauerſpiel, die Comœdie, die Satyre, anbelangend, iſt unſtreitig, daß dieſe Gattungen Gedichte nicht das bloſſe Ergetzen, ſondern die Beſſerung des Willens zum Zwecke haben. Das epiſche oder heroiſche Gedichte iſt eine Schule für den Leſer, wo er zu hohen, tugendhaften und großmüthigen Unternehmungen aufgeweckt und vorbereitet wird; und die Epiſche Fabel hat allezeit eine nützliche Hauptlehre in ſich; in der Tragœdie kan man die Abwechſelungen des menſchlichen Schickſals erlernen, mittelſt des Schreckens und des Mitleidens die Affecten der Leute reinigen, und die Mächtigen durch das Beyſpiel anderer, die ſich ſelbſt durch ihre Tyrannie in das gröſte Elend geſtürtzet haben, von Grauſamkeit und Gewaltthætigkeit abhalten; die Comœdie ſtellet uns die Mängel gemeiner Perſonen vor Augen, und iſt ein Spiegel des bürgerlichen Lebens, damit die Haus-Væter unter dem Volck lernen, ihren Haushaltungen vorſtehen, ihre eigenen Fehler verbeſſern, und ſich an ihrem Stand begnügen. Derowegen muß ich die Poeſie nicht nur als eine Kunſt betrachten, die in der Nachahmung beſtehet, ſondern als ein Geſchencke des Himmels, und ein köſtliches Werckzeug, dadurch Wahrheit und Tugend eingeführet und das Laſter verjaget wird. Und dieſemnach muß ein Poet in der Wahl ſeiner Materie nicht alleine auf das Wahre und Neue ſehen, und es iſt nicht genug, daß ſeine Vorſtellungen natürlich und wunderbar ſeyn, ſondern ſie müſſen auch ehrbar und nützlich ſeyn; hiemit müſſen ſie die Erleuchtung des Verſtandes und die Beſſerung des Willens zum Zwecke haben; an welchen beyden Stücken die Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens einig hängt, und ohne welche kein wahrhaftes und eigentliches, vernünftigen Geſchöpfen anſtändiges Ergetzen ſtatt haben kan.

ALBRECHT VON HALLERS VORREDE ZUR ÜBERSETZUNG DES ERSTEN THEILES VON BÜFFONS NATURGESCHICHTE.

Sammlung Kleiner Hallerifcher Schrifften. *Bern 1756.* 8°.

In allen Meinungen der Menſchen herſchet eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewonheit, deren gantze Völcker folgen, ohne eine Urſache ihres Gehorſams angeben zu können; Sie ſind veränderlich, eben darum, weil ſie auf keine wahren Gründe gebauet ſind. Es iſt der Wahrheit unmittelbahres Vorrecht, daß ſie ewig bleibt.

Es ſind etwa hundert Jahre verfloſſen, daß in Europa die Erklærungen der natürlichen

Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angeſehene Vorzüge groſſer Gelehrter waren.

Nachdem einmal Rene Des Cartes auf eine Mechaniſche Weiſe die Bildung und den Bau der Welt ausgelegt, und ſich die Freyheit genommen hatte, ſolche Figuren den kleinſten Theilen der Materien zu geben, und ihnen ſolche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er ſie zu ſeinen Erklærungen nœthig hatte, ſo ſah gantz Europa dieſe ſchöpferiſche Gewalt, als ein unzertrennliches Vorrecht eines Weltweiſen an; Man baute Welten, man machte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meinte dem gemeinen Beſten ausnehmend gedienet zu haben, wann die würklichen Begebenheiten in der Natur ſich nur einiger maſſen durch den angeblichen Bau erklæren lieſſen, den man für ſie ausgeſonnen hatte.

Aber dieſer bequeme Gebrauch dauerte nicht ſo lang, als die faulen Natur-Lehrer wohl gewünſchet hätten. Die Erfindungen der Einbildung ſind wie ein gekünſteltes Metall, es kan die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerſtœrbare Feſtigkeit haben, die die Natur ihrem Golde giebet. Eine falſche Müntze iſt gangbar, weil die Neuigkeit ihr einigen Glantz giebt, die Zeit deckt ihre Rœthe, und ihre unechte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stoltz und die Ruhmbegierde der Menſchen nothwendig erreget, waren das erſte Mittel die Blœſſe der Hypotheſen aufzudecken; Ein junger Weltweiſer fand einen bequemen Weg zur Grœſſe in der Widerlegung eines berühmten Manns, und es war ihm viel leichter, deſſen Schwäche zu finden, als etwas beſſeres an die Stelle des niedergeriſſenen Lehrgebäudes zu ſetzen; Ein gemeiner Probſtein entdeckt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen iſt für die Menſchen zu ſchwer. Hieraus folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meinungen auf die Natur gebauet war, ſo blieb nichts davon übrig, was mit ſo groſſer Bewunderung war aufgebauet worden. Der Carteſianer verdrang den Schüler der Peripatetiſchen Secte, der Gaſſendiſte fand die Schwäche des Carteſianers, und eine allgemeine Vergeſſenheit hat nunmehr die ſtreitenden Lehren begraben. Die ſiegenden Meynungen und die überwundenen ſind in ein unparteyiſches Nichts zurück getreten, aus welchem ſie die Einbildung ohne die Erlaubnüß der Natur gezogen hatte.

Ein groſſer Vorzug der neuern Zeiten war die immer ſteigende Kunſt der Arbeiter, die zur Entblœſſung der Natur Werckzeuge verfertigten. Bequemere Sternröhre, ründere Glaßtropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Spritzen und Meſſer thaten mehr zur Vergrœſſerung des Reiches der Wiſſenſchafften, als der ſchöpferiſche Geiſt deß des Cartes, als der Vatter der Ordnung Ariſtoteles, und der beleſene Gaſſendi. Bey jedem Schritte, den man næher zur Natur that, fand man das Gemählde unähnlicher, welches uns die Weltweiſen von derſelben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypotheſen wuchs mit der Überzeugung, daß ſie eben ſo wenig richtig wæren, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Æneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Uhrbilde ähnlich ſeyn kan; Der Mahler und der Weltweiſe hatten das Uhrbild nie gekant.

Die Mathematiſche Lehrart breitete ſich über Europa aus, ſie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langſam uns der Wahrheit næhern, als geſchwind von derſelben entfernen. Man trug den Menſchen das ſchwere Geſetz auf, nichts zu glauben, als was erwieſen wære, und nach und nach wurde es von den geſitteten Völckern

angenommen. England fieng an, Boerhaave und Holland folgte nach, Deutſchland bequemte ſich dazu, und Franckreich, ſo ungern es ſeinen Landsmann verließ, ſo unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor ſeinen Nachbarn hatte, ſchæmte ſich endlich, und that in ſeiner Academie, in der Perſohn ſeines Reaumürs, ſeines Maupertüis, ſeines Clairauts, der Wahrheit die längſtverſchuldete Abbitte.

Die Mittelſtraſſe iſt für den Menſchen der allerſchwerſte Weg, er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Münch in der Trappe, als daß er zwiſchen beyden Abwegen in einem vernünftigen Chriſtenthum fortleben ſolte. Die Mittelſtraſſe iſt eine Linie, ein Weg ohne Breite, wer wolte ſich auf demſelben erhalten können? So wenig das Hertz des Menſchen ſich auf der Mittelſtraſſe feſtſetzen kan, ſo wenig kan es auch ſein Verſtand; auf einer Seite fliegt der Menſch zu hoch mit eignen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er ſinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Jeſuiten zur Maſchine. Eben ſo gieng es der Naturlehre, man hatte ſich bey den willkührlichen Erklærungen übel befunden, und ward zum Zweifler, die Academie zu Athen wollte ſich vor dem Irrthume hüten, ſie ſanck immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit Recht zu den Ausſchweiffungen des menſchlichen Verſtandes, zu ſeiner Übermæßigkeit, (dann die glückliche Sprache unſers gemæßigten Vatterlandes, hat keine rechten Wörter für *Excès* und *Caprice*) die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypotheſen, alle Syſtemata zu verachten; eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menſchlichen Geſchlechte ſchædlicher werden kan, als die Träume der Schulweiſen nimmermehr haben ſeyn können.

Der Menſch iſt von Natur faul, ſeine træge Kraft ſenckt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völcker, die ſich den Trieben der Natur wehrloß überlaſſen, ſind aller Arbeit äuſſerſt verdrüßig, ſie huken auf der Erde, ſie ſchmauchen Tobak, ſie ſchlaffen in ihren Hängbetten, und würden niemahls aufſtehen, wann ſie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europæer haben mehrere elaſtiſche Kräfte, die ihre Schlæfrichkeit ſtöhren.

Der Ehrgeiz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neubegierde, laſſen ihren Verſtand nicht ſo brache liegen; wie bey den Völkern, die für Ehre und Weißheit keinen Nahmen haben. Aber alle dieſe Triebe ſind noch kaum ſtarck genug, uns zu der ſchweren Arbeit anzufeuren, die die Nachforſchung der Warheit erfodert. Im ſcharfſinnigen Italien, im tiefdenckenden Spanien, ruhen tauſend und tauſend fæhige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verſchlaffen und vertræumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der Europæer mit Ehrbegierde, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnæus als das hauptſæchliche Vorrecht des Menſchen anſieht, womit er ſich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beyder Welten, der natürlichen und derjenigen geworden iſt, die er ſelber aufgeführet, und die Theorie genennet hat.

Man ſtelle ſich nun eine Zeit vor, wo aus gantz Europa alle willkührliche Meynungen, alle Hypotheſen gänzlich, nach dem Wunſche vieler neuern Weiſen verbannt ſind; Man nehme die Sætze dieſer des menſchlichen Hertzens nicht recht kundigen Geometern an, daß der Menſch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermœgend ſeye, daß wir nichts

zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erſcheinungen, und daß die Wahrheit in einem Abgrunde liege, zu welchem wir keine Brücke haben.

Was wird wohl die Wirckung dieſer Sprache der Verzweiflung ſeyn, wann ſie die Oberhand gewönne? Eben die, ſo die erkannte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. So bald der reiſende Waghals kein Gold, keine eines Wunſches würdige Waare an dem ungaſtfreyen Ufer mehr hoffet, ſo verläßt er die angefangene Entdeckung, niemand verfolgt die erſten Unterſuchungen, das Land bleibt unbebauet, und ſein bloſſer Nahme haftet auf dem gleichgültigen Gedächtniſſe der Nachwelt.

Ich befürchte ſehr, das Reich der Warheit werde eben dieſes Schickſal erfahren, ſo bald wir in demſelben keine fruchtbaren Entdeckungen zu machen hoffen, ſo bald unſre Neugierigkeit, unſer Ehrgeiz kein Eigenthum in demſelben mehr erwartet. Wann der Weg zur Wahrheit uns ſo weit, ſo ungewiß, ſo ſchwer gemachet wird, wann man uns vorſagt, daß wir nicht anders als mit dem Seneckbley in der Hand gehen ſollen, und doch dabey uns zu wiſſen thut, daß wir mit aller Vorſicht alle Augenblicke fallen werden, wann alle unſre Bemühungen uns zu nichts, als von einer pœbelhaften Unwiſſenheit zu einer gelehrtern führen, werden wir uns wohl bewegen? Werden wir in einer mühſamen Reiſe fortfahren, die uns nirgends hinführt? Wird nicht die Gemächlichkeit, wie ein neuer Cineas, einem jeden gelehrten Pyrrhus ins Ohr ſagen: Warum wilſt du die gewiſſen Vergnügen der Wolluſt, und der Ruhe verläugnen, und mit einer chimæriſchen Ritterſchafft die Rechte der Wahrheit ohne den geringſten Anſchein etwas auszurichten, unfruchtbar vertheidigen? Wann du alles gethan haſt, ſo biſt du wieder wie ietzt, bey der Unwiſſenheit.

Sollte jemand mich mit dem Beyſpiele der Mathematic wiederlegen wollen, von welcher man alles Willkührliche, alles Halbwahre, und Unerweisliche glaubt verbannet zu ſeyn, ſo wurden mir doch ſolche Antworten auf dieſen Einwurf bleiben, die mir zureichend vorkommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematic gehet mit überaus einfachen Dingen um, mit Linien, mit Dreyecken, mit Vierecken, mit Zahlen, deren Eigenſchafften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht ſind. Sie beſchäftiget ſich mit dieſen einfachen Großen, und ſuchet derſelben Verhältniſſe und Zuſammenſetzungen. Keine andern menſchlichen Wiſſenſchafften haben dieſen Vortheil, und es läßt ſich bey keiner die gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptſächlich ſchreibe: ſo iſt es bekannt, daß uns von den Cörpern, aus denen die Natur beſtehet, und von der Bewegung, die ihre Kräfte ausmacht, das meiſte unbekannt iſt. Ein mathematiſcher Lehrer fängt vom Puncte, von der Linie, von ſolchen einzeln Dingen an, deren vollſtändige Erklærung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper ſind völlig verborgen, die erſten aus den Elementen entſtandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkrafft, des electriſchen und des magnetiſchen Weſens, des Lichts und Feuers, ſind uns nur hin und wieder ſtückweiſe und unvollkommen bekannt.

Der grœbere Bau der Thiere und Pflanzen, der Bau, den die Vergrœſſerungsglæſer einſehen, und der nur Gebürge von Elementen entdeckt, iſt noch wenig und ſelten in einzelnen Cörpern entworfen. Selbſt der noch grœbere Bau, den ein Meſſer zergliederet, den eine Richtſchnur mißt, und ein Treibofen trennet, iſt noch ſo unausgeführt, ſo unzuverlæßig, daß die grœſten Mathematiker,

wenn ſie von den Kräften der Thiere haben ſchreiben ſollen, die Feder niedergeleget und verlanget haben, man ſolle ihnen Maaße und Winckel und einen Grund ſchaffen, auf den ſie bauen könten. Kan man denn von uns eine mathematiſche Strenge verlangen? kan eine Summe von Begriffen gewiß werden, wann die einzelnen noch unbeſtimmt ſind?

Es iſt wahr, dieſe ſpröde Schœne, die Mathematic, iſt den Hypotheſen nicht ſo feind, als ſie ſich anſtellt: Sie ſieht ſie als eine Schwachheit an, deren ſie ſich ſchæmet, und ſich derſelben doch nicht gantz entziehen kan, und ſie kömmt hierinn mit den irrdiſchen Schœnen überein. Der groſſe Vorzug der heutigen obern Mathematic, dieſe verblendende Meßkunſt des Unermeßlichen, iſt auf eine bloſſe Hypotheſe gegründet. Newton, der Zerſtœrer der willkührlichen Meinungen, hat dieſelben nicht gäntzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an ſeiner Sehkunſt eine verwundbahre Stelle ſeyn, wie könte ſonſt ein Eüler, und ſo gar ein Mahler, ein Gautier dieſelbe wiederlegen! Seine allgemeine Materie, das Mittel deß Lichts, deß Schalls, der Sinne, der Schnellkrafft, war es nicht eine Hypotheſe, und da dieſer Prometheus ſich næher zu Erde leuckte, da er die Zeiten ausmeſſen, und den Begebenheiten feſte Schrancken ſetzen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkührliche und gar ſehr einem Zweifel unterworfene Meinungen zum Grunde zu ſetzen?

Nach einem Newton wird ſich nun wohl niemand ſchæmen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein ſo guter Kenner das Wahrſcheinliche als eine Müntze gebraucht, ſo kann es doch nicht ſo gar ohne Werth ſeyn. Es iſt andem, es iſt eine Nothmüntze, es dient blos ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten, die Gewißheit iſt ein echtes Gold, deſſen Preis niemahls heruntergeſetzet werden kan, es würde uns lieb ſeyn, wann wir deſſen ſo viel hätten, daß wir die willkührliche Müntze entbehren könten.

Da aber dieſes nicht angeht, da wir ohne dieſe letztere faſt von der gantzen Naturlehre ſchweigen müſſen, da alle die Theile der menſchlichen Wiſſenſchafft lauter Fragmenten, und einzelne Bruchſtücke ohne Zuſammenhang und ohne Verbindung werden wurden, ſollten wir nicht dieſe mangelnden Theile mit dem Wahrſcheinlichen ergäntzen, und anſtatt einer Ruine ein Gebäude aufrichten. Ich bediene mich mit Fleiß dieſes Gleichniſſes, ich habe Bücher von mathematiſchen Lehrern geſehen, die vom Bau des menſchlichen Leibes geſchrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles unerläuterte zu verbannen ſich verbunden zu ſeyn glaubten. Wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbeſtimmt haben ſie reden müſſen, um das Wahrſcheinliche zu vermeiden.

Doch ich komme zu dem wahren Nutzen der Hypotheſen: Sie ſind zwar noch die Wahrheit nicht, aber ſie führen dazu, und ich ſage noch mehr, die Menſchen haben noch keinen Weg gefunden, der glücklicher zu derſelben geführet hätte. Sie ſind der Leitfaden der zum neuen und zum wahren führt, und es fält mir kein Erfinder ein, der ſich deſſelben nicht bedienet hätte. Als Kepler dem Lauffe der Planeten ſeine Geſetze beſtimmen wollte, ſo bildete er ſich eine Meinung, eine unwahrſcheinliche Meinung, deren Ungrund erwieſen iſt, und dennoch führte ihn dieſe Meinung zu dem wunderbahren und von der Nachwelt beſtärkten Geſetze, des Verhältnüſſes der Periodiſchen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton feſt genug war, darauf zu bauen.

Die Alchemiſten machten ſich Geſpenſter, güldene Berge, und mehr als Ovidiſche Ver-

wandlungen; sie arbeiteten, um sich diesen Gespenstern zu nähern, und fanden auf dem Wege eben so nützliche, und vielleicht dem menschlichen Geschlechte noch nützlichere Wahrheiten, als ein Mittel wäre, Bley zu Gold zu machen, eine Erfindung die uns in kurzer Zeit mit allem mœglichen Golde in die Armuth zurückbringen, und in die Nothwendigkeit versetzen würde, mit Diamanten, oder mit einem andern Preise unsern Handel zu treiben, der zugleich selten und beständig genug wære.

Die grœsten Gesetzgeber der Botanick haben sich willkührliche Grundregeln gemacht, nach welchen sie Classen, Geschlechter und Gattungen bildeten, und nach welchen sie Gewächse vereinigten oder trennten. Alle diese Gesetze sind willkührlich, sie sind noch alle unzuverlæßig erfunden worden, aber sie haben uns dennoch unglaubliche Dienste gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächse in eine solche Ordnung gesetzet, daß wir leichter und unendlich gewisser zehn tausend Pflanzen unterscheiden, als die Alten ihre sechs hunderte.

Die angenommenen Hypothesen haben würcklich erweisliche Ähnlichkeiten entdecket, sie haben uns noch nicht gantz zur Wahrheit, aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführet, jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas næher, und ohne dieselben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieses Gleichnüß für meinen Zweck so deutlich, daß ich es noch nicht verlassen werde. Wann man keine Hypothesen bey der Kräuterkentniß gebrauchet, und nur wie Clusius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beschreiben gesuchet hätte, so würde nach dieser, von unsern Gegnern, gepriesenen mathematischen Methode gar nichts zum besten dieser Wissenschafft gethan worden seyn.

Clusius und Johann Bauhin waren grosse Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verstand und ihre Arbeitsamkeit sind ohne Tadel, aber sie hatten keinen Zweck bey ihrer Arbeit, und keine Ordnung.

Da sie kein Lehrgebäude hatten, noch haben wolten, so blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die unähnlichen waren unter einander vermengt, die ähnlichen getrennet, die Natur wiedersprochen, und der Gebrauch der Namen so verdorben, daß dieses grosse Hülfsmittel des Gedächtnisses mehr schadete, als es Nutzen that. Wann ein Ehrenpreiß, eine *Onagra*, eine *Scutellaria*, ein *Epilobium*, eine *Peplis*, eine *Lysimachia* alle *Lysimachiæ* heissen, und alle den gleichen Nahmen führen, so solten sie, nach den Regeln der Characteristic, ähnliche Wesen seyn. Aber da dieser Nahme ohne System ausgetheilet wurde, so bezeichnete er verschiedene und unähnliche Dinge, und verführte also mit seiner Gleichförmigkeit den Lernenden, die bey einem ähnlichen Nahmen ähnliche Dinge erwarten.

Da diese grossen Männer kein System hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein besonder Vorrecht anwiesen, daß es das Kennzeichen der Art seyn sollte, so bemercketen sie von den meisten Kräutern die Gestalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Decke, der Staubfæden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht gantz und gar nicht. Ihre Beschreibungen wurden dadurch so unvollkommen, daß man sie sehr offt gar nicht würde brauchen können, wann nicht der Fleiß der neuern von vornen an die gleichen Gewächse zergliedert, und Maaß und Zahl bestimmet hätte.

Schon zu ihren Lebzeiten erschien Cæsalpin, ein Mann, der in der Peripatetischen Schule die Liebe zur Ordnung, und den

Wunſch alles zu erklären, angenommen hatte. Er war ein mittelmäßiger Kräuterkenner, Cluſius hat mehr Kräuter erfunden, als Cæſalpin gekannt hat, da ſein Kräuterbuch nach des Micheli Zeugnüß noch nicht 900. Arten in ſich faſſet.

Mit einem ſo geringen Vorrathe ſetzte ſich Cæſalpin vor, die Botanick Syſtematiſch zu machen. Es war faſt nicht mœglich, daß er bey ſeiner kleinen Kenntniß der einzeln Theile das Gantze untadelhafft hätte überſehen und anordnen können. Er nahm alſo die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Saamen wachſen, und dennoch trat er der Wahrheit næher, und beſtimmte mehr wahre Ähnlichkeiten, mehr natürliche Claſſen, als alle Kräuterkenner vom Theophraſtus bis zum Tournefort.

Dieſer letztere ſah die Pflanzen auf einer andern Seite, bey der Blüthe an, einer Seite, auf welcher die Franzoſen alle Dinge anzuſehen pflegen. Er wählete einige wenige Geſtalten vom Blumen-Blatte, die noch dazu weder genug beſtimmt, noch genug unterſchieden waren, und nach dieſer unvollkommenen Hypotheſe führte er ein Gebäude auf, das ſich die Verwunderung von gantz Europa zuzog. Selbſt ſein Gegner Ray bediente ſich ſeines Lichtes, die Ordnung zu erheitern, die er in ſeinem hohen Alter den Kräutern vorſchrieb.

Tournefort genoß faſt dreyßig Jahre nach ſeinem Tode ſeinen Ruhm, und war ein Geſetzgeber in ſeiner Wiſſenſchafft. Aber die Hypotheſen ſind, wie wir ſchon geſagt haben, ein Geräuſte ſich zur Wahrheit zu næhern: Sie dörffen nicht immer aufrecht bleiben. Linnæus trat in Norden auf. Er wählete ſich neue Grundſätze, er gründete ſeine Hypotheſe auf eine Hypotheſe, auf die willkührliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfächern und Staubwegen, die nach einer blos wahrſcheinlichen Meinung eine Ähnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieſes neue Lehrgebäude that die grœſten Dienſte. Alles wurde rege, von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume, und der Frucht aufs genaueſte beſchrieben, dann ſie waren nunmehr alle nœthig geworden. Die Botanick hebt ſeit dem ihr Haupt über alle andere Wiſſenſchafften empor, ſie iſt nicht nur der Vollkommenheit ſelbſt am næchſten, ſie hat nicht nur nach und nach der Natur faſt alle ihre Claſſen und Ähnlichkeiten abgerathen, ſondern ſie hat dem gantzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Ertzte haben bey ihr, wie die Rœmer beym Areopagus, ihre Geſetze geholet, und ſich denſelben unterworffen.

Ich habe biß hieher meinen Satz mit Exempeln bewieſen, es wird mir eben ſo leicht ſeyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wann die Menſchen handeln ſollen, ſo werden ſie wirckſamer nach dem Verhältniſſe der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trægheit wird durch den Ehrgeiz, und durch ihre andern der Schnellkrafft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, ſo bald ihr herrſchender Trieb es erfordert, und dieſer herrſchende Trieb iſt hauptſæchlich eine eigene Hypotheſis, und gleich nach derſelben das Vergnügen, die Hypotheſe eines andern zu zerſtöhren.

Ein Lehrgebäude, das unſern Nahmen führen ſoll, eine Meinung, die aus unſern Kräfften entſproſſen iſt, thut bey dem Gelehrten, was die Ehrſucht bey dem Alexander that. Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrung, Kunſt und Werckzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verſtandes, werden mit Luſt, und ohne Wiederſpruch angewandt, wann wir einen Zweck dabey haben, wann dadurch

unſer Lehrgebäude wahrſcheinlicher, gewiſſer und angenehmer wird. Wer würde die Staubfæden in faſt unzählbaren Gewächſen, und in faſt unzählbaren Blumen gezählet und gemeſſen haben, wann ſie nicht das weſentliche ſeines Lehrgebäudes bey dem Linnæus, und alſo die Hauptmittel geweſen wæren, daſſelbe vollſtändig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten. Da Newton einmahl auf den Gedancken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu ſpalten, ſo dauerten ihn keine Koſten, die Künſtler müſten ihr äuſſerſtes thun, ihn mit Werckzeugen zu verſehen, die für ſeine Abſicht fein genug waren, und er unterwarf ſich den mühſamſten und ſchwereſten Abmeſſungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit ſeiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypotheſen haben noch einen ernſthaftern Nutzen, den ſie auch bey den fühlloſeſten Weltweiſen behalten, wann ſchon einer entſtehen wurde, der die Wahrheit blos wegen ihrer Schœnheit, und ohne Rückſicht auf ſeinen Ruhm lieben ſollte. Sie werffen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefordert wird, und die ohne Hypotheſe uns nicht eingefallen wæren, eine Würckung, die ihren unſæglichen Vortheil in den Wiſſenſchafften hat.

Die wenigſten Menſchen hätten Scharfſicht genug, von ſich ſelber ſich Fragen vorzuſchreiben, und einzuſehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nützlichſten anzuſehen wære. Aber ein Syſtem, oder die Zerſtöhrung deſſelben, wirft eine unzählbare Menge von ſolchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die ſie öfters beantwortet. Alſo hat das Ptolomæiſche, das Tychoniſche und das Copernicaniſche Weltgebäude den Sternkennern gewieſen, worauf ſie zu mercken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchen die Wahrheit erkannt werden ſollte.

Eine jede Wahrſcheinlichkeit beſitzt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Satz mit noch andern ausmachen, die uns diesesmal noch mangeln. Wir erſehen allſo genau, aus dem was wir haben, dasjenige was wir ermangeln, und finden ein Verzeichnüß von denjenigen Erfahrungen und Bemerknüſſen vor uns, die unſere Wahrſcheinlichkeit zur Gewißheit machen würden, wenn wir ſie beſæßen. Wie ein Feldmeſſer, der eine Landcharte entwirft, von welcher er einige Stellen beſtimmet hat, dazwiſchen ihm aber die Stellungen anderer Örter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halbgewiſſen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht Mathematiſch kennet, eben ſo thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er nebſt dem gewiſſen das noch ungewiſſe in eine zuſammenhangende Verfaſſung gebracht hätte, ſo würde ſeine Arbeit die noch übrigen Stellen, und die Gränzen genauer zu beſtimmen viel ſchwerer, viel unangenehmer und faſt unmœglich ſeyn, weil ſie keinen Zuſammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich ſind die bloß wahrſcheinlichen Lehrgebäude auch um deßwegen hœchſt nützlich, weil ſie eine Eiferſucht und einen Wettſtreit unter den Gelehrten erwecken. Ein Läuffer, der um einen Preiß mit ſeinem Nebenbuhler rennt, greift ſich ganz anders an, und macht viel geſchwindere Schritte, als wann er für ſich ſeinen Weg gienge.

Der Preiß iſt die Ehre des Rechthabens, und das gemeine Beſte genießt die Früchte des Beſtrebens der Streitenden.

Darf ich mich ſelber zum Beyſpiel geben, es kan ohne Eitelkeit geſchehen. Wære Boerhavens, und meine Meinung von dem Athemholen niemahls in Zweifel gezogen worden, ſo hätte ich mich mit einem oder zweyen

Gründen vergnügt, und meine Überzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wiſſenſchafften iſt unermeßlich, man weiß nicht, wo man anfangen ſoll, in einem Felde zu arbeiten, deſſen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß ſind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieſes Feldes wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wann man ihn uns ſtreitig macht, mit Ernſt umzäunen. Ich wurde genœthiget, neue Verſuche zu machen, und dieſe öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit deſſen, das ich vertheidigte, ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man an einer Lehre zweiflen ſollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an ſo vielen Thieren geſehen hatte.

Dieß iſt ein kleines Beyſpiel, die Figur der Erde iſt ein groſſes. Newtons Meinung davon war etwas mehr, und Caßins ſeine etwas minder als wahrſcheinlich: man ſtritt, und dieſer Streit brachte uns die zwey vortreflichen Reiſen nach dem Pol und nach der Mittel-Linie zuwege, die nunmehr die Sache nicht nur nach des Newtons Sätzen entſchieden, ſondern viel genauer und gewiſſer gemacht haben, als eine bloſſe allgemeine Rechnung hätte thun können.

Bloſſe geometriſche Sätze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklærungen der natürlichen Erſcheinungen würden keine Streitigkeit, keine Nacheiferung erwecken, dieſes thun die Hypotheſen, woran zwar vieles iſt, das ſie in Stand ſetzet, vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreiffen kan.

Streitende Secten ſind wie Stahl und Feuerſteine, ſie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schutzrede für die Hypotheſen ſo gemeint ſey, daß ich das Wahrſcheinliche dem Wahren an die Seite ſetzen wolle. Nein der Mond wird niemahls, wie die Sonne ſcheinen, aber doch iſt ſein ſchwächerer, ſein kalter Schimmer uns nützlich. Die Ptolomæiſche Einrichtung war falſch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde, viele Erfahrungen, die richtig waren, lagen unter noch mehrern Meinungen, die nichts wahres hatten, vermiſcht. Und dennoch hat die Welt mit einem ſehr groſſen Nutzen dieſe Hypotheſe ſo viele Jahre gebrauchet, und davon im gemeinen Leben faſt eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit ſelber haben. Endlich iſt der Tag gekommen, und hat den Cryſtallenen Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der Mitte der Welt, die unnœthige Geſchwindigkeit der Sonne und der Fixſterne, und die andern Fehler dieſes Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkündigern eine allgemeine Gewißheit verlangt, die ſie nicht im Stande waren zu liefern, ſo hätte man ſo viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der næhern oder weitern Entfernung der Geſtirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältniſſe der Theile der Welt unter ſich gehabt. Man hätte von den gemeinſten Erſcheinungen, den Finſternüßen, ſich keinen Begriff machen können, und wære in einer barbariſchen Unwiſſenheit geblieben, aus welcher doch Ptolomæus uns ſchon halb heraus geriſſen hat.

Alsdann wird niemand ſich über die angenommenen und unerwieſenen Lehrſätze beklagen können, wann wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug laſſen, und das Wahrſcheinliche nur um den Preiß anſetzen, den es an ſich ſelber hat. Niemand wird betrogen werden, wann wir zwar mit dem Wahrſcheinlichen die Lüken des Wahren ergäntzen, wann wir aus demſelben über den Abgrund

der Unwiſſenheit Erwartungs-Brücken bauen, aber dabey warnen, daß ſie nur bis auf einen gewiſſen Grad zuverläßig ſind. Wir können annehmen, was wir wollen, wann wir den Leſer nur bey dem Angenommenen aufrichtig erinnern, unſere wahrſcheinliche Meynung ſeye von dem Wahren noch ſehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet, wann wir geſtehen, es fehle uns noch zur Überzeugung dieſe noch ungemachte Erfahrung, jenes Maaß, oder der Bau von dieſem noch nicht beſtimmten Theile. Kan jemand klagen, wann man Scheidemüntze für Scheidemüntze angiebt, und ihren Preiß nicht höher ſetzt, als das Silber an derſelben wehrt iſt? Der betrügt allein, der ſie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube aus dieſen Betrachtungen werde man denjenigen, die der Natur Wercke und Thaten zu erklæren ſich beſtreben, die Freyheit vergönnen, nebſt dem erwieſenen etwas unerwieſenes, etwas wahrſcheinliches zuzubauen, und alſo ein Gebäude aufzuführen, deſſen Hauptſäulen zwar feſte, deſſen Theile aber nicht alle von der gleichen unerſchütterbaren Stärke ſind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß ſolche Erwartungsſtücke mehrentheils die Urſache geweſen ſind, daß ſie mit der zuverläßigſten Materie in kurzem von ihrem Verfaßer, von ſeinen Gegnern, oder von der Nachwelt erſetzet worden, und ich glaube es iſt nunmehr wahrſcheinlich, daß die Hypotheſen, ſo wohl in Anſehung des Verſtandes, als des Willens, dem Wachsthume der Wiſſenſchafften zuträglich ſeyen.

Dieſe Betrachtung iſt um deſto natürlicher, je mehr der Herr von Büffon, als der Hauptnrheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypotheſen, und zum Theil ganz neue, ganz fremde, und einem ungewohnten Leſer unwahrſcheinliche Lehrſätze vorzutragen. Dann auch dieſe Freyheit hat ihren groſſen Nutzen. Geht man mit ſeinen Vorgängern immer auf dem gleichen Pfade, ſuchet man nicht neue Wege, ſo wird nichts entdecket. Es iſt wahr, die Erfinder neuer Welten ſind nicht allemahl glücklich, einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurücke, und andere entdecken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntſchafft uns gleichgültig iſt. Aber wære kein Columbus, kein Magellan aus Spanien abgeſegelt, ſo wæren viele Schiffbrüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdecket worden.

Der Herr von Büffon ſcheinet von denjenigen Reiſenden zu ſeyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdecken mœgen, und ſich dabey weder die Mühe der Schiffarth, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdrießen laſſen. Dann eine irrige Lehre iſt für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich anſage, iſt keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr, als eine Hypotheſe vorgetragen habe, ſein Gefährte der Herr Daubenton, ſcheint ſich mehr an die Natur ſelber zu halten, und dennoch hat er, in der Vergleichung der Geburtsglieder beyder Geſchlechter, eine angenommene Meynung, und zwar eine alte, aufs neue zu beweiſen vorgenommen.

Der Titul dieſer Werke verſpricht bloß ein Verzeichniß ſamt einer Beſchreibung der Seltenheiten der Kœniglichen Kunſtkammer, ich brauche das Wort bloß, ob wohl ein ſolches Verzeichniß ſchon ein ſehr groſſes und ein ſehr nützliches und ein faſt unnachahmbares Werck ausmachet, wann man die Groſſe von Franckreich, die Menge ſeiner in America, Aſien und Africa blühenden Pflanzſtätte, und die allgemeinen Befehle betrachtet, die ſchon lange gegeben, und ſchon oft wiederholet worden, aus allen Gegenden, alles zu der Kœniglichen Geſellſchafft der Wiſſen-

ſchafften, und zur Kœniglichen Sammlung zu ſchicken, was die Natur in ſo vielen Gegenden merckwürdiges zeuget. Wann man den Eifer und die Ehrſucht der Frantzoſen betrachtet, mit welcher ſie brennen, ſo bald ſie den Namen ihres Kœniges hœren, und mit demſelben in einige Bekanntſchafft zu kommen hoffen, wann man ferner bedenkt, wie vieler groſſen Naturkenner Samlungen in die Kœnigliche zuſammen gefloſſen ſind, ſo wird man von dem gegenwärtigen Wercke nichts als etwas ungemeines erwarten, und wir zweiffen nicht, die Ausführung werde dieſe Hofnung, ſo groß ſie auch ſeyn kan, erfüllen und unterſtützen.

Die zur Beſchreibung des Cabinets gehœrigen Theile dieſes groſſen und prächtigen Wercks werden, nach den dreyen, die wir in Händen haben, ſo auf einander folgen, daß im vierten alle vierfüßigen, im fünften alle Thiere beſchrieben werden, die zu Waſſer und zu Lande leben, im ſechsten werden die Fiſche, im ſiebenten die Muſcheln, im achten die Inſecten, im neunten die Vœgel, im zehnten, eilften und zwölften die Pflanzen, im dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten diejenigen Dinge beſchrieben werden, die man aus der Erde grœbt, und folglich findet man den ganzen Umfang der Natur, und das ganze Reich der Geſchöpfe hier, die dem Menſchen unterworfen, und zu ſeiner Betrachtung geſchaffen ſind.

Aber dieſes Werck faßt weit mehr als dieſes in ſich. Hiervon werden zwar noch mehrere Beweisthümer in den folgenden Theilen folgen, in dem man im fünften Bande eine Phyſiologie der Thiere, in dem eilften eine Abhandlung von dem Baue der Pflanzen und vom Ackerbau, und im dreyzehnten eine andere von der Erzeugung der Steine und Erzte finden wird.

Doch auch ſchon der erſte Theil, der zweyte, und ein Theil vom dritten ſind weit über den Innhalt eines Verzeichniſſes erhoben, und hier liegt eben der Grund unſerer Vertheidigung der noch nicht völlig erwieſenen Meinungen. Dann dieſe Theile enthalten des Herrn von Büffons Gedancken vom Urſprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andern zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum beſondern Baue der kleinern Welt gehœrige Hypotheſen.

Sie ſind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer fæhig ſind. Man findet überall viel Kenntnüß der Sachen, viele Erfahrungen und viel Einſicht, aber doch geht der Verfaſſer immer etwas weiter als ſeine Kenntnüß, ſeine Erfahrung, und ſeine Einſicht. Ich würde mit Vergnüger hiervon den Leſer unterhalten, und meine Gedancken über des Herrn von Büffon ſeine mit Freyheit und Beſcheidenheit ſagen, wann es mœglich wære ſie kurz zu ſagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zuließe, die anſtatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da dieſe beyden Fälle nicht mœglich ſind, ſo kann ich nichts weiter, als den Leſer ermahnen, mit einer Philoſophiſchen Achtſamkeit dieſes Werck zu leſen. Er wird viel neues, viel eigenes finden, und es werden wenige Leſer ſeyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch ſolche Sätze antreffen, die mit derjenigen Einſchränckung müſſen angeſehen werden, davon ich oben geſprochen habe.

Gegeben zu Göttingen den 23. *Sept.* 1750.

GOTTLIEB WILHELM RABENER.

AUS DEM VERSUCH EINES DEUTSCHEN WÖRTERBUCHS.

COMPLIMENT.

Gehœrt unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des eines Fußes; und ordentlicher Weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine hœfliche Verſicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kan man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen, und dieſes iſt auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug und geſchickt ſeyn, als er will, kan ſich nicht tief genug bücken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange ißt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Geſtern ſah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in ſeiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmenden Alter ſich von ſeinem Handwerke ehrlich genährt, dem Landesherrn ſeit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Weſen ſechs Kinder wohl erzogen, und bey allen ſeinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieſer machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altvæteriſches, doch ſehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte ſeinen ehrenfeſten Nacken nur ein klein wenig, und überließ ſeinem Bedienten die Mühe, den Huth abzunehmen. Hieraus ſieht man die Verhältniſſe der Complimente eines Armen gegen einen Reichen ſehr deutlich. Ich aber ſah bey dieſer Gelegenheit noch dieſes daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieſes mag genug ſeyn von den Complimenten, ſo weit ſie die mechaniſche Stellung des Cörpers betreffen.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen ſie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieſes eigentlich heiße, das läßt ſich im Deutſchen gar nicht erklæren, weil es ſelbſt im franzœſiſchen Grundtexte nicht das geringſte bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorſamſt, ohne alle Complimente; wir ſind ja gute Freunde! Wenn ich dieſes nach dem rechten Sprachgebrauche überſetzen ſollte, ſo könnte es ungefähr alſo lauten: «Ich würde Sie für den «grœbſten Menſchen von der Welt halten, «wenn ſie glaubten, daß wir wirklich ſo gute «Freunde wæren, daß Sie nicht nœthig hät«ten, mir ſo viel Complimente zu machen.»

Unterthæniger Diener; ganz unterthæniger Diener; unterthænigſter Diener; ich verharre Eurer Hochedl. gehorſamſt ergebenſter &c. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion &c. Ich werde zeitlebens nicht

ermangeln, zu feyn Derofelben &c. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen, ſo denken ſie dabey eben ſo wenig, als mein Schneider, bey den Worten: *Laus Deo!* oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerutt machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe.

GELEHRT.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die ſtudirt haben, wollen gelehrt ſeyn; aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die wenigſten. Freylich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich des Titels eines Gelehrten anmaaßen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es ſey noch ein ſehr großer Unterſcheid zwiſchen einem Gelehrten und zwiſchen einem Manne, der keine Profeſſion oder kein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen abſolvirt, und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkſamkeit leſen; die höhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterſuchen; ſich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforſchen; auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes ſich ſelbſt überführen wollen; Sachen, die in der Welt zu nichts nütze ſind, als höchſtens eine kritiſche Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen; und welche dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden ſuchen? Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beynahe zu viel! Wenn das gelten ſoll: So ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch, ſey. Verlangt man noch dieſes; was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſche mir nicht dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man, auf ſolche Art, um ihre gelehrten Titel und Ämter bringen. Und da ſie, außer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten; wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann: So will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich ſeyn, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf. Ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht,

wenn ſich etwan jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Hr. Profeſſor Titus Manlius Vermicularius. Es geht nunmehr in das drey und funfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eignen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatſchnitzer geſammlet hat; und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſrer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es theuer verſichern, er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein beleſner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urtheil ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todt ſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er jemanden auf ſeine grammatiſchen Wahrheiten tractirt; ſo oft heißt es immer über das andre Wort: *Prout nos docti loquimur!* Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateiniſch, und mit niemanden ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd, und mit dem Hausknechte, denn dieſe gehören zum Pœbel. Der gute Vetter! Wenn er noch lange lebt: So bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateiniſches Programma zugeführt, in welchem er ſo viel himmelſchreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten Rœmiſchen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Leſung der erſten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hoffnung zu ſeiner Beſſerung da; wenn das Ding ſo fortgeht: ſo wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programma elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veſte, Rechtshochgelahrte Hr. *D.* Valentin Vanno, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgeſagt haben, daß er das geringſte von der Rechtsgelehrſamkeit verſtehe; aber er iſt doch Doctor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herr Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! er hatte eine ſo gelehrte Unterkehle, als zehen andere ſeines Gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch ein Doctor werden. Ihre Hochedlen, unſer Herr Vanno hieß ſchon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es iſt gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernſte geworden iſt; er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſeyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben; Das iſt der leibhafte Papa! Er iſt kaum funfzehn Jahr alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doctor werden, und im kurzen wird er es ſeyn! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüte, daß ſie alle Doctor ſeyn müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehen Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doctortitel ab: So werden ſie die betrübteſte

Figur von der Welt vorſtellen! Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſeyn, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, George Knut, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten Rœmiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt: So ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum anſehen kann, wenn er feinſilbrige Zweydrittheile einwechſelt. Nur ohnlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der gröſste Narr wære. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtellte die *Venerem victricem* vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeute die *Venerem armatam* der Lacedæmonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum Hœchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wære! Venus war es gewiß: darinnen waren dieſe große Männer einig. Ob ſie aber *victrix* oder *armata* ſeyn ſollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtund. Selbſt die Weiber dieſer beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander ſo muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb *Venus victrix!* Wie froh war mein Vetter!

. . . . . .

Über dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſo gar ſeine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſeyn, welchen man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beynahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitæten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Næhe mit ihm zu reden.

. . . . . .

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Künſten fänden. Nun kann man einen ungefähren Überſchlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutſchland ſeyn müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo viele ſind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſey: So muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hœrt: Es iſt ein gelehrtes Werk! Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, ſind ſehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen finſtern Mathematiker geſehen, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hœrte, daß man eine witzige Monatſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte es geht mit der Gelehrſamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die ſeinige für die wahre, alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieſes Wort iſt von einer ſo weitläuftigen Bedeutung, daß es eine abſonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigſtens ſo viel Bände einnehmen dürfte, als die europæiſche Fama.

Gelehrter Wind, hievon ſiehe mit mehrern die meiſten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, iſt ein Problema.

VERSTAND.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben: So wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man ſich auf der Catheder von dem Worte, **Verſtand**, macht.

Ich ſchreibe nicht für Pedanten, ſondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verſtand ſo viel, als Reichthum.

Ein Menſch ohne Verſtand, iſt nichts anders, als ein armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigſte, und nützlichſte Mann in der Stadt ſeyn, das hilft ihm alles nichts; der Verſtand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es iſt nicht für einen Dreyer Verſtand darinnen! ſpricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieſt. Warum? Mein Wirth iſt ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die ſchönſte Ode auf die Börſe trüge, ſo würde er doch nicht einen Dreyer dafür bekommen.

Das Mædchen hat Verſtand, ſagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld ſieht, wenn gleich ſein Mædchen weiter nichts thut, als daß es Caffee trinkt, Lomber ſpielt, Knœtchen macht, zum Fenſter hinaus ſieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn ſpottet. In Geſellſchaften, wo ſie keines von dieſem allen thun kann, iſt ſie nicht im Stande, etwas weiter zu ſagen, als ein trocknes Ja und Nein; und ſpielte ſie nicht mit ihrem Fächer: So würde man ſie für eine ſchœne Statue anſehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat ſie doch viel Verſtand, denn ihre Mutter hat ihr ein ſehr ſchœnes Vermœgen hinterlaſſen.

Der Menſch hat einen ſehr guten natürlichen Verſtand, heißt ſo viel: Er hat von ſeinen Ältern eine reiche Erbſchaft überkommen, und nicht nœthig gehabt, ſelbſt Geld zu verdienen.

Was alſo dieſes heiße: **Er wuchert mit ſeinem Verſtande**, das darf ich niemanden erklæren; es verſteht ſich von ſich ſelbſt.

Ich bin der dümmſte eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermœgen, und dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verſchiedenen Grade des Verſtandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verſtande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tariff machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verſtand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verſtand;
12000 Thaler, ein feiner Verſtand;
30000 Thaler, ein groſſer Verſtand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verſtand;
100000 Thaler, ein engliſcher Verſtand;

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit jeden tauſend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum ſo klug war, als ſein Reitpferd. Er beſaß aber viermal hundert tauſend Thaler, und um deswillen verſicherte mich mein Correſpondente, daß er in ganz Meklenburg beynahe der Verſtändigſte wære.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerutten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren unsinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daß ich mich kunstmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eignes Vermœgen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nœthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.

AUS DEN SATIRISCHEN BRIEFEN.

Hochzuehrender Herr Professor,

Meine Jungen wachsen heran, und es ist nun Zeit, daß ich ihnen einen gescheiten Hofmeister halte. Bisher habe ich den Schulmeister lassen zu ihnen gehen; aber er kann sie nicht mehr bändigen. Ich weis, in welchem Ansehen Sie in Leipzig stehen, und daß Ihr Vorzimmer beständig von solchen krummgebückten Creaturen voll ist, welche Hofmeisterstellen, oder Informationes suchen. Lesen Sie mir einen hübschen gesunden Kerl aus. Sie wissen es selbst, daß bey mir weder Menschen noch Vieh Noth leiden. Fritze, der älteste ist ein durchtriebner Schelm. Er hat einen offenen Kopf, ... ich darf es den Buben nicht merken lassen, daß ich ihn lieb habe; der leichtfertige Schelm! Er ist noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in *humanioris* gar feine *principio*. Ferdinand ist meiner Frau ihr Junge. Er ist immer kränklich, und das geringste Ärgerniß kann ihm schaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen seyn, und meine Frau hat schon zween Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteste Mædchen ist zwölf Jahre. Sie soll noch ein bischen Catechissen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag sehen, wie er mit ihr zurechte kömmt. Mit dem kleinen Mædchen hat der Hofmeister gar nichts zu thun, die behält die Mamsell bey sich. Sehn Sie nun, Herr Professor, das ist die Arbeit alle. Ich werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mir einen hübschen Menschen vorschlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein versteht, sich in Wäsche und Kleidung reinlich und sauber hält, Franzœsisch und Italiænisch sprechen kann, eine schœne Hand schreibt, die Mathimatik versteht, Verse macht, so viel man fürs Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kan, und wo mœglich, ein wenig zeichnet. In der Historie muß er auch gut beschlagen seyn, vor allen Dingen aber in der Wapenkunst. Ist er schon auf Reisen gewesen; desto besser. Aber er muß sich gefallen lassen, bey mir auf meinem Gute zu bleiben, und sich wenigstens auf sechs Jahre bey mir zu vermiethen. Dafür soll er bey meinen Kindern auf der Stube freye Wohnung haben, mit dem Kammerdiener essen, und jährlich 50. Gulden bekommen. Zum heiligen Christe und zur Messe gebe ich nichts; dergleichen Betteleyen kann ich nicht leiden. Sind die sechs Jahre um, so kann

er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn sodann an seinem Glücke nicht hindern. Mich dünkt, die Vorschläge sind ganz billig. Hat der Mensch Lust zur Wirthschaft, so kann er meinem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird sein Schade nicht seyn, denn er weis doch nicht, wozu ers einmal brauchen kann. Ich werde für Ihro Bemühung erkenntlich seyn, und bin,

Hochzuehrender Herr Professor,

Ihr

dienstbereitwilligster

. . . . . .

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz gnädigst mir ertheiltem Befehle unterthänigst nachzulehen, habe ich mir Mühe gegeben, alle diejenigen *subjecta quouis modo* zu sondiren, von denen ich geglaubt, daß sie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wären, welche Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, als ein wahrer Mæcenat, und Beschützer der schœnen Künste und Wissenschaften, so großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche *conditiones* suchen; aber es ist zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vornehm seyn, und sich nicht gefallen lassen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewissen Grund zu ihrem grœßern Glücke zu legen. Die wenigen Wissenschaften, so sie etwan besitzen, machen sie so stolz, daß sie unverschæmt genug sind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts bestehen, als Kinder zu informiren, so viel zu fordern, daß man dafür gar reichlich drey Bediente in Livrey halten könnte. Ich habe einen jungen Menschen bey mir gehabt, welcher in der That alle diejenigen Fæhigkeiten besitzt, so Ew. Excellenz bey einem Hofmeister für Dero junge gnædige Herrschaft verlangen. Überdieses ist er von einem gesetzten Wesen, tugendhaft und so gar, welches Ew. Excellenz nicht ungnædig vermerken werden, fromm und christlich. Es wird keiner, so wie dieser, vermœgend seyn, Dero junge Herren zu wackern Männern fürs Vaterland, und zur Ehre Dero hohen Hauses zu erziehn. Aber was hilft das? Seine Forderungen sind ungeheuer, und Ew. Excellenz sind viel zu einsehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Anherren so vieles Geld wegwerfen, und dennoch nichts weiter dadurch erlangen sollten, als rechtschaffene Kinder. Wollen Sich Dieselben eine Lust machen, so geruhen Sie gnædig, dessen eigenhändigen Aufsatz seiner lächerlichen *Prætension* in der copeylichen Anfuge *sub A.* zu lesen. Mit einem Worte, ein so theurer Hofmeister ist für Ew. Excellenz keine Sache. Es sind noch einige andere bey mir gewesen, welche sichs für eine grosse Gnade halten, als Hofmeister in Ew. Excellenz Dienste zu treten. Sie verstehn freylich das wenigste von dem, was Dieselben verlangen; und ich kann nicht læugnen, daß bey den meisten die Aufführung nicht die beste ist. Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen, und die Ew. Excellenz gewiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nachricht davon werden Sie in der Beylage *sub B.* von ihnen finden. Ew. Excellenz gnædigsten *Disposition* dieserhalb bin in Unterthænigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbey wære, sonder alles unziemende Maaßgeben, ich ließe diese Candidaten alle auf einmal zu mir kommen und sie auf die Hofmeisterstelle licitiren. Demjenigen, welcher am wenigsten für seine Bemühung haben wollte, könnte ich sodann gedachte Hof-

meisterstelle zuschlagen. Doch überlasse alles zu Dero erleuchtem Ermessen ich lediglich, und verharre mit der tiefsten Devotion,

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,
Ew. Excellenz
unterthänig gehorsamster Diener
* * * * * * *

N. S. Wolten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben, und das Stipendium, so Dieselben zu disponiren haben, meinem ältesten Sohne gnädig conferiren: so würde dieses mit der größten Unterthänigkeit ich Lebenslang veneriren.

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu seyn, für die von Seiner Excellenz geforderten Bemühungen, und Dienste als Hofmeister der jungen Herrschaft jährlich folgendes verlangen könne:

1.) Für Aufsicht, Unterweisung im Christenthume, und in der lateinischen Sprache überhaupt . . . . . 50 Thlr. —

2.) Für die Französische Information monatlich zwey Thaler, thut auf dreyzehn Monate . . . . . 26 Thlr. —

3.) Dergleichen im Italiänischen, zwey Thaler . . 26 Thlr. —

4.) Als Schreibemeister, monatlich einen Thaler, zwölf Groschen . . . . . 19 Thlr. 12 gl.

5.) Für Lection im Rechnen, und in der Mathematik, monatlich drey Thaler 39 Thlr. —

6.) Mit den Versen, bittet er, ihn gnädig zu verschonen.

7.) Als Tanzmeister monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwo Stunden geben. . . . . 13 Thlr. —

8.) Als Fechtmeister, täglich eine Stunde, zwey Thaler, zwölf Groschen. . . 39 Thlr. 12 gl.

9.) Als Bereiter, auch täglich eine Stunde, vier Thaler. 52 Thlr. —

und verspricht er hierbey weder Accidentien zu fodern, noch sonst einigen Aufwand zu veranlassen.

10.) Für die Anleitung in der Geschichte, Wapenkunst und dergleichen, wird weiter nichts verlangt, und gehört dieses zum ersten Capitel.

11.) Man hofft, die gnädige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrschaft zu speisen, und Gelegenheit zu haben, derselben auch einige Anweisung in der Kunst zu geben, wie sie mit Anstand essen solle, und sich bey der Tafel vernünftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Edelleuten fehlt.

12.) Junker Ferdinand muß der Aufsicht und Zucht des Hofmeisters lediglich überlassen bleiben, ohne von der gnädigen Frau geschützt zu werden, welches man zu seinem eigenen Besten wünscht.

13.) Bey dieser Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu geben, welches durch einen Kornschreiber am besten verrichtet werden kann.

14.) Nach Verlauf der sechs Jahre hoffet man gnädige Beförderung.

Obige Kosten betragen zusammen . . . . . 258 Thlr. —

Es soll weder Treue noch Fleiß gesparet werden, die Pflicht eines Hofmeisters, nach allem Vermögen, redlich zu erfüllen.

Elias Pfaffendorff.

B.

Verzeichniß derer Candidaten, die sich zur Hofmeisterstelle angegeben haben.

1.) N. N. Ein junger Mensch, 22 Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bey mir zu Tische gehabt, und gefun-

den, daß er zu viel ißt. Verlangt außer den zwey ordentlichen Mahlzeiten, annoch Frühſtück und Veſperbrod, und über dieſes tæglich drey Kannen Bier. Will 50 Thaler haben.

2.) N. N. *Artium Magiſter.* 40 Jahre alt. Scheint ein geſetzter Menſch zu ſeyn. Hat ſchon ſeit 20 Jahren als Informator unter adelichen Herrſchaften gedient, aber niemals länger, als ein Jahr, an einem Orte anshalten können. Mag ehedem in ſeinen Wiſſenſchaften nicht unrecht geweſen ſeyn, doch hat er in dieſen 20 Jahren alles wieder ausgeſchwitzt. Inzwiſchen weis er immer noch ſo viel, als Ew. Excellenz junge Herrſchaft zu lernen nœthig hat. Bittet ſich über die 50 Gulden freyes Bier und Tabak aus, ſo viel er braucht. *NB.* Raucht nur Bremer.

3.) N. N. 29 Jahre alt, friſch und geſund vom Körper, der Gottesgelahrtheit Befliſſener, predigt einen ziemlichen Baß, und beſitzet eine große Stärke in Poſtillen. Will mit 50 Gulden zufrieden ſeyn, wenn er in 6 Jahren Subſtitute werden kann.

4.) N. N. hat zehn Jahre lang auf Univerſitæten gelebt, aber noch nicht abſolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den ſechs Jahren Zeit haben, nachzuholen, was er verſäumt hat. Er iſt ein luſtiger Kopf, und wird ſich für Junker Fritzen gut ſchicken. Bittet flehentlich um Verſorgung und Brod, da er ſich mit einem Nœthermædchen verſprochen hat. Er ſicht.

5.) N. N. 27 Jahre alt, iſt überſichtig, redet lateiniſch und griechiſch, kann aber kein Deutſch. Deſto beſſer ſchickt er ſich zu einem Informator in ein adeliches Haus. Es iſt ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, ſondern auch von dem Adel zu verlangen, daß ſie die ſo genannten deutſchen witzigen Schriften mit Geſchmack leſen, und Deutſch lernen ſollen. Als wenn ein Deutſcher nœthig hätte, deutſch zu lernen! *Quæ! qualis! quanta! CCIƆƆƆ H. S.* ſage 2100 Sefterzen, thut, nach unſerer Münze, etwan ſiebenzig Thaler leichte Geld.

6.) N. N. Seines Handwerks ein Poet, ſchreibt einen fließenden Vers, alles in Reimen, und iſt ein Todfeind von den itzigen ſchweren ſtrotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel ſey Dank, daß es noch hin und wieder Leute giebt, die Geſchmack haben! Außer der Mythologie, die er Trotz zehn andern verſteht, hat er nichts gelernt. Er hat itzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Feſttagsepiſteln in Reime bringt, ohne ein Wort vom Grundtexte zu ändern, oder zu verſetzen. Wenn er damit fertig iſt, will er ſich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloquia exponirt er ziemlich. In Wünſchen iſt er unerſchöpflich. Er erbietet ſich, ohne Beſoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation von zweyhundert Verſen baar vier Groſchen gegeben werden, wobey er es jährlich wenigſtens auf 80 Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgeſetztes Kleid, es mag ſo alt ſeyn, als es wolle. Um ein paar ganze Hoſen wollte ich Ew. Excellenz ſelbſt für den armen Schelm, ſtatt des Handgeldes, gebeten haben. *NB.* Er iſt auch witzig, und ſatiriſch, man möchte ſich vor Lachen ausſchütten. Ew. Excellenz können tauſend Spaß mit ihm haben. Bœſe wird er nicht leicht, man müßte denn ſeine Verſe tadeln.

7.) Da Ew. Excellenz gar wohlbedächtig zu ſagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit ertræglicher ſey, als einer, der keinen Hafen hetzen kann: ſo wollte ich Ihnen wohl N. N. vorſchlagen.

Er hat wider ſeinen Willen ſtudiren müſſen, weil es ſein Vormund ſchlechterdings verlangt . . . . . Gelernt hat er alſo wenig oder nichts; aber er iſt ein ganzer Jæger. Lerchennetze ſtrickt er als ein Meiſter, und in der ganzen Gegend iſt keiner, der den Vogelheerd ſo geſchickt anrichten kann. Er will 50. Thaler, und alle Fuchsbælge. Fængt auch Hamſter.

8.) N. N. iſt kurz, unterſetzt, und im Durchſchnitt wenigſtens zwey und eine halbe Elle ſtark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte; doch habe ich viele ſchœne *Teſtimonia* von ihm geſehen, die er von Schulen mitgebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeiſter nicht ſonderlich zu brauchen iſt, ſo wird er doch alsdann ſehr gut ſeyn, wenn Ew. Excellenz Gæſte haben. Denn ob er gleich nur ein ſchlechter Bürger iſt, ſo ſæuft er doch trotz manchem Cavalier. Er iſt mit 50. Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rauſch bekömmt, den er ſich trinkt, ſo oft er die *honneurs* vom Hauſe macht.

9.) N. N. ein guter, ſtiller, ehrlicher Menſch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt, aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: O ja! hochedler Patron! Ich glaube, daß er grundgelehrt iſt, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird ſich alles gefallen laſſen. Ich fragte, was er zur Beſoldung haben wollte; aber er bückte ſich ſehr tief, und ſagte: Wie Sie befehlen, Hochedler Patron! *NB.* Trægt keine Manſchetten.

10.) N. N. Ein ſüſſes artiges Herrchen. Iſt geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch ſo. Hat vier Jahre in Leipzig ſtudirt, und in vier Jahren keinen Huth auf den Kopf gebracht. Hat ſich, wie er ſagt, vornemlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet ſich die junge Herrſchaft zu friſiren. Macht Dintenflecke aus der Wæſche, bohnt Schrænke, und kann allerhand artige Figuren in Papier ausſchneiden. Als ich von ihm wiſſen wollte, wie viel er an Beſoldung verlangte; ſo machte er einen Rück-*Pas*, und ſagte ganz klar: Siebenzig Thaler, zu dienen, Ihre Hochedlen! Er gefællt meiner Frau.

11.) Wenn Ew. Excellenz einen Menſchen haben wollen, der im Lateiniſchen, Franzœſiſchen, Italiæniſchen, und der Hiſtorie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen mœglichen Wiſſenſchaften Unterweiſung geben ſoll, ſo ſchlage ich Ihnen N. N. vor. Er verſteht zwar von allem dieſem nichts, er iſt aber meiner Schweſter Sohn, und kömmt alle Wochen wenigſtens zweymal zu mir, mich mit vieler Demuth ſeiner Devotion zu verſichern, um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wiſſen. Ich habe ihn zeither, mit gutem Erfolge, jungen Leuten zur Privatinformation vorgeſchlagen, welche ſo billig geweſen ſind, ihn monatlich, in Anſehung meiner, zu bezahlen, ohne ſeine Stunden abzuwarten. Er repetirt mit ihnen meine juriſtiſchen Collegia, ungeachtet er ein Theologus iſt. Achtzig Thaler Beſoldung dürften wohl nicht zu viel ſeyn, denn er iſt mein Vetter.

AN HERRN CABINETSSEKRETÆR FERBER IN WARSCHAU.

Dresden, am 12. Auguſt, 1760.

Bald werden Sie glauben müſſen, daß mein gutes freundſchaftliches Herz mit verbrannt ſey, da ich, ſeit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebſten Freund nicht geſchrieben, und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner gröſsten Beängſtigung habe ich tauſendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, ſo fiel mir zu meiner gröſsten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundſchaft meines Ferbers übrig ſey. Es war ganz natürlich, daß mir dieſes einfiel, da ich, Sie wiſſen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluſte eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiſelle Schweſter erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochſchätze, weil ſie Ihre Schweſter und meine Freundinn iſt. Sie wird Ihnen von H... aus von meinem Schickſale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole.

Unſere Briefe ſind ſo oft vergnügt und ſcherzhaft geweſen; dieſer mag einmal traurig ſeyn. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort; denn mein Verluſt, ſo weh er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekoſtet, und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir ſelbſt iſt das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philoſophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der gröſsten Gelaſſenheit mein Haus brennen ſah, und mit eben der Gelaſſenheit hernach anhörte, daß alles verloren ſey.

Der 19te Julii war dieſer ſchreckliche Tag. Schon am 14ten, da unſre Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Früh um acht Uhr zerſchmetterte eine Haubitzgranade das Zimmer meines Bedienten, und zündete. Wir löſchten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, ſo gut es mœglich ſeyn wollte, zuſammenpacken, und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe ſchaffen, welches wir feſte genug zu ſeyn glaubten. Weil ſich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Carcaſſen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, ſo flüchtete ich noch ſelbigen Abend um ſieben Uhr nach Neuſtadt zu Herrn D..., meinen Bedienten aber ließ ich, mit ſeinem guten Willen, zurücke. Neuſtadt ward vom 15ten an auch beſchoſſen, und zwey Zwölfpfünder fuhren durch unſer Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daſelbſt verſchont.

So gefährlich und ängſtlich dieſer unſer Aufenthalt war, ſo viel komiſche und lächerliche Auftritte kamen doch dabey vor. Die Madame Z... mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiſte Zeit bey Herrn H.. in ſeiner Stube, und da ſchliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwey gewölbten Stübchen ſtack die ganze D.. Familie, und noch vierzig Perſonen, alt und jung. Die Fenſterladen waren mit Miſte verſchüttet, der obere ſchœne Saal mit Miſte bedeckt, und mit eben ſo viel Miſte der ganze Hof beſtreut. Unter dieſem Miſte lagen alle dieſe Perſonen. Einige waren ſtille und verdrüßlich, einige beteten, und man ſahe es ihnen am Maule an, wie ſie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch ſo weit habe kommen laſſen, ungeachtet ſie ihm nun ſeit vier Jahren die Ehre angethan, und fleißig gebetet. In einem andern Winkel ſaßen einige po-

litiſche Kannengießer, und machten für Dannen einen Operationsplan, wurden aber ſehr uneinig, weil ſie ſich über den kleinen Nebenumſtand nicht vergleichen konnten, ob ſie den Kœnig von Preußen mit ſeiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge ſpringen laſſen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überſtimmt. Eine Prieſterwittwe kriegte mich immer auf die Seite, und ziſchelte mir ins Ohr: Wir ſollten Gott danken! Nur der lieben Religion wegen ſchöffe uns der Kœnig von Preußen todt, und unſre Häuſer in Grund. Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorhero hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granade meinen ganzen Apparatum von Perucken zerſchmettert habe.) Laſſen Sie es gut ſeyn, antwortete ſie mir, es wird ſich ſchon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünſchte fromme Frau hat mich grauſam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unſerer Stube, und mich deucht, das war noch am ſolideſten gedacht. Unter dergleichen Abwechſelung und Unruhe brachten wir den 19ten heran, den ſchrecklichſten Tag meines Lebens. Schon um drey Uhr Nachmittags ſtund die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus, (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf,) und ſah dieſem Greuel der Verwüſtung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeſchmiſſen, und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeſchædigte Keller aber von denen zum Löſchen commandirten Soldaten rein ausgeplündert ſey. Das that weh, mein lieber Ferber, ſehr weh; alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäſche, Vorræthe, alle meine Bücher und Manuſcripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden ſo ſorgfältig geſammlet hatte, alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreytauſend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteſte Zeugrock, den ich anzog, um deſto bequemer zu löſchen, eine alte abgelebte Perucke, die ich in eben der Abſicht aufgeſetzt, ein paar alte Hemden, die ich ſchon für meinen Bedienten beſtimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobbe. Die witzigen Manuſcripte, welche nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind zum kräftigen Troſte der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beynahe die Mühe nicht, daß ich ſterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieſer Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben, und mich in die Welt ſchicken, ſo gut ich kann. Meine ſchœnen Bücher dauern mich ſehr, aber manchmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und — kurz, Ferber, ich bin ſo nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechſel und Documente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuerſekretær, der ein Jahr in preußiſchem Depot und zwey Jahr unter der Vormundſchaft der Landesdeputation geſtanden? Das ſchmerzt mich am meiſten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unſern Freunden, unſern Hülfsgenoſſen, unſern Errettern, Leute, die ſich das græßte Gewiſſen machen würden, am Charfreytage Schweinebraten zu eſſen, die plündern uns

selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wut der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle ehrliebende von der Garnison, Officiers so wohl, als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch zum Ruhme unsers tapfern Commandanten, daß er die strengste Ordre gestellet habe, diesem Unwesen zu steuern: doch hat es nichts geholfen, denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich!

Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Überzuge von einem Kopfküssen stack mein ganzer Reichthum. Wir wadeten bey der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D.. Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinaus bringe: Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht blos auf die göttliche Fürsorge verließe. Ich gieng, und kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bey dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittewochs früh, da ich ein Pferd bekam, und nach H.. ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abentheuerlicher Ritt gesehen worden, als der meinige. Stellen Sie Sich meinen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehen Jahren gewesen war, im Karren zu ziehn; auf diesem Gaule den Steuersekretær Rabener, noch nicht völlig drey Ellen lang, und, der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalbe Elle im Durchschnitte; diesen Sekretær in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebensfatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperucke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt, und vielleicht seit der preußischen Invasion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornsack, in welchen der Rest seines Vermœgens geflüchtet war, auf diesem Kornsacke einen buntstreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen sollte; zur Rechten gieng mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brodt und Braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprechen, und, wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amtssteuereinnehmer in H..., wo ich sehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthinn eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewesen seyn; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulcammerad

. . . . . .

Hier wohnte ich. Die meiſte Zeit brachte ich auf dem Schloſſe zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Aſſiſtenzræthinn mit ihrer Familie, und ganz unvermuthet Ihre Mademoiſelle Schweſter zu finden. In dieſer vortrefflichen Geſellſchaft habe ich zehn Tage lang mich ſo wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und ſeine Frau ſorgten für unſre Bequemlichkeit; beyde waren ſehr dienſtfertig und gaſtfrey; auch hatte ſie Gott mit zeitlichem Vermœgen ziemlich, und mit Hunden und Katzen reichlich geſegnet.

Am 2ten Auguſt fuhr ich mit der Frau Schweſter zurück, und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewähret hatte. Nun bin ich hier, und wohne bey der D..., welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet, und ſich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kömmt ſie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebſter Ferber, eine lange Beſchreibung meiner Abentheuer! Das übrige wünſche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig, und küſſe Sie in Gedanken. Verſichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche ſich ihres abgebrannten Freundes nicht ſchæmen. Leben Sie wohl.

AUS CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT GELLERTS ABHANDLUNG VON DEM GUTEN GESCHMACKE IN BRIEFEN.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu beſtimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutſamen Nachahmung des Geſpræchs ſich in die Briefe einſchleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß ſie nur in ſo weit ſchœn iſt, als ſie ſich zu den Dingen ſchickt, welche ſie vortrægt? Die meiſten Briefe ſind Verzeichniſſe von beſondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das ſeine Deutlichkeit ſchon bey ſich führt, ſo bald es in üblichen und verſtändlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geſchmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: ſo hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Dieſe werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmœglich mit großen, oder mit vielen ſinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht ſagen, daß man in ſeinen Briefen ſchlæfrig denken müſſe, daß man allen feinen und ſchœnen Gedanken den Zugang verwehren müſſe. Nein, man ſoll ſich nur hüten, daß man ſie nicht von weiten

herhohlt, und mit Gewalt in seine Materie hinein zwingt. Endlich ist es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gesucht sind, man muß sie auch mit Bescheidenheit und Sparsamkeit anbringen. Ein Brief soll eben nicht einem armseligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ist; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer seyn, darinnen man eine Menge von Kostbarkeiten zur Schau ausgesetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehœren, und welche die Aufmerksamkeit ermüden, anstatt, daß sie dieselbe bequem sättigen sollten. Gesuchte Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie den Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben so sehr, als ungekünstelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schœnheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns sanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschæmte, durch eine muntre und nachlæßige Miene gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl ausputzen. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht, und ermüden sie auch nicht; sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit von den ganz starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gern finden. Wir müssen daraus nicht schließen, daß dieses allemal die besten Gedanken in Briefen sind, die uns am ersten bey der Sache einfallen. Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das sich bey seiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubet, er gehœre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil sie, wenn ich also sagen darf, zu natürlich ist. Sie hat, wie das Wasser, gar keinen Geschmack. Ich meine die Schreibart, die zwar aus sehr leichten, aber auch sehr leeren, Worten und Gedanken besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geistreich seyn will: eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht blos deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin, ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art sage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß flœßt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfasser doch gleich thun könnten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beyspiele zu erläutern suchen, und auch die wahre natürliche an

einem Exempel zeigen. Solche Beyſpiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muſter guter Briefe, angeprieſen hat. Es iſt ein Dankſagungsſchreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit ſeinem großen Gönner und Wohlthäter. Er ſollte alſo die geſetzte und ernſthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit ſeinem Gönner ſpricht, kann ſeine Gnade zwar loben; aber er muß es beſcheiden thun, und die Lobſprüche nicht übertreiben. Er ſoll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er ſoll ſie nicht auf das Poſſierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt ſo:

«Hochwohlgebohrner Herr &c.

Wenn ich ſo verſchwenderiſch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wære, ſo würde ich ſchon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermœgen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthænigſten Erkenntlichkeit ſchicket. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuſchütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobſchrift zu faſſen; Aber nachdem ich den ganzen Plinius geleſen, und alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen Poeten durchſtanken, ſo habe ich allererſt geſehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und ungemeine Formeln erfordert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, je mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten; weil ſie doch unmœglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieſes alles an einem einzigen, und zwar fremden, Menſchen erwieſen. Ich thue alſo viel vernünftiger, wenn ich ſchweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede vonnœthen ſeyn. Sie machen ſich Ihr Loblied ſelber, und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthænigſtem Reſpect bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthænigen und gehorſamſten

Knecht.»

Wir wollen dieſen Brief ſtückweiſe durchgehen, und ihn ſo wohl in Anſehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: «Wenn ich «ſo verſchwenderiſch mit Worten, als Ew. «Excellenz mit Wohlthaten wære, ſo würde «ich ſchon nichts mehr haben, womit ich «mich für Dero heutige Gnade bedanken «könnte.» Wenn dieſer Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehœrte, welche Anfangs mit der Miene des Witzes ſchmeicheln, und wenn man ſie unterſucht, zum Lachen bewegen: ſo würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich ſeyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu ſagen, daß er mit ſeinen Wohlthaten verſchwenderiſch iſt! Iſt das die bedachtſame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch ſo verſchwenderiſch mit Worten wære, als ſein Gönner, nach ſeiner Meynung, mit Wohlthaten iſt, würde er ſich denn des-

wegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke ist natürlich, der im Grunde falsch ist. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er haushältiger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: »Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle »Augenblicke neues Vermœgen, mir Gutes »zu thun; da ich hergegen oft acht Tage »sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, »welche sich entweder zu Beschreibung Dero »großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner »unterthænigsten Erkenntlichkeit schickt.« Man sieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period soll eine Erklärung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. »Sie werden dadurch nichts ärmer.« Das dadurch ist undeutlich. Man muß großen Herren nichts von arm werden vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermœgen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermœgens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen, »da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche« u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wære schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthænigsten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Über einem Lobgedichte acht Tage zubringen, das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müssen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommner in seinem eignen Herzen machen, nicht aber sie durch Worte zu erkennen geben. »Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, »meine Gedanken auf einmal auszuschütten« das ist sehr unverschæmt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein großes Geschenke. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die grœßte Beleidigung für einen bescheidnen Mann. Einem geradezu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches. Ein Client verræth bey einem solchen Machtspruch einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller

Andern so genau zu kennen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der größte sey. Gesetzt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er setzt schon zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er auch aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeugungen erkaufen will, und der sich endlich aus Bescheidenheit das Recht nicht anmaßen sollte, die Verdienste seines Gönners mit so großem Geräusche zu bestimmen. «Aber nachdem ich «den ganzen Plinius gelesen, und alle Schmei«chel-Gedichte der alten und heutigen Poeten «durchstankert, so habe ich allererst gesehen, «daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht «gehabt, und daß Dero neue und ungemeine «Gemüthsart auch neue und ungemeine For«meln erfordert.' Die ganze Stelle ist wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich seine Lobrede auf den Trajan. Also ist ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchstankert. Durchstankern ist ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn seinem Gönner auch Schmeicheleyen sagen wollen? Ihres gleichen ist ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer sagt im Ernste, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfordert seine neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfasser die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielt, als die Gedanken. Um sich von dem Unnatürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfinge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeine Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert u. s. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat betrunken hätte? «Nun wollte ich mich «auch hierum wohl bemühen; allein ich fürchte, «je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt «für Lügen halten, weil sie doch unmöglich «glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles «an einem einzigen und zwar fremden Men«schen erwiesen &c.' Hier ist erstlich der Zusammenhang dieses Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun sagt er, die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht würde glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redet itzt von seiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauterischen Verdiensten. Besteht denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Rauter besser ist, als alle übrigen Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gesteht, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verschonen. Er fährt fort: «Ich thue also viel «vernünftiger, wenn ich schweige.' Ist dieses nicht der schönste Gedanke in dem Briefe, so ist es doch der wahrste. «Ew. Excel«lenz kennen mein Herz, und finden alle «Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede «vonnöthen seyn, Sie machen sich ihr Lob«lied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit «unterthänigstem Respekte bewundre, was ich «doch nicht anders vergelten kann, als daß «ich mich nenne Ew. Excellenz unterthänigen

‹und gehorſamſten Knecht.› Nachdem der Verfaſſer in dem ganzen Briefe mit ſeinem Gönner pedantiſch complimentirt hat: ſo wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt ſein Herz, und findet alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede nœthig ſind. Es iſt beynahe unmœglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkaſten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer, einfallen ſollte, der ſich ſein Loblied ſelber macht. Erſt hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Beſcheidenheit noch hœher, und ſpricht, daß nur die bloßen Buchſtaben zu einer Rede in ſeinem Herzen fertig liegen. Wenn dieſes kein falſcher Gedanke iſt, ſo muß gar keiner mœglich ſeyn. Was ſind Buchſtaben im Herzen? Wie kann man ſie ſehen? Soll der Gedanke einen Verſtand haben, ſo muß er ſo viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wiſſen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankſagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nœthig ſind. Auf dieſe Art beziehet ſich der Gedanke nur auf die Dankſagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anſpielen. Sie machen ſich Ihr Loblied ſelber; eine grobe Schmeicheley! ‹Und ſeyn zufrieden, daß ich mit ‹unterthœnigſtem Reſpekte bewundre, was ‹ich doch nicht anders vergelten kann, als ‹daß ich mich nenne &c.› Der Schluß iſt ebenſo ſpitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er ſich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wœren ſie vergolten, wenn ſie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief iſt unnatürlich. Die Gedanken ſind froſtig, kindiſch und falſch. Der Zuſammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, iſt gezwungen. Der Ausdruck iſt niedrig, ſchmutzig und undeutlich. Die meiſten von den neukirchiſchen galanten Briefen können zu Muſtern dienen, wie ein Brief nicht beſchaffen ſeyn muß, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Unter den deutſchen Briefen, aus unſern Zeiten, haben ſich die Freundſchaftlichen Briefe, in Anſehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendſchreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der That muß man ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noch ſo ſehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glücklich geweſen iſt. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe ſchreiben können? Sehen wir dieſes nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rouſſeau, an Voltairen, an Popen, an Swiften und vielen Andern? Sind wir ſchon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter laſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem dazu? Iſt unſre Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unſrer eignen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt, welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Urſachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken

ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonderheit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf Einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leſer an ſich; ſie erwerben ſich im kurzen die meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey Andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, ſchämen ſich doch, den Klugen und den Meiſten zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchön ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in Andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber ſeine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfordern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklichkeit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Übung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beiden erſten Künſte oft lieber fruchtlos, als daß ſie ſich mit der beſchäfftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, Andern eine gute oder ſchlechte Meynung von unſrer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern: ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da dieſe, ohne die Kenntniß der Sprache, nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler mit ſeiner Critik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie ſorgfältig beſtraft nicht Racine, der Ältere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß ſo große Geiſter über die Richtigkeit ihrer

Sprache ſo gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig ſchreiben, wenn man ſich einmal dazu gewöhnt hat, koſtet nicht mehr Mühe, als ſchlecht ſchreiben. Schlechte Briefe ſchreiben, und ſtudirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts ſucht, als verſtanden zu werden: ſo iſts doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verſtanden wird, als die gute. Man ſollte alſo ſelbſt an die niedrigſten Perſonen, ſeines eignen Nutzens wegen, immer noch gut ſchreiben. Ich will durch alles dieſes niemanden, der einmal in dem Beſitze einer üblen Schreibart iſt, in ſeinem Rechte ſtören. Nein, man kann ſie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann ſeyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug ſind, eine Bitte von mir anzuhören, erſuchen, daß ſie ſich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß ſie ſich ihre Aufſätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen laſſen. Dieſe Kritiken werden ſie aufklären, und ſie das Natürliche, das Wohlanſtändige beſſer finden laſſen, als dicke Bände voll trockner und unbeſtimmter Regeln.

FRIEDRICH KARL FREYHERR VON MOSER.

AUS DEN BEHERZIGUNGEN.

ALLGEMEINE BEGRIFFE VON DER POLITISCHEN FREYHEIT.

Das Wort **Freyheit** kan in einer dreyfachen verſchiedenen Bedeutung verſtanden werden.

Die **philoſophiſche Freyheit** der Seele beſteht überhaupt in der Einſicht der Dinge, welche unſerer Wahl unterworfen ſeynd, und in dem Gerne, mit welchem wir uns würckſam beweiſen, nach unſerer Einſicht zu handeln. Je weiſer ein Menſch iſt, je mehr er Einſichten in den Werth und Beſchaffenheit der Dinge und von ſeinem wahren Beſten hat, je weniger er von außen gehemmt iſt, dieſer Wahl zu folgen, deſto mehr Freyheit hat er. Da alſo unſere Freyheit mit dem Vermœgen und Kräften unſerer Seele gleich groß iſt, ſo iſt auch ganz klar, daß der Menſch, deſſen Geiſt einen grœßern Grad der Kräfte hat, mehr Freyheit beſitzen müſſe, als ein anderer, der gleichſam ſchwach am Geiſt iſt.

Die **natürliche Freyheit** gründet ſich auf die angebohrne allgemeine Gleichheit der Menſchen und die Folge dieſes Grund-Satzes iſt die unabhängige Herrſchaft des Menſchen über ſeine Perſon.

Eine mitleidige Beherzigung des vielen Elends, worunter der grœßte Theil der Menſchen unter dem immer ſtrenger werdenden Joch der heutigen Regierungen ſeufzen, ein edler Eifer um die Vorrechte der Menſchen hat ſeit einiger Zeit mehr als ſonſt verſchiedene nachdenckende Männer zu dem Wunſch verleitet, die natürliche Freyheit des Menſchen in ihrem großen Umfang mehr geltend zu machen. Herr *Helvetius*, einer der Häupter

dieſer philoſophiſchen Statiſten macht die Anmerckung: Daß in den geſitteten Staaten die Kunſt Geſetze zu geben vielmahls nur darinn beſtehe, eine unzählbare Menge Menſchen zu vermœgen, zu dem Wohlſtand etlicher wenigen ihre Kräfte anzuſtrengen, ſie finden dieſes unbillig und als eine Beleidigung des Menſchen-Stands, und halten ræthlicher, zu Vermeidung dieſer Ungleichheit das Schæfer-Leben wieder einzuführen, bey dem man nichts, als einen mehreren Grad des jetzo ſo abwechſelnden und vervielfältigten Vergnügens entbehren würde. Der ganze Gedaneke iſt in der That recht Schæfer-mæßig und ich wünſchte bey nahe ſelbſt, den Philoſophen mit dem Phylax bey der Heerde zu ſehen. Der Satz iſt ſo wenig gegründet, als der Schluß, ſo daraus gezogen wird. Das Unglück, das der Menſchen-Freund bey Betrachtung der aus der Ungleichheit der Stände entſpringenden Mühſeeligkeiten des großen Haufens beherziget, iſt kein practiſches Unglück, man wird nach einem raiſonnablen Verhältniß weit mehr gemeine Leute als Reiche und Vornehme finden, ſo mit ihrem Schickſal zufrieden ſeynd; die Nothwendigkeit des gemeinen Manns, zum Wohlſtand der Großern mit ſeiner Beſchwerde was beyzutragen, verſchafft ihm hinwiederum andere Vortheile und Bequemlichkeiten, bey denen es auf Koſten des Reichen geht. Es kan ſich, im Ganzen genommen, kein Stand des gemeinen Weſens mit Grund über den andern beſchweren, jeder hat ſeine Laſt und ſeine Gemächlichkeiten. Der Bürger muß dem Soldaten Holz, Licht, Bett, oft auch Eſſen und Trincken geben, mittlerweil dieſer den grœßten Theil des Tags hinterm Ofen liegt, er würde ihm aber lieber dreymahl ſo viel geben, um nicht die Strapazen und Gefahren eines Feldzugs ſelbſt auszuſtehen. Der Soldat überlæßt ſich lieber der Gefahr, ein Krüppel zu werden, um nur gewiſſe Freyheiten und Vorzüge dieſes Stands zu genießen, da er mit völliger Sicherheit ſeiner Haut auf dem Schneider-Stuhl arbeiten könnte. So durch alle Stände hindurch, ſo lang der Staat nicht in eine außerordentliche Criſin geræth und in ſo fern die ganze Form der Regierung eine billige Verhältniß unter den Unterthanen feſt ſetzt und darüber hält. Herr *Helvetius* zielt zweifelsohne auf die Schindereyen der Financiers und Partiſans in Franckreich, ein patriotiſcher Eifer übernimmt ihn. Allein! wo iſt das Land, wo der Bauer nicht herhalten muß? Und wann wir auch alle Schæfer wæren, würde ſich doch ein Nimrod finden, der die Kunſt, Menſchen wie Schafe zu ſcheren, lernte und übte.

Um den Werth des ſo eiferſüchtig betrachteten Stands der natürlichen Freyheit richtig genug taxiren zu können, darf man nur den Zuſtand ſolcher Völcker erwegen, welche unter einer noch unausgebildeten Regierungs-Form geſtanden oder das ſtrenge Joch eines tyranniſchen Regiments von ſich abgeſchüttelt haben.

In den Zeiten des vierzehenden und fünfzehenden Jahrhunderts lebte man in Teutſchland in einem Zuſtand, welchen die Ritter jener Zeiten unzweifentlich vor die ſo geprieſene natürliche Freyheit erkannt haben. Es ware ſehr gewöhnlich, daß geringe Perſonen, welche einen Haß oder Rache auf jemand hatten, den Titul ihrer vermeintlichen Beleidigung an einen Edelmann oder Commun verhandelten; die Edelleute legten ſich häufig auf offenbaren Straßen-Raub und lauerten, als Flibuſtiers des feſten Lands, aus ihren Berg-Schlöſſern, auf vorbeyreifende Kaufleute, welche ſie nach Gutbefinden plünderten oder ſich mit einer Ritter-Zehrung auslœſen ließen. Eine demüthigende Erinnerung vor jeden, der in die Leben und Thaten ſeiner Ahn-Herrn

zu weit zurück gehen wollte. Der Befehdungen unter dem Adel ſelbſt war kein Ende und dieſe Wildniß der Sitten erſtreckte ſich ſo weit auf das ganze Volck, daß wir Exempel von Küchen-Jungen haben, die ihren gnædigen Herrn die Fehde angekündigt haben, der unaufhœrlichen Kriege und Plünderungen zwiſchen dem Land-Adel und denen Städten nicht zu gedencken.

Die Geſchichte der Eydgenoſſenſchaft und der vereinigten Niederlande legen uns ebenfalls ſehr traurige Beyſpiele dar, wie bald ein bereits geſittetes, ſich aber ſelbſt überlaſſenes Volck, einer gänzlichen Verwilderung ſich næhere, wann nicht obrigkeitliche Ordnung, Ernſt und Zwang dem nur allzuſehnell in Frechheit ausartenden Triebe zur Freyheit Einhalt thæte. Unter vielen heroiſchen und großen Thaten eines um Recht und Freyheit eifernden Volcks ſieht man in der erſten Epoque ihrer Freywerdung eben ſo viele Denckmahle der ſchrecklichſten Verwüſtungen, Raubereyen und Ungerechtigkeiten, welche ſie unter ſich ſelbſt ausgeübt und die allgemeine Zerrüttung zum Deckmantel unzählbarer privat-Leidenſchaften mißbraucht haben.

Es iſt an dem, weder Rouſſeau noch Helvetius wollen uns zu Tartarn und Arabern machen, wir ſollen nur wieder patriarchaliſch leben. Ein Bild einer ſolchen patriarchaliſchen Regierung findet ſich annoch in dem Schottländiſchen Hochland. Die Hochländer ſeynd in Stæmme oder Clans unter ihren Obriſten vertheilt, und jeder Clan hat wiederum beſondere aus dem Haupt-Stamm entſproſſene Æſte, welche auch ihre Hauptleute haben; auf welche ſich die vielen Neben-Æſte und Familien von 50. bis 60. Perſonen als auf ihre unmittelbarſte Beſchützer und Vertheidiger verlaſſen. Die gemeine Hochländer halten es für die hœchſte Stufe der Tugend, ihren Oberſten zu lieben, und ihm einen blinden Gehorſam zu leiſten, ſollte derſelbe auch gleich der Regierung, den Reichs-Geſetzen und ſelbſt den göttlichen Geboten zuwider ſeyn. Er iſt ihr Abgott und alles was er befiehlt, thun ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniß, ohne Bedencken. Næchſt dieſer Liebe gegen ihren Obriſten folgt die, welche ſie zu dem beſondern Aſt tragen, woraus ſie abſtammen, und hernach kommt der ganze Clan oder diejenige, welche eben den Geſchlechts-Nahmen führen. Dieſem, er mag recht oder unrecht haben, ſtehen ſie wider die von einem jeden andern Stamm bey, mit welchem ſie uneinig ſeynd und ihre Feindſchaft iſt, wie der Haß erbitterter Brüder, erſchrecklich heftig; ja die Streitigkeiten zwiſchen zwo Clans werden als erblich durch ganze Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt und bis auf den geringſten Vaſallen vererbet.

Dieſe unumſchrænckte Gewalt der Clan-Oberſten iſt nicht nur eine unaufhœrliche Quelle der hæufligen Empœrungen des Volcks gegen ſeine rechtmæßige Regierung, ſondern zugleich auch unzerſtœrlicher Geſetzloſigkeiten, Mords, Diebereyen und aller andern Laſter, ſo die menſchliche Geſellſchaft unſicher zu machen im Stande ſeynd, und wovon die vor einigen Jahren herausgekommene Schottländiſche Briefe ein nach dem Leben gezeichnetes fürchterliches Gemæhlde darſtellen.

Ein Volck, das ſeiner natürlichen Freyheit niemahls anders als zu ſeinem eigenen Beſten und zum Glück ſeiner Mit-Bürger gebrauchte, erforderte Menſchen, welche eine vollkommen tugendhafte Einrichtung ihres Herzens hætten, welche einen lebendigen Eindruck einer allgemeinen Menſchen-Liebe fühlten und ſolche, mit williger Beyſeitſetzung ihres eigenen Nutzens und Gemæchlichkeit, ausübten, nur ſolche würde man zu keiner Pflicht zu zwingen nœthig haben. Wo iſt aber je ein ſolches

Volck auf der Erde erſchienen? Selbſt in der Familie der Patriarchen waren Ehebrecher und Seelen-Verkäufer. Die allermeiſte Menſchen haben ein kaltſinniges Gemüth gegen andere, ſie lieben ſie nicht und haſſen ſie nicht, es iſt ihnen daher gleichgültig: ob ſie glücklich oder unglücklich ſeynd? vielmehr ſeynd nur allzuviele, welche ihre Freude und einiges Geſchäft darinn ſuchen, andere anzufeinden, zu haſſen, zu betrügen, zu übervortheilen und zu verfolgen. Wie Wenige ſeynd ſo milde und geſchlacht, daß ihre Herzen von den zarten Empfindungen der Tugend ſollten entzündet und ſo durchglühet werden, daß ſie aus Menſchen-Liebe ihre eigene Vortheile verläugnen ſollten, welches doch oft unvermeidlich iſt, wann der Wohlſtand einer Geſellſchaft im Ganzen erhalten werden ſolle. Wann nun keine Obrigkeit wäre, welche mit hinreichendem Ernſt und gewiſſen Zwangs-Mitteln die Ausübung derjenigen Pflichten abnœthigte, welche ein Menſch von dem andern fordern kan, wie bald würde die ganze menſchliche Geſellſchaft in ſich ſelbſt zerrüttet werden? und wie nœthig iſt unter einem ſo ungeſchlachten Volck eine Gewalt, um durch Furcht einen Theil deſſen zu vollbringen, das ein freyes Werck der Tugend ſeyn ſollte.

Es iſt alſo, nach allem dieſem Betracht, der obrigkeitliche Stand als ein beſonderes Gnaden-Geſchenck Gottes anzuſehen, da durch deſſen Dienſt die Wohlfarth und Sicherheit vieler tauſend Menſchen auf eine leichte, bequeme und faſt unmerckliche Weiſe auf einmahl beſorget wird, welche jeder einzele Menſch oder Familie theils niemahls, theils nur unvollkommen und mit unzählbaren Gefahren und Beſchwerden erhalten würde.

In dieſer Sorgfalt um die Erhaltung der Grund-Geſetze und Verfaſſung des Staats, in dieſer Bemühung einer rechtſchaffenen Obrigkeit um die Wohlfarth ihrer Bürger, in dieſem Reſpect und Achtung eines Regenten vor den Menſchen-Stand ſeiner Unterthanen beruhet die politiſche Freyheit eines Volcks.

Dieſe Pflichten ſeynd in den Rechten der Menſchheit ſelbſt gegründet. Dann es iſt ein ausgemachter Grund-Satz des allgemeinen Staats-Rechts: Die Völcker haben ſich Häupter erwählet, um ihre Freyheit zu beſchützen, nicht aber, um ſich ihnen zu Knechten zu ergeben. Wann wir einen Fürſten haben, ſagt Plinius zum Trajan, ſo iſt es darum, um vor einem Herrn bewahrt zu bleiben.

Ein würcklich freyer Menſch iſt, der nicht weiter unterthan iſt, als die Ordnung und Erhaltung der Regierungs-Form erfordert, in welcher er lebt.

Ein freyes Land iſt alſo dasjenige, in welchem die Regierungs-Form auf die vor die allgemeine Sicherheit und Wohlfarth mœglichſte Weiſe die Gleichheit der Rechte beybehält, welche die Menſchen nach den erſten Geſetzen der Natur genießen ſollten.

Der Geiſt der Freyheit iſt die ganze Denckungs-Art und Handels-Weiſe einer Perſon oder Volcks, nach welcher daſſelbe in der Ausübung, Bewahrung und Vertheidigung ſeiner angebohrnen, erkannten und empfindenden Menſchheits-Rechte und Würde ſich durch die Bande der bürgerlichen Regierung nicht weiter hemmen oder einſchränken läßt, als zu Erhaltung von dieſer vonnœthen iſt.

Die Geſetzgebende Gewalt iſt der Mittel-Punct, das erſte Glied an der großen Kette einer jeden bürgerlichen Geſellſchaft und Verfaſſung, die Geſetze bezeichnen aber auch zugleich den Weg und die Gränze der Freyheit zu dencken und zu handeln.

Weil nun eine jede Regierungs-Form durch Gesetze beschränckt ist, weil die Gesetze ordentlicher Weise die Wohlfarth des Staats zum Endzweck haben, und nur das eine rechtmäßige Freyheit ist, welche sich auf die Gesetze gründet und mit denselben gleiche Absichten hat, so folgt daraus, daß auch eine jede Regierungs-Form an und vor sich mit den Rechten der Freyheit compatibel ist.

Gilt dieser Satz von allen Regierungs-Formen überhaupt, so muß er ganz vorzüglich von den Regierungen christlicher Regenten als wahr an sich angegeben werden; und wann das Christenthum von keiner andern Seite liebens- und ehrwürdig wære, so interessirte es eine jede Menschen-Seele nur darum, ein Christ zu seyn, weil unsere Religion die willkührliche Gewalt, den Despotismum, verabscheut und die Rechte der Herrschaften und Unterthanen in solch gleiche Waage legt, daß kein Reich glücklicher und ruhiger seyn könnte, als wo der Mensch Kœnig und der Mensch Unterthan wahre Christen seynd.

Alle Europæische Völcker haben in ihrem Character einen Strich von Freyheit, der sie von andern Völckerschaften des Erdbodens unterscheidet. Unstreitig entspringet solches aus den geheiligten Grund-Sätzen der christlichen Religion, welche auf eine so starcke Weise vor die Würde des Menschen spricht. Dieses ist so wahr, daß man einer gewissen Nation Schuld gegeben, sie verhindere die Ausbreitung des Evangelii in den Indien nur darum, weil sie sonst gehindert würde, den Menschen-Handel zu treiben und die Sclaven wie Vieh zu benutzen.

Noch mehr: Je erleuchteter das Christenthum eines Volcks ist, je mehrere Züge der Freyheit wird man in demselben wahrnehmen. Die Unterthanen des Rœmischen Pabsts geben einen unwidersprechlichen Beweis aus dem Gegen-Satz, wie knechtisch eine Nation unter dem Joch eines abergläubischen Regiments wird. Die Zeugnisse der Reisenden von allen Religionen stimmen darinn ein, welch ein weibisches, armes und niederträchtiges Volck die heutige Romanier seyen.

Der einige Unterschied, welchen die Regierungs-Formen hierinnen bestimmen, besteht darinn, daß der Geist der Freyheit in Monarchien gemeiniglich nur in einzeln Personen und Handlungen hervorblicht, in gemischten oder republicanischen Verfassungen aber allgemeiner herrschend ist und einen Theil des national-Characters ausmacht. Dann da in diesen die Gesetzgebende Gewalt unter mehreren an Rang und Interessen verschiedenen Ständen und Personen getheilt ist, so ist damit die Freyheit eines Volcks nicht nur in sich tiefer begründet, sondern zugleich auch gegen diejenige sicher gestellt, welche ohne diese vervielfältigte Sorgfalt die erste Gelegenheit haben würden, ihr zu schaden.

Dieser anhaltende Trieb, diese würckſame Liebe zur Freyheit, entsteht bey edlern Seelen und nach sublimern Begriffen, aus einer Erkänntniß und Gefühl der ursprünglichen Hoheit, Würde und alleinigen Dependenz des Menschen von Gott, als seinem Schöpfer und wahren unmittelbaren Herrn.

Unter dieser hohen Empfindung steht allernæchst die dem Menschen eingepflanzte Liebe zur Geselligkeit, die Überzeugung, daß Menschen unter sich zur gemeinschaftlichen Erleichterung ihrer Bedürfnisse verbunden und dabey doch glücklich, ruhig und vergnügt seyn können.

Weil keine Gattung bürgerlicher Gesellschaften so vollkommen ist, daß sie nicht ihre Gebrechen, und keine so verdorben, daß sie nicht ihre relative Vorzüge gegen andere hätte, so tritt zwischen obige Sätze das Vorurtheil in die Mitte: Diejenige Ver-

faſſung, worinn einer gebohren iſt, oder unter welche er ſich aus freyer Willkühr begeben hat, ſeye die beſte.

Daraus entſteht eine Liebe und Verehrung der Grund-Sätze, auf welchen eine ſolche Verfaſſung ruhet. Iſt der Staat Monarchiſch, ſo wird ſelbſt ein nachdencklicher *Montesquieu*, nach zwanzig-jährigen Überlegungen ſich noch glücklich ſchätzen, als ein Franzoſe gebohren zu ſeyn.

Iſt er in einem monarchiſch-democratiſchen Staat gebohren, ſo faltet er, politiſcher Andacht voll, die Hände, wann er das Urtheil des Engelländers dagegen lieſt: «Alles, was ich in Franckreich geſehen — ſchreibt der Biſchoff Burnet von ſeiner dahin gethanen Reiſe, hat das Siegel auf meine Verehrung der Geſetze, auf meine Liebe zur Freyheit und auf meinen Haß gegen eine willkührliche Gewalt aufgedrückt.»

Der vortreffliche Zuſchauer ſpricht in gleichem Ton: Wann er eine Religion zu wählen und ſich von freyen Stücken einer Regierung zu unterwerfen hätte, würde er die Engliſche Kirche und Regierungs-Form allen andern vorziehen, er rechnete ſichs daher würcklich zum beſondern Glück, auf dieſer Inſel gebohren zu ſeyn.

Iſt er ein Republicaner, ſo tœnt er Hallern nach:

Hier iſt mein Vaterland, Ein Gott, ein freyes Herz.

Hieraus fließet eine innere zärtliche Erkänntlichkeit vor alle aus der glücklich geachteten Verfaſſung uns zugehende Wohlthaten und wahre oder eingebildete Vorzüge, welche zugleich den Grad des Affects, ſo man unter dem National-Stolz bezeichnet, rege macht.

Es erweckt aber auch dieſe Hochachtung der Regierungs-Form in einem vom Geiſt der Freyheit belebten Volck ein eiferſüchtiges Halten über den Grund-Geſetzen des Staats. Man weiß, was man hat, und wünſcht, die Nachkommen ſolltens nicht ſchlimmer haben.

Keine Übertrettung der Geſetze kan daher einem Volck, in deſſen Geiſt noch Freyheit lebt, zu klein oder gleichgültig ſeyn. Dagegen wachen tauſend Augen, und ob ſie ſchlieſen, ſo erhebt der Patriot ſeine Wächter-Stimme, ſie zu ermuntern, die Træge zu erſchüttern, die Bœſe zu ſchrecken, die Muthloſe zu ſtärcken und in einem gantzen Volck die Grund-Sätze ſeiner Wohlfarth zu befeſtigen und thætig zu machen.

RELIQUIEN.

DER CHRISTLICHE STAATS-MANN.

Ein Gelehrter, der ein Chriſt iſt, hat unendliche Vorzüge vor denen, die nur in ihrem eigenen Licht wandeln. Er muß freilich den Druck des allgemeinen Verderbens fühlen, worunter auch die Wiſſenſchaften liegen, es trifft aber auch bey ihm das Verheißungs-Wort des Herrn Jeſu ein: Ich habe euch Macht gegeben, zu tretten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes und nichts wird euch beſchædigen; ingleichen: So ihr etwas giftiges eßen oder trincken werdet, ſoll es euch nicht ſchaden. Es gilt dieſes insbeſondere von derjenigen Art Arbeiten, welche Staats-Gelehrte beſchäftigt. Die Erde hat an ſich ſchon was klebriges, Grund und Boden der großen Welt iſt aber von der gemeinen Art unterſchieden, wie

Leim-Erde von der Porcelain-Erde; wann dieſe weich und tractabel gemacht worden iſt, ſo bleibt der, ſo ſich eine Weile drauf ſtellt, gar feſt angeklebt und kan ſich auch mit Gewalt nicht losreißen, biß die Erde unter ihm aufs neue losgeweicht iſt. So ſehen auch würklich Leute aus, die in dem Gewühl des irrdiſchen Sinns mit Welt-Händeln zu thun haben, als wann ſie und die Erde nur Eine Maße wæren. Darum ſagt unſer Heyland in bildlichen Sinn: Wir ſollen uns fleißig die Füße waſchen; damit es nicht dürre unter uns wird und wir kleben bleiben.

Eine der ſchwerſten Plagen vor einen Mann von Geſchäfften, der ein Chriſt iſt, iſt die Zerſtreuung, wodurch man untüchtig wird zum Gebet. Ein gewißer Reichsfürſt wettete einſtmahls mit dem theuren Luther: Wann er im Stand ſey, ein Vater Unſer ohne fremde Gedancken zu beten, wolle er ihm einen ſchœnen Gaul ſchencken. Luther fienge an, zu beten, als er aber etwa in der Mitte war, dachte er nicht nur, ſondern ſagte überlaut: Aber, Ew. Fürſtliche Gnaden, auch den Sattel. Du lieber Luther! wie offt hat mich dein Sattel ſchon getrœſtet? und wie dancke ichs dem, der dieſen Druck der Menſchlichkeit von dieſem großen Glaubens-Helden aufgezeichnet hat.

DIENER-TREUE.

«Gnædigſter Herr, ich kan es Gewiſſens halber nicht thun.»

«Thue ers auf meine Verantwortung.»

Der auf ſich ſelbſt ſolchergeſtalt aßignirt und der dieſe Aßignation angenommen hat, werden ſie dereinſt nicht gleiche Verantwortung haben?

Ja wohl thut es weh, wann man einem Herrn, aus ſeiner eigenen Schuld, nicht mit ganzer Treue dienen kan. Man muß ſich aber beruhigen lernen, könnens doch Eltern bey ihren Kindern, Herrn bey ihren Unterthanen nicht allemal durchſezen, kan es doch Gott ſelbſt bey den Menſchen nicht.

DER GEIST DES JAHRHUNDERTS.

Es iſt villeicht keine Zeit in Europa geweſen, wo die Begierde zu wiſſen, zu leſen, zu raiſonniren, unter beiden Geſchlechtern, unter allen Gattungen und Ständen der menſchlichen Geſellſchafft ſo allgemein, und die Gelegenheiten dazu ſo häufig, ſo mannigfaltig und erleichtert geweſen ſind, als zu unſern Tagen. So ſehr dieſes einer Seits zur Erleuchtung des menſchlichen Verſtandes überhaupt und zur Erweiterung der Kenntniße beitrægt, ſo gewiß iſt es anderer Seits, daß der Unglaube, die Verſpottung der Religion, die Verderbniß der Sitten dadurch in gleichem Grad befördert und der Geiſt unſers Jahrhunderts durch die Menge dieſer Verführungs-Mittel nicht nur leichtſinnig, ſondern leichtfertig geworden iſt. Diß beweißt nichts vor den menſchlichen Thier-Stand eines Rouſſeau, es lernt aber dem Wort des Heilands trauen: das Unkraut mit dem Waizen wachſen zu laßen biß zum Tag der großen Ernde.

DER GROSSE MANN.

Wie ehrwürdig iſt ein großer Mann im Unglück! Er gleicht der prächtigen Bild-Säule, die in eine gangbare Straße eingeſtürzt iſt; man nimmt einen Umweg um ſie herum, um ſie auch nach ihrem Fall nicht zu beſchædigen.

HERREN-GNADE.

Eine ſtille Aufwartung in dem Vorzimmer eines Großen iſt auch der Weg, ſein Glück

zu machen, aber nur vor Leute, die zu Haus nichts zu verſäumen haben.

Die Liebe der Fürſten iſt ſo heiß, daß ſie die, welche ſich ihr zu ſehr nähern, leicht zu Aſchen verbrennt.

DIE MENSCHEN-LIEBE EINES IRRELIGIOSEN CAMERALISTEN.

Hr. Prof. Kloz hat eine Geſchichte der Schand-Münzen herausgegeben; mit vieler Beleſenheit und nächtlichem Forſchen iſt ein klein octav-Bändgen davon zuſammen geſchrieben worden; die Geſchichte des Deutſchen Münz-Weſens hätte ihm Folianten von Münzen gelifert, welche an den Pranger des Publici geſchlagen worden und den Nahmen von *nummis contumeliaſis* in höchſtem Grad verdienen.

MINISTERS UND RÄTHE.

So lang ein Miniſter noch betet, ſo lange darf man noch auf ihn rechnen.

Nur dreiſt bey einem großen Herrn ſich vor das ausgegeben, was man gerne ſeyn will, ſie glauben ja ſo gar einem Goldmacher.

Wilhelm Tell, der Stamm-Vater der Eydgenoßiſchen Freiheit, wollte vor der berühmten Stange ſeines gnædigen Herrn Landvogts den Hut nicht abziehen, vor dem Galgen, woran ein berüchtigter Favorit gehenckt worden und an welchem dermalen *Sedes vacans* iſt, würde ers gewiß gethan haben.

PHILOSOPHEN.

Unſere Weiſe nach der Mode citiren uns unaufhœrlich Griechen, Rœmer und Chineſer; es ſeye alſo! dieſe ſind es, welche an jenem Tag der allgemeinen Entſcheidung von Morgen und Abend auftreten werden, um gegen die heydniſche Chriſten unſerer Zeit Zeugniße zum Gericht ihrer Verdammung abzulegen.

RELIGIONS-SPÖTTER.

Die Rœmer haben keine andere Religion verfolgt, als nur die chriſtliche, die Spötter unſerer Zeit machens eben ſo.

DER SCHRIFFTSTELLER.

Wann Wieland, ſtatt Sympathien und Empfindungen eines Chriſten nun Romanen ſchreibt, Narrens-Poßen aus andern Sprachen überſezt und verbuhlte Lieder dichtet, ſo iſt es ein Verdacht, daß die Schœnheit der Religion ſich nur ſeines Verſtandes und nie ſeines ganzen Herzens bemeiſtert habe, ſo iſt es eine Warnung vor jeden Schriftſteller, nie mehr zu ſagen, als er würklich glaubt. Es bleibt deßwegen die Wahrheit in ſeinen Schrifften eben das, was ein Prinz bleibt, wann ihm auch in bœſer Geſellſchafft der Rock ausgezogen würde, auf dem die Wahrzeichen ſeiner Würde geheffte waren.

VERSTAND UND WIZ.

Es gibt eine geilende Vernunfft, wie manches Erdreich das mit Sand vermiſcht werden muß.

VORSÄZE UND PROJECTE, HOFFNUNGEN UND WÜNSCHE.

So ſolls ſeyn, gehœrt vor uns, ſo wirds ſeyn, vor Gott.

CHRISTOPH MARTIN WIELAND.

EMPFINDUNGEN EINES CHRISTEN.

(PSALMEN, ZWEYTE ABTHEILUNG VI. IX. XII.)

Wem du, o Gott, einen reinen Sinn geſchenkt haſt, wer unverrückt in deiner Gegenwart bleibet, dem darf kein Übel begegnen.

Heilige Stille ſchwebet über ſeiner Seele; er vergißt ſich ſelbſt, und befleißigt ſich nur, Dir wohl zu gefallen.

Die Seele, die immer zu deinen Füßen liegt, verlernt ſtolz zu ſeyn. Wenn ich dich denke, o Ewiger, was bin ich alsdann? Ja, was iſt die ganze Welt vor dir?

Wenn du mich an deine Weisheit erinnerſt, o dann hab' ich keinen Willen, als dein Geſetz.

Dein Auge durchleuchtet die geheimſten Irrgänge meines Herzens.

Deine Heiligkeit macht mein Gebein erzittern, aber deine Liebe zerſchmilzt mein Herz in Wehmuth und Dankbarkeit.

Du ſprichſt zu meiner Seele: Suche mein Antlitz! Schaue unverwandt auf mich! Deine Sünde iſt vor mir hinweg gethan; mein Antlitz ſtrahlt dir lauter Gnade!

O ſo möge dann meine Seele, gleich jungen Cherubim, die unter deinen ſchöpfriſchen Blicken hervor blühen, immer im Licht deines Angeſichts ſchweben!

Ach, daß die Wolken verſchwänden, die dich ſo oft aus meinen Augen rücken!

Sobald ich nicht auf Dich ſchaue, verirre ich! Meine Stärke wird Schwachheit, und meine Füße gleiten.

Führe mich, Herr, auf deinem Wege! Laß deinen Engel mich bewahren, wenn ich anſtoßen will; laß deinen Engel mich bewahren, wenn ich die Wege der Verkehrtheit betrete!

Ergreife mich, o Allmächtiger! Verbirg mich in deine Umſchattung, bilde mich da nach deinem Herzen.

Ach! was wäre mir ſonſt das Leben, wenn ich deiner Gnade unwerth lebte? Wie viel beſſer wäre mirs, gar nicht zu ſeyn, wenn ich nicht dir zu Ehren bin!

Hätteſt du mich zu einer Blume des Feldes gebildet, ſo blühete ich dir zu Ehren; hätte mich deine Allmacht zum gefiederten Sänger des Hains erſchaffen, ſo weckte mein froher Waldgeſang den einſamen Weiſen zu deinem Lob.

Aber du wollteſt, daß ich, wiewohl zur Hälfte von Staub, mein Haupt unter den Unſterblichen empor hübe.

Du gabſt mir Gedanken, um dich zu denken, und Engelsbegierden, die mich zu Dir empor tragen; eine Stimme dich zu loben, und Kräfte deinen Willen zu vollbringen.

Du biſt alles in allem; du biſt das Ziel aller Geſchaffnen, der Anfang und das Ende.

Du allein biſt würdig, Preis und Ehre von uns zu nehmen; vor dir neigen ſich die Himmel; dein Wille iſt das Geſetz aller Weſen, dein Wille iſt Güte und Seligkeit!

Ach! wenn mein Wille dem deinigen widerſtrebet, wenn ſich der Ohnmächtige, den du mit einem Hauch verwehen kannſt, gegen den Unendlichen, der Wurm gegen Gott, auflehnet —

Furchtbarer Gedank, entfleuch! Meine Seele bebet vor dir, als ob ſie in die Pforten der Hölle blickte.

O du mein Schöpfer, mein Vater, höre die Gelübde der entflammten Seele, drücke ſie tief in mein Herz, und laß den heiligen Vorſatz immer vor mir ſchweben.

Ach es iſt nicht Stolz, was mich entflammet; ich fühle meine Nichtigkeit! — Aber ich fühle auch, was ich durch dich bin! Dich loben ja alle deine Werke! Selbſt der Wurm im Staub ehret dich! Ach laß mich nur zu deiner Ehre leben!

Seyd mir gegrüßt, ihr ſtillen Schatten des Todes, und du ſanfte Ruh im kühlen Grabe!

Bald wird meine Seele ihren Staub abſchütteln, bald wird mein Gebein in deinem Schooße ruhen.

Sey mir willkommen, feſtliche Todesſtunde, du ſüße Tröſterin!

Wenn ich an dich denke, wallet himmliſche Heiterkeit um meine Seele; wenn ich an dich denke, fühle ich mich ſchon halb entkerkert.

Ich ſchwebe ſchon im Eingange des Himmels, und ſehe mit verklärten Blicken auf die Dinge dieſer Welt herab.

Dort unter den Gebeinen entſchlafner Chriſten, wo mir jedes Grabmahl ein Siegeszeichen unſterblicher Seelen iſt, die über ihren Leib geſieget haben, ſammelt mein Geiſt helle Gedanken und Freuden, die ſeiner Beſtimmung würdig ſind.

Ja, dieſe Todtengefilde, dieſe Gräber und zerſtreuten Gebeine, dieſer grauenhafte Anblick für irdiſch geſinnte Seelen, iſt eine liebliche Ausſicht, eine Augenweide für mich.

Denn dein Tod, o Jeſu, hat dem Tode ſeine Schrecken ausgezogen; dein Grab hat unſer Grab geheiliget; dein Auferſtehn hat den Tod in ewiges Leben verwandelt.

Sey gelobet, o Herr unſer Erlöſer! ſey gelobet von allen Myriaden, die du erlöſet haſt!

Wie ſelig ſind die, die an dich glauben! Wer kann ſie ſchrecken? Was kann den göttlichen Frieden ihrer Seele ſtören?

Darf auch ein Übel die berühren, die an deinem Herzen ruhen?

Ein Blick auf dein Kreuz macht ihre Leiden zu Ergetzungen; ein Blick in dein eröffnetes Grab macht das Sterben zum Gewinn.

Du biſt geſtorben! Du biſt auferſtanden! Der Tod iſt nicht mehr! Er iſt zum Schutzengel geworden!

O du Engel des Friedens, du angenehmer Bote vom Herrn, wie lange verzögerſt du?

Ach, wenn kommſt du, mich heimzuholen? Wenn wirſt du mich dahin bringen, wo ich Gottes Angeſicht ſchaue?

Wo ſeyd ihr, ſelige Tage, von beſſern Menſchen gelebt, da die erneuerte Welt aus den Waſſern hervor ſtieg, und eine ſchuldloſe Jugend in junge Haine lud?

Oder da Rahel, die lieblichſte unter den Töchtern zu Haran, ihre ſanfte Herde in ſtille Fluren leitete, und ihre tonreiche Stimme zum Lobe des Schöpfers gewöhnte, indem ein blühender Kranz von Schweſtern in Reigen um ſie her tanzte, und die unentweihte Cither zu göttlichen Pſalmen ſtimmte.

Als die einfältige Natur ihre Kinder noch um ſich her erzog, ungeſchminkt, wie ſie ſelbſt, in anmuthigen Gefilden, die noch keine Zwietracht des goldnen Schmucks der Ernte beraubte.

Als ihre beſcheidene Begierde ſich noch mit nährenden Pflanzen begnügte, die jede Jahrszeit freygebig hervor bringt: der Öhlbaum träufelte ſeine Fettigkeit auf ihre Häupter, und die emſige Biene theilte den ſüßen

Honig mit ihnen, den ſie auf gewürzreichen Hügeln ſammelte.

Als ihre frommen Hütten, die Wohnung der Liebe und der Unſchuld, nur von friedſamen Palmen beſchützt waren, die ihren wirthlichen Schatten dem müden Fremdling entgegen ſtreckten.

Als noch die weiſe Mutter die Kinder, die um ſie her ſcherzten, durch lehrende Fabeln ergetzte, und jede hervor keimende Neigung zu künftiger Tugend bildete.

Ach, ihr ſeyd entflohen, ihr ſeligen Tage! Nie hat euch meine Auge geſehn; nur in heiligen Träumen beſucht mich euer holder Schatten, und erquickt mein Herz mit flüchtiger Wonne.

Wohin ſeyd ihr entflohen? in welche unbemerkte Hütte? zu welchem frommen Geſchlechte, das die Sitten beßrer Väter mitten in entarteten Zeiten erhalten hat?

Umſonſt ſuch' ich euch, als bey dem Chriſten, den ſeine Tugend, gleich einem blendenden Glanz, den übrigen Sterblichen unſichtbar macht.

Sie ſind zerſtreut, die wenigen Frommen, die Redlichen, die Weiſen; ſie liegen unter dem verkehrten Haufen verſteckt, wie die balſamiſche Viole von hoch aufgeſchoßnen Neſſeln überſchattet wird.

Ach wie lange ſoll der Gottloſe ſich verbreiten, und der Stolze ſeinen Kamm röthen? Wie lange ſoll der Fuß des Ungerechten den Armen in den Staub treten, und der Verächter Gottes des zaudernden Donners ſpotten? Wie lange ſoll die Natur unter ihren Verwüſtern ſeufzen, und die Sonne klagen, daß ihr heiliges Licht den Thaten der Sünder leuchten muß?

Nicht lange, ſo wird der Gottloſe gar nicht mehr ſeyn, ſeine Kraft wird verwelkt ſeyn, und ſeine Krone zu Boden liegen. Seine Werke wird das Feuer verzehren, und ewiges Vergeſſen ſeinen Nahmen auslöſchen.

Alsdann wird man nach ſeiner Stätte ſehen, und ſie wird nicht mehr ſeyn. Er wird ſeyn, wie einer der nie geboren war, und ſein Gedächtniß wie eines Morgentraums.

Aber die Gerechten werden bleiben, und das Maß ihrer Tage iſt Ewigkeit. Sie werden verſammelt werden, und die neue Erde beſitzen, wo Gerechtigkeit wohnet, und Unſchuld und Friede ſich küſſen.

Die ihr jetzt leidet, frohlocket! Dort werdet ihr, mit Palmen gekrönt, dem Siegeswagen des Göttlichen folgen, der vor euch her durch Leiden des Todes zu ſeiner Herrlichkeit einging.

Die ihr jetzt weinet, erheitert euer Antlitz, ihr werdet euch freuen; mit unſterblicher Freude werdet ihr euch freuen, jede leidende Thräne wird eine Quelle von Seligkeit werden.

Alsdann wird die Wüſte blühen wie eine Roſe, der Erde wird die Pracht des Himmels gegeben, und alle Stimmen der Schöpfung werden Ein ewiger Lobgeſang des Unendlichen ſeyn.

GESCHICHTE DES AGATHON.

Nach der erſten Ausgabe Frankf. u. Leipzig 1766. 67.

NEUNTES BUCH. FÜNFTES CAPITEL.

AGATHON WIRD DER GÜNSTLING DES DIONYSIUS.

Agathon erfuhr die hauptſächlichſten Begebenheiten, welche den Inhalt des vorhergehenden Capitels ausmachen, bey einem groſſen Gaſtmahl, welches ſein Freund der Kauffmann, des folgenden Tages gab, um Agathons Ankunft in Syracus, und ſeine eigene Wiederkunft feyerlich zu begehen. Der Name eines Gaſtes, der eine Zeit lang den Griechen ſo viel von ſich zu reden gegeben hatte, zog unter andern Neugierigen auch den Philoſophen Ariſtippus herbey, der ſowol wegen der Annehmlichkeiten ſeines Umgangs, als wegen der Gnade, worinn er bey dem Tyrannen ſtund, in den beſten Häuſern zu Syracus ſehr willkommen war. Dieſer Philoſoph hatte ſich, bey jener groſſen Migration der ſchönen Geiſter aus Griechenland nach Syracus, auch dahin begeben, mehr um einen beobachtenden Zuſchauer abzugeben, als in der Abſicht, durch paraſitiſche Künſte die Eitelkeit des Dionys ſeinen Bedürfniſſen zinßbar zu machen. Agathon und Ariſtippus hatten einander zu Athen gekannt; aber damals contraſtierte der Enthuſiaſmus des Erſten mit dem kalten Blut, und der humoriſtiſchen Art zu philoſophiren des andern zu ſtark, als daß ſie einander wahrhaftig hätten hochſchätzen können, obgleich Ariſtipp ſich öfters bey den Verſammlungen einfand, welche damals aus Agathons Haus einen Tempel der Muſen, und eine Academie der beſten Köpfe von Athen machten. Die Wahrheit war, daß Agathon mit allen ſeinen ſchimmernden Eigenſchaften in Ariſtipps Augen ein Phantaſt, deſſen Unglück er ſeinen Vertrauten öfters vorherſagte — und Ariſtipp mit allem ſeinem Witz nach Agathons Begriffen ein bloſſer Sophiſt war, den ſeine Grundſätze geſchickter machten, weibiſche Sybariten noch ſybaritiſcher als junge Republicaner zu tugendhaften Männern zu machen. Der Eindruck, welcher beyden von dieſer ehemals von einander gefaßten Meynung geblieben war, machte ſie ſtutzen, da ſie ſich nach einer Trennung von drey oder vier Jahren ſo unvermuthet wieder ſahen. Es gieng ihnen in den erſten Augenblicken, wie es uns zu gehen pflegt, wenn uns däucht, als ob wir eine Perſon kennen ſollten, ohne uns gleich deutlich erinnern zu können, wer ſie iſt, oder wo und in welchen Umſtänden wir ſie geſehen haben. Das ſollte Agathon — das ſollte Ariſtipp ſeyn, dachte jeder bey ſich ſelbſt, war überzeugt, daß es ſo ſey, und hatte doch Mühe, ſeiner eigenen Überzeugung zu glauben. Ariſtipp ſuchte im Agathon den Enthuſiaſten, welcher nicht mehr war; und Agathon glaubte im Ariſtipp den Sybariten nicht mehr zu finden; vielleicht allein, weil ſeine Art, Perſonen und Sachen ins Auge zu faſſen, ſeit einiger Zeit eine merkliche Veränderung erlidten hatte. Ein Umgang von etlichen Stunden löſete beyden das Räthſel ihres anfänglichen Irrthums auf, zerſtreute den Reſt des alten Vorurtheils, und flößte ihnen Dispoſitionen ein, beſſere Freunde zu werden. Unvermerkt erinnerten ſie ſich nicht mehr, daß ſie einander ehemals weniger gefallen

hatten; und ihr Herz liebte den kleinen Selbſtbetrug, dasjenige was ſie itzt für einander empfanden, für die bloſſe Erneuerung einer alten Freundſchaft zu halten. Ariſtipp fand bey unſerm Helden eine Gefälligkeit, eine Politeſſe, eine Mäſſigung, welche ihm zu beweiſen ſchien, daß Erfahrungen von mehr als einer Art eine ſtarke Revolution in ſeinem Gemüthe gewürkt haben mußten. Agathon fand bey dem Philoſophen von Cyrene etwas mehr als Witz, einen Beobachtungs-Geiſt, eine geſunde Art zu denken, eine Feinheit und Richtigkeit der Beurtheilung, welche den Schüler des weiſen Socrates in ihm erkennen lieſſen. Dieſe Entdeckungen flœſſeten ihnen natürlicher Weiſe ein gegenſeitiges Zutrauen ein, welches ſie geneigt machte, ſich weniger vor einander zu verbergen, als man bey einer erſten Zuſammenkunft zu thun gewohnt iſt. Agathon ließ ſeinem neuen Freunde ſein Erſtaunen darüber ſehen, daß die Hoffnungen, welche man ſich zum Vortheil Siciliens von Platons Anſehen bey dem Dionys gemacht, ſo plötzlich, und auf eine ſo unbegreiffliche Art, vernichtet worden. In der That beſtund alles was man in der Stadt davon wußte, in bloſſen Muthmaſſungen, die ſich zum Theil auf allerley unzuverläſſige Anecdoten gründeten, welche in Städten, wo ein Hof iſt, von müſſigen Leuten, die ſich das Anſehen geben wollen, als ob ſie von den Geheimniſſen und Intriguen des Hofes vollkommene Wiſſenſchaft hätten, von Geſellſchaft zu Geſellſchaft herumgetragen zu werden pflegen. Ariſtipp hatte in der kurzen Zeit, ſeit dem er ſich an Dionyſens Hofe aufhielt, die ſchwache Seite dieſes Prinzen, den Character ſeiner Günſtlinge, der Vornehmſten der Stadt, und der Sicilianer überhaupt ſo gut ausſtudiert, daß er, ohne ſich in die Entwicklung der geheimern Triebfedern (womit wir unſre Leſer ſchon bekannt gemacht haben) einzulaſſen, den Agathon leicht überzeugen konnte, daß ein gleichgültiger Zuſeher von den Anſchlægen Dions und Platons, den Dionys zu einer freywilligen Niederlegung der monarchiſchen Gewalt zu vermœgen, ſich keinen glücklichern Ausgang habe verſprechen können. Er mahlte den Tyrannen von ſeiner beſten Seite als einen Prinzen ab, bey dem die unglücklichſte Erziehung ein vortreffliches Naturell nicht habe verderben können; der von Natur leutſelig, edel, freygebig, und dabey ſo bildſam und leicht zu regieren ſey, daß alles bloß darauf ankomme, in was für Händen er ſich befinde. Seiner Meynung nach, war eben dieſe allzubewegliche Gemüthsart und der Hang für die Vergnügungen der Sinnen die fehlerhafteſte Seite dieſes Prinzen. Plato hätte die Kunſt verſtehen ſollen, ſich dieſer Schwachheiten ſelbſt auf eine feine Art zu ſeinen Abſichten zu bedienen; aber das hätte eine Geſchmeidigkeit, eine kluge Miſchung von Nachgiebigkeit und Zurückhaltung erfordert, wozu der Verfaſſer des Cratylus und Timæus niemals fæhig ſeyn werde. Überdem hätte er ſich zu deutlich merken laßen, daß er gekommen ſey, den Hofmeiſter des Prinzen zu machen; ein Umſtand, der ſchon für ſich allein alles habe verderben müſſen. Denn die ſchwächſten Fürſten ſeyen allemal diejenigen, vor denen man am ſorgfältigſten verbergen müſſe, daß man weiter ſehe als ſie; ſie würden ſich's zur Schande rechnen, ſich von dem grœſſeſten Geiſt in der Welt regieren zu laſſen, ſo bald ſie glauben, daß er eine ſolche Abſicht im Schilde führe; und daher komme es, daß ſie ſich oft lieber der ſchimpflichen Herrſchaft eines Cammerdieners oder einer Maitreſſe unterwerfen, welche die Kunſtgriffe beſitzen, ihre Gewalt über das Gemüth des Herrn unter ſclaviſchen Schmeicheleyen oder ſchlauen Liebkoſungen zu verbergen. Plato

ſey zu einem Miniſter eines ſo jungen Prinzen zu ſpitzfündig, und zu einem Günſtling zu alt geweſen: Zudem habe ihm ſeine vertraute Freundſchaft mit dem Dion geſchadet, da ſie ſeinen heimlichen Feinden beſtändige Gelegenheit gegeben, ihn dem Prinzen verdächdig zu machen. Endlich habe der Einfall, aus Sicilien eine platoniſche Republick zu machen, an ſich ſelbſt nichts getaugt. Der National-Geiſt der Sicilianer ſey eine Zuſammenſetzung von ſo ſchlimmen Eigenſchaften, daß es, ſeiner Meynung nach, dem weiſeſten Geſetzgeber unmœglich bleiben würde, ſie zur republicaniſchen Tugend umzubilden; und Dionys, welcher unter gewiſſen Umſtänden fæhig ſey ein guter Fürſt zu werden, würde, wenn er ſich auch in einem Anſtoß von eingebildeter Großmuth hätte bereden laſſen, die Tyrannie aufzuheben, allezeit ein ſehr ſchlimmer Bürger geweſen ſeyn. Dieſe allgemeine Urſachen ſeyen, was auch die næhern Veranlaſſungen der Verbannung des Dion und der Ungnade oder wenigſtens der Entfernung des Platon geweſen ſeyn mœgen, hinlänglich begreiflich zu machen, daß es nicht anders habe gehen können; ſie bewieſen aber auch (ſetzte Ariſtipp mit einer anſcheinenden Gleichgültigkeit hinzu) daß ein Anderer, der ſich die Fehler dieſer Vorgänger zu Nutzen zu machen wüßte, wenig Mühe haben würde, die unwürdigen Leute zu verdrängen, welche ſich wieder in den Beſitz des Zutrauens und der Autoritæt des Tyrannen geſchwungen hätten.

Agathon fand dieſe Gedanken ſeines neuen Freundes ſo wahrſcheinlich, daß er ſich überreden ließ, ſie für wahr anzunehmen. Und hier ſpielte ihm die Eigenliebe einen kleinen Streich, deſſen er ſich nicht zu ihr vermuthete. Sie flüſterte ihm ſo leiſe, daß er ihren Einhauch vielleicht für die Stimme ſeines Genius, oder der Tugend ſelbſten hielt, den Gedanken zu — wie ſchœn es wære, wenn Agathon dasjenige zu Stande bringen könnte, was Plato vergebens unternommen hatte. Wenigſtens däuchte es ihn ſchœn, den Verſuch zu machen; und er fühlte eine Art von ahnendem Bewußtſeyn, daß eine ſolche Unternehmung nicht über ſeine Kräfte gehen würde. Dieſe Empfindungen (denn Gedanken waren es noch nicht) ſtiegen, während daß Ariſtippus ſprach, in ihm auf; aber er nahm ſich wohl in Acht, ihn das geringſte davon merken zu laſſen; und lenkte, aus Beſorgniß von einem ſo ſchlauen Hœflinge unvermerkt ausgekundſchaftet zu werden, das Geſpræch auf andre Gegenſtände. Überhaupt vermied er alles, was die Aufmerkſamkeit der Anweſenden vorzüglich auf ihn hätte richten können, deſto ſorgfältiger, da er wahrnahm, daß man einen auſſerordentlichen Mann in ihm zu ſehen erwartete. Er ſprach ſehr beſcheiden, und nur ſo viel als die Gelegenheit unumgänglich erforderte, von dem Antheil, den er an der Staats-Verwaltung von Athen gehabt hatte; ließ die Anläſſe entſchlüpfen, die ihm von einigen mit guter Art (wie ſie wenigſtens glaubten) gemacht wurden, um ſeine Gedanken von Regierungs-Sachen, und von den ſyracuſaniſchen Angelegenheiten auszuholen; ſprach von allem wie ein gewöhnlicher Menſch, der ſich auf das was er ſpricht verſteht, und begnügte ſich bey Gelegenheit ſchen zu laſſen, daß er ein Kenner aller ſchœnen Sachen ſey, ob er ſich gleich nur für einen Liebhaber gab. Dieſes Betragen, wodurch er allen Verdacht, als ob er aus beſondern Abſichten nach Syracus gekommen ſey, von ſich entfernen wollte, hatte die Würkung, daß die Meiſten, welche mit einem Erwartungs-vollen Vorurtheil für ihn gekommen waren, ſich für betrogen hielten, und mit der Meynung weggiengen, Agathon halte in der Næhe nicht, was ſein Ruhm verſpreche:

Ja, um ſich dafür zu rächen, daß er nicht ſo war, wie er ihrer Einbildung zu lieb hätte ſeyn ſollen, liehen ſie ihm noch einige Fehler, die er nicht hatte, und verringerten den Werth der ſchœnen Eigenſchaften, welche er entweder nicht verbergen konnte, oder nicht verbergen wollte; gewöhnliches Verfahren der kleinen Geiſter, wodurch ſie ſich unter einander in der trœſtlichen Beredung zu ſtärken ſuchen, daß kein ſo groſſer Unterſcheid, oder vielleicht gar keiner, zwiſchen ihnen und den Agathonen ſey — und wer wird ſo unbillig ſeyn, und ihnen das übel nehmen?

So bald ſich unſer Mann allein ſah, überließ er ſich den Betrachtungen, die in ſeiner gegenwärtigen Stellung die natürlichſten waren. Sein erſter Gedanke, ſobald er gehœrt hatte, daß Plato entfernt, und Dionys wieder in der Gewalt ſeiner ehmaligen Günſtlinge und einer neuangekommenen Tänzerin ſey, war geweſen, ſich nur wenige Tage bey ſeinem Freunde verborgen zu halten, und ſodann nach Italien überzufahren, wo er verſchiedne Urſachen hatte zu hoffen, daß er in dem Hauſe des berühmten Archytas zu Tarent willkommen ſeyn würde. Allein die Unterredung mit dem Ariſtippus hatte ihn auf andere Gedanken gebracht. Je mehr er dasjenige, was ihm dieſer Philoſoph von den Urſachen der vorgegangenen Veränderungen geſagt hatte, überlegte; je mehr fand er ſich ermuntert, das Werk, welches Plato aufgegeben hatte, auf einer andern Seite, und, wie er hofte, mit beſſerm Erfolg, anzugreifen. Von tauſend manchfaltigen Gedanken hin und her gezogen, brachte er den grœſſeſten Theil der Nacht in einem Mittelſtand zwiſchen Entſchlieſſung und Ungewißheit zu, bis er endlich mit ſich ſelbſt einig wurde, es darauf ankommen zu laſſen, wozu ihn die Umſtände beſtimmen würden. Inzwiſchen machte er ſich auf den Fall, wenn ihn Dionys an ſeinen Hof zu ziehen ſuchen ſollte, einen Verhaltungs-Plan; er ſtellte ſich eine Menge Zufälle vor, welche begegnen konnten, und ſetzte die Maaßregeln bey ſich ſelbſt feſte, nach welchen er in allen dieſen Umſtänden handeln wollte. Die genaueſte Verbindung der Klugheit mit der Rechtſchaffenheit war die Seele davon. Sein eigner Vortheil kam dabey in gar keine Betrachtung; dieſer Punct lag durchaus zum Grunde ſeines ganzen Syſtems; er wollte ſich durch keine Art von Banden feſſeln laſſen, ſondern immer die Freyheit behalten, ſich, ſo bald er ſehen würde, daß er vergeblich arbeite, mit Ehre zurückzuziehen. Das war die einzige Rückſicht, die er dabey auf ſich ſelbſt machte. Die lebhafte Abneigung, die er aus eigener Erfahrung gegen alle populare Regierungs-Arten gefaßt hatte, ließ ihn nicht daran denken, den Sicilianern zu einer Freyheit behülflich zu ſeyn, welche er für einen bloſſen Namen hielt, unter deſſen Schutz die Edeln eines Volkes und der Pœbel einander wechſelweiſe ärger tyranniſieren, als es irgend ein Tyrann zu thun fæhig iſt; der, ſo arg er immer ſeyn mag, doch durch ſeinen eignen Vortheil abgehalten wird, ſeine Sclaven gänzlich aufzureiben; — da hingegen der Pœbel, wenn er die Gewalt einmal an ſich geriſſen hat, ſeinen wilden Bewegungen keine Grenzen zu ſetzen fæhig iſt. Dieſe Reflexion traf zwar nur die Democratie; aber Agathon hatte von der Ariſtocratie keine beſſere Meynung. Eine endloſe Reihe von ſchlimmen Monarchen ſchien ihm etwas, das nicht in der Natur iſt; und ein einziger guter Fürſt war, nach ſeiner Vorausſetzung, vermœgend, das Glück ſeines Volks auf ganze Jahrhunderte zu befeſtigen; da hingegen (ſeiner Meynung nach) die Ariſtocratie anders nicht als durch die gänzliche Unterdrückung des Volks auf einen dauerhaften Grund geſetzt werden

könne, und alſo ſchon aus dieſer einzigen Urſache die ſchlimmſte unter allen möglichen Verfaſſungen ſey. So ſehr gegen dieſe beyde Regierungs-Arten eingenommen als er war, konnte er nicht darauf verfallen, ſie mit einander vermiſchen und durch eine Art von politiſcher Chemie aus ſo widerwärtigen Dingen eine gute Compoſition herausbringen zu wollen. Eine ſolche Verfaſſung däuchte ihn allzuverwickelt, und aus zu vielerley Gewichtern und Rädern zuſammengeſetzt, um nicht alle Augenblicke in Unordnung zu gerathen, und ſich nach und nach ſelbſt aufzureiben. Die Monarchie ſchien ihm alſo, von allen Seiten betrachtet, die einfachſte, edelſte, und der Analogie des groſſen Syſtems der Natur gemäſſeſte Art die Menſchen zu regieren; und dieſes vorausgeſetzt, glaubte er alles gethan zu haben, wenn er einen zwiſchen Tugend und Laſter hin und her wankenden Prinzen aus den Händen ſchlimmer Rathgeber ziehen; durch einen klugen Gebrauch der Gewalt, die er über ſein Gemüth zu bekommen hoffte, ſeine Denkungs-Art verbeſſern; und ihn nach und nach durch die eigenthümlichen Reitzungen der Tugend endlich vollkommen gewinnen könnte. Und geſetzt auch, daß es ihm nur auf eine unvollkommene Art gelingen würde; ſo hoffte er, wofern er ſich nur einmal ſeines Herzens bemeiſtert haben würde, doch immer im Stande zu ſeyn, viel gutes zu thun, und viel böſes zu verhindern; und auch dieſes ſchien ihm genug zu ſeyn, um beym Schluß der Action mit dem belohnenden Gedanken, eine ſchöne Rolle wol geſpielt zu haben, vom Theater abzutreten. In dieſen ſanft einwiegenden Gedanken ſchlummerte Agathon endlich ein, und ſchlief noch, als Ariſtippus des folgenden Morgens wieder kam, um ihn im Namen des Dionys einzuladen, und bey dieſem Prinzen aufzuführen.

Die Seite, von der ſich dieſer Philoſoph in der gegenwärtigen Geſchichte zeigt, ſtimmt mit dem gemeinen Vorurtheil, welches man gegen ihn gefaßt hat, ſo wenig überein, als dieſes mit den gewiſſeſten Nachrichten, welche von ſeinem Leben und von ſeinen Meynungen auf uns gekommen ſind. In der That ſcheint daſſelbe ſich mehr auf den Mißverſtand ſeiner Grundſätze und einige ärgerliche Mährchen, welche Diogenes von Laerte und Athenæus, zween von den unzuverläſſigſten Compilatoren in der Welt, ſeinen Feinden nacherzählen, als auf irgend etwas zu gründen, welches ihm unſere Hochachtung mit Recht entziehen könnte. Es hat zu allen Zeiten eine Art von Leuten gegeben, welche nirgends als in ihren Schriften tugendhaft ſind; Leute welche die Verdorbenheit ihres Herzens, und ihre geheimen Laſter durch die Affectation der ſtrengeſten Grundſätze in der Sittenlehre bedecken wollen; moraliſche Pantomimen, *qui Curios ſimulant et Bacchanalia vivunt*; Leute, welche ſich das Anſehen einer auſſerordentlichen Delicateſſe der Ohren in moraliſchen Dingen geben, und von dem bloſſen Schall des Worts Wolluſt, mit einem heiligen Schauer erröthend — oder erblaſſend zuſammenfahren; kurz Leute, welche jedermann verachten würde, wenn nicht der gröſſeſte Hauffen dazu verurtheilt wäre, ſich durch Masken-Geſichter, Minen, Geberden, Inflexionen der Stimme, verdrehte Augen, und — weiſſe Schnupftücher betrügen zu laſſen. Dieſe vortrefflichen Leute, (welche wir etwas genauer beſchrieben haben, weil es nicht mehr gebräuchlich iſt, denenjenigen einen Bündel Heu vor die Stirne zu binden, denen man nicht allzunahe kommen darf,) thaten ſchon damals ihr Beſtes, den guten Ariſtipp für einen Wollüſtling auszuſchreyen, deſſen ganze Philoſophie darinn beſtehe, daß er die Forderungen unſerer ſinnlichen Triebe zu Grund-

ſätzen gemacht, und die Kunſt, gemächlich und angenehm zu leben, in Ein Syſtem gebracht habe.

Es iſt hier der Ort nicht, die Unbilligkeit und den Ungrund dieſes Urtheils zu beweiſen; und dieſes iſt auch ſo nöthig nicht, nachdem bereits einer der ehrwürdigſten und verdienſtvolleſten Gelehrten unſrer Zeit, ein Mann, der durch die Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens den Namen eines Weiſen verdient, wenn ihn ein Sterblicher verdienen kann, ungeachtet ſeines Standes den Muth gehabt hat, in ſeiner critiſchen Geſchichte der Philoſophie dieſem würdigen Schüler des Socrates Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Ohne uns alſo um Ariſtipps Lehrſätze zu bekümmern, begnügen wir uns, von ſeinem perſœnlichen Character ſo viel zu ſagen als man wiſſen muß, um die Perſon, die er an Dionyſens Hofe vorſtellte, richtiger beurtheilen zu können. Unter allen den vorgeblichen Weiſen, welche ſich damals an dieſem Hofe befanden, war er der einzige, der keine heimliche Abſichten auf die Freygebigkeit des Prinzen hatte; ob er ſich gleich kein Bedenken machte, Geſchenke von ihm anzunehmen, die er nicht durch paraſitiſche Niederträchtigkeit erkaufte. Durch ſeine natürliche Denkungs-Art eben ſo ſehr als durch ſeine, in der That ziemlich gemächliche Philoſophie, von Ambition und Geldgierigkeit gleich entfernt, bediente er ſich eines zulänglichen Erbguts, (welches er bey Gelegenheit durch den erlaubten Vortheil, den er von ſeinen Talenten zog, zu vermehren wußte,) um, nach ſeiner Neigung, mehr einen Zuſchauer als einen Acteur auf dem Schauplatz der Welt vorzuſtellen. Da er einer der beſten Köpfe ſeiner Zeit war, ſo gab ihm dieſe Freyheit, worinn er ſich ſein ganzes Leben durch erhielt, Gelegenheit, ſich einen Grad von Einſicht zu erwerben, der ihn zu einem ſcharfen und ſichern Beurtheiler aller Gegenſtände des menſchlichen Lebens machte. Meiſter über ſeine Leidenſchaften, welche von Natur nicht heftig waren; frey von allen Arten der Sorgen, und in den Tumult der Geſchäfte ſelbſt niemals verwickelt, war es ihm nicht ſchwer, ſich immer in dieſer Heiterkeit des Geiſtes, und in dieſer Ruhe des Gemüths zu erhalten, welche die Grundzüge von dem Character eines weiſen Mannes ausmachen. Er hatte ſeine ſchœnſten Jahre zu Athen in dem Umgang mit Socrates und den groſſen Männern dieſes berühmten Zeitalters zugebracht; die Euripiden und Ariſtophane, die Phidias und die Polygnote, und (die Wahrheit zu ſagen) auch die Phrynen, und Laiden, Damen, an denen die Schœnheit die geringſte ihrer Reitzungen war, hatten ſeinen Witz gebildet, und jenes zarte Gefühl des Schœnen in ihm entwickelt, welches ihn die Manierheit der Grazien mit der Severität der Philoſophie auf eben dieſe unnachahmliche Art verbinden lehrte, die ihm den Neid aller philoſophiſchen Mäntel und Bærte ſeiner Zeit auf den Hals zog. Nichts übertraf die Annehmlichkeit ſeines Umgangs; niemand wußte ſo gut wie er, die Weisheit unter der gefälligen Geſtalt des lächelnden Scherzes und der guten Laune in ſolche Geſellſchaften einzuführen, wo ſie in ihrer eignen Geſtalt nicht willkommen wære. Er beſaß das Geheimniß, den Groſſen ſelbſt die unangenehmſten Wahrheiten mit Hülfe eines Einfalls oder einer Wendung ertræglich zu machen, und ſich an dem langweiligen Geſchlechte der Narren und Gecken, wovon die Hœfe der (damaligen) Fürſten wimmelten, durch einen Spott zu rächen, den ſie dumm genug waren, mit dankbarem Lächeln für Beyfall anzunehmen. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und die Kenntniß, die er von allen Arten des Schœnen beſaß, machte,

daß er wenige seines gleichen hatte, wo es auf die Erfindung sinnreicher Ergötzlichkeiten, auf die Anordnung eines Festes, die Auszierung eines Hauses, oder auf das Urtheil über die Werke der Dichter, Tonkünstler, Mahler und Bildhauer ankam. Er liebte das Vergnügen, weil er das Schöne liebte; und aus eben diesem Grunde liebte er auch die Tugend. Aber er mußte das Vergnügen in seinem Wege finden, und die Tugend mußte ihm keine allzubeschwerliche Pflichten auflegen; dem einen oder der andern seine Gemächlichkeit aufzuopfern, so weit gieng seine Liebe nicht. Sein vornehmster Grundsatz, und derjenige, dem er allezeit getreu blieb, war: Daß es in unsrer Gewalt sey, in allen Umständen glücklich zu seyn; des Phalaris glühenden Ochsen ausgenommen; denn wie man in diesem sollte glücklich seyn können, davon konnte er sich keinen Begriff machen. Er setzte voraus, daß Seele und Leib sich im Stande der Gesundheit befinden müßten; und behauptete, daß es alsdann nur darauf ankomme, daß wir uns nach den Umständen richten; anstatt, wie der grosse Haufe der Sterblichen, zu verlangen, daß sich die Umstände nach uns richten sollen, oder ihnen, zu diesem Ende, Gewalt anthun zu wollen. Von dieser sonderbaren Geschmeidigkeit kam es her, daß er das viel bedeutende Lob verdiente, welches ihm Horaz giebt: »Daß ihm alle Farben, alle Umstände des günstigen oder widrigen Glückes gleich gut anstunden«; oder wie Plato von ihm sagte: »Daß es ihm allein gegeben war, ein Kleid von Purpur, und einen Kittel von Sackleinwand mit gleich guter Art zu tragen.«

Es ist kein schwacher Beweis, wie wenig es dem Dionys an Fähigkeit das Gute zu schätzen gefehlt habe, daß er Aristippen um aller dieser Eigenschaften willen höher achtete, als alle andern Gelehrten seines Hofes; daß er ihn am liebsten um sich leiden mochte, und sich öfters von ihm durch einen Scherz zu guten Handlungen bewegen ließ, wozu ihn seine Pedanten mit aller ihrer Dialectick und schulgerechten Beredsamkeit nicht zu vermœgen fähig waren.

Diese characteristische Züge vorausgesetzt, läßt sich (däucht uns) keine wahrscheinlichere Ursache angeben, warum Aristipp, so bald er unsern Helden zu Syracus erblickte, den Entschluß faßte, ihn bey dem Dionys in Gunst zu setzen, als diese; daß er begierig war zu sehen, was aus einer solchen Verbindung werden, und wie sich Agathon in einer so schlüpfrigen Stellung verhalten würde. Denn auf einige besondere Vortheile für sich selbst konnte er dabey kein Ansehen haben, da es nur auf ihn ankam, ohne einen Mittelsmann zu bedürfen, sich die Gnade eines Prinzen zu Nutzen zu machen, der in einem Anstoß von pralerhafter Freygebigkeit fähig war, die Einkünfte von einer ganzen Stadt an einen Luftspringer oder Citharspieler wegzuschenken.

Dem sey indessen wie ihm wolle, so hatte Aristipp nichts angelegners, als des nächsten Morgens den Prinzen, dem er bey seinem Aufstehen aufzuwarten pflegte, von dem neuangekommenen Agathon zu unterhalten, und eine so vortheilhafte Abschilderung von ihm zu machen, daß Dionys begierig wurde, diesen ausserordentlichen Menschen von Person zu kennen. Aristipp erhielt also den Auftrag, ihn unverzüglich nach Hofe zu bringen, und er vollzog denselben, ohne unsern Helden merken zu lassen, wieviel Antheil er an dieser Neugier des Prinzen gehabt hatte.

Agathon sah eine so bald erfolgende Einladung als ein gutes Omen an, und machte keine Schwierigkeit sie anzunehmen. Er erschien also vor dem Dionys, der ihn mitten unter seinen Hofleuten auf eine sehr leutselige Art empfieng Er erfuhr bey dieser Gelegen-

heit abermal, daß die Schamheit eine stumme Empfehlung an alle Menschen, welche Augen haben, ist. Diese Gestalt des vaticanischen Apollo, die ihm schon so manchen guten und schlimmen Dienst gethan, die ihm die Verfolgungen der Pythia und die Zuneigung der Athenienser zugezogen, ihn in den Augen der thrazischen Bacchantinnen zum Gott, und in den Augen der schönen Danae zum liebenswürdigsten der Sterblichen gemacht hatte — Diese Gestalt, diese einnehmende Gesichts-Bildung, diese mit Würde und Anstand zusammenfliessende Grazie, welche allen seinen Bewegungen und Handlungen eigen war — thaten ihre Würkung, und zogen ihm beym ersten Anblick die allgemeine Bewunderung zu. Dionys, welcher als Koenig zu wol mit sich selbst zufrieden war, um über einen Privat-Mann wegen irgend einer Vollkommenheit eifersüchtig zu seyn, überließ sich dem angenehmen Eindruck, den dieser schöne Fremdling auf ihn machte. Die Philosophen hoften, daß das Innwendige einer so viel versprechenden Aussenseite nicht gemäß seyn werde, und diese Hoffnung setzte sie in den Stand, mit einem Nasenrümpfen, welches den geringen Werth, den sie einem solchen Vorzug beylegten, andeutete, einander zu zuraunen, daß er — schön sey. Aber die Höflinge hatten Mühe ihren Verdruß darüber zu verbergen, daß sie keinen Fehler finden konnten, der ihnen den Anblick so vieler Vorzüge ertræglich gemacht hätte. Wenigstens waren dieses die Beobachtungen, welche der kaltsinnige Aristipp bey dieser Gelegenheit zu machen glaubte.

Agathon verband in seinen Reden und in seinem ganzen Betragen so viel Bescheidenheit und Klugheit mit dieser edeln Freyheit und Zuversichtlichkeit eines Weltmannes, worinn er sich zu Smyrna vollkommen gemacht hatte; daß Dionys in wenigen Stunden ganz von ihm eingenommen war. Man weiß, wie wenig es oft bedarf, den Grossen der Welt zu gefallen, wenn uns nur der erste Augenblick günstig ist. Agathon mußte also dem Dionys, welcher würklich Geschmack hatte, nothwendig mehr gefallen, als irgend ein anderer, den er jemals gesehen hatte; und das, in immerzunehmendem Verhältniß, so wie sich, von einem Augenblick zum andern, die Vorzüge und Talente unsers Helden entwickelten. In der That besaß er deren so viele, daß der Neid der Hœflinge, der in gleicher Proportion von Stunde zu Stunde stieg, gewisser Maassen zu entschuldigen war; die guten Leute würden sich viel auf sich selbst eingebildet haben, wenn sie nur diejenigen Eigenschaften, in einem solchen Grad, einzeln besessen hätten, welche in ihm vereinigt, dennoch den geringsten Theil seines Werthes ausmachten. Er hatte die Klugheit, anfänglich seine gründlichere Eigenschaften zu verbergen, und sich bloß von derjenigen Seite zu zeigen, wodurch sich die Hochachtung der Weltleute am sichersten überraschen læßt. Er sprach von allem mit dieser Leichtigkeit des Witzes, welche nur über die Gegenstände dahinglitscht, und wodurch sich oft die schaalesten Köpfe in der Welt (auf einige Zeit wenigstens) das Ansehen, Verstand und Einsichten zu haben, zu geben wissen. Er scherzte; er erzählte mit Anmuth; er machte andern Gelegenheit sich hœren zu lassen; und bewunderte die guten Einfälle, welche dem schwatzhaften Dionys unter einer Menge von mittelmæssigen und frostigen zuweilen entfielen, mit einer Art, welche, ohne seiner Aufrichtigkeit oder seinem Geschmack zuviel Gewalt anzuthun, diesen Prinzen überzeugte, daß Agathon unendlich viel Verstand habe.

Die grossen Herren haben gemeiniglich eine Lieblings-Schwachheit, wodurch es sehr leicht wird, den Eingang in ihr Herz zu finden.

Der groſſe Tanzai von Schefian, ein Kenner übrigens von Verdienſten, kannte doch kein grœſſeres als die Leyer gut zu ſpielen. Dionys hegte ein ſo günſtiges Vorurtheil für die Cithar, daß der beſte Cithar-Spieler in ſeinen Augen der grœſſeſte Mann auf dem Erdboden war. Er ſpielte ſie zwar ſelbſt nicht; aber er gab ſich für einen Kenner, und rühmte ſich die grœſſeſten Virtuoſen auf dieſem wunderthætigen Inſtrument an ſeinem Hofe zu haben. Zu gutem Glücke hatte Agathon zu Delphi die Cithar ſchlagen gelernt, und bey der ſchœnen Danae, welche eine Meiſterin auf allen Saiten-Inſtrumenten der damaligen Zeit war, einige Lectionen genommen, die ihn vollkommen gemacht hatten. Kurz, Agathon nahm das dritte oder vierte mal, da er mit dem Dionys zu Nacht aß, eine Cithar, begleitete darauf einen Dithyramben des Damon, (der von einer feinen Stimme geſungen, und von der ſchœnen Bacchidion getanzt wurde) und ſetzte ſeine Hoheit dadurch in eine ſo übermæſſige Entzückung, daß der ganze Hof von dieſem Augenblick an für ausgemacht hielt, ihn in kurzem zur Würde eines erklærten Günſtlings erhoben zu ſehen. Dionys überhäufte ihn in der erſten Aufwallung ſeiner Bewunderung mit Liebkoſungen, welche unſerm Helden beynahe allen Muth benahmen. Himmel! dachte er, was werde ich mit einem Kœnig anfangen, der bereit iſt, den erſten Neuangekommenen an die Spitze ſeines Staats zu ſetzen, weil er ein guter Citharſchlæger iſt? Dieſer erſte Gedanke war ſehr gründlich, und würde ihm vieles Ungemach erſpart haben, wenn er ſeiner Eingebung gefolget hætte. Aber eine andere Stimme (war es ſeine Eitelkeit, oder der Gedanke ein groſſes Vorhaben nicht um einer ſo geringfügigen Urſache willen aufzugeben? — Oder war es die Schwachheit, die uns geneigt macht, alle Thorheiten der Groſſen, welche Achtung für uns zeigen, mit nachſichtsvollen Augen anzuſehen?) flüſterte ihm ein: Daß der Geſchmack für die Muſick, und die beſondere Anmuthung für ein gewiſſes Inſtrument, eine Sache ſey, welche von unſrer Organiſation abhange; und daß es ihm nur deſto leichter ſeyn werde, ſich des Herzens dieſes Prinzen zu verſichern, je mehr er von den Geſchicklichkeiten beſitze, wodurch man ſeinen Beyfall erhalten könne.

Die Gunſt, in welche er ſich in ſo kurzer Zeit und durch ſo zweydeutige Verdienſte bey dem Tyrannen geſetzt, ſtieg bald darauf, bey Gelegenheit einer academiſchen Verſammlung, welche Dionys mit groſſen Feyerlichkeiten veranſtaltete, zu einem ſolchen Grade, daß Philiſtus, der bisher noch zwiſchen Furcht und Hofnung geſchwebet hatte, ſeinen Fall nunmehr für gewiß hielt.

Dionys hatte vom Ariſtipp in der Stille vernommen, daß Agathon ehmals ein Schüler Platons geweſen, und während ſeines Glückſtandes zu Athen für einen der grœſſeſten Redner in dieſer ſchwatzhaften Republick gehalten worden ſey. Erfreut, eine Vollkommenheit mehr an ſeinem neuen Liebling zu entdecken, ſæumte er ſich keinen Augenblick, eine Gelegenheit zu veranſtalten, wo er aus eigner Einſicht von der Wahrheit dieſes Vorgebens urtheilen könnte; denn es kam ihm ganz unnatürlich vor, daß man zu gleicher Zeit ein Philoſoph, und ſo ſchœn, und ein ſo groſſer Citharſchlæger ſollte ſeyn können. Die Academie erhielt alſo Befehl ſich zu verſammeln, und ganz Syracus wurde dazu, als zu einem Feſt eingeladen, welches ſich mit einem groſſen Schmaus enden ſollte. Agathon dachte an nichts weniger, als daß er bey dieſem Wettſtreit eines Haufens von Sophiſten (die er nicht ohne Grund für ſehr überflüſſige Leute an dem Hofe eines guten Fürſten anſah) eine Rolle zu ſpielen bekommen würde; und Ariſtipp hatte, aus dem obenberührten

Beweggrunde, der der Schlüſſel zu ſeinem ganzen Betragen gegen unſern Helden iſt, ihm von Dionyſens Abſicht nichts entdeckt. Dieſer eröfnete als Præſident der Academie (denn ſeine Eitelkeit begnügte ſich nicht an der Ehre, ihr Beſchützer zu ſeyn) die Verſammlung durch einen übel zuſammengeſtoppten, und nicht allzuverſtändlichen, aber mit Platoniſmen reich verbræmten Diſcurs, welcher, wie leicht zu erachten, mit allgemeinem Zujauchzen begleitet wurde; ungeachtet er dem Agathon mehr das ungezweifelte Vertrauen des kœniglichen Redners in den Beyfall, der ihm von Standes wegen zukam, als die Græſſe ſeiner Gaben und Einſichten zu beweiſen ſchien. Nach Endigung dieſer Rede, nahm die philoſophiſche Hetze ihren Anfang; und wofern die Zuhœrer durch die ſubtilen Geiſter, die ſich nunmehr hœren lieſſen, nicht ſehr unterrichtet wurden, ſo fanden ſie ſich doch durch die Wolredenheit des einen, die klingende Stimme und den guten Accent eines andern, die paradoxen Einfälle eines dritten, und die ſeltſamen Geſichter, die ein vierter zu ſeinen Diſtinctionen und Demonſtrationen machte, ertræglich beluſtiget. Nachdem dieſes Spiel einige Zeit gedauert hatte, und ein unhœfliches Gähnen bereits zwey Drittheile der Zuhœrer zu ergreifen begann, ſagte Dionys: Da er das Glück habe, ſeit einigen Tagen einen der würdigſten Schüler des groſſen Platons in ſeinem Hauſe zu beſitzen; ſo erſuchte er ihn, zufrieden zu ſeyn, daß der Ruhm, der ihm allenthalben vorangegangen ſey, den Schleyer, womit ſeine Beſcheidenheit ſeine Verdienſte zu verhüllen ſuche, hinweggezogen, und ihm in dem ſchœnen Agathon einen der beredteſten Weiſen der Zeit entdeckt habe: Er möchte ſich alſo nicht weigern, auch in Syracus ſich von einer ſo vortheilhaften Seite zu zeigen, und ſich mit den Philoſophen ſeiner Academie in einen Wettſtreit über irgend eine intereſſante Frage aus der Philoſophie einzulaſſen. Zu gutem Glücke ſprach Dionys, der ſich ſelbſt gerne hœrte, und die Gabe der Weitläufigkeit in hohem Maaſſe beſaß, lange genug, um unſerm Manne Zeit zu geben, ſich von der kleinen Beſtürzung zu erholen, worein ihn dieſe unerwartete Zumuthung ſetzte. Er antwortete alſo ohne Zaudern: Er ſey zu früh aus den Hœrſælen der Weiſen auf den Markt-Platz zu Athen geruffen, und in die Angelegenheiten eines Volkes, welches bekannter Maaſſen ſeinen Hofmeiſtern nicht wenig zu ſchaffen mache, verwickelt worden, als daß er Zeit genug gehabt haben ſollte, ſich ſeine Lehrmeiſter zu Nutzen zu machen; indeſſen ſey er, wenn es Dionys verlange, aus Achtung gegen ihn bereit, eine Probe abzulegen, wie wenig er das Lob verdiene, welches ihm aus einem allzugünſtigen Vorurtheil beygelegt worden ſey.

Dionys rief alſo den Philiſtus auf, (man weiß nicht, ob von ungefehr oder vermœg einer vorhergenommenen Abrede, wiewol das letztere nicht wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheint,) eine Frage vorzuſchlagen, für und wider welche von beyden Seiten geſprochen werden ſollte. Dieſer Miniſter bedachte ſich eine kleine Weile, und in Hofnung den Agathon, der ihm furchtbar zu werden anfieng, in Verlegenheit zu ſetzen, ſchlug er die Frage vor — welche Regierungs-Form einen Staat glücklicher mache, die republicaniſche oder die monarchiſche? — Man wird, dachte er, dem Agathon die Wahl laſſen, für welche er ſich erklæren will; ſpricht er für die Republick, und ſpricht er gut, wie er um ſeines Ruhms willen genœthiget iſt, ſo wird er dem Prinzen mißfallen; wirft er ſich zum Lobredner der Monarchie auf, ſo wird er ſich dem Volke verhaßt machen, und Dionys wird den Muth nicht haben, die Staats-Verwaltung einem Ausländer anzuvertrauen, der bey ſeinem erſten Auftritt auf dem Schau-

platz einen so schlimmen Eindruck auf die Gemüther der Syracusaner gemacht hat. Allein dieses mal betrog den schlauen Mann seine Erwartung, Agathon erklärte sich, ungeachtet er die Absicht des Philistus merkte, mit einer Unerschrockenheit, welche diesem keinen Triumph prophezeyte, für die Monarchie; und nachdem seine Gegner (unter denen Antisthenes und der Sophist Protagoras alle ihre Kräfte anstrengten, die Vorzüge der Freystaaten zu erheben,) zu reden aufgehört hatten, fieng er damit an, daß er ihren Gründen noch mehr Stärke gab, als sie selbst zu thun fähig gewesen waren. Die Aufmerksamkeit war ausserordentlich; jedermann war mehr begierig zu hören, wie Agathon sich selbst, als wie er seine Gegner würde überwinden können. Seine Beredsamkeit zeigte sich in einem Lichte, welches die Seelen der Zuhörer blendete, die Wichtigkeit des Augenblicks, der den Ausgang seines ganzen Vorhabens entschied, die Würde des Gegenstandes, die Begierde zu siegen, und vermuthlich auch die herzliche Abneigung gegen die Democratie, welche ihm aus Athen in seine Verbannung gefolget war; alles setzte ihn in eine Begeisterung, welche die Kräfte seiner Seele höher spannte; seine Ideen waren so groß, seine Gemählde so stark gezeichnet, mit so vielem Feuer gemahlt, seine Gründe jeder für sich selbst so schimmernd, und liehen einander durch ihre Zusammenordnung so viel Licht; der Strom seiner Rede, der anfänglich in ruhiger Majestät dahinfloß, wurde nach und nach so stark und hinreissend; daß selbst diejenigen, bey denen es zum voraus beschlossen war, daß er Unrecht haben sollte, sich wie durch eine magische Gewalt genöthigt sahen, ihm innerlich Beyfall zu geben. Man glaubte, den Mercur oder Apollo reden zu hören; die Kenner (denn es waren einige zugegen, welche davor gelten konnten,) bewunderten am meisten, daß er die Kunstgriffe verschmähte, wodurch die Sophisten gewohnt waren, einer schlimmen Sache die Gestalt einer guten zu geben. — Keine Farben, welche durch ihren Glanz das Betrügliche falscher oder umsonst angenommener Sätze verbergen mußten; keine künstliche Austheilung des Lichts und des Schattens. Sein Ausdruck gliech dem Sonnenschein, dessen lebender und fast geistiger Glanz sich den Gegenständen mittheilet, ohne ihnen etwas von ihrer eigenen Gestalt und Farbe zu nehmen.

Indessen müssen wir gestehen, daß er ein wenig grausam mit den Republicken umgieng. Er bewies, oder schien doch allen, die ihn hörten, zu beweisen, daß diese Art von Gesellschaft ihren Ursprung in dem wilden Chaos der Anarchie genommen, und daß die Weisheit ihrer Gesetzgeber sich mit schwachem Erfolg bemühet hätte, Ordnung und Consistenz in eine Verfassung zu bringen, welche ihrer Natur nach in steter Unruh und innerlicher Gährung alle Augenblicke Gefahr laufe sich durch ihre eigene Kräfte aufzureiben, und welche des Ruhestandes so wenig fähig sey, daß eine solche Ruhe in derselben vielmehr die Folge der äussersten Verderbniß, und gleich einer Windstille auf dem Meer, der gewisse Vorbote des Sturms und Untergangs seyn würde. Er zeigte, daß die Tugend, dieses geheiligte Palladium der Freystaaten, an dessen Erhaltung ihre Gesetzgeber das ganze Glück derselben gebunden hätten, eine Art von unsichtbaren und durch verjährten Aberglauben geheiligten Götzen sey, an denen nichts als der Name verehrt werde; daß man in diesen Staaten einen stillschweigenden Vertrag mit einander gemacht zu haben scheine, sich durch den Namen und ein gewisses Phan-

tom von Gerechtigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, Liebe des Vaterlandes und des gemeinen Beſten von einander betrügen zu laſſen; und daß unter der Maske dieſer politiſchen Heucheley, unter dem ehrwürdigen Namen aller dieſer Tugenden, das Gegentheil derſelben nirgends unverſchæmter ausgeübt werde. Es würden, meynte er, eine Menge beſonderer Umſtände, welche ſich in etlichen tauſend Jahren kaum einmal in irgend einem Winkel des Erdbodens zuſammenfinden könnten, dazu erfordert, um eine Republick in dieſer Mittelmæſſigkeit zu erhalten, ohne welche ſie von keinem Beſtand ſeyn könne: Und daher daß dieſer Fall ſo ſelten ſey, und von ſo vielen zufälligen Urſachen abhange, komme es, daß die meiſten Republicken entweder zu ſchwach wæren, ihren Bürgern die mindeſte Sicherheit zu gewähren; oder daß ſie nach einer Groeſſe ſtrebten, welche nach einer Folge von Mißhelligkeiten, Cabalen, Verſchwœrungen und Bürgerkriegen endlich den Untergang des Staats nach ſich ziehe, und demjenigen, welcher Meiſter vom Kampf-Platze bliebe, nichts als Einœden zu bevölkern und Ruinen wieder aufzubauen überlaſſe. So gar die Freyheit, auf welche dieſe Staaten mit Ausſchluß aller andern Anſpruch machten, finde kaum in den deſpotiſchen Reichen Aſiens weniger Platz; weil entweder das Volk ſich demüthiglich gefallen laſſen müſſe, was die Edeln und Reichen, ihrem beſondern Intereſſe gemæß, ſchlöſſen und handelten; oder wenn das Volk ſelbſt den Geſetzgeber und Richter mache, kein ehrlicher Mann ſicher ſey, daß er nicht Morgen das Opfer derjenigen ſeyn werde, denen ſeine Verdienſte im Wege ſtehen, oder die durch ſein Anſehen und Vermœgen reicher und groeſſer zu werden hoffeten. In keinem andern Staat ſey es weniger erlaubt von ſeinen Fæhigkeiten Gebrauch zu machen, ſelbſt zu denken, und über wichtige Gegenſtände dasjenige was man für gemeinnützlich halte, ohne Gefahr, bekannt werden zu laſſen; alle Vorſchlæge zu Verbeſſerungen würden unter dem verhaßten Namen der Neuerungen verworfen, und zœgen ihren Urhebern geheime oder öffentliche Verfolgungen zu. Selbſt die Grundpfeiler der menſchlichen Glückſeligkeit, und dasjenige, was den geſitteten Menſchen eigentlich von dem Wilden und Barbaren unterſcheide, Wahrheit, Tugend, Wiſſenſchaften, und die liebenswürdigen Künſte der Muſen, ſeyen in dieſen Staaten verdæchtig oder gar verhaßt; würden durch tauſend im Finſtern ſchleichende Mittel entkräftet, an ihrem Fortgang verhindert, oder doch gewiß weder aufgemuntert noch belohnt; und allein zu Unterſtützung der herrſchenden Vorurtheile und Mißbräuche verurtheilt — Doch genug! wir haben zu viel Urſache günſtiger von freyen Staaten zu denken — wenn es auch nur darum wære, weil wir die Ehre haben unter einer Nation zu leben, deren Verfaſſung ſelbſt republicaniſch iſt, und in der That die wunderbarſte Art von Republick vorſtellt, welche jemals auf dem Erdboden geſehen worden iſt — als daß wir dieſen Auszug einer für den Ruhm der Freyſtaaten ſo nachtheiligen Rede ohne Widerwillen ſollten fortſetzen können. Es geſchah aus dieſem næmlichen Grunde, daß wir, anſtatt den Diſcurs des Agathon ſeinem ganzen Umfange nach aus unſrer Urkunde abzuſchreiben, uns begnügt haben, einige Züge davon, als eine wiewol ſehr unvollkommene Probe des Ganzen anzuführen. Ferne ſoll es allezeit von uns ſeyn, irgend einem Erdenbewohner die Stellung worinn er ſich befindet, unangenehmer zu machen, als ſie ihm bereits ſeyn mag; oder Anlaß zu geben,

daß die Gebrechen einiger längſt zerſtörten griechiſchen Republicken, aus denen Agathon ſeine Gemählde hernahm, zur Verunglimpfung derjenigen mißbraucht werden könnten, welche in neuern Zeiten als ehrwürdige Freyſtädte und Zufluchts-Plätze der Tugend, der gefunden Denkungs-Art, der öffentlichen Glückſeligkeit und einer politiſchen Gleichheit, welche ſich der natürlichen mœglichſt nähert, angeſehen werden können. Unſrer übrigens ganz unmaaßgeblichen Meynung nach, gehœrt die Frage, über welche hier diſputiert wurde, unter die wichtigen Fragen — ob Scaramutz, ob Scapin beſſer tanze — und ſo viele andre von dieſem Schlage, (wenn ſie gleich ein ernſthafteres Anſehen haben) worüber bis auf unſre Tage ſo viel Zeit und Mühe — von Gänſeſpulen, Papier und Dinte nichts zu ſagen — verloren worden, ohne daß ſich abſehen lieſſe, wie, worinn oder um wieviel die Welt jemals durch ihre Auflœſung ſollte gebeſſert werden können. Wir könnten dieſe unſre Meynung rechtfertigen; aber es iſt unnœthig; ein jeder hat die Freyheit andern zu meynen wenn er will, ohne daß wir ihn zur Rechenſchaft ziehen werden; *hanc veniam petimus, damusque vicissim*; denn in der That, ein Buch würde niemalen zu Ende kommen, wenn der Autor ſchuldig wære, alles zu beweiſen, und ſich über alles zu rechtfertigen. Wir übergehen alſo auch, aus einem andern Grunde, den wir den Liebhabern der Ræthſel und Logogryphen zu errathen geben, die Lobrede, welche Agathon der monarchiſchen Staats-Verfaſſung hielt. Die Beherrſcher der Welt ſcheinen (mit Recht, würde Philiſtus ſagen, denn ich machte es an ihrem Platz auch ſo) ordentlicher Weiſe ſehr gleichgültig über die Meynung zu ſeyn, welche man von ihrer Regierungs-Art hat — Es giebt Fälle, wir geſtehen es, wo dieſes eine Ausnahme leidet — aber dieſe Fälle begegnen ſelten, wenn man die Vorſichtigkeit gebraucht, hundert und fünfzigtauſend wolbewafnete Leute bereit zu halten, mit deren Beyſtand man ſehr wahrſcheinlich hoffen kann, ſich über die Meynung aller friedſamen Leute in der ganzen Welt hinwegſetzen zu können. Sind nicht eben dieſe hundert und fünfzigtauſend — oder wenn ihrer auch mehr ſind; deſto beſſer! — ein lebendiger, augenſcheinlicher, ja der beſte Beweis, der alle andre unnœthig macht, daß eine Nation glücklich gemacht wird? — Genug alſo (und dieſer Umſtand allein gehœrt weſentlich zu unſrer Geſchichte) daß dieſe Rede, worinn Agathon alle Gebrechen verdorbener Freyſtaaten und alle Vorzüge wolregierter Monarchien, in zwey contraſtirende Gemählde zuſammendrängte, das Glück hatte, alle Stimmen davon zu tragen, alle Zuhœrer zu überreden, und dem Redner eine Bewunderung zu zuziehen, welche den Stolz des eitelſten Sophiſten hätte ſättigen können. Jedermann war von einem Manne bezaubert, welcher ſo ſeltne Gaben mit einer ſo groſſen Denkungs-Art und mit ſo menſchenfreundlichen Geſinnungen vereinigte. Denn Agathon hatte nicht die Tyrannie, ſondern die Regierung eines Vaters angeprieſen, der ſeine Kinder wol erzieht und glücklich zu machen ſucht. Man ſagte ſich ſelbſt, was für goldene Tage Sicilien ſehen würde, wenn ein ſolcher Mann das Ruder führte. Er hatte nicht vergeſſen, im Eingang ſeines Diſcurſes dem Verdacht vorzukommen, als ob er die Republicken aus Rachſucht ſchelte, und die Monarchie aus Schmeicheley und geheimen Abſichten erhebe: Er hatte bey dieſer Gelegenheit zu erkennen gegeben, daß er entſchloſſen ſey, nach Tarent überzugehen, um in der ruhigen Dunkelheit des Privatſtandes, welchen

er ſeiner Neigung nach allen andern vorziehe, dem Nachforſchen der Wahrheit und der Verbeſſerung ſeines Gemüths obzuliegen — (Redensarten, die in unſern Tagen ſeltſam und lächerlich klingen würden, aber damals ihre Bedeutung und Würde noch nicht ganz verloren hatten.) Jedermann tadelte oder bedaurte dieſe Entſchlieſſung, und wünſchte, daß Dionys alles anwenden möchte, ihn davon zurückzubringen. Niemalen hatte ſich die Neigung des Prinzen mit den Wünſchen ſeines Volkes ſo gleichſtimmig befunden wie dieſes mal. Die ſtarke Zuneigung, die er für die Perſon unſers Helden, und die hohe Meynung, die er von ſeinen Fähigkeiten gefaſſet hatte, war durch dieſen Diſcurs auf den höchſten Grad geſtiegen. So wenig beſtändiges auch in Dionyſens Character war, ſo hatte er doch ſeine Augenblicke, wo er wünſchte, daß es weniger Verläugnung koſten möchte, ein guter Fürſt zu ſeyn. Die Beredſamkeit Agathons hatte ihn wie die übrige Zuhörer mit ſich fortgeriſſen; er fühlte die Schönheit ſeiner Gemählde, und vergaß darüber, daß eben dieſe Gemählde eine Art von Satyre über ihn ſelbſt enthielten. Er ſetzte ſich vor, dasjenige zu erfüllen, was Agathon auf eine ſtillſchweigende Art von ſeiner Regierung verſprochen hatte; und um ſich die Pflichten, die ihm dieſer Vorſatz auferlegte, zu erleichtern, wollte er ſie durch eben denjenigen ausüben laſſen, der ſo gut davon reden konnte. Wo konnte er ein tauglicheres Inſtrument finden, den Syracuſanern ſeine Regierung beliebt zu machen? Wo konnte er einen andern Mann finden, der ſo viele angenehme Eigenſchaften mit ſo vielen nützlichen vereinigte? — Dionys hatte ſich, wie wir ſchon bemerkt haben, angewöhnt, zwiſchen ſeine Entſchlieſſungen und ihre Ausführung ſo wenig Zeit zu ſetzen als möglich war. Alles was er einmal wollte, das wollte er haſtig und ungeduldig; denn, in ſo fern er ſich ſelbſt überlaſſen blieb, ſah er eine Sache nur von einer Seite an; und dieſes mal entdeckte er ſich niemand als dem Ariſtipp, der nichts vergaß, was ihn in ſeinem Vorhaben beſtärken konnte. Dieſer Philoſoph erhielt alſo den Auftrag, dem Agathon Vorſchläge zu thun. Agathon entſchuldigte ſich mit ſeiner Abneigung vor dem geſchäftigen Leben, und beſtimmte den Tag ſeiner Abreiſe. Dionys wurde dringender. Agathon beſtand auf ſeiner Weigerung, aber mit einer ſo beſcheidenen Art, daß man hoffen konnte, er werde ſich bewegen laſſen. In der That war ſeine Abſicht nur, die Zuneigung eines ſo wenig zuverläſſigen Prinzen zuvor auf die Probe zu ſtellen, eh er ſich in Verbindungen einlaſſen wollte, welche für das Glück anderer und für ſeine eigene Ruhe ſo gute oder ſo ſchlimme Folgen haben konnten.

Endlich, da er Urſache hatte zu glauben, daß die Hochachtung, die er ihm eingeflößt hatte, etwas mehr als ein launiſcher Geſchmack ſey, gab er ſeinem Anhalten nach; aber nicht anders als unter gewiſſen Bedingungen, welche ihm Dionys zugeſtehen mußte. Er erklärte ſich, daß er allein in der Qualität ſeines Freundes an ſeinem Hofe bleiben wollte, ſo lange als ihn Dionys dafür erkennen, und ſeiner Dienſte nöthig zu haben glauben würde; er wollte ſich aber auch nicht feſſeln laſſen, und die Freyheit behalten, ſich zurückzuziehen, ſo bald er ſähe, daß ſein Daſeyn zu nichts nütze ſey. Die einzige Belohnung, welche er ſich befügt halte, für ſeine Dienſte zu verlangen, ſey dieſe: Daß Dionys ſeinen Räthen folgen möchte, ſo lange er werde zeigen können, daß dadurch jedes mal das Beſte der Nation, und die Sicherheit, der Ruhm und die Privat-Glückſeligkeit des Prinzen zugleich

befœdert werde. Endlich bat er ſich noch aus, daß Dionys niemals einige heimliche Eingebungen oder Anklagen gegen ihn annehmen möchte, ohne ihm ſolche offenherzig zu entdecken, und ſeine Verantwortung anzuhœren.

Dionys bedachte ſich um ſo weniger, alle dieſe Bedingungen zu unterſchreiben, da er entſchloſſen war, ihn zu haben, wenn es auch die Hälfte ſeines Reichs koſten ſollte. Agathon bezog alſo die Wohnung, welche man im Pallaſt aufs prächtigſte für ihn ausgeräſtet hatte; Dionys erklærte öffentlich, daß man ſich in allen Sachen an ſeinen Freund Agathon, wie an ihn ſelbſt, wenden könne; die Hœflinge ſtritten in die Wette, wer dem neuen Günſtling ſeine Unterwürfigkeit auf die ſclavenmæſſigſte Art beweiſen könne; und Syracus ſah mit froher Erwartung der Wiederkunft der Saturniſchen Zeiten entgegen.

Wir machen hier eine kleine Pauſe, um dem Leſer Zeit zu laſſen, dasjenige zu überlegen, was er ſich ſelbſt in dieſem Augenblicke für oder wider unſern Helden zu ſagen haben mag. Vermuthlich mag einigen der Eifer mißfällig geweſen ſeyn, womit er aus Haß gegen ſein undankbares Vaterland wider die Republicken überhaupt geſprochen; indeſſen daß vielleicht andere ſein ganzes Betragen, ſeitdem wir ihn an dem Hofe des Kœnigs Dionys ſehen, einer gekünſtelten Klugheit, welche nicht in ſeinem Character ſey, und ihm eine ſchielende Farbe gebe, beſchuldigen werden. Wir haben uns ſchon mehrmalen erklært, daß wir in dieſem Werke die Pflichten eines Geſchichtſchreibers, und nicht eines Apologiſten übernommen haben; indeſſen bleibt uns doch erlaubt, von den Handlungen eines Mannes, deſſen Leben wir zwar nicht für ein Muſter, aber doch für ein lehrreiches Beyſpiel geben, eben ſo frey nach unſerm Geſichtspunct zu urtheilen, als es unſre Leſer aus dem ihrigen thun mœgen. Was alſo den erſten Punct betrift, ſo haben wir bereits erinnert, daß es unbillig ſeyn würde, dasjenige, was Agathon wider die Republicken ſeiner Zeit geſprochen, für eine, von ihm gewiß nicht abgezielte, Beleidigung ſolcher Freyſtaaten anzuſehen, welche (wie er als mœglich erkannt hat) unter dem Einfluß günſtiger Umſtände, durch ihre Lage ſelbſt vor auswärtigem Neid, und vor ausſchweifenden Vergrœſſerungs-Gedanken geſichert, durch weiſe Geſetze, und was noch mehr iſt, durch die Macht der Gewohnheit, in einer glückſeligen Mittelmæſſigkeit fortdauern, und die Gebrechen kaum dem Namen nach kennen, welche Agathon an den Republicken ſeiner Zeit für unheilbar angeſehen. Ob er aber dieſen Letztern zu viel gethan habe, mœgen diejenigen entſcheiden, welche mit den beſondern Umſtänden ihrer Geſchichte bekannt ſind. Hat die Empfindung des Unrechts, welches ihm ſelbſt zu Athen zugefügt worden, etwas Galle in ſeine Critick gemiſcht; ſo erſuchen wir unſre Leſer (nicht dem Agathon zu lieb; denn was kann dieſem durch ihre Meynung von ihm zu- oder abgehen?) ſich an ſeinen Platz zu ſtellen, und ſich alsdann zu fragen, wie werth ihnen ein Vaterland ſeyn würde, welches ihnen ſo mitgeſpielt hätte? Sie mœgen ſich erinnern, daß es insgemein nur auf eine kleine Beleidigung ihrer Eigenliebe ankömmt, um ihre Hochachtung gegen eine Perſon in Verachtung, ihre Liebe in Abſcheu, ihre Lobſprüche in Schmæhreden, ihre guten Dienſte in Verfolgungen zu verwandeln. Wie oft, meine Herren, hat ſich ſchon um einer nichts bedeutenden Urſache willen ihre ganze Denkungsart von Perſonen und Sachen geändert? — Antworten Sie ſich ſelbſt ſo

leiſe als Sie wollen; denn wir verlangen nichts davon zu hœren; und wenn Sie, nach dieſem kleinen Blick in ſich ſelbſt, unſerm Helden nicht vergeben können, daß er ein Vaterland nicht liebte, welches alles Mœgliche gethan hatte, ſich ihm verhaßt zu machen: So müſſen wir zwar die Strenge Ihrer Sittenlehre bewundern; aber — doch geſtehen, daß wir Sie noch mehr bewundern würden, wenn Sie ſo lange, bis Sie gelernt hätten, etwas weniger Parteylichkeit für ſich ſelbſt zu hegen, etwas mehr Nachſicht gegen andre ſich empfohlen ſeyn laſſen wollten.

Überhaupt hat man Urſache zu glauben, daß Agathon geſprochen habe, wie er dachte; und das iſt zu Rechtfertigung ſeiner Redlichkeit genug. Und warum ſollten wir an dieſer zu zweifeln anfangen? Sein ganzes Betragen, während daß er das Herz des Tyrannen in ſeinen Händen hatte, bewies, daß er keine Abſichten hegete, welche ihn genœthigt hätten, ihm gegen ſeine Überzeugung zu ſchmeicheln. Es iſt wahr, er hatte Abſichten, bey allem, was er von dem Augenblicke, da er den Fuß in Dionyſens Palaſt ſetzte, that; ſollte er vielleicht keine gehabt haben? Was können wir nach der äuſſerſten Schärfe mehr fodern, als daß ſeine Abſichten edel und tugendhaft ſeyn ſollen; und ſo waren ſie, wie wir bereits geſehen haben. Es ſcheint alſo nicht, daß man Grund habe, ihm aus der Vorſichtigkeit einen Vorwurf zu machen, womit er, in der neuen und ſchlüpfrigen Situation, worinn er war, alle ſeine Handlungen einrichten mußte, wenn ſie Mittel zu ſeinen Abſichten werden ſollten. Wir geben zu, daß eine Art von Zurückhaltung und Feinheit daraus hervorblickt, welche nicht ganz in ſeinem vorigen Character zu ſeyn ſcheint. Aber das verdient an ſich ſelbſt keinen Tadel. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob dieſe Unveränderlichkeit der Denkungs-Art und Verhaltungs-Regeln, worauf manche ehrliche Leute ſich ſo viel zu gute thun, eine ſo groſſe Tugend iſt, als ſie ſich vielleicht einbilden. Die Eigenliebe ſchmeichelt uns zwar ſehr gerne, daß wir, ſo wie wir ſind, am beſten ſind; aber ſie hat Unrecht, uns ſo zu ſchmeicheln. Es iſt unmœglich, daß, indem alles um uns her ſich verändert, wir allein unveränderlich ſeyn ſollten; und wenn es auch nicht unmœglich wære, ſo wær' es unſchicklich. Andre Zeiten erfordern andre Sitten; andre Umſtände, andre Beſtimmungen und Wendungen unſers Verhaltens. In moraliſchen Romanen finden wir freylich Helden, welche ſich immer in allem gleich bleiben — und darum zu loben; — denn wie ſollte es anders ſeyn, da ſie in ihrem zwanzigſten Jahre Weisheit und Tugend bereits in eben dem Grade der Vollkommenheit beſitzen, den die Socraten und Epaminondas nach vielfachen Verbeſſerungen ihrer ſelbſt kaum im ſechszigſten erreicht haben? Aber im Leben finden wir es anders. Deſto ſchlimmer für die, welche ſich da immer ſelbſt gleich bleiben. — Wir reden nicht von Thoren und Laſterhaften; — die Beſten haben an ihren Ideen, Urtheilen, Empfindungen, ſelbſt an dem, worinn ſie vortrefflich ſind, an ihrem Herzen, an ihrer Tugend, unendlich viel zu verändern. Und die Erfahrung lehrt, daß wir ſelten zu einer neuen Entwicklung unſrer ſelbſt, oder zu einer merklichen Verbeſſerung unſers vorigen innerlichen Zuſtandes gelangen, ohne durch eine Art von *Medium* zu gehen, welches eine falſche Farbe auf uns reflectiert, und unſre wahre Geſtalt eine Zeitlang verdunkelt. Wir haben unſern Helden bereits in verſchiedenen Situationen geſehen; und in jeder, durch den Einfluß der Umſtände, ein wenig anders, als er würklich

ist. Er schien zu Delphi ein bloßer speculativer Enthusiast; und man hat in der Folge gesehen, daß er sehr gut zu handeln wußte. Wir glaubten, nachdem er die schöne Cyane gedemüthigt hatte, daß ihm die Verführungen der Wollust nichts anhaben könnten; und Danae bewies, daß wir uns betrogen hatten; es wird nicht mehr lange anstehen, so wird eine neue vermeynte Danae, welche seine schwache Seite ausfündig gemacht zu haben glauben mag, sich eben so betrogen finden. Er schien nach und nach ein andächtiger Schwärmer, ein Platoniſt, ein Republicaner, ein Held, ein Stoicker, ein Wollüstling; und war keines von allen, ob er gleich in verschiedenen Zeiten durch alle diese Classen gieng, und in jeder eine Nüance von derselben bekam. So wird es vielleicht noch eine Zeitlang gehen. — Aber von seinem Character, von dem was er würklich war, worinn er sich unter allen diesen Gestalten gleich blieb, und was zuletzt, nachdem alles Fremde und Heterogene durch die ganze Folge seiner Umstände davon abgeschieden seyn wird, übrig bleiben mag — davon kann dermalen die Rede noch nicht seyn. Ohne also eben so voreilig über ihn zu urtheilen, wie man gewohnt ist, es im täglichen Leben alle Augenblicke zu thun — wollen wir fortfahren, ihn zu beobachten, die wahren Triebfeder seiner Handlungen, so genau als uns möglich seyn wird, auszuspähen, keine geheime Bewegung seines Herzens, welche uns einigen Aufschluß hierüber geben kann, entwischen lassen, und unser Urtheil über das Ganze seines moralischen Wesens so lange zurückhalten, bis wir es kennen werden.

DIE ABDERITEN.

Vorbericht und Cap. I. nach der ersten, noch eintheiligen Ausgabe Weimar 1774; das Übrige nach der Leipziger von 1796.

VORBERICHT DES VERFASSERS.

Diejenigen, denen etwan daran gelegen seyn möchte, sich der Wahrheit der bey dieser Geschichte zum Grunde liegenden Thatsachen und characteristischen Züge zu vergewissern, können, wofern sie nicht Lust haben, solche in den Quellen selbst, nemlich in den Werken eines Herodots, Diogenes Laertius, Athenæus, Ælians, Plutarchs, Lucians, Palæphatus, Cicero, Horaz, Petron, Juvenal, Valerius, Gellius, Solinus, u. a. aufzusuchen, sich aus den Artikeln *Abdera* und *Demokritus* in dem Baylischen Wörterbuche überzeugen, daß diese Abderiten nicht unter die wahren Geschichten im Geschmacke der Lucianischen gehören. Sowohl die Abderiten als ihr gelehrter Mitbürger Demokritus erscheinen hier in ihrem wahren Lichte; und wiewohl der Verfasser, bey Ausfüllung der Lücken, Aufklärung der dunkeln Stellen, Hebung der würklichen und Vereinigung der scheinbaren Widersprüche, die man in den vorbemeldten Schriftstellern findet, nach unbekannten Nachrichten gearbeitet zu haben scheint: so werden doch scharfsinnige Leser gewahr werden, daß er in allem diesem einem Gewährsmanne gefolget ist, dessen Ansehen alle Æliane und Athenæen zu Boden wiegt, und gegen dessen einzelne Stimme

das Zeugnis einer ganzen Welt, und die Entſcheidung aller Amphictyonen, Areopagiten, Decemvirn, Centumvirn und Ducentumvirn, auch Doctoren, Magiſtern und Baccalaurein, ſamt und ſonders ohne Würkung iſt, nemlich, der Natur ſelbſt.

Sollte man dieſes Werklein als einen, wiewohl geringen Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes anſehen wollen, ſo läßt ſichs der Verfaſſer ſehr wohl gefallen; glaubt aber, daß es dann weder mehr noch weniger ſey, als was alle Geſchichtbücher ſeyn müſſen, wenn ſie nicht mit der ſchœnen Meluſine, und dem kleinen Kœnig Laurin, dem Gezwerg, in Eine Claſſe geſtellt ſeyn wollen.

Sollte aber jemand auf die Gedanken kommen, daß dieſe Abderiten wohl eine Art von Satyre auf kleine Republiken ſeyn könnten: ſo laſſen wir ihm unverhalten, daß es wenigſtens des Verfaſſers Meynung nicht geweſen, eine Satyre zu ſchreiben; es wære dann, daß man dieſem Wort eine Bedeutung geben wollte, vermœge welcher jede Geſchichte zur Satyre würde. Weſſen Schuld iſt es, wenn die Abderiten lächerlich ſind? Gewiß des Autors nicht; denn es hieng nicht von ihm ab, zu machen, daß die Abderiten keine Abderiten ſeyn ſollten; und wer deßwegen über ihn grißgramen wollte, würde mit gleichem Recht über einen Mahler zürnen, der den Homeriſchen Therſites häßlich gemahlt hätte. Ein Mahler kann Ideale, Bildniſſe, oder Grotesken machen, je nachdem es ihm gefällt; aber Ideale und Grotesken ſind keine Bildniſſe; und wenn es ſich zutrift, daß ſie jemanden ähnlich ſehen, ſo hat vermuthlich Natur oder Zufall die Schuld daran. Es iſt ſchwer, ſich in Gedanken zu einem Grade von Schœnheit zu erheben, der das ſchœnſte in der Natur merklich übertreffe; aber vielleicht ganz unmœglich, eine Karrikatur zu erfinden, die keinem Geſchöpfe Gottes ähnlich ſehe.

I.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien, verliert ſich in die fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns ſehr gleichgültig ſeyn, ob ſie ihren Namen von Abdera, einer Schweſter des berüchtigten Diomedes, Kœnigs der Biſtoniſchen Thrazier — der ein ſo großer Liebhaber von Pferden war, und deren ſo viel hielt, daß er und ſein Land endlich von ſeinen Pferden aufgefreſſen wurde — oder von Abderus, einem Stallmeiſter dieſes Kœnigs, oder von Abderus, dem Liebling des Herkules, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhundert nach ihrer erſten Gründung, vor Alter wieder zuſammen gefallen, als Timeſius von Klazomene, um die Zeit der ein und dreyßigſten Olympiade, unternahm, ſie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarſchaft aufkommen laſſen wollten, lieſſen ihm nicht Zeit, die Früchte ſeiner Arbeit zu genieſſen; Sie trieben ihn wieder fort, und Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis, ungefehr um das Ende der Olympiade 59, die Einwohner der Joniſchen Stadt Teos — weil ſie keine Luſt hatten ſich dem Eroberer Cyrus zu unterwerfen — zu Schiffe giengen, nach Thrazien ſegelten, und da ſie, in einer der fruchtbarſten Gegenden deſſelben, dieſes Abdera ſchon gebauet fanden, ſich deſſen als einer verlaſſenen und niemanden zugehœrigen Sache bemächtigten, auch ſich darinnen gegen die Thraziſchen Barbaren ſo gut behaupteten, daß ſie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hieſſen, und einen kleinen Freyſtaat ausmachten, der (wie die meiſten griechiſchen Städte) ein zweydeutig Mittelding

von Demokratie und Ariſtokratie war, und regiert wurde, — wie kleine Republiken von jeher regiert worden ſind.

»Wozu (rufen unſre Leſer) dieſe nichtsbedeutende Deduction des Urſprungs und der Schickſale des Städtchens Abdera in Thrazien? Was kümmert uns Abdera? Was liegt uns daran, zu wiſſen, oder nicht zu wiſſen, wann, wie, wo, warum, von wem, und zu was Ende eine Stadt, welche längſt nicht mehr in der Welt iſt, erbaut worden ſeyn mag?«

Geduld, günſtige Leſer! Geduld, bis wir, eh ich weiter fort erzähle, über unſre Bedingungen einig ſind. Verhüte der Himmel, daß man euch zumuthen ſollte, die Abderiten zu leſen, wenn ihr gerade was nœthigeres zu thun, oder was beſſeres zu leſen habt! — »Ich muß auf eine Predigt ſtudi»ren — Ich habe Kranke zu beſuchen. — »Ich hab' ein Gutachten, einen Beſcheid, eine »Leuterung, einen unterthænigſten Bericht zu »machen. — Ich muß recenſiren. — Mir feh»len noch ſechzehn Bogen an den vier Alpha»beten, die ich meinem Verleger binnen acht »Tagen liefern muß. — Ich hab' ein Joch »Ochſen gekauft. — Ich hab' ein Weib ge»nommen« — In Gottes Nahmen! Studiert, beſucht, referirt, recenſirt, überſetzt, kauft und freyet! — Beſchäftigte Leſer ſind ſelten gute Leſer. Bald gefällt ihnen alles, bald nichts; bald verſtehen ſie uns halb, bald gar nicht, bald (was das ſchlimmſte iſt) unrecht. Wer mit Vergnügen, mit Nutzen leſen will, muß gerade ſonſt nichts anders zu thun noch zu denken haben. Und wenn ihr euch in dieſem Falle befindet, warum ſolltet ihr nicht zwo oder drey Minuten daran wenden wollen, etwas zu wiſſen, was einem Salmaſius, einem Barnes, einem Bayle, — und, um aufrichtig zu ſeyn, mir ſelbſt, weil mir nicht zu rechter Zeit einfiel, den Artikel Abdera im Bayle nachzuſchlagen — eben ſo viele Stunden gekoſtet hat? Würdet ihr mir doch geduldig zugehœrt haben, wenn ich euch die Hiſtorie vom Kœnig in Bœhmenland, der ſieben Schlöſſer hatte, oder die Geſchichte der drey Calender zu erzählen angefangen hätte.

Die Abderiten alſo, hätten (dem zu folge, was wir bereits von ihnen —

»Ohne Unterbrechung, wer waren doch die drey Calender, von denen eben izt die Rede war?«

Verzeihen Sie mir, Madame, — die Rede war von keinen Calendern; von den Abderiten ſprachen wir. Aber wenn es ihnen nun juſt gemüthlich ſeyn ſollte, Geſchichten von Calendern (welche im Vorbeygehen geſagt, mit Calendergeſchichten nicht verwechſelt werden müſſen:) zu leſen, ſo werden Sie in Tauſend und einer Nacht, Tauſend und einem Tag, und Tauſend und einer Viertelſtunde, deren ſehr viele finden. Freylich kann ich Ihnen nicht verſprechen, daß ſie durchgehends ſo angenehm, ſo erbaulich, ſo natürlich und ſo wunderbar, als die Geſchichte der drey Calender, die ich *in petto* behalte, ſeyn werden; aber, wie wollen Sie auch, daß man Ihnen alles erzählen ſollte, was man erzählen könnte? oder wie kann man wenigſtens alles auf einmal erzählen?

Die Abderiten alſo, hätten (dem zufolge, was bereits von ihnen gemeldet worden iſt,) ein ſo feines, lebhaftes, witziges und kluges Völkchen ſeyn ſollen, als jemals eines unter der Sonne gelebt hat. — »Und warum dies?«

(Dieſe Frage wird uns nicht von den Gelehrten unter unſern Leſern gemacht. Aber, wer wollte auch Bücher ſchreiben, wenn alle Leſer ſo gelehrt wæren, als der Autor? Die Frage: Warum dies? iſt allemal eine ſehr vernünftige Frage. Sie verdient, wo die Rede von menſchlichen Dingen iſt, allemal eine

Antwort; und wehe dem, der verlegen oder beſchämt, oder ungehalten wird, wenn er ſich auf warum dies vernehmen laſſen ſoll. Wir unſers Orts würden die Antwort ungefodert gegeben haben, wenn die Leſer nicht ſo haſtig geweſen wären. Hier iſt ſie!

Teos war eine Athenienſiſche Colonie, von den zwölfen oder dreyzehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kodrus Sohns, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athenienſer waren von jeher ein munteres und geiſtreiches Volk, und ſind es noch, wie man ſagt. Athenienſer, nach Jonien verſetzt, gewannen, unter dem ſchönen Himmel, der dieſes von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder-Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebürge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Joniſchen Griechen die Günſtlinge der Muſen. Homerus ſelbſt war, der größten Wahrſcheinlichkeit nach, ein Jonier. Die Erotiſchen Geſänge, die Mileſiſchen Fabeln (die Vorbilder unſrer Novellen und Romanen) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcæus, die glühende Sappho, Anakreon, der Sänger — Aſpaſia, die Lehrerin — Apelles, der Mahler, — der Grazien waren aus Jonien; Anakreon ſogar ein geborner Tejer. Dieſer lezte mochte etwan ein Jüngling von achtzehn Jahren ſeyn, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat,) als ſeine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweiſe, daß er ſeine den Liebesgöttern geweyhte Leyer nicht zurück gelaſſen, ſang er dort das Lied an ein thraziſches Mædchen, (in Barnefens Ausgabe das Ein und ſechzigſte,) worinn ein gewiſſer wilder Thraziſcher Ton mit der Joniſchen Grazie, die ſeinen Liedern eigen iſt, auf eine ganz beſondere Art abſticht.

Wer ſollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem erſten Urſprung Athenienſer — ſo lange Zeit in Jonien einheimiſch — Mitbürger eines Anakreons — ſollten auch in Thrazien den Charakter eines geiſtreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Urſache davon geweſen ſeyn mag,) das Gegentheil iſt auſſer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, ſo ſchlugen ſie aus der Art. Nicht daß ſie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verlohren, und ſich in Schöpſe verwandelt hätten, wie Juvenal ſie beſchuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; und ihre Einbildung gewann einen ſo groſſen Vorſprung über ihre Vernunft, daß es dieſer niemals wieder möglich war, ſie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen; aber ſelten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo ſie angebracht wurden, oder kamen erſt, wenn die Gelegenheit vorbey war. Sie ſprachen viel, aber immer ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, was ſie ſagen wollten, oder wie ſie es ſagen wollten. Die natürliche Folge hievon war, daß ſie ſelten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu ſagen. Zum Unglück erſtreckte ſich dieſe ſchlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich ſchloſſen ſie den Keficht erſt, wenn der Vogel entflogen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbeſonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht beſſer gieng, wenn ſie ſich beſannen. Machten ſie (welches ziemlich oft begegnete,) irgend einen ſehr dummen Streich, ſo kam es immer daher, weil ſie es gar zu gut machen wollten; und wenn ſie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Weſens recht lange und ernſtliche Berathſchlagungen hielten, ſo konnte man ſicher darauf rechnen, daß ſie unter allen möglichen Entſchlieſſungen die ſchlechteſte ergreifen würden. Sie wurden endlich zum Sprüchwort unter den Griechen. Ein Abderitiſcher Einfall, ein Abderiten-Stückchen war bey dieſen

ungefehr, was bey uns ein Schildbürger-, oder bey den Helvetiern ein Lalleburger-Streich iſt. Zum Exempel: Es fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen ſchœnen Brunnen haben müſſe. Er ſollte in die Mitte ihres groſſen Marktplatzes geſetzt werden, und zu Beſtreitung der Koſten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie lieſſen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorſtellte. Die Seepferde und Delphinen ſollten eine Menge Waſſers aus ihren Naſen hervorſpritzen. Aber wie alles fertig ſtund, fand ſich, daß kaum Waſſer genug da war, um die Naſe eines einzigen Delphins zu befeuchten; und als man das Werk ſpielen lies, ſah es nicht anders aus, als ob alle dieſe Seepferde und Delphinen den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, lieſſen ſie alſo die ganze Gruppe in ihr Zeughaus bringen; und ſo oft man ſolche einem Fremden wies, bedauerte der Aufſeher des Zeughauſes ſehr ernſthaft im Namen der lœbl. Stadt Abdera, daß ein ſo herrliches Kunſtwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müſſe.

Ein andermal erhandelten ſie eine ſehr ſchœne Venus von Elfenbein, die man unter die Meiſterſtücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefehr fünf Fuß hoch, und ſollte auf einen Altar der Liebesgöttin geſtellt werden. Als ſie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schœnheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben ſich für feine Kenner und ſchwärmeriſche Liebhaber der Künſte aus. Sie iſt zu ſchœn, riefen ſie einhellig, um an einem niedrigen Platz zu ſtehen. Ein Meiſterſtück, das der Stadt ſo viel Ehre macht, und ſo viel gekoſtet hat, kann nicht zu hoch aufgeſtellt werden; ſie muß das Erſte ſeyn, was den Fremden beym Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Dieſem glücklichen Gedanken zufolge ſtellten ſie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmœglich war, zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Wäſchernymphe vorſtellen ſollte, ſo nœthigten ſie doch alle Fremden, zu geſtehen, daß man nichts vollkommners ſehen könne.

Uns dünkt, dieſe Beyſpiele beweiſen ſchon mehr als zu viel, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man ſie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln ſehr, ob ſich ein Zug denken læßt, der ihren Charakter ſtärker zeichnen könnte als dieſer: daß ſie, (nach dem Zeugnis des Juſtinus) die Fröſche in und um ihre Stadt dergeſtalt überhand nehmen lieſſen, daß ſie ſelbſt endlich genœthiget waren, ihren quœkenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, ſich unter dem Schutze des Kœnigs Kaſſander an einen dritten Ort zu begeben. Dies Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiſer Mann, der ſich unter ihnen befand, ſagte ihnen lange zuvor, daß es endlich ſo kommen würde. Der Fehler lag in der That blos an den Mitteln, wodurch ſie dem Übel ſteuern wollten; wiewohl ſie nie dazu gebracht werden konnten, dies einzuſehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen ſollen, war, daß ſie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankamen, und ihnen alle ihre Fröſche ſo rein wegputzten, daß eine Meile rings um Abdera nicht einer übrig blieb, der dem wiederkommenden Frühling *Βρεκεκεξ κοαξ κοαξ* entgegen geſungen hätte.

VIERTES BUCH. XIII. KAPITEL.

REDE DES SYKOFANTEN FYSIGNATUS.

«Edle, Ehrenfeſte und Weiſe, Großmœgende Vierhundertmänner!

«Wenn jemahls ein Tag war, an welchem ſich die Vortrefflichkeit der Verfaſſung unſrer Republik in ihrem gröſsten Glanz enthüllt hat, und wenn jemahls ich mit dem Gefühl, was es iſt ein Bürger von Abdera zu ſeyn, unter euch aufgetreten bin: ſo iſt es an dieſem groſsen Tage, da vor dieſes ehrwürdige hœchſte Gericht, vor dieſe erwartungsvolle und theilnehmende Menge des Volks, vor dieſen anſehnlichen Zuſammenfluſs von Fremden, die der Ruf eines ſo außerordentlichen Schauſpiels ſchaarenweiſe herbeygezogen hat, ein Rechtshandel zur Entſcheidung gebracht werden ſoll, der in einem minder freyen, minder wohl eingerichteten Staate, der ſelbſt in einem Theben, Athen oder Sparta, nicht für wichtig genug gehalten worden wære, die ſtolzen Verwalter des gemeinen Weſens nur einen Augenblick zu beſchäftigen. Edles, preiswürdiges, dreymahl glückliches Abdera! Du allein genieſseſt unter dem Schutz einer Geſetzgebung, der auch die geringſten, auch die zweifelhafteſten und ſpitzfündigſten Rechte und Anſprüche der Bürger heilig ſind, du allein genieſseſt das Weſen einer Sicherheit und Freyheit, wovon andere Republiken (was auch ſonſt die Vorzüge ſeyn mœgen, womit ſich ihre patriotiſche Eitelkeit brüſtet) nur den Schatten zum Antheil haben.

«Oder, ſaget mir, in welcher andern Republik würde ein Rechtshandel zwiſchen einem gemeinen Bürger und einem der geringſten aus dem Volke, ein Handel, der dem erſten Anblick nach kaum zwey oder drey Drachmen beträgt, über einen Gegenſtand, der ſo unbedeutend ſcheint, daſs die Geſetze ihn bey Benennung der Dinge, welche ins Eigenthum kommen können, gänzlich vergeſſen haben, ein Handel über etwas, dem ein ſubtiler Dialektiker ſogar den Nahmen eines Dinges ſtreitig machen könnte, — mit Einem Wort, ein Streit über den Schatten eines Eſels — ſaget mir, in welcher andern Republik würde ein ſolcher Rechtshandel zum Gegenſtand der allgemeinen Theilnehmung, zur Sache eines jeden, und alſo, wenn ich ſo ſagen darf, gleichſam zur Sache des ganzen Staats geworden ſeyn? In welcher andern Republik ſind die Geſetze des Eigenthums ſo ſcharf beſtimmt, die gegenſeitigen Rechte der Bürger vor aller Willkühr der obrigkeitlichen Perſonen ſo ſicher geſtellt, die geringfügigſten Anſprüche oder Forderungen ſelbſt des ärmſten, in den Augen der Obrigkeit ſo wichtig und hoch angeſehen, daſs das hœchſte Gericht der Republik ſelbſt es nicht unter ſeiner Würde hält, ſich feierlich zu verſammeln, um über das zweifelhaft ſcheinende Recht an einen Eſelsſchatten zu erkennen?

«Wehe dem Manne, der bey dieſem Worte die Naſe rümpfen, und, aus albernen kindiſchen Begriffen von dem was groſs oder klein iſt, mit unverſtändigem Hohnlächeln anſehen könnte, was die hœchſte Ehre unſrer Juſtizverfaſſung, der Ruhm unſrer Obrigkeit, der Triumf des ganzen abderitiſchen Weſens und eines jeden guten Bürgers iſt! Wehe dem Manne, ich wiederhohl' es zum zweyten- und drittenmahl, der keinen Sinn hätte, dieſs zu fühlen! Und Heil der Republik, in welcher, ſobald es auf die Gerechtſame der Bürger, auf einen Zweifel über Mein und Dein, die Grundfeſte aller bürgerlichen Sicherheit, ankommt, auch ein Eſelsſchatten keine Kleinigkeit iſt!

«Aber, indem ich ſolchergeſtalt auf der einen Seite mit aller Wärme eines Patrioten, allem gerechten Stolz eines ächten Abderiten, fühle und erkenne, welch ein glorreiches Zeugniſs von der vortrefflichen Ver-

faſſung unſrer Republik ſowohl, als von der unparteyiſchen Feſtigkeit und nichts überſehenden Sorgfalt, womit unſre ruhmwürdigſt regierende Obrigkeit die Wage der Gerechtigkeit handhabet, dieſer vorliegende Handel bey der ſpäteſten Nachkommenſchaft ablegen wird: wie ſehr muß ich auf der andern Seite die Abnahme jener treuherzigen Einfalt unſrer Vorältern, das Verſchwinden jener mitbürgerlichen und freundnachbarlichen Sinnesart, jener gegenſeitigen Dienſtbefliſſenheit, jener freywilligen Geneigtheit, aus Liebe und Freundſchaft, aus gutem Herzen, oder wenigſtens um des Friedens willen, etwas von unſerm vermeinten ſtrengen Rechte fahren zu laſſen, — wie ſehr, mit Einem Worte, muß ich den Verfall der guten alten Abderitiſchen Sitten beklagen, der die wahre und einzige Quelle des unwürdigen, ſchamvollen Rechtshandels iſt, in welchem wir heute befangen ſind! — Wie werd' ichs ohne glühende Schamröthe heraus ſagen können? — O du einſt ſo berühmte Biederherzigkeit unſrer guten Alten, iſt es dahin mit dir gekommen, daß Abderitiſche Bürger — ſie, die bey jeder Gelegenheit, aus vaterländiſcher Treue und nachbarlicher Freundſchaft, bereit ſeyn ſollten das Herz im Leibe mit einander zu theilen — ſo eigennützig, ſo karg, ſo unfreundlich, was ſag' ich, ſo unmenſchlich ſind, einander ſogar den Schatten eines Eſels zu verſagen?

»Doch — verzeiht mir, werthe Mitbürger! ich irrte mich in dem Worte — verzeiht mir eine unvorſetzliche Beleidigung! Derjenige, der einer ſo niedrigen, ſo rohen und barbariſchen Denkart fähig war, iſt keiner unſrer Mitbürger. Es iſt ein bloß geduldeter Einwohner unſrer Stadt, ein bloßer Schutzverwandter des Jafontempels, ein Menſch aus den dickſten Hefen des Pöbels, ein Menſch, von deſſen Geburt, Erziehung und Lebensart nichts beſſers zu erwarten war, mit Einem Wort, ein Eſeltreiber — der, außer dem gleichen Boden und der gemeinſamen Luft, die er athmet, nichts mit uns gemein hat, als was uns auch mit den wildeſten Völkern der Hyperboreiſchen Wüſten gemein iſt. Seine Schande klebt an ihm allein; uns kann ſie nicht beſudeln. Ein Abderitiſcher Bürger, ich unterſtehe michs zu ſagen, hätte ſich keiner ſolchen Unthat ſchuldig machen können.

»Aber — nenn' ich ſie vielleicht mit einem zu ſtrengen Nahmen, dieſe That? — Stellet euch, ich bitte, an den Platz eures guten Mitbürgers Struthion, und — fühlet!

»Er reiſet in ſeinen Geſchäften, in Geſchäften ſeiner edeln Kunſt, die es bloß mit Verminderung der Leiden ſeiner Nebenmenſchen zu thun hat, von Abdera nach Gerania. Der Tag iſt einer der ſchwälſten Sommertage. Die ſtrengſte Sonnenhitze ſcheint den ganzen Horizont in den hohlen Bauch eines glühenden Backofens verwandelt zu haben. Kein Wölkchen, das ihre ſengenden Strahlen dämpfe! Kein wehendes Lüftchen, den verlechzten Wandrer anzufriſchen! Die Sonne flammt über ſeiner Scheitel, ſaugt das Blut aus ſeinen Adern, das Mark aus ſeinen Knochen. Lechzend, die dürre Zung' am Gaumen, mit trüben, von Hitze und Glanz erblindenden Augen, ſieht er ſich nach einem Schattenplatz, nach irgend einem einzelnen mitleidigen Baum um, unter deſſen Schirm er ſich erholen, er einen Mund voll friſcherer Luft einathmen, einen Augenblick vor den glühenden Pfeilen des unerbittlichen Apollo ſicher ſeyn könnte.

»Umſonſt! Ihr kennet alle die Gegend von Abdera nach Gerania. Zwey Stunden lang, zur Schande des ganzen Thracien ſey es geſagt! kein Baum, keine Staude, die das Auge des Wandrers in dieſer abſcheulichen Fläche von magern Brach- und Kornfeldern erfriſchen, oder ihm gegen die mittägliche Sonne Zuflucht geben könnte!

»Der arme Struthion ſank endlich von ſeinem Thier herab. Die Natur vermocht' es nicht länger auszudauern. Er ließ den Eſel halten, und ſetzte ſich in ſeinen Schatten. — Schwaches, armſeliges Erholungsmittel! Aber ſo wenig es war, war es doch etwas!

»Und welch ein Ungeheuer mußte der Gefühlloſe, der Felſenherzige ſeyn, der ſeinem leidenden Nebenmenſchen, in ſolchen Umſtänden, den Schatten eines Eſels verſagen konnte? Wær' es glaublich, daß es einen ſolchen Menſchen gebe, wenn wir ihn nicht mit eignen Augen vor uns ſæhen? — Aber hier ſteht er, und, was beynahe noch ärger, noch unglaublicher als die That ſelbſt iſt — er bekennt ſich von freyen Stücken dazu, ſcheint ſich ſeiner Schande noch zu rühmen; und, damit er keinem ſeines gleichen, der künftig noch geboren werden mag, eine Mœglichkeit, ihm an ſchamloſer Frechheit gleich zu kommen, übrig laſſe, treibt er ſie ſo weit, nachdem er ſchon von dem ehrwürdigen Stadtgericht in erſter Inſtanz verurtheilet worden, ſogar vor der Majeſtæt dieſes hœchſten Gerichtshofes der Vierhundertmänner zu behaupten, daß er Recht daran gethan habe. — »Ich verſagte ihm den Eſelsſchatten nicht, ſpricht er, wiewohl ich nach dem ſtrengen Recht nicht ſchuldig war ihn darin ſitzen zu laſſen; ich verlangte nur eine billige Erkenntlichkeit dafür, daß ich ihm zu dem Eſel, den ich ihm vermiethet hatte, nun auch den Schatten des Eſels überlaſſen ſollte, den ich nicht vermiethet hatte.' Elende, ſchändliche Ausflucht! Was würden wir von dem Manne denken, der einem halb verſchmachteten Wandrer verwehren wollte, ſich unentgeldlich in den Schatten ſeines Baumes zu ſetzen? Oder wie würden wir denjenigen nennen, der einem vor Durſt ſterbenden Fremdling nicht geſtatten wollte, ſich aus dem Waſſer zu laben, das auf ſeinem Grund und Boden flöſſe?

»Erinnert euch, o ihr Männer von Abdera, daß dieß allein, und kein andres, das Verbrechen jener lyciſchen Bauern war, die der Vater der Götter und der Menſchen, zur Rache wegen einer gleichartigen Unmenſchlichkeit, welche dieſe Elenden an ſeiner geliebten Latona und ihren Kindern ausübten — zum ſchrecklichen Beyſpiel aller Folgezeiten, in Fröſche verwandelte. Ein furchtbares Wunder, deſſen Wahrheit und Andenken mitten unter uns in dem heiligen Hain und Teich der Latona, der ehrwürdigen Schutzgöttin unſrer Stadt, lebendig erhalten, verewigt, und gleichſam tæglich erneuert wird! Und du, Anthrax, du, ein Einwohner der Stadt, in welcher dieſes furchtbare Denkmahl des Zorns der Götter über verweigerte Menſchlichkeit ein Gegenſtand des öffentlichen Glaubens und Gottesdienſtes iſt, du ſcheuteſt dich nicht, ihre Rache durch ein ähnliches Verbrechen auf dich zu ziehen?

»Aber, du trotzeſt auf dein Eigenthumsrecht. — »Wer ſich ſeines Rechts bedient, ſprichſt du, der thut niemand Unrecht. Ich bin einem andern nicht mehr ſchuldig, als er um mich verdient. Wenn der Eſel mein Eigenthum iſt, ſo iſt es auch ſein Schatten.'

»Sagſt du das? Und glaubſt du, oder glaubt der ſcharfſinnige und beredte Sachwalter, in deſſen Hände du die ſchlimmſte Sache, die jemahls vor ein Götter- oder Menſchengericht gekommen, geſtellt haſt, glaubt er, mit aller Zauberey ſeiner Beredſamkeit, oder mit allem Spinnengewebe ſofiſtiſcher Trugſchlüſſe unſern Verſtand dergeſtalt zu überwältigen und zu umſpinnen, daß wir uns überreden laſſen ſollten, einen Schatten für etwas wirkliches, geſchweige für etwas an welches jemand ein direktes und ausſchließendes Recht haben könne, zu halten?

»Ich würde, großmœgende Herren, eure Geduld mißbrauchen, und eure Weisheit beleidigen, wenn ich alle Gründe hier wieder-

hohlen wollte, womit ich bereits in der erſten Inſtanz, aktenkundiger Maßen, die Nichtigkeit der gegneriſchen Scheingründe dargethan habe. Ich begnüge mich für jezt, nach Erforderniß der Nothdurft, nur dieß Wenige davon zu ſagen. Ein Schatten kann, genau zu reden, nicht unter die wirklichen Dinge gerechnet werden. Denn das, was ihn zum Schatten macht, iſt nichts wirkliches und poſitives, ſondern gerade das Gegentheil; nehmlich, die Entziehung desjenigen Lichtes, welches auf den übrigen, den Schatten umgebenden Dingen liegt. In vorliegendem Fall iſt die ſchiefe Stellung der Sonne und die Undurchſichtigkeit des Eſels (eine Eigenſchaft, die ihm nicht, in ſo fern er ein Eſel, ſondern in ſo fern er ein dichter und dunkler Körper iſt, anklebt) die einzige wahre Urſache des Schattens, den der Eſel zu werfen ſcheint, und den jeder andre Körper an ſeinem Platze werfen würde; denn die Figur des Schattens thut hier nichts zur Sache. Mein Klient hat ſich alſo, genau zu reden, nicht in den Schatten eines Eſels, ſondern in den Schatten eines Körpers geſetzt; und der Umſtand, daß dieſer Körper ein Eſel, und der Eſel ein Hausgenoſſe eines gewiſſen Anthrax aus dem Jaſontempel zu Abdera war, ging ihn eben ſo wenig an, als er zur Sache gehörte. Denn, wie geſagt, nicht die Eſelheit, (wenn ich ſo ſagen darf) ſondern die Körperlichkeit und Undurchſichtigkeit des mehr beſagten Eſels iſt der Grund des Schattens, den er zu werfen ſcheint.

»Allein, wenn wir auch zum Überfluß zugeben, daß der Schatten unter die Dinge gehöre: ſo iſt aus unzähligen Beyſpielen klar und weltbekannt, daß er zu den gemeinen Dingen zu rechnen iſt, an welche ein jeder ſo viel Recht hat, als der andre, und an die ſich derjenige das nächſte Recht erwirbt, der ſie zuerſt in Beſitz nimmt.

»Doch, ich will noch mehr thun; ich will ſogar zugeben, daß des Eſels Schatten ein Zubehör des Eſels ſey, ſo gut als es ſeine Ohren ſind: was gewinnt der Gegentheil dadurch? Struthion hatte den Eſel gemiethet, folglich auch ſeinen Schatten. Denn es verſteht ſich bey jedem Miethkontrakt, daß der Vermiether dem Abmiether die Sache, wovon die Rede iſt, mit allem ihrem Zubehör und mit allen ihren Nießbarkeiten zum Gebrauch überläßt. Mit welchem Schatten eines Rechts konnte Anthrax alſo begehren, daß ihm Struthion den Schatten des Eſels noch beſonders bezahle? Das Dilemma iſt außer aller Widerrede: Entweder iſt der Schatten des Eſels ein Zubehör des Eſels, oder nicht. Iſt er es nicht: ſo hat Struthion und jeder andre eben ſo viel Recht daran als Anthrax. Iſt er es aber, ſo hatte Anthrax, indem er den Eſel vermiethete, auch den Schatten vermiethet; und ſeine Forderung iſt eben ſo ungereimt, als wenn mir einer ſeine Leyer verkauft hätte, und verlangte dann, wenn ich darauf ſpielen wollte, daß ich ihn auch noch für ihren Klang bezahlen müßte.

»Doch wozu ſo viele Gründe in einer Sache, die dem allgemeinen Menſchenſinn ſo klar iſt, daß man ſie nur zu hören braucht, um zu ſehen, auf welcher Seite das Recht iſt? Was iſt ein Eſelsſchatten? Welche Unverſchämtheit von dieſem Anthrax, wofern er kein Recht an ihn hat, ſich deſſen anzumaßen, um Wucher damit zu treiben? Und wofern der Schatten wirklich ſein war: welche Niederträchtigkeit, ein ſo weniges, das Wenigſte was ſich nennen oder denken läßt, etwas in tauſend andern Fällen gänzlich Unbrauchbares, einem Menſchen, einem Nachbar und Freunde, in dem einzigen Falle zu verſagen, wo es ihm unentbehrlich iſt!

»Laſſet, Edle und Großmögende Vierhundertmänner, laſſet nicht von Abdera geſagt

werden, daß ein solcher Muthwille, ein solcher Frevel, vor einem Gerichte, vor welchem (wie vor jenem berühmten Areopagus zu Athen) Götter selbst nicht errœthen würden, ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen, Schutz gefunden habe! Die Abweisung des Klægers mit seiner unstatthaften, ungerechten und lächerlichen Klage und Appellazion, die Verurtheilung desselben in alle Kosten und Schæden, die er dem unschuldigen Beklagten durch sein unbefugtes Betragen in dieser Sache verursacht hat, ist jetzt das wenigste, was ich im Nahmen meines Klienten fordern kann. Auch Genugthuung, und wahrlich eine ungeheure Genugthuung, wenn sie mit der Grœße seines Frevels im Ebenmaße stehen soll, ist der unbefugte Klæger schuldig! Genugthuung dem Beklagten, dessen häusliche Ruhe, Geschäfte, Ehre und Leumund von ihm und seinen Beschützern während des Laufs dieses Handels auf unzählige Art gestœrt und angegriffen worden! Genugthuung dem ehrwürdigen Stadtgerichte, von dessen gerechtem Spruch er, ohne Grund, an dieses hohe Tribunal appelliert hat! Genugthuung diesem hœchsten Gerichte selbst, welches er mit einem so nichtswürdigen Handel muthwilliger Weise zu behelligen sich unterstanden! Genugthuung endlich der ganzen Stadt und Republik Abdera, die er bey dieser Gelegenheit in Unruhe, Zwiespalt und Gefahr gesetzt hat!

»Fordre ich zu viel, Großmœgende Herren? fordre ich etwas unbilliges? Sehet hier das ganze Abdera, das sich unzählbar an die Stufen dieser hohen Gerichtsstätte drängt, und im Nahmen eines verdienstvollen, schwer gekränkten Mitbürgers, ja im Nahmen der Republik selbst, Genugthuung erwartet, Genugthuung fordert. Bindet die Ehrfurcht ihre Zungen, so funkelt sie doch aus jedem Auge, diese gerechte, diese nicht zu verweigernde Forderung! Das Vertrauen der Bürger, die Sicherheit ihrer Gerechtsame, die Wiederherstellung unsrer innerlichen und öffentlichen Ruhe, die Begründung derselben auf die Zukunft, mit Einem Worte, die Wohlfahrt unsers ganzen Staats, hängt von dem Ausspruch ab den ihr thun werdet, hängt von Erfüllung einer gerechten und allgemeinen Erwartung ab. Und wenn in den ersten Zeiten der Welt ein Esel das Verdienst hatte, die schlummernden Götter bey dem nächtlichen Überfall der Titanen mit seinem Geschrey zu wecken, und dadurch den Olympus selbst vor Verwüstung und Untergang zu retten: so mœge jetzt der Schatten eines Esels die Gelegenheit, und der heutige Tag die glückliche Epoke seyn, in welcher diese uralte Stadt und Republik nach so vielen und gefahrvollen Erschütterungen wieder beruhiget, das Band zwischen Obrigkeit und Bürgern wieder fest zusammen gezogen, alle vergangne Mißhelligkeiten in den Abgrund der Vergessenheit versenkt, durch gerechte Verurtheilung eines einzigen frevelhaften Eseltreibers der ganze Staat gerettet, und dessen blühender Wohlstand auf ewige Zeiten sicher gestellt werde!«

XIV. KAPITEL.

ANTWORT DES SYKOFANTEN POLYPONUS.

»Großmœgende Vierhundertmänner!

»Wahrheit und Licht haben das vor allen andern Dingen in der Welt voraus, daß sie keiner fremden Hülfe bedürfen um gesehen zu werden. Ich überlasse meinem Gegenpart willig alle Vortheile, die er von seinen Rednerkünsten zu ziehen vermeint hat. Dem, der Unrecht hat, kommt es zu, durch Figuren und Wendungen und Fechterstreiche und das ganze Gaukelspiel der Schulrhetorik Kindern und Narren einen Dunst vor die Augen zu machen. Gescheidte Leute lassen sich nicht dadurch blenden. Ich will nicht untersuchen,

wie viel Ehre und Nachruhm die Republik Abdera bey diesem Handel über einen Esels-schatten gewinnen wird. Ich will die Richter weder durch grobe Schmeicheleyen zu bestechen, noch durch versteckte Drohungen zu schrecken suchen. Noch viel weniger will ich dem Volke durch aufwiegelnde Reden das Signal zum Lärmen und Aufruhr geben. Ich weiß, warum ich da bin und zu wem ich rede. Kurz, ich werde mich begnügen zu beweisen, daß der Eseltreiber Anthrax Recht, oder, um mich genauer und billiger auszudrücken als von einem Sachwalter gefordert werden könnte, weniger Unrecht hat, als sein unbefugter Widersacher. Der Richter wird alsdann schon wissen was seines Amtes ist, ohne daß ich ihn daran zu erinnern brauche."

«Großmœgende Herren, ich stehe hier nicht als Sachwalter des Eseltreibers Anthrax, sondern als Bevollmächtigter des Jasontempels, und von wegen des erlauchten und hochwürdigen Agathyrsus, zeitigen Erzpriesters und Obervorstehers desselben, Hüters des wahren goldnen Vließes, obersten Gerichtsherrn über alle dessen Stiftungen, Güter, Gerichte und Gebiete, und Oberhaupts des hochedeln Geschlechts der Jasoniden, um im Nahmen Jasons und seines Tempels von euch zu begehren, daß dem Eseltreiber Anthrax Genugthuung geschehe, weil er im Grunde doch am meisten Recht hat; und daß ers habe, hoffe ich, trotz allen den Kniffen, die mein Gegner von seinem Meister Gorgias gelernt zu haben sich rühmt, so klar und laut zu beweisen, daß es die Blinden sehen und die Tauben hœren sollen. Also, ohne weitere Vorrede, zur Sache!

«Anthrax vermiethete dem Zahnarzte Struthion seinen Esel auf einen Tag; nicht zu selbstbeliebigem Gebrauch, sondern um ihn, den Zahnarzt mit seinem Mantelsack, halben Weges nach Gerania zu tragen, welches, wie jedermann weiß, acht starke Meilen von hier entfernt liegt.

«Bey der Vermiethung des Esels dachte natürlicher Weise keiner von beiden an seinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abstieg, und den Esel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte als er, in der Sonne zu stehen nœthigte, um sich in dessen Schatten zu setzen, war es ganz natürlich, daß der Herr und Eigenthümer des Esels dabey nicht gleichgültig blieb.

«Ich begehre nicht zu läugnen, daß Anthrax eine alberne und eselhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daß er ihn für des Esels Schatten deßwegen bezahlen sollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermiethet habe. Aber dafür ist er auch nur ein Eseltreiber von Vorältern her, d. i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Eseln aufgewachsen ist und mehr mit Eseln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, selbst nicht viel besser als ein Esel zu seyn. Im Grunde wars also bloß — der Spaß eines Eseltreibers.

«Aber in welche Klasse von Thieren sollen wir den setzen: der aus einem solchen Spaß Ernst machte? Hätte Herr Struthion wie ein verständiger Mann gehandelt, so brauchte er dem Grobian nur zu sagen: «Guter Freund, wir wollen uns nicht um eines Esels-schattens willen entzweyen. Weil ich dir den Esel nicht abgemiethet habe um mich in seinen Schatten zu setzen, sondern um darauf nach Gerania zu reiten: so ist es billig, daß ich dir die etlichen Minuten Zeitverlust vergüte die dir mein Absteigen verursacht; zumahl da der Esel um so viel länger in der Hitze stehen muß und dadurch nicht besser wird. Da, Bruder, hast du eine halbe

Drachme; laß mich einen Augenblick hier verſchnaufen, und dann wollen wir uns, in aller Fröſche Nahmen! wieder auf den Weg machen.' —

'Hätte der Zahnarzt aus dieſem Tone geſprochen, ſo hätt' er geſprochen wie ein ehrliebender und billiger Mann. Der Eſeltreiber hätte ihm für die halbe Drachme noch ein Gott vergelts! geſagt; und die Stadt Abdera wære des ungewiſſen Nachruhms, den ihr mein Gegentheil von dieſem Eſelsprozeß verſpricht, und aller der Unruhen, die daraus entſtehen mußten, ſobald ſich ſo viele große angeſehene Herren und Damen in die Sache miſchten, überhoben geweſen. Statt deſſen ſetzt ſich der Mann auf ſeinen eignen Eſel, beſteht auf ſeinem bodenloſen Rechte ſich vermœge ſeines Miethkontrakts in des Eſels Schatten zu ſetzen ſo oft und ſo lange er wolle, und bringt dadurch den Eſeltreiber in die Hitze, daß er vor den Stadtrichter läuft, und eine Klage anbringt, die eben ſo abgeſchmackt iſt als die Verantwortung des Beklagten.

'Ob es nun nicht, zu Statuierung eines lehrreichen Beyſpiels, wohl gethan wære, wenn dem Sykofanten Fyſignatus, meinem wertheſten Kollegen — als deſſen Aufhetzung es ganz allein zuzuſchreiben iſt, daß der Zahnbrecher den von dem ehrwürdigen Stadtrichter Filippides vorgeſchlagnen billigen Vergleich nicht eingegangen — für den Dienſt, den er dem Abderitiſchen gemeinen Weſen dadurch geleiſtet, die Ohren geſtutzt, und allenfalls, zum ewigen Andenken, ein paar Eſelsohren dafür angeſetzt würden; ingleichen, was für einen öffentlichen Dank der ehrwürdige Zunftmeiſter Pfriem, und die übrigen Herren, die durch ihren patriotiſchen Eifer Öhl ins Feuer gegoſſen, für ihre Mühe verdient haben möchten: überläßt der erlauchte Erzprieſter, mein Principal, dem eignen einſichtsvollen Ermeſſen des hœchſten Gerichts der Vierhundert. Er ſeines Ortes wird, als angeborner Oberherr und Richter des Eſeltreibers Anthrax, nicht ermangeln, ihm, zu wohl verdienter Belohnung ſeines in dieſem Handel bewieſenen Unverſtandes, unmittelbar nach geendigtem Prozeß fünf und zwanzig Prügel zuzählen zu laſſen. Da aber darum das Recht des mehr beſagten Eſeltreibers, wegen der von dem Zahnarzte Struthion erlittnen Ungebühr, wegen des Mißbrauchs den dieſer von ſeinem Eſel gemacht, und wegen der Weigerung einer billigen Vergütung des verurſachten Zeitverluſts und Deteriorazion ſeines laſtbaren Thieres, Genugthuung zu fordern, nichts deſto weniger in ſeiner ganzen Kraft beſteht: ſo begehret und erwartet der erlauchte Erzprieſter von der Gerechtigkeit dieſes hohen Gerichts, daß ſeinem Unterthanen, ohne längern Aufſchub, die gebührende vollſtändigſte Entſchædigung und Genugthuung verſchafft werde.

'Euch aber (ſetzte er hinzu, indem er ſich umdrehte und gegen das Volk kehrte) ſoll ich im Nahmen Jafons ankündigen, daß alle diejenigen, die auf eine ungebührliche und aufrühriſche Art an der bœſen Sache des Zahnbrechers Antheil genommen, ſo lange bis ſie dafür gebührenden Abtrag gethan haben werden, von den Wohlthaten, die der Tempel Jafons alle Monate den armen Bürgern zufließen läßt, ausgeſchloſſen ſeyn und bleiben ſollen.'

IDYLLEN VON SALOMON GESSNER.

IDAS, MYCON.

Sey mir gegrüßt, Mycon! du lieblicher Sänger! Wenn ich dich ſehe, dann hüpft mir das Herz vor Freude; ſeit du auf dem Stein beym Brunnen mir das Frühlings-Lied ſangeſt, ſeitdem hab' ich dich nicht geſehen.

MYCON. Sey mir gegrüßt, Idas! du lieblicher Flœten-Spieler! Laß uns einen kühlen Ort ſuchen, und in dem Schatten uns lagern.

IDAS. Wir wollen auf dieſe Anhœhe gehn, wo die groſſe Eiche des Palemons ſteht; ſie beſchattet weit umher, und die kühlen Winde flattern da immer. Indeß können meine Ziegen an der jæhen Wand klettern, und vom Geſträuch reiſſen. Sieh, wie die groſſe Eiche die ſchlanken Äſte umher trægt, und kühlen Schatten ausſtreut; laß hier bey den wilden Roſen-Gebüſchen uns lagern, die ſanften Winde ſollen mit unſern Haaren ſpielen. Mycon! dieß iſt mir ein heiliger Ort! O Palemon! dieſe Eiche bleibt deiner Redlichkeit heiliges Denkmal! Palemon hatte eine kleine Heerde; er opferte dem Pan viele Schaafe; O Pan! hat er, laß meine Heerde ſich mehren, ſo kann ich ſie mit meinem armen Nachbar theilen. Und Pan machte, daß ſeine Heerde in einem Jahr um die Hälfte ſich mehrte; und Palemon gab dem armen Nachbar die Hälfte der ganzen Heerde. Da opfert' er dem Pan auf dieſem Hügel, und pflanzt' eine Eiche, und ſprach: O Pan! immer ſey dieſer Tag mir heilig, an dem mein Wunſch ſich erfüllte; ſegne die Eiche, die ich hier pflanze; ſie ſey mir ein heiliges Denkmal; alle Jahre will ich dann in ihrem Schatten dir opfern. Mycon! ſoll ich dir das Lied ſingen, das ich immer unter dieſer Eiche ſinge?

MYCON. Wenn du mir das Lied ſingeſt, dann will ich dieſe neunſtimmige Flœte dir ſchenken; ich ſelbſt habe die Rohre mit langer Wahl am Ufer geſchnitten, und mit wolriechendem Wachs vereint.

Idas ſang izt:

Die ihr euch über mir wölbt, ſchlanke Äſte! ihr ſtreut mit euerm Schatten ein heiliges Entzüken auf mich. Ihr Winde! wenn ihr mich kühlt, dann iſts als rauſcht' eine Gottheit unſichtbar neben mir hin. Ihr Ziegen und ihr Schaafe! ſchonet, ô ſchonet! und reißt das junge Epheu nicht vom weiſſen Stamm, daß es empor ſchleiche und grüne Kränze flechte, rings um den weiſſen Stamm. Kein Donnerkeil, kein reiſſender Wind ſoll dir ſchaden, hoher Baum! Die Götter wollens, du ſollſt der Redlichkeit Denkmal ſeyn. Hoch ſteht ſein Wipfel empor; es ſiehet ihn ferner der Hirt, und weiſt ihn ermahnend dem Sohn; es ſieht ihn die zärtliche Mutter, und ſagt Palemons Geſchichte dem horchenden Kind auf der Schoos. O pflanzt der Redlichkeit ſo manch Denkmal, ihr Hirten! daß wir einſt voll heiligen Entzükens in dunkeln Hainen einhergehn.

So ſang Idas, er hatte ſchon lange geſchwiegen, und Mycon ſaß noch wie horchend. Ach Idas! Mich entzükt der thauende Morgen, der kommende Frühling entzükt mich, noch mehr des Redlichen Thaten.

So ſprach Mycon, und gab ihm die neunſtimmige Flœte.

AMYNTAS.

Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stæbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eich-Baum neben einem hinrauschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erd' entblœsset, und der Baum stuhnd da, traurig und drohte zu sinken. Schade! sprach er, solltest du Baum in dies wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn. Ist nahm er die schweren Stæbe von der Schulter; ich kann mir andre Stæbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Izt war der Damm gebaut, und die entblœßten Wurzeln mit frischer Erde bedekt; und izt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurük, um andre Stæbe zu holen; aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnet dich weglassen? gütiger Hirt! sage mirs, was wünschest du zur Belohnung, ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest. «O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe! so sprach der arme Hirt; mein Nachbar Palemon ist seit der Erndte schon krank, laß ihn gesund werden!»

So bat der Redliche, und Palemon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde und bey seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

DIE GEGEND IM GRAS.

Du hoher schwarzer Tannen-Hain, der du die Pfeil-geraden rœthlichten Stämme dicht und hoch durch deinen dunkeln Schatten empor hebst! hohe schlanke Eichen! und du Fluß! der du mit blendendem Silber-Glanz hinter jenen grauen Bergen hervor rauschest, nicht euch will ich izt sehen; izt sey das Gras um mich her meine Gegend. Diese bewundernswürdige Welt im kleinen, von unendlich mannigfaltiger Schœnheit; unendliche Arten Gewächse, Millionen verschiedne Bewohner; theils fliegen von Blumen zu Blumen, theils kriechen und laufen umher, in Labyrinthen des Grases; unendlich mannigfaltig an Bildung und Schœnheit, findt jeder hier seine Nahrung, jeder seine Freuden; Mitbürger dieser Erde, jeder in seiner Art vollkommen und gut. Wie sanft riefelst du vorüber, kleine Quelle! durch die Wasser-Kreisen und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen; du schwingest kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her, und machest sie wanken; von beyden Ufern steht das fette Gras mit Blumen vermischet; sie biegen sich herüber, und dein klares Wasser fließt durch ihr buntes Gewölb und glänzet im vielfärbichten Wiederschein. Ich will izt durch den kleinen Hain des wankenden Grases hinsehn; wie glänzet das mannigfaltige Grün, von der Sonne beschienen! sie streuen schwebende Schatten eins auf das andere hin; schlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Äsen und mannigfaltigem Laub, oder sie steigen darüber empor, und tragen wankende Blumen. Aber du blaue Viole, du Bild des Weisen, du stehst bescheiden niedrig im Gras, und streust Gerüche umher, indeß daß Geruch-lose Blumen hoch über das Gras empor stehn, und prahlerisch winken. Fliegende Würmchen verfolgen sich unten

im Gras; bald verliert ſie mein Aug' im grünen Schatten, dann ſchwärmen ſie wieder im Sonnen-Schein, oder ſie fliegen zu Schaaren empor, und tanzen höher in der glänzenden Luft.

Welch eine bunte Blume wieget ſich dort an der Quelle? So ſchön und glänzend von Farbe — doch nein! angenehmer Betrug! ein Schmetterling flieget empor, und läßt das wankende Gräschen zurük. Izt rauſchet ein Würmchen, ſchwarz beharniſcht auf glänzend rothen Flügeln vorbey, und ſezt ſich (zu ſeinem Gatten vielleicht) auf die nahe Gloken-Blume. Rauſche ſanft, du rieſelnde Quelle! Erſchüttert nicht die Blumen und das Gras, ihr Zephir! Trieg' ich mich, oder hör' ich den zärteſten Geſang? Ja ſie ſingen, aber unſer Ohr iſt zu ſtumpf, das feine Concert zu vernehmen, ſo wie unſer Auge, die zarten Züge der Bildung zu ſehn. Was für ein liebliches Sumſen ſchwärmt um mich her? Warum wanken die Blumen ſo? Ein Schwarm kleiner Bienen iſts; ſie flogen frölich aus, von ihrer fernen Wohnſtadt, und zerſtreuten ſich auf den Fluren und in den fernen Gärten; aufmerkſam wählend ſammelten ſie die gelbe Beute, und kehren zurük, ihren Staat zu mehren, jede mit dem gleichen Beſtreben; da iſt kein müſſiger Bürger; ſie ſchwärmen umher, von Blume zu Blume, und verbergen nachſuchend die kleinen haarichten Häupter in den Kelchen der Blumen; oder ſie graben ſich mühſam hinein, in die noch nicht offenen Blumen, die Blume ſchlieſſet ſich wieder, und verbirgt den kleinen Räuber, der die Schäze ihr raubt, die ſie vielleicht erſt Morgen der kommenden Sonne und dem glänzenden Thau entfaltet hätte.

Dort auf die hohe Klee-Blume ſezt ſich ein kleiner Schmetterling; er ſchwingt ſeine bunten Flügel; auf ihrem glänzenden Silber ſtehn kleine purpurne Fleken, und ein goldner Saum verliert ſich am Ende der Flügel ins Grüne; da ſizt er prächtig, und puzt den kleinen Buſch der ſilbernen Federn auf ſeinem kleinen Haupt. Schöner Schmetterling! biege die Blume zum Bach hin, und ſieh da deine ſchöne Geſtalt; dann gleicheſt du der ſchönen Belinde, die beym Spiegel vergißt, daß ſie mehr als Schmetterling ſeyn ſollte; ihr Kleid iſt nicht ſo ſchön wie deine Flügel, aber Gedanken-los iſt ſie wie du.

Was für ein wildes Spiel hebt ihr izt an, kleine Zephir? Sich haſchend wälzen ſie ſich durch das Gras hin; wie ein ſanfter Wind auf einem Teich Wellen vor ſich her jagt, ſo durchwühlen ſie das rauſchende Gras, die kleinen bunten Bewohner fliegen empor und ſehen in die Verwüſtung hinunter; izt ruhen ſie wieder, die Zephirs, und das Gras und die Blumen winken ſie freundlich zurük.

Aber, ô! könnt' ich mich izt verbergen! Bedeket mich, ihr Blumen! Dort geht der junge Hyacinthus vorüber, im ſchönen goldnen Kleid; er eilt durchs verächtliche Gras neben der Natur hin, und pfeift; ſie mag ihn anlächeln, für ihn iſt das eine zu alte Schöne; er eilt zu Fräulein Henrietten, wo die ſchöne Welt beym Spiel-Tiſche ſich ſammelt; da wird ſein Kleid Augen von feinerm Geſchmak beſſer entzüken, als ein glühendes Abend-Roth. Wie wird er lachen, wenn er mich ſieht, fern von der feinen Welt bey den Würmern im Graſe kriechen. Aber verzeihen ſie, Hyacinthus, wenn ich ſo dumm bin, ihrem ſchönen Gang und dem Glanz ihres Kleides nicht nachzuſehn; denn hier an dieſem Gräschen läuft ein Würmchen empor; ſeine Flügel ſind grünlichtes Gold, und wechſeln prächtig die hellen Farben des Regen-Bogens. Verzeihen ſie, Hyacinthus, verzeihen ſie der Natur, die einem

Wurm ein ſchœner Kleid gab, als die feineſte Kunſt ihnen nicht liefern kann.

O wie ſchœn biſt du, Natur! In deiner kleinſten Verzierung, wie ſchœn! Die reineſten Freuden miſſet der, der nachlæſſig deine Schœnheiten vorüber geht, deſſen Gemüth durch tobende Leidenſchaften und falſche Freuden verderbt, der reineſten Freuden unfæhig iſt. Selig iſt der, deſſen Seele durch keine trübe Gedanken verfinſtert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruk deiner Schœnheiten empfindt; wo andre mit ekler Unempfindlichkeit vorübergehn, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her; ihm ſchmükt ſich die ganze ſchœne Natur; alle ſeine Sinnen finden immer unendliche Quellen von Freude, auf jedem Fußſteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet; ſanfte Entzükungen ſprudeln aus jeder Quelle, düften aus jeder Blum' ihm zu, ertœnen und liſpeln ihm aus jedem Gebüſche. Kein Ekel verderbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schœnheiten der Natur in endloſer Mannigfaltigkeit ihm anbieten. Auch in der kleinſten Verzierung unendlich mannigfaltig und ſchœn, jedes zum beſten Endzwek in allen ſeinen Verhältniſſen ſchœn und gut. Selig! ô ſelig! wer aus dieſen unerſchöpflichen Quellen ſeine unſchuldigen Vergnügen ſchöpft; heiter iſt ſein Gemüthe, wie der ſchœnſte Frühlings-Tag, ſanft und rein jede ſeiner Empfindungen, wie die Zephir, die mit Blumen-Gerüchen ihn umſchweben.

DER WUNSCH.

Dürft' ich vom Schikſal die Erfüllung meines einigen Wunſches hoffen; denn ſonſt ſind meine Wünſche Träume, ich wache auf, und weiß nicht, daß ich geträumt habe, es ſey denn ein Wunſch für andrer Glük: dürft' ich vom Schikſal dieſes hoffen, dann wünſcht' ich mir nicht Überfluß, auch nicht über Brüder zu herrſchen, nicht daß entfernte Länder meinen Namen nennen. O könnt' ich unbekannt und ſtill, fern vom Getümmel der Stadt, wo dem Redlichen unausweichliche Fall-Strike gewebt ſind, wo Sitten und Verhältniſſe tauſend Thorheiten adeln, könnt' ich in einſamer Gegend mein Leben ruhig wandeln, im kleinen Land-Haus, beym ländlichen Garten, unbeneidet, unbemerkt!

Im grünen Schatten wölbender Nuß-Bäume ſtühnde dann mein einfames Haus, vor deſſen Fenſtern kühle Winde und Schatten, und ſanfte Ruhe unter dem grünen Gewölbe der Bäume wohnen; vor dem friedlichen Eingang einen kleinen Plaz eingezäunt, in dem eine kühle Brunn-Quelle unter dem Trauben-Geländer rauſchet, an deren abflieſſendem Waſſer die Ente mit ihren Jungen ſpielte, oder die ſanften Tauben vom beſchatteten Dach herunter flœgen, und nikend im Graſe wandelten, indeß daß der majeſtætiſche Hahn ſeine gluchzenden Hennen im Hof umher führt; ſie würden dann auf mein bekanntes Loken herbey flattern ans Fenſter, und mit ſchmeichelndem Gewimmel Speiſe von ihrem Herrn fodern.

Auf den nahen ſchattenreichen Bäumen würden die Vœgel in ungeſtœrter Freyheit wohnen, und von einem Baum zum andern nachbarlich ſich zurufen und ſingen. In der einen Eke des kleinen Hofes ſollen dann die geflochtenen Hütten der Bienen ſtehn, denn ihr nüzlicher Staat iſt ein liebliches Schauſpiel. Gerne würden ſie in meinem Anger wohnen, wenn wahr iſt, was der Landmann ſagt, daß ſie nur da wohnen, wo Fried' und Ruhe in der Wirthſchaft herrſchet. Hinten am Hauſe ſey mein geraumer Garten, wo einfältige Kunſt den angenehmen Phantaſien der Natur mit gehorſamer Hülfe beyſteht, nicht aufrühriſch

ſie zum dienſtbaren Stoff ſich machet, in groteske Bilder ſie zu ſchaffen. Wände von Nuß-Strauch umzäunen ihn, und in jeder Eke ſteht eine grüne Hütte von wilden Roſinen; dahin würd' ich oft den Stralen der Sonn' entweichen, oder ſehen, wie der braune Gärtner die Beeten umgræbt, um ſchmakhafte Garten-Gewächſe zu ſæen; oft würd' ich die Schaufel aus der Hand ihm nehmen, durch ſeinen Fleiß zur Arbeit gelokt, um ſelbſt umzugraben, indeß daß er neben mir ſtühnde, der wenigern Kräfte lächelnd; oder ich hülf' ihm die flatternden Gewächſe an Stæben aufbinden, oder der Roſen-Stauden warten, und der zerſtreuten Nelken und Lilien.

Auſſen am Garten müßt' ein klarer Bach meine Gras-reiche Wieſe durchſchlängeln; er ſchlängelte ſich dann durch den ſchattichten Hain fruchtbarer Bäume, von jungen zarten Stämmen durchmiſchet, die mein ſorgſamer Fleiß ſelbſt bewachete. Ich würd' ihn in der Mitte zu einem kleinen Teich ſich ſammeln laſſen, und in des Teiches Mitte bant' ich eine Laube auf eine kleine aufgeworfene Inſel. Zœge ſich dann noch ein kleiner Reb-Berg an der Seite in die offene Gegend hinaus, und ein kleines Feld mit winkenden Ähren; wære der reichſte Kœnig dann gegen mir beneidens-werth?

Aber fern ſey meine Hütte von dem Land-Haus, das Dorantes bewohnt, ununterbrochen in Geſellſchaft zu ſeyn. Bey ihm lernt man, daß Frankreich gewiß nicht kriegen wird; und was Mops thæte, wenn er Kœnig der Britten wære; und bey wol bedekter Tafel werden die Wiſſenſchaften beurtheilt, und die Fehler unſers Staats, indeß daß majeſtætiſcher Auſtand vor der leeren Stirne ſchwebt. Weit von Oronten weg ſey meine einſame Wohnung; fernher ſammelt ſich Wein in ſeinen Keller; die Natur iſt ihm nur ſchœn, weil niedliche Biſſen für ihn in der Luft fliegen, oder den Hain durchirren, oder in der Flut ſchwimmen. Er eilt auf das Land, um ungeſtœrt raſen zu können; wie bang iſt man in den verfluchten Mauern, wo der dumme Nachbar jede That bemerkt! Dir begegne nie, daß ein einſamer Tag bey dir allein dich laſſe; eine unleidliche Geſellſchaft für dich; vielleicht entwiſcht dir ein ſchauernder Blik in dich ſelbſt. Aber nein, gepeinigte Pferde bringen dir ſchnaubend ihre unwürdigen Laſten, ſie ſpringen fluchend von dem unſchuldigen Thier; Tumult und Unſinn und raſender Wiz begleiten die Geſellſchaft zur Tafel, und ein ohnmächtiger Rauſch endet die tobende Scene. Noch weiter von dir, hagrer Harpax! deſſen Thüre hagre Hunde bewachen, die hungernd dem ungeſtüm abgewieſenen Armen das bethrænte Brod rauben. Weit umher iſt der arme Landmann dein gepeinigter Schuldner; nur ſelten ſteigt der dünne Rauch von deinem umgeſtürzten Schornſtein auf; denn ſollteſt du nicht hungern, da du deinen Reichthum dem weinenden Armen raubeſt!

Aber wohin reißt mich ungeſtümer Verdruß? Kommt zurük, angenehme Bilder, kommt zurük, und heitert mein Gemüth auf! Führet mich wieder dahin, wo mein kleines Landhaus ſteht! Der fromme Landmann ſey mein Nachbar in ſeiner braunen beſchatteten Hütte! Liebreiche Hülfe und freundſchaftlicher Rath machen dann einen dem andern zum freundlich lächelnden Nachbar; denn was iſt ſeliger, als geliebet zu ſeyn, als der frohe Gruß des Manns, dem wir Gutes gethan?

Wenn den, der in der Stadt wohnet, unruhiges Getümmel aus dem Schlummer wekt, wenn die nachbarliche Mauer der Morgen-Sonne liebliche Blike verwehrt,

und die ſchœne Scene des Morgens ſeinem eingekerkerten Auge nicht vergönnt iſt, dann würd' eine ſanfte Morgen-Luft mich weken, und die frohen Concerte der Vœgel. Dann flœg' ich aus meiner Ruhe, und gieng' Auroren entgegen auf blumichte Wieſen oder auf die nahen Hügel, und ſâng' entzükt frohe Lieder vom Hügel herunter. Denn was entzüket mehr, als die ſchœne Natur, wenn ſie in harmoniſcher Unordnung ihre unendlich mannigfaltigen Schœnheiten verwindet? Zu kühner Menſch! Was unterwindeſt du dich, die Natur durch weither nachahmende Künſte zu ſchmüken? Baue Labyrinthe von grünen Wänden, und laß den geſpizten Taxus in abgemeſſener Weite empor ſtehn; die Gänge ſeyn reiner Sand, daß kein Geſträuchgen den wandelnden Fußtritt verwirre; mir gefällt die ländliche Wieſe und der verwilderte Hain; ihre Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur nach geheimern Regeln der Harmonie und der Schœnheit geordnet, die unſere Seele voll ſanften Entzükens empfindt.

Auch würd' ich in einſame Gegenden irren, im Labyrinthe des Geſträuches, am verführenden Ufer eines Baches. Da würde ein dunkler Schatte zur Ruhe mich loken, dort ein rauſchender Waſſerfall, von jedem Fußſteig fern. O wie iſt es lieblich! wenn, fern von allem Getümmel, kein ander Geräuſch um uns her tœnt, als ein naher Bach, oder das Sumſen der Biene, oder das Rauſchen der Eidexe, die durch das Gras wiſcht. Wenn unter dem einſamen Laub-Dach Schatten und ſeltenes Licht auf dem Dichtriſchen Blatt auf meiner Schoos ſpielen, und nichts mich ſtœrt, als wenns ein ſanfter Wind überwälzt, oder die kleine Heuſchreke mit verirretem Sprung auf ſelbigem ſich hinſezt, ſich wundert, und ſchnell wieder abſpringt.

Oft würd' ich bey ſanftem Mond-Schein bis zur Mitternacht wandeln, in einſamen frohen Betrachtungen über den harmoniſchen Welt-Bau, wenn unzählbare Welten und Sonnen über mir leuchten.

Auch den Landmann würd' ich beſuchen, wenn er beym Furchen-ziehenden Pflug ſingt; oder die frohen Reihen der Schnitter, wenn ſie ihre ländlichen Lieder ſingen, und hœrte ihre frohen Geſchichten und ihren muntern Scherz; oder wenn der Herbſt kömmt, und die Bäume bunt färbet, dann würd' ich die Geſang-vollen Wein-Hügel beſuchen, wenn die Mædchen und die Jünglinge im Reben-Hain lachen, und die reifen Trauben ſammeln. Wenn der Reichthum des Herbſtes geſammelt iſt, dann gehen ſie jauchzend zu der Hütte zurük, wo der Kelter lautes Knarren weit umher tœnt; ſie ſammeln ſich in der Hütte, wo ein frohes Mahl ſie erwartet. Der erſte Hunger iſt geſtillet, izt kömmt der ländliche Scherz und das laute Lachen, indeß daß der freundliche Wirth die Wein-Flaſchen wieder auffüllt, und zur Freude ſie aufmahnet. Kunz erzehlt izt, wie er groſſe Reiſen gethan hat, bis weit in Schwaben hinaus; und wie er Häuſer geſehen, noch grœſſer und ſchœner als die Kirch' im Dorf, und wie einen Herrn ſechs ſchœne Roſſe in einem glæſernen Wagen gezogen haben, ſchœner als das beſte, das der Müller im Thal hat, und wie die Bauern da mit grünen ſpizen Hüten gehn. So erzehlt' er vieles, indeß daß der junge Knecht, aufmerkſam den offenen Mund auf die unterſtüzende Hand gelehnet, bald vergeſſen hätte, daß ſein Mædchen an ſeiner Seite ſizt, hätte ſie ihn nicht lachend in die Wange gekneipt. Dann erzehlt Hans, wie ſeinen Nachbar ein Irrwiſch verfolgt hat, und wie er ihm auf den Korb geſeſſen, er hätt' ihn bis unter die Dach-Rinne verfolgt, wenn er nicht eins

gefchworen hätte. Aber ist gehen ſie aus der Hütte, um beym Mond-Schein zu tanzen, bis die Mitternacht ſie zur Ruhe ruft.

Wenn aber trübe Tage mit froſtigem Regen, oder der herbe Winter, oder die ſchwüle Hize des Sommers den Spaziergang mir verböten, dann würd' ich ins einſame Zimmer mich ſchlieſſen; mich unterhielte da die edelſte Geſellſchaft, der Stolz und die Ehr' eines jeden Jahrhunderts; die groſſen Geiſter, die ihre Weisheit in lehrende Bücher ausgegoſſen haben; edle Geſellſchaft, die unſre Seele zu ihrer Würd' erhebt! Der lehrt mich die Sitten ferner Nationen und die Wunder der Natur in fernen Welt-Theilen. Der deut mir die Geheimniſſe der Natur auf, und führt mich in ihre geheime Werk-Statt; der würde mich die Oeconomie ganzer Nationen lehren, und ihre Geſchichte, die Schand' und die Ehre des Menſchen-Geſchlechts. Der lehrt mich die Groſſe und die Beſtimmung unſrer Seele! und die Reiz-volle Tugend; um mich her ſtühnden die Weiſen und die Sänger des Alterthums; ihr Pfad iſt der Pfad zum wahren Schönen, aber nur wenige wagen ſich hin, das blöde Haupt macht tauſende ſchwindlicht zurükgehn, auf eine leichtere Bahn voll Flitter-Gold und Geruch-loſer Blumen. Soll ich die wenigen nennen? Du ſchöpfriſcher Klopſtok! und du Bodmer! der du mit Breitingern die Fakel der Critik aufgeſteket haſt, denen Irr-Lichtern entgegen, die in Sümpfe oder dürre Einöeden verführen. Und du Wieland! (oft beſucht deine Muſe ihre Schweſter, die ernſte Welt-Weisheit, und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimeſten Kammern, und bildet ihn zu reizenden Gratien,) oft ſollen eure Lieder in heiliges Entzüken mich hinreiſſen. Auch du mahleriſcher von Kleiſt! ſanft entzükt mich dein Lied, wie ein helles Abend-Roth; zufrieden iſt dann mein Herz, und ſtill, wie die Gegend beym Schimmer des Monds. Auch du Gleim! wenn du die lächelnden Empfindungen unſers Herzens ſingeſt, und unſchuldigen Scherz, — Doch ſollt' ich euch alle nennen, ihr wenigen? Euch zu verkennen iſt Schande; der ſpäteſte Enkel wird eure Namen mit Ehrfurcht nennen.

Auch ich ſchreibe dann oft die Lieder hin, die ich auf einſamen Spazier-Gängen gedacht, im dunkeln Hain, oder beym rauſchenden Waſſer-Fall, oder im Trauben-Geländer beym Schimmer des Monds. Oder, ich ſähe im Kupfer-Stich, wie groſſe Künſtler die Natur nachgeahmet haben, oder ich verſucht' es ſelbſt, ihre ſchönen Auftritte auf dem geſpanneten Tuch nachzuſchatten.

Oft würd' ein lautes Klopfen vor meiner Thüre mich ſtören. Wie entzükt wär' ich, wenn dann beym eröffnen ein Freund in die offenen Arme mir eilte! Oft fänd' ich ſie auch, wenn ich vom Spazier-Gang zurük der einſamen Hütte mich näherte, einzeln oder in Truppen mir entgegengrüſſen. Geſellſchaftlich würden wir dann die ſchönſten Gegenden durchirren, unter mannigfaltigen Geſprächen, oft ernſthafter, oft froher, mit freundſchaftlichem Entzüken und munterm Scherzen vermiſcht, würden die Stunden uns zu ſchnell vorbey hüpfen. Hunger würde die Koſt uns würzen, die mein Garten mir gäbe, und der Teich und mein belebter Hof. Wir fänden ſie bey der Rükkunft unter einem Trauben-Geländer, oder in der ſchattichten Hütte im Garten aufgetiſchet. Oft auch ſäſſen wir beym Mond-Schein in der Laube, beym beſcheidenen Kelch-Glas, bey frohen Liedern und munterm Scherz; es wäre denn, daß der Nachtigal melancholiſches Lied uns aufmerken hieſſe.

Aber, was träum' ich? Zu lang, zu lang ſchon hat meine Phantaſie dich verfolget, dich, eiteln Traum! Eiteler Wunſch! Nie werd' ich deine Erfüllung ſehen. Immer iſt

der Menſch unzufrieden; wir ſehen weit hinaus auf fremde Gefilde von Glük, aber Labyrinthe verſperren den Zugang; und dann ſeufzen wir hin, und vergeſſen, das Gute zu bemerken, das jedem auf der angewieſenen Bahn des Lebens beſchehrt iſt! Unſer wahres Glük iſt die Tugend. Der iſt ein Weiſer, und glüklich, der willig die Stell' ausfüllt, die der Baumeiſter, der den Plan des Ganzen denkt, ihm beſtimmt hat. Ja du, göttliche Tugend, du biſt unſer Glük; du ſtreuſt Freud' und Seligkeit in jedem Stand auf unſre Tage. O wen ſoll ich beneiden, wenn ich durch dich beglükt die Lauf-Bahn meines Lebens vollende? Dann ſterb' ich froh, von Edeln beweint, die mich um deinetwillen liebten; von euch beweint, ihr Freunde! Wenn ihr beym Hügel meines Grabes vorbey geht, dann drüket euch die Hand, dann umarmet euch. Hier ligt ſein Staub, ſagt ihr, des Redlichen! aber Gott belohnt ſeine Bemühung, glüklich zu ſeyn, izt mit ewigem Glük; bald aber wird unſer Staub auch da ligen, und dann genieſſen wir mit ihm das ewige Glük. Und du, geliebte Freundin, wann du beym Hügel meines Grabes vorüber geheſt, wann die Maaßlieben und die Ringelblumen von meinem Grabe dir winken, dann ſteig' eine Thräne dir ins Auge; und iſts den Seligen vergönnt, die Gegend, die wir bewohnt, und die ſtillen Haine zu beſuchen, wo wir oft in ſeligen Stunden unſrer Seele groſſe Beſtimmung dachten, und unſre Freunde zu umduften, dann wird meine Seele dich oft umſchweben; oft, wenn du voll edler hoher Empfindung einſam nachdenkeſt, wird ein ſanftes Wehen deine Wangen berühren; dann gehe ein ſanftes Schauern durch deine Seele!

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING.

MISS SARA SAMPSON.

FÜNFTER AUFZUG.

SIEBENDER AUFTRITT.

WAITWELL. SARA. BETTY. NORTON.

SARA. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. – Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

WAITWELL. Und noch mehr!

SARA. Gefährlich krank? — Ich ſchlieſſe es mehr aus der ungeſtümmen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglüklichen Sara an den unglüklichen Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? — Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Jetzo möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. - Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernt ſeyn. Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annäherungen des Todes ſo bitter nicht. — Ach! — Kehre dich

nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freylich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Menſch nicht ſeyn; unleidlich muß er nicht ſeyn — Aber, Betty, warum hœrſt du noch nicht auf, dich ſo untrœſtlich zu bezeigen?

BETTY. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus ihren Augen entfernen darf.

SARA. Geh nur; ich weis wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſeyn. Waitwell ſoll bey mir bleiben. Auch du, Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn du dich nach deinem Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

BETTY. (im abgehn.) Ach, Norton, ich nahm die Arzeney aus den Händen der Marwood! —

ACHTER AUFTRITT.

WAITWELL. SARA.

SARA. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bey mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmütiges Geſichte ſehen. Du verſtummſt? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhohle mir alles, was du mir vor einigen Stunden trœſtliches ſagteſt. Wiederhohle mir, daß mein Vater verſöhnt iſt, und mir vergeben hat. Wiederhohle es mir und füge hinzu, daß der ewige himmliſche Vater nicht grauſamer ſeyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf ſterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wære, wie würde es mit mir ausgeſehen haben! Ich würde verzweifelt ſeyn, Waitwell. Mit dem Haß desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, wenn er uns haſſen muß — Was für ein Gedanke! Sage ihm, daß ich in den lebhafteſten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſey. Sage ihm — Ach, daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeinen Wolthaten iſt. Das Leben war derſelben geringſte! Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

WAITWELL. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

SARA. Endlich ſprichſt du, um an meinem ſehnlichſten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

WAITWELL. Wo ſoll ich die Worte finden, die ich ſchon ſo lange ſuche? Eine plötzliche Freude iſt ſo gefährlich, als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltſamen Eindrucke, den ſein unvermutheter Anblick auf einen ſo zärtlichen Geiſt machen möchte.

SARA. Wie meinſt du das? Weſſen unvermutheter Anblick —

WAITWELL. Der gewünſchte, Miß! — Faſſen Sie ſich.

NEUNTER AUFTRITT.

SIR SAMPSON. SARA. WAITWELL.

SAMPSON. Du bleibſt mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß ſie ſehen.

SARA. Weſſen Stimme —

SAMPSON. Ach, meine Tochter!

SARA. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu ſeinen Füſſen werfen kann. (Sie will aufſtehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnſtuhl zurück.) Er iſt es doch? Oder iſts eine erquickende Erſcheinung, vom Himmel geſandt, gleich jenem Engel, der den Starken zu ſtärken kam? — Segne mich, wer du auch ſeyſt, ein Bothe des Hœchſten, in der Geſtalt meines Vaters, oder ſelbſt mein Vater!

SAMPSON. Gott ſegne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. (indem ſie es nochmals verſuchen will vor ihm niederzufallen) Ein andermal, bey mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern, mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

SARA. Jezt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſeyn! Zu glücklich.

wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfodert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, ihre Vergebung —

SAMPSON. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Jezt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilt wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrognen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wieder ſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſahe mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben; du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr gröſſer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Ärzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich ſahe ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hofnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weis ich es, daß er dich aufrichtig liebet; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gerne, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schrecken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können, und mehr nicht. — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unbäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelffen, bedacht ſeyn ſollte. Ich ſehe du wirſt von Augenblick zu Augenblick ſchwächer, ich ſeh es und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich lauffen? Was ſoll ich daran wenden? Mein Vermœgen? Mein Leben? Sage doch!

SARA. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſeyn. Auch die unſchätzbarſte würde vergebens ſeyn, die Sie mit ihrem Leben für mich erkauffen wollten.

ZEHNTER AUFTRITT.

MELLEFONT. SARA. SIR SAMPSON. WAITWELL.

MELLEFONT. Ich wag es, den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſetzen? Lebt ſie noch?

SARA. Treten Sie næher, Mellefont.

MELLEFONT. Ich ſollte ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt, ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen ſeh ich? Sie, Sir! Unglücklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpæt, ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächet zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpæt gekommen ſeyn.

SAMPSON. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattin erhalten haben.

MELLEFONT. Machen Sie mich zu Gott, und wiederhohlen Sie dann ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, schon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müssen sterben. Und wissen Sie, durch wessen Hand Sie sterben?

SARA. Ich will es nicht wissen, und es ist mir schon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

MELLEFONT. Sie müssen es wissen, denn wer könnte mir dafür stehen, daß Sie nicht falsch argwohnten? Diß schreibet Marwood. (er liefet) «Wenn Sie diesen Zettel lesen werden, Mel«lefont, wird ihre Untreue in dem Anlasse «derselben schon bestraft seyn. Ich hatte mich «ihr entdeckt, und vor Schrecken war sie «in Ohnmacht gefallen. Betty gab sich alle «Mühe, sie wieder zu sich selbst zu bringen. «Ich ward gewahr, daß sie ein Cordialpul«ver bey Seite legte, und hatte den glück«lichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu «vertauschen. Ich stellte mich gerührt und «dienstfertig und machte es selbst zurechte. «Ich sah es ihr geben, und ging triumphi«rend fort. Rache und Wuth haben mich zu «einer Mörderin gemacht; ich will aber keine «von den gemeinen Mörderinnen seyn, die «sich ihrer That nicht zu rühmen wagen. «Ich bin auf dem Wege nach Dover; Sie «können mich verfolgen, und meine eigne «Hand wider mich zeugen lassen. Komme «ich unverfolgt in den Hafen, so will ich «Arabellen unverletzt zurücklassen. Bis da«hin aber werde ich sie als einen Geissel be«trachten.» Marwood. — Nun wissen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieses Papier. Sie müssen die Mörderin zur Strafe ziehen lassen, und dazu ist es ihnen unentbehrlich. — Wie erstarrt er da steht!

SARA. Geben Sie mir dieses Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (er giebt es ihr, und sie sieht es einen Augenblick an) Werde ich so viel Kräfte noch haben? (sie zerreißt es)

MELLEFONT. Was machen Sie, Miß!

SARA. Marwood wird ihrem Schicksale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater sollen ihre Ankläger werden. Ich sterbe, und vergebe es der Hand, durch die mich Gott heimsucht. — Ach mein Vater, welcher finstre Schmerz hat sich ihrer bemächtiget? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen ist, wie schuldig werde ich in jener Welt erscheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebster Vater, daß Sie einen Sohn, anstatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müssen Sie zurückhohlen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum soll es mir nicht erlaubt seyn, mit seiner Liebe, als mit einem Erbtheile umzugehen? Ich vermache diese väterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beyspiele sie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu seyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchsten zu richten wagen? — Tröste deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du stehst in einem trostlosen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verliereſt? -

SAMPSON. Wir sollten dir Muth einsprechen und dein sterbendes Auge spricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdische Tochter, schon halb ein Engel, was vermag der Segen eines weinenden Vaters auf einen Geist, auf welchen alle Segen des Himmels herabströmen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles menschliche so weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts so

gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhœrt, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

SARA. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beyſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken — Wem flieſſen dieſe Thrœnen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreiſſen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mædchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldiget wird. — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

MELLEFONT. Sie ſtirbt! — Ach dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen, (indem er zu ihren Füſſen fällt) — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Eine gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf) — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hœrt ſie uns nicht mehr; nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts als Mellefont! Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſach hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich ihre Wuth beſſer reitzen? Dieſe blühende Schœnheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hœren, daß Sie Vater ſind.

SAMPSON. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

MELLEFONT. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — Sehen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht) dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwafnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wære, ſo lebte Sara noch. Sie hätten ihre Tochter noch, und hätten Sie ohne Mellefont. Es ſtehet bey mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bey mir! (er erſticht ſich, und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.)

SAMPSON. Halte ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wære!

MELLEFONT. (ſterbend) Ich fühl es — daß ich nicht fehl geſtoſſen habe! — Wollen Sie mich nun ihren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drücken, ſo ſterb ich zufrieden. (Sampſon umarmt ihn) — Sie haben von einer Arabella gehœrt, für die die ſterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für ſie bitten — aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als

meines. — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade, o Schöpfer, Gnade! —

SAMPSON. Wenn fremde Bitten jetzt kräftig sind, Waitwell, so laßt uns ihm diese Gnade erbitten helfen! Er stirbt! Ach, er war unglücklicher als lasterhaft. —

ELFTER AUFTRITT.

NORTON. DIE VORIGEN.

NORTON. Ärzte, Sir. —

SAMPSON. Wenn sie Wunder thun können, so laß sie herein kommen! — Laß mich nicht länger, länger, Waitwell, bey diesem tödtenden Anblicke verweilen. Ein Grab soll beyde umschließen. Komm, schleunige Anstalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie sey, wer sie sey; sie ist ein Vermächtniß meiner Tochter! (Sie gehen ab, und das Theater fällt zu.)

FABELN.

DRITTES BUCH, XVI—XXII. DIE GESCHICHTE DES ALTEN WOLFS.

Ælianus lib. IV. cap. 18.

1.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freylich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn: versetzte der Schäfer. Aber wenn bist du denn satt? du und der Geitz werden es nie. Geh deinen Weg!

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweyten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir, das Jahr durch, manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben; so bin ich zufrieden. Du kannst alsdenn sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen: sagte der Wolf.

›Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf ›Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem ›Pan.‹

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

›Drey? — Zwey?‹ —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

3.

Aller guten Dinge sind drey! dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste,

gewiſſenloſeſte Thier verſchrieen bin. Dir, Montan, will ich itzt beweiſen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, ſo ſoll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unſicher macht, als ich, frey und unbeſchädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachſt, Schæfer? Worüber lachſt du denn?

O über nichts! Aber wie alt biſt du, guter Freund? ſprach der Schæfer.

«Was geht dich mein Alter an? Immer «noch alt genug, dir deine liebſten Lämmer «zu würgen.»

Erzürne dich nicht, alter Iſegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorſchlage einige Jahre zu ſpæt kömmſt. Deine ausgebiſſenen Zähne verrathen dich. Du ſpielſt den Uneigennützigen, bloß um dich deſto gemächlicher, mit deſto weniger Gefahr nähren zu können.

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte ſich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schæfer. Dieſem war eben ſein treuer Hund geſtorben, und der Wolf machte ſich den Umſtand zu Nutze.

Schæfer, ſprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde vereiniget, und ſo, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausſöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten haſt! Wenn du mich aber anſtatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſcheel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schæfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

«Was meine ich denn ſonſt? Freylich.»

Das wære nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, ſage mir doch, wer ſollte alsdenn meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſeyn, das halten wir Menſchen —

Ich hœre ſchon: ſagte der Wolf; du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

5.

Wære ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schæfer.

Kennſt du mich, Schæfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigſtens kenne ich: verſetzte der Schæfer.

«Meines gleichen? Daran zweifle ich ſehr. «Ich bin ein ſo ſonderbarer Wolf, daß ich «deiner und aller Schæfer Freundſchaft wohl «werth bin.»

Und wie ſonderbar biſt du denn?

«Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen «und freſſen, und wenn es mir das Leben «koſten ſollte. Ich nähre mich blos mit todten Schafen. Iſt das nicht læblich? Erlaube «mir alſo immer, daß ich mich dann und wann «bei deiner Heerde einfinden, und nachfragen «darf, ob dir nicht — »

Spare der Worte! ſagte der Schæfer. Du müßteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſeyn ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und geſunde für krank anſehen. Mache auf meine Freundſchaft alſo keine Rechnung, und geh!

6.

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem ſechſten Schæfer.

Schæfer, wie gefällt dir mein Belz? fragte der Wolf.

Dein Belz? sagte der Schæfer. Laß sehen! er ist schœn; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

»Nun so hœre, Schæfer; ich bin alt, und »werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere »mich zu Tode; und ich vermache dir mei»nen Belz.«

Ey sieh doch! sagte der Schæfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geitzhälse? Nein, nein; dein Belz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wære. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich itzt. — Hiermit grif der Schæfer nach der Keule, und der Wolf flohe.

7.

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tœdtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schæfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schæfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Äußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spæt und erzwungen sie auch war, benahmen!

SIEBZEHNTER LITTERATURBRIEF.

BRIEFE, DIE NEUESTE LITTERATUR BETREFFEND. TH. I. N°. V. DEN 16. FEBRUAR. 1759.

»Niemand, sagen die Verfasser der Biblio»thek, wird leugnen, daß die deutsche Schau»bühne einen grossen Theil ihrer ersten Ver»besserungen dem Herrn Professor Gottsched »zu danken habe.«

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wære zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freylich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Helden-Actionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pœbelwitz. Unsre Luftspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und grœste Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie gieng er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fieng an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und *Oui Monsieur* verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein Schweitzerischer Kunstrichter sagt, mit Kleister und Scheere seinen Cato; er ließ den Darius und die Auftern, die Elise und den Bock im Procesſe, den Aurelius und den Wizling, die Banise und den Hypocondristen, ohne Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das extemporiren; er lies den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches selbst die grœßte Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater

verbeſſern, als der Schöpfer eines ganz neuen ſeyn. Und was für eines neuen? Eines franzœſirenden; ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzœſirende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſey, oder nicht.

Er hätte aus unſern alten dramatiſchen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmercken können, daß wir mehr in den Geſchmack der Engländer, als der Franzoſen einſchlagen; daß wir in unſern Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzœſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt; daß das Groſſe, das Schreckliche, das Melancholiſche, beſſer auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu groſſe Einfalt mehr ermüde, als die zu groſſe Verwickelung &c. Er hätte alſo auf dieſer Spur bleiben ſollen, und ſie würde ihn geraden Weges auf das Engliſche Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieſes zu nutzen geſucht; wie ſein Cato es beweiſe. Denn eben dieſes, daß er den Addiſonſchen Cato für das beſte Engliſche Trauerſpiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzoſen geſehen, und damals keinen Shakeſpear, keinen Johnſon, keinen Beaumont und Fletcher &c. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpear, mit einigen beſcheidenen Veränderungen, unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſeyn, als daß man ſie mit dem Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volck an jenem weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheinet, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket.

Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpear ein weit gröſſerer tragiſcher Dichter als Corneille; obgleich dieſer die Alten ſehr wohl, und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung, und Shakeſpear in dem Weſentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragœdie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als Othello, als Kœnig Lear, als Hamlet &c. Hat Corneille ein einziges Trauerſpiel, das Sie nur halb ſo gerühret hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit iſt ſie unter dem Mohren von Venedig, deſſen ſchwache Copie ſie iſt, und von welchem der ganze Character des Orosmans entlehnet worden?

Daß aber unſre alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen. Nur das bekannteſte derſelben zu nennen; Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpearſches Genie zu denken vermœgend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland, und iſt es zum Theil noch, in ſeinen Doctor Fauſt! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftrit daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel groſſes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwœrungen; es erſcheinen

derſelben ſieben; und nun fängt ſich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

FAUST UND SIEBEN GEISTER.

FAUST. Ihr? Ihr ſeyd die ſchnelleſten Geiſter der Hölle?

DIE GEISTER ALLE. Wir.

FAUST. Seyd ihr alle ſieben gleich ſchnell?

DIE GEISTER ALLE. Nein.

FAUST. Und welcher von euch iſt der ſchnelleſte?

DIE GEISTER ALLE. Der bin ich!

FAUST. Ein Wunder! daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

DER ERSTE GEIST. Das wirſt du! Einſt!

FAUST. Einſt! Wie meinſt du das? Predigen die Teufel auch Buße?

DER ERSTE GEIST. Ja wohl, den verſtockten — Aber halte uns nicht auf.

FAUST. Wie heißeſt du? Und wie ſchnell biſt du?

DER ERSTE GEIST. Du könnteſt eher eine Probe, als eine Antwort haben.

FAUST. Nun wohl. Sieh her: was mache ich?

DER ERSTE GEIST. Du fährſt mit deinem Finger ſchnell durch die Flamme des Lichts —

FAUST. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du, und fahre ſiebenmal eben ſo ſchnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht. — Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde iſt ſo klein, daß ihr ſie euch nehmen ließet. — Zweyter, wie heißeſt du?

DER ZWEYTE GEIST. Chil; das iſt in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Peſt.

FAUST. Und wie ſchnell biſt du?

DER ZWEYTE GEIST. Denkeſt du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Peſt.

FAUST. Nun ſo geh, und diene einem Arzte! Für mich biſt du viel zu langſam. — Du dritter, wie heißeſt du!

DER DRITTE GEIST. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

FAUST. Und du vierter?

DER VIERTE GEIST. Mein Name iſt Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

FAUST. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden. —

DER FÜNFTE GEIST. Würdige ſie deines Unwillens nicht. Sie ſind nur Satans Bothen in der Körperwelt. Wir ſind es in der Welt der Geiſter; uns wirſt du ſchneller finden.

FAUST. Und wie ſchnell biſt du?

DER FÜNFTE GEIST. So ſchnell als die Gedanken der Menſchen.

FAUST. Das iſt etwas! — Aber nicht immer ſind die Gedanken des Menſchen ſchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend ſie auffordern. Wie träge ſind ſie alsdenn! — Du kannſt ſchnell ſeyn, wenn du ſchnell ſeyn willſt; aber wer ſteht mir dafür, daß du es allezeit willſt? Nein, dir werde ich ſo wenig trauen, als ich mir ſelbſt hätte trauen ſollen. Ach! — (zum ſechſten Geiſte) Sage du, wie ſchnell biſt du? —

DER SECHSTE GEIST. So ſchnell als die Rache des Rächers.

FAUST. Des Rächers? Welches Rächers?

DER SECHSTE GEIST. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der ſich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

FAUST. Teufel! du läſterſt, denn ich ſehe, du zitterſt. — Schnell, ſagſt du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre ſeine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich ſündige noch? —

DER SECHSTE GEIST. Daß er dich noch ſündigen läßt, iſt ſchon Rache!

FAUST. Und daß ein Teufel mich dieſes lehren muß! — Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht

»ſchneller biſt, als ſeine Rache, ſo geh nur. — (zum ſiebenden Geiſte) — Wie ſchnell biſt du?

»DER SIEBENDE GEIST. Unzuvergnügender »Sterbliche, wo auch ich dir nicht ſchnell »genug bin — —

»FAUST. So ſage: wie ſchnell?

»DER SIEBENDE GEIST. Nicht mehr und nicht »weniger als der Übergang vom Guten zum »Bœſen. —

»FAUST. Ha! Du biſt mein Teufel! So ſchnell »als der Übergang vom Guten zum Bœſen! — »Ja, der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als »der! — Weg von hier, ihr Schrecken des »Orcus! Weg! — Als der Übergang vom »Guten zum Bœſen! Ich habe es erfahren, wie »ſchnell er iſt! Ich habe es erfahren! &c. — —

Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch!

FII.

LAOKOON

ODER ÜBER DIE GRENZEN DER MAHLEREY UND POESIE.

XVI.

Doch ich will verſuchen, die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Ich ſchlieſſe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poeſie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Tœne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: So können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenſtände, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenſtände, die neben einander oder deren Theile neben einander exiſtiren, heiſſen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften, die eigentlichen Gegenſtände der Mahlerey.

Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heiſſen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtiren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen, und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Urſache einer folgenden, und ſo nach gleichſam das Centrum einer Handlung ſeyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexiſtirenden Compoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prægnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Eben ſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte

Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahleriſchen Beywörter, und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände.

Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen beſtætiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers ſelbſt wære, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen læßt ſich die groſſe Manier des Griechen beſtimmen und erklæren, ſo wie der entgegen geſetzten Manier ſo vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für ſich zu thun ſiehet, und daß ſeine Erndte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchœner Körper, in ſchœnen Stellungen, in einem der Kunſt vortheilhaften Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie ſie Caylus aus ihm vorſchlægt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Mahlers zum Probierſteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers næher zu erklæren.

Für Ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, hœchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter læßt er ſich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, ſechs beſondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird dem ohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weis durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzeln Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entſtehen ſehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammen ſetzen. Wir ſehen die Ræder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beyſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Ræder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiſet uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen: da der Ræder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte. a

Ἥβη δ' ἀμφ' ὀχέεσσι θοὸς βάλε κάμπυλα κύκλα,
Χάλκεα ὀκτάκνημα, σιδηρέῳ ἄξονι ἀμφίς·

a) *Iliad. E. v. 722—31.*

Των ἠτοι χρυσεη ἰτυς ἀφθιτος, ἀυταρ ὑπερθεν
Χαλκε' ἐπισσωτρα, προσαρηροτα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ' ἀργυρου εἰσι περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Διφρος δε χρυσεοισι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ' ἐξ ἀργυρεος ρυμος πελεν· ἀυταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ' εβαλε, χρυσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der Kœnig vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den grossen Mantel, die schœnen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er fertig, und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet: ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.[a]

— — — *Μαλακον δ' ενδυνε χιτωνα,*
Καλον, νηγατεον, περι δ' ἀυ μεγα βαλλετο φαρος·
Ποσσι δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Αμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Ειλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier bloß das væterliche, unvergängliche Scepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß *χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον*, das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Mahlt er uns, ausser den goldenen Nægeln, nun auch das Holz, den geschnitzten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkœnigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Mahler hinter sich læßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.

— *Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ἡφαιςος καμε τευχων·*
Ηφαιςος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αυταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ·
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ·
Αυταρ ὁ ἀυτε Πελοψ δωκ' Ἀτρεϊ, ποιμενι λαων·
Ατρευς δε θνησκων ἐλιπε πολυαρνι Θυεςῃ·
Αυταρ ὁ ἀυτε Θυες' Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν.[b]

So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Mahler vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der kœniglichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich læse, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung

[a] *Iliad. B. v. 43—47.*

[b] *Iliad. B. v. 101—108.*

der Bedürfniſſe überhaupt anzeige, welche die erſten Menſchen, ſich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erſte Kœnig ein Sohn der Zeit, (*Ζευς Κρονιων*) ein ehrwürdiger Alte geweſen ſey, welcher ſeine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (*Διαπορῳ Αργειφοντῃ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, ſeine oberſte Gewalt dem tapferſten Krieger (*Πελοπι πληξιππῳ*) überlaſſen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthætiger Hirte ſeiner Völker, (*ποιμην λαων*) ſie mit Wohlleben und Überfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (*πολυαρνι Θυεζῃ*) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärket werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt auſſer meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bey ſeinem Scepter ſchwœret, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geſchichte dieſes Scepters. Wir ſehen ihn auf den Bergen grünen, das Eiſen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν ουποτε φυλλα και ὀζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὀρεσσι λελοιπεν,
Ουδ' ἀναθηλησει· περι γαρ ξα ἑ χαλκος ἐλεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αυτε μιν υιες Αχαιων
Εν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οἱ τε θεμιςας
Προς Διος εἰρυαται — — — —

Dem Homer war nicht ſowohl daran gelegen, zwey Stœbe von verſchiedener Materie und Figur zu ſchildern, als uns von der Verſchiedenheit der Macht, deren Zeichen dieſe Stœbe waren, ein ſinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieſer, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geſchnitten: jener der alte Beſitz eines edeln Hauſes; dieſer beſtimmt, die erſte die beſte Fauſt zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inſeln und über ganz Argos erſtrecket; dieſer, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebſt andern die Bewahrung der Geſetze anvertrauet hatte. Dieſes war wirklich der Abſtand, in welchem ſich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abſtand, den Achill ſelbſt, bey allem ſeinen blinden Zorne, einzugeſtehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloſſe Bild zu thun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Theile deſſelben, die wir in der Natur neben einander ſehen, in ſeinem Gemählde eben ſo natürlich auf einander folgen, und mit dem Fluſſe der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pan-

c) *Iliad. A v 234 - 239*

darus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech beſchlagen. Was thut er? Zählt er uns alle dieſe Eigenſchaften ſo trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen ſolchen Bogen angeben, vorſchreiben, aber nicht mahlen heiſſen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felſen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von auſſerordentlicher Grœſſe, deswegen beſtimmte er ſie zu einem Bogen; ſie kommen in die Arbeit, der Künſtler verbindet ſie, poliret ſie, beſchlægt ſie. Und ſo, wie geſagt, ſehen wir bey dem Dichter entſtehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entſtanden ſehen können. [d]

— — — *Τοξον ἐϋξοον, ἴξαλου αἰγος*
Ἀγριου, ὃν ῥα ποτ' αὐτος, ὑπο στερνοιο τυ-
χησας,
Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῃσι
Βεβληκει προς στηθος· ὁ δ' ὑπτιος ἐμπεσε πετρῃ·
Του κερα ἐκ κεφαλης ἑκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοος ἠραρε τεκτων,
Παν δ' ἐυ λειηνας, χρυσειην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieſer Art ausſchreiben wollte. Sie werden jedem, der ſeinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poeſie ſind nicht bloß auf einander folgend, ſie ſind auch willkührlich; und als willkührliche Zeichen ſind ſie allerdings fæhig, Körper, ſo wie ſie im Raume exiſtiren, auszudrücken. In dem Homer ſelbſt fänden ſich hiervon Exempel, an deſſen Schild des Achilles man ſich nur erinnern dürfe, um das entſcheidendſte Beyſpiel zu haben, wie weitläuftig und doch poetiſch, man ein einzelnes Ding nach ſeinen Theilen neben einander ſchildern könne.

Ich will auf dieſen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homers bey mir von Wichtigkeit iſt, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weis.

Es iſt wahr; da die Zeichen der Rede willkührlich ſind, ſo iſt es gar wohl mœglich, daß man durch ſie die Theile eines Körpers eben ſo wohl auf einander folgen laſſen kann, als ſie in der Natur neben einander befindlich ſind. Allein dieſes iſt eine Eigenſchaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in ſo ferne ſie der Abſicht der Poeſie am bequemſten ſind. Der Poet will nicht bloß verſtändlich werden, ſeine Vorſtellungen ſollen nicht bloß klar und deutlich ſeyn; hiermit begnügt ſich der Proſaiſt. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, ſo lebhaft machen, daß wir in der Geſchwindigkeit die wahren ſinnlichen Eindrücke ihrer Gegenſtände zu empfinden glauben, und in dieſem Augenblicke der Täuſchung uns der Mittel, die er dazu anwendet, ſeiner Worte bewußt zu ſeyn aufhœren. Hierauf lief oben die Erklærung des poetiſchen Gemähldes hinaus. Aber der Dichter ſoll immer mahlen; und nun wollen wir ſehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander ſich zu dieſer Mahlerey ſchicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume? Erſt betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile, und endlich das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſe verſchiedene Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einzige zu ſeyn bedünken, und dieſe Schnel-

d) *Iliad. Δ. v. 108–111.*

ligkeit ist unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gesetzt nun also auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersiehet, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedennoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig; es kann sie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wann sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beyspiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heissen kann.[a]

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pœbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich, und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krœnt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schœnen Leib wohnt eine schœnre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnæbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trægt.
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weisse Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heyde,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit grosser Kunst und nach der Natur mahlet. Mahlt, aber ohne alle Täuschung mahlet. Ich will nicht sagen, daß wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich auch aus seinem Gemählde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag seyn, daß alle poetische Gemählde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zu statten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken

a) S. des Herrn v. Hallers Alpen.

könnte. Ich frage ihn nur, wie ſteht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieſer lebhafter ſeyn ſoll, ſo müſſen keine einzelne Theile darinn vorſtechen, ſondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilet ſcheinen; unſere Einbildungskraft muß alle gleich ſchnell überlaufen können, um ſich das aus ihnen mit eins zuſammen zu ſetzen, was in der Natur mit eins geſehen wird. Iſt dieſes hier der Fall? Und iſt er es nicht, wie hat man ſagen können, «daß die ähnlichſte «Zeichnung eines Mahlers gegen dieſe poetiſche «Schilderung ganz matt und düſter ſeyn «würde?» [b] Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunſtrichter, der ihr dieſes übertriebene Lob ertheilet, muß ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwebet hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwickelung der innern Vollkommenheiten, welchen die äuſſere Schönheit nur zur Schale dienet, als auf dieſe Schönheit ſelbſt, und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Ähnlichkeit des Bildes, welches uns der Mahler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, geſehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da ſagt, daß die bloſſen Zeilen:

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß dieſe Zeilen, in Anſehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Huyſum wetteifern können, muß ſeine Empfindung nie befragt haben, oder ſie vorſetzlich verleugnen wollen. Sie mögen ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der Hand hat, ſehr ſchön dagegen recitiren laſſen; nur vor ſich allein ſagen ſie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding ſelbſt bin ich weit entfernet zu ſehen.

Nochmals alſo: ich ſpreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach ſeinen Theilen zu ſchildern; ſie kann es, weil ihre Zeichen, ob ſie ſchon auf einander folgen, dennoch willkührliche Zeichen ſind: ſondern ich ſpreche es der Rede als dem Mittel der Poeſie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuſchende gebricht, worauf die Poeſie vornehmlich gehet; und dieſes Täuſchende, ſage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabey in Colliſion kömmt, und indem jenes in dieſes aufgelöſet wird, uns die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze ungemein ſchwer, und nicht ſelten unmöglich gemacht wird.

Überall, wo es daher auf das Täuſchende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verſtande ſeiner Leſer zu thun hat, und nur auf deutliche und ſo viel möglich vollſtändige Begriffe gehet: können dieſe aus der Poeſie ausgeſchloſſene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Proſaiſt, ſondern auch der dogmatiſche Dichter (denn da wo er dogmatiſiret, iſt er kein Dichter), können ſich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So ſchildert z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

b) Breitingers Critiſche Dichtkunſt Th. II. S. 307.

— — — *Optima torvæ*
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, et camuris hirtæ sub cornibus aures.
Nec mihi displiceat maculis insignis et albo,
Aut juga detractans interdumque aspera cornu,
Et faciem tauro propior; quæque ardua tota.
Et gradiens ima verrit vestigia cauda

Oder ein schönes Füllen:

— — — — *Illi ardua cervix*
Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga;
Luxuriatque toris animosum pectus &c. [c]

Denn wer sieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinandersetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen gewesen? Er will uns die Kennzeichen eines schönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu setzen, nachdem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob sich aber alle diese Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zusammen fassen lassen, oder nicht, das konnte ihm sehr gleichgültig seyn.

Ausser diesem Gebrauche sind die ausführlichen Gemählde körperlicher Gegenstände, ohne den oben erwähnten Homerischen Kunstgriff, das Coexistirende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln, jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehöret. Wenn der poetische Stümper, sagt Horaz, nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hayn, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu mahlen:

— — — — *Lucus et ara Dianæ,*
Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus. [d]

Der männliche Pope sahe auf die mahlerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit grosser Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh wie möglich entsagen müsse, und erklärte ein bloß mahlendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen. Von dem Herrn von Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling das wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andre Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehrern deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.

XVIII.

. . . . . .

Doch ich halte mich bey Kleinigkeiten auf, und scheine das Schild vergessen zu wollen;

c) *Georg. lib. III. v. 51 et 79.*

d) *De A. P. v. 16*

das Schild des Achilles; dieſes berühmte Gemählde, in deſſen Rückſicht vornehmlich, Homer vor Alters als ein Lehrer der Mahlerey betrachtet wurde. Ein Schild, wird man ſagen, iſt doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenſtand, deſſen Beſchreibung nach ſeinen Theilen neben einander, dem Dichter nicht vergönnet ſeyn ſoll? Und dieſes Schild hat Homer, in mehr als hundert prächtigen Verſen, nach ſeiner Materie, nach ſeiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheuere Fläche deſſelben füllten, ſo umſtändlich, ſo genau beſchrieben, daß es neuern Künſtlern nicht ſchwer gefallen, eine in allen Stücken übereinſtimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf dieſen beſondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer mahlet nehmlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, ſondern als ein werdendes Schild. Er hat alſo auch hier ſich des geprieſenen Kunſtgriffes bedienet, das Coexiſtirende ſeines Vorwurfs in ein Conſecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Mahlerey eines Körpers, das lebendige Gemählde einer Handlung zu machen. Wir ſehen nicht das Schild, ſondern den göttlichen Meiſter, wie er das Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor ſeinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem gröbſten geſchmiedet, ſchwellen die Bilder, die er zu deſſen Auszierung beſtimmet, vor unſern Augen, eines nach dem andern, unter ſeinen feinern Schlägen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Geſichte, bis alles fertig iſt. Nun iſt es fertig, und wir erſtaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erſtaunen eines Augenzeugens, der es machen ſehen.

Dieſes läßt ſich von dem Schilde des Æneas beym Virgil nicht ſagen. Der rœmiſche Dichter empfand entweder die Feinheit ſeines Muſters hier nicht, oder die Dinge, die er auf ſein Schild bringen wollte, ſchienen ihm von der Art zu ſeyn, daß ſie die Ausführung vor unſern Augen nicht wohl verſtatteten. Es waren Prophezeyungen, von welchen es freylich unſchicklich geweſen wære, wenn ſie der Gott in unſerer Gegenwart eben ſo deutlich geäuſſert hätte, als ſie der Dichter hernach ausleget. Prophezeyungen, als Prophezeyungen, verlangen eine dunkelere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Perſonen aus der Zukunft, die ſie betreffen, nicht paſſen. Gleichwohl lag an dieſen wahrhaften Namen, allem Anſehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiſte. Wenn ihn aber dieſes entſchuldiget, ſo hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche ſeine Abweichung von dem Homeriſchen Wege hat. Leſer von einem feinern Geſchmacke, werden mir Recht geben. Die Anſtalten, welche Vulkan zu ſeiner Arbeit macht, ſind bey dem Virgil ungefehr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anſtatt daß wir bey dem Homer nicht bloß die Anſtalten zur Arbeit, ſondern auch die Arbeit ſelbſt zu ſehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geſchäftigen Gott mit ſeinen Cyklopen überhaupt gezeiget,

Ingentem Clypeum informant —
— — Alii ventoſis follibus auras
Accipiunt, reddunque: alii ſtridentia tingunt
Æra lacu. Gemit impoſitis incudibus antrum.
Illi inter ſeſe multa vi brachia tollunt
In numerum, verſantque tenaci forcipe maſſam. f

den Vorhang auf einmal niederfallen, und verſetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmælig in das Thal bringt, in

f) Æneid. lib VIII. 447 – 54.

welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bey dem Æneas anlangt. Sie lehnet sie an den Stamm einer Eiche, und nachdem sie der Held genug begaffet, und bestaunet, und betastet, und versuchet, hebt sich die Beschreibung, oder das Gemählde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier ist, und Da ist, Nahe dabey stehet, und Nicht weit davon siehet man — so kalt und langweilig wird, daß alle der poetische Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu lassen. Da dieses Gemählde hierauch nicht Æneas macht, als welcher sich an den bloßen Figuren ergetzet, und von der Bedeutung derselben nichts weis,

— — *rerumque ignarus imagine gaudet;*

auch nicht Venus, ob sie schon von den künftigen Schicksalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben so viel wissen mußte, als der gutwillige Ehemann; sondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: so bleibet die Handlung offenbar während demselben stehen. Keine einzige von seinen Personen nimt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringsten Einfluß, ob auf dem Schilde dieses, oder etwas anders, vorgestellet ist; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerley schmeichelhaften Anspielungen seine Materie aufstutzet, aber nicht das grosse Genie, das sich auf die eigene innere Stärke seines Werks verläßt, und alle äussere Mittel, interessant zu werden, verachtet. Das Schild des Æneas ist folglich ein wahres Einschiebsel, einzig und allein bestimmt, dem Nationalstolze der Rœmer zu schmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen ist Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt; so mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunst war, diese Verzierungen als bloße Verzierungen zu behandeln, sie in den Stoff einzuweben, um sie uns nur bey Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieses ließ sich allein in der Manier des Homers thun. Homer læßt den Vulkan Zierrathen künsteln, weil und indem er ein Schild machen soll, das seiner würdig ist. Virgil hingegen scheinet ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu lassen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um sie besonders zu beschreiben, nachdem das Schild lange fertig ist.

HAMBURGISCHE DRAMATURGIE.

DREY UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 12ten JANUAR, 1768.

. . . . . .

Den acht und vierzigsten Abend (Mittewochs, den 22sten Julius,) ward das Trauerspiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt: zum Beschlusse Herzog Michel.

Dieses Stück ist ohnstreitig eines von unsern beträchtlichsten Originalen; reich an großen Schœnheiten, die genugsam zeigen,

daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, im geringsten nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich diese Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen.

Schon Shakespear hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein Werk bereits fertig war. »Sollte ich also, sagt er, bey der Vergleichung schon viel verlieren: so wird man doch wenigstens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespear ein Plagium zu begehen.«

Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespear sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stämpel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespears! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!

Shakespear will studiert, nicht geplündert seyn. Haben wir Genie, so muß uns Shakespear das seyn, was dem Landschaftsmahler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakespears keine einzige Scene, sogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Theile beym Shakespear, sind nach den großen Maaßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragœdie französischen Geschmacks, ungefehr wie ein weitläuftiges Frescogemählde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben so würden aus einzeln Gedanken beym Shakespear ganze Scenen, und aus einzeln Scenen ganze Aufsäge werden müssen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieses, so kann man wegen der Beschuldigung des Plagiums ganz ruhig seyn. Die meisten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er gesponnen ist. Die wenigen, welche die Kunst verstehen, verrathen den Meister nicht, und wissen, daß ein Goldkorn so künstlich kann getrieben seyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bey weitem übersteiget.

Ich für mein Theil betauere es also wirklich, daß unserm Dichter Shakespears Richard so spæt beygefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch eben so original geblieben seyn, als er itzt ist: er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß eine einzige übergetragene Gedanke davon gezeugt hätte.

Wære mir indeß eben das begegnet, so würde ich Shakespears Werk wenigstens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die mein Auge unmittelbar darinn zu erkennen, nicht vermœgend gewesen wære. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieses nicht gethan? Und warum sollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben so wohl seyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künst-

lers großentheils viel scharfsichtiger ist, als das scharfsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht, und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten seyn, sie auch von andern machen zu hören: denn er hat es gern, daß man über sein Werk urtheilet; schaal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hæmisch, alles gilt ihm gleich; und auch das schaalste, linkste, hæmischste Urtheil, ist ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in seinen Nutzen zu verwenden wissen: aber was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für etwas so ausserordentliches halten: und doch muß er die Achseln über sie zucken. Er ist nicht eitel, aber er ist gemeiniglich stolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob, auf sich sitzen lassen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigstens nicht bey dem Verfasser, — höchstens nur bey einem oder dem andern Mitsprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngst gedruckt lesen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkosten seiner übrigen Lustspiele gelobt hätte. — Auf Unkosten? aber doch wenigstens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke so mœge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückischen Lobe: daß ihr letztes immer ihr bestes ist! —

VIER UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 15ten JANUAR, 1768.

Zur Sache. — Es ist vornehmlich der Charakter des Richards, worüber ich mir die Erklærung des Dichters wünschte.

Aristoteles würde ihn schlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragœdie, nimt er an, soll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht sein müsse. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke lasse sich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieses ein: so ist Richard der Dritte eine Tragœdie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: so weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragœdie ist.

Denn Richard der Dritte, so wie ihn Herr Weiß geschildert hat, ist unstreitig das großte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich sage die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieses Ungeheuers erwecken? Doch, das soll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es sind ganz andere Personen in seinem Werke, die er zu Gegenständen unsers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieser Bösewicht, der die Kluft, die sich zwischen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllet, mit den Leichen derer, die ihm das Liebste in der Welt hätten seyn müssen; sollte dieser blutdürstige, seines Blutdurstes sich rühmende, über seine Verbrechen sich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauder zu verstehen ist, der uns bey Erblickung vorsetzlicher Greuel, die

mit Luft begangen werden, überfällt. Von diesem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden lassen.

Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freyen Menschen in eine Maschine: ehe sie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sey.

Bey den Franzosen führt Crebillon den Beynamen des Schrecklichen. Ich fürchte sehr, mehr von diesem Schrecken, welches in der Tragœdie nicht seyn sollte, als von dem echten, das der Philosoph zu dem Wesen der Tragœdie rechnet.

Und dieses — hätte man gar nicht Schrecken nennen sollen. Das Wort, welches Aristoteles braucht, heißt Furcht: Mitleid und Furcht, sagt er, soll die Tragœdie erregen; nicht, Mitleid und Schrecken. Es ist wahr, das Schrecken ist eine Gattung der Furcht; es ist eine plötzliche, überraschende Furcht. Aber eben dieses Plötzliche, dieses Überraschende, welches die Idee desselben einschließt, zeiget deutlich, daß die, von welchen sich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anstatt des Wortes Furcht, herschreibet, nicht eingesehen haben, was für eine Furcht Aristoteles meine. — Ich möchte dieses Weges sobald nicht wieder kommen: man erlaube mir also einen kleinen Ausschweif.

«Das Mitleid, sagt Aristoteles, verlangt «einen, der unverdient leidet: und die Furcht «einen unsers gleichen. Der Bœsewicht ist «weder dieses, noch jenes: folglich kann auch «sein Unglück, weder das erste noch das andere erregen.»

Die Furcht, sage ich, nennen die neuern Ausleger und Übersetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieses Worttausches, dem Philosophen die seltsamsten Händel von der Welt zu machen.

«Man hat sich, sagt einer aus der Menge, «über die Erklärung des Schreckens nicht «vereinigen können; und in der That enthält «sie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, «welches sie an ihrer Allgemeinheit hindert, «und sie allzusehr einschränkt. Wenn Aristoteles durch den Zusatz «unsers gleichen,» «nur blos die Ähnlichkeit der Menschheit verstanden hat, weil nehmlich der Zuschauer «und die handelnde Person beide Menschen «sind, gesetzt auch, daß sich unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range ein «unendlicher Abstand befände: so war dieser «Zusatz überflüßig; denn er verstand sich von «selbst. Wenn er aber die Meinung hatte, «daß nur tugendhafte Personen, oder solche, «die einen vergeblichen Fehler an sich hätten, «Schrecken erregen könnten: so hatte er Unrecht; denn die Vernunft und die Erfahrung «ist ihm sodann entgegen. Das Schrecken «entspringt ohnstreitig aus einem Gefühl der «Menschlichkeit: denn jeder Mensch ist ihm «unterworfen, und jeder Mensch erschüttert «sich, vermœge dieses Gefühls, bey dem widrigen Zufalle eines andern Menschen. Es «ist wohl mœglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieses von sich zu leugnen: allein «dieses würde allemal eine Verleugnung seiner «natürlichen Empfindungen, und also eine «bloße Prahlerey aus verderbten Grundsätzen, «und kein Einwurf seyn. — Wenn nun auch «einer lasterhaften Person, auf die wir eben «unsere Aufmerksamkeit wenden, unvermuthet «ein widriger Zufall zustœßt, so verlieren

»wir den Lasterhaften aus dem Gesichte, »und sehen blos den Menschen. Der An»blick des menschlichen Elendes überhaupt »macht uns traurig, und die plötzliche trau»rige Empfindung, die wir sodann haben, »ist das Schrecken.«

Ganz recht: aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was sagt das wider den Aristoteles? Nichts. Aristoteles denkt an dieses Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unsers gleichen setzen könne. Dieses Schrecken, welches uns bey der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorstehet, ist ein mitleidiges Schrecken, und also schon unter dem Mitleide begriffen. Aristoteles würde nicht sagen, Mitleiden und Furcht; wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verstünde.

»Das Mitleid, sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen,*) »ist eine vermischte »Empfindung, die aus der Liebe zu einem »Gegenstande, und aus der Unlust über dessen »Unglück zusammengesetzt ist. Die Bewe»gungen, durch welche sich das Mitleid zu »erkennen giebt, sind von den einfachen »Symptomen der Liebe, sowohl als der Un»lust, unterschieden, denn das Mitleid ist »eine Erscheinung. Aber wie vielerley kann »diese Erscheinung werden! Man ändre nur »in dem betauerten Unglück die einzige Be»stimmung der Zeit: so wird sich das Mit»leiden durch ganz andere Kennzeichen zu »erkennen geben. Mit der Elektra, die über »die Urne ihres Bruders weinet, empfinden »wir ein mitleidiges Trauern, denn sie hält »das Unglück für geschehen, und bejammert »ihren gehabten Verlust. Was wir bey den »Schmerzen des Philoktets fühlen, ist gleich»falls Mitleiden, aber von einer etwas an»dern Natur; denn die Qual, die dieser »Tugendhafte auszustehen hat, ist gegenwär»tig, und überfällt ihn vor unsern Augen. »Wenn aber Oedip sich entsetzt, indem das »große Geheimniß sich plötzlich entwickelt; »wenn Monime erschrickt, als sie den eifer»süchtigen Mithridates sich entfärben sieht; »wenn die tugendhafte Desdemona sich fürch»tet, da sie ihren sonst zärtlichen Othello so »drohend mit ihr reden höret: was empfin»den wir da? Immer noch Mitleiden! Aber »mitleidiges Entsetzen, mitleidige Furcht, »mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen »sind verschieden, allein das Wesen der »Empfindungen ist in allen diesen Fällen »einerley. Denn, da jede Liebe mit der Be»reitwilligkeit verbunden ist, uns an die »Stelle des Geliebten zu setzen: so müssen »wir alle Arten von Leiden mit der gelieb»ten Person theilen, welches man sehr nach»drücklich Mitleiden nennet. Warum soll»ten also nicht auch Furcht, Schrecken, »Zorn, Eifersucht, Rachbegier, und über»haupt alle Arten von unangenehmen Empfin»dungen, sogar den Neid nicht ausgenommen, »aus Mitleiden entstehen können? — Man »sieht hieraus, wie gar ungeschickt der größte »Theil der Kunstrichter die tragischen Lei»denschaften in Schrecken und Mitleiden »eintheilet. Schrecken und Mitleiden! Ist »denn das theatralische Schrecken kein Mit»leiden? Für wen erschrickt der Zuschauer, »wenn Merope auf ihren eignen Sohn den »Dolch ziehet? Gewiß nicht für sich, son»dern für den Ægisth, dessen Erhaltung »man so sehr wünschet, und für die betrogne »Königinn, die ihn für den Mörder ihres »Sohnes ansiehet. Wollen wir aber nur die »Unlust über das gegenwärtige Übel eines »andern, Mitleiden nennen: so müssen wir

*) Philosophische Schriften des Herrn Moses Mendelssohn, zweyter Theil, S. 4.

nicht nur das Schrecken, sondern alle übrige Leidenschaften, die uns von einem andern mitgetheilet werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterscheiden.' —

FÜNF UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 19ten JANUAR, 1768.

Diese Gedanken sind so richtig, so klar, so einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte sie haben können und haben müssen. Gleichwohl will ich die scharfsinnigen Bemerkungen des neuen Philosophen dem alten nicht unterschieben; ich kenne jenes Verdienste um die Lehre von den vermischten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derselben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er so vortrefflich auseinandergesetzt hat, das kann doch Aristoteles im Ganzen ungefehr empfunden haben: wenigstens ist es unleugbar, daß Aristoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragœdie könne und solle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unlust über das gegenwärtige Übel eines andern, erwecken, welches ihm schwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenschaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilet werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Aristoteles, ist es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragischen Leidenschaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falsch verstanden, falsch übersetzt. Er spricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und seine Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Übel eines andern, für diesen andern, erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhänget sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.

Aristoteles will überall aus sich selbst erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über seine Dichtkunst liefern will, welcher den Dacierschen weit hinter sich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfange bis zum Ende zu lesen. Er wird Aufschlüsse für die Dichtkunst finden, wo er sich deren am wenigsten vermuthet; besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studieren. Man sollte zwar denken, diese Aufschlüsse müßten die Scholastiker, welche die Schriften des Aristoteles an den Fingern wußten, längst gefunden haben. Doch die Dichtkunst war gerade diejenige von seinen Schriften, um die sie sich am wenigsten bekümmerten. Dabey fehlten ihnen andere Kenntnisse, ohne welche jene Aufschlüsse wenigstens nicht fruchtbar werden konnten: sie kannten das Theater und die Meisterstücke desselben nicht.

Die authentische Erklärung dieser Furcht, welche Aristoteles dem tragischen Mitleid beyfüget, findet sich in dem fünften und achten Kapitel des zweyten Buchs seiner Rhetorik. Es war gar nicht schwer, sich dieser Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat sich vielleicht keiner seiner Ausleger ihrer erinnert, wenigstens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der sich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne sie einsahen, daß diese Furcht nicht das mitleidige Schrecken sey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Ursache nehmlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenschaft, und warum nicht mehrere Leidenschaften, beygesellet habe. Von dieser Ursache wissen sie nichts,

und ich möchte wohl hören, was sie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man sie fragte: warum z. E. die Tragœdie nicht eben so wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruhet aber alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nehmlich, daß das Übel, welches der Gegenstand unsers Mitleidens werden solle, nothwendig von der Beschaffenheit seyn müsse, daß wir es auch für uns selbst, oder für eines von den Unsrigen, zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sähe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zustossen könne, weder der Verzweifelnde noch der Übermüthige, pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erkläret daher auch das Fürchterliche und das Mitleidenswürdige, eines durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre, oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde: und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld, sey für uns verlohren, sey nicht vermœgend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Mœglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Mœglichkeit aber finde sich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu seyn pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen eben so ähnlich werden könne, als wir ihm zu seyn uns selbst fühlen: und diese Furcht sey es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

So dachte Aristoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Ursache begreiflich, warum er in der Erklærung der Tragœdie, næchst dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob diese Furcht hier eine besondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft sey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, so wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr, erreget werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: sondern weil, nach seiner Erklærung des Mitleids, dieses die Furcht nothwendig einschließt; weil nichts unser Mitleiden erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann.

HUNDERT UND ERSTES, ZWEYTES, DRITTES UND VIERTES STÜCK.

DEN 19ten APRIL, 1768.

. . . . . .

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines so genannten Principals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabey fiel, und sich träumen ließ, daß ich bey diesem Unternehmen wohl nützlich seyn könnte? — Ich stand eben

am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prædilection erleſen zu ſeyn, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters concurriren wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler, noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt, und Farben verquiſtet, iſt ein Mahler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luft und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren ertræglicheres iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich empor arbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen auffchießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Glæſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchæmt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hœrte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmæhſchrift auf die Krücke unmœglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: ſo auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frey, von unwillkührlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreyzehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun, folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des bœſen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegoriſchen, halte: ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

Endlich fiel mir darauf, selbst das, was mich zu einem so langsamen, oder, wie es meinen rüstigern Freunden scheinet, so faulen Arbeiter macht, selbst das, an mir nutzen zu wollen: die Critik. Und so entsprang die Idee zu diesem Blatte.

Sie gefiel mir, diese Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bey mir gelacht zu haben, der sich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften, einbildete, daß es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bey seinen Didaskalien zu thun gewesen. — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmacks, darinn bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen sie zuerst aufgeführet worden!

Ich war schon Willens, das Blatt selbst Hamburgische Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun ist es mir sehr lieb, daß ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bey mir: wenigstens hatte mir Lione Allacci deßfalls nichts vorzuschreiben. Aber wie eine Didaskalie aussehen müsse, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieser Casaubonus *breviter et eleganter scriptas* nennt. Ich hatte weder Lust, meine Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben: und unsere itzlebenden Casauboni würden die Köpfe trefflich geschüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludewigs des Vierzehnten, oder Ludewigs des Funfzehnten, ob zu Paris, ob zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieses oder jenes französische Meisterstück zuerst aufgeführet worden: das würden sie bey mir gesucht, und zu ihrem großen Erstaunen nicht gefunden haben.

Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret: was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas anderes; aber doch, denk ich, nichts schlechteres.

„Sie sollten jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspieler, hier thun würde."

Die letztere Hälfte bin ich sehr bald überdrüßig geworden. Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat: so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren, sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätze darüber, hat man in verschiedenen Sprachen genug: aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Præcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sey, deren wüßte ich kaum zwey oder drey. Daher kömmt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheinet, daß es

eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja, öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Überhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Critik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimt. — So viel zu meiner, und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bey dieſer iſt freylich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bey dem Ziele ſehen; bey einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publikum fragt; was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet: ſo frage ich wiederum; und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Über den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſchen noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reitzend, allerliebſt, göttlich; lieber verleugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poeſie, Geheul für Muſik, uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat.

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die nähere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genöthiget, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, um ſodann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudiert zu haben; ſie mehr ſtudiert zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübet, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, ſo wie der Mahler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und

kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fisch.

Aber man kann studieren, und sich tief in den Irrthum hinein studieren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sey, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiret hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß steh ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freylich nicht so faßlich, und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragœdie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Überzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet seyn; und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bey unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward, glücklicher Weise, durch einige Englische Stücke aus seinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragœdie noch einer ganz andern Wirkung fähig sey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die Franzœsischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragœdie erreichen lasse; ja, daß diese Regeln wohl gar Schuld seyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mœgen! — Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zu erklæren, dem Genie vorzuschreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangnen Zeit muthwillig zu verscherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle.

Ich wære eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beyzumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener seyn lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der

franzöſiſchen Bühne zu beſtreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzoſen. Einige beyläufige Bemerkungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bey dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerley Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der höchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Äußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzu ſetze: Ich werde es zuverläßig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig beſſer machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unſere kritiſche Wallfiſche! Ich freue mich im voraus, wie trefflich ſie damit ſpielen werden. Sie iſt einzig und allein für ſie ausgeworfen; beſonders für den kleinen Wallfiſch in dem Salzwaſſer zu Halle! — . . . . . .

ANTIQUARISCHE BRIEFE.

NEUNTER BRIEF.

Ich denke nicht, daß ich mir zuviel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herr Klotzen gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan: obſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Klotz mich ſo falſch verſtanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Claſſe, und nahm ſich, in ſeinem Beytrage zur Geſchichte des Geſchmaks und der Kunſt aus Münzen, der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man ſich ihrer gegen mich annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buche von geſchnittenen Steinen zum zweyten auf dem Plane erſcheinet. «Mein Eifer, ſagt er, für «den Ruhm der Alten, denen ich groſſe «Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaube, er«laubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu «unterdrücken.» Und dieſe Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geſchnittenen Stein aus Tauſenden; durch eine gewiſſe Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle

des Philoſtratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perſpektiv auſſer allem Zweifel geſetzt ſey.

Ich wünſchte ſehr, daß ſich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einſicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, aber ohn ein feines Gefühl dringt ſie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er ſich beſſer befindet, ſie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, iſt die Dankbarkeit des Herr Klotz gänzlich in dieſem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Itzt laſſen Sie uns ſehen, was Herr Klotz von der Perſpektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er ſie den Alten zuſprechen zu müſſen glaubt.

Herr Klotz erkläret die Perſpektiv, in ſo fern ſie in dem Künſtler iſt, durch »die Geſchicklichkeit, die Gegenſtände auf einer Oberfläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich unſerm Auge in einem gewiſſen Abſtande zeigen.« Dieſe Erklärung iſt von Wort zu Wort aus dem deutſchen Pernety abgeſchrieben, welches das abgeſchmackte Oberfläche beweiſet. Fläche iſt für die Mahlerey Fläche, ſie mag eben, oder unten, oder auf der Seite ſeyn.

Doch abgeſchrieben, oder nicht abgeſchrieben: wenn ſie nur richtig iſt. — Richtig iſt die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß ſie bey Entſcheidung der vorhabenden Streitſache im geringſten zu brauchen ſey.

Denn iſt die Perſpektiv weiter nichts als die Wiſſenſchaft, Gegenſtände auf einer Fläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich in einem gewiſſen Abſtande unſerm Auge zeigen: ſo iſt die Perſpektiv kein Theil der Zeichenkunſt, ſondern die Zeichenkunſt ſelbſt. Was thut die Zeichenkunſt anders, was thut ſie im geringſten mehr, als was nach dieſer Erklärung die Perſpektiv thut? Auch ſie ſtellt die Gegenſtände auf einer Fläche vor; auch ſie ſtellt ſie vor, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie dem Auge erſcheinen, und ihm in einem gewiſſen Abſtande erſcheinen. Folglich kann ſie nie ohne Perſpektiv ſeyn, und das geringſte was der Zeichner vorſtellt, kann er nicht anders als perſpektiviſch vorſtellen.

Den Alten in dieſem Verſtande die Perſpektiv abſprechen, würde wahrer Unſinn ſeyn. Denn es würde ihnen nicht die Perſpektiv, ſondern die ganze Zeichenkunſt abſprechen heiſſen, in der ſie ſo große Meiſter waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perſpektiv ſtreitig macht, ſo geſchieht es in dem engern Verſtande, in welchem die Künſtler dieſes Wort nehmen. Die Künſtler aber verſtehen darunter die Wiſſenſchaft, mehrere Gegenſtände mit einem Theile des Raums, in welchem ſie ſich befinden, ſo vorzuſtellen, wie dieſe Gegenſtände, auf verſchiedne Plätze des Raums verſtreuet, mit ſamt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demſelben Standorte erſcheinen würden.

Dieſe Erklärung iſt mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematiſche, ſich auf einen einzeln Gegenſtand beziehet; dieſe aber auf mehrere geht, welche zuſammen aus dem nehmlichen Geſichtspunkte, jedoch in verſchiedner Entfernung von dieſem gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemählde vollkommen perſpektiviſch ſeyn, ohne daß es, nach dieſer, das ganze Gemählde iſt, indem es ihm an der Einheit des Geſichtspunkts fehlet und die verſchiednen Theile deſſelben verſchiedne Geſichtspunkte haben.

Herr Klotz ſcheinet von dieſem Fehler gar nichts zu verſtehen. Er ſpricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der

Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet sich ein, daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemählde beide diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsern auch sehr mittelmäßigen Mahlern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefehren Augenmaaße begnügt: das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keinesweges günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheinet, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemählde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: ‹konnten die alten Schriftsteller von ‹einer Sache reden, die nicht da war, und ‹eine Eigenschaft an einem Gemählde rühmen, die niemand sahe?› Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemählde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemählde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber unser beider nicht gern Sehen, hat ganz verschiedne Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemählde verfertiget wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der Herkulanischen Gemählde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemählde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemählden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu, im Laokoon, die Beſchreibungen des Pauſanias von den zwey großen Gemählden des Polygnotus in der Leſche zu Delphi, und urtheilte, daß dieſe offenbar ohne alle Perſpektiv geweſen. Eines derſelben, höre ich von Herr Klotzen, «ſoll «zu unſern Tagen gleichſam wieder neu ſeyn «geſchaffen worden.» Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweiſet, habe ich nur die erſten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich ſelbſt beſitze. Aber es ſey das eine oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perſpektiv bekommen hat, ſo iſt es ſicherlich nicht das Gemählde des Polygnotus; ſondern ein Gemählde, ungefehr des nehmlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher ſich in dieſen Gemählden des Polygnotus wider die Perſpektiv fand, iſt klar und unwiderſprechlich. Um ſich Platz für ſo viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen ſehr hohen Geſichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu überſehen ſey. Aber dieſer Geſichtspunkt war blos für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu ſeyn. Denn weil aus einem ſo hohen Geſichtspunkte, beſonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab ſehr verkürzt und verſchoben hätten erſcheinen müſſen, wodurch alle Schönheit und ein groſſer Theil des wahren Ausdrucks verlohren gegangen wäre: ſo gieng er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Höhe ungefehr gleichem Geſichtspunkte. Ja auch dieſen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem ſehr hohen Geſichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander ſtehen ſollten, übereinander zu ſtehen kamen, (welches beym Pauſanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω und dergleichen erhellet:) ſo würden dieſe entferntere oder höher ſtehende Figuren, wenn er ſie aus dem Geſichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verſchoben und verkürzt werden müſſen, welches der Grundfläche das Anſehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perſpektiviſch verlängerte Fläche ſeyn ſollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer beſondern natürlichen Höhe gleichen Geſichtspunkt annehmen: das iſt, er zeichnete ſie alle ſo, als ob wir gerade vor ihnen ſtünden, da wir ſie doch alle von oben herab ſehen ſollten.

Es iſt ſchwer ſich in dergleichen Dingen verſtändlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch ſo wortreich ſeyn, und gewiſſe Leute werden uns doch nicht verſtehen; ſolche nehmlich, denen es an den erſten Begriffen der Sache, wovon die Rede iſt, fehlet. Und an dieſen fehlet es dem Herrn Klotz in der Perſpektiv gänzlich: denn er verſteht ſich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

«Die gewöhnliche Perſpektiv der Alten, ſagt er, «iſt die von uns ſo genannte Militar-«perſpektiv von oben herein» — Nicht jede Perſpektiv von oben herein, iſt Militarperſpektiv. Bey dieſer werden zugleich die wahren Maaße der Gegenſtände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich iſt die Militarperſpektiv eigentlich gar keine Perſpektiv, ſondern ein bloſſes techniſches Hülfsmittel gewiſſe Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Geſichtspunkt nicht zu ſehen ſeyn würden, und ſie ſo vors Auge zu bringen, wie ſie wirklich ſind, nicht wie ſie

ihm blos erſcheinen. In dieſem Verſtande alſo von den Alten ſagen, daß ihre gewöhnliche Perſpektiv die Militarperſpektiv geweſen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen ſchlechterdings alle Perſpektiv abſprechen. Nur diejenige Perſpektiv aus einem hohen Geſichtspunkte iſt wahre Perſpektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieſes Geſichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verſchiebt; welches die Militarperſpektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemählden des Polygnotus nicht geſchehen war.

Eben ſo wenig wird es in den Münzen geſchehen ſeyn, welche Hr. Klotz zum Beweiſe anführt, wie gut ſich die Alten auf die ihm ſo genannte Militarperſpektiv verſtanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, ſie nachzuſehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzuſetzen: ‹Sollten dieſe ‹Zeugniſſe nicht einmal die ewigen Anklagen ‹der Alten, wegen der Unwiſſenheit der Per‹ſpektiv vermindern?' Allerdings ſollten ſie nicht: ſondern Hr. Klotz ſollte erſt lernen, was Perſpektiv ſey, ehe er einen ſo entſcheidenden Ton ſich anmaaßt.

‹Die Alten, fährt er fort, haben zugleich ‹den Plan von ihren Gebäuden gewieſen, und ‹wenn ſie den Augenpunkt ſehr ſcharf hät‹ten nehmen wollen, ſo würden ſie ein allzu ‹hohes Relief gebraucht haben. Hätten ſie ‹das Relief flach gehalten, ſo würde die Münze ‹ohne Geſchmack, Gothiſch oder nach der ‹Art unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn.'

O ſchœn! o ſchœn! Kauderwelſcher könnte Criſpin in der Komœdie, wenn er ſich für einen Mahler ausgiebt, die Kunſtwörter nicht unter einander werfen, als hier geſchehen iſt. — ‹Die Alten haben zugleich den Plan ‹von ihren Gebäuden gewieſen.' Wie zugleich? Zugleich mit den Außenſeiten? Wie machten ſie das? Zeichneten ſie, wie wir in unſern architektoniſchen Riſſen, etwa den Grundriß neben die Faſade? Oder wie? — ‹Wenn ſie den Augenpunkt zu ſcharf hätten ‹nehmen wollen;' Was heißt das, den Augenpunkt zu ſcharf nehmen? Heißt das, ſich zu ſcharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — ‹So würden ſie ein allzuhohes Relief gebraucht haben?' Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Beſtimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief ſeyn ſoll? — ‹Hätten ſie das Relief flach gehalten;' — Nun, was denn? was wære alsdenn geworden? — ‹ſo würde die Münze ohne Geſchmack, go‹thiſch oder nach der Art unſerer neuen Mün‹zen ausgefallen ſeyn.' O Logik, und alle Muſen! Ein Mann, der ſo ſchließen kann, unterſteht ſich von der Kunſt zu ſchreiben? Alſo iſt eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geſchmack und Gothiſch? Alſo iſt es nicht mœglich, daß wir in einem flachen Relief eben ſo viel erkennen können, als in einem hohen? Alſo kann in einem flachen Relief nicht eben ſo viel, ja wohl noch mehr Kunſt ſeyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Muſen! Der Mann hat lauten Beyfall, aber nicht zuſammen ſchlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Urſache, daß es Münzen ſind, daß es Werke ſind, die ſich ſehr abnutzen; weil man aus dieſer Urſache das flache Relief an curſirenden Münzen mißbilliget: daraus ſchließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geſchmack und Gothiſch iſt? O Logik, und alle Muſen!

ZEHNTER BRIEF.

Ich ſagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmæßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perſpektiviſch ſeyn könne; Falls ihm die Einheit des Geſichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wiſſen was man gut genug heißt. Laſſen Sie mich mit dieſem gut genug ja nicht mehr ſagen, als ich ſagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen ſtellt, iſt nicht viel mehr als ziemlich ſchlecht.

Denn wie in der Natur alle Phænomena des Geſichts, die Erſcheinung der Größe, die Erſcheinung der Formen, die Erſcheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entſpringende Erſcheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden ſind: ſo auch in der Mahlerey. Man kann in keiner den geringſten Fehler begehen, ohne daß ſie nicht zugleich alle zweydeutig und falſch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Geſichtspunkt: ſo hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perſpektiv, oder vielmehr kein Stück derſelben konnte ſeine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur ſo etwas da ſeyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet iſt, ſich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der weſentlichen ſtören zu laſſen. Räthſel! wird Hr. Klotz rufen. Ich mache keinen Anſpruch mehr darauf, von ihm verſtanden zu werden.

Ein vielfacher Geſichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erſcheinung der Formen, ſondern auch die Einheit der Beleuchtung ſchlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perſpektiviſche Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als dieſe, iſt im Grunde ſo gut als keine; ob ſie ſchon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends geſehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperſpektiv des Polygnotus beſtehen.

Selbſt die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht geweſen ſeyn; ſondern ungefehr ſo etwas ihr ähnliches. Denn man erwæge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher coloſſaliſchen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt ſeyn müßten, wenn, nach den wahren perſpektiviſchen Verhältniſſen, die Figuren des hinterſten Grundes im geringſten erkenntlich ſeyn ſollten.

Eben das hätte ſich Moor fragen müſſen, und er würde lieber von gar keiner Perſpektiv in dem allegoriſchen Gemählde des Cebes geſprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Verſuche ſind gerade ſo gerathen, wie ſie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichſte iſt der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abgieng, indem er die verſchiedenen Umzännungen in einen ſchroffen Felſen mit eben ſo vielen Abſätzen verwandelte, und dennoch nichts Perſpektiviſches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen ſich von unten bis oben: aber perſpektiviſch? So wie ſich die in dem Gemählde des Polygnotus mœgen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre ſeines Hauſes, zum Zeichen der Verſchonung, aufgehangen hatte.

EILFTER BRIEF

Es würde eine ſehr undankbare Arbeit ſeyn, alle Stellen und Beyſpiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf ſeiner guten Meinung von

dem Gemählde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten, bey dem σκιαγραφία ἐς θεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Mahlerey, ſondern auch die nehmliche Stelle des Philoſtratus dabey angeführt. Nun ſchlug Hr. Klotz ſelbſt nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für ſich aufbehalten ſahe: ſo glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterſchied mag wohl ſo groß nicht ſeyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klotzen die erſte Bemerkung durch eine noch genauere Citation ſtreitig macht. Denn ſo wie Hr. Klotz die Anführung des Du Soul, *Philoſt. p. 71.* durch *Philoſt. Vit. Apollon. c. 20. p. 71.* berichtiget, ſo läßt ſich ſeine Anführung, durch Einſchiebung *Lib. II.* gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre ſchlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach ſuchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey ſolchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor ſich hat, der ſich auf ſolche Kleinigkeiten brüſtet? — Bisher unbemerket! Von mir zuerſt bemerkt! — Iſt es nicht gut, daß man dieſem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiſet, daß er auch in ſolchen Kleinigkeiten das nicht iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet? —

Sogar Webb hat dieſe Stelle des Philoſtratus gebraucht.

ZWÖLFTER BRIEF.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken ſollen. Allerdings iſt Hr. Klotz der erſte, welcher die Stelle des Philoſtratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem iſt es vor ihm eingekommen, das geringſte von Perſpektiv darinn zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben ſie alle blos von der Schattirung verſtanden. Die guten Leute! Von der Perſpektiv iſt ſie zu verſtehen: Hr. Klotz iſt der erſte der dieſes ſagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber laſſen Sie mich nicht vergeſſen, bey welcher Gelegenheit Hr. Klotz die Ausſchweiffung über die Perſpektiv der Alten, in ſeinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geſchnittener Steine, welche ſie unwiderſprechlich beweiſen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieſer eine iſt gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich ſagt, ‹daß er gewiß glaube, er ſey der einzige in ſeiner Art; denn unter ſo vielen Tauſenden, die er geſehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perſpektiv ſo wäre beobachtet worden.›

‹Überhaupt, ſagt Hr. Lippert, iſt die Perſpektiv bey den Alten ſehr geringe. Es hat ‹aber doch Leute gegeben, die ſolche als ein ‹Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie ‹weit kann die Liebhaberey einen nicht treiben? Wann ich die Beſchreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem ‹Buche geleſen, worinnen von deſſen ſchöner Perſpektiv etwas geſagt worden, habe ‹ich auch allemal lachen müſſen; denn das ‹ſonſt accurate Kupfer hat mir allemal das ‹Gegentheil gezeigt. Denn ich konnte an dem ‹Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den ‹Regeln dieſer Wiſſenſchaft geweſen wäre, ‹erkennen, aber wohl ſolche Fehler, die man ‹auch einem Anfänger in dieſer Wiſſenſchaft ‹nicht vergeben würde. Die Alten ahmeten ‹die Dinge ſo ungefehr nach, wie ſie ſich dem

»Auge darſtellten, ohne die Regeln und »Urſachen zu wiſſen, warum die entfernten »Dinge im Auge verkürzt oder kleiner er»ſcheinen. Es iſt aber etwas ſehr gemei»nes, daß man von Sachen urtheilet, wo»von man doch nichts verſteht.«

Wie kömmt es, da Hr. Klotz ſonſt ſich die Einſichten des Hn. Lippert ſo frey zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in dieſem Punkte gethan? Hr. Lippert ſagt nichts mehr, als was alle Künſtler ſagen. Er nicht allein, ſie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunſtwerken Perſpektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits ſeinen Entſchluß genommen; ſeine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange! Der Künſtler, denkt er, ſind ſo wenige; laß ſie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Anſehn lachen, das ſich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet! — . . . . . .

ÜBER DEN BEWEIS DES GEISTES UND DER KRAFT.

— δια τας τεραςιους δυναμεις, ἁς κατασκευαζεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰσχυη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωριγενης κ. Κ.

AN DEN HERRN DIRECTOR SCHUMANN, ZU HANNOVER.

1777.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner ſeyn, Ihre neue Schrift ſofort zu leſen, als mir? — Ich hungere nach Überzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Eriſichton, alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. — Wenn Sie mit dieſem Bogen es eben ſo machen: ſo ſind wir, einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterſucher der Wahrheit gegen einander zu tragen, ſich nie entbrechen,

Ihr &c.

— — —

Ein andres ſind erfüllte Weiſſagungen, die ich ſelbſt erlebe: ein andres, erfüllte Weiſſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen erlebt haben.

Ein andres ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe, und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres ſind Wunder, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen geſehn und geprüft haben.

Das iſt doch wohl unſtreitig? Dagegen iſt doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Chriſti Zeiten gelebt hätte: ſo würden mich die in ſeiner Perſon erfüllten Weiſſagungen allerdings auf ihn ſehr aufmerkſam gemacht haben. Hätte ich nun gar geſehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Urſache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder geweſen: ſo würde ich zu einem, von ſo langeher ausgezeichneten, wunderthätigen Mann, allerdings ſo viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verſtand dem Seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben ſo ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen geweſen wären.

Oder; wenn ich noch itzt erlebte, daß Chriſtum oder die chriſtliche Religion be-

treffende Weiſſagungen, von deren Priorität ich längſt gewiß geweſen, auf die unſtreitigſte Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Chriſten Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft, wie ihn der Apoſtel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der ſehr Recht hatte zu ſagen, daß die chriſtliche Religion an dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechiſche Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu ſeiner Zeit, «die Kraft wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen,» die nach Chriſti Vorſchrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beyſpiele hiervon hatte, ſo mußte er nothwendig, wenn er nicht ſeine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geiſtes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18ten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anſtehe, noch itzt, auf den Beweis des Geiſtes und der Kraft, etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft itzt weder Geiſt noch Kraft mehr hat; ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen nicht erfüllte Weiſſagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder ſind. Dieſe, die vor meinen Augen erfüllten Weiſſagungen, die vor meinen Augen geſchehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen und Wundern, ſollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen, und ihn ſagen laſſen, «daß der Beweis der Kraft wegen «der erſtaunlichen Wunder ſo heiſſe, die «zur Beſtätigung der Lehre Chriſti geſchehen:» iſt nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bey dem Origines darauf folgt, ſeinen Leſern verſchweigt. Denn die Leſer werden den Origenes auch aufſchlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bey der Grundlegung des Chriſtenthums geſchehenen Wunder, ἐκ πολλῶν μὲν ἄλλων, und alſo aus der Erzählung der Evangeliſten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiſet, die noch damals geſchahen.

Wenn nun dieſer Beweis des Beweiſes itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle hiſtoriſche Gewißheit viel zu ſchwach iſt, dieſen weggefallenen angenſcheinlichen Beweis des Beweiſes zu erſetzen: wie iſt mir denn zuzumuthen, daß ich die nehmlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigſte Veranlaſſung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlaſſung eben ſo kräftig glauben ſoll?

Oder iſt, ohne Ausnahme, was ich bey glaubwürdigen Geſchichtſchreibern leſe, für mich eben ſo gewiß, als was ich ſelbſt erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch behauptet hätte: ſondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weiſſagungen und Wundern haben, eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können. — Und freylich, fügt man hinzu, könnten hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtriret werden: aber dem ohngeachtet müſſe man ſie

eben so fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich: Erstlich; wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können? — Aber nun: wenn sie nur eben so zuverlässig sind, warum macht man sie bey dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstriret werden kann: so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriret werden.

Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen:) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweytens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anders: als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte, auf diesen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zu Folge, aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß sie sich eben so wohl auf ein bloßes Gedicht des Chœrilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sey?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn seine Jün-

ger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn dieſe Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derſelben Klaſſe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andre Klaſſe von Wahrheiten herüber ſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine methaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll; mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugniß entgegenſetzen kann, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος iſt; ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freylich: aber eben der Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Todte erweckt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß Er dieſer Sohn ſey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen, »O doch! das iſt mehr als hiſtoriſch gewiß; denn inſpirirte Geſchichtſchreiber verſichern es, die nicht irren können:«

So iſt auch das, leider, nur hiſtoriſch gewiß; daß dieſe Geſchichtſchreiber inſpirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das iſt der garſtige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und ſo wiederhole ich, was ich oben geſagt, mit den nehmlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen:) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürffen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als dieſe Lehren ſelbſt, die vor 18 hundert Jahren allerdings ſo neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten ſo fremd, ſo uneinverleiblich waren, daß nichts geringers als Wunder und erfüllte Weiſſagungen erfordert wurden, um erſt die Menge aufmerkſam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerkſam machen, heißt, dem geſunden Menſchenverſtand auf die Spur helffen.

Auf die kam er; auf der iſt er: und was er auf dieſer Spur rechts und links aufgejaget, das, das ſind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weiſſagungen.

Dieſe Früchte ſehe ich vor mir reiffen und gereift, und ich ſollte mich damit nicht ſättigen dürffen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Saamen dazu ausgeſtreuet, ſich ſiebenmal bey jedem Wurfe in Schneckenblute waſchen müſſen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — ſondern blos an ihren Ort geſtellt ſeyn lieſſe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falſch oder wahr iſt: die Früchte ſind trefflich.

Geſetzt es gæbe eine groſſe nützliche mathematiſche Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugſchluß gekommen wære: — (Wenn es dergleichen nicht giebt: ſo könnte es doch dergleichen geben.) — leugnete ich darum dieſe Wahrheit, entſagte ich darum, mich dieſer Wahrheit zu bedienen·

wäre ich darum ein undankbarer Läfterer des Erfinders, weil ich aus feinem anderweitigen Scharfſinne nicht beweiſen wollte, es für bewcislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugſchluß, durch den er auf die Wahrheit geſtoßen, kein Trugſchluß ſeyn könne?—

— Ich ſchlieſſe, und wünſche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freylich apokryphiſch, dieſes Teſtament: aber darum nicht weniger göttlich.

DAS TESTAMENT JOHANNIS.

— qui in pectus Domini recubuit et de puriſſimo fonte hauſit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

EIN GESPRÆCH.

1777.

ER und ICH.

ER.

Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen: aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

ICH.

So?

ER.

Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

ICH.

Die größte Deutlichkeit, war immer die größte Schœnheit.

ER.

Aber ich ſehe: Sie laſſen ſich auch fortreiſſen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umſtände anſpielen, die unter hundert Leſern nicht einem bekannt ſind; die Ihnen ſelbſt vielleicht nur erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern bekannt geworden —

ICH.

Zum Exempel?

ER.

Laſſe gelehrt.

ICH.

Zum Exempel?

ER.

Ihr Rœthſel, womit Sie ſchlieſſen. — Ihr Teſtament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

ICH.

Muß denn auch alles ein Buch ſeyn?

ER.

Es iſt kein Buch dieſes Teſtament Johannis? — Nun, was iſt es denn?

ICH.

Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederhohlten Worte des ſterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teſtament heiſſen? Nicht.

ER.

Können freylich. — Aber ſo bin ich ſchon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten ſie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo ſie ſonſt ſtehen mœgen, nicht eben ſehr beleſen.

ICH.

Bey einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten, in ſeinem Commentar über den Pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

ER.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

ICH.

Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir itzt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

ER.

Warum nicht?

ICH.

Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Epheſus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte: dem dieſe Eine Gemeinde ein genugſam groſſer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder, und wundertheetigen Lehre war; Johannes war nun alt, und ſo alt -

ER.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

ICH.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſahe.

ER.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben könne, daß er ſchlafe, nicht todt ſey.

ICH.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

ER.

Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hœren.

ICH.

So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — trennte ſich allmælig ſichtbar Johannis reine Seele, von dem eben ſo reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch verſäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tægliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

ER.

Die öfters nicht ſehr ſtudiert mag geweſen ſeyn.

ICH.

Lieben Sie das Studierte?

ER.

Nachdem es iſt.

ICH.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn ſie war immer einfæltig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfæltiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

ER.

Auf welche?

ICH.

Kinderchen, liebt euch!

ER.

Wenig und gut.

ICH.

Meynen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Beſten, wenn es alltæglich zu ſeyn beginnt, ſo bald ſatt! — In der erſten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieſes, Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweyten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tægliche Collecte mit weiter nichts, als einem Kinderchen, liebt euch! beſchloß; als man ſahe, daß der

alte Mann nicht blos, nur so wenig sagen konnte; als man sahe, daß er vorsetzlich nicht mehr sagen wollte; ward das Kinderchen, liebt euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören; und erdreisteten sich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meister, warum sagst du denn immer das nehmliche?

ER.

Und Johannes? —

ICH.

Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist. —

ER.

Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

ICH.

Ja!

ER.

Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

ICH.

In Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

ER.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

ICH.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus *dignam Joanne sententiam*.

ER.

Ah Hieronymus!

ICH.

Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis Im Anfang war das Wort u. s. w. verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

ER.

Allerdings! der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

ICH.

Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberey eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

ER.

Hm!

ICH.

Kinderchen, liebt euch!

ER.

Ja! ja!

ICH.

Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Itzt schwört dieses Salz der Erde, auf das Evangelium Johannis: und man sagt, es sey nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

ER.

Auch ein Räthsel?

ICH.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

ER.

Ja, ja, ich merke nun wohl.

ICH.

Was merken Sie?

ER.

So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die

christliche Liebe beybehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

ICH.

Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

ER.

Ob ich recht daran thun würde: müssen Sie von sich selbst erfragen.

ICH.

Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

ER.

Wenn Sie sich fühlen.

ICH.

Aber ich versteh Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

ER.

Ja und Nein.

ICH.

Wie Nein!

ER.

Denn ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein andres das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

ICH.

Und wie Ja?

ER.

In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

ICH.

Aber welches von beyden möchte wohl das Schwerere seyn? — Die christliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

ER.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bey weitem das Schwerere sey.

ICH.

Was soll es mir denn helfen?

ER.

Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewisse Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

ICH.

Wie so?

ER.

Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

ICH.

Ja freylich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

ER.

Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

ICH.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

ER.

Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

ICH.

Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et

vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, tædio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Joanne sententiam: Quia præceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

ANTI-GÖZE.

Bella geri placeat nullos habitura triumphos!
Luc.

ZWEYTER.

1778.

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion &c. am Abend des Osterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Æquivoken und Wortspiele: und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding, und æquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedienet? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu ge-

ben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerdte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Überlegenheit welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Poſſe, wenigſtens als Folie, unterliegen.

Alſo von der, von der Wahrheit laſſen Sie uns ſprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preiß.; und freylich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn von ſo manchen andern Stilen auszeichnen ſoll: und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er iſt nicht ſein Fehler: er iſt ſeine Erbſünde. Nehmlich: er verweilt ſich bey ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende *tertia comparationis* verwickelt. Dieſen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatiſchen Arbeiten mit verſtärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſprächen des Umganges, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am beſten weiter bringen kann! Und ſo wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, wenn er ein beßrer Dialogiſt geweſen wäre, würde in ſeinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften ſo wunderbar nicht ſeyn. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nehmliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen geſetzten, immer gleichen Schritt; dieſer verlangt mit unter Sprünge: und ſelten iſt ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Stil, und mein Stil iſt nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Stil iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie was Sie wollen: die gute Logik iſt immer die nehmliche, man mag ſie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nehmliche. Wer Logik in einer Komœdie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen: ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komœdie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komœdien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakeſpear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn ſie, anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komœdien ſo erbau-

lich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komœdien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komœdienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieses Geschwäz? Was gehen mich itzt die Armseligkeiten des Stils und Theaters an; itzt da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wichert Blut und Verdammung: und ich, einfältiger Tropf, stehe bey ihm, und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst, machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschæmtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus ihrem eigenen Munde gehœrt und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wære der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann: und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Gözische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Recensionen, die in den freywilligen Beytrægen schon stehen, oder werth sind darinn zu stehen. Doch ja; sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewærmten Brey, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brey wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — ‹So ‹hat er denn wohl von dieser Widerlegung ‹nichts gewußt?› — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehœrt: nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nœthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederhohlen? in diesem geschærften Tone zu wiederhohlen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? — Also kann schlechterdings in meiner Wiederlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen, bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hœren. Sie wiederhohlen die Anklage, und schlagen seinen Namen getrolt an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste, werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wære es mœglich, die geringste Achtung beyzubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwie-

derum erlaubt seyn, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmördrischer seyn, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nehmliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders, als auf die ungesittetste Weise geschehen können.

Itzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

JOHANN GEORG HAMANNS ÆSTHETICA IN NUCE.

EINE RHAPSODIE IN KABBALISTISCHER PROSE.

Aus den Kreuzzügen des Philologen 1762. Die Anmerkungen sind weggelaßen.

HORATIVS.

Odi profanum vulgus et arceo.
Fauete linguis! carmina non prius
Audita, Musarum sacerdos,
Virginibus puerisque canto.
Regum timendorum in proprios greges,
Reges in ipsos imperium est Iovis,
Clari giganteo triumpho,
Cuncta supercilio moventis.

Nicht Leyer! — noch Pinsel! — eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Litteratur zu fegen! — — Heil dem Erzengel über die Reliquien der Sprache Kanaans! — auf schœnen Eselinnen siegt er im Wettlauf; — aber der weise Idiot Griechenlands borgt Euthyphrons stolze Hengste zum philologischen Wortwechsel.

Poesie ist die Mutterspracbe des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau, älter als der Acker: Malerey, — als Schrift: Gesang, — als Deklamation: Gleichnisse, — als Schlösse: Tausch, — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen; und ihre Bewegung, ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens faßen sie; — — und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.

Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der Schöpfung, und der erste Eindruck ihres Geschichtschreibers; — — die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen

ſich in dem Worte: Es werde Licht! Hiemit fängt ſich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an.

Endlich krœnte Gott die ſinnliche Offenbarung ſeiner Herrlichkeit durch das Meiſterſtück des Menſchen. Er ſchuf den Menſchen in göttlicher Geſtalt; — — zum Bilde Gottes ſchuf Er ihn. Dieſer Rathſchluß des Urhebers løst die verwickelteſten Knoten der menſchlichen Natur und ihrer Beſtimmung auf. Blinde Heiden haben die Unſichtbarkeit erkannt, die der Menſch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes, und das Äußerſte der Arme ſind das ſichtbare Schema, in dem wir einher gehn; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menſchen in uns; —

Exemplumque DEI quisque eſt in imagine parva.

Die erſte Nahrung war aus dem Pflanzenreiche; die Milch der Alten, der Wein; die älteſte Dichtkunſt nennt ihr gelehrter Scholiaſt, (der Fabel des Jothams und Joas zufolge) botaniſch; auch die erſte Kleidung des Menſchen war eine Rhapſodie von Feigenblättern. — —

Aber Gott der Herr machte Röcke von Fellen, und zog ſie an — unſern Stammeltern, denen die Erkenntniß des Guten und Bœſen Scham gelehrt hatte. — Wenn die Nothdurft eine Erfinderin der Bequemlichkeiten und Künſte iſt, ſo hat man Urſache ſich mit Goguet zu wundern, wie in den Morgenländern die Mode ſich zu kleiden, und zwar in Thierhäuten, hat entſtehen können. Darf ich eine Vermuthung wagen, die ich wenigſtens für ſinnreich halte? — — Ich ſetze das Herkommen dieſer Tracht in der dem Adam durch den Umgang mit dem alten Dichter, (der in der Sprache Kanaans Abaddon, auf helleniſtiſch aber Apollyon heißt,) bekannt gewordenen allgemeinen Beſtandheit thieriſcher Charaktere, — die den erſten Menſchen bewog, unter dem gelehrten Balg eine aufſchauende Erkenntniß vergangener und künftiger Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen — — —

Rede, daß ich Dich ſehe! — — Dieſer Wunſch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur iſt; denn ein Tag ſagts dem andern, und eine Nacht thuts kund der andern. Ihre Loſung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hœrt man ihre Stimme. — — Die Schuld mag aber liegen, woran ſie will, (außer oder in uns): wir haben an der Natur nichts als Turbatverſe und *disiecti membra poëtæ* zu unſerm Gebrauch übrig. Dieſe zu ſammlen iſt des Gelehrten; ſie auszulegen, des Philoſophen; ſie nachzuahmen — oder noch kühner! — — ſie in Geſchick zu bringen, des Poeten beſcheiden Theil.

Reden iſt überſetzen — aus einer Engelſprache in eine Menſchenſprache, das heißt, Gedanken in Worte, — Sachen in Namen, — Bilder in Zeichen; die poetiſch oder kyriologiſch, — hiſtoriſch, oder hieroglyphiſch — — und philoſophiſch oder charakteriſtiſch ſeyn können. Dieſe Art der Überſetzung, (verſtehe Reden) kommt mehr, als irgend eine andere, mit der verkehrten Seite von Tapeten überein,

And ſhews the ſtuff, but not the workman's ſkill;

oder mit einer Sonnenfinſterniß, die in einem Gefæße voll Waſſers in Augenſchein genommen wird.

Moſis Fackel erleuchtet ſelbſt die intellectualiſche Welt, die auch ihren Himmel und ihre Erde hat. Bacon vergleicht daher die Wiſſenſchaften mit den Gewäſſern über und und unter dem Gewölbe unſerer Dunſtkugel.

Jene sind ein gläsern Meer, als Krystall mit Feuer gemengt; diese hingegen kleine Wolken aus dem Meer, als eine Mannshand.

Die Schöpfung des Schauplatzes verhält sich aber zur Schöpfung des Menschen, wie die epische zur dramatischen Dichtkunst. Jene geschah durchs Wort; die letzte durch Handlung. — Herz! sey wie ein stilles Meer! — — Hör den Rath: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey, die da herrschen! — — Sieh die That: Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß — — Vergleich Rath und That; bete den kräftigen Sprecher mit dem Psalmisten; den vermeynten Gärtner mit der Evangelistin der Jünger; und den freyen Töpfer mit dem Apostel hellenistischer Weltweisen und talmudischer Schriftgelehrten an!

Der hieroglyphische Adam ist die Historie des ganzen Geschlechts im symbolischen Rade: — — der Charakter der Eva, das Original zur schönen Natur und systematischen Oekonomie, die nicht nach methodischer Heiligkeit auf dem Stirnblatt geschrieben steht, sondern unten in der Erde gebildet wird, und in den Eingeweiden, — in den Nieren der Sachen selbst — verborgen liegt.

Virtuosen des gegenwärtigen Æons, auf welchen Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen lassen! Ihr wenigen Edlen! macht euch diesen Schlaf zu Nutz, und baut aus einer Ribbe dieses Endymions die neueste Ausgabe der menschlichen Seele, die der Barde mitternächtlicher Gesänge in seinem Morgentraum sahe, — — aber nicht von nahe. Der nächste Æon wird wie ein Riese vom Rausch erwachen, eure Muse zu umarmen, und ihr das Zeugniß zuzujauchzen: Das ist doch Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch!

Sollte diese Rhapsodie im Vorübergehen von einem Leviten der neuesten Litteratur in Augenschein genommen werden, so weiß ich zum voraus, daß er sich segnen wird, wie der heilige Petrus vor dem großen leinenen Tuch an vier Zipfeln gebunden, darin er mit einem Blick gewahr ward, und sahe vierfüßige Thiere der Erden und wilde Thiere und Gewürme und Vœgel des Himmels — — — ‹O nein; ‹beseffener — Samariter!' — — (so wird er den Philologen schelten in seinem Herzen) — ‹für Leser von orthodoxem ‹Geschmack gehœren keine gemeine Ausdrücke noch unreine Schüsseln — — *Impossibilissimum est, communia proprie dicere* — Siehe! darum geschieht es, daß ein Autor, dessen Geschmack acht Tage alt, aber beschnitten ist, lauter weißen überzogenen Entian — zur Ehre menschlicher Nothdurft! — in die Windeln thut — Die fabelhafte Häßlichkeit des alten Phrygiers ist in der That lange so blendend nicht, als die æsthetische Schœnheit Æsop des jüngern. Heuer ist Horazens typische Ode an Arist erfüllt, daß ein Sänger der süßlächelnden Lalage, die noch süßer küßt als sie lacht, aus sabinischen, apulischen und mauritanischen Ungeheuern Stutzer gemacht hat. — Man kann allerdings ein Mensch seyn, ohne daß man nœthig hat ein Autor zu werden. Wer aber guten Freunden zumuthet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als philosophischen Abstractionen aufgelegt. Wagt euch also nicht in die Metaphysik der schœnen Künste, ohne in den Orgien und Eleusinischen Geheimnissen vollendet zu seyn. Die Sinne aber sind Ceres, und Bacchus die Leidenschaften; — alte Pflegeltern der schœnen Natur.

Bacche, veni dulcisque tuis e cornibus una
Pendeat, et spicis tempora cinge Ceres!

Sollte diese Rhapsodie gar die Ehre haben, einem Meister in Israel zur Beurtheilung anheim zu fallen: so laßt uns ihm in heiliger Prosopopee, die im Reiche der Tod-

ten eben ſo willkommen als im Reiche der Lebendigen iſt (— — *ſi NYX modo ponor in illis*) entgegen gehen:

HOCH- UND WOHL-GELAHRTESTER RABBI!

„Des heiligen Römiſchen Reichs Poſtillon, „der auf dem Schilde ſeines Wappens zum „Wahlſpruch: *Relata refero*, trægt, hat mich „zur letzten Hälfte der Homilien *de ſacra „poeſi* recht läſtern gemacht. Ich brenne „darnach — und warte umſonſt bis auf den „heutigen Tag, wie die Mutter des Hazori„tiſchen Feldhauptmanns nach dem Wagen „ihres Sohns zum Fenſter ausſahe, und durchs „Gitter heulte — — Verdenken Sie mir es „alſo nicht, wenn ich gleich dem Geſpenſt „im Hamlet durch Winke mit Ihnen rede, „bis ich gelegnere Zeit haben werde, mich „durch *ſermones fideles* zu erklæren. Wer„den Sie es ohne Beweis wohl glauben, daß „des berühmten Schwærmer, Schulmeiſters „und Philologen Amos Comenius *Orbis pie„tus* und Muzelii *Exercitia* viel zu gelehrte „Bücher für Kinder ſind, die ſich noch im „bloßen Buch-ſta-bi-ren üben — — und wahr„lich, wahrlich, wahrlich, Kinder müſſen wir „werden, wenn wir den Geiſt der Wahrheit „empfahen ſollen, den die Welt nicht faſſen „kann, denn ſie ſieht ihn nicht, und (wenn „ſie ihn auch ſehen ſollte) kennt ihn nicht. — — „Vergeben Sie es der Thorheit meiner Schreib„art, die ſich ſo wenig mit der mathemati„ſchen Erbſünde Ihrer älteſten, noch mit der „witzigen Wiedergeburt Ihrer jüngſten Schrif„ten reimt, wenn ich ein Beyſpiel aus der „Bibel borge, die ohne Zweifel älter als die „Bibel ſeyn mag. Verlieren die Elemente des „ABC ihre natürliche Bedeutung, wenn ſie „in der unendlichen Zuſammenſetzung will„kührlicher Zeichen uns an Ideen erinnern, „die, wo nicht im Himmel, doch im Gehirn „ſind? — — Falls man aber die ganze ver„dienſtliche Gerechtigkeit eines Schriftgelehr„ten auf den Leichnam des Buchſtabens er„hœht; was ſagt der Geiſt dazu? Soll er „nichts als ein Kammerdiener des todten oder „wohl gar ein bloßer Waffenträger des tœd„tenden Buchſtabens ſeyn? Das ſey ferne! — „Nach dero weitläuftigen Einſicht in phy„ſiſchen Dingen wiſſen Sie beſſer, als ich Sie „daran erinnern kann, daß der Wind blæst, „wo er will — Ungeachtet man ſein Sauſen „wohl hœrt: ſo erſieht man doch am wan„helmüthigen Wetterhahn, von wannen er „kommt, oder vielmehr, wohin er fährt — —

Ah ſcelus indignum! ſoluetur litera dives?
Frangatur potius legum veneranda po-teſtas.
Liber et alma Ceres ſuccurrite! —

Die Meynungen der Weltweiſen ſind Lesarten der Natur und die Satzungen der Gottesgelehrten, Lesarten der Schrift. Der Autor iſt der beſte Ausleger ſeiner Worte; Er mag durch Geſchöpfe — durch Begebenheiten — oder durch Blut und Feuer und Rauchdampf reden, worin die Sprache des Heiligthums beſteht.

Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Kreatur durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, die Gott durch Menſchen dem Menſchen hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers ſpiegelt ſich bis in dem Dialecte ſeiner Werke; — in allen Ein Ton von unermeßlicher Hœhe und Tiefe! Ein Beweis der herrlichſten Majeſtæt und leerſten Entäußerung! Ein Wunder von ſolcher unendlichen Ruhe, die Gott dem Nichts gleich macht, daß man ſein Daſeyn aus Gewiſſen leugnen oder ein Vieh ſeyn muß; aber zugleich von ſolcher unendlichen Kraft, die Alles in Allem erfüllt, daß man ſich vor ſeiner innigſten Zuthætigkeit nicht zu retten weiß! —

Wenn es auf den Geſchmack der Andacht, die im philoſophiſchen Geiſt und poetiſcher Wahrheit beſteht, und auf die Staatsklugheit der Verſification ankommt; kann man wohl einen glaubwürdigern Zeugen als den unſterblichen Voltaire anführen, welcher beynahe die Religion für den Eckſtein der epiſchen Dichtkunſt erklärt, und nichts mehr beklagt, als daß ſeine Religion das Widerſpiel der Mythologie ſey? —

Bacon ſtellt ſich die Mythologie als einen geflügelten Knaben des Æolus vor, der die Sonne im Rücken, Wolken zum Fußſchemel hat, und für die lange Weile auf einer griechiſchen Flœte pfeift — ; Voltaire aber, der Hoheprieſter im Tempel des Geſchmacks ſchließt ſo bündig als Kaiphas, und denkt fruchtbarer als Herodes — Wenn unſere Theologie næmlich nicht ſo viel werth iſt als die Mythologie, ſo iſt es uns ſchlechterdings unmœglich, die Poeſie der Heiden zu erreichen — geſchweige zu übertreffen; wie es unſerer Pflicht und Eitelkeit am gemæßeſten wære. Taugt aber unſere Dichtkunſt nicht: ſo wird unſere Hiſtorie noch magerer als Pharaos Kühe ausſehen; doch Feenmährchen und Hofzeitungen erſetzen den Mangel unſerer Geſchichtſchreiber. An Philoſophie lohnt es gar nicht der Mühe zu denken; deſto mehr ſyſtematiſche Kalender! — mehr als Spinneweben in einem verſtœrten Schloſſe. Jeder Tagedieb, der Küchenlatein und Schweizerdeutſch mit genauer Noth verſteht, deſſen Name aber mit der ganzen Zahl M. oder der halben des academiſchen Thieres geſtempelt iſt, demonſtrirt Lügen, daß Bänke und die darauf ſitzenden Klötze Gewalt! ſchreyen müſſen, wenn jene nur Ohren hätten, und dieſe, wiewohl ſie der leidige Spott Zuhœrer nennt, mit ihren Ohren zu hœren geübt wæren. —

«Wo iſt Euthyphrons Peitſche, ſcheuer «Gaul? daß mein Karren nicht ſtecken «bleibt! — — —

Mythologie hin! Mythologie her! Poeſie iſt eine Nachahmung der ſchœnen Natur — und Nicuwentyts, Newtons und Büffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeſchmackte Fabellehre vertreten können? — — Freylich ſollten ſie es thun, und würden es auch thun, wenn ſie nur könnten — Warum geſchieht es denn nicht? — Weil es unmœglich iſt; ſagen eure Poeten.

Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenſchaften. Wer ihre Werkzeuge verſtümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? — —

Eure mordlügneriſche Philoſophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, daß wir ſelbige nachahmen ſollen? — Damit ihr das Vergnügen erneuren könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden —

Ja, ihr feinen Kunſtrichter! fragt immer, was Wahrheit iſt, und greift nach der Thür, weil ihr keine Antwort auf dieſe Frage abwarten könnt — Eure Hände ſind immer gewaſchen, es ſey, daß ihr Brodt eſſen wollt, oder auch, wenn ihr Bluturtheile gefällt habt — Fragt ihr nicht auch: Wodurch ihr die Natur aus dem Wege geräumt? — — — Bacon beſchuldigt euch, daß ihr ſie durch eure Abſtractionen ſchindet. Zeugt Bacon die Wahrheit; wohlan! ſo werft mit Steinen — und ſprengt mit Erdenklœßen oder Schneeballen nach ſeinem Schatten.

Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrſcht; das iſt Tag. Seht ihr anſtatt dieſer einzigen ſo viel, als Sand am Ufer des Meeres; hiernæchſt ein klein Licht; das jenes ganze Sonnenheer am Glanz übertrifft; das iſt eine Nacht, in die ſich Poeten

und Diebe verlieben. — — Der Poet am Anfange der Tage iſt derſelbe mit dem Dieb am Ende der Tage — —

Alle Farben der ſchœnſten Welt verbleichen, ſo bald ihr jenes Licht, die Erſtgeburt der Schöpfung, erſtickt. Iſt der Bauch euer Gott, ſo ſtehen ſelbſt die Haare eures Hauptes unter ſeiner Vormundſchaft. Jede Kreatur wird wechſelsweiſe euer Schlachtopfer und euer Götze. — Wider ihren Willen — aber auf Hoffnung — unterworfen, ſeufzet ſie unter dem Dienſt oder über die Eitelkeit; ſie thut ihr Beſtes, eurer Tyranney zu entwiſchen, und ſehnt ſich unter den brünſtigſten Umarmungen nach derjenigen Freyheit, womit die Thiere Adam huldigten, da Gott ſie zu dem Menſchen brachte, daß er ſæhe, wie er ſie nennte, denn wie der Menſch ſie nennen würde, ſo ſollten ſie heißen.

Dieſe Analogie des Menſchen zum Schöpfer ertheilt allen Kreaturen ihr Gehalt und ihr Gepræge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter dieſe Idee, das Ebenbild des unſichtbaren Gottes, in unſerm Gemüth iſt; deſto fæhiger ſind wir, Seine Leutſeligkeit in den Geſchöpfen zu ſehen und zu ſchmecken, zu beſchauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in den Menſchen iſt nicht nur ein Andenken, ſondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr iſt. Jede Gegenwirkung des Menſchen in die Kreatur iſt Brief und Siegel von unſerm Antheil an der Göttlichen Natur, und daß wir Seines Geſchlechts ſind.

O eine Muſe wie das Feuer eines Goldſchmieds, und wie die Seife der Wäſcher! — — Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abſtractionen zu läutern, wodurch unſere Begriffe von den Dingen eben ſo ſehr verſtümmelt werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und geläſtert wird. Ich rede mit euch, Griechen! weil ihr euch weiſer dünkt, denn die Kammerherrn mit dem gnoſtiſchen Schlüſſel; verſucht es einmal die Iliade zu leſen, wenn ihr vorher durch die Abſtraction die beiden Selbſtlauter α und ω ausgefichtet habt, und ſagt mir eure Meynung von dem Verſtande und Wohlklange des Dichters!

Μῆνιν ἀειδε Θε πηλη δε' χιλῆος

Seht! die große und kleine Moſore der Weltweisheit hat den Text der Natur, gleich einer Sündfluth, überſchwemmt. Mußten nicht alle ihre Schœnheiten und Reichthümer zu Waſſer werden? — Doch ihr thut weit größere Wunderwerke, als die Götter ſich jemals beluſtiget haben, durch Eichen und Salzſäulen, durch petrificirte und alchymiſche Verwandlungen und Fabeln, das menſchliche Geſchlecht zu überreden — Ihr macht die Natur blind, damit ſie næmlich eure Wegweiſerin ſeyn ſoll! oder ihr habt euch ſelbſt vielmehr durch den Epikuriſmum die Augen ausgeſtochen, damit man euch ja für Propheten halten mœge, welche Eingebung und Auslegung aus ihren fünf Fingern ſaugen — Ihr wollt herrſchen über die Natur, und bindet euch ſelbſt Hände und Füße durch den Stoicismus, um deſto rührender über des Schickſals diamantene Feſſeln in euren vermiſchten Gedichten fiſtuliren zu können.

Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehre ſind, hœren ſie deßwegen auf, Waffen der Mannheit zu ſeyn? Verſteht ihr den Buchſtaben der Vernunft klüger, als jener allegoriſche Kämmerer der alexandriniſchen Kirche den Buchſtaben der Schrift, der ſich ſelbſt zum Verſchnittenen machte, um des Himmelreichs willen? Die großten Bœſewichter gegen ſich ſelbſt, macht der Fürſt dieſes Æons zu ſeinen Lieblingen; — — ſeine Hofnarren ſind die ærgſten Feinde der ſchœnen Natur, die freylich Korybanten und Gallier

zu Bauchpfaffen, aber ſtarke Geiſter zu wahren Anbetern hat.

Ein Philoſoph, wie Saul, ſtellt Mönchen Geſetze — — Leidenſchaft allein giebt Abſtractionen ſowohl als Hypotheſen Hände, Füße, Flügel; — Bildern und Zeichen Geiſt, Leben und Zunge — — Wo ſind ſchnellere Schlüſſe? — Wo wird der rollende Donner der Beredſamkeit erzeugt, und ſein Geſelle — der einſylbige Blitz?

Warum ſoll ich Ihnen, nach Stand, Ehr und Würden unwiſſende Leſer! Ein Wort durch unendliche umſchreiben, da Sie die Erſcheinungen der Leidenſchaften allenthalben in der menſchlichen Geſellſchaft, ſelbſt beobachten können; wie alles, was noch ſo entfernt iſt, ein Gemüth im Affect mit einer beſondern Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung ſich über den Umkreis aller äußeren Gegenſtände verbreitet; wie wir die allgemeinſten Fälle durch eine perſœnliche Anwendung uns zuzueignen wiſſen, und jeden einheimiſchen Umſtand zum öffentlichen Schauſpiele Himmels und der Erden ausbrüten. — Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grundfläche eines Plans, wunderbarer als jene Kuhhaut zum Gebiet eines Staats; und ein Plan, genauer als das Hemiſphær, erhält die Spitze eines Sehpuncts. — — Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; — die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; - die Arbeit und Ruhe des Weiſen, ſein Troſt und ſein Eckel daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Leidenſchaften vor unſern Sinnen vergraben.

«Des Philologen Publicum, ſeine Welt von «Leſern, ſcheint jenem Hœrſaal ähnlich zu «ſeyn, den ein einziger Platon füllte. — An«timachus fuhr getroſt fort, — wie geſchrie«ben ſteht:

«Non miſſura cutem niſi plena cruoris hirudo.

Gerade, als wenn unſer Lernen ein bloßes Erinnern wære, weiſt man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geiſt durch das Gedächtniß zu bilden. Warum bleibt man aber bey den durchlöcherten Brunnen der Griechen ſtehen, und verläßt die lebendigſten Quellen des Alterthumes? Wir wiſſen vielleicht ſelbſt nicht recht, was wir in den Griechen und Rœmern bis zur Abgötterey bewundern. Daher kommt der verfluchte Widerſpruch in unſern ſymboliſchen Lehrbüchern, die bis auf dieſen Tag in Schaafsfell zierlich gebunden werden, aber inwendig — ja inwendig, ſind ſie voller Todtenbeine, voller hypo-kritiſcher Untugend.

Gleich einem Manne, der ſein leiblich Angeſicht im Spiegel beſchaut, nachdem er ſich aber beſchaut hat, von Stund an davon geht und vergißt, wie er geſtaltet war; eben ſo gehen wir mit den Alten um — Gar anders ſitzt ein Maler zu ſeinem eigenen Contrefait. — Narciß, (das Zwiebelgewächs ſchœner Geiſter) liebt ſein Bild mehr als ſein Leben.

Das Heil kommt von den Juden — Noch hatte ich ſie nicht geſehen: ich erwartete aber in ihren philoſophiſchen Schriften gefundere Begriffe — zu eurer Beſchœmung — Chriſten! — Doch ihr fühlt den Stachel des guten Namens, davon ihr genennt ſeyd, eben ſo wenig als die Ehre, die ſich Gott aus dem Eckelnamen des Menſchenſohns machte — — — —

Natur und Schrift alſo ſind die Materialien des ſchœnen, ſchaffenden, nachahmenden Geiſtes — — Bacon vergleicht die Materie der Penelope; — ihre frechen Buhler ſind die Weltweiſen und Schriftgelehrten. Die Geſchichte des Bettlers, der am Hofe zu Ithaka erſchien, wißt ihr; denn hat ſie nicht Homer in griechiſche und Pope in engliſche Verſe überſetzt? — —

Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? — — Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, und durch die Wiederherstellung ihrer Magie, die wir durch alte Weiberlist, weil sie die beste ist, zu unserer Beute machen müssen. — Schlagt die Augen nieder, faule Bäuche! und leset, was Bacon von der Magie dichtet. — Weil euch seidene Füße in Tanzschuhen eine so beschwerliche Reise nicht tragen werden: so laßt euch einen Richtweg durch die Hyperbel zeigen —

Du, der Du den Himmel zerrissest und herabfuhrst! — vor Dessen Ankunft Berge zerfließen, wie heiß Wasser vom heftigen Feuer aufsendt, damit Dein Name unter Feinden desselben, die sich gleichwohl nach Ihm nennen, kund werde, und gesalbte Heiden zittern lernen vor den Wundern, die Du thust, deren man sich nicht versieht! — Laß neue Irrlichter im Morgenland aufgehen! — Laß den Vorwitz ihrer Weisen durch neue Sterne erweckt werden, uns ihre Schätze selbst ins Land zu führen — Myrrhen! Weihrauch! und ihr Gold! woran uns mehr gelegen als an ihrer Magie! — Laß Kœnige durch sie geäfft werden, ihre philosophische Muse gegen Kinder und Kinderlehren vergeblich schnauben; Rahel aber laß nicht vergeblich weinen! — —

Wie sollen wir nun den Tod in den Töpfen verschlingen, um das Zugemüse für die Kinder der Propheten schmackhaft zu machen? Wodurch sollen wir den erbitterten Geist der Schrift versöhnen? «Meynst du, daß ich «Ochsenfleisch essen wolle oder Bocksblut «trinken?» Weder die dogmatische Gründlichkeit pharisæischer Orthodoxen, noch die dichterische Üppigkeit sadducæischer Freygeister wird die Sendung des Geistes erneuren, der die heiligen Menschen Gottes trieb (εὐκαίρως ἀκαίρως) zu reden und zu schreiben. — — Jener Schooßjünger des Eingebornen, der in des Vaters Schooß ist, hat es uns verkündigt: daß der Geist der Weissagung im Zeugnisse des Einigen Namens lebe, durch den wir allein selig werden, und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens ererben können: — des Namens, den niemand kennt, als der ihn empfæht, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle deren Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind; auch alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes! — des Schöpfers, der da gelobt ist in Ewigkeit! Amen.

Das Zeugniß Jesu also ist der Geist der Weissagung, und das erste Zeichen, womit er die Majestæt seiner Knechtsgestalt offenbart, verwandelt die heiligen Bundesbücher in alten guten Wein, der das Urtheil der Speisemeister hintergeht, und den schwachen Magen der Kunstrichter stärkt. *Lege libros propheticos non intellecto* CHRISTO, sagt der punische Kirchenvater, *quid tam insipidum et fatuum invenies? Intellige ibi* CHRISTUM, *non solum sapit, quod legis, sed etiam inebriat.* — «Aber den frevelu und hochfahrenden Gei«stern hier ein Mal zu stecken, — — muß «Adam zuvor wohl todt seyn, ehe er dies «Ding leide und den starken Wein trinke. «Darum siehe dich für, daß du nicht Wein «trinkst, wenn du noch ein Säugling bist; «eine jegliche Lehre hat ihre Maße, Zeit und «Alter.»

Nachdem Gott durch Natur und Schrift, durch Geschöpfe und Seher, durch Gründe und Figuren, durch Poeten und Propheten sich erschöpft, und aus dem Othem geredet hatte: so hat er am Abend der Tage zu uns geredet durch Seinen Sohn, — gestern und heute! — bis die Verheißung seiner Zukunft —

nicht mehr in Knechtsgeſtalt — auch erfüllt ſeyn wird —

Du Ehrenkœnig, Herr Jeſu Chriſt!
Gottes Vaters ewiger Sohn Du biſt;
Der Jungfrauen Leib nicht haſt verſchmæht — —

Man würde ein Urtheil der Läſterung fällen, wenn man unſere witzigen Sophiſten, die den Geſetzgeber der Juden einem Eſelskopf, und die Sprüche ihrer Meiſterfänger dem Taubenmiſt gleich ſchätzen, für dumme Teufel ſchelten wollte; aber doch wird ſie der Tag des Herrn — — — ein Sonntag, ſchwärzer als die Mitternacht, in der unüberwindliche Flotten Spreu ſind — — Der verbuhlteſte Weſt, ein Herold des jüngſten Ungewitters, ſo poetiſch — als es der Herr der Heerſchaaren nur denken und ausdrücken kann, wird da den rüſtigſten Feldtrompeter überſchmettern: — — Abrahams Freude den hœchſten Gipfel erreichen; — ſein Kelch überlaufen — Die allerletzte Thræne! unſchätzbar köſtlicher als alle Perlen, womit die letzte Kœnigin in Egypten Übermuth treiben wird; — dieſe allerletzte Thræne über Sodoms letzten Brand und des letzten Märtyrers Entführung, wird Gott eigenhändig von den Augen Abrahams, des Vaters der Gläubigen! abwiſchen — —

Jener Tag des Herrn, der Chriſten Muth macht, des Herrn Tod zu predigen, wird die dummſten Dorfteufel unter allen Engeln, denen ein hölliſches Feuer bereitet iſt, offenbar machen. Die Teufel glauben und zittern! — aber eure durch die Schalkheit der Vernunft verrückten Sinne zittern nicht. — Ihr lacht, wenn Adam, der Sünder, am Apfel, und Anakreon, der Weiſe, am Traubenkern erſtickt! — Lacht ihr nicht, wenn Gänſe das Capitol entſetzen — und Raben den Patrioten ernähren, in deſſen Geiſt Iſraels Artillerie und Reuterey beſtand? — Ihr wünſcht euch heimlich zu eurer Blindheit Glück, wenn Gott am Kreuz unter die Miſſethæter gerechnet wird — und wenn ein Gräuel zu Genf oder Rom in der Oper oder Moſchee, apotheoſirt und koloquintiſirt wird. — —

Pinge duos angues! pueri, ſacer eſt locus; extra
Meiite: diſcedo — — —

Prax.

Der Geburtstag eines Genies wird, wie gewöhnlich, von einem Märtyrerfeſt unſchuldiger Kinder begleitet — Man erlaube mir, daß ich den Reim und das Metrum mit unſchuldigen Kindern vergleichen darf, die über unſere neueſte Dichtkunſt einer drohenden Lebensgefahr ausgeſetzt zu ſeyn ſcheinen.

Wenn der Reim zum Geſchlechte der Paronomaſie gehœrt: ſo muß das Herkommen deſſelben mit der Natur der Sprachen und unſerer ſinnlichen Vorſtellungen beynahe gleich alt ſeyn. — — Wem das Joch des Reims zu ſchwer fällt, iſt dadurch noch nicht berechtigt, das Talent deſſelben zu verfolgen. Der Hageſtolze hätte dieſer leichtſinnigen Feder ſonſt ſo viel Anlaß zu einer Stachelſchrift gegeben, als Platon haben mochte den Schlucken des Ariſtophanes im Gaſtmal, oder Scarron ſeinen eigenen durch ein Sonnet zu verewigen.

Das freye Gebäude, welches ſich Klopſtock, dieſer große Wiederherſteller des lyriſchen Geſanges, erlaubet, iſt vermuthlich ein Archaismus, welcher die rathſelhafte Mechanik der heiligen Poeſie bey den Hebræern glücklich nachahmt, in welcher man nach der ſcharfſinnigen Beobachtung der gründlichſten Kunſtrichter unſerer Zeit nichts mehr wahrnimmt als ‹eine künſtliche Proſe in alle ‹kleine Theile ihrer Perioden aufgelœst, deren ‹jeden man als einen einzelnen Vers eines be‹ſondern Sylbenmaaßes anſehen kann; und die ‹Betrachtungen oder Empfindungen der älte-

»ften und heiligſten Dichter ſcheinen ſich von »ſelbſt« (vielleicht eben ſo zufälliger Weiſe wie Epikurs Sonnenſtäubchen) »in ſymmetri»ſche Zeilen geordnet zu haben, die voller »Wohlklang ſind, ob ſie ſchon kein (vor»gemaltes noch Geſetzkräftiges) Sylbenmaaß »haben.«

Homers monotoniſches Metrum ſollte uns wenigſtens eben ſo paradox vorkommen als die Ungebundenheit des deutſchen Pindars. Meine Bewunderung oder Unwiſſenheit von der Urſache eines durchgängigen Sylbenmaaßes in dem griechiſchen Dichter iſt bey einer Reiſe durch Curland und Liefland gemäßigt worden. Es giebt in angeführten Gegenden gewiſſe Striche, wo man das lettiſche oder undeutſche Volk bey aller ihrer Arbeit ſingen hört, aber nichts als eine Cadenz von wenig Tœnen, die mit einem *Metro* viel Ähnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufſtehen: ſo wære es ganz natürlich, daß alle ſeine Verſe nach dieſem eingeführten Maaßſtaab ihrer Stimmen zugeſchnitten ſeyn würden. Es würde zu viel Zeit erfordern, dieſen kleinen Umſtand (*ineptis gratum fortaſſe — qui volunt illa calamiſtris inurere*) in ſein gehœrig Licht zu ſetzen, mit mehreren Phænomenen zu vergleichen, den Gründen davon nachzuſpüren, und die fruchtbaren Folgen zu entwickeln —

Iam fatis terris nivis atque diræ
Grandinis miſit Pater, et rubente
Dextera ſacras iaculatus arces
Terruit urbem.
Terruit gentes; grave ne rediret
Seculum Pyrrhæ, nova monſtra queſtæ,
Omne quum Proteus pecus egit altos
Viſere montes.

Horatius.

APOSTILLE.

Als der älteſte Leſer dieſer Rhapſodie in kabbaliſtiſcher Proſe ſehe ich mich vermœge des Rechts der Erſtgeburt verpflichtet, meinen jüngern Brüdern, die nach mir kommen werden, noch ein Beyſpiel eines barmherzigen Urtheils zu hinterlaſſen, wie folgt:

Es ſchmeckt alles in dieſer æſthetiſchen Nuß nach Eitelkeit! — nach Eitelkeit! — Der Rhapſodiſt hat geleſen, beobachtet, gedacht, angenehme Worte geſucht und gefunden, treulich angeführt, gleich einem Kaufmannsſchiffe ſeine Nahrung weit hergeholt, und von ferne gebracht. Er hat Satz und Satz zuſammengerechnet, wie man die Spieße auf einem Schlachtfelde zählt; und ſeine Figuren abgezirkelt, wie man die Nægel zu einem Gezelt abmißt. Anſtatt Nægel und Spieße hat er mit den Kleinmeiſtern und Schulfüchſen ſeiner Zeit ******** und — — — — — — — — — Obelisken und Aſterisken geſchrieben.

Laßt uns jetzt die Hauptſumme ſeiner neueſten Æſthetik, welche die älteſte iſt, hœren:

Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts iſt kommen, und betet an Den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Waſſerbrunnen!

PATRIOTISCHE PHANTASIEN VON JUSTUS MŒSER.

XXVI. SCHREIBEN EINER HOFDAME AN IHRE FREUNDIN AUF DEM LANDE.

Das heißt einmal auf dem Lande geweſen und nun auch in meinem Leben nicht wieder. Bin ich doch beynahe erſtickt von dem Dufte ihrer groben Schüſſeln! Welcher Menſch ſetzt einem dann noch Schinken und Kalbsbraten vor? Hatten ſie nicht auch noch einen Rinderbraten oder Markpudding? Es war ein Glück für mich, daß die Fenſter offen waren, ſonſt wäre ich nicht lebendig aus dem Speiſezimmer gekommen, ſo kräftig, ſo ſättigend war alles bey Ihnen angerichtet. Ich glaube Sie kennen bey ihnen den Hunger wie der geringſte Taglöhner. Gottlob! ich habe in zehn Jahren nicht gewußt, was Hunger ſey, und ſetze mich nicht zu Tiſche um zu eſſen, ſondern blos um die unnütze Zeit zwiſchen dem Nachttiſche bis zur Cour zu vertreiben. Alleine Sie — mit Augen voller Luſt ſehen ſie die Schüſſeln. Und die Lichter? Himmel, waren doch in jedem ſo ſtarke Dochte wie unſere Großmütter machten? Und ſahen die Bediente nicht aus als wenn ſie die Wohlfahrt des Hauſes einem jeden unter die Naſe reiben ſollten? In meinem Leben habe ich ſolche Phyſionomien nicht geſehen. Die Leute müſſen, deucht mich, in ihrem Leben nichts gethan haben, als eſſen. Ich mußte Ihrem Cammermædgen drey Schritte aus dem Wege gehen, um nicht in ihrer Atmoſphere die Luft zu verlieren.

Geſtehen Sie es nur aufrichtig, es iſt eine beſondre Dummheit, welche Ihnen und den Landleuten überhaupt allezeit eigen bleibt, daß ſie nicht es zu derjenigen feinen Vollkommenheit bringen, welche wir am Hofe haben. Wenn Sie einen Garten recht ſchœn machen wollen: ſo ſuchen ſie die beſten Früchte darinn zu ziehen. Wollen ſie ſich gut kleiden: ſo nehmen ſie vom beſten Zeuge. Und zur Speiſe? Nun das verſteht ſich. Frieſiſches Rindfleiſch, holländiſches Kalbfleiſch, Karpen von dreyßig Pfunden und welſche Hahnen ſo groß, wie ſie für eine Bürgerhochzeit gemäſtet werden können, oder der Lord Anſon ſie auf der Inſel Tinian fand. Je nun von ſolcher Atzung kann auch wohl eben kein feiner Geiſt in die Dickköpfe kommen. Und es iſt kein Wunder, wenn ſie ſich immer wie die Kugeln zum Ziel werfen laſſen.

Wie allerliebſt ſieht es dagegen nicht bey uns aus. Gärten haben wir da, ich will nur allein derer von Porcellain gedenken, worinn alle Bäume und Blumen von einer ſchöpferiſchen Hand auf das ähnlichſte nachgeahmet, und alle Jahrszeiten zu unſerm Befehle ſind. Fordert man Frühling: ſo iſt alles in der Blüte, und dieſe Blüte hat ſo gar den ihr eignen Geruch. Will man Sommer: ſo ſchafft der Gärtner, daß alle Bäume mit den ſchœnſten Früchten prangen; die nun freylich nicht zu eſſen, aber eben deswegen um ſo viel ſchœner ſind, weil ſie der gemeine Mann nicht ſo gleich herunter ſchlucken kann.

Unſre Tafeln geben den ſchœnſten Gärten in der Pracht des Anblicks gewiß nichts nach, und auf den Anblick kommt doch alles an, weil man bey einer hohen Tafel mehr für ein göttlichtes Auge als für einen gemeinen niederträchtigen Magen ſorget. Jeder Tag, ja ſelbſt jeder Gang hat ſeine eigne Farbe. Zur maygrünen Suppe ſind die Nebengerichte ganz anders als zum himmelblauen

Hecht ſchattirt; und ich wolte keinem Koche rathen eine Brühe *couleur de procureur general* zu einer grünen mit Silber incruſtirten Paſtete zu geben, oder *moſaique* auf dem Schinken aus andern Farben zuſammen zu ſetzen, als wovon die Friſur an der Hammelkeule oder der Email andrer Kruſten gemacht iſt. Ich wolte keinem rathen im Frühlinge, wo die Natur und die Tafel mit Blumen beſetzt ſeyn muß, einfarbige oder wohl gar rothe und gelbe Gallerte zu geben und die Tafel mit modernen Dormans zu groupiren, wenn der ganze Auffatz *a la Romaine* iſt. Der Kaiſer, der ſich durch die Erfindung der Farcen einen unſterblichen Namen gemacht und zuerſt Fiſche von Schweinefleiſch und Schinken von Käſe erfunden hat, würde gegen unſre heutigen Köche eine ſchlechte Figur machen, und ſeine Tafel, worauf er oft zur Pracht alle Speiſen in *petit point* oder künſtlich geſtickter Arbeit nachahmen ließ, gegen die unſrigen, wenn ſie mit Gerichten von Porcellain oder Email beſetzt ſind, ſehr verlieren. Unſre Köche ſind in der Mythologie, der Geſchichte, der Dichtkunſt, der Mahlerey, der Heraldik und überhaupt in allen nur immer mœglichen Künſten und Wiſſenſchaften weit erfahrner als mancher Hofmeiſter, der doch ſonſt auch alles wiſſen muß, und es müßte Schade ſeyn, wenn ſie nicht eine Belagerung beſſer ausbacken könnten als der grœßte Feldmarſchall.

Urtheilen Sie alſo, was ich bey Ihnen auf dem Lande gelitten habe, wo ihre Krebſe nichts als Krebs, und ihre großen Karpen nichts als Karpen waren. Wie iſt es aber mœglich, daß Sie ihre Zeit ſo abgeſchmackt zubringen, und ihren Verſtand ſo wenig üben können. Noch iſt es Zeit ſich zu bekehren. Sie haben erſt zwanzig Jahr, und eine Figur die wenigſtens etwas verſpricht. Kommen Sie alſo zu uns. Ich will Ihnen die Manier und den Weg zur Bewunderung in einem Monate zeigen, und ſo können Sie vielleicht noch eine kleine Rolle am Hofe mitſpielen. — —

XXVIII. TROSTGRÜNDE BEY DEM ZUNEHMENDEN MANGEL DES GELDES.

Geld! entſetzliche Erfindung! du biſt das wahre Übel in der Welt. Ohne deine Zauberey war kein Räuber oder Held vermœgend das Mark zahlreicher Provinzien in eine Hauptſtadt zuſammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch ſeiner Nachbaren zu erhalten. Du warſt es, wodurch er zuerſt die Heerden ſeiner getreuen Nachbarn, ihre Erndten und ihre Kinder ſich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdeſt, waren keine Schatzungen, und keine ſtehende Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von ſeiner Heerde, der Weinbauer von ſeinem Stocke einen Eymer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem was er bauete: denn er hatte genug für ſich, und genoß des Opfers mit, welches er von ſeinem Überfluſſe brachte. Der Herr war froh ſeinen Acker zu verleihen, und ſo viel Korn dafür zu empfangen, als er für ſich und ſeine Freunde gebrauchte. Er würde erſtaunt ſeyn, wenn ihm ſein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von funfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grauſames und lächerliches Geſchöpf würde ein Geizhals zu der Zeit geweſen ſeyn, da man deine Zauberey, die Kunſt das Vermœgen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verſchreibung zu beſitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten ſeinen Schatz ausmachen müſſen. Zwiſchen dieſen Reichthümern hätte

er verhungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwelzen sollen? Auf seinen Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath für Würmer, seine Heerden für Seuchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbaren sicher stellen wollen?

Ehe du kamest, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und labe dich von meinem Biere, und iß von meinem Brodte. Es verdirbt ja doch, und die Erndte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamest, war der Unterscheid der Stände und die Begierde sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bey unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bey jeder Landplage gleich den geringsten unter seinen Flurgenossen an.

Ehe du kamest, war noch Freyheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden, und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Zankfüchtiger konnte eine Rechtssache weiter bringen, als seine Futterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korns nach dem Cammergerichte reisen, und kein Kluger in die Versuchung gerathen mehr Processe für andre zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währeten nicht länger als bis der Kriegesvorrath verzehrt war; und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamest, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehret noch die Erndten aus Westphalen für Wein und Coffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte als ein Bettler auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreyheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamest, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschahe nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das seinige mit dem Maasstabe in der Hand zumessen; die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Äckerzahl bestimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwey Erbtheile zusammen brachte. Man kannte keine geldreiche Leute, diese Verräther der menschlichen Freyheit; das Mittel Schulden zu machen, und tausend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen, und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben solte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhete, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker

mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder, beſchweret wurde.

Ehe du kameſt, entſchieden Klugheit und Stärke dieſe wahren Vorzüge der Thiere und Menſchen das Schickſal der Völker. Die Krœmer herrſchten nicht mit ihrem Gelde über die Tapferſten; und der Zugang zu den geheimſten Staatsrœthen konnte für eine Tonne Pöckelfleiſch nicht ſo leiſe als für eine Tonne Goldes in Wechſeln eröfnet werden.

Glückſelige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zuſehends verſchwindet. Wie mæßig, wie ruhig, wie ſicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können! wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mœgen, als ſie mit Gewalt verzehren, und für Würmer bewahren können! wenn der Bettler mit ſeinem tæglichen Brodte zufrieden ſeyn muß, und keine Pfänder mehr verkaufet werden können!

Bedauret demnach edle Mitbürger den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr den Reſt dieſes Übels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer ins Meer oder ſchickt ſie den bœſen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Coffee und neuen Moden verſorgen. Hungert die Einwohner der Stædte, die ohne Ackerbau, blos von eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt ſie, euch bey eurer Mæßigkeit zu laſſen. Ihr braucht alsdenn nichts wie Mauſefallen, um euch für die gefährlichſte Art von Feinden und Dieben ſicher zu ſtellen.

Johann Jacob . . . . .

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leſer werden dem Sophiſten zu gefallen, wenn ſie auch deſſen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünſche aber auch, daß ſie die Deklamationes der Freygeiſter unſrer Zeiten gegen den Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Würkung leſen werden.

XXXXII GRÜNDE, WARUM SICH DIE ALTEN SACHSEN DER BEVÖLKERUNG WIDERSETZT HABEN.

Indem jetzt die Bevölkerung eines Staats als deſſen vornehmſte Glückſeligkeit angeſehen wird: ſo verlohnt es ſich wohl der Mühe, die Gründe zu unterſuchen, warum unſre Vorfahren, die Sachſen, ſich derſelben von den älteſten Zeiten her widerſetzet, und ihre Jugend lieber zur Überziehung und zum Anbau fremder Länder ausgeſchicket, als zu Hauſe neben ſich geduldet haben. Ihre Meinung war unſtreitig, wie ſich aus unendlichen Spuren zeigt, daß ſie ihre Hœfe und Erbe beſetzt halten, und auſſerdem keine freye Markkötter, Brinklieger, Heuerleute, Bürger und andre Neubauer um und neben ſich haben wollten; und es iſt hœchſt wahrſcheinlich, daß ihre Kinder, in ſofern ſie keine Hoffnung hatten einen Hof zu erben, oder nicht niederträchtig genug waren als Knechte zu dienen, ſich dadurch genœthiget ſahen auszuwandern und auf Ebenthener zu ziehen. Allein die Gründe, welche ſie für dieſe ihre Meinung hatten, ſind nicht ſo einleuchtend; und wir können uns ſolche nicht lebhafter vorſtellen, als wenn wir einen dieſer Alten in öffentlicher Verſammlung auftreten, und gegen die Neubauer ſprechen laſſen:

»Liebe Freunde und Rechtsgenoſſen, mogte er ſagen, wir haben uns in dieſer Mark als Männer vereiniget, welche Ehre und Gut beſitzen; die Geſetze worüber wir uns verglichen haben, gründen ſich auf dieſen Beſitz; die hœchſte Strafe iſt der Verluſt deſſelben, und die mindern Vergehungen werden mit einem Theil unſers Vermœgens gebüſſet. Was ſollen wir aber mit freyen Neubauern anfangen, die wenn ſie ein Verbrechen begehen,

ihre geringe Hütte, ihr Gärtgen oder ihre anderthalb Scheffelsaat Landes im Stiche lassen und davon flüchten können? Unser einer, der einen ganzen Hof besitzt; der mit seinem Hofe auch seinen Stand und seine Ehre unter uns einbüsset; und wo er sich auf flüchtigen Fuß setzt, überall mit seinen Kindern nichts als die Knechtschaft oder ein schlechtes Loos zu erwarten hat; wird sich wohl hüten die Gesetze zu brechen. Unser einer wird nicht gern sein ganzes oder halbes Vermœgen daran wagen, um seinen Nachbaren todtzuschlagen. Wie können wir aber von Neubauern, die wenig oder nichts zu verlieren haben, ein gleiches erwarten? Werden wir dadurch gebessert, wenn sie ein Verbrechen begehen, daß wir ihnen ein elendes Leben nehmen, oder sie mit Ruthen peitschen lassen? Können wir Leute, die unter solchen Strafen stehen, für unsere Rechtsgenossen erkennen; sie mit zu unsrer Versammlung ziehen, und wenn sie sich, wie leicht vorher zu sehen, gleich den Heuschrecken vermehren werden, von der Mehrheit ihrer leichtfertigen Stimmen das Wohl unsers Staats und unser eigenes abhangen lassen? Werden sie nicht mit der Zeit, wenn sie von dem Mächtigern gehegt und geschützet werden, diesem ihren Schutzherrn zu gefallen, unsre Verræther und Unterdrücker werden? Werden sie nicht bald den grœßten Haufen ausmachen, und eine ganz neue Gesetzgebung erfordern? Kann ein solches liederliches Gemengsel anders als durch Leib- und Lebensstrafen regieret werden? Und wird derjenige Schutzherr, der sie auf diese Art regiert, nicht bald zu mächtig, nicht bald unser Oberherr und zuletzt unser Tyrann werden? Und warum sollen wir dergleichen Leute in unsern Marken sich ansetzen lassen? Im Kriege kommen sie uns nicht zu statten; von einem elenden Kotten können sie sich so wenig Waffen als Unterhalt schaffen; und mit Billigkeit können wir auch nicht fordern, daß sie sich für einen Staat aufopfern sollen, der ihnen nichts als eine elende Hütte erlaubt hat. Weg also mit diesem Ungeziefer. Wollen sie als Knechte dienen, so mag sie derjenige annehmen, der für ihr Verbrechen einstehen und für sie bezahlen will. Knechte haben eine ewig todte Hand; sie können nicht fechten, nie etwas erwerben, nichts verjähren, und uns mithin auf keine Art gefährlich werden. Gönnet man ihnen auch ein Stück Vieh auf der gemeinen Weide: so widerspricht ihr Stand allemal ihrer Befugniß. Wir sind also sicher gegen ihre Ausdehnung. Aber freye Neubauer können erwerben; sie können Markgerechtigkeit erhalten; sie können sich eins über das andre anmaßen; sie müssen nothwendig unsre Weiden und unser Holz, es sey nun heimlich oder öffentlich, mitgebrauchen; und wenn wir nicht beständig gegen sie auf unsrer Hut und auf der Jagd sind: so werden sie sich wie Heerden zusammen ziehen, Mauren um sich aufwerfen, und uns auf die Köpfe schleudern, wenn wir sie in Schranken halten wollen. Und was werden unsre Nachbaren sagen, wenn einer von diesen Neubauern zu ihnen kömmt, und bey ihnen ein Verbrechen begehet? Werden sie nicht von uns fordern, daß wir den Umständen nach, den Schaden für ihn gut machen sollten? Woher nehmen wir aber diesen, wenn der Neubauer keinen Hof unter uns besitzt? Wollen wir es aus dem unsrigen bezahlen, oder werden unsere Nachbaren damit zufrieden seyn, daß wir ohne alle Vorsicht stœßiges Vieh oder unsichere Menschen unter uns dulden?'

Es kann niemand, der den Geist der sächsischen Freyheit kennet, und den Mitteln, wodurch sie solche erhalten haben, aufmerksam nachspüret, an der Richtigkeit dieser

Gründe zweifeln; und wenn wir uns einigermaßen wieder in ihre Stelle ſetzen: ſo werden wir gerade eben ſo denken. Wir dürfen nur z. E. in Gedanken mit einigen guten Freunden und Freundinnen in eine wüſte Gegend ziehen, und dort einen kleinen Staat errichten. Keiner von uns wird leicht auf eine Leib- und Lebensſtrafe verfallen; keiner wird es wagen, ſeinem Freunde anzumuthen, daß er des andern Henker ſeyn ſolle. Wir werden es alſo zur erſten Regel machen, daß derjenige, der ſich wider einen andern verſündiget hat, demſelben genug thun, oder aber von allen Vortheilen und Nutzungen ausgeſchloſſen, und der Rache des Beleidigten überlaſſen ſeyn ſolle. So bald wir aber von dieſem Grundſatze ausgehen, werden wir keine flüchtige unangeſeſſene Leute unter uns dulden. Wir werden keinen zum Mitbürger aufnehmen, der nicht Schaden und Vortheil mit uns theilet, und durch den Verluſt ſeines Antheils hinlänglich geſtrafet werden kann. Man findet dieſen Plan in den älteſten Verfaſſungen, und es gehœrte ſchon eine ganz andre Denkungsart dazu Staaten nach heutiger Art einzurichten.

Leib- und Lebensſtrafen haben entweder bey ziehenden Völkern, oder aber bey einer vermiſchten Bevölkerung Überhand genommen. Man übte ſie zuerſt blos an den Knechten aus; und die ebenbürtige Geſellſchaft mußte ſich erſt in eine Miſchung von Unterthanen verwandeln, ehe man es wagen mochte, ihr von Staupenſchlægen und Torturen vorzuſprechen.

Die vermiſchte Bevölkerung nahm zuerſt unter dem Schutze mächtiger Herren ihren Anfang. Dieſe maſſeten ſich des Armenſchutzes an, und unter Armen ſind alle Einwohner der Stædte, Heuerleute und alle kleine Beywohner verſtanden. Die Hyen und Heden, und allerhand Gotteshaus- und heiligen Schutzleute wurden erfunden, um Neubauer zu decken. Diejenigen ſo einzeln unſicher ſchienen, wurden in ſolche Hoden zuſammen gehoben, um die Sicherheit mit geſamter Hand zu beſtellen, und mit Hülfe ihrer Beſchützer entſtanden bald große Stædte, welche die ehrbaren Grundſätze der Landeigenthümer zulezt ganz verdunkelten. Vorher war die Menge der Knechte groß, und wer ſich darunter nicht begeben wollte, gleichwol aber nicht zum Eigenthum eines erforderlichen Landerbes gelangen konnte, mußte nothwendig auswandern und neue Gegenden aubauen; ein Umſtand, welcher die erſten Menſchen immer mehr nœthigte auseinander zu ziehen, und nach des Schöpfers Abſichten den ganzen Erdkreis zu bevölkern.

Noch vor zweyhundert Jahren, wie man keine Neubauer aufnahm, war die Menge der Knechte in Weſtphalen ſehr groß. Ein begüterter Edelmann hatte derſelben insgemein einige hundert, welche ihre Freyheit nicht ſuchten, und bey den ihrigen ſo hängen blieben. Seitdem aber der Neubau überhand genommen und eine Menge von Nebenhäuſern entſtanden, kauft ſich jedes Kind, das nicht zum Hofe gelangt, frey, und ſetzt ſich auf ſeine eigne Hand. Vorher mußte einer, der eine zweyte Leibzucht bauete, ſich verbinden, ſolche nach dem Abſterben desjenigen, für welchen ſie hatte geſetzt werden müſſen, wieder niederzureiſſen; jezt ſind wir nicht ſo ſtrenge, und die Bedürfniſſe von Menſchen und Gelde haben dem Staate ſo wie den menſchlichen Begriffen eine ganz andre Wendung gegeben.

XXXXIIII. SCHREIBEN DES HERRN VON H...

Auf meine Ehre. Die Liebhaber der edlen Jægerey ſind mit einander ausgeſtorben. Ich wünſche, daß ich beyde Beine zerbreche, wenn ich heute, Hubertustag, ein Horn ge-

hœret habe. Wenn ich das in meiner Jugend erlebt hätte: so würde ich solches für ein weit bœser Zeichen als funfzig Cometen gehalten haben. Wo will das aber hinaus? Und was will man zulezt auf dem Lande anfangen?

Mein Vater, der lange in Ungarn gegen die Türken gedienet und sein Lederwerk, was er auf der Jagd brauchte, diesen Unchristen bey lebendem Leibe aus dem Baste gerissen hatte und gewiß die Welt kannte, pflegte mir oft zu sagen: Mein Sohn, bleib der edlen Jægerey treu. Sie erhält und vergnügt dich daheim; ehrt dich bey großen Herrn; dienet dir im Felde, und macht dir alle Bissen gut schmecken. Und diese Lehre habe ich auf meine Ehre richtiger gefunden, als alles, was ich mein Lebetage in Büchern gelesen.

Vier Jæger, ein gut Stück Rindfleisch und ein ehrlicher Trunk, darüber geht mir nichts. Was haben die für Gesichter gegen unsre gekräuselten jungen Herrn und aufgethürmten Pasteten? Ich komme alle Jahr für meine Sünde in die Stadt, und speise bey Hofe. Da sitzt ein jeder als wenn er aufs Maul geschlagen wære. Von politischen Dingen dürfen sie nicht sprechen. Aus Büchern schæmen sie sich zu sprechen. Lustige Histœrgen sind gar aus der Mode. Die Komplimente sind bald aus. Den Wein trinken sie aus Fingerhüten; und ein Bœf alle Mode kömmt gar nicht mehr auf den Tisch. Wenn ich mich dagegen erinnere, was zu meines Großvaters Zeit die Gesellschaften waren, wie ein halb Duzend Weidgenossen, die den Tag über sich im Felde gebraten hatten, Hände und Mäuler bey Tische gehen liessen, was da gesprochen, gelacht und getrunken wurde: so möchte ich auf meine Ehre lieber der wilde Jæger als ein heutiger Landmann seyn.

Das Landleben ist jezt nichts als die abgeschmackteste Langeweile die man sich erdenken kann. Man kömmt zusammen in der Stube; steht auf einem gewächsten Boden, daß man sich alle Augenblick den Hals zerbrechen möchte, und geht so nüchtern auseinander, wie man zusammen gekommen ist; und wenn man sich recht vergnügen will: so bringt man die verdammten Karten her. Hœchstens spatziert man, und spatziert und spatziert bis einem der Angstschweiß ausbricht.

Ich wundre mich gar nicht, daß manche Haushaltungen nicht fort kommen. Wenn man vordem von der Jagd zurück kam: so besuchte man noch wohl einmal seine Hofdiener, und sahe was sie machten; und hielt sie beständig bey der Arbeit, weil sie einen hinter allen Hecken vermuthen mußten. Aber jezt; jezt wissen die Faullenzer, der Herr kommt im Thau gewiß nicht; auch nicht wenns regnet; auch nicht wenn die Sonne brennt; auch nicht vor 11 Uhr des Morgens; auch nicht vor 5 Uhr des Abends; und so stehlen sie dem lieben Gott den Tag, und ihrem Herrn das Brod. Die Engländer das waren noch Leute. Wie sie hier waren, jagten sie nach einem Kirchthurm über Stock und Block, Hecken und Graben, wenn sie keinen Fuchs auftreiben konnten; oder sie liessen des Morgens früh eine gebratene Speckseite über den Weg schleifen, und jagten hernach mit ihren Hunden auf der Spur dieses Schweinewildes, blos um sich an dem Geläut der Hunde zu ergetzen, und ihren Rostbif im Schweiß ihrer Angesichte zu verzehren. Einem solchen Exempel müssen wir folgen, wenn wir das Landleben von dem Fluche der Langweile befreyen wollen.

Ich habe noch eine Sammlung, von achtehalbhundert Weidsprüchen, und einen dicken Band voller Fuchshistorien, welche von meinen Vorfahren gesamlet sind: damit konnte man sich Jahr aus Jahr ein auf die angenehmste Art in Gesellschaften ergötzen. Aber

jezt iſt die ewige, und allezeit fertige Karte der einzige Behelf; und ich will einen körperlichen Eyd darauf ablegen, daß keine von unſern Frœlens auch nur einmal einen rechten Leberreim zu machen weis. Vordem ſchoſſen ſie noch wohl einmal mit nach der Scheibe, und brachten demjenigen, der den beſten Schuß gethan hatte, den großen Becher zu. Aber nun, das Gott erbarme, ſinken ſie in Ohnmacht, wenn ſie einen Schuß hœren.

Die heutige Zierlichkeit iſt der Tod aller Luſtbarkeiten. Kein Ellenboge auf dem Tiſche, kein Glas in der Hand, kein Auge das glüet, kein Herz das lacht, — — Schieß mich todt Kerl, damit ich das Unglück nicht länger anſehen mœge.

P. S. A propo! wie befindet ſich des Hrn. Oberjægermeiſters grüne Perüke, worinn er vordem dieſen Tag zu feyren pflegte? Hat er ſie auch von den Mäuſen auffreſſen laſſen?

LI. ÜBER DIE ART UND WEISE WIE UNSRE VORFAHREN DIE PROCESSE ABGEKÜRZET HABEN.

In dem Frieden, welchen Symon Edler Herr zur Lippe, mit dem Oſnabr. Biſchofe Ludolf im Jahr 1305. einzugehen genœthiget wurde, und worin er ſeine beyden Schlöſſer zu Rheda und zu Enger ſchleifen zu laſſen verſprach, heißt es zuletzt:

»Und wenn künftig unter ihnen ſich neue »Irrungen hervorthun ſollten: ſo wollten ſie »beyderſeits vier von ihren Dienſt- oder Burg»leuten an einen dritten Ort zuſammen ſchi»cken, welche die Streitigkeit binnen 14 Ta»gen entweder in Güte oder zu Recht aus»machen ſolten, und wenn ſie damit binnen »14 Tagen nicht fertig würden, ſolten ſich »dieſe acht Schiedsleute nach Bielefeld, und »wenn ſie dort auch binnen 14 Tagen noch »nicht übereinkæmen, nach Herford begeben, »und ſo lange von 14 Tagen zu 14 Tagen »aus einer Stadt in die andre gehn, bis ſie »ſich eines Spruchs verglichen hätten.

Dieſe Art, die Streitigkeiten zu entſcheiden, war damals nichts ungewöhnliches. Indeſſen verdient die Denkungsart, worauf ſich ein ſolcher Plan der Entſcheidung gründete, noch immer eine genauere Betrachtung, beſonders da derſelbe das Geheimniß zu enthalten ſcheint, wodurch unſere Vorfahren die Weitläuftigkeit der Proceſſe zu verhindern gewußt haben.

Das Merkwürdige in dieſem Plan iſt nicht die Wahl einiger Schiedsrichter; dieſe werden auch jezt noch wohl erwählet; es beruhet auch darauf nicht, daß jeder Theil gleiche Stimmen ſchicken, und keiner vor dem andern wie auch kein Dritter dabey den Ausſchlag zu geben haben ſolte; denn auch dieſes iſt nur eine gemeine Erfindung. Das Große, was in der Sache ſteckt, iſt dieſes, daß den erwählten Schiedsleuten die Macht gegeben wurde einen Vergleich von Amtswegen zu treffen.

Ich weis nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke. Wenn unſre heutigen Richter die Partheyen zur Pflegung der Güte vorladen, und ihnen die beſte Vorſchlæge thun, dieſe aber ſolche nicht annehmen wollen: ſo haben ſie, einige geringe Sachen ausgenommen, nicht die Macht zu ſagen: ihr ſolt ſie annehmen; auch unſre heutigen Schiedsrichter haben eigentlich dieſe Macht nicht; ſondern beyde ſprechen ein Urtheil, und ſetzen dabey: von Rechtswegen.

Dieſe Art der Entſcheidung kannten unſre Vorfahren gar nicht; ſondern diejenigen, welche eine Sache zu entſcheiden hatten, ſie mochten nun dazu erwählt oder beſtellet ſeyn, eröfneten, was ſie gut und billig befanden, und die Partheyen mußten dies für Recht annehmen. Ihre Vollmacht war alſo von ungleich weitern Umfange als die Vollmacht unſrer heutigen Richter, die auf Geſetze und

Ordnung ſchweren, und an dem traurigen Buchſtaben kleben müſſen. Wenn man von dieſen viere ſo lange zwiſchen Bielefeld und Herford reiſen laſſen wollte, bis ſie ein Urtheil gefunden hätten: ſo würde oftmals ein Gewiſſenszwang mit eintreten können. Wenn man aber vier Leute mit der Vollmacht erwählt, die Sache nach ihrem Gut- und Billigfinden abzuthun: ſo iſt es ihre Schuld, wenn ſie ſich nicht endlich müde zanken und vereinigen. Vier ehrliche Leute von beyden Seiten, die ſich alle Tage quælen, und nur ſtündlich ein Haarbreit gegen einander nachgeben, müſſen endlich auf eine Linie zuſammen treffen, welche für beyde Theile von dem mindeſten Nachtheile iſt. Und die Parthey ſo ſich damit nicht beruhiget, verræth eine eitle Zankſucht.

Wenn man mit dieſer Vorausſetzung auf die Sorgfalt zurückgeht, womit unſere Vorfahren darauf beſtunden, daß jeder Parthey nicht allein ebenbürtige ſondern auch Gerichtsgenoſſe Urtheilsweiſer gegeben werden mußten: ſo fühlt man erſt, wie groß ihre Einſicht geweſen. Denn vier Fürſten konnten die Sache eines Edelmanns nicht damit entſcheiden, daß ſie ſagten: ſie fänden es ſo gut und billig. Vier Edelleute konnten auf dieſe Weiſe eben ſo wenig die Sache eines Bürgers richten; und vier Bürger waren auch allerdings unbefugt den Proceß zwiſchen zweyen Landleuten gleichſam nach ihrem Gutdünken zu endigen; auſſer dem Falle, wo der Edelmann, der Bürger oder der Landmann ſich dergleichen Richter von freyen Stücken gewählt und ſein Vertrauen darauf geſetzt hatte. Eine ſolche Vollmacht, wie unſre Vorfahren dem Richter oder vielmehr den Schöpfen gaben, konnte keinen andern als ebenbürtigen und gerichtsgenoſſen Perſonen ertheilet werden, die auf den Fall, daß ſie in gleiche Streitigkeiten verwickelt wurden, dasjenige wider ſich gelten laſſen mußten, was ſie als Urtheilsweiſer über andre ihres Mittels gut fanden.

Überhaupt aber kommen wir hier auf die beyden Hauptarten Streitigkeiten zu endigen. Die erſte iſt,

daß ein ebenbürtiger und genoſſer Mann nach ſeinem Gutdünken ſage, wie es ſeyn ſolle.

Die andre,

daß ein Gelehrter, der den Partheyen ſo wenig ebenbürtig als Genoß iſt, ſage, was die Geſetze auf den ſtreitbaren Fall verordnet haben.

Die erſte war die Art unſer Vorfahren: die letztere iſt die unſrige, nach welcher ein Doctor am Cammergericht dem gröſsten Reichsfürſten Recht ſprechen kann.

Es iſt der menſchlichen Freyheit unendlich viel daran gelegen, daß beyde Arten nicht vermiſchet werden. Unſre heutigen Philoſophen und philoſophiſchen Rechtsgelehrten, ja ſelbſt Cabinetsminiſter und Juſtitzreformatoren, tragen kein Bedenken zu ſagen:

«Der Richter müſſe auf das wahre, das «gute, das heilſame und das billige ſehen, ſeine «geſunde Vernunft brauchen und darnach «ſprechen, ohne ſich um alle römiſchen Geſetze und die Gloſſatoren zu bekümmern. «So hätten es unſre Vorfahren gemacht.

Allein ſo wahr dieſer Satz iſt, wo die Partheyen ebenbürtige und genoſſe Richter erhalten: ſo falſch, ſo verrætheriſch iſt er im Gegentheile, und in unſer heutigen Verfaſſung. Wie, ein Fürſt ſolte acht fremde Männer verſchreiben, ihnen ihren Unterhalt reichen, und ihnen die Vollmacht ertheilen können, nach der Vernunft, nach der Billigkeit, nach ihrer Weißheit zu entſcheiden? Und das ſolten unſre Vorfahren geduldet haben?

Die Weisheit gränzt ſo nahe an die Willkühr, daß man unmittelbar von der einen zur andern übergehen kann; und wo Weisheit

und Macht in einer Hand sind, da ist des Herrn Wille natürlicher Weise allezeit die Weisheit selbst. Wenigstens ist kein sterblicher Mensch im Stande die Furche anzuweisen, wo die Willkühr sich von der Weisheit scheidet. Und wenn es einer wagen wollte: so würden ihm gleich zehn andre widersprechen. Unsre Vorfahren waren in diesem Stücke so genau, daß sie denjenigen sofort für einen Knecht hielten, der von eines ungenossen Menschen Ausspruch abhangen mußte. Alle Fremde erfuhren dieses, so bald sie sich ohne Geleit ausser ihrer Heymath befanden, und sich mithin nicht auf ihre Genossen zu Hause berufen mochten.

Ganz anders verhält es sich in dem Falle, wo ein ehrlicher Markgenosse nicht von der Weisheit seines Holzgrafen, nicht von der Vernunft des Partheyenrichters, und auch nicht von der Auslegungskunst der Gesetzgelehrten, und noch weniger von dem Despotismus der unter dem Namen einer guten Policey bisweilen offenbare Gewaltthaten ausübt; sondern von dem Urtheile seiner Mitmärker abhängt. Wenn diese es gut und vernünftig finden, daß er nicht mehr als zwey Gänse und einen Ganten haben soll; wenn diese ihm verbieten auf dem Grasanger Plaggen zu mehen; wenn diese ihm dahin zu Recht weisen, daß er sein Schwein krampfen soll: so hat er die Beruhigung zum voraus, daß sich mit ihm alle so dieses Recht weisen, in einem gleichen Falle befinden; und das Recht was sie ihm sprechen, auch wider sich gelten lassen müssen; anstatt, daß wenn ihm der Policeycommissarius befiehlt keinen Coffee zu trinken, dieser den seinigen ungestört herunterschlürft, und seinen Befehl blos mit der Vernunft und Weisheit (diese ewigen Kupplerinnen der menschlichen Leidenschaften) rechtfertigen kann.

Da unsre Vorfahren gar keine geschriebene Gesetze duldeten, weil sie voraus sahen, daß solche mit der Zeit eigne Ausleger und Rechtsgelehrte nach sich ziehen, und die heutige Art Streitigkeiten durch gelehrte und ungenosse Männer zu entscheiden befördern würden: so konnten sie auch nicht anders verfahren. Es konnte nach keinen Gesetzen gesprochen werden; sondern die bestellten Urtheilsweiser sprachen nach dem was ihnen, ihren Kindern, ihren Nachbarn und der ganzen Gemeinheit nützlich und heylsam schien; oder sie bezeugten in jedem vorkommenden Fall die löbliche Gewohnheit, und dieses ihr Zeugnis war zugleich ein richterliches Urtheil. Zum Zeugniß einer Gewohnheit konnte aber kein bloßer Gelehrter zugelassen werden. Um eine adliche Gewohnheit zu bezeugen, ward ein Edelmann und zur bürgerlichen ein Bürger erfordert. Jezt hingegen besteht die Kunst zu richten fast nur in der Gelehrsamkeit und Auslegungskunst, und kein Ort in Europa hat sich dagegen besser gewahret, als die kleine Stadt Norica oder Nursia in Italien, wo es durchaus erfordert wird, daß die Obrigkeit weder lesen noch schreiben könne. Jezt erlauben wir beynahe den Gutsherrn das Zeugniß darüber: ob diese oder jene Art von Leuten zu den Leibeignen oder Freyen gehöre, da doch eigentlich und so balde darüber Streit ist: ob einer frey oder eigen sey; oder ob ein Daelfreyer nach Leibeigenthumsrechte gerichtet werden könne oder nicht, die Sache nicht blos von dem Urtheile oder Zeugnisse des einen Theiles, ohne daß der andre auch seine Genossen dabey habe, abhangen kann. Überhaupt glaubten unsre Vorfahren, die Weisheit der Katze könne niemals einen gültigen Spruch wider die Mäuse hervorbringen; sondern Mäuse mußten von Mäusen und Katzen von Katzen beurtheilet werden.

Aber wird man sagen, der Streit der Mäuse unter sich ist von so großer Wichtigkeit nicht, daß sie ihn nicht leicht von einigen ihres Mittels austragen lassen sollten. Die Hauptsache ist, wenn die Katze gegen die Mäuse, oder eine Mark gegen die andre, und eine Genossenschaft gegen die andre die Gränzen ihrer Befugniß übertritt, und den Landfrieden bricht. Was hatten unsre Vorfahren hier für Richter?

Nach dem Exempel der oberwähnten von beyden Seiten erwählten 4 Schiedsleute zu rechnen, welche so lange zwischen Herford und Bielefeld reisen sollten, bis sie ein Urtheil fänden, mag es hier einige Mühe gekostet haben. In der That aber erkannte man zuerst hier keinen Richter, und wie man den Kaiser nachwärts zum Friedensrichter erhielt, bekümmerte sich auch dieser nicht darum, wer von zweyen Partheyen Recht hatte oder nicht. Die Macht des Kaisers gieng nur dahin zu beachten, daß die Austræge alle 14 Tage von Herford nach Bielefeld ritten und ihre Pflicht in diesem Stücke aufs genaueste beachteten. Aber den Streit selbst konnte der Kaiser, weil seine Weisheit nichts damit zu thun hatte, unmœglich entscheiden. Denn wenn er dieses hätte thun wollen: so blieb ihm doch nichts übrig, als vier Schöpfen von einer und vier von andrer Seite erwählen, sodann solche so lange in einem Zimmer verschliessen, oder von einem Orte zum andern reiten, oder auch in geschlossenen Schranken fechten zu lassen, bis sie das Recht gefunden hatten. Der Kaiser konnte darauf achten, daß sie im letztern Fall mit gleichem Winde und gleichem Gewehr fochten; er konnte darauf halten, daß redliche und ebenbürtige Biederleute gegen einander geschickt wurden. Aber das Recht oder die Wahrheit selbst konnte er unsern Vorfahren nicht weisen, weil noch keine geschriebene Gesetze vorhanden waren, und alle menschliche Weißheit, so lange es an geschriebenen Gesetzen fehlt, auf eine Willkühr hinaus lauft, und so verschieden ist, als die Menschen selbst verschieden sind. Natürlicher Weise sagte die Weißheit der einen streitenden Parthey ja; und die Weißheit der andern nein; und wer konnte ohne der einen oder der andern Gewalt zu thun, eine dritte Weißheit urtheilen lassen?

Die Gallier suchten sich auf eine andre Art zu helfen. Sie hatten ihre Druiden oder eigne Priester, welchen sowol die Civil- als Criminaljurisdiction anvertrauet war; und die, wie wohl zu merken, von keiner hœhern weltlichen Macht bestellet oder besoldet wurden, indem sie ihr geistliches Oberhaupt selbst durch die Mehrheit der Stimmen wählten, und wann die Stimmen gleich waren, zum Zeichen ihrer völligen Unabhängigkeit die Sache mit dem Degen ausmachten.

Diese Druiden, an deren Stellen von dem ersten Monarchen besoldete Richter oder Grafen (*comites*) angeordnet wurden, mœgen zwar auch bisweilen zwey streitende Partheyen so auseinander gesetzt haben, daß eine gleiche Zahl von beyden Seiten erwählter Schöpfen, das Urtheil mit ihrem Eide oder mit ihrem Degen, oder mit Reiten zwischen Herford und Bielefeld haben finden müssen. Allein im Grunde scheinen sie vieles auch durch ihre eigne Weisheit entschieden zu haben, indem sie die gelehrtesten Leute ihrer Zeit waren, und über 20 Jahr studieren mußten. Ihre Weißheit war aber bey vorangeführten Umständen lange nicht so gefährlich als die Weißheit solcher Richter, welche von der hœchsten Macht im Staate angenommen und erlassen werden können. Zudem wußten sie die große Kunst ihre Weißheit in ein Gottesurtheil zu verhüllen, und die Partheyen gleichsam mit Orakeln zu scheiden. Eine Wendung, wodurch die menschliche Eigen-

liebe weniger als durch menſchliche Ausſprüche gekränket wurde.

Da ſie von keinem Regenten beſoldet wurden; und ohne Zweifel eben wie die Leviten keine liegende Gründe erwerben konnten, vielleicht auch nicht heyrathen durften: ſo war ihre Weisheit noch einigermaßen ohne Nachtheil der Freyheit zu ertragen; wenigſtens beſſer als die von den ſpætern Grafen, welche von einer hœhern Macht verordnet und beſoldet wurden; jedoch aber das Urtheil nicht ſelbſt zu ſprechen, ſondern nur dasjenige zu beſtætigen hatten, was ihnen von einer gleichen Anzahl beyderſeits oder von ſæmtlichen Genoſſen erwählter Schœpfen zugewieſen wurde. Hætten die Grafen eben wie jene, Gottesurtheile finden dürfen: ſo wære ſogleich alles was unter ihnen geſtanden, Knecht geworden.

Die Einrichtung mit den Druiden hatte indeſſen noch einen feinern Vortheil, welcher darinn beſtand, daß ſie von keiner Parthey als ungenoß angeſehen werden konnten. Das Schœpfenwerk hingegen bey den Deutſchen hatte die Unbequemlichkeit, oder wie andre denken werden, die Bequemlichkeit, daß kein Gemeiner mit einem Edelmann unmittelbar Procéß führen konnte. (Man muß aber hiebey wiſſen, daß alles, was wir jezt ſchatzbare Unterthanen nennen, noch in eigne Rollen oder Compagnien vertheilt war, und ſeine beſondren Vorſteher oder belehnte Gerichtsherrn hatte; und ferner, daß zur Zeit, wovon ich hier rede, unter einem Edelmanne der Hauptmann im Heerbanne verſtanden iſt.) War einem Gemeinen Unrecht wiederfahren: ſo gieng er zu ſeinem Gerichtsherrn, und nachdem die Umſtände waren, mußte dieſer ſein beſtes Pferd tummeln und die Sache für ihn ausmachen. Wære dieſe Einrichtung nicht geweſen: ſo hætte der Fall nothwendig oft eintreten müſſen, worinn Edelleute und Bauern, es ſey nun mit reiten zwiſchen Herford und Bielefeld, oder mit dem Degen gegen einander gekommen wæren. Dieſe Unſchicklichkeit zu verhüten, war jene Einrichtung nœthig. Die Anſtalt mit den Druiden hatte dieſe Unbequemlichkeit nicht. Der Druide konnte eben wie jezt ein gelehrter Richter ſelbſt einen Fürſten und ſeine Unterthanen, wenn ſie gegen einander auf der Rubrik einer Schrift zu Felde ziehen, ſcheiden.

Der belehnte Richter oder der Gerichtsherr hieß *Advocatus*, weil er die zu ſeiner Rolle gehœrige Leute zu Gerichte und zu Kampfe vertheydigen mußte. Die unter ſeinen Leuten vorfallende Streitigkeiten, ſo lange ſie nicht Leib und Gut betrafen, machte er nach ihrer Weiſung ſelbſt ab. Sobald es aber auf Leib und Gut ankam, mußte er bey den Galliern die Sache zu den Druiden; und ſpæter bey den Deutſchen zum Grafen verweiſen; eben wie jezt noch ein Capitain, oder ein Beamter dergleichen Sachen zum hœhern Richter verweiſen muß. Wir ſind noch jezt ſehr eifrig darauf, keinen Beamten einige Erkenntniß über das Mein und Dein zu geſtatten, ohne uns zu erinnern, daß der Grund dieſer Sache in den älteſten Zeiten geleget worden; und ohne zu wiſſen, was das *Liberty* und *Property* der Engländer eigentlich zu bedeuten habe.

Das ſonderbarſte bey dem allen iſt die Wendung, welche die Sachen genommen haben. So lange die Schœpfen eine ſtreitige Sache, nach dem was ihnen gemeinnützig und billig dünkte, entſcheiden, vergleichen oder abmachen mochten, wurde durchaus erfordert, daß ſie den Partheyen ebenbürtig und genoß waren. So bald aber die Kunſt ſtreitige Sachen zu entſcheiden, ſich auf die beſte Auslegung und Anwendung

der Geſetze gründete, ward der gelehrteſte und redlichſte Mann für den beſten Richter gehalten; der Edelmann verlohr mit Recht ſeinen Stuhl im Gerichte, ſo bald er ſich weniger auf jene Kunſt legte.

Die gefährlichſte Wendung aber, welche wir zu befürchten haben, iſt nun dieſe, daß ungenoſſen Richtern eben die Macht gegeben werde, welche vordem die Genoſſen hatten. Wenn dieſen, wie jenen, die Vollmacht ertheilet wird, blos nach der Billigkeit und nach dem, was ihnen Gemeinnützig oder Policeymæßig dünket, zu entſcheiden; wenn dieſen erlaubt wird, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, mit Hindanſetzungen unnœthiger Formalitæten zu verfahren; wenn dieſe von dem dürren Buchſtaben der Geſetze nur einen Haarbreit abweichen dürfen: ſo beruht Freyheit und Eigenthum einzig und allein auf der Gnade des Landesherrn; ſo kann er ſolche Leute zu Richtern verſchreiben, die in dem Lande, wo ſie nach ihrer Weisheit und Billigkeit verfahren ſollen, nichts eignes haben und keinem genoß ſind; die aus der Türkey oder Tartarey zu Hauſe ſind, und es nach unverwerflichen Gründen zeigen können, daß es vernünftiger ſey, die Beinkleider als den Huth unter den Arm zu nehmen. — — —

ISAAK ISELIN
ÜBER DIE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT.

SIEBENDES BUCH. ZWANZIGSTES HAUPTSTÜCK.

Allgemeine Betrachtungen über die Tugenden der Griechen und der Rœmer. Grundtrieb ihrer Verfaſſungen.

Die kurze Dauer der glänzenden Zeitpuncte von Rom und von Griechenland, verdienet eine beſondere Betrachtung. Warum haben die groſſen Tugenden, welche wir in den Geſchichten dieſer Staaten bewundern, ſo wenig gute Folgen hinterlaſſen? Warum ſind die Nationen, welche durch dieſelben groß geworden ſind, ſo leicht wieder in die äuſſerſte Erniedrigung gefallen?

Ich glaube den wahren Grund hievon darinnen zu finden, weil es meiſtens keine wahren Tugenden geweſen ſind.

Die wahren Tugenden ſind Früchte einer aufgeklærten Vernunft, einer erleuchteten und reinen Erkenntnis der Gottheit, einer allgemeinen Liebe des menſchlichen Geſchlechtes, und groſſer Gefühle, welche ſich nach Maaßgabe der mannigfaltig abwechſelnden Verhältniſſe des Tugendhaften bey jedem Vorfalle, durch eine zärtliche Empfindung von Güte und von Gerechtigkeit gegen einzelne Menſchen, oder gegen ganze Geſellſchaften verſchiedentlich äuſſern. Von den meiſten groſſen Thaten, welche in der alten Geſchichte hervorſchimmern, war ein feuriger und meiſtens mechaniſcher Trieb die Feder. Auch von der großmüthigſten Handlung ſchränkte ſich die Abſicht auf den Vortheil des herrſchenden Theiles eines Staates ein. Selten gab ein zärtliches und edles Gefühl von Menſchlichkeit ihr einen wahren Werth. Die aufrichtige und erleuchtete Begierde Menſchen, und ſo viel Menſchen als es mœglich iſt, glücklich zu machen, oder doch die Menſchheit in denen, die nicht von ihrem Volke waren, zu ver-

ehren, beseelte die wenigsten Helden des Alterthums. Die Gerechtigkeit war selten die Richtschnur ihrer öffentlichen Handlungen. Sie glaubten kaum sie den Barbaren, das ist, den Fremden, schuldig zu seyn. Ihre Großmuth, ihre Mäßigung, ihre Enthaltsamkeit waren sie meistens dem Mangel der Bekanntschaft mit den verführerischen Reizen schuldig, welche ihre Nachkömmlinge verderbet haben. Die Tapferkeit, die allgemeine Tugend dieser Republicaner, war bey den meisten ein Überbleibsel der Barbarey; und die Grausamkeit, mit welcher sie begleitet war, ist ein Beweis hievon. Die gereinigte Vernunft, die wahre Liebe des Guten, machten noch lange nicht den Charakter dieser Völker aus. Die Einbildung und die Leidenschaften waren noch immer die mächtigsten und fast die einzigen Triebräder, welche auch die Besten unter ihnen beherrschten. Auf diese gründete sich das Ansehn der Gesetze und der Obrigkeit, wie es in den despotischen Staaten auf die Einfalt und auf die Unwissenheit gebauet war. Wie die Sinnlichkeit dort Gehorsam und Stille bevestigte, so erzeugte die Einbildungskraft hier Ehrgeiz und ruhlose Unbändigkeit. Ihr Stand war also beynahe nichts als eine schimmernde, verfeinerte, und durch die glücklichen Einfälle der Weisheit einiger wahrhaftig tugendhafter und erleuchteter Männer gemilderte Wildheit. So war der blühende Zustand der Griechen und der Rœmer eine sehr glänzende, aber auch eine sehr vergängliche Erscheinung.

So bald die allgemeinen Gefahren verschwanden, so bald Ehre und Ansehen auch durch schlimme Mittel erworben werden konnten; so bald die feinern Lockspeisen der Wollust, der Pracht, der Üppigkeit gemein wurden; so bald mußten Menschen, welche die Tugend nur darum liebten, weil sie ihre Seelen in eine grosse Bewegung setzte, ihre Begierden auf andre Gegenstände wenden.

Da nun die Hintansetzung des gemeinen Besten eben so blendende Vorzüge und eben so wichtige Vortheile gewährete, als ehemals durch Aufopferung zu gewinnen waren: so machte derselbige Trieb die Bürger eigennützig, welcher ihre Voreltern großmüthig gemacht hatte.

Cæsar selbst wäre vielleicht zu der Tarquinier Zeiten ein Brutus, und Aristion zu den Zeiten des Hippias ein Aristogiton gewesen. Dieselbigen Rœmer, welche die Tarquinier mit einer solchen Wuth verfolget hatten, würden, wie ihre Nachkömmlinge, bey Cæsars blutigem Gewande geweinet haben. Dieselbigen Griechen, welche zu Marathon und zu Platea so tapfer für die Freyheit gefochten hatten, würden zu Philippus Zeiten so verdorben gewesen seyn, als es ihre Nachkömmlinge waren. Sie würden bey dem Ausrufe, durch welchen Flaminin diesen die Freyheit kund machete, in die gleiche unsinnige Freude verfallen seyn; und sie würden doch gleich unfæhig gewesen seyn, sie zu nützen und zu behaupten. Es fällt also ein grosser Theil des Werthes von den so gepriesenen Tugenden des Alterthums weg.

Ich bin weit entfernet, alle grossen Männer unter den Alten so weit herunterzusetzen. Ich verehre unter den Helden Griechenlands und Roms mehr als einen wahren Weisen, mehr als einen Epaminondas, und mehr als einen Scipio, ohne der Socraten und Platonen zu gedenken.

Allein die wahre Tugend war unter den Alten, wie unter den Neuen immer etwas sehr seltenes. Man wird in den ersten Zeiten der Staaten des Mangels derselben nicht so leicht gewahr, als in den spætern. Sie

wird da durch andre Triebfedern erſetzet. Sie ſcheinet ſogar noch nicht nœthig, da die Übel noch nicht überhand genommen haben, wider welche ſie den Bürger und den Staat verwahren ſoll.

Wie mehr die Völker an Grœſſe, oder an Reichthümern, oder an beyden zunehmen, deſto nœthiger wird die wahre Tugend. Die Scheintugenden, welche bisher die Stelle derſelben behauptet hatten, müſſen immer mehr von ihrer Stärke verlieren, und endlich gar verſchwinden. Man überſiehet nicht mehr ſo leicht das Ganze des Staates, und die beſondern Verhältniſſe aller ſeiner Theile. Man empfindet nicht mehr ſo leicht, wie die Ungerechtigkeit gegen die einzelnen Glieder, eine Ungerechtigkeit gegen das Ganze, und wie der Nachtheil des Ganzen der Schade jedes einzelnen Gliedes iſt. Das Gefühl der beſondern Unordnungen und der allgemeinen Unglücksfälle wird ſchwächer, weil ſie ſich mehr ausdähnen und vertheilen, und weil gar zu viele eigne Abſichten, Vorurtheile und Meynungen die Bürger und die obrigkeitlichen Perſonen zerſtreuen.

Mit jedem Zuwachſe an Reichthümern und an Macht wird in einem Staat eine grœſſre Weisheit und eine reinere Tugend nœthig; um ein rechtſchaffener Mann und ein guter Bürger zu ſeyn. Wie grœſſer, wie blühender ein Volk wird, deſto grœſſere Fæhigkeiten werden erfordert es zu beherrſchen; deſto ſchwerer wird der wahre Gehorſam; deſto mächtiger werden auf einer Seite der Ehrgeiz und die Neigung zu unterdrücken; deſto ſtärker wird auf der andern der Hang der Sclaverey; deſto ſchwächer wird das Geſetz gegen die Bürger, und der Staat gegen die Auswärtigen.

In ſolchen verworrenen Zeiten empfindet ein Volk am meiſten den Mangel der wahren Tugend, und in dieſen Umſtänden befanden ſich Griechenland und Rom zu der Zeit ihres Falles.

ACHTES BUCH. ZWÖLFTES HAUPTSTÜCK.

Freyſtaaten. Betrachtungen über die Freyheit.

Noch ſchneller und glänzender lebte in den beſſern Theilen von Europa, mitten unter allen Greulen der Misbräuche und der Barbarey, die republicaniſche Denkungsart wieder auf. Die gleichen Gründe, welche die Feudalverfaſſungen zu Monarchien erhuben, wurden da durch einen beſondern Zuſammenfluß vieler Umſtände noch wirkſamer und mächtiger.

Die Creutzzüge hatten die Einbildungskraft der Einwohner von Italien nicht zu fruchtloſen Poeſien allein erhœhet. Sie gaben ihnen glückliche Anläſſe, ſich auf das neue mit den Schätzen und mit den Annehmlichkeiten zu befreunden, welche Aſien zu dem geſegneteſten Welttheile machen; ihre Ausſichten und ihre Begierden zu erweitern; die Trægheit und die Armuth ihrer vorigen Barbarey mit Fleiſſe und mit Überfluſſe zu verwechſeln, und den Geſchmack des Schœnen und des Nützlichen wieder zu beleben.

So ward allmæhlich der Glanz und der Wohlſtand der wälſchen Städte wieder hergeſtellt. Ihre zunehmende Blüthe, ihre Macht, ihr Anſehn verdunkelten und erniedrigten bald die groſſen und kleinen Tyrannen, welche das übrige Land überſchwemmt hatten. Die Liebe zur Freyheit breitete ſich allerorten aus, und reizte die Unterthanen der Fürſten, ſich unter den Schutz der glücklichern Städte zu flüchten, und an den Vorzügen ihrer Bürger Antheil zu nehmen. Selbſt Groſſe und Edle wurden durch die Klugheit und durch die Übermacht der Städte

gezwungen, Ruhe und Vergnügen in ihren Mauren zu suchen, und die mächtigen Landesherren bekämpften umsonst die tugendhaftern und bessern Städter. Täglich wurden ihre Länder mehr entvölkert, und ihre Höfe von klugen und tapfern Bedienten entblößet.

Jede Tugend, jedes Talent, jede Leidenschaft, fanden in den triumphierenden Städten eine edlere und bessere Nahrung: und so breitete sich durch die Lombardie ein verzehrendes und mächtiges Feuer aus. Der Enthusiasmus für die Freyheit befiel, wie ein brennendes Fieber, auf einmal viele italiänische Völker. Auf einmal entstuhnden wieder aus dem Schooße der Sclaverey mächtige und furchtbare Freystaaten, derer die meisten nach vielen, theils glänzenden, theils abscheulichen Auftritten wieder in das alte Nichts zerfallen sind; andre aber bis auf unsere Zeiten eine Freyheit beybehalten haben, gegen welche vielleicht die Unterwürfigkeit manches andern Volkes beneidungswürdig ist.

Von dar verbreitete sich wie andre Keime des Guten mit glücklicherm Erfolge der Geschmack für die Freyheit, von den rohen Alpen an, bis in den kalten Norden.

Unter dem beständigen Kampfe des Thrones und des Priesterthumes, da oft der Adel und die Grossen ihre Pflichten gegen den erstern treulos und unbedachtsam aus den Augen setzten; in den Zeiten, da oft die Hilfe und das Geld der Städte die einzigen Zuflüchte der Kayser waren, und da gleich diesen die Landesherren nur ihre Leidenschaften und ihre Bedürfnisse fühleten; da diese die Rechte des Staates so wenig als ihre eignen Pflichten kannten: in solchen Zeiten erhuben nach Freyheit und nach Wohlstand strebende Städte und Länder ihre Häupter. Da sie unter der stürmischen Regierung ihrer Herren weder Ruhe noch Sicherheit, noch Aufmunterung fanden, so war es der Gerechtigkeit wie der Klugheit gemäs, daß sie alle Mittel anwendeten, sich solche selbst zu verschaffen. Sie bestrebten sich deshalben durch Geld, durch Gewalt, durch List, durch Dienste von Kaysern, von Königen, oder auch von ihren besondern Herren, Begünstigungen zu erhalten, welche sie Freyheiten nennten, das ist, Vorrechte, minder tyrannisiert zu werden als andre. Der vornehmste dieser Vorzüge war das Recht, durch selbst erwählte obrigkeitliche Personen regiert zu werden, an sich selbst nicht die wesentliche Freyheit, sondern nur eine Stuffe darzu. So entstuhnden in Deutschland Municipalregierungen, Reichsstädte, Reichsländer.

So roh und so elend die Verfassungen dieser halbrepublicanischen Staaten waren, so gelangten sie doch vor allen übrigen Städten und Ländern zu einer ausnehmenden Blüthe. Die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit waren freylich da nicht selten, und die wahre bürgerliche Freyheit war da noch sehr unbekannt. Der Bürger schätzte sich glücklich, keinen offenbaren Räubereyen mehr ausgesetzt zu seyn, und er unterwarf sich desto geduldiger der Ungerechtigkeit oder dem Übermuthe derer, die aus seinem eigenen Mittel über ihn gesetzet waren, je mehr er Hofnung hatte, selbst an ihrer Gewalt und an ihrem Ansehn Antheil zu bekommen.

Die mit der Erhöhung seines Geistes, seines Stolzes, seiner Gewinnsucht, und seiner Emsigkeit verbundenen glücklichen Fortgänge, erzeugten in seinem Herzen eine rohe und unbändige Liebe des gemeinen Wesens, welche meistens, den selbstsüchtigen Gesinnungen des Ehrgeizes, der Habsucht und der Rachgier untergeordnet, die innerliche

Barbarey in den Gemüthern unterhielt, indem ſie die äuſſerliche Geſtalt davon aus den Städten verbannte.

Wie aus den italiæniſchen Städten mit der Handelſchaft, den Künſten und der Erleuchtung, die Liebe zur Freyheit in rohe Länder ſich ergoſſen hatte, ſo brachte ſie auch den unreinen Schlamm der dort herrſchenden Falſchheit und Laſter mit ſich.

In den Händen roher, unwiſſender, und daher auf ſich ſelbſt eingeſchränkter Menſchen, mußte ohnehin das Anſehen, welches die obrigkeitliche Gewalt unterſtützte, zu einem Werkzeuge der Unterdrückung und der Ungerechtigkeit werden; man wurd Rathsherr, Schöppe, Bürgermeiſter, um ſich und die Seinigen zu vertheidigen, um ſeinen Freunden zu helfen, und oft gar um andern das Ihrige zu entziehen. Der Stand des Krieges fieng wieder an; nur die Waffen wurden verändert. Nun nahmen die rechtlichen Wege die Stelle der offenbaren Gewalt, und der Angeſehnere die von dem Stärkern. Dieſer beſaß das was er andern abgedrückt hatte, mit eben dem Rechte, wie ein Sieger ein erobertes Land beſitzet.

Nach und nach nahmen ſolche Gemeinden die Geſtalt wirklicher Freyſtaaten an. Einige ſchwangen ſich durch eine Reihe glücklicher Begebenheiten, und durch die Tugenden, welche Rom und Sparta groß gemachet hatten, in eine gänzliche Unabhängigkeit. Als der Ruhm der meiſten italiæniſchen Freyſtaaten zu ſinken anfieng, ſo erhub ſich diſſeits der Alpen der eydsgenöſſiſche in dem groſſeſten Glanze, welchen die Tapferkeit einer Nation zu geben vermœgend iſt. Er hatte mehrere Jahrhunderte hindurch mit der Unterdrückung und der Tyranney zu kämpfen. Nachdem er lang alles zu fürchten gehabt hatte, wurde er endlich allem furchtbar, und ſetzte ſich zuletzt wieder in die beſcheidenen Verhältniſſe, die ſeinen engen Grenzen angemeſſen ſind. Wie die Gewäſſer, welche in ſeinem Schooſſe entſpringen, war er erſtlich eine ſprudelnde Quelle, die hoch von einem Berge herunterfällt; hernach ein tobender und wütender Strom; und endlich ein lieblicher und ſanfter Fluß.

Indeſſen blieb allen dieſen neuen republicaniſchen Verfaſſungen noch ein groſſer Theil der alten Rohigkeit. Alle behielten, jedoch die einen mehr, die andern minder, die Municipalverfaſſung bey; und unter allen nordiſchen und weſtlichen Freyſtaaten wird nicht leicht einer zu finden ſeyn, der ſich in Betrachtung der Geſetzgebung mit Rom und Sparta in Vergleichung ſetzen könnte.

Umſonſt aber wird man in Europa eine Republic ſuchen, die ſich einer Verfaſſung rühmen könne, welche die wahre bürgerliche und menſchliche Freyheit durch ein natürliches und unerkünſteltes Gleichgewicht der Regenten und der Bürger, durch eine weiſe und übereinſtimmende Geſetzgebung, und durch eine vernünftige Erziehung verſichert.

Die Freyheit iſt nicht die Frucht jedes Himmelſtriches, ſagen zween vortrefliche Männer(*). Ich glaube, man kann mit beſſerm Rechte ſagen: die Freyheit iſt nicht die Frucht aller Zeiten; nicht jedes Volk iſt für ſie reif. Geſetze ſind dazu nicht zureichend. Das Gleichgewicht der Stände und der Bürger iſt zwar für die Vollkommenheit der Verfaſſungen hœchſt wichtig; aber wo Weisheit, Tugend und Sitten mangeln; da iſt die wahre Freyheit unmœglich. Dieſe iſt die Herrſchaft der Geſetze und des groſſen Grundtriebes der allgemeinen Wohlfahrt. Ohne eine groſſe Erleuchtung der Geiſter, ohne eine beſondre Milderung der Gemüther, kann dieſe nicht beſtehen.

(*) J. J. Rouſſeau und Montesquieu.

Ohne dieſe groſſen und ſeltenen Vorzüge hat nur eine falſche, eine betrügliche Freyheit ſtatt; ein unſeliger Zuſtand, der oft ſo ſchlimm iſt, als die unumſchränkteſte Dienſtbarkeit.

Wehe dem Lande, deſſen Verfaſſung die Tugend und die Verdienſte zu zernichten, und den Geſchmack und die Empfindung davon zu erlöſchen, unglücklich genug ſeyn ſollte. Glückſelig hingegen muß der Staat ſeyn, in welchem die Erleuchtung einen ſo hohen Grad erreichet hat, daß ſeine Beherrſcher fähig ſind zu begreiffen, wie eng der Wohlſtand des Bürgers mit der Glückſeligkeit des Staates verknüpfet iſt und wie ſehr die Glückſeligkeit des Beherrſchers von der Glückſeligkeit des Staates abhängt. Alsdenn iſt keine Verfaſſung ſchlimm genug, daß ſie die Früchte der Weisheit und der Erleuchtung zernichten könnte.

THOMAS ABBT VOM VERDIENSTE.

DRITTES HAUPTSTÜCK. DRITTER ARTIKEL.

VOM VERDIENSTE DES SCHRIFTSTELLERS, DES KÜNSTLERS UND DES PREDIGERS.

Jeder Menſch, jeder Stand, iſt zwar unzufrieden mit dem Werthe, den er in andrer Augen hat, und entſchädigt ſich wegen des Verluſtes, den er dabey leidet, durch das Urtheil, das er ſelbſt über ſeinen Werth fället; allein, nirgends iſt wohl der Unterſchied der Urtheile gröſſer ausgefallen, als beym Verdienſte des Schriftſtellers. Er ſelbſt hält ſich beynahe für den unentbehrlichſten Menſchen, und tauſend andre, die keine Schriftſteller ſind, begreifen kaum, zu was ein müßiger Menſch, der noch die Zeit hat, ein Buch zu ſchreiben, wohl nütze ſeyn könne. Ich will allemal wetten, daß kein Abſchreiber auf einer Kanzelley, kein Rathsherr oder Sachwalter in dem kleinſten Landſtädtchen angetroffen werde, der ſich nicht bey ſich ſelbſt für ein nützlichers Glied der menſchlichen Geſellſchaft anſehe als Newtonen oder Leibnitzen; und der es nicht, wenn man ihn nur erſt in Eifer zu ſetzen weiß, auch ſagte. Alle übrigen Stände des bürgerlichen Lebens haben in der Geſellſchaft ihren beſtimten Standort, ihre angewieſene Stæte, aus welcher ſich ihr Beytrag zum gemeinſamen Beſten ohne Schwierigkeit angeben læßt. Der Weg, der von jedem Standorte auf das allgemeine Ziel hinführet, læßt ſich mit den Augen verfolgen, gleichet einer geraden Linie, deren Länge man durch die gemeine Meßſchnure nothdürftig beſtimmen kann. Die Bemühungen des Schriftſtellers gehen nicht ſo unmittelbar nach das gemeine Ziel hin. Er nimmt Umwege, ſcheinet, wie in einer krummen Linie, ſeine Richtung zu verändern, nicht immer in derſelben Ebene zu bleiben, und ob ſich gleich zulezt ſein Weg, vielleicht deſto ſicherer, zum Mittelpunkte des gemeinſamen Beſten herabſenkt; ſo iſt er doch den Augen des großen Haufens zu verwickelt, als daß ſie ihn verfolgen könnten. Man kann das Verdienſt des Schriftſtellers nicht nach den gewöhnlichen Formeln berechnen, wornach diß bey den andern Ständen angeht. Seine Linie iſt für viele zur Berechnung

ſchwer. Wir wollen hier einen Verſuch dazu machen.

Meine eigene Urtheile werden manchen hœchſt ſeltſam ſcheinen. Ich bekenne es aber hier öffentlich, daß ich nicht für die Eigenliebe, ſondern für die Wahrheit ſchreibe.

Wir leben in einer Welt, wo ich es als ausgemacht anſehen kann, daß Bücher unter den Menſchen ſeyn müſſen. Wir haben eine Bibel. Dieſe braucht mündliche und ſchriftliche Erklærungen und Wiederhohlungen: von dieſem Punkte gehe ich aus, und ſetze vier Klaſſen hœchſt brauchbarer Schriftſteller an, die ich auch für die oberſten erklære.

Ganz oben an ſtelle ich die Erbauungsſchriften, die mit einer wahren Salbung, das heißt, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinſten Verſtand, geſchrieben worden. Von ſolchen Schriften nur kann man mit Recht ſagen, daß ſie für das Publikum ausgearbeitet ſeyen; und auch dem Publikum nützen. Denn was für ein Publikum haben wohl alle witzige Herren und Schriftſteller? Man überrechne es einmal, Setzt zwanzig Millionen Menſchen für Deutſchland. Die witzigſte Schrift unter uns hat kaum achtzig tauſend Leſer. Alſo iſt ein ſolches Publikum der 250ſte Theil von Deutſchland, und die ſogenannten nützlichſten Wochenſchriften ſind immer 19 Millionen und 920 tauſend Deutſchen unbekannt. Der Handwerksmann braucht ſein Geld zu andern und nœthigern Ausgaben, als daß er jedes Jahr etliche Thaler zu deren Ankauf anwenden könnte. Dagegen aber haben ſich in ſeiner Familie einige Schriften herunter geerbt, oder ſeine Frau hat ſie ihm als einen Theil ihres Brautſchatzes mitgebracht. Von dieſer Art ſind die Schriften eines Arndts, eines Scrivers, und andre; indem faſt jedes Land ſeine eigenen Erbauungsbücher hat. Dieſe Schriften lieſet der gemeine Mann; in dieſen erbauet er ſich. Sie und ſein Morgen und Abendſeegen Buch, (worüber ſchon ſo oft und ſo unvernünftig geſpottet worden), haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen malen, die wichtigſten Dienſte geleiſtet. Wenn der Fürſt oder ſeine Diener Bluthunde und Gelderpreſſer ſind; wenn ſie dem fleißigen Handwerker nicht nur ſeinen Sparpfennig, ſondern auch ſeinen Zehrpfennig wegnehmen: was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? Und o! was bewahrt dann dieſe Menſchenquæler von der gewaltthætigen Hand, die oft, wie unſichtbar, durch Wachen und Mauren durchgedrungen iſt? Was, vor dem tödtlichen Bley, das durch die Luft ziſchet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Bruſt des Wüterichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauers hineingeprediget worden. Der arme Stædter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und trœſtet ſich in ſolchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Ausſicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Verſprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in ſeinen Zuſagen beſſer Wort halten werde, als ſein meineidiger Landesvater. Sein Abendſeegen, den er mit ſeinem ganzen Hauſe lieſet, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er ſich und alles, was ihm angehœrt, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt: ſo kömmt dadurch eine gewiſſe Ruhe in ſeine Leidenſchaften; eine gewiſſe Gelaſſenheit in ſein Thun, wodurch ſeine Nachbarn und ſeine

Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelaſſenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächſt dadurch bey ihm.

Das erbauliche Lied, welches das preußiſche Heer auf dem Wege, zum Angriff bey Liſſa, ſang, war zehen Heldengedichte und auch eben ſo viele Bataillons werth.

So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moraliſten ſammt und ſonders! ihr zierliche, witzige Schriftſteller, das thut ihr nicht! ihr Dichter, vom unterſten Nachtgedankenſchmierer bis zu Youngen und Kloppſtocken hinauf, das thut ihr nicht! ihr heilige Redner vom ſchœnlallenden Kandidaten bis zu Moshelmen hinauf, das thut ihr nicht! Geſetzt auch, daß eure Schriften dem gemeinen Manne verſtändlich wæren: woher ſoll er zweyhundert Thaler nehmen, um ſie ſich anzuſchaffen? woher die Zeit nehmen, um ſie zu leſen? Aber ſie ſind ihm nicht einmal verſtändlich. Es hat ſich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphyſik und andern Wiſſenſchaften eingeführt; es haben ſich Redensarten aus andern Sprachen in die unſrige eingeſchlichen, die jeder ſinnreiche Schriftſteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht verſteht, wenn er ſie auch zu verſtehen ſcheint. Er iſt immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; ſeine Bibel, ſein Catechiſmus, ſeine alte Bücher, ſein tæglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig ſind. Was davon abgehet, iſt für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geſchicke noch Muße, noch Gedult hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nœthig iſt. Ich habe ſchon zweymal unſre Bibel genannt. Wenn man ſie auch nur aus dem Geſichtspunkte der unter dem großen Haufen geſtifteten Erbauung betrachtet: ſo iſt ſchon das Verdienſt ihrer heiligen Verfaſſer ganz überwiegend. Troſt fließt aus ihr für die Bekümmerten, und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleiſche, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffærtigen zu fällen. Da ſie zum Grunde legt, daß kein Anſehen der Perſon vor Gott gelte, auch nicht der Unterſchied der Geiſtesgaben: ſo bekömmt der Arme Muth, und der Einfältige Dreiſtigkeit. Wenn der Niedrigſte im Volke ſeine Bibel vor ſich hat, das Wort ſeines Gottes: ſo iſt es ihm, als ob ſchon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wære. Sein Fürſt und ſein Beamter ſtehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne deſſen, der erhaben iſt über alles Fleiſch; der ſich der Witwen annimmt und die Wayſen gnædig anblickt, der Kœnige wegſchleudert von ſeinem Angeſichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und ſie zerſtreuet wie verwelkte Roſenblætter. Diß giebt ihm Gedult, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch ſchon Gewalt leidet, und, indem er zu ſeinem Gott ſeufzet, die grauſame Narren muß laut ſprechen hœren: «es iſt kein Gott!»

Der Nutzen unſrer Bibel würde freylich nicht ſo ausgebreitet ſeyn, wenn wir ſie nicht durch einen wohlfeilen Druck in die Hände des gemeinen Mannes gebracht hætten. Man kann wohl ſchwerlich die Wichtigkeit und das Verdienſtliche der kauſteiniſchen Anſtalt am hälliſchen Wayſenhauſe würdig genug preiſen. Dieſes Haus hat allein durch die Veranlaſſung und Beförderung dieſer Anſtalt den preußiſchen Staaten und dem ganzen Deutſchlande unſchætzbare Vortheile verſchaffet. Wære es denn nicht mœglich, dieſe Vortheile durch einen wohlfeilen Druck allgemein eingeführter Erbauungsſchriften noch zu vermehren? Könnte kein vornehmer oder reicher Mann bewogen

werden, neben den vielen Preisen, die zur Aufmunterung der Landwirthe und Künstler ausgesetzet sind, auch einige Kosten an die Auflage solcher Schriften zu wenden? wäre es nicht dahin zu bringen, daß in jedem Amte den ärmsten Brautleuten dergleichen Bücher umsonst als ein Hochzeitgeschenk mitgegeben würden; und daß die Prediger bey jedem neuen Ehepaare nachfrügen, ob sie unter dem übrigen Hausgeräthe auch mit einer Bibel und mit einer oder zwoen erbaulichen Schriften versehen wären? Aber noch einmal, um alles willen, was uns lieb ist! man lerne ja vorher recht, was erbaulich heiße? Nicht das unsinnige wiedergekäuete, und ekelhaft in einander gedrehte Geschwätze über den sogenanten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabey will gemacht haben; nicht die heuchlerische Schmeicheleyen, die man sich selbst dabey sagt, und der ganze Unrath, der von Dummheit ausgebrütet, von Stolz vermehret und von Neid herausgestoßen wird; nicht dieses macht die Erbauung aus. Finstre grausame Menschenbetrüger! wahnwitzige Dummköpfe! auf denen der doppelte Fluch ruhet, daß sie nämlich nicht denken sollen, und doch schreiben wollen! man darf sie nur auf einen einzigen Probierstein legen, um sie falsch zu finden. Kann man nach ihren Regeln ein Christ seyn, und zugleich ein fleißiger, nützlicher Bürger? Kann man, wie sie es verlangen, in der unthätigen Wachsamkeit über seine innre Kampfveränderungen verharren, und doch seines Berufes warten? unmöglich. Nun ist aber das letztere befohlen. Also ist ihre Forderung bloßer Tand; eine Religion, die nur für alte faullenzende Fräulen, und andre Personen aus eben derselben Klasse eingerichtet ist; die schwachdenkende Seelen und nichtsthuende Leiber zu Brüdern und Schwestern von einerley Stoffe und Berufe zum Besuche führt, damit sie von der Gnade schwätzen können und von der Ruchlosigkeit ihres Nächsten; von dem Verderben, dem sie entgangen sind, und das auf andre wartet; von den Lüsten, mit denen sie auch noch in ihrem Alter kämpfen, und von den Schwachheiten, darein junge Weltkinder verfallen. Kurz, weder die Methaphysik über das menschliche Herz, noch das alberne Zeug ohne Philosophie über dasselbe ist für den gemeinen Mann zugerichtet. Er braucht beydes nicht. Treu und fleißig in seinem Berufe wandeln; seinen Obern gehorchen; seinen Lüsten und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm seine Freude und Beruhigung suchen; einer fröhlichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewissen! diß muß er lernen; diß muß ihm erklärt werden; davon überzeuge man ihn; darinn wird seine Erbauung bestehen, die seinen Nebenmenschen und seiner eigenen Seele nützlich ist. Keine Sänger an statt der Arbeiter! keine Besuche um Gewissensfragen sich auflösen zu lassen, an statt der Berufsgeschäfte; keine eingebildete Anfechtungen an statt des Schweißes im Angesichte; keine Selbsterfahrne an statt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz kein seufzendes Gesindel an statt rechtschaffener Unterthanen, die sich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! christliche Bürger! und bürgerliche Christen!

Wenn unter Neuern einige Schriftsteller sich finden, welche wahre und verständliche Erbauungsschriften herausgegeben haben: so verdienen diese eben so gut als die Werke ihrer Vorgänger durch eine milde Stiftung dem armen Manne in die Hände gebracht zu werden. Und es werden deren so viele nicht seyn, welche diese Kosten erfordern.

Nach den Erbauungsschriften für den gemeinen Mann gebe ich den höchsten Rang

solchen Schriften, die zur Erleuchtung der Kœnige und Herrscher und ihrer obersten Staatsbedienten geschrieben sind; woraus sie Liebe für alle Menschen; Barmherzigkeit gegen ihre Unterthanen; Erduldung gegen alle Religionspartheyen; Sparsamkeit und noch einmal Sparsamkeit in ihren eigenen Ausgaben; Hochachtung für die Freyheit des Menschen und des Bürgers; Einsicht in die Gesetze und Überzeugung von dem Glücke und der Hoheit des Friedens lernen mœgen. Montesquieu's Bildniß, mit der Unterschrift:

Erudiebam Reges!

Wenige gelangen dazu, daß sie von solchen Zeugnissen vor Kœnigen reden dürfen, und gehœrt werden! es fordert nicht blos Eifer und Dreistigkeit; es fordert überdiß auch vorzügliche Geistesgaben, Anmuth, und jene allen merkliche Überlegenheit an Einsichten, welche vor einem Lehrer demüthiget, ohne zu beschæmen.

Ich lasse darauf die Arbeit eines Tissot folgen. Dieser rechtschaffene Armenfreund hat seine Talente zu einer Schrift angewandt, darinn er den Armen, und den Unwissenden Rathschlæge ertheilt, wie sie in Krankheiten nicht blos der Heftigkeit der Anfälle, sondern auch der Wuth der Vorurtheile entgegen streben sollen. Welche edle Bemühung, die grimmige Vorurtheile zu bestreiten, die dem Staate so viele tausend Bürger entreißen, noch mehrere unbrauchbar machen, und die Würgengel unter einem Volke gleichsam naturalisiren. Sobald man diesen Verfasser persœnlich kennt, und aus seinem Umgange überzeugt wird, daß wahres Wohlwollen ihm die Feder in die Hand gegeben: so muß sein Verdienst in den Augen des Kenners noch weit hœher steigen. Seine Schrift gehœrt unter die Anzahl derer, welche so wohlfeil sollten gedruckt werden, damit sie, wo nicht jeder Hausvater, doch jede Gemeinde sich anschaffen könnte. Er hat seitdem andre erwecket, die ihm nachgeahmet, oder die wenigstens ein gleiches gethan haben. Noch andere sind andern schædlichen Vorurtheilen entgegen gegangen, und die Rechenkunst, welche Menschen zählet, ist ein Mittel geworden, Irrthümer zu tausenden zu vertreiben. Mahomet sah einst im prophetischen Geiste seine Nachfolger in der Regierung vor sich. Unter andern erblickte er den Moauvi, und brach darüber in den Seufzer aus: «o Gott! lehre «den Moauvi schreiben und rechnen!» wir können wohl noch dazu setzen, «und gieb «allen seines Standes die fünfmilchischen Tabellen als ihr Einmaleins in die Hände!»

In kleinen Staaten, darinn die Gesetze so wenig und so einfach sind, daß sie von jedem können begriffen und ohne Auslegung verstanden werden; darinn die Rechte der mancherley Glieder sich so nahe kommen, daß ein jeder des andern Vorzüge ohne Wehmuth und Verdruß lesen kann; darinn endlich die gesetzgeberische Gewalt so gleich ausgetheilt ist, daß jeder gleich genauen Unterricht darinn bedarf: in solchen Staaten muß jeder Bürger ein *Corpus Iuris* bey der Hand haben. Es kann in der Form eines Staatskatechismus abgefasset seyn, darinn die erste Frage wære «welcher Regierung bist «du?» und die erste Antwort «ich bin ein «freyer Mann.» Wenn ein solches Buch gut abgefasset und in jedermanns Händen wære: so müßte es seinen Verfasser in die vierte der angegebenen Klassen setzen. Allein, weil ein solches Buch von der Gesetzgebung selbst zu besorgen wære: so darf ich es nicht wohl als eine Privatarbeit betrachten; die vierte Klasse kann also beynahe wegfallen, und wir können mit jenen dreyen die Schriftsteller, deren Verdienst oben an stehet, aufhœren lassen.

Nun muß ich mir den Weg zur Beurtheilung aller übrigen Arten von Schriftſtellern bahnen.

Unſre bürgerliche Geſellſchaften haben ſo, wie ſie jetzt beſchaffen ſind, eine Menge von Kenntniſſen nœthig, die man füglich unter zwo Gattungen bringen kann. Die eine mag die Regeln zur Ausübung der verſchiedenen Künſte und Gewerbe enthalten: die andre aber die Theorien zu dieſen Regeln. Die Regeln ſelbſt können entweder mündlich; wie es noch immer bey tauſend Gewerben geſchieht; oder ſchriftlich überliefert werden. Bey der Theorie geht dieſes nicht ſo gut an: und dieſe ſcheint unumgänglich einen ſchriftlichen Vortrag zu erfordern. Man wird nicht einwenden, daß die Regeln ohne Theorie hinreichend ſeyen; da alle Tage noch immer gezeigt wird, wie aus der Theorie die Regeln verbeſſert werden.

Man kann alſo einmal annehmen, daß es zu der jetzigen Beſchaffenheit unſerer Staaten hochnützlich ſey, eine große Menge von Kenntniſſen durch Schriften auszubreiten.

Wenn man eben dieſe Staaten noch genauer und unter einer andern Wendung anſieht: ſo findet man, daß ſich nach und nach vom gemeinen Manne eine Gattung Menſchen abgeſondert habe, die ihren Verſtand und Geſchmack an tauſend Dingen, deren Geſtalt dem erſtern gar niemals vorgekommen, geſchärfet; und welche denn auch den Einfluß dieſes Verſtandes und dieſes Geſchmackes auf ihr Betragen merken laſſen — es ſey nun zum Guten oder zum Boeſen.

Dieſer leichten Beobachtung gemäß, darf man wohl zweytens als eine leicht zu erweiſende Wahrheit annehmen, daß wenn einmal unter dem ſogenannten feinern Theil einer Nation ein gewiſſer Einſatz an Einſichten und Geſchmack vorhanden iſt: beydes, wo nicht immer vermehrt und erhœhet, doch wenigſtens auf dem nœmlichen Grade erhalten werden müſſe, weil ſich ſonſt beydes verſchlimmert, und ſodann auch die Sitten.

Endlich füge ich das dritte hinzu: eine Kenntniß bietet immer der andern die Hand, und wo man erſt eine bis zu einem gewiſſen Grade treibt: da muß man ſie alle treiben!

Damit ich nicht durch Einwendungen aufgehalten werde, will ich noch erklœren, daß ich alle erweißlich-ſchœdliche Bücher und Kenntniſſe gänzlich ausſchließe: nur muß man dagegen auch wieder ſo billig ſeyn, und wegen des Misbrauches dem guten Gebrauche keine Vorwürfe machen.

Jetzt wird man begreifen, warum ich zu Folge meines zweyten Satzes alle Genies, in welcher Art von Kenntniſſen ſie auch arbeiten, hervortreten laſſe, und ſie unter den übrigen Schriftſtellern für die feinere Welt oben an ſtelle.

Man wird ferner begreifen, daß der Nutzen einer jeden Kenntniß, die zu einem Staate, wie es in unſeren Zeiten iſt, gehœret, doppelt könne angegeben werden: einmal, wieferne das Wiſſen ſogleich einen gewiſſen Vortheil im Staate erzeuget; hernach, wie ferne es mit anderm Wiſſen zuſammenhänget, und demſelben zum Grunde dienet. Da nun aber die Vortheile für den Staat, beſonders wenn ſie nicht ganz weſentlich ſind, bald ſo, bald anders können geſchätzet werden; da die Verbindung unter den Wiſſenſchaften bald durch dieſen Gang, bald durch einen andern, kann durchgeführt werden: ſo muß jedem in die Augen leuchten, daß es unmœglich falle, einen feſten Rang unter den übrigen Schriftſtellern, anzugeben; wohey nœmlich der Entſcheidungsgrund aus dem Nutzen, den ſie ſtiften, hergenommen wære. Diß überhebt mich der Mühe aus verſchiedenen Vorreden zu ſammeln, was der Grammatiker, der Wörterbuchſchreiber, der Sternkundige, der Dichter,

Scheidekünſtler, der Geometer, der Alterthumskundiger, der Rechenmeiſter, der Zergliederer, der Geſchichteforſcher, der Wappenkenner, der Methaphyſiker, der Moraliſte, der Münzenverſtändige, der Zeitrechner, — — — der Inſektenſammler, was jeder zum Beweis des Nutzens ſeiner Kunſt anbringt. Wo ſich manchmal der unmittelbare Vortheil des Staates nicht zeigt: da iſt hingegen der Zuſammenhang mit andern unentbehrlichen Kenntniſſen ſo ſtark, daß jedes Urtheil der Unbrauchbarkeit, wenn es eben ſollte ausgeſprochen werden, von dem Vernünftigen noch zurückgehalten wird. Ich ſtelle mir Sklaven vor, deren jeder in einem Gange eines Labyrinthes wohnet, und nach einem in der Mitte angelegten Teiche Waſſer tragen muß. Jeder rühmt dem andern ſeinen Gang als unentbehrlich, weil ihn der Weg nach dem Teiche hin, dadurch tragen würde. Die Ruhmſucht verleitet ihn, auch den Fußboden, und die grünen Seitenwände ſeines Ganges über alle andre zu erheben. Kann man denn nicht dieſes lächerliche mit einem ſanften Lächeln überſehen? Um den Teich herum ſitzen der Sklaven Herren und Gebieter, und einige darunter ſind ſo erleuchtet, daß ſie nur diejenige Sklaven, welche ſie vollends den Eymer hertragen ſehen, für nützlich halten; die andern aber, welche mühſelig genug in den Gängen ihre Eymer an jene abgeliefert haben, für ganz unbrauchbar anſehen. Müſſen wir nicht in unſern treflichen Zeiten faſt täglich ähnliche Urtheile hören, wodurch nur deſſen Gelehrſamkeit für brauchbar angeſehen wird, der die verſchiedene Grasarten, und die verſchiedene Dünger, und die verſchiedene Saaten kennet? Sie iſt brauchbar dieſe Gelehrſamkeit. Wer läugnet es? aber warum muß denn gerade aller menſchlicher Scharfſinn auf die Befriedigung dieſer geiſtloſen Bedürfniſſe eingeſchränkt ſeyn? giebt es keine edlere, die unſeres Nachſinnens würdig ſind? Auch hier gilt es: ‹der Menſch lebt und denkt ‹nicht vom Brodte alleiu.' Wahrhaftig! wenn die Abſicht alles Wiſſens nichts weiter als pflügen und melken iſt: ſo können wir durch Überlieferungen weit beſſer dazu kommen, als durch Bücher.

Wornach iſt denn endlich das ganze Verdienſt des Schriftſtellers zu beſtimmen? Seinen Beytrag zum gemeinen Beſten haben wir geſehen. Einigen davon empfindet jeder Staat zu ſeiner Sicherheit und Beſtandheit, wenn ich ſo ſagen darf: und dieſen liefern jene drey obere Klaſſen. Andern wendet er nur zu ſeiner übrigen Blüthe und Wohlfarth an; und dabey läßt ſich, wie wir geſehen haben, nichts genau beſtimmen.

Es kann für den Leſer einer nützlichen Schrift gleichviel gelten, ob ſie aus wahrem Wohlwollen, oder aus andern Bewegungsgründen aufgeſetzet worden. Jeder Schriftſteller muß zwar diß an ſich ſelbſt beurtheilen: andre aber können ihr Urtheil nicht wohl darnach beſtimmen. Der ganze Umfang der Stärke der Seele wird gar ſelten zur Ausarbeitung einer Schrift angewandt. Gedult und Stætigkeit zwar: aber dieſe gehören zu allen Arbeiten. Was die hœchſtſeltenen Ausnahmen hierinn ändern: läßt ſich alsdann leicht hinzuſetzen. Was bleibt denn alſo übrig? — Nach den Gaben, nach der Anmuth, nach den Talenten, womit ein Werk geſchrieben iſt, daſſelbe beurtheilen, und jedem die Freude überlaſſen, daß er es für das nützlichſte halte, was nur habe geſchrieben werden können. Immerhin mag jedem — ſeine Arbeit vorzüglich gefallen. Dadurch wird der nœthige Enthuſiaſmus enthalten, ohne welchen nichts zur Vollkommenheit, nicht einmal zum Seyn gedeihet. Die gemeine Wohlfarth verliert nichts dabey, und jeder in ſeinem Gange liefert ſeinen Eymer. Beyläufig

läßt sich auch daraus erklären, warum die Genies in verschiedenen Arten mit so vielem Kaltsinne, auch wo der Neid sich nicht darein mischet, von einander sprechen. Keiner kann dem andern die Größe des Geistes abläugnen: nur jeder hält des andern Arbeit für sehr entbehrlich.

So, wie es mit dem Range der Wissenschaften und Künste überhaupt stehet: eben so trifft es ein bey dem Range der verschiedenen Theile einer Wissenschaft und Arten einer Kunst. Ich will die Anwendung gleichfalls nur mit den ersten Strichen an einer Kunst zeigen, die von dem einen für die göttlichste gepriesen, und von dem andern für die eitelste gescheimpft wird. Jeder rathet schon auf die Dichtkunst.

Was davon zur gemeinen Erbauung angewandt wird, hat oben schon seinen Platz, und bringt außerdem dahin Talente mit, die unstreitig dem Verdienste noch einen größern Glanz geben.

Bey den Alten war die Tragödie eine Schule der Könige. Dort ward ihnen das Schicksal der Unterdrücker, und das allgemeine Erbtheil der Menschen vorgewiesen. Auch Tyrannen weinten vor der Schaubühne, ob sie gleich sich der Thränen schämten. Noch in unsern Zeiten fällt ein

Soyons amis, Cinna!

in die Ohren der Prinzen und oft in ihr Herz, und bringt manchmal Früchte.

Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des preußischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so müßte er, in den preußischen Staaten, unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen erhalten.

Aber für ganz Deutschland ist es ohne Widerspruch Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. Ich untersuche jetzt nicht, ob es nöthig sey, daß die ganze Nation einen andern Geschmack kriege, als sie vor 70, oder 80 Jahren gehabt hat: aber wenn es nöthig ist: so haben Gellerts Fabeln den ersten Grund dazu gelegt. Sie haben sich nach und nach in Häuser, wo sonst nie gelesen wird, eingeschlichen. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln, und nicht in Regeln, bekannt, und das schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese beyde Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theile der Nation liegen sie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat. So ohngefähr urtheilt man nicht von der Luft eines Landes, nach der Luft, die man in einer auf dem höchsten Berge angelegten Wohnung athmet; sondern nach der, die in den Ebenen und nahe bey Städten oder Dörfern eingezogen wird.

Ich habe hier nur auf unsers Gellerts Fabeln gesehen:

Fama hominum merces sit versibus aequa profanis:
Mercedem poscunt carmina sacra Deum.

Man wird nun ohne Schwierigkeit die Stelle für alle moralische Dichter und überhaupt für alle moralische Schriftsteller finden. Sie müssen für einen ansehnlichen Theil der Nation arbeiten, dessen Geschmack und Sitten wenigstens nicht sinken sollen. Ob sie es bis zum Verbessern bringen, ist eine andre Frage. Doch muß man auch nicht ungerecht gegen diese Schriftsteller seyn. Oft haben sie im Verborgenen Gutes gestiftet. Wer will ihnen jede tugendhafte Empfindung, die sie erreget; jeden rechtschaffenen Entschluß, den sie veranlasset; jede ernsthafte Reue, die sie er-

wecket; wer will es ihnen nachrechnen? Es bleibt auch hier das wahre Merkmal eines guten Buches: «Jedes Buch ist gut, das einige «Leser zu einer guten Bewegung und Ent- «schließung bringt.» Nur muß Horaz nie vergessen werden, der uns aus dem Munde eines berühmten Rechtsgelehrten deutlich lehret, daß diß alles blos von gut geschriebenen Gedichten und moralischen Schriften gelte: denn

Si mala condiderit quis carmina; ius est Judiciumque.

Die Dichter erscheinen nicht ohne Gesellschaft: der ganze Chor vortreflicher Künstler drängt sich zugleich zu dem Verdienste vor, das jenen zuerkannt wird. Ein Miserere vom Allegri; ein Stabat Mater vom Pergolese; eine Paßion vom Graun mit Ramlers unvergleichlichem Texte; eine Verklärung vom Raphael; ein jüngstes Gericht vom Michel Angelo können und müssen eben dieselbe Wirkungen, wie das beste Gedicht hervorbringen; ja manchmal noch größere. Denn es ist ihnen eigen, nicht nur daß sie in den Zimmern der Großen theure Wahrheiten predigen, sondern auch, daß sie dieselbe unvermerkt predigen und gerne gehört werden. Ein Domitian, der in seinem Zimmer einsam Fliegen fängt, bleibt vielleicht bey dem Gemählde betrachtend stehen, wovon er eben eine Fliege weggehaschet hat: er würde aber niemals ein Buch in die Hand genommen haben. Überdiß denkt man bey den Lehren des Dichters immer an den Mann, der sie niedergeschrieben hat, und bildet sich ein, daß alle solche Lehren nur nach der Denkungsart des Dichters wahr seyen. Aber bey der Mahlerey scheinen die Sachen und die Natur selbst zu reden, und man muß auch wider Willen Ehrfurcht für ihre Aussprüche haben.

Anakreontische Lieder und Küchenstücke mögen wohl in einerley Range stehen, und ihnen kömmt zu gut, was wir erinnert haben, daß alles müsse angebauet werden, wenn man sich einmal zum Anbau verstanden hat. Eben so muß man sich erinnern, daß die Genies in allen Arten heraustreten und sich zusammen in eine Reihe stellen. Mir deucht, man könnte sie mit den Generalen der verschiedenen Corps einer Armee vergleichen. Das ordentliche Fußvolk wird von den Kennern der Kriegskunst höher geschätzt, als die leichten Streiftruppen: aber der General der letztern führt seinen Titel so gut als der General des erstern. Alle schöne Schriften und Werke der Kunst haben also wenigstens diß Verdienst, daß sie einmal den Geschmack einer Nation in allen Arten ausbilden, verbessern oder festhalten, hernach, daß sie der Verschlimmerung der feinern Empfindungen und der Ruchlosigkeit der Sitten Einhalt thun, indem sie das Gute unter neuen Einkleidungen vortragen, und durch solche Erneurung angenehm machen.

In einer Sprache geschrieben haben, darinn man mehrern Nationen verständlich ist; und in mehrern Arten der Wissenschaften und Künste sich hervorgethan haben, muß nothwendig ein vermehrtes und zusammengesetztes Verdienst geben.

Nicht alle Gelehrte sind Schriftsteller!*) dem Himmel sey dafür gedankt! Unser sind ohnedem schon zu viel; und es möchte immerhin einer die Worte des Hofnarren ausrufen, der zu einigen spaßhaft seyn wollenden Herren sagte: «meine Herren, wir bringen uns «ums Brodt!» Hingegen sind solche nichtschreibende Gelehrte zu gewissen Ständen des Staates angewiesen, und können sich von dorther ihre Verdienste, wenigstens ihr reichliches Auskommen, herhohlen. Die Masse der Gelehrsamkeit, welche sie unter einer Nation mit erhalten helfen, muß allerdings auch in

*) Der umgekehrte Satz ist leider auch wahr: nicht alle Schriftsteller sind Gelehrte!

Betrachtung gezogen werden: allein, ich werde mich nicht dabey aufhalten; der einzige Stand der Prediger verdient eine Ausnahme, weil sein Werth aufs unbedachtsamste ist angegriffen worden.

Man kann die Denkungsart unserer Zeiten den Inbegriff solcher Aussprüche nennen, nach welchen die nützlichste Sachen für unbrauchbar erklärt werden, weil man einen Mißbrauch dabey entdecket hat. Dem gemeinen Manne würde es nicht einfallen, um eines solchen Mißbrauches willen, den er längstens auch gesehen hat, die ganze Sache zu verwerfen: aber Leute, die nicht zum Pœbel gehœren, haben es zu dieser Feinheit im Schließen gebracht, und ihr den Namen Philosophie gegeben. Nirgends hat sich diese Philosophie mit mehrerm Glanze gezeigt, als bey der Beurtheilung des Predigerstandes. «Wozu nützt wohl der ganze Predigerstand? «Könnte nicht der erste beste vernünftige Mann «auf die Kanzel steigen, und eine Rede von «ungefähr einer Stunde hersagen? — O ja! — «warum richtet man es denn nicht so ver«nünftig ein? — um des kleinen Umstands willen, weil durchs Predigen noch nicht alles gethan ist. Zum Amte des Predigers gehœrt auch die Seelsorge. — ein unverständliches Wort -- ich hätte es vermuthen sollen; um mich denn etwas mehr nach der Fassung meines Gegners zu richten, wollen wir den Theil der Seelsorge, welcher sich auf das andre Leben bezieht, vorjetzt bey Seite setzen, und das übrige nur eine gewisse Sittenaufsicht nennen. Nun behaupte ich, daß kein Staat ordentlich verwaltet werden könne, ohne dergleichen Aufseher, zu denen der gemeine Mann nicht nur ein großes Zutrauen hege, sondern für die ihm auch eine gewisse Ehrfurcht, die das Amt selbst erwecken muß, eingeprægt sey. Um das, was ich behauptet habe, zu unterstützen, fordre ich blos mir einzuräumen, daß Kriegsræthe, Accißeinnehmer und Thorschreiber allein, ein Reich nicht glücklich machen; und nicht hinreichend seyen, weder ein aufrührisches Volk im Zaum zu halten, noch ein ruhiges zu seiner Pflicht anzutreiben. Unsre næchste Frage ist, ob denn diese nothwendige Sittenaufseher geistlich oder weltlich seyn müssen? — gut; aber ehe wir die Antwort zur Frage suchen, wollen wir uns erst um ihren Sinn vereinigen. Sagt sie so viel, ob nicht neben dieser Sittenaufsicht noch eine andre ganz davon verschiedene Bedienung in einer einzigen Person verbunden seyn könne: so verneine ich sie gerade zu; weil das eine oder das andre Amt darunter leiden würde. Sagt aber die Frage so viel, ob nicht dem Weltlichen ein gewisser Grad der Heiligkeit könne mitgetheilt werden, der ihm die Führung seines Amtes erleichtere: so wollen wir es sogleich bejahen, und noch hinzusetzen, daß sogar dieser Grad der Heiligkeit bis dahin müsse verstärkt werden, damit der Sittenaufseher im nœthigen Falle auch vor dem Obersten des Volkes noch ungescheuet Wahrheiten sprechen dürfe, wo schon alle andre schweigen.

Wenn diß ist, wie es auch seyn muß: so sind diese Weltliche alsdann Geistliche für die eine Hälfte der Seelsorge; und der Zwist kömmt vielleicht nur noch auf die Farbe des Kleides an, welches sie tragen sollen.

Laßt doch einmal die Herren, welche so unbesonnen wider den geistlichen Stand sprechen, laßt sie doch einmal in die Fälle kommen, wo sie der Hülfe des Geistlichen bedürfen. Laßt den Officier nach einem unglücklichen Feldzuge, zur Ergänzung des Regiments in seinen Kanton eilen, wo inzwischen der Feind wütend gehaufet hat. Der Bauer hat schon sein letztes daran gestreckt; hat nichts mehr, als seine und seiner erwachsenen Kinder Hände. Was kann

er wohl noch verlieren, wenn er sich dem Officiere, der ihm seine Söhne nehmen will, widersetzet? Das junge unbärtige Gesicht wird, auch mit dem Beystande seiner zween bärtigen Unterofficiere, wahrhaftig keine ganze Dorfschaft zwingen. Strahlen der Majestæt fahren nicht von ihm aus; und ein paar neugelernte Flüche stoßen leicht auf ein paar alte, die eben so kräftig sind. Was will nun der junge Herr anfangen? Von der benachbarten Dorfschaft Hülfe hohlen. Aber wenn ihn diese mit Knüppeln wegjagte? O! hier ist kein andrer Rath als beym Geistlichen des Ortes. Dieser muß am Sonntage seine Zuhœrer aus dem Worte Gottes aufrichten; sie ermahnen, ihr Herz nicht an das Zeitliche zu hängen; sie zu bedenken bitten, daß es eben derselbe Gott nehme, der es verliehen; sie erinnern, dem Kœnige zu geben was des Kœnigs und des Vaterlandes ist, auch die angebohrne Unterthanen: und wenn schon der Prediger durch dergleichen faßliche Gründe keine großmüthige Einwilligung erregt: so verhütet er doch einen Aufstand.

Es braucht eben nicht Krieg zu seyn, damit der Geistliche den großen Einfluß, den er auf die Herzen seiner Zuhœrer hat, zeigen könne. Wenn ansteckende Krankheiten ihnen ihre Angehœrige von der Seite reißen: wenn Seuchen, wenn Wasserfluthen, wenn Feuersbrünste, wenn Hagel das bischen Haab und Gut rauben, wegschwemmen, verzehren, zermalmen: wenn jedes Herz zaget, und der Bettelstab fast an jeder Thür lehnt: wer soll da in die Häuser gehn? wer aufrichten und trœsten? Fürwahr weder der Officier noch der Beamte. Beyde zeigen sich in solchen Umständen fast immer nur wie eine neue Strafe des Himmels; weil sie aller Unmœglichkeit ohnerachtet doch das gewöhnliche einfordern. Wer soll also dem betrübten Unterthanen Muth einsprechen? Der Geistliche. Er muß Hausbesuche abstatten: er muß reden: das Wort Gottes bekömmt in seinem Munde wieder Kraft und Nachdruck für die Bekümmerte; denn sie können in solchen trüben Stunden weder lesen, noch verstehen, was sie lesen. Nur der Vortrag des Geistlichen schaft sich nach und nach Eingang. Der Bauer merkt auf, und merkt desto mehr auf, je älter sein Prediger ist. Warum sollte er nicht aufmerken? Der Mann spricht ja mit ihm, der ihn getauft hat, der seinen Ältern, seinen Brüdern und Anverwandten, seinen Kindern, ihm selbst wohl in kranken Tagen zugesprochen, einigen darunter auf dem Todbette beygestanden hat; kurz, der bey allen Hauptveränderungen seines Lebens, als eine wichtige Person mit zugegen gewesen ist. O die Reden eines solchen Mannes haben bey dem Bauren Gewicht und Ansehen. Der vornehmste Rath und Officier können es sich nicht geben. Dazu kömmt nun noch, daß der Bauer auch an den andern Theil der Seelsorge denkt, und seinen Geistlichen als den Mann betrachtet, der sich um das ewige Wohl seiner armen Seele bekümmert; welches er bey keinem andern Landesbedienten vermuthen darf. Und warum wollten wir es dem Bauren übel nehmen, daß er ein wenig mehr, als andre vielleicht, an seine Seele denkt? Kurz, man mag die Sachen ansehen, von welcher Seite man nur will: so muß man immer gestehen, daß der Stand der Geistlichen einer der verdienstvollesten Stände bleibe: und da wir auf jeden einzelnen Soldaten von der Würde seines Standes einen großen Theil ableiten; so kann ja wohl auch jeder Geistlicher an dem Werthe des seinigen Theil nehmen. Man kann in beyden Fällen zuweilen das persœnliche Verdienst bey Seite setzen. Das einzige muß

ich noch anmerken, daß das Verdienſt des Geiſtlichen abzunehmen ſcheine, je vornehmer er wird. Denn, wenn er keine Seelſorge mehr führet, und nur, wie ein franzœſiſcher Biſchoff, von Zeit zu Zeit auf eine zierliche Predigt denkt, nicht ſowohl um ſeine Zuhœrer zu erbauen, als um gelobt zu werden: ſo können wir faſt, wie du Gueſclin einſt bey einer gewiſſen Gelegenheit zum Pabſte ſagte, auch davon ſagen: «ohne die wollen wir wohl fertig «werden!»

AUS JOHANN WINCKELMANNS GESCHICHTE DER KUNST DES ALTERTHUMS.

Ausgabe von Heinrich Meyer und Johann Schulze.

VIERTES BUCH. VON DER KUNST UNTER DEN GRIECHEN.

ERSTES KAPITEL.

VON DEN GRÜNDEN UND URSACHEN DES AUFNEHMENS UND DES VORZUGS DER GRIECHISCHEN KUNST VOR ANDERN VÖLKERN.

§. 1. Mit Betrachtung der Kunſt der Griechen verhält es ſich wie mit der griechiſchen Litteratur; man kann nicht richtig urtheilen, ohne in dieſer alles und mehrmals geleſen zu haben, ſo wie man in jener alles was übrig iſt, wenn es mœglich wære, ſehen und unterſuchen muß. Wie nun die griechiſche Gelehrſamkeit wegen der großen Menge der Scribenten und derer, die über dieſe geſchrieben haben, ſchwerer iſt, als das Studium aller alten Sprachen zuſammen genommen, eben ſo machet die unendliche Anzahl der Überbleibſel griechiſcher Kunſt die Kenntniß derſelben weit mühſamer als es die Kunſt anderer Völker des Alterthums iſt, ſo daß ein einziger Menſch unmœglich alles ſelbſt beobachten kann.

§. 2. Die Kunſt der Griechen iſt die vornehmſte Abſicht dieſer Geſchichte, und es erfordert dieſelbe, als der würdigſte Vorwurf zur Betrachtung und Nachahmung, da ſie ſich in unzählig ſchœnen Denkmalen erhalten hat, eine umſtändliche Unterſuchung, die nicht in Anzeigen unvollkommener Eigenſchaften und in Erklærungen des Eingebildeten, ſondern im Unterricht des Weſentlichen beſtände, und in welcher nicht blos Kenntniſſe zum Wiſſen, ſondern auch Lehren zum Ausüben vorgetragen würden. Die Abhandlung von der Kunſt der Ægypter, der Hetrurier, und anderer Völker, kann unſere Begriffe erweitern, und zur Richtigkeit im Urtheil führen; die von den Griechen aber ſoll ſuchen, dieſelben auf Eins und auf das Wahre zu beſtimmen, zur Regel im Urtheilen und im Wirken.

§. 3. Dieſe Abhandlung über die Kunſt der Griechen beſtehet aus vier Stücken: Das erſte und vorläufige handelt von den Gründen und Urſachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechiſchen Kunſt vor andern Völkern; das zweyte von dem Weſentlichen der Kunſt; das dritte von dem Wachsthume, und von dem Falle derſelben; und das vierte von dem mechaniſchen Theile der Kunſt. Den Beſchluß dieſes Kapitels macht

eine Betrachtung über die Malereyen aus dem Alterthume.

§. 4. Die Urſache und der Grund von dem Vorzuge, welchen die Kunſt unter den Griechen erlangt hat, iſt theils dem Einfluſſe des Himmels, theils der Verfaſſung und Regierung und der dadurch gebildeten Denkungsart, wie nicht weniger der Achtung der Künſtler, und dem Gebrauche und der Anwendung der Kunſt unter den Griechen, zuzuſchreiben.

§. 5. Der Einfluß des Himmels muß den Saamen belehen, aus welchem die Kunſt ſoll getrieben werden, und zu dieſem Saamen war Griechenland der auserwählte Boden; und das Talent zur Philoſophie, welches Epicurus den Griechen allein beylegen wollen, könnte mit mehrerm Rechte von der Kunſt gelten. Die Griechen erkannten und prieſen den glücklichen Himmel, unter welchem ſie lebeten, welcher ihnen zwar nicht einen immerwährenden Frühling genießen ließ, (denn in Theben ſcheuete es die Nacht, da der Aufſtand wider die Spartaniſche Regierung ausbrach, ſo ſtark, daß niemand aus dem Hauſe gieng), ſondern der vorzügliche Himmel beſtand in einer gemäßen Witterung, welche als eine von den entfernteren Urſachen des Vorzugs der Kunſt unter den Griechen anzuſehen iſt. Dieſer Himmel war der Quell der Frœhlichkeit in dieſem Lande, und dieſe erfand Feſte und Spiele, und beyde gaben der Kunſt Nahrung, die den hœchſten Gipfel bereits erreicht hatte, da das, was wir Gelehrſamkeit nennen, den Griechen noch nicht bekannt war, als welche annoch zu dieſen Zeiten einen beſondern Begriff von dem Ehrenworte Scribent hatten. Es wurde derſelbe einigermaßen für verächtlich gehalten, und Plato läſſet den Socrates ſagen, daß angeſehene Männer in griechiſchen Stædten keine Schriften entworfen noch hinterlaſſen hätten, damit ſie nicht unter die Sophiſten gezählt werden möchten.

§. 6. Vieles, was wir uns als idealiſch vorſtellen möchten, war die Natur bey ihnen. Die Natur, nachdem ſie ſtufenweis durch Kälte und Hitze gegangen, hat ſich in Griechenland, wo eine zwiſchen Winter und Sommer abgewogene Witterung iſt, wie in ihrem Mittelpunkte geſetzt, und je mehr ſie ſich demſelben næhert, deſto heiterer und frœhlicher wird ſie, und deſto allgemeiner iſt ihr Wirken in geiſtreichen witzigen Bildungen, und in entſchiedenen und vielverſprechenden Zügen. Wo die Natur weniger in Nebeln und in ſchweren Dünſten eingehüllet iſt, ſondern in einer heiteren und frœhlichen Luft wirket, wie Euripides die Athenienſiſche beſchreibet, giebt ſie dem Körper zeitiger eine reifere Form; ſie erhebet ſich in mächtigen, ſonderlich weiblichen Gewächſen, und in Griechenland wird ſie ihre Menſchen auf das feinſte vollendet haben: denn was die Scholiaſten vorgeben von den langen Köpfen oder langen Geſichtern der Einwohner der Halbinſel Eubœa, ſind ungereimte Träume, und erdacht, um eine Herleitung des Namens einer Nation daſelbſt, die *Μάκρωνες* hießen, zu finden.

§. 7. Die Griechen waren ſich dieſes, und überhaupt, wie Polybius ſagt, ihres Vorzugs vor andern Völkern bewußt, und unter keinem Volke iſt die Schœnheit ſo hoch, als bey ihnen, geachtet worden; es war in einem bekannten uralten Liede, welches ein ungedruckter Scholiaſt dem Simonides oder dem Epicharmus zuſchreibet, unter den vier Wünſchen, von welchen Plato nur drey anführet, der erſte geſund ſeyn, der andere ſchœn von Geſtalt ſeyn, (*καλὸν γένεσθαι* oder

φυὰν καλὸν γένεσθαι, wie nach gedachtem Scholiaften die eigentlichen Worte hießen); der dritte Wunſch war rechtmäßig reich ſeyn (ἀδόλως πλουτεῖν) und der vierte, welchen Plato nicht anführt, war mit ſeinen Freunden luſtig und frœhlich ſeyn (ἡβᾶν μετὰ φίλων); dieſe Bedeutung des Worts kann hier beyläufig zur Erläuterung des Heſychius dienen.

§. 8. Da alſo die Schœnheit dergeſtalt von den Griechen gewünſchet und geachtet wurde und nichts verborgen blieb, was dieſelbe erheben konnte; ſo ſuchte eine jede ſchœne Perſon durch dieſen Vorzug dem ganzen Volke bekannt zu werden, und ſich insbeſondere den Künſtlern gefällig zu erzeigen, weil dieſe den Preiß der Schœnheit beſtimmten, und eben dadurch hatten ſie Gelegenheit, die Schœnheit tæglich vor Augen zu ſehen. Ja es war dieſelbe gleichſam ein Verdienſt zum Ruhme, und wir finden in den griechiſchen Geſchichten die ſchœnſten Leute angemerkt: gewiſſe Perſonen wurden von einem einzigen ſchœnen Theile der Bildung, wie Demetrius Phalereus von ſeinen ſchœnen Augenliedern, mit einem beſondern Namen, bezeichnet: denn er wurde genennt χαριτοβλέφαρος, das iſt, auf deſſen Augenliedern die Gratien wohneten. Ja es ſcheinet, man habe geglaubet, die Zeugung ſchœner Kinder durch verordnete Preiße befördern zu können, welches die Wettſpiele der Schœnheit zu glauben veranlaſſen, die bereits in den allerälteſten Zeiten, vom Cypſelus, Kœnige in Arcadien, zur Zeit der Heracliden, bey dem Fluſſe Alpheus, in der Landſchaft Elis, angeordnet waren; und an dem Feſte des Phileſiſchen Apollo war auf den gelehrteſten Kuß unter jungen Leuten ein Preiß geſetzet. Eben dieſes geſchah unter Entſcheidung eines Richters, wie vermuthlich auch dort zu Megara bey dem Grabe des Diocles. Zu Sparta und zu Lesbus, in dem Tempel der Juno, und bey den Parrhaſiern waren Wettſtreite der Schœnheit unter dem weiblichen Geſchlechte. Die allgemeine Achtung der Schœnheit gieng ſo weit, daß die ſpartaniſchen Weiber einen Apollo oder Bacchus, oder einen Nireus, Narciſſus, Hyacinthus, oder einen Caſtor und Pollux in ihrem Schlaf-Zimmer aufſtelleten, um ſchœne Kinder zu haben, wie Oppianus bezeuget. Hat es Grund, was Dio Chryſoſtomus von ſeinen und des Trajanus Zeiten ſaget, daß man nicht mehr auf männliche Schœnheiten achtſam ſey, oder dieſelben zu ſchätzen wiſſe, ſo lieget auch in dieſer Unachtſamkeit eine Urſache von dem damaligen Abnehmen der Kunſt.

§. 9. So wie nun der Himmel und das Clima ſelbſt in der Bildung wirkete, die noch unter den heutigen Griechen, nach aller Reiſenden Zeugniß, vorzüglich iſt, und ihre alten Künſtler begeiſtern konnte; eben ſo und nicht weniger iſt dieſer Wirkung das gütige Weſen, das weiche Herz und der frœhliche Sinn der Griechen zuzuſchreiben, als Eigenſchaften, die zur Entwerfung ſchœner und lieblicher Bilder eben ſo viel, als die Natur zur Zeugung der Geſtalt beytragen. Von dieſer Gemüthsart der Griechen überzeuget uns die Geſchichte, und die Gütigkeit der Athenienſer iſt, wie ihre Verdienſte um die Kunſt, bekannt. Daher ſagt ein Dichter, daß die Stadt Athen allein Mitleiden zu tragen wiſſe; ſo wie ſich, um von den Zeiten der älteſten Kriege der Argiver und Thebaner anzufangen, zeiget, daß allezeit bedrängte und verfolgte Perſonen in Athen Zuflucht gefunden und Hülfe erhalten. Eben dieſe Heiterkeit des Gemüths gab bereits in den älteſten Zeiten Anlaß

zu theatralischen und andern Spielen, um, wie Pericles sagt, die Traurigkeit aus dem Leben zu verdrängen.

§. 10. Begreiflicher wird dieses aus Vergleichung der Griechen mit den Rœmern, bey welchen die unmenschlichen blutigen Spiele, und mit dem Tode ringende und sterbende Fechter, auch in ihren gesittetesten Zeiten, dem ganzen Volke die angenehmste Augenweide in ihren Schauplätzen waren; die Griechen hingegen verabscheueten diese Grausamkeit; und da ein solches schreckliches Spiel zu der Kayserzeit in Corinth sollte angestellet werden, sagte jemand, man müsse den Altar der Barmherzigkeit und des Mitleidens umwerfen, bevor man sich entschließe, diese Grausamkeit anzuschauen; endlich aber führeten die Rœmer diese Spiele selbst zu Athen ein.

§. 11. Auch aus beyder Völker Art zu kriegen ist die Menschlichkeit der Griechen und das wilde Herz der Rœmer offenbar: denn bey diesen war es gleichsam ein Gesetz, in den eroberten Stædten bey dem ersten Einfalle nicht allein, was menschlichen Athem hatte, niederzuhauen, sondern auch den Hunden den Bauch aufzuschneiden, und alle andere Thiere zu zerhacken; und dieses ließ sogar Scipio Africanus der ältere geschehen, da Carthagena in Spanien erstiegen und eingenommen wurde. Das Gegentheil sehen wir an den Athenienern, die im öffentlichen Rathe beschlossen hatten, durch den Befehlshaber ihrer Flotte alle erwachsene Mannschaft zu Mitylene in der Insel Lesbus umbringen zu lassen, weil diese Stadt sich ihrer Unterthænigkeit entzogen, und die Anführer der Empœrung der ganzen Insel wider sie gewesen waren. Kaum aber war dieser Befehl abgegangen, da es sie gereuete, und sie erklærten selbst diesen Entschluß für grausam.

§. 12. Sonderlich wird die den Rœmern entgegengesetzte Gemüthsart der Griechen offenbar, aus dieser ihren Kriegen: denn die Achæer führeten dieselben so menschlich, daß sie unter sich ausmacheten, keine verborgene Pfeile zu führen, noch mit denselben zu schießen, sondern in der Næhe und mit dem Degen in der Hand gegen einander zu fechten. Ja in der grœßten Erbitterung der Gemüther wurden alle Feindseligkeiten aufgehoben und auf einige Tage vergessen, wenn die olympischen Spiele einfielen, wo alle Griechen einmüthig zu der allgemeinen Freude zusammen kamen. Sogar in den ältesten und wenig gesitteten Zeiten, in den hartnäckigen messenischen Kriegen, macheten die Spartaner mit den Messeniern einen Stillstand auf vierzig Tage, weil bey ihnen das Fest, welches dem Hyacinthus gefeyert wurde, einfiel: dieses geschah in dem zweyten messenischen Kriege, dessen Ende in der acht und zwanzigsten Olympias war.

§. 13. In Absicht der Verfassung und Regierung von Griechenland ist die Freyheit die vornehmste Ursache des Vorzugs der Kunst. Die Freyheit hat in Griechenland allezeit den Sitz gehabt, auch neben dem Throne der Kœnige, welche væterlich regiereten, ehe die Aufklærung der Vernunft ihnen die Süßigkeit einer völligen Freyheit schmecken ließ, und Homerus nennet den Agamemnon einen Hirten der Völker, dessen Liebe für dieselben, und Sorge für ihr Bestes, anzudeuten. Ob sich gleich nachher Tyrannen aufwarfen, so waren sie es nur in ihrem Vaterlande, und die ganze Nation hat niemals ein einziges Oberhaupt erkannt; und bevor die Insel Naxus von den Athenienern erobert wurde, hatte kein freyer Staat in Griechenland sich den andern unterwürfig gemacht. Daher ruhete nicht auf einer Person allein das Recht, groß in seinem

Volke zu ſeyn, und ſich mit Ausſchließung anderer verewigen zu können.

§. 14. Die Kunſt wurde ſchon ſehr zeitig gebraucht, das Andenken einer Perſon auch durch ſeine Figur zu erhalten, und hierzu ſtand einem jeden Griechen der Weg offen; man konnte ſogar die Statuen ſeiner Kinder auch in den Tempeln aufſtellen, wie wir von der Mutter des berühmten Agathocles wiſſen, welche die Figur deſſelben in ſeiner Kindheit einem Tempel weihete. Die Ehre einer Statue war zu Athen, was ein nackter unfruchtbarer Titel, oder ein Kreuz auf der Bruſt, die allerwohlfeilſte Belohnung der Kœnige unſerer Zeiten iſt. Alſo erkannten die Athenienſer das Lob, welches ihnen Pindarus nur wie im Vorbeygehen, in einer ſeiner Oden, die ſich erhalten hat, nicht mit einer freundlichen Dankſagung; ſondern ſie errichteten ihm eine Statue, an einem öffentlichen Orte, vor einem Tempel des Mars. Da nun die älteſten Griechen das Gelernete dem, wo ſich die Natur vornæmlich äußerte, weit nachſetzten, ſo wurden auch die erſten Belohnungen auf Leibesübungen geſetzt, und wir finden von einer Statue Nachricht, welche zu Elis einem Spartaniſchen Ringer, Eutelides, ſchon in der acht und dreyßigſten Olympias aufgerichtet worden, und vermuthlich iſt dieſelbe nicht die erſte geweſen. In kleineren Spielen, wie zu Megara, wurde ein Stein mit dem Namen des Siegers aufgerichtet Daher ſuchten ſich die groeßten Männer unter den Griechen in der Jugend in den Spielen hervorzuthun; Chryſippus und Cleanthes wurden hier eher, als durch ihre Weltweisheit, bekannt; ja Plato ſelbſt erſchien unter den Ringern in den Iſthmiſchen Spielen zu Corinth, und in den Pythiſchen zu Sicyon. Pythagoras trug zu Elis den Preis davon, und unterrichtete den Eurymenes, daß er an eben dem Orte den Sieg erhielt. Auch unter den Rœmern waren die Leibesübungen der Weg einen Namen zu erhalten, und Papirius, welcher die Schande der Rœmer *ad Furculas Caudinas* an den Samnitern rächete, iſt uns weniger durch dieſen Sieg, als durch ſeinen Beynamen, der Läufer, bekannt, welchen auch Achilles beym Homerus führet. Es wurden nicht allein die Statuen in der Ähnlichkeit der Sieger, die ſie vorſtelleten, gebildet, ſondern auch die Pferde, die in den Wettläufen den Sieg erhielten, wurden nach dem Leben gemacht, wie dieſes beſonders von des athenienſiſchen Cimons Pferden berichtet wird.

§. 15. Næchſt dieſen Urſachen kann die Verehrung der Statuen als eine der vornehmſten angeſehen werden; denn man behauptete, daß die älteſten Bilder der Gottheiten und deren Künſtler nicht bekannt waren, vom Himmel gefallen (διιπετῆ) wæren, und daß nicht allein dieſe Figuren, ſondern auch jede Statue bekannter Künſtler von der Gottheit ſelbſt, die ſie vorſtellete, erfüllet ſey.

§. 16. Nicht allein dieſer Aberglaube, ſondern auch die Frœhlichkeit der Griechen wirkete zum allgemeinen Aufnehmen der Kunſt, und die Künſtler waren bereits in den älteſten Zeiten beſchäftiget, Statuen der Sieger in ſo vielen Spielen zu arbeiten, welche in der Ähnlichkeit der Perſonen und nicht über Lebensgroeße ſeyn mußten, worüber die Richter in den Spielen (Ἑλλανοδίκαι) genau hielten.

§. 17. Eine Statue des Siegers, in deſſen Gleichheit und Ähnlichkeit, an dem heiligſten Orte in Griechenland geſetzet, und von dem ganzen Volke geſehen und verehret, war ein mæchtiger Antrieb, nicht weniger dieſelbe zu machen, als zu erlan-

gen, und niemals iſt für Künſtler, unter irgend einem Volke von je an, eine ſo häufige Gelegenheit geweſen, ſich zu zeigen; der Statuen in den Tempeln ſowohl der Götter, als ihrer Prieſter und Prieſterinnen, nicht zu gedenken. Die höchſte Ehre im Volke war, ein olympiſcher Sieger zu ſeyn, und es wurde dieſelbe für eine Seligkeit gehalten: denn die ganze Stadt des Siegers hielte ſich Heil wiederfahren; daher dieſe Perſonen aus den gemeinen Einkünften unterhalten wurden, und ſie erhielten von ihrer Stadt ein prächtiges Begræbniß; ja die Ehrenbezeugungen erſtreckten ſich bis auf ihre Kinder. Den Siegern in den großen Spielen wurden nicht allein an dem Orte der Spiele, und vielen nach der Anzahl der Siege, Statuen geſetzet, ſondern auch zugleich in ihrem Vaterlande, weil eigentlich zu reden, die Stadt der Sieger, nicht dieſe, gekrœnt wurde. Es nahmen folglich alle Mitbürger Theil an der Ehre ihrer Statuen, zu welcher ſie die Koſten aufbrachten, und der Künſtler derſelben hatte es mit dem ganzen Volke zu thun; ja dem Euthymus, aus Loeri in Italien, welcher allezeit zu Elis geſieget, und nur einmal gefehlet hatte, wurde nach dem Ausſpruche des Orakels noch bey deſſen Leben, ſo wie nach dem Tode geopfert. Die Ehre einer Statue erlangeten auch verdiente Bürger, und Dionyſius redet von den Statuen der Bürger zu Cuma in Italien, welche Ariſtodemus, der Tyrann dieſer Stadt, und Freund des Tarquinius Superbus, in der zwey und ſiebenzigſten Olympias, aus dem Tempel, wo ſie ſtanden, wegnehmen und an unſaubere Orte werfen ließ. Einigen Siegern der Olympiſchen Spiele aus den erſten Zeiten, da die Künſte noch nicht bläheten, wurden lange nach ihrem Tode, ihr Andenken zu erhalten, Statuen aufgerichtet, wie einem Oibotas, aus der ſechſten Olympias, dieſe Ehre allererſt in der achtzigſten wiederfuhr. Es iſt beſonders, daß ſich jemand ſeine Statue machen laſſen, ehe er den Sieg erhielt; ſo gewiß war derſelbe! Ja zu Argium, in Achaja, war einem Sieger eine beſondere Halle, oder verdeckter Gang, von ſeiner Stadt gebauet, um ſich daſelbſt im Ringen zu üben.

Es ſcheinet mir hier nicht überflüßig anzumerken eine ſchœne aber verſtümmelte unbekleidete Statue eines Schleuderers, wie die an dem rechten Schenkel liegende Schleuder mit dem Steine in derſelben anzeiget. Es iſt nicht leicht zu ſagen, wie und auf was Weiſe einer ſolchen Perſon eine Statue errichtet worden: denn von den Dichtern iſt keinem Helden eine Schleuder gegeben, und unter den griechiſchen Kriegsvölkern waren die Schleuderer ſehr ſelten, und wo ſie ſich befanden, waren es die geringſten in einem Heere, und unbewaffnet (γυμνῆτες) wie die Bogenſchützen; und eben ſo bey den Rœmern, ſo, daß man jemand, um ihn empfindlich zu züchtigen, von der Renterey oder von andern Fußvölkern unter die Schleuderer herunter ſetzte. Da aber die Statue, von welcher wir reden, eine beſtimmte Perſon des Alterthums, und nicht bloß einen Schleuderer, vorſtellen muß, könnte man ſagen, es ſey in derſelben Pyrrhmas, der Ætolier, abgebildet, welcher in der Rückkunft der Heracliden in Peloponneſus den Zweykampf übernahm, über die Entſcheidung des Beſitzes der Landſchaft Elis: denn deſſen Geſchicklichkeit beſtand in der Schleuder.

§. 18. Durch die Freyheit erhob ſich, wie ein edler Zweig aus einem geſunden Stamme, das Denken des ganzen Volks; denn ſo wie der Geiſt eines zum Denken gewöhnten Menſchen ſich höher zu erheben pflegt im weiten Felde, oder auf einem offenen Gange

und auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer, und in jedem eingeſchränkten Orte; eben ſo muß auch die Art zu denken unter den freyen Griechen gegen die Begriffe beherrſchter Völker ſehr verſchieden geweſen ſeyn. Herodotus zeiget, daß die Freyheit allein der Grund geweſen von der Macht und Hoheit, zu welcher Athen gelanget iſt, da dieſe Stadt vorher, wenn ſie einen Herrn über ſich erkennen müſſen, ihren Nachbarn nicht gewachſen ſeyn können. Die Redekunſt fieng an aus eben dem Grunde allererſt in dem Genuſſe der völligen Freyheit unter den Griechen zu blühen; und daher legten die Sicilianer dem Gorgias die Erfindung der Redekunſt bey. Aus Münzen der Städte in Sicilien und Groß-Griechenland könnte behauptet werden, daß die Künſte in dieſer Inſel und in dem unteren Theile von Italien, eher als ſelbſt in Griechenland zu blühen angefangen, wie denn überhaupt andere Wiſſenſchaften zeitiger in Sicilien als in Griechenland emporgekommen. Dies wiſſen wir von der Redekunſt, in welcher ſich zuerſt Gorgias von Leontium in Sicilien, hervorthat, und da er als Abgeordneter dieſer Stadt nach Athen geſchicket wurde, zog er daſelbſt Augen und Ohren auf ſich. Die Weltweisheit ſelbſt bekam in der Eleatiſchen oder Italiſchen Schule, und in derjenigen, welche Pythagoras ſtiftete, eher als unter anderen Griechen, eine methodiſche Form.

§. 19. Eben die Freyheit, die Mutter großer Begebenheiten, Staatsveränderungen und der Eiferſucht unter den Griechen, pflanzete gleichſam in der Geburt ſelbſt den Saamen edler und erhabener Geſinnungen; und ſo wie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der ſtolzen Wellen an den Klippen des Strandes unſern Blick ausdehnet, und den Geiſt über niedrige Vorwürfe hinwegſetzet, ſo konnte im Angeſichte ſo großer Dinge und Menſchen nicht unedel gedacht werden. Die Griechen in ihrer beſten Zeit waren denkende Weſen, welche zwanzig und mehr Jahre ſchon gedacht hatten, ehe wir insgemein aus uns ſelbſt zu denken anfangen, und die den Geiſt in ſeinem größten Feuer, von der Munterkeit des Körpers unterſtützet, beſchäftigten, welcher bey uns, bis er abnimmt, unedel genähret wird.

§. 20. Der unmündige Verſtand, welcher wie eine zarte Rinde, den Einſchnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tœnen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn, gleich einer Wachstafel, die nur eine gewiſſe Anzahl Worte oder Bilder faſſen kann, war nicht mit Träumen erfüllet, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt ſeyn, das iſt, zu wiſſen, was andere gewußt haben, wurde ſpæt geſucht: gelehrt, im heutigen Verſtande zu ſeyn, war in ihrer beſten Zeit leicht, und weiſe konnte ein jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nemlich viel Bücher zu kennen, da allererſt nach der ein und ſechzigſten Olympias die zerſtreueten Glieder des größten Dichters geſammlet wurden. Dieſen lernete das Kind; der Jüngling dachte wie der Dichter, und wenn er etwas würdiges hervorgebracht hatte, ſo war er unter die erſten ſeines Volks gerechnet.

§. 21. Mit Vortheilen ſolcher Erziehung wurde Iphicrates von ſeinen Mitbürgern in Athen, in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre, zum Heerführer erwählt: Aratus hatte kaum zwanzig Jahre, da er ſein Vaterland Sicyon von den Tyrannen befreyete, und bald nachher wurde er das Haupt des ganzen achæiſchen Bundes: Philopœmen hatte als ein

Knabe den groſsten Antheil an dem Siege, welchen Antigonus Kœnig in Macedonien nebſt den Völkern des Achæiſchen Bundes wider die Lacedæmonier erfochte, welcher jene zu Herren von Sparta machte.

§. 22. Eine ähnliche Erziehung gab auch bey den Rœmern dem Verſtande eine ſolche zeitige Reife wie ſich unter andern in Scipio dem jüngeren und in dem Pompejus offenbaret: der erſte wurde in ſeinem 24ten Jahre nach Spanien an die Spitze der rœmiſchen Legionen geſchicket, auch in der Abſicht die gefallene Kriegszucht wieder herzuſtellen, und vom Pompejus ſagt Vellejus, er habe im 23ten Jahre aus eigenen Mitteln ein Heer auf die Beine gebracht, und ſich allein, ohne öffentliche Berechtigung, zu Rathe gezogen. In Zuverſicht auf ein durch ähnliche Erziehung erwecktes erhabenes Denken eines ganzen Volks und gereizte Ehrbegierde eines jeden unter ihnen, trat Pericles auf, und ſagte, was man uns von uns ſelbſt kaum zu denken erlaubet: «Ihr zürnet auf mich, der «ich glaube keinem Menſchen zu weichen in «Erkenntniß deſſen, was man erfordern mag, «und in der Fæhigkeit über daſſelbe zu ſpre«chen.» Mit eben der Freymüthigkeit ſagen ihre Geſchichtſchreiber das Gute von ſich ſelbſt, wie das Bœſe von andern.

§. 23. Ein weiſer Mann war der geehrteſte, und dieſer war in jeder Stadt, wie bey uns der reichſte, bekannt; ſo wie es der junge Scipio war, welcher die Cybele nach Rom führete. Zu dieſer Achtung konnte der Künſtler auch gelangen; ja Socrates erklæ«rete die Künſtler allein für weiſe, als diejenigen, welche es ſind, und nicht ſcheinen; und vielleicht in dieſer Überzeugung gieng Æſopus beſtændig unter den Bildhauern und Baumeiſtern umher. In viel ſpæterer Zeit war der Maler Diognetus einer von denen, die dem Marcus Aurelius die Weisheit leh«reten: dieſer Kayſer bekennet, daß er von demſelben gelernet habe, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden und nicht Thorheiten für würdige Sachen anzunehmen. Der Künſtler konnte ein Geſetzgeber werden: denn alle Geſetzgeber waren gemeine Bürger, wie Ariſtoteles bezeuget. Er konnte Kriegsheere führen, wie Lamachus, einer der dürftigſten Bürger zu Athen, und ſeine Statue neben dem Miltiades und Themiſtocles, ja neben den Göttern ſelbſt, geſetzt ſehen. Alſo ſtelleten Xenophilus und Strato ihre ſitzenden Figuren bey ihrer Statue des Æsculapius und der Hygiea zu Argus; Chiriſophus, der Meiſter des Apollo zu Tegea, ſtand in Marmor neben ſeinem Werke, und Alcamenes war erhaben gearbeitet an dem Gipfel des Eleuſiniſchen Tempels; Parrhaſius und Silanion wurden in ihrem Gemælde des Theſeus zugleich mit dieſem verehret. Andere Künſtler ſetzten ihren Namen auf ihr Werk und Phidias den ſeinigen zu den Füßen des Olympiſchen Jupiters. Es ſtand auch an verſchiedenen Statuen der Sieger zu Elis der Name der Künſtler; und an dem Wagen mit vier Pferden von Erzt, welchen der Sohn des Kœnigs Hiero zu Syracus, Dinomenes, ſeinem Vater ſetzen ließ, war in zween Verſen angezeiget, daß Onatas der Meiſter dieſes Werks ſey. Dieſer Gebrauch aber war dennoch nicht ſo allgemein, daß man aus dem Mangel des Namens des Künſtlers an vorzüglichen Statuen ſchließen könnte, daß es Werke aus ſpætern Zeiten ſeyn. Dieſes war nur zu erwarten von Leuten, die Rom im Traume, oder, wie junge Reiſende, in einem Monate, geſehen.

§. 24. Die Ehre und das Glück des Künſtlers hiengen nicht von dem Eigenſinne eines unwiſſenden Stolzes ab, und ihre Werke waren nicht nach dem elenden Geſchmacke, oder nach dem übel geſchaffenen Auge eines durch

die Schmeicheley und Knechtſchaft aufgeworfenen Richters, gebildet, ſondern die weiſeſten des ganzen Volks urtheileten und belohneten ſie und ihre Werke, in der Verſammlung aller Griechen, und zu Delphos ſo wie zu Corinth waren Wettſpiele der Malerey unter beſondern dazu beſtellten Richtern, welche zur Zeit des Phidias angeordnet wurden. Hier wurde zuerſt Panænus, der Bruder, oder wie andere wollen, der Schweſter Sohn des Phidias, mit dem Timagoras von Chalcis, gerichtet, wo der letzte den Preiß erhielt. Vor ſolchen Richtern erſchien Ætion mit ſeiner Vermählung Alexanders und der Roxane; derjenige Vorſitzer, welcher den Ausſpruch that, hieß Proxenides, und er gab dem Künſtler ſeine Tochter zur Ehe. Man ſiehet, daß ein allgemeiner Ruf auch an andern Orten die Richter nicht geblendet, dem Verdienſte das Recht abzuſprechen: denn zu Samos wurde Parrhaſius, in dem Gemælde des Urtheils über die Waffen des Achilles, dem Timanthes nachgeſetzet.

§. 25. Aber die Richter waren nicht fremde in der Kunſt: denn es war eine Zeit in Griechenland, wo die Jugend in den Schulen der Weisheit ſowohl, als der Kunſt, unterrichtet wurde; und Plato erlernete die Zeichnung zugleich mit den hœheren Wiſſenſchaften. Dieſes geſchahe, damit die Jugend, wie Ariſtoteles ſaget, zur wahren Kenntniß und zur Beurtheilung der Schœnheit gelangen möchte.

§. 26. Daher arbeiteten die Künſtler für die Ewigkeit, und die Belohnungen ihrer Werke ſetzten ſie in den Stand, ihre Kunſt über alle Abſichten des Gewinns und der Vergeltung zu erheben, wie vom Polygnotus bekannt iſt, welcher ohne Entgelt das Pœcile zu Athen, und, wie es ſcheinet, auch ein öffentlich Gebäude zu Delphos, ausmalete, wo er die Eroberung von Troja vorſtellete. Die Erkenntlichkeit gegen dieſe letzte Arbeit ſcheinet der Grund zu ſeyn, welcher die Amphiktyones, oder den allgemeinen Rath der Griechen, bewogen, dieſem großmüthigen Künſtler eine freye Bewirthung durch ganz Griechenland auszumachen.

§. 27. Überhaupt wurde alles vorzügliche in allerley Kunſt und Arbeit beſonders geſchätzet, und der beſte Arbeiter in der geringſten Sache konnte zur Verewigung ſeines Namens gelangen; wie denn die Griechen von den Göttern auch die Unſterblichkeit ihres Gedächtniſſes zu erbitten pflegten. Wir wiſſen noch itzo den Namen des Baumeiſters einer Waſſerleitung auf der Inſel Samos, und desjenigen, der daſelbſt das groeßte Schiff gebauet hat; ingleichen den Namen eines berühmten Steinmetzen, welcher in Arbeit an Säulen ſich hervor that: er hieß Architeles. Es ſind die Namen zweyer Weber, oder Stikker bekannt, die einen Mantel der Pallas Pelias zu Athen arbeiteten; wir wiſſen den Namen eines Arbeiters von ſehr richtigen Waagen oder Waage-Schalen: er hieß Parthenius; es hat ſich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax von Leder machte; ja ein gewiſſer Peron, welcher wohlriechende Salben verfertigte, war in Schriften verſchiedener berühmter Männer angeführet. Plato ſelbſt hat den Thearion, einen Becker, wegen der Geſchicklichkeit in deſſen Handwerke, ſo wie den Sarambus, einen geſchickten Gaſtwirth in ſeinen Schriften verewiget. In dieſer Abſicht ſcheinen die Griechen vieles, was beſonders war, nach dem Namen des Meiſters, der es gemacht hatte, benennet zu haben, und unter dergleichen Namen blieben die Sachen immer bekannt, ſo wie die Gefaeße, die denen in der Form ähnlich, welche Thericles zu des Pericles Zeiten aus gebrannter Erde machete, von dieſem Arbeiter den Namen behielten. Zu Samos wurden hölzerne

Leuchter gemacht, die in großem Werthe gehalten wurden; Cicero arbeitete auf seines Bruders Landhause des Abends bey dergleichen Leuchter. Auf der Insel Naxus waren jemanden, welcher zuerst den Pentelischen Marmor in der Form von Ziegeln gearbeitet hatte, um Gebäude damit zu decken, bloß wegen dieser Entdeckung, Statuen gesetzet; vorzügliche Künstler hatten den Beynamen Göttliche, wie Alcimedon beym Virgilius, als welches das höchste Lob der Spartaner war.

§. 28. Der Gebrauch und die Anwendung der Kunst erhielt dieselbe in ihrer Großheit: denn da sie nur den Göttern geweihet, und für das heiligste und nützlichste im Vaterlande bestimmet war, in den Häusern der Bürger aber Mäßigkeit und Einfalt wohnete, so wurde der Künstler nicht auf Kleinigkeiten, oder auf Spielwerke, durch Einschränkung des Orts, oder durch die Lüsternheit des Eigenthümers herunter gesetzet, sondern was er machete, war den stolzen Begriffen des ganzen Volks gemäß. Wir wissen, daß Miltiades, Themistocles, Aristides und Cimon, die Häupter und Erretter von Griechenland, nicht besser, als ihr Nachbar wohneten. Die Wohnungen begüterter Personen waren von den gemeinen Häusern unterschieden durch einen Hof, Αὐλὴ genannt, welcher von dem Gebäude eingeschlossen war, wo der Hausvater zu opfern pflegte. Grabmale aber wurden als heilige Gebäude angesehen; daher es nicht befremden muß, wenn sich Nicias, der berühmte Maler, gebrauchen lassen, ein Grabmal vor der Stadt Tritia in Achaja auszumalen. Man muß auch erwägen, wie sehr es die Nacheiferung in der Kunst befördert habe, wenn ganze Städte, eine vor der andern, eine vorzügliche Statue zu haben suchten, und wenn ein ganzes Volk die Kosten zu einer Statue sowohl von Göttern, als von Siegern in den öffentlichen Spielen aufbrachte. Einige Städte waren, auch im Alterthume selbst, bloß durch eine schöne Statue bekannt, wie Aliphora wegen einer Pallas von Erzt, vom Hecatodorus und Sostratus gemacht.

§. 29. Die Bildhauerey und Malerey sind unter den Griechen eher, als die Baukunst, zu einer gewissen Vollkommenheit gelanget: denn diese hat mehr Idealisches, als jene, weil sie keine Nachahmung von etwas wirklichem hat seyn können, und, nach der Nothwendigkeit, auf allgemeine Regeln und Gesetze der Verhältnisse gegründet worden. Jene beyden Künste, welche mit der bloßen Nachahmung ihren Anfang genommen haben, fanden alle nöthigen Regeln am Menschen bestimmt, da die Baukunst die ihrigen durch viele Schlüsse finden, und durch den Beyfall festsetzen mußte.

§. 30. Die Bildhauerey aber ist vor der Malerey vorausgegangen, und hat, als die ältere Schwester, diese, als die jüngere, geführet; ja Plinius ist der Meynung, daß zur Zeit des Trojanischen Krieges die Malerey noch nicht gewesen sey. Der Jupiter des Phidias, und die Juno des Polycletus, die vollkommensten Statuen, welche das Alterthum gekannt hat, waren schon, ehe Licht und Schatten in Griechischen Gemälden erschien. Denn Apollodorus, und sonderlich nach ihm Zeuxis, der Meister und der Schüler, welche in der neunzigsten Olympias berühmt waren, sind die ersten, welche hierinn sich zeigeten; da man sich die Gemälde vor ihrer Zeit als neben einander gesetzte Statuen vorzustellen hat, die ausser der Handlung, in welcher sie gegen einander standen, als einzelne Figuren kein Ganzes zu machen schienen, nach eben der Art, wie die Gemälde auf den sogenannten Hetruriſchen Gefäßen von gebrannter Erde sind. Euphranor, welcher mit dem Praxiteles zu gleicher Zeit,

und alſo ſpæter noch, als Zeuxis, lebete, hat, wie Plinius ſagt, die Symmetrie in die Malerey gebracht.

§. 31. Der Grund von dem ſpæteren Wachsthume der Malerey liegt theils in der Kunſt ſelbſt, theils in dem Gebrauche und in der Anwendung derſelben: denn da die Bildhauerey den Götterdienſt erweitert hat, ſo iſt ſie wiederum durch dieſen gewachſen. Die Malerey aber hatte nicht gleichen Vortheil: ſie war den Göttern und den Tempeln gewidmet, und einige Tempel, wie der Juno zu Samos, waren Pinacothecæ, oder Gallerien von Gemælden; auch zu Rom waren in dem Tempel des Friedens, nemlich in den obern Zimmern oder Gewölbern deſſelben, die Gemælde der beſten Meiſter aufgehänget. Aber die Werke der Maler ſcheinen bey den Griechen kein Vorwurf heiliger zuverſichtlicher Verehrung und Anbetung geweſen zu ſeyn; wenigſtens findet ſich unter allen vom Plinius und Pauſanias angeführten Gemælden kein einziges, welches dieſe Ehre erhalten hätte; wo nicht etwa jemand in unten geſetzter Stelle des Philo ein ſolches Gemælde finden wollte. Pauſanias gedenket ſchlechthin eines Gemældes der Pallas in ihrem Tempel zu Tegea, welches ein Lectiſternium derſelben war.

§. 32. Die Malerey insbeſondere hat dem Ausmalen der Zimmer unter den Alten ſehr viel zu danken, ſo wie eben dieſes zu unſerer Vorältern Zeiten in Italien eine von den Urſachen des Aufnehmens der Kunſt war, ehe weniger koſtbare Bekleidungen der Wände mit gewürketem Zeuge die Malerey aus den Zimmern verbannet haben. Die Alten ließen ihre Zimmer auch mit geographiſchen Carten ausmalen, von welcher Auszierung man ſich aus dem langen und prächtigen topographiſchen Saale der Länder von Italien in dem Vaticaniſchen Pallaſte, einen Begriff machen kann.

§. 33. Die Malerey und Bildhauerey verhalten ſich, wie die Beredſamkeit und Dichtkunſt; dieſe, weil ſie mehr als jene, heilig gehalten, zu heiligen Handlungen gebrauchet, und beſonders belobnet wurde, gelangete zeitiger zu ihrer Vollkommenheit; und dieſes iſt zum Theil die Urſache, daß, wie Cicero ſagt, mehr gute Dichter, als Redner, geweſen. Wir finden aber, daß Maler zugleich Bildhauer waren: wie unter anderen ein Athenienſiſcher Maler, Mico, welcher die Statue des Callias von Athen gemachet hatte; der berühmte Maler Euphranor, des Praxiteles Zeitgenoſſe; Zeuxis, deſſen Werke von gebrannter Erde zu Ambracia ſtanden; und Protogenes, welcher in Erzt arbeitete; ſogar vom Apelles war die Statue der Tochter des Spartaniſchen Kœnigs Archidamus, Cynica, gearbeitet. Nicht weniger ſind Bildhauer zugleich als Baumeiſter berühmt geworden. Polycletos hatte zu Epidaurus ein Theater gebauet, welches dem Æsculapius gewidmet und in dem Bezirke um deſſen Tempel eingeſchloſſen war.

§. 34. Man kann mit Recht ganz Griechenland das Land der Kunſt nennen: denn obgleich dieſelbe vornehmlich zu Athen ihren Sitz genommen hatte, ſo wurde die Kunſt demohnerachtet auch zu Sparta geübet, und es ſchickete dieſe Stadt in den älteſten Zeiten und vor den Perſiſchen Kriegen nach Sarden, Gold zu der Statue eines Apollo zu kaufen, das Geſicht deſſelben zu vergolden.

Solche Vortheile hatte die Kunſt der Griechen vor andern Völkern, und auf einem ſolchen Boden konnten ſo herrliche Früchte wachſen.

ZWEYTES KAPITEL.

VON DEN WESENTLICHEN DER KUNST.

§. 8. Von der Schœnheit iſt zuerſt überhaupt zu reden, ſowohl was die Formen als

die Stellung und Gebehrden betrifft, nebſt der Proportion, und alsdann von der Schœnheit einzelner Theile des menſchlichen Körpers. In der allgemeinen Betrachtung über die Schœnheit aber iſt vorläufig der verſchiedene Begriff des Schœnen zu berühren, welches der verneinende Begriff derſelben iſt; und alsdann iſt einiger beſtimmter Begriff der Schœnheit zu geben; es kann jedoch leichter, wie Cotta beym Cicero von Gott meynet, von der Sçhœnheit geſaget werden, was ſie nicht iſt, als was ſie iſt, und es verhält ſich einigermaßen mit der Schœnheit und ihrem Gegentheile, wie mit der Geſundheit und Krankheit: dieſe fühlen wir und jene nicht.

§. 9. Die Schœnheit, als der hœchſte Endzweck, und als der Mittelpunkt der Kunſt, erfordert vorläufig eine allgemeine Abhandlung, in welcher ich mir und dem Leſer ein Genüge zu thun wünſchte; aber dieſes iſt auf beyden Seiten ein ſchwer zu erfüllender Wunſch. — Nach einigen allgemeinen Anmerkungen über die Kunſt der Zeichnung unter den Griechen, da ich weiter in Betrachtung derſelben zu gehen ſuchete, ſchien mir die Schœnheit zu winken, vielleicht eben die Schœnheit, die den großen Künſtlern erſchien, und ſich fühlen, begreifen und bilden ließ: denn in ihren Werken habe ich dieſelbe zu erkennen geſuchet und gewünſchet. Ich aber ſchlug mein Auge nieder vor dieſer Einbildung, wie diejenigen, denen der Hœchſte gegenwärtig erſchienen war, weil ich dieſen in jener zu erblicken glaubete. Ich errœthete zugleich über meine Zuverſicht, die mich verdreiftet hatte, in die Geheimniſſe derſelben hinein zu ſchauen, und von dem hœchſten Begriffe der Menſchlichkeit zu reden, indem ich mir die Furcht zu Gemüthe führete, die mir ehedem dieſes Unternehmen verurſachete. Aber die gütige Aufnahme, die meine Betrachtung gefunden, machet mir Muth, jenem Winke zu folgen, und der Schœnheit weiter nachzudenken. Mit erwärmter Einbildung von dem Verlangen alle einzelne Schœnheiten, die ich bemerket, in eins und in einem Bilde zu vereinigen, ſuchte ich mir eine dichteriſche Schœnheit zu erwecken, und mir gegenwärtig hervorzubringen. Ich bin aber von neuem in dieſem zweyten Verſuche und Anſtrengung meiner Kräfte überzeuget worden, daß dieſes noch ſchwerer iſt, als in der menſchlichen Natur das vollkommene Schœne, wenn es vorhanden ſeyn kann, zu finden. Denn die Schœnheit iſt eins von den großen Geheimniſſen der Natur, deren Wirkung wir ſehen, und alle empfinden, von deren Weſen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehœret. Wære dieſer Begriff geometriſch deutlich, ſo würde das Urtheil der Menſchen über das Schœne nicht verſchieden ſeyn, und es würde die Überzeugung von der wahren Schœnheit leicht werden; noch weniger würde es Menſchen entweder von ſo unglücklicher Empfindung, oder von ſo widerſprechendem Dünkel geben können, daß ſie auf der einen Seite ſich eine falſche Schœnheit bilden, auf der andern hingegen keinen richtigen Begriff von derſelben annehmen, und mit dem Ennius ſagen würden:

Sed mihi neutiquam cor conſentit cum oculorum adſpectu (Cic. Lucull. cap. 17.)

Dieſe letztern ſind ſchwerer zu überzeugen, als jene zu belehren; ihre Zweifel aber ſind mehr ihren Witz zu offenbaren erdacht, als zur Verneinung des wirklich Schœnen behauptet; es haben auch dieſelben in der Kunſt keinen Einfluß. Jene ſollte der Augenſchein ſonderlich im Angeſichte von tauſend und mehr erhaltenen Werken des Alterthums

erleuchten: aber wider die Unempfindlichkeit ist kein Mittel, und es fehlet uns die Regel und der Canon des Schönen, nach welchem, wie Euripides sagt, das Garstige beurtheilet wird; und aus dieser Ursache sind wir, so wie über das, was wahrhaftig gut ist, also auch über das, was schön ist, verschieden.

§. 10. Man muß sich nicht wundern, wie ich bereits gedacht habe, daß die Begriffe der Schönheit unter uns sehr verschieden sind von den Begriffen der Sinesen und der Indischen Völker, wenn wir bedenken, daß wir selbst selten uns in einen Punct über ein schönes Gesicht vereinigen. Die blauen Augen werden insgemein von braunen gezogen, und die braunen von blauen gereitzet, und es verhält sich mit dem verschiedenen Urtheile über eine schöne Person, wie mit der verschiedenen Neigung gegen weiße und braune Schönen. Derjenige, welcher eine bräunliche Schönheit einer schönen weißen vorziehet, ist deßwegen nicht zu tadeln, ja man könnte ihm beypflichten, wenn derselbe weniger durch das Gesicht als durch das Gefühl gereitzet wird. Denn eine bräunliche Schönheit kann vielleicht eine sanftere Haut als eine weiße schöne Person zu haben scheinen, da die weiße Haut mehr Lichtstralen als eine bräunliche zurück schicket, und also enger, dichter und folglich stärker als diese seyn muß. Es würde daher eine bräunliche Haut durchsichtiger zu achten seyn, weil diese Farbe, wenn sie natürlich ist, von dem Durchscheinen des Bluts verursachet wird, und aus eben diesem Grunde färbet sich eine bräunliche Haut in der Sonne eher als eine weiße; ja eben daher ist die Haut der Mohren weit sanfter anzufühlen als die unsrige. Die bräunliche Farbe in schönen Knaben war den Griechen eine Deutung auf ihre Tapferkeit, und die von weißer Farbe hießen Kinder der Götter.

§. 11. Diese Verschiedenheit der Meynungen zeiget sich noch mehr in dem Urtheile über abgebildete Schönheiten in der Kunst, als in der Natur selbst; denn weil jene weniger als diese reizen, so werden auch jene, wenn sie nach Begriffen hoher Schönheit gebildet, und mehr erhaben als leichtfertig sind, dem unerleuchteten Sinne weniger gefallen, als eine gemeine hübsche Bildung, die reden und handeln kann. Die Ursache liegt in unseren Lüften, welche bey den mehresten Menschen durch den ersten Blick erreget werden, und die Sinnlichkeit ist schon angefüllet, wenn der Verstand suchen wollte, das Schöne zu genießen: alsdann ist es nicht die Schönheit, die uns einnimmt, sondern die Wollust. Dieser Erfahrung zufolge werden jungen Leuten, bey welchen die Lüfte in Wallung und Gährung sind, mit schmachtenden und brünstigen Reizungen bezeichnete Gesichter, wenn sie auch nicht wahrhaftig schön sind, Göttinnen erscheinen, und sie werden weniger gerühret werden über eine solche schöne Frau, die Zucht und Wohlstand in Gebehrden und Handlungen zeiget, welche die Bildung und die Majestät der Juno hätte.

§. 12. Die Begriffe der Schönheit bilden sich bey den mehresten Künstlern aus solchen unreifen ersten Eindrücken, welche selten durch höhere Schönheiten geschwächet oder vertilget werden, zumal wenn sie, entfernt von den Schönheiten der Alten, ihre Sinne nicht verbessern können. Denn es ist mit dem Zeichnen, wie mit dem Schreiben: wenige Knaben, welche schreiben lernen, werden mit Gründen von der Beschaffenheit der Züge, und des Lichts und Schattens an denselben, worinn die Schönheit der Buchstaben bestehet, angeführet, sondern man giebt ihnen die Vorschrift ohne weiteren Unterricht nachzumachen, und die Hand bildet sich im Schrei-

ben, ehe der Knabe auf die Gründe von der Schœnheit der Buchſtaben achtet. Eben ſo lernen die mehreſten jungen Leute zeichnen; und ſo wie die Züge im Schreiben in vernünftigen Jahren bleiben, wie ſie ſich in der Jugend geformet haben, ſo malen ſich insgemein die Begriffe der Zeichner von der Schœnheit in ihrem Verſtande, wie das Auge gewöhnet worden, dieſelbe zu betrachten und nachzuahmen, welche unrichtig werden, da die mehreſten nach unvollkommenen Muſtern zeichnen.

§. 13. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß bey Künſtlern, ſo wie bey allen Menſchen, der Begriff der Schœnheit dem Gewebe und der Wirkung der Geſichtsnerven gemæß ſey, ſo wie man aus dem unvollkommenen und vielmals unrichtigen Colorit der Maler zum Theil auf eine ſolche Vorſtellung und Abbildung der Farben in ihrem Auge ſchließen muß; denn was dieſes betrifft, iſt der Schluß, welchen die Secte der Zweifler in der Philoſophie, von der verſchiedenen Farbe der Augen ſowohl bey Thieren als bey Menſchen, auf die Ungewißheit unſerer Kenntniß der wahren Beſchaffenheit der Farbe dieſer oder jener Vorwürfe machete, nicht ohne Grund. So wie hier nun die Farbe der Feuchtigkeiten des Auges als die Urſache könnte angeſehen werden, eben ſo wird vielleicht in der Beſchaffenheit der Nerven der verſchiedene Begriff der Formen liegen, die die Schœnheit bilden. Dieſes wird begreiflich aus den unendlichen Geſchlechtern der Früchte und aus den unendlichen Arten eben derſelben Frucht, deren verſchiedene Form und Geſchmack ſich bildet und erwächſet durch die mancherley Fæſerchen, aus welchen die Röhren gewebet und verſchränkt ſind, worinn der Saft hinauf ſteiget, geläutert und reif wird. Da nun ein Grund von den mancherley Eindrücken auch bey denen, die ſich mit Abbildung derſelben beſchäftigen, vorhanden ſeyn muß, wird gedachte Muthmaßung nicht ſchlechterdings können verworfen werden.

§. 14. In andern hat der Himmel das ſanfte Gefühl der reinen Schœnheit nicht zur Reife kommen laſſen, und es iſt ihnen entweder durch die Kunſt, das iſt, durch die Bemühung, ihr Wiſſen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher Schœnheiten erhärtet worden, wie im Michael Angelo, oder es hat ſich dieſes Gefühl durch eine pœbelhafte Schmeicheley des groben Sinnes, um demſelben alles greiflicher vor Augen zu legen, mit der Zeit gänzlich verderbet, wie in Bernini geſchehen iſt. Jener hat ſich mit Betrachtung der hohen Schœnheit beſchäftiget, wie man aus ſeinen, theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten ſieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieſelbe denket, und er iſt wunderbar in ſtarken Leibern; aber aus angeführtem Grunde hat derſelbe aus ſeinen weiblichen und jugendlichen Figuren Geſchöpfe einer andern Welt, im Gebäude, in der Handlung und in den Gebehrden gemacht: Michael Angelo iſt gegen den Raphael, was Thucydides gegen den Xenophon iſt. Bernini ergriff eben den Weg, welcher jenen wie in unwegſame Orte und zu ſteilen Klippen brachte, und dieſen hingegen in Sümpfe und Lachen verführete: denn er ſuchte Formen, aus der niedrigſten Natur genommen, gleichſam durch das Übertriebene zu veredlen, und ſeine Figuren ſind wie der zu plötzlichem Glücke gelangete Pœbel; ſein Ausdruck iſt oft der Handlung widerſprechend, ſo wie Hannibal im äuſſerſten Kummer lachete. Demohngeachtet hat dieſer Künſtler lange auf dem Throne geſeſſen, und ihm wird noch itzo gehuldiget. Es iſt auch das Auge in vielen Künſtlern eben ſo wenig, wie in Ungelehrten, richtig, und ſie ſind nicht verſchiedener in Nachahmung der wahren Farbe der Vorwürfe, als in Bildung des Schœnen.

Barocci, einer der berühmteſten Maler, welcher nach dem Raphael ſtudiret hat, iſt an ſeinen Gewändern, noch mehr aber an ſeinen Profilen, kenntlich, an welchen die Naſe insgemein ſehr eingedrückt iſt. Pietro von Cortona iſt es durch das kleinliche und unterwärts platte Kinn ſeiner Köpfe, und dieſes ſind gleichwohl Maler der Rœmiſchen Schule: in andern Schulen von Italien finden ſich noch unvollkommenere Begriffe.

§. 15. Die von der zwoten Art, nemlich die Zweifeler wider die Richtigkeit der Begriffe der Schœnheit, gründen ſich vornehmlich auf die Begriffe des Schœnen unter entlegenen Völkern, die ihrer verſchiedenen Geſichtsbildung zufolge, auch verſchieden von den unſrigen ſeyn müſſen. Denn ſo wie viele Völker die Farbe ihrer Schœnen mit Ebenholz (welche ſo, wie dieſes, glänzender, als anderes Holz, und als eine weiße Haut iſt) vergleichen würden, da wir dieſelbe mit Elfenbein vergleichen, eben ſo, ſagen ſie, werden vielleicht bey jenen die Vergleichungen der Formen des Geſichts mit Thieren gemacht werden, an welchen uns eben die Theile ungeſtalt und häßlich ſcheinen. Ich geſtehe, daß man auch in den Europæiſchen Bildungen ähnliche Formen mit der Bildung der Thiere finden kann, und Otto van Veen, der Meiſter des Rubens, hat nach dem Porta dieſes in einer beſondern Schrift gezeiget: man wird aber auch zugeben müſſen, daß, je ſtärker dieſe Ähnlichkeit an einigen Theilen iſt, deſto mehr weichet die Form von den Eigenſchaften unſers Geſchlechts ab, und es wird dieſelbe theils ausſchweifend, theils übertrieben, wodurch die Harmonie unterbrochen, und die Einheit und Einfalt geſtœret wird, als worinn die Schœnheit beſtehet, wie ich unten zeige.

§. 16. Je ſchrœger z. E. die Augen ſtehen, wie an Katzen, deſto mehr fällt dieſe Richtung von der Baſe und der Grundlage des Geſichts ab, welche das Creuz iſt, wodurch daſſelbe von dem Wirbel an in die Länge und in die Breite gleich getheilet wird, indem die ſenkrechte Linie die Naſe durchſchneidet, die horizontale Linie aber den Augenknochen. Liegt das Auge ſchrœg, ſo durchſchneidet es eine Linie, welche mit jener parallel, durch den Mittelpunkt des Auges gezogen, zu ſetzen iſt. Wenigſtens muß hier eben die Urſache ſeyn, die den Übelſtand eines ſchief gezogenen Mundes macht; denn wenn unter zwo Linien die eine von der andern ohne Grund abweichet, thut es dem Auge wehe. Alſo ſind dergleichen Augen, wo ſie ſich unter uns finden, und an Sinefen und Japaneſen ſowohl als an einigen Ægyptiſchen Köpfen in Profil, eine Abweichung. Die gepletſchte Naſe der Calmucken, der Sinefen, und anderer entlegenen Völker, iſt ebenfalls eine Abweichung: denn ſie unterbricht die Einheit der Formen, nach welcher der übrige Bau des Körpers gebildet worden, und es iſt kein Grund, warum die Naſe ſo tief geſenkt liegt, und nicht vielmehr der Richtung der Stirne folgen ſoll; ſo wie hingegen die Stirn und Naſe aus einem geraden Knochen, wie an Thieren, wider die Mannigfaltigkeit in unſerer Natur ſeyn würde. Der aufgeworfene ſchwülſtige Mund, welchen die Mohren mit den Affen in ihrem Lande gemein haben, iſt ein überflüßiges Gewächs und ein Schwulſt, welchen die Hitze ihres Climas verurſachet, ſo wie uns die Lippen von Hitze, oder von ſcharfen ſalzigen Feuchtigkeiten, auch einigen Menſchen im heftigen Zorne, aufſchwellen. Die kleinen Augen der entlegenen Nordlichen und Oſtlichen Länder, ſind in der Unvollkommenheit ihres Gewächſes mit begriffen, welches kurz und klein iſt.

§. 17. Solche Bildungen wirket die Natur allgemeiner, je mehr ſie ſich ihren äuſſerſten

Enden nähert, und entweder mit der Hitze, oder mit der Kälte ſtreitet, wo ſie dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife Gewächſe von aller Art hervorbringet. Denn eine Blume verwelket in unleidlicher Hitze, und in einem Gewölbe ohne Sonne bleibet ſie ohne Farbe; ja die Pflanzen arten aus in einem verſchloſſenen finſtern Orte. Regelmäßiger aber bildet die Natur, je näher ſie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkt gehet, unter einem gemäßigten Himmel, wie im dritten Kapitel des erſten Buchs angezeiget worden. Folglich ſind unſere und der Griechen Begriffe von der Schönheit, als welche von der regelmäßigſten Bildung genommen ſind, richtiger, als diejenigen, die ſich Völker bilden können, die, um mich eines Gedankens eines neuern Dichters zu bedienen, von dem Ebenbilde ihres Schöpfers halb verſtellet ſind: denn was nicht ſchön iſt, kann nirgends ſchön ſeyn, wie Euripides ſagt.

§. 18. In dieſen Begriffen aber ſind wir ſelbſt verſchieden, und vielleicht verſchiedener, als ſelbſt im Geſchmacke und Geruche, wo es uns an deutlichen Begriffen fehlet, und es werden nicht leicht hundert Menſchen über alle Theile der Schönheit eines Geſichts einſtimmig ſeyn; ich rede von denen, die nicht gründlich über dieſelbe gedacht haben. Der ſchönſte Menſch, welchen ich in Italien geſehen, war es nicht in aller Augen, auch derjenigen nicht, die ſich rühmeten, auch auf die Schönheit unſers Geſchlechts aufmerkſam zu ſeyn. Diejenigen aber, welche die Schönheit als einen würdigen Vorwurf ihrer Betrachtungen angeſehen und gewählet haben, können über das wahre Schöne, da es nur eins und nicht mancherley iſt, nicht zwiſtig ſeyn; und dieſe, wenn ſie die Schönheit in den vollkommenen Bildern der Alten unterſuchet haben, finden in den weiblichen Schönheiten einer ſtolzen und klugen Nation, die insgemein ſo ſehr geprieſenen Vorzüge nicht, weil ſie nicht von der weißen Haut geblendet werden. Die Schönheit wird durch den Sinn empfunden, aber durch den Verſtand erkannt und begriffen, wodurch jener mehrentheils weniger empfindlicher auf alles, aber richtiger gemacht wird und werden ſoll. In der allgemeinen Form aber ſind beſtändig die mehreſten und die geſitteteſten Völker in Europa ſowohl, als in Aſien und Africa, übereingekommen; daher die Begriffe derſelben nicht für willkührlich angenommen zu halten ſind, ob wir gleich nicht von allen Grund angeben können.

§. 19. Die Farbe trægt zur Schönheit bey, aber ſie iſt nicht die Schönheit ſelbſt, ſondern ſie erhebet dieſelbe überhaupt und ihre Formen; ſo wie der Geſchmack des Weins lieblicher wird durch deſſen Farbe in einem durchſichtigen Glaſe, als in der koſtbarſten goldenen Schale getrunken. Die Farbe aber ſollte wenig Antheil an der Betrachtung der Schönheit haben, weil nicht ſie ſondern die Bildung das Weſen derſelben ausmachet, und über dieſes werden ſich Sinne, die erleuchtet ſind, ohne Widerſpruch leicht vereinigen. Da nun die weiße Farbe diejenige iſt, welche die mehreſten Lichtſtrahlen zurückſchicket, folglich ſich empfindlicher macht, ſo wird auch ein ſchöner Körper deſto ſchöner ſeyn, je weißer er iſt, ja er wird nackend dadurch größer, als er in der That iſt, erſcheinen, ſo wie wir ſehen, daß alle neu in Gips geformte Figuren größer, als die Statuen, von welchen jene genommen ſind, ſich vorſtellen. Ein Mohr könnte ſchön heißen, wenn ſeine Geſichtsbildung ſchön iſt, und ein Reiſender verſichert, daß der tægliche Umgang mit Mohren das Widrige der Farbe benimmt, und was ſchön an ihnen iſt, offenbaret; ſo wie die Farbe des Metalls, und

des ſchwarzen oder grünlichen Baſalts, der Schœnheit alter Köpfe nicht nachtheilig iſt. Der ſchœne weibliche Kopf in der letzten Art Stein, in der Villa Albani, würde in weißem Marmor nicht ſchœner erſcheinen; der Kopf des ältern Scipio im Palaſte Rospiglioſi, in einem dunklern grünlichen Baſalte, iſt ſchœner, als drey andere Köpfe deſſelben in Marmor. Dieſen Beyfall werden beſagte Köpfe, nebſt andern Statuen in ſchwarzem Steine, auch bey Ungelehrten erlangen, welche dieſelben als Statuen anſehen. Es offenbaret ſich alſo in uns eine Kenntniß des Schœnen auch in einer ungewöhnlichen Einkleidung deſſelben, und in einer der Natur unangenehmen Farbe. Es iſt aber auch die Schœnheit verſchieden von der Gefälligkeit oder von der Lieblichkeit. Denn lieblich und angenehm iſt eine Perſon zu nennen, die durch ihr Weſen, durch ihre Reden und durch ihren Verſtand, auch durch ihre Jugend, Haut und Farbe reizen kann, ohne ſchœn zu ſeyn, und ſolche Perſonen nennet Ariſtoteles ἄνευ καλλους ὡραίους und Plato ſagt: ὡραίων προσωποις, καλῶν δὲ μή.

§. 20. Dieſes iſt alſo, wie geſagt, verneinend von der Schœnheit gehandelt, das iſt, es ſind die Eigenſchaften, welche ſie nicht hat, von derſelben abgeſondert, durch Anzeige unrichtiger Begriffe von derſelben; ein bejahender Begriff aber erfordert die Kenntniß des Weſens ſelbſt, in welches wir bey wenig Dingen hineinzuſchauen vermœgend ſind. Denn wir können hier, wie in den mehreſten philoſophiſchen Betrachtungen, nicht nach Art der Geometrie verfahren, welche vom allgemeinen auf das beſondere und einzelne, und von dem Weſen der Dinge auf ihre Eigenſchaften gehet und ſchließet, ſondern wir müſſen uns begnügen, aus lauter einzelnen Stücken wahrſcheinliche Schlüſſe zu ziehen. Was aber in folgenden Betrachtungen über die Schœnheit mißgedeutet werden könnte, muß denjenigen, welcher unterrichten will, nicht bekümmern: denn ſo wie Plato und Ariſtoteles, der Lehrer und der Schüler, über den Endzweck der Tragœdie völlig das Gegentheil behaupteten, welche dieſer als eine Reinigung der Leidenſchaften anpries, jener hingegen als einen Zunder derſelben beſchrieben hat, ſo kann von der unſchuldigſten Abſicht, auch von denen die richtig denken, ein ungeneigtes Urtheil gefället werden. Ich erinnere dieſes vornemlich über meine Schrift von der Fæhigkeit der Empfindung des Schœnen in der Kunſt, die bey einigen ein Urtheil erwecket, welches von meiner Abſicht gänzlich entfernet geweſen iſt.

§. 21. Die Weiſen, welche den Urſachen des allgemeinen Schœnen nachgedacht haben, da ſie daſſelbe in erſchaffenen Dingen erforſchet, und bis zur Quelle des hœchſten Schœnen zu gelangen geſuchet, haben daſſelbe in der vollkommenen Übereinſtimmung des Geſchöpfes mit deſſen Abſichten, und der Theile unter ſich, und mit dem Ganzen deſſelben, geſetzet. Da dieſes aber gleichbedeutend iſt mit der Vollkommenheit, für welches die Menſchheit kein fæhiges Gefæß ſeyn kann, ſo bleibet unſer Begriff von der allgemeinen Schœnheit unbeſtimmt, und bildet ſich in uns durch einzelne Kenntniſſe, die, wenn ſie richtig ſind, geſammlet und verbunden, uns die hœchſte Idee menſchlicher Schœnheit geben, welche wir erhœhen, je mehr wir uns über die Materie erheben können. Da ferner dieſe Vollkommenheit durch den Schöpfer allen Creaturen in dem ihnen zukommenden Grade gegeben worden, und ein jeder Begriff auf einer Urſache beſtehet, die auſſer dieſem Begriffe in etwas andern geſuchet werden muß, ſo kann die Urſache der Schœnheit nicht auſſer ihr, da ſie in allen erſchaffenen Dingen iſt, gefunden werden. Eben daher,

und weil unſere Kenntniſſe Vergleichungsbegriffe ſind, die Schœnheit aber mit nichts Hœherm kann verglichen werden, rühret die Schwierigkeit einer allgemeinen und deutlichen Erklærung derſelben.

§. 22. Die hœchſte Schœnheit iſt in Gott, und der Begriff der menſchlichen Schœnheit wird vollkommen, je gemæßer und übereinſtimmender derſelbe mit dem hœchſten Weſen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterſcheidet. Dieſer Begriff der Schœnheit iſt wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geiſt, welcher ſich ſuchet ein Geſchöpf zu zeugen nach dem Ebenbilde der in dem Verſtande der Gottheit entworfenen erſten vernünftigen Creatur. Die Formen eines ſolchen Bildes ſind einfach und ununterbrochen, und in dieſer Einheit mannigfaltig, eben dadurch aber ſind ſie harmoniſch; eben ſo wie ein ſüßer und angenehmer Ton durch Körper hervorgebracht wird, deren Theile gleichförmig ſind. Durch die Einheit und Einfalt wird alle Schœnheit erhaben, ſo wie es durch dieſelbe alles wird, was wir wirken und reden: denn was in ſich groß iſt, wird, mit Einfalt ausgeführet und vorgebracht, erhaben. Es wird nicht enger eingeſchränkt, oder verliehret von ſeiner Groeße, wenn es unſer Geiſt wie mit einem Blicke überſehen und meſſen, und in einem einzigen Begriffe einſchließen und faſſen kann, ſondern eben durch dieſe Begreiflichkeit ſtellet es uns ſich in ſeiner völligen Groeße vor, und unſer Geiſt wird durch die Faſſung deſſelben erweitert, und zugleich mit erhaben. Denn alles, was wir getheilt betrachten müſſen, oder durch die Menge der zuſammengeſetzten Theile nicht mit einmal überſehen können, verliehret dadurch von ſeiner Groeße, ſo wie uns ein langer Weg kurz wird durch mancherley Vorwürfe, welche ſich uns auf demſelben darbiethen, oder durch viele Herbergen, in welchen wir anhalten können. Diejenige Harmonie, die unſern Geiſt entzücket, beſtehet nicht in unendlich gebrochenen, gekettelten und geſchleiften Tœnen, ſondern in einfachen lang anhaltenden Zügen. Aus dieſem Grunde erſcheinet ein großer Pallaſt klein, wenn derſelbe mit Zierrathen überladen iſt, und ein Haus groß, wenn es ſchœn und einfältig aufgeführet worden.

§. 23. Aus der Einheit folget eine andere Eigenſchaft der hohen Schœnheit, die Unbezeichnung derſelben, das iſt, deren Formen weder durch Punkte, noch durch Linien, beſchrieben werden, als die allein die Schœnheit bilden; folglich eine Geſtalt, die weder dieſer oder jener beſtimmten Perſon eigen ſey, noch irgend einen Zuſtand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenſchaft ausdrücke, als welche fremde Züge in die Schœnheit miſchen, und die Einheit unterbrechen. Nach dieſem Begriff ſoll die Schœnheit ſeyn, wie das vollkommenſte Waſſer aus dem Schooße der Quelle geſchöpfet, welches, je weniger Geſchmack es hat, deſto geſunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert iſt. So wie nun der Zuſtand der Glückſeeligkeit, das iſt, die Entfernung vom Schmerze, und der Genuß der Zufriedenheit in der Natur der allerleichteſte iſt, und der Weg zu derſelben der geradeſte und ohne Mühe und Koſten kann erhalten werden, ſo ſcheinet auch die Idee der hœchſten Schœnheit am einfältigſten und am leichteſten, und es iſt zu derſelben keine philoſophiſche Kenntniß des Menſchen, keine Unterſuchung der Leidenſchaften der Seele, und deren Ausdruck nœthig.

§. 24. Da aber in der menſchlichen Natur zwiſchen dem Schmerze und dem Vergnügen, auch nach dem Epicurus, kein mittlerer Stand iſt, und die Leidenſchaften die Winde ſind, die in dem Meere des Lebens unſer Schiff

treiben, mit welchen der Dichter ſeegelt, und der Künſtler ſich erhebet, ſo kann die reine Schœnheit allein nicht der einzige Vorwurf unſerer Betrachtung ſeyn, ſondern wir müſſen dieſelbe auch in den Stand der Handlung und der Leidenſchaft ſetzen, welches wir in der Kunſt in dem Worte Ausdruck begreifen. Es iſt alſo zum erſten von der Bildung der Schœnheit, und zum zweyten von dem Ausdrucke zu handeln.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER.

ÜBER DIE NEUERE DEUTSCHE LITTERATUR.

EINLEITUNG

(Die einen Traum von einem allgemeinen Gemælde der deutſchen Litteratur enthält, und Anlaß gibt, die allgemeine deutſche Bibliothek, die Bibliothek der ſchœnen Wiſſenſchaften, und die Litteraturbriefe zu prüfen.)

So ſehr die Schriftſteller der Journæle ſich über ihre Leſer erheben: ſo ſind ſie doch beide mit einander Zwillinge eines Schickſals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter ſo vieler Menſchen und menſchlichen Werke, in die Arme der Muſen; beide fliehen aus Eckel über Arbeit oder Muße, über politiſche Neuigkeiten und Schriftſtellerey, in den Schoos der Göttin Critik, um ſich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerſtreuen und zugleich auch zu ſammlen. Man wird ein Verfaſſer, oder ein Leſer der Journæle, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas ſehr eifrig zu empfehlen iſt. Die Litteraturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publikums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfaſſer, die vom Bücherleſen müde, und aus dem Felde des Autorruhms ſiech zurückkamen.

Daher iſt auch unſre Zeit um ſo viel reicher an Journælen, als ſie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftſteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er glaubt, urtheilen zu können, ohne denken zu dörfen; Arbeiten ſchäzzen zu können, ohne ſelbſt ein Meiſter zu ſeyn. Der Leſer wiederum lieſet Advokatenberichte, um nicht ſelbſt richten zu dürfen; Auszüge und Critiken, um keine Bücher durchzuſtudiren. Je mehr Bücher, ſagt Rouſſeau, deſto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, deſto weniger Kinder: je mehr Journæle, deſto minder wahre Gelehrſamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hœren: der Kunſtrichter als ein Proſelyt der Gerechtigkeit; der Leſer als ein Proſelyt des Thors; und der wahren Bürger ſind ſo wenig, daß man auch ſelbſt ſchon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indeſſen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte: ein Werk, das ſich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemælde über die Litteratur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wære, er mag ſich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervortreten: zu einem Gemælde, das die Natur des Titian, mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden ſuchte; kurz! ein Werk, das eine pragmatiſche Ge-

ſchichte im gelehrten Staat würde, ſo wie die *Annales* des Tacitus im politiſchen Staat dieſen hohen Namen verdienen.

Man laſſe mich meinen Traum verfolgen! Dieſem allgemeinen und einzigen Werke müſte eine Geſchichte der Litteratur zum Grunde liegen, auf die es ſich ſtüzte. Auf welcher Stuffe befindet ſich dieſe Nation? und zu welcher könnte und ſollte ſie kommen? Was ſind ihre Talente, und wie iſt ihr Geſchmack? Wie ihr äußerer Zuſtand in den Wiſſenſchaften und Künſten? Warum ſind ſie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geiſt zum Aufſchwunge Freiheit und Begeiſterung erhalten? Alsdenn ruffe der Geſchichtſchreiber der Litteratur aus: ‚Wohlan! Landesleute, dieſe Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet: ſo weit habt ihr noch, um hierinn den Kranz des Zieles zu erreichen!' Man ſtelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und ſuche die Triebfeder des Nationalſtolzes ſo rege zu machen, als man das Nationalgenie unterſucht hat. Kurz! eine ſolche Geſchichte ſuche das, was ſie bey den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotiſchen Weisheit und die Verbeſſerin des Volks. Sie ſuche das in der Litteratur zu ſeyn, was der Schäzzer der engliſchen Sitten und Grundſäzze, der republikaniſche Browne, für den Staat war: eine Stimme patriotiſcher Weisheit, die Verbeſſerin ſeines Vaterlandes.

Jezt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf dieſe Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geiſtes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieſer das gutgebauete unglücklich niedergeriſſen? wie jener Handlanger ein Baumeiſter, und dieſer Baumeiſter ein Kalkbrenner ſeyn ſollte? wie viel unerkanntes Verdienſt jener ſtille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieſes Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu erſticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf beſſere Wege zu lenken ſey? Dies alles zeige ein Kunſtrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wiſſenſchaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo iſt nun ein hundertäugiger Argos, um dies alles zu überſehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Geſezzgeber, wider den auch die eigenſinnigen Genies, die Ziegenbærtigen Grammatiker, und der Pœbel von Überſezzern und Syſtemſchreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutſchland wie in jener Verwirrung Babels; Secten im Geſchmack, Partheien in der Dichtkunſt, Schulen in der Weltweisheit ſtreiten gegeneinander: keine Hauptſtadt, und kein allgemeines Intereſſe: kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines geſezzgeberiſches Genie. Wenn im Homer die Verſammlung der Griechen erſcheint: ſo bebt vom Gemurmel die Erde, und neun ſchreiende Herolde laufen mit Stæben umher, ſie zu bändigen, daß ſie die Götterſöhne, die Kœnige, hœren ſollen.

Da dies Werk für einen nicht iſt; ſo theile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dies gienge nicht ſo füglich an. Ein großer Theil der Wiſſenſchaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu ſchaden: und dieſer Theil trægt den Namen Litteratur. Ein weiter Name, deſſen Gebiet ſich von den erſten Buchſtabierverſuchen erſtreckt, bis auf die ſchœnſte Blumenleſe der Dichtkunſt: von der Züchtigung elender Überſezzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefſten Bemerkungen über die Sprache: von der Tropo-

der Critik der Dichter härter ſeyn wollte — ich geſtehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbeſſern kann.

Die Litteraturbriefe haben mehr Urtheil; allein ſchäzzen ſie nicht die Merkwürdigkeit gewiſſer Werke beinahe blos nach dem Maas, wie ſie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correſpondent wird doch gewiß mit andern Journælen haben buhlen müſſen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philoſophie iſt nach dem Ausſpruche Cicerons: «Philoſophire! aber mit wenigem» und dieſe Mæßigung hat ſie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indeſſen fällt es mir ein, daß einſt in Athen zween Künſtler ſtritten; jener betrog die Vœgel, und dieſer gar ſeinen Miteiferer, der nach dem Vorhange grif, und blos ein Gemælde ertappete. Wenn die Litteraturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leſer bei dem Naſchen zum beſten haben, ſo gebt dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philoſoph ſelbſt, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und ſie verſchwinden; ſo iſts beinahe wider die Zunftgeſetze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verſchiedenheit vergleiche, haben ſich indeſſen alle beide um den deutſchen Geſchmack ſehr verdient gemacht, und werden merkwürdig ſeyn, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletiſche Eifer des andern nicht mehr zum Neueſten der Litteratur gehœren werden.

Ich liefere die vornehmſten Stellen der Litteraturbriefe ausgezogen, und betrachtet: daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denſelben gelten. Wenn ich ihnen widerſpreche oder beiſtimme, citire ich blos, und überlaſſe dem Leſer, der jenes Werk beſizzet, die Citationen ſelbſt aufzuſchlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und ſpreche mit einigen Verfaſſern Pantomimiſch: wie es dort von jenem Griechiſchen Orakel hieß: *ουτε λεγει, ουτε κρυπτει· αλλα σημαινει.*

---

18. FRAGMENT.

1. Winkelmann, der Ruhm der Deutſchen ſelbſt unter dem Rœmiſchen Himmel, den die Muſe des Alterthums und der Geſchichte, die unſterbliche Clio, hat laſſen geboren werden, um, wie jener, der auf dem Cithæron gefunden wurde, die Kunſt der Alten zu erklæren. Ich führe es nicht an, wie er die beſten Blüthen jeder Antiken Schœnheit in ſeine Seele geſammlet: wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmælern ſein Auge und ſeinen Geiſt gebildet: wie er ſeine Werke, ſo wie Raphael ſeine Gemælde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete: wie er eine Syſtematiſche Geſchichte unter Ruinen und Überbleibſeln liefern konnte: ſondern ich muß mich hier blos auf die Schreibart einſchränken. So wie die Attiſchen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglavros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe ſchwuren: ſo hat die Muſe auch auf ſeine Schriften geſchrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weiſe Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Gratie denke, wenn ich dieſem Körper das Gewand der Natur von dem einen Schüler des Sokrates, dem Xenophon, und ihm von dem andern, die Flügel hoher Ideen gebe: ſo ſtehet ein Bild vor mir, als wenn es die Muſe der Winkelmanniſchen Schriften wære. Einfältig im Vortrage: natürlich in der Ausführung,

und erhaben in den Schilderungen, ſind ſie Werke der Unſterblichkeit würdig, und der Name unſers Jahrhunderts.

2. Hagedorn hat der Göttin der Gemælde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu ſtreuen gewußt: das ganze Werk zeiget vielen Geſchmack des Künſtlers, noch mehr Känntniß des Werkmeiſters, und die feinſte Critik des Coſtume: das Bildniß der Göttin ſelbſt aber iſt dem Fleiß, der Mühſamkeit und Dauer nach, eine ächte Moſaiſche Arbeit — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfaſſer verræth viele Bekanntſchaft in den Kunſtſæln von hohem Geſchmack, und in den Malerakademien nach dem Üblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haine der ſchœnen Natur; daher ſeine Philoſophiſche Betrachtungen über das Schœne &c. in der Kunſt nie das Weſen erreichen. Für Lehrlinge iſt ſein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schœnheiten zu verſchloſſene Encyklopædie der Malerei; deſto angenehmer aber einem Leſer, der eben ſo ſehr Werkmann ſeyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhœren, gelehrte und Weltübliche Anſpielungen verſtehen, und den ganzen Zuſchnitt bis auf die kleinſte Nuance Hofmæßig bemerken kann. Cæſar trug beſtändig das Bild der Venus bei ſich, deren Sohn, ein zweiter Æneas! er ſeyn wollte: ſie war nach Rœmiſchem Geſchmack bewafnet; aber die Griechiſche Venus, wenn ſie die Pallas überwinden will, iſt nackt, und mit den Zierrathen ihrer irdiſchen Schweſter nicht beharniſcht. So kann auch ein Verfaſſer der Sohn der irrdiſchen bekleideten Schœnheit ſeyn, bei der man von dem ſchœnen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem ſchœnen Anſtande auf die Seele ſchließt; allein vielleicht würde ein Proxenides über ſein Kunſtſtück urtheilen: führe dieſen Paris in die Eleuſiniſchen Heiligthümer, daß er die Schœnheit nackt erblicke, und nackt ſage. Indeſſen wer kann ſo genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühſamkeit verriethe, der Geſchmack ſich nicht manchmal mit einem kleinen ſchœnen Eigenſinn paarete, und der Unterricht nicht oft nach Grundſæzen eine Lüfternheit übrig ließe. Ich urtheile, wie ein Deutſcher! ihr Deutſche! haltet ein Werk werth, an dem der Franzoſe blos etwas vom Geſchmack; der Britte vom Fleiß, und der Wälſche vom Unterricht abborgen kann: das übrige iſt euer!

Von den Denkmælern der Kunſt komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da ſteht ein Deutſcher Browne!

3. Moſer kennet das Schroot und Korn der Deutſchen Sprache: der alten Lutheriſchen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit, und geſunden Vernunft unſerer Væter: und er kann mit mehrerem Rechte unſer deutſcher Browne ſeyn; als Iſelin mit ſeinen Platoniſchen Träumen, und Wegelin mit ſeiner Hypochondriſchen Fülle von Tugend, in der Schweiz. Wie Parrhaſius dort den Geiſt der Athenienſer malte, ‹der veränderlich, rachſüchtig, ungerecht, unerbittlich und gnædig, ruhmræthig, erhaben und niedrig, wild und feige, und alles zugleich war› ſo kann Moſer den Geiſt der Deutſchen malen, wie er war, und ſeyn ſollte. Alsdenn aber muß auch in dem Geſchmack der Erfindung keine fromme Miſanthropie, in der Zuſammenſezzung kein ungeſunder Überfluß, in der Zeichnung kein ſchiefer Geſchmack herrſchen, der halb Franzœſiſch und halb Brittiſch iſt. Er liefere ſein Werk auch der Form nach mit allen deutſchen Vollkommenheiten geſchmückt: tiefſinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der Zuſammenſezzung, næmlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche Deutſche

Leſer bei allen Moſeriſchen Schriften ſämtlich und ſonders bedauren: daß Moſes keinen Aaron hat: daß der Miniſter zu ſichtbar diktire, der Weltweiſe nicht Zeit gnug, zu verdauen, und der Schriftſteller nicht Muße gnug, ſelbſt zu ſchreiben, und anzuordnen habe. Hätte der Verfaſſer irgend in Deutſchland einen andern Amphitruon, der die Macht und Geſchicklichkeit beſäße, ſeine zerſtreute Gedanken zu verbinden; und die Waſſerſüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle geſunde Adern unter einer feinen Haut ſich verbergen: ein zweiter Moſer, der auch bisweilen ſein Antipode ſeyn könnte, um viele ſchwermüthige Klagen mit leichtem und geſundem Blut zu leſen, und ihn endlich davon abbrächte: ein Prediger in der Wüſte zu ſeyn, wie jener, der nur ein Vorbote von dem war, der kommen ſollte, und ganz anders als ſein Vorläufer ſeyn muſte. — Sollte es nicht mit zur Deutſchen Nationalfreiheit gehören, daß ein Genie, welches ſelbſt nicht Mutter ſeyn kann, fremde, wohlgebildete aber ausgeſtoßene Kinder, aufnähme, und ſich an ihnen Mutterverdienſt erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutſchland verdient dies!

4. Jezt ein Cenſor, aber ein munterer Cenſor der Verdienſte! Abbts Schriften ſind für die Deutſchen Original: der gute geſunde Menſchen- und Bürgerverſtand, der in ihnen herrſchet, iſt das Erbſtück unſrer Nation: die Analytiſche Auflœſung der Begriffe iſt die beſte Methode Deutſcher Philoſophie; die Laune ſeiner Schreibart, die ſtatt der franzœſiſchen Karaktere, und der Brittiſchen erdachten Beiſpiele, durch Geſchichte lehrt, nährt unſern Geiſt, und ſeine Schreibart unſere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantaſie, in dem der Verfaſſer dachte, und ſchrieb, aber nicht hätte leſen ſollen; glüht jeden Leſer an, der es verſteht, ein Buch in eine Perſon, und todte Buchſtaben in Sprache zu verwandeln; alsdenn hœrt man, und denkt, und fühlt mit dem Autor. Kannſt du aber, lieber Leſer! nichts als leſen, nicht die Lükken, die dir überlaſſen wurden, in Gedanken ſelbſt ausfüllen, nicht weiter denken, wo dir Ausſichten eröfnet werden: ſo wirſt du inne werden, was vielleicht eben der Verfaſſer ſagt: «dem Sprechenden helfen ſeine Geberden, und der Ton der Stimme den Verſtand beſtimmen: da dies alles hingegen in einem Buche wegfällt.» Wenn ich dieſen Schriftſteller mit Zimmermann vergleiche: ſo bemerke ich freilich an dem lezten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewiſſen franzœſiſchen Geſchmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfaſſer ſelbſt weniger übrig läßt, als er liefern könnte. —

5. Jezt ein Schriftſteller, nicht blos des Vaterlandes, ſondern auch der Menſchheit: Spalding. So wie ſeine Wahrheiten ſich zwiſchen Philoſophie und gemeine Beobachtungen ſtellen; ſo gränzt auch ſein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand: ſein geſezter Stil nimmt hie und da die Miene des Tiefſinns an, und ſein blühender Stil ſcheint ſich in den Luxus zu verlieren; aber man trete næher! Selbſt der Aufwand wird alsdenn ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart ſchließt ſich der Denkart ſo an, wie die naſſen Gewänder der Alten den Körper durchſchimmern ließen. Dies geht ſo weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfaſſer bisweilen mühſam gewordene Denkart immer durchblickt; er mag ſie ſo ſehr mit Blumen beſtreuen, als er will. Aber eben dies verbürgt auch die Treue, mit der er ſeine Seele entdeckt, und die in den Materien, worinn er ſchreibt, und in unſerer Zeit ein ſeltenes Muſter iſt. Vielleicht gelingt es Spalding, geſunden Menſchenverſtand in den Kanzelvortrag zu bringen, der

das Mittel zwiſchen gelehrter Weisheit und unverſtändlicher Wortkræmerei hält, der den Jüdiſchen und gelehrten Griechiſchen Ton mit einerlei Vorſicht vermeidet, der die Kanzel erniedrigt, aber weder zum Moſaiſchen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem Philoſophiſchen Catheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines vertrauten, eines Seelenſorgers. Vielleicht wird es ihm gelingen, in die Theologie ein Denken einzuführen, das eben ſo wenig Deiſmus und Freigeiſterei, als nachgebetete Formel iſt. — Welch ein Unterſchied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten, und beredten Theologen vergleiche; es iſt kein andrer, als Acken. Wenn ich die Predigten dieſes Mannes, als erbauliche Abhandlungen anſehe: ſo verbinden ſie Philoſophiſche Genauigkeit, Deutſchen Nachdruck, und Griechiſche Schœnheiten mit einander bis zu den kleinſten Theilen: zu leſen ſind ſie vielleicht die beſten deutſchen Predigten, die die meiſten Franzoſen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen; und ſeine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieſer Art von Schriften hinter ſich laſſen. Darüber wundere ich mich alſo nicht, daß ſie wider ihr Verdienſt unbekannt geblieben; denn ſie ſind ja keine Poſtillen, und keine blendende Sermons; aber darüber wundere ich mich, wie dieſer deutſche Chryſoſtom in ſeinem Pathmos ſich ſo hat verirren können, um vom Urſprung der Opfer auf eine ſo myſtiſche Art zu ſchreiben:

Infert ſe teetus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menſchen; hier iſt der Philoſophiſche Schriftſteller unſerer Nation, der ſie mit der Schœnheit des Stils vermælt haben ſoll: der Verfaſſer der Philoſophiſchen Schriften. Ja er iſts, der ſeine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu ſtellen weiß; als hätte es die Muſe ſelbſt geſagt: er denkt da, wo andere ſich begnügen, Schœnheiten zu empfinden: er hat unter den Deutſchen die Critik der ſchœnen Wiſſenſchaften ausgebreitet, die Baumgarten in Abſicht der Lateiniſchen Schriftſteller ſo vorzüglich bewies; und —

Ich fühle es doch bei ſeinen Philoſophiſchen Schriften manchmal, was er ſelbſt fühlte: «ich bekenne es, daß ſich zu blos ſpekulativen «Unterſuchungen kein Vortrag beſſer ſchickt, «als der ſtrenge Syſtematiſche. Ich trauete «mir aber das Vermœgen und die Fertigkeit «nicht zu, meine Gedanken beſtändig an eine «ſo ſtrenge Ordnung zu kehren.» Man hat ihm hierüber, als über ein Kompliment, Gegenkomplimente gemacht; allein wenn Moſes unter dem Syſtematiſchen Vortrage mehr als eine äußere Mathematiſche Lehrart verſtehet, ſo wird jeder ſeine Entſchuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe, und Geſpræche; die Epiſoden in den Briefen, und die fremden Eingänge in den Geſpræchen: ſcheint mir ein Putz, den die Philoſophiſche Würde nicht braucht. Denkende Leſer führt er von der Betrachtung der Wahrheit ſelbſt ab: ſie müſſen ſich von den Spazziergängen nachher wieder zurück finden: und wer blos wegen dieſer Einkleidungen lieſet — für den hat Moſes nicht geſchrieben: eine Braut blos wegen ihres Putzes lieben, iſt lächerlich. Der Weiſe ſehe ſeinen Gegenſtand ſo helle als Moſes; er zeige ihn im rechten Geſichtspunkte, er leite die Ideen natürlich fort, er habe die Erläuterungen, und die Sprache in ſeiner Gewalt: ſo wird eine ſimple Abhandlung draus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; ſie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leſer, der Wahrheit ſucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu ſeyn — wozu? nicht zu lernen, ſondern ſelbſt zu denken. So ſind die Abhandlungen im 2ten Theil

der Philoſophiſchen Schriften; einige Litteraturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfaſſer, und — die Leßingſchen Abhandlungen.

7. Leßing — leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes Proſaiſches Werk anführen kann, da doch das Publikum längſt eine neue veränderte Ausgabe ſeiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht ſeiner Talente in Wiz und Phantaſie; in Betracht ſeines Scharfſinns im Zergliedern, und ſeines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufſchrift verdienen wird: «ſo viel that er: Nachwelt! ſchließe draus, was er thun konnte!»

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Litteratur, die lezten Jahre her erhalten: unter denen ich die Mœſerſchen Schriftgen: Harlekin, oder vom Groteske-Komiſchen, ſein Brief an den Savoyiſchen Vikar u. ſ. w. nenne. — Es iſt übrigens zu beklagen, daß man einige der beſten Deutſchen Poeten, nicht ſonderlich im Proſaiſchen Stil loben will; wie ich dies bei dreien inſonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu ſchreiben.

9. Darf ich unſre Schriftſteller mit einem Autor beſchließen, der nach dem erſten Urtheil der Litteraturbriefe mit Winkelmann eine Ähnlichkeit hatte, und nach dem lezten Richterſpruche ſein Antipode geworden: der erſt ein Heiligthum unſrer Zeit (*αναθημα*) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (*αναθεμα*) wurde: es iſt der Verfaſſer der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten: wer ihn nicht als Geſtirn betrachten will in unſerer Litteratur: ſehe ihn als Meteor an; ein Phænomenon bleibt er doch immerfort.

Der Kern ſeiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Beleſenheit: die Schale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich ſeines eigenen Zeugniſſes bediene:

Geleſen:) und allerdings, ſehr viel, ſehr weitläuftig und mit Geſchmack geleſen (*multa et multum legit*); allein die Balſamdüfte vom Ätheriſchen Tiſch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der Brittiſchen Laune vermiſcht, ſind zu einer Wolke geworden. Dieſe umhüllt ihn, er mag ſtrafen, oder weißagen (die beiden Verrichtungen ſeiner Schriften); wie die Juno, wenn ſie den Ehebrecher belauſcht, oder die Pythiſſe, wenn ſie Weißagungen in Kabbaliſtiſcher Proſe murmelt. Seine Beleſenheit iſt alſo zuſammen gefloſſen, ſo wie die Kœnigliche Schrift, auf unzuſammenhängend Papier geſchrieben, dies zuerſt thut. — Indeſſen würde oft freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchſtelle, worüber er commentirt, vieles entrætzeln, aber auch verrathen; und da ich ſelbſt unter die ſtummen Leſer ſeiner Schriften gehœre; ſo bin ich nicht in der Lage, hier Errathungen für Geſichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet:) Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Ausſicht in einen Geſichtspunkt: hier ſtehe aber ein Leſer, der dieſen Punkt treffe, der ſein Auge, der ſeine Laune zu Beobachtungen hat — ſonſt ſieht er verzogne Stellungen, und Schimmel ſtatt eines Mikroſcopiſchen Wäldchens. Leſer, der du dieſe hingeworfne Beobachtungen verſtehen, brauchen, ergänzen kannſt: du haſt ſie erfunden!

Gedacht:) wie es ſcheint, über Schriften, die ihm ein Ärgerniß oder eine Augenweide geweſen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüſſel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Syſteme haßt: ſo iſt jeder Gedanke eine unaufgefædelte Perle; jeder Gedanke iſt in ein Wort eingekleidet, ohne

welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden:) Seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelernten Regeln: seine Fehler sind so gar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßig. Vielleicht hat ihn also der ehrliche Fulbert Kulmius umsonst zum Schüler der Baumgartenschen Æsthetik zu machen gesucht, und vielleicht hätte ihn der 254ste Litteraturbrief nicht eben nach allen Regeln zum Verbrecher des Stils machen dörfen. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, die vielleicht einer gewissen Sokratischen Unwissenheit ähnlich seyn mœgen, wie er sie beschreibt. Eine Zunge kann stammlen, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleisch: und Guercius ein trauriges Colorit: Von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermuthlich, was Plinius vom Maler Eutykrates sagt: *austero maluit genere, quam iucunde placere.*

Seine Nahrung von ferne gebracht:) oft woher und wo es niemand vermuthete, und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand; im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riesen:

Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
In allen Nesseln, die ich fand.
Da lagen denn die kleinen Leichen u. s. w.
s. Gedichte von Karschin.

Hätte unser jezo ebentheuerlicher Sokrat, eine Aspasia, seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiad, sie auszubilden; vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdenn vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, *Socratis et Platonis peior progenies*, ein System errichtete, in der Philologie und Æsthetik, woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

KRITISCHE WÄLDER.

Herausgegeben durch Heyne.

ERSTES WÄLDCHEN. LESSINGS LAOKOON GEWIDMET.

15.

Man muß nicht denken, daß ein Philosoph, der den Unterschied zwischen Poesie und einer schœnen Kunst zu entwickeln unternimmt, damit das ganze Wesen der Dichtkunst vollständig erklæren wolle. Lessing zeigt, was die Dichtkunst gegen Mahlerei gehalten nicht sey; um aber zu sehen, was sie denn an sich in ihrem ganzen Wesen völlig sey, müßte sie mit allen schwesterlichen Künsten und Wissenschaften, z. E. Musik, Tanzkunst und Redekunst verglichen, und philosophisch unterschieden werden.

Mahlerei wirkt im Raume; Poesie durch Zeitfolge. Jene durch Figuren und Farben; diese durch artikulirte Tœne. Jene hat also Körper, diese Handlungen zu eigentlichen Gegenständen. ‹So weit ist Lessing in seiner ‹Entwicklung gekommen.› Nun nehme ein philosophischer Tonkünstler sein Werk auf:

wie fern haben Poeſie und Tonkunſt gemeine Regeln, da ſie beide durch die Zeitfolge wirken? Wie geht jene ab, da ſie Handlung ſinget? Der Redekünſtler fahre fort: jede Rede kann Handlung ſchildern: wie denn die Poeſie? wie in ihren verſchiedenen Gattungen und Arten? — Endlich dieſe Theorien zuſammen: ſo hat man das Weſen der Poeſie.

Auch bei der jetzigen Einen Seite der Vergleichung iſts indeſſen, als ob mir an dem Weſen der Poeſie immer etwas zur Berechnung fehle. — — Ich nehme Leſſingen da das Wort auf, wo er die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten verſpricht.

Er ſchließt ſo: »Wenn es wahr iſt, daß »die Mahlerei zu ihren Nachahmungen ganz »andre Mittel oder Zeichen gebraucht, als »die Poeſie; jene nämlich Figuren und Far»ben in dem Raume, dieſe artikulirte Tœne »in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen »ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeich»neten haben müſſen: ſo können neben ein»ander geordnete Zeichen auch nur Gegen»ſtände, die neben einander, oder deren »Theile neben einander exiſtiren, auf ein»ander folgende Zeichen aber, auch nur Ge»genſtände ausdrücken, die auf einander, »oder deren Theile auf einander folgen.«

»Gegenſtände, die neben einander, oder de»ren Theile neben einander exiſtiren, heißen »Körper. Folglich ſind Körper mit ihren »ſichtbaren Eigenſchaften die eigentlichen »Gegenſtände der Mahlerei.«

»Gegenſtände, die auf einander, oder de»ren Theile auf einander folgen, heißen über»haupt Handlungen. Folglich ſind Handlun»gen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.«

Vielleicht würde die ganze Schlußkette untrüglich ſeyn, wenn ſie von einem feſten Punkte anfienge: nun aber laſſet uns zu ihm hinan: »Wenn es wahr iſt, daß die Mah»lerei zu ihren Nachahmungen ganz andere »Mittel oder Zeichen gebraucht, als die »Poeſie,« allerdings wahr!

»Jene nämlich Figuren und Farben in »dem Raume, dieſe aber artikulirte Tœne »in der Zeit.« Schon nicht ſo beſtimmt! denn der Poeſie ſind die artikulirten Tœne nicht das, was Farben und Figuren der Mahlerei ſind!

»Wenn unſtreitig die Zeichen ein beque»mes Verhältniß zu dem Bezeichneten ha»ben müſſen.« Eben damit fällt alle Vergleichung weg. Die artikulirten Tœne haben in der Poeſie nicht eben daſſelbe Verhältniß zu ihrem Bezeichneten, was in der Mahlerei Figuren und Farben zu dem ihrigen haben. Können alſo zwei ſo verſchiedne Dinge ein Drittes, einen erſten Grundſatz zum Unterſchiede, zum Weſen beider Künſte geben?

Die Zeichen der Mahlerei ſind natürlich: die Verbindung der Zeichen mit der bezeichneten Sache iſt in den Eigenſchaften des Bezeichneten ſelbſt gegründet. Die Zeichen der Poeſie ſind willkührlich: die artikulirten Tœne haben mit der Sache nichts gemein, die ſie ausdrücken ſollen; ſondern ſind nur durch eine allgemeine Convention für Zeichen angenommen. Ihre Natur iſt alſo ſich völlig ungleich, und das *Tertium comparationis* ſchwindet.

Mahlerei wirkt ganz im Raume, neben einander, durch Zeichen, die die Sache natürlich zeigen. Poeſie aber nicht ſo durch die Succeſſion, wie jene durch den Raum. Auf der Folge ihrer artikulirten Tœne beruhet das nicht, was in der Mahlerei auf dem Nebeneinanderſeyn der Theile beruhete. Das Succeſſive ihrer Zeichen iſt nichts als *conditio ſine qua non*, und alſo blos einige Einſchränkung: das Coexiſtiren der Zeichen in der Mahlerei aber iſt Natur der Kunſt, und der Grund der mahleriſchen Schœnheit.

Poeſie, wenn ſie gleich durch auf einander folgende Tœne, das iſt, Worte wirkt: ſo iſt doch das Aufeinanderfolgen der Tœne, die Succeſſion der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung.

Um dieſen Unterſchied deutlicher zu machen, muß eine Vergleichung zwiſchen zweien durch natürliche Mittel wirkenden Künſten gemacht werden, zwiſchen Mahlerei und Tonkunſt. Hier kann ich ſagen: Mahlerei wirkt ganz durch den Raum, ſo wie Muſik durch die Zeitfolge. Was bei jener das Nebeneinanderſeyn der Farben und Figuren iſt, der Grund der Schœnheit, das iſt bei dieſer das Aufeinanderfolgen der Tœne, der Grund des Wohlklanges Wie bei jener auf dem Anblick des Coexiſtirenden das Wohlgefallen, die Wirkung der Kunſt beruhet; ſo iſt in dieſer das Succeſſive, die Verknüpfung und Abwechſelung der Tœne das Mittel der muſikaliſchen Wirkung. Wie alſo, kann ich fortfahren, jene, die Mahlerei, blos durch ein Blendwerk, den Begriff der Zeitfolge in uns erwecken kann: ſo mache ſie dies Nebenwerk nie zu ihrer Hauptſache, nemlich: als Mahlerei durch Farben und doch in der Zeitfolge zu wirken: ſonſt gehet das Weſen und alle Wirkung der Kunſt verloren. Hierüber iſt das Farbenklavier Zeuge. Und alſo im Gegentheile die Muſik, die ganz durch Zeitfolge wirkt, mache es nie zum Hauptzwecke, Gegenſtände des Raums muſikaliſch zu ſchildern, wie unerfahrne Stümper thun. Jene verliere ſich nie aus dem Coexiſtenten, dieſe nie aus der Succeſſion: denn beide ſind die natürlichen Mittel ihrer Wirkung.

Bei der Poeſie aber iſt der Auftritt geändert. Hier iſt das Natürliche in den Zeichen, Buchſtaben, Klang, Tonfolge, zur Wirkung der Poeſie wenig oder nichts: der Sinn, der durch eine willkührliche Übereinſtimmung in den Worten liegt, die Seele, die den artikulirten Tœnen beiwohnet, iſt alles. Die Succeſſion der Tœne kann der Poeſie nicht ſo weſentlich berechnet werden, als der Mahlerei das Coexiſtiren der Farben; «denn die Zeichen haben gar nicht «einerlei Verhältniß zu der bezeichneten «Sache.»

Der Grund iſt wankend, wie wird das Gebäude ſeyn? Ehe wir dieſes ſehen, laſſet uns jenen erſt auf andere Art ſichern. Mahlerei wirkt im Raume, und durch eine künſtliche Vorſtellung des Raums. Muſik, und alle energiſchen Künſte, wirken nicht blos in, ſondern auch durch die Zeitfolge, durch einen künſtlichen Zeitwechſel der Tœne. Ließe ſich nicht das Weſen der Poeſie auch auf einen ſolchen Hauptbegriff bringen, da ſie durch willkührliche Zeichen, durch den Sinn der Worte auf die Seele wirkt? Wir wollen das Mittel dieſer Wirkung Kraft nennen: und ſo, wie in der Metaphyſik Raum, Zeit und Kraft drei Grundbegriffe ſind, wie die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſich alle auf einen dieſer Begriffe zurückführen laſſen; ſo wollen wir auch in der Theorie der ſchœnen Wiſſenſchaften und Künſte ſagen: die Künſte, die Werke liefern, wirken im Raume; die Künſte, die durch Energie wirken, in der Zeitfolge; die ſchœnen Wiſſenſchaften, oder vielmehr die einzige ſchœne Wiſſenſchaft, die Poeſie, wirkt durch Kraft — durch Kraft, die den Worten beiwohnt, zwar durch das Ohr geht, aber unmittelbar auf die Seele wirket. Dieſe Kraft iſt das Weſen der Poeſie, nicht aber das Coexiſtente, oder die Succeſſion.

Nun wird die Frage: welche Gegenſtände kann dieſe poetiſche Kraft beſſer an die Seele bringen, Gegenſtände des Raums, coexiſtirende Gegenſtände, oder Gegenſtände der Zeitſucceſſionen? Und, um wieder ſinnlich

zu reden: in welchem Medium wirkt die poetiſche Kraft freier, im Raume, oder in der Zeit? —

Sie wirkt im Raume: dadurch, daß ſie ihre ganze Rede ſinnlich macht. Bei keinem Zeichen muß das Zeichen ſelbſt, ſondern der Sinn des Zeichens empfunden werden; die Seele muß nicht das Vehikel der Kraft, die Worte, ſondern die Kraft ſelbſt, den Sinn, empfinden. Erſte Art der anſchauenden Erkenntniß. Sie bringt aber auch jeden Gegenſtand gleichſam ſinnlich vor die Seele, d. i. ſie nimmt ſo viel Merkmale zuſammen, um mit Einmal den Eindruck zu machen, der Phantaſie ihn vor Augen zu führen, ſie mit dem Anblicke zu täuſchen: zweite Art der anſchauenden Kenntniß, und das Weſen der Poeſie. Jene Art kann jeder lebhaften Rede, die nicht Wortklauberei oder Philoſophie iſt: dieſe Art der Poeſie allein zukommen, und macht ihr Weſen, das ſinnlich Vollkommene in der Rede. Man kann alſo ſagen, daß das erſte Weſentliche der Poeſie wirklich eine Art von Mahlerei, ſinnliche Vorſtellung ſey.

Sie wirkt in der Zeit: denn ſie iſt Rede. Nicht blos erſtlich, ſo fern die Rede natürlicher Ausdruck iſt, z. E. der Leidenſchaften, der Bewegungen: denn dies iſt der Rand der Poeſie; ſondern vorzüglich, indem ſie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Kommen ihrer Vorſtellungen, auf die Seele wirkt, und in der Abwechſelung theils, theils in dem Ganzen, das ſie durch die Zeitfolge erbauet, energiſch wirket. Das Erſte hat ſie auch mit einer andern Gattung der Rede gemein; das Letzte aber, daß ſie einer Abwechſelung, und gleichſam Melodie der Vorſtellungen, und Eines Ganzen fähig ſey, deſſen Theile ſich nach und nach äußern, deſſen Vollkommenheit alſo energiſiret — dies macht ſie zu einer Muſik der Seele, wie ſie die Griechen nannten: und dieſe zweite Succeſſion hat Leſſing nie berühret.

Keines von beiden, allein genommen, iſt ihr ganzes Weſen. Nicht die Energie, das Muſikaliſche in ihr; denn dies kann nicht Statt finden, wenn nicht das Sinnliche ihrer Vorſtellungen, das ſie der Seele vormahlet, vorausgeſetzt wird. Nicht aber das Mahleriſche in ihr; denn ſie wirkt energiſch, eben in dem Nebeneinander bauet ſie den Begriff vom ſinnlich vollkommenen Ganzen in die Seele: nur beides zuſammen genommen, kann ich ſagen, das Weſen der Poeſie iſt Kraft, die aus dem Raum, (Gegenſtände, die ſie ſinnlich macht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Theile zu Einem poetiſchen Ganzen) wirkt: kurz alſo ſinnlich vollkommene Rede.

Bei Leſſing iſt der vornehmſte Gegenſtand der Poeſie Handlung; nur aber Er kann aus ſeinem Begriffe der Succeſſion dieſen Begriff ausfinden; ich geſtehe es gern, ich nicht.

‚Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, ſind Handlungen.' Wie? ich laſſe ſo viel ich will auf einander folgen, jedes ſoll ein Körper, ein todter Anblick ſeyn; vermöge der Succeſſion iſt keines noch Handlung. Ich ſehe die Zeit fliehen, jeden Augenblick den andern jagen — ſehe ich damit Handlung? Verſchiedene Auftritte der Natur kommen mir vor Augen, einzeln, todte, einander nachfolgend: ſehe ich Handlung? nie wird P. Kaſtells Farbenklavier mit ſeinem ſucceſſiven Vorſpielen der Farben, und wenn es auch Wellen- und Schlangenlinien wären, Handlungen liefern: nie wird eine melodiſche Kette von Tönen, eine Kette von Handlungen heißen. Ich läugne es alſo, daß Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, deswegen über-

haupt Handlungen heißen: und eben ſo läugne ich, daß, weil die Dichtkunſt Succeſſionen liefere, ſie deswegen Handlungen zum Gegenſtande habe.

Der Begriff des Succeſſiven iſt zu einer Handlung nur die halbe Idee: es muß ein Succeſſives durch Kraft ſeyn: ſo wird Handlung. Ich denke mir ein in der Zeitfolge wirkendes Weſen, ich denke mir Veränderungen, die durch die Kraft einer Subſtanz auf einander folgen: ſo wird Handlung. Und ſind Handlungen der Gegenſtand der Dichtkunſt, ſo wette ich, wird dieſer Gegenſtand nie aus dem trocknen Begriff der Succeſſion beſtimmt werden können: Kraft iſt der Mittelpunkt ihrer Sphære.

Und dies iſt die Kraft, die dem Innern der Worte anklebt, die Zauberkraft, die auf meine Seele durch die Phantaſie und Erinnerung wirkt: ſie iſt das Weſen der Poeſie. — Der Leſer ſieht, daß wir ſind, wo wir waren, daß nämlich die Poeſie durch willkührliche Zeichen wirke, daß in dieſem Willkührlichen, in dem Sinne der Worte ganz und gar die Kraft der Poeſie liege; nicht aber in der Folge der Tœne und Worte, in den Lauten, ſofern ſie natürliche Laute ſind. —

Leſſing indeſſen ſchließt aus dieſer Folge von Tœnen und Worten alles; nur ſehr ſpæt fällt es ihm ein, daß die Zeichen der Poeſie willkührlich wæren: allein auch dann erwægt er nicht, was der Einwurf: Poeſie wirkt durch willkührliche Zeichen, ſagen wolle.

Denn wie leſet er dieſen Einwurf? »Dadurch, daß mit der Schilderung körperlicher Gegenſtände die Täuſchung, das Hauptwerk der Poeſie, verloren gehe, daß alſo zwar Rede an ſich, aber nicht die ſinnlich vollkommenſte Rede, die Poeſie, Körper ſchildern könne.« Die Sache ſcheint jetzt an beſſerm Orte. Eben weil die Poeſie nicht mahleriſch genug ſeyn kann bei Schilderung körperlicher Gegenſtände: ſo muß ſie ſie nicht ſchildern. Nicht, damit ſie nicht Mahlerei ſey; nicht, weil ſie in ſucceſſiven Tœnen ſchildert: nicht, weil der Raum das Gebiet des Mahlers, und blos Zeitfolge das Gebiet des Dichters ſey — ich ſehe bei Allem keine Urſache. Das Succeſſive in den Tœnen iſt, wie geſagt, dem Poeten wenig: er wirkt nicht durch ſie, als natürliche Zeichen. Aber wenn ihn ſeine Kraft verläßt, wenn er mit ſeinen Vorſtellungen, unabhängig von ſeinen Tœnen, die Seele nicht täuſchen kann: ja, dann geht der Poet verloren, dann bleibt nichts als ein Wortmahler, als ein ſymboliſcher Namenerklærer. Aber daß die Succeſſion hier noch nicht am beſten Orte ſey, mag — ſein eignes Beiſpiel zeugen. Wenn es Hallers Endzweck iſt, uns in ſeinen Alpen, den Enzian, und ſeinen blauen Bruder, und die ihm ähnlichen oder unähnlichen Kräuter versmæßig kennen zu lehren; allerdings verliert er alsdann den Zweck des Dichters, mich zu täuſchen, und ich, als Leſer, meinen Zweck, mich täuſchen zu laſſen: dies iſt alsdann der Grund und kein andrer. Aber wenn ich nun von Hallers Gedichte zu einem botaniſchen Lehrbuche gehe: wie werde ich da den Enzian und ſeine Brüder kennen lernen? wie anders, als wieder durch ſucceſſive Tœne, durch Rede? Der Botaniſt wird mich von einem Theile zum andern führen: er wird mir die Verbindung dieſer Theile klar machen: er wird das Kraut meiner Einbildungskraft theilweiſe und im Ganzen vorzuzählen ſuchen, was freilich das Auge mit Einmal überſiehet: er wird alles thun, was Leſſing, der Dichter nicht thun ſoll. Wird er mir verſtændlich werden? Darum iſt nicht die Frage, wenn ich ſeine Worte verſtehe: er muß mir klar werden, er muß mich auf gewiſſe Art täu-

ſchen. Kann er dies nicht; ſehe ich die Sache blos im Einzelnen, deutlich, nicht aber im Ganzen, anſchauend, ein: ſo werde ich alsdann alle Regeln, die Leſſing dem Dichter giebt, auch dem Verfaſſer eines botaniſchen Lehrbuchs geben können. Ich werde zu ihm ſehr ernſthaft ſagen: ‹Wie ‹gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung ‹eines Dinges im Raume, eines Krauts? Erſt ‹betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, ‹hierauf die Verbindung dieſer Theile, und ‹endlich das Ganze. Unſere Sinne verrich‹ten dieſe verſchiedenen Operationen mit ei‹ner ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie ‹uns nur eine Einzige zu ſeyn bedünken, und ‹die Schnelligkeit iſt unumgänglich noth‹wendig. — Geſetzt nun alſo auch, der ‹ſchriftliche Kräuterlehrer führe uns in der ‹ſchönſten Ordnung von einem Theile des ‹Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er ‹wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile ‹auch noch ſo klar zu machen: wie viel ‹Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge ‹mit Einmal überſiehet, zählt er uns merk‹lich langſam nach und nach zu, und oft ‹geſchieht es, daß wir bei dem letzten Zuge ‹den erſten ſchon vergeſſen haben. Jeden‹noch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein ‹Ganzes bilden: dem Auge bleiben die be‹trachteten Theile beſtändig gegenwärtig: ‹es kann ſie abermals und abermals über‹laufen; für das Ohr hingegen ſind die ver‹nommenen Theile verloren, wenn ſie nicht ‹in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und ‹bleiben ſie ſchon da zurück: welche Mühe, ‹welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke ‹alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu er‹neuern, ſie nur mit einer mäßigen Ge‹ſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um ‹zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu ‹gelangen! — Solche Beſchreibungen mögen ‹ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der ‹Hand hat, ſehr ſchön dagegen recitiren ‹laſſen; nur für ſich allein ſagen ſie wenig ‹oder nichts.' —

So ſpricht Leſſing zum Dichter, und warum ſoll ich nicht ebenſo zum Kräuterlehrer ſprechen, der mich blos durch Worte lehren will? Ich ſehe keine Veränderung des Falles, eben denſelben Gegenſtand, einen Körper, eben daſſelbe Mittel, ihn zu ſchildern, Rede, eben dieſelbe Hinderung in dieſem Mittel, das Succeſſive der Rede, Worte. Folglich muß die Lection ſich ſo gut auf ihn, als auf jeden Wortſchilderer paſſen.

Folglich muß die Urſache: ‹Succeſſion verhindert, Körper zu ſchildern,' da ſie auf jede Rede trifft, da jede Rede in ſolchem Falle nicht das Definitum, als ein Wort, verſtändlich, ſondern als eine Sache anſchauend machen will, eigentlich außer dem Gebiete der Poeſie liegen;

Folglich auch in demſelben kein eigentliches, wenigſtens kein höchſtes Geſetz geben können, ſondern nur ein Nebenbegriff bleiben, aus dem wenig oder nichts gefolgert werden kann.

16.

. . . . . .

Kurz: ich kenne keine Succeſſionen in Homer, die als Kunſtgriffe, als Kunſtgriffe der Noth, eines Bildes, einer Schilderung wegen da ſeyn ſollten: ſie ſind das Weſen ſeines Gedichts, ſie ſind der Körper der epiſchen Handlung. In jedem Zuge ihres Werdens muß Energie, der Zweck Homers, liegen: mit jeder andern Hypotheſe von Kunſtgriffen, von Einkleidungen, um das Coexiſtente der Schilderung zu vermeiden, komme ich aus dem Tone Homers. Ich weiß, daß dieſer Vorwurf groß ſey, daß der Kraft eines Dichters kein größeres Hinderniß gelegt werden könne, als nicht in ſeinem Tone zu leſen; allein deswegen nehme ich meinen Vorwurf

nicht zurück. Wer in dem Zuſammenſetzen des Wagens der Juno, und in der Geſchichte des Bogens und des Zepters, und in dem Werden des Schildes, nichts als einen Kunſtgriff bemerken will, um einem körperlichen Bilde zu entkommen: der weiß nicht, was Handlung des Gedichtes ſey, an dem hat Homer ſeine Energie verfehlet. Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, ſo ſchildert ers, wenn es auch ein Therſites ſeyn ſollte; er weiß von keinen Kunſtgriffen, von keiner poetiſchen Liſt und Gefährde: Fortſchreitung iſt die Seele ſeines Epos.

17.

Nun aber iſt Homer auch nicht der einzige Dichter: es gab bald nach ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindarus, Æſchylus, u. ſ. w. Sein *επος*, ſeine fortgehende Erzählung, verwandelte ſich mehr und mehr in ein *μελος*, in ein Geſangartiges, und darauf in ein *ειδος*, in ein Gemählde; Gattungen, die noch aber immer Poeſie blieben. Ein Sänger, (*μελοποιος*) und ein lyriſcher Mahler, (*ειδοποιος*) Anakreon und Pindar, ſtehe alſo gegen den Geſchichtsdichter (*εποποιος*) Homer.

Homer dichtet erzählend: «es geſchah! es ward!» bei ihm kann alſo alles Handlung ſeyn, und muß zur Handlung eilen. Hierhin ſtrebt die Energie ſeiner Muſe: wunderbare, rührende Begebenheiten ſind ſeine Welt: er hat das Schöpfungswort: «es ward!» Anakreon ſchwebt zwiſchen Geſang und Erzählung: ſeine Erzählung wird ein Liedchen, ſein Lied ein *επος* des Liebesgottes. Er kann alſo ſeine Wendung: «es war!» oder «ich will» oder «du ſollſt!» haben — genug, wenn ſein *μελος* von Luſt und Freude ſchallet: eine frohe Empfindung iſt die Energie, die Muſe jedes ſeiner Geſänge.

Pindar hat ein großes lyriſches Gemählde, ein labyrinthiſches Odengebäude im Sinne, das eben durch anſcheinende Ausſchweifungen, durch Nebenfiguren in mancherlei Licht ein energiſches Ganzes werden; wo kein Theil für ſich, wo jeder auf das Ganze geordnet, erſcheinen ſoll: ein *ειδος*: ein poetiſches Gemählde, bei dem überall ſchon der Künſtler, nicht die Kunſt, ſichtbar iſt. «Ich ſinge!»

Wo mag nun Vergleichung Statt finden? Das Idealganze Homers, Anakreons, Pindars, wie verſchieden! wie ungleich das Werk, worauf ſie arbeiten! Der Eine will nichts als dichten: er erzählet: er bezaubert; das Ganze der Begebenheit iſt ſein Werk: er iſt ein Dichter voriger Zeiten. Der Andere will nicht ſprechen; aus ihm ſinget die Freude; der Ausdruck einer lieblichen Empfindung iſt ſein Ganzes. Der Dritte ſpricht ſelbſt, damit man ihn höre: das Ganze ſeiner Ode iſt ein Gebäude mit Symmetrie und hoher Kunſt. — Kann jeder ſeinen Zweck auf ſeine Art erreichen: mir ſein Ganzes vollkommen darſtellen; mich in dieſer Anſchauung täuſchen — was will ich mehr?

Es iſt eine längſt angenommene, und an ſich unſchuldige Hypotheſe, das Ganze jeder Gedichtart, als eine Art von Gemählde, von Gebäude, von Kunſtwerk zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzwecke, dem Ganzen, mitwirken ſollen. Bei allen iſt der Hauptzweck poetiſche Täuſchung; bei allen aber auf verſchiedne Art. Die hohe wunderbare Illuſion, zu der mich die Epopee bezaubert, iſt nicht die kleine ſüße Empfindung, mit der mich das Anakreontiſche Lied beſeelen will; noch der tragiſche Affect, in den mich ein Trauerſpiel verſetzet — indeſſen arbeitet jedes auf ſeine Täuſchung nach ſeiner Art, mit ſeinen Mitteln, etwas im vollkommenſten Grade anſchauend vorzuſtellen; es ſey nun dies Etwas epiſche Handlung, oder tragiſche Handlung, oder eine einzige Anakreontiſche Empfin-

ſieht, um bei dem letzten Zuge ein Werk, Bild, Gemählde (obwohl ſucceſſive) zu liefern, ſondern, daß ſchon während der Energie die ganze Kraft empfunden, und werden müſſe. Ich lerne von Homer, daß die Wirkung der Poeſie nie aufs Ohr, durch Tœne, nicht aufs Gedächtniß, wie lange ich einen Zug aus der Succeſſion behalte, ſondern auf meine Phantaſie wirke; von hieraus alſo, ſonſt nirgends her, berechnet werden müſſe. So ſtelle ich ſie gegen die Mahlerei, und beklage, daß Leſſing dieſen Mittelpunkt des Weſens der Poeſie, »Wirkung »auf unſere Seele, Energie,« nicht zum Augenmerke genommen.

VON DEUTSCHER ART UND KUNST.

AUS DEM FLIEGENDEN BLATT ÜBER SHAKESPEAR.

Laſſet uns alſo ein Volk ſetzen, das aus Umſtänden, die wir nicht unterſuchen mœgen, Luſt hätte, ſich ſtatt nachzuäffen und mit der Wallnußſchaale davon zu laufen, ſelbſt lieber ſein Drama zu erfinden: ſo iſts, dünkt mich, wieder erſte Frage: wenn? wo? unter welchen Umſtänden? woraus ſolls das thun? und es braucht keines Beweiſes, daß die Erfindung nichts als Reſultat dieſer Fragen ſeyn wird und ſeyn kann. Holt es ſein Drama nicht aus Chor, aus Dithyramb her: ſo kanns auch nichts Chormæſſiges Dithyrambiſches haben. Læge ihm keine ſolche Simplicität von Faktis der Geſchichte, Tradition, Häußlichen, und Staats- und Religionsbeziehungen vor — natürlich kanns nichts von Alle dem haben. — Es wird ſich, wo mœglich, ſein Drama nach ſeiner Geſchichte, nach Zeitgeiſt, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Traditionen, und Liebhabereyen, wenn auch aus Faſtnachts- und Marionettenſpiel (eben, wie die edlen Griechen aus dem Chor) erfinden — und das Erfundne wird Drama ſeyn, wenn es bey dieſem Volk dramatiſchen Zweck erreicht. Man ſieht, wir ſind bey den

toto diviſis ab orbe Britannis

und ihrem groſſen Shakeſpear.

Daß da, und zu der und vor der Zeit kein Griechenland war, wird kein *pullulus Ariſtotelis* läugnen, und hier und da alſo griechiſches Drama zu fodern, daß es natürlich (wir reden von keiner Nachäffung) entſtehe, iſt ärger, als daß ein Schaaf Lœwen gebæren ſolle. Es wird allein erſte und letzte Frage: »wie iſt der Boden? worauf iſt er »zubereitet? was iſt in ihn geſæet? was »ſollte er tragen können?« — und Himmel! wie weit hier von Griechenland weg! Geſchichte, Tradition, Sitten, Religion, Geiſt der Zeit, des Volks, der Rührung, der Sprache — wie weit von Griechenland weg! Der Leſer kenne beyde Zeiten viel oder wenig, ſo wird er doch keinen Augenblick verwechſeln, was nichts Ähnliches hat. Und wenn nun in dieſer glücklich oder unglücklich veränderten Zeit, es eben Ein Alter, Ein Genie gæbe, das aus ſeinem Stoff ſo natürlich, groß, und original eine dramatiſche Schöpfung zœge, als die Griechen aus dem Ihren — und dieſe Schöpfung eben auf den verſchiedenſten Wegen dieſelbe Ab-

ſicht erreichte, wenigſtens an ſich ein weit vielfach Einfältiger und Einfachvielfältiger — alſo (nach aller metaphyſiſchen Definition) ein vollkommenes Ganzes wäre — was für ein Thor, der nun vergliche und gar verdammte, weil dies Zweyte nicht das Erſte ſey? Und alle ſein Weſen, Tugend und Vollkommenheit beruht ja darauf, daß es nicht das Erſte iſt: daß aus dem Boden der Zeit, eben die andre Pflanze erwuchs.

Shakeſpear fand vor und um ſich nichts weniger als Simplicität von Vaterlandsſitten, Thaten, Neigungen und Geſchichtstraditionen, die das griechiſche Drama bildete, und da alſo nach dem Erſten metaphyſiſchen Weisheitsſatze aus Nichts Nichts wird, ſo wäre, Philoſophen überlaſſen, nicht blos kein Griechiſches, ſondern wenns auſſerdem Nichts giebt, auch gar kein Drama in der Welt mehr geworden, und hätte werden können. Da aber Genie bekanntermaaſſen mehr iſt, als Philoſophie, und Schöpfer ein ander Ding, als Zergliederer: ſo wars ein Sterblicher mit Götterkraft begabt, eben aus dem entgegen geſetzteſten Stoff, und in der verſchiedenſten Bearbeitung dieſelbe Würkung hervor zu rufen, Furcht und Mitleid! und beyde in einem Grade, wie jener Erſte Stoff und Bearbeitung es kaum vormals hervorzubringen vermocht! — Glücklicher Götterſohn über ſein Unternehmen! Eben das Neue, Erſte, ganz Verſchiedne zeigt die Urkraft ſeines Berufs.

Shakeſpear fand keinen Chor vor ſich; aber wohl Staats- und Marionettenſpiele — wohl! er bildete alſo aus dieſen Staats- und Marionettenſpielen, dem ſo ſchlechten Leim! das herrliche Geſchöpf, das da vor uns ſteht und lebt! Er fand keinen ſo einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, ſondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Geſinnungen, Völkern und Spracharten — der Gram um das Vorige wäre vergebens geweſen; er dichtete alſo Stände und Menſchen, Völker und Spracharten, Kœnig und Narren, Narren und Kœnig zu dem herrlichen Ganzen! Er fand keinen ſo einfachen Geiſt der Geſchichte, der Fabel, der Handlung: er nahm Geſchichte, wie er ſie fand, und ſetzte mit Schöpfergeiſt das verſchiedenartigſte Zeug zu einem Wunderganzen zuſammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechiſchen Verſtande, ſo Aktion im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeiten Begebenheit (*evenement*) groſſes Eräugniß nennen wollen — o Ariſtoteles, wenn du erſchieneſt, wie würdeſt du den neuen Sophokles homeriſiren! würdeſt ſo eine eigne Theorie über ihn dichten, die jetzt ſeine Landsleute, Home und Hurd, Pope und Johnſon noch nicht gedichtet haben! Würdeſt dich freuen, von Jedem Deiner Stücke, Handlung, Charakter, Meinungen, Ausdruck, Bühne, wie aus zwey Punkten des Dreyecks Linien ziehen zu können, die ſich oben in einem Punkte des Zwecks, der Vollkommenheit begegnen! Würdeſt zu Sophokles ſagen: mahle das heilige Blatt dieſes Altars! und du o nordiſcher Barde alle Seiten und Wände dieſes Tempels in dein unſterbliches Fresko!

Man laſſe mich als Ausleger und Rhapſodiſten fortfahren: denn ich bin Shakeſpear näher als dem Griechen. Wenn bey dieſem das Eine einer Handlung herrſcht: ſo arbeitet Jener auf das Ganze eines Eräugniſſes, einer Begebenheit. Wenn bey Jenem Ein Ton der Charaktere herrſchet, ſo bey dieſem alle Charaktere, Stände und Lebensarten, ſo viel nur fæhig und nœthig ſind, den Hauptklang ſeines Concerts zu bilden. Wenn in Jenem Eine ſingende feine Sprache, wie in einem hœhern Æther thœnet, ſo ſpricht dieſer die Sprache aller Alter, Menſchen

und Menſcharten, iſt Dollmetſcher der Natur in all' ihren Zungen — und auf ſo verſchiedenen Wegen beyde Vertraute Einer Gottheit! — Und wenn jener Griechen vorſtellt und lehrt und rührt und bildet, ſo lehrt, rührt und bildet Shakeſpear nordiſche Menſchen! Mir iſt, wenn ich ihn leſe, Theater, Akteur, Kouliſſe verſchwunden! Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorſehung der Welt! — einzelne Gepræge der Völker, Stände, Seelen! die alle die verſchiedenartigſten und abgetrennteſt handelnden Maſchinen, alle — was wir in der Hand des Weltſchöpfers ſind — unwiſſende, blinde Werkzeuge zum Ganzen Eines theatraliſchen Bildes, Einer Groſſe habenden Begebenheit, die nur der Dichter überſchauet. Wer kann ſich einen grœſſern Dichter der nordiſchen Menſchheit und in dem Zeitalter! denken!

Wie vor einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauſchen, ſo tritt vor ſeine Bühne. Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; würken in einander, ſo diſparat ſie ſcheinen; bringen ſich hervor, und zerſtöhren ſich, damit die Abſicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung geſellet zu haben ſchien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes. Lear der raſche, warme, edelſchwache Greis, wie er da vor ſeiner Landcharte ſteht, und Kronen wegſchenkt und Länder zerreißt, — in der Erſten Scene der Erſcheinung trægt ſchon allen Saamen ſeiner Schickſale zur Ernte der dunkelſten Zukunft in ſich. Siehe! der gutherzige Verſchwender, der raſche Unbarmherzige, der kindiſche Vater wird es bald ſeyn auch in den Vorhœfen ſeiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, ſchwärmend, feguend. — ach, Gott! und Wahnſinn ahndend. Wirds ſeyn bald mit blaſſem Scheitel unter Donner und Blitz, zur unterſten Klaſſe von Menſchen herabgeſtürzt, mit einem Narren und in der Hœle eines tollen Bettlers Wahnſinn gleichſam pochend vom Himmel herab. — Und nun wie ers iſt, in der ganzen leichten Majeſtæt ſeines Elends und Verlaſſens; und nun zu ſich kommend, angeglänzt vom letzten Strahle Hoffnung, damit dieſe auf ewig, ewig erlöſche! Gefangen, die todte Wohlthæterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf ſeinen Armen! auf ihrem Leichnam ſterbend, der alte Knecht dem alten Kœnige nachſterbend — Gott! welch ein Wechſel von Zeiten, Umſtänden, Stürmen, Wetter, Zeitläuften! und Alle nicht blos Eine Geſchichte — Helden und Staatsaktion, wenn du willt! von Einem Anfange zu Einem Ende, nach der ſtrengſten Regel deines Ariſtoteles; ſondern tritt næher, und fühle den Menſchengeiſt, der auch jede Perſon und Alter und Charakter und Nebending in das Gemælde ordnete. Zween alte Væter und alle ihre ſo verſchiedne Kinder! Des Einen Sohn gegen einen betrognen Vater unglücklich dankbar, der andre gegen den gutherzigſten Vater ſcheuslich undankbar und abſcheulich glücklich. Der gegen ſeine Töchter! dieſe gegen ihn! ihre Gemal, Freyer und alle Helfershelfer im Glück und Unglück. Der blinde Gloſter am Arm ſeines unerkannten Sohnes, und der tolle Lear zu den Füſſen ſeiner vertriebnen Tochter! und nun der Augenblick der Wegſcheide des Glücks, da Gloſter unter ſeinem Baume ſtirbt, und die Trompete rufet! alle Nebenumſtände, Triebfedern, Charactere und Situationen dahin eingedichtet — Alles im Spiel! zu Einem Ganzen ſich fortwickelnd — zu einem Vater- und Kinder-Kœnigs- und Narren- und Bettler- und Elend-Ganzen zuſammen geordnet, wo doch überall bey den diſparatſten Scenen Seele der Begebenheit athmet,

wo Örter, Zeiten, Umſtände, ſelbſt möchte ich ſagen, die heidniſche Schickſals- und Sternenphiloſophie, die durchweg herrſchet, ſo zu dieſem Ganzen gehœren, daß ich Nichts verändern, verſetzen, aus andern Stücken hieher oder hieraus in andre Stücke bringen könnte. Und das wære kein Drama? Shakeſpear kein dramatiſcher Dichter? Der hundert Auftritte einer Weltbegebenheit mit dem Arm umfaßt, mit dem Blick ordnet, mit der Einen durchhauchenden, Alles belebenden Seele erfüllet, und nicht Aufmerkſamkeit; Herz, alle Leidenſchaften, die ganze Seele von Anfang bis zu Ende fortreißt wenn nicht mehr, ſo ſoll Vater Ariſtoteles zeugen, ‹die Grœſſe des lebendigen Geſchöpfs ‹darf nur mit Einem Blick überſehen wer‹den können› — und hier — Himmel! wie wird das Ganze der Begebenheit mit tiefſter Seele fortgefühlt und geendet! — Eine Welt dramatiſcher Geſchichte, ſo groß und tief wie die Natur; aber der Schöpfer giebt uns Auge und Geſichtspunkt, ſo groß und tief zu ſehen!

In Othello, dem Mohren, welche Welt! welch ein Ganzes! lebendige Geſchichte der Entſtehung, Fortgangs, Ausbruchs, traurigen Endes der Leidenſchaft dieſes Edlen Unglückſeligen! und in welcher Fülle, und Zuſammenlauf der Rœder zu Einem Werke! Wie dieſer Jago, der Teufel in Menſchengeſtalt, die Welt anſehn, und mit allen, die um ihn ſind, ſpielen! und wie nun die Gruppe, ein Caſſio und Rodrich, Othello und Desdemone in den Charakteren, mit dem Zunder von Empfänglichkeiten ſeiner Höllenflamme, um ihn ſtehen muß, und jedes ihm in den Wurf kommt, und er alles braucht, und Alles zum traurigen Ende eilet. — Wenn ein Engel der Vorſehung menſchliche Leidenſchaften gegen einander abwog, und Seelen und Charaktere gruppirte, und ihnen Anläſſe, wo Jedes im Wahn des Freyen handelt, zuführt, und er ſie alle mit dieſem Wahne, als mit der Kette des Schickſals zu ſeiner Idee leitet — ſo war der menſchliche Geiſt, der hier entwarf, ſann, zeichnete, lenkte.

Daß Zeit und Ort, wie Hülſen um den Kern immer mitgehen, ſollte nicht einmal erinnert werden dürfen, und doch iſt hierüber eben das helleſte Geſchrey. Fand Shakeſpear den Göttergriff Eine ganze Welt der diſparateſten Auftritte zu Einer Begebenheit zu erfaſſen; natürlich gehœrte es eben zur Wahrheit ſeiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealiſiren, daß ſie mit zur Täuſchung beytrügen. Iſt wohl jemand in der Welt zu einer Kleinigkeit ſeines Lebens Ort und Zeit gleichgültig? und ſind ſies inſonderheit in den Dingen, wo die ganze Seele geregt, gebildet, umgebildet wird? in der Jugend, in Scenen der Leidenſchaft, in allen Handlungen aufs Leben! Iſts da nicht eben Ort und Zeit und Fülle der äuſſern Umſtände, die der ganzen Geſchichte Haltung, Dauer, Exiſtenz geben muß, und wird ein Kind, ein Jüngling, ein Verliebter, ein Mann im Felde der Thaten ſich wohl Einen Umſtand des Lokals, des Wie? und Wo? und Wann? wegſchneiden laſſen, ohne daß die ganze Vorſtellung ſeiner Seele litte? Da iſt nun Shakeſpear der grœſte Meiſter, eben weil er nur und immer Diener der Natur iſt. Wenn er die Begebenheiten ſeines Drama dachte, im Kopf wälzte, wie wälzen ſich jedesmal Örter und Zeiten ſo mit umher! Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet ſich, wie durch ein Geſetz der Fatalität, eben die hieher, die dem Gefühl der Handlung, die kräftigſte, die idealſte iſt; wo die ſonderbarſten, kühnſten Umſtände am meiſten den Trug der Wahrheit unterſtützen, wo Zeit- und Ortwechſel, über die der Dichter ſchaltet, am lauteſten rufen: ‹hier iſt

kein Dichter! ist Schöpfer! ist Geschichte der Welt!"

Als z. E. der Dichter den schrecklichen Kœnigsmord, Trauerspiel Macbeth genannt, als Faktum der Schöpfung in seiner Seele wälzte — bist du, mein lieber Leser, so blœde gewesen, nun in keiner Scene, Scene und Ort mit zu fühlen — wehe Shakespear, dem verwelkten Blatte in deiner Hand. So hast du nichts von der Eröfnung durch die Zauberinnen auf der Haide unter Blitz und Donner, nichts nun vom blutigen Manne mit Macbeths Thaten zur Bothschaft des Kœniges an ihn, nichts wieder die Scene zu brechen, und den prophetischen Zaubergeist zu eröfnen, und die vorige Bothschaft nun mit diesem Grusse in seinem Haupt zu misehen — gefühlt! Nicht sein Weib mit jener Abschrift des Schickfalsbriefes in ihrem Schlosse wandern sehen, die hernach wie grauerlich anders wandern wird! Nicht mit dem stillen Kœnige noch zu guter letzt die Abendluft so sanft gewittert, rings um das Haus, wo zwar die Schwalbe so sicher nistet, aber du o Kœnig — das ist im unsichtbaren Werk! — dich deiner Mördergrube næherst. Das Haus in unruhiger, gastlicher Zubereitung, und Macbeth in Zubereitung zum Morde! Die bereitende Nachtscene Bankos mit Fackel und Schwerdt! Der Dolch! der schauerliche Dolch der Vision! Glocke — kaum ists geschehen und das Pochen an der Thür! — Die Entdekkung, Versammlung — man trabe alle Örter und Zeiten durch, wo das zu der Absicht, in der Schöpfung, anders als da und so geschehen könnte. Die Mordscene Bankos im Walde; das Nachtgastmahl und Bankos Geist nun wieder die Hexenhaide (denn seine erschreckliche Schickfalsthat ist zu Ende!) Nun Zauberhœle, Beschwœrung, Prophezeyung, Wuth und Verzweiflung. Der Tod der Kinder Macdufs unter den Flügeln ihrer einsamen Mutter! und jene zween Vertriebne unter dem Baum, und nun die grauerliche Nachtwanderin im Schlosse, und die wunderbare Erfüllung der Prophezeyung — der herziehende Wald — Macbeths Tod durch das Schwerdt eines Ungebohrnen — ich müßte alle, alle Scenen ausschreiben, um das idealisirte Lokal des unnennbaren Ganzen, der Schickfals- Kœnigsmords- und Zauberwelt zu nennen, die als Seele das Stück, bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort, selbst scheinbarer Zwischenverwirrung, belebt. Alles in der Seele zu Einem schauderhaften, unzertrennlichen Ganzen zu machen — und doch würde ich mit Allem nichts sagen.

Dies Individuelle jedes Stücks, jedes einzelnen Weltalls, geht mit Ort und Zeit und Schöpfung durch alle Stücke. Lessing hat einige Umstände Hamlets in Vergleichung der Theaterkœnigin Semiramis entwickelt — wie voll ist das ganze Drama dieses Lokalgeistes von Anfang, zu Ende. Schloßplatz und bittre Kälte, ablœsende Wache und Nachterzählungen, Unglaube und Glaube — der Stern — und nun erscheints! — Kann Jemand seyn, der nicht in jedem Wort und Umstande Bereitung und Natur ahnde! So weiter. Alles Kostume der Geister erschöpft! der Menschen zur Erscheinung erschöpft! Hahnkræh und Paukenschall, stummer Wink und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Lokal! welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erschreckte Kœnig kniet, und Hamlet vorbeyirrt in seiner Mutter Kammer vor dem Bilde seines Vaters! und nun die andre Erscheinung! Er am Grabe seiner Ophelia! der rührende *good Fellow* in allen den Verbindungen mit Horaz, Ophelia, Laertes, Fortinbras! das Jugendspiel der Handlung, was durchs Stück fortläuft und fast bis zu Ende keine Handlung wird — wer da Einen Augenblick Bretterngerüste fühlt und sucht, und Eine

Reihe gebundner artiger Geſpræche auf ihm ſucht, für den hat Shakeſpear und Sophokles, kein wahrer Dichter der Welt gedichtet.

Hätte ich Worte dazu, um die einzelne Hauptempfindung, die alſo jedes Stück beherrſcht, und wie eine Weltſeele durchſtrœmt, zu bemerken. Wie es doch in Othello würklich mit zu dem Stücke gehœrt, ſo ſelbſt das Nachtſuchen wie die fabelhafte Wunderliebe, die Seefahrt, der Seeſturm, wie die brauſende Leidenſchaft Othellos, die ſo ſehr verſpottete Todesart, das Entkleiden unter dem Sterbeliedchen und dem Windesſauſen, wie die Art der Sünde und Leidenſchaft ſelbſt — ſein Eintritt, Rede aus Nachtlicht u. ſ. w. wære es mœglich, doch das in Worte zu faſſen, wie das Alles zu Einer Welt der Trauerbegebenheit lebendig und innig gehœre — aber es iſt nicht mœglich. Kein elendes Farbengemælde läßt ſich durch Worte beſchreiben oder herſtellen, und wie die Empfindung Einer lebendigen Welt in allen Scenen, Umſtänden und Zaubereyen der Natur. Gehe, mein Leſer, was du willt, Lear und die Richards, Cæſar und die Heinriche, ſelbſt Zauberſtücke und Divertiſſements, inſonderheit Romeo, das ſüſſe Stück der Liebe, auch Roman in jedem Zeitumſtande und Ort, und Traum und Dichtung — gehe es durch, verſuche Etwas der Art wegzunehmen, zu tauſchen, es gar auf ein franzœſiſches Bretterngerüſte zu ſimplificiren — eine lebendige Welt mit allem Urkundlichen ihrer Wahrheit in dies Gerüſte verwandelt — ſchœner Tauſch! ſchœne Wandlung! Nimm dieſer Pflanze ihren Boden, Saft und Kraft, und pflanze ſie in die Luft: nimm dieſem Menſchen Ort, Zeit, individuelle Beſtandheit — du haſt ihm Othem und Seele genommen, und iſt ein Bild vom Geſchöpf.

Eben da iſt alſo Shakeſpear Sophokles Bruder, wo er ihm dem Anſchein nach ſo unähnlich iſt, um im Innern, ganz wie Er, zu ſeyn. Da alle Täuſchung durch dies Urkundliche, Wahre, Schöpferiſche der Geſchichte erreicht wird, und ohne ſie nicht blos nicht erreicht würde, ſondern kein Element mehr (oder ich hätte umſonſt geſchrieben) von Shakeſpears Drama und dramatiſchem Geiſt bliebe: ſo ſieht man, die ganze Welt iſt zu dieſem groſſen Geiſte allein Körper: alle Auftritte der Natur an dieſem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu dieſem Geiſte Züge — und das Ganze mag jener Rieſengott des Spinoſa »Pan! Universum!« heiſſen. Sophokles blieb der Natur treu, da er Eine Handlung Eines Orts und Einer Zeit bearbeitete: Shakeſpear konnt ihr allein treu bleiben, wenn er ſeine Weltbegebenheit und Menſchenſchickſal durch alle die Örter und Zeiten wälzte, wo ſie — nun, wo ſie geſchehen: und Gnade Gott, dem kurzweiligen Franzoſen, der in Shakeſpears fünften Aufzug kæme, um da die Rührung in der Quinteſſenz herunter zu ſchlucken. Bey manchen franzœſiſchen Stücken mag dies wohl angehen, weil da Alles nur fürs Theater verſificirt und in Scenen Schaugetragen wird; aber hier geht er eben ganz leer aus. Da iſt Weltbegebenheit ſchon vorbey: er ſieht nur die letzte, ſchlechteſte Folge, Menſchen, wie Fliegen fallen: er geht hin und höhnt: Shakeſpear iſt ihm Ärgerniß und ſein Drama die dummeſte Thorheit.

PREDIGT ÜBER DAS GLEICHNISS VOM MANCHERLEY SAAMENLANDE.

Wir haben schon, M. Z., da wir uns neulich zu den Gleichnissen Jesu überhaupt bereiteten, auch der Gleichnißrede »vom Sæemann und vielerley Acker« gedacht, und ich setze sie auch schon dem Namen nach uns allen als so bekannt voraus, daß ich auf sie bereite, selbst ehe ich sie verlesen habe. Kann etwas ungesuchter, natürlicher und jedem so sehr gleichsam im Wege seyn, als gedachte Parabel? Wir sehen ihre Geschichte bey jeder Ausfaat jedes Sæemanns: sie ist so einfach, zusammenhängend, und in ein treues Bild zu bringen — und in diesem einfachen Bilde, in dieser simpeln Geschichte, welch ein Sinn! welch großer vielfassender Plan! Die ganze Welt, mit allen ihren verschiedenen Stellen und Situationen: »hier harter, ganz unfruchtbarer Weg! dort eine schnell aufgehende und schnell verdorrende Saat im Grase! dort, wo jede Ausfaat nur unter Dornen aufkommt, und die Dornen kommen mit auf, sie zu ersticken, und unfruchtbar zu machen; und endlich nur so wenige ausgesparte Stellen gutes Fruchtland, wo der Saame still keimt, langsam wächst, und herrlich gedeihet« — welch ein großer allweiter Blick auf Welt und Zeiten, die immer nur dies Bild hervorzubringen, und abzuwechseln, zu entwickeln, und aufzurollen scheinen! Die ganze menschliche Natur mit ihren Sinnesarten, Charakteren und Gestalten — welch ein Blick! welche große vielartige Fabel, und die sich ganz in diesem Bilde, in dieser einfältigen Fabel zu erschöpfen scheinet: »hier harte Charaktere! ein Wegeland von Sinn und Gemüthsart, wo fast keine Fühlbarkeit, keine Empfänglichkeit guter Eindrücke mehr zu fürchten oder zu hoffen ist: alles bleibt liegen, wird zertreten, und die Raubvœgel des Himmels fraßens auf! Dort wiederum so warme Herzen! so rasche Gemüthskräfte — die mit welcher Freude und Zuwallung umfassen, anfangen! so rasch, so freudig, daß der Saame selbst nicht wurzeln kann: er schlægt ein frœhliches Gras auf — aber die Sonnenhitze, die zu warme Einbildung dörret alles aus — der Saame ohne Wurzel, die frœhliche hoffnungsvolle Saat geht verlohren. So andre, wo Sorgen und Gedanken und Neigungen des äußerlichen Lebens alles verschlingen, und verwickeln: der beste Entschluß, der kräftigste Fruchthalm wird erstickt — und denn nun so weniges Fruchtland wirklich guter, vom Himmel zum Besten des menschlichen Geschlechts ausgesparter Seelen.« So wiederum die Auftritte der vier menschlichen Lebensalter, unter denen sich der brausende, unter der Hitze seiner Entschlüsse und Neigungen so oft ausgedörrte Jüngling, und der in Sorgen, Dornen, Reichthümer und Beschwerden des Lebens verstrickte Mann leider so oft und sehr unterscheiden — So die Auftritte der so manchen menschlichen Lebensarten, wo diese dem Stoße und Drucke aller Geschäfte und Beschwerlichkeiten, gleichsam dem Tritte jedes wandelnden Fußes ausgesetzt ist: jene in einer saftlosen Hœhe unter dem Strahl und im Glanze einer zu heitern Sonne dorret: eine dritte sich in Nahrungssorgen und Dornen der Üppigkeit verschlingt, und wiederum nur so wenig ebner, lockerer, saft- und kraftvoller Boden für ein gutes Saamenkorn überbleibt. Endlich gar Eine Menschheit, Ein menschliches Herz nur in verschiedenen Stunden, und

innern Zuſtänden, wo wir bald kalt wie Eis, und hart wie eine Landſtraße ſeyn können; bald mit einem Überfluß von Einbildung, Rührung und Sonnenglut, in wie vieles Gras aufwallen, das alles verdorret, und nichts zur Frucht kommt; bald uns wieder mit Dornen und Sorgen ſo umzäunen — und wiederum nur ſo wenige recht gute Stunden überbleiben, wo die ſanfte Rührung bis zur vollendeten That und Gefühl der Glückſeligkeit kommt —

Erlœſer! deſſen Worte ſo voll Lebens, voll Sinn und Inhalts aller menſchlichen Seelen, Lebensarten, und Gemüthszuſtände des menſchlichen Herzens ſind — wenn auch hier in dieſer Verſammlung jedwede Seele ihre Stelle und Bild in deinem Gleichniſſe wird gefunden haben, und finden muß: ſo laß es auch viele von denen guten Stellen und Gemüthsarten geben, wo das Saamenkorn nicht in eine ſchnelle vorreife Blüthe aufſchießet und verdorret, ſondern wo es einen tiefen Boden, eine reiche ſaftvolle Erde finde, und Frucht bringe in Geduld. In deinem Worte ſelbſt, o Lehrer der Menſchen! im Saamenkorne ſelbſt liegt ſchon alle Kraft der Schöpfung, die ganze Wundermacht Gottes, aus dem was Nichts ſcheinet, aus einem kleinen verborgenen Keime, der faſt allem menſchlichen Blicke entgehet, die Erndte, die Frucht und den Boden zu entwickeln, der uns nachher eine ſo ſchœne, reiche, ſaamenvolle Erſcheinung werden kann: und unſer Herz hat nichts zu thun, als ſich milde zu öffnen, den Keim vom Guten in ſich tief und ſtille zu verſchließen, und ihn nachher in Einfalt und Geduld anwenden und gedeihen zu laſſen. O Gott! treibe alſo auch jetzt alle Raubvœgel bœſer zerſtreuender Gedanken, die uns das Wort ſchnell vom Herzen wegnehmen könnten, hinweg: mildere ſelbſt die Wärme des Entſchluſſes und der Einbildungskraft, die uns hindern würde, daß der Saame nicht tief wurzle, und zu früh verdorre; am meiſten aber, o Gott! der unſern Gang durch Dornen und Roſen des Lebens hindurch leitet, und alle Mittel in ſeiner Hand hat, uns durch die ſtachelvolleſten Situationen mit unverwundeten Herzen hindurch zu bringen, leite uns nachher durch alle Sorgen und Anliegenheiten hindurch, daß uns nichts verklagen mœge, was auch jetzt in unſer Herz geſtreuet ward. V. U.

Luc. 8, 4—18.

Das ganze Bild von Weltverfaſſung aus dem vorgeleſenen Gleichniſſe zu entwickeln: wie? und warum es in ihm ſo viel harte, unfruchtbare, und unbeſæbare Stellen, Felsdürren, Dornen und Wegſcheiden gebe, wo nichts gedeihet, wo alles ſtirbt — den großen Plan Gottes mit den Zeitaltern der Welt zu entwickeln, warum zu dieſer Zeit das beſte Gute, Erfindung, Vorſatz, Anſtalt, Einrichtung entweder auf die härteſte Stelle trifft, und von einem unvorhergeſehenen Raubvogel erhaſcht wird, der darauf lauret, oder eben durch eine zu frühe Hitze und Sonnenmilde in der ſchœnſten Blüthe verdorret, oder mit ſo vielen mitheranwachſenden Hinderniſſen zu kämpfen hat, und erſtickt, bis nun eben zu einer andern Zeit und auf einer andern Stelle das Gute in der mildeſten Erde ſo ohne Sorge und Wartung aufkommt — dieſen unendlichen Plan Gottes in Anlegung der Weltſcenen aus dem Bilde Jeſu zu entwickeln, iſt nicht für uns; der Blick viel zu groß, das Geſchäfte der Eintheilung viel zu früh und täuſchend; es gehœret ein ſpæterer, vollendender Tag dazu, es zu ſehen, wozu auch Unkraut, und verdorrtes Gras, weggeraubte Saamenkörner und von Dornen erſtickte Ähren auf der großen Feldaue der Welt gut und nothwendig geweſen.

Das Bild menſchlicher Naturen und Seelenkräfte aus dem Gleichniſſe Jeſu zu entwik-

keln: ‹welch ein Grad von Fähigkeit, Faßlichkeit, Rechtſchaffenheit und Empfindung zu dieſer oder jener Tugend, oder gar zu allen Tugenden gehöre? wie ferne es moraliſch völlig verdorbene und verwahrloſte Gemüthsarten geben könne, auf die alles wie auf Stein und Fels fället, oder welch ein Grad von Wärme und Mäßigung der Neigungen und Einbildung hier ein Gutes befördern, dort unterdrücken, und zu früh ausdörren könne? und inſonderheit, was nachher die beſondern Lebensarten und Geſchäfte auf alle dieß wirken — wiefern ſie uns unter erſtickende Dornen, oder an den Weg unter zertretende Füße, in gar zu vielen Glanz, oder in zuviel Unruhe bringen, u. ſ. w. dieß alles zu entwikkeln, iſt wieder der Blick zu groß und weit! die Unterſuchung zu fein, und für jeden Einzelnen zu einzeln: wie ſehr nöthig es ſonſt immer iſt, daß jeder zu dem Ende ſeine Fähigkeit, Faßlichkeit, Lebensart und Hinderungen und Vortheile kenne und zur Anwendung prüfe.

Auch ſolls nicht unſer Weg der Betrachtung ſeyn, wie viel, oder wie wenig in dieſer Saat- und Keim- und Gedeihungsgeſchichte in oder außer der Natur des Menſchen liege. Wie viel Schöpfungskraft im Keime, und wie viel guter Zufluß außer ihm im Acker ſey? wie langſam und ſchnelle, natürlich und wunderbar alles zugehen müſſe, ehe das Korn eine Ähre wird — denn wenigſtens iſt beym erſten Anblick ſo viel ſichtbar, daß es nicht in einem Augenblick Korn und Ähre ſeyn und werden könne? und daß es doch gewiß nicht ganz gleichgültig ſey, wie ſich Acker und Witterung und die Hand des Säers zum fruchtvollſten Saamenkorne betrage? — Alſo bleibt uns nur eben die ſimpelſte Unterſuchung übrig, auf welche auch offenbar der Hauptzweck Jeſu gehet, nehmlich ‹in den Sinnesarten, Neigungen, und dem Betragen der Menſchen das aufzuſuchen, was dem Keim des Guten in ihnen beförderlich und ſchädlich ſeyn kann, und, ſo fern es noch bey ihnen ſteht, für dieſe Sinnesart, Neigung und Betragen ſelbſt zu ſorgen.› Denn offenbar wird ſonſt über jedwede Beſchaffenheit und Faſſung, die beſte oder ſchlimmſte! wenn ich gar nichts in ihr ändern kann, wenn ſie meiner Bemühung völlig entnommen iſt — auch alle Unterſuchung fruchtlos.

I. Härte, ausgetretene Wegesfläche iſt die erſte Gleiche, in der Jeſus leider! eine Anzahl menſchlicher Sinnesarten anerkennt: die hören das Wort, und ſiehe! da kommt der Arge, und nimmts von ihren Herzen, daß ſie nicht glauben, und ſelig werden. Harter Ausſpruch! in jedem Worte, ſo milde geſagt es da iſt, ein Fluch für das menſchliche Herz.

Die Gleiche iſt, wo ſie iſt, ſo offenbar, daß ſie keiner Erläuterung bedarf; glücklich nur, daß man wohl kaum ſagen kann, ſie ſey einer gewiſſen Anzahl Unglücklicher ſo natürlich, ſo angeboren, oder wenigſtens ſo häufig und im vollendeten Maaße, daß jede Rettung beynahe ein Zuſtand ſolcher Unmöglichkeit würde, als man wohl bisweilen glaubt. Wir haben alle nicht blos von Natur einen gewiſſen Grad von Fühlbarkeit, Reitz und Empfindung des Guten, ſondern es läßt ſich auch kaum bey den verruchteſten Sinnesarten dieſes Gefühl ganz und gar wegbringen und verhärten. Erſt durch eine große Menge roher, wandelnder Füße, durch viele üble Gewohnheiten und Frechheiten und Laſter wird er allmählig geſchwächt: die harten Fußtapfen prägen ſich immer feſter und feſter! und dann freylich iſts für alle Frucht guter, neuer Eindrücke ein trauriger Boden! Das Saamenkorn fällt nur immer oben hin, wie kanns eine kleine Stelle finden, wo es gedeihe? was iſt zwiſchen ihm und dem ehernen Boden ge-

mein, auf dem es da so öde und traurig liegt? Und da der wartende Raubvogel des Himmels! Es ist vom Herzen hinweg! es ist in seiner Gewalt! «daß sie nicht glauben und selig werden.»

Wenn irgendwo das so oft gemißbrauchte Wort «unter der Gewalt eines bösen Feindes!» eintrift, so ists hier. Der Boden so hart; das Saamenkorn des Guten so unverscharret; jedem streichenden Raubvogel offen; jedem ersten Anlaß zur völligen Zerstreuung und Unterdrückung des Guten blos; keine Luft endlich, keine Leidenschaft, kein hinreißender Gedanke, denen die entnervte Seele nicht Sclave seyn müßte; verkauft gleichsam, Böses zu thun! endlich auch selbst fast wider Willen sündigend, auch mit allem guten Willen, des Guten unfähig; im traurigen Zustande wie unter der Gewalt eines fremden bösen Geistes.

Und daß hieraus nun, wenn irgend woher, das unselige Gericht erfolgen könne, was man mit dem, auch so sehr mißverstandenen, Namen «Verstockung! Verhärtung!» nennt, sieht man, ist die natürliche Folge. Es ist zuletzt der Zustand einer völligen moralischen Ohnmacht, gleichsam Weghärte des Herzens, und einer kalten langsamen Verzweiflung. Wenn durchaus jedes Gute, was man auch als solches erkennet, und gern in sich aufnehmen wollte, aber nicht kann, den Zugang zu unserm Innern verlohren hat: Wir müssen bleiben, wie wir sind, und aller Gedanke eines andern glücklichen Seyns ist wie Speise und Freude rings um den sterbenden Kranken, ist wie unempfangbares Saamenkorn auf hartem Felsenwege — wenn sich nicht eine außerordentliche Gnade, und gleichsam ein milder Regenguß des Himmels erbarmt, das zu erweichen, was nun schon für sich selbst hart und unerweichbar ist: so sieht man, ist der Fluch des Apostels da: die Erde, die noch Regen trinkt, kann noch Segen von Gott empfangen; der harte ausgetretene Acker aber, der unfruchtbare Acker, der Dorn und Disteln trägt, ist dem Fluch und dem Verbrennen nahe.

Und dem Regen, dem Erweichen Gottes aus der Milde des Himmels sind auch dergleichen Unglückliche wohl meistens allein zu empfehlen. Er, der die ganze Natur in seiner Gewalt hat, er, der auch alle Situationen unsers Lebens für und um uns lenken kann: er vermags auch allein einer Seele beyzukommen, die nun der menschlichen Hand unfühlbar geworden — vermags allein, diesem Menschen durch eine außerordentliche Wohlthat, jenem durch einen milden Thränenguß von Unglück die Seiten seines Herzens zu erweichen, die noch allein erweichbar sind: diesem den Weg so sehr mit Dornen zu vermachen, jenen in solche Wüsten zu bringen, diesem seine liebsten Anschläge so mißrathen zu lassen, jenem so außerordentliche Triebfedern in die Bahn zu legen, daß einer stille stehen, der andere nachdenken, der dritte sein voriges Ich, wenn es auch noch so enge mit ihm zusammen gewachsen wäre, verläugnen; der vierte sich aus seiner Ohnmacht mit neuem Leben gleichsam wapnen muß, d. i. daß sie noch glauben, und selig werden! Um den Baum wird gegraben, und ringsum seine zartesten Wurzeln entblößt; vielleicht daß er noch Frucht bringe und aufgrüne. Wo nicht, so haue ihn ab: was hindert er das Land?

Und wenn nun etwas in der Welt, Buße, Umkehrung, Sinnesänderung genannt zu werden verdient: so ists hier! und hier ist es alsdann gewiß nicht die Fabel vom Betruge, Heuchelei oder Gemüthsschwäche, über die man so oft unter dem Namen der Umkehrung und Wiedergeburt spottet? Wers nur einigemal in seinem Leben erfahren, «was es oft

für eine kleine, nichtige, und vorbeyſtreichende Sache mit allen ſogenannten philoſophiſchen Bußen und Umkehrungen ſey! wie wenig da eigentlich im Herzen und in ſeiner Tiefe ausgerottet werde! mit welcher Gewalt die unterdrückten Neigungen nur unter andern Geſtalten und Verwebungen aus dem Grunde wieder hervorkommen! und oft ſieben Geiſter zurückkehren, die ärger ſind als der erſte vorhin — der wirds ſehen und fühlen, wie anders es mit dem Werke Gottes ſey, da er nicht mit einem Spielwerk menſchlicher Vorſätze von der Oberfläche beſſert, ſondern mit dem tauſendarmigen Wurf des Schickſals den Menſchen umfaßt, alle ſeine Cirkel zerreißt, den ganzen Geſichtskreis um ihn her verändert, oder verfinſtert, und ihn durch ein Andringendes lebendiger Situationen, denen er nun nicht entgehen kann, gleichſam mit liebreicher Vatergewalt auf andere Wege zwinget. Wenn da die Winkel des Herzens um- und ausgekehret werden: wenn da die gütige, milde Waſſerfluth das Saamenkorn mit Gewalt hinunterſchwemmt, und ringsum veſt die Erde hinandränget, daß es wurzeln muß — o Menſch, ſo kanns auch wurzeln! nur verſäume du nicht dieſe Zeit der Gnadentaufe und Erweichung zur Buße! Siehe die Wolke, die über dir ſchwebt, nicht für Unglück, ſondern für Wohlthat; dieſe Zeit deiner Erweichung für die heilſamſte, väterlichſte, fruchtbarſte an, die dir die Vorſehung geben können: halte in ihr aus, und wende ſie an, wie du nur dieſe und keine vielleicht mehr in deinem Leben wirſt anwenden können, daß im Angeſichte des ſchwebenden Raubvogels das Gute, das nur ſie ſo tief in dein Herz ſchmelzen konnte, bleibe, und du noch errettet und ſelig werdeſt. Denn hilft dir der Herr alſo nicht; erweicht er dich nicht: wer ſoll dir helfen? wer kann dich erweichen?

II. Aber es giebt eine andere Gattung, die vielleicht zahlreicher, und bey dem ſo vielen Guten, was ſie an ſich hat, im Grunde verderblicher ſeyn kann, als jene, — die auf dem Fels geſæet ſind, nehmen anfangs das Wort mit Freuden an; aber ſie haben nicht Wurzel: Wenn ſich Trübſal und Verfolgung um des Worts willen erhebet, ärgern ſie ſich, und fallen ab, oder in der kurzen Sprache des Bildes: ſie gehen in dem ſtralenvollen Boden ſchnell auf, aber die Sonne welkt ſie weg, und ſie verdorren! O Bild! Bild! wie viel menſchliche Gemüther, Handlungen, Lebenszeiten ſtehen unter dir!

Alles Gute hat ſeinen gewiſſen Reiz, ſeine Wärme, ſeinen Stral der Belebung: nun denke man ſich eine willige, fühlbare, zarte, raſche, einbildungsreiche Seele dazu, der es vorgehalten wird — welche Zuwallung! welche Geſtalt des Schœnen! welche Umarmung! Der Funke hat mit Einmal im zarten Zunder gezündet: das Saamenkorn hat ſo leicht in der lockern wärmevollen Erde gekeimt, und ſchießt auf — wie früh! wie ſchœn! welches erquickende Grün in dem zarten Grafe! welche ſüße Hoffnung in dieſer Reihe guter Vorſätze, Entſchlüſſe, Erwartungen von ſich ſelbſt! wie erweicht iſt dies jugendliche Herz! welche laute ergreifende Gebete! welche Freuden- und Hoffnungsthrœnen im neubelebten Auge, und Entſchlüſſe vor Gott und Vorgenuß der Zukunft! O! wenn die ganze Zukunft das freudige Jezt! wenn dies erſte ſchœne Hervorkeimen ſchon die ganze Erndte wære! in dieſer erſten Aufwallung alles erſchöpft, gethan, genoſſen werden könnte —

Und wie vieles kann allerdings in ihr gethan werden! welchen großen und guten Schein können Menſchen von der Art geben! wer iſt der kalte, der da nicht mit aufwallte, und gleichſam Empfindung, Vorſaz, Entſchluß, Vorgenuß des Seligen, der Pflicht,

und der Zukunft mittheilte? Aber — Zufaz, der durch Mark und Bein gehen muß — ‹Aber ſie haben nicht Wurzel! — Eine Zeit‹lang glauben ſie, und zur Zeit der Mühe, ‹der Anfechtung fallen ſie ab!' Ein Wort des Zufazes: da die Sonne aufging, war das ſchœne Gras — verdorret!

Der Grund davon liegt freylich leider! in der menſchlichen Natur; und unſer großer Lehrer und Kenner des menſchlichen Herzens hat mit dem Einen Wort ‹Sonnenhitze! keine Wurzel! Mühe und Anfechtung' deutlich genug darauf gewinket und gewieſen. Ihr Gutes war nemlich nur ſüße Täuſchung! Ein ſchœn Geſchöpf der warmen Fantaſei; wenns That werden ſoll, (jede That hat Mühe! hat Beſtrebung) das Gras iſt verdorret! das Gute verſchwunden! — ſo fallen ſie ab! Finſtere, ſchlüpfrige Tiefe des menſchlichen Herzens, von wie vielem Guten, Erfreulichen, und Seligen biſt du der Abgrund!

Alles Gute, meine Zuhœrer, hat, wie geſagt, in dem erſten Augenblicke des feurigen Plans ſeine Seligkeiten und Reize, die die ganze Seele aufwallen. Da denkt ſich nun die aufwallende, willige und unternehmende Seele nichts anders gern, als dieſe Reize: ſie ſiehet die Pflicht nur ganz und gar von ihrer ſchœnen Seite: welche Hoffnungen, Ausſichten, vortrefliche Folgen! welche Wonne von Gefühl in alle dem — aber nun, ehe du zu dieſem Gefühle, zu dieſen Folgen kommſt, haſt du nur eine Kleinigkeit vergeſſen: den Weg dahin! die Ausrichtung deines Entſchluſſes. Und da nun immer bey der leichteſten menſchlichen That Bemühung iſt; da ſich in der Welt keine ſchœne Seele, und kein ſchœner Körper ohne ſeine Flecken und Muttermale, keine ſchœnſte, ſüßeſte, leichteſte Pflicht, Situation, Beziehung, Stand, Hoffnung und alles, was du dir in dieſer Menſchheit träumen kannſt, ohne Mühe und Beſtrebung denken läßt, die angewandt, ohne Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die überwunden werden, kurz ohne Schritte, die dahin müſſen gethan werden — ſiehe, wenn du nun in deiner erſten kindlichen Freude das alles nicht mit, oder daran gar nicht gedaebt haſt? Du haſt deiner Schœnen nur ins Antlix geſehen! dein ganzes Aufwallen war nur immer Graserndte, ohne Blüthe und Frucht — zwey Schritte nœher! und nun Mühe! kleine Anfechtung! die Sache iſt in der Geburt! der Wind führt die Blüthenblätter weg — zur Zeit der Anfechtung fallen ſie ab!

Unſanfte Aufdeckung des menſchlichen Herzens, dieſe kurzen Worte Jeſu! ſie zeigen ſo ganz das ſchwache Geſchöpf, das nur manchmal im Fluge ſeiner Gedanken ſo hoch und ſelig iſt, und dann wieder auf einmal — und meiſtens in That — ſo tief am Boden liegt. Giebts wohl einen beſchœmendern, demüthigendern, qualvollern Blick für eine empfindliche Seele, die doch würklich, und wenn in der grœſten Dunkelheit — es doch fühlt, daß ſie zu einem Plane des Lebens geſchaffen ſey, daß ſie auf ihn auch bey den grœſten Verwirrungen und Fehltritten ſtreben wolle und gewollt habe — und ſiehe da! immer Trümmern dieſes Plans! jeden Abend, jede Woche, jedes erlebte Jahr die Anſicht einer Aue verwelkten Grases! hingeſtorbener Entſchlüſſe! zu früh gereifter und verreifter Glückſeligkeiten, die allemal zulezt einen Thoren getäuſcht hatten — giebts einen traurigern Blick für die menſchliche Seele! ein zerrißneres Ganzes des menſchlichen Lebens! einen wahnwizigern Schatten für ein vernünftiges Geſchöpf! — und wenn nun immer ein zweiter, etwas tieferer, reiferer Blick uns ſogleich die Wunde zeigt, ‹das macht, ſie ‹haben nicht Wurzel! das Gute war lange

‹nicht genug überdacht, und in genug Kühle ‹und Tiefe der Seele unternommen! es war ‹Aufbrausen der Phantasie! Liebe seines eig‹nen Plans! Strohfeuer! und nichts weiter' — und wenn ein dritter weiterer Blick uns nun tiefer führt: ‹Auch diese Schnelle und Ungründlichkeit deiner Seele war nicht in diesem einen Falle dein Fehler! Siehe da! dort! und hier! — und mit diesem und jenem hängt das zusammen, und an so viel, so viel andre Ausströmungen eben derselben Quelle erinnert das — und das endlich ist dein ganzes Herz, flach und schönbemalt! ein wenig Felserde voll Wärme, voll Sonnenstrahl, aber ohne Saft und Kraft — das ist dein Herz! und so wirds bleiben! und so werden noch tausend schöne wurzellose Blüthen und Blumen in dir ersterben; noch tausend frohgefaßte Entschlüsse verdorren, und einen traurigen mit dir selbst mißvergnügten Anblick geben — und das bis an dein Lebensende! — der kahle dürre Fels!'

O meine Zuhörer, wenn wir noch etwas Saft in uns, noch etwas Kraft haben, uns zu etwas reifem und geendetem zu entschließen — der Wink Christi sey uns Lockstimme aus dem schlüpfrigen Abhange des Verderbens! Er ist nichts als das vielsagende Wort: ‹habe Wurzel! denke an Mühe und Anfechtung! wapne dich! falle nicht ab!' Siehe, wenn du es zehnmal gefunden hast: nur jener zu warme Entschluß, jenes Feuer der Einbildung, das erst aufwallte, ließ sich auch nachher (es war nur immer noch eben der Fehler!) von einem Schatten der Mühe abschrecken, und zurückscheuchen: wenn du's so oft gefunden, es war unvernünftige Affenliebe, die deine Idee, das Kind der Phantasie, so lange und warm umarmte, bis es in deinen Armen starb: wenn du's immer fandest, du kamst nur blos deswegen nicht zum Ziele, weil du zu heiß anfingest, es dir zu nahe dachtest, und nachher auf der Mitte der Bahn entweder erschöpft niedersankst, oder dich schon an der Mühe vereckelt hattest, den Muth aufgabst, und dir dafür einen andern Luftschwärmer ausannest, der jetzt eben so schön glänzet, und den du eben so wenig erreichen wirst — sage! willst du nicht gleichsam mit deinem Gehirn und Herzen, deiner Seele und deinem kurzen Lebenswege Mitleiden haben, auf den Wink eines himmlischen Lehrers zu merken, der dir nur allein Weisheit seyn kann? Gibs also geradezu auf, im ersten Augenblicke Alles, und hernach nichts seyn zu wollen! Mäßige deine Einbildung auch über dem Gemählde der süßesten Zauberscenen, denn wenn du diese nachher nur etwas verändert findest, so ist sie's eben, die dich alsdenn ganz scheu und ekel, und dürre machet, und also zweymal betrog. Siehe einer jeden Handlung nie allein in ihren Vorblick, in ihr schönes Antlitz, was nie ganze Handlung ist: sondern Hände und Füße, der thierische schwere Körper, der das schöne Antlitz fortbringen muß, das werde dein Augenmerk. Natürlich wird sich alsdenn deine erste Hitze mäßigen: aber in der Kühle wird der Saame tiefere Wurzel fassen: du wirst vielleicht nicht so viel mit Einem Blick sehen und auf einmal seyn wollen; aber auch der Schaam und Demüthigung erspart seyn, so oft nichts gewesen zu seyn; und mit Einem Blick hundert Leichname und Schatten von Freuden sehen zu müssen. Du wirst nie einen Baum ohne seine verborgene unansehnliche Wurzel vorstellen wollen, und also auch kein dürrer Baum seyn dürfen. Du hast auf die Mühe zuvor gedacht! dich auf die Anfechtung zum voraus gewapnet! nun fängst du eben erst zu handeln an, da du sonst eben

hier ſchon aufhorcheſt! Jetzt alſo friſch und neu ſtärkt dich die Mühe! das Gute hat Wurzel, Saft und Kraft, und nun iſt ihm die Sonnenhitze nicht erſtickend, ſondern nährend. Du haſt das Roß deiner Neigungen und Einbildungskraft, das ſich nur vor ſeinem eigenen Schatten fürchtete, umhergelenkt, und nun fürchtet es nichts auf der Welt. Sie haben Wurzel, und zur Zeit der Anfechtung werden ſie ſtark! — —

O es ſprachs einmal der Heiland in einer Stunde, da er eben ſelbſt Ohnmacht und Niederſinken, und Verlaſſen menſchlicher Kräfte zu fühlen begann, in der tiefſten Stunde ſeines Brudergefühls mit uns ſprach er ‹wachet und betet! wenn der Geiſt willig und euer Fleiſch ſchwach iſt — wachet und betet!‹ — O hätte Jedermann von uns Wachſamkeit und Kühle, Gegenwart und Stärke des Geiſtes, wann, und wo ers eben bedarf. Als Menſchen iſt uns nie ein Blitzſtrahl nöthig und brauchbar durch die Luft zu fliegen: ſondern nur eine ſanfte Wolke, uns ſtille dahin zu erheben.

III. Die dritte Gattung von Menſchen iſt wohl die gemeinſte, und das eigentliche Gedränge des menſchlichen Lebens — ‹Die Dornen — Reichthum, Sorgen und Wollüſte des Lebens — gingen mit auf, und erſtickten, und es brachte keine Frucht.‹ Alle ſolche, die in ihrer ganzen Seele keinen Gedanken über die Erde, ihre Nothdurft, Habſeligkeit und Bequemlichkeit hinaus, faſſen können, alſo auch jeden Gedanken der Religion, des Guten, und des reineſten menſchlichen Guten allein unter dem Winkel ſehen, in der Geſtalt betrachten, und alle dies ſo zuſammen verweben, daß wohl kein Bild in der Welt es beſſer ausdrückt, als ‹der ſchon aufgegangene Halm erſtickt unter Dornen‹ und damit ſo gut, als ob er gar nicht aufgeſchoſſen wäre.

Hier erſcheinen nun die drey großen Haufen der menſchlichen Anbeter und Sucher irrdiſcher Glückſeligkeit, Sorgen, Reichthum und Wollüſte des Lebens, die, ſo verſchieden ſie ſeyn mögen, im Grunde das mit einander gemein haben, daß ſie unter Dornen aufwachſen, und von Dornen umkommen. Der, der kaum lebt, um eſſen zu können, und der ißt, um nur leben zu können, der da lebt, um ſich zu kleiden, und der ſich kleidet, um nur zu leben, — die ſonderbarſten Gegenſätze der menſchlichen Denkart — darin kommen ſie überein, daß ſie Herzen beſchweren, und Seelen erſticken, und endlich eine ſo irrdiſche Sinnesart zuwegebringen, daß kein höherer Geiſt, kein feinerer Gedanke und Bewegungsgrund bey einer Handlung des Lebens wirken kann: er erſtickt gleichſam im dicken Dunſtkreis der Erde.

Wenn nun vielleicht in irgend einer Zeit dieſe ſonderbaren Gegenſätze zuſammen und gegen einander gewirkt haben: ſo iſts wohl in unſerm Jahrhundert, wo Armuth und Nothdurft auf der einen Seite eben ſo zunimmt, und zunehmen muß, als auf der andern Üppigkeit und Geitz: wo es immer täglich und täglich mehr heißen muß, daß die eine Hälfte ſich davon im Übermaaße ſpeiſet und kleidet, was die andere erdarbt, und halbnackend erſparet — und daß alſo eben die Neigungen, die Menſchen gegen einander im Einzelnen unglücklich machen, auch im Ganzen die Folge haben müſſen, ſie alle insgeſamt in ein Dornen-Labyrinth zu ſtecken, wo ſie ſich Herz und Hände verwunden, im Grunde alles Gute und die beſte Freude des Lebens in ſich erſticken, und ſich am Ende ſo unfähig zum wahren Genuß dieſes, als eines zukünftigen Lebens machen. Indeß ſieht man auch hier, daß der wahre beßre Theil noch immer auf der

Seite der Armuth und nicht des Überfluſſes ſey. Die Nothdurft und Hingeworfenheit menſchlicher Seelen muß ſchon ungemein weit gekommen ſeyn, wenn ſie den Gedanken an Gott, an Religion, an Unſchuld und Tugend des Herzens unmœglich und das Laſter nothwendig machen ſoll: in den bedrängteſten Umſtänden, und unter der dickſten Wolke des Lebens wird die Seele noch immer freye Plätze und lichte Stellen behalten, zu ſeyn, wo ſie will, und eben dieſe Umſtände ſinds, die mehr zu Gott hinweiſen, als von ihm ablenken, mehr hervortreiben, als erſticken. Vielleicht gæbe es alſo noch die meiſten Reſte von Unſchuld, Tugend, Sittſamkeit, Gottesfurcht und Freude des Lebens, eben da, wo man ſie am wenigſten ſuchen würde, wenn man Glanz ſucht, in der ſtillen Hütte und im wahren Druck des Lebens; da hingegen alles, was Üppigkeit und Habſucht, und alle unerſättliche Leidenſchaft umgiebt, nicht anders, als unter einem Baume keimt, deſſen giftiger Schatten alles erſtickt und tœdtet. Der Arme ritzt freylich auch Hand und Bruſt zuweilen mit Dornen, aber ſein Gefühl iſt gleichſam noch geſund, und eben, weil ihn ſein Schade ſchmerzt, hütet er ſich deſto mehr; aber der Leichnam des Üppigen, dem dieſe Dornen ſelbſt unentbehrlich geworden ſind, und den ihr langſamer Stich bis auf die Seele verwundet, und zugleich einzig erfreuet — welch ein elender, zerriſſener Leichnam! Über alles was Erdengeiſt iſt, kann ſich kein himmliſcher Gedanke hervorſchwingen; aber Üppigkeit und Wolluſt iſt der ærgſte, niedrigſte Erdengeiſt, der alles, ſelbſt die Kraft zum Bœſen, lähmt und ermattet. Der unterſte trübe Abgrund, wehe dem! der hinein gerœth!

Hier wird es alſo immer die ſchwere Aufgabe des Lebens bleiben, «die dieſer Welt gebrauchen, daß ſie ihr nicht mißbrauchen!» die in der Welt und für die Welt leben, daß ſie ihr nicht ganz leben, und endlich ihr Geiſt bloß ein Schatte des elenden Körpers werde. So wie man mit einem ſehr edlen, himmelreinen und göttlichen Geiſte die grœßeſten Verdienſte ſür dieſe Erde haben kann, ſo kann man leider! auch die himmelreinſten Sachen der Religion mit einem ſo unreinen Athem anhauchen, mit ſo niedrigen Bewegungsgründen behandeln, daß alles erſtickt, oder ſelbſt wieder zu Dorn und Diſtel wird. — Wir haben uns, M. Z., wo wir ſtehen, nicht ſelbſt hingeſæet, und mäſſen da ſtehen bleiben, unter Dornen, oder auf freyer Ebne — aber wo es auch ſey, laſſet uns nicht unſern Geiſt verlieren, der unſterblich iſt, und über Dorn und Hecke hervorwachſen will und muß! Laſſet uns eben in den drückendſten Umſtänden das meiſte und edelſte Herz beweiſen, das Bœſe mit Gutem überwinden, und die Ähre ſich eben da hindurcharbeiten, wo ſie am leichteſten erſticken konnte — deſto hœher! ſchœner und blühender! wo ſie niemand erwartete und ſuchte! wo ſie durchs Hindurchwinden um ſo ſtärker geworden iſt, und jetzt eben der erſtickende Dorn ihr nichts als Zaun, Hege und Halte ſeyn muß. Wer überwindet, Reichthum, Wolluſt und Sorge des Lebens, iſt ſtärker, als wer furchtſam nie zum Kampfe kam.

IV. Endlich fiel etliches auf ein gut Land und trug hundertfältige Frucht, oder mit den Worten der Erklærung «die das Wort hœren und behalten in einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld. Wer Ohren hat, der hœre!» ſagt Chriſtus, wie viel faſſet die ſtille ſanfte Beſchreibung!

Sie iſt allen vorigen Arten des unfruchtbaren Landes entgegen geſetzt, und alſo iſt zart, kühl und kraftvoll, tief und eben,

alles nur einzelne Eigenſchaft dieſes guten Bodens. Willigkeit der Aufnahme, Treue und Tiefe der Bewahrung, Geduld und Kraft in der Anwendung — Eigenſchaften der guten Seele des Gegenbildes.

Der lockere Boden nimmt willig die Saat an, und wo? und wie? und woher mir das Gute komme, was ich als das meine anerkenne! wo Gott mir ſpricht! wo ſich das innere Bild meiner Seele aufglänzt, ſo will ichs annehmen, Herz und Sinn nicht dafür verſchließen — Dieſe Rechtſchaffenheit und Willigkeit, M. Z., die gleichſam die erſte Grundeigenſchaft alles Guten in der menſchlichen Seele iſt, verdient auch unſere hœchſte Sorge. Was, und wie unſer Acker ſey? was? oder wie viel in uns geſtreuet werde? dafür können wir nicht, und darüber haben wir auch nicht zu ſorgen. Aber was? und wie viel in uns geſtreuet werde — es wohl aufzunehmen, es nicht dem erſten Raubvogel der Zerſtreuung und Verführung zu überlaſſen, das iſt unſere Pflicht, in der wir nicht ſcharf genug ſeyn können, weil wir in ihr uns nur zu oft untreu ſind. Wir ſammlen das Gute nur zu oft mehr aus einem gewiſſen lieben Leichtſinn, Lüſternheit und Neugierde in uns, als aus treuer, ſtrenger Begierde nach Beſſerung und Güte: und eben wenn wir alsdenn einmal von dieſer innern Bahn der Rechtſchaffenheit entfernt ſind, daß wir uns Sachen verhœlen, die wir nicht mœgen, ſo kommts, das wir uns ebenfalls Sachen erkünſteln, die wir mœgen, und die nicht für uns ſind. Man eifert um fremde Saamenarten, die nicht für uns ſind, ahmt einem Acker nach, der für uns von fremder Natur iſt, erpreßt ſich Rührungen, Weichheit und Härte und alle dergleichen — was völlig wegfallen würde, wenn wir unſern Gewiſſen treu, nur das recht aufnähmen, was in uns gepflanzt wird, und ſonſt weder mit dem Sœemann noch mit ſeinem Saamen zanken wollten.

Wie verſchiedener Art iſt doch ein Saame? und kann denn auf jederley Acker auch jederley Saame keimen und gedeihen? Wer biſt du alſo, daß du dir Empfindungen erpreſſen willſt, die nicht für deine Natur ſind, und gerade darüber die verliereſt, die freywillig aus derſelben hervorkeimen würden? Wer biſt du, daß du nach einem fremden Guten buleſt, und das Deinige verachteſt? Siehe! auf die Art des Saamens kommts nicht an, und der Sœemann muß es am beſten wiſſen, zu welcher Art er dich gut halte: aber auf Treue, Willigkeit, Rechtſchaffenheit im Annehmen und Bewahren, welche große Pflicht!

Und wie ſtille wird ſie ausgeübt! ſanft, wie hier die Beſchreibung, und die Sache ſelbſt in der Natur. Wie unbemerkt und ohne Geräuſch keimt ein Saamenkorn im Schooße der Erde! Es verſchwindet den Augen, iſt verſcharret, geht gar in eine Art Verweſen — und da fängt Kraft Gottes an zu würken! die Schöpfung reget ſich! der Keim dringt auf, zieht an ſich, wird entwickelt — das kleine Korn wird, wie Jeſus ſagt, erſt Blatt, dann Kraut, endlich Frucht und voll, wie vieler künftigen Früchte! wo der Baum im Keime und tauſend Keime in Einem und die ganze Schöpfung in einem Keime liegt, und nur auf ſtille Entwickelung wartet. Was iſt ähnlicher der ſtillen Verwandlung und Wiedergeburt des Guten in der menſchlichen Seele, als dies ſanfte gottesvolle Bild des Frühlings? Siehe, was dieſe ſtille Seele in ſich empfing, war ſo fern noch fremdes Saamenkorn! noch fremder Gedanke, Bewegungsgrund, Empfindung! aber indem es ſo ſanft ſich in ſie ſenkte: Siehe! da regt ſich Kraft Gottes! der Gedanke, Regung, Empfindung verwan-

her — so laut, als ichs sagen kann! — noch für ganz unwiderlegt und unaufgelœset. Wer auch hinter allen Grundsätzen, die man bisher angenommen hat, in dieser Ordnung, in diesem Verhältniß männliche, geschweige denn göttliche Denkart findet — *magnus Apollo!*

Ich hoffe sie jetzt ohne alle Kunst und Zauberei zu zeigen. Die verzogensten sonderbarsten Figuren nur auf Eine Art, in Einen Gesichtspunkt gelegt — dahin stelle ich den Leser und gehe. Er sehe selbst, wie sie sich zum herrlichsten Ganzen ordnen.

Daß aber dieser kleine Kunstgriff, dieser dem Stück natürlichste Gesichtspunkt, zu dem uns doch jeder Zug jedes Bildes fast mit Gewalt hinstœßet, Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch hat unentdeckt bleiben können, und man sich in allen Auslegungen, Rettungen, Dogmatiken und wo weiß ich mehr? immer lieber so unnütz quælte, als man — sich jedesmal bei einem verzogenen Gemählde, in einer Hölle voll verworfener Sibyllenblätter, wenn man sie nicht ordnen will, quælen, und unnütz quælen muß — ich würde mich darüber verwundern, wenn ich von der menschlichen *inertia*, der Ursache aller unserer Unwissenheiten, verjährten Vorurtheile und kindischen Systeme, nicht sehr hohe Begriffe hätte. Ich hoff's auch von eben dieser edlen und nützlichen Trægheitskraft, daß, wenn mein Gesichtspunkt, eben weil er so vielen Laufens und Rennens überhebt, erst Einmal in Schwang kommt, er auch bleiben werde. Der ein äußerst verzogenes Ræthsel, woran sich Jahrhunderte durch so viel Gehirne geübt, um — Thorheiten auszubrüten, wer dieß auf Einmal fast schweigend, durch bloßes Zusammenrücken einiger Lettern augenscheinlich auflœset — es müßte arg seyn, wenn der noch hartnäckigen Widerspruch fände.

Auch am Widerspruch oder Nichtwiderspruch ist mirs ungelegen, ich erkläre und rette eine Jahrtausende her verdunkelte und verunzierte Offenbarung Gottes.

Und zwar rette ich sie blos durch Einfältigung und Entkleidung. Laß zuerst, mein Leser, alles Außerwesentliche z. E. Tagwerke, Segen, Benennung, Ausmahlung ausrücke die simpeln nackten Bilder selbst, wie sie folgen, næher zusammen, was siehest du? Nichts mehr und minder als — Gemählde der Morgenrœthe, Bild des werdenden Tages — siehe da! der ganze Aufschluß! —

Komm hinaus, Jüngling, aufs freie Feld und merke. Die urälteste herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatsache, großes Werk Gottes in der Natur.

Himmel und Erde! Siehe, wie sie noch zusammen vermischt um uns liegen: Himmel auf der Erde! Erde zum Himmel erhoben

Und die Erde war wüste und leer.

Finsterniß auf der Tiefe —

Kannst du dir auch in Worten der Urkunde mehr sinnliche Schilderung des großen Nachtgrabes, des Mitternachtschauers wie in unendlicher schwarzer Wüste denken? — und nun fühle den wehenden, durchwehenden Nachtgeist, auch noch den Schauer der tiefsten Frühe vor Tagesanbruch, wie er Meer, Baum und alles durchrinnt —

wehender Geist Gottes auf der Tiefe!

wer ists, der nicht unmittelbar vor Tagesanbruch, von ihm ergriffen, wie Gott, wie eine kommende Regkraft der Natur athme! —

— — Und sieh! da Gott! da der erste
— Licht! [Lichtstrahl!
und 's ist Licht!

mit dem einsylbigsten Blitzworte der Urkunde nicht einzuholen!

Und ſiehe! dieſe Entzückung, dies unnennbare Morgengefühl, wie's ſcheint alle Weſen zu ergreifen! zu liegen auf der ganzen Natur! Alles lag in Nacht und Dunkel: der webende Geiſt kam und bereitete was zu erharren — noch ruhen die Vœgel, das Haupt unter die Flügel geſenkt: die Stadtwelt, die vielleicht niemals Morgen geſehen, liegt begraben: ſelbſt die frühe Lerche ſteigt noch nicht — die Natur ein harrender dunkler Tempel Gottes — lebender Wind und —

— Licht!

's ward Licht!

ſtill wird er eingeweiht der Tempel! Vielleicht die Blüthe des Baums, die Blume, die Knoſpe fühlen! Lichtſtrahl! ein tœnender Goldklang auf die große Laute der Natur — die Lerche erwacht und ſchwingt ſich — wehe dem Fühlloſen, der dieſe Scene geſehn und Gott nicht gefühlt hat! Es iſt das Bild jenes Naturweiſen: wie ſie ‹auf›blickt die Morgenrœthe und die Enden der ‹Erde,› das große ſchwarze Nachttuch

— am Saum erfaßt

und abſchüttelt die Räuber der Nacht!

— Licht!

und 's ward Licht!

Sieheſt du jene ſtille Glorie! jene ſanfte Augenwimper der Morgenrœthe, wie ſie jeden Augenblick weiter hinauffchimmert, jeden Augenblick die Wolken um ſich her anders wandelt — welche Farben! welch lachender Glanz! Wer, der den Pinſel dahin eintauchte? — und wie ſtille! das Auge bleibt ruhen auf der zarten Stelle — ſanftes Angeſicht der Gottheit! Offenbarung, Erſcheinung! denke dir, was ich vom Licht geſagt und es iſt nichts geſagt — wer, der hier nicht niederfället, anbetet — ſchweigend ſeufzt ‹o wære ewig meine Seele, wie das Licht! ‹wie dieſer Gottes- Anbruch!'

Das Erwachen aus ſolchen Augenblicken iſt immer einſylbig! und ich wette, bei jedem Unverdorbenen, natürliches Gebet! Morgenſeufzer und Preis Gottes

— Geräuſch und Lärm war nicht um ihn,
da er die Welten dem Unding entwinkte —

Auch alle Naturvölker, die wir Wilde nennen, haben dieſe Anbetung vor dem Morgenſtrahle (und wo wiſſen wir, nicht ſelbſt die Thiere?) empfunden. Das nun kälter gedacht, und in Worte gefaſſet:

— Siehe, wie das Licht gut iſt!

welch Grauen, welche Nacht vertrieben! Wie ſie ſich dort immer mehr in ſchwarzen ungeheuren Wellen forthebet — Gott unterſchied zwiſchen Licht und Dunkel! und wie alſo die beiden Maſſen im großen Unterſchiede neben einander ſtehen! Der große Unterſchied iſt ſichtbar! Licht — Dunkel

Dies heißt Tag! jenes Nacht!

Kann ein reißenderer Wink auf dieſe Scene der Natur ſeyn? Jeden Morgen iſt beides neben einander feierlich ſichtbar.

Und ſiehe, wie da nun überall weit umher nach Zunahme des Taglichts die Natur gleichſam webet! den zarten Flor Luft und Himmels da ſo ſichtbar ſpinnet! Alles vorher ein Grau oder Schwarz! Himmel auf Erde, Erde zum Himmel — wie ſich die Graue nach allen Seiten umher weitet! der Himmel hebt und hœhet! die dunkeln Wolken träufeln ab! nebeln! es iſt als ob da Licht und Waſſer kämpfen! —

Und da oben, wie ſchon die Bläue hervorgehet: ſich immer weiter wölbt und webet — Phœnomen, woran alle Schilderer der Morgenfrühe ihre gręßte Kunſt ſehen — die allmählige Himmelhebung! die ſchwimmende Luftläuterung vom tiefſten Grau zur ſchœnſten, lachendſten Glanzesbläue! der Morgenduft, der um alle Weſen am meiſten in

der Ferne, dem Bette Aurorens, ſchwimmt, in den ſich das Auge ſo hin verliert und ſich gleichſam eine neue Gegend in der Gegend ſchaffet. — Was ſind die Zauberteppiche der Glücklichſten gegen jenes allweite Naturgemählde ſelbſt? und ſiehe! die ganze ſimpelſte Erklærung der beſtrittenen und verzweifelten Stelle durch eine tægliche, thætige, augenſcheinliche Illuſtration der Natur

— Weite ſich zwiſchen Waſſern und Waſſern
Und abſcheide ſich zwiſchen Waſſern und Waſſern
— Und Gott machte die Weitung
Und ſchied zwiſchen Waſſer drüben
Und Waſſer drunten!
Die Weite nannte Gott Himmel.

Zu eben der Zeit, da ſich droben der Himmel læutert und ſondert — ſiehe! ſondert und læutert ſich nieden die Erde! Wie ſie ſich in lichte und dunkle Maſſen theilet! wie ein großes Gebirge gleichſam entſchleiert ſich erhebt! Nun unter Thau und Morgenſtrahl beblümt — die Roſe öfnet allmählig ihren Buſen und die Nachtviole ſchließt ihre duftenden Kelche! Der frühe Zephyr webt mit Blüthen und Samen um die jungen Pflanzenbræute umher, die ſich im Morgenthau ſpiegeln, und der junge Baum webt und ſchauert und fühlet die Glieder im Morgenodem der erweckten Schöpfung! hier ihre erſte Familie! — Es iſt Fortgang im Gemählde, Segen des Allvaters auf Pflanzen, Kræuter und Bæume unter dem Strahl der Morgenrœthe — Siehe, da ging die Sonne auf! die herrlichſte Erſcheinung der Natur! Flamme! Glorienantlitz! Kœnig! Das Auge kann nur einen Anblick aushalten! Übertrift und endet Alles! Alles in der Schöpfung wird mit ihr Pracht, Glanz, Geräuſch!

Wer ræthſelt nun, warum das Morgenlicht ſo lange vor der Morgenſonne geſchaffen worden? wer kann jetzt noch eine der Rettungen hœren?

Nun erwacht Alles! Alle Weſen, wie
— Von dieſem regen Feuer
Geſtært! geſtæret aus der Ruh! — wie jener Silberfee dort mit Lebendigem aufwebt: die Fiſche ſpielen am Strahl der Sonne! Wie hier ringsum Luft und Wipfel voll Morgenſang
— Der Vœgel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
Mit früher Stimm' und frühem Flug — alles voll Regung, Geſang, Freude und Segen!
Auch die Erde gebiert ihr Lebendes allerlei Art
Thiere, Gewürm, Wild allerlei Art
— Und ſiehe! Menſch, da ſteheſt du! das Götterbild! Ebenbild Gottes! Herrſchergedanke der Schöpfung! Von Himmel und Erde rufe den zerſtreuten, betäubten Blick zurück auf dich! in dich ſelbſt —
Und du, der Erden Herr, o Menſch, zerfließ
In Harmonien ganz.
Dich hat er mehr als Alles ſonſt beglückt;
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Alles dringt —
betrachte dein Glück! deine Geſtalt! deine Kræfte! deine große Beſtimmung: hœre über dir den Rathſchluß Gottes, ſiehe That —
— Da gehet aus der Menſch an ſeine Arbeit,
an ſein Ackerwerk bis an den Abend
ſinnt — dichtet — waltet — nähret ſich — das Auge der Gottheit bleibt auf ihm ruhen
Alles, was Gott gemacht hatte!
Siehe, es war alles ſehr gut!

Vollendet! auch dies Morgengemählde vollendet! Mit welcher Simplicitæt, Naturfolge! Zuſammenordnung und Vertheilung! Pracht! Hoheit! angefangen und vollendet! — Auch

der Verfaſſer, der ſchrieb, konnte ſein *επουρε* ſagen! Aber er war nicht Verfaſſer! ihm erſchiens! ihm wards offenbart! lebt und webt dort jeden Morgen! – herrlichſte, älteſte, ſimpelſte Offenbarung Gottes!

Nun ſehen wir, warum Alle, die dies Ganze bisher ſinnlich oder vernünftig vorſtellen wollen, es unglücklich haben vorſtellen müſſen — weil ihnen Geſichtspunkt, Schlüſſel zum Ganzen fehlte. Die Mahler, die jedes Tagwerk beſonders vorſtellten — den großen Raphael nicht ausgenommen! — was iſt daraus worden? Wie kann Gott vorgeſtellt werden, indem er das Licht ruft, den Himmel weitet, die Erde vorgehen heißt, die Sonne macht, ſegnet — jedesmal einzeln — wie kanns? Als ob Gott ſelbſt vor dem Chaos erſchrickt, als ob er angeſtrengt, gewaltſam und doch kindiſch arbeite! — oder ſeine Ruhe, als ob ſie zuſchauender Müßiggang würde — muß es nicht alſo werden? Das große Gemählde Gottes, allweit wie Himmel und Erde, prächtig und ſchön wie der Morgen, und eben durch ſeinen erhabenen, ſtillen, ununterbrochenen Fortgang prächtig — wird zerriſſen, wird unterbrochen: der Unſichtbare, der hier nirgend erſcheint, als in That, der immer nur

Will und — 's wird,
Gebeut, ſo ſtehets da,

der große Unvergleichbare, der nirgends in der Schöpfung iſt, wie er iſt, von dem alles nur als dunkler Abglanz ſtrahlet — der wird als Menſch, als grauer Greis, als langſam ermatteter Arbeiter vorgeſtellt! Eine Scene, die in der Natur täglich wiederkommt, aber nur immer einen Augenblick ſich mahlet und davon eilt — die wird unnatürlich fixirt und auf einen Teppich geſammlet — was kann werden? Der ſimple Morgenmahler iſt der einzige Mahler der Schöpfung: die drei erſten Tagwerke zuſammen — Ein großer Fortgang! die drei andern auch zuſammen! jenes den Morgen in tiefſter Ruhe; dies im zunehmenden prächtigſten Geräuſche und Schöpfungsfreude — das wäre Nacheiferung! und die Nacheiferung bis zur Vollendung! Ein Gemählde, da ich in Entzückung die Worte Moſes, natürlich und nothgedrungen, ausrieſe, ſie in all' ihrer Erhabenheit zur Überſchrift gäbe — Wo iſt ein Edler, der ſich an die erſte und ſchönſte Offenbarung Gottes wage!

— Tauch' in die Farben Aurorens
Mahl' mir Schöpfung!

Der Dichter, der eben ſo zerriß und dann ausmahlte, was er nicht mehr verſtand, wo keine ganze Anſicht mehr blieb, hat mit allem phyſiſchen und metaphyſiſchen Farbenvorrath eben ſo unglücklich ſeyn müſſen — Er mahlte jedesmal Lappen und ſchrieb Geſänge — wollte eine Lichtſtreife des Aufgangs in ein epiſches Gebäude verlängern — Die Schöpfung iſt freilich in jedem kleinſten unendlich und unergründlich; aber — kurz, der Morgenſänger, der Lobſänger Gottes in der ganzen lebenden erwachenden Natur, das iſt der Dichter der Schöpfung.

Und endlich die Philoſophen, Demonſtranten, Metaphyſiker, Phyſiker, Kosmopœiſten — vor dieſer lachenden Morgenröthe — aus dieſem ſo ſimpeln Naturbilde — wer mag ſich deß erinnern? Ich habe mehr und beſſers zu ſagen.

AUCH EINE PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE ZUR BILDUNG DER MENSCHHEIT.

ANFANG DES ZWEYTEN ABSCHNITTES.

Auch die rœmiſche Weltverfaſſung erreichte ihr Ende, und je grœßer das Gebäude, ſo hœher es ſtand, mit deſto grœßerm Sturze fiels! die halbe Welt war Trümmer. Völker und Erdtheile hatten unter dem Baume gewohnt, und nun, da die Stimme der heiligen Wächter rief: ‹haut ihn ab!› welch eine große Leere! Wie ein Riß im Faden der Weltbegebenheiten! nichts minder, als eine neue Welt, war nœthig, den Riß zu heilen.

Norden wars. Und was man auch nun über den Zuſtand dieſer Völker für Urſprünge und Syſteme erſinnen mag: das ſimpelſte ſcheint das wahreſte: in Ruhe warens gleichſam ‹Patriarchien, wie ſie in Norden ſeyn ‹konnten.› Da unter ſolchem Klima kein morgenländiſches Hirtenleben mœglich war, ſchwerere Bedürfniſſe hier den menſchlichen Geiſt mehr drückten, als wo die Natur faſt allein für den Menſchen würkte: eben die ſchwerern Bedürfniſſe, und die Nordluft die Menſchen aber mehr härtete, als ſie im warmen aromatiſchen Treibhauſe Oſts und Süds gehärtet werden konnten: natürlich blieb ihr Zuſtand roher, ihre kleinen Geſellſchaften getrennter und wilder: aber die menſchlichen Bande noch in Stärke, menſchlicher Trieb und Kraft in Fülle. — Da konnte das Land werden, was Tacitus beſchreibt. Und als dies nordiſche Meer von Völkern mit allen Wogen in Bewegung gerieth, Wogen drängten Wogen, Völker andre Völker! Mauer und Damm um Rom war zerriſſen: ſie ſelbſt hatten ihnen die Lücken gezeigt und ſie herbeygelockt, daran zu flicken — endlich da alles brach, welche Überſchwemmung des Süds durch den Nord! und nach allen Umwälzungen und Abſcheulichkeiten welche neue nordſüdliche Welt!

Wer den Zuſtand der rœmiſchen Länder (und ſie waren damals das gebildete Univerſum!) in den letzten Jahrhunderten bemerket, wird dieſen Weg der Vorſehung, einen ſo ſonderbaren Erſatz menſchlicher Kräfte zu bereiten, anſtaunen und bewundern. Alles war erſchöpft, entnervt, zerrüttet. Von Menſchen verlaſſen, von entnervten Menſchen bewohnt, in Üppigkeit, Laſtern, Unordnungen, Freyheit und wildem Kriegsſtolz unterſinkend. Die ſchœnen rœmiſchen Geſetze und Kenntniſſe konnten nicht Kräfte erſetzen, die verſchwunden waren, Nerven wiederherſtellen, die keinen Lebensgeiſt fühlten, Triebfedern regen, die da lagen — alſo todt! ein abgematteter, im Blute liegender Leichnam — da ward in Norden neuer Menſch geboren. Unter friſchem Himmel, in der Wüſte und Wilde, wo es niemand vermuthete, reifte ein Frühling ſtarker, nahrhafter Gewächſe, die in die ſchœnern, ſüdlichern Länder — jetzt traurigleere Äcker! — verpflanzt, neue Natur annehmen, große Ernte fürs Weltſchickſal geben ſollten. Gothen, Vandalen, Burgunden, Anglen, Hunnen, Herulen, Franken und Bulgaren, Slaven und Longobarden kamen — ſetzten ſich, und die ganze neuere Welt vom mittelländiſchen zum ſchwarzen, vom atlantiſchen zum Nordmeer, iſt ihr Werk! ihr Geſchlecht! ihre Verfaſſung!

Nicht blos Menſchenkräfte, auch welche Geſetze, und Einrichtungen brachten ſie damit auf den Schauplatz der Bildung der Welt! Freylich verachteten ſie Künſte und Wiſſenſchaften, Üppigkeit und Feinheit — die die Menſchheit verheeret hatten; aber wenn ſie ſtatt der Künſte, Natur, ſtatt der Wiſſenſchaften, geſunden nordiſchen Verſtand, ſtatt der feinen, ſtarke und gute, obgleich wilde, Sitten brachten und das alles nun zuſammen gährte — welch ein Ereigniß! Ihre Geſetze, wie athmen ſie männlichen Muth, Gefühl der Ehre, Zutrauen auf Verſtand, Redlichkeit und Götterverehrung! Ihre Feudaleinrichtung, wie untergrub ſie das Gewühl volkreicher, üppiger Städte, baute das Land, beſchäftigte Hände und Menſchen, machte geſunde, und eben damit auch vergnügte, Leute. Ihr ſpäteres Ideal über die Bedürfniſſe hinaus — es gieng auf Keuſchheit und Ehre, veredelte den beſten Theil der menſchlichen Neigungen: obgleich Roman, ſo doch ein hoher Roman: eine wahre neue Blüthe der menſchlichen Seele.

Bedenke man z. B. was die Menſchheit in den Jahrhunderten dieſer Gährung für Erholungsfriſt und Kräfteübung dadurch bekam, daß alles in kleine Verbindungen, Abtheilungen und Untereinanderordnungen fiel, und ſo viele, viele Glieder wurden! Da rieb ſich immer eins am andern, und alles erhielt ſich in Athem und Kräften. Zeit der Gährung! Aber eben dieſe hielt ſo lange den Deſpotismus ab, (der wahre Rachen der Menſchheit, der alles — wie ers nennt, in Ruhe und Gehorſam — aber wie's iſt, in Tod und einförmige Zermalmung hinabſchlingt!) Iſts nun beſſer, iſts für die Menſchheit geſunder und tüchtiger, lauter lebloſe Räder einer großen, hölzernen, gedankenloſen Maſchine hervorzubringen, oder Kräfte zu wecken und zu regen? Sollts auch durch ſogenannte unvollkommene Verfaſſungen, Unordnung, barbariſchen Ehrenpunkt, wilde Händelſucht und dergleichen ſeyn — wenns Zweck erreicht, immer beſſer, als lebend todt ſeyn und modern.

Indeß hatte die Vorſehung für gut befunden, zu dieſer neuen Gährung nordſüdlicher Säfte noch ein neues Ferment zu bereiten und zu miſchen — die chriſtliche Religion. Ich darf doch bei unſerm chriſtlichen Jahrhundert nicht erſt um Verzeihung bitten, daß ich von ihr als einer Triebfeder der Welt rede — betrachte ſie ja nur als Ferment, als Sauerteig, zu Gutem oder zu Böſem — wozu man noch will.

Und da verdient der Punkt, von zween Seiten mißverſtanden, einige Erörterung.

Die Religion der alten Welt, die aus dem Morgenlande über Ægypten nach Griechenland und Italien gekommen, war in allem Betracht ein verduftetes, kraftloſes Ding geworden, das wahre *Caput mortuum* deſſen, was ſie geweſen war, und ſeyn ſollte. Wenn man nur die ſpätere Mythologie der Griechen und die Puppe von politiſcher Völkerreligion bei den Römern betrachtet: ſo brauchts keines Worts mehr — — Und doch war nun auch faſt ‹kein ander Principium der Tugend› in der Welt! Die römiſche Aufopferung fürs Vaterland war von ihrer Höhe geſunken und lag im Moraſte der Schwelgerei und kriegeriſcher Unmenſchlichkeit. Griechiſche Jugendehre und Freiheitsliebe — wo war ſie? Und der alte ægyptiſche Geiſt, wo war er, als Griechen und Römer in ihrem Lande niſteten? Woher nun Erſatz? Philoſophie konnte ihn nicht geben: ſie war das ausgeartetſte Sophiſtenzeug, Diſputirkunſt, Trödelkram von Meinungen ohne Kraft und Gewißheit, eine mit alten Lumpen behangene Holzmaſchine ohne Wirkung aufs menſchliche Herz, ge-

ſchweige denn der Wirkung, ein verfallen Jahrhundert, eine verfallene Welt zu beſſern! Und nun ſollte Aufbau der Trümmer von Völkern geſchehen, die in ihrem Zuſtande noch Religion nöthig hatten, durch ſie allein gelenkt werden konnten, Geiſt des Aberglaubens in alles miſchten. — — Und doch fanden nun dieſe Völker auf ihrem neuen Schauplatze nichts, als was ſie verachteten oder nicht faſſen konnten: römiſche Mythologie und Philoſophie, wie Bildſäulen und Sittengeſtalten. — Und ihre nordiſche Religion, ein Reſt des Orients auf nordiſche Art gebildet, langte nicht hin — ſie hatten eine friſchere, wirkſamere Religion nöthig — ſiehe! da hatte die Vorſehung ſie kurz vorher an einem Orte entſtehen laſſen, woher man einen Erſatz der ganzen weſtlichen Welt am wenigſten hoffte — zwiſchen den nackten Bergen Judæa's! Kurz vor dem Umſturze des ganzen unberühmten Volkes, eben in der letzten, elendeſten Epoche deſſelben — auf eine Weiſe, die allemal wunderbar bleiben wird, entſtand ſie, erhielt ſich, ſchlug ſich eben ſo ſonderbar durch Klüfte und Hœlen weiten Weg hindurch — auf einen Schauplatz, der ſie ſo nœthig hatte! worauf ſie ſo viel, viel gewürkt! — Allemal die ſonderbarſte Begebenheit der Welt!

Da wars doch nun gewiß ein großes und ſehenswürdiges Schauſpiel, wie unter Julian die beiden berühmteſten Religionen, die älteſte heidniſche und die neuere chriſtliche um nichts weniger als Herrſchaft der Welt ſtritten. Religion — das ſahe Er und Jedermann! — Religion in aller Stärke des Worts, war ſeinem verfallenen Jahrhunderte unentbehrlich. Griechiſche Mythologie und römiſche Staatsceremonie — das ſahe er ebenfalls! — war dem Jahrhunderte zu ſeinen Zwecken nicht zureichend. Er griff alſo zu allem, wozu er konnte; zur kräftigſten und älteſten Religion, die er kannte, zur Religion des Morgenlandes — regte in ihr alle Wunderkräfte, Zaubereien und Erſcheinungen auf, daß ſie ganz Theurgie ward, nahm, ſo viel er konnte, Philoſophie, Pythagorism und Platonism zu Hülfe, um allem den feinſten Anſtrich der Vernunft zu geben — ſetzte alles auf den Triumphwagen des großen Gepränges, von den zwei unbändigſten Thieren, Gewalt und Schwärmerei gezogen, von der feinſten Staatskunſt gelenkt — alles umſonſt! ſie erlag! ſie war verliebt — elender Aufputz eines todten Leichnams, der nur zu anderer Zeit hatte Wunder thun können: die nackte, neue, chriſtliche Religion ſiegte!

Man ſiehet, daß die Sache ein Fremdling betrachtet, der Muſelmann und Mammeluke ſeyn könnte, um eben das zu ſchreiben. So fahre ich fort.

Dieſelbe nun, ſo ſonderbar entſtandene, Religion ſollte doch, das iſt unleugbar, nach dem Sinne des Urhebers (ich ſage nicht, ob ſie's in der Anwendung jedes Zeitalters geworden?) ſie ſollte eigentliche Religion der Menſchheit, Trieb der Liebe, und Band aller Nationen zu einem Bruderheere werden — ihr Zweck von Anfang zu Ende! Eben ſo gewiß iſts, daß ſie (ihre Bekenner mœgen ſpæterhin aus ihr gemacht haben, was ſie wollten), daß ſie die Erſte geweſen, die ſo reine geiſtige Wahrheiten, und ſo herzliche Pflichten, ſo ganz ohne Hülle und Aberglauben, ohne Schmuck und Zwang gelehret: die das menſchliche Herz ſo allein, ſo allgemein, ſo ganz und ohne Ausnahme hat verbeſſern wollen. Alle vorigen Religionen der beſten Zeiten und Völker waren doch nur enge national, voll Bilder und Verkleidungen, voll Ceremonien und Nationalgebräuche, an denen immer die weſentlichen

Pflichten nur hiengen und hinzugefügt waren — Kurz, Religionen eines Volks, eines Erdſtrichs, eines Geſetzgebers, einer Zeit! dieſe offenbar in allem das Gegentheil. Die lauterſte Philoſophie der Sittenlehre, die reinſte Theorie der Wahrheiten und Pflichten, von allen Geſetzen, und kleinen Landverfaſſungen unabhängig; kurz, wenn man will, der menſchenliebendſte Deismus. —

Und ſonach gewiß Religion des Weltalls. Es habens andere, und ſelbſt ihre Feinde bewieſen, daß eine ſolche Religion gewiß nicht zu anderer Zeit, früher oder ſpæter hätte aufkeimen oder aufkommen, oder ſich einſtehlen können — man nenne es, wie man wolle. Das menſchliche Geſchlecht mußte zu dem Deismus ſoviel Jahrtauſende bereitet, aus Kindheit, Barbarei, Abgötterei und Sinnlichkeit allmählig hervorgezogen; ſeine Seelenkräfte durch ſo viele Nationalbildungen, orientaliſche, ægyptiſche, griechiſche, rœmiſche u. ſ. w. als durch Stuffen und Zugænge entwickelt ſeyn, ehe ſelbſt die mindeſten Anfænge nur zur Anſchauung, Begriff und Zugeſtehung des Ideals von Religion und Pflicht und Völkerverbindung gemacht werden konnten. Auch als Werkzeug allein betrachtet, ſchien's, daß der rœmiſche Eroberungsgeiſt vorhergehen mußte, überall Weg zu bahnen, einen politiſchen Zuſammenhang zwiſchen Völkern zu machen, der voraus unerhœrt war, auf eben dem Wege Toleranz, Ideen vom Völkerrechte in Gang zu bringen, in dem Umfange voraus unerhœrt! — Der Horizont ward ſo erweitert, ſo aufgeklært, und da ſich nun zehn neue Nationen der Erde auf dieſen hellen Horizont ſtürzten, ganz andere neue Empfænglichkeiten eben für die Religion mitbrachten, ſie bedurften, ſie alleſammt in ihr Weſen verſchmelzten — Ferment! wie ſonderbar biſt du bereitet! und alles auf dich zubereitet! und tief und weit umher eingemiſchet! hat lang und ſtark getrieben und gegæhret — was wird es noch ausgæhren?

VOM GEIST DER EBRÆISCHEN POESIE.

ERSTER THEIL. VIERTES GESPRÆCH.

. . . . . .

Eutyphron. Die Beſchreibung der ſogenannten todten Schöpfung iſt hiemit geendet; aber hier iſt nichts todte Schöpfung. Schweſterlich zuſammen gebunden ſind die lieblichen frühlingbringenden Sterne. Orion (oder wer das Geſtirn Chefil ſey,) iſt der gegürtete Mann, und bringt Winter; die Zeichen des Thierkreiſes werden wie ein Kranz der Erde allmælig emporgeführt. Der Vater des Himmels läßt am Nordpol die Bærinn mit ihren Jungen weiden, oder (nach einer andern Mythologie und Lesart) die Nachtwanderinn, eine Sternenmutter, die ihre verlornen Kinder, untergegangene Sterne, ſucht, wird von ihm getrœſtet (vermuthlich indem er ihr neue Sterne, ſtatt der verlornen, heraufführt). Wer in der Nacht den Bær ſich wenden ſieht, als ob er am Himmel weide mit ſeinen Jungen; oder wie der Gurt des Thierkreiſes mit ſeinen ſchœngeſtickten Bildern mit den Jahreszeiten allmælig heraufrückt, und alsdann an die Zeiten denkt, da die nächtlichen Schæfer unter

dem morgenländiſchen Himmel dieſe Bilder immer vor ſich hatten, und nach ihrer Hirten- und Vaterphantaſie belebten — dem, m. Fr., wird die Schönheit dieſer Stelle im Sternenglanz aufgehen, die überdem, ihrer kurzen Symmetrie nach, mit dem Binden und Löſen kaum überſetzt werden kann. So geht's auch mit der Stelle, daß Gott den tiefen Dunkelheiten, den irren Wolkenzügen und leeren Luftgeſichten Verſtand gebe: die perſonificirte Sinn- und Bilddichtung verſchwindet in einer andern Sprache. Alle dieſe Bilder, die Ausſendung der Blitze und ihre Antwort, der Gang Gottes in den Wolken, ſein Abzählen der Tropfen im Regen, die ſanfte und reichliche Herablaſſung derſelben, ſind ſo ſchöne Naturpoeſie —

Alciphron. Sie ſcheinen überhaupt ein Liebhaber dieſer Gattung; und unſre Kunſtrichter halten ſie doch für die todteſte Dichtkunſt. Man will ihr ſogar den Namen Dichtkunſt nicht gönnen, und nennt ſie eine kalte Beſchreibung unbeſchreibbarer Dinge und Geſtalten.

E. Wenn ſie das iſt, bin ich völlig der Meinung, daß ſie den Namen Poeſie nicht verdiene. Die elenden Beſchreiber, die den Frühling, die Roſe, den Donner, das Eis, den Winter mit den gemeinſten Zügen langweilig und kalt ſchildern, ſind weder gute Dichter, noch gute Proſaiſten. Die Naturpoeſie hat etwas anders als eine matte Beſchreibung einzelner Züge, auf die ſie ſich überhaupt gar nicht einläßt —

A. Und was hätte ſie ſtatt ihrer?

E. Dichtung. Sie belebt die Sache, ſie ſtellt ſie handelnd dar. Sehen Sie Hiob. Die Erde war ein Palaſt, der ihr Hausvater den Eckſtein legte, und alle Kinder Gottes jauchzten drein; der Ocean ward, wie ein Kind, geboren und gewindelt; das Morgenroth handelte, die Blitze ſprachen. Bild für Bild iſt eine neue Perſonendichtung: das macht nun die Poeſie ſo lebendig. Die Seele wird fortgeriſſen und denkt ſich die Gegenſtände ſelbſt mit, weil ſie ihre Wirkungen gewahr wird; lange Beſchreibungen brächten ſie eher davon ab und erſchlafften ihre Kräfte: ſie zeigten ihr elende Wortklumpen, abgezogene, halbirte Schatten der Geſtalten, da ſie jezt wirkliche Weſen vor ſich ſiehet.

A. Ja, Freund, wer kann und mag aber auch wie die Morgenländer dichten? Den Ocean als ein gewindeltes Kind, Zeughäuſer des Schnees und Hagels, im Himmel Waſſerkanäle — wer mag das?

E. Niemand ſoll's: denn jede Sprache, jede Nation, jedes Klima hat ein eignes Maß und eigne Quellen ſeiner Lieblingsdichtung. Es zeigte elende Armuth an, wenn man von ſo entlegnen Völkern borgen wollte; aber denſelben Weg gehen müſſen wir, und aus eben den Quellen ſchöpfen. Vor weſſen Auge und Empfindung ſich die Natur nicht belebt, zu wem ſie nicht ſpricht, wem ſie nicht handelt, der iſt nicht zu ihrem Dichter geboren. Todt ſteht ſie vor ihm; und ſie wird auch in ſeinen Beſchreibungen todt ſeyn.

A. So hätten alsdann die Zeiten der Unwiſſenheit große Vorzüge vor denen, in welchen man die Natur kennet und ſtudiret. Jene dichteten, dieſe beſchreiben.

E. Was Sie Zeiten der Unwiſſenheit nennen! — Alle ſinnlichen Völker kennen die Natur, von der ſie dichten; ja ſie kennen ſie lebendiger und zu ihrem Zweck beſſer, als der Linneiſche Klaſſifikator aus ſeinem Bücherregiſter. Zum Überblick der Gattungen iſt dieß unentbehrlich; es zur Fundgrube der Poeſie zu machen, und aus Hübners Reimregiſter zu dichten, wäre gleich viel. — Ich lobe mir jene Zeiten, da man

die Natur, vielleicht in kleinerm Umfange, aber lebendig kannte, ſie mit dem geſchärften Auge der Empfindung, der Menſchenanalogie anſah und meiſtens anſtaunte.

A. Alſo kæmen die Zeiten der Unwiſſenheit, in denen man anſtaunte, wieder.

E. Jede Zeit kann und muß ihren Begriffen von dem Syſtem der Weſen anſtändig dichten; oder wenn ſie's nicht thut, muß ſie ſich wenigſtens getrauen, größere Wirkung durch ihre poetiſche Naturlüge hervorzubringen, als ihr die ſyſtematiſche Wahrheit gewähren könnte. Und ſollte, m. Fr., dieß nicht oft der Fall ſeyn? Ich zweifle nicht, daß aus Copernicus und Newtons, aus Buffons und Prieſtleys Syſtemen ſich eben ſo hohe Naturdichtungen machen ließen, als aus den ſimpelſten Anſichten; aber warum hat man ſie nicht? Warum reizen uns die einfachen, rührenden Fabeldichtungen alter oder unwiſſender Völker immer noch mehr, als dieſe mathematiſch-phyſiſch-und metaphyſiſchen Genauigkeiten? Nicht wahr, weil jene Völker in lebendiger Anſicht dichteten, weil ſie alles, Gott ſelbſt, ſich gleichförmig dachten, die Welt zu einem Hauſe verengten, und in ihr alles mit Haß und Liebe beſeelten? Der erſte Dichter, der das auch in der Welt Buffons und Newtons kann, der wird, wenn Sie wollen, mit wahrern oder wenigſtens umfaſſendern Begriffen die Wirkung thun, die jene mit ihren engen menſchlichen Fabeldichtungen thaten. Wir wollen wünſchen, daß ſo ein Dichter bald geboren werde: und ſo lange er nicht da iſt, wollen wir bei den alten Völkern die hohen Schœnheiten ihrer Dichtkunſt deswegen nicht lächerlich machen, weil ſie unſre Phyſik und Metaphyſik nicht kannten. Manche ihrer Allegorien und Perſonendichtungen enthalten mehr Einbildungskraft und ſinnliche Wahrheit, als dicke Syſteme; und Regung des Herzens verſteht ſich von ſelbſt —

A. Die Naturpoeſie dünkt mich aber nicht ſo gar rührend.

E. Sanft und dauernd rührt ſie allerdings, ja mehr als eine andre. Kann es eine ſchœnere Dichtung geben, als die uns Gott ſelbſt in der Schöpfung dargeſtellt hat? die er uns durch alle Tags- und Jahrszeiten neu vorführet? Kann es eine wirkſamere geben, ſobald die Sprüche uns nur einigermaßen an das, was wir ſind und genießen, wenn auch nur kurz und einſylbig, erinnert? Wir leben ja in dieſem großen Hauſe Gottes: unſre Empfindungen und Begriffe, Leiden und Freuden ſind alle daher. Eine Poeſie, die mir Augen gibt, die Schöpfung und mich zu ſehen, ſie in rechter Ordnung und Beziehung zu betrachten, überall hœchſte Liebe, Weisheit und Allmacht zu erblicken, auch mit dem Auge meiner Phantaſie und in Worten, die dazu recht geſchaffen ſcheinen — eine ſolche Poeſie iſt heilig und edel. Welcher Unglückliche, der mit dem großten Tumult ſeines Herzens unter den Sternenhimmel tritt, wird nicht durch den hohen Anblick dieſer ſtillen, feſten, ewigen Lichter gleichſam wider Willen und unvermerkt beſänftigt! Fallen ihm nun die ſimpeln Worte Gottes ein: «Kannſt du die Bande der ſieben Sterne zuſammenbinden?» u. ſ., iſt's nicht, als ob vom Sternenhimmel ihm Gott ſelbſt die Worte zuſpræche? Dieſe Wirkung hat jede wahre Naturpoeſie, die ſchœne Auslegerinn der Natur Gottes. Ein Zug, ein Wort aus ihr erinnert oft an große Scenen, und bringt uns ihre rührenden Gemählde nicht nur leibhaft vor Augen, ſondern führt ſolche unmittelbar zum Herzen, zumal wenn das Herz des Naturdichters ſelbſt ſanft und gut war: wie es denn beinah nicht anders ſeyn konnte.

A. Das Herz der Naturdichter wäre alſo immer ſanft und gut geweſen?

E. Der großen und wahren gewiß: ſonſt würden ſie die feinen Bemerker, die hellen und mächtigen Ausleger der Natur nicht geworden ſeyn. Eine Poeſie, die ſich allein mit menſchlichen, oft ſehr niedrigen und ſchlechten Handlungen beſchäftigt, die in unreinen Grüften des Herzens oft zu unreinen Zwekken, indeß lebhaft und wirkſam, arbeitet, kann ihren Urheber wie ihre Leſer verderben: die Poeſie Gottes thut das nie. Sie erweitert das Herz, wie den Blick, macht dieſen ruhig und aufmerkſam, jenes wirkſam, frei und fröhlich; ſie ſchafft Liebe, Theilnehmung und Mitgefühl mit allem, was lebt; ja ſie übt den Verſtand, überall Naturgeſetze zu bemerken, und hat die Vernunft auf die rechte Bahn geleitet. Von der Naturpoeſie der Morgenländer gilt dieß vorzüglich —

A. Auch von unſerm Kapitel Hiobs?

E. Allerdings. Es wäre thöricht, der Phyſik einzelner poetiſchen Vorſtellungen nachgraben oder ſie mit dem Syſtem unſres Tages vereinigen zu wollen, damit doch auch Hiob ſchon ſo gedacht habe, wie unſre Naturphiloſophen; aber die Hauptidee, daß alles Ein Haus Gottes ſey, wo Er ſelbſt walte, wo alles nach ewigen Regeln, mit jedesmaliger Vorſicht im kleinſten Moment, mit Güte und Sinn geſchehe — der Hauptgedanke iſt unverkennbar groß und edel. Er iſt in Beiſpielen dargeſtellt, wo alles zu Einem Zweck, dem Ganzen, eilet. Die wunderharſten Phænomene treten uns als Werke des immer ſchaffenden Hausvaters vor — geben Sie mir ein Gedicht, das unſre Phyſik, unſre Entdeckungen und Meinungen vom Weltbau, von den Veränderungen des Univerſum in ſo kurzen Bildern, mit ſo lebendigen Perſonifikationen, mit ſo treffender Auslegung, in ſo hinreißendem Plan der Einheit und Mannigfaltigkeit darſtelle, als dieß ſchlichte Kapitel Hiobs; ich laſſe Ihnen dafür eine Epopee von Helden und Waffen liegen. Aber vergeſſen Sie nicht meine drei Hauptworte: Belebung der Gegenſtände für den Sinn, Auslegung der Natur für's Herz, Plan im Gedicht wie in der Schöpfung für unſern Verſtand. Der letzte fehlt vollends gar den meiſten neuen Naturbeſchreibern —

A. Mich dünkt, Sie fordern Unmöglichkeiten. Wie wenig Plan iſt in den Scenen der Natur für uns überſehbar. Das Reich der allgewaltigen Mutter iſt ſo groß, ihr Gang ſo langſam, ihre Ausſichten ſo unendlich —

E. Daß deswegen auch ein menſchliches Gedicht ſo groß, langſam und unüberſehbar ſeyn müßte? Wem die große Mutter keinen Plan, keine Einheit ihrer Gedanken weiſet, wer das Gewebe dieſer Penelope nur von der linken Seite anſieht — der ſchweige, der dichte nicht von ihr. Aber wem ſie den Schleier wegzog und ihr Angeſicht zeigte, der rede; der ſiehet überall Zuſammenhang, Ordnung, Güte, Gedanken. Sein Gedicht wird alſo auch wie die Schöpfung κοσμος, ein regelmäßiges Werk mit Plan, Umriß, Sinn, Endzweck ſeyn, und ſich im Ganzen ſo dem Verſtande empfehlen, wie durch einzelne Gedanken und Auslegungen dem Herzen, und dem Sinn durch der Gegenſtände Belebung. Alles iſt in der Natur gebunden; und für den menſchlichen Blick bindet ſich alles menſchlich. Tags- und Jahreszeiten ſind unſern Lebensaltern ähnlich; Länder und Climata der Erde bindet Ein Menſchengeſchlecht; Zeiten und Welten bindet Eine ewige Urſache, Gott, Schöpfer. Er wird das Auge der Welt in ihrer ſonſt unermeßlichen Leere; und eben dieß Auge macht alles zu Einem Angeſicht. Auch da kommen wir wieder nach Orient: denn ſie brachten in ihre Naturpoeſie, ſo arm oder reich dieſe ſeyn mochte,

zuerst Verstandes-Einheit. Sie sahen überall den Gott Himmels und der Erde. Das that kein Grieche, kein Celte, kein Roemer: wie weit steht hierin Lucrez hinter Hiob und David!

A. Sie denken sehr morgenländisch, insonderheit mit Ihren Personifikationen. Lesen Sie unsre Kunstrichter, wie sparsam die solchen Schmuck anrathen.

E. Wenn's Schmuck seyn soll, haben sie Recht; ich rede aber von Seele, von Belebung. Nicht wahr, Ossian ist kein Morgenländer, auch nicht einmal ein eigentlicher Naturschilderer: und — alle Gegenstände sind bei ihm personificirt, voll Leben, voll Bewegung, sey's Wind und Welle, oder gar der Bart einer Distel. Die Sonne ist ihm ein rascher Jüngling; der Mond ein Mædchen, der auch Schwestern, andre Monden, am Himmel gehabt hat; der Abendstern ein lieblicher Knabe, der kommt, blickt, und wieder weggeht — kurz, Ossian ist in Personifikationen Hiobs Bruder. Lesen Sie hier einige schœne Proben, und ich hoffe, er wird Sie mit den Personendichtungen des Orients versöhnen.

SCHULREDE
VON DER ANNEHMLICHKEIT, NÜTZLICHKEIT UND NOTHWENDIGKEIT DER GEOGRAPHIE.

Es wære unnütz, durch eine lange Rede anjetzt dem beffern Geschäft des heutigen Tages, junge Leute im Wettkampf ihres Fleißes und Ruhms zu zeigen, seine armselige Zeit zu nehmen; und noch unnützer wærs, diese Zeit mit einer lateinischen Rede zu verlieren, die gerade dem Theil unsrer Versammlung halb oder ganz unverständlich wære, dem ich am meisten verständlich zu werden wünschte. Ich habe mir næmlich vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwei Jahren eben in diesem fürstlichen Gymnasio den sonderbaren Ausspruch gehœrt habe: daß sie ein für die Jugend trocknes Studium sey, und in der ich bei manchen *Examinibus*, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist næmlich diese Wissenschaft keine andre als die Geographie: ein Studium, das nach meinen Begriffen eben so trocken ist, als wenn ich die Ilm oder das große Weltmeer trokken nennte, da ich wenige Wissenschaften kenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so nothwendig für unsre Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen ist, daß ich mich wundre, wie irgend ein edler wohlerzogener Jüngling in den schœnsten Jahren seines Lebens sie nicht vor andern lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erscheint, in der sie ihm erscheinen muß, næmlich als die Grundfläche und Hülfswissenschaft aller der Studien, die gerade in unserm Jahrhunderte am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben sie also, H. V. daß ich ein kleines Gemælde der Materie und der Methode entwerfe, in der ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußersten Ver-

des unbekannten Gottes der Athenienſer. ‚Gott hat gemacht, daß von Einem Blut aller ‚Menſchen Geſchlechter auf dem ganzen Erd‚boden wohnen, und hat Ziel geſetzt und ‚zuvor verſehen, wie lange und weit ſie woh‚nen ſollen. Sie alle ſind Kinder ſeines Ge‚ſchlechtes.'

Es ergiebt ſich aus dem, was ich geſagt habe, daß Geographie auf eine wirkliche Art mannichfach, reich, anſchaulich gemacht, von der Naturgeſchichte und Hiſtorie der Völker unabtrennlich ſey, und zu beiden die wahren Grundlinien gewähre. — Naturgeſchichte iſt das, was Jünglinge und Kinder am meiſten reizt, was auch ihren Kopf mit den reichſten, reinſten, wahrſten, brauchbarſten Bildern und Ideen füllet, die ihnen weder die aphthonianiſche Chrie noch Logik und Metaphyſik geben, und die wahrſte, angenehmſte, nützlichſte Kindergeographie iſt Naturgeſchichte. — Der Elephant und Tiger, das Krokodill und der Wallfiſch intereſſiren einen Knaben weit mehr als die acht Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs in ihren Hermelinmänteln und Pelzen: die großen Revolutionen der Erde und des Meeres, die Vulkane, die Ebbe und Fluth, die periodiſchen Winde u. ſ. ſind ſeinen Jahren und Kräften vielmehr angemeſſen, als die Pedanterei zu Regensburg und Wetzlar. Durch die Naturgeſchichte zeichnet ſich jedes Land, jedes Meer, jede Inſel, jedes Clima, jedes Menſchengeſchlecht, jeder Welttheil bei ihm mit unverlöſchbarem Charakter aus, um ſo mehr, da dieſe Charaktere beſtändig ſind und nicht mit dem Namen eines ſterblichen Regenten wechſeln. Das ägyptiſche Roß, das arabiſche Kameel, der indiſche Elephant, der afrikaniſche Löwe, der amerikaniſche Caiman u. ſ. ſind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog, und vielleicht der erſte neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander ſo nahe gränzen, da die Kette aller Erdweſen ſo verſchlungen in einander hängt: ſo wird Eines die Erinnerung des andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmoſphäre, ſo wie an Thiere und Menſchen, die ihn oder ſeinen Abhang bewohnen. Alles füget ſich an einander und entwirft dem Geiſt des zu bildenden Jünglings ein unvergeßliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wiſſenſchaften übergehen, und allenthalben von vielſeitigem nützlichen Gebrauch ſind.

Inſonderheit weiß jedermann, daß die Geographie zu nächſt der Geſchichte und zwar jeder Geſchichte, der politiſchen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeſchichte diene, ja ich darf ſagen, daß die Geſchichte ohne Geographie ſo wie ohne Zeitrechnung großentheils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilfts dem Jüngling, wenn er weiß, was geſchehen iſt, ohne daß er weiß, wo es geſchehen ſey? — und warum iſt ſo oft die alte Geſchichte eher ein unſtäter Traum als eine wahre Geſchichte zu nennen? Nicht auch unter andern deßwegen, als weil ſie zu oft von der alten Geographie getrennt wird, und alſo von lauter Schattengeſtalten redet, die in der Luft ſchweben. Durch die Geographie wird die Geſchichte gleichſam zu einer illuminirten Charte für die Einbildungskraft, ja für die Beurtheilungskraft ſelbſt: denn nur durch ihre Hülfe wird es deutlich, warum dieſe und keine andere Völker, ſolche und keine andere Rolle auf dem Schauplatze unſerer Erde ſpielten? Warum dieſe Regenten hier, jene dort herrſchen konnten? dies Reich lang, jenes kurz dauren mußte? Warum die Monarchien und Reiche ſo und nicht anders auf einander folgen, ſo und nicht anders zuſammen grenzen, ſich befehden oder vereini-

gen konnten? Woher die Wiſſenſchaften und die Kultur, die Erfindungen und Künſte dieſe und keine andre Laufbahn nahmen, und wie von der Höhe Aſiens durch Aſſyrer, Perſer, Ægyptier, Griechen, Rœmer, Araber, Europæer endlich der Ball der Welthegebenheiten und Weltſtreitigkeiten jetzt hier, jetzt dorthin geſchoben ſey? — Ich würde ſtundenlang reden müſſen, wenn ich dies alles auch nur in den nothdürftigſten Exempeln zeigen wollte. Kurz die Geographie iſt die Baſis der Geſchichte und die Geſchichte iſt nichts als eine in Bewegung geſetzte Geographie der Zeiten und Völker. — Wer eine ohne die andere treibt, verſteht keine, und wer beide verachtet, ſollte wie der Maulwurf nicht auf, ſondern unter der Erde wohnen. Alle Wiſſenſchaften, die unſer Jahrhundert liebt, ſchätzt, befördert und belohnt, gründen ſich vorzüglich auf Philoſophie und Geſchichte; Handel und Politik, Oekonomie und Rechte, Arzneikunſt und alle praktiſche Menſchenkenntniß und Menſchenbearbeitung gründen ſich auf Geographie und Geſchichte. Sie ſind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unſrer Welt: die Geſchichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wiſſenſchaft der Akademie muß ein Studierender zurück bleiben, wenn er dieſe Grundwiſſenſchaften, beinah die Materialien zu allem, Geographie, Geſchichte und Naturgeſchichte nicht von Schulen mitbringt. Glücklich wer ſie auf denſelben in einer ſchœnen, reizenden Geſtalt ſah! glücklich, wem ihre Unterhaltung nicht das Gedächtniß füllte, ſondern die Seele bildete und den Geiſt aufſchloß! Tretet auf, edle Jünglinge, und zeigt, was ich im allgemeinen Gemælde nur unvollkommen und von ferne anzeigen konnte, durch einzelne Proben in That und Ausübung. Überraſchet uns durch Proben eures Fleißes, eurer Munterkeit, eurer edlen Ruhmbegierde in dieſer und in allen andern Wiſſenſchaften eurer Laufbahn und der Genius eures Lebens wird euer frühbegonnenes rühmliches Werk krœnen.

BRIEFE ZUR BEFÖRDERUNG DER HUMANITÆT.

BEILAGE ZUM LVII. BRIEFE.

HABEN WIR NOCH DAS VATERLAND DER ALTEN?

Griechen und Rœmern war das Wort Vaterland ein Ehrwürdig-ſüßer Name. Wem ſind nicht Stellen aus ihren Dichtern und Rednern bekannt, in denen Söhne des Vaterlandes ihm als einer Mutter kindliche Liebe und Dankbarkeit, Lobpreiſungen, Wünſche und Seufzer weihen? Der Entfernete ſehnet ſich darnach zurück, hoffnungsvoll oder klagend ſchauet er zur Gegend deſſelben hin, empfängt die Lüfte, die daher wehen, als Boten ſeiner Geliebten. Wiedergegeben dem Vaterlande, umfängt er es, und küſſet ſeinen Boden mit Thrænen. Der in der Entfernung Sterbende vermacht ihm noch ſeine Aſche; auch nur ein leeres Grabmahl des Andenkens wünſchet er ſich bei den Seinen. Fürs Vaterland zu leben hieß ihnen der hœchſte Ruhm; fürs Vaterland zu ſterben der ſüßeſte Tod. Wer mit Rath und That dem Vaterlande aufhalf, wer es rettete und mit Kränzen des Ruhms ſchmückte, erwarb ſich einen Sitz unter den Göttern; Himmels- und

Erden-Unſterblichkeit war ihm gewiß. Dagegen wer das Vaterland beleidigte, es durch ſeine Thaten entehrte, wer es verrieth oder bekriegte; in den Buſen ſeiner Mutter hatte der das Schwert geſtoßen, er war ein Vater- ein Kinder- ein Freundes- und Brudermörder. *Cariorem decet eſſe patriam nobis quam nosmet ipſos. Dulce et decorum eſt, pro patria mori.* u. ſ. Haben auch wir dies Vaterland der Alten? Und welches ſind die geliebten Bande, die uns daran feſſeln?

Der Boden des Landes, auf dem wir gebohren ſind, kann für ſich allein dies Zauberband ſchwerlich knüpfen; vielmehr wäre es die härteſte aller Laſten, wenn der Menſch, als Baum, als Pflanze, als Vieh betrachtet, eigen und ewig, mit Seele, Leib und allen Kräften dem Boden zugehœren müßte, auf welchem er die Welt ſah. Harte Geſetze gnug hat es über dergleichen Erbeigenthümlichkeit, Eigengehœrigkeit u. ſ. gegeben, und giebt es noch; der ganze Gang der Vernunft, der Cultur, ja ſelbſt der Induſtrie, und der Nutzberechnung gehet dahin, dieſe gebohrne Sklaven eines Mutterleibes oder der Mutter-Erde mit ſanftern Banden an ein Vaterland zu knüpfen, und ſie von der harten Scholle, die ſie im Leben mit ihrem Schweiß, im Tode mit ihrer Aſche düngen ſollen, allmælich zu entfeſſeln.

Als noch Nomadenvölker in der Welt umherzogen, wüſte Plätze Zeitenlang innehatten, und in dieſen ihre Væter begruben: da gab der Boden des Landes, den dieſe Völker beſaßen oder beſeſſen hatten, Anlaß zum Namen eines Landes der Væter. ‹An unſrer Væter Grœbern erwarten wir euch› rief man den Feinden zu: ‹auch ihre Aſche wollen wir ſchützen, und unſer Land ſichern.› So iſt der heilige Name entſtanden, nicht als ob Menſchen aus dem Boden entſproſſen wæren. Nur Kinder können das Vaterland lieben, nicht Erdegebohrne Knechte oder wie Wild gefangene Sklaven.

Was uns im Vaterlande zuerſt erquickt, iſt nicht die Erde, auf die wir ſinken, ſondern die Luft die wir athmen, die væterlichen Hände, die uns aufnehmen, die Mutterbruſt, die uns ſæuget, die Sonne, die wir ſehen, die Geſchwiſter, mit denen wir ſpielen, die freundlichen Gemüther, die uns wohlthun. Unſer erſtes Vaterland iſt alſo das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie. In dieſer kleinen Geſellſchaft leben die eigentlichen und erſten Freuden des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreiſe; in Idyllen leibt und lebt das Land unſrer erſten Jugend. Sei der Boden, ſei das Klima, wie es wolle; die Seele ſehnt ſich dahin zurück, und je weniger die kleine Geſellſchaft, in der wir erzogen wurden, ein Staat war, je weniger ſich Stände und Menſchenclaſſen darinn trennten, um ſo weniger Hinderniſſe findet die Einbildungskraft, ſich in den Schoos dieſes Vaterlandes zurückzuſehnen. Da hœrten und lernten wir ja die erſten Tœne der Liebe; da ſchloſſen wir zuerſt den Bund der Freundſchaft, und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geſchlechtern; wir ſahen die Sonne, den Mond, den Himmel, den Frühling mit ſeinen Bäumen, Blüthen und damals uns ſo ſüßeren Früchten. Der Weltlauf ſpielte vor uns; wir ſahn die Jahreszeiten ſich wälzen, kämpften mit Gefahren, mit Leid und Freude — wir ſommerten und winterten uns gleichſam in die Welt ein. Dieſe Eindrücke, moraliſch und phyſiſch, bleiben der Einbildungskraft eingegraben; die zarte Rinde des Baums empfing ſie, und ohne gewaltſame Vertilgung werden ſie nur mit ihm ſterben. Wer hat nicht die Seufzer und Klagen geleſen, mit denen ſelbſt Grœnländer ſich von ihrem Jugendlande entfernten, mit denen ſie aus der Cultur Europa's durch alle Gefahren dahin zurückſtrebten? Wem tœnen nicht noch

die Seufzer der Afrikaner ins Ohr, die aus ihrem Vaterlande geraubt wurden? In einfachen kleinen Gesellschaften lebten sie da, in einem Idyllenlande der Jugend.

Die Staaten, oder vielmehr Städte der Griechen, denen der Name des Vaterlandes so theuer und lieb war, schlossen sich unmittelbar an diese kleinen Gesellschaften an; die Gesetzgebung begünstigte diese, und leitete von ihnen ursprünglich ihre ganze Energie her. Es war das Land der Väter, das man beschützte, es waren Jugendgenossen, Geschwister und Freunde, nach denen man sich sehnte; den Bund der Liebe, den Jünglinge schlossen, billigte und nützte das Vaterland. Mit seinen Freunden wollte man begraben seyn, mit ihnen genießen, leben und sterben. Und da die edlen Vorfahren dieser Stämme das Gemeinwesen, zu dem sie gehörten, unter dem Schutz der Götter errichtet, mit ihrer Mühe und Arbeit bezeichnet, mit ihrem Blute besiegelt hatten: so ward den Nachkommen der Bund solcher Gesetze, als ein moralisches Vaterland heilig: denn höher schätzten die Griechen nichts, als das Verdienst der bürgerlichen Einrichtung, dadurch sie Griechen geworden, und über alle Barbaren der Welt erhöhet waren. Die Götter ihres Landes waren die schönsten Götter; seine Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weise waren in Einrichtungen, Liedern, Denkmalen und Festen unsterblich; hiemit prangten ihre öffentliche Plätze und Tempel; der Sieg der Griechen über die Perser allein machte ihnen ihr Land, ihre Verfassung, ihre Cultur und Sprache zur Krone des Weltalls. Im Æther solcher Ideen schwammen die Griechen, wenn sie den Namen des Vaterlandes oft edel gebrauchten, oft auch mißbrauchten. Mehrere Städte theilten diesen Ruhm, jede auf ihre Weise. Und was Rom sich an seiner Weltbeherrscherin, dem Sammelplatz alles Sieges und Ruhms dachte, davon zeigt die Römische Geschichte.

In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen, wäre thöricht; diese Jugend der Welt, so wie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen. Sparta's Vaterlandseifer drückte nicht nur die Heloten, sondern die Bürger selbst und mit der Zeit andre Griechen. Athen fiel seinen Bürgern und Colonien oft hart; es wollte mit süßen Phantomen getäuscht seyn. Die Römische Vaterlandsliebe endlich ward nicht für Italien allein, sondern für Rom selbst und die gesammte Römerwelt verderblich. Wir wollen also aufsuchen, was Wir am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben.

1. Ists, daß einst Götter vom Himmel niederstiegen, und unsern Vätern dies Land anwiesen? Ists, daß sie uns eine Religion gegeben und unsre Verfassung selbst eingerichtet haben? Überkam durch einen Wettkampf Minerva diese Stadt? Begeisterte Egeria unsern Numa mit Träumen? — Eitler Ruhm: denn wir sind nicht unsre Väter. Sind auf Minerva's heiligem Boden der großen Göttinn wir unwerth, reimen sich Numa's Träume nicht mehr mit unsern Zeiten: so steige Egeria wieder aus der Quelle, so lasse Minerva zu neuen Begeisterungen sich vom Himmel hernieder.

Ohne Bilder zu reden, es ist für ein Volk gut und rühmlich, große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte Götter des Vaterlandes zu haben, so lange diese es zu edeln Thaten aufwecken, zu würdigen Gesinnungen begeistern, so lange die alte Zucht und Lehre dem Volke gerecht ist. Wird sie von diesem selbst verspottet, hat sie sich überlebet, oder wird

gemißbraucht; ‚was hilft dir, (ruft Horaz seinem Vaterlande zu,) stolzer Pontischer Mast, was hilft dir deine vornehme Abkunft? was helfen dir die gemahlten Götter an deinen Wänden?' Ein müssig-besessener, von unsern Vorfahren træge-ererbter Ruhm macht uns bald eitel und unsrer Vorfahren unwerth. Wer sich einbildet, von Hause aus tapfer, edel, bieder zu seyn, kann leicht vergessen, sich als einen solchen zu zeigen. Er versäumt nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahnen an schon zu besitzen glaubet. In solchem Wahn von Vaterlands-Religions-Geschlechts-Ahnenstolze ging Judæa, Griechenland, Rom, ja beinah jede alte mächtige oder heilige Staatsverfassung unter. Nicht was das Vaterland einst war, sondern was es jetzt ist, können wir an ihm achten und lieben.

2. Dies also kann, ausser unsern Kindern, Verwandten und Freunden, nur seine Einrichtung, die gute Verfassung seyn, in welcher wir mit dem, was uns das Liebste ist, gern und am liebsten leben mœgen. Physisch preisen wir die Lage eines Orts, der bei einer gesunden Luft unserm Körper und Gemüth wohlthut; moralisch schätzen wir uns in einem Staat glücklich, in dem wir bei einer Gesetzmæßigen Freiheit und Sicherheit vor uns selbst nicht errœthen, unsre Mühe nicht verschwenden, uns und die Unsrigen nicht verlassen sehen, sondern als würdige, thætige Söhne des Vaterlandes jede unsrer Pflichten ausüben und solche vom Blicke der Mutter belohnt sehen dürfen. Griechen und Rœmer hatten Recht, daß über das Verdienst, einen solchen Bund gestiftet zu haben, oder ihn zu befestigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein andres menschliches Verdienst gehe. Für die gemeinschaftliche Sache nicht der Unsern allein, sondern der Nachkommenschaft und des gesammten, ewigen Vaterlandes der Menschheit zu denken, zu arbeiten und (großes Loos!) glücklich zu wirken: was ist hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden?

Jeder, der auf dem Schiff in den fluthenden Wellen des Meeres ist, fühlet sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort Vaterland hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr, (es sei denn, daß er sich hinausstürze und den wilden Wellen des Meers überlasse) im Schiff, als wær' er am Ufer, müssig dastehn und die Wellen zählen. Seine Pflicht ruft ihn, (denn alle seine Gefährten und Geliebten sind mit ihm im Schiffe) daß, wenn ein Sturm sich empœrt, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert, oder ein Schiff hinanschleudert, sein Fahrzeug zu übersegeln, seine Pflicht ruft ihn, daß Er helfe und rufe. Leise oder laut, nachdem sein Stand ist, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; seine Pflicht, die gesammte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er sichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft, der ihm hier nicht zu Gebot stehet, träumen; er legt Hand an das Werk, und wird wo nicht des Schiffes Retter, so doch sein treuer Fahrgenoß und Wächter.

Woher kam es, daß manche einst hoch verehrte Stände allmælich in Verachtung, in Schmach versanken und noch versinken? Weil keiner derselben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigenthums- oder Ehrenstand lebte; sie schliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Loos traf sie wie Jonas. O daß die Menschen bei sehenden Augen an keine Nemesis glauben! An jeder verletzten oder vernachlæßigten Pflicht hangt nicht eben eine willkührliche, sondern die nothwendige Strafe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht häufet. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig:

ſo büßet ſich ſeiner Natur nach jedes Verſäumniß derſelben, und häuft die Rache mit jedem verdorbneren Geſchäft oder Geſchlechte. Nicht zu grübeln haſt du über dein Vaterland: denn du wareſt nicht ſein Schöpfer; aber mithelfen mußt du ihm, wo und wie du kannſt, ermuntern, retten, beſſern, und wenn du die Gans des Kapitoliums wæreſt.

3. Sollte uns alſo nicht, eben im Sinne der Alten, die Stimme jedes Bürgers, geſetzt daß ſie auch gedruckt erſchiene, als eine Vaterlandsfreiheit, als ein heiliges Scherbengericht gelten? Der Arme konnte vielleicht nichts thun, als ſchreiben, ſonſt hätte er wahrſcheinlich etwas Beſſeres gethan; wollet ihr dem Seufzenden ſeinen Athem, der ins wüſte Leere hinausgeht, rauben? Noch werther aber ſind dem Verſtändigen die Winke und Blicke Derer, die weiter ſehen. Sie muntern auf, wenn alles ſchläft: ſie ſeufzen vielleicht, wenn Alles tanzet. Aber ſie ſeufzen nicht nur; in einfachern Gleichungen zeigen ſie, vermœge einer unzweifelhaften Kunſt, hœhere Reſultate. Wollet ihr ſie zum Schweigen bringen, weil ihr blos nach der gemeinen Arithmetik rechnet? Sie ſchweigen leicht, und rechnen weiter; das Vaterland aber zählte auf dieſe ſtille Rechner. Ein Vorſchritt, den ſie glücklich angaben, iſt mehr als zehentauſend Cerimonien und Lobſprüche werth.

Sollte unſer Vaterland dieſer Rechenkunſt nicht bedürfen? Sey Deutſchland tapfer und ehrlich; tapfer und ehrlich ließ es ſich einſt nach Spanien und Afrika, nach Gallien und England, nach Italien, Sicilien, Creta, Griechenland, Palæſtina führen; unſre tapfren und ehrlichen Vorfahren bluteten da, — und ſind begraben. Tapfer und ehrlich lieſſen die Deutſchen innerhalb und auſſerhalb ihrem Vaterlande ſich, wie die Geſchichte zeigt, dingen gegen einander; der Freund ſtritt gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder; das Vaterland ward zerrüttet und blieb verwaiſet. Sollte alſo auſſer der Tapfer- und Ehrlichkeit unſerm Vaterlande nicht noch etwas anders noth ſeyn? Licht, Aufklærung, Gemeinſinn; edler Stolz, ſich nicht von andern einrichten zu laſſen, ſondern ſich ſelbſt einzurichten, wie andre Nationen es von jeher thaten; Deutſche zu ſeyn auf eignem wohlbeſchützten Grund' und Boden.

4. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unſrer Zeit ſchwerlich mehr jener wilde Eroberungsgeiſt ſeyn, der die Geſchichte Roms und der Barbaren, ja mancher ſtolzen Monarchieen wie ein bœſer Dæmon durchſtürmte. Was wære es für eine Mutter, die (eine zweite ærgere Medea) ihre Kinder aufopferte, um fremde Kinder als Sklaven zu erbeuten, die ihren eignen Kindern über kurz oder lang zur Laſt werden? Unglücklich wære das Kind des Vaterlandes, das, dahingegeben oder verkauft, ins Schwert laufen, verwüſten, morden müßte, um eine Eitelkeit zu befriedigen, die Niemanden Vortheil gebieret. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unſrer Zeit und für die noch ſchærfer richtende Nachwelt kein andrer ſeyn, als daß dieſe edle Mutter ihren Kindern Sicherheit, Thætigkeit, Anlaß zu jeder freien, wohlthætigen Übung, kurz die Erziehung verſchaffe, die ihr ſelbſt Schutz und Nutz, Würde und Ruhm iſt. Alle Völker Europa's, (andre Welttheile nicht ausgeſchloſſen,) ſind jetzt im Wettſtreit, nicht der körperlichen ſondern der Geiſtes- und Kunſtkræfte mit einander. Wenn Eine oder zwei Nationen in weniger Zeit Vorſchritte thun, zu denen ſonſt Jahrhunderte gehœrten: ſo können, ſo dürfen andre Nationen ſich nicht zurückſetzen wollen, ohne ſich ſelbſt dadurch empfindlich zu ſchaden. Sie müſſen mit jenen fort: in unſern Zeiten läßt ſichs nicht mehr Barbar ſeyn; man wird als Barbar hintergangen, untertreten, verachtet, mißhan-

delt. Die Weltepochen bilden eine ziehende Kette, der zuletzt kein einzelner Ring ſich widerſetzen mag, wenn er auch wollte.

Vaterländiſche Cultur gehœrt hiezu, und in dieſer auch Cultur der Sprache. Was ermunterte die Griechen zu ihren rühmlichen und ſchwerſten Arbeiten? Die Stimme der Pflicht und des Ruhmes. Wodurch dünkten ſie ſich vorzüglicher, als alle Nationen der Erde? Durch ihre cultivirte Sprache und was mittelſt derſelben unter ihnen gepflanzt war. Die imperatoriſche Sprache der Rœmer gebot der Welt; eine Sprache des Geſetzes und der Thaten. Wodurch hat eine nachbarliche Nation ſeit mehr als einem Jahrhunderte ſo viel Einfluß auf alle Völker Europa's gewonnen? Nebſt andern Urſachen vorzüglich auch durch ihre im hœchſten Sinne des Worts gebildete Nationalſprache. Jeder, der ſich an ihren Schriften ergötzte, trat damit in ihr Reich ein und nahm Theil an ihnen. Sie bildeten und mißbildeten; ſie befahlen, ſie imponirten. Und die Sprache der Deutſchen, die unſre Vorfahren eine Stamm- Kern- und Heldenſprache nannten, ſollte wie eine Überwundene den Siegeswagen Andrer ziehn, und ſich dabei noch in ihrem beſchwerlichen Reichs- und Hofſtyl brüſten? Wirf ihn weg, den drückenden Schmuck, du wider deinen eigenen Willen eingezwängte Matrone, und ſei, was du ſeyn kannſt und ehemals wareſt, eine Sprache der Vernunft, der Kraft und Wahrheit. Ihr Vœter des Vaterlandes, ehret ſie, ehret die Gaben, die ſie, unaufgefordert und unbelohnt, und dennoch nicht unrühmlich dar brachte, Soll jede Kunſt und Thætigkeit, durch welche mancher dem Vaterlande gern zu Hülfe kommen möchte, ſich erſt wie jener verlohrne Sohn aufferhalb Landes vermiethen, und die Frucht ſeines Fleiſſes oder Geiſtes einer fremden Hand anvertrauen, damit ihr ſolche von da aus zu empfangen die Ehre haben mœget? Mich dünkt, ich ſehe eine Zeit kommen —

Doch laſſet uns nicht prophezeien, ſondern hinter Allem nur bemerken, daß jedes Vaterland ſchon mit ſeinem ſüßen Namen eine moraliſche Tendenz habe. Von Vœtern ſtammet es her; es bringet uns mit dem Namen Vater, die Erinnerung an unſre Jugendzeiten und Jugendſpiele in den Sinn; es weckt das Andenken an alle Verdiente vor uns, an alle Würdige nach uns, denen wir Vœter werden; es knüpft das Menſchengeſchlecht in eine Kette fortgehender Glieder, die gegen einander Brüder, Schweſtern, Verlobte, Freunde, Kinder, Eltern ſind. Sollten wir uns anders auf der Erde betrachten? Müßte Ein Vaterland nothwendig gegen ein andres, ja gegen jedes andre Vaterland aufſtehn, das ja auch mit denſelben Banden ſeine Glieder verknüpfet? hat die Erde nicht für uns alle Raum? liegt ein Land nicht ruhig neben dem andern? Cabinette mœgen einander betrügen; politiſche Maſchienen mœgen gegen einander gerückt werden, bis Eine die andre zerſprengt. Nicht ſo rücken Vaterländer gegen einander; ſie liegen ruhig neben einander, und ſtehen ſich als Familien bei. Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf iſt der ärgſte Barbarismus der menſchlichen Sprache.

JOHANN CASPAR LAVATER.

AUS DEM GEHEIMEN TAGEBUCHE.

DEN SECHSZEHNTEN JANUAR (1769).

Ich dachte dieſe Nacht nach, warum ich vor zehen und vielleicht vor zwanzig Jahren ſchon weiter in dem Chriſtenthume gekommen geweſen, als itzt bey ebendenſelben und noch mehrern und kräftigern Mitteln der göttlichen Gnade — — und mit eben dem aufrichtigen Verlangen, ganz gut und tugendhaft zu werden, welches ich damals hatte. Ich ſpürte den wahren Urſachen dieſes traurigen Stillſtandes mit unpartheyiſcher Strenge und ſtillem Ernſte nach, und fand zuletzt ganz deutlich, daß es dieſe war. — — Ich hatte mit allem Fleiſſe die Bekanntſchaft mit den beſten Menſchen, ſelbſt mit den fürtrefflichſten Geiſtlichen aufgeſucht — Es gelang mir, mit einigen der berühmteſten von ihnen bekannt zu werden. Im nähern Umgange mit ihnen bemerkte ich, daß ſie im Grunde eben ſo ſinnlich, und für die Ergötzlichkeiten, ich meyne ſolche, die man für feiner hält, wenigſtens eben ſo ſehr eingenommen waren, wie ich; Sie wollten, zwar nicht gerade auf die Weiſe, wie der große Haufen, aber doch immer auf ihre Weiſe der Welt gefallen, und bey jedermann die guten, lieben Leute ſeyn. — — Dieß gab mir, ſo ſehr es mich Anfangs befremdete, nach und nach eine gute Meynung von mir ſelber. Sie, dieſe angeſehenen, und von jedermann als Beyſpiele verehrten Leute, waren in guten und ernſthaften Geſellſchaften gut und ernſthaft; ſo, wie ich es ungefehr auf meine ungelehrte Art auch war —— Bey witzigen und aufgeweckten Köpfen — — da wollten ſie Witz und Laune zeigen — — Sie wurden luſtig, und mir deuchte, nicht ganz ohne kindiſche Eitelkeit. Wurde von der Religion geredet, — — ſo hœrte ich wohl zuweilen einige allgemeine, nachgeſprochene, nicht empfundene —— gezwungene, kalte Anmerkungen in dem Modeſtyle des Buches, das ſie mir ungefehr zuletzt geleſen zu haben ſchienen. — —

Dieſe Manier, dieſen Ton, hieß man Lebensart; man hieß es nicht: Sich der Welt gleich ſtellen; ſondern: Allen allerley werden; nicht: Gott und dem Mammon dienen; ſondern: Frœhlich ſeyn mit den Frœhlichen.

Kam ich denn nach Hauſe, und dachte über mich ſelber nach, ſo ſegnete ich mich in meinem Herzen, daß ich wenigſtens nicht geſpielet, nicht getanzet, keine unzüchtigen Reden geführet — — und, daß ich in der Geſellſchaft dieſer angeſehenen und verehrten Männer ſo wohlgelitten war.

Aber, was hatte ich denn nun Gutes gethan, oder gehœrt, oder geredet? — — Die mehreſten male wenig oder nichts; ich war im Grunde eben ſo zerſtreut, eben ſo eitel, eben ſo ungebeſſert, als zuvor — — aber, doch auch eben ſo gut, als die andern, und vielleicht noch beſſer, weil ich kein Geiſtlicher war, und mich das Vorurtheil ſchon oft angewandelt hat, daß ein Geiſtlicher, Amts wegen, ein Bißchen frömmer ſeyn müſſe, als ich Laye.

Nach und nach machte mich dieſes gleichgültiger gegen die chriſtliche Frömmigkeit, træger zum Guten; und abgeneigt von jeder Tugend, die eine mehr als gewöhnliche Anſtrengung und Wachſamkeit zu erfordern ſchien.

Alles reizte mich, gerade nur so weit in der Tugend zu gehen, als erfordert würde, um mich in der gegenwärtigen Welt glücklich und bey Leuten aller Art, insonderheit bey denen, die im Rufe der Weisheit und Rechtschaffenheit waren, beliebt zu machen. Ich las die neuesten moralischen Schriften, glänzte in Gesellschaften mit schönen und fein ausgedrückten Sprüchen (*Sentimens*), und versäumte dagegen beynahe gänzlich jene bessern Hülfsmittel zur wahren Gottseligkeit zu gelangen, das Gebeth und das Bibellesen.

Ich bethete freylich auch; aber ohne jenes lebhafte Gefühl, ohne jene herzerfüllende Überzeugung von der Nothwendigkeit und Kraft des Gebethes. Ich las in der Bibel, aber sehr oft nur, um mir selber sagen zu können, daß ich darinn gelesen habe; ich will es mir auch nicht verhehlen, daß die biblische Einfalt, die ich so erhaben finde, die mir itzt das unverwerflichste Gepræge der Wahrheit zu seyn scheint, nicht selten meinen Geschmack beleidigte, und daß ich gewisse Stellen, die mir itzt sehr wichtig, sehr wesentlich scheinen, blos deswegen überschlug oder überhüpfte, weil ich sie von diesen Geistlichen nie anführen hœrte, sondern vielmehr zu bemerken glaubte, daß sie denselben mit einer sonderbaren, Gott weiß, aus was für einer Quelle herrührenden, Sorgfalt auszuweichen pflegten — — ich meyne solche Stellen, welche die eigenthümlichen Lehren des Christenthums betreffen, wie z. E. die von der Wiedergeburt, von der Gottheit Christi, von der wirklichen, (nicht bloß moralischen, und nur durch sein Beyspiel gewirkten oder veranlaßten,) Befreyung von der Sünde durch Christum, in so ferne sie mit seinem Gehorsame bis zum Tode und seiner freywilligen Aufopferung in einer unmittelbaren Verbindung steht; von der Rechtfertigung durch den Glauben; von dem eigentlichen und unmittelbaren Beystande des heiligen Geistes zur wahren Heiligung; von der gänzlichen Verläugnung der Welt; von der Verbindlichkeit, alles, auch die gleichgültigsten Dinge, im Namen und als ein Jünger Jesu Christi zu thun, u. s. w.

Ich sahe und empfand in dem Lichte, in welchem ich nun durch diese sonst lieben Herren und Freunde verleitet, die Bibel anzusehen mich gewöhnt hatte, weder den Vorzug noch die Göttlichkeit der heiligen Schrift. Im Gegentheil, jedes andere Buch hatte mehr Wirkung auf mein Herz, weil ich die meisten mit mehr Theilnehmung las. Ich dachte nicht einmal daran, daß ich etwas von diesem Buche nicht verstünde; oder noch neue erhabene Wahrheiten darinn finden sollte; — — daß alles auch mich, mich selbst genau angehe, was darinne allen gesagt war.

Insonderheit hatte sich nach und nach ein fürchterliches Vorurtheil (ach, Gott! wie viel Dank bin ich dir schuldig, daß du mir die Augen geöffnet hast) in meinen Verstand eingeschlichen, und sich zugleich meines ganzen Herzens bemächtigt — — nähmlich: die erhabensten Vermahnungen und Verheissungen des Evangelii gehen nur, und gewissermassen ausschliessender Weise, die ersten Christen an. Das hatte ich von eben diesen einsichtsvollen Geistlichen so oft und bey so mancher Gelegenheit bald gerade zu, bald auf eine versteektere Art, sagen gehœrt, daß sich mein ehemaliger einfältiger Glaube an die unmittelbare Authorität und Vollgültigkeit der Schrift unvermerkt verlor, und ich, so oft auch in unsern Gesellschaften über Unglauben und Deisterey losgezogen wurde, dennoch, so gerne ich es mir selber verhehlt hätte, merken mußte, daß mein vorgegebenes Christenthum eigentlich nichts anders, als ein sehr verfeinerter Deismus war.

Meine bisherigen Freunde verdarben auch noch dadurch nicht wenig an meinem Herzen.

daß ſie mir zu viel ſchmeichelten. Sie ſuchten das wenige Gute, das ſie an mir wahrzunehmen glaubten, hervor, und legten ihm einen viel zu großen Werth bey. Sie hatten zu viele Nachſicht gegen meine Fehler, und entſchuldigten mich allezeit mit meinem guten Herzen; ſie glaubten daß ich keiner Bosheit fæhig wære; meine Ehrlichkeit ſchien ihnen zuweilen ein ſo ſchmeichelhaftes ſanftes gefälliges Lächeln abzulocken, daß ich oft Geſinnungen der Rechtſchaffenheit äußerte, die nicht oben auf dem Herzen lagen. — — Sie zerſtreuten mich, ſobald ſie einige Unruhe an mir bemerkten. Meine Sicherheit, die wirklich oft die leichtſinnigſte Sorgloſigkeit war, gaben ſie für Zufriedenheit aus; mein Leichtſinn, war aufgeräumtes Weſen; meine — — wahrhaftig ſehr oft heimlichlieblose, Beurtheilung anderer, inſonderheit derer, denen ſie nicht recht gut waren, die nicht genau ihre philoſophiſche und theologiſche Sprache führten, ſeiner Witz — — O hätten ſie allen dieſen Dingen den rechten Namen gegeben, ſo wære ich nicht ſo weit zurückgekommen.

* * *

So weit ſchrieb ich, unmittelbar nachdem ich aufgeſtanden war, an meinem Tagebuche. Dergleichen Betrachtungen weiche ich ſonſt unter allerley Vorwänden aus. Gott Lob! daß ich ſie einmal niedergeſchrieben habe.

Den ganzen Tag hatte ich vollauf zu ſchaffen; zween Beſuche von M** und S** die nicht viel Gutes zurückließen. — — Warum kann ich nicht allemal das Geſpræch auf nützliche Dinge lenken? Warum laſſe ich mich ſo leicht von andern leiten? Ach, Gott! wie bald verliere ich doch meine Pflicht und meine Beſtimmung aus den Gedanken? — — —

Des Abends las ich in Rabeners Satyren — — Einen ſo moraliſchen Satyriker kenne ich nicht; bei aller Laune ſieht man es ihm doch immer an, daß gute Abſichten ihn leiten. — — Wie ſehr ſcheint er mir hierinn Swiften zu übertreffen!

Aber, es iſt doch auch wahr, — — dieſes Leſen war mir heute nicht ganz nützlich; ich konnte faſt nicht mehr davon weg; ich verfiel ins Lachen; die ernſthaften Ideen entflohen. Ich hätte noch Zeit gehabt, eine halbe Stunde im Stillen in der Schrift zu leſen oder zu bethen; aber mein Herz wollte nicht dran. Es war mir gar nicht darum zu thun. Ich ſteckte noch eine Pfeife an, und las die Zeitung. — — —

Herr *** ließ uns auf Morgen zu ſich zum Mittagseſſen bitten; mir iſt zwar ein wenig bange dabey; — — aber mir däucht, ich wolle mir dieſe Unruhe ſelbſt verbergen; ich wolle darüber hinhüpfen; kein gutes Zeichen, mein Herz! warum willſt du dich nicht mit Gelaſſenheit in die Unterſuchung einlaſſen, ob es recht ſey, den groſsten Theil des morgenden Tages — — zu verſchwenden? Warum fühle ich eine ſo ſtarke Abneigung, mich auf einen ſolchen Tag, eine ſolche Geſellſchaft, vorzubereiten? Mir die chriſtlichen Grundſätze, die ſich auf alle mœgliche Situationen, worein der Menſch immer kommen kann, müſſen anwenden laſſen, die Grundſätze, die mir Morgen nœthig ſeyn werden, mir itzt vorzulegen, und mir feſt genug einzuprægen? — — Kann ich es mir verhehlen, daß die Niedlichkeit der Mahlzeit, zu welcher ich eingeladen bin, itzt ſchon einigen Reiz für meinen leckern Gaumen habe? verhehlen, daß ein ſolcher unruhiger und geräuſchvoller Tag niemals vortheilhaft, und allemal ſchædlich für mein Herz und mein Gewiſſen geweſen? — — —

DEN SIEBENZEHNDEN JANUAR.

Heute ließ ich morgens um 9 Uhr meine Haare kraufen, um 10 Uhr kleidete ich mich an und beſchaute mich in dem Spiegel, von

12 bis um 3 Uhr war ich mit einer großen Gefellfchaft beyderley Gefchlechts bey einer Mahlzeit, von 5 bis 8 Uhr beluſtigte ich mich mit einer Schlittenparthey — — das heißt für die Ewigkeit gelebt.

PHYSIOGNOMISCHE FRAGMENTE.

ERSTER VERSUCH, SIEBENTES FRAGMENT.

VON DER WAHRHEIT DER PHYSIOGNOMIE.

Einer der vornehmſten Zwecke meines Werkes iſt, zu beweiſen, darzuthun, fühlbar zu machen, daß es eine Phyſiognomie giebt; daß die Phyſiognomie Wahrheit, das iſt, daß ſie wahrer ſichtbarer Ausdruck innerer an ſich ſelbſt unſichtbarer Eigenſchaften iſt. Da nun jede Zeile des ganzen Buches dieſen Zweck mittelbar oder unmittelbar erreichen hilft, ſo werde ich alſo keine beſondere ausführliche Abhandlung über die Wahrheit, und die innere objectiviſche Zuverläßigkeit der Phyſiognomieen voranſetzen. Ich würde darinn beynah alles das ſagen müſſen, was ich in den folgenden Bruchſtücken, bey verſchiedenen Beyſpielen ſchicklicher, verſtändlicher und einleuchtender zu ſagen Gelegenheit haben werde.

Alſo hier nur einige vorläufige, vorbereitende — Gedanken.

Alle Geſichter der Menſchen, alle Geſtalten, alle Geſchöpfe ſind nicht nur nach ihren Klaſſen, Geſchlechtern, Arten, ſondern auch nach ihrer Individualität verſchieden.

Jede Einzelheit iſt von jeder Einzelheit ihrer Art verſchieden. Es iſt die bekannteſte, aber für unſere Abſicht die wichtigſte, die entſcheidendſte Sache, die geſagt werden kann: »Es iſt keine Roſe einer Roſe, kein Ey einem Ey, kein Aal einem Aale, kein Lœwe einem Lœwen, kein Adler einem Adler, kein Menſch einem andern Menſchen vollkommen ähnlich.«

Es iſt dieß, (damit wir nun bey dem Menſchen ſtille ſtehn,) der erſte, tiefſte, ſicherſte, unerſtœrbarſte Grundſtein der Phyſiognomik, daß bey aller Analogie und Gleichförmigkeit der unzähligen menſchlichen Geſtalten, nicht zwo gefunden werden können, die, neben einander geſtellt und genau verglichen, nicht merkbar unterſchieden wæren.

Nicht weniger unwiderſprechlich iſts, daß eben ſo wenig zween vollkommen ähnliche Gemüthscharacter, als zwey vollkommen ähnliche Geſichter zu finden ſind.

Mehr ſollte man nicht wiſſen dürfen, als dieß — um es als eine keines weitern Beweiſes bedürfende Wahrheit anzunehmen — »daß dieſe äußere Verſchiedenheit des Geſichtes und der Geſtalt mit der innern Verſchiedenheit des Geiſtes und Herzens in einem gewiſſen Verhältniſſe, einer natürlichen Analogie ſtehen müſſe.« — Was? die innere zugeſtandne Verſchiedenheit des Gemüths aller Menſchen, dieſe — ſollte von der, abermals zugeſtandnen, Verſchiedenheit aller menſchlichen Geſichter und Geſtalten, dieſe von jener kein Grund ſeyn?

Nicht von innen heraus ſoll der Geiſt auf den Körper, nicht von außen herein ſoll der Körper auf den Geiſt wirken?

Zorn ſchwillt zwar die Muſkeln auf, aber aufgeſchwollne Muſkeln und ein zorniges Gemüthe ſollen nicht als Wirkung und Urſache angeſehen werden dürfen?

Feuer, schnelle blitzähnliche Bewegung des Auges — und ein durchdringender Verstand und schneller Witz sollen zwar hundertmal beysammen gefunden werden; aber keine Beziehung auf einander haben? Sollen zufälliger Weise zusammen treffen? Zufall — soll's seyn, nicht natürlicher Einfluß, nicht unmittelbare wechselseitige Wirkung, wenn gerad in dem Augenblicke, da der Verstand tiefblickend, der Witz am geschäfftigsten ist, das Feuer, die Bewegung oder Stellung der Augen ebenfalls sich am merklichsten verändert?

Ein offnes, heiteres, uns gleichsam entgegenkommendes Auge, und ein offnes, heiteres, uns entgegen wallendes Herz sollen sich bey tausend Menschen zufälliger Weise beysammen finden, und keines des andern Wirkung und Ursache seyn?

In allem soll die Natur nach Weisheit und Ordnung handeln, allenthalben sollen sich Ursachen und Wirkungen entsprechen — allenthalben soll man nichts sicherer wahrnehmen, als dieß unaufhörliche Verhältniß von Wirkungen und Ursachen — Und in dem schönsten, edelsten, was die Natur hervorgebracht hat — soll sie willkührlich, ohne Ordnung, ohne Gesetze handeln? Da, im menschlichen Angesichte, diesem Spiegel der Gottheit, dem herrlichsten aller ihrer uns bekannten Werke, — da soll nicht Wirkung und Ursache, da nicht Verhältniß zwischen dem Äußern und Innern, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Ursach und Wirkung statt haben? —

Und das ists, was alle Bestreiter der Wahrheit der Physiognomie im Grunde behaupten.

Sie machen die Wahrheit selbst zur unaufhörlichen Lügnerinn; die ewige Ordnung zur willkührlichsten Taschenspielerinn, die immer etwas anders zeigt, als sie sehen lassen will.

Der gesunde Menschenverstand empört sich in der That gegen einen Menschen, der behaupten kann: daß Neuton und Leibnitz allenfalls ausgesehen haben könnten, wie ein Mensch im Tollhause, der keinen festen Tritt, keinen beobachtenden Blick thun kann; und nicht vermögend ist, den gemeinsten abstrakten Satz zu begreifen, oder mit Verstand auszusprechen; daß der eine von ihnen im Schädel eines Lappen die Theodicee erdacht, und der andere im Kopfe eines Labradoriers, der weiter nicht, als auf sechse zählen kann, und was drüber geht, unzählbar nennt, die Planeten gewogen und den Lichtstral gespaltet hätte?

Der gesunde Menschenverstand empört sich gegen eine Behauptung wie diese: ein starker Mensch könn' aussehen, wie ein schwacher; ein vollkommen gesunder, wie ein vollkommen schwindsüchtiger; ein feuriger, wie ein sanfter und kaltblütiger. Er empört sich gegen die Behauptung: Freude und Traurigkeit, Wollust und Schmerz, Liebe und Haß, hätten dieselben, das ist, gar keine Kennzeichen im Äußerlichen des Menschen; und das behauptet der, der die Physiognomik ins Reich der Träumereyen verbannet. Er verkehrt alle Ordnung und Verknüpfung der Dinge, wodurch sich die ewige Weisheit dem Verstande so preiswürdig macht.

Man kann es nicht genug sagen, die Willkührlichkeit ist die Philosophie der Thoren, die Pest für die gesunde Naturlehre, Philosophie und Religion. Diese allenthalben zu verbannen, ist das Werk des ächten Naturforschers, des ächten Weltweisen, und des ächten Theologen.

Ich habe schon gesagt, daß ich mir in diesem Fragmente nicht selber vorgreifen wolle; aber folgendes muß ich noch sagen.

Alle Menschen, (so viel ist unwidersprechlich,) urtheilen in allen, allen, allen — Dingen

nach ihrer Phyſiognomie, ihrer Äußerlichkeit, ihrer jedesmaligen Oberfläche. Von dieſer ſchließen ſie durchgehends, täglich, augenblicklich auf ihre innere Beſchaffenheit. Ich muß die allertäglichſten Dinge ſagen, um eine Sache zu beweiſen, die ſo wenig Beweiſe bedürfen ſollte, als unſere Exiſtenz. Aber, ich muß den Schwachen ſchwach, faſt möcht' ich ſagen, den Thoren ein Thor werden, um der Wahrheit willen.

Welcher Kaufmann in der Welt beurtheilt die Waaren, die er kauft, wenn er ſeinen Mann noch nicht kennt, anders, als nach ihrer Phyſiognomie? Anders, als nach dieſer, wenn er ſie auf den Mann hin gekauft hat, und ſeiner Erwartung gemäß, oder anders, als ſeine Erwartung findet? Beurtheilt er ſie anders, als nach ihrer Farbe? Ihrer Feinheit? Ihrer Oberfläche? Ihrer Äußerlichkeit? Ihrer Phyſiognomie? Alles Geld nach ſeiner Phyſiognomie? Warum nimmt er den Einen Louisd'or an, wirft den andern weg? Warum wiegt er den dritten auf der Hand? Um ſeiner bleichern oder röthern Farbe, ſeines Gepräges, ſeiner Äußerlichkeit, ſeiner Phyſiognomie willen? — Kommt ein Unbekannter, der ihm etwas verkaufen, oder abkaufen will, auf ſein Comtoir, wird er ihn nicht anſehen? Nichts auf ſein Geſicht rechnen? Wird er nicht, kaum mag er weg ſeyn, ein Urtheil über ihn fällen? ‹Der Mann hat ein ehrliches Geſicht;› oder: ‹Er hat ein ſchlimmes Paar Augen;› oder: ‹Er hat was Widriges oder Einnehmendes?› — Urtheil' er richtig, oder unrichtig, was thuts zur Sache? Er urtheilt. Er urtheilt nicht ganz, aber doch zum Theil von dem Äußern des Menſchen. Er macht daraus einen Schluß auf ſein Inneres.

Der Bauer, der durch ſeine Felder, oder durch ſeinen Weinberg geht, beſtimmt ſeine Hoffnung, wornach? Nach der Farbe, Größe, Stellung, Äußerlichkeit — nach der Phyſiognomie des blühenden Saamens, der Halmen, der Ähren, des Weinſtocks, der Reben: ‹Dieſe Kornähre iſt krank, dieß Holz geſund. Dieß wird gedeyhn, jenes nicht,› ſagt er auf den erſten oder zweyten Blick; ſagt bisweilen — ‹wie ſchön dieſe Weinrebe ſcheine — ſie wird wenig Trauben bringen› — Warum? Er bemerkt, wie der Phyſiognomiſt am ſchönen leeren Menſchengeſicht, — Leerheit des Triebes — Und wie? Abermal an irgend einer Äußerlichkeit?

Der Arzt, ſieht er oft nicht mehr aus der Phyſiognomie des Kranken, als aus allen Nachrichten, die man ihm von ſeinem Patienten bringt? Wie erſtaunlich weit es hierinn gewiſſe Ärzte bringen — kann Zimmermann unter manchen lebenden, und unter vielen verſtorbnen Kämpf, deſſen Sohn von den Temperamenten geſchrieben hat, Beyſpiel ſeyn.

Der Mahler. Doch von dem will ich nicht reden, die Sache redet, redet allzubeſchämend für den bey manchem eben ſo kindiſchen als ſtolzen Eigenſinn der angeblichen Ungläubigen an die Phyſiognomie. —

Der Reiſende, der Menſchenfreund, der Menſchenfeind, der Verliebte — und wer nicht? Alle handeln nach ihrem wahren oder falſchen, klaren oder konfuſen phyſiognomiſchen Urtheil und Gefühle. Dieß Urtheil, dieß Gefühl erweckt Mitleiden oder Schadenfreude, Liebe oder Haß, Mißtrauen oder Zuverſicht, Zurückhaltung, oder Offenherzigkeit.

Und wird der Himmel nicht täglich nach ſeiner Phyſiognomie beurtheilt?

Keine Speiſe, kein Glas Wein oder Bier, keine Schale Koffee oder Thee kömmt auf unſern Tiſch, von deren Phyſiognomie, deren Äußerlichkeit, wir nicht ſogleich auf ihre innere Güte oder Schlechtigkeit einen Schluß machen.

Man bringt uns ein Körbgen mit Birnen oder Äpfeln; warum suchen wir aus? Warum wählen wir die einen, und lassen die andern liegen? Warum ruft uns, wenn wir aus Bescheidenheit ein schlechteres Stück wählen, die gefällige Höflichkeit zu: «Lassen Sie dieses liegen! Nehmen Sie das bessere!» — Warum? Um der Physiognomie willen!

Ist nicht die ganze Natur Physiognomie? Oberfläche und Innhalt? Leib und Geist? Äußere Wirkung und innere Kraft? Unsichtbarer Anfang; sichtbare Endung?

Welche Kenntniß, die der Mensch immer besitzen mag, gründet sich nicht auf Äußerlichkeit, auf Character, auf Verhältniß des Sichtbaren zum Unsichtbaren, des Wahrnehmlichen zum Unwahrnehmlichen? —

Die Physiognomik in weiterm und engerm Verstande ist die Seele aller menschlichen Urtheile, Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Furchten, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch Dinge außer uns veranlasset werden.

Von der Wiege an bis zum Grabe, in allen Ständen und Altern, bey allen Nationen, von Adam an bis auf den letzten, der sterben wird, vom Wurm an, den wir zertreten, bis auf den erhabensten Weisen, und warum nicht bis auf den Engel? warum nicht bis auf Jesum Christum? — ist die Physiognomie der Grund von allem, was wir thun und lassen.

Jedes Insekt kennt seinen Freund und seinen Feind; jedes Kind liebet oder fürchtet, ohne zu wissen warum, durch die Physiognomik; und es lebt auf dem Erdboden kein Mensch, der sich nicht täglich durch die Physiognomie leiten läßt; kein Mensch, dem sich nicht ein Gesicht vorzeichnen ließe, das ihm entweder äußerst liebenswürdig, oder äußerst abscheulich vorkommen müßte; kein Mensch, der nicht jeden Menschen, der das erstemal zu ihm kommt, mehr oder minder anschaut, mißt, vergleicht, und physiognomisch beurtheilt, wenn er auch das Wort Physiognomie in seinem Leben nie gehöret hat; kein Mensch, der nicht alle Sachen, die ihm durch die Hände gehen, physiognomisch, das ist, den innern Werth derselben nach ihrem Äußerlichen beurtheilt.

Selbst die so sehr der Physiognomik entgegengeworfne Verstellungskunst gründet sich bloß auf die Physiognomik. Warum ahmt der Heuchler dem Redlichen nach? Als weil er, und, wenn's noch so leise, noch so wenig herausgedacht wäre, weil er denkt, aller Augen bemerken den Character der Redlichkeit? —

Welcher Richter — von Verstand und Unverstand — er mag's sagen oder nicht, dawider protestiren oder nicht, — richtet in diesem Sinne nie nach dem Ansehen der Person? Welcher kann, darf, soll ganz gleichgültig seyn, in Ansehung des Äußerlichen der Personen, die ihm vorgestellt werden? — Welcher Regent erwählt einen Minister, ohne auf sein Äußerliches mit ein Auge zu werfen, und ihn darnach, wenigstens zum Theil, wenigstens bey sich selbst zu beurtheilen? Der Officier wählt keinen Soldaten, ohn' auf sein Äußerliches — die Länge nicht gerechnet, mit zu sehen. Welcher Hausvater wählt einen Bedienten, welche Frau eine Magd, daß ihr Äußerliches, daß ihre Gesichtsbildung, sie mögen richtig oder unrichtig urtheilen, mögen sichs bewußt oder unbewußt seyn, — bey der Wahl nicht mit in Anschlag komme?

Blos das flüchtige Andenken an die unzähligen vor Augen liegenden Beyspiele, die das allgemeine stillschweigende Eingeständniß aller Menschen, daß sie ganz von der Physiognomie geleitet werden, unwidersprechlich

beſtætigen, ermüdet mich, und Widerwillen ergreift mich, daß ich, um Gelehrte von Wahrheiten zu überzeugen, Dinge ſchreiben muß, die jedes Kind weiß, oder wiſſen kann.

Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe, wen aber das Licht, nahe vors Geſicht gehalten, toll macht, der mag mit der Fauſt drein ſchlagen, und ſich die Finger dran verbrennen. Ich rede nicht gern dieſe Sprache; aber ich darf, ich muß dreiſte werden, weil ich deſſen, was ich ſage und ſagen werde, gewiß bin, und weil ich im Stande zu ſeyn glaube, mich der Überzeugung aller redlichen und aufmerkſamen Freunde der Wahrheit durch Gründe, die ſchwerlich zu widerlegen ſeyn dürften, bemächtigen zu können, und weil ich es nicht für unwichtig halte, den muthwilligen Kitzel einiger großen Tongeber zur beſcheidenen Zurückhaltung ihrer deſpotiſchen Urtheile herabzuſtimmen. Es bleibt alſo dabey, nicht deswegen, weil ich es ſage, ſondern, weil's auffallend wahr iſt — weil's wahr ſeyn würde, wenn's nicht geſagt würde — Es bleibt alſo dabey, daß die Phyſiognomie alle Menſchen, ſie mœgen's wiſſen, oder nicht, tæglich leitet — daß, wie Sulzer ſagt, jeder Menſch, er mag's wiſſen, oder nicht, etwas von der Phyſiognomik verſteht; daß nicht ein lebendiges Weſen iſt, welches nicht aus dem Äußerlichen auf das Innere, wenigſtens nach ſeiner Art, Schlüſſe macht, nicht von dem, was in die Sinne fällt, das beurtheilt, was an ſich nicht in die Sinne fallen kann.

Dieſe Allgemeinheit des, wenigſtens ſtillſchweigenden, Eingeſtändniſſes, daß das Äußere, das Sichtbare, die Oberfläche der Sache, das Innere, die Eigenſchaft deſſelben anzeige; daß alles Äußere Ausdruck von der Beſchaffenheit des Inwendigen ſey, iſt, deucht mich, in Abſicht auf die menſchliche Phyſiognomie von der äußerſten Wichtigkeit und einer entſcheidenden Klarheit.

Wenn jede Birne, muß ich wieder ſagen, wenn jeder Apfel eine eigenthümliche Phyſiognomie hat, ſollte der Herr der Erde keine haben? Das Allereinfachſte und Lebloſeſte hat ſein characteriſtiſches Äußerliches, wodurch es ſich von allem, ſelbſt von allem Seines gleichen, unterſcheidet — und das ſchœnſte, edelſte, zuſammengeſetzteſte, belebteſte ſoll keine haben? —

Was man alſo auch immer und immer, von berühmten Akademien an bis zum blœdſichtigſten Pœbel herunter, wider die innere Zuverlæßigkeit und Wahrheit der Menſchenphyſiognomie ſagen mag, und ſagen wird, ſo ſehr man auch immer auf jeden, der ſich merken läßt, daß er an die Allbedeutſamkeit des menſchlichen Körpers glaube, mit dem beleidigenden Blicke des philoſophiſchen Stolzes oder Mitleidens herablächeln mag; ſo iſt und bleibt dennoch auch in dieſer Abſicht keine intereſſantere, nähere, beobachtungswürdigere Sache, als der Menſch, und es kann überhaupt kein intereſſanteres Werk geben, als eines, das dem Menſchen die Schœnheiten und Vollkommenheiten der menſchlichen Natur aufdeckt.

DES DRITTEN BANDES ZWÖLFTER ABSCHNITT.

ZEHNTES FRAGMENT.

FRIEDRICH, DER KŒNIG VON PREUSSEN, ZU PFERDE.

Mit unbeſchreiblicher Neugier hab' ich vor zwölf Jahren den Moment erwartet, das Schrecken und Erſtaunen von Europa von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Alle die unzähligen Portræte von ihm in Eins zuſammengeſchmolzen ſtanden vor mir bis auf den Moment, wo — der Große, Er ſelber, vorbey ritt! — ungefähr ſo, wie wir ihn

hier erblicken. Wie die Sonne die Sterne verdrängt — weg auf einmal alle Bilder von ihm! — O wie ein ganz anderer Er ſtand vor mir — damals wußte ich noch nicht, was Phyſiognomie war — Aber den Schauder vergeſſe ich nicht, der durch mich herab fuhr — als ich ihn ſelber ſah! So war Er, wie er da vor uns ſitzt — (ſo fern's Kleinheit und Nadel und Einbildungskraft des Zeichners erreichen mag!) und nicht, wie Wille ihn herrlich metallifirte; Kilian verblaßte; Nilſon — ver — nürnbergerte! — Recklam — ver — teufelte — Hedlinger vergötterte — Nicht auf die Art ſchœn, wie unphyſiognomiſche Mahler ihn idealiſiren — nicht auf die Art groß! — ganz und gar nicht ſchœn — — — Aber — dennoch von der Natur, von ſeines Weſens erſtem Anſchuß an — zum großen Manne, zum Kœnig und Monarchen — angelegt und geformt. Unter allen Menſchengeſichtern iſt noch keins vor mein Auge gekommen — das ſo ganz eigentlich zum Kœnigsgeſichte geſchaffen zu ſeyn ſchien. Alle Neider — doch ein Kœnig iſt zu hoch, um Neider zu haben, als — ſeine Neben-Erdenkœnige? — Alle Neider — und alle Antiphyſiognomiſten — müſſen beym Anblicke dieſes Mannes, wo nicht ſagen, doch empfinden — «Ein großer Mann!» —

Ich rede itzt nur von der Hauptform des Geſichtes — wovon uns leider das Beſte durch den Hut — — bedeckt, doch, aus dem ſichtbaren Profile der Naſe, leicht vermuthbar iſt. Aus dieſer Knochenform — was mußte daraus werden?

Des Monarchen Augen ſind — allberühmt. — Bald heißt's —

Der Gnad und Huld im ſcharfen Blick
Der großen Augen trægt. —

Gleim.

Bald — «Leute, die's verſtehen, ſagen — daß er das Zeichen eines großen Mannes im Auge — (des Kœnigs aber in ſeinen Geſichtszügen) trage.»

Lichtenberg.

Ich habe dieß Auge lange und nahe angeſehen — Mehr treffend, als blendend! durchdringend, als blitzend! — So wie's in unſerm Bilde iſt — nicht ganz wahr — Man ſieht mehr vom Weißen — der Stern ſcheint daher ſo groß nicht — dafür konzentrirter. Gewiß kann ſo eine Form — keinen ſchlechten Blick haben! Übrigens hab' ich dieſen berühmten Blick, wenn ich ſo ſagen darf, nicht in ſeinem Brennpunkte geſehen.

Aber, man decke das Auge! — man verbinde dem Phyſiognomiſten die Augen — man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußerſten Fingerſpitze von der Hœhe der Stirne bis an das Ende der Naſe ſanft herabzuglitſchen — Neuntauſend, neunhundert, neun und neunzig vor ihm werden ihm vorgeführt — Friedrich ſey der zehntauſendſte — und der Phyſiognomiſt wird niederfallen und ausrufen — «Ein prædeſtinirter Kœnig — oder — Welterſchütterer! Ohne Thaten lebt der nicht — ſo wenig als ohne Odem. Vordrang! hohes Selbſtgefühl, das in Menſchenverachtung ausarten muß, weil es ſeines gleichen nicht finden kann, und die Næchſten bey ihm — vielleicht gerade die Kleinſten ſind.» —

Ja! Menſchenverachtung — Siehe, aus dieſer mit der Naſe Lineal — gerade fortgehenden Stirne — muß ſie auf Wang und Lippe fließen.

Faltenreich, und kleingeædert iſt des Kœnigs Geſicht — voller Entwürfe — und durcheinander ſich furchender Anſchlæge. —

Eine genaue Silhouette von dieſem in ſeiner Klaſſe Einzigen Individuum würde das Auge ſehr wenig von dieſer Verachtung ſehen, und den Verſtand ſehr viel davon vermuthen laſſen; daher in der Natur und zum

Theil auch in diesem Bilde der furchtbar auffallende Kampf von Grœße und Mißmuthigkeit — daher die Mœglichkeit – daß die Einen in diesem Gesichte den Himmel, die Andern die Hölle zu sehen glaubten. —

Die Stellung ist nicht des muthigen Helden. Lasten von Jahren und Thaten, von Sorgen und Entwürfen scheinen auf seiner Schulter zu liegen – Ich glaube, die Taille ist etwas zu lang — und diese Länge kontrastirt mit der, wenn ich sagen darf, gleichsam eisernen Gedrängtheit des Gesichtes. —

Der Spornlose Stiefel ist in so fern physiognomisch, als man ihn als Emblem voll Wahrheit und Bedeutung ansehen kann — wenigstens harmonirts mit der Nonchalance des Ganzen. —

Das Pferd hat eine Kœnigsphysiognomie, obgleich der Hals obenher um etwas zu dick ist. Der Tritt des Pferdes ist stolz-sanft mit gehaltenem Muthe. — —

Noch zwo Stellen — als Beylage zu diesem — ja wohl! Fragmente — Beyde von zween genievreichen Schriftstellern Deutschlands. —

ÜBER DIE EHE. Seite 151.

»Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand, als er, mit seinen Augen machen kann. Dieß Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verdunkelt alle körperliche Vorzüge, und macht einen Sokrates zu einem schœnen Mann in besonderm Verstande. — Wer dieß Zeichen hat, weiß, daß er bezeichnet ist, allein er weiß selbst nicht, wo? Denn nichts ist verschiedener, als dieß Zeichen.« — (Wahr — und dennoch fand ich's fast immer im Umrisse des Augenlieds — zwischen den Augenbraunen, und an der Nasenwurzel. — Am letzten Orte ist's offenbar — bey unserm Helden.) — »Monarchen haben auch einen Zug; allein diesen haben alle gemein, und man kann behaupten, daß sie sich alle ähnlich sind. Die Würde, die sie bekleiden, drückt sich in ihrem Gesichte aus. Ich rede von Alleinherrschern — von Monarchen, die, wenn sie gleich Diener des Staats sind, sich dadurch von andern unterscheiden; denn die Kœnige, die nicht Monarchen sind, haben auch ihr Abzeichen, allein dieses drückt sich durch den Gang aus.« —

HERDER.

Auch eine Philosophie Seite 181—185.

»Ein Monarch, dessen Namen unsere Zeit mehr trægt, und zu tragen verdient, als das Zeitalter Ludwigs —

— den uns

sein Jahrhundert mit aufbewahrt!

Welche neue Schöpfung Europens hat er von seinem Flecke her in dreyßig kurzen Jahren bewürkt! — In Kriegs- und Regierungskunst, in Behandlung der Religion und Einrichtung der Gesetze, als Apollo der Musen, und als Privatmann unter der Krone — dem allgemeinen Scheine nach, das Muster der Monarchien — welch ein Gutes gestiftet! Aufklærung, philosophischen Geist und Mæßigung vom Throne ringsum verbreitet! Orientalische, dumme Pracht, Schwelgerey und Luxus, der vormals oft das einzige Goldgehæge der Hœfe war, wie erschrecklich zertrümmert und verjaget! Fette Unwissenheit, blinden Eifer und Aberglauben überall wie tief verwundet! Sparsamkeit und Ordnung, Regelmæßigkeit und Fleiß, schœne Künste und einen sogenannten Geschmack frey zu denken — wie hoch erhoben! — Das Jahrhundert trægt sein Bild, wie seine Uniform: Jahrhundert ohne Zweifel die grœßte Lobrede seines Namens. — Indeß wird auch eben die Münze, das Brustbild weggekehrt, und das bloße Resultat seiner Schöpfung als Menschenfreund und Philosoph betrachtet, ohne Zweifel einmal etwas mehr und anders zeigen! zeigen vielleicht, wie durch ein

natürliches Geſetz der Unvollkommenheit menſchlicher Handlungen mit der Aufklärung — auch eben ſo viel luxurirende Mattigkeit des Herzens — mit Sparſamkeit ihr Zeichen und Gefolge Armuth, mit Philoſophie blinder, kurzſichtiger Unglaube, mit Freyheit zu handeln Deſpotismus der Seelen unter Blumenketten — mit dem großen Helden, Eroberer und Kriegsgeiſt Erſtorbenheit, Römerverfaſſung, wie da Armeen alles waren, Verfall und Elend ſich habe verbreiten müſſen; zeigen, was Menſchenliebe, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Religion, Wohl der Unterthanen — alle bis auf einen gewiſſen Grad als Mittel zum Erreichen, behandelt — was alles das auf ſeine Zeit — auf Reiche ganz anderer Verfaſſung und Ordnung — auf Welt und Nachwelt für Folgen haben müſſen — die Waage wird ſchweben? ſteigen — ſinken — welche Schaale? was weiß ich?' —

PONTIUS PILATUS
ODER DIE BIBEL IM KLEINEN UND DER MENSCH IM GROSSEN.

ZWEYTES BUCH, NEUNTES KAPITEL.
«WAS IST WAHRHEIT?»

VON UNGLEICHEN GESINNUNGEN GEGEN DIE WAHRHEIT.

1.

Nur Du weißt, Allwiſſender! Mit wie unendlich ungleicher Geſinnung gegen die Wahrheit — dieſe Frage: Was iſt Wahrheit? — Von den Kindern der Erde gethan wird.

2.

Mit welcher Gleichgültigkeit wird ſie von Tauſenden gethan — Oder nicht gethan? Wie viele Millionen wiſſen nichts von Hunger und Durſt nach Wahrheit? Vom Streben, Schmachten, Sehnen nach Wahrheit? Suchen keine Gelegenheit, benutzen keine ungeſuchtkommende Gelegenheit — Sie zu kennen — Und iſt der ein weiſer, geſunder, wohlorganiſirter Menſch — Der die höchſte Ehre, den herrlichſten Seegen, die Würde der Menſchheit nie aſpirirt, Dir — Göttliche Wahrheit — Kennerinn, Lehrerinn, Schätzerinn aller Dinge nie näher zu ſeyn wünſcht — Und gleichgültig ſeinen Weg fortgeht, wenn du ihm in weiſen, guten, reinen Menſchen — Und im Reinſten und Weiſeſten in Chriſtus — erſcheinſt? Werden dieſe je ihres Daſeyns recht froh werden? Je als Menſchen exiſtiren? Je ſich ſelbſt auf die innigſte Weiſe empfinden und genieſſen?

3.

Aber, es giebt nicht nur Gleichgültige gegen Wahrheit, gegen richtige Belehrung, Zurechtweiſung, Erleuchtung — Es giebt auch — Haſſer, Feinde der Wahrheit.

4.

Feinde der Wahrheit? — Wer verdient dieſen ſchrecklichſten aller ſchrecklichen Namen? Wer? Der bange Zweifler etwa? Wer? Etwa der nicht ſogleich alles verſchlingt, was berühmte Männer der Vorzeit oder Mitzeit Ihm als lautere Wahrheit darbieten? Wer? Der auch das nicht Alles annehmen kann, was ſchwachmüthige Frömmigkeit hochverehrt und ihm bald ſeufzend, bald verdammend anbeut? — Nein! Freunde der Wahrheit! — Jeder von Dieſen kann vielleicht

der größte Verehrer der Wahrheit seyn. Ich kenne die redlichste Zweifler, kenne entschlossene Deisten und Atheisten sogar — Die ich, ohne meinem innern Sinne zu widersprechen, ohne wider besser Wissen und Gewissen zu reden, nicht Feinde der Wahrheit nennen kann — Sie wollten so gern glauben, wenn sie könnten — Ach! Sie können nicht — Denn — ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Der heftigste Feind von Christus und dem Christenthum, Saulus, war kein Feind der Wahrheit.

5.

Wer also ist Wahrheitsfeind — Nicht eben der, der das Gegentheil von dem, was du für Wahrheit hältst, für wahr hält — Sondern, wer das Gegentheil von dem behauptet, was er selbst glaubt; Das Gegentheil von dem glauben machen will, was er für wahr halten muß; Der seiner eigenen gegenwärtigen Überzeugung, seinem eigenen unmittelbaren Wahrheitsgefühl, Wahrheitssinn widerspricht; Dessen Herz, dessen Inneres — Ja, dessen Mund, dessen Äusseres — Nein sagt — Und der dieß Ja oder dieß Nein empfindet, und nicht empfinden will — Der ist ein Feind der Wahrheit — Nicht so fast der Unbelehrliche — sondern, der sich nicht belehren lassen will. Nicht der, der die Wahrheit noch nicht hat, sondern der sie nicht haben will — Der sie als Wahrheit kennt, und nicht aufnimmt, nicht mit sich vereiniget, sich nicht durch sie leiten und bestimmen lassen will.

6.

Der Feind der Wahrheit sieht Verwirrung der Klarheit, Unbestimmtheit der Bestimmtheit, Vieldeutigkeit der Eindeutigkeit vor — Er lobt, was er als tadelnswürdig, und tadelt, was er als lobenswürdig erkennt. Er giebt das Licht nicht, was er geben kann, und raubt dem Andern, was ihm wohl macht, ohne ihm etwas bessers zu geben — Er drückt den Zeugen der Wahrheit als solchen — Und schmeichelt dem Unterdrücker der Wahrheit als solchem. Er sucht zu nehmen, ohne zu geben, zu zerstöhren, ohne zu bauen, zu verwunden, ohne zu heilen — Zu tödten, ohne lebendig zu machen. Er will das Helle verdunkeln, das Finstere hell darstellen — Das Große klein, das Kleine groß machen — Das, was er nahe sieht, nennt er fern; Was er fern weiß, nahe — Würd' er bloß die Ausnahm von der Regel zur Regel machen, er wäre nur Sophist. Nein — Heut braucht er die Regel, die er gestern verwarf, und morgen macht er die Ausnahm zur Regel — Und übermorgen verwirft er beydes, Regel und Ausnahm.

7.

Ihr widerstrebet allezeit dem Heiligen Geist — Ihr verwerft den Rath Gottes wider Euch selbst — Mit sehenden Augen sehet ihr nicht! Mit höhrenden Ohren höhrt ihr nicht — Ihr haltet die Wahrheit durch Ungerechtigkeit auf — So ward zu erklärten Feinden der Wahrheit gesprochen — So ward Wahrheithaß umschrieben und erklärt. Wer sehen kann und nicht will, was gut ist — Die Wahrheit als solche geflissentlich flieht, die ihn sucht, der ist ein Feind, ein Satan wider die Wahrheit.

8.

Es ist ein schreckliches Wort wider solche Menschen in den Heiligen Schriften: 'Weil sie die Liebe der Wahrheit nicht haben angenommen, wird ihnen Gott kräftige Irrthümer — (Zauberey des Irrthums und des Lügengeistes) senden, daß sie der Lüge glauben.'

9.

Der Feind der Wahrheit kann nicht scharf genug beurtheilt werden; Er ist ein Feind aller Menschen; Ein Feind alles Guten —

Eine Schande der Grifterwelt; Ein Scheuſal der Schöpfung, ein Satan — Aber eben deßwegen, weil er das iſt — ſo kann man auch nicht langſam und bedächtlich genug ſeyn, das Urtheil der Läſterung über einen Menſchen zu fällen, daß er ein Feind der Wahrheit ſey.

10.

Man hat das Allerſchlimmſte von einem Menſchen geſagt, wenn man ihn einen Feind der Wahrheit nennt — Sage von keinem Menſchen das Allerſchlimmſte — Wenn das Allerſchlimmſte nicht ſo gewiß iſt, wie deine Exiſtenz; Wenn es nicht heilige Pflicht iſt, das Allerſchlimmſte zu ſagen.

11.

Und damit du ſelbſt nicht der Allerſchlimmſte werdeſt — Du dich vom lichtſcheuen Haſſe gegen die Wahrheit ſo weit wie mœglich entfernt halteſt — So laß dich vor der geringſten Unfreundlichkeit gegen begegnende Wahrheit wahrnen. Wer nicht für ſie iſt, wird nur gar zu bald wider ſie werden. Reſpektire ſie, wie eine Gottheit — Und liebe ſie wie dich ſelbſt! Die Wahrheit haſſen, heißt: Sich ſelbſt haſſen — Mehr als deines eignen Fleiſches ſollſt du Ihr pflegen! Sie ſoll dir lieber ſeyn, wie deine eigne Seele!

12.

Liebe der Wahrheit — Wie ſoll ein Sünder — würdig von dir ſprechen können? Was iſt ein Sünder, als ſolcher, in dem Momente der Sünde, als ein Feind der Wahrheit — Ein Haſſer ſeiner eigenen Überzeugung — Wie kann ein Sünder würdig von dir reden? Wahrheitsliebe? — Kann die Sonne mit einem Bleyſtift, und die Morgenrœthe mit einer Kohle gemahlt werden?

13.

Wahrheitsliebe — Wie ſoll ich dich nennen — Was biſt du? Biſt du nicht gerader, richtiger, geſunder Sinn der Seele! Aug der Einfalt! Herz ohne Falſchheit! Biſt du nicht Freude an jeder richtigen Erkenntniß! Biſt du nicht Freundinn alles Guten? Sucherinn Alles Schœnen und Edlen? Oder vielmehr des Schœnſten, des Beßten? Biſt du nicht ein williges Hingeben an jede beſſere Belehrung? Ein frohes Begegnen, ein herzliches Bewillkommen des Beſſern, mit ſchneller Aufopferung des Schlechtern? Heilige Tochter des Himmels! Biſt du nicht rein von Leidenſchaft und Neid, und Trug und Bosheit? Heiter, wie das Licht? Erwärmend, wohlthætig, wie die Sonne? Sanft und beſcheiden, wie der Mond? Das allereinfachſte Eins? Die Seele aller Treue? Die Tugend aller Tugenden? Kennſt du deine Freundinn nicht in allen Geſtalten, unter allen Verkleidungen und in allen Landen? Iſt dir ein Weg zu Ihr zu weit? Eine Reiſe nach Ihr zu beſchwehrlich? Ein Opfer für Sie zu groß? — Iſt Sie dir nicht theurer, als alles Theure? Lieblicher, als alles Liebliche? Auch eingewurzelte Neigungen, auch tauſendmahl geäuſſerte Behauptungen, auch zehentauſendmahl innerlich umfaßte Lieblingsideen ſind dir nicht zu theuer, nicht ſo ſehr mit dir vereinigt, daß du ſie nicht willig Ihr hingebeſt, wenn Sie, deine einzige Freundinn, die Wahrheit, auf welche Weiſe es geſchehe, ſcharf oder gelind, ſtreng oder ſchmeichelnd, dir ſolche abfordert. Wahrheitsliebe! Wie wiegſt du deine Worte! Wie prüfſt du deine Erzählungen! Wie hemmſt du deine Lippen! Wie höhrſt du mit athemhaltender Aufmerkſamkeit! Wie ſprichſt du mit Ruhe! Wie denkſt du mit Heiterkeit! Wie beſtimmſt du, was ſich beſtimmen läßt, und läſſeſt unbeſtimmt, was du nicht beſtimmen kannſt! Wie giebſt du jedem das Seinige! Wie haſſeſt du täuſchenden Schein — Wie ehrſt du lebendes Weſen! Wie dehmüthig biſt du, und wie kühn! Wie dienend und wie herrſchend — Eine Sklavinn

aller Freyen, und eine Kœniginn aller Sklaven. Wahrheitsliebe, du allgepriefenes und allverfolgtes, allgelobtes und allverläftertes Kleinod! Du Leiter des Himmels! Du Stein der Weifen! Du Kraft der Starken und Schwachen! Du Himmel auf Erden und Himmel des Himmels — Wie foll ich dich preifen, und mit welchen Worten deinen Ruhm erhœhen?

DRITTER BAND, FÜNFTES KAPITEL.

PILATUS UND HERODES.

1.

AUF DEN TAG WURDEN PILATUS UND HERODES FREUNDE MIT EINANDER; DENN ZUVOR WAREN SIE EINANDER FEIND.

2.

Das ift doch nun wohl wieder ein ganz characteriftifcher Zug im Gemählde der Welt, welches uns in der reichhaltigen Leidensgefchichte Jefus fo treu dargeftellt wird! Das ift doch nun wohl wieder etwas vom Marke der Welt-Denkensart, des Weltgeiftes.

3.

Zwey groffe Herren find in Mißhelligkeit; Und die Politik fpricht: «So wenig Feinde, wie mœglich; Weffen Freundfchaft dir auch nichts nütze ift, deffen Feindfchaft könnte dir doch fchaden.» Die Politik fpricht ferner: «Kauf die Ausföhnung um den wohlfeilften Preis. Vergieb dabey von deinen Rechten, deiner Grœffe fo wenig wie mœglich!»

4.

Die Welt fpricht ferner: «Was liegt am gemeinen Manne, am armen Manne?»

Könnte denn Pilatus wohlfeiler zu feiner Ausföhnung gekommen feyn, als daß er den Galilæer zu Herodes fchickt? — Es ift eine Attention von Pilatus, die fchmeichelhaft ift für Herodes; Und dem Pilatus ift die Sache gleich, noch wohl, wie fchon gefagt, lieb, wenn er ihrer los feyn könnte. Und was liegt an dem armen Jefus? Ob der noch eine Stunde mehr herumgefchleppt, noch eine fpöttifche Scene mehr oder weniger mit Ihm vorgenommen werde? Was liegt daran?

5.

Wenn etwa diefelbe Woche ein Hœfling mit dem Gedanken fich mogte getragen haben, wie's bey Gelegenheit des Aufenthalts in Jerufalem über das Feft doch wohl zu machen wære, daß fein Herr und der Kœnig wieder beffer auf einander zufprechen würden? Welche zehen und zwanzig Projekte giengen ihm wohl durch den Kopf — Aber, daß der Prophet von Nazareth noch hiezu zu brauchen fey, ließ er fich wohl nicht einfallen! Wie fehr gefällt's dem Regierer aller Dinge anders zu regieren, als Menfchengedanken denken?

6.

Was kann die Welt nicht brauchen zu ihren Abfichten? Und wozu muß fich der arme Gerechte von der Welt nicht brauchen laffen?

7.

Den Kopf des Gerechten, und als Gerechterkannten und Verehrten macht der hœfifche Weltgeift zu einem Præfent für ein Tänzerfolo.

8.

Und an eben denfelben Herrn wird der, dem jener den Schuhriemen zu lœfen nicht werth ift, ebenfalls durch denfelben Weltgeift zum Præfente gefchickt. Sollte das nicht fchmeicheln? Nicht Freundfchaft ftiften?

9.

Ja! Hier fehnen wir tief in dein Herz, o vornehme Welt! Wir fehen drinnen die determinirte, zu den Privilegien des vornehmen Stands gehœrige Verachtung des Armen und Gemeinen:

«Herodes hat es mit Johannes zu arg gemacht; (Doch wer kennt die Noth der Um-

ſtände, und kann einem groſſen Herrn nicht Alles verzeihen!) Aber was Pilatus übels gethan hätte — ſeh' ich nicht' —

Freylich! Weltgeiſt, das iſt dir nichts, einen geringen, zwahr unſchuldigerkannten — übrigens in deiner Sprache 'armen Schelm,' länger ſtehen zu laſſen, länger herumzuſchicken; Einen unſchuldigen Gemeinen etwas länger gefangen ſitzen zu laſſen, um einem groſſen Herrn dadurch noch eine Gefälligkeit zu erzeigen; Eine gerechte Sache eines Armen, die man nicht gerne entſcheidet, einem Herrn zu ſchicken, dem's nicht ſo eigentlich zugehört, dem aber das Zuſchicken ſchmeichelt, und unbekümmert ſeyn, ob's der dann gerecht oder ungerecht entſcheide; Einen ehrlichen Schwärmer, einem ſpaßliebenden Kavalier zum Spaſſe allenfalls vorbeyzuſchicken — Beſonders wenn man damit ein gutes Vernehmen wieder herſtellen kann — Wer ſollte ſich darüber Bedenken machen? — Da können und dürfen Pilatus und Herodes wohl gute Freunde werden, und wær's — am Sohne Gottes! 'Warum geht Er ſo gemein daher, daß man Ihn nicht kennt.'

10.

Dieſe Weltgeiſtmanier iſt nicht nur Kayſern und Kœnigen, nicht nur Fürſten und Gouverneurs, eigen; Auf allen Stuffen der Stände ſieht man Spuhren davon — Magniſizenzen und Schulmeiſter, Landvögte und Dorfſchulzen, an Allmoſensgenoſſen und Wächtersknaben.

11.

Gott weiß, über welche gerechte Sache die beyden Herren Pilatus und Herodes Feinde wurden — An einer ungerechten Sache werden ſie wieder Freunde!

12.

Iſt's Täuſchung, oder ſeh' ich noch eine ſchœne Perſpektive von Ausſöhnungen entzweyter Kabineter, Regierungen, Konſiſtorien, Rathsſtuben, Kammern, Akademien und Sekten, die auch ſo an etwas zuſtande kommen, am gemeinſamen Haſſe einer Perſon oder einer Sache, die mit dem Sohne Gottes, oder Seiner Sache Ähnlichkeit hat, oder am gemeinſamen Spotte, oder laſchem Gericht über eine evidentgerechte, aber gemeine und angeeckelte Rechtsſache — Oder an ſo was?

13.

Aber ſo gewiß alle, die aus der Welt ſind, Eines Tages in Verachtung der Sache Gottes noch Freunde werden, ſo feind ſie ſich waren: So gewiß werden auch alle, die aus der Wahrheit ſind, in Erkenntniß der Wahrheit noch Eins, ſo verſchieden ſie waren.

14.

Auf den Tag wurden Herodes und Pilatus — Dieſer an der Spitze der Heyden, Jener an der Spitze der Juden — Freunde mit einander! So ſollte denn auch nicht Ein Umſtand dieſer Geſchichte ſeyn, wobey einem nicht die merkwürdigſten, groſſten, ſymboliſchen Beziehungen auffallen müßten? Wie manche Scene in den Geſchichten der Apoſtel verdiente die Überſchrift: Herodes und Pilatus Freunde — Heyden und Juden vertragen ſich gut vom Tag an, da ſie Jeſus Sache vor Gericht hatten!

15.

Herodes und Pilatus wurden vereint durch Chriſtus — Abermahl, welch Symbol der Aufhebung der Mittelwand, zwiſchen der Jüdiſchen und Heydniſchen Welt, durch den, der auch in dieſem Sinn — der Friede heißt! —

16.

Nur noch Eins. Was hätt' es in Herodes für ernſtes Nachdenken erwecken ſollen, daß der Weiſe aus Nazareth ſeinem eiteln Geſchwätze ſo ſehr verſtummte! Wie ihn an manch ernſtes Schweigen des Täufers erinnern ſollen! Allein es ſchlug ihm keine andre Wunde, als die — gekränkter Eitelkeit,

die ſich in übler Laune mogte gezeigt haben; Und auf dieſe Wunde war's denn der herrlichſte Balſam, daß Pilatus doch das brav gemacht habe, und — daß ſie itzt wieder Freunde ſind. O ein würdiger Erſatz für den Verächter Jeſus, wenn Jeſus ihn verachtet — eine vornehme Freundſchaft!

VIERTER BAND, FÜNF UND ZWANZIGSTES KAPITEL.

«DA ANTWORTETE DAS GANZE VOLK: SEIN BLUT SEY OB UNS UND OB UNSERN KINDERN.»

1.

Blut Abels des Gerechten, du ſchrieeſt von der Erde gen Himmel, und Gott höhrte Dich, und erklärte ſich im Anfange der Tage, als den, «der dem Blute nachfrägt!» Welch ein Geſchrey muß im Himmel erſchollen ſeyn, da Iſrael, wie Kain, ihres Bruders Blut mit dieſer Stimme der Wuth verlangte!

2.

Blut Abels! — Wort, ſcharf wie ein zweyſchneidend Schwert! «Alles gerechte Blut, das auf Erden vergoſſen iſt, von dem Blut Abels, des Gerechten, bis auf das Blut Zacharias, des Sohns Barachias, welchen Ihr zwiſchen dem Tempel und dem Altar getœdet habet — Wahrlich, ich ſage Euch! Es wird ſolches Alles von dieſem Geſchlechte gefordert werden» — Verdienteſt du Mördergeſchlecht, du nicht, wie keines, dies ernſte prophetiſche Gerichtswort? Weil du dem Blitzworte des rœmiſchen Prætors, Sehet Ihr zu — mit Einer Stimme entgegenbrülleſt: Sein Blut ſey ob uns und ob unſern Kindern!

3.

Blut der Ægyptiſchen Erſtgebuhrt, verdorrt oder vergoſſen um Iſraels willen — Iſrael! Haſt Du das Wort vergeſſen können — «Er ließ keinen Menſchen Ihnen Schaden thun, und ſtrafete Kœnige um Ihretwillen — Taſtet meine Geſalbten nicht an! Thut meinen Propheten kein Leid» — Blut der erſchlagenen Erſtgebuhrt — Heer der erwürgten Hoffnungen Ægyptens! — — Erwürgt um des Erſtgebohrnen willen — wie Gott Iſrael nannte

Schrieſt du nicht am Feſttage des Heils für deine Vœter und dich? Am Gedächtnißtage der Todten, die Gott ſchlug? Iſrael! Höhrteſt du nicht die Stimme des Blutes der Menge, um deinetwillen — hingeworfen: Ein Opfer des würgenden Rachengels, der deine Blutbeſpritzten Hütten vorübergieng — Daß vor dem Geſchrey — «Es war ein groß Geſchrey in Ægyptenland, deßgleichen nie geweſen iſt, noch werden wird — Aber unter den Kindern Iſraels, ſollte nicht ein Hund mucken, und Stille ſeyn unter Menſchen und Vieh, damit ſie erführen, wie der Herr Ægypten und Iſrael ſcheide» — — — Daß vor dem Geſchrey, das an dieſem Tage laut in dein Ohr ſchallen ſollte, nicht übertäubt hinſank, und in dem Rachen erſtarb das unſinnige Geſchrey der Hölle — «Sein Blut ſey ob uns, und ob unſern Kindern!» —

4.

Doch wenn dieſe Blutſtimmen ſchwiegen — warum «ſchrieen die Steine» nicht? — —

5.

Jene Steine — «Auf der Achſel getragen von zwölf Hœuptern der Stœmme Iſraels — Aufgerichtet mitten im Jordan, da die Füße der Prieſter geſtanden hatten, welche die Lade des Bundes trugen — Jene Steine, die den Nachkommen kund thun ſollten — Iſrael gieng trocken durch den Jordan — da der Herr, Euer Gott das Waſſer des Jordans vertrocknete vor Euch, bis Ihr hinübergienget — Damit alle Völker auf Erden die Hand des Herrn erkennen mœgten, wie mœchtig ſie iſt — und damit Ihr den Herrn, Euern Gott fürchtet allezeit.» Jene Steine am Geſtade des Jordans — die Gott eher zu «Abrahams Kindern» umſchüfe — als daß Er unverbeſſerliche Abra-

hamskinder begnadigte — — Warum fchrieen fie nicht lauter, übertäubender, als Ihr? —

6.

Jene Steine auf den Gaffen Jerufalems — — wo die Füffe des Gerechten wandelten — «Obgleich niemand die Schuhe von feinen Füffen auszog,» wie Mofes vor Jehovah im flammenden Bufche — Wie Jofua — vor dem «Manne, der gegen Ihm über ftuhnd, und ein bloffes Schwert in feiner Hand hatte — zu dem Jofua hingieng und fragte: Gehœreft du uns an, oder unfern Feinden?» — Und der Ihm antwortete: «Nein! Sondern, Ich bin als Fürft über das Heer des Herrn hergekommen — Vor dem Jofua auf fein Angeficht zur Erde fiel, anbehtete und fprach: Was faget mein Herr feinem Knechte? — Und dem der Fürft über das Heer des Herrn antwortete: Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füffen; Denn die Stätte, da du ftehefl, ift heilig» — — Diefe einft und jetzt noch heiligen Steine, obgleich bedeckt mit ftampfenden Mörderfüffen, fchwiegen — da Ifrael rief: — Sein Blut fey ob uns und unfern Kindern!

7.

Es fchwiegen die Kinder, die im Tempel Hofanna riefen! Hofanna dem Sohn Davids! — Es verftummten «die Unmündigen und Säuglinge — auf deren Lippen fich Jehovah ein Lob bereitet hatte» — — —

«Ach! Umfonft erhub fich mit wehmuthvollem Gelifpel
Eine Stimme der Stummgewefnen, der Lahmen, der Blinden,
Und der Todten, die Jefum, den Frommen! den Menfchenfreund nannten.
Ach das wüthende Murmeln der nähern Haufen verdrang fie —
So wird durch den Sturmwind im tiefen Walde das Rufen
Eines hülflofen Kindes zum leifen Laute. So fchwinden
Vor den raufchenden Thaten des Hohen, des Weifen befcheidne.»

8.

Und ihr Engel Gottes fchwieget, die ihr in der leifeften, ftillften, feyerlichften aller Nächte, die je die Sterne emporführten, je der liebliche Mond erleuchtete — dem fanget, über den Juda mit Stimmen des Mordes heult. Euch hält die Allmacht die Hand vor den Mund — Ihr müßt den Odem an Euch halten — — damit Er leide, blute, fterbe — «Der es über fich nahm — Gott in den Hœhen zu ehren, Frieden auf Erden zu bringen, und das Menfchengefchlecht, das Ihn tœdten konnte, Gottgefällig zu machen.»

9.

Ihr fchweiget, da die Hölle ruft — und Euere Zunge erftarrt — da in der Stunde und unter der Gewalt der Finfternis Judæa fchreyt: — Sein Blut fey ob uns und ob unfern Kindern! Ihr fchweiget, daß die deutungsvolle Stimme durch alle Schöpfung erfchalle, daß es alle Sterne vernehmen, alle Augen der Hœhe niederfchauen auf den ftilleften Trager der brüllendften Weltfünde.

10.

Sein Blut fey ob uns und unfern Kindern! Stimme Ifraels, bift du's, die alfo ruft! — Du? vor deren einft ftürzten die Mauern der Heydenftadt — O du Stimme Ifraels — mächtig einft wie die Stimme des Herrn, «die über den Waffern geht! Die herrlich erfchallt auf groffen Waffern! Die Stimme des Herrn zerbricht die Zedern! Der Herr zerbricht die Zedern im Libanon;

Er machet fie hüpfen, wie leckende Kälber.
Er donnert, daß der Libanus,
Daß der hochgipflichte Sirion felber
Wie ein jung Einhorn hüpfen muß!»

So mächtig war deine Stimme, o Ifrael. «Durch den Ruf deines Glaubens ftürzten die Mauern zu Jericho.» — Und diefe deine

Stimme ruft nun lauter als Abels Blut — Mächtiger, als die Stimme, vor deren die Mauern zu Jericho sanken — Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern!

11.

Israel! Wie vergissest du deiner Würde — und die Ehre deines Namens, in welche Schmach verwandelst du sie — — Überwinderin Gottes — Du lässest dich von der Hölle überwinden — Israel! Bebt dir bey diesem Namen dein Herz nicht? — Als wenn eben die »Finger jener Menschenhand hervorgiengen, die gegen den Leuchter auf die getünchte Wand schrieb — Mene! Mene! Thekel! Upharsin! Gezählt und vollendet! Gewogen und zu leicht erfunden! Zertheilt und zerstreut — Und dein Weingarten andern Weingärtnern verliehen, die dem Herrn die Früchte zu rechter Zeit geben — Wirst du nicht gewahr der Hand, die das schreibt? — Entfärbest du dich nicht? Erschrecken dich deine Gedanken nicht, daß die Schlosse an deinen Lenden aufgehen, und deine Kniee an einander stossen?' — Israel! — Du vergissest jene Angstnacht deines Vaters und des Kampfes dessen, der dich gezeuget hat, und des Wortes deines Genius, der Ihn nicht bezwingen mogte — »Du sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel heissen; Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft, und bist obgelegen.' — Vergissest seines Seegens — an der Stätte Pniel — und seines Wortes — »Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen' — Welch ein anderer Kampf, der Kampf deines Vaters, »der in seiner Stärke mit Gott gerungen — Er rang mit dem Engel und lag Ihm ob, daß Er weynete und Ihn ernstlich bath' — als Dein Kampf — o Israel — Ach! wie anders rangest du in deiner Stärke — »der Stärke der Finsternis — mit Gott und mit Menschen, und lagest ob — Du sahest Ihn von Angesicht zu Angesicht' — wie dein Vater! Aber fern von deinen Lippen war das Wort: »Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich dann!'

12.

Wenn der Heyde ruft — — »Und dein Gott zeigt doch nur Jakob sein Wort, und Israel seine Sitten und Rechte - welches Er keinem Heyden that, und seine Rechte wußten sie nicht' — — Wenn der Heyde ruft: »Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten; Da sehet Ihr zu!' — So rufst du: — »Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern!' O Menschheit vor Gabbatha! Je tiefer die Unschuld des Besten dir eingeprægt wird, desto satanischer wütest du gegen sie!

13.

Laßt uns einen Blick auf Jesus werfen! Kein Wort der Hölle durch Menschenmund ausgesprochen, kann Ihm je tiefer durch die Seele gegangen seyn — Kein Stockstreich ihn so erzittern gemacht — Kein heulender Schwung, kein Fleischzerreissender, Gebeinzermalmender Schlag der ehernen Peitsche kann sein Innerstes so zerschmettert haben, wie dieser unsinnige Ruf seines Volkes — Alles, was Empfindung an Ihm war, verwundet, zerschmettert haben muß.

14.

Alle Bosheit der bösen Kainiten scheint sich hier wider den sanftesten Abel vereinigt zu haben. Alle Undankbarkeit aller Undankbaren — Alle Leidenschaftlichkeit der Tugendfeinde — Alle Gehöhrlosigkeit und Beredsamkeit des erhitzten Lasters — Aller Hartsinn und Unerbittlichkeit aller Tyrannen in Häusern, in Lehrsälen, auf Thronen — Alle Wuth der Vernunftlosigkeit — zerstreut sonst unter millionen Menschen scheint sich vor Gabbatha in Eine Menge zusammen zu fassen, und aller Wahrheit, aller Unschuld, aller Gerechtigkeit, aller Religion, allem Glauben an Gott

und vergeltende Zukunft hohnzusprechen — Wie ganz unaussprechlich muß das den Reinsten und Beßten aller Menschen leiden gemacht haben! Wie furchtbar schwer und unendlich muß Ihm die Arbeit — diese Larven der Hölle alle zu Gottes Ähnlichkeit herzustellen — in diesem Momente vorgekommen seyn!

15.

Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern! Sie rufen Rach' über sich und ihre Nachkommen — Die schrecklichste Rache — Sie zwingen das Schicksal, oder wie ich lieber sage, zwingen die heiligen Wächter Israels, und berechtigen die unsichtbaren Vollzieher ihrer Sprüche zu einem Gerichte über sie, welches nur durch Jahrhunderte vollzogen werden kann.

16.

Sein Blut komm' über uns und über unsere Kinder! — Groß genug ist der Einzig Grosse, den fürchterlichsten Fluch, den je blinde Vermessenheit aussprechen konnte, in einen Seegen von unendlicher und ewiger Wirkung zu verwandeln — Und nur durch den grossen Gedanken an diese unendliche That — die Er allein thun kann, sich unter der Last dieses mit zehntausend Lasten belasteten Moments aufrecht zu halten.

17.

Ach! Dieses Abels Blut hat auch eine zum Himmel dringende Sprache — einfacher und lauter noch, als die ihrige, so zehntausendfach und einstimmig sie war — Er ruft um Gnade — um Gnade für die, die es vergiessen. Mit dem höhrbaren Falle des ersten Tropfens, vor dem Himmel und Erde zittern — erschallt die Stimme der Himmelhaltenden Erbarmung — Vater! Vergieb!

18.

Sie wußten nicht, was sie thaten, und wußten nicht, was sie riefen. Sie thaten das Schlimmste mit Willen, und das Beßte wider ihren Willen. Sie riefen den furchtbarsten aller Flüche wider sich — und den heilreichsten Seegen — das allentsündigende Blut Jesu Christi über sich.

19.

Entsündigt und gesetzlich äusserlich rein war, wer mit dem Blute des, statt seiner, geschlachteten Opferthiers besprengt ward. Entsündigt und ewig innerlich rein ist, wer besprengt ist mit dem Blute Jesu Christi! Das allerheiligste der Schöpfung macht die allerheiligsten der Schöpfung. Jedes Blut des Zeugers bestimmt das Leben des Gezeugten — Sollte kein Lebens-Prinzipium von Dir ausgehen können auf deine Brüder und Kinder — Zweyter Adam!

20.

Ich erfinde nichts, und schwärme nicht, wenn ich sage — ‹Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes reinigt von aller Sünde› — Es ist das Antidotum des Todes und das Prinzipium des Ewigsten, Lebendigsten, Göttlichsten aller Leben — Ihr lästert Christum, wenn Ihr den lästert, lacht Seiner, wen Ihr dessen lacht, der behauptet: Wer Sein Blut trinkt, der hat das ewige Leben.

21.

Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern! — Ewige Weisheit, lehr uns verstehen, was wir bitten, und glauben, was wir verstehen, wenn wir bey der Taufe eines jeden Kindes sagen — ‹Schenk Ihm — die Kraft des Blutes Jesu zur Verzeihung der Sünden!›

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE.

VON DEUTSCHER BAUKUNST.

D. M.
ERVINI A STEINBACH.
1773.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte der mir deuten ſollte «*Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magiſter Ervinus, Gubernator Fabricæ Eccleſiæ Argentinenſis*», und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoßen hätte: da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thœriger und beßer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ichs vermöchte.

Was brauchts dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen die drum krabbeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchœn, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, ſteile Hœhen drauf zu zaubern, und dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen «Ich bleibe bei euch in den Wolken meines Geiſtes: vollendet das Begonnene in die Wolken!»

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pœbel heilige Namen ausſpricht, iſts Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wirds ewig ſchwindlen an deinem Coloſs, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Alſo nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrſcheinlicher dem Tod als dem Gewinſt entgegen, ſiehe! hier in dieſem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, ſchneid' ich den deinigen in eine deinem Thurm gleich ſchlank aufſteigende Buche, hänge an ſeinen vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht ungleich jenem Tuche, das dem heil. Apoſtel aus den Wolken herabgelaßen ward, voll reiner und unreiner Thiere: ſo auch voll Blumen Blüten Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geſchoßne Schwämme; das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botaniſierend, eingeſammelt, dir nun zu Ehren der Verweſung weihe.

«Es iſt im kleinen Geſchmack» ſagt der Italiæner, und geht vorbei. «Kindereyen!» lallt der Franzoſe nach, und ſchnellt triumphierend auf ſeine Doſe *à la Greque*. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der ſeinem Grab entſteigende Genius der Alten den deinen gefeßelt, Welſcher? Krochſt an den mächtigen Reſten Verhältniſſe zu betteln, flickteſt aus den heiligen Trümmern dir Lufthäuſer zuſammen, und hältſt dich für Verwahrer der Kunſtgeheimniſſe, weil du auf Zoll und Linien von

Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst! Hättest du mehr gefühlt als gemeßen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstaunetest: du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sies thaten, und es schön ist: nothwendig und wahr hättest du deine Plane geschaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So hast du deinen Bedürfnissen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich: du wolltest auch ihrer brauchen, und mauertest sie ein; wolltest auch Säulenreihen haben, und umzirkeltest den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnöthige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb ihre Herrlichkeit zu öffentlichen Kloaken zu prostituieren, daß ihr die Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun so alles seinen Gang: die Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen, der Reisebeschreiber gafft, und unsre schöne Geister, genannt Philosophen, erdrechseln aus protoplastischen Mährchen Principien und Geschichte der Künste bis auf den heutigen Tag, und echte Menschen ermordet der böse Genius im Vorhof der Geheimnisse.

Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben: er ist der erste aus dessen Seele die Theile, in Ein ewiges Ganze zusammen gewachsen, hervortreten. Aber Schule und *Principium* fesselt alle Kraft der Erkenntnis und Thätigkeit. Was soll uns das, du neufranzösischer philosophierender Kenner, daß der erste zum Bedürfnis erfindsame Mensch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband, und Äste und Moos drauf deckte? Daraus

entscheidest du das Gehörige unsrer heutigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest.

Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwey an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen, zwey hinten, und eine Stange quer über zum Forst, ist und bleibt, wie du alltäglich an Hütern der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung, von der du doch nicht einmal *Principium* für deine Schweinställe abstrahieren könntest.

So vermag keiner deiner Schlüße sich zur Region der Wahrheit zu erheben: sie schweben alle in der Atmosphäre deines Systems. Du willst uns lehren was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt dir sehr am Herzen, und in andrer Weltgegend wärst du Prophet. Du sagst »Die Säule ist der erste wesentliche Bestandtheil des Gebäudes, und der schönste. Welche erhabene Eleganz der Form! welche reine mannigfaltige Größe, wenn sie in Reihen dastehn! Nur hütet euch sie ungehörig zu brauchen: ihre Natur ist frey zu stehn. Wehe den Elenden die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben.«

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel *Intercolumnia* mit Mauerwerk ausstopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir gepredigt haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandtheil unsrer Wohnungen: sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unsrer Gebäude. Unsre Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken: sie entstehen aus vier Mauern auf

vier Seiten, die ſtatt aller Säulen ſind, alle Säulen ausſchließen; und wo ihr ſie anflickt, ſind ſie belaſtender Überfluß. Eben das gilt von unſern Paläſten und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

«Eure Gebäude ſtellen euch alſo Flächen dar, die, je weiter ſie ſich ausbreiten, je kühner ſie gen Himmel ſteigen, mit deſto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müßen.' Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab «Vermannigfaltige die ungeheure Mauer die du gen Himmel führen ſollſt, daß ſie aufſteige gleich einem hoch erhabnen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit tauſend Äſten, Millionen Zweigen, und Blättern wie der Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, ſeines Meiſters.'

* *

Als ich das erſtemal nach dem Münſter gieng, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniſs guten Geſchmacks. Auf Hörenſagen ehrt' ich die Harmonie der Maſſen, die Reinheit der Formen, war ein abgeſagter Feind der verworrnen Willkürlichkeiten gothiſcher Verzierungen. Unter die Rubrik Gothiſch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle ſynonymiſche Miſsverſtändniſſe, die mir von Unbeſtimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zuſammengeſtoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geſcheider als ein Volk das die ganze fremde Welt barbariſch nennt, hieß alles gothiſch was nicht in mein Syſtem paſste, von dem gedrechſelten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unſre bürgerliche Edelleute ihre Häuſer ſchmücken, bis zu den ernſten Reſten der älteren deutſchen Baukunſt, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gefang ſtimmte: «Ganz von Zierrath erdrückt!' und ſo graute mirs im Gehen vorm Anblick eines miſsgeformten krausborſtigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraſchte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tauſend harmonierenden Einzelnheiten beſtand, ich wohl ſchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie ſagen daß es alſo mit den Freuden des Himmels ſey; und wie oft bin ich zurückgekehrt dieſe himmliſch-irdiſche Freude zu genießen, den Rieſengeiſt unſrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfaßen! Wie oft bin ich zurückgekehrt von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit! Schwer iſts dem Menſchengeiſt, wenn ſeines Bruders Werk ſo hoch erhaben iſt, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forſchendes Schauen ermattetes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch ſie die unzähligen Theile zu ganzen Maſſen ſchmolzen, und nun dieſe einfach und groß vor meiner Seele ſtanden, und meine Kraft ſich wonnevoll entfaltete zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte ſich mir in leiſen Ahndungen der Genius des großen Werkmeiſters. «Was ſtaunſt du?' liſpelt' er mir entgegen. «Alle dieſe Maſſen waren nothwendig; und ſiehſt du ſie nicht an allen ältern Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Großen hab' ich zum ſtimmenden Verhältniſs erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zun Seiten beherſcht, ſich der weite Kreis des Fenſters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet, und ſonſt nur Tageloch war; wie hoch dräber der Glockenplatz die kleineren Fenſter forderte: das all war nothwendig, und ich bildete es ſchon.

Aber ach! wenn ich durch die düftern erhabnen Öffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens da zu ſtehn ſcheinen! In ihre kühne ſchlanke Geſtalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach! nur einer traurig da ſteht, ohne den fünfgethürmten Hauptſchmuck den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten.' Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vœgel des Morgens, die in ſeinen tauſend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen! wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die großen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt! wie in Werken der ewigen Natur bis aufs geringſte Zæſerchen Alles Geſtalt, und Alles zweckend zum Ganzen! wie das feſtgegründete ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen Alles, und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank' ichs, Genius, daß mirs nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch eine Schöpfung herabſchauen und gottgleich ſprechen kann ‹Es iſt gut.'

* * *

Und nun ſoll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutſche Kunſtgelehrte auf Hœrenſagen neidiſcher Nachbarn ſeinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverſtandnen Worte Gothiſch verkleinert! da er Gott danken ſollte laut verkündigen zu können ‹Das iſt deutſche Baukunſt, unſre Baukunſt'; da der Italiæner ſich keiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir ſelbſt dieſen Vorzug nicht zugeſtehn willſt, ſo erweiſ' uns daß die Gothen ſchon wirklich ſo gebaut haben; wo ſich einige Schwürigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthuſt, ein Homer ſey ſchon vor dem Homer geweſen, ſo laßen wir dir gerne die Geſchichte kleiner gelungner und mißlungner Verſuche, und treten anbetend vor das Werk des Meiſters, der zuerſt die zerſtreuten Elemente in Ein lebendiges Ganze zuſammen ſchuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schœnheit, verſchließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunſt, komm, genieße, und ſchaue! Hüte dich den Namen deines edelſten Künſtlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du ſchaueſt ſein treffliches Werk! Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, ſo gehab dich wohl, laß einſpannen, und ſo weiter nach Paris!

Aber zu dir, theurer Jüngling, geſell' ich mich, der du bewegt da ſtehſt, und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt die ſich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des großen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schœnheit ſehe, wo du nur Stärke und Rauheit ſiehſt. Laß einen Mißverſtand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schœnheiteley dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die ſchœnen Künſte ſeyen entſtanden aus dem Hang den wir haben ſollen die Dinge rings um uns zu verſchœnern. Das iſt nicht wahr: denn in dem Sinne, darin es wahr ſeyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philoſoph.

Die Kunſt iſt lange bildend, eh ſie ſchœn iſt, und doch ſo wahre große Kunſt, ja, oft wahrer und großer, als die ſchœne ſelbſt.

Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thætig beweiſt wann ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hohen Farben ſeine Cocos, ſeine Federn, und ſeinen Körper. Und laßt dieſe Bildnerey aus den willkürlichſten Formen beſtehn: ſie wird ohne Geſtaltsverhältniſs zuſammen ſtimmen: denn Eine Empfindung fehnf ſie zum characteriſtiſchen Ganzen.

Dieſe characteriſtiſche Kunſt iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einiger, eigner, ſelbſtſtändiger Empfindung um ſich wirkt, unbekümmert, ja unwißend alles Fremden, da mag ſie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindſamkeit geboren werden, ſie iſt ganz und lebendig. Da ſteht ihr bei Nationen und einzelnen Menſchen dann unzählige Grade. Je mehr ſich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältniſſe, die allein ſchœn und von Ewigkeit ſind, deren Hauptaccorde man beweiſen, deren Geheimniſſe man nur fühlen kann, in denen ſich allein das Leben des gottgleichen Genius in ſeligen Melodien herumwälzt; je mehr dieſe Schœnheit in das Weſen eines Geiſtes eindringt, daß ſie mit ihm entſtanden zu ſeyn ſcheint, daß ihm nichts genug thut als ſie, daß er nichts aus ſich wirkt als ſie: deſto glücklicher iſt er, deſto tiefgebeugter ſtehen wir da und beten an den Gefalhten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin geſtiegen iſt, wird ihn Keiner herabſtoßen. Hier ſteht ſein Werk: tretet hin, und erkennt das tiefſte Gefühl von Wahrheit und Schœnheit der Verhältniſſe, würkend aus ſtarker rauher deutſcher Seele auf dem eingeſchränkten düſtern Pfaffenſchauplatz des *medii ævi!*

* * * *

Und unſer *ævum*? hat auf ſeinen Genius verziehen, hat ſeine Söhne umher geſchickt fremde Gewächſe zu ihrem Verderben einzuſammeln. Der leichte Franzoſe, der noch weit ärger ſtoppelt, hat wenigſtens eine Art von Witz ſeine Beute zu einem Ganzen zu fügen: er baut jetzt aus griechiſchen Säulen und deutſchen Gewölbern ſeiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unſrer Künſtler, als er erſucht ward zu einer altdeutſchen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich geſehen ein Modell fertigen ſtattlichen antiken Säulenwerks.

Wie ſehr unſre geſchminkte Pappenmaler mir verhaßt ſind, mag ich nicht declamieren. Sie haben durch theatraliſche Stellungen, erlogne Teints, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anſpötteln, deine holzgeſchnitzteſte Geſtalt iſt mir willkommner.

Und ihr ſelbſt, treffliche Menſchen, denen die hœchſte Schœnheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herab tretet zu verkünden eure Seligkeit, ihr ſchadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wærens die Flügel der Morgenrœthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigne Kräfte ſinds, die ſich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er ſtark und behend wie der Lœwe des Gebürges auseilt auf Raub. Drum erzieht ſie meiſt die Natur, weil ihr Pædagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünſteln könnt ſtæts im gegenwärtigen Maaß ſeiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe, der du mit einem ſcharfen Aug für Verhältniſſe geboren wirſt dich

mit Leichtigkeit an allen Geſtalten zu üben! Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menſchengenuß nach Arbeit Furcht und Hoffnung fühlſt; das muthige Geſchrey des Winzers, wenn die Fälle des Herbſts ſeine Gefäße anſchwellt; den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinſel lebt, du geſtrebt und gelitten genug haſt, und genug genoßen, und ſatt biſt irdiſcher Schœnheit, und werth biſt auszuruhen in dem Arme der Göttinn, werth an ihrem Buſen zu fühlen was den vergötterten Hercules neu gebar: nimm ihn auf, himmliſche Schœnheit, du Mittlerinn zwiſchen Göttern und Menſchen, und mehr als Prometheus leit' er die Seeligkeit der Götter auf die Erde!

GÖTZ VON BERLICHINGEN.

AUS DEM ERSTEN ACT.

HERBERGE IM WALD.

Götz (vor der Thüre unter der Linde.)

Götz. Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen: ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag' und Nächte ſchon auf der Lauer! Es wird einem ſauer gemacht, das bißchen Leben und Freyheit! Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mirs wohl ſeyn laßen. (ſchenkt ein.) Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach' ich der Fürſten Herſchſucht und Ränke. Georg! Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen! Nur immer zu! Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. Georg! Hœrt der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bub (im Panzer eines Erwachſenen.)

Georg. Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtichſt du? Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey? Komm her! du ſiehſt gut aus. Schœm dich nicht, Junge! Du biſt brav! Ja wenn du ihn ausfüllteſt! Es iſt Hannſens Küraſs?

Georg. Er wollt' ein wenig ſchlafen, und ſchnallt' ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leiſe weg, und legt' ihn an, und holt meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wieſe, und zogs aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wirds den Hecken und Dornen gut gegangen ſeyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf, und ſchrie mir daß ihr rieft. Ich wollt' ihn ausſchnallen: da hœrt' ich euch zwey-dreymal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag' ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hannſen auch ein Glas, ſag' ihm, er ſoll munter ſeyn: es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundſchafter ſollen zurückkommen.

Georg. Ach, geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal! Das habt ihr schon oft gesagt! O dießmal, dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauren. Ich will euch die verschoßene Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächste mal, Georg! Du sollst erst einen Wams haben, eine Blechhaube, und einen Spieß.

Georg. Nehmet mich mit! Wär' ich letzt dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Götz. Weist du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hub sie auf: weg war sie. Gelt, ich weiß?

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl! Dafür pfeif' ich ihnen auch, wenn wir die Pferde striegeln, allerley Weisen, und lerne sie allerley lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ichs zeigen kann!

Götz. Das nächste mal, auf mein Wort. Unbewaffnet wie du bist sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sago dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden; Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann den sie jetzt haßen. Geh, Georg, gieb Hansen seinen Küraß wieder, und bring mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin (kommt.)

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher so spät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beschæmt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titul seyn soll, Augustin mit meinem Klosternamen: doch hær' ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr seyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig?

(Der Bub kommt.)

Götz. Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waßer! Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Ist das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnædiger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken: weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie versteht ihr das?

Martin. Wohl euch daß ihrs nicht versteht! Eßen und trinken, mein' ich, ist des Menschen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeßen und getrunken habt, seyd ihr wie neugeboren, seyd stärker, muthiger, geschickter zu eurem Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, seyd ihr alles doppelt was ihr seyn sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir—

Georg. (mit Waßer)

Götz. (zu Georg heimlich.) Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hærst, und sey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeßen und getrunken haben, sind wir grad das Gegentheil von dem, was wir sollen. Unsere schlæfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden.

die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (bringts ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (ſie ſtoßen an.) Ich kann die müßigen Leut nicht ausſtehen, und doch kann ich nicht ſagen daß alle Mönche müßig ſind: ſie thun was ſie können. Da komm' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in Garten; das iſt nun ihr Bienenkorb. Fürtrefflicher Salat! Kohl nach Herzensluſt! und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken wie keine in Europa!

Götz. Das iſt alſo eure Sache nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen, und kommt wieder.)

Martin. Ich wünſchte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht: ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich; mein Kloſter iſt zu Erfurt in Sachſen; er weiß, ich kann nicht ruhn: da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. Ich geh zum Biſchof von Conſtanz.

Götz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harniſch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt? und mir kommt nichts beſchwerlicher vor als nicht Menſch ſeyn dürfen. Armuth Keuſchheit und Gehorſam! Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausſtehlichſte ſcheint: ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewißens muthlos zu keichen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Stands der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtandner Begierde Gott näher zu rücken verdammt!

Götz. Wäre euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte euch bereden einen Harniſch anzulegen, wollt' euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten ſich Kraft den Harniſch zu ertragen, und mein Arm die Stärke einen Feind vom Pferde zu ſtechen! Arme ſchwache Hand, von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfäßer zu ſchwingen, wie wollteſt du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſeyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten wieder in den Orden zu treten den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat.

Götz. Glückliche *Retour!*

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig iſt allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauren, mit dem Bewußtſeyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erſtenmal nach langer Zeit, ſicher für feindlichen Überfall, entwaffnet auf euer Bette ſtreckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch beßer ſchmeckt als mir der Trunk nach langem Durſt: da könnt ihr von Glück ſagen.

Götz. Davor kommts auch ſelten.

Martin. (feuriger) Und iſt, wenns kommt, ein Vorſchmack des Himmels. Wenn ihr zurück kehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert ‹Den ſtach ich vom Pferd eh er ſchießen konnte, und den rannt' ich ſammt dem Pferd nieder›; und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meinet ihr?

Martin. Und eure Weiber! (er ſchenkt ein.) Auf Geſundheit eurer Frau! (er wiſcht ſich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles fürtreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat! des lebet er noch eins ſo lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz. (vor ſich) Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg. (geſprungen) Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es ſind ſie gewiſs.

Götz. Führ mein Pferd heraus! Hanns ſoll auffitzen. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit' euch! Seyt muthig und geduldig! Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um euren Namen.

Götz. Verzeiht mir! Lebt wohl! (er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiſer wärt, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie iſt eins mit ihrem Handſchuh: ihr ſehet, er iſt Eiſen.

Martin. So ſeyd ihr Götz von Berlichingen? Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn haſt ſehen laßen, dieſen Mann, den die Fürſten haßen, und zu dem die Bedrängten ſich wenden. (er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir dieſe Hand! laßt mich ſie küſſen!

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du mehr werth als Reliquienhand durch die das heiligſte Blut gefloßen iſt! todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Götz. (ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch beſuchte, wie ſie euch abgeſchoßen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte was ihr littet, und wie ſehr es euch ſchmerzte zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel von einem gehört zu haben der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reutersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergeßen.

Die zwey Knechte (kommen.)

Götz. (zu ihnen; ſie reden heimlich.)

Martin. (fährt inzwiſchen fort.) Ich werde das nie vergeßen, wie er im edelſten einfältigſten Vertrauen auf Gott ſprach: Und wenn ich zwölf Hände hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten? ſo kann ich mit Einer" —

Götz. In den Haslacher Wald alſo. (kehrt ſich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin! (er küſst ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich eurer nicht vergeße. (Götz ab.)

Martin. Wie mirs ſo eng ums Herz ward, da ich ihn ſah! Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den ſeinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt, einen großen Mann zu ſehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörenſagen: in unſrer Herberg iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg? da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er wäre ein Reuter geweſen: das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte! (er zieht ein Gebetbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heili-

gen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel: ſey brav, und fürchte Gott! (Martin geht.)

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel! Wenn ich einmal ſo einen hätte! Und die goldene Rüſtung! Das iſt ein garſtiger Drach! Jetzt ſchieß' ich nach Sperlingen: heiliger Georg, mach mich groß und ſtark, gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd: dann laß mir die Drachen kommen!

AUS DEM DRITTEN ACT.

BELAGERUNG.

Küche.

ELISABETH. GÖTZ (zu ihr.)

Götz. Du haſt viel Arbeit, arme Frau!

Eliſabeth. Ich wollt' ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute die ihr zeither geſpeiſet habt! Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punct halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen! Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag, und verwunden unſere Mauern und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl: er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum: wo ſich einer zu nahe wagt, blaff! liegt er.

Knecht. Kohlen, gnædige Frau!

Götz. Was giebts?

Knecht. Die Kugeln ſind alle: wir wollen neue gießen.

Götz. Wie ſtehts mit dem Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüße wohl aus.

SAAL.

LERSE (mit einer Kugelform), KNECHT (mit Kohlen.)

Lerſe. Stell ſie daher, und ſeht wo ihr im Haus Bley kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. (hebt ein Fenſter aus und ſchlægt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten. So gehts in der Welt: weiß kein Menſch was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer der die Scheiben faßte dachte gewiſs nicht daß das Bley einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte, und da mich mein Vater machte, dachte er nicht welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freßen möchte.

GEORG. (kommt mit einer Dachrinne.)

Georg. Da haſt du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte trifft, ſo entgeht keiner der Ihro Majeſtæt anſagen kann »Herr, wir haben uns proſtituiert.«

Lerſe. (haut davon.) Ein brav Stück!

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen: ich bin nicht bange davor: ein braver Reuter und ein rechter Regen mangeln nie eines Pfads.

Lerſe. (er gießt.) Halt den Löffel! (er geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsmusje mit der Büchſe herum: ſie denken, wir haben uns verſchoßen. Er ſoll die Kugel verſuchen, warm wie ſie aus der Pfanne kommt. (Er lædt.)

Georg. (lehnt den Löffel an.) Laß mich ſehn!

Lerſe. (ſchießt.) Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir (ſie gießen), wie ich zum Dachfenſter hinaus ſtieg und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir ſaß: ſie ſtürzt' in die Rinne, ich dankte ihm für den Braten, und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen unſer Mittageßen verdienen.

Götz (kommt.)

Götz. Bleib, Lerſe! Ich hab mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hœren was es ſoll.

Götz. Es wird ſeyn, ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniſs ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wærs, wenn ſie uns freyen Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet? Wir vergrüben Gold und Silber, wo ſies mit keinen Wünſchelruthen finden ſollten, überließen ihnen das Schloß, und kæmen mit Manier davon.

Götz. Sie laßen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Probe an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

SAAL.

Götz. Elisabeth. Georg. Knechte. (bei Tiſch.)

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßts euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau! (Eliſabeth zückt die Achſel.)

Götz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth. (leiſe.) Noch eine: ich hab ſie für dich bei Seit geſetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gieb ſie heraus! Sie brauchen Stärkung, nicht ich: es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Holt ſie draußen im Schrank!

Götz. Es iſt die letzte. Und mir iſts, als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin lang nicht ſo vergnügt geweſen. (er ſchenkt ein.) Es lebe der Kaiſer!

Alle. Er lebe!

Götz. Das ſoll unſer vorletztes Wort ſeyn, wenn wir ſterben. Ich lieb' ihn: denn wir haben einerley Schickſal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer annagen. Ich weiß, er wünſcht ſich manchmal lieber todt als länger die Seele eines ſo krüpplichen Körpers zu ſeyn. (ſchenkt ein.) Es geht juſt noch einmal herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieſer Flaſche erſt ſchwach, dann tropfenweiſe rinnt (er tröpfelt das Letzte in ſein Glas): was ſoll unſer letztes Wort ſeyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſt unſere Enkel glücklich, und die Kaiſer unſrer Enkel glücklich, wenn die Diener den Fürſten ſo edel und frey dienen, wie ihr mir, wenn die Fürſten dem Kaiſer dienen wie ich ihm dienen möchte.

Georg. Da müßts viel anders werden!

Götz. So viel nicht, als es ſcheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürſten treffliche Menſchen gekannt? und ſollte das Geſchlecht ausgeſtorben ſeyn? Gute Menſchen, die in ſich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edlen freyen Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufgieng, wenn ſie viel ihres Gleichen bei ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen anzuſchaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr ſolche Herren gekannt?

Götz. Wohl! Ich erinnere mich Zeitlebens wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herren die zugegen waren unter freyem Himmel speisten, und das Landvolk all herbei lief sie zu sehen. Das war keine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burschen und Mädels, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen daß mehr solcher Fürsten auf einmal herschen können, und Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, und der Unterthanen Lieb der kostbarste Familienschatz seyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland: wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwerten vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man seine Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setzte. (Georg springt auf.)

Götz. Wo willst du hin?

Georg. Ach, ich vergaß daß wir eingesperrt sind! Und der Kaiser hat uns eingesperrt! Und unsere Haut davon zu bringen setzen wir unsere Haut dran!

Götz. Sey gutes Muths!

AUS DEM FÜNFTEN ACT.

BAUERNKRIEG. TUMULT IN EINEM DORFE UND PLÜNDERUNG.

Weiber und Alte mit Kindern (und Gepäcke, Flucht.)

Alter. Fort! fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel ist! die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald! (ziehen vorbei.)

Link (Anführer.)

Link. Was sich widersetzt, niedergestochen! Das Dorf ist unser. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurück bleibt! Plündert rein aus und schnell! Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter gelaufen.)

Metzler. Wie gehts euch, Link?

Link. Drunter und drüber, siehst du: du kommst zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsperg. Da war ein Fest!

Link. Wie?

Metzler. Wir haben sie zusammen gestochen, daß eine Luft war.

Link. Wen alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wütigem Hauf herum, und er oben aufm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Plaff! schoß

ihn einer vor's Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenster heraus mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler. (zu den Bauern.) Ihr Hunde, soll ich euch Beine machen? wie sie hudeln und trudeln, die Esel!

Link. Brennt zu! sie mögen drinnen braten. Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel!

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenstein, den Elternhofen, an die dreyzehn von Adel, zusammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubilieren und ein Tumultuieren von Unsrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daher zog, einander anstürzten, und die Erd' und Himmel. Umringt waren sie, ehe sie sichs versahen, und alle mit Spießen niedergestochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Metzler. Hab mein Tag so kein *Gaudium* gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles ist leer.

Link. So brennt an allen Ecken!

Metzler. Es wird ein hübsch Feuerchen geben. Siehst du, wie die Kerls über einander purzelten und quikten wie die Fröschchen, es lief mir so warm übers Herz wie ein Glas Branntewein. Da war ein Rixinger; wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt mit dem Federbusch und weiten Naslöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde — Ich hatt' ihn die Zeit nicht gesehen; sein Fratzengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß zwischen die Rippen: da lag er, streckt' alle vier über seine Gesellen. Wie die Hasen beim Treibjagen, zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht schon brav.

Metzler. Dort hinten brennts. Laßt uns mit der Beute gelaßen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hierher zu. Sie deliberieren einen zum Hauptmann vor den das Volk all Respect hätt. Denn wir sind doch nur ihres gleichen: das fühlen sie, und werden schwürig.

Link. Wen meinen sie?

Metzler. Max Stumpf, oder Götz von Berlichingen.

Link. Das war gut, geb' auch der Sache einen Schein, wenns der Götz thät: er ist immer für einen rechtschaffenen Ritter passiert. Auf! auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Rufts herum!

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Hast du den großen Cometen gesehen?

Link. Ja. Das ist ein grausam erschrecklich Zeichen. Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir's recht sehn. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelstunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert sieht er aus, so blut-gelb-roth.

Link. Hast du die drey Stern gesehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif mit tausend und tausend Striemen wie Spieß, und dazwischen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hats gegraust. Wie das alles so bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen, und dazwischen die grausame Gesichter mit rauchen Häuptern und Bärten.

Metzler. Hast du die auch gesehen? Und das zwitfert alles so durch einander, als lägs in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn.

Link. Auf! auf!

(ab.)

NACHT, IM WILDEN WALD.
ZIGEUNERLAGER.

ZIGEUNERMUTTER (am Feuer.)

Mutter. Flick das Strohdach über der Grube, Tochter! giebt hint Nacht noch Regen genug.

KNAB (kommt.)

Knab. Ein Hamster, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Ich will sie dir abziehen und braten, und sollst eine Kapp haben von den Fellchen. Du blutst?

Knab. Hamster hat mich bißen.

Mutter. Hol mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn dein Vater kommt: wird naß seyn durch und durch.

ANDERE ZIGEUNERINN
(ein Kind auf dem Rücken).

Erste Zigeunerinn. Hast du brav geheischen?

Zweyte Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land ist voll Tumult herum, daß man seines Lebens nicht sicher ist. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erste Zigeunerinn. Ist das dort drunten Brand, der Schein? Seh' ihm schon lang zu. Man ist der Feuerzeichen am Himmel seither so gewohnt worden.

ZIGEUNERHAUPTMANN, DREY GESELLEN (kommen).

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jæger?

Erste Zigeunerinn. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitschen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jæger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels sein Gepäck!

Hauptmann. Haben im Trüben gefischt; die Bauern rauben selbst: ist uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerinn. Was hast du, Wolf?

Wolf. Einen Hasen, da! und einen Hahn. Ein Bratspieß. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein Pferdeschwanz.

Stickx. Ein wullen Deck hab' ich, ein Paar Stiefeln, Zunder und Schwefel.

Mutter. Ist alles pudelnaß: wollens trocknen. Gebt her!

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht, seht was ist!

GÖTZ (zu Pferd.)

Götz. Gott sey Dank! dort seh' ich Feuer, sind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinter her. Heiliger Gott, du endigst gräßlich mit mir!

Hauptmann. Ists Friede, daß du kommst?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helft ihm! Ein edler Mann an Gestalt und Wort.

Wolf. (leise.) Es ist Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyt willkommen! Alles ist euer was wir haben.

Götz. Dank euch!

Hauptmann. Kommt in mein Zelt!

HAUPTMANNS ZELT.

Hauptmann. Ruft der Mutter! sie soll Blutwurzel bringen und Pflaster.

Götz. (legt den Harnisch ab).

Hauptmann. Hier ist mein Feyertagswams.

Götz. Gott lohns!

MUTTER (verbindet ihn.)

Hauptmann. Es ist mir herzlich lieb, euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer sollte euch nicht kennen! Götz, unser Leben und Blut laßen wir für euch.

SCHRICKS.

Schricks. Kommen durch den Wald Reuter. Sinds Bündische?

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie sollen mir bis zu euch kommen. Auf, Schricks! biete den andern! Wir kennen die Schliche beßer als sie: wir schießen sie nieder ehe sie uns gewahr werden. (ab.)

Götz (allein). O Kaiser! Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder. (Man hört scharf schießen.) Die wilden Kerls, starr und treu.

ZIGEUNERINN.

Zigeunerinn. Rettet euch! Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo ist mein Pferd?

Zigeunerinn. Hierbei.

Götz (gürtet sich, und sitzt auf ohne Harnisch). Zum letztenmal sollen sie meinen Arm fühlen. Ich bin so schwach noch nicht. (ab.)

Zigeunerinn. Er sprengt zu den Unsrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort! fort! Alles verloren! Unser Hauptmann erschossen! Götz gefangen! (Geheul der Weiber und Flucht.)

HEILBRONN IM THURN.

GÖTZ. ELISABETH.

Elisabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir! Dein Stillschweigen ängstet mich. Du verglühst in dir selbst. Komm, laß uns nach deinen Wunden sehen! sie beßern sich um vieles. In der muthlosen Finsternis erkenn' ich dich nicht mehr.

Götz. Suchtest du den Götz? Der ist lang hin. Sie haben mich nach und nach verstümmelt: meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem? — Was hört ihr von Georgen? Ist Lerse nach Georgen?

Elisabeth. Ja, Lieber! Richtet euch auf: es kann sich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf. Ich weiß am beßten was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ists nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden. Es ist alles zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte, sie sollte seyn wie mein Leben. Sein Will geschehe!

Elisabeth. Willt du nicht was eßen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne draußen scheint!

Elisabeth. Ein schöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könntest mich in sein klein Gärtchen zu laßen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöße, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Elisabeth. Gleich! und er wirds wohl thun.

GÄRTCHEN AM THURN.

MARIE. LERSE.

Marie. Geh hinein, und sieh wies steht. (Lerse ab.)

ELISABETH. WÄCHTER.

Elisabeth. Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Marie, was bringst du?

Marie. Meines Bruders Sicherheit. Ach! aber mein Herz ist zerrißen. Weislingen ist todt, vergiftet von seinem Weibe. Mein Mann ist in Gefahr. Die Fürsten werden ihm zu mächtig; man sagt, er sey eingeschloßen und belagert.

Elisabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht! Und laßt Götzen nichts merken.

Marie. Wie stehts um ihn?

Elisabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des

Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Marie. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun; da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. Georg, hätten ſie ſich alle gehalten wie er! ſie hätten all das gute Gewißen haben müßen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit: er ſtarb einen Reuters-Tod.

Marie. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergens vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Marie. O Gott! was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

Götz. Lerse. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! wie wohl iſts einem unter deinem Himmel! wie frey! Die Bäume treiben Knoſpen, und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben! meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt?

Götz. Laß ihn! er iſt heiliger als ich: er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahndete mirs nicht, daß ich ſo ſterben würde. Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhœrt, und ich bin der letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen: jetzt hältſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſæhe, mich an ſeinem Blick wärmte! Ihr ſeht zur Erden und weint? Er iſt todt! Georg iſt todt! Stirb, Götz! Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edlen überlebt. Wie ſtarb er? Ach! fiengen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Lœw um ſeine Freyheit.

Götz. Gott ſey Dank! Er war der beſte Junge unter der Sonne, und tapfer. — Lœſe meine Seele nun! — Arme Frau! ich laße dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht! — Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs: es iſt ihm Freyheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Marie, gebe dir Gott deinen Mann wieder! Mœge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! — Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg! — Gebt mir einen Trunk Waßer! — Himmliſche Luft! Freyheit! Freyheit! (er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt iſt ein Gefängniſs.

Marie. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert das dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft die dich verkennt!

AUS DEN LEIDEN DES JUNGEN WERTHERS.

Am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art mich anzubauen, irgend mir an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Ich habe auch hier wieder ein Plätzchen angetroffen das mich angezogen hat.

Ohngefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, überſieht man mit Einem das ganze Thal. Eine gute Wirthinn, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein Bier Caffee, und was über alles geht ſind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Äſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäuſern Scheuern und Hœfen eingeſchloßen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß' ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, und trinke meinen Caffee da, und leſe meinen Homer. Das erſte mal als ich durch Zufall an einem ſchœnen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen ſo einſam. Es war alles im Felde. Nur ein Knabe von ohngefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein andres, etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füßen ſitzendes Kind mit beiden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seßel diente, und ohngeachtet der Munterkeit womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick, und ich ſetzte mich auf einen Pflug der gegenüber ſtund, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen; ich fügte den nächſten Zaun, ein Tennenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, wie es all hinter einander ſtund, und fand nach Verlauf einer Stunde daß ich eine wohlgeordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertiget hatte ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſatze mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ohngefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch der ſich nach ihnen bildet wird nie etwas abgeſchmacktes und ſchlechtes hervorbringen, wie einer der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bœſewicht werden kann: dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtœren. Sagſt du ‹Das iſt hart: ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben' u. ſ. w. guter Freund, ſoll ich dir ein Gleichniſs geben: es iſt damit wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mædchen, bringt alle Stunden ſeines Tags bei ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermœgen um ihr jeden Augenblick auszudrücken daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da kæme ein Philiſter, ein Mann der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm ‹Feiner junger Herr, lieben iſt menſchlich: nur müßt ihr menſchlich lieben. Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Er-

holungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage' u. s. w. Folgt der Mensch, so giebts einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen ihn in ein Collegium zu setzen: nur mit seiner Liebe ists am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht? so selten in hohen Fluten hereinbraust, und eure staunende Seele erschüttert? Lieben Freunde, da wohnen die gelaßnen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wißen.

Am 31. Junii.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart, und mit mir mag werden was will, so darf ich nicht sagen daß ich die Freuden des Lebens nicht genoßen habe. Du kennst mein Wahlheim. Dort bin ich völlig etabliert. Von dort hab' ich nur eine halbe Stunde zu Lotten: dort fühl' ich mich selbst und alles Glück das dem Menschen gegeben ist.

Hätte ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge? Wie oft hab' ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weiten Wanderungen bald vom Berge, bald in der Ebne über den Fluß gesehen.

Lieber Wilhelm! ich habe allerley nachgedacht über die Begier im Menschen sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen, und dann wieder über den innern Trieb sich der Einschränkung willig zu ergeben, und in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um rechts noch links zu bekümmern.

Es ist wunderbar, wie ich hieher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen: ach könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Bergs: ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! Die in einander gekettete Hügel und vertrauliche Thäler: o könnte ich mich in ihnen verlieren! Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden was ich hoffte. O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele; unsere Empfindung verschwimmt sich darinne wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu laßen. Und sieh! wenn wir hineueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

Und so sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande, und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattinn, in dem Kreise seiner Kinder und der Geschäfte zu ihrer Erhaltung all die Wonne, die er in der weiten oden Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze und sie abfädme, und dazwischen lese in meinem Homer; wenn ich denn in der kleinen Küche

mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, meine Schoten ans Feuer ſtelle, zudecke, und mich dazu ſetze ſie manchmal umzuſchütteln: da fühl' ich ſo lebhaft wie die herrlichen übermüthigen Freyer der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten zerlegen und braten. Es iſt nichts das mich ſo mit einer ſtillen wahren Empfindung ausfüllte als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſey Dank! ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mirs, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthume ſeine Freude hatte, all in einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 18. Auguſt.

Mußte denn das ſo ſeyn, daß das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo viel Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſte der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute, und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, all jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich denn die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreyte, und das Gewebere um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir alles das innere glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie umfaßt' ich das all mit warmen Herzen, verlor mich in der unendlichen Fülle, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allliebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüße ſtrömten unter mir und Wald und Gebürg erklang. Und ich ſah ſie würken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der Geſchöpfe all, und alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten, und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt! Vom unzugänglichen Gebürge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geiſt des Ewigſchaffenden, und freut ſich jedes Staubs der ihn vernimmt und lebt. Ach damals, wie oft hab' ich mich mit Fittigen eines Kraniche, der über mich hinflog, zu dem

Ufer des ungemeßenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl; selbst diese Anstrengung jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mir dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewigoffnen Grabes. Kannst du sagen «Das ist'? da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerißen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird. Da ist kein Augenblick der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick da du nicht ein Zerstörer bist, seyn must. Der harmlosesste Spaziergang kostet tausend tausend armen Würmchen das Leben; es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große seltne Noth der Welt, diese Fluten die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben die eure Städte verschlingen, rühren mich. Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumel' ich beängstet, Himmel und Erde und alle die webenden Kräfte um mich her. Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimat mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S . . zu steht, ließ ich halten, stieg aus, und ließ den Postillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedessen als Knabe das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnt' ich mich in glücklicher Unwißenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz alle die Nahrung, all den Genuß hoffte, dessen Erwangeln ich so oft in meinem Busen fühlte. Jetzt kam ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen! Ich sah das Gebürge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen. Stunden lang konnt' ich hier sitzen, und mich hinüber sehnen, mit inniger Seele mich in denen Wäldern, denen Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlich dämmernd darstellten; und wenn ich denn um bestimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz. Ich kam der Stadt näher: alle alte bekannte Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt: die neuen waren mir zuwider; so auch alle Veränderungen die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins *Détail* gehen: so reizend als es mir war, so einförmig

würd' es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloßen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe. Im Hingehn bemerkt' ich daß die Schulſtube, wo ein ehrlich altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kram verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte. Ich that keinen Schritt der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viel Stæten religiœſer Erinnerung, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. Noch eins für tauſend. Ich gieng den Fluß hinab bis an einen gewiſſen Hof: das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzchen da wir Knaben uns übten die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waßer hervorzubringen. Ich erinnre mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand und dem Waßer nachſah, mit wie wunderbaren Abndungen ich das verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte wo es nun hinfloße, und wie ich da ſo bald Grenzen meiner Vorſtellungskraft fand; und doch mußte das weiter gehn, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlor. Siehe, mein Lieber, das iſt doch eben das Gefühl der herrlichen Altvæter. Wenn Ulyſs von dem ungemeßenen Meere und von der unendlichen Erde ſpricht, iſt das nicht wahrer, menſchlicher, inniger, als wenn jezo jeder Schulknabe ſich wunder weiſe dänkt, wenn er nachſagen kann daß ſie rund ſey?

Nun bin ich hier auf dem fürſtlichen Jagdſchloße. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben: er iſt ganz wahr und einfach. Was mir noch manchmal leid thut iſt daß er oft über Sachen redt die er nur gehœrt und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspuncte, wie ſie ihm der andre darſtellen mochte. Auch ſchätzt er meinen Verſtand und Talente mehr als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elends. Ach! was ich weiß kann jeder wißen: mein Herz hab' ich allein.

Am 12. October.

Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Vœter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt! Zu hœren vom Gebürge her im Gebrülle des Waldſtroms halbverwehtes Ächzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mædchens um die vier moosbedeckten grasbewachsnen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten! Wenn ich ihn denn finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußſtapfen ſeiner Vœter ſucht, und ach! ihre Grabſteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der ſich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes ſiegrückkehrendes Schiff beſchien; wenn ich ſo den tiefen Kummer auf ſeiner Stirne leſe, ſo den letzten verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken ſehe, wie er immer neue ſehnenzerglühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen wehenden Graſe niederſieht, und ausruft «Der Wanderer wird kommen, kommen der mich kannte in meiner Schœnheit, und

fragen ‹Wo iſt der Sänger, Fingals trefflicher Sohn?' Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde!' — o Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, und meinen Fürſten von der zückenden Qual des langſam abſterbenden Lebens auf einmal befreyen, und dem befreyten Halbgott meine Seele nachſenden.

Am 3. November.

Weiß Gott, ich lege mich ſo oft zu Bette mit dem Wunſch, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen; und Morgens ſchlag' ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſeyn könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeſchlagne Unternehmung ſchieben! ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Weh mir! ich fühle zu wahr daß an mir allein alle Schuld liegt. Nicht Schuld! Genug daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehmals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte eine ganze Welt liebevoll zu umfaßen? Und das Herz iſt jezo todt: aus ihm fließen keine Entzückungen mehr; meine Augen ſind trocken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine Stirne zuſammen. Ich leide viel: denn ich habe verloren was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft mit der ich Welten um mich ſchuf. Sie iſt dahin! Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt: o wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht wie ein lackiert Bildchen, und all die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich ſo oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackermann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber ach! ich fühls: Gott giebt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten; und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren ſie ſo ſelig? als weil ich mit Geduld ſeinen Geiſt erwartete, und die Wonne die er über mich ausgoß mit ganzem innigdankbarem Herzen aufnahm.

Am 8. December.

Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande in dem jene Unglücklichen müßen geweſen ſeyn, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umhergetrieben. Manchmal ergreift michs: es iſt nicht Angſt, nicht Begier: es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreſst: wehe! wehe! und dann ſchweif' ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Nacht mußt' ich hinaus. Ich hatte noch Abends gehört, der Fluß ſey übergetreten und die Bäche all, und von Wahlheim herunter all mein liebes Thal überſchwemmt. Nachts nach Eilf rannt' ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel vom Fels herunter die wühlenden Fluten in dem Mondlichte wirbeln zu ſehn über Äcker und Wieſen

und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine ſtürmende See im Saufen des Windes! Und wenn denn der Mond wieder hervortrat und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Flut in fürchterlich herrlichen Widerſchein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen: ach! mit offnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab hinab, und verlor mich in der Wonne all meine Qualen, all meine Leiden da hinab zu ſtürmen, dahin zu brauſen wie die Wellen. O! und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht und alle Qualen zu enden! Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen: ich fühls. O Wilhelm, wie gern hätt' ich all mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluten zu faßen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil?

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht auf einem heißen Spaziergange: das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte, Wilhelm! Und ihre Wieſen dacht' ich, und all die Gegend um ihr Jagdhaus; wie jetzt vom reißenden Strome verſtört unſere Lauben dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtral blickte herein, wie einem Gefangnen ein Traum von Heerden Wieſen und Ehrenämtern. Ich ſtand! Ich ſchelte mich nicht: denn ich habe Muth zu ſterben. Ich hätte — Nun ſitz' ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz an Zäunen ſtoppelt und ihr Brot an den Thüren um ihr hinſterbendes freudloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern.

AUS DEM TAGEBUCH DER ITALIÆNISCHEN REISE.

Venedig den 8. October 1786.

In dem Hauſe Farſetti iſt eine koſtbare Sammlung von Abgüßen der beſten Antiken. Ich ſchweige von denen, die ich von Mannheim her und ſonſt ſchon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntſchaften. Eine Cleopatra in coloſſaler Ruhe, die Aſpis um den Arm geſchlungen, und in den Tod hinüber ſchlafend; ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngſte Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt; ſodann einige Gladiatoren, ein in ſeinen Flügeln ruhender Genius, ſitzende und ſtehende Philoſophen.

Es ſind Werke an denen ſich die Welt Jahrtauſende freuen und bilden kann ohne den Werth des Künſtlers durch Gedanken zu erſchöpfen.

Viele bedeutende Büſten verſetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider wie weit ich in dieſen Kenntniſſen zurück bin: doch es wird vorwärts gehen; wenigſtens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunſt und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht ſo paradox, als wenn Jacob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüßel durch Einſtralung Jovis über das Univerſum erleuchtet wurde. Auch ſteht in dieſer Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Fauſtina in Rom. Die vorſpringende Gegenwart dieſes herrlichen Architecturgebildes erinnerte mich an das Capital des Pantheon in Mannheim. Das iſt freylich etwas

anderes als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen; etwas anderes als unſere Tabacksſpeifen-Säulen, ſpitze Thürmlein und Blumenzacken: dieſe hin ich nun, Gott ſey Dank! auf ewig los.

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwey ungeheure Lœwen von weißem Marmor vor dem Thore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt: herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie alles umher klein machen, und daß man ſelbſt zu nichte würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhüben. Sie ſollen aus der beſten Griechiſchen Zeit, und vom Piræeus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſeyn.

Aus Athen mœgen gleichfalls ein paar Basreliefe ſtammen, in dem Tempel der heiligen Juſtina, der Türken-Beſiegerinn, eingemauert, aber leider durch Kirchſtühle einigermaßen verkünſtert. Der Küſter machte mich aufmerkſam darauf, weil die Sage gehe daß Tizian ſeine unendlich ſchœnen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorſtellend, darnach geformt habe. Es ſind Genien welche ſich mit Attributen der Götter ſchleppen, freylich ſo ſchœn, daß es allen Begriff überſteigt.

Sodann betrachtete ich mit ganz eignem Gefühl die nackte coloſſale Statue des Marcus Agrippa in dem Hofe eines Palaſtes; ein ſich ihm zur Seite heraufſchlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche heroiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcus-Kirche beſah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht daß ſie fleckig ſind, theils einen ſchœnen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe ſieht und erfährt man daß ſie ganz vergoldet waren, und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, ſondern abhauen wollten. Auch das war gut: ſo blieb wenigſtens die Geſtalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! Ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hœren. Was mir ſonderbar ſcheint iſt daß ſie in der Nähe ſchwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirſche ausſehen.

Den 12. October.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Acten inrotuliert, und den Freunden zum Urtheilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich manches in dieſen Blättern das ich næher beſtimmen erweitern und verbeßern könnte: es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wære, uns doch köſtlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüber ſenden! Ja wohl iſt dem Italiæner das Ultramontane eine dunkle Vorſtellung; auch mir kommt das Jenſeits der Alpen nun düſter vor: doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Clima würde mich reizen dieſe Gegenden jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit ſind mächtige Feßeln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte wo ich unbeſchäftigt wære: jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu ſchaffen. Die Baukunſt ſteigt wie ein alter Geiſt aus dem Grabe hervor; ſie heißt mich ihre Lehren wie die Regeln einer ausgeſtor-

benen Sprache ſtudieren, nicht um ſie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, ſondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeſchiedene Exiſtenz der vergangenen Zeitalter in einem ſtillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, ſo habe ich mir auch die Ausgabe des Galliani angeſchafft: allein dieſer Foliante laſtet in meinem Gepäck wie das Studium deſſelben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch ſeine Worte und Werke, durch ſeine Art und Weiſe des Denkens und Schaffens den Vitruv ſchon näher gebracht und verdolmetſcht, beßer als die Italiäniſche Überſetzung thun kann. Vitruv lieſt ſich nicht ſo leicht: das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben, und fordert ein kritiſches Studium. Deſſen ungeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beßer zu ſagen: ich leſe es wie ein Brevier, mehr aus Andacht als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und giebt Raum zum Leſen und Schreiben.

Gott ſey Dank, wie mir alles wieder lieb wird was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich daß ich den alten Schriftſtellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es ſagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen Lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Geſchah es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Herder ſpottete oft über mich daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne: denn er hatte bemerkt daß dieß das einzige Lateiniſche Buch war das ich las: er wußte aber nicht wie ſehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abſtrufen Allgemeinheiten nur ängſtlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wielandſche Überſetzung der Satiren höchſt unglücklich gemacht: ich hatte kaum zwey geleſen, ſo war ich ſchon verrückt.

Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wär' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer ſolchen Reife war die Begierde dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehen in meinem Gemüth geſtiegen. Die hiſtoriſche Kenntniſs fördert mich nicht: die Dinge ſtanden nur eine Hand breit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geſchieden. Es iſt mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erſtenmal ſähe, ſondern als ob ich ſie wiederſähe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig, und habe mir die hieſige Exiſtenz genugſam zugeeignet, und weiß daß ich, wenn auch einen unvolliſtändigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Bologna den 19. October.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet um zu ſehen und wieder zu ſehen: aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie. An dieſem Himmel treten wieder neue Geſtirne hervor, die ich nicht berechnen kann, und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer ſpätern glücklichern Kunſtzeit entſprungen; ſie aber wahrhaft zu genießen gehört Wißen und Urtheil, welches mir abgeht, und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniſs der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten: daraus entſtanden mancherley Ungeheuer. Indem

der himmliſche Sinn des Guido, ſein Pinſel, der nur das Vollkommenſte was geſehaut werden kann hätte mahlen ſollen, dich anzieht, ſo möchteſt du gleich die Augen von den abſcheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenſtänden wegkehren; und ſo geht es durchaus: man iſt immer auf der Anatomie, dem Rabenſteine, dem Schindanger; immer Leiden des Helden, niemals Handlung; nie ein gegenwärtig Intereſſe, immer etwas phantaſtiſch von außen Erwartetes. Entweder Miſſethæter oder Verzuckte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Mahler um ſich zu retten einen nackten Kerl, eine hübſche Zuſchauerinn herbei ſchleppt, allenfalls ſeine geiſtlichen Helden als Gliedermänner tractiert, und ihnen recht ſchöne Faltenmäntel überwirft. Da iſt nichts was einen menſchlichen Begriff gäbe. Unter zehn Sujets nicht eins das man hätte mahlen ſollen, und das eine hat der Künſtler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido in der Kirche der Mendicanti iſt alles was man mahlen, aber auch alles was man Unſinniges beſtellen und dem Künſtler zumuthen kann. Es iſt ein Votivbild. Ich glaube, der ganze Senat hat es gelobt, und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth wären eine Pſyche in ihrem Unglück zu tröſten, müßen hier —

Der heilige Proclus eine ſchöne Figur: aber dann die andern, Biſchöfe und Pfaffen! Unten ſind himmliſche Kinder, die mit Attributen ſpielen. Der Mahler, dem das Meßer an der Kehle ſaß, ſuchte ſich zu helfen wie er konnte; er mühte ſich ab, nur um zu zeigen daß nicht er der Barbar ſey. Zwey nackte Figuren von Guido, ein Johannes in der Wüſte, ein Sebaſtian, wie köſtlich gemahlt! und was ſagen ſie? Der eine ſperrt das Maul auf, und der andere krümmt ſich.

Betrachte ich in dieſem Unmuth die Geſchichte, ſo möchte ich ſagen: Der Glaube hat die Künſte wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen iſt Herr über ſie geworden, und hat ſie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tiſche etwas milder und weniger anmaßlich geſtimmt als heute früh, bemerkte ich folgendes in meine Schreibtafel. Im Palaſt Tanari iſt ein berühmtes Bild von Guido, die ſäugende Maria vorſtellend, über Lebensgröße; der Kopf als wenn ihn ein Gott gemahlt hätte; unbeſchreiblich iſt der Ausdruck mit welchem ſie auf den ſäugenden Knaben herunterſieht. Mir ſcheint es eine ſtille tiefe Duldung, nicht als wenn ſie ein Kind der Liebe und Freude, ſondern ein untergeſchobenes himmliſches Wechſelkind nur ſo an ſich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders iſt, und ſie in tiefſter Demuth gar nicht begreift wie ſie dazu kommt. Der übrige Raum iſt durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höflich preiſen: ich wußte nicht was ich daraus machen ſollte. Auch ſind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellſten.

Unerachtet der Verwirrung in der ich mich befinde, fühle ich doch ſchon daß Uebung Bekanntſchaft und Neigung mir ſchon in dieſen Irrgärten zu Hülfe kommen. So ſprach mich eine Beſchneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann ſchon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenſtand, und freute mich an der Ausführung. Gemahlt was man ſich denken kann; alles daran reſpectabel und vollendet als wenns Emaille wär.

Und ſo geht mirs denn wie Bileam, dem confuſen Propheten, welcher ſegnete da er zu fluchen gedachte; und dieß würde noch öfter der Fall ſeyn, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben wird, ſo iſt man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein koſtbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geiſt meine Iphigenie vorleſen, und meine Heldinn nichts ſagen laßen was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſüßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden durch die ich mich durcharbeiten muß noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurch zieht die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortſetzen: aber was geſchah? Der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als mœglich ſey es hier verzeichnet.

Electra, in gewiſſer Hoffnung daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grauſame Axt, die ſo viel Unheil in Pelops Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen, und erzählt wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Electra kennt ſich ſelbſt nicht, und weiß nicht ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll.

Indeſſen ſind Iphigenie Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contraſtiert gar merkwürdig mit Electrens irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten wechſelſeitig unerkannt zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Prieſterinn welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Electren. Dieſe iſt im Begriff mit demſelbigen Beil, welches ſie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieſes letzte ſchreckliche Übel von Geſchwiſtern abwendet. Wenn dieſe Scene gelingt, ſo iſt nicht leicht etwas Großeres und Rührenderes auf dem Theater geſehen worden. Wo ſoll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geiſt willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer ſolchen Überfüllung des Guten und Wünſchenswerthen genügſtigt fühle, ſo muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr ſeyn, bedeutend genug ſchien. Es träumte mir nemlich, ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachſenen Inſel, von der mir bewußt war daß daſelbſt die ſchœnſten Faſanen zu haben ſeyen. Auch handelte ich ſogleich mit den Einwohnern um ſolches Gefieder, welches ſie auch ſogleich häufig getœdtet herbeibrachten. Es waren wohl Faſanen: wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, ſo erblickte man lange farbig beaugte Schweife wie von Pfauen oder ſeltenen Paradiesvœgeln. Dieſe brachte man mir ſchockweiſe ins Schiff, legte ſie mit den Köpfen nach innen, ſo zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federſchweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichſten Schober bildeten, den man ſich denken kann, und zwar ſo reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchſchnitten wir die ruhige Flut, und

ich nannte mir indeſſen ſchon die Freunde denen ich von dieſen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwiſchen ungeheuer bemaſteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck flieg um meinem kleinen Kahn einen ſichern Landungsplatz zu ſuchen.

An ſolchen Wahnbildern ergetzen wir uns, die, weil ſie aus uns ſelbſt entſpringen, wohl Analogie mit unſerm übrigen Leben und Schickſalen haben müßen.

VERDEUTSCHUNG VON JOHANNES VON MÜLLERS REDE ÜBER FRIEDRICH DEN GROSSEN.

29. JANUAR 1807.

Intaminatis fulget honoribus.

Jener große Kœnig, Friedrich der Zweyte, Überwinder, Geſetzgeber, der ſeinem Jahrhundert, ſeinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längſt nicht mehr unter den Sterblichen. Heute verſammelt ſich die Academie um ſeiner zu gedenken. Preußiſche Männer, die ſich der Zeiten erinnern wo die Wetter des Krieges, die Geſetze des Friedens, die erleuchtenden Stralen des Genius wechſelsweiſe von Sansſouci her ſich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menſchen Bewunderung einprægten: ſie ſind heute gekommen unſere Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechſel, in der Erſchütterung, im Einſturz verlangen ausgezeichnete Fremde an dieſem Tage zu erfahren was wir gegenwärtig von Friedrich zu ſagen haben, und ob die Empfindung ſeines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig redende hat es immer als eine weiſe Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unſterblichen Ruhm eifrig und mühſam verfolgend, von einer wolläſtigen Ruhe ſich vorſätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienſtes durch keinen äußern Wechſel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten die in verſchiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn, immer neu, niemals zum Überdruß, eine ſolche Lobrede keiner Künſte bedarf um die Theilnahme großer Seelen zu wecken, und die Schwachen træſtend abzuhalten, die im Begriff ſind ſich ſelbſt aufzugeben: dann iſt die Weihe vollbracht; ein ſolcher Mann gehœrt wie die unſterblichen Götter nicht einem gewiſſen Land, einem gewiſſen Volk (dieſe können veränderliche Schickſale haben), der ganzen Menſchheit gehœrt er an, die ſo edler Vorbilder bedarf um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Dieſe Betrachtungen gründen ſich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beſchränkten Köpfe, einiger Freunde ſeltſamen Widerſpruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele dem erſten der Cæſaren ſtreitig gemacht? wer den ungeheuren Umfaßungsgeiſt, die Kühnheit der Entwürfe

dem großen Alexander, oder die vollendete Vortrefflichkeit des Characters dem Trajan? Conſtantin und Juſtinian haben mehrere Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte daß der erſte nicht Stärke des Geiſtes genug beſeßen hatte um die Parteyen zu beherſchen, und daß er ſtatt ſich der Hierarchie zu bedienen ſich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einſah daß an dem groſſen und ſchreckſten was zu Juſtinians Zeiten geſchehen war dieſer Kaiſer faſt ganz und gar keinen perſœnlichen Antheil gehabt hatte: da verloren dieſe Fürſten den ausgezeichneten Platz den ihnen Schmeicheley und Ränkeſpiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweiſen gedachte. Der eine war Herr des ganzen rœmiſchen Reichs, der andere Herr der ſchœnſten ſeiner Provinzen. Conſtantin erwarb Kriegslorbeern, Juſtinian war von glücklichen Feldherren und weiſen Rechtsgelehrten umgeben: doch ſind Herrſchaft und Glück nicht zuverläßige Pfänder eines unſterblichen Ruhmes. Wie vieler Kœnigreiche und Länder bedürfte es um ſich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzuſtellen, dem Erfinder der ſchrægen Schlachtordnung, dem Beſieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Beſieger ſeiner ſelbſt! Und wer nicht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniſs zu den Mitteln ſeines Staates iſt der Ruhm des großen Mannes, deſſen Andenken uns heute verſammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beſchränkten Nachlaß Philipps; und ſo bleibt dieſer Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, ſondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unſchätzbarer Bezug zwiſchen einem jeden Lande und den berühmten Männern die aus ſeinem Schooße hervorgiengen: und wie bedeutend muß ein ſolches Verhältniſs werden, wenn ſolche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten; wenn ſie als Hausvater für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten, oder auf das edelſte vergroßerten; wenn ſie uns als unvergleichliche Dæmonen erſcheinen, die, ähnlich den hœchſten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indeſs hundert und hundert Menſchengeſchlechter augenblicklichen Ruſs nach und nach hinſchwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verſchlungen. Von jenem Hohen bleibt ein Eindruck: der Menſchen-Character eignet ſich ihn zu, durchdringt ſich davon und ſtählt ſich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes; ſie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unſerer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz: der Geiſt Philipps trat hervor und das Geſtirn Alexanders. In der zweyten Geſchlechtsreihe nach ihnen ſehen ſich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflœſung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als ſie nach ſo vielen und unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten ſie bis auf unſere Zeit den Ruf die beſten Soldaten des Reiches zu ſeyn, dem ſie angehœren.

An jedem Volke das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde freut man ſich in der Geſchichtsbildung, in dem Ausdruck des Characters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer ſucht nicht Rœmer in Rom? ja unter Lumpengewand *Romanos rerum dominos*? An allen Italiænern ſtudiert man die Zœge dieſes wunderhaften Volks, das zweymal die Welt überwand, und länger als ein anderes beherſchte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundſætze, jene unerſchütterliche

Folge von Entwürfen, dieſe Kunſt, die Gewalt ſie auszuführen uns im Leben begegnet? Und ſo fordern wir von allen Franzoſen die Tüchtigkeit, das Selbſtgefühl, den Muth ihrer germaniſchen Väter, jene Vorzüge veredelt durch die Anmuth Franz des Erſten, die edle Freimüthigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja was werden künftige Geſchlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetiſcher Tapferkeit zerſtören: immer noch würde die Welt mit Liebe ſich unter den Schweizern ein Bild Telliſcher Einfalt, Winkelriediſcher Aufopferung hervorzuſuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das anſtatt ſich gefangen zu geben lieber geſammt umkam.

Dergleichen unzerſtörliche höchſt achtungswerthe Erinnerungen an die Voreltern ſind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einſt keine Schiffe mehr im Pirœeus, keine Schätze mehr in der Cecropiſchen Burg beſaß, Pericles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherſchend zurückkehrte, und Athen, doch unklug leider! mit der ewigen Roma, der Weltherſcherinn, zu kämpfen ſich vermaß: was that der Sieger, was that Cornelius Sylla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute ſich ſeiner Güte. Große Männer (und an Sylla fand man Züge die den großen Mann bezeichnen), ſie haben nicht wie andere Menſchen in Leidenſchaften und Verhältniſſen etwas Beſonderes Einzelnes Eigenes. Söhne des Genius, im Beſitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt anſtatt zu zerſtören, bilden ſie alle zuſammen einen Geſchlechtskreis, in dem man ſich wechſelſeitig anerkennt; ja ſie achten gegenſeitig das Andenken ihres Ruhms. Himbris rohe Natur konnte Ilium zerſtören: Alexander opferte daſſelbſt. Jedes Volk das einem Heroen angehœrte hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beſchränkt ſich im Kreiſe des Augenblicks: der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert ſich im Gefühl ſeiner Verwandtſchaft mit den Beſten. Und daran erkennt man die Vorzüglichſten. Alexander rettete Pindars Haus: Pius der Fünfte zerſtreute Tacitus Aſche. Alſo, Preußen, unter allen Abwechſelungen des Glücks und der Zeiten, ſo lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiſte, den Tugenden des großen Kœnigs weilt, ſo lange nur eine Spur von dem Eindruck ſeines Lebens in euren Seelen ſich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geiſter, ſchwache Seelen fragen vielleicht ‚Was haben wir denn gemein mit einem Kœnig, einem Krieger, einem unumſchränkten Fürſten? und nachzuahmen einem ſolchen, wær' es nicht Thorheit?' Dieſe fragen wir dagegen: War er denn Friedrich durch Erbſchaft? war er Friedrich durch Glück, das ſo oft in Schlachten entſcheid? war ers durch Gewalt, die ſo oft zu Irrthümern und Miſsbräuchen verleitet? Nein, er ward ſo groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt: möchten wir es fühlen!

Das erſte was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Überzeugung, er müße, weil er Kœnig ſey, der erſte unter den Kœnigen ſeyn durch die Art ſeine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künſte des Friedens lieber mœgen, und führte doch zwölf Jahre lang ſchreckliche Kriege. Gern hätte er ſeine Zeit vertheilt unter Studien Muſik und Freunde, und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes womit er ſich nicht während ſeiner

ſechsundvierzigjährigen Regierung beſchäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteſte, und doch wer hat ſich in Schlachten mehr ausgeſetzt? wer umgab ſich weniger mit beſorglichen Anſtalten? wer war feſter entſchloßen eher zu ſterben als zu weichen? Er beſaß über ſich ſelbſt die ungeheure Gewalt die auch dem Glück gebietet. Dieſe Göttinn wurde ihm untreu, er fühlte es wohl: doch ließ er ſichs nicht merken, und überwand ſie wieder. Er überzeugte ſich, das Haupt einer Monarchie müße der erſte Mann ſeines Landes ſeyn, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntniße und durch die Größe des Auffaßens: ſondern er müße zugleich frey ſeyn von Parteygeiſt, von entnervenden Leidenſchaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt ſeyn, und fürchten ſollte man ihn doch auch, und ſich dabei mit Zutrauen auf ſeine Gerechtigkeit, auf ſeine Großmuth verlaßen. Auf rufe ich alle die ihm nahe waren zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderſtehlich zu feßeln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majeſtæt zu füllen wußte die rein perſœnlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumſchränkter Herrſchaft geben, wer wird es läugnen? ſehr große Vorzüge. Aber der Sinn ſich zur erſten Stelle zu erheben kann jeden in ſeiner Laufbahn begleiten. In einer ſolchen Denkweiſe liegt die Mœglichkeit allgemein und fortſchreitend vollkommener zu werden; ſo wie die Quelle der Entwürdigung des Menſchen und des gröſten Unheils in der ſogenannten weiſen Mittelmæßigkeit zu finden iſt. Der Menſch, überhaupt weit entfernt alles zu thun was er vermag, wenn er ſeinem Streben zu nahe Gränzen ſetzt, was wird er je ſeyn? Johann Chryſoſtomus in ſeiner ſchœnen und treffenden Schreibart pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trægheit (ῥαθυμία) zu begreifen: denn nur die Anſtrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in ſeiner Lage abhängt.

Die ſittliche Großheit entſcheidet: die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tauſendmal verglich man Friedrichen mit Cæſarn, und noch hatte er nur einen Theil Schleſiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu ſeiner Zeit noch nicht geſchlagen: aber wenn Europa ſich gegen ihn ſieben Jahre verſchwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg dæuchte nicht geringer als Pharſalus, und Torgau ſchien nicht weniger als Munda. Und ſo in allem. Jegliches wußte der große Kœnig zu ſchätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben ſich, und indeßen er über den gröſten Theil der Herſcher ſich ſcherzhaft äußerte, deren Untergang zuſammt dem Sturz ihrer Thronen er vorausſah, bemühte er ſich um die Freundſchaft Voltaires, und war gewiſs mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniſs ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſeyn, lag in der Art wie er ſeine Zeit anwendete. Er hatte ſich abgeſondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht, und ſo gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede tæglich erneuerte Anregung ſeines Geiſtes. Die ſehr beſcheidne Wohnung von Sansſouci hat einen beſondern Vorzug vor den prächtigen Reſidenzſchlößern aller Jahrhunderte in Europa und Aſien: der Beſitzer fühlte daſelbſt nie Langeweile. Hier kann man ſich noch jetzt ſein ganzes Leben ausführlich denken. Hier an einem und demſelben Tage erſchien zu verſchiedenen Stunden in demſelben Manne der Vater des

Volks, der Vertheidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir leben nur insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräthe und Canzeleyverwandten: da war es leicht den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags arbeitete. Freylich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist um das größte Thunliche zu fassen: aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet: ein Gedanke tritt hervor der den Staat rettet, der ein Gesetz wird welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sanssouci, umgeben von seinen Classikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er solche Augenblicke hervor, unvorhergesehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren als den wo er starb.

Die Ordnung die er beobachtete war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich, und hinderten dagegen seine lebhafte Einbildungskraft und seine feurige Seele sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er eben so viel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf sich an der Geschichte zu bilden: hoechlich wußte er diese gesammelten Erfahrungen zu schätzen, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschließen. Er zog die Geschichtschreiber des Alterthums vor: denn die mittäglichen Völker sind reicher an Ideen, ausgesprochener und glühender in der Art zu empfinden. Diese Menschen waren einer frischen kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verstand und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften Voltaires, in welchen Lebhaftigkeit bersehend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten, und so kämpfte er gegen das letzte Hinschlummern.

Eroberungen können verloren gehen; Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinstert, und auch der große Ludwig sah den Glanz der seinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil den das Beispiel gewährt sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Wein drüben aus feinen zwey Schnäbeln ausgießen ſollte. Aufgeſchüttet zu einem Haufen lag dort der Haber; hier ſtand die große Bretterhütte in der man ſchon einige Tage den ganzen fetten Ochſen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und ſchmoren ſah. Alle Zugänge die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen geſichert. Der große Platz füllte ſich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer ſtärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinſtrebte, wo ein neuer Auftritt erſchien, und etwas Beſonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrſchte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, ſchien das ganze Volk von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit aller die von oben herab den Platz überſehen konnten erregte, war der Zug in welchem die Herren von Achen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hatten als Schutzheiligthümer den erſten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten ſaßen vor ihnen in anſtändiger Verehrung auf dem Rückſitz. Nunmehr begeben ſich die drey Kurfürſten in den Dom. Nach Überreichung der Inſignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anſtalten und mancherley Ceremoniell beſchäftigen mittlerweile die Hauptperſonen ſo wie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unſern Augen fuhren indeſſen die Geſandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erbmarſchall Graf von Pappenheim ſein Pferd: ein ſehr ſchöner ſchlankgebildeter Herr, den die ſpaniſche Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gekräuſelten fliegenden Haare ſehr wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch ſeyn mögen, wie man ſich an dieſem Tage durchaus zu vervielfältigen wünſchte. Wir erzählten einander indeſſen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hausornat an, ſagten wir, eine neue Bekleidung, nach dem Muſter der alten Caroliniſchen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinſignien, und ſetzen ſich damit zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der römiſche König im ſpaniſchen Habit beſteigen gleichfalls ihre Roſſe; und indem dieſes geſchieht, hat ſie uns der vorausgeſchrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war ſchon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerſchaft und der übrigen Behörden, durch den ſtattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotſchafter, die Erbämter, und zuletzt unter dem reichgeſtickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiſer in romaniſcher Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, ſein Sohn in ſpaniſcher Tracht langſam auf prächtig geſchmückten Pferden einherſchwebten, war das Auge nicht mehr ſich ſelbſt genug. Man hätte gewünſcht durch eine Zauberformel die Erſcheinung nur einen Augenblick zu feſſeln: aber die Herrlichkeit zog unaufhaltſam vorbei, und den kaum verlaßenen Raum erfüllte ſogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entſtand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem

Markte her, nach der Roemerthür eröffnet, und ein Breterweg aufgebrückt werden welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien welche die Salbung, die Krœnung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten um in der Kirche gegenwärtig zu seyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichen Tage den wir erlebten mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Fest alterthümlich feyerten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten: denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Ältere Personen, welche der Krœnung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten, Maria Theresia, über die Maßen schœn, habe jener Feyerlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Rœmer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur grœßten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhœchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserinn ihren Gemahl zu begrüßen das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sey der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs hœchste gestiegen, so daß das Freudengeschrey gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall, und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuzieng. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht: denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und Kœnig unter dem Baldachin, die drey geistlichen Kurfürsten die sich anschloßen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur Eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiœse Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestæt vor Augen, umgeben von allen Symbolen der Macht: aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethætigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertœnende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen

Platz, und ein ungeſtümes Vivat erſcholl aus tauſend und aber tauſend Kehlen, und gewiſs auch aus den Herzen. Denn dieſes große Feſt ſollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutſchland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen Preis gegeben, und alſo nicht vom Volke wie ſonſt angetaſtet werden ſolle. Es geſchah dieß um manches bei ſolchem Anſtürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genuß des Pöbels zu opfern giengen eigens beſtellte Perſonen hinter dem Zuge her, löſten das Tuch von der Brücke, wickelten es bauenweiſe zuſammen, und warfen es in die Luft. Hiedurch entſtand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte ſich in der Luft, und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menſchen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und ſolche an ſich zogen, rißen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängſtigten ſie ſo lange, bis ſie ſich durchgerißen oder durchgeſchnitten, und jeder nach ſeiner Weiſe einen Zipfel dieſes durch die Fußtritte der Majeſtäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieſer wilden Beluſtigung ſah ich nicht lange zu, ſondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerley Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerſtiege, wo die aus der Ferne angeſtaunte ſo vornehme als herrliche Maſſe heraufwallen ſollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauſes wohl beſetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiſerne Geländer. Nun ſtiegen die Hauptperſonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte ſie auf der dreymal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majeſtäten herauf. Vater und Sohn waren wie Mannchen überein gekleidet. Des Kaiſers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, ſo wie die Krone Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geſchmackvoll. So bewegte er ſich auch in ſeinem Anzuge ganz bequem, und ſein treuherzig würdiges Geſicht gab zugleich den Kaiſer und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen ſchleppte ſich in den ungeheuren Gewandſtücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinen Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte füttern müßen, ſtand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, ſo gut ſie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Anſehen. Scepter und Reichsapfel ſetzten in Verwunderung: aber man konnte ſich nicht läugnen daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachſene Geſtalt um der günſtigern Wirkung willen damit bekleidet und ausgeſchmückt geſehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter dieſen Geſtalten wieder geſchloßen, ſo eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit daß ich von meinem Fenſter wieder Beſitz nahm: denn das Merkwürdigſte was öffentlich zu erblicken war ſollte eben vorgehen. Alles Volk hatte ſich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatſchreyen gab uns zu erken-

nen daß Kaiſer und Kœnig an dem Balconfenſter des großen Saales in ihrem Ornate ſich dem Volke zeigten. Aber ſie ſollten nicht allein zum Schauſpiel dienen, ſondern vor ihren Augen ſollte ein ſeltſames Schauſpiel vorgehen. Vor allen ſchwang ſich nun der ſchœne Erbmarſchall auf ſein Roſs: er hatte das Schwert abgelegt; in ſeiner Rechten hielt er ein ſilbernes gehenkeltes Gemæß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, ſprengte hinein, ſchöpfte das Gefäß übervoll, ſtrich es ab, und trug es mit großem Anſtande wieder zurück. Der kaiſerliche Marſtall war nunmehr verſorgt. Der Erbkämmerer ritt ſodann gleichfalls auf jene Gegend zu, und brachte ein Handbecken nebſt Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuſchauer war der Erbtruchſeß, der ein Stück von dem gebratnen Ochſen zu holen kam. Auch er ritt mit einer ſilbernen Schüſſel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor um ſeinen Weg nach dem Rœmer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbſchenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiſerliche Tafel beſtellt, und aller Augen warteten auf den Erbſchatzmeiſter, der das Geld auswerfen ſollte. Auch er beſtieg ein ſchœnes Roſs, dem zu beiden Seiten des Sattels anſtatt der Piſtolenhalftern ein Paar prächtige mit dem Kurpfälziſchen Wappen geſtickte Beutel befeſtigt hiengen. Kaum hatte er ſich in Bewegung geſetzt, als er in dieſe Taſchen griff, und rechts und links Gold- und Silbermünzen freygebig ausſtreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar luſtig glänzten. Tauſend Hände zappelten augenblicklich in der Hœhe um die Gaben aufzufangen: kaum aber waren die Münzen niedergefallen, ſo wühlte die Maſſe in ſich ſelbſt gegen den Boden, und rang gewaltig um die Stücke welche zur Erde mochten gekommen ſeyn. Da nun die Bewegung von beiden Seiten ſich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, ſo war es für die Zuſchauer ein ſehr beluſtigender Anblick. Zum Schluße gieng es am allerlebhafteſten her, als er die Beutel ſelbſt auswarf, und ein jeder noch dieſen hœchſten Preis zu erhaſchen trachtete.

Die Majeſtæten hatten ſich vom Balcon zurückgezogen, und nun ſollte dem Pœbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in ſolchen Fällen lieber die Gaben rauben als ſie gelaßen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herſchte der Gebrauch den Hafer, gleich nachdem der Erbmarſchall das Theil weggenommen, den Springbrunnen nachdem der Erbſchenk, die Küche nachdem der Erbtruchſeß ſein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man um alles Unglück zu verhüten, ſo viel es ſich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten ſchadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein ſchnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochſen aber wurde dießmal wie ſonſt ein ernſterer Kampf geführt. Man konnte ſich denſelben nur in Maſſe ſtreitig machen. Zwey Innungen, die Metzger und Weinſchrœter, hatten ſich hergebrachter Maßen wieder ſo poſtiert, daß einer von beiden dieſer ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das grœſte Recht an einen Ochſen zu haben, den ſie unzerſtückt in die Küche geliefert; die Weinſchrœter dagegen machten Anſpruch, weil die Küche in der Næhe

ihres zunftmæßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil ſie das letzte Mal obgeſiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenſter ihres Zunft- und Verſammlungshauſes die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorſtarrend zu ſehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten ſehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, iſt mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feyerlichkeit dieſer Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem ſchließen ſoll, ſo war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die breterne Küche ſelbſt Preis gemacht wurde. Das Dach derſelben wimmelte ſogleich von Menſchen, ohne daß man wußte wie ſie hinaufgekommen; die Breter wurden losgerißen und heruntergeſtürzt, ſo daß man, beſonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden todtſchlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menſchen hiengen an Sparren und Balken um auch dieſe aus den Fugen zu reißen; ja manche ſchwebten noch oben herum, als ſchon unten die Pfoſten abgeſægt waren, das Gerippe hin- und wiederſchwankte und jæhen Einſturz drohte. Zarte Perſonen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete ſich ein großes Unglück: allein man hœrte nicht einmal von irgend einer Beſchædigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltſam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun daß Kaiſer und Kœnig aus dem Cabinet, wohin ſie vom Balcon abgetreten, ſich wieder hervorbegeben und in dem großen Rœmerſaale ſpeiſen würden. Man hatte die Anſtalten dazu Tages vorher bewundern kœnnen, und mein ſehnlichſter Wunſch war heute wo mœglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber ſteht. Hier ſtaunte ich nun die vornehmen Perſonen an, welche ſich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und viernig Grafen, die Speiſen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, ſo daß der Contraſt ihres Anſtandes mit der Handlung für einen Knaben wohl ſinnverwirrend ſeyn konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht: indeſs giengen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfälziſchen Hausofficianten, den ich anredete ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er beſann ſich nicht lange, gab mir eins der ſilbernen Gefäße die er eben trug; welches er um ſo eher konnte, als ich ſauber gekleidet war; und ſo gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfälziſche Büffet ſtand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhœhung desſelben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenſtern, ſaßen auf Thronſtufen erhœht unter Baldachinen Kaiſer und Kœnig in ihren Ornaten. Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kiſſen rückwärts in einiger Entfernung. Die drey geiſtlichen Kurfürſten hatten, ihre Büffete hinter ſich, auf einzelnen Eſtraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majeſtæten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten, und Kur-Cœln zur Linken. Dieſer obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzuſehen, und erregte die Bemerkung daß die Geiſtlichkeit ſich ſo lange als mœglich mit dem Herſcher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tiſche der ſæmmtlichen weltlichen Kur-

fürſten an das Mifsverhältnifs denken welches zwiſchen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entſtanden war. Die Geſandten derſelben hatten ſich ſchon entfernt um in einem Seitenzimmer zu ſpeiſen; und wenn dadurch der gröſte Theil des Saales ein geſpenſterhaftes Anſehen bekam, daß ſo viele unſichtbare Gäſte auf das prächtigſte bedient wurden, ſo war eine große unbeſetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzuſehen: denn hier ſtanden auch ſo viele Converte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten ſich daran zu ſetzen, Anſtands halber, um an dem gröſten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn ſie ſich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzuſtellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichſt ins Auge zu faßen; und wie der Nachtiſch aufgetragen wurde, da die Geſandten um ihren Hof zu machen wieder hereintraten, ſuchte ich das Freye, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarſchaft nach dem heutigen Halbfaſten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

AUS DEM SIEBENTEN BUCHE.

Über den Zuſtand der Deutſchen Litteratur jener Zeit iſt ſo vieles und ausreichendes geſchrieben worden, daß wohl jedermann der einigen Antheil hieran nimmt vollkommen unterrichtet ſeyn kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich überein ſtimmen dürfte; und was ich gegenwärtig ſtück- und ſprungweiſe davon zu ſagen gedenke, iſt nicht ſowohl wie ſie an und für ſich beſchaffen ſeyn mochte, als vielmehr wie ſie ſich zu mir verhielt. Ich will deshalb zuerſt von ſolchen Dingen ſprechen, durch welche das Publicum beſonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren ſelbſtgenügſamen lebendigen Dichtkunſt: von der Satire und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will jeder nach ſeiner Weiſe leben, der Bürger ſein Gewerb, ſein Geſchäft treiben, und ſich nachher vergnügen: ſo mag auch der Schriftſteller gern etwas verfaßen, ſeine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn, doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieſer Ruhe wird der Bürger durch den Satiriker, der Autor durch den Kritiker geſtört, und ſo die friedliche Geſellſchaft in eine unangenehme Bewegung geſetzt.

Die litterariſche Epoche in der ich geboren bin entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Deutſchland, ſo lange von auswärtigen Völkern überſchwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatiſchen Verhandlungen an fremde Sprachen gewieſen, konnte ſeine eigene unmöglich ausbilden. Es drangen ſich ihr zu ſo manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weiſe mit auf, und auch für ſchon bekannte Gegenſtände ward man veranlaßt ſich ausländiſcher Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutſche, ſeit beinahe zwey Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuariſchen Zuſtande verwildert, begab ſich bei den Franzoſen in die Schule um lebensartig zu werden, und bei den Römern um ſich würdig auszudrücken. Dieß ſollte aber auch in der Mutterſprache geſchehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutſchung ſowohl

den Welt- als Geschäfts-Stil lächerlich machte. Überdieß faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmäßig auf, und bediente sich derselben höchst übertrieben. Eben so zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrten-Verhältnisse herüber, und war eben nirgends, am wenigsten bei sich zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frey- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und wie es der gemeine verständliche Sinn gab geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstochen durch welchen das große Gewäßer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange Stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freyaufblickende Naturkinder hatten daher zwey Gegenstände an denen sie sich üben, gegen die sie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslaßen konnten: diese waren eine durch fremde Worte Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und sodann die Werthlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frey zu erhalten besorgt waren; wobei niemanden einfiel daß, indem man ein Übel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward.

Liscov, ein junger kühner Mensch, wagte zuerst einen seichten albernen Schriftsteller persönlich anzufallen; dessen ungeschicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab heftiger zu verfahren. Er griff sodann weiter um sich, und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz: er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger unregelmäßiger Jüngling. In dem, was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen Landsleuten das Talent, der Character schätzenswerth vorkommen; wie denn die Deutschen immer gegen frühabgeschiedene, Gutes versprechende Talente besondere Frömmigkeit bewiesen haben: genug, uns ward Liscov sehr früh als ein vorzüglicher Satiriker, der sogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei sahen wir uns freylich nicht gefördert: denn wir konnten in seinen Schriften weiter nichts erkennen als daß er das Alberne albern gefunden habe; welches uns eine ganz natürliche Sache schien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehäßiger Natur, ergriff die allgemeine Satire. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff wie die Welt seyn sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sey.

Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen; nebenher überläßt er sich zur Erholung

einer heiteren Nichtachtung alles deſſen, was ihn zunächſt umgiebt. Pedantiſche Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beſchränktheit und Dünkel beſcherzt er mehr als daß er ſie beſpottete, und ſelbſt ſein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben ſo ſpaßt er über ſeinen eigenen Zuſtand, über ſein Unglück, ſein Leben und ſeinen Tod.

Die Art wie dieſer Schriftſteller ſeine Gegenſtände behandelt, hat wenig æſthetiſches. In den äußern Formen iſt er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er ſich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt; welches redneriſche Mittel nur höchſt ſelten angewendet werden ſollte: denn auf die Dauer fällt es einſichtigen Menſchen verdrießlich, die ſchwachen macht es irre, und behagt freylich der großen Mittelclaſſe, welche ohne beſondern Geiſtesaufwand ſich klüger dünken kann als andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt zeugt von ſeiner Rechtlichkeit Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen: der unbegränzte Beifall ſeiner Zeit war eine Folge ſolcher ſittlichen Vorzüge.

Daß man zu ſeinen allgemeinen Schilderungen Muſterbilder ſuchte und fand war natürlich: daß Einzelne ſich über ihn beſchwerten folgte daraus: ſeine allzulangen Verteidigungen daß ſeine Satire keine perſönliche ſey, zeugen von dem Verdruß den man ihm erregt hat. Einige ſeiner Briefe ſetzen ihm als Menſchen und Schriftſteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben worin er die Dresdner Belagerung ſchildert, wie er ſein Haus, ſeine Habſeligkeiten, ſeine Schriften und Perrücken verliert ohne auch im mindeſten ſeinen Gleichmuth erſchüttert, ſeine Heiterkeit getrübt zu ſehen, iſt höchſt ſchätzenswerth, ob ihm gleich ſeine Zeit- und Stadtgenoßen dieſe glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme ſeiner Kräfte, von ſeinem nahen Tode ſpricht, iſt äußerſt reſpectabel, und Rabener verdient von allen heiteren, verſtändigen, in die irdiſchen Ereigniſſe froh ergebenen Menſchen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los; nur das bemerke ich noch: ſeine Satire bezieht ſich durchaus auf den Mittelſtand; er läßt hie und da vermerken daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte ſie zu berühren. Man kann ſagen daß er keinen Nachfolger gehabt, daß ſich niemand gefunden der ſich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik! und zwar vorerſt zu den theoretiſchen Verſuchen. Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir ſagen daß damals das Ideelle ſich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja ſogar in der Sittenlehre kaum zum Vorſchein kam: von einem höchſten Princip der Kunſt hatte niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottſcheds Kritiſche Dichtkunſt in die Hände: ſie war brauchbar und belehrend genug: denn ſie überlieferte von allen Dichtungsarten eine hiſtoriſche Kenntniſs, ſo wie vom Rhythmus und den verſchiedenen Bewegungen desſelben: das poetiſche Genie ward vorausgeſetzt. Übrigens aber ſollte der Dichter Kenntniſſe haben, ja gelehrt ſeyn; er ſollte Geſchmack beſitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunſt: wir ſtaunten einzelne Goldſprüche dieſes unſchätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringſten was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen ſollten.

Die Schweizer traten auf als Gottſcheds Antagoniſten: ſie mußten doch alſo etwas

anderes thun, etwas beßeres leiſten wollen: ſo hœrten wir denn auch daß ſie wirklich vorzüglicher ſeyen. Breitingers Kritiſche Dichtkunſt ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen grœßeren Irrgarten, der deſto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Überſicht rechtfertige dieſe Worte.

Für die Dichtkunſt an und für ſich hatte man keinen Grundſatz finden können: ſie war zu geiſtig und flüchtig. Die Mahlerey, eine Kunſt die man mit den Augen feſthalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, ſchien zu ſolchem Ende günſtiger: Engländer und Franzoſen hatten ſchon über die bildende Kunſt theoretiſiert, und man glaubte nun durch ein Gleichniſs von daher die Poeſie zu begründen. Jene ſtellte Bilder vor die Augen, dieſe vor die Phantaſie: die poetiſchen Bilder alſo waren das erſte was in Betrachtung gezogen wurde. Man fieng von den Gleichniſſen an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darſtellbar geweſen wære kam zur Sprache.

Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Mahler ahmte die Natur offenbar nach: warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur wie ſie vor uns liegt kann doch nicht nachgeahmt werden: ſie enthält ſo vieles Unbedeutende, Unwürdige: man muß alſo wählen. Was beſtimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende aufſuchen. Was iſt aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mœgen ſich die Schweizer lange bedacht haben: denn ſie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja luſtigen Einfall, indem ſie ſagen, am bedeutendſten ſey immer das Neue; und nachdem ſie dieß eine Weile überlegt haben, ſo finden ſie, das Wunderbare ſey immer neuer als alles andere.

Nun hatten ſie die poetiſchen Erforderniſſe ziemlich beiſammen: allein es kam noch zu bedenken daß ein Wunderbares auch leer ſeyn kœnne und ohne Bezug auf den Menſchen. Ein ſolcher nothwendig geforderter Bezug müße aber moraliſch ſeyn, woraus denn offenbar die Beßerung des Menſchen folge; und ſo habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer allem anderen Geleiſteten noch nützlich werde. Nach dieſen ſämmtlichen Erforderniſſen wollte man nun die verſchiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, ſodann wunderbar und zugleich auch von ſittlichem Zweck und Nutzen ſey, ſollte für die erſte und oberſte gelten. Und nach vieler Überlegung ward endlich dieſer Vorrang mit hœchſter Überzeugung der Æſopiſchen Fabel zugeſchrieben.

So wunderlich uns jetzt eine ſolche Ableitung vorkommen mag, ſo hatte ſie doch auf die beſten Kœpfe den entſchiedenſten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer ſich dieſem Fache widmeten, daß ſelbſt Leßing darin zu arbeiten verſuchte, daß ſo viele andere ihr Talent dahin wendeten, ſpricht für das Zutrauen welches ſich dieſe Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man ſehen wie es die Menſchen meinen, und aus den Meinungen vor ausſagen was ſie thun werden.

Doch wir dürfen unſere Schweizertheorie nicht verlaßen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, ſoviel er ſich auch bemüht, iſt theoretiſch und practiſch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger gelehrter einſichtsvoller Mann, dem, als er ſich recht

umfah, die fämmtlichen Erforderniffe einer Dichtung nicht entgiengen; ja es läßt fich nachweifen daß er die Mängel feiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ift z. B. feine Frage ob ein gewiffes befchreibendes Gedicht von Kœnig auf das Luftlager Auguſts des Zweyten wirklich ein Gedicht fey? ſo wie die Beantwortung derfelben guten Sinn zeigt. Zu ſeiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen daß er, von einem falſchen Puncte ausgehend, nach beinahe ſchon durchlaufenem Kreiſe doch noch auf die Hauptſache ſtœßt, und die Darſtellung der Sitten Charactere Leidenſchaften, kurz des inneren Menſchen, auf den die Dichtkunſt doch wohl vorzüglich angewieſen iſt, am Ende ſeines Buchs gleichſam als Zugabe anzurathen ſich genœthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geiſter durch ſolche ausgerenkte Maximen, halb verſtandene Geſetze und zerſplitterte Lehren ſich verſetzt fühlten läßt ſich wohl denken. Man hielt ſich an Beiſpiele, und war auch da nicht gebeßert: die ausländiſchen ſtanden zu weit ab, ſo ſehr wie die alten, und aus den beſten inländiſchen blickte jedesmal eine entſchiedene Individualitæt hervor, deren Tugenden man ſich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Productives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand.

Betrachtet man genau was der deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller: an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniſs, Gabe des Faßens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im hœchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er beſaß alles was dazu gehœrt im Leben ein zweytes Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durchs Gefühl zu erhœhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Überlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehœrt ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Character oder, wenn man will, ſeiner Characterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte ſich Günther das Glück verſeherzt an dem Hofe Auguſts des Zweyten angeſtellt zu werden, wo man zu allem übrigen Prunk ſich auch nach einem Hofpoeten umſah, der den Feſtlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von Kœnig war geſitteter und glücklicher: er bekleidete dieſe Stelle mit Würde und Beifall.

In allen ſouverænen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunſt von oben herunter, und vielleicht war das Luftlager bei Mühlberg der erſte würdige, wo nicht nationelle, doch provincielle Gegenſtand der vor einem Dichter auftrat. Zwey Kœnige die ſich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr ſämmtlicher Hof- und Kriegsſtaat um ſie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feſte aller Art: Beſchäftigung genug für den äußeren Sinn, und überfließender Stoff für ſchildernde und beſchreibende Poeſie.

Freylich hatte dieſer Gegenſtand einen inneren Mangel, eben daß es nur ein Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand außer den Erſten

machte sich bemerkbar, und wenn es je geschehen wäre, durfte der Dichter den einen nicht hervorheben um andere nicht zu verletzen. Er mußte den Hof- und Staatskalender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Personen lief daher ziemlich trocken ab; ja schon die Zeitgenoßen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde beßer geschildert als die Menschen. Sollte dieß aber nicht gerade zu seinem Lobe gereichen, daß er seine Kunst gleich da bewies, wo sich ein Gegenstand für dieselbe darbot? Auch scheint die Hauptschwierigkeit sich ihm bald offenbart zu haben: denn das Gedicht hat sich nicht über den ersten Gesang hinaus erstreckt.

. . . . . .

Bei diesem Umgange wurde ich durch Gespräche, durch Beispiele und durch eigenes Nachdenken gewahr daß der erste Schritt um aus der wäßerigen weitschweifigen nullen Epoche sich herauszuretten nur durch Bestimmtheit Præcision und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Stil konnte man das Gemeine nicht vom Beßeren unterscheiden, weil alles unter einander ins Flache gezogen ward. Schon hatten Schriftsteller diesem breiten Unheil zu entgehen gesucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Leßing und Wieland sind durch Reflexion dazu geführt worden. Der erste wurde nach und nach epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, laconisch in Emilia Galotti; spæter kehrte er erst zu einer heiteren Naivetæt zurük, die ihn so wohl kleidet im Nathan. Wieland, der noch im Agathon, Don Sylvio, den komischen Erzählungen mitunter prolix gewesen war, wird in Musarion und Idris auf eine wunderbare Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopstock, in den ersten Gesängen der Messiade, ist nicht ohne Weitschweifigkeit: in den Oden und anderen kleinen Gedichten erscheint er gedrängt; so auch in seinen Tragœdien. Durch seinen Wettstreit mit den Alten, besonders dem Tacitus, sieht er sich immer mehr ins Enge genœthigt, wodurch er zuletzt unverständlich und ungenießbar wird. Gerstenberg, ein schœnes, aber bizarres Talent, nimmt sich auch zusammen; sein Verdienst wird geschätzt, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitschweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal concis in den Kriegsliedern. Ramler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an was Deutsche im Lyrischen geleistet zu sammeln. Nun findet er daß ihm kaum ein Gedicht völlig genug thut: er muß auslaßen redigieren verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt bekommen. Hierdurch macht er sich fast so viel Feinde, als es Dichter und Liebhaber giebt, da sich jeder eigentlich nur an seinen Mängeln wieder erkennt, und das Publicum sich eher für ein fehlerhaftes Individuelle interessiert als für das, was nach einer allgemeinen Geschmacksregel hervorgebracht oder verbeßert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und niemand wußte ein Mittel ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa nahm überhand. Geßner und Klopstock erregten manche Nachahmer; andere wieder forderten doch ein Sylbenmaß, und übersetzten diese Prose in faßliche Rhythmen. Aber auch diese machten es niemand zu Dank: denn sie mußten auslaßen und zusetzen; und das prosaische Original galt immer für das Beßere. Jemehr aber bei allem diesem das Gedrungene gesucht wird, desto mehr wird Beurtheilung mœglich, weil das Bedeutende, enger zusammengebracht.

endlich eine ſichere Vergleichung zuläßt. Es ergab ſich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetiſchen Formen entſtanden: denn indem man von einem jeden Gegenſtande den man nachbilden wollte nur das Nothwendige darzuſtellen ſuchte, ſo mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren laßen, und auf dieſe Weiſe, ob es gleich niemand mit Bewußtſeyn that, vermannigfaltigten ſich die Darſtellungsweiſen, unter welchen es freylich auch fratzenhafte gab, und mancher Verſuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage beſaß Wieland unter allen das ſchönſte Naturell. Er hatte ſich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend ſo gern verweilt: da ihm aber dieſe durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegniſſe an Welt und Weibern verleidet wurden, ſo warf er ſich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel ſich und andern im Widerſtreit beider Welten, wo ſich zwiſchen Scherz und Ernſt im leichten Gefecht ſein Talent am allerſchönſten zeigte. Wie manche ſeiner glänzenden Productionen fallen in die Zeit meiner academiſchen Jahre. Muſarion wirkte am meiſten auf mich, und ich kann mich noch des Orts und der Stelle erinnern wo ich den erſten Aushängebogen zu Geſicht bekam, welchen mir Oefer mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu ſehen glaubte. Alles was in Wielands Genie plaſtiſch iſt, zeigte ſich hier aufs vollkommenſte; und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon ſich zuletzt wieder mit ſeinem Mädchen und der Welt verſöhnt, ſo mag man die menſchenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Übrigens gab man dieſen Werken ſehr gern einen heiteren Widerwillen gegen erhöhte Geſinnungen zu, welche bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben öfters der Schwärmerey verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um ſo eher, als er dadurch zu erkennen gab daß es ihm ſelbſt immerfort zu ſchaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik ſolchen Arbeiten damals entgegen kam, läßt ſich aus den erſten Bänden der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek erſehen. Der komiſchen Erzählungen geſchieht ehrenvolle Erwähnung: aber hier iſt keine Spur von Einſicht in den Character der Dichtart ſelbſt. Der Recenſent hatte ſeinen Geſchmack, wie damals alle, an Beiſpielen gebildet. Hier iſt nicht bedacht daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung ſolcher parodiſtiſchen Werke den originalen edlen ſchönen Gegenſtand vor Augen haben müße um zu ſehen ob der Parodiſt ihm wirklich eine ſchwache und komiſche Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt, oder unter dem Schein einer ſolchen Nachahmung vielleicht gar ſelbſt eine treffliche Erfindung geliefert? Von allem dem ahnet man nichts: ſondern die Gedichte werden ſtellenweis gelobt und getadelt. Der Recenſent hat, wie er ſelbſt geſteht, ſo viel was ihm gefallen angeſtrichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchſt verdienſtlichen Überſetzung Shakeſpeares mit dem Ausruf entgegen ‹Von Rechts wegen ſollte man einen Mann wie Shakeſpeare gar nicht überſetzt haben›, ſo begreift ſich ohne weiteres wie unendlich weit die Allgemeine Deutſche Bibliothek in Sachen des Geſchmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, ſich nach anderen Leitſternen umzuſehen hatten.

Den Stoff, der auf dieſe Weiſe mehr oder weniger die Form beſtimmte, ſuchten die Deutſchen überall auf. Sie hatten wenig

oder keine Nationalgegenstände behandelt: Schlegels Hermann deutete nur darauf hin. Die idyllische Tendenz verbreitete sich unendlich. Das Characterlose der Geßnerschen bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit machte Jeden glauben daß er etwas ähnliches vermœge. Eben so bloß aus dem Allgemeinmenschlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darstellen sollten, z. B. die jüdischen Schæfergedichte, überhaupt die patriarchalischen, und was sich sonst auf das alte Testament bezog. Bodmers Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den Deutschen Parnaß angeschwollenen Waßerflut, die sich nur langsam verlief. Das Anacreontische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmæßige Köpfe im Breiten herumschwanken. Die Præcision des Horaz nœthigte die Deutschen, doch nur langsam, sich ihm gleichzustellen. Komische Heldengedichte, meist nach dem Vorbild von Popes Lockenraub, dienten auch nicht eine beßere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der so ernsthaft wirkte, als er lächerlich seyn muß, wenn man ihn næher beleuchtet. Die Deutschen hatten nunmehr genugsam historische Kenntnis von allen Dichtarten worinne sich die verschiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottsched war schon dieses Fächerwerk, welches eigentlich den innern Begriff von Poesie zu Grunde richtet, in seiner Kritischen Dichtkunst ziemlich vollständig zusammengezimmert, und zugleich nachgewiesen daß auch schon Deutsche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und so gieng es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection ansehnlicher: aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Local in dem sie bisher geglänzt hatte. Wir besaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone; wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theocriten war kein Mangel: und so wiegte man sich mit Vergleichungen nach außen, indem die Masse poetischer Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen stattfinden konnte.

. . . . . .

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn. Kœnige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie die Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopœe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nœthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den hœchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt

Ramler singt auf eine andere, hœchst würdige Weise die Thaten seines Kœnigs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen herzerhebenden Gegenständen, und behaupten schon dadurch einen unzerstœrlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenſtandes iſt der Anfang und das Ende der Kunſt. Man wird zwar nicht läugnen daß das Genie, das ausgebildete Kunſttalent durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widerſpänſtigſten Stoff bezwingen könne. Genau beſehen, entſteht aber alsdann immer mehr ein Kunſtſtück als ein Kunſtwerk; welches auf einem würdigen Gegenſtande ruhen ſoll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geſchick Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur deſto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das proteſtantiſche Deutſchland gewannen alſo für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartey fehlte, und deſſen Mangel ſie durch keine nachherige Bemühung hat erſetzen können. An dem großen Begriff den die Preußiſchen Schriftſteller von ihrem Kœnig hegen durften, bauten ſie ſich erſt heran, und um deſto eifriger, als derjenige, in deſſen Namen ſie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wißen wollte. Schon früher war durch die Franzœſiſche Colonie, nachher durch die Vorliebe des Kœnigs für die Bildung dieſer Nation und für ihre Finanzanſtalten, eine Maſſe Franzœſiſcher Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutſchen hœchſt förderlich ward, indem ſie dadurch zu Widerſpruch und Widerſtreben aufgefordert wurden: eben ſo war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutſche für die Bildung des Litterarweſens ein Glück. Man that alles um ſich von dem Kœnig bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, ſondern nur beachtet zu werden: aber man thats auf Deutſche Weiſe, nach innerer Überzeugung; man that was man für recht erkannte, und wünſchte und wollte daß der Kœnig dieſes Deutſche Rechte anerkennen und ſchätzen ſolle. Dieß geſchah nicht, und konnte nicht geſchehen: denn wie kann man von einem Kœnig der geiſtig leben und genießen will verlangen daß er ſeine Jahre verliere um das, was er für barbariſch hält, nur allzuſpæt entwickelt und genießbar zu ſehen? In Handwerks- und Fabrik-Sachen mochte er wohl ſich, beſonders aber ſeinem Volke, ſtatt fremder vortrefflicher Waaren ſehr mæßige Surrogate aufnœthigen: aber hier geht alles geſchwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menſchenleben um ſolche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutſchen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es iſt die erſte aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von ſpecifiſch temporærem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm. Leßing, der im Gegenſatze von Klopſtock und Gleim die perſœnliche Würde gern wegwarf, weil er ſich zutraute ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Welt-Leben, da er gegen ſein mächtig arbeitendes Innere ſtets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte; und ſo hatte er ſich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht wie genanntes Stück zwiſchen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt iſt. Dieſe Production war es, die den Blick in eine hœhere bedeutendere Welt aus der litterariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehäßige Spannung in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desſelben nicht aufgehoben wer-

den. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunden die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt.

Habe ich durch dieſe curſoriſchen und deſultoriſchen Bemerkungen über Deutſche Litteratur meine Leſer in einige Verwirrung geſetzt, ſo iſt es mir geglückt, eine Vorſtellung von jenem chaotiſchen Zuſtande zu geben, in welchem ſich mein armes Gehirn befand, als im Conflict zweyer für das litterariſche Vaterland ſo bedeutender Epochen ſo viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, ſo viel Altes ſein Recht noch über mich gelten machte, da ich ſchon Urſache zu haben glaubte ihm völlig entſagen zu dürfen. Welchen Weg ich einſchlug mich aus dieſer Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig möglichſt zu überliefern ſuchen.

Die weitſchweifige Periode in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig in Geſellſchaft ſo vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuſcript die ich meinem Vater zurückließ konnten zum genugſamen Zeugniſſe dienen; und welche Maſſe von Verſuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorſätzen war mehr aus Miſsmuth als aus Überzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch ſo manche widerſtreitende Meinung, beſonders aber durch meinen Tiſchgenoßen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Conciſe der Behandlung mehr und mehr ſchätzen ohne mir jedoch klar machen zu können wo jenes zu ſuchen und wie dieſes zu erreichen ſey. Denn bei der großen Beſchränktheit meines Zuſtandes, bei der Gleichgültigkeit der Geſellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgeſondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenſtänden war ich genöthigt alles in mir ſelbſt zu ſuchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, ſo mußte ich in meinen Buſen greifen; forderte ich zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte ich nicht aus dem Kreiſe heraustreten der mich zu berühren, mir ein Intereſſe einzuflößen geeignet war. In dieſem Sinne ſchrieb ich zuerſt gewiſſe kleine Gedichte in Liederform oder freyerem Sylbenmaß: ſie entſpringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen, und nehmen meiſt eine epigrammatiſche Wendung.

Und ſo begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nöthiger als mir, den ſeine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion, welche vollſtändig zu machen dieſes Büchlein ein gewagter Verſuch iſt.

AUS DEM ZEHNTEN BUCHE.

Die Deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann standen, genoßen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vortheile. Sie hatten weder Halt Stand noch Ansehen, als insofern sonst ein Verhältniss ihnen günstig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren seyn sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich ins Leben hineinschleppen, und die Gabe die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniss gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erste und echteste aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes desselben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günthers einschlug, erschien in der Welt auf die traurigste Weise subordiniert, als Spaßmacher und Schmarutzer, so daß er sowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorstellte der man nach Belieben mitspielen konnte.

Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern von Ansehen, so erhielten diese dadurch einen Glanz der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute wie Hagedorn, stattliche Bürger wie Brockes, entschiedene Gelehrte wie Haller erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt, die neben jenem angenehmen Talente sich noch als emsige treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten sich Us Rabener Weiße einer Achtung ganz eigener Art, weil man die heterogensten, selten mit einander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe, und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf sich selbst und auf alles was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held seyn den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches Englisches Menschliches in der jungen Seele lag ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen: doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall,

das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede welchen Klopstock bei Conception und Ausführung dieses Gedichtes empfunden, theilt sich noch jetzt einem jeden mit der die ersten zehn Gesänge liest ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dieß waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte die ihn, da sie einen andern heirathete, in Ungewißheit ließ ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner werth gewesen sey. Die Gesinnungen die ihn mit Meta verbanden, diese innige ruhige Neigung, der kurze heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweyten Verbindung: alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder zu erinnern zu dürfen.

Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich selbst ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgesinnten Dänemark in dem Hause eines großen und auch, menschlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreise, der zwar in sich abgeschlossen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerksamkeit gegen die Welt gewidmet war, entschied sich seine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Laconismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach, gaben ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen, das mit jenen zarten Naturgesinnungen im Widerstreit zu liegen schien, obgleich beide aus Einer Quelle entsprangen. Von allem diesen geben seine ersten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und sie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch persönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, ist kaum als eine seiner entschiedenen Eigenschaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein solches Förderniß junger Leute im litterarischen Thun und Treiben, eine Lust hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen Deutschen Mann verherrlicht, der in Absicht auf Würde die er sich selbst gab wohl als der zweyte, in Absicht aber auf lebendige Wirkung als der erste genannt werden darf. Niemanden wird entgehen daß hier Gleim gemeint sey. Im Besitz einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzugroßen, durch militärische bürgerliche litterarische Betriebsamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgiengen, nicht ohne daß ein Theil derselben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte; deswegen er sich einem andern vielleicht mächtigern

Triebe hingab, dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten ſich während ſeines ganzen langen Lebens unabläßig durch einander. Er hätte eben ſowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder ſpætere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich zu Ehren half, gewann er ſich ſo viele Freunde Schuldner und Abhängige, daß man ihm ſeine breite Poeſie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte als Duldung ſeiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den ſich beide Männer von ihrem Werth bilden durften, und wodurch andere veranlaßt wurden ſich auch für etwas zu halten, hat im Öffentlichen und Geheimen ſehr große und ſchœne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieſes Bewußtſeyn, ſo ehrwürdig es iſt, führte für ſie ſelbſt, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eigenes Übel herbei. Darf man beide Männer nach ihren geiſtigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, ſo blieben ſie gegen die Welt nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältniſſe nichtig. Der Tag iſt lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden wie die der Weltleute Vornehmen und Reichen: ſie legten daher auf ihre beſondern engen Zuſtände einen zu hohen Werth, in ihr tægliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die ſie ſich nur unter einander zugeſtehen mochten; ſie freuten ſich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn ſie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfiengen von Andern Lob und Ehre wie ſie verdienten: ſie gaben ſolche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich; und eben weil ſie fühlten daß ihre Neigung viel werth ſey, ſo gefielen ſie ſich dieſelbe wiederholt auszudrücken, und ſchonten hierbei weder Papier noch Dinte. So entſtanden jene Briefwechſel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt ſich verwundert, der man nicht verargen kann wenn ſie kaum die Mœglichkeit einſieht wie vorzügliche Menſchen ſich an einer ſolchen Wechſelnichtigkeit ergötzen konnten, wenn ſie den Wunſch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben ſeyn. Allein man laße jene wenigen Bände doch immer neben ſo viel andern auf dem Bücherbrette ſtehen, wenn man ſich daran belehrt hat daß der vorzügliche Menſch auch nur vom Tage lebt, und nur kümmerlichen Unterhalt genießt wenn er ſich zu ſehr auf ſich ſelbſt zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen verſäumt, wo er allein Nahrung für ſein Wachsthum und zugleich einen Maßſtab desſelben finden kann.

ZU BRUEDERLICHEM ANDENKEN WIELANDS.

MDCCCXIII.

DURCHLAUCHTIGSTER PROTECTOR.
SEHR EHRWÜRDIGER MEISTER.
VERERHRUNGSWÜRDIGSTE ANWESENDE!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern: so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn; der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniss dienen daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre: wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten daß er den Werth eines in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermeßen und zu schätzen wiße?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward die Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken: denn auch das hohe Alter hat seine Blüte, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnisvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten um auszudrücken daß wenn Anacreon der Greis seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thætig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen: wir waren ihm auch noch zuletzt die Næchsten; und wenn das Vaterland so wie das Ausland sein Andenken feyert, wo sollte dieß früher und kräftiger geschehen als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen

Verſammlung zu ſeinem Andenken um ſo lieber einige Worte, als ſie flüchtige Vorläufer ſeyn können deſſen, was künftig die Welt, was unſere Verbrüderung für ihn thun wird. Dieſe Geſinnung iſts, dieſe Abſicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer faſt vierzig Jahre geprüften Neigung als aus redneriſcher Überlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, ſondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja ſprungweiſe vortrage, weder des Gefeyerten, noch der Feyernden würdig erſcheinen dürfte: ſo muß ich bemerken daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten ſeyen. Und ſo werde denn ohne weiteres Zaudern zu dem uns ſo lieben, werthen, ja heiligen Gegenſtand geſchritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsſtadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangeliſcher Geiſtlicher, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung, und legte bei ihm den erſten Grund der Schulkenntniſſe. Hierauf ward er nach Kloſter Bergen an der Elbe geſendet, wo eine Erziehungs- und Lehranſtalt, unter der Aufſicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe ſtand. Von da begab er ſich auf die Univerſität zu Tübingen; ſodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutſchland, wie Gleimen nachher in Norddeutſchland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er ſich ganz der Luft welche das Selbſthervorbringen der Jugend verſchafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung ſich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältniſſen, kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück, und ward von nun an ſein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das raſtloſeſte ſeine litterariſch-poetiſche Neigung fortſetzte. Die mechaniſchen Amtsgeſchäfte eines Vorſtehers der Canzley raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Luft und Muth, und damit ja ſein Geiſt in ſo engen Verhältniſſen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürſtlich Mainziſchem Miniſter, bekannt. In dieſem angeſehenen wohleingerichteten Hauſe wehte ihn zuerſt die Welt- und Hofluft an, innere und äußere Staatsverhältniſſe blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürſten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joſeph die Academie zu Erfurt wieder belebt werden ſollte, ſo berief man unſern Freund dahin, und bethætigte dadurch die duldſamen Geſinnungen, welche ſich über alle chriſtlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menſchheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken ohne der Herzoginn Regentinn von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute ſo thætige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürſtlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, ſelbſt hœchſt gebildeten Mutter, und ſo ward er herüber berufen, damit er ſeine litterariſchen Talente, ſeine ſittlichen Vorzüge zum Beſten des fürſtlichen Hauſes zu unſerm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeſchäftes zugeſagte Ruhe wurde ihm ſogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugeſagte Erleichterung ſeiner häuslichen

Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenoßen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genug erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Litteratur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen: ich gedenke nur dessen, was Küttner Eschenburg Manso Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase: er gilt hier ganz eigentlich; und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels womit er seine Werke gebildet zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiss vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freyheit und Besonnenheit; daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, beßerte, unverdroßen bildete und umbildete, ja nicht müde ward Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben: dieses gab seinen Productionen das Zarte Zierliche Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Überzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade: aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete; das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte; das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen; jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von

Seen, umſchloßen von Felſen: überall fand er ſein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er als ein ſchon erwachſener gebildeter Jüngling noch immer ſchwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an die uns von der männlichen Unſchuld der Griechen hinterlaßen ſind. Cyrus, Araſpes und Panthea und gleich hohe Geſtalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platoniſchen Geiſt in ſich weben; er fühlte daß er deſſen bedurfte um jene Bilder für ſich und für andere wiederherzuſtellen, und dieſes um ſo eher, als er nicht ſowohl dichteriſche Schattenbilder hervorrufen, ſondern vielmehr wirklichen Weſen einen ſittlichen Einfluß zu verſchaffen hoffte.

Aber gerade daß er ſo lange in dieſen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in ſich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenſte Wirklichkeit halten durfte: eben dieſes verbitterte ihm die Frucht die er von dem Baum des Erkenntniſſes zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unſer Freund wird in dieſen Streit hineingezogen: ungern läßt er ſich durch Erfahrung und Leben widerſprechen; und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will jene herrlichen Geſtalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfniſſen des Tags zu vereinigen, entſchließt er ſich das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu laßen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeſchienene für Phantaſterey.

Aber auch hier zeigt ſich die Eigenthümlichkeit, die Energie ſeines Geiſtes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei ſo ſtarker Lebensluft, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geiſtigen Wünſchen und Abſichten fühlt er ſich von der Welt verletzt und um ſeine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nunmehr in der Erfahrung wiederfinden was ſo viele Jahre ſein Glück gemacht hatte, ja der innigſte Beſtand ſeines Lebens geweſen war: aber er verzehrt ſich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Proſa und Verſen von andern ſo viele kennen, ſondern er entſchließt ſich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem was ſich in der Wirklichkeit nicht immer nachweiſen läßt den Krieg an, zuvörderſt alſo der Platoniſchen Liebe, ſodann aller dogmatiſierenden Philoſophie, beſonders den beiden Extremen, der Stoiſchen und Pythagoreiſchen. Unverſöhnlich arbeitet er ferner dem religiöſen Fanatiſmus und allem was dem Verſtande excentriſch erſcheint entgegen.

Aber ſogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge ſelbſt phantaſtiſch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt ſich auf gegen alles was wir unter dem Wort Philiſterey zu begreifen gewohnt ſind, gegen ſtockende Pedanterey, kleinſtädtiſches Weſen, kümmerliche äußere Sitte, beſchränkte Kritik, falſche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie dieſe Ungeiſter, deren Name Legion iſt, nur alle zu bezeichnen ſeyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialiſch, ohne Vorſatz und Selbſtbewußtſeyn. Er findet ſich in der Klemme zwiſchen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, ſo muß er ſelbſt an ſich halten, und, indem er gerecht ſeyn will, vielſeitig werden.

Die verſtändige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der ſittlichen Welt, eines Addiſon, eines Steele,

hatten ihn schon längst angezogen: nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniss zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorgieng, wo die herschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches was einen Verständigen Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Frohsinn zu wirken: nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müße ein guter Mann seyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist Witz Humor seyen die echten Organe womit ein solches Gemüth die Welt anfaße. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freyheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen echten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch die Gegenstände zu gewältigen konnte man nicht umhin sich nach entscheidenden Behœrden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger dem er folgen, nicht einen Genoßen mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich ohne nach ihm gebildet zu seyn; wie man denn von Menæchmen nicht sagen könnte, welcher das Original und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem hœheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen Ämter Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumfloßenen England leistete: eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus durch eine beharrliche Thætigkeit, durch ein stætiges Wirken in seinem überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande; und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein practisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge so wie über ihren æsthetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet, und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht Gesinnung Übersicht die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen: denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit Witz Geist Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die grœste Freyheit gewähren: auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verar-

beitete zugerichtete Stoffe, indeſſen die alten Schätze dieſes Fachs welche Deutſchland beſitzt noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade dieſe Gedichte ſind es, welche Wielands Ruhm am meiſten verbreiteten und beſtætigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und ſelbſt die ernſtéren Deutſchen ließen ſie ſich gefallen; denn alle dieſe Werke traten wirklich zur rechten und günſtigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geſchrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunſtſtück ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen iſt, daß er bald den Verſtand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die ſittlichen triumphieren läßt, ſo muß man doch auch geſtehn daß am rechten Ort alles was ſchœne Seelen nur zieren mag die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meiſten dieſer Arbeiten, war die Überſetzung Shakeſpears. Wieland fürchtete nicht durch Studien ſeiner Originalitæt Eintrag zu thun; ja ſchon früh war er überzeugt daß, wie durch Bearbeitung ſchon bekannter Stoffe, ſo auch durch Überſetzung vorhandener Werke ein lebhafter reicher Geiſt die beſte Erquickung fände.

Shakeſpearn zu überſetzen war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil ſelbſt gebildete Litteratoren die Mœglichkeit läugneten daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne. Wieland überſetzte mit Freyheit, erhaſchte den Sinn ſeines Autors, ließ bei Seite was ihm nicht übertragbar ſchien, und ſo gab er ſeiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichſten Werken einer andern, ſeinem Zeitalter die Einſicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Dieſe Überſetzung, ſo eine große Wirkung ſie in Deutſchland hervorgebracht, ſcheint auf Wieland ſelbſt wenig Einfluß gehabt zu haben. Er ſtand mit ſeinem Autor allzuſehr in Widerſtreit, wie man genugſam erkennt aus den übergangenen und ausgelaßenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Franzœſiſche Sinnesart hervorblickt.

Anderſeits aber ſind ihm die Griechen in ihrer Mæßigung und Reinheit hœchſt ſchätzbare Muſter. Er fühlt ſich mit ihnen durch Geſchmack verbunden; Religion Sitten Verfaßung, alles giebt ihm Anlaß ſeine Vielſeitigkeit zu üben, und da weder die Götter noch die Philoſophen, weder das Volk noch die Völker, ſo wenig als die Staats- und Kriegsleute, ſich unter einander vertragen, ſo findet er überall die erwünſchteſte Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu ſcherzen ſcheint, ſeine billige duldſame menſchliche Lehre wiederholt einzuſchärfen.

Zugleich gefällt er ſich problematiſche Charactere darzuſtellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rückſicht auf weibliche Keuſchheit das Liebenswürdige einer Muſarion Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philoſophen zu erhœhen.

Aber auch unter dieſen findet er einen Mann den er als Repræſentanten ſeiner Geſinnungen ausbilden und darſtellen kann, ich meine Ariſtippen. Hier ſind Philoſophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung ſo heiter und wünſchenswerth verbunden, daß man ſich als Mitlebender in einem ſo ſchœnen Lande, in ſo guter Geſellſchaft zu finden wünſcht. Man tritt ſo gern mit dieſen unterrichteten wohldenkenden gebildeten frohen Menſchen in Verbindung; ja man glaubt, ſo lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie ſie geſinnt zu ſeyn, wie ſie zu denken.

In dieſen Bezirken erhielt ſich unſer Freund durch ſorgfältige Vorübungen, welche dem

Überſetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig ſind; und ſo entſtand der Deutſche Lucian, der uns den Griechiſchen um deſto lebhafter darſtellen mußte, als Verfaßer und Überſetzer für wahrhafte Geiſtesverwandte gelten können.

Ein Mann von ſolchen Talenten aber, predige er auch noch ſo ſehr das Gebührende, wird ſich doch manchmal verſucht fühlen die Linie des Anſtändigen und Schicklichen zu überſchreiten, da von je her das Genie ſolche Wagſtücke unter ſeine Gerechtſame gezählt hat. Dieſen Trieb befriedigte Wieland, indem er ſich dem kühnen außerordentlichen Ariſtophanes anzugleichen ſuchte, und die eben ſo verwegnen als geiſtreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freylich war zu allen dieſen Darſtellungen auch eine Einſicht in die hœhere bildende Kunſt nœthig, und da unſerm Freund niemals das Anſchauen jener überbliebenen alten Meiſterwerke gegönnt ward, ſo ſuchte er durch den Gedanken ſich zu ihnen zu erheben, ſie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergeſtalt, daß man bewundern muß wie der vorzügliche Geiſt ſich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß; ja es würde ihm vollkommen gelungen ſeyn, hätte ihn nicht eben ſeine lobenswerthe Behutſamkeit abgehalten entſchiedene Schritte zu thun: denn die Kunſt überhaupt, beſonders aber die der Alten, läßt ſich ohne Enthuſiaſmus weder faßen noch begreifen. Wer nicht mit Erſtaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unſer Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in dieſem einzigen Falle eine Ausnahme von ſeiner allgemeinen Lebensregel machen ſollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geſchmack nah verwandt, ſo war er es mit den Roemern noch mehr durch Geſinnung. Nicht daß er ſich durch republicaniſchen oder patriotiſchen Eifer hätte hinreißen laßen, ſondern er findet, wie er ſich den Griechen gewiſſermaßen nur andichtete, unter den Roemern wirklich ſeines Gleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm: ſelbſt kunſtreich, ſelbſt Hof- und Weltmann, iſt er ein verſtändiger Beurtheiler des Lebens und der Kunſt; Cicero Philoſoph, Redner, Staatsmann, thœtiger Bürger, und beide aus unſcheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag ſich unſer Freund, indem er ſich mit den Werken dieſer beiden Männer beſchäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenoßen verſetzen um uns ein anſchauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erſtaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menſchen verlangen mit denen er ſich beſchäftigt: aber er fürchtet ſich ſo ſehr vor der Parteylichkeit, daß er lieber gegen ſie als für ſie Partey nehmen mag.

Es giebt zwey Überſetzungsmaximen: die eine verlangt daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergeſtalt, daß wir ihn als den unſrigen anſehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben, und uns in ſeine Zuſtände, ſeine Sprachweiſe, ſeine Eigenſchaften finden ſollen. Die Vorzüge von beiden ſind durch muſterhafte Beiſpiele allen gebildeten Menſchen genugſam bekannt. Unſer Freund, der auch hier den Mittelweg ſuchte, war beide zu verbinden bemüht: doch zog er als Mann von Gefühl und Geſchmack in zweifelhaften Fällen die erſte Maxime vor.

Niemand hat vielleicht ſo innig empfunden welch verwickeltes Geſchäft eine Überſetzung

ſey, als er. Wie tief war er überzeugt daß nicht das Wort, ſondern der Sinn belebe. Man betrachte wie er in ſeinen Einleitungen uns erſt in die Zeit zu verſetzen und mit den Perſonen vertraut zu machen bemüht iſt, wie er alsdann ſeinen Autor auf eine uns ſchon bekannte, unſerm Sinn und Ohr verwandte Weiſe ſprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, unſtößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beſeitigen ſucht. Durch dieſe dreyfache Bemühung, ſieht man recht wohl, hat er ſich erſt ſeines Gegenſtandes bemächtigt, und ſo giebt er ſich denn auch die redlichſte Mühe uns in den Fall zu ſetzen daß ſeine Einſicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, ſo hielt er ſich doch feſt an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinſten überliefert iſt. Denn ſo wenig wir läugnen wollen daß aus den Fundgruben anderer alten Litteraturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern iſt, ſo wenig wird man uns widerſprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köſtliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Beſten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen ſind.

Die Deutſche Reichsverfaßung, welche ſo viele kleine Staaten in ſich begriff, ähnlichte darin der Griechiſchen. Die geringſte, unſcheinbare, ja unſichtbare Stadt, weil ſie ein eignes Intereſſe hatte, mußte ſolches in ſich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältniſſe nachzudenken. Und ſo war auch Wieland, als Canzleyverweſer einer der kleinſten Reichsſtädte, in dem Fall Patriot und im beßern Sinne Demagog zu ſeyn; wie er denn einmal über einen ſolchen Gegenſtand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, ſeines Gönners, lieber auf ſich zu ziehen als unpatriotiſch nachzugeben die Entſchließung faßte.

Schon ſein Agathon belehrt uns daß er auch in dieſem Fache geregelten Geſinnungen den Vorzug gab: indeſs gewann er doch dieſen Gegenſtänden ſo viel Antheil ab, daß alle ſeine Beſchäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten über dieſelben zu denken. Beſonders fühlte er ſich aufs neue dazu aufgefordert, als er ſich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürſten verſprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieſer Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da ſie in einer Zeit geſchrieben ſind wo die Macht der Alleinherrſchaft noch nicht erſchüttert war, ſo iſt ſein Hauptgeſchäft den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzuſtellen, und ſie auf das Glück hinzuweiſen das ſie in dem Glück der Ihrigen finden ſollten.

Nun aber trat die Epoche ein in der eine aufgeregte Nation alles bisher Beſtandene niederriß und die Geiſter aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Geſetzgebung zu berufen ſchien. Auch hierüber erklärt er ſich mit umſichtiger Beſcheidenheit, und ſucht durch verſtändige Vorſtellungen, die er unter mancherley Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freywillige Vereinigung der Maſſe undenkbar erſcheint, ſo iſt er der erſte der die Einherrſchaft wieder anräth, und den Mann bezeichnet der das Wunder der Wiederherſtellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei daß unſer Freund über dieſe Gegenſtände nicht etwa hinterdrein, ſondern gleichzeitig geſchrieben, und als Herausgeber eines vielgeleſenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, ſich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu laßen, ſo wird derjenige, der ſeinem Lebensgange chronologiſch zu folgen berufen iſt, nicht ohne Bewunderung gewahr werden mit welcher Aufmerkſamkeit er den raſchen Begebenheiten des Tages folgte, und mit welcher Klugheit er ſich als ein Deutſcher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier iſt es der Ort, der für Deutſchland ſo wichtigen Zeitſchrift, des Deutſchen Mercurs, zu gedenken. Dieſes Unternehmen war nicht das erſte in ſeiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verſchaffte ſogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann der ſelbſt dichtete auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen verſprach, daß ein Schriftſteller dem man ſo herrliche Werke verdankte ſelbſt urtheilen, ſeine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch verſammelten ſich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieſer Verein vorzüglicher Litteratoren wirkte ſo viel, daß man durch mehrere Jahre hin ſich des Mercurs als Leitfadens in unſerer Litteraturgeſchichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend: denn wenn auf der einen Seite das Leſen und Urtheilen über eine größere Maſſe ſich verbreitete, ſo ward auch die Luft ſich augenblicklich mitzutheilen bei einem jeden rege der irgend etwas zu geben hatte. Mehr, als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; ſein Glück weckte Nachahmer: ähnliche Zeitſchriften entſtanden, die erſt monatlich, dann wochen- und tagweiſe ſich ins Publicum drängten, und endlich jene babyloniſche Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und ſind, und die eigentlich daher entſpringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutſchen Mercurs viele Jahre durch erhielt war die dem Herausgeber desſelben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteyhaupt geſchaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt darf ſich keiner Einſeitigkeit ſchuldig machen. Was ſeinen regen Geiſt aufreizte ſuchte er durch Menſchenverſtand und Geſchmack bei ſich ſelbſt ins Gleiche zu bringen, und ſo behandelte er auch ſeine Mitarbeiter, für die er ſich keineswegs enthuſiaſmierte; und wie er die von ihm ſo hoch geachteten alten Autoren, indem er ſie mit Sorgfalt überſetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, ſo machte er auch oft geſchätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja ſogar abwendig.

Schon früher hatte unſer Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müßen: um ſo weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitſchrift an litterariſchen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweiſt er ſich als immer derſelbe. Ein ſolcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie ſichs einigermaßen in die Länge ziehen will, ſo läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht ſeines gewohnten Pfades.

Ausländer haben ſcharfſinnig bemerkt daß Deutſche Schriftſteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rückſicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menſchen der ſich ſelbſt ausbildet, den Menſchen der ſich ſelbſt etwas zu Danke machen will, und folglich den Character desſelben, gar bald abnehmen könne.

Dieſe Eigenſchaft haben wir ſchon oben Wielanden beſonders zugeſchrieben, und es wird um ſo intereſſanter ſeyn, ſeine Schriften wie ſein Leben in dieſem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und ſpæter den Character unſeres Freundes aus eben dieſen Schriften verdæchtig zu machen ſuchte. Gar viele Menſchen ſind noch jetzt an ihm irre, weil ſie ſich vorſtellen, der Vielſeitige müße gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig ſeyn. Man bedenkt nicht daß der Character ſich nur durchaus aufs Practiſche beziehe. Nur in dem, was der Menſch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Character, und in dieſem Sinne hat es keinen feſtern, ſich ſelbſt immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er ſich der Mannigfaltigkeit ſeiner Empfindungen, der Beweglichkeit ſeiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrſchaft über ſich erlauben wollte, ſo zeigte er eben dadurch die Feſtigkeit und Sicherheit ſeines Sinnes. Der geiſtreiche Mann ſpielte gern mit ſeinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit ſeinen Geſinnungen. Und ſo erwarb er ſich viele Freunde, und erhielt ſie. Daß er irgend einen entſchiedenen Feind gehabt iſt mir nicht bekannt geworden. Im Genuß ſeiner dichteriſchen Arbeiten lebte er viele Jahre in ſtædtiſcher bürgerlicher freundlich-geſelliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollſtændigen Abdrucks ſeiner ſorgfæltig durchgeſehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derſelben.

Aber er ſollte noch im Herbſt ſeiner Jahre den Einfluß des Zeitgeiſtes empfinden, und auf eine nicht vorzuſehende Weiſe ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutſchland gewaltet; æußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern menſchlichen weltbürgerlichen Geſinnungen gar ſchœn zuſammen. Der friedliche Stædter ſchien ſeiner Mauern nicht mehr zu bedürfen: man entzog ſich ihnen, man ſehnte ſich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbeſitzes gab jedermann Vertrauen; das freye Naturleben zog jedermann an; und wie der geſellig geborne Menſch ſich öfters den ſüßen Trug vorbilden kann, als lebe er beßer bequemer froher in der Abgeſondertheit, ſo ſchien auch Wieland, dem bereits die hœchſte litterariſche Muße gegönnt war, ſich nach einem noch muſenhaft ruhigern Aufenthalt umzuſehen, und als er gerade in der Næhe von Weimar ſich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kræfte fand, faßte er den Entſchluß daſelbſt den Reſt ſeines Lebens zuzubringen. Und hier mœgen die, welche ihn öfters beſucht, welche mit ihm gelebt, umſtændlich erzæhlen, wie er gerade hier in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſchien als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte; beſonders aber, weil er ſich den Menſchen wohl entziehen, die Menſchen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gaſtfreyer Wirth ſeine geſelligen Tugenden am anmuthigſten entwickelte.

Indeſs ich nun jüngere Freunde zu dieſer idylliſchen Darſtellung auffordere, ſo muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken wie dieſe ländliche Heiterkeit durch das Hinſcheiden einer theuern mitwohnenden Freundinn und dann durch den Tod ſeiner werthen ſorgſamen Lebensgefæhrtinn getrübt worden. Er legt dieſe theueren Reſte auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er ſich entſchließt die für ihn allzuſehr verflochtene landwirthſchaftliche Beſorgung aufzugeben und ſich des einige Jahre froh genoßenen Grundbeſitzes zu entæußern, ſo behælt er ſich doch den Platz, den Raum zwiſchen beiden Geliebten vor um dort auch ſeine ruhige

Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlaßung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück: denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerinn, der Herzoginn Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr was es ihm kostе, von ihr entfernt zu seyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstinn ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren; ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen seyn: denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen; ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches so wie sein litterarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen practischen Zweck suchte, ein practisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er bei ausgebreiteten Kenntnissen stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen großern Ansichten präludierte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug: als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freyem Leben, dichtend so wie philosophierend, ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wißenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wißens und des sittlichen Handelns fester, als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den

Tiefen der Menſchheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, ſag' ich, den Geſchmack auch bald auf ſolche Grundſätze hinweiſen, und deſshalb ſuchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beſeitigen, und ein allgemeineres Geſetz zur Entſcheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geſchah auch wirklich, und in der Poeſie that ſich eine neue Epoche hervor, welche mit unſerm Freunde ſo wie er mit ihr in Widerſpruch ſtehen mußte. Von dieſer Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil ohne jedoch ſehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieſes Umſtandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutſchen Litteratur entſtandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen iſt, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienſt ſchätzen und ſein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen ſo wie der Folge der Meinungen, von dem Character, den Talenten der mitwirkenden Perſonen genau unterrichtet ſeyn müßte, die Kräfte, die Verdienſte beider Theile wohl kennen, und um unparteyiſch zu wirken beiden Parteyen gewiſſermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entſprungenen kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernſte Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlaßen haben.

Die zwiſchen unſern Bergen und Hügeln, in unſern anmuthig bewäßerten Thälern viele Jahre glücklich angeſiedelte Ruhe war ſchon längſt durch Kriegszüge, wo nicht verſcheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erſtaunen und Schrecken ſetzte, da das Schickſal der Welt in unſern Spaziergängen entſchieden ward, auch in dieſen ſchrecklichen Stunden, denen unſer Freund ſorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht: denn er ward erſt durch die Vorſorge eines jungen entſchloßenen Freundes, dann durch die Aufmerkſamkeit der Franzöſiſchen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftſteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wißenſchaftlichen Inſtituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den ſchmerzlichen Verluſt Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht ihm jeden Erſatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwey Kaiſern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in ſeinem langen Leben nicht geſucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber ſo wie am trüben, ſo auch am heitern Tage war er ſich ſelbſt gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem böſen Geſchick mäßig zu begegnen verſteht.

Am bewunderungswürdigſten jedoch erſchien er, körperlich und geiſtig betrachtet, nach dem harten Unfall der ihn in ſo hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter hoechlich verletzt ward. Die ſchmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Geneſung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröſtete mehr ſeine Freunde als ſich ſelbſt durch die Äußerung, es ſey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geſchienen haben, daß er auch auf dieſe Weiſe die Schuld der Menſchheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem ſich ſeine Natur wie die eines Jünglings ſchnell wieder herſtellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe phyſiſche Kraft verliehen ſey.

Wie ſich nun ſeine Lebensphiloſophie auch bei dieſer Prüfung bewährte, ſo brachte ein

solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniss, die Benutzung desselben gerichtet schien: des Außerweltlichen, des Übersinnlichen konnte er doch als ein vorzüglich begabter Mann keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor: denn indem er alles abzulehnen schien was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten gleichsam versuchsweise über die so scharf gezogenen Linien, wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken, und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniss geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannigfaltige Belege: besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodæmon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Äußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht daß gerade unter diesen vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseyns sowohl von falschen Schreckbildern eines trüben Aberglaubens als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theuren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen: davon sind wir alle Zeugen; wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentreicher Mann, verständig vorsichtig umsichtig erfahren wohldenkend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und

geordnete Bände nöthig ſind um ſein Andenken rühmlich zu feyern, neben dem Monumente das er ſich ſelbſt in ſeinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich dieſe ſchöne Pflicht nur in der Betrachtung, es könne das von mir vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig bei wiederholter Feyer ſeines Andenkens von andern beßer zu leiſten wäre. Wird es unſern verehrten Meiſtern gefallen, mit dieſem Aufſatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unſern Freund erſcheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unſere Brüder, auf die er am meiſten und am eigenſten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genoßen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, ſo würde hiedurch ein Schatz von Thatſachen Nachrichten und Urtheilen geſammelt, welcher wohl einzig in ſeiner Art ſeyn dürfte, und woraus denn unſere Nachkommen ſchöpfen könnten um mit ſtandhafter Neigung ein ſo würdiges Andenken immerfort zu beſchützen, zu erhalten und zu verklären.

SHAKSPEARE UND KEIN ENDE.

Es iſt über Shakſpeare ſchon ſo viel geſagt, daß es ſcheinen möchte als wäre nichts mehr zu ſagen übrig; und doch iſt dieß die Eigenſchaft des Geiſtes, daß er den Geiſt ewig anregt. Dießmal will ich Shakſpeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erſtens als Dichter überhaupt, ſodann verglichen mit den Alten und den Neueſten, und zuletzt als eigentlichen Theaterdichter. Ich werde zu entwickeln ſuchen was die Nachahmung ſeiner Art auf uns gewirkt, und was ſie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beiſtimmung zu dem, was ſchon geſagt iſt, dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abſtimmung aber kurz und poſitiv ausdrücken ohne mich in Streit und Widerſpruch zu verwickeln. Hier ſey alſo von jenem erſten Punct zuvörderſt die Rede.

I. SHAKSPEARE ALS DICHTER ÜBERHAUPT.

Das Hœchſte wozu der Menſch gelangen kann iſt das Bewußtſeyn eigner Geſinnungen und Gedanken, das Erkennen ſeiner ſelbſt, welches ihm die Anleitung giebt auch fremde Gemüthsarten zu durchſchauen. Nun giebt es Menſchen die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren ſind und ſolche durch Erfahrung zu practiſchen Zwecken ausbilden. Hieraus entſteht die Fæhigkeit der Welt und den Geſchäften im hœhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er ſie nicht zu unmittelbaren irdiſchen Zwecken, ſondern zu einem hœhern geiſtigen allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakſpeare einen der grœßten Dichter, ſo geſtehen wir zugleich daß nicht leicht jemand die Welt ſo gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand der

sein inneres Anschauen aussprach den Leser in höherm Grade mit in das Bewußtseyn der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es als arbeite er für unsre Augen: aber wir sind getäuscht. Shakspeares Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Überlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klärer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Überlieferung durchs Wort: denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffaßen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakspeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wißen: denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakspeareschen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehen was sich leicht imaginieren läßt, ja was beßer imaginiert als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind bloß auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakspeare, und dieß läßt sich beim Vorlesen am beßten überliefern: der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es giebt keinen höhern Genuß und keinen reinern als sich mit geschloßenen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakspearesches Stück nicht declamieren, sondern recitieren zu laßen. Man folgt dem schlichten Faden an dem er die Ereigniße abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charactere bilden wir uns zwar gewiße Gestalten: aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu laßen. Dazu conspirieren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sclaven, Könige und Boten; ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger als die Hauptgestalten. Alles was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereigniße sich in dem Herzen der Menschen verbirgt wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verschließt und versteckt wird hier frey und flüßig an den Tag gefördert: wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wißen nicht wie.

Shakspeare gefällt sich zum Weltgeist: er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist nichts verborgen: aber wenn des Weltgeists Geschäft ist Geheimniße vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwätzen, und uns vor oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich hingerißene, der ruhig betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jedermann ist redsam und redselig.

Genug, das Geheimniſs muß heraus, und ſollten es die Steine verkünden. Selbſt das Unbelebte drängt ſich hinzu, alles Untergeordnete ſpricht mit, die Elemente, Himmel-Erd- und Meer-Phænomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft ſcheinbar als Gleichniſs, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die civiliſierte Welt muß ihre Schätze hergeben: Künſte und Wiſſenſchaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht ſeine Gaben dar. Shakſpeares Dichtungen ſind ein großer belebter Jahrmarkt, und dieſen Reichthum hat er ſeinem Vaterlande zu danken.

Überall iſt England, das meerumfloßene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thætige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und ſtellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja er würde nicht ſo ſehr auf uns wirken, wenn er ſich nicht ſeiner lebendigen Zeit gleich geſtellt hätte. Niemand hat das materielle Coſtume mehr verachtet als er: er kennt recht gut das innere Menſchen-Coſtume, und hier gleichen ſich Alle. Man ſagt, er habe die Rœmer vortrefflich dargeſtellt: ich finde es nicht: es ſind lauter eingefleiſchte Engländer: aber freylich Menſchen ſind es, Menſchen von Grund aus, und denen paſst wohl auch die rœmiſche Toga. Hat man ſich einmal hierauf eingerichtet, ſo findet man ſeine Anachroniſmen hœchſt lobenswürdig, und gerade daß er gegen das äußere Coſtume verſtœßt, das iſt es, was ſeine Werke ſo lebendig macht.

Und ſo ſey es genug an dieſen wenigen Worten, wodurch Shakſpeares Verdienſt keineswegs erſchöpft iſt. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzuſetzen haben. Doch ſtehe noch eine Bemerkung hier: ſchwerlich wird man einen Dichter finden deſſen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirkſam iſt, wie an den ſeinigen ſich nachweiſen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Ärger durch daß die Volksmaſſe den Vorzug der Beßern nicht anerkennen will. Im Cæſar bezieht ſich alles auf den Begriff daß die Beßern den oberſten Platz nicht wollen eingenommen ſehen, weil ſie irrig wähnen in Geſammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra ſpricht mit tauſend Zungen daß Genuß und That unvertræglich ſey. Und ſo würde man bei weiterer Unterſuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II. SHAKSPEARE, VERGLICHEN MIT DEN ALTEN UND NEUESTEN.

Das Intereſſe welches Shakſpeares großen Geiſt belebt liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrſagung und Wahnſinn, Träume Ahnungen Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Geſpenſter Unholde und Zauberer ein magiſches Element bilden, das zur rechten Zeit ſeine Dichtungen durchſchwebt, ſo ſind doch jene Truggeſtalten keineswegs Hauptingredientien ſeiner Werke, ſondern die Wahrheit und Tüchtigkeit ſeines Lebens iſt die große Baſe worauf ſie ruhen; deshalb uns alles was ſich von ihm herſchreibt ſo echt und kernhaft erſcheint. Man hat daher ſchon eingeſehen daß er nicht ſowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantiſche genannt hat, ſondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehœre, da ſein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zarteſten Seite, ja nur mit der äußerſten Spitze an die Sehnſucht gränzt.

Deſs ungeachtet aber iſt er, näher betrachtet, ein entſchieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beſeitigen iſt, ſondern dem innerſten tiefſten Sinne nach.

Zuvörderſt aber verwahre ich mich, und ſage daß keineswegs meine Abſicht ſey nachfolgende Terminologie als erſchöpfend und abſchließend zu gebrauchen: vielmehr ſoll es nur ein Verſuch ſeyn zu andern uns ſchon bekannten Gegenſätzen nicht ſowohl einen neuen hinzuzufügen, als daß er ſchon in jenen enthalten ſey anzudeuten. Dieſe Gegenſätze ſind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidniſch.	Chriſtlich.
Heldenhaft.	Romantiſch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freyheit.
Sollen.	Wollen.

Die gröſten Qualen ſo wie die meiſten welchen der Menſch ausgeſetzt ſeyn kann, entſpringen aus den einem Jeden inwohnenden Miſsverhältniſſen zwiſchen Sollen und Wollen, ſodann aber zwiſchen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und dieſe ſind es, die ihn auf ſeinem Lebensgange ſo oft in Verlegenheit ſetzen. Die geringſte Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und ſchadlos gelöſet werden kann, entſpringt, giebt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchſte Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöſt, bringt uns die tragiſchen Momente dar.

Vorherſchend in den alten Dichtungen iſt das Unverhältniſs zwiſchen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwiſchen Wollen und Vollbringen. Man nehme dieſen durchgreifenden Unterſchied unter die übrigen Gegenſätze einſtweilen auf, und verſuche ob ſich etwas damit leiſten laße. Vorherſchend, ſagte ich, ſind in beiden Epochen bald dieſe, bald jene Seite: weil aber Sollen und Wollen im Menſchen nicht radical getrennt werden kann, ſo müßen überall beide Anſichten zugleich, wenn ſchon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menſchen auferlegt: das Muß iſt eine harte Nuß; das Wollen legt der Menſch ſich ſelbſt auf: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen iſt läſtig, Unvermœgen des Vollbringens fürchterlich; ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem feſten Willen kann man ſich ſogar über das Unvermœgen des Vollbringens getröſtet ſehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenſpiele: auch dieſe beſtehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schickſals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fæhigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In dieſem Sinn möchte ich das Whiſtſpiel antik nennen. Die Form dieſes Spiels beſchränkt den Zufall, ja das Wollen ſelbſt. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenſpielern mit den Karten die mir in die Hand kommen eine lange Reihe von Zufällen leuken ohne ihnen ausweichen zu können: beim Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil ſtatt. Hier ſind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelaßen: ich kann die Karten die mir zufallen verläugnen, in verſchiedenem Sinne gelten laßen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den ſchlechteſten Blättern den gröſten Vortheil ziehen; und ſo gleichen dieſe Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragœdie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone; und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen ist despotisch, es gehœre der Vernunft an wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der Natur wie die Gesetze des Werdens Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir ohne zu bedenken daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sey. Das Wollen hingegen ist frey, scheint frey, und begünstigt den Einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch, und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten: und hier liegt der Grund warum unsre Kunst so wie unsre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragœdie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflœste: aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getrœstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakspeare, so muß der Wunsch entspringen daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakspeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Character dargestellt. Die Person, von der Seite des Characters betrachtet, soll: sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie: sie ist unbegränzt, und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Conflict, und diesen läßt Shakspeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlaßungen zum unerläßlichen Sollen erhœht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen: sie wiederholt sich aber bei Shakspeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hecate, und die Überhexe sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Ähnliche finden: genug, ein Wollen das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht ist modern. Daß es aber Shakspeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlaßung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen mœglich ist, und daher entspringt das schœne Gleichgewicht zwischen Wollen Sollen und Vollbringen: doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit die mehr oder weniger oder völlig alle Freyheit ausschließt verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen: diesen hat jedoch Shakspeare auf seinem Wege sich genähert; denn indem er das Nothwendige

ſittlich macht, ſo verknüpft er die alte und neue Welt zu unſerm freudigen Erſtaunen. Ließe ſich etwas von ihm lernen, ſo wäre hier der Punct den wir in ſeiner Schule ſtudieren müßten. Anſtatt unſere Romantik, die nicht zu ſchelten noch zu verwerfen ſeyn mag, über die Gebühr ausſchließlich zu erheben und ihr einſeitig nachzuhängen, wodurch ihre ſtarke derbe tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, ſollten wir ſuchen jenen großen unvereinbar ſcheinenden Gegenſatz um ſo mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meiſter, den wir ſo hœchlich ſchätzen, und oft ohne zu wißen warum? über alles præconiſieren, das Wunder wirklich ſchon geleiſtet hat. Freylich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erndtezeit kam, daß er in einem lebensreichen proteſtantiſchen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang ſchwieg, ſo daß einem wahren Naturfrommen wie Shakſpeare die Freyheit blieb ſein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine beſtimmte Religion religiœs zu entwickeln.

Vorſtehendes ward im Sommer 1813 geſchrieben, und man will daran nicht markten noch mækeln, ſondern nur an das oben geſagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Verſuch ſey um zu zeigen wie die verſchiedenen poetiſchen Geiſter jenen ungeheuren und unter ſo viel Geſtalten hervortretenden Gegenſatz auf ihre Weiſe zu vereinigen und aufzulœſen geſucht. Mehreres zu ſagen wære um ſo überflüßiger, als man ſeit gedachter Zeit auf dieſe Frage von allen Seiten aufmerkſam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklærungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümners hœchſt ſchätzbarer Abhandlung über die Idee des Schickſals in den Tragœdien des Æſchylus und deren fürtreffliche Recenſion in den Ergänzungsblättern der Jeniſchen Litteraturzeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punct wende, welcher ſich unmittelbar auf das deutſche Theater bezieht, und auf jenen Vorſatz, welchen Schiller gefaßt, dasſelbe auch für die Zukunft zu begründen.

III. SHAKSPEARE ALS THEATERDICHTER.

Wenn Kunſtliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, ſo ergötzen ſie ſich am Ganzen und durchdringen ſich von der Einheit die ihm der Künſtler geben können. Wer hingegen theoretiſch über ſolche Arbeiten ſprechen, etwas von ihnen behaupten und alſo lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Dieſe glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakſpeare erſt als Dichter überhaupt betrachteten, und ſodann mit den Alten und den Neueſten verglichen. Nun aber gedenken wir unſern Vorſatz dadurch abzuſchließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakſpeares Name und Verdienſt gehœren in die Geſchichte der Poeſie: aber es iſt eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und ſpæterer Zeiten, ſein ganzes Verdienſt in der Geſchichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von ſeinen Fæhigkeiten einen Gebrauch machen der problematiſch iſt. Nicht alles was der Vortreffliche thut geſchieht auf die vortrefflichſte Weiſe. So gehœrt Shakſpeare nothwendig in die Geſchichte der Poeſie: in der Geſchichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, ſo muß man hier die Bedingungen er-

wægen in die er ſich fügte, und dieſe Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muſter anpreiſen.

Wir unterſcheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zuſammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theaterſtück laßen ſich ſondern. Epos fordert mündliche Überlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog Geſpræch in geſchloßener Geſellſchaft, wo die Menge allenfalls zuhœren mag; Drama Geſpræch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterſtück alles dreyes zuſammen, inſofern es den Sinn des Auges mit beſchäftigt, und unter gewiſſen Bedingungen örtlicher und perſœnlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakſpeares Werke ſind in dieſem Sinne am meiſten dramatiſch: durch ſeine Behandlungsart das innerſte Leben hervorzukehren gewinnt er den Leſer: die theatraliſchen Forderungen erſcheinen ihm nichtig, und ſo macht er ſichs bequem, und man läßt ſichs, geiſtig genommen, mit ihm bequem werden. Wir ſpringen mit ihm von Localitæt zu Localitæt; unſere Einbildungskraft erſetzt alle Zwiſchenhandlungen die er ausläßt; ja wir wißen ihm Dank daß er unſere Geiſteskräfte auf eine ſo würdige Weiſe anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation: denn mit den »Brettern die die Welt bedeuten« ſind wir bekannter als mit der Welt ſelbſt, und wir mœgen das Wunderlichſte leſen und hœren, ſo meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unſern Augen vorgehen; daher die ſo oft miſslungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauſpielen.

Genau aber genommen, ſo iſt nichts theatraliſch als was für die Augen zugleich ſymboliſch iſt: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakſpeare auch dieſen Gipfel zu erfaßen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todkranken ſchlummernden Kœnig der Sohn und Nachfolger die Krone von ſeiner Seite wegnimmt, ſie aufſetzt, und damit fortſtolziert. Dieſes ſind aber nur Momente, ausgeſœete Juwelen, die durch viel Untheatraliſches aus einander gehalten werden. Shakſpeares ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerſtrebendes: ſein großes Talent iſt das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint, ſo müßen wir auch hier Shakſpeares großes Verdienſt anerkennen; nur läugnen wir dabei, und zwar zu ſeinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für ſein Genie geweſen. Indeſſen veranlaßt ihn gerade dieſe Bühnenenge zu eigner Begränzung. Hier aber nicht wie andere Dichter wählt er ſich zu einzelnen Arbeiten beſondere Stoffe, ſondern er legt einen Begriff in den Mittelpunct und bezieht auf dieſen die Welt und das Univerſum. Wie er alte und neue Geſchichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen; an die er ſich oft ſogar wörtlich hält. Nicht ſo gewißenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Überlieferung getreuer: doch zerſtœrt er den tragiſchen Gehalt derſelben beinahe ganz durch die zwey komiſchen Figuren Mercutio und die Amme, wahrſcheinlich von zwey beliebten Schauſpielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperſon geſpielt. Betrachtet man die Oeconomie des Stücks recht genau, ſo bemerkt man daß dieſe beiden Figuren und was an ſie gränzt nur als poßenhafte Intermezziſten auftreten, die uns bei unſerer folgerechten, Übereinſtimmung liebenden Denkart auf der Bühne unertræglich ſeyn müßen.

Am merkwürdigſten erſcheint jedoch Shakſpeare, wenn er ſchon vorhandene Stücke redigiert und zuſammenſchneidet. Bei Kœnig Johann und Lear können wir dieſe Vergleichung anſtellen: denn die ältern Stücke ſind noch übrig. Aber auch in dieſen Fällen iſt er wieder mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter.

Laßet uns denn aber zum Schluß zur Auflœſung des Rœthſels ſchreiten. Die Unvollkommenheit der engliſchen Bretterbühne iſt uns durch kenntnisreiche Männer vor Augen geſtellt. Es iſt keine Spur von der Natürlichkeitsforderung in die wir nach und nach durch Verbeßerung der Maſchinerie, der perſpectiviſchen Kunſt und der Garderobe hineingewachſen ſind, und von wo man uns wohl ſchwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte, vor ein Gerüſte wo man wenig ſah, wo alles nur bedeutete, wo ſich das Publicum gefallen ließ hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Kœnigs anzunehmen, den Trompeter, der an einer gewiſſen Stelle immer trompetete, und was dergleichen mehr iſt. Wer will ſich nun gegenwärtig ſo etwas zumuthen laßen? Unter ſolchen Umſtänden waren Shakſpeares Stücke hœchſt intereſſante Mährchen, nur von mehreren Perſonen erzählt, die ſich um etwas mehr Eindruck zu machen characteriſtiſch maſkiert hatten, ſich wie es Noth that hin und her bewegten, kamen und giengen, dem Zuſchauer jedoch überließen ſich auf der œden Bühne nach Belieben Paradies und Paläſte zu imaginieren.

Wodurch erwarb ſich denn Schrœder das große Verdienſt Shakſpeares Stücke auf die deutſche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde? Schrœder hielt ſich ganz allein ans Wirkſame: alles Andere warf er weg, ja ſogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf ſeine Nation, auf ſeine Zeit zu ſtœren ſchien. So iſt es z. B. wahr, daß er durch Weglaßung der erſten Scenen des Kœnigs Lear den Character des Stücks aufgehoben: aber er hatte doch Recht: denn in dieſer Scene erſcheint Lear ſo abſurd, daß man ſeinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen: aber Mitleid hat man nicht mit ihm; und Mitleid wollte Schrœder erregen, ſo wie Abſcheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu ſcheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakeſpeare redigiert, bringt dieſe Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichſten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich; Tochter und Schwiegerſohn aus romantiſcher Grille machen verkleidet irgend eine Wallfahrt aus Meer, und treffen den Alten, der ſie nicht erkennt. Hier wird alles ſüß, was Shakſpeares hoher tragiſcher Geiſt uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieſer Stücke macht dem denkenden Kunſtfreunde immer aufs neue Vergnügen.

Nun hat ſich aber ſeit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutſchland eingeſchlichen daß man Shakſpeare auf der deutſchen Bühne Wort für Wort aufführen müße, und wenn Schauſpieler und Zuſchauer daran erwürgen ſollten. Die Verſuche, durch eine vortreffliche genaue Überſetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimariſche Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beſte Zeugniſs ablegen kann. Will man ein Shakſpeariſch Stück ſehen, ſo muß man wieder zu Schrœders Bearbeitung greifen: aber die Redensart daß auch bei der Vorſtellung von Shakſpeare kein Jota zurückbleiben dürfe, ſo ſinnlos ſie iſt, hœrt man immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieſer Meinung die Oberhand, ſo wird Shakſpeare in wenigen Jahren ganz von der

deutſchen Bühne verdrängt ſeyn; welches denn auch kein Unglück wäre: denn der einſame oder geſellige Leſer wird an ihm deſto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig geſprochen, einen Verſuch zu machen hat man Romeo und Julie für das Weimariſche Theater redigiert. Die Grundſätze wonach ſolches geſchehen wollen wir eheſtens entwickeln; woraus ſich denn vielleicht auch ergeben wird warum dieſe Redaction, deren Vorſtellung keineswegs ſchwierig iſt, jedoch kunſtmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutſchen Theater nicht gegriffen. Verſuche ähnlicher Art ſind im Werke, und vielleicht bereitet ſich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

NOVELLE.

Ein dichter Herbſtnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürſtlichen Schloßhofes, als man ſchon mehr oder weniger durch den ſich lichtenden Schleyer die ganze Jægerey zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt ſah. Die eiligen Beſchäftigungen der Næchſten ließen ſich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steighügel, man reichte ſich Büchſe und Patrontaſchchen, man ſchob die Dachsranzen zurecht, indeſs die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuſchleppen drohten. Auch hie und da gebærdete ein Pferd ſich muthiger, von feuriger Natur getrieben, oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der ſelbſt hier in der Halbhelle eine gewiſſe Eitelkeit ſich zu zeigen nicht verläugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürſten, der, von ſeiner jungen Gemahlinn Abſchied nehmend, allzulange zauderte.

Erſt vor kurzer Zeit zuſammen getraut, empfanden ſie ſchon das Glück übereinſtimmender Gemüther: beide waren von thætiglebhaftem Character; eines nahm gern an des andern Neigungen und Beſtrebungen Antheil. Des Fürſten Vater hatte noch den Zeitpunct erlebt und genutzt wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebſamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen jeder nach ſeiner Art erſt gewinnen und dann genießen ſollte.

Wie ſehr dieſes gelungen war ließ ſich in dieſen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt ſich verſammelte, den man gar wohl eine Meſſe nennen konnte. Der Fürſt hatte ſeine Gemahlinn geſtern durch das Gewimmel der aufgehängten Waaren zu Pferde geführt und ſie bemerken laßen wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtauſch treffe; er wußte ſie an Ort und Stelle auf die Betriebſamkeit ſeines Länderkreiſes aufmerkſam zu machen.

Wenn ſich nun der Fürſt faſt ausſchließlich in dieſen Tagen mit den Seinigen über dieſe zudringenden Gegenſtände unterhielt, auch beſonders mit dem Finanzminiſter anhaltend arbeitete, ſo behielt doch auch der Landjægermeiſter ſein Recht, auf deſſen Vorſtellung es unmœglich war, der Verſuchung zu widerſtehen an dieſen günſtigen Herbſt-

tagen eine ſchon verſchobene Jagd zu unternehmen, ſich ſelbſt und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und ſeltnes Feſt zu eröffnen.

Die Fürſtinn blieb ungern zurück: man hatte ſich vorgenommen weit in das Gebirg hineinzudringen um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend verſäumte der Gemahl nicht einen Spazierritt vorzuſchlagen, den ſie im Geleite Friedrichs, des fürſtlichen Oheims, unternehmen ſollte; «auch laße ich» ſagte er «dir unſern Honorio als Stall- und Hofjunker, der für alles ſorgen wird»; und im Gefolg dieſer Worte gab er im Hinabſteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nœthigen Auftræge, verſchwand ſodann bald mit Gäſten und Gefolge.

Die Fürſtinn, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab ſich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freye Ausſicht ließen, die um deſto ſchœner war, als das Schloß ſelbſt von dem Fuße herauf in einiger Hœhe ſtand, und ſo vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Anſichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleſcop noch in der Stellung wo man es geſtern Abend gelaßen hatte, als man, über Buſch Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, ſich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die grœſten Licht- und Schattenmaſſen den deutlichſten Begriff von einem ſo anſehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte ſich heute früh durch die annæhernden Glæſer recht auffallend die herbſtliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwiſchen dem Gemäuer ungehindert und ungeſtœrt durch lange Jahre emporſtrebten.

Die ſchœne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer oden ſteinigen Fläche über welche der Jagdzug weggehen mußte; ſie erharrte den Augenblick mit Geduld, und betrog ſich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrœßerungsfæhigkeit des Inſtrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürſten und den Oberſtallmeiſter; ja ſie enthielt ſich nicht abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als ſie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürſt Oheim, Friedrich mit Namen, trat ſodann, angemeldet, mit ſeinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. «Liebe Couſine» ſagte der alte rüſtige Herr, «hier legen wir die Anſichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verſchiedenen Seiten anſchaulich zu machen wie der mæchtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und ſeiner Witterung ſich entgegen ſtemmte, und wie doch hie und da ſein Gemäuer weichen, da und dort in wüſte Ruinen zuſammenſtürzen mußte. Nun haben wir manches gethan um dieſe Wildniſs zugænglicher zu machen: denn mehr bedarf es nicht um jeden Wanderer, jeden Beſuchenden in Erſtaunen zu ſetzen, zu entzücken.»

Indem nun der Fürſt die einzelnen Blätter deutete, ſprach er weiter «Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, ſteigt uns ein Felſen entgegen von den feſteſten des ganzen Gebirgs; hierauf nun ſteht gemauert ein Thurm: doch niemand wüßte zu ſagen wo die Natur aufhœrt, Kunſt und Handwerk aber anfangen. Ferner ſieht man ſeitwärts Mauern angeſchloßen und Zwinger terraſſenmæßig herab ſich erſtreckend. Doch ich ſage nicht recht: denn es iſt eigentlich ein Wald der dieſen uralten Gipfel um-

giebt: ſeit hundert und fünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall ſind die mächtigſten Stämme emporgewachſen: wo ihr euch an den Mauern andrängt ſtellt ſich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die ſchlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen: um dieſe müßen wir uns herumſchlängeln und unſere Fußpfade verſtändig führen. Seht nur wie trefflich unſer Meiſter dieß Characteriſtiſche auf dem Papier ausgedrückt hat; wie kenntlich die verſchiedenen Stamm- und Wurzelarten zwiſchen das Mauerwerk verflochten, und die mächtigen Äſte durch die Lücken durchgeſchlungen ſind. Es iſt eine Wildniſs wie keine, ein zufällig-einziges Local, wo die alten Spuren längſt verſchwundener Menſchenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur ſich in dem ernſteſten Streit erblicken laßen.'

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort «Was ſagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zuſammenſtürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, ſeit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir ſuchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe geſprengt, und ſo einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens: hier findet ſich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet: aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; ſie ſind fachte, aber entſchieden aufgewachſen: nun erſtrecken ſie ihre Äſte bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter ſonſt auf und ab ſchritt, ja durch Thüren durch und Fenſter in die gewölbten Säle; aus denen wir ſie nicht vertreiben wollen: ſie ſind eben Herr geworden, und mögens bleiben. Tiefe Blätterſchichten wegräumend, haben wir den merkwürdigſten Platz geebnet gefunden, deſſen gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu ſehen iſt.

Nach dieſem allem iſt es immer noch bemerkenswerth, und an Ort und Stelle zu beſchauen, daß auf den Stufen die in den Hauptthurm hinaufführen ein Ahorn Wurzel geſchlagen, und ſich zu einem ſo tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann um die Zinne der unbegränzten Ausſicht wegen zu beſteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten: denn dieſer Baum iſt es der ſich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir alſo dem wackern Künſtler, der uns ſo löblich in verſchiedenen Bildern von allem überzeugt als wenn wir gegenwärtig wären: er hat die ſchönſten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet, und ſich wochenlang um dieſe Gegenſtände herumbewegt. In dieſer Ecke iſt für ihn und den Wächter den wir ihm zugegeben eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie ſollten nicht glauben, meine Beſte, welch eine ſchöne Aus- und Anſicht er ins Land, in Hof und Gemäuer ſich dort bereitet hat. Nun aber, da alles ſo rein characteriſtiſch umrißen iſt, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit dieſen Bildern unſern Gartenſaal zieren; und niemand ſoll über unſere regelmäßigen Parterre Lauben und ſchattigen Gänge ſeine Augen ſpielen laßen, der nicht wünſchte ſich dort oben in dem wirklichen Anſchauen des Alten und Neuen, des Starren Unnachgiebigen Unerſtörlichen und des Friſchen Schmiegſamen Unwiderſtehlichen ſeine Betrachtungen anzuſtellen.'

Honorio trat ein und meldete, die Pferde ſeyen vorgeführt: da ſagte die Fürſtinn, zum Oheim gewendet, «Reiten wir hinauf, und laßen Sie mich in der Wirklichkeit ſehen was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich

hier bin hœr' ich von dieſem Unternehmen, und werde jetzt erſt recht verlangend mit Augen zu ſehen was mir in der Erzählung unmœglich ſchien und in der Nachbildung unwahrſcheinlich bleibt.' «Noch nicht, meine Liebe' verſetzte der Fürſt: «was Sie hier ſahen iſt was es werden kann und wird: jetzt ſtockt noch manches im Beginnen: die Kunſt muß erſt vollenden, wenn ſie ſich vor der Natur nicht ſchæmen ſoll.' «Und ſo reiten wir wenigſtens hinaufwärts, und wær' es nur bis an den Fuß: ich habe große Luſt mich heute weit in der Welt umzuſehen.' «Ganz nach Ihrem Willen' verſetzte der Fürſt. «Laßen Sie uns aber durch die Stadt reiten' fuhr die Dame fort, «über den großen Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von Buden die Geſtalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es iſt als wæren die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in dieſem Mittelpunct verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden: denn hier ſieht der aufmerkſame Beobachter alles was der Menſch leiſtet und bedarf; man bildet ſich einen Augenblick ein, es ſey kein Geld nœthig, jedes Geſchäft könne hier durch Tauſch abgethan werden; und ſo iſt es auch im Grunde. Seitdem der Fürſt geſtern mir Anlaß zu dieſen Überſichten gegeben, iſt es mir gar angenehm, zu denken wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander gränzen, beide ſo deutlich ausſprechen was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Wie nun der Hochländer das Holz ſeiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eiſen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, ſo kommen jene drüben mit den vielfältigſten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterſcheiden, und den Zweck oft nicht erkennen mag.'

«Ich weiß' verſetzte der Fürſt «daß mein Neffe hierauf die groſſte Aufmerkſamkeit wendet: denn gerade zu dieſer Jahrszeit kommt es hauptſächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe: dieß zu bewirken iſt am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes ſo wie der kleinſten häuslichen Wirthſchaft. Verzeihen Sie aber, meine Beſte! ich reite niemals gern durch Markt und Meſſe: bei jedem Schritt iſt man gehindert und aufgehalten; und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das ſich mir gleichſam in die Augen eingebrannt, als ich eine ſolche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen ſah. Ich hatte mich kaum' —

«Laßen Sie uns die ſchœnen Stunden nicht verſaumen!' fiel ihm die Fürſtinn ein, da der würdige Mann ſie ſchon einigemal mit ausführlicher Beſchreibung jenes Unheils geängſtigt hatte, wie er ſich næmlich, auf einer großen Reiſe begriffen, Abends im beſten Wirthshauſe auf dem Markte, der eben von einer Hauptmeſſe wimmelte, hœchſt ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geſchrey und Flammen, die ſich gegen ſeine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürſtinn eilte das Lieblingspferd zu beſteigen, und führte ſtatt zum Hinterthore bergauf zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter: denn wer wære nicht gern an ihrer Seite geritten? wer wære ihr nicht gern gefolgt? Und ſo war auch Honorio von der ſonſt-ſo erſehnten Jagd willig zurückgeblieben um ihr ausſchließlich dienſtbar zu ſeyn.

Wie voraus zu ſehen durften ſie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten: aber die ſchœne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geiſtreiche Bemerkung. «Ich wiederhole' ſagte ſie «meine

geſtrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unſere Geduld prüfen will.' Und wirklich drängte ſich die ganze Menſchenmaſſe dergeſtalt an die Reitenden heran, daß ſie ihren Weg nur langſam fortſetzen konnten. Das Volk ſchaute mit Freuden die junge Dame, und auf ſo viel lächelnden Geſichtern zeigte ſich das entſchiedene Behagen zu ſehen daß die erſte Frau im Lande auch die ſchœnſte und anmuthigſte ſey.

Unter einander gemiſcht ſtanden Bergbewohner, die zwiſchen Felſen Fichten und Föhren ihre ſtillen Wohnſitze hegten, Flachländer von Hügeln Auen und Wieſen her, Gewerbsleute der kleinen Städte, und was ſich alles verſammelt hatte. Nach einem ruhigen Überblick bemerkte die Fürſtinn ihrem Begleiter wie alle dieſe, woher ſie auch ſeyen, mehr Stoff als nœthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Beſatz. «Iſt es doch als ob die Weiber nicht brauſchig und die Männer nicht pauſchig genug ſich gefallen könnten.'

«Wir wollen ihnen das ja laßen' verſetzte der Oheim: «wo auch der Menſch ſeinen Überfluß hinwendet, ihm iſt wohl dabei; am wohlſten wenn er ſich damit ſchmückt und anputzt.' Die ſchœne Dame winkte ihm Beifall.

So waren ſie nach und nach auf einen freyen Platz gelangt, der zur Vorſtadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramſtände ein großeres Bretergebäude in die Augen fiel, das ſie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tœnte. Die Fütterungsſtunde der dort zur Schau ſtehenden wilden Thiere ſchien herangekommen: der Lœwe ließ ſeine Wald- und Wüſtenſtimme aufs kräftigſte hœren: die Pferde ſcheuderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen wie in dem friedlichen Weſen und Wirken der gebildeten Welt der Kœnig der Einœde ſich ſo furchtbar verkündige. Zur Bude næher gelangt, durften ſie die bunten coloſſalen Gemælde nicht überſehen die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darſtellten, welche der friedliche Staatsbürger zu ſchauen unüberwindliche Luſt empfinden ſollte. Der grimmig ungeheure Tiger ſprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Lœwe ſtand ernſthaft majeſtætiſch, als wenn er keine Beute ſeiner würdig vor ſich ſehe; andere wunderliche bunte Geſchöpfe verdienten neben dieſen mächtigen weniger Aufmerkſamkeit.

«Wir wollen' ſagte die Fürſtinn «bei unſerer Rückkehr doch abſteigen und die ſeltenen Gäſte næher betrachten.' «Es iſt wunderbar' verſetzte der Fürſt, «daß der Menſch durch Schreckliches immer aufgeregt ſeyn will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in ſeinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren loafahren, damit man glaube dergleichen inwendig ebenfalls zu ſehen; es iſt an Mord und Todſchlag noch nicht genug, an Brand und Untergang: die Bänkelſänger müßen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menſchen wollen eingeſchüchtert ſeyn um hinterdrein erſt recht zu fühlen wie ſchœn und lœblich es ſey, frey Athem zu holen.'

Was denn aber auch Bängliches von ſolchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben ſeyn, alles und jedes war ſogleich ausgelöſcht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterſte Gegend trat. Der Weg führte zuerſt am Flaße hinan, an einem zwar noch ſchmalen, nur leichte Kähne tragenden Waßer, das aber nach und nach als grœſter Strom ſeinen Namen behalten und ferne Länder beleben ſollte. Dann gieng es weiter durch wohlverſorgte Frucht- und

Luftgärten fachte hinaufwärts, und man ſah ſich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erſt ein Buſch, ſodann ein Wäldchen die Geſellſchaft aufnahm, und die anmuthigſten Örtlichkeiten ihren Blick begränzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wieſenthal, erſt vor kurzem zum zweytenmale gemæht, ſammetähnlich anzuſehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reich entſpringenden Quelle gewäßert, empfing ſie freundlich; und ſo zogen ſie einem hœheren freyeren Standpunct entgegen, den ſie, aus dem Walde ſich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor ſich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunct ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen ſahen. Rückwärts aber (denn niemals gelangte man hierher ohne ſich umzukehren) erblickten ſie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürſtliche Schloß links, von der Morgenſonne beleuchtet, den wohlgebauten hœhern Theil der Stadt, von leichten Rauchwolken gedämpft, und ſo fort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit ſeinen Wieſen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem ſie ſich an dem Anblick erſtättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf ſo hoher Stelle zu geſchehen pflegt, erſt recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begränzten Ausſicht, ritten ſie eine ſteinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mæchtige Ruine als ein grüngekrœnter Gipfel entgegen ſtand, wenig alte Bäume tief unten um ſeinen Fuß; ſie ritten hindurch, und ſo fanden ſie ſich gerade vor der ſteilſten unzugänglichſten Seite. Mæchtige Felſen ſtanden von Urzeiten her, jedem Wechſel unangetaſtet, feſt, wohlgegründet voran, und ſo thürmte ſichs aufwärts; das dazwiſchen herabgeſtürzte lag in mæchtigen Platten und Trümmern unregelmæßig über einander, und ſchien dem Kühnſten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile Jæhe ſcheint der Jugend zuzuſagen; dieß zu unternehmen, zu erſtürmen, zu erobern iſt jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürſtin bezeugte Neigung zu einem Verſuch: Honorio war bei der Hand; der fürſtliche Oheim, wenn ſchon bequemer, ließ ſichs gefallen, und wollte ſich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde ſollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewiſſen Puncte gelangen, wo ein vorſtehender mæchtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Ausſicht hatte, die zwar ſchon in den Blick des Vogels überging, aber ſich doch noch mahleriſch genug hinter einander ſchob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer hœchſten Stelle, verlieh die klarſte Beleuchtung: das fürſtliche Schloß mit ſeinen Theilen Hauptgebäuden Flügeln Kuppeln und Thürmen erſchien gar ſtattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinſehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte ſogar die Buden unterſcheiden. Honorio war immer gewohnt ein ſo förderliches Werkzeug überzuſchnallen: man ſchaute den Fluß hinauf und hinab, diesſeits das bergartig terraſſenweis unterbrochene, jenſeits das aufgleitende flache und in mæßigen Hügeln abwechſelnde fruchtbare Land; Ortſchaften unzæhlige: denn es war längſt herkömmlich, über die Zahl zu ſtreiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Über die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu ſeyn pflegt, wo die Alten ſagten, der Pan ſchlafe, und alle Natur halte den Athem an um ihn nicht aufzuwecken.

«Es ist nicht das erstemal» sagte die Fürstinn «daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrachtung mache wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt seyn könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sey hoch oder niedrig, weit oder eng, so giebts immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.»

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief «Seht hin! seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen.» Sie sahen hin, und bemerkten wenigen Rauch: die Flamme dämpfte der Tag. «Das Feuer greift weiter um sich!» rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstinn bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammenglut, der Dampf stieg empor, und Fürst Oheim sprach «Laßt uns zurückkehren! das ist nicht gut; ich fürchtete immer das Unglück zum zweyten Male zu erleben.» Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstinn zu dem alten Herrn «Reiten Sie hinein, eilig! aber nicht ohne den Reitknecht: laßen Sie mir Honorio! wir folgen sogleich.» Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte, und ritt so eilig, als es der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstinn auffaß, sagte Honorio «Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung: man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen laßen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras: schnelles Reiten ist unsicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder seyn.» Die Fürstinn glaubte nicht daran: sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulaßen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter, erst eingeschlafener Fremder ans Fenster sprang, Alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Breter praßelten, die Latten knackten, Leinwand flog auf, und ihre düstern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluten wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag: Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen um

es in die Kiſte zu packen, die ſie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube laßen mußten. Wie mancher wünſchte nur einen Augenblick Stillſtand dem heranpraßelnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Beſinnung ſich umſehend, und er war mit aller ſeiner Habe ſchon ergriffen: an der einen Seite brannte, glühte ſchon was an der andern noch in finſterer Nacht ſtand. Hartnäckige Charactere, willenſtarke Menſchen widerſetzten ſich grimmig dem grimmigen Feinde, und retteten manches mit Verluſt ihrer Augenbrannen und Haare. Leider nun erneuerte ſich vor dem ſchönen Geiſte der Fürſtinn der wüſte Wirrwar; nun ſchien der heitere morgendliche Geſichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüſtert; Wald und Wieſe hatten einen wunderbaren bänglichen Anſchein.

In das friedliche Thal einreitend, ſeiner labenden Kühle nicht achtend, waren ſie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürſtinn ganz unten im Gebüſche des Wieſenthals etwas Seltſames erblickte, das ſie alſobald für den Tiger erkannte: heranſpringend, wie ſie ihn vor kurzem gemahlt geſehen, kam er entgegen: und dieſes Bild zu den furchtbaren Bildern die ſie ſo eben beſchäftigten machte den wunderſamſten Eindruck. »Flieht, gnädige Frau!« rief Honorio »flieht!« Sie wandte das Pferd um, dem ſteilen Berg zu, wo ſie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Piſtole, und ſchoß, als er ſich nahe genug glaubte: leider jedoch war gefehlt: der Tiger ſprang ſeitwärts, das Pferd ſtutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte ſeinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürſtinn nach. Sie ſprengte was das Pferd vermochte die ſteile ſteinige Strecke hinan, kaum fürchtend daß ein zartes Geſchöpf, ſolcher Anſtrengung ungewohnt, ſie nicht aushalten werde. Es übernahm ſich, von der bedrängten Reiterinn angeregt, ſtieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und ſtürzte zuletzt nach heftigem Beſtreben kraftlos zu Boden. Die ſchöne Dame, entſchloßen und gewandt, verfehlte nicht ſich ſtrack auf ihre Füße zu ſtellen; auch das Pferd richtete ſich auf: aber der Tiger nahte ſchon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle: der ungleiche Boden, die ſcharfen Steine ſchienen ſeinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, ſchien ſeine Kraft aufs neue anzuſpornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort wo die Fürſtinn am Pferde ſtand, der Ritter beugte ſich herab, ſchoß und traf mit der zweyten Piſtole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es ſogleich niederſtürzte, und ausgeſtreckt in ſeiner Länge erſt recht die Macht und Furchtbarkeit ſehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde geſprungen, und kniete ſchon auf dem Thiere, dämpfte ſeine letzten Bewegungen, und hielt den gezogenen Hirſchfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war ſchön; er war herangeſprengt wie ihn die Fürſtinn oft im Lanzen- und Ringelſpiel geſehen hatte. Eben ſo traf in der Reitbahn ſeine Kugel im Vorbeiſpringen den Türkenkopf auf dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne; eben ſo ſpießte er, flüchtig heranſprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen ſolchen Künſten war er gewandt und glücklich: hier kam beides zu Statten.

»Gebt ihm den Reſt!« ſagte die Fürſtinn: »ich fürchte, er beſchädigt Euch noch mit den Krallen.« »Verzeiht!« erwiederte der

Jüngling: ‹er iſt ſchon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächſten Winter auf Eurem Schlitten glänzen ſoll.› ‹Frevelt nicht!› ſagte die Fürſtinn: ‹alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt entfaltet ſich in ſolchem Augenblick.› ‹Auch ich› rief Honorio ‹war nie frömmer als jetzt eben: deshalb aber denke ich ans Freudigſte: ich blicke dieſes Fell nur an wie es Euch zur Luft begleiten kann.› ‹Es würde mich immer an dieſen ſchrecklichen Augenblick erinnern› verſetzte ſie. ‹Iſt es doch› erwiederte der Jüngling mit glühender Wange ‹ein unſchuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erſchlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden.› ‹Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzuſetzen daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürſten lebenslänglich rechnen könnt. Aber ſteht auf! ſchon iſt kein Leben mehr im Thiere; bedenken wir das Weitere! Vor allen Dingen ſteht auf!› ‹Da ich nun einmal kniee› verſetzte der Jüngling, ‹da ich mich in einer Stellung befinde die mir auf jede andere Weiſe unterſagt wäre, ſo laßt mich bitten von der Gunſt, von der Gnade die Ihr mir zuwendet in dieſem Augenblick verſichert zu werden. Ich habe ſchon ſo oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünſtigung einer weitern Reiſe. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu ſitzen, wen Ihr beehrt Eure Geſellſchaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt geſehen haben. Reiſende ſtrœmen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, einem wichtigen Puncte irgend eines Welttheils geſprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage ob er daſelbſt geweſen ſey? Niemanden traut man Verſtand zu als wer das alles geſehen hat: es iſt als wenn man ſich nur für Andere zu unterrichten hätte.›

‹Steht auf!› wiederholte die Fürſtinn. ‹Ich möchte nicht gern gegen die Überzeugung meines Gemahls irgend etwas wünſchen und bitten: allein wenn ich nicht irre, ſo iſt die Urſache warum er Euch bisher zurückhielt bald gehoben. Seine Abſicht war Euch zum ſelbſtſtändigen Edelmann herangereift zu ſehen, der ſich und ihm auch auswärts Ehre machte wie bisher am Hofe; und ich dächte, Eure That wære ein ſo empfehlender Reiſepaſs, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.›

Daß anſtatt einer jugendlichen Freude eine gewiſſe Trauer über ſein Geſicht zog, hatte die Fürſtinn nicht Zeit zu bemerken, noch er ſeiner Empfindung Raum zu geben: denn haſtig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los die wir kennen; und kaum war Honorio ſich beſinnend aufgeſtanden, als ſie ſich heulend und ſchreyend über den Leichnam her warf, und an dieſer Handlung ſo wie an einer, obgleich reinlich anſtändigen, doch bunten und ſeltſamen Kleidung ſogleich errathen ließ, ſie ſey die Meiſterinn und Wärterinn dieſes dahin geſtreckten Geſchöpfes; wie denn der ſchwarzaugige ſchwarzlockige Knabe, der eine Flœte in der einen Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltſamen Ausbrüchen der Leidenſchaft dieſes unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, ſtoßweiſe, ein Strom von Worten, wie ein Bach ſich in Abſätzen von Felſen zu Felſen ſtürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte ſie eindringlich und rührend; vergebens würde man ſie in unſere Mundarten überſetzen wollen: den ungefähren Inhalt dür-

fen wir nicht verfehlen. -Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warft zahm, und hätteft dich gern ruhig niedergelaßen und auf uns gewartet: denn deine Fußballen fchmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne fehlte Dir fie zu reifen. Du warft der fchœnfte deines Gleichen: wer hat je einen kœniglichen Tiger fo herrlich ausgeftreckt im Schlafe gefehen, wie du nun hier liegft, todt um nicht wieder aufzufte-hen. Wenn du des Morgens aufwachteft beim frühen Tagfchein, und den Rachen aufiperrteft, ausftreckend die rothe Zunge, fo fchienft du uns zu lächeln, und wenn fchon brüllend, nahmft du doch fpielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes. Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten! wie lange war deine Gefellfchaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speife von den Freßern, und füße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr feyn. Wehe wehe!'

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Hœhe des Bergs am Schloße herab Reiter heranfprengten, die alfobald für das Jagdgefolge des Fürften erkannt wurden; er felbft voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufiteigen fehen, und durch Thæler und Schluchten wie auf gewaltfam hetzender Jagd den geraden Weg nach diefem traurigen Zeichen genommen. Über die fteinige Bloße einherfprengend ftutzten und ftarrten fie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die fich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem erften Erkennen verftummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht felbft ergab, mit wenigen Worten erläutert. So ftand der Fürft vor dem feltfamen unerhœrten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unfchlüßig war man nicht was zu thun fey: anzuordnen, auszuführen war der Fürft befchäftigt; als ein Mann fich in den Kreis drängte, groß von Geftalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zufammen Schmerz und Überrafchung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, ftand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürften und fagte «Es ift nicht Klagenszeit: ach, mein Herr und mächtiger Jæger, auch der Lœwe ift los; auch hier nach dem Gebirg ift er hin: aber fchont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dieß gute Thier!'

«Der Lœwe?' fagte der Fürft; «haft du feine Spur?' «Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der fich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf: aber ich fah den großen Trupp Menfchen und Pferde vor mir: neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher.' «Alfo' beorderte der Fürft «muß die Jagd fich auf diefe Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht fachte zu Werk: es ift kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt. Aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Gefchöpf nicht fchonen können: warum wart ihr unvorfichtig genug fie entkommen zu laßen?' «Das Feuer brach aus' verfetzte Jener: «wir hielten uns ftill und gefpannt; es verbreitete fich fchnell, aber fern von uns; wir hatten Waßer genug zu unferer Vertheidigung: aber ein Pulverfchlag flog auf, und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg: wir übereilten uns, und find nun unglückliche Leute.'

Noch war der Fürft mit Anordnungen befchäftigt: aber einen Augenblick fchien Alles zu ftocken; als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranfpringend gefe-

hen ward, den man bald für den angeſtellten Wächter erkannte, der die Werkſtätte des Mahlers bewachte, indem er darin ſeine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufſichtigte. Er kam außer Athem ſpringend: doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt, oben hinter der höhern Ringmauer habe ſich der Löwe im Sonnenſchein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche, und verhalte ſich ganz ruhig. Ärgerlich aber ſchloß der Mann ‹Warum habe ich geſtern meine Büchſe in die Stadt getragen um ſie ausputzen zu laßen? Er wäre nicht wieder aufgeſtanden; das Fell wäre doch mein geweſen, und ich hätte mich deſſen wie billig zeitlebens gebrüſtet.'

Der Fürſt, dem ſeine militäriſchen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er ſich wohl ſchon in Fällen gefunden hatte wo von mehreren Seiten unvermeidliches Übel herandrohte, ſagte hierauf ‹Welche Bürgſchaft gebt ihr mir daß wenn wir eures Löwen ſchonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?'

‹Hier dieſe Frau und dieſes Kind' erwiederte der Vater haſtig ‹erbieten ſich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beſchlagenen Kaſten herauffchaffe; da wir ihn denn unſchädlich und unbeſchädigt wieder zurückbringen werden.'

Der Knabe ſchien ſeine Flœte verſuchen zu wollen, ein Inſtrument von der Art, das man ſonſt die ſanfte ſüße Flœte zu nennen pflegte; ſie war kurz geſchnæhelt wie die Pfeifen; wer es verſtand wußte die angenehmſten Tœne daraus hervorzulocken. Indeſs hatte der Fürſt den Wärtel gefragt wie der Lœwe hinaufgekommen. Dieſer aber verſetzte ‹Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von je her der einzige Zugang war, und der einzige bleiben ſoll: zwey Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergeſtalt entſtellt, daß niemand als durch jenen erſten engen Anweg zu dem Zauberſchloße gelangen könne, wozu es Fürſt Friedrichs Geiſt und Geſchmack ausbilden will.'

Nach einigem Nachdenken, wobei ſich der Fürſt nach dem Kinde umſah, das immer ſanft gleichſam zu præludieren fortgefahren hatte, wendete er ſich zu Honorio und ſagte ‹Du haſt heute viel geleiſtet: vollende das Tagwerk! Beſetze den ſchmalen Weg; haltet Eure Büchſen bereit, aber ſchießt nicht eher, als bis ihr das Geſchöpf nicht ſonſt zurückſcheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er ſich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau mœgen für das Übrige ſtehen.' Eilig ſchickte Honorio ſich an die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte ſeine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Geſetz, und vielleicht eben deswegen ſo herzergreifend: die Umſtehenden ſchienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weiſe; als der Vater mit anſtändigem Enthuſiaſmus zu reden anfing und fortfuhr:

‹Gott hat dem Fürſten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniſs daß alle Gotteswerke weiſe ſind, jedes nach ſeiner Art. Seht den Felſen wie er feſt ſteht und ſich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenſchein; uralte Bäume zieren ſein Haupt, und ſo gekrœnt ſchaut er weit umher: ſtürzt aber ein Theil herunter, ſo will es nicht bleiben was es war: es fällt zertrümmert in viele Stücke, und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen ſie nicht verharren: muthwillig ſpringen ſie tief hinab: der Bach nimmt ſie auf, zum Fluße trægt er ſie. Nicht widerſtehend, nicht widerſpenſtig, eckig, nein, glatt und abgerundet, gewinnen ſie ſchneller ihren Weg, und gelangen von Fluß zu Fluß, end-

lich zum Ocean, wo die Riefen in Schaaren daher ziehen, und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preift den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum feht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene! noch fpæt im Herbft fammelt fie emfig, und baut fich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meifter und Gefelle; fchaut die Ameife da! fie kennt ihren Weg, und verliert ihn nicht; fie baut fich eine Wohnung aus Grashalmen Erdbrœslein und Kiefernadeln; fie baut es in die Hœhe, und wölbet es zu: aber fie hat umfonft gearbeitet: denn das Pferd ftampft und fcharrt alles aus einander: feht hin! es zertritt ihre Balken, und zerftreut ihre Planken; ungeduldig fchnaubt es, und kann nicht raften: denn der Herr hat das Rofs zum Gefellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau wohin fie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Lœwe; ernften Schrittes durchzog er die Wüfte: dort herfcht er über alles Gethier, und nichts widerfteht ihm. Doch der Menfch weiß ihn zu zähmen, und das graufamfte der Gefchöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht find, die dem Herrn dienen und feinen Dienern. Denn in der Lœwengrube fcheute fich Daniel nicht: er blieb feft und getroft, und das wilde Brüllen unterbrach nicht feinen frommen Gefang.'

Diefe mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthufiafmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tœnen: als aber der Vater geendet hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und gefchickten Läufen zu intonieren an; worauf der Vater die Flœte ergriff, im Einklang fich hœren ließ, das Kind aber fang:

'Aus den Gruben, hier im Graben
Hœr' ich des Propheten Sang;
Engel fchwebten ihn zu laben:
Wære da dem Guten bang?
Lœw' und Lœwinn hin und wieder
Schmiegen fich um ihn heran:
Ja, die fanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.'

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flœte zu begleiten; die Mutter trat hie und da als zweyte Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz befonders war daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durch einander fchob, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch fich felbft aufregend erhœhte.

'Engel fchweben auf und nieder
Uns in Tœnen zu erlaben:
Welch ein himmlifcher Gefang!
In den Gruben, in dem Graben
Wære da dem Kinde bang?
Diefe fanften frommen Lieder
Laßen Unglück nicht heran:
Engel fchweben hin und wieder,
Und fo ift es fchon gethan.'

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drey:

'Denn der Ew'ge herfcht auf Erden,
Über Meere herfcht fein Blick:
Lœwen follen Lämmer werden,
Und die Welle fchwankt zurück.
Blankes Schwert erftarrt im Hiebe:
Glaub' und Hoffnung find erfüllt;
Wunderthætig ift die Liebe,
Die fich im Gebet enthüllt.'

Alles war ftill, hœrte, horchte, und nur erft als die Tœne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie befchwichtigt, Jeder

in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil überschöe das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlinn, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherschte die Menge; man schien die Gefahren vergeßen zu haben, unten den Brand, und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Lœwen.

Durch einen Wink die Pferde näher herbei zu führen brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er sich zu dem Weibe, und sagte «Ihr glaubt also daß ihr den entsprungenen Lœwen, wo ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Flœtentœne beschwichtigen und ihn sodann unschædlich so wie unbeschædigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet?' Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst; die Fürstinn folgte langsam mit dem übrigen Gefolge: Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jæger beschæftigt dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. «Es ist nicht Noth' sagte die Frau: «es wird ohne das alles in Güte geschehen.'

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schooß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniss gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken: er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit Bitte das Feuer nicht anzünden zu laßen: er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort, und rief «Schœner junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen: ich fluche dir nicht; schone meinen Lœwen, guter junger Mann: ich segne dich.'

Honorio schaute gerad vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann. «Du schaust nach Abend' rief die Frau: «du thust wohl daran: dort giebts viel zu thun; eile nur, säume nicht! du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst!' Hierauf schien er zu lächeln; die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken: eine rœthliche Sonne überschien sein Gesicht: sie glaubte nie einen schœnern Jüngling gesehen zu haben.

«Wenn euer Kind' sagte nunmehr der Wärtel «flœtend und singend, wie ihr überzeugt seyd, den Lœwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Öffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihn gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen: aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.'

»Die Umſtände ſind alle nicht nœthig: Gott und Kunſt, Frömmigkeit und Glück müßen das Beſte thun.« »Es ſey!« verſetzte der Wärtel: »aber ich kenne meine Pflichten. Erſt führ' ich Euch durch einen beſchwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabſteigen, gleichſam in die Arena des Schauſpiels, und das befänftigte Thier dort hereinlocken.« Das geſchah: Wärtel und Mutter ſahen verſteckt von oben herab wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum ſich zeigte, und in der düſtern Öffnung gegenüber verſchwand, aber ſogleich ſeinen Flœtenton hœren ließ, der ſich nach und nach verlor und endlich verſtummte. Die Pauſe war ahnungsvoll genug: den alten mit Gefahr bekannten Jæger beengte der ſeltene menſchliche Fall. Er ſagte ſich daß er lieber perſœnlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge: die Mutter jedoch, mit heiterem Geſicht übergebogen horchend, ließ nicht die mindeſte Unruhe bemerken.

Endlich hœrte man die Flœte wieder: das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Lœwe hinter ihm drein, aber langſam und wie es ſchien mit einiger Beſchwerde. Er zeigte hie und da Luſt ſich niederzulegen: doch der Knabe führte ihn im Halbkreiſe durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er ſich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die ſie durch eine Ruinenlücke hereinſandte, wie verklært niederſetzte, und ſein beſchwichtigendes Lied abermals begann, deſſen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

»Aus den Gruben, hier im Graben
Hœr' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben ihn zu laben:
Wære da dem Guten bang?
Lœw' und Lœwin hin und wieder
Schmiegen ſich um ihn herum:
Ja, die ſanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.«

Indeſſen hatte ſich der Lœwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die ſchwere Vordertatze auf den Schooß gehoben, die der Knabe fortſingend anmuthig ſtreichelte, aber gar bald bemerkte daß ein ſcharfer Dornzweig zwiſchen die Ballen eingeſtochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd ſein buntſeidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, ſo daß die Mutter ſich vor Freuden mit ausgeſtreckten Armen zurückbog, und vielleicht angewohnter Weiſe Beifall gerufen und geklatſcht hätte, wære ſie nicht durch einen derben Fauſtgriff des Wärtels erinnert worden daß die Gefahr nicht vorüber ſey.

Glorreich ſang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tœnen vorgeſpielt hatte:

»Denn der Ew'ge herſcht auf Erden;
Über Meere herſcht ſein Blick:
Lœwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe:
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthætig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.«

Iſt es mœglich zu denken daß man in den Zügen eines ſo grimmigen Geſchöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Deſpoten des Thierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe ſpüren können, ſo geſchah es hier; und wirklich ſah das Kind in ſeiner Verklærung aus wie ein mächtiger ſiegreicher Überwinder, jener zwar nicht wie der Überwundene: denn ſeine Kraft blieb in ihm verborgen; aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anheimgegebene.

Das Kind flötete und ſang ſo weiter, nach ſeiner Art die Zeilen verſchränkend und neue hinzufügend:

«Und ſo geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchwören feſt zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.»

AUS DEM WANDSBECKER BOTEN VON MATTHIAS CLAUDIUS.

I. ÜBER DAS GENIE.

Neſcio quid ſervile olet et non ſui juris.

Ich ſtelle mir oft bei müßigen Stunden eine Sprache als ein Bündel Stäbe vor, wo an jedweden Stab eine verwünſchte Prinzeſſinn angezaubert iſt, oder ein unglücklicher Prinz; und der Mann der die Sprache verſteht wäre denn ein Sonntagskind, das Geiſter ſehen kann, unterdeſs der Andre den Stab ſieht und nichts weiter. Man ſagt daß in der eigentlichen Zauberey, wenn einer das Handwerk verſteht, eine Prinzeſſinn vom Zauber erlöſet, und ſtatt ihrer ein Alp und Kobold an den Stab feſtgezaubert werden kann: bei den Sprachen gehts gewiſs ſo her, und beides die Stäbe und die Geiſter ſind ſehr der Veränderung unterworfen. Die Geſchichte dieſer Veränderungen und *Succeſſions* iſt ein ſehr feines Studium. Sie erfodert ein philoſophiſches Fühlhorn, das nicht jedermanns Gabe iſt, und ohne ſie kann wenig geſcheidtes von dem Geſchmack eines Mannes und ſeiner Nachfolger geſagt werden, wie das die Abhandlungen *in Quarto* und *Octavo* beweiſen.

Socrates ſprach von einem *Genio* der ihm ins Ohr ſagte, und Tauſend ſprachen und ſprechen nach ihm von einem *Genio*. Vielleicht verhält ſich der *Genius*, von dem Socrates ſprach, zu den *Geniis*, von denen die Tauſend ſprechen, wie ein alter Barde und Prophet zu den Minſtrells und Balladſängern, denen die Königinn Eliſabeth in England eine Ehre auf dem Brett anthat: «Alle Zigeuner Landſtreicher und Minſtrells kommen in das Zuchthaus nach Neumünſter»; vielleicht auch anders: denn es iſt noch nicht recht ausgemacht worden, was Socrates gemeint habe, und was die Tauſend meinen.

Faſt alle die vom Socratiſchen *Genio* geſchrieben haben, ſind entweder in die Marſchländereyen mondſüchtiger Phantaſten gerathen, oder in die dürren Sandwüſten der Wolfiſchen Philoſophie und der mathematiſchen Lehrart. Es kann wohl ſeyn, daß niemand etwas davon ſagen kann, als wer einen ähnlichen *Genium* hat; und wer den hat iſt vielleicht zu hölzern, und ſo zurückhaltend als Socrates war. Auf die letzte Vermuthung bringt mich eine Erfahrung unter den Menſchenkindern, nach der ein

Säugling der *Venus Eryeina* im erſten Platoniſchen *Paroxyſmo* der zarten Leidenſchaft ſtumm iſt, und in der Tiefe des einſamſten Waldes den Namen des *Idol ſuo* kaum ausſprechen darf. Bei ſo geſtalten Sachen nun wære vom Socratiſchen *Genio* nicht viel von andern Leuten zu erfahren, und es gienge damit wie mit dem leidigen Stein der Weiſen. Es ſey alſo in Anſehung ſeiner genug, in einer ſanften Mondnacht mit gewaſchenen Händen und einem Schauer von Ehrfurcht und Eiferſucht Blumen für den Mann hinzulegen, der ihn hatte, und für den, der ihn hat. — Und nun herunter zum modernen Genius oder zum Genie!

Mein Vetter hat S. 33 eine ſehr gelehrte Abhandlung übers Genie angefangen. Er fängt oft an, und kömmt ihm denn eine andre Grille, da läßt ers gut ſeyn, und denkt nicht weiter dran. Ich pfleg' ihm denn wohl jezuweilen unter vier Augen ſeine Narrheit zu verweiſen: aber er ſchæmt und græmt ſich nicht, und oft giebt er mir noch allerhand ſpitzfindige Redensarten zum Lohn. Neulich gab ich ihm zu verſtehen daß er was er angefangen hätte auch — ‹Wohl wahr, Vetter,› fiel er mir in die Rede: ‹doch fetzt ihrs fort!› Ich gab natürlicher Weiſe zur Antwort daß ich nichts von der Materie verſtehe. ‹Deſto beßer werdet ihr davon ſchreiben, Vetter: es iſt vieles in der Natur verborgen.› Was ſoll ich thun? Will ichs fortgeſetzt haben, muß ich wohl dran, 's mag denn auch gehn wies geht.

Will nun zuvor den letzten Perioden nachleſen: ‹Und nun herunter zum modernen Genius oder zum Genie!› Herunter denn, und gleich im Fallen angefangen!

Empfange mich, du liebreicher Hain am Heliconberg! Ich komme gefallen zu hæren deinen Silberſturm und dein ſanfteres Geräuſche, und Ihr im leichten Roſengewand, mit dem blaßen Munde, der ſo holdſelig ſprechen kann, Geſellen des Hains, ſeyt mir gegrüßt! — Ha! der Schwindel iſt über, und ich habe wieder feſten Grund untern Füßen.

Wenn einer 'n Buch geſchrieben hat, und man lieſt in dem Buch, und 's würkt ſo ſonderbar, als ob man in Doctor Fauſts Mantel davon ſollte, daß man aufſteht und ſich reiſefertig macht, und wenn man wieder zu ſich ſelbſt kömmt, dankbar zum Buche zurückkehrt: dann, ſollt' ich glauben, habe der Autor mit Genie geſchrieben. Aber mein Vetter wird ſagen daß man nicht wißen will wer Genie habe, ſondern was das Genie ſey, das einer hat.

Das Genie alſo iſt — iſt — weiß nicht — iſt 'n Wallfiſch! So recht, das Genie iſt 'n Wallfiſch, der eine Idee drey Tage und drey Nächte in ſeinem Bauch halten kann, und ſie denn lebendig ans Land ſpeyt; iſt 'n Wallfiſch, der bald durch die Tiefe in ſtiller Græße daher fährt, daß den Völkern der Waßerwelt 'n kaltes Fieber ankömmt, bald herauf fährt in die Hœhe und mit Dreymaſtern ſpielt, auch wohl mit Ungeſtüm aus dem Meer plötzlich hervorbricht und große Erſcheinungen macht. Das Nicht-Genie aber iſt 'n Wallfiſchgerippe, ohne Fett und Bein, das aufm Waßer vom Winde hin und her getrieben wird, eine Witterung für die ſchwarzen und weißen Bæren (Journaliſten und Zeitungsſchreiber), die über die Eisſchollen herkommen und dran nagen. Ich wills nur bei Zeiten ſagen, daß ich über meines Vetters Papiere geweſen bin: der geneigte Leſer würds doch bald merken; habs gemacht wie die Andern: 'Fremd Kraut, und meine Brühe drüber.

Der menſchliche Körper voll Nerven und Adern, in deren *Centro* die menſchliche Seele ſitzt wie eine Spinne im *Centro* ihres Gewebes, iſt einer Harfe zu vergleichen, und die Dinge in der Welt um ihn den Fingern die auf der Harfe ſpielen. Alle Harfenſaiten beben und geben einen Ton, wenn ſie berührt werden. Einige Harfen aber ſind von einem ſo glücklichen Bau, daß ſie gleich unterm Finger des Künſtlers ſprechen, und ihre Saiten ſind ſo innig zum Beben aufgelegt, daß ſich der Ton von der Saite losreißt und ein leichtes ätheriſches Weſen für ſich ausmacht, das in der Luft umher wallt und die Herzen mit ſüßer Schwermuth anfüllt. Und dieß leichte ätheriſche Weſen, das ſo frey für ſich in der Luft umher wallt, wenn die Saite ſchon aufgehört hat zu beben, und das die Herzen mit ſüßer Schwermuth anfüllt, kann nicht anders als mit dem Namen Genie getauft werden, und der Mann, dem es ſich auf'n Kopf ſetzt wie die Eule auf'n Helm der Minerva, iſt ein Mann der Genie hat; und der geneigte Leſer wird nun hoffentlich beßer als ich wißen was Genie iſt. Dieß Genie, fahren die oberwähnten Papiere fort, das bis ſo weit eine bloße Gabe der Natur iſt, erhält nun eine verſchiedne Richtung, nachdem der ganze individuelle Zuſtand, in dem der Menſch ſich befindet und befunden hat, verſchieden iſt. Da thun Wiege und Amme und Fibel und Wohnung und Sprache und Schlafmütze und Religion und Gelehrſamkeit &c. das Ihrige es zu erdrücken oder in Gang zu helfen. Ein ganz beſonders Verdienſt im Erdrücken hat die Philoſophie wie ſie auf den Schulen gang und gebe iſt: *Vita Caroli mors Conradini*. Die Herren Philoſophen, die von Allgemeinheiten gehört haben die tief in der Natur verborgen liegen ſollen, und durch Hebammenkünſte zur Welt gebracht werden müßen, abſtrahieren der Natur das Fell über die Ohren, und geben ihre nackte Geſpenſter für jene Allgemeinheiten aus; und ihre Zuhörer, die an dieſe Geſpenſter gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe Eindrücke von einer Welt zu empfangen in der ſie ſind. Alle Haken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken ſollen, werden abgefeilt, und alle Bilder fallen ihnen nun perſpectiviſch und dioptriſch in Aug' und Herz, u. ſ. w.

* * *

Aber das koſtet Kopfbrechen, von einer Sache zu ſchreiben von der man nichts verſteht; und da pflegen wir Gelehrte denn wohl zur Abwechslung und Erholung eine Spielſtunde zu machen. Der ſelige Iſaak Newton ſchrieb in ſeinen Spielſtunden eine Chronologie, und ich pflege wohl an meinen alten Freund und Schulcameraden Andres zu ſchreiben.

Mein lieber Andres,

Ich habe das Leichdornpflaſter erhalten, die Würzpillen aber nicht, arbeite auch itzo an einem Buch, das ich dem Druck übergeben will. Er glaubt nicht, Andres, wie einem ſo wohl iſt, wenn man was ſchreibt das gedruckt werden ſoll, und ich wollt' Ihm die Freude auch 'nmal gönnen. Er könnte etwa das Recept zu dem Pflaſter herausgeben, etwas vom Urſprung der Leichdörner herraiſonnieren, und am Ende einige *Errata* hinzuthun. Sieht Er, 's kömmt bei einer Schrift auf den Inhalt eben nicht groß an, wenn nur Schwarz auf Weiß iſt: Einige lobens doch, und am Ende läßt ſich von Leichdörnern und Pflaſter ſchon was ſchreiben. Ich beſinne mich daß es Ihm in der Schule immer ſo ſchwer ward, die *Commata*

und *Puncta* recht zu ſetzen. Sieht Er, Andres, wo der Verſtand halb aus iſt, ſetzt Er ein *Comma*; wo er ganz aus, ein *Punctum*; und wo gar keiner iſt, kann Er ſetzen was Er will, wie Er auch in vielen Schriften findet die herauskommen. Was Er Seinem Buch für einen Titel geben will, das muß Er wißen: meins heißt *Secum portans*, und ich kann Ihm nichts weiter davon ſagen, als daß es Anfang und Ende hat.

Sein

Diener

II. ODEN. HAMBURG BEI J. J. C. BODE.

Nein, Verſe ſind das nicht: Verſe müßen ſich reimen: das hat uns Herr Ahrens in der Schule geſagt. Er ſtellte mich vor ſich hin, als ers uns ſagte, und zupfte mich an'n Ohren, und ſprach ‹Hier 'n Ohr, und hier 'n Ohr: das reimt ſich; und Verſe müßen ſich auch reimen.' Ich kann auch wohl zwey hundert Verſ' in einer Stund leſen, und 's ficht mich ſehr oft nicht mehr an, als wenn ich durch Waßer wate; auch ſpielen ein'm die Reime wie Wellen an'n Hüften: hier aber kann ich nicht aus der Stell', und 's iſt mir als ob ſich immer Geſtalten vor mir in 'n Weg ſtellten, die ich ehedem im Traum geſehn habe. Zwar iſts gedruckt wie Verſe, und 's iſt viel Klang und Wohllaut drin: aber 's können doch keine Verſe ſeyn. Ich will 'nmal meinen Vetter fragen. —

's ſind doch Verſe, ſagt mein Vetter, und faſt 'n jeder Vers iſt ein kühnes Roſs mit freyem Nacken, das den warmgründigen Leſer von fern reucht, und zur Begeiſterung wiehert. Ich hatte von Herr Ahrens gehœrt, Verſe wæren ſo 'n braufendes Schaumweſen, das ſich reimen müßte: aber, Herr Ahrens, Herr Ahrens! da hat Er mir was weiß gemacht. Mein Vetter ſagt: 's muß gar nicht ſchäumen: 's muß klar ſeyn wie 'n Thautropfen, und durchdringend wie 'n Seufzer der Liebe, zumal in dieſer Thautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affects das ganze Verdienſt der heutigen Dichtkunſt beſtehe. Er nahm mir 's Buch aus der Hand und las S. 41 aus dem Stück ‹Der Erbarmer›:

— ‹O Worte des ewigen Lebens!
So redet Jehova:
Kann die Mutter vergeßen ihres Säuglings,
Daß ſie ſich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergeße ſie ſein,
Ich will dein nicht vergeßen.
Preis Anbetung und Freudenthræen und ewiger Dank
Für die Unſterblichkeit!
Heißer inniger herzlicher Dank
Für die Unſterblichkeit!
Hallelujah in dem Heiligthume!
Und jenſeits des Vorhangs
In dem Allerheiligſten Hallelujah!
Denn ſo hat Jehovah geredet.'

‹Schäumt das, Vetter? und wie wird euch dabei?' Wie mir wird? 's rührt ſich auch ein Hallelujah in mir: aber ich darfs nicht ausſprechen, weil ich nur ſo 'n gemeiner ſchlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reißen, und ſie zu 'n Füßen des Erbarmers hinſtreuen, und in die Erd ſinken. So wird mir! ‹Bravo, Vetter! Das ſind eben Verſe die euch ſo das Sternreißen eingeben. Leſt 's Buch ganz: 's wird euch ſchmecken; und übrigens ſchæmt euch des Hallelujah nicht das ſich in euch rührt. Was gemein? bei Oden gilt kein Anſehn der Perſon: du oder ein Kœnig, einer wie

der andre! Und, Vetter, der ſchönſte Seraph in der feyerlichen ſchrecklichen Pracht ſeiner ſechs Flügel iſt nur ein gemeiner ſchlechter Kerl, wenn er vor Gott ſteht! Aber, wie geſagt, leſt 's Buch ganz.'

Hab's gethan, und will erzählen wie 's mir gangen iſt. Wenn man 'n Stück zum erſtenmal lieſt, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereyen: anfangs kann man wenig oder nichts ſehen; wenn man aber drinn weilt, fangen die Schildereyen nach und nach an ſichthar zu werden, und afficieren einen recht, und denn macht man die Kammer zu und beſchließt ſich darinn, und geht auf und ab und erquickt ſich an den Schildereyen und den Roſenwolken und ſchönen Regenbogen und leichten Grazien mit ſanfter Rührung im Geſicht u. ſ. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen geſtoßen bei denen 's mir ganz ſchwindlich worden iſt, und 's iſt mir geweſen als wenn 'n Adler nach 'm Himmel fliegen will, und nun ſo hoch auffteigt, daß man nur noch Bewegung ſieht, nicht aber ob der Adler ſie mach', oder obs nur 'n Spiel der Luft ſey. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen, und mit Oncle Toby 'n Pfiff zu thun.

Auch über die Wortfügung in dieſen Oden hab' ich oft meine eigne Gedanken, und übers Metrum, und ich wollte drauf wetten, daß beſondre Kniffe drinn ſtecken; wer ſie nur recht verſtünde. 's Metrum iſt nicht in allen Oden einerley; ja nicht: in einigen iſts wie 'n Sturm der durch 'n großen Wald brauſt, in andern ſanft wie der Mond wallt, und das ſcheint nicht von ohngefähr ſo gekommen zu ſeyn.

DIE FRÜHEN GRÆBER.

Willkommen, o ſilberner Mond,
Schöner ſtiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht! bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt: das Gewölk wallte nur hin.

Des Mayes Erwachen iſt nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rœthlich er kömmt.

Ihr Edleren, ach! es bewächſt
Eure Maale ſchon ernſtes Moos.
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe ſich rœthen den Tag, ſchimmern die Nacht!'

Das wollt' ich wohl gemacht haben, oder auch bei den Andern unter ein'm Maal, mit ernſtem Moos bewachſen, ſchlafen, und da ſo 'n Seufzer eines guten Jungen hœren, den ich im Leben lieb hatt. Mein Bißchen Aſche würde ſich im Grab' umkehren, und mein Schatten durchs Moos zu dem guten Jungen heraufſteigen, ihm eine Patſchhand geben, und 'n Weilchen im Mondſchein an ſeinem Halſe zappeln.

Und die *Rubra* über die Stücke! Ja die ſind immer ſo kurz und wohl gegeben; und 'n gut *Rubrum* übern Stück iſt wie 'n Menſch, der 'n gut Geſicht hat. Auch die Dedication iſt brav: ‹An Bernſtorf' und nichts mehr. Wozu auch ſo 'n langes Geleyre von Mæcenas und Gnad' und gnædig? 's ſchmeckt dem großen Mann nicht, und dem kleinen verdirbts den Magen.

Überhaupt iſt mir aus dieſem Buch recht 'n Licht über Herr Ahrens und übers Verſemachen aufgangen. Ich ſtelle mir den Dichter vor als 'n ſchönen weichherzigen Jüngling, der zu gewiſſen Stunden plethoriſch wird, ſo deſperat als wenn unſer einen der Nachtmoor reitet; und denn tritt 'n

Fieber ein, das den ſchönen weichherzigen Jüngling heiß und krank macht, bis ſich die *Materia peccans* in eine Ode, Elegie oder des etwas ſecerniert; und wer ihm zu nah kömmt wird angeſteckt.

Braga ſteigt herab durchs Laub der Eiche zu ſchwängern die Seele des vaterländiſchen Dichters, daß ſie zu ſeiner Zeit ans Licht bringe eine reife kräftige Frucht: wer aber leichtfertig iſt, und mit 'n Ausländern buhlt, der legt Windeyer, und wird oft 'n Spiel der Franzoſen.

Der Verfaßer der Oden ſoll Klopſtock heißen; möcht 'n doch wohl 'nmal ſehen.

III. EINE CORRESPONDENZ ZWISCHEN MIR UND MEINEM VETTER, ANGEHEND DIE ORTHODOXIE UND RELIGIONSVERBESSERUNGEN.

Hochgelahrter,

Hochzuehrender Herr Vetter!

Ich habe ſeit einiger Zeit ſo viel von bibliſcher und vernünftiger Religion, von orthodoxen und philoſophiſchen Theologen &c. gehört, daß mir alles im Kopf rund um geht, und ich nicht mehr weiß wer Recht und Unrecht hat. Die Religion aus der Vernunft verbeßern kömmt mir freylich eben ſo vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr ſtellen wollte: aber auf der andern Seite dünkt mir auch die Philoſophie 'n gut Ding, und vieles wahr was den Orthodoxen vorgeworfen wird. Der Herr Vetter thut mir einen wahren Gefallen, wenn Er mir die Sach' aus einander ſetzt. Sonderlich ob die Philoſophie ein Beſen ſey den Unrath aus dem Tempel auszukehren, und ob ich meinen Hut tiefer vor einem orthodoxen oder philoſophiſchen Herrn Paſtor abnehmen muß. Der ich die Ehre habe mit beſonderm Eſtim zu verharren

Meines Hochgelahrten,
Hochzuehrenden Herrn Vetters
gehorſamer Diener und Vetter
Asmus.

* * *

ANTWORT.

Lieber Vetter,

Die Philoſophie iſt gut, und die Leute haben Unrecht die ihr ſo gar Hohn ſprechen: aber Offenbarung verhält ſich nicht zu Philoſophie wie Viel und Wenig, ſondern wie Himmel und Erde, Oben und Unten. Ich kanns Ihm nicht beßer begreiflich machen als mit der Seekarte die Er von dem Teich hinter ſeines ſel. Vaters Garten gemacht hatte. Er pflegte gern auf dem Teich zu ſchiffen, Vetter, und hatte ſich deswegen auf ſeine eigne Hand eine Karte von allen Tiefen und Untiefen des Teichs gemacht, und darnach ſchiffte Er nun herum, und 's gieng recht gut. Wenn nun aber ein Wirbelwind, oder die Königinn von Otaheite, oder eine Waßerhoſe Ihn mit ſeinem Kahn und mit ſeiner Karte aufgenommen und mitten auf dem Ocean wieder niedergeſetzt hätte, Vetter, und er wollte hier nun auch nach ſeiner Karte ſchiffen: das gienge nicht. Der Fehler iſt nicht an der Karte: für den Teich war ſie gut; aber der Teich iſt nicht der Ocean, ſieht Er. Hier müßte Er ſich eine andre Karte machen, die aber freylich ziemlich *in Blanco* bleiben würde, weil die Sandbänke hier ſehr tief liegen. Und, Vetter, ſchifft hier nur immer grade zu: auf's Meerwunder mögt Ihr ſtoßen, auf den Grund ſtoßt Ihr nicht.

Hieraus mögt Ihr nun ſelbſt urtheilen wie weit die Philoſophie ein Beſen ſey die Spinnweben aus dem Tempel auszufegen. Sie kann auf gewiſſe Weiſe ein ſolcher Beſen ſeyn,

ja; mœgt ſie auch einen Haſenfuß nennen den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen ſelbſt bildhauen und ſchnitzen will, ſeht, der verlangt mehr von dem Haſenfuß als er kann, und das iſt hœchſt lächerlich und ärgerlich anzuſehen. Paulus, der vieles in der Welt verſucht hatte, der auch 'n Sadducæer und *Fort Eſprit* geweſen, und hernach eines andern war belehrt worden, bei allem ſeinen Enthuſiaſmus für das neue Syſtem doch aber in ſeinem Brief an die Rœmer die Dialectik noch ſo gut treibt und verſteht als einer: dieſer alte erfahrne Mann ſagt, und bringt darauf ſeine alten Tage in viel Arbeit und Fährlichkeit zu, und läßt ſich fünfmal vierzig Streiche weniger eins darauf geben, ‹daß der Friede Gottes hœher ſey denn alle Vernunft!› Und ſo 'n Gelbſchnabel will raiſonnieren.

Daß das Chriſtenthum alle Hœhen erniedrigen, alle eigne Geſtalt und Schœne, nicht wie die Tugend mäßigen und ins Gleis bringen, ſondern wie die Verweſung gar dahinnehmen ſoll, auf daß ein Neues daraus werde: das will freylich der Vernunft nicht ein: das ſoll es aber auch nicht; wenns nur wahr iſt. Wenn dem Abraham befohlen ward aus ſeinem Vaterlande und von ſeiner Freundſchaft und aus ſeines Vaters Hauſe auszugehen in ein Land das ihm erſt gezeigt werden ſollte: meinſt Du nicht daß ſich ſein natürlich Gefühl dagegen geſträubt habe, und daß die Vernunft allerhand gegründete Bedenklichkeiten und ſtattliche Zweifel dagegen hätte vorzubringen gehabt? Abraham aber glaubte aufs Wort, und zog aus. Und es iſt und war kein anderer Weg: denn aus Haran konnte er das gelobte Land nicht ſehen, und Niebuhrs Reiſebeſchreibung war damahls noch nicht heraus. Hätte ſich Abraham mit ſeiner Vernunft in Wortwechſel abgegeben, ſo wære er ſicherlich in ſeinem Vaterlande und bei ſeiner Freundſchaft geblieben, und hätte ſichs wohl ſeyn laßen. Das gelobte Land hätte nichts dabei verloren, aber er wære nicht hineingekommen. Seht, Vetter, ſo iſts, und ſo ſtehts in der Bibel.

Da alſo die heiligen Statuen durch die Vernunft nicht wieder hergeſtellt werden können, ſo iſts patriotiſch (in einem hohen Sinn des Worts), die alte Form unverletzt zu erhalten, und ſich für ein Tüttel des Geſetzes todt ſchlagen zu laßen. Und wenn das ein orthodoxer Herr Paſtor heißt, ſo könnt Ihr für ſo einen den Hut nicht tief genug abnehmen. Sie heißen aber noch ſonſt was orthodox.

Nun lebt wohl, lieber Vetter, und wünſcht Frieden! laßt euch übrigens aber den Streit und das Feldgeſchrey kein Haar nicht krümmen, und braucht die Religion klüger als ſie. — Da ſteht mir Potiphars Weib vor Augen. Du kennſt doch die Potiphar? Dieſe ſanguiniſche und rheumatiſche Perſon packte den Mantel, und Joſeph flohe davon. Über das *Point ſaillant*, über den Geiſt der Religion kann nicht geſtritten werden, weil den nach der Schrift Niemand kennt als der ihn empfæhet, und denn nicht mehr Zeit zu zweifeln und zu ſtreiten iſt.

In Summa, Vetter, die Wahrheit iſt ein Rieſe der am Wege liegt und ſchlæft; die vorüber gehen ſehn ſeine Rieſengeſtalt wohl, aber ihn können ſie nicht ſehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Naſe ihrer Vernunft. Wenn er den Schleyer wegthut, wirſt Du ſein Antlitz ſehen. Bis dahin muß unſer Troſt ſeyn daß er unter dem Schleyer iſt, und gehe Du ehrerbietig und mit Zittern vorüber, und klügle nicht, lieber Vetter &c.

THEODOR GOTTLIEB VON HIPPEL.

AUS DEM BESCHLUSS DER LEBENSLÄUFE NACH AUFSTEIGENDER LINIE.

Aus! Alles aus! Amen! Amen! Auf ewig lebt wohl, lieben Leſer! Mein Leopold iſt hin! Sanft und ſelig ehegeſtern, den ſechs und zwanzigſten Merz, des Abends um ſieben Uhr. Bis heute konnt' ich kein Wort; und heute, was werd' ich können? Wenig oder gar nichts. Wie ruhig Polt ſtarb! Es war ein lieber lieber Junge, einen Himmelszug um die Augen, welcher laut lehrte, Polt ſey nicht von dieſer Welt, ſondern von jener. Faß dich, armes liebes Weib! Wir werden alle ſterben; Gott gebe, ſanft und ſelig, wie Polt uns vorſtarb. Kinder die den Eltern gar nicht ähnlich ſind ſind Gottes Bild, gehœren ihm. Polt glich weder meinem Weibe noch mir. Er ruhe wohl! wohl!

Geſchrieben den neun und zwanzigſten, eben da es ſieben ſchlægt. Polts Sterbſtunde!

Mein Polt iſt beerdiget, und ich bin gefaßter als den neun und zwanzigſten um ſieben Uhr Abends. Ich hoffe daß ich Kraft haben werde etwas von ihm zu ſchreiben: nur eine Hand voll! Ich hab' ihn in dieſes Hiſtorienbuch einſchreiben laßen: laßt mich, lieben Leſer, laßt mich ihn ausſtreichen! Mit ihm iſt mein Stamm hin. Er war uns ein ſehr theurer Sohn; ihr wißt wie. Daß er wie Clodius Albinus zur Welt gekommen, hab' ich gleich zu Anfange dieſes Werks geſagt. Seine Geburt machte ihn aber zum Einzigen, zum einzig mœglichen. Das arme Weib! Ich wählte die Mutter: Gott ließ mir den Iſaak und ſie zugleich. Gott! er ließ mir den Iſaak! Vollbracht! Herr, wie du willſt! dein Wille geſchehe!

Ihr gutherzig rachſüchtige! ihr Edelgeſtrenge, die ihr im Herzen darüber aufwallet, daß ich, nach Minen der erſten, Minen die zweyte lieben konnte! habt ihr denn Minens Teſtament vergeßen? den Beſchwur vor und nach Gott, und das ‹ſo wahr dir mein Andenken lieb iſt'? Eben geht mir eine Stelle auf in Minens Teſtament. Da iſt ſie: ‹Wenn dir ein Sohn ſtirbt, ſchreckliche Ahndung! ſey er mein in der andern Welt! Ich will mich mit ihm verbinden und deine himmliſche Schwiegertochter werden: da kommen dir dann und deinem künftigen Weibe entgegen ich, meine Mutter, dein Sohn, und lehren dich in der Stadt Gottes die Häuſer kennen. Hallelujah! Hallelujah! Amen!'

Erfüllt! Aber, Mine, ich habe nur den Einzigen! kann nur einen Einzigen haben! Nimm ihn hin! Gott, dein Wille iſt geſchehen.

Ich habe geendiget. Mein ſchriftlicher Lebenslauf iſt zum Ende: auch ich bin es. Ich bin auch zu Ende! mein Weib zu Ende! Alles! Amen! Amen!

Ich kann nicht weiter! ſo gern ich meinem Leopold parentierte. Es iſt ſpæt. Spæt

oder früh! ich schlafe keine Minute diese Nacht.

Des Abends um eilf.

Da ich heute den Tag des Morgens um sechs Uhr lese was ich ehegestern des Abends um eilf geschrieben, find' ich schon der Parentation Anfang. Der liebe Junge! so gern wollt' er ins Buch! Komm herein, du Gesegneter des Herrn! warum stehest du draußen? Deine Wünsche sollen erfüllt werden: die meinen bleiben unerfüllt. Ich wollte daß du meinen Lebenslauf ergänzen, und wenn zwischen jetzt und meiner Sterbstunde sich noch ein Fall ereignete der werth wäre in einem Postscript aufbewahrt zu werden, daß du ihn verzeichnen möchtest. Ich trug dir eine Durchsicht auf, so wie du sie vor deinem Gewißen zu verantworten gedächtest. Du bist vollendet! du bist bei Minen! Da ruft deine Mutter, deren Schmerz lange stumm war, so daß dieß Aufsichhalten meine Seele betrübte: «Süßer Mondstral! kommst du von Minen? kommst du von Polt? O bringe mich, bringe mich zu meinen Lieben! Hinauf, hinauf leuchte mich, wenn diese Augen brechen! Dort oben, wo Ruhe ist!»

Wie bald ists mit unsern Vergnügungen geschehen! Schnell wie der Schnee auf der Straße schmelzen sie weg, und ihre Stæte ist nicht mehr. Diese Welt ist erster Wurf. Man sieht den Meister: allein es bedarf Ausarbeitung. Dieß sind allgemein verlautbarte Klagen, die, nachdem das Blut aufschlægt oder wieder fällt, angestellt werden. Es giebt ein besonderes Licht, wenn die Nacht sich mit dem fernen Sternenlicht kreuzt. Das ist das treue Bild unseres Wißens, unseres Weißagens und unserer Hoffnung, welches die göttlichen Cabinetsbriefe, geschrieben auf Gottes allergnædigsten Specialbefehl durch Männer, getrieben vom heiligen Geist, uns ertheilen. Dieß ist das Sehen durch einen Spiegel in einen dunklen Ort. Das Regale der Vernunft ist zu zweifeln; der geoffenbarten Kinderlehre zu glauben. Gott helfe meiner Schwachheit! Amen!

Polt war nicht kindisch, sondern kindlich. Ein Paar Worte bei denen meine Mutter einen himmelweiten Unterschied fand.

Es war ein lieber, sehr lieber Junge. Weiß und roth, Lilien und Rosen! Oft in Gedanken. «Was hast du kleiner Mensch zu denken?» Statt einer Antwort lächelt' er.

Homer und Milton und all ihr Menschenleser! ihr seyd all zu früh gestorben: denn ihr habt keine Fibel geschrieben. Wie sehr ich dieß Werk bei meinem Polt vermisst, ist unaussprechlich. Welch ein großer Geist wird einst die Kindlein zu sich kommen laßen und sie nicht zu klein finden! denn ihrer ist das Reich Gottes. In solche Schulen zu gehen würde so viel heißen als eine Promenade ins Paradies machen. Jetzt haben sich auch hier Staatsgrundsätze eingeschlichen, und jedes Kind wird jetzt schon an eine Kette gelegt als ein beißiger Hund.

Mensch, ist denn dieß das Reich Gottes? Wahrlich! ich sage euch: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.

Etwas von Ähnlichkeit haben die Kinder auch von unmittelbaren Eltern. Dieser Ähnlichkeitsflecken ist oft sehr versteckt. Mein Vater fand ihn sehr öfters in den Nægeln an den Fingern. Die Probe dürfte meistentheils richtig seyn.

Gottlob daß ich Polten nicht ins Treibhaus gebracht! Was hätt' es ihm geholfen, wenn er zu declinieren und zu conjugieren gewußt? «Er ist zeitig reif worden» sagt meine Mine. Er wird es werden, meine Liebe!

Gedankenwerk iſt Fachwerk: Bildung der Vernunft iſt eigentliche Erziehung und Seelenbeſchäftigung. Mein Vater hatte die Gewohnheit über den »Kyrie eleiſon!« auszurufen, der nicht Griechiſch verſtand. Warum, lieber Vater? Er gab, ſo klein ich war, alle Tage ein griechiſches Wort zur Parole aus.

Warum, lieber Vater? Wenn Plato nichts anders als Griechiſch weiß, kann mein Polt kein Wort mit ihm wechſeln. Gewiſs wird er nicht beim Griechiſchen geblieben ſeyn. Mein Vater ſagte, die hebräiſche Sprache ſey die metaphyſiſche, die deutſche die philoſophiſche im allgemeinen Sinn, die franzöſiſche die witzige, die engliſche die dichteriſche; die engliſche die Genie-, die franzöſiſche die Geſchmacksſprache.

Ich überließ Polten wo ich nur wußt' und konnte der Natur, und entfernte ihn ſo wenig von den Kindern gemeiner Leute, daß ich ihn vielmehr in ihre Art kleidete. Sein Anzug war nur durch innern Werth, auf den kein Kind ſieht, unterſchieden. Warum wie ein Holländer, wie ein Engländer, wenn man in Liefland wohnt?

»Heraus!« ſchrie Polt einmal, da mein Schwiegervater kam, und alle Jungens traten ins Gewehr. Wie hoch dieß Herr von W— aufnahm, kann ich nicht ausſprechen.

Seine Mutter hatte ihm unfehlbar gelehrt den Bohnen nachzuhelfen und ſie von den allererſten Blättern, die ſo bald gelb werden, zu befreyen; das war ſein Leben. Meine Frau nannte dieß den Bohnen die Kinderſchuhe ausziehen. Meine beide Minen mochten ſo gern der Natur einen Liebesdienſt erweiſen und ihr hülfliche Hand leiſten; ſie konnten nicht einſt eine Pflanze leiden ſehen.

Beſonders! Polt ſelbſt pflanzte nicht, durchaus nicht. »Warum das, Polt?« »Es könnte ja ausgehen!« Guter Junge! du biſt nicht ausgegangen.

Ein Kind muß in ſeinem irdiſchen Vater den himmliſchen Vater kennen lernen, in ſeiner Mutter ſeine künftige Geliebte, in andern Menſchen ſich ſelbſt. Die Mutter hatte unſerm Polt kein »Das walt', kein »Aller Augen« gelehrt: ſo wie er mit mir ſprach, betete er auch.

Er war ſehr geneigt für ſich zu ſeyn. Oft hab' ich ihn laut redend mit ſich ſelbſt gefunden. Alle fleißige Beter ſind Selbſtſprecher. »Hat dir der liebe Gott ſchon einen guten Morgen gewünſcht?« hieß an einem ſchönen Frühlingsmorgen »Haſt du ſchon die Sonne ſcheinen geſehen?« Der liebe Kleine ſprach des Morgens und des Abends vor Tiſch und nach Tiſch ſo einfältig rührend mit dem lieben Gott als ein liebes Kind mit dem lieben Vater.

Einen guten Mittag, da er noch jünger war, trat er hin nach Tiſch und ſprach »Ich danke dir, lieber Gott, für die ſchöne Kräuterſuppe und den Braten und den Kuchen. Kuchen nicht! Geſtern hatten wir Kuchen, und geſtern hab' ich auch dafür gedankt.«

Die Mutter wollte haben daß er die Hände unter die Decke beim Schlafen legen ſollte: allein er ſchlief nie anders als die Hände frey und über der Decke.

Ans Händefalten war er ſchwer zu bringen: er hatte einen Gefangenen an Händen geſchloßen geſehen. »Sind wir denn des lieben Gottes Gefangene« ſagt' er, »daß ich die Hände ſchließen ſoll?« »Wir ſollen beten und arbeiten« ſagt' ihm die Mutter: »drum zeigen wir dem lieben Gott die Hände.« Das gute Weib hatte dieſe Erklärung freylich nicht ſelbſt erfunden. Sie war für Polten beruhigend: er faltete die Hände. »Im Schweiß deines Angeſichts ſollt du dein Brot eßen« iſt das beſte Recept für alle Krankheiten.

»Wie ich noch ein kleines Mädchen war« ſagte der Kleine bei einer Erzählung, und

meinte die Zeit da er noch im langen Rocke gegangen.

Die Mutter ließ ihn nur acht Stunden schlafen. ‹So lange soll er schlafen bis er acht Jahr ist, und nach der Zeit sieben Stunden.' Sie hat Recht, daß man eben so wohl zu viel eßen als zu viel schlafen kann.

Einen Tag kam ich vom Felde, und Polt hatte das Bild der seligen Mine mit den ersten Blumen so bekränzet ‹wie eine Braut' sagte der Kleine, und sprang herum.

Die Geselligkeit ist nicht die Folge einer aufgeklärten Vernunft. Je klüger der Mensch, je weniger theilnehmend, je weniger gesellig ist er. Je mehr Cultur, je kleiner der Wirkungskreis. Es scheint, ein vernünftiger Mensch bilde sich ein, er sey so stark an Leibeskräften als an Verstandsvermœgen, und brauche keiner Gesellen.

Das Schwerste ist den Kindern einen Eindruck von Gott machen ohne ihnen Gott zeigen zu können. Mit Gott in Gemeinschaft treten ohne ihn zu sehen ist schwer, und doch stehen wir uns selbst im Licht, wenn wir gewisse Begriffe nicht in der Jugend gründen, und allmählig einen Damm von dieser zur künftigen Welt schütten, die unsichtbar ist wie Gott der Herr.

Meine selige Mutter hielt viel auf eine Lade. Jedes im Hause hatte seine Lade. Ich auch die meinige. Mein Vater lachte drüber. Sie hatte dabei die Bundeslade in Gedanken. Schon das Wort war ihr heilig. Polt mußte nichts verschließen. Was hat denn Gott der Herr verschloßen das wir brauchen?

Mein Vater pflegte zu sagen, es wæren fünf Wünsch-Perioden beim Menschen: erstlich Beinkleider, zweytens Taschenuhr, drittens Mædchen, viertens Vermœgen, fünftens Landgut. ‹Die fünfte Zahl' setzt' er hinzu ‹ist bei dem Menschen nicht zu verachten: es ist die Körperzahl.'

Meine liebe Mine, der das Meiste auf diesem Blade zugehœrt, will noch etwas mehr angefügt haben. Gern, liebes Weib!

‹Wie er klein war' sagte sie, ‹ließ ich ihn so lange schreyen, bis er aufhœrte, ohn' ihn zu herzen und zu küssen. Nie hat er in einer Wiege gelegen.

Da gieng ich mit ihm spazieren nach dem Berge, wo die Bäume so stehen, als stiegen sie den Berg hinauf. Es war ein schœner Abend. Polt sagte ‹wie die Engel auf Jacobs Leiter.'

Polt aß nicht süße Früchte: saure waren für ihn.

Da sah er einen Ast an dem Birnbaum geknickt, und nahm seinen Strumpfband, und band ihn an.'

‹Liebes Weib! wem kann das alles behagen?'

‹Nur noch, wie er starb!'

‹Meinethalben! herzlich gern!'

‹Ich (mein liebes Weib næmlich) erzählte ihm viel von der seligen Mine, an die ich ihm wie an eine Verwandtinn unseres Hauses eine Empfehlung gab.

‹Du wirst sie dort finden: sie wird dich aufsuchen.' Auch sagt' ich ihm daß er keinen Bruder, keine Schwester mehr haben würde. ‹Warum, liebe Mutter? Unser Nachbar und seine Frau haben sieben Söhne.' ‹Wir keinen, mein Kind! wenn du todt bist, keinen! Sag' es Minen in meinem Namen, keinen!' ‹Auch in Vaters Namen?' fragte Polt. Ich stand an über diese Frage. ‹Ja' erwiedert' ich, ‹auch in Vaters Namen.' ‹Hab' ich zu viel gesagt?' ‹Nein, liebes Weib! auch in meinem Namen. Meine Mutter hatte nur mich.' ‹Gottlob daß sie dich behielt!' sagt und schreibt Mine.

Mine wollte daß ich Polten nach preußischer Manier begraben laßen sollte: allein ich thats nicht, sondern ließ ihn einen Morgen bei Sonnenaufgang begraben. Ich begleitete ihn mit einem meiner Freunde, den ich an diesen Ort bestimmt hatte. Sie weiß wo er ruht, und noch heute hat sie Mutterthränen auf sein Grab geweint. Weine nicht, Mine! Weine nicht!

Gott, was ist das Leben?

HELFRICH PETER STURZ.

I. FÜNFTER BRIEF.

London den 28. Sept. 1768.

Alle Reisebeobachter sind gewohnt allgemeine Schlüße auf einzelne Thatsachen zu gründen: daher rührt das schiefe Urtheil welches man mit kühnem Leichtsinn über Menschen und Staaten ausspricht. Wer die hiesige Verfaßung nicht kennt, und den Kœnig an einem feyerlichen Tage unter seinen Hofämtern erblickt, wie er im glänzenden Haufen, wo er sein Auge hinlenkt, alle Großen niederbeugt, die ihn mit den Zeichen ihrer Würde, mit dem weißen und schwarzen Stab, in dem Kanzler- und Bischofsornat, in schweigender Ehrfurcht umgeben: der glaubt nicht im Lande der Freyheit, sondern an dem Hofe eines morgenländischen Sultans zu seyn.

Wenig Schritte von diesem Schaufpiel, in dem Caffe zu St. James, findet er dann ein öffentliches Blatt welches über die Regierung mit aufrührerischem Frevel läftert. Lange kann er nicht entscheiden welche von beiden Erscheinungen ein Traum war; er weiß den Widerspruch nicht zu erklæren: endlich glaubt er mit dem großen Haufen daß das Hofgepräng nur eine leere Theaterpracht, und die Zeitung der Geist und die Stimme eines zügellosen Volks ist. ‚Welche Bosheit' ruft er aus ‚bringt die gepriesene Freyheit hervor! Wie eingeschränkt ist die Gewalt des Monarchen der diesen Trotz nicht bändigen kann!' Jeder arme Teufel zuckt dann bedeutend die Schultern, und preist aufrichtig sein Schicksal, daß er nicht Kœnig von England ist.

Dennoch ist ein englischer Kœnig, so bald er nicht eigenwillig, sondern nach den Gesetzen regiert, ein mächtiger und, wenn das Glück auf irgend einem Throne weilt, auch ein glücklicher Herr. Die Verfaßung hat seine Würde zuverlæßiger gegen alle Gefahren verschanzt, scharfsinniger von den traurigsten Pflichten, von dem Leiden der Herrschaft befreyt, als es irgend ein Staatskügler ausdenken mag. Er kann nur wohlthun, ehren, belohnen, nur vergeben und nicht strafen; selbst das Richteramt, welches immer den einen Theil beleidigt, ist von dem Thron unabhängig: denn auch im Proceße gegen die Pairs wird der Kœnig durch den *High Steward* allein symbolisch vorgestellt. Er darf seinen Unterhalt nicht durch Kammerkünste aus dem Lande peinigen: was er einnimmt ist ein freyes Geschenk; und wenn sein Volk unter Auflagen seufzet, so haben es seine gewählten Vertreter, nicht der Kœnig, dazu verurtheilt.

Auch seine Minister sind sicher unter allem Geheule der Parteyen, wenn sies nur verstehn, im Parlamente der größern Anzahl zu gefallen. Chesterfield und Pulteney haben Robert Walpolen viele Jahre lang Schritt vor Schritt durch Philippiquen im *Craftsman* verfolgt ohne daß es ihnen gelang, diesen stromkundigen Steuermann des Parlaments zu stürzen.

Itzt sind unter den namenlosen brittischen Aretinen und Volkstribunen dergleichen wichtige Männer nicht mehr: ein Paragraphenschreiber (so nennt man hier einen Zeitungspolitiker) und ein elender Kerl sind meist gleichbedeutende Wörter. Die verwegenste Schrift beweist selten etwas mehr, als daß es einen tollkühnen Dürftigen giebt, der mit Gefahr am Pranger zu stehen sein Mittageßen erschimpft.

Der Catilina*) dieses Landes, der nur an Bosheit, nicht an Einfluß, seinem Vorbilde gleicht, büßt itzt seine Ritterzüge durch ein langes Gefängnis. Sein Leben war eine Reihe von Glücksritterstreichen. Wenn ihm die Sänftenträger Beifall zujauchzen, so verachtet ihn der beßere Theil der Nation; und dennoch, als ihn das Gesetz niederwarf, wagte selbst der Pöbel nicht einen Laut: der neue Brutus ward ohne Lärmen wie ein gemeiner Tafelendieb eingesteckt.

Freylich beßert ihn wohl diese Züchtigung nicht: ihm bleibt allein die verdrüßliche Wahl entweder fortzuempören oder im Gedränge zu verschwinden. Durch redliche Thaten wird er nicht glänzen; selbst als Schriftsteller ist er nur mittelmäßig: wär' er nicht Staatsverbeßerer, Thronerschütterer, so würde er höchstens zum politischen Romanenschreiber oder zum Kunstrichter taugen. **)

*) Wilkes.

**) Er versuchte eine Geschichte von England zu schreiben: aber die ersten Hefte waren so elend, wurden mit einem solchen Hohngelächter aufgenommen, daß er den Einfall kläglich aufgab. Mit einem Fluß von Worten und vieler Infolenz wird man im Parteyenzanke berühmt; aber über Schriften wo dieß Interesse fehlt urtheilt das kalte Publicum strenger.

Indessen kränkt der Frevel, welchen die Preßfreyheit schützt, alle Freunde der Ordnung und der bürgerlichen Ruhe, und selbst eifrige Whigs haben strengere Mittel gegen ihren Mißbrauch gewünscht: aber man fürchtet die Hand der Regierung zu waffnen, und so erträgt man das Übel, weil es aus der Freyheit, dem größten Vorrecht der Menschheit, entspringt, wie hier und da eine schädliche Pflanze aus einem wohlthätigen Boden sproßt. Weder Locke noch Rousseau noch Hume haben je eine Regimentsverfaßung erkünstelt welche frey von Gebrechen und Widersprüchen wäre: alle wiegen sich in verschiedenen Zeiten nach Anarchie oder Knechtschaft hin; oft sind die Mittel giftiger als die Krankheit; wenn man es zugeben muß, daß Freyheitsliebe bei diesem Volke nur unanständigen Schimpfsucht artet, so dulden die Britten auch wieder daß man sie in dringenden Staatsgefahren wie Negersclaven zum Dienste preßt.

In den bittersten Schriften dieser Zeit wird jedoch der persönliche Character des Königs geschont. Wahre Tugend erzwingt unwillkürliche Ehrfurcht, und schreckt auch die verwegenste Bosheit zurück. Alle Unzufriedene gestehen daß er seine hohe Pflichten mit warmer eifriger Treue erfüllt. Er hat seinen Tag nach einer strengen Ordnung vertheilt, und verschwendet für sich nicht eine Stunde welche seinem Volke gehört. Kein Staatskundiger in diesem Lande ist gründlicher als er von dem Zustand der Finanzen, der Flotte, der Kriegsmacht unterrichtet. Wer den täglichen Wandel dieser Gegenstände und ihren

weiten Umfang kennt begreift es kaum, daß er auch seine deutsche Staaten mit einer gleich eingreifenden, durchschauenden, alles umfaßenden Sorgfalt regiert; und dennoch ist er nur bei seinen Miniftern, im Rath und in St. James Kœnig: er erübrigt sich Zeit für den Genuß des häuslichen Glücks. In der Kœniginn Palast ist er Freund und Beschützer der Wißenschaften und Künste, liebevoller Vater und zärtlicher Gatte. Wahre Freuden der Ehe gedeihen selten am Throu: aber selbst in der Hütte würde so ein Paar die Ehrfurcht des Weisen verdienen. Charlotte verherrlicht die Wahl des Monarchen durch ihre sanfte, Herzen gewinnende Gaben. Sie wandelt in einer verdorbenen Zeit, im Gewühle der Hofintriguen und Künste mit einer Grazie welche den Weltmann entzückt, und einer Tugend die den Himmel befriedigt.

Ich habe vor wenig Tagen ihren Palast mit einem lebhaften Vergnügen besehen. Unten wohnt der Kœnig, im zweyten Stock die Kœniginn; die obern Zimmer sind einer Bücherfammlung gewidmet, welche merkwürdiger durch ihre Wahl als durch ihre Menge ist. Hier fehlt der Raum für den Haufen Müßiggänger, welcher sonst in den Schlößern der Kœnige wimmelt: außer der kœniglichen Familie ist nur für unentbehrliche Bediente Platz. Sie glauben in dem reinlichen Hause eines weisen begüterten Privatmannes zu seyn: was vielleicht allein den Besitzer verræth sind die herrlichsten Werke der Kunst, welche man aus allen Schlößern hier versammelt und zum tæglichen Genuß aufgestellt hat.

In den Kœnigspaläften hat mich immer der Mifsklang zwischen Pracht und Mangel, die wenige Achtung für Einheit im Ganzen beleidigt; vergoldete Gemächer und schlechtes Geræth, überladene Kabinetter und œde Sæle, neuer und veralteter Zierrath, Verschwendung ohne Bequemlichkeit, alles trægt das Gepræg mannigfaltiger Launen, je nachdem Marschälle Günstlinge Hofintendanten ihr kurzes Daseyn verewigen wollten: hier aber athmet durch alles der Geist des Monarchen, vernünftige Wahl und gefällige Ordnung, ein sanfter geläuterter Geschmack.

Ein rechtschaffener Mann, und noch viel mehr ein tugendhafter rechtschaffener Kœnig ist Gottes erhabenstes Werk. Ich werde nie an Georg den Dritten als mit der reinsten Verehrung denken: dem ungeachtet ist es mœglich, daß seine menschenfreundliche Regierung für England nicht die glücklichste seyn kann. Großbritannien nähert sich der Epoche, in der sich Rom befand als Asien geplündert war. Seine Triumphe im letztern Kriege, die Eroberungen in Indien haben Reichthum und verdorbene Sitten verbreitet.

Heldenkraft eines Volks wird durch Widerstand genährt, und ermattet jenseit des Zieles. Dieser Staat ist auf dem Punct der Reife, welcher an das Verwelken gränzt. Eigener Trotz und fremder Neid, Ohnmacht und Verachtung aller Gefahren nehmen in bedenklichen Verhältnissen zu.

Diese periodische Flut und Ebbe, welche alle Staaten fortreißt, hält keines Kœnigs Weisheit auf, weil die Vorsehung keiner Tugend einen Freybrief gegen ihre Rathschläße verleiht. Aber auch unter widrigen Schicksalen strahlt diese Tugend auf die Folgezeit, und die Geschichte sondert das Verdienst des Monarchen von seinem Glück.

II. PITT.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Flut der neuen Sittenverderbniss strœmte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der

grœßten Männer, herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtet die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herrschte, überwältigte; Englands Grœße war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhub sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Partey: er allein vernichtete alle Parteyen. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Democratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah ins Gränzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weißagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmæen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Claſſen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freylich besitzt er die Verdienste eines guten freundlichen Mannes nicht: diese sind nur für Menschen von minderer Grœße. Unempfindlich gegen die sanfteren Freuden des häuslichen Glücks, sah er unverwandt auf Britanniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strom des Demosthenes noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphæren. Er verleitete, feßelte den Verstand nicht durch mühsam verkettete Schlüße, wie Mansfield; er war nie wie Townshend auf der Folter um Witz und Talente zu zeigen: sondern er umstralte den Gegenstand und traf sicher den Punct durch den Blitz seines Geistes, den man wie den Blitz seiner Augen nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkür umbilden erschaffen zerstœren. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstands, ein freyes Volk wie Sclaven zu beherschen, ein Reich zu gründen oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerstehn, als er in der Toga stand, und für die Colonien gegen die Stempelacte sprach? „Eure Herrschaft über America ist unumschränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankömmt: aber ihr seyd nicht befugt Steuern von den Colonisten zu fodern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England: sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht Steuern aufzulegen weder ein Theil der regierenden noch der gesetzgebenden Macht: Steuern sind ein freyes Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor: darum geben und bewilligen wir was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem Kœnig Steuern von America bewilligen, so bewilligen Sr. Majestæt Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majestæt Gemeinen in America. Einige sagen, die Colonisten werden *virtualiter* durch dieses

Haus repræſentiert. Ich frage, durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Diſtricts, irgend einer Stadt? Wo ſind ſie? Ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Taſche eurer Brüder plündern? Steuern ſie nicht mittelbar beſchwerlicher als wir, durch eure Monopolien? Müßen ſie nicht alles von euch ſo theuer, als ihr wünſchet, kaufen? alles an euch ſo wohlfeil, als ihrs wollt, verkaufen? Dürfen ſie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde auf dieſem Markte neben euch zu ſtehn. Man erzählt uns daß America hartnäckig iſt, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute, ich freue mich daß es widerſteht. Drey Millionen Menſchen die ſich freywillig unter die Knechtſchaft beugten würden künftig taugliche Werkzeuge ſeyn auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Seit Kœnig William hat kein Miniſter den fürchterlichen Plan gewagt: er war unſern Zeiten vorbehalten.

Wenn America fällt, ſo wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinſtürzen auf die Trümmer unſerer Verfaßung. Iſt dieß euer gerühmter Frieden? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, ſondern in die Eingeweide eurer Brüder ſtecken."

Die Verehrer Pitts wünſchen Einen Tag aus ſeinem Leben zu vertilgen, deſſen Geſchichte Lord Cheſterfield in folgenden Worten erzählt: «Pitt hatte freye Hand alle Miniſter zu nennen; und errathen Sie wozu er ſich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und, werden Sies glauben? zum Lord Chatham. Hier iſt der allgemeine Scherz daß er die Treppe hinaufgefallen iſt, und zwar ſo unglücklich, daß er in ſeinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun iſt er nichts mehr als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geſchichte kein ähnliches Beiſpiel. So in der Fülle ſeiner Macht wegzuſinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlaßen, das ihm allein die Macht gab, ihm allein Macht verſichern konnte, ins Hoſpital der Unheilbaren, ins Haus der Lords zu flüchten — es iſt ein unglaublicher Schritt."

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphierte. Weder Würden noch Titel konnten Pitt erhœhn, ſondern er entwich allein dadurch dem Geräuſch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünſchte nach unſterblichen Thaten; und verdient ſie vielleicht der Retter ſeines Volks nicht?

Aber als er neulich ſich wieder auf ſeinen Krücken emporhub, und im Parlament mit ſterbender Stimme rief «Britten, ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrſchaft? nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn ſpricht? Ich zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf! laßt uns kämpfen, fallen, wenn es ſeyn muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!" War das nicht wieder die große Seele Pitts, die neuverklärt über ihrem Leichnam ſchwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Roms gefahrvollen Krieg mit Tarent und den Chatham jener Zeit. Pyrrhus als Bundsgenoß der Tarentiner hatte den Conſul Levinus überwunden, und ſtand mit ſeinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom: aber weil er Rœmermuth zu würdigen verſtand, ſo trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freywillig einen Vertrag durch den Philoſophen Cineas an, der durch Geſchenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunſt das Erbieten zu empfehlen

wußte. Schon wankte der Rath, und Einige ſtellten vor daß eine große Schlacht verloren ſey, daß eine zweyte gefährlicher, entſcheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens ſich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begriff einen ſchimpflichen Frieden als eine Wohlthat anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der im hohen Alter und des Geſichtes beraubt, fern von Geſchäften unter ſeinen Lorbeern ruhte.*) Er hörte nicht ſo bald die friedliche Neigung des Senats, als er ſich in einer offnen Sänfte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol bringen ließ An der Thüre erwarteten ihn ſeine Schwiegerſöhne und Kinder; auf deren Arme geſtützt er in die Verſammluug trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in ſtiller Ehrfurcht ſchwieg.

«Rœmer» ſprach er mit zitternder Stimme, «ich bin ſchon lange blind, und ertrage mein Schickſal ungeduldig: aber heut wünſchte ich auch taub zu werden um eure Schlüße nicht zu hœren. Wo iſt euer Trotz? wo ſind die hohen Reden, die durch die Welt erſchallten? Eure Vœter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet. Habt ihr nicht oft wiederholt daß Rom nur der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch ſeine Flucht oder durch ſeinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das war alſo eitle Pralerey? Die Macedonier fürchtet ihr nicht: aber die Moloſſer und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht: aber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei ſeinen Knechten diente? Ihr träumt Frieden zu kaufen: Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen. Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erſt verachtet, ſo werden andere Feinde ſich waffnen, und über das erniedrigte muthloſe Volk herfallen. Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlands, welcher Tag! Pyrrhus ſiegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis.»

Rom verwarf den Frieden, und ſiegte.

*) Es verlohnt ſich der Mühe, anzuführen was Cicero von dieſem Manne ſagt. «Appius Claudius war nicht allein alt, ſondern auch blind: dennoch, als der Senat zum Frieden mit Pyrrhus geneigt war, ſprach er dawider, wie Ennius ſolches in folgenden Verſen ausdrückt: «Wie iſt euer ſtandhafter Muth auf einmal ſo thœrig und tief herabgeſunken, ihr Rœmer!» Und an einer andern Stelle: «Appius ſtand ſeiner Familie vor, und war alt und blind: ſein Geiſt war geſpannt wie ein Bogen; er unterlag der Schwachheit des Alters nicht, und erhielt nicht allein Anſehen unter den Seinigen, ſondern er beherſchte ſie auch. Er war gefürchtet von ſeinen Knechten, von ſeinen Kindern geehrt, und geliebt von Allen. In ſeinem Hauſe blühten alte vaterliche Sitten und Zucht.» *Cato major vel de Senect. Cap V.* und *XI.*

III. KLOPSTOCK.

Ich habe Tellows Briefe an Eliſa mit innigem Vergnügen geleſen. Mœgen ſie doch für den grœßten Haufen manch Unwichtiges enthalten: mich intereſſiert jede Miene des Mannes, den ich mit warmer Zärtlichkeit liebe; Alles erneuert mir den Genuß beßerer vergangener Zeiten.

Als ich im Hauſe des unſterblichen Bernſtorfs mit ihm lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünſche glücklich war unter den beſten edelſten Menſchen — heiterer Morgen einer trüheren Zukunft! Meine Bekanntſchaft mit Klopſtock bildete ſich ſchnell, und in ſieben unvergeßlichen Jahren ſind außer einer achtmonatlichen Reiſe wenige Tage verfloßen worin wir uns nicht ſahen. Nie hat in dieſer Zeit ein Wölkchen Laune unſere Freundſchaft umdämmert: denn auch als Freund iſt Klopſtock

«Eiche, die dem Orcane ſteht.»

Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuſchenden Schatten, er verkennet ſeine Freunde

nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, ſo währts ewig, laß auf ſein Urtheil Wahrſcheinlichkeiten und künſtlich erlogene Thatſachen ſtürmen.

Ich will, lieber Boie, auch aus meinem Gedächtniſs einzele Züge für die Wenigen ſammeln denen das Bild eines würdigen Mannes Geiſteswolluſt gewährt. Alles iſt mir ganz gegenwärtig: denn ich empfinde lebe genieße immer noch in der vergangenen Zeit.

Klopſtock iſt heiter in jeder Geſellſchaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum ſeiner Dichtergaben aus, ſpottet nie bitter, ſtreitet beſcheiden, und vertrægt auch Widerſpruch gern: aber ein Hofmann, lieber Tellow, iſt er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verſtehe, der ſich geſchwind bei Hœhern einſchmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntſchaft mit Vornehmern zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht ſchätzte: aber er ſchätzt den Menſchen noch mehr. Er forſcht tiefer nach innerem Gehalt, ſo bald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet als eine Beſchimpfung die kalte beſchützende Herablaßung der Großen. Darum muß nach dem Verhältniſſe des Rangs immer ein Vornehmerer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopſtocks Achtung zu thun iſt. Selten findet ihr ihn in der ſogenannten guten Geſellſchaft, im Zirkel abgeſchliffener Leute, bei welchen wie auf Kœnig Williams Schillingen kaum ein Gepræg mehr kenntlich iſt, die ſich tæglich ohne Liebe ſuchen, ohne Kummer verlaßen, über alles gleiten, und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmauſen wie eine Bürde fortſchleppen: ſie ſind auf der Leiter der Weſen nur einen Sproß hœher als Puppen im Uhrwerk, die, auf ihrer Walze befeſtigt, ſich ewig in der næmlichen Schwunglinie drehen. Dafür zog Klopſtock lieber mit ganzen Familien ſeiner Freunde aufs Land; Weiber und Minner, Kinder und Diener, Alle folgten, und freuten ſich mit. Wir ſuchten dann unwegſame Örter, finſtre ſchauervolle Gebüſche, einſame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, ſpæheten jedes Naturgeſicht aus, lagerten uns endlich unter einer ſchattigen Eiche, und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht ſelten miſchten wir uns drein. Oft zeigte Klopſtock einen fernen Baum. «Dorthin!» rief er, «aber geradezu!» «Wir werden auf Moraſt und Græben treffen.» «Ei Bedächtlicher! ſo bauen wir Brücken.» Und ſo wurden Äſte gehauen; wir rückten, mit Faſchinen beladen, als Belagerer fort, ſicherten den Weg, und erreichten das Ziel. Klopſtock iſt immer mit Jugend umringt. Wenn er ſo mit einer Reihe Knaben daher zog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dieß iſt Gefallen an der unverdorbenen Natur. Teutſchland verdankt ſeiner Jugendliebe einige ſeiner beßern Menſchen: unſre Stolberge und Karl Cramern hat ſeine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopſtocks Leben iſt ein beſtändiger Genuß. Er überläßt ſich allen Gefühlen, und ſchwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn ſie aus dem Kunſtwerk athmet, iſt die Kunſt ſeiner Huldigung werth: aber ſie muß wählen was Herzen erſchüttert, oder Herzen ſanft bewegt. Gemælde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und ſprechenden Ausdruck, eure Mieris, Netſcher und Slingelande, feßeln ſeine Beobachtung nicht: aber zeigt ihm Bouchardons Tireſias wie er die Schatten beſchwœrt, Rembrands Lazarus wie er zum Leben erwacht, Rubens ſterbenden Chriſtus, dann hängt er trunken am Bilde. So auch Muſik. Sie durchſtrœmt ihn, wenn ſie klagt wie die leidende Liebe, Wonne

seufzet wie ihre Hoffnung, stolz daher tönt wie das Jauchzen der Freyheit, feyerlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, Windemens Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleyer eine griechische Tänzerinn. O wie oft lauschten wir an unsers Gerstenbergs Klavier, wenn er den holden Wechselgesang mit seiner zärtlichen Gattinn anstimmte!

Gerstenberg lebte damals in Lyngbye, nahe bei Bernstorf, und hatte durch eine Reduction den größten Theil seiner Einkünfte verloren: aber in seiner Hütte wohnten heitre Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe.

Licet sub paupere tecto
Reges et regum vita præcurrere amicos.

Hier sang er seinen unsterblichen Skalden, manches holde catullische Lied, und erfand die goldenen Träume des guten leidenden Gaddo. Von ihm konnten die Hippiasse lernen daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß sie auch für die Sterne und die Gerstenberge auf einer Sandwüste keimt. Wir eilten zum einsamen Haus, und verließen Paläste, wie man durch Le Notres Gärten nach dem kunstlosen Hain eilt.

Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war,

›Wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom.‹

Gleich nach Erfindung der Schiffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle.

›Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhub?
Ach! vergieng selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?‹

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken: denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Waßersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab:

›Säumst du noch immer an der Waldung auf dem Heerd', und schlæfst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Decembers, o du Zärtling, nicht auf?‹

Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

›Nur Ein Gesetz: wir verlaßen nicht eh den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!‹

Wenn ich das Gesetz durch Gloßen verdrehte, oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarths, Schwebungen wie des pythischen Apolls; schöner als der Liebesgöttinn Locken webet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer schätzt er gleich nach den Teutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten, und die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachsinnen an, er zog Linien, maß und theilte. ›Wird es wohl gar ein Partagetractat? oder ein System eines beßern Staatsgleichgewichts?‹ ›Sehen Sie!‹ rief er; ›man vereinigt Meere: wenn man diese Flüße verbände, hier einen Canal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig: denn so hätte man Teutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt.‹ Er hat Gesetze für den Eislauf gegeben, mit einem Solonischen Ernst. Über Alles, auch über seinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwey Briefe von

ihm, für eine Dame geſchrieben, die mich zum Kampf herausfoderte, auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrotzend, wie Longin für die Zenobia ſchrieb. Andere Briefe beſitze ich wenig von dieſem lieben ſophiſtiſchen Nichtſchreiber. Ich ließe gern ſeine Scheingründe gelten, wäre nur ein anderes Mittel bekannt ſeiner abweſenden Freunde zu genießen. Aber die Noth iſt erfinderiſch. Viele ſeiner Freunde werden ihm nun vierteljährig ihre Briefe durch einen Notar einhändigen laßen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Inſtrument drüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einſchicken?

In ſeiner ſchweren Geiſtesarbeit wird Klopſtock durch keinen Einbruch, keine Überraſchung geſtört. Ich hab' ihn, als er Hermanns Schlacht und manche ſeiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tags und der Nacht überfallen. Nie ward er mürriſch; ja es ſchien als wenn er ſich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte.

Klopſtock iſt dunkel. Tellow hat ihn gründlich verteidigt. Grabt in der Mine, ſo findet ihr Gold; oder wenn euch das zu mühſam wird, ſo leſt Überſetzungen von Junker, oder Colliers Cubachiade. Freylich feilt er ſo emſig die Sprache, ſchneidet ſo ſtreng den Überfluß weg, wägt ſo empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut Zeitmaaß und Wortlaut zu; ſchöpft ſo anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es ſo gemächlich nicht angeht, alle Nüancen ſeiner Darſtellung zu haſchen. Oft ſchreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit ſeines Geiſtes Sitte vertraut ſeyn, wenn man ihm ſicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, verſteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält der ihn durch ſeine Schöpfungen führt; und darum iſt es nützlich und gut, daß itzt ſchon Tellow ſeine Oden commentiert.

Von Klopſtocks poetiſcher Ordnung, von ſeinem *Gouffre*, der Schriften verſchlingt und wieder auswirft — *disjecta membra poetæ* — ließe ſich noch manches erzählen: aber Ehre dem Ehre gebührt! ich habe Klopſtocks Papiere einſt in lauter goldenen Umſchlägen gekannt, zierlich auf ſeinem Schreibtiſch geordnet wie die Briefe eines Stutzers; und das nenne ich die goldene Zeit ſeines Archivs. Sie währte ganzer acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Luſt hat, darf ihm nur ſeine Gedichte in Goldpapier zuſchicken.

Eins iſt mir leid: daß Tellow der unreinlichen Kaſte gewiſſer Recenſenten erwähnt. Ich finde nirgends daß man den Virgil gegen namenloſe Schwätzer verteidigt hat. Wenn irgend ein Bube Monteſquieus Namen an den Pranger gekreidet hätte, würde darum der Mann und ſein Werk weniger ehrwürdig bleiben? Es iſt freylich lächerlich, wenn die Nation einen Schriftſteller gerichtet hat, daß ſich ein *Quidam* hinſetzt und erzählt wie es der beſagte Autor hätte einrichten müßen um ihm, dem Koſtgänger eines Buchladens, zu gefallen: aber doch iſt es ein bitteres Brot. «Ich muß dergleichen thun» ſagte Freron: «denn ich muß leben.» «*Je n'en vois pas la néceſſité*» antwortete der *Lieutenant de Police*. So oft man Zachariæ ein Stammbuch überreichte, beugte er ſich tief vor dem Beſitzer: «denn es kann ſich treffen» ſagte er, «daß ich vor meinem Richter ſtehe.» Ich rede nicht von der Berliner Bibliothek: dieſes Werk enthält Männerarbeit, wenn ſich auch gleich ein ſeichtes Blättchen über Klopſtock und Andere mit einſchlich. Recenſion iſt dort oft nur der Faden, worauf echte Perlen gereiht ſind. Künftig etwas über Klopſtocks Lieblingsideen, Brutus, Freyheit, Vaterlandsſtolz, unſre Sprache. Ich denke darüber nicht mit ihm einig. Gleichheit der

Grundſätze verbindet Freunde, aber Gleichheit der Meinungen nicht. Mannigfaltigkeit iſt das Geſetz der Natur. Ich wiederhole was ich irgendwo geſagt habe: es läßt ſich ſtreiten ob wir in einer Welt ohne Zweifel und Irrthum glücklicher wären.

AUS HENRICH STILLINGS JUGEND.

Der alte Stilling fieng nunmehro an ſeinen Vaterernſt abzulegen und gegen ſeine wenige Hausgenoßen zärtlicher zu werden; beſonders hielt er Henrichen, der nunmehr eilf Jahr alt war, viel von der Schul zurück, und nahm ihn mit ſich wo er ſeiner Feldarbeit nachgieng; redete viel mit ihm von der Rechtſchaffenheit eines Menſchen in der Welt, beſonders von ſeinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm gute Bücher, ſonderlich die Bibel zu leſen, hernach auch was Doctor Luther, Calvinus, Oecolampadius und Bucerus geſchrieben haben. Einsmalen giengen Vater Stilling, Mariechen und Henrich des Morgens früh in den Wald um Brennholz zuzubereiten. Margrethe hatte ihnen einen guten Milchbrey mit Brot und Butter in einen Korb zuſammen gethan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug; ſie gieng den Wald hinauf voran, Henrich folgte und erzählte mit aller Freude die Hiſtorie von den vier Haimons-Kindern, und Vater Stilling ſchritt, auf ſeine Holzaxt ſich ſtützend ſeiner Gewohnheit nach, mühſam hinten drein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo ſich eine grüne Ebne befand, die am einen Ende einen ſchönen Brunnen hatte. «Hier laßt uns bleiben» ſagte Vater Stilling, und ſetzte ſich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, ſtellte ihn hin, und ſetzte ſich auch. Henrich aber ſah in ſeiner Seele wieder die Ægyptiſche Wüſte vor ſich, worinnen er gern Antonius geworden wäre; bald darauf ſah er den Brunnen der Meluſina vor ſich, und wünſchte, daß er Raimund wäre; dann vereinigten ſich beide Ideen, und es wurde eine fromme romantiſche Empfindung draus, die ihn alles Schöne und Gute dieſer einſamen Gegend mit höchſter Wolluſt ſchmecken ließ. Vater Stilling ſtand endlich auf und ſagte «Kinder, bleibt ihr hier: ich will ein wenig herum gehen und abſtändig Holz ſuchen; ich will zuweilen rufen: ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere.» Er gieng.

Indeſſen ſaßen Mariechen und Henrich beiſammen und waren vertraulich. «Erzähle mir doch, Baſe,» ſagte Henrich, «die Hiſtorie von Joringel und Jorinde noch einmal.» Mariechen erzählte:

«Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald; darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein: das war eine Erzzauberinn. Am Tage machte ſie ſich bald zur Katze, oder zum Haſen, oder zur Nachteule; des Abends aber wurde ſie ordentlich wieder wie ein Menſch geſtaltet. Sie konnte das Wild und die Vœgel herbeilocken, und dann ſchlachtete ſie's, kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte nah bei's Schloß kam, ſo mußte er ſtille ſtehen, und konnte ſich nicht von der Stelle bewegen, bis ſie ihn los ſprach; wenn

aber eine reine keusche Jungfer in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel, und sperrte sie denn in einen Korb ein, in die Kammern des Schloßes. Sie hatte wohl sieben tausend solcher Körbe mit so raren Vœgeln im Schloße.

Nun war einmal eine Jungfer, die hieß Jorinde; sie war schœner als alle andere Mædchens: die und dann ein gar schœner Jüngling Namens Joringel hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen, und hatten ihr grœstes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einsmalen vertraut zusammen reden könnten, giengen sie in den Wald spazieren. »Hüte dich« sagte Joringel »daß du nicht zu nah an das Schloß kommst!« Es war ein schœner Abend; die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Walds, und die Turteltaube sang klœglich auf den alten Maybuchen. Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin in Sonnenschein und klagte. Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre, und wußten nicht wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch, und sah die alte Mauer des Schloßes nah bei sich: er erschrak und wurde todbang. Jorinde sang:

»Mein Vœgelein mit dem Ringelein roth
Singt Leide Leide Leide!
Es singt dem Täubelein seinen Tod,
Singt Leide Lei — Ziküth ziküth ziküth!«

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt: die sang Ziküth ziküth! Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreymal um sie herum und schrie dreymal Schu — hu — hu — hu —! Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter: die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem Strauch hervor, gelb und mager, große rothe Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte und fieng die Nachtigall, trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort; endlich kam das Weib wieder, und sagte mit dumpfer Stimme »Grüß dich, Zachiel! Wenn's Mœndel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund!« Da ward Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie, und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wieder geben: aber sie sagte, er sollte sie nie wieder haben, und gieng fort. Er rief, er weinte, er jammerte: aber alles umsonst. Nu, was soll mir geschehn? Joringel gieng fort, und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütet' er die Schafe lange Zeit. Oft gieng er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei. Endlich träumte er einmal des Nachts, er fänd' eine blutrothe Blume, in deren Mitte eine schœne große Perle war; die Blume bræch' er ab, gieng damit zum Schloße: alles was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberey frey; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fieng er an durch Berg und Thal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag: da fand er die blutrothe Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Thautropfe, so groß wie die schœnste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Nu, es war mir gut. Wie er auf hundert Schritt nahe bei's Schloß kam, da wurd er nicht fest, sondern gieng fort bis ans Thor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf: er gieng hinein, durch

den Hof, horchte wo er die vielen Vœgel vernähm. Endlich hœrt' ers: er gieng und fand den Saal: darauf war die Zauberinn, fütterte die Vœgel in den sieben tausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bœs, sehr bœs, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus: aber sie konnt' auf zwey Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie, und gieng, besah die Körbe mit den Vœgeln: da waren aber viel hundert Nachtigallen: wie sollte er nun seine Jorinde wieder finden? Indem er so zusah, merkt er daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Thüre geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und auch das alte Weib: nun konnte sie nichts mehr zaubern; und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schœn als sie ehemals war. Da macht' er auch all die andern Vœgel wieder zu Jungfern, und da gieng er mit seiner Jorinde nach Hause, und lebten lange vergnügt zusammen.'

Henrich saß wie versteinert, seine Augen starrten grad aus, und der Mund war halb offen. «Base' sagte er endlich, «das könnt' einem des Nachts bang machen.' «Ja' sagte sie, «ich erzähls auch des Nachts nicht: sonst werd' ich selber bang.' Indem sie so fassen, pfiff Vater Stilling. Mariechen und Henrich antworteten mit einem He! He! Nicht lange hernach kam er: er sah munter und frœhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte, lächelte wohl zuweilen, stand, schüttelte den Kopf, sah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Henrich sahen ihn mit Verwunderung an: doch durften sie ihn nicht fragen: denn er thæts wohl oft so, daß er vor sich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll: er setzte sich zu ihnen nieder, und erzählte; wie er anfieng, so stunden ihm die Augen voll Waßer. Mariechen und Henrich sahen es, und schon liefen ihnen auch die Augen über.

«Wie ich von euch in Wald hinein gieng, sah ich weit vor mir ein Licht, eben so als wenn Morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich sehr. «Ei!' dacht' ich, «dort steht ja die Sonne am Himmel: ist das denn eine neue Sonne? Das muß ja was wunderliches seyn: das muß ich sehen.' Ich gieng drauf hn: wie ich vorn hin kam, siehe, da war vor mir eine Ebne, die ich mit meinen Augen nicht übersehen konnte. Ich hab mein Lebtag so herrliche nicht gesehen; so ein schœner Geruch, so eine kühle Luft kam da 'rüber her: ich kanns euch nicht sagen. Es war so weiß Licht durch die ganze Gegend: der Tag mit der Sonne ist Nacht dagegen. Da standen viel tausend prächtige Schlößer, eins nah beim andern. Schlößer—ich kanns euch nicht beschreiben; als wenn sie von lauter Silber wæren. Da waren Gärten Bäsche Bäche. O Gott, wie schœn! Nicht weit von mir stand ein großes herrliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Thrœnen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Henrichen auch.) Aus der Thür dieses Schloßes kam jemand heraus, auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach, ein herrlicher Engel! Wie sie nah bei mir war, ach Gott! da war es unser liebes seliges Dortchen. (Nun schluchzten sie alle drey; keins konnte etwas reden: nur Henrich rief und heulte «O meine Mutter! meine liebe Mutter!') Sie sagte gegen mich so freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemal so oft das Herz stahl: «Vater, dort ist unsere ewige Wohnung; ihr kommt bald zu uns.' Ich sah, und siehe! Alles war Wald vor mir: das herrliche Gesicht war weg. Kin-

der, ich ſterbe bald: wie freu' ich mich drauf!'

Henrich konnte nicht aufhören zu fragen wie ſeine Mutter ausgeſehen, was ſie angehabt, und ſo weiter. Alle drey verrichteten den Tag durch ihre Arbeit, und ſprachen beſtändig von dieſer Geſchichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie einer der in der Fremde und nicht zu Hauſe iſt.

Ein altes Herkommen, deſſen ich wie vieler andern noch nicht erwähnt, war daß Vater Stilling alle Jahr ſelbſten ein Stück ſeines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun ſchon acht und vierzig Jahr gethan, und dieſen Sommer ſollt' es wieder geſchehen. Er richtete es ſo ein, daß er alle Jahr ſo viel davon neu deckte, ſo weit das Roggenſtroh reichte das er für dieß Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran, ſo daß Vater Stilling anfieng darauf zu Werk zu legen. Henrich war dazu beſtimmt, ihm zur Hand zu langen, und alſo wurde die lateiniſche Schule auf acht Tage ausgeſetzt. Margrethe und Mariechen hielten tæglich in der Küche geheimen Rath über die bequemſten Mittel wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beſchloßen endlich beide ihm ernſtliche Vorſtellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; ſie hatten die Zeit während dem Mittageßen dazu beſtimmt.

Margrethe brachte alſo eine Schüßel Mus, und auf derſelben vier Stücke Fleiſches, die ſo gelegt waren, daß ein jedes juſt vor den zu ſtehen kam, für den es beſtimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide ſetzten ihre Schüßeln auf den Tiſch, an welchem Vater Stilling und Henrich ſchon an ihrem Ort ſaßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerey redeten. Denn, im Vertrauen geſagt, wie ſehr auch Henrich auf Studieren Wißenſchaften und Bücher verpicht ſeyn mochte, ſo wars ihm doch eine weit größere Freude, in Geſellſchaft ſeines Großvaters zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld, oder gar auf dem Hausdach zu klettern: denn dieſes war nun ſchon das dritte Jahr, daß er ſeinem Großvater als Diaconus bei dieſer jährlichen Solennität beigeſtanden. Es iſt alſo leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrüßlich werden mußte, als er Margrethens und Mariechens Abſichten zu begreifen anfieng.

«Ich weiß nicht, Ebert' ſagte Margrethe, indem ſie ihre linke Hand auf ſeine Schultern legte: «du fängſt mir ſo an zu verfallen. Spürſt du nichts in deiner Natur?'

«Man wird als alle Tage älter, Margrethe.'

«O Herr ja! ja freylich, alt und ſteif!'

«Ja wohl' verſetzte Mariechen, und ſeufzte.

«Mein Großvater iſt noch recht ſtark vor ſein Alter' ſagte Henrich.

«Ja wohl, Junge!' antwortete der Alte. «Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen.'

Henrich lachte fort. Margrethe ſah wohl daß ſie auf dieſer Seite die Feſtung nicht überrumpeln würde: daher ſuchte ſie einen andern Weg.

«Ach ja' ſagte ſie, «es iſt eine beſondere Gnade, ſo geſund in ſeinem Alter zu ſeyn; du biſt, glaub' ich, nie in deinem Leben krank geweſen, Ebert?'

«In meinem Leben nicht: ich weiß nicht was Krankheit iſt: denn an den Pocken und Rœthela bin ich herumgegangen.'

«Ich glaub doch, Vater' verſetzte Mariechen: «ihr ſeyd wohl verſchiedene Malen vom Fallen krank geweſen: denn ihr habt

uns wohl erzählet daß ihr oft gefährlich gefallen seyd."

"Ja, ich bin dreymal tödlich gefallen."

"Und das viertemal" fuhr Margrethe fort "wirst du dich todt fallen: mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen, und eine Nachbarinn hat mich kürzlich gewarnt und gebeten dich nicht aufs Dach zu lassen: denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Küh gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert, thu mir den Gefallen und laß jemand anders das Haus decken: du hasts ja nicht nöthig."

"Margrethe, kann ich, oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab das Gesicht gesehen: ja, das ist wahr; unsere Nachbarinn kann auch diese Vorgeschicht gehört haben. Ist dieses gewiß, wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschloßen hat? Hat er beschloßen daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? und gar wenn ich mich todt fallen soll, wie werd' ich mich hüten können? Gesetzt, ich blieb vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der Straßen einen Karren Holz losbinden wollen, darauf steigen, strauchela, und den Hals abstürzen? Margrethe, laß mich in Ruh! Ich werde so ganz grade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin: wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ichs willkommen heißen."

Margrethe und Mariechen sagten noch ein und das andere: aber er achtete nicht drauf, sondern redete mit Henrichen von allerhand die Dachdeckerey betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie frühe auf, und der alte Stilling fieng an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen; womit er denn diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tages schon anfiengen das Dach mit neuem Stroh zu belegen. Mit einem Wort, das Dach ward fertig ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben, außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht: es giengen wohl noch acht Tage über, eh es ihm einfiel, dieß letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn was er suche? "Nichts" sagte er. "Ich weiß nicht, ich bin so wohl: doch hab' ich keine Ruhe; ich kann nirgend still seyn, als wenn etwas in mir wäre das mich triebe; auch spür' ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne." Margrethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Henrichen nacher Lichthausen gehen seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden: doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frauen und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder kräftlich vom Dach zu bleiben; selbst Henrich bat ihn jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerey ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her: ein Lächeln das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt

hatte. Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann der mit einem beständig guten Gewißen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freyen Umgang mit Gott und seinem Erlœser gewöhnt hat, gelangt zu einer Grœße und Freyheit die nie der grœßte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese gewiß treu gemeinte Ermahnungen der Seinigen bestand darinn: er wollte da auf den Kirschbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschen eßen. Es war nemlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr spæt, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall: denn er war wohl in zehen Jahren auf keinem Baum gewesen. «Nun dann!» sagte Margrethe: «du mußt nun vor diese Zeit in die Hœh, es mag kosten was es wolle.» Eberhard lachte, und antwortete «Je hœher, je næher zum Himmel.» Damit gieng er zur Thür hinaus, und Henrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baums, fieng an, aß Kirschen, und warf Henrichen zuweilen ein Äftchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. «Halt!» sagte die ehrliche Frau; «heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die unterste Äfte faßen kann! Ich muß da probieren ob ich auch noch hinauf kann.» Es gerieth: sie kam hinauf. Stilling sah herab, und lachte herzlich, und sagte «Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler.» Da saßen beide ehrliche alte Graukœpfe in den Äften des Kirschbaumes und genoßen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab, und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorf war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, gieng und hatte einen Haken um Rasen damit abzustechen. Er gieng des Endes oben ans Ende des Hofs an den Wald; Henrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Henrichen, sah ganz ernsthaft aus, und sagte «Sieh welch eine Schlafkappe!» Henrich fuhr in einander, und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indeßen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Henrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hœrte er ein Gepolter; er sah hin: vor seinen Augen wars schwarz wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Henrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hœrten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben: Mariechen that einen hellen Schrey, rung die Hände über dem Kopf, und flog das Dorf hinauf. Margrethe strehte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrey der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Henrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lag ausgestreckt; die Augen und der Mund

waren geschlossen, die Hände noch vor der Brust gefalten, und sein Odem gieng langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig »Ach mein Vater! mein Vater!«. Henrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr: aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen, vergoßen alle Thränen: denn er war allgemein geliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht: sie hatte ihre beste Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelaßen heraus und rief: »Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett!« Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Henrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett, und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch der schläft. Nun wurde Henrich beordert nach Florenburg zu laufen um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader, und erklärte sich daß zwar nichts zerbrochen sey, aber doch sein Tod binnen dreyen Tagen gewiss seyn würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammen berufen; die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelaßen ihrer Hausgeschäfte. Freytags Nachmittags fieng der Kopf des Kranken an zu beben; die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde blaulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margrethe sah es auch: sie nahm einen Stuhl, und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkele. Alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Henrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit naßen Augen an, und war auch stille. So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Cathrine zuerst daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich »Mein Vater stirbt!« Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchzten und weinten. Henrich stand da, ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem wie einer der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stillings hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint: so bald sie aber Catharinen rufen hörte, stand sie auf, gieng ans Bett, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht: nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf, und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen: sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus: aber sie waren

alle voll Geiſt und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war daß ihr Gott und Erlœſer ihres lieben Mannes Seele gnædig aufnehmen und zu ſich in die ewige Freude nehmen mœge. Wie ſie anfieng zu beten, fahen alle ihre Kinder auf, erſtaunten, ſanken am Bett auf die Knie, und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensſtoß: der ganze Körper zog ſich; er ſtieß einen Schrey aus: nun war er verſchieden. Margrethe hœrte auf zu beten, faßte dem entſeelten Manne ſeine rechte Hand an, ſchüttelte ſie, und ſagte ‹Leb wohl, Eberhard! In dem ſchœnen Himmel, bald ſehen wir uns wieder.' So wie ſie das ſagte, ſank ſie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um ſie herum. Nun weinte auch Margrethe die bitterſten Thrænen und klagte ſehr.

Die Nachbarn kamen indeſſen um den Entſeelten anzukleiden. Die Kinder ſtanden auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre: da führte man ihn nach Florenburg um ihn zu begraben.

Herr Paſtor Stollbein iſt aus dieſer Geſchichte als ein ſtörriſcher wunderlicher Mann bekannt: allein außer dieſer Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab geſenkt wurde, weinte er helle Thrænen, und auf der Kanzel waren unter beſtändigem Weinen ſeine Worte ‹Es iſt mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wære für dich geſtorben!' und der Text zur Leichenrede war ‹Ei du frommer und getreuer Knecht! du biſt über weniges getreu geweſen: ich will dich über viel ſetzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!'

Sollte einer meiner Leſer nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthür über, da wo der Kirchhof am hœchſten iſt, da ſchlæft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichſtein: aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einſam hin, girren und liebkoſen ſich zwiſchen dem Gras und Blumen die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

FRIEDRICH MÜLLER.

BACCHIDON UND MILON.

An ‹einer epheuumwachſenen Grotte ſaß der Knabe Milon entzückt. Ihm war erſt ein treffliches Lied auf den Weingott Bacchus gelungen: das gefiel ihm ſelbſt ſo wohl, daß ers, weil niemand anders zugegen war der horchen wollte, dreymal ſeinen Ziegen vorſang. Eben kam der immer durſtige Satyr Bacchidon ſeiner Höhle zu. Frœhlich nœthigt' ihn der Hirt alſo herbei:

Milon. Wie recht gehſt du hier über, Freund Bacchidon! Herein in meine Grotte! will dir einen Geſang vorſpielen, einen trefflichen Geſang aufn Weingott Bacchus. Eben ward er fertig. Soll dir gefallen, gewiſs gefallen: ohn mich zu rühmen iſts mein beſt Gedicht; herrlich, wirſt ſelbſt hœren.

Bacchidon. Mit deinem Gedicht! Lärmſt du doch als wollſt einen zum Schmaus

laden. Bin ohnehin ſchwer und unbehol-fen, und du Narr machſt mich noch durch die Hitze laufen, daß ich den Athem ver-liere. Weg!

Milon. Wirſt doch nicht ſo ſeyn, lieber Bacchidon? wieder fortgehen ohne mein Hymnus zu hœren? Bleib doch! wird dich nicht reuen. Ich hab mir alle Mühe gege-ben was extras zu machen; auch läßts ſo ſchœn, wenn ich ihn ſpiele.

Bacchidon. Still! ſtill! uh! du flammender Hundsſtern!

Milon. Darnach hätten wir uns frœhliche Stunden gemacht, wacker gezecht: habe meinen Schlauch weidlich mit friſchem Moſt gefüllt.

Bacchidon. Ah ſo!

Nun heiterte ſich des alten Satyrs Stirne auf, als er vom Moſt hœrte. Weiter ſprach der Knabe zu ihm: Willtu horchen?

Bacchidon. Freylich! laß doch einmal hœren was du guts gemacht!

Nun ſaßen beide aufs Moos nieder. Bac-chidon lehnte ſeinen zottichten Bocksfuß auf ein zerbrochen Stück Urne, das eben da lag; ſein Haupt und Rücken aber laſtet' er an eine grüne Pappelwand. Dann ſprach er dem Knaben gegenüber alſo: Was das eine Hitze iſt! Was ich dir Durſt habe! Sirius tobt abſcheulich: iſt ein Narr, der Kerl! möcht' uns alle gern raſend haben. Wohl, mein Sohn, daß du deinen Schlauch wacker geflickt! aber dreymal wohl, daß du mich zu deinem Schmaus ladeſt!

Milon. Sage mir doch: ſoll ich alleine nur ſingen, oder ſoll ich auch mit der Leyer dazu ſpielen?

Bacchidon. Närrchen, machs wie du willt! Vor allem gieb was zu trinken! ich meine, Lung' und Leber brennen mir ab. Was das heiß macht! Phu! iſt mir als trög' ich den Ætna im Leibe. So, ſo! ſchon gut! auf dein Wohlſeyn, pappelbekränzter Freund Milon!

Milon. Wenn dirs einerley iſt, will ich dazu ſpielen: läßt doch immer hübſcher.

Bacchidon. Vortrefflicher Wein! extra gut! extra fein! Mein lieber Freund Mi-lon, laß dir einen Schmatz geben! Her! ſag' ich. Stärkſt meine alte Knochen mit ſo köſtlichem Balſam! Delicates Glæschen Wein! Verjüngſt mich als ein Adler.

Milon. Schmeckt er? Je, Bacchidon liebt immer was feines: ſollſts auch gleich hœren.

Bacchidon. Ums Pans willen, wo haſt du den Wein her? Geruch, Farbe aus Cy-pern! Junge, wer gab dir ihn? Will ein Schelm ſeyn, wo du ihn nicht dem kahl-köpfigen Silen weggemauſt, als er voll un-ter ſeinem Eſel lag. Iſts ſo? he? Himm-liſcher Wein! der ſchleicht die Gurgel nun-ter! Mein Glæschen iſt wieder leer.

Milon. Traun, er mag gut ſeyn: hat mich auch mein ſchœnſt Stück Bock gekoſtet. Aber wenn du ein ſo großer Becherheld biſt, als rühmſt, kannſt du mir ſagen was für Landsmann?

Bacchidon. Beim Jupiter, ja! Gleich ſollſts hœren, gleich: laß mich nur erſt ausreden! das Herz iſt mir zu voll. Was iſts doch eine edle Sach' um gut Tröpf-chen! Freund, daß uns doch Zevs einmal zu Genüge gæbe, und wir wie Gänſe in ſolchem Trank ſchwämmen! Wahrlich, frommer Wunſch! Aber er machts wie er will — *Proſit!* — iſt Waßers Patron.

Milon. Wie iſts? kennſt du ihn nun?

Bacchidon. Was denn? wie denn? O mein Seel, ich habs vergeßen. Daß dich der Guckguck! Der Schurk iſt auch ſo glatt — ſchenk noch einmal ein! — gar zu glatt, Milon! glätter als ein Aal. Kaum wollt' ich den Schelm am Kopf erwiſchen, und ihm ins Geſicht ſehen: da war mir

ſchon der Schwanz zwiſchen dem Daumen. Kanns nicht begreifen.

Nun guckte er ins leere Glas, und ſprach: Freund Milon, ich dacht' auch würklich, dein Pocal wær tiefer.

Milon. Was tiefer! der Henker reich tief genug! Wenns auch ein Ziehbrunnen wære, du ſüffeſt ihn aus. Mein Schlauch reicht nicht zu, wenns ſo währt. Bleib ruhig ſitzen, hær hübſch meinem Hymnus zu! Hernach, wenn ich fertig bin, und dirs gefallen hat, will ich ſchon wieder füllen.

Bacchidon. Was haſt du vor, Junge? was ſoll das bedeuten? Iſt das dein Ernſt? wie? Ei, du lieblicher Gaudieb willſt mich nur vexieren. Vexieren? ha! Geh, ſchenk' ein! Wer will warten, wenn der Schlauch noch voll iſt? Schenk' ein! ſag' ich. Warten? Daß dich die Peſt! Ein ſchœn Warten! Kind Milon, nur ein einziges Wort! iſt dein Geſang nicht auf Bacchus?

Milon ſprach: Das hab' ich dir ſchon zwanzigmal geſagt. Wærſt du ruhig, und ließeſt mich auch zum Wort kommen, ſo könnteſt du hœren.

Bacchidon. Was? Weiſt du auch, Junge, was das heißt: ein Gedicht auf Bacchus? was das auf ſich hat, was das ſagen will, *Bacche* ein Hymnus dichten? Weiſt du wer Bacchus iſt? Frag nicht umſonſt wer er iſt. Ein muntrer durſtiger Mann, freundlich und leer, der alle Dinge im Rauſch anfängt, dabei ein merklicher Feind von leeren Glæſern iſt: merkſt du?

Milon. Oho, ſehr leicht! dein Glas —

Bacchidon. Was gehts dich an, wenns eer iſt, unds dir nicht gefällt? Ei du Närrchen! füll wieder! was hinderts? Weiter iſt Bacchus der Weinerfinder, der Weinerfinder, mein Sohn! Wenn man ihn mahlt, trægt er immer in der Rechten einen vollen Becher, in der Linken einen Traubenklotz. In Wahrheit, hab' ihn ſelbſt einmal ſo mit Kohlen an ein Faß gerißen, wie er zwey Staaren von einer Traube ſcheucht —

Milon. Was gehts mich an?

Bacchidon. Traube ſcheucht — zwey Staaren —

Milon. Meinetwegen zwey Raben!

Bacchidon. Staaren! bei meinem Horn! hätteſt alle Nægel an ihren Füßen zählen mœgen, und alle Federn an ihren Schwänzen: bei meiner Treu! Die Faunen lachten dir oft drüber. Sieh, ſo ließ ich dem Bacchus den linken Arm übers Knie bambeln. Sieh doch! Den rechten hub er ſo in die Hœh, ſchlug mit einem Stecken dem einen Staarmatz aufs Kopf, daß ihm die geſtohlne Beer ausm Schnabel fiel. Darnach ſtellt' ich grad ſeinen Augen gegenüber in freyer Luft einen mächtig großen Becher voll dicker Tropfen neben um. Ein Korb voll Trauben hieng ich an ſeine Hörner, und ſetzte ihm Trunks anzudeuten aus freyer Hand mitten auf die Naſe zwey rothe Pecken, Haſelnuß dick, daß ſie jeder von ferne ſchauen mochte. Gelt, das war dir was nobels? Noch manchen Gott wärd' ich ſo an die Wand hinarbeiten: aber ich kann vor meinem Bauch nimmer zu. Im übrigen all eins! Wieder aufs Wort zu kommen, du weiſt alſo wer Bacchus iſt. Haſt du denn Verwegenheit genug einem alten frommen Mann als mir zuzumuthen daß er einen Lobgeſang auf Bacchus anhœre ohne vor durch tüchtigen Rauſch ſich in heilige Begeiſterung zu ſetzen? Ah! das mag ein Anderer. Nein, Verwegenheit, grauſame Sünde ſo was! Nein, da behüte! Getrunken muß man haben, ſiehſt du, und ich habe heut noch kein Tröpfchen über mein Herz gebracht, mein Seel!

Milon. Schwœr, daß du erworgen möchſt! Ei du fetter ſchmeerbauchichter Lämmel!

nicht getrunken? Mein Schlauch ist halb leer: nicht getrunken? nein? nicht getrunken? So zu schwœren!

Bacchidon. Schrey nur nicht so! ist ja nur Spaß.

Milon. Schlechter Spaß! Ist dir nur ums Saufen zu thun: einen Gefallen erweisen, zuhœren kannst du nicht. Möchts Teufels werden! Säufft einem den Wein, und thust einen noch dazu quælen.

Bacchidon. Ha ha ha! was das gesprochen ist! Verzeih dirs Jupiter, gottloser lieblicher Schelm! Dich quælen? einen alten Mann so verläumden! Dich quælen, ha ha ha! Ei ja doch! den Schlauch wollen wir quælen, ihm den letzten Tropfen vom Herz drücken. Dich quælen? unvergleichlicher Dieb! Dich quælen? Sag, wie kommst du nur dazu?

Milon. Laß mich nur einmal zum Wort! hœr' auf zu plappern! hättest nur deinen Wanst voll Steine, und ließest auch einmal mein Maul frey! Aber —

Bacchidon. Hœrst dus, Junge? wer hält dirs? Sprich so viel dir läftet! wir habens Maul nicht umsonst. Ah! da fällt mir ein artig Stückchen ein. Weist du zum Exempel warum das Maul einem grad' unter der Nase sitzt? he? Die Nas' hat sonst auf dem Wirbel gestanden: gelt, das hast du vor nie gewußt? Ein herrlich Histœrchen! hœr nur! ein gerechtes Stück, ein klarer Beweis von Jupiters Weisheit! Mir hats jüngst ein graubärtiger Ægypter, der in meiner Grotte übernachtet, ein gelehrter Hexenmeister, der dir alles weiß was Sonn' und Mond spricht und Jupiter träumt, erzählt. Zu Anfang der Welt, sagt' er mir, als Zevs den Menschen gemacht, schuf er die Nas' aufs Wirbel, sprach — Aber wart! will zuvor ein Schluck thun, daß mir der Hals ein bißchen glätter wird, hernach weiter erzählen.

Nun trank der alte Satyr. Aber Milon sprach heimlich so: Wollt', er læg mit seinem Mährchen im Rhein! heut komm' ich nicht an mein Lied zu spielen; und ich wollt', ich læg' oben drein, daß ich so einfältig war, und den Nimmersatt in meine Höhle gezogen. Wenns noch lange währt, drückts mir das Herz ab.

Bacchidon. Was geschah? Da nun jeder seine Nase unter der Kappe trug — denn Jupiter sprach weislich »Laßt sie nicht eher aus, als wenns euch beliebt: so seyd ihr nicht gezwungen zu riechen was euch nicht beliebt"; und kurz, meine Meinung zu sagen, mir gefiels sehr unvergleichlich. Aber wie gefiel mirs? Zum Exempel wenn man, wie Jupiter meinet, durch des Nachbars Kühstall in seinen Weinkeller geht, oder sonsten wo, da man gezwungen ist einzuschnaufen was uns muthwillige Lüfte unter die Nase treiben: da ließ' ich nun hübsch meine Kappe sitzen, gieng grade durch. Aber zum Exempel wenn man bei Gelagen sitzt, guten Wein trinkt, da lob' ich mir doch dieß Plätzchen, wo wirklich Nase stehet: denn da kann man immer trinken, auch zugleich riechen, und so doppelt genießen. Schœnheit halben möchte sie immer ganz wegbleiben: denn die schœnste Nase, Wahrheit zu sagen, steht einem nicht beßer zum Gesicht als das Bierschild zu einer Klippschenke. Aber wieder auf meine Erzählung zu kommen, das gieng nun alles gut mit unsrer Nase: geruhig saß sie unter ihrer Kappe, dacht' an nichts; bis Bacchus geboren ward, mit ihm die Rebe hervorwuchs. Da war ein Jubilierens ohn' Ende; alles freute sich: denn die Rebe wuchs kräftig voll Most und Trauben. Da waren die Augen sie zu sehen, die Zung' und Maul Trauben zu kosten, Ohren lieblich den Most im Becher sprudeln zu hœren, Alles voll Luft: nur der armen

Nase, unter der Kappe als ein Ey unter der Henne versteckt, ward nicht gedacht, konnt nicht mit genießen allerley Freuden. Denn das muß dir bei Seit sagen, Freund Milon: damals wars noch nicht Mode, beim Gesundheittrinken die Kapp' abzuziehen: hœrst dus?

Milon sprach heimlich: Ich wollt, hätt keine Ohren. Gewiss, ich verbrenne langsam im Styx, so das Ding noch lange währet.

Baccchidon. Will lauter reden, daß du mich beßer verstehen kannst. Endlich erfuhrs meine gute Nase. »Ei!« schrie sie zu Jupiter auf, »betriegt man mich so? Was hab' ich denn gethan, daß ich schlechter geachtet werde denn ein Anderer?« Absonderlich thats ihr wegen des Mauls weh: das trank nun nichts ohn zuvor der armen Nase unter der Kappe zu höhnen, schrie »Komm herunter, Næschen! herunter, wenn du kannst! schnüffel ein hißchen!« Jupiter schlug aufs Bauch: Jupiter ist ein feiner Mann, sah wohl daß der Nase Gewalt geschah; was thut er? Er nimmt fein hübsch die Nase vom Wirbel runter, setzt sie recht übers Maul hin, sagende »Weil du, Maul, gehöhnt, soll künftig Nase recht über dir stehn, sollst immer in ihrem Schatten sitzen zur Straf; auch sollt du, Maul, künftig nichts genießen, worin nicht zuvor Nase ihre Nase steche.« So kam sie herunter. Ha ha ha! Nun, wie gefällt dir mein Spaß?

Milon. Das will ich dir gleich sagen. So lang' ich hier in dieser Grotte wohne, und so lange sie meine Vorfahren bewohnet, die selbsten Pan hierin erzogen, hat nie ein unerträglicherer Schwätzer mit seinem Rüchen an dieser Wand gelegen als du. O du unerträglicher Saufaus, und noch gräulicherer Plapprer! wie ermüdest du meine Geduld! Ich wollt', ich wære zehn Meilen von hier.

Baccchidon. Was schnarrst du? Was gehen mich deine Fratzen an! Wenn dir mein Stückchen nicht gefällt, was tobst du Esel dann?

Milon. Platz' aus einander! Ich schwer beim Cerberus — denn nun bin ich fuchswild — sollt kein Maul voll mehr zu trinken bekommen, bis du mein Hymnus angehœrt, solltest auch drüber verzwatzlen.

Baccchidon. Liegt da der Has? Ich Ochsenkopf! Hum! Milonchen, mein Närrchen, mein Hähnchen! wirst doch nicht bœs seyn? nicht gleich bœs seyn? Will Silens Reitpferd seyn, Distel freßen, mir die Ohren abschneiden laßen, wo ichs im Herzen mit dir arg meine. Wie singst du denn heut nicht? Wie, mein artiger Venuskeil? Laß mich doch nicht so lange warten! Geh doch, geh! Mache einem alten Mann auch einmal ein Späßchen! laß mich dein Hymnus hœren! Mein Seel, sitze schon über eine Stunde hier, eine volle Stunde, laße meine Ohren weit offen hängen als ein hungriges Füllen, lauftre dir mit Fleiß auf: sey doch so geizig nicht! sing doch! sing, sing, sing! Komm, will mit singen, Tact schlagen, Baß brummen, Chor schreyen, heulen, bewundern, wies gilt. Ah! eh du anfängst, füll mir noch einmal dieß Glas! noch ein einzigmal, und um die Welt kein Tropfen mehr! Genug! Will dieß mit Verstand trinken, spitzen, fuckeln, Tröpfchen vor Tröpfchen, bis du fertig bist. Fang an! Schluck — drunten ist alles! Daß dich der Geyer! wie gieng das zu? Ei, du Gaudieb hast mich am Ermel gestoßen, mirs Glas in den Hals gestoßen! Kanns nicht begreifen! Wundersame Sympathie! magnetische Kraft!

Milon sprach nun hitzig: Horch, Bacchidon! das letzte Wort! Laß mich jetzt gleich mein Lied vorsingen, oder ich glaub, du stoffelst mich: will dirs dann gesegnen.

soll dir nicht schmecken wie mein Wein. Als dieß der Knabe sagte, hob er erzürnt den Stock in die Höh: ängstlich rollte der Satyr die feurigen Augen: denn ihm war vor Prügel Angst: drum sprach er ganz leise: Ja ja, ich will schweigen und horchen: fang nur einmal an! Fröhlich wards dem jungen Hirten nun zu Muthe; entzückt nahm er die Leyer, fieng mit beweglichen Gebærden und herzbrechender Stimme also an:

»Bacchus! Bacchus! wie soll ich dich singen, umstirnter Evan! wie, o du unvergleichlicher Thyrsusträger du! Soll ich dich mächtig singen, wie du, mächtig hinter einer Rebe laurend, der nächtlichen Luna kämpfende Drachen erhaschst? Erhaschst, sing' ich: denn damit die göttliche Schwester länger bei deinem Becher verweile, knüpftest du ihres Gespanns feuerschuppichte Schwänze in einander, zogst sie dann hoch auf, daß sie herabkreisten von deinem Weingeländer, ähnlich Jovis flammichten Blitzen. Ja das war ein Spiel! Oder soll ich dich singen, wie du ephengekrœnt und thyrsusschwingend durchs heilige Cypern flohst? Um dich jauchzten taumelnde Faunen, den Göttern entsprungen, und der Wälder und Quellen Nymphen goßen die Urnen vor dir, pflasterten deine Straße mit Blüthen. O o o! da giengst du stolz und krœniglich einher. Deine wehende Locken schlugen harmonisch herab auf den goldnen Riemen, der anzog deiner schwellenden Schulter den Purpurmantel, daß ihn nicht dir nachgaukelnde Zephyren mit leichten Fingern entwenden. O! wie ganz heilig warst du! Wilde Pardel führten ihre Jungen auf deinem Pfad die trunkne Spur aufzulecken, wo dein heiliger Fuß stand. Crocodill und der grimmig jauchzende Lœw liefen wie weinende Kinder nebenher, bettelten Most und Trauben aus deiner vollen Schale. Ach! da gabst du ihnen, und sie nahmen und aßen frœhlich. War das nicht himmlisch anzusehn?«

Bacchidon. Halt ein, Milon! keine Sylbe weiter! hierauf muß erst getrunken seyn. Hierauf muß erst getrunken seyn. Was das gesungen! »Und sie nahmen und aßen« — wie weiter?

Milon. Und aßen frœhlich. War das nicht himmlisch anzusehen?

Bacchidon. Göttlich Lied! Schenk' ein! Was das gedicht ist! Schenk voll! Ei, du Spitzbub läßest das ganze Glas leer. Keine Ehrlichkeit mehr! Muß gestehen —

Milon. Hœr doch nur weiter, lieber Bacchidon! jetzt kömmt erst das Schœnste.

Der Satyr trank, und sprach: Wohl! wohl! Aber der Knabe sang also weiter:

»Auch muthig bist du im Gedräng der Schlacht, wo Hörner brüllen den Hügel herunter; auch beim Weinmahl. Ergriffst du nicht einst voll Kraft jenen rußichten Bock, den ausgesandt der ergrimmte Erebus deinen heiligen Weinberg zu verheeren? An seiner buschichten Stirne faßtest du ihn, schlendertest hoch, daß er hinfuhr über Ocean in Neptuns wellenreiches Spiel, dem braufenden Wallrofs zur Beute. Ja ja! Aber das ist zu traurig vor meine Schalmey: lieber will ich singen wie du im Grünen scherzest, da wo hüpfende Quellen herunterfallen von Klippen und unter biegenden Lauben plätschern. Wie munter bist du dann und vertraulich! wie spaßest du dann glimpflich mit deinen Freunden! War es nicht ein ergötzlich Späßchen, als du einsmals deinem göttlichen Vetter, dem wackelnden Silen, ein dicken Kürbs aufn Rücken warfst, daß er wie von Jupiters Blitz gerührt, mit seiner krummbehörnten Glatze in den Weinschlauch schlug: befestiget am Horn blieb nun der Schlauch hangen, begoß ihn so stark, daß er fast im herausstürzenden Most ersoff. Geblendet lief

er umher, zappelt', und ſpie den lieben Wein, den andere ſo gerne genößen, mit ſo lächerlichen Gebærden auf die Goldmäntel der Nymphen aus, daß lachend Einer des Andern Bauch halten mußte. O du majeſtætiſche Jovis-Brut, ſo freundlich biſt du und treu!'

Bacchidon. O! o! «Jovis-Brut!' Keine Sylbe weiter! Eingeſchenkt! Ach! ach! was das ein wohlgeſchliffenes Glas iſt!

Milon. Es iſt noch lang nicht aus. O mein Herzens-Bacchidon, jetzt kommts erſt, jetzt, jetzt!

Bacchidon. Proficiat! Was das ein Jung iſt! Was mir das ein Jung giebt! Auf dein dichteriſches Wohlſeyn! Hem! hem! o! ach!

Milon. O du herzliebſter Bacchidon! gefällt dirs ſo gar wohl? dir ſtehen ja Thrænen in den Augen.

Bacchidon. O! o! hem! o Cerberus! faſt erſtickt — zu ſchnell getrunken — ſtecken geblieben! Daß dich der Hagel! Schenk' ein, daß ichs geſchwind aus dem Hals ſpüle! Wohl! Sag, du hartherziger Knabe Milon: was machſt du mit mir alten Manne! Machſt mich vor Freuden weinen als ein Kind. Kann nicht weiter: iſt zu viel.

Milon. So hær nur zu Ende! Und der Knabe füllte von neuem des Alten Becher, fang alſo weiter:

«Auch ſchrœcklich biſt du, Evan! Baſſareus! Jacche! Freudenmehrer! Drum weihen wir dir Kränze, durchflochten mit Trauben und Obſt, hängen ſie an dir geheiligte Äſt' auf. Ach du grauſamer, ſieh uns nicht an, wenn die Flamme deines Zorns weht! wir liegen auf unſern Bäuchen als gezähmte Schlangen, preiſen deine Wunder. Wer will dir beſtehen, wenn du rüſtig deinen Nacken ſchüttelſt, zurückgefallene Tiger erſchrocken winſeln, die Augen von deinen ſtürmichten Locken drehen! Ach! ach! . . . . . .

. . . . . Drum wende von uns dein Antlitz, wenn die Flamme deines Zorns weht! wir liegen auf unſern Bäuchen als gezähmte Schlangen, preiſen deine Wunder. Amen!'

Bacchidon. Biſt du fertig? Haben wir nicht morgen Roſenfeſt, oder übermorgen?

Milon. Sag, wie hat dir mein Geſang gefallen?

Bacchidon. Wenns Regen gæbe, könnten wir nicht tanzen. Iſt der Himmel hell?

Milon. Mein Hymnus, Bacchidon! wie —

Bacchidon. Schweig doch, Junge! Iſt eine gewaltige Sache um Muſik, erſchrœcklich und ſchwül, graus und erhaben: es wære lang davon zu ſprechen: meinſt du nicht auch?

Milon. Was? was?

Bacchidon. Ah, dein Lied? Fragſt du nach deinem Lied? Unvergleichlich, göttlich, meiſterhaft! Wie, mein rüſtiger Apollo, kannſt du ſo was fragen, wies einem gefallen hat? ſo einen verſuchen? Ach! mir fällt ein gutes Exempel ein; mein Seel, ein gutes Exempel! Weiſt du wie mirs gefallen hat? weiſt du wie? Schenk' ein! Dein Lied iſt wie dein Wein, wie dein Wein. Schenk' ein! Dein Lied iſt wie dein Wein.

Milon. Ha ha ha! machſt gar Verſe. Aber, lieber Bacchidon, hilft hier Wollen wenig: haſt ſo tapferlich meinem Schlauch zugeſprochen, daß er nun aufs letzte Glas leer iſt: ſieh!

Bacchidon. Hab' ich ſo viel getrunken? Wie gieng das zu? Das iſt im Entzücken geſchehen; daran iſt dein warmes Lied ſchuld. O der Guckguck! Hätteſt mirs ſagen ſollen: hätte keinem Andern um zehn Bœcke ſo viel gethan. Nein! Mag dirs Jupiter vergeben, Junge, daß ich mich deinetwegen ſo verderbe.

Milon. Schœn! willſt gar noch prahlen. Gut, gut! will dieſen übrigen Pocal auf Seite ſtellen.

Bacchidon. Auf Seite ſtellen? Iſt dann noch da? Nun guckte der Alte, und ſprach wieder: Mach keine Narrenſtreiche! gieb doch her, wenn noch da iſt! Für was auf Seit ſtellen? Was? kann mir einer ſagen daß ich ſolch ein Wort geſprochen? Ein ſchœn Wegſtellens, ſchœne Manier einem das Wort im Maul verdrehn und zum Übel legen! Den Becher her, oder du biſt ein Erzhalunk, ein verpeſter Dieb der kein ehrlichen Blutstropfen im Leibe hat, mich verläſtern will, ſagen will, könne nicht aushalten, ich! Hüt dich vor dergleichen Laſter! ſo einem gehts hie und dort nicht zum Beſten.

Nun gabs ihm der Knabe Milon: Bacchidon trunks aus, guckte in den leeren Grund, ſprach ſo gelaßen: So gehts! Alles dauert nur ein Weilchen. Drum, Kind, laß gehen, ſtehen wies will! Wers längſte lebt erbt die ganze Heerde. Aber wo wollen wir morgen ſchmauſen?

Milon. Wenn du heut hübſch ordentlich biſt, kanns morgen noch einmal bei mir ſeyn.

Bacchidon. Wie, mein Herz? was verlangſt du denn? Sags doch geſchwind, mein lächelnder Corydon, meine Waldlerche, mein Phœnix!

Milon. Sing mir jetzt ein Lied! Komm! ſchadlos muſt du mich doch mit etwas halten: habe nichts trunken; ſing mir! ich weiß, du haſt eine treffliche Stimme.

Bacchidon. Die Wahrheit zu ſagen, nein. Meine Stimme iſt nicht fein, iſt ſo ſchnarrend, wie ſoll ich doch ſagen? borſtig, ſtrebend, zu vergleichen als ein Igel.

Milon. Sing, ſing!

Bacchidon. Je, Närrchen! quæl mich doch nicht ſo! kann dir nicht ſingen. Schweig davon! ſieh, Daumens dick läuft mir der Schweiß, da ich nur davon hœre.

Milon. Mein Lebtag kein Schmaus mehr.

Bacchidon. Kannſt du ſo gottlos ſeyn, daß dirs nicht ans Herz geht? Einem armen alten Manne als ich ſo Schweiß abzujagen! Wie? ſoll ich verbrennen? willt du mir tropfenweis wieder den Wein abzapfen? willt mit meiner Geſundheit dein Ohr füttern, dich an meiner Angſt laben? ſoll ich dieſe maulloſe Felſen mit Herzwaßer tränken, he? Bœſes will ich dir nicht wünſchen: aber bedenk daß du über den Phlegethon willt: mœgen dirs die drey Biedermänner dort verzeihen, wenn du ſo denkſt! Gewiſs, mein Sohn, ich laße jedem gern das Seine, mag nicht mehr können als ich kann: wenn du neben der Leyer dein Plätzchen hälſt, ſo hab' ich das meine neben dem Becher, neide niemand: Einer kann nicht Alles haben. Junge, geh fort! hier läßt ſichs trefflich ſchlummern.

Milon. Nichts ſchlummern! Beim Styx, muſt ſingen, oder ich binde dich, und will dich zum Geſpötte —

Bacchidon. Fluch nur nicht! Wanns ſeyn muß, will ich auch: ſonſt um die Welt nicht. Hilf mir nur ein wenig auf! Es ſchallt nicht wenn man ſitzt, bleibt alles im Bauch. He, du Schlingel! läßt mich aufn Bauch fallen, zerplatzen.

Nun hielt der Knabe Milon den alten Satyr an die Wand gelehnt empor; mit der Linken fingerte er auf ſeinem Haberrohr, mit der Rechten hielt er den Fleiſchhügel von hinten umſchlungen. Der Satyr ſprach: Spiel! hilf mir ein wenig in Schuß! Langſam! Langſamer! nicht ſo ſpringend! tactmæßig und klar! Singen ſoll ich, ſingen, und doch iſt der Schlauch leer: ſo will ich denn hier ſtehen über ihm, mit Fingern herabweiſen und ſchreyen »Leer! leer!« Kann man was ſagen, herzrührender, tragiſcher? Bedenkts ſelbſt, und ſinnet ihm nach!

Ja, du ſehr leerer Schlauch, wærſt du nicht leer, ſo wærſt du voll! Wie wohl wær dir! wie wohl wær mir! Nicht traurig

müßt' ich dann über dir ſtehen, Thränen mit Schweiß vermiſcht auf dein Grabmahl herab gießen: nein, luſtig fäß' ich neben dir hin, wollte dich mit Roſen bekränzen, als ein Bräutigam ſeiner Braut thut; wollte dir ſüße Worte geben, als ein Bräutigam ſeiner Braut giebt. Aber ach! dieß iſt vergebens. Todt, runzlicht, entſtellt liegſt du, vor ſo angeſpannter Schlauch, ähnlich einer Barke deren volle Segel ein Sturm zerrißen, ſtill als ein aufgeſprungner Dudelſack, unbrauchbar als ein Bogen ohne Pfeil. Gerne, herzliebſter Schlauch, wollt' ich länger bei deiner Leiche weinen, ſtünde nur, wie ſichs gebührt, neben deiner Bahre ein wohlgezogenes junges vollbäckichtes Schläuchlein, dein Sohn oder Enkel, der mir hernach auch wieder mit Mildigkeit meine Bekümmerniſſe hälfe abwälzen vom Herzen, mit ſeinem Balſam wieder abwüſche meiner Thränen Salz. Aber wehe mir Trauermann! Erblichner war ein Waiſe. Mags ein Anderer, der ein härteres Herz hat, ausſingen: mir blutet die Seele zu viel; weiter kann ich nichts als ſeufzen: Leer! zu früh leer! Ach, armer Weinſchlauch!

So ſang Bacchidon, und nun ließ ihn der lachende Knabe los. Am Ufer taumelt der trunkne Satyr fort, ſeiner Höhle zu; viel heult er noch unterwegs vom leeren Weinſchlauch, und der doppelzüngichte Wiederhall ſtreckt ſein Haupt aus dem hohlen Ufer jenſeits, und heults ihm nach.

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI

VON DEN GÖTTLICHEN DINGEN UND IHRER OFFENBARUNG.

. . . . . .

Wie iſt aber, dürfte man fragen, feſte Zuverſicht mit jener billigen Denkungsart zu vereinigen, die ſich auf die Überzeugung gründen ſoll daß es keine in der Anwendung unfehlbare Regel der Erkenntniſs des Wahren gebe? feſte Zuverſicht mit der Überzeugung, der irrigſte Satz könne uns eben ſo gewiſs ſcheinen als der wahreſte? mit der deutlichen Einſicht daß, wenn in unſerem Verſtande zwiſchen einem ungereimten Satze und einem den wir mit Gewiſsheit erkennen nur eine uns unauflœsliche Verknüpfung entſtehe, wir alsdann durch die Vernunft ſelbſt gezwungen werden entweder den gewiſſen Satz als unwahr aufzugeben, oder um ſeinetwillen den ungereimten Satz nicht mehr für ungereimt zu halten, das Unmœgliche denkbar zu finden. Eine Einſicht welche nur zu gut entſchuldigt, und zu leicht begreiflich macht, was ſchon zu Marcus Tullius Zeiten Erfahrung war: es ſey nichts ſo Ungereimtes zu erſinnen was nicht die aufrichtige Lehre eines Philoſophen werden könne.

Allerdings würde dieſe Vereinigung unmœglich ſeyn, wenn es keine urſprüngliche, einfache, unmittelbar gewiſſe, durchaus poſitive Wahrheiten gæbe, die ſich ohne aus anderen Erkenntniſſen hergenommene Beweiſe, ohne Zeugniſſe irgend einer Art im Gemüthe als die bœchſten geltend machten. Auf dieſe allein gründet ſich jene Herz und Geiſt

veredelnde Zuverſicht, die was ſie iſt nicht ſeyn könnte, wenn ihr Licht nur Widerſchein, ihre Kraft nur geborgt wäre.

Eine ſolche unmittelbare, poſitive Wahrheit entdeckt ſich uns in und mit dem Gefühl eines über alles ſinnliche wandelbare zufällige Intereſſe ſich erhebenden Triebes, welcher ſich als der Grundtrieb der menſchlichen Natur unwiderſtehlich ankündigt.

Was dieſer Trieb als Gegenſtände des Erkenntniſſes oder des Wollens anſtrebt, haben die Menſchen von jeher überhaupt »göttliche Dinge« und ſeine erſten ſich darſtellenden Wirkungen »tugendhafte Empfindungen Neigungen Geſinnungen und Handlungen« genannt. Darum heißt jenes Gefühl auch bald ſittliches, bald Wahrheitsgefühl. In ihm offenbaren ſich ohne Anſchauung, ohne Begriff, unergründlich und unausſprechlich das in ſich Wahre Gute und Schœne.

Wie das Schœne in dem reinen Gefühl der von ihm eingefloßten Bewunderung und Liebe ohne Merkmale erkannt wird, das Schœne unmittelbar nur an ſeiner Schœnheit, ſo in dem reinen Gefühl der Achtung, der Hochachtung und Ehrfurcht das Gute unmittelbar nur am Guten. Beide aber, das Gute und Schœne, ſetzen zum Voraus das Wahre, auf welches alle Vernunft gegründet iſt. Das Vermœgen der Vorausſetzung des Wahren, und mit und in ihm des Guten und Schœnen, heißet Vernunft.

So iſt für den Menſchen die Wahrheit über alle Wahrheit ein Wißen in ſeinem innerſten Bewußtſeyn daß er über das ſeinem Weſen beigemiſchte Thieriſche ſich mit dem Geiſte zu erheben die Beſtimmung und die Kraft hat.

Er erhebt ſich über das Thieriſche durch Weisheit Güte Willenskraft. Aus dieſen Haupt- und Grundtugenden gehen die andern insgeſammt, Gerechtigkeit Mæßigkeit Standhaftigkeit Selbſtbeherſchung Treue Wahrhaftigkeit Wohlthætigkeit Großmuth, jede edle und liebreiche Geſinnung, gleich Zweigen aus den Hauptäſten, hervor.

Dieſe Eigenſchaften, deren Vereinigung den tugendhaften Character ausmacht, ſind um ihrer ſelbſt willen, nicht als Mittel zu anderen Zwecken, aus welchen ihre Vorſchrift erſt genommen, ihr Bedürfniſs hergeleitet werden müßte, wünſchenswürdig. Sie gehen überhaupt aus keinem Bedürfniſſe, ſondern aus einem Urſprunge hervor, eben ſo unabhängig von dem Begriffe der Pflicht als von der Begierde nach Glückſeligkeit.

Unabhängig von dem Begriffe der Pflicht, weil dieſer entweder das Gefühl des unbedingt Achtungswürdigen zum Grunde legt, oder gar nicht ins Gebiet des eigentlich Sittlichen gehœrt.

Unabhängig von der Begierde nach Glückſeligkeit, weil, wie zuerſt Platon bemerkt und nach ihm Cicero wiederholt hat, die Götter nicht darum gut genannt werden, weil ſie ſelig ſind, ſondern ſelig darum, weil ſie gut ſind. Es iſt noch viel ungereimter die Tugend als die Glückſeligkeit bloß als nützlich ſchätzen zu wollen. Sie kann ihren Werth von keinem andern Gut, auf welches ſie als Mittel zu einem Zweck ſich bezœge, von keiner Abſicht außer ihr, von keinem, ſelbſt göttlichen Lohne hernehmen. Denn warum ſollte Gott die Tugend belohnen, wenn ſie nicht an ſich gut und wünſchenswürdig, an ſich wohlgefällig wære? So müßte er ſelbſt auch nur darum Wohlgefallen an ihr haben, weil er ſie belohnte; wir hinwieder ihn nur darum anbetungswürdig finden, weil er mit willkürlichen Geboten Lohn und Strafe verbinden, und auf dieſe Weiſe Gutes und Bœſes einſetzen, aus Nichts erſchaffen könnte.

Epictet meinte anders. Die wohlthætigſte Wirkung der Tugend, ſagt er, iſt die Mit-

theilung ihrer selbst: du kannst dich um deinen Nebenmenschen durch keine Wohlthat so verdient machen, als wenn du seine Seele zur Mäßigkeit Gerechtigkeit Standhaftigkeit und Güte erhebst.

Man sollte aber, wenn man von der Tugend spricht, aus diesem Grunde nicht sich des Ausdruckes bedienen daß sie das höchste Gut sey: denn dieser Ausdruck scheint eine vorhergegangene Vergleichung, die hier nicht Statt findet, anzudeuten. Eine Vergleichung ist nur zwischen verschiedenen Dingen, und dann nur vermöge eines Dritten worin sie gleich sind, möglich. Nun sind entweder Tugend und jener Inbegriff der Güter, den wir mit dem Worte Glückseligkeit zu bezeichnen gewohnt sind, einerley; welches der Fall ist, wenn sich jene zu dieser wie Grund und Folge in einem Begriffe verhält; oder sie sind einander entgegengesetzt. Entgegengesetzt sind sie offenbar, wenn unter Glückseligkeit jenes Ideal der Einbildungskraft verstanden werden soll, welches die Befriedigung aller Neigungen und die Erreichung aller Zwecke welche die Sinnlichkeit aufgiebt in sich faßt: denn die Bestimmung der Tugend ist nicht den Neigungen Begierden und Leidenschaften, überhaupt der Sinnlichkeit, zu dienen, sondern sie zu beherrschen und sich dienstbar zu machen. Wäre die Bestimmung der Tugend bloß dem Menschen, indem sie seine Begierden mäßigte und ihn auf alle Weise zur harmonischen Erweckung und Stillung derselben geschickt machte, den höchsten Grad des Wohllebens und der Behaglichkeit im Genuße zu verschaffen: sey es für alle Ewigkeiten, so könnten wir sie doch unmöglich darum heilig und erhaben nennen.

Die Glückseligkeit, wie sie hier von uns bestimmt worden, hat demnach mit dem tugendhaften Character nur dieß Einzige gemein, daß beide der Inbegriff oder die Vollkommenheit von etwas an sich Wünschenswürdigem sind, und also beide um ihrer selbst willen begehrt werden: eine Eigenschaft die, wie das bloße Daseyn, kein Minder oder Mehr, folglich keine Bestimmung des Unterschiedes zuläßt.

An dieser Eigenschaft oder diesem Merkmal also, an und für sich selbst wünschenswürdig zu seyn, kann die Tugend eben so wenig erkannt als verglichen werden. Ein anderes Drittes aber, worin sie und die ihr entgegengesetzte Glückseligkeit einander gleich wären, so daß man sich dessen um ihren verhältnißmäßigen Werth zu bestimmen, sie gegen einander zu meßen oder abzuwägen bedienen könnte, giebt es nicht. Der höchste unvergleichbare Werth der Tugend kann also nur freywillig anerkannt werden; das heißt: ich finde in meinem Bewußtseyn daß ich entweder vor Allem Tugend, oder vor Allem Glückseligkeit, bloß das angenehme Daseyn, will.

Will ich vor Allem Glückseligkeit, so bestimmt mein Begriff von ihr was gut und achtungswürdig ist, und das ärgste Verbrechen kann mir zur Pflicht werden: denn Tugend ist dann allein was mich zu einem dauerhaften, wo möglich ununterbrochenen Wohlleben tüchtig geschickt und kräftig macht: es giebt keine andere.

Will ich hingegen nicht unbedingt Glückseligkeit; erkenne ich ihr den höchsten Werth nicht zu; will ich vor Allem, das heißt unbedingt, Tugend: so bin ich mir mit diesem Willen auch eines höheren Triebes als seiner Quelle, durch diesen Trieb eines höheren Gegenstandes bewußt, vor welchem jenes andere, Glückseligkeit genannte Ideal der Einbildungskraft wie ein Schattenbild verschwindet Ich fühle diesen Trieb als meine wesentliche wahrhafte und höchste Kraft, und schreibe mir in diesem Gefühle nothwendig

das Vermœgen zu alle meine sinnlichen Begierden Neigungen und Leidenschaften den Foderungen der Tugend gemäß zu bestimmen. Dieses Vermœgen ist von jeher die moralische Freyheit genannt worden, und besteht so wenig in einer unseligen Fæhigkeit widersprechende Dinge, das Bœse wie das Gute, zu wollen, daß wir bloß insofern diese unselige Fæhigkeit uns beiwohnt, nicht frey sind. Freyheit können wir uns nur in sofern zuschreiben, als wir uns einer jedem Widerstande gewachsenen Kraft in uns zum Guten bewußt sind. Warum diese Kraft, die der Geist selbst des Menschen, das Vermœgen in ihm ist wodurch er sein Leben in sich selbst hat, dennoch nicht jeden Widerstand überwindet, also uns nicht wirklich frey seyn, sondern nur nach Freyheit annæhernd streben läßt, ist ein undurchdringliches Geheimniss. Es ist das Geheimniss der Schöpfung, der Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen, des Daseyns einzelner persœnlicher Wesen. Darum herscht es auch durch die ganze Natur, die überall, wie in unserer Brust, einen Gott zugleich ankündigt und verbirgt; ihn dergestalt verbirgt, daß man nach dem Ausdruck eines begeisterten Schriftstellers «ein Thier werden, und den in der Sichtbarkeit dem Nichts gleich gewordenen Gott aus Gewißen läugnen möchte; die ihn aber auch wieder, Alles in Allem erfüllend, so durchdringend ankündigt, daß man sich vor seiner innigsten Zuthætigkeit nicht zu retten weiß.»*)

Nur das hœchste Wesen im Menschen zeugt von einem allerhœchsten außer ihm, der Geist in ihm allein von einem Gott. Darum sinkt oder erhebt sein Glaube sich, wie sein Geist sinkt oder sich erhebt. Nothwendig wie wir im innersten Bewußtseyn uns selbst finden und fühlen, so bedingen wir unseren Ursprung, so stellen wir ihn uns selbst und Anderen dar; erkennen uns als ausgegangen aus dem Geiste, oder wähnen uns ein Lebendiges des Unlebendigen, ein Licht angezündet von der Finsternis, ein Unding ausgekrochen aus der dummen Nacht der Nothwendigkeit, des Ungefährs; wähnen, unseren Witz wahnwitzig auftrengend, das Leben sey vom Tode hergekommen, dieser habe auf jenes nur allmählig sich besonnen: so die Unvernunft allmählig auf Vernunft, der Unsinn auf Absicht, das Unwesen auf eine Welt. Um den Kern des Alls, des vollkommenen Undings, haben sich nur wie Hæute und Schale, wohl nur wie Schimmel oder Blatter an der Schale, gebildet was wir Thoren Ordnung Schœnheit Harmonie, im Menschen seinen Geist, Begierde des Wahren und Guten, Freyheit und Tugend nennen.

Also spricht der Unsinnige in seinem Herzen «Es ist kein Gott»: dem Verstændigen ist er wie die eigene Seele gegenwærtig. Gegenwærtig im Geiste, als der Alles angefangen und bestimmt, der Erste und Letzte. Gegenwærtig im Herzen, als der allmæchtig überall das Beßere will und hervorbringt, der Urheber und die Gewalt des Guten.

«Versuchet es» sagt derselbe vorhin angeführte Schriftsteller*) «Versuchet die Ilias zu lesen, wenn ihr vorher durch die Abstraction die beiden Selbstlaute Alpha und Omega ausgesichtet habet, und sagt mir eure Meinung von dem Verstande und Wohlklange des Dichters!»

Genau so verhält es sich mit der Natur: sie giebt nur stumme Buchstaben an. Die heiligen Vocale, ohne welche ihre Schrift nicht gelesen, das Wort nicht ausgesprochen

*) Oben Sp. 286.

*) Oben Sp. 290.

werden kann das aus ihrem Chaos eine Welt hervorruft, ſind im Menſchen.

Und dieß — ich komme endlich wieder auf dich zurück — und dieß, Freund Asmus, gilt von jeder äußerlichen Offenbarung Gottes ohne Unterſchied, und ſpricht wider dich, wie es für dich ſpricht.

Es ſpricht wider dich, ſo oft du den ſtummen Buchſtaben über den Selbſtlauter erhebſt, als brächte jener dieſen erſt hervor; welches doch ſo ganz unmöglich iſt, daß ſelbſt ein Wunder hier umſonſt zu Hülfe käme.

Es ſpricht für dich, ſo oft du einen Widerſacher haſt, der dasſelbe nur auf eine andere Weiſe thut, und mit ſeinem ſtummen Buchſtaben wider den deinen zu Felde zieht. Der deine hat zuverläßig mehr Odem in der Naſe.

Vielleicht aber wendeſt du mir ein: Mit bloßen Selbſtlautern wäre doch am Ende wenig ausgerichtet, da durch ſie allein kein verſtändliches Wort, geſchweige eine menſchliche Sprache zum Vorſchein käme. Dieſes eingedenk, hätten nicht verächtliche Grammatiker die Conſonanten Hauptlaute, und die Vocale nur Hülfslaute genannt; ja von verſchiedenen orientaliſchen Völkern, namentlich den Hebräern, wären die Selbſtlaute für ſo unweſentliche Theile der Wörter gehalten worden, daß ſie nur ein paar zweydeutige Zeichen dafür angenommen, und allein die Conſonanten geſchrieben hätten. Folglich müßte dir der Vorzug, als das Rechte beßer wißend, auch vor denen, und in vollerem Maße, zuerkannt werden, die allein mit Vocalen auszulangen ſich rühmten, und die Conſonanten kaum für etwas das in der That vorhanden wäre gelten ließen.

Ich räume dieſen verlangten Vorzug dir willig ein; nur möchte ich im Vorbeigehen die Behendigkeit ein wenig rügen womit du das geſchriebene dem geſprochenen Worte unterſchobſt. Redend konnten die Hebräer doch wahrlich die Vocale nicht auslaßen, und ſich ſtatt ihrer nur mit ein paar zweydeutigen Lauten behelfen? Es lohnt aber kaum der Mühe, dir hierüber einen Vorwurf zu machen, da die Conſonanten auch zu einer vernehmlichen Rede nicht entbehrlicher als die Vocale ſind. Nur durch die Mitlaute entſtehen articulierte Tœne, entſteht die Sylbe, das Wort. In Anſehung der ausgebildeten Rede, einer ſchon beſtimmten Sprache, mag alſo der Grammatiker mit Fug die Conſonanten Hauptlaute, die Vocale nur Hülfslaute nennen.

Sehr willkommen iſt mir aber deine Bemerkung, weil ich dir nun von meiner Seite dagegen zu betrachten geben darf daß die Hauptconſonanten wie die Hauptvocale in allen menſchlichen Sprachen dieſelben ſind: ihnen allen liegt ein und dasſelbe Alphabet zum Grunde. Nur aus der verſchiedenen Zuſammenſetzung der Conſonanten und Vocale zu Wörtern, der Wörter als Redetheile zu Gliedern der Rede entſteht die Mannigfaltigkeit der Sprachen. Wie ſie alle auf eine allgemeine Grammatik ſich zurückführen laßen, ſo ſind ſie der Vernunft zum Werkzeuge zu dienen auch in ſofern gleich geſchickt, daß niemand darum nothwendig verſtändiger geiſtreicher ſittlicher iſt, weil er die Franzœſiſche, oder die Engliſche, oder die Italiæniſche, oder die Deutſche zu ſeiner Mutterſprache hat. Rohe und halbgebildete Völker reden rohe und halbgebildete Sprachen: es iſt aber urſprünglich nie die Sprache, was dem Volke ſeine Bildung giebt, ſondern es geht allemal die Bildung eines Volkes nur in ſeine Sprache über, ſie verbeßernd, oder auch verderbend; wovon Beiſpiele genug vorhanden ſind. Ganz auf dieſelbe Weiſe verhält es ſich mit den Gewohnheiten, den Sit-

ten, den Geſetzen, der Moral, und der Religion. Überall iſt es der Geiſt, der lebendige, der Alles ſchafft, ausbildet, vollkommener macht.

Wenn du nun nach Erwägung meines geſammten Vortrages mich als Philoſophen gleichwohl noch einmal aufforderſt, wie es in deinem vierten Theile, Seite zweyhundert und eilf geſchehen iſt mit dieſen Worten: »Reite mir mal Courier auf einem gemahlten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre«: ſo werde ich mich nicht damit aufhalten, dir zu zeigen daß du mehr für als wider mich dräueſt, ſondern dich bloß dagegen fragen ob es mit einem ausgeſtopften beßer gelingen würde? Auf den erſten Anblick könnte es ſo ſcheinen: das ausgeſtopfte Pferd iſt körperlicher; man kann es beſteigen, und ordentlich ſeinen Sitz darauf nehmen. Aber das gemahlte Pferd, wenn es ein Raphael entwarf und ausführte, kommt dem wahren Pferd doch näher: es iſt in ihm ein Leben das jenem fehlt. Ich enthalte mich die Vergleichung weiter fortzuſetzen.

Niemand glaube daß ich dem Boten hiemit vorwerfe, er ſelbſt reite auf einem ausgeſtopften Pferde. Augenſcheinlich reitet er auf einem ſehr lebendigen, das ihn trefflich von der Stelle bringt, und Flügel hat. Oft habe ich ihn, und Andere die denſelben Vortheil genießen, darum beneidet; habe gewünſcht ſelbſt einen Verſuch zu machen, und hätte ihn gemacht, wenn mir das Flügelroſs nur hätte ſtehen wollen, daß ich hinaufgekommen wäre. Aber keinmal hat es mir ſo lange ſtehen wollen; und ſo weiß ich auch von dieſem Zuſtande weiter nichts zu ſagen, als daß es gewiſs ſehr angenehm ſeyn müße, ſo über Berg und Thal, über Sumpf und Moor hinweg getragen zu werden ohne Anſtoß und Sorge. Übrigens kann ich mir nicht vorſtellen wie ein Menſch dadurch an Werth gewinnen, in ſich davon beßer werden ſollte? Mir däucht, dieſer Vortheil müßte vielmehr ſich auf der anderen Seite finden, und für ihre Mühe denen zu gut kommen, die, ihrer eigenen Schwungkraft überlaßen, ſich damit ſtandhaft nach dem Ziele hin bewegen. Eigene Schwungkraft muß doch auch gebraucht werden um das Flügelroſs zu beſteigen und ſich darauf zu halten, oder es hieße nicht geritten. Nur Kinder und Blödſinnige, wenn ſie auf einem ausgeſtopften Pferde ſitzen, oder mit einem Stecken zwiſchen den Beinen herumlaufen, ſagen daß ſie reiten. Noch weniger reitet eine todte Laſt, die bloß aufgeladen iſt. Alſo auf die eigene Schwungkraft und beſtändige Haltung mit Weisheit Tapferkeit und guter Luft kommt es, die Sache redlich und ſcharf unterſucht, am Ende allein und auf gleiche Weiſe an, es ſey daß man des Flügelroſſes ſich bediene, oder es entbehre. Das Pferd macht ſo wenig den Mann als der Rock. . . . . .

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG.

I. PARAKLETOR ODER TROSTGRÜNDE FÜR DIE UNGLÜCKLICHEN DIE KEINE ORIGINALGENIES SIND.

Deutſchland hat ſo lange nach Originalköpfen geſeufzt, und jetzt, da ſie allein am Muſenalmanach zu Dutzenden ſitzen, klagt man überall über die Originalköpfe. Keine Meſſe gienge mehr wie unter Franz I.: der eine hinkte, der andere affectierte ein ſteifes Knie, der dritte ſchlüge ein Rad, der vierte Purzelbäume, der fünfte gienge auf Stelzen, der ſechste machte den Haſentanz, der ſiebente hüpfte auf einem Bein, der achte rollte, der neunte ritte ſein ſpaniſches Rohr, der zehnte gienge auf den Knieen, der eilfte kröche, und der zwölfte rutſchte. Ich hätte es den Originalköpfen vorher ſagen wollen; und ich rathe es allen denen, die es werden wollen, ſo zu bleiben, wie ſie ſind: denn ich habe immer gemerkt daß man ſo mit unſerm einfältigen Publicum am weiteſten kommt. Ich wollte einmal ſehen wer mir etwas ſagen will, wenn ich bin was ich bin. Aber wenn ihr originell ſchreibt, z. B. in ſyncopiſchen Sentenzen, flucht und ſchimpft wie Shakeſpeare, leyret wie Sterne, ſengt und brennt wie Swift, oder poſaunet wie Pindar: meint ihr daß ihr damit Dank verdienen würdet? Ich will nicht ſagen was die Leute thun würden, wenn ihr wirklich ſchriebt wie Shakeſpeare Sterne Swift und Pindar: denn da fände ſich wohl noch hier und da ein ehrlicher Mann der ein Einſehen hätte; aber mit Fluchen Schimpfen Leyern Sengen Brennen und Poſaunen richtet ihr nichts aus.

Ich weiß nicht ob ich lebhafter empfinde als andere Menſchen, oder ob ich meiner kurzen Statur wegen, da das Blut noch ganz heiß iſt wenn es vom Herzen nach dem Kopfe kommt, geſchwinder Schlüße ziehe: aber mich dünkt, es iſt um alle deutſche Autorenfreyheit ſchlechterdings und unwiederbringlich geſchehen, wenn wir noch zwey Meſſen dem zügelloſen widerſinnigen Geſchrey des deutſchen Publicums Gehör geben. Vor der Schlacht bei Roſsbach fehlte es den Faulenzern an Romanen: wir leſen die engliſchen Romane, ſo daß wir alle Straßen in London wißen, und den Galgen in Tyburn ſo gut als den unſrigen kennen; wir äugeln im Park, und treiben Gott weiß was im Coventgarden; und ſo geben wir ihnen einen Roman. Nun hat das Kind einen Roman. »Wir wollen deutſche Originalcharactere hinein« ſchreyen ſie. Originalcharactere? Geht hin — ich hätte bald etwas geſagt — geht hin, ſagt das erſt den Leuten die die Kinder zeugen, und denen, die ſie beherſchen wenn ſie groß ſind, und nicht uns. »Nun gut, ſo geht uns Gedichte!« Wir geben einen Zoll breite und ſechszöllige, wie ſie ſie haben wollen, zu Zentnern. Die Buchſtaben wollen ihnen nicht gefallen: gut, wir nehmen lateiniſche, und einige Spottvögel nehmen ſogar blaue und rothe Farbe. Was that das Publicum? war es zufrieden? O in Ewigkeit nicht! Es wurde nur grœber und ausſchweifender in ſeinen Forderungen, und

dachte mit einer einzigen unſerer Republik auf einmal die Bank zu ſprengen. Es verlangt nämlich Originalgenies und Originalwerke. Aber das war gerade der Punct auf dem wir es erwarteten, und es iſt ein betrübter Beweis wie unerfahren der deutſche Leſer in der Kenntniſs ſeines eigenen Landes iſt: immer die Augen jenſeit des Rheins oder jenſeit des Canals gerichtet, ſieht er nicht worauf er tritt. Ich habe von jeher geglaubt daß unter allen Nationen in Deutſchland die meiſten Originalgenies marſchfertig lægen; weil ſie aber nicht verlangt würden, ſo lebten und ſchrieben ſie ſo fort wie wir gemeinen Schriftſteller, von der Linken zur Rechten, und giengen von Empfindung und Gedanken zum Ausdruck immer in der kürzeſten Linie. Aber kaum war die Loſung gegeben ‹Wer original ſchreiben kann, der werfe ſeine bisherige Feder weg!› als die Federn flogen wie Blätter im Herbſte. Es war eine Luſt anzuſehen: dreißig Yoricke ritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das ſie den Tag zuvor in Einem Schritt erreicht hätten, und der, der ſonſt beim Anblick des Meeres oder des geſtirnten Himmels nichts denken konnte, ſchrieb Andachten über eine Schnupftabacksdoſe. Shakeſpeare ſtanden zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerſpiel, doch in einer Recenſion: da wurden Ideen in Freundſchaft gebracht die ſich außer Bedlam nie geſehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirſchkern geklappt und in die Ewigkeit verſchoßen; es hieß Eins Zwey Drey, da geſchahen tiefe Blicke in das menſchliche Herz; man ſagte ſeine Heimlichkeiten, und ſo ward Menſchenkenntniſs. Selbſt draußen in Bœotien ſtand ein Shakeſpeare auf, der wie Nebucadnezar Gras ſtatt Frankfurter Milchbrot aß, und durch Prunkſchnitzer ſogar die Sprache originell machte. Niederſachſen ſummte ſeine Oden, ſang mit offenen Naſenlöchern und voller Gurgel Patriotiſmus und Sprache und ein Vaterland, das die Sänger zum Teufel wünſcht. Da erklangen Lieder und Romanzen, die es mehr Mühe koſtete zu verſtehen als zu machen. Kurz die Originale waren da; und das Publicum, was ſagte das? Anfangs, beſchæmt über die unerwartete Menge, ſtutzte es: dann aber erklærte es feyerlich, das wæren keine Originale, das wæren Dichter aus Dichtern, und nicht Dichter aus Natur; durch ſie würde das Capital nicht vermehrt, ſondern nur die Sorten verwechſelt, bald Silber in Kupfer, bald Gold in Silber umgeſetzt u. ſ. w. Da haben wirs, meine Freunde! Mich dünkt, unſere Sache iſt jetzt zu klar, als daß es nœthig wære, lange zu überlegen was zu thun ſey. Geſetzt auch, wir gehorchten ihm; unſere Originalſchriftſteller ließen dieſe Originalköpfe fahren und verſuchtens mit Nr. 2: ſo würden wir dieſelbe Antwort erhalten; und geſetzt, ſie træfens, ſo wæren unterdeſſen die Herren müde, und wollten wieder etwas neues. Kurz, heut gebrochen iſt beßer als morgen. Es iſt klar, ſie wollen uns nur herumziehen, wie die Boſtonianer das Parlament, bis bei ſchwächern Nachkommen die jetzt noch biegſame Gewohnheit zu einem Geſetz verhärtet, das uns Schriftſteller zu Hofnarren des deutſchen Publicums macht. Alſo jetzt nicht weiter! Ich ſage: Ihr habt Originalköpfe verlangt: da ſind ſie, zu Tauſenden; es wimmelt. Ihr erkennt ſie nicht, und ich ſpreche mit freyer Stirn: Ich erkenne ſie dafür; mein Wort iſt ‹Erſt mich, dann ſie!› Und nun trete auf den Sand, wer will! . . . . . .

II. ANSCHLAGZEDDEL IM NAMEN VON PHILADELPHIA.

AVERTISSEMENT.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Phyſik wird hierdurch bekannt gemacht daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, deſſen ſchon Cardanus in ſeinem Buche *de Natura ſupernaturali* Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinæren Poſt angelangt iſt, ob es ihm gleich ein Leichtes geweſen wære, durch die Luft zu kommen. Es iſt næmlich derſelbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken ſchmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr geſehen. Er wird mit dem 9. Jenner dieſes Jahres anfangen ſeine Ein-Thaler-Künſte auf dem hieſigen Kaufhauſe öffentlich-heimlich den Augen des *Publici* vorzulegen, und wöchentlich zu beßern fortſchreiten, bis er endlich zu ſeinen 500-Louisd'or-Stücken kommt, die ohne Prahlerey zu reden das Wunderbare ſelbſt übertreffen, ja ſo zu ſagen ſchlechterdings unmœglich ſind.

Es hat derſelbe die Gnade gehabt vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch ſogar im fünften vor Ihro Majeſtæt der Kœniginn Oberea auf Otaheite mit dem grœßten Beifall ſeine Künſte zu machen.

Er wird ſich hier alle Tage und alle Stunden des Tages ſehen laßen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreſs ſeiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt; und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Conſtantinopel engagiert iſt; und nicht von 12 bis 1, da er ſpeiſet.

Von den Alltagsſtückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht ſowohl die beſten, als vielmehr die, die ſich mit den wenigſten Worten faßen laßen.

1) Nimmt er ohne aus der Stube zu gehen den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab, und ſetzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jacobi-Kirche. Wenn ſie ein Paar Minuten geſtanden, bringt er ſie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geſchwindigkeit.

2) Nimmt er 6 Loth des beſten Arſeniks, pulveriſiert und kocht ihn in 2 Kannen Milch, und tractiert die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er ſie 2 bis 3 Löffel voll geſchmolzenes Bley nachtrinken; und die Geſellſchaft geht gutes Muths und lachend aus einander.

3) Läßt er ſich eine Holzaxt bringen, und ſchlægt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde verſetzt er ihm den zweyten Streich; da dann der Chapeau ſogleich aufſteht, und gemeiniglich fragt was das für eine Muſik ſey? Übrigens ſo geſund wie vorher.

4) Er zieht drey bis vier Damens die Zähne ſanft aus, läßt ſie von der Geſellſchaft in einem Beutel ſorgfältig durch einander ſchütteln, ladet ſie alsdann in ein kleines Feldſtück, und feuert ſie beſagten

Damen auf die Köpfe; da dann jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

6) Ein metaphyſiſches Stück, ſonſt gemeiniglich *πὰν meta phyſica* genannt, worin er zeigt daß wirklich etwas zugleich ſeyn und nicht ſeyn kann. Erfordert große Zubereitung und Koſten, und giebt er es bloß der Univerſität zu Ehren für einen Thaler.

7) Nimmt er alle Uhren Ringe und Juwelen der Anweſenden, auch baares Geld wenn es verlangt wird, und ſtellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf Alles in einen Koffer, und reiſet damit nach Caſſel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Perſon ihren Schein, und ſo wie der Riß durch iſt, ſo ſind Uhren Ringe und Juwelen wieder da. Mit dieſem Stück hat er ſich viel Geld verdient.

NB. Dieſe Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauſes, künftig aber hoch in freyer Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt ſieht nichts.

Göttingen den 7. Jenner 1777.

III. FRAGMENT VON SCHWÄNZEN.

B. ENGLISCHER DOGGENSCHWANZ.

Der du mit menſchlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängſt, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinfühlſt, lieber Leſer, theurer Seelenfreund! betrachte dieſen Hundeſchwanz, und bekenne ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, ſich eines ſolchen hätte ſchämen dürfen. Durchaus nichts weichlich-hundſeliges, nichts damenſchoßigtes zuckernes-mausknapperndes winziges Weſen. Überall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug, und ruhiges bedächtliches kraftherbergendes Hinſtarren, gleich weit entfernt von unterthänigem Verkriechen zwiſchen den Beinen und hähnerhündiſcher wildwitternder ängſtlicher unſchlüßiger Horizontalität. Stürbe der Menſch aus, wahrlich der Scepter der Erde fiele an dieſe Schwänze. Wer fühlt nicht hohe, an menſchliche Idiotität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei *a*? An Lage wie nach der Erde, an Bedeutung wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinſt dein Meiſterſtück mit einem Schwanze zieren willſt, ſo erhöre die Bitte deines bis zur Schwärmerey warmen Dieners, und verleihe ihm einen wie *B*.

Dieſer Schwanz gehörte Heinrich des VIII. Leibhunde zu. Er hieß und war Cæſar. Auf ſeinem Halsbande ſtand das Motto *Aut Cæſar aut nihil* mit goldenen Buchſtaben, und in ſeinen Augen eben dasſelbe, weit leſerlicher und weit feuriger. Seinen Tod verurſachte ein Kampf mit einem Lœwen: doch ſtarb der Lœwe fünf Minuten früher als Cæſar. Als man ihm zurief »Marx der Lœwe iſt todt«, ſo wedelte er dreymal mit dieſem verewigten Schwanze, und ſtarb als ein gerochener Held. *Molliter oſſa quieſcant!*

IV. DIE BEDIENTEN.

PROBE VON BEMERKUNGEN FÜR DEN DICHTER.

Die Bedienten, worunter ich alles verſtehe was wenigſtens zuweilen Livree trægt oder tragen ſollte, von dem nettſten Kerl an der ſeine Bildung hinter den Stühlen des erſten Speiſeſaals der Welt empfangen hat, bis zu dem ungehobelten Bauerjungen der noch im Camiſol mit Aufſchlægen das Apportieren lernt, ſind nicht die letzten Menſchen auf die der Dichter zu ſehen hat. Es iſt diejenige Claſſe, bei der Kopf und Schwanz im Cirkel der menſchlichen Geſellſchaft einander faßen, und unter deren Einfluß gemeiniglich diejenigen wieder mehr oder minder ſtehen, die ſonſt keine Befehle erkennen. Die langen Arme der Großen, ſich ſelbſt überlaßen, ſind daher bei weiten nicht ſo furchtbar als die verzwickten kurzen ihrer Kammerdiener. Sie ſind daher in Schauſpielen und Romanen vortrefflich zu gebrauchen Streiche durchzuſetzen wo viel Kraft und Unverſtand nœthig iſt; ein Cæment in der Verbindung von Begebenheiten, das alles zuſammenhält was ſonſt nicht halten will. Schreiben kann man gemeiniglich über ſie was man will: denn ſie leſen und recenſieren entweder nicht, oder ſie machen ſich eine Ehre daraus. Verweis, wenn er nur ihre Wichtigkeit zu erkennen giebt, iſt ihnen lieber als Lob, oder vielmehr allein Lob; in einem gewiſſen Alter wenigſtens. Fehlen können heißt bei ihnen independent ſeyn, und was ihre Herrſchaft nicht erfährt, ſo viel als hätte ſie es zugegeben. Sie rühmen ſich daher immer unter einander ihrer Unordnungen, und wenn ſie keine begangen haben, ſo werden ſie erdichtet. Der Keller und die Dame vom Hauſe ſind die wichtigſten Gegenſtände, die Küche und die Kammermædchen die næchſten. Wer das nicht thut iſt ein Knaſterbart oder ein Pinſel &c.

Sie ſind mehr oder minder die Spiegel ihrer Herrſchaften. Die Alten gleichen ihnen oft völlig. Der Koch des Pompejus ſah aus wie Pompejus, und ich habe einen ähnlichen Fall geſehen. Es läßt ſich nur ſchwach erklæren, aber es iſt wahr. Im Gehen Stehen und Thun haben die jungen Hofleute, leichtſinnige Spieler, junge Nachtſchwærmer und Rauber der Unſchuld die feinſten. Unter ihres Gleichen ſind dieſe ihre Herren völlig; nur muß man ſie nicht ſprechen hœren. Hier bleiben ſie zurück, und was bei der Herrſchaft bloß Mangel an Kenntniſſen iſt, zeigt ſich bei ihnen bis auf die Sprache. Dieſer Hauptartikel wird in Schauſpielen und Romanen äußerſt vernachläßigt, und ſtœrt oft alle Illuſion. Die alten treuen Bedienten ſind da gemeiniglich geſchwætzige weinerliche Moraliſten, und die jungen untreuen ſprechen wie Leute von Staude, die ſich mit affectierter Herablaßung ein Paar Stufen von Liederlichkeit hinunter ſtellen. Machen nicht junge Cavaliere den ſchleppenden Poſtillion mit ſchmierigem Stiefel, klirrendem Sporn und unſymmetriſcher Friſur? Das machen die Bedienten auch freylich und wohl natürlicher. Allein im Sprechen ſteigen ſie aufwærts, ſo wie der Herr in Handlungen herunter, aber mit ſehr ungleichem Glück.

Sie fangen ihre Perioden oft mit *fondern* an; sie sagen *vielmehr* wo keine Vergleichung, und *theils* wo es keine Theilungen giebt, vergeßen also auch das zweyte. Mancher sagt *erstlich*, gleich darauf *drittens*, *viertens* und dann *zweytens*; dieses hat Shakespear genützt. Man wird mir hoffentlich nicht vorwerfen daß dieses den Bedienten nicht eigen sey. Ich weiß dieses: ich bringe es aber unter ihre Classe, weil sie es auch thun, und ich mich künftig mit ähnlichen Classen nicht viel abgeben werde. So etwas ganz in einem Character durchsetzen thut eine unglaubliche Wirkung: aber es ist sehr schwer, und erfordert viel Erfahrung. Fieldings Partridge ist hierin das gröste Meisterstück das ich kenne. Ich gebe daher noch einige Beispiele, alle aus eigener Beobachtung.

Die Feinen unter ihnen wißen ihre Ausdrücke oft auf eine eigene Art zu reinigen. »Es ist jetzt sehr viel *Unkoth* in dem Gäßchen« sagte einmal einer, mit einer Miene mit der er selbst das schon gereinigte *Unkoth* noch mehr säuberte.

»Er ist immer außer sich bei solchen Gelegenheiten« warf ein Herr seinem Bedienten vor. »Erlauben Sie *gehorsamst*« war die Antwort: »ich hatte wirklich meine ganze *Abwesenheit* beisammen.« Er fängt an mit *will ich sagen*, und in der Hitze des Vortrages spricht er *sagt' ich*. Die gemeinen Leute in England, wenn sie etwas erzählen, füllen Alles mit *says I* und *says he* an.

Subtile Verwechselungen: Er hat noch kein *Blut* gerochen (statt Pulver); er hat ihn *blutdürstig* geschlagen; ein *totaler Feldzug*; die *Garnison ist geräumt worden*; *ohne allen Respect zu sprechen* (statt mit Respect); *da nun, wo Gott für sey, der Fall geschehen ist* u. s. w. Auch gröbere, die genutzt und nachgeahmt werden können: Seine Füße hatten keine *Portion* zum Körper; »Die Kœnigl. *Socinität* zu Berlin« sagte einmal der Bediente eines Gelehrten &c.

Bringt desto mehr Franzœsisch an, je weniger er weiß; und ist es nur Ein Wort, so kommt es sehr oft.

Mein Herr sagen sie von ihrem Herrn, wenn sie bei ihres Gleichen sind; unter sich sagen sie bloß *Meiner*: *Meiner* hat heute wieder gebrummt; *meiner* schläft noch. Zumal ist dieses unter den Deutschen gebräuchlich. Ob es wohl auch ein Zeichen von deutschem Freyheitsgeist ist? *Unser* kommt ebenfalls häufig vor. »Ach! *unser* Hut ist gestern in die Goße gefallen« sagte ein Junge von dem Hute seines Herrn, der die Familie viel gekostet hatte. Zuweilen heißt auch *Wir* nur so viel als *Meiner*: *Wir* müßen bald heirathen, sonst gehts nicht gut.

In ihren Suffixis sind sie gemeiniglich sehr umständlich und unglücklich: sie sagen *Mitleidigkeit Intereßantigkeit Melancholichkeit*, und endigen auch wohl gar um sicherer zu gehen in *ungichkeit*. Sie haben verschiedentlich eine dunkele Vorstellung von unserer hohen Prosa, und nennen es *vornehme Gedanken*, *gravitætische Redensarten*, und *reputatische Wörter*.

Übrigens giebt es unter ihnen Staatsleute Juristen und Theologen so gut als Jæger und Läufer, und jede Classe hat wieder ihre eigene Mischungen. Regierende, steigende, fallende, abgedankte, dienstsuchende, Alles *Ihr Gnaden* und *Hochwohlgeboren* nennende und sich immer bückende: das sichere Zeichen daß der schwankenden Stande die stützende Stange gebrochen ist; schmierige, und Kerls wie die Engel, denen man die Vertraulichkeit mit der Dame ansieht; junge noch unabgerichtete Pudel, und alte treue Familienstücke, die nur

zum Todtfüttern im Gesindestall stehen; lange aufgeschoßene Don Quixote mit geerbter oder erträndelter Livree, die ihnen immer zu weit und zu lang oder zu enge und zu kurz ist; fette Hämmel unter geputzten Schafen mit Berlocken &c.

AUS JOHANNES VON MÜLLERS GESCHICHTEN DER SCHWEIZER.

Die Vorrede nach der ersten Ausgabe des ersten Bucks, Boston (Bern) 1780; das Übrige nach der Leipziger Ausg.: Der Geschichten Schweizerischer Eidgenoßenschaft Anderes Buch *1787*. Vierter Theil *1808*.

VORREDE

VON DEN GESCHICHTSCHREIBERN DER SCHWEIZ UND ÜBER DEN GLEICHZEITIGEN ZUSTAND ANDERER STAATEN.

Drey hundert Jahre sind nun bald verfloßen, seit Albrecht von Bonstetten Kœnig Ludwig dem Eilften den ersten allgemeinen Abriß der Sitten und Länder der schweizerischen Eidgenoßen zugeschrieben hat. Vor ihm haben einige die Geschichten ihrer Städte, zu seiner Zeit mehrere den damaligen Krieg mit Karln, Herzog von Burgund, und nach ihm den letzten Krieg für Bund und Freyheit aufgezeichnet; worauf der Krieg in Italien bis auf das ruhmwürdige Unglück bei Marignano in und außer der Schweiz viele Schriftsteller gefunden; die Geschichtschreiber der nächsten unrühmlichen unglücklichen Zeit haben den Fortgang der Nation weder befördert noch beschrieben.

Jene haben die ausländische Beherschung von Cæsar bis auf die Kundwerdung des Bunds der Schweizer im ersten Stolz neuer Unabhängigkeit übergangen. Wie die Freyheit aufgeblühet, hatten sie von ihren Vætern erzählen gehœrt und im Anmarsch des Heers gegen die mächtigen Fürsten mit ihren Kriegsgesellen in Schlachtliedern besungen; dann die meisten haben Staat und Krieg in gleichem Geist mit gleicher Hand beschrieben und verwaltet, also nicht allein wie treugesinnt und freudig die alten Schweizer zu Straf dem fremden Trotz zusammen aufgebrochen, sondern auch ihre Soldatenscherze, die ihnen spitzfündig schienen, mit Freuden weitläuftig aufgezeichnet, und noch viel weitläuftiger gegen Feigheit Betrug (den sie zwar selten entdeckt) Bestechung und neue Sitten ihren Zorn in Strafreden ergoßen. Von den Regenten wurde die Geschichtschreibung oft befohlen und immer gelobt, weil sie auch die Fehler lieber erklæren als argwohnen ließen, die Regierungsformen aber nicht als die ältesten, sondern als die besten verteidigten.

Worauf Gilg Tschudy, ein Glarner, fast alle Zeiten der schweizerischen Länder mit einer solchen Beleseenheit, einem so getreuen unermüdeten Fleiß und alter Würde beschrieben, daß er alle ältere und neuere Geschichtschreiber dieses Landes hinter sich zurückgelaßen. Er war aus einem Geschlecht welchem an Alter wenige in Europa gleich kommen; als Jüngling erwarb er das Zutrauen seines Volks, im Alter war

er deſſen Oberhaupt; es iſt kein Canton wo er nicht Freunde gefunden; Kaiſer Ferdinand, an welchen er geſandt worden, ehrte ihn; viele Große ſuchten ihn; er ſah die erſte lichterlohe Flamme der Controvers: dieſelbe Parteyung hat ihn zu keinem ungebührlichen Wort verleitet, und kein Haar breit von der Wahrheit entfernt; er beſaß früh große Gelehrſamkeit, im hohen Alter behielt er ſeinen Fleiß; ſeinem Sohn hinterließ er gute Waffen und einen Reichthum wovon er den Armen wohlgethan hatte, allen Tſchudy und allen Glarnern den Ruhm daß der Geſchichtſchreiber der alten Schweizer aus ihrem Geblüt und unter ihnen entſproßen und geehret worden.

Hiezu kommen Urkunden, welche durch den Fleiß und Scharfſinn einiger Geſchichtforſcher entdeckt und unterſucht worden ſind; worinn Herrn Alexander Ludwig von Wattenwyl, Herrn Feldmarſchall Zurlauben von Thurn und Geſtelenburg, und Herrn Gottlieb Emanuel von Haller niemand übertrifft. Die Erzählung von dem Urſprung und Fortgang der Schweiz beruhet auf ſolchen Geſchichtſchreibern und Urkunden.

Als das alte Kaiſerthum auf Abgang der Kriegszucht verfallen und geſunken, haben die Franken, ſo tapfer, ſo frey und beharrlicher als die andern Barbaren, und mit ihnen zufallsweiſe die Araber von Friesland bis nach Sumatra die Obermacht erworben. Wie aus der Tiefe des altvermeinten Meers von der deutſchen zur caſpiſchen See, ſo unerwartet ſtiegen die Normannen empor, und gründeten Fürſtenthümer zwiſchen Meſopotamien und Island. Allein die Araber haben ihr Kaiſerthum ohne vielen Widerſtand erobert und eingebüßt, und weniger Veränderung erlitten als bewürkt. Auch ſind verſchiedentlich die Normannen um Thron und Freyheit gekommen. Da die Franken mit großem Gehorſam erobernden Heerführern gefolget, und aber zu Monarchien die Zeit nicht reif war, hat nach alter Art jeder für ſich und ihr Kœnig ohne Macht regiert; welche Verfaßung der Kœnig aus natürlicher Herſchbegierde und wegen dem Andenken der Kaiſer ungeduldig ertrug. In dieſer Unbeſtändigkeit blieb Europa ſechs Jahrhunderte wegen unaufhœrlicher Veränderung der vorigen Sitten, wodurch die Tapferkeit ab oder zunahm; und einen feſtern Grund hat kein Barbar gelegt.

Als endlich jeder Schimmer des alten Lichts der Wißenſchaften erloſchen, auch der germaniſche Verſtand durch Neuerungen irr geworden, unterwarf der Pabſt mit Schreckniſſen die Gemüther des Volks; alle Waffen waren in den Händen des Volks: alſo gehorchten die großen Fürſten aus Noth. Wie jedes Reich durch gleiche Kunſt geſtiftet und befeſtiget wird, wurden die Schreckniſſe vertauſendfachet; je dicker die Nacht, um ſo viel unheilbarer erblindete der Menſch vor dem Blitz des Banns. Da kamen Kaiſer Friedrich der Zweyte und Rogerius Bacon, und viele Bürger murreten in freyen Städten: aber eine bettelnde Miliz lebte von Eroberung der Welt. Die Menſchen kauften Erlaubniſs des körperlichen Genußes, und büßten in Flammen den Gebrauch des Verſtands.

Allein weil alle Überſpannung erſchöpfet, und nun die kleinen gegen die großen Fürſten außerordentlicher Tugend, auch die Kirche außerordentlicher Andacht bedurfte, ereignete ſich daß, nachdem in Frankreich die normanniſche Herrſchaft bezwungen, und in Spanien die arabiſche geſchwächt worden, in drey Jahrhunderten die Menge arabiſcher und franzœſiſcher Fürſten mehr durch Kunſt als Macht einem Einigen unterworfen wurden, in den italiæniſchen Re-

publiken Viele anfangs furchtsam und immer unerschrockener den heiligen Stuhl betrachteten, dessen Besitzer im Zutrauen auf seine Macht ihre Grundfeste vergaß, die Macht lieber genoß als befestigte, und über seinem Haus das Pabstthum versäumte. Da wurden durch die Eroberung von Constantinopel, den Untergang des Hauses Burgund, und einen Bund des Herzogen Lodovico Moro Sforza gegen dem napolitanischen König alle Jahrhunderte und viele Nationen von mancherley Sitten einander genähert, und in wenigen Jahren unerhörte Veränderungen des menschlichen Geschlechts, doch die allergrösste durch die Kühnheit eines Genuesers veranstaltet. Den Erfolg der Entdeckungen hat jene Zeit nicht vorgesehen, die folgende falsch betrachtet: kaum sehen wir ihn hervorkeimen; Deutschland und Welschland zitterten vor dem Fortgang der Türken; Viele fürchteten Frankreich, das, durch den Fall von Burgund kaum gesichert, in einem Nun Italien bezwang. Da stieg aus langem Unglück der Erzherzog empor: bald hatte Paris keinen furchtbarern, Constantinopel keinen standhaftern Feind; vor der Furcht vor ihm verschwand alle vorige Furcht. Zu welcher Zeit im Wohnsitz des Pabsts die Alten aus der Dunkelheit wiederum hervorgetreten, und unvorsichtige Pæbste durch schöne Eigenschaften die Gewalt untergruben. Die damaligen Grundsätze der Cabinete, reife Früchte alter Bemerkungen, behaupten sich in der innern Staatskunst; die auswärtige war noch neu. Die Lehrgebäude, welche die Gelehrten aus vielen und verschiedenen Zeiten auf die damaligen Begriffe gepfropft, sind ausser Gebrauch, wie gemeiniglich was erborgt wird; auch sahen viele Gelehrte auf Hofglück und Reichthum, wozu unter wenigen Fürsten ein löblicher Weg offen stehet; im Getümmel der großen Welt vergaßen Einige daß auch das Volk in der Welt ist; Andere hielten Gelehrte für das Publicum, welche nie im Publicum erscheinen.

Indessen die Staaten und Gelehrte zu Unternehmungen sich bewegten, erhob sich über die Religion ein unendlicher Streit, nicht ob irgend etwas Unbegreifliches glaubwürdig wäre, sondern ob die Vernunft einige unbegreifliche Artikel mehr oder weniger glauben müße; also durfte der Streit nicht mit Vernunft geführt werden. Die Gelehrtheit im Kriegswesen war in unbehülflicher Kindheit, weil die damalige Manier unzulänglich, die wahre denselben Feldherren zu hoch war: also waren die Besten blinde Nachahmer der Alten; daher einige Fürsten den Eifer der Milis zu erhöhen gern sahen die Gemüther über Ausmarchung der Geheimnisse sich erhitzen: denn das Unglaubliche bewähret Wunderglauben. Doch wurden bald auch Fürsten ernstlich, weil ein Einiger allgemeinem Wahn selten widersteht. Hiedurch wurde bei den Klugen die Controvers der Vorwand, bei den andern die Ursache neuer Grundsätze und Unternehmungen: ein mißliches Werkzeug zur Unterwerfung anderer, welches unser eigenes Gemüth leicht unterjocht!

Von da folgt in einem fort ein zweyhundertjähriger Kampf um Oberhand, Gleichheit oder Freyheit beides der Secten und Mächte. Nie hat jede Nation ihre Gemüthsart mannigfaltiger geäußert, noch überlegene Tugend die größere Macht glorwürdiger gestürzt; welches die Standhaftigkeit wohlgesinnter Männer unerschütterlich macht, würdigen Fürsten die Straße unsterblichen Ruhms vorzeichnet, und jeden Potentat lehret wie viel mehr er sich zu fürchten habe als andere ihn. Karl der Fünfte, Philipp wider Naßau und Engländer, das Haus

Oeſtreich wider das Heer Guſtav Adolfs, und Frankreich wider Wilhelm den Dritten warnten nur: ſie glaubten zu ſeyn was ſie hätten werden können; ſtolz auf Gold und Heeresmacht, blickten ſie verächtlich auf die Seelenkraft großgeſinnter Gegner. Alſo kam gewöhnlich das oberſte Anſehen von dem Stärkern auf den Beßern.

Moritz von Oranien lernte als ein Jüngling bei den Alten eine neue Kriegskunſt, als der mit einem einigen geſetzten Blick ohne Furcht vor dem Schweren, ohne Aberglauben an das Angeſehene oder Anhänglichkeit an das Gewöhnliche ſeine und ihre Zeit und Waffen wie einer aus ihnen beurtheilend verglich; wodurch, als er den Spott vieler in Waffen grau gewordenen Officiere erduldet, er an die Spitze gelehrter Feldherren der neuern Zeit gekommen. Zwar hat ein großer Mann aller Orten zu allen Zeiten ſeinen Platz, aber ſtirbt, wann ſein Zeitalter zu tief unter ihm, wie Karl der Große ohne Nachfolger. Allein die Fortſchreitung des menſchlichen Geiſtes hatte die Epoche der Kriegskunſt genährt; wie dann ſofort Kriegszucht aufgekeimet, und verſchiedene Corps auf bleibenden Fuß geſtellt und beſtändig unterwieſen worden ſind. Von derſelben Zeit an haben Einige durch gelehrte Ordnungen, wohl veranſtaltete Märſche, und Heldengeiſt großer Tugend Probe dargeſtellt: aber, ausgenommen Guſtav, hatten meiſt alle zu Haus furchtbarere Feinde als im Feld, und wurden durch Niederträchtigkeiten Unfehlbarkeiten und Unerfahrenheit ihrer Höfe im Studium ihrer Kunſt verwirret; Einige hatten keine würdige Gegner. Alſo haben geſchichte Generale die Güte ihrer Truppen überlebt. Doch während vieler einſeitigen glänzenden Plane und unglücklichen Verſuche, wie im Jugendalter geſchieht, näherte ſich die Kriegskunſt einer guten Zeit. Indeſſen lehrten ſcharfſinnige Männer das Nichts der Wißenſchaften, die Nothdurft neuer Beobachtungen, und angemeßenen Sprachgebrauch; Andere näherten ſich dem Volk, und ihnen das Volk; niemals haben mehrere und aufmerkſamere Zeitgenoßen ſo ſchnell und frey Staatsmänner Feldherren und Schriftſteller um Tugend oder Trägheit verachtet oder gerühmt.

In einer ſolchen Reife zu großen Begebenheiten ſtand Europa in dem ſiebenzehnhundert und vierzigſten Jahr: da ſtieg Friedrich auf den Thron. Da das Erzhaus durch gute Regierung vieler ungenutzten reichen Staaten ſich zu der allerfurchtbarſten Monarchie emporſchwingen konnte, faßte er den Muth ſeinen damals kleinen Staat mit und ohne Bundsgenoßen gegen dieſe Macht ins Gefechte zu bringen. Alſo unterwies er die Truppen in der tiefſinnigſten Kriegszucht im Frieden unermüdeter als andere in Gefahr; umſchuf ſeine Reuterey; verband Heldenfeuer mit Beobachtungsfleiß, Genauigkeit und unerhörte Geſchwindigkeit, im Soldat Gehorſam und Begeiſterung; gab der Tactik durch Simplicität Beſtand im Weſen, Geſchmeidigkeit in Formen; ward Meiſter der Bewegungen, ſeltener durch Übermacht als Behendigkeit, und ließ Glück noch Unglück keine Macht: ſo daß er nach dem Sieg bei Keßelsdorf nicht mehr gefodert als vorher, und ohne Staat mit neuen Truppen jeden Fußbreit Land gegen halb Europa behauptet; den Krieg nie gefürchtet, und nie verlängert; nach langem Frieden erfahrne Truppen dargeſtellt; von drey Kriegen keine Spur im Land gelaßen als Triumphe und Provinzen; von ganz Europa gern auf den ärmſten Bauer geblickt; geweihte Meinungen, die er gehaßt, im Beſitz der Allgewalt nur widerlegt; alles Große wie leicht, alles Kleine im Großen betrachtet; commandiert,

geſtritten, geherſcht, gelebt, geſchrieben, die Künſte geliebt und geſchirmt, als hätte er nur jede Tugend, und nicht alle.

Nach der wilden Zerrüttung und nach der Herrſchaft finſterer Schreckniſſe gab Friedrich, der vollzog was man Rœmern kaum geglaubt, der Kriegsgelehrtheit die Obermacht.

Immer waren Glück und Ruhm Folgen der Beharrlichkeit.

So beharre ganz Schweizerland auf dem uralten Zweck, Bewahrung der Freyheit; ſo vernichte die Majeſtæt ſeines Grundſatzes Privatneigungen der Cantons; verſchwinde Trægheit und Liebe des Gewinns vor dem alten, wenig bedürftigen, mit Arbeit erfüllten militariſchen Leben. Hieraus entſtehet freyer Muth (wer wankt, wer fürchtet iſt nicht frey), Achtung bei den Bundsgenoßen, ſchœne Vertheidigung, und, wo nicht ewige Freyheit, aller Orten Ruhm und Glück.

Pronta man, penſier fermo, animo audace!

Die Quelle der Siege der alten Schweizer, ihre Sitten, welche ich in dem Alpengebürg vielfältig noch geſehen, werden hier beſchrieben, weil jeder Staat, wie oft gedacht, mit gleicher Kunſt gegründet und behauptet wird.

Ein Geſchichtſchreiber bedarf einer freyen Seele und faſt aller Kenntniſſe eines großen Kœnigs; jene muß er haben, nach dieſen aber ſtreben.

(DIE SCHLACHT VON SEMPACH.)

Die Eidgenoßen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; Viele von Zug und Glaris, Viele vom Entlibuch und aus den Dörfern wo ſie durchzogen, da ſie die Schweizer wider den Herzog an eine Schlacht eilen ſahen, geſellten ſich ihnen bei. An demſelben Tag, als die Eidgenoßen in Aargau kamen, erſchien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Hafenburg bei Willisau; zwar durch Anlaß einer Streitſache wider Maria, Græfinn Wittwe von Valangin: doch iſt wahrſcheinlich daß, wenn der Herzog ohne Schlacht oder nach einem Sieg auf Lucern gezogen wære, Bern ihn befehdet, und vielleicht vermittelſt eines Überfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenoßen Gelegenheit gegeben haben würde den Schaden der Verſäumniſs oder der miſslungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freyen Ämter, Aargau hinauf, über Surſee nach Sempach. Dieſe kleine Stadt liegt bei drey Stunden von Lucern, oben an einem zwo Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben ſich aus Wieſen in Kornfelder, und über dieſen ſtand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenoßen.

Sie ſahen den Feind am neunten Hewmonat, eine zahlreiche wohlberittene und ſchœn gerüſtete Reuterey; jede Dienerſchaft unter ihren Baron, die Mannſchaft jeder Landſtadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desſelben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldſtücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchſen in ſchwerem langſamem Anzug. Sie ſahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oeſtreich, Urheber des Kriegs; Hermann Grimm von Grünenberg, welchem ſie Rotenburg brachen; Thüring und Johannes von Hallwyl, vor andern für das fürſtliche Haus eifrig im Frieden und Krieg; die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen;

Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theurſten Ritter in den Kriegen ſeiner Zeit; Kraft von Lichtenſtein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Herr Heinrich von Eſchelon trug; Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürſtenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oeſtreich ſelbſt, ſeines Alters in dem fünf und dreißigſten Jahr, männlich ſchön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeur, ſiegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durſtig zur Schlacht.

Es war der Ärndte Zeit: ſein Volk mähete Korn; die Edlen ſprengten an die Mauren um den Bürgern Hohn zu ſprechen, feſt in dem Entſchluß die Schweizerbauren perſönlich und ohne das Fußvolk allein zu ſchlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend ſah, vergaß er (wenn er je ſonſt es wußte) daß eine Reuterey vortheilhafter den Anfall thut Berg an als von oben herab: er hielt für nothwendig die Pferde zu entfernen, obſchon die ſchwere Waffenrüſtung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reuterey durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geſchlagen: aber niemals hat eine unbeugſame Infanterie einem beßern Fußvolk widerſtanden. Der Herzog befahl hierauf daß der Adel eng zuſammentrete; dieſem ſtarken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderiſche Fronte; faſt wie es König Albrecht ſein Großvater in der Schlacht am Hafenbühel mit Erfolg verſuchte gegen die bayriſche Reuterey. Über dieſen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochſenſtein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedens-Geſchäften geſchickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehenhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der ſchwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, ſtellte der Herzog hinter das Heer: denn er wollte daß dem entflammten Adel, bei welchem er ſelbſt war, das Feld frey wäre. Wenn er ſich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, ſo that er mit überlegener Menge was der geringern Zahl beßer zukam: aber wahrſcheinlicher beſtimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder ſchnelle Liſt überwinde, den Preis der höchſten Tapferkeit unentſchieden laße; ſie hielten dieſes für unehrlich, und Leopold ſelbſt war durch ſeine Tugenden viel mehr der hohen Ritterſchaft Zier als ein geſchickter Feldherr durch Einſicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hafenburg, Freyherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde geſehen, den trutzigen Adel warnte, Hoffart ſey zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hans von Bonſtetten ſagen zu laßen daß er eilends hinaufziehe: hielten ſie ſeine alte Klugheit für unedel. So, als Einige dem Herzog ſelbſt Vorſtellungen machten wie Schlachtfelder das Vaterland unvorgeſehener Zufälle ſeyn; wie dem Fürſten zukomme für Alle zu wachen, und ihnen für die gemeine Sache zu ſtreiten; und wie viel verderblicher dem Heer der Verluſt ſeines Hauptes als einiger Glieder ſeyn würde: ſprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig, »Soll denn Leopold von weitem zuſchauen wie ſeine Ritter für ihn

ſterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich ſiegen oder umkommen.'

Die Eidgenoßen ſtanden an der Höhe, bedeckt vom Wald: ſo lang die Ritter ſaßen, däuchte ihnen ſchwer in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu beſtehen, und ſicherer in dem anſcheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften ſie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entſcheidend werden; ihren Tod betrachteten ſie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen vom Feind ihre Rache zu ſuchen. Als der Adel abſtieg, zogen die Eidgenoßen aus dem Wald in das Feld herab; ſie beſorgten auch vielleicht eine Hinterliſt oder eine ſchnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie ſtanden in ſchmaler Ordnung, mit kurzen Waffen: vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drey Waldſtätten, und ohngefähr hundert Glarner Zuger Gersauer Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Lucern, und unter dem Landammann eines jeden Thals; Einige trugen die Hallbarden womit im Paſs bei Morgarten ihre Ahnen geſtritten; Einige hatten ſtatt Schilden ein kleines Bret um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger ſahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog ſchlug Ritter. Die Sonne ſtand hoch. Der Tag war ſehr ſchwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeſchrey; welches alles anfeuret, und weil ſie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden ſie empfangen von Schilden als von einer Maur und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiſerner Stacheln. Da ſtritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannſchaft von Lucern, und ſuchte zwiſchen den Spießen einen Weg an die, welche dieſelben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraſſel ſeine in die Breite ausgedehnte Ordnung als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derſelbigen Stunde ſchien der Stadt Banner von Lucern lang unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet geſunken, der Altſchultheiß Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, ſein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri ſeßhaft, ›Schlaget auf die Glene! ſie ſind hohl.‹ Dieſes thaten die Vorderſten mit ſtarker und angeſtrengter großer Kraft: ſie zerſchmetterten etliche Glene; welche von den hintern ſofort erſetzt wurden. Da fiel der zu Port. Nun war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Übrigen beſtand ſie ungebrochen, feſt. Sechzig Schweizer waren erſchlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Überraſchung von dem Gewalthaufen Bonſtettens.

Dieſen Augenblick banger Unſchlüßigkeit entſchied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter: er ſprach zu ſeinen Kriegsgeſellen ›Ich will euch eine Gaße machen‹, ſprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme ›Sorget für mein Weib und für meine Kin-

der! treue liebe Eidgenoßen, gedenket meines Geschlechts!' war an dem Feind, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinem Leichnam hin: da drangen alle Harste der Eidgenoßen Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschloßen hinter einander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken Eile Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich der Bastard von Brandis, ein handfester hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermeßen die Eidgenoßen allein zu bestehen: das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, faßen auf die Pferde ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Eschelob das Hauptbanner von Oestreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwung das Banner hoch empor, widerstand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie ‹Retta, Oestreich, retta!' Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfieng das Banner von seiner sterbenden Hand: abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber Viele umringten den Fürsten und lagen ihm an für sein Leben Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtensteiu, von Mœrsburg vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold ‹Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen: ich will mit ihnen ehrlich sterben', verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerißen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen: mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aarganer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde: voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte) um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung. Da rief Leopold hülflos ‹Ich bin der Fürst von Oestreich.' Dieses hœrte Jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht habe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freyburg im Breisgau trug: versteinert stand er; das Banner fiel ihm aus der Hand: plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schœnau, Harnischmeister des Herzogen.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten: vergeblich. Da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen: »Die Hengste daher! die Hengste daher!« Da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerißen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theur zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Yfni kam in vollkommene Freyheit: von Yfni, seiner Stadt, im Allgau, war er hieher gekommen, und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenoßen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Siegrist von Tießelbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann: dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht bei ihnen. Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Lucerner eilte an den Ort wo er lag um seinen letzten Willen zu vernehmen: der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort »Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt laßen; das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg«; unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war glücklich wider die Freyheit zu streiten; drey Heudorf und Albrecht von der Hohen-Rechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drey Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels der Monsterol, der Castelnau, Hans von Vauxmarcus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte, und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod; nur Hemmann der Jüngling erhielt gleich den Fabiern ihr altes Geschlecht: Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da gieng der Stadt Banner von Schaffhausen verloren, von Herrn Dietheim, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hans von Randegk der Herzoge Vogt, von den edlen Im Thurn, zween von Stockar, Hans von Fulach (seiner zehen Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihr aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehen Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, der Bannermeister von Lenzburg; freywillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freyheiten wodurch er nach einem großen Brand gesucht hatte ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten

ſchrecklich von Feindesblut, ſo daß das Haus Oeſtreich den Ruhm ſolcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Nicolaus Gutt, unbekümmert ſeines Tods, aber des Banners das die Bürger von Zofingen ſeiner Hand anvertrauten: damit ſich keine feindliche Gemeine deſſen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwiſchen ſeinen Zähnen feſt haltend: von dem an ließen ſeine Mitbürger die Schultheißen ſchwœren der Stadt Banner von Zofingen ſo zu hüten wie der Schultheiß Nicolaus Gutt. Sechshundert ſechs und funfzig war die Anzahl der erſchlagenen Grafen Herren und Ritter, ſo daß der Glanz der fürſtlichen Hoflager für viele Jahre untergieng, und im Land geſprochen wurde, Gott ſey zu Gericht geſeßen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel. Nachdem auf beiden Seiten faſt alle Befehlshaber ſo oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oeſtreicher der Begierde des Lebens, die Schweizer, da ſie zu dem Troſs gekommen, der Begierde der Beute.

Dieſes Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Struthan von Winkelried mit Aufopferung ſeines Lebens die Blüthe der ſchweizeriſchen Mannſchaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerſter Gefahr gerettet. Es iſt wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeſchicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwißende Feindsverachtung, und ihre ſtürmiſchen Rittertugenden ſelbſt wider ſich hatten. Unſere Vœter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten ſich der Vortheile, welche dieſelben bis auf dieſen Tag tauſendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherley Uebungen wurden ſie auch damals übertroffen: ihr Krieg war (wie ihre Seelen) ſimpel, groß und ſtark; wurden ſie durch fremde Kunſt in ihrem Gang aufgehalten, ſo half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldenſinn ihnen den Gedanken und ihre geſunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit ſolchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewieſen worden ſeyn, auch wenn es darauf angekommen wære, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form ſie ſeyn, mœgen übermeiſtert werden durch einen hellen Verſtand und unbezwinghare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortrefflichſten Kriegsmänner unſerer Zeit, würde in Behauptung unſerer Freyheit und Eidgenoßenſchaft, wenn die Gemüther nur noch dieſelben ſind, auch der Ausgang nicht verſchieden ſeyn.

Denſelbigen Tag ergieng an Zürich Bern Zug und Glaris die Botſchaft von der Landesrettung. Am Tag nach der Schlacht, als eine fliehende Partey in Surſee ſchon ereilt und erſchlagen worden war, gaben die Schweizer einen Waffenſtillſtand um die Todten zu begraben. Der Fürſt von Oeſtreich wurde mit ſechzig erſchlagenen Herren und Rittern in das Kloſter Kœnigsfelden geführt: er wurde beſtattet in der marmornen Gruft wo die Kœniginn Agnes mit andern ihres Hauſes ruhete; die Herren von Aargau wurden in die Gräber ihrer Vorältern gelegt, alle übrigen auf der Wahlſtatt in große Gruben; zweyhundert erſchlagene Eidgenoßen wurden zu Lucern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterſchied ob ſie Freunde oder Feinde geweſen, wurde eine ewige Jahrzeit verordnet. Winkelried iſt

billig bis auf dieſen Tag in hohem Ruhm bei ſeinem Volk: es liegt allen Völkern und ihren Geſchichtſchreibern ob, zu zeigen daß ein ſolcher Held in einem Nun unſterblich wird, und alle guten Bürger zu Vætern und Brüdern ſeiner Enkel macht. Die Sieger, nachdem ſie ihrer Sitte gemäß drey Tage lang auf der Wahlſtatt verharret, machten ſich auf mit funfzehen eroberten Bannern; ſie zogen in ihre Städte und Länder, ſingend ihre That.

LUDEWIG XI.

Kœnig Ludewig der Eilfte, durch deſſen Heer bei S. Jacob die Helden gefallen, iſt von Vielen übel beurtheilt worden, welche ſeine Lage und ihn nicht faßen konnten.

Nachdem das große Reich der Franken unter den Merowingiſchen Fürſten und ihren unmittelbaren Nachfolgern in dem Geiſt einer militariſchen Democratie ungefähr vierhundert Jahre mächtig und in hinreichender Ordnung beſtanden, geſchah durch die Schwäche und Leidenſchaften der Kœnige daß die Verfaßung eines gemeinſamen Vaterlandes durch die Gewalt und Liſt der Großen aufgelœſet wurde, und kaum in dem Kœnigsnamen Erinnerung des ehemaligen Mittelpuncts blieb. Als der Nord endlich ſich erſchöpfte, das Reich der Moslemin zerfiel, und Ungarn gezähmt wurde, verlor ſich mit der Noth alles Nationalgefühl, ſo daß ohne Rückſicht auf urſprünglichen Zweck das Kœnigthum ſelbſt und die ganze Verfaßung nach beſchränkten Begriffen eines Privatrechts (des Lehenweſens) beurtheilt wurde. Hiervon kam fleißigere Benutzung der vereinzelten Ländereyen, daß aber für gemeinſame Leitung und Bildung nur von Geiſtlichen in ihren Sachen etwas geſchehen konnte. Auch trug ſich zu daß durch bloße Privatverhältniſſe, Heirathen oder Unternehmungen, große Länder ohne der Einwohner Willen vereiniget, und vermittelſt beſoldeter Privatmacht gegen Kœnige behauptet wurden. So unregelmäßig war der Urſprung faſt aller Staaten; nur die lange Arbeit der Zeit und Natur, welche die Auswüchſe wegſtreift, nähert ſie nach und nach der Einfalt ihres Zwecks wieder. Vierfach war in Frankreich der Kampf der oberſten Nationalwürde gegen das Übermaß feudaliſcher Macht. Erſtlich gegen die großen Häuſer Normandie und Anjou, da ſie die Krone Englands erworben. Zweytens gegen die innere Geſetzloſigkeit und Entkräftung des oberſten Anſehens. Zum dritten wider die neue Verwirrung, die durch das Engliſche Kriegsglück hervorgebracht wurde. Viertens als unweiſe Vaterliebe, glückliche Heirathen, die wachſame Thætigkeit einiger, die Regentenweisheit Eines Fürſten das Burgundiſche Haus kœniglichen gleichſtellte. Aber die Normanniſche Macht brach, einen Augenblick benutzend, Philipp Auguſt; im Innern half durch Gerechtigkeit Ludewig der Neunte, bald ſchlau bald kühn Philipp der Schœne; Karl der Siebente hatte das Glück daß die Engländer durch Unfälle und Fehler um die Frucht ihrer Siege kamen.

Zu Ludewigs des Eilften Zeit war Karl von Burgund an ſich ſo mächtig als der Kœnig; mächtiger durch die Blüthe ſeines Landes, den Geiſt ſeines Volks, und als Haupt und Führer aller Miſsvergnügten in Frankreich, des Kœnigs Bruder mit begriffen. Aber der Ausgang bewies die Überlegenheit des Verſtandes über wilde Kraft: der Kœnig ſiegte ohne Waffenglück durch ſeine perſœnlichen Eigenſchaften.

Den Thron beſtieg Ludewig nach mannigfaltiger Erfahrung der Menſchen und des Glücks, mit einem durch ſchwere Zeit bedächtſam gemachten Geiſt, welchen er nicht mit Schulſpitzfündigkeiten verwirrt, aber durch Kenntniſs der Geſchichten und Rechte mehr als andre Könige gebildet hatte. Da er ſich nicht als den Herrn, ſondern als oberſten Beamten betrachtete, und kein geringeres Beiſpiel als Karl den Großen ſich vorbildete, weihete er ſeine ausgezeichneten Geiſtesgaben und ſein ganzes Leben der Berufspflicht. Hierzu erhöhete er ſeinen Sinn: der wäre kein König, dem Privattugenden genügten. Alſo erfüllte er ſich, wie alle großen Menſchen, mit dem Glauben der allerbeſonderſten Vorſehung, fürchtete Gott, und wollte daß ganz Frankreich dieſes wiße. Im Übrigen waren ſeine Religionsbegriffe den Zeiten gemäß, wo die Fürbitte frommer, und mancherley Verehrung heiliggeſprochener Perſonen viel galt: man glaubte, Gott ſehe milder auf unſere Schwäche, wenn ſie größerer Vollkommenheit ſich gleichſam angeklommen hält. Weiter hatte der König eine ruhige Unerſchrockenheit. Obwohl er ſich meiſt mit einer Vorſicht benahm, welche ſeine Feinde Furchtſamkeit nannten, hatte er den Fürſtenſinn ſich nie durch Zufälle ſchrecken zu laßen, ſo daß mit der Noth ſein Geiſt ſich entwickelte. Da er, wie ein großer König ſoll, nach der ihm beiwohnenden allgemeinen Überſicht alles Wichtige ſelbſt führte, und bei der mannigfaltigen Untreu ſeiner factiöſen Zeit nicht immer die Abſicht ſeiner Befehle erklären konnte, forderte er pünctlichen Gehorſam. Eben derſelbe hielt für unziemlich neue Auflagen oder Kriege anzuordnen ohne dem Volk die Gründe begreiflich zu machen. Unermüdet war er in Erforſchung der Denkungsart und perſönlichen Umſtände aller bedeutenden Männer in ſeinem Reich und in auswärtigen Ländern; unermüdet, wen er wollte, und beſonders wen er durch freyen Scherz oder auf andere Art beleidiget hatte, durch gute Worte, Herablaßung und Geſchenke zu gewinnen. Mit dem ſchlechterzogenen unwißenden eiteln Adel redete er nicht von Geſchäften, ſondern bediente ſich ſolcher Leute, die Alles ihm ſchuldig waren, und welche er, wenn ſie undankbar wurden, ohne Beleidigung einer großen Verwandtſchaft wieder vernichten konnte. Denn ſo vertraulich er mit ſeinen Leuten lebte, und, wie Andere, manchmal von ihnen betrogen wurde: dennoch zitterte ſelbſt ſein geliebter Creſſol, die Königinn, das ganze Haus und Volk vor ſeinem Geiſt und Willen. Dieſer gewaltige König ſtörte in bürgerlichen Dingen den Lauf der Gerechtigkeit nicht; verehrte, wenn er ſich geirrt, gewißenhafter Obrigkeiten treuen Widerſtand; und indeſs er durch Vergleichung fremder Geſetze die Franzöſiſchen vervollkommnen wollte, war er von Prahlercy damit ſo fern, daß er es geheim behandelte um das Anſehen beſtehender Geſetze nicht zu erſchüttern. So wenig er anfangs auf Koſt und Kleidung hielt, ſo gut wußte er ſeine Pariſer am Gaſtmahl zu gewinnen, und wenn es ſeyn mußte, erſchien er majeſtätiſch. Die Steuern, ſo ungern er daran wollte, mußten erhöhet werden: er gab aber leidenden Bezirken vieljährige Freyheit, ſelbſt von älteren Abgaben; dabei ſorgte er für billige Brotpreiſe. Zweckmäßige Ausgaben ſparte er nicht; mit Freundlichkeit gab er ſeinen Dienern, und überſah Rechnungsfehler, wenn Verdienſte ſie bedeckten. Er war nichts weniger als verſchwenderiſch mit dem Leben ſeiner Kriegsleute, und erwartete, was andere von Schlachten, von den Fehlern ſeiner Feinde. Dieſe wußte

er eben so wohl zu veranlaßen als zu benutzen. Überhaupt suchte er nicht so wohl Vergrößerung als freye Hand. Man kann sagen daß das Kœnigthum in Frankreich er hergestellt hat.

KARL DER KUEHNE.

Karl von Burgund war um eilf Jahre jünger als der Kœnig; von mittlerer Größe, sehr starkem Bau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, der Habichtsnase, einem etwas länglichten Gesicht, breiter Stirn und etwas hervorstehenden Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernsts. Er hatte viel von der Gemüthsart Johann des Furchtlosen, seines Großvaters, der Frankreich vorzüglich verwirrte. Sein unaufhœrlich arbeitender Geist (wie er denn Morgens um sechs Uhr immer seine Geschäfte anfieng) hatte seine Luft an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohn des macedonischen Philipps, dem Caunensischen Sieger, dem einzigen Cæsar, und entwarf mit grœster Kühnheit weit aussehende Plane, die er nicht sowohl sich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in früher Jugend gegen den herrlichsten Ritter im Waffenspiel, und an der Seite seines Vaters zweymal in Schlachten gestritten, alsdann zu Montl'hery über den Kœnig den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt, und den Stolz von Gent gebrochen, hielt er nichts für unmœglich, folgte nur sich, gab seinen Willen zum Gesetz, und hielt einen alle Zeit kriegerischen Stand. Mit seinem Muth war verbunden daß er meist mit Offenheit handelte; seine Art war so, daß niemand Hinterlist von ihm argwohnte: doch hat aus Vergrœßerungsabsichten auch er in Tractaten sich dieselbe erlaubt, und einen Mann aufgeopfert welcher sich auf ihn verlaßen hatte. Einige sind überwiesen worden daß sie auf seinen Antrieb den Kœnig Ludewig und den Dauphin haben wollen vergiften; welches der Herzog sich erlaubt haben mochte, weil er Karln von Guienne, des Kœnigs Bruder, dessen Schwäche das Hauptwerkzeug der Verwirrung Frankreichs gewesen, durch den Kœnig eben so von der Welt gebracht glaubte. Voll der grœsten Projecte, für deren systematische Behandlung seine Fassungskraft nicht groß genug war, wußte er bei Aufwallung seiner Leidenschaften sich öfters nicht zu helfen: dann warf er sich in das Geschäft, welches er hätte führen sollen: dazu gab langes Glück ihm den Muth. In Friedenszeiten war er in Andachtsübungen Morgens und Abends ziemlich genau; doch sein feuriger Geist hierin sich nicht gleich. Reliquien führte er mit, wie der Kœnig, nach damaligem Glauben, oder weil die prächtigen Capseln zum Schmuck gehœrten. Die Fasten (Uebungen der Enthaltsamkeit, eines Mannes wohl würdig) hielt er genau. Hingegen ist getadelt worden daß er Alles seiner Einsicht zuschrieb, ohne zu erkennen wie entscheidend die von der Ersten Ursache geführte Zusammenordnung der Umstände ist. Almosen betrachtete er wie der Kœnig als durch die christliche Religion vorgeschriebene Pflicht, worin den Regungen des Herzens zu folgen sey: sonst war er in Freygebigkeiten ohne Zurückhaltung bedächtlich. Er ehrte sich zu sehr um sich mit Speisen oder Wein zu überfüllen. So wenig er auf Tanz und weiblichen Umgang hielt, so gut wußte er mit zu halten: einem Fürsten der die Gemüther gewinnen soll, darf nichts fremde, und was

er thut nie ungeschickt seyn. Daher, da er eine musicalische Stimme sich nicht geben konnte, er den Mangel durch Theorie der Kunst bedeckte, und seine Hofmusik eine der ersten blieb. Übrigens war seine Lust an Wildschweinsjagd Reigerbeize und mannigfaltiger Waffenübung, worin er wie in allem unermüdet war. Auch übertraf er die Meisten seiner Zeit im Schachspiel, das er nach dem Geist seiner Erfindung mehr wie Verstandsübung als wie Spiel ansah. . . . . .

An den Alten liebte er alles außerordentlich, und verstand nicht nur nebst fünf andern auch die lateinische Sprache wohl, sondern, von seiner Jugendlectür, den Rittergeschichten, unverdorben, ließ er tæglich zwey Stunden die Historien von Rom sich vorlesen. Alexanders erhabenes Bild hatte er unaufhœrlich vor Augen. Denn es war sein hoher Plan, wie dieser an den Persern die Griechen und ihre Götter gerochen, so, wenn einst (was nicht allzuschwer schien) er seine Herrschaft von der Nordsee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländischen Christenheit mit aller Macht von Burgund eine großere Unternehmung, die Befreyung des östlichen Europa von den Türken, auszuführen.

Er hielt prächtigen Hof, strenges Recht, vortreffliche Miliz, und Ordnung der Finanzen. Meist sah man den Herrn glänzend mit großem Gefolge von Fürsten Grafen Herren und Rittern, so daß an Zahl Herrlichkeit und Ordnung des Hofes kein Fürst ihm gleich kam. Bei Feyerlichkeiten trug er ein Kleid welches an Gold und Edelgesteinen über hunderttausend Goldgulden geschätzt wurde. Die Sæle und Capellen waren mit den ausgesuchtesten Tapeten und nie gesehenem Überflusse silberner und goldener Geschirre geziert. Auf achthundert Gulden war der tægliche Aufwand der Tafel berechnet; wovon er selbst nicht viel genoß: aber er hielt für fürstlich Vergnügen und Überfluß um sich zu verbreiten. Nach dem Eßen und nach den Geschäften ließ er sich durch die Kammerjunker belustigen; wie er auch im Felde manchmal den gespannten Geist durch die Einfälle des Jünglings der die Standarte trug sich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freytags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit saß, empfieng er die Bitten und Beschwerden seiner Diener auf das freundlichste; er gab auch allein Jedem Zutritt und (was man bei Fürsten sucht) schnelle Hülfe, oft in der Maße, daß der Kanzler während der Audienz zu rescribieren hatte. Daher, wenn man ausnimmt was wegen besonderer Verhältnisse in Oberelsaß unbestraft blieb, so lang und weit Karl geherrscht, alle Familienfehden und Eigengewalt vornehmer über gemeine Leute aufgehœrt haben, und an den Beamten mißbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Mosel bei dem Nußbaume zu S. Maximin wie er den geringsten Diebstahl unerbittlich schnell bestraft.

Überzeugt von dem Nutzen, seiner von Natur und Alters her tapfern Belgischen und Burgundischen Miliz durch einen in Handgriffen und Wendungen geübten Kriegsfuß Haltung und Muster zu geben, selbst aber gegen fremde List und innern Aufstand gefaßt zu seyn, errichtete er eine Ordonnanz. Acht, nachmals zwölf hundert reisige Kriegsmannen, jeder mit einem Schildknappen und Waffentræger, viertausend Schützen, deren drey Viertheile zu Pferd, zweytausend Pikeniers, bei den Büchsen sechshundert und eben so viele bei den Feldschlangen, war der erste Fuß und Kern, dem nach den Umständen großere oder geringere Abtheilungen der Landmiliz oder Englischer und Italiænischer Hülfs-

völker angeſchloßen wurden. Befehligt wurden ſie von den Großen des Landes; häufig ſchimmerte auf der Hauptleute Bruſt das goldene Vlies; welcher Orden wie nicht viele andere aus ſo alter Zeit den Glanz noch erhält. Es trugen die Kriegsmanne ihren vollen Küraß, die gewaltige Lanze, das breite kurze Schwert, einen Streitkolben, den ſchön prangenden Helm und andere, nur Ungewöhnten ſchwere, übrigens probhaltige Bedeckungswaffen. Zuerſt war das Corps in Rotten getheilt, jede in Decurien. Hierauf bekam eine jede aus hundert Lanzen beſtehende Compagnie, der die Pikeniers und Schützen zugeordnet waren, unter Einem Hauptmann, die Untertheilung in vier Schwadronen, deren jede vier Kammern hatte. Vielfältig wankten die Schöpfer des neuern Kriegsweſens, ob die Bewaffnung und Einrichtung der Phalanx oder der Legion nach dem neuern Gewehr vorzuziehen ſey; bis Kriege in mancherley Ländern große Feldherren belehrten daß nach den Umſtänden die Geſchmeidigkeit letzterer oder die Feſtigkeit jener den Vorzug verdient, und das zu jeder Form geſchickteſte das vollkommenſte Heer ſey. Der Artilleriepark war zu dreyhundert Stücken berechnet; es folgten zweytauſend Wagen mit Pulver Armbruſten Bogen Pfeilen und Piken; tauſend größere, eben ſo viele gemeine Zelte. Vieles bei Belagerungen wurde nach alter Art an Ort und Stelle gebauet. Die mauerfeſt ſtehenden Pikeniers wußten mit geſenkter Pike ſchnell niederzufallen um die von ihnen bedeckten Schützen wie über eine Mauer ſchießen zu laßen. Auf beiden oder von allen Seiten Fronte zu machen, das Viereck, den Keil, die Ründung hatte man von den Alten. Für die Abhärtung und für die Bereithaltung auf jeden Augenblick war geſorgt, und im Ganzen, nebſt verſtändiger Miſchung der Waffen, löblicher Zweck den Schaaren Selbſtgefühl und Gemeingeiſt zu geben. Vergehungen wurden mit empfindlichem Verluſt, nicht leicht auf entehrende Weiſe geſtraft. Vollkommene Unparteylichkeit war vorgeſchrieben, auf daß Gefühl der Gleichheit alle Cameradſchaften gleich feurig für den Fürſten, der ſie ſein Haus nannte, gegen alle ſeine (ihre eigene) Feinde zu höchſter Anſtrengung entflamme. Das Fluchen war verboten: der Soldat muß den Gott ehren, bei dem er ſchwur. Das Würfelſpiel: denn es macht habſüchtig, bringt Haß oder Zorn, macht immer Einen misſmuthig. Bei der Unmöglichkeit kraftvollen Jünglingen ſtrenge Enthaltſamkeit anzugewöhnen, ſtrafte er die, welche ſelbſt in eroberten Städten durch Muthwillen eheliche Bande zerrißen, ließ aber bei jeder Compagnie dreißig Weiber, deren keine eines Einzigen ſeyn durfte, und überſah allerhand Dinge. Wo kein Feind nahe war, geſtattete er wie Cäſar viel. Er liebte ſeine Leute: waren ſie krank oder verwundet, ſo ſorgte er für ſie wie ein Vater. Mit ſo viel größerm Recht war er gegen Treuloſigkeit ſtreng, und forderte im Krieg um ſo ernſthafter von jedem die Pflicht, da täglich er der erſte auf war, die wichtigern Poſten ſelbſt in Augenſchein nahm, der letzte und unausgekleidet ſich dem Schlaf überließ. Da die Ordonnanz eine halbe Million Thaler und jeder Feldzug zwey Millionen Franken Aufwand erforderte, und ſeine Länder, nicht aus Ohnmacht, aber weil ſie es nicht gewohnt waren, murreten, bemühete er ſich die neue Laſt nützlich und möglichſt leicht zu machen. So hart er jeden Aufruhr niederſchlug, ſo nachgebend hörte er Vorſtellungen. Alſo hielt er in ſeinem ganzen Land Ordnung Gerechtigkeit und Ruhe von innen und, wenn er nicht ſelbſt ſie ſich zuzog, auswärtigen Feinden. Was der Kriegsmann

im Quartier zu fordern habe, die Nahrungspreiſe, die unausbleibliche Schuldenzahlung, Alles hatte ſo genau ſeine Beſtimmung, daß wenn Gardeofficiers Unordnung übten oder zuließen, als die Schänder ihrer eigenen Ehre und Mörder der fürſtlichen, als unwürdig unter Ehrenleuten zu erſcheinen und über tapfere Männer zu commandieren, caſſiert wurden. Selbſtaufopferung für Pflicht und Ruhm und für Feſthaltung öffentlicher Ordnung, das iſt militäriſche Ehre.

Karl von Burgund hatte Feuer Muth Arbeitſamkeit Feſtigkeit in allen ſeinen Zeiten. So lang der weiſe Vater in ungeſchwächter Kraft Herr blieb, wich der unbeugſame Sinn der Klugheit, oder wurde gebrochen durch des ehrfurchtgebietenden Fürſten Zorn. Das Glück bei Montl'hery hat Karln (doch nicht bis zu Vergeßenheit ſeiner Pflichten) verblendet. Übermüthig wurde er durch des Herſchens und Siegens Gewohnheit, entfremdete ſich den mit ihm erwachſenen Räthen, hörte Italieniſche Schmeichler, und warf ſich in die teutſchen Händel, die er nicht kannte. Weil ſie nicht glänzten, mochten die Teutſchen verächtlicher ſcheinen. Das Unglück verhärtete ihn; er unterlag ihm nicht, aber er fiel.

Dieſen brachte ſein Schickſal mit Ludewig dem Eilften in ein Gefecht, welches alle Zeit im Frieden am gefährlichſten war. Man ſagte von dem Kœnig daß er im Krieg nur mit Einem Auge ſchlief, im Frieden jederzeit beide offen hielt. Karl ſtrengte Alles an der Erſte zu ſeyn; ſeine Tugenden leuchteten herrlich hervor. Nie verlor der Kœnig ſeinen Zweck weniger aus dem Geſicht als wenn er ihn aufzugeben ſchien, und nachdem er durch viele geheime Mittel die Erreichung ſich mœglichſt geſichert, ſtürzte er den Herzog vornehmlich dadurch, daß er Friede mit ihm hielt.

AUS JOHANN HEINRICH PESTALOZZIS LIENHARD UND GERTRUD.

DER ABEND VOR EINEM FESTTAGE IM HAUSE EINER RECHTSCHAFFENEN MUTTER.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morndrige feſtliche Morgen erfüllten ihr Herz. In ſich ſelbſt geſchloßen und ſtill, bereitete ſie das Nachteßen, nahm ihrem Mann und den Kindern und ſich ſelber ihre Sonntagskleider aus dem Kaſten, und bereitete alles auf Morgen, damit denn am heiligen Tage ſie nichts mehr zerſtreue. Und da ſie ihre Geſchäfte vollendet hatte, ſetzte ſie ſich mit ihren Lieben an Tiſch um mit ihnen zu beten.

Das war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetſtunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich ſeyn konnten, ans Herz zu legen.

Und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche, und wollte diesen Vorfall so gut ihr möglich war den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe.

Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete mit ihnen.

»Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel beßer ist als an dem, was er sonst thun muß. Kinder! wir dürfen hoffen daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden.

Danket, Kinder, dem lieben Gott daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit wo ich euch jeden Mundvoll Brot mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte: aber der liebe Gott im Himmel wußte schon daß er helfen wollte, und daß es beßer für euch sey, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Überwindung der Gelüste gezogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes, und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch so lang ihr leben werdet, Kinder, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen die wir hatten; und wenn es jetzt beßer geht, Kinder, so denkt an die, so Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergeßet nie wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mundvoll Überflüßiges habt, es ihm gern gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gern thun?«

»O ja, Mutter! gewiss gern!« sagten alle Kinder.

DIE FREUDEN DER GEBETSTUNDE.

Mutter. Niclas! wen kennst du der am meisten Hunger leiden muß?

Niclas. Mutter, den Rudeli: du warst gestern bei seinem Vater. Der muß schier Hunger sterben: er ißet Gras ab dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrot geben?

Niclas. O ja, Mutter! darf ich gerad morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niclas. Das freut mich.

Mutter. Und du, Lise! wem wolltest du dann und wann dein Abendbrot geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade wem ichs am liebsten gäbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freylich, Mutter!

Mutter. Warum weist du denn nicht wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise!

Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Lise. Des Reutimarxen Beteli. Ich sah es heute auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel herausfuchen.

Niclas. Ja, Mutter! ich sah es auch, und suchte in allen meinen Säcken: aber ich fand keinen Mundvoll Brot mehr. Hätte ichs nur auch eine Viertelstunde länger gespart!

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder; und so hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben sollten.

Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen; dann sagte sie zu ihnen »Kinder! es ist jetzt genug hievon: Denket jetzt auch daran, wie unser gnädiger Herr euch so schöne Geschenke gemacht hat.«

«Ja unſere ſchœnen Batzen! Willſt du ſie uns doch zeigen, Mutter?» ſagten die Kinder.

«Hernach, nach dem Beten» ſagte die Mutter. Die Kinder jauchzeten vor Freuden.

DIE ERNSTHAFTIGKEIT DER GEBETSTUNDE.

«Ihr lärmet, Kinder!» ſagte die Mutter. «Wenn euch etwas Gutes begegnet, ſo denket doch bei allem an Gott, der uns alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder, ſo werdet ihr in keiner Freude wild und ungeſtüm ſeyn. Ich bin gern ſelber mit euch frœhlich, ihr Lieben: aber wenn man in Freude und Leid ungeſtüm und beftig iſt, ſo verliert man die ſtille Gleichmüthigkeit und Ruhe ſeines Herzens. Und wenn der Menſch kein ſtilles ruhiges und heiteres Herz hat, ſo iſt ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetſtunde des Abends und Morgens iſt dafür, daß ihr das nie vergeßet. Denn wenn der Menſch Gott danket oder betet, ſo iſt er in ſeinen Freuden nie ausgelaßen und in ſeinen Sorgen nie ohne Troſt. Aber darum, Kinder, muß der Menſch beſonders in ſeiner Gebetſtunde ſuchen ruhig und heiter zu ſeyn. Sehet, Kinder! wenn ihr dem Vater recht danket für etwas, ſo jauchzet und lärmet ihr nicht: ihr fallet ihm ſtill und mit wenig Worten um den Hals; und wenns euch recht zu Herzen gehet, ſo ſteigen euch Thrænen in die Augen. Sehet, Kinder! ſo iſts auch gegen Gott. Wenns euch recht freuet, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen iſt zu danken, ſo machet ihr gewiſs nicht viel Geſchreyes und Geredes: aber Thrænen kommen euch in die Augen daß der Vater im Himmel ſo gut iſt. Sehet, Kinder! dafür iſt alles Beten, daß einem das Herz im Leib gegen Gott und Menſchen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, ſo thut man auch recht, und wird Gott und Menſchen lieb in ſeinem ganzen Leben.»

Niclas. Auch dem gnædigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir recht thun, ſagteſt da geſtern.

Mutter. Ja, Kinder! es iſt ein recht guter und frommer Herr. Gott lohne ihm alles was er an uns thut. Wenn du ihm einſt nur recht lieb wirſt, Niclas!

Niclas. Ich will ihm thun was er will; wie dir und dem Vater will ich ihm thun was er will, weil er ſo gut iſt.

Mutter. Das iſt brav, Niclas! Denk nur immer ſo, ſo wirſt du ihm gewiſs lieb werden.

Niclas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte.

Mutter. Was wollteſt du mit ihm reden?

Niclas. Ich wollte ihm danken für den ſchœnen Batzen.

Anneli. Dürfteſt du ihm danken?

Niclas. Warum das nicht?

Anneli. Ich dürfts nicht.

Life. Ich auch nicht.

Mutter. Warum dürftet ihr das nicht, Kinder?

Life. Ich müßte lachen —

Mutter. Was lachen, Life? und noch voraus ſagen daß du nicht anders als läppiſch thun könnteſt! Wenn du nicht viel Thorheiten im Kopf hätteſt, es könnte dir an ſo etwas kein Sinn kommen.

Anneli. Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten.

Mutter. Er würde dich bei der Hand nehmen, Anneli, und würde auf dich herab lächeln, wie der Vater wenn er recht gut mit dir iſt. Dann würdeſt du dich doch nicht mehr fürchten, Anneli?

Anneli. Nein, dann nicht.

Jonas. Und ich dann auch nicht.

So ein Unterricht wird verſtanden und geht ans Herz: aber es giebt ihn eine Mutter.

Mutter. Aber, ihr Lieben! wie iſts in dieſer Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder ſehen eines das andere an, und ſchweigen.

Mutter. Anneli! thateſt du recht in dieſer Woche?

Anneli. Nein, Mutter! du weiſt es wohl mit dem Brüderlein.

Mutter. Anneli! es hätte dem Kind etwas begegnen können: es ſind ſchon Kinder die man ſo allein gelaßen hat erſtickt. Und über das, denk nur, wie's dir wære, wenn man dich in eine Kammer einſperrte, und dich da hungern und dürſten und ſchreyen ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig, und ſchreyen, wenn man ſie lang ohne Hülfe läßt, ſo entſetzlich, daß ſie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli! ſo dörfte ich, weiß Gott! keinen Augenblick mehr ruhig vom Hauſe weg, wenn ich fürchten müßte, du hätteſt zu dem Kind nicht recht Sorge.

Anneli. Glaube mirs doch, Mutter! ich will gewiſs nicht mehr von ihm weggehn.

Mutter. Ich wills zum lieben Gott hoffen, du werdeſt mich nicht mehr ſo in Schrecken ſetzen.

Und, Niclas! wie iſts dir in dieſer Woche gegangen?

Niclas. Ich weiß nichts Bœſes.

Mutter. Denkſt du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grüteli umgeſtoßen haſt?

Niclas. Ich habs nicht mit Fleiß gethan, Mutter!

Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hätteſt! Schæmeſt du dich nicht das zu ſagen?

Niclas. Es iſt mir leid; ich wills nicht mehr thun, Mutter!

Mutter. Wenn du einmal groß ſeyn und ſo wie jetzt nicht Achtung geben wirſt was um und an dir iſt, ſo wirſt du es mit deinen großen Schaden lernen müßen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtſamen immer in Händel und Streit; und ſo muß ich fürchten, mein lieber Niclas, daß du dir mit deinem unbedachtſamen Weſen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdeſt.

Niclas. Ich will gewiſs Acht geben, Mutter.

Mutter. Thue es doch, mein Lieber, und glaub mir, dieſes unbedachtſame Weſen wird dich gewiſs unglücklich machen.

Niclas. Liebe liebe Mutter! ich weiß es, und ich glaub' es, und ich will gewiſs Acht geben.

Mutter. Und du, Life! wie haſt du dich in dieſer Woche aufgeführt?

Life. Ich weiß einmal nichts anders dieſe Woche, Mutter!

Mutter. Gewiſs nicht?

Life. Nein einmal, Mutter, ſo viel ich mich beſinne: ich wollte es ſonſt gern ſagen, Mutter!

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weiſt, mit ſo viel Worten antworteſt als ein anders, wenn es recht viel zu ſagen hat!

Life. Was habe ich jetzt denn auch geſagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es iſt das, was wir dir tauſendmal ſchon ſagten: du ſeyſt nicht beſcheiden, du beſinneſt dich über nichts was du reden ſollſt, und müßeſt doch immer geredt haben. Was hatteſt du gerad vorgeſtern dem Untervogt zu ſagen, du wißeſt daß Arner bald kommen werde?

Life. Es iſt mir leid, Mutter!

Mutter. Wir habens dir ſchon ſo oft geſagt, daß du nicht in alles was dich nicht angeht reden ſollſt, inſonderheit vor fremden Leuten; und doch thuſt du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte ſagen

dürfen, daß er es schon wiße, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwätze gehabt hätte?

Lise. Es würde mir sehr leid seyn: aber weder du noch er haben doch kein Wort gesagt daß es Niemand wißen soll.

Mutter. Ja, ich wills dem Vater sagen, wenn er heim kömmt, wir müßen so zu allen Worten die wir in der Stube reden allemal hinzusetzen »Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn, und beim Brunnen erzählen: aber das nicht, und das nicht, und das wieder«: so weist du denn recht ordentlich und richtig wovon du plappern darfst.

Lise. Verzeih mir doch, Mutter! ich meinte es auch nicht so.

Mutter. Man hat es dir für ein und allemal gesagt, daß du in nichts was dich nicht angeht plandern sollst: aber es ist vergeblich. Der Fehler ist dir nicht abzugewöhnen als mit Ernst, und das erstemal daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Ruthe abstrafen.

Die Thränen schoßen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redte. Die Mutter sah es, und sagte zu ihr »Lise! die gröesten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt seyn.«

So redte die Mutter mit Allen, sogar mit dem kleinen Grütli: »Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fodern: sonst laß' ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem Andern.«

Nach allem diesem beteten die Kinder ihre gewohnten Abendgebete, und nach denselben das Samstagsgebet das Gertrud sie gelehrt hatte. Es lautet also:

EIN SAMSTAGABENDGEBET.

»Lieber Vater im Himmel! Du bist immer gut mit den Menschen auf Erden, und auch mit uns bist du immer gut, und giebst uns alles was wir nœthig haben. Ja, du giebst uns Gutes zum Überfluß. Alles kömmt von dir: das Brot und alles was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben, alles giebst du ihnen, und sie geben es uns gern. Sie freuen sich über alles was sie uns thun und geben können, und sagen uns, wir sollen es dir danken, daß sie so gut mit uns sind; sie sagen uns, wenn sie dich nicht kennten, und du ihnen nicht lieb wæreſt, so wæren auch wir ihnen nicht so lieb, und sie würden, wenn sie dich nicht kennten und liebten, uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie sagen uns ferner daß wir es dem Heiland der Menschen danken sollen, daß sie dich, himmlischer Vater, erkennen und lieben, und daß alle Menschen welche diesen lieben Heiland nicht kennen und lieben, und nicht allem guten Rathe folgen den er den Menschen auf Erden gegeben hat, auch dich, himmlischer Vater, nicht so lieben und ihre Kinder nicht so fromm und sorgfältig erziehen als die, so dem Heiland der Welt glauben. Unser lieber Vater und die liebe Mutter erzählen uns immer viel von diesem lieben Jesus, wie er es so gut mit den Menschen auf Erden gemeint; wie er, damit er alles thue was er könne die Menschen zeitlich und ewig glücklich zu machen, sein Leben in tausendfachem Elend zugebracht habe, und wie er endlich am Kreuze gestorben sey; wie ihn Gott wieder vom Tode auferweckt habe, und wie er jetzt in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Thr ne Gottes seines Vaters lebe, und noch jetzt alle Menschen auf Erden gleich liebe

und ſuche glücklich und ſelig zu machen. Es geht uns allemal ans Herz, wenn wir von dieſem lieben Jeſus hœren: wenn wir nur auch lernen ſo leben, daß wir ihm lieb werden, und daß wir einſt zu ihm kommen in den Himmel!

Lieber Vater im Himmel! Wir arme Kinder, die wir hier beiſammen ſitzen und beten, ſind Brüder und Schweſtern: dárum wollen wir immer recht gut mit einander ſeyn, und einander nie nichts zu Leid thun, ſondern alles Gute was wir können und mœgen. Zu den Kleinen wollen wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brote nachgehen können: das iſt das einzige ſo wir ihnen thun können für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben die ſie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel, alles was ſie an uns thun, und laß uns ihnen in allem was ſie wollen folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis ans Ende ihres Lebens, da du ſie von uns nehmen und belohnen wirſt für ihre Treue, die ſie uns werden erwieſen haben.

Lieber himmliſcher Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jeſu Chriſti, und auch alles deſſen, was uns unſer Vater und unſere Mutter und alle Menſchen Gutes thun, recht eingedenk ſeyn! damit wir gegen Gott und Menſchen dankbar werden und gehorſam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unſer Leben lang.'

Hier mußte Niclas inne halten. Dann ſprach Gertrud allemal nach den Vorfällen der Woche das Weitere vor.

Heute ſagte ſie ihnen «Wir danken dir, himmliſcher Vater, daß du unſern lieben Eltern in dieſer Woche die ſchweren Sorgen für ihr Brot und für ihre Haushaltung erleichtert, und dem Vater einen guten eintræglichen Verdienſt geziget haſt. Wir danken dir daß unſere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unſer Schutz, unſer Troſt und unſere Hülfe in allem Elend und in aller Noth iſt. Wir danken dir für die Gutthat unſers gnædigen Herrn. Wir wollen, wills Gott, aufwachſen, wie zu deiner Ehre, alſo auch zu ſeinem Dienſt und Wohlgefallen: denn er iſt uns wie ein treuer Vater.'

Hierauf ſprach ſie der Liſe vor «Verzeih mir, o mein Gott! meine alte Unart, und lehre mich meine Zunge im Zaum halten, ſchweigen wo ich nicht reden ſoll, und behutſam und bedächtlich antworten wo man mich fraget.'

Sodann ſpricht ſie dem Niclas vor «Bewahre mich, Vater im Himmel, doch in Zukunft vor meinem haſtigen Weſen, und lehre mich mich auch in Acht nehmen, was ich mache, und wer um und an mich ſey.'

Dann dem Anneli «Es iſt mir leid, mein lieber Gott, daß ich mein Brüderlein ſo leichtſinnig verlaßen, und damit die liebe Mutter ſo in Schrecken geſetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott!'

Und nachdem die Mutter allen Kindern ſo vorgeſprochen hatte, betete ſie ferner «Herr erhœre uns! Vater, verzeih uns! Jeſus, erbarm dich unſer!'

Dann betete Niclas das heilige Vaterunſer. Und dann Enne «Behüt mir, Gott, den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geſchwiſter, auch unſern lieben gnædigen Herrn von Arnheim, und alle guten lieben Menſchen auf Erden!'

Und dann die Liſe «Das walt Gott, der Vater! der Sohn! und der heilige Geiſt!'

Und dann die Mutter «Nun Gott ſey mit euch! Gott erhalte euch! Der Herr laße ſein heiliges Angeſicht über euch leuchten, und ſey euch gnædig!'

Eine Weile noch ſaßen die Kinder und die Mutter in der ernſten Stille, die ein wahres Gebet allen Menſchen einflößen muß.

NOCH MEHR MUTTERLEHREN. REINE ANDACHT UND EMPORHEBUNG DER SEELE ZU GOTT.

Life unterbrach dieſe Stille: «Du zeigeſt uns jetzt die neuen Batzen» ſagte ſie zur Mutter. «Ja, ich will ſie euch zeigen» antwortete die Mutter. «Aber, Life! du biſt immer das, ſo zuerſt redet.»

Niclas juckt jetzt vom Ort auf wo er ſaß, drängt ſich hinter dem Grütli hervor, daß er näher beim Licht ſey um die Batzen zu ſehen, und ſtößt denn das Kleine, daß es laut weint.

Da ſagte die Mutter «Niclas! es iſt nicht recht: in eben der Viertelſtunde verſprachſt du ſorgfältiger zu ſeyn, und jetzt thuſt du das.»

Niclas. Ach Mutter! es iſt mir leid: ich wills in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das ſagteſt du eben jetzt zu deinem lieben Gott, und thatſt es wieder: es iſt dir nicht Ernſt.

Niclas. Ach ja, Mutter! es iſt mir gewiſs Ernſt. Verzeih mir! es iſt mir gewiſs Ernſt und recht leid.

Mutter. Mir auch, du Lieber! Aber du denkſt nicht daran, wenn ich dich nicht abſtrafe. Du muſt jetzt ungeßen ins Bett.

Sie ſagts, und führt den Knaben von den andern Kindern weg in ſeine Kammer. Seine Geſchwiſter ſtanden alle traurig in der Stube umher: es that ihnen weh, daß der liebe Niclas nicht zu Nacht eßen mußte.

«Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten laßen wollt, Kinder!» ſagte ihnen die Mutter.

«Laß ihn doch dießmal wieder heraus!» ſagten die Kinder.

«Nein, meine Lieben! Seine Unvorſichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden» antwortete die Mutter.

«So wollen wir jetzt die Batzen nicht ſehen bis morgen: er ſieht ſie denn mit uns» ſagte Enne.

Und die Mutter «Das iſt recht, Enne! Ja, er muß ſie alsdann mit euch ſehen.»

Jetzt gab ſie noch den Kindern ihr Nachteßen, und gieng dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niclas noch weinte.

«Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber lieber Niclas!» ſagt ihm die Mutter.

Und Niclas «Verzeih mirs doch, meine liebe liebe Mutter! Verzeih mirs doch, und küſſe mich! ich will gern nicht zu Nacht eßen.»

Da küſte Gertrud ihren Niclas, und eine heiße Thräne floß auf ſein Antlitz, als ſie ihm ſagte «O Niclas! Niclas! werde bedachtſam!» Niclas mit beiden Händen umſchlingt den Hals der Mutter und ſagt «O Mutter! Mutter! verzeih mir!»

Gertrud ſegnete noch ihre Kinder, und gieng wieder in ihre Stube.

Jetzt war ſie ganz allein. Eine kleine Lampe leuchtete nur noch ſchwach in der Stube, und ihr Herz war feyerlich ſtill, und ihre Stille war ein Gebet, das unausſprechlich ohne Worte ihr Innerſtes bewegte. Empfindung von Gott und von ſeiner Güte, Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens und von der innern Glückſeligkeit der Menſchen die auf Gott im Himmel trauen und bauen: alles dieſes bewegte ihr Herz, daß ſie hinſank auf ihre Knie, und ein Strom von Thränen floß ihre Wangen herunter.

Schön iſt die Thräne des Kinds, wenn es, von der Wohlthat des Vaters gerührt, ſchluchzend zurückſieht, ſeine Wangen trock-

net, und ſich erholen muß, ehe es den Dank ſeines Herzens ſtammeln kann.

Schön ſind die Thränen des Niclas, die er in dieſer Stunde weint daß er die gute Mutter erzürnet hat, die ihm ſo lieb iſt.

Schön ſind die Thränen des Menſchen alle die er alſo aus gutem Kinderherzen weint. Der Herr im Himmel ſieht herab auf das Schluchzen ſeines Danks und auf die Thränen ſeiner Augen, wenn er ihn lieb hat.

Der Herr im Himmel ſah die Thränen der Gertrud, und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Danks war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lang vor dem Herren ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heim kam.

«Warum weineſt du, Gertrud? Deine Augen ſind roth und naß. Warum weineſt du heute, Gertrud?» fragte ſie Lienhard.

Gertrud antwortete «Mein Lieber! es ſind keine Thränen des Kummers: fürchte dich nicht! Ich wollte Gott danken für dieſe Woche: da ward mir das Herz zu voll: ich mußte hinſinken auf meine Knie; ich konnte nicht reden, ich mußte nur weinen: aber es war mir, ich habe in meinem Leben Gott nie ſo gedankt.»

«Du Liebe!» antwortete Lienhard; «wenn ich nur auch mein Herz wie du ſo ſchnell emporheben und zu Thränen bringen könnte! Es iſt mir jetzt auch gewiſs Ernſt, recht zu thun, und gegen Gott und Menſchen redlich und dankbar zu ſeyn: aber es wird mir nie ſo, daß ich auf meine Knie fallen und Thränen vergießen möchte.

Gertrud. Wenns dir nur Ernſt iſt, recht zu thun, ſo iſt alles andre gleich viel. Der Eine hat eine ſchwache Stimme, und der Andre eine ſtarke: daran liegt nichts. Nur wozu ſie ein Jeder braucht, darauf kömmts allein an. Mein Lieber! Thränen ſind nichts, und Kniefallen iſt nichts: aber der Entſchluſs gegen Gott und Menſchen redlich und dankbar zu ſeyn, das iſt alles. Daß der eine Menſch weichmüthig, und daß der andre es weniger iſt, das iſt eben ſo viel, als daß der eine Wurm ſchwerfälliger und der andre leichter in dem Staube daherſchleicht. Wenn es dir nur Ernſt iſt, mein Lieber, ſo wirſt du ihn finden, ihn der aller Menſchen Vater iſt.

Lienhard ſenkt mit einer Thräne im Aug ſein Haupt auf ihren Schooß, und ſie hält ihr Angeſicht in ſtiller Wehmuth über das ſeine.

Sie bleiben eine Weile in dieſer Stellung ſtill, ſtaunen, und ſchweigen.

Endlich ſagte Gertrud zu ihm «Willſt du nicht zu Nacht eſſen?»

«Ich mag nicht» antwortet er. «Mein Herz iſt zu voll: ich könnte jetzt nicht eſſen.»

«Ich mag auch nicht, mein Lieber!» erwiederte ſie; «aber weiſt du was wir thun wollen? Ich trage das Eſſen zu dem armen Rudi: ſeine Mutter iſt heute geſtorben.»

AUS JOHANN JACOB ENGELS PHILOSOPHEN FÜR DIE WELT.

VI. TOBIAS WITT.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen als mancher der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr practisches, und das Besonderste an ihnen war daß ihrer je zwey und zwey zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. «Ei!» fing der alte Witt an und schmunzelte; «wär' ich denn wirklich so klug?»

«Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde» —

«Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.»

«Was? wie es die Narren machen?»

«Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen wie die.»

«Als zum Exempel?»

«Als zum Exempel, Herr Till, so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmeticus, ein dürres grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst: in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?»

«Wie? Einen tiefsinnigen Kopf.»

«Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! Huy, dacht' ich da bei mir selbst (denn der Titel stand mir nicht an), wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht: sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfuy! sprich du lieber mit Andern! Nun was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht?»

«Ei ja wohl! allerdings!»

«Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till, wie meint Er wohl daß die Leute den wieder hießen?»

«Einen luftigen Kopf?»

«Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. Huy, dacht' ich da wieder, das ist doch drollicht! Wie mußt du's denn machen um klug zu heißen? Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. Sieht Er, Herr Till? so hab' ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.»

Ein andermal beſuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar ſehr über ſein Unglück klagte. «Ei was?» fing der alte Witt an und ſchüttelte ihn; «Er muß das Glück nur ſuchen, Herr Flau; Er muß darnach aus ſeyn.»

«Das bin ich ja lange: aber was hilfts? Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hauſe.»

«Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber ſich nur hübſch in Acht nehmen wie Er's Geſicht trægt.»

«Was? Wie ich's Geſicht trage?»

«Ja, Herr Flau! wie Er's Geſicht trægt. Ich wills Ihm erklæren. Als da mein Nachbar zur Linken ſein Haus baute, ſo lag einſt die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unſer Bürgermeiſter gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte mit vor ſich geworfnen Armen ins Gelag hinein, und hielt den Nacken ſo ſteif, daß die Naſe mit den Wolken ſo ziemlich gleich war. Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. Was will ich nun damit ſagen, lieber Herr Flau?»

«Ei! die alte Lehre: Du ſollſt die Naſe nicht allzuhoch tragen.»

«Ja, ſieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verſe oder Hausſorgen im Kopfe haben: denn er ſchlich ganz trübſinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinſinken wollte. Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. Merkt Er nun wohl was ich meine, Herr Flau? wie man's Geſicht tragen muß?»

«Sie meinen, ſo hübſch in der Mitte.»

«Ja freylich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu ſcheu in den Erdboden ſieht. Wenn man ſo die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, ſo kommt man in der Welt ſchon vorwärts, und mit dem Unglück hat ſo leicht nichts zu ſagen.»

Noch ein andermal beſuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills: der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. «Viel» fing er an «wird dabei nicht heraus kommen: das ſeh' ich vorher; aber es rennt mir ſo von ſelbſt in die Hände: da will ichs doch mitnehmen.»

Dieſer Ton ſtand dem Herrn Witt gar nicht an. «Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?»

«Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thælerchen etwa.»

«Wenns nicht mehr iſt, die will ich Ihm geben. Recht gern! Und damit er ſieht daß ich Ihm gut bin, ſo will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern ſeine tauſend Reichsthaler werth iſt. Er kann reich damit werden.»

«Aber wie, lieber Herr Witt? obendrein?»

«Es iſt nichts: es iſt ein bloßes Hiſtorchen. Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliches Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte ſich eine einzige Redensart angewöhnt: die bracht' ihn zum Thore hinaus.»

«Ei das wære! Die hieß?»

«Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſtehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thælerchen etwa. Was will das machen? Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch

bei dem Bankerutte verloren? Ach was? ſagte er wieder. Es iſt der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. Er faß in ſchœnen Umſtänden, der Mann: aber wie geſagt: die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

«Ich? Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.»

«Ja recht! Mein Gedächtniſs verläßt mich. Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt Ihm dazu?»

«Ei ums Himmels willen! Die möcht' ich wißen. Die hieß?

«Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſtehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! Und da ſah man wie ihm das Herz im Leibe lachte. Ganzer hundert Reichsthaler! Oder wenn man ihn anredte: Was iſt Ihnen? Warum ſo mürriſch, Herr Tomm? Ach! ſagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler! Er hatte klein angefangen, der Mann: aber wie geſagt: das ganze Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Nun, Herr Wills? welche Redensart gefällt Ihm nun beßer?»

«Ei, das verſteht ſich: die letzte.»

«Aber — ſo ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er ſagte auch: Viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer ſprechen mœgen wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. Ich, Herr Wills, der ich zwiſchen beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da ſprech' ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.»

«Nein, bei meiner Seele! ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.»

«Er wollte alſo —?»

«Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!»

«Sieht Er, Herr Wills? Er wird ſchon werden. Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, ſo muß man ſprechen wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, ſo muß man ſprechen wie der Herr Grell.»

XXI. AN HERRN Z***.

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der ſehr verzeihlich iſt: denn gewiſſermaßen hat ihn Socrates ſelbſt begangen. Sie wollen die Dichtkunſt ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtſchaffener Geſinnungen einſchränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Socrates nicht beging: Sie wollen auch daß man das, was Sie für den hœchſten Zweck der Dichtkunſt halten, in der eignen Theorie derſelben zum Grundſatz mache. Sehen Sie hier die Urſachen, warum ich in beiden Puncten von Ihnen abgehe.

Das dichteriſche Talent, wie Sie wißen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber wollen, der æſthetiſchen Seelenkräfte. Die Gabe ſich das Abweſende gegenwärtig zu machen, mit bloß mœglichen Vorſtellungen ſich ſo zu täuſchen, als ob ſie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von allem

was die Neigungen des menſchlichen Herzens intereſſieren kann gerührt zu werden: mit einem Worte, Phantaſie, Fictionsvermœgen, Witz, empfindliches Herz machen den Dichter. Die Schœnheiten, die das Genie vermittelſt dieſer Kräfte hervorbringt, kœnnen den Leſer nicht beſchäftigen, nicht ergœtzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte ſeiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekœmen. In der geiſtigen Welt herſcht eben das geheime Verſtändniſs unter den Kräften, das in der phyſiſchen herſcht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, ſobald die eine im Spiel iſt; alle gerathen in Unruhe, in Thœtigkeit; und wie nichts in der Natur plœtzlich aufhœrt ohne Folgen zurückzulaßen, ſo iſt auch keine ſolcher Uebungen fruchtlos für dieſe Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geiſtigen wie in der phyſiſchen Welt, zur Erhœhung der Kraft; jede neue Äußerung macht zu künftigen Äußerungen der Thœtigkeit geſchickter. Nicht genug alſo, wenn wir bei der lebendigen Schilderung eines Dichters unſre Phantaſie erhoben fühlen, daß wir nun um dieſes eine Gemælde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geſchwindigkeit ſeines Witzes folgen, daß wir nun dieſes eine von ihm bemerkte Verhältniſs von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von ſeinen Empfindungen zur innigſten Theilnehmung hingerißen worden, daß wir nun mit dieſem einen Gefühle ſympathiſiert haben: unſre ganze Phantaſie iſt nun lebhafter, unſer ganzer Witz iſt nun ſchneller, unſer ganzes Herz iſt nun weicher geworden. Nicht nur dieß eine Mal haben die ähnlichen Kräfte unſrer Seele mitgewirkt: auch zu künftigem Wirken haben ſie mehr Fæhigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darin nun, liebſter Freund, würde ich den wahren, den hœchſten Endzweck der Dichtkunſt ſuchen. Unſre Glückſeligkeit, wie wir alle einig ſind, liegt in der Vollkommenheit unſrer Natur; unſre Natur beſteht in allen uns anerſchaffenen Kräften: und wer alſo die eine oder die andre erhœht, es ſey welche es wolle, der hat zu unſrer Vollkommenheit, zu unſrer Glückſeligkeit beigetragen. Es iſt eine irrige Vorſtellungsart, wenn man ſich die Beluſtigung die ein Gedicht giebt, entweder bloß als ſchædlich oder bloß als Beluſtigung, ohne Einfluß aufs Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freylich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wahre Vorſchrift für die Anwendung der dichteriſchen Talente! Es iſt nicht nothwendig, daß der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtſchaffner Geſinnungen arbeite: das ſittliche Gefühl iſt nicht das einzige Vermœgen der Seele das er vervollkommen kann und vervollkommen ſoll: es gehœrt nur mit in die Reihe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhœht ſeyn wollen, und die Uebung der einen Kraft ſchließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in ſich. Aber ſo wie am Körper der eine Sinn der edlere hœhere iſt, der dem Geiſte reichere und mannigfaltigere Ideen zuführt; ſo wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; ſo wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenſtände kœnnen gerichtet, zu falſchen Wirkungen, die ſie nicht haben ſollten, kœnnen verwœhnt werden: eben ſo iſt in der Seele die eine Kraft die edlere hœhere ſchætzbarere; eben ſo läßt ſich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern ſtärken; eben ſo kœnnen die Kräfte der Seele an den unrechten

Gegenſtänden geübt, zu falſchen Wirkungen, die ſie nicht haben ſollten, verſtimmt werden. Und ſo wie man in Anſehung des Körpers mehr den Sinn des Gehörs als den Sinn des Geſchmacks ſchärfen, nicht um den Geruch zu ergötzen das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen ſoll: eben ſo ſoll man in Anſehung der Seele zur Unterſtützung ihrer edelſten und höchſten Kräfte am liebſten wirken, nicht die untern gegen die höhern empören, nicht den Kräften eine Richtung geben die wider die Abſichten der Natur iſt. Der Dichter ſoll zwar die Einbildungskraft ſtärken, aber nicht ſo, daß er die Vernunft zerrütte; er ſoll den Witz ſchärfen, aber nicht ſo, daß die geſelligen Tugenden leiden; er ſoll die Liebe beſingen, aber nicht ſo, daß wir ihren Ausſchweifungen oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beifall geben.

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundſatz hoffentlich gelten laßen: denn eigentlich iſt er nichts als der erweiterte und verbeßerte Ihrige; aber bei der Anwendung auf einzelne Fälle möchten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieſer Anwendung, däucht mir, iſt Socrates, oder wenn Sie lieber wollen, Platon zu weit gegangen. Zwar was die griechiſche Mythologie betrifft, ſo hatte er für ſie einen Geſichtspunct der heutiges Tages wegfällt: denn was jetzt zur bloßen poetiſchen Fiction geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks; und manche Vorſtellungsart konnte alſo zu jener Zeit einen Einfluß haben den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein auch in Anſehung des Sittlichen ſcheint mir Platon hie und da vor Irrlichtern zu warnen die bloß in ſeiner Einbildung ſchweben; er ſcheint mir zu oft das Unmoraliſche des Gegenſtandes mit dem Unmoraliſchen der Schilderung zu verwechſeln. Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, ſondern nur die Regel beſtimmen; und da wir dieſe bereits gefunden haben, ſo fragt ſich nur noch wo wir ſie hinſetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunſt ſelbſt, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wißen, richtet ihren Blick nicht bloß auf einige, ſondern auf alle Kräfte unſrer Natur; ſie betrachtet jede in dem Verhältniſs, worin ſie zur Vollkommenheit unſers ganzen Weſens ſteht, und ſucht ſie alle in diejenige Harmonie zu ſtimmen, von der unſre Glückſeligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunſt hat einen weit engern Umfang: denn da die Dichtkunſt ſelbſt nur auf die untern oder æſthetiſchen Kräfte der Seele wirkt, ſo kann auch jene Theorie nur auf dieſe Kräfte Rückſicht nehmen. Der Gegenſtand derſelben iſt die ſinnliche Vollkommenheit oder die Schönheit: alſo bloß dieſe, inſoferne ſie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunſt iſt, erreicht werden kann, iſt der eigentliche Gegenſtand der Poetik. Will dieſe Wißenſchaft auf mehr als auf Schönheit, will ſie auf Vollkommenheit dringen die nicht fürs Anſchauen kommt, nicht fürs Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieſes Kunſtwort erlauben wollen, die nicht Phænomen iſt: ſo vergißt ſie ihrer eigentlichen Beſtimmung, und verirrt ſich aus ihren Grenzen.

Es iſt mit dem Poetiſchguten wie mit dem Poetiſchwahren beſchaffen: die Vernunft, die ins Innre und auf die Folgen ſieht, ſchätzt es nach einem ganz andern Maaßſtabe als die ſinnliche Erkenntniſs. Was bekümmerts den Dichter, der bloß für die Einbildungskraft ſchreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft nach einer philoſophiſchen Analyſe der Begriffe die Dinge ganz anders erſcheinen, als ſie ſich jener

mahlen? Was fragt er nach Widerſprüchen die es nicht unmittelbar für die ſinnliche Erkenntniſs ſind, ſondern erſt durch mühſames Überdenken und Entwickeln herausgebracht werden? Es mag ſeyn, daß jenes goldene Zeitalter, worein ſich der Dichter verſetzt, nicht vorhanden, nicht einmal mœglich war; daß ſich bei einer ſo einfachen und bedürfniſsfreyen Lebensart, in ſo kleinen und eingeſchränkten Geſellſchaften die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen nicht zu ſo einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unſre Phantaſie täuſchen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen rühren ergötzen wollte? Hat er den Widerſpruch zu verbergen gewußt; iſt er ſeiner Vorausſetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die Geſtalt der Wahrheit gegeben: ſo hat er alles gethan was die Geſetze ſeiner Kunſt von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben: wider die Dichtkunſt hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem æſthetiſchen Wahren auf das æſthetiſche Gute! Die Dichtkunſt fordert weiter nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moraliſche Gefühl beleidige, oder daß er ſich vor dem Gegentheil des ſittlichen Schœnen hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichteriſchen Schœnen iſt. Um die innre ſittliche Güte iſt ſie eben ſo unbekümmert als um die innre logiſche Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenſchaften ſtreiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag ſie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als ſchwärmeriſch, als leichtſinnig verwerfen; mag ſie doch die Charactere Geſinnungen Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiß, als falſch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunſt an, die allein mit Schœnen ſieht? allein mit der Empfindung zu thun hat? die zufrieden ſeyn muß wenn der Mangel der ſittlichen Güte des Werks nur nicht Phænomen wird, nur nicht in fühlbare ſittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter: wer ihn verklagen will, muß ſich nicht an den Richterſtuhl der Kritik, er muß ſich an den höhern Richterſtuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem ſo iſt, liebſter Freund, ſo kann der Grundſatz daß der Dichter zur Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten ſoll, unmœglich in die eigene Theorie der Dichtkunſt kommen. Er würde ohne alle Verbindung, nicht als Erkenntnisgrund, ſondern als bloße unfruchtbare Maxime da ſtehn; nicht im Werke ſelbſt, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ohngefähr wie in der Kriegskunſt die nicht weniger wichtige Maxime da ſtehen würde, daß kein Staat den andern bekriegen ſoll als zur Vertheidigung ſeiner Rechte und zum Schutz ſeiner Unterthanen. Der gerechte Krieg wird nicht anders als wie der ungerechte geführt: alle kriegeriſchen Evolutionen geſchehen hier wie dort, und dort wie hier; und wenn Folard entſcheiden ſoll, ſo iſt immer Cæſar der ungleich größere Held als Pompejus, obgleich jener ſein Vaterland umzuſtürzen, dieſer es aufrecht zu halten ſucht. Eben alſo wird das ſittliche Gedicht nicht anders als wie das unſittliche geſchrieben; und wenn es bloß auf den Ausſpruch eines kritiſchen Ariſtarchs beruht, ſo iſt immer Voltaire der unendlich beßere Dichter, als Racine der Sohn iſt.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringſte von ihrer Wahrheit oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebſter Freund. Denn was für die

Kriegskunst kein Grundsatz ist, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunst keiner ist, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

In theoretischen Wißenschaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt wie sie sind, macht man häufig Absonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit selbst nicht hinübertragen kann ohne in Irrthümer zu fallen. In practischen Wißenschaften, wo man uns vorschreibt was zu thun sey, macht man ähnliche Absonderungen: aber in die Wirklichkeit selbst darf man sie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunst schreibt freylich nur vor was der Dichter zu thun hat, insoferne er nichts ist als Dichter: aber ist er denn in der That weiter nichts? Ist er denn nicht auch Mensch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Gesellschaft? nicht auch Bürger des Staats? Und insofern er dieß alles ist, hat er nicht andre Pflichten, die wichtiger und nothwendiger sind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu sich sagen »Ich will jetzt nichts seyn als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältnisse.« Wenn er diese Verhältnisse nicht aufheben kann (und wie ist es ihm möglich, daß er sie aufhebe?) so kann er sich auch nicht von den Pflichten, die sie ihm auflegen, frey sprechen. Auch würden wir, seine Leser, diese willkürliche Trennung seiner selbst, diese spitzfindige Absonderung seiner Verhältnisse zu ahnden wißen. Insofern er Dichter ist, sind wir nur seine Kunstrichter: aber wir sind auch seine Sittenrichter, insofern er Mensch ist; und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt als an dem Spotte des Kunstrichters!

So wie ich mich hier erklärt habe, mein Freund, bleibt der Unterschied auf den wir am Ende hinaus kommen nur sehr geringe. In der Sache selbst sind wir nur wenig uneins; es ist beinahe das Nämliche, was wir von einem Aristoteles wollen vorgetragen haben: wir streiten nur noch ob er es lieber in der Poetik vortragen soll, oder lieber in der Moral und Politik? Was er gethan hat wißen Sie selbst: und wenn es also auf Autoritäten ankommt, so habe ich die meinige so gut, wie Sie die Ihrige haben. Doch wenn Sie auch die Gedanken des Philosophen, von dem Sie in Ihrem Briefe ausgehn, etwas genauer und in ihrem ganzen Zusammenhange erwägen, so werden Sie finden daß er eher auf meiner Meinung als auf der Ihrigen ist, und daß ich seine Ideen nicht sowohl widerlegt als vielmehr gesammelt und commentiert habe. Ich bin u. s. w.

XXXVI. ENTZÜCKUNG DES LAS CASAS.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen und um so heller glänzen wird, da er neben den höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten: dieser beredte eifrige unermüdete Fürsprecher der Indianer lag jetzt als ein neunzigjähriger Greis auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, so ward ihm doch im Angesichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antlitz gesehen, und

ſcheute keinen irdiſchen Richter: aber der Richter, vor den er jetzt treten ſollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit ſchien ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtſchaffenheit ſchlägt den Blick, wie das blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu ſeinen Füßen ſaß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und ſeit vielen Jahren ſein Freund. Gleiche Rechtſchaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Caſas, und Bewußtſeyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er ſah mit Wehmuth wie ſein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer ſtiller und ohnmächtiger ward, und ſprach ihm Hoffnung ein um Hoffnung bei ſich ſelbſt zu erwecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen und ihn mit ſeinem Richter allein zu laßen.

Las Caſas lag und überdachte ſein Leben. Wohin er ſein Auge wandte, da ſah er Irrthümer und Fehler, und ſah ſie in ihrer ganzen Größe; ihre Folgen breiteten ſich vor ihm aus wie ein Meer: aber klein und unlauter und fruchtlos an dem gehofften Guten ſchien ihm jede beßere That; eine Quelle der Wüſte', die im Sande dahinſchwindet ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer ſchmücke. Reuig gedemüthigt beſchämt warf er ſich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele »Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menſchen!«

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für dieſe Anſtrengung der Seele: ſo ſehr er zu wachen rang, ſo verſiegelte bald der Schlaf ſeine Augenlieder. Und plötzlich war ihm als hätt' er die Geſtirne des Himmels zu ſeinen Füßen, und gieng' auf Wolken einher in einem endloſen Raum, und ſah' in tiefer Ferne ein majeſtätiſches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtſtrahlen göttlicher Glorie, und rings von Heerſcharen umſchwebt, die aus den Welten herauffuhren und hinab in die Welten. Kaum hatte noch ſein Auge gefaßt und ſeine Seele bewundert, ſo ſtand vor ihm da mit ernſtem Blick des Richters ein Engel, und hielt in ſeiner Linken eine Rolle, die ſeine Rechte entwickelte. Todesſchauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtſtätte ergreift wo er bluten ſoll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerſt der Unſterbliche ſeinen Namen ausſprach, und ihm dann vorhielt die höhern edleren Kräfte alle, in ſeine Seele geſenkt, und die beßern ſanftern Neigungen alle, in ſeinem Blute bereitet, und die Anläße, die Hülfen zur Tugend alle, in ſeine Lage verwebt, ſo daß ihn dünkte, ſein Gutes komme alles von Gott und nichts werde ihm übrig bleiben als ſeine Irrthümer und ſeine Sünden.

Jetzt, da der Engel ſein Leben begann ſuchte er nach den Vergehungen ſeiner Jugendjahre: aber er fand ſie nicht. Die erſte Thräne der Reue hatte ſie alle verwaſchen. Nur ſie ſelbſt ſtand bemerkt, dieſe Thräne und jeder ernſte Vorſatz zum Guten, und jede Beſchämung über erneuerten Fehltritt, und jeder ſtille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willig genährte Gefühl der ſich ſelbſt verleugnenden Güte, und jeder edle ſiegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging ſein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich ſeiner Fehler mehr war als des Sandes am Meer, ſo war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle; und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortſchritt, und Erfahrung und Nachdenken die

Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermœgen stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhœhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strœmend: denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens und jetzt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thætigkeit aufflammte die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muths im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach der mordete, und über den Glaubensstolz der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit die es zu schonen vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herscher in zwoen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward als stünd' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß als Mann, und wieder dastand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung der den Elenden erschien ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker, und die Schnsucht nach Auflœsung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott nach ihrer ganzen Lauterkeit Verdienstlichkeit Schœnheit. So wie er fortlas, der Engel, so glühte ihm seine Wange von immer hœherm Feuer; sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter, und rings um ihn her wallte reineres holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht, und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugnifs und Thrænen opferte, weil ihm Thaten versagt waren, ist von hohem unnennbaren Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben denkenden Ernst auf der Stirne: denn ihm presste das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst in unbedachter Verzweiflung um das eine Volk zu erleichtern das andre erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal bis tief ins Innerste jenes Welttheils, wo verrætherischer ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich nach unzähligen beßern, diese gefürchtete That, schwarz und scheußlich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und Thrænen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsægliche undenkbare unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geisselhiebe statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebnen Verzweiflung. Las Casas stand als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heili-

gen, den Gerechten, vor dem keine Finsternifs deckt und kein Flügel des Lichtes sichert: voll des innigsten tiefsten Erbarmens dacht' er nur das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen um seine Schuld zu vertilgen, da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, sanft und liebreich wie eines versöhnten Vaters, gebot dem Engel «Zerreiß die Rolle!»

Und der Engel zerriß sie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. «Getilgt» sprach er «sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden wie deine Fehler, so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurch brechen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.»

«Nimm mir, nimm mir» schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenflut die Stimme zurückkam, «nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrißen hast, auch das Andenken an sie hier im Innersten meines Herzens, oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und der Seligkeit im Schooße nach Ruhe jammern.»

«Sterblicher!» rief der Engel, «wo ist Seligkeit als in dir? als in deiner eignen Seele? Und worinn sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest!»

«O aber dieß grenzenlose unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte!—

«Wird zu Wonne werden und zu Fülle der Seligkeit in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt: erkenne nun in seiner Herrlichkeit Ihn!»

Und er gebot der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrecknisse schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freyer die Brust, und die Wange gewann wieder die Röthe: denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daher zog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. So führt er den Staunenden fort von Übel zu Übel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimnifs dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom letzten bis zum letzten Gestirn; und wie in der Welt der Seelen Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes

grœßten und jedes fehœnßten Gefühls der Menſchheit; und wie unter dem fremden Himmel der geraubte Sclave Eindrücke ſammelt, einen Beſitz für die Ewigkeit: Eindrücke in denen der ſeligen Erkenntniſſe zu vielen tauſenden ſchlafen, ſo wie im Fruchtkorn die Ärndte ſchlæft, oder im Schößling der Wald; und wie in hœhern Zeitpuncten des Daſeyns aus ſeiner duldenden gebœngſteten zerrißenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüten die ſanfteſte edelſte krœnt, ſie der Sittlichkeit Wipfel und der Menſchheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfœngt; und wie er ſelbſt, der Peiniger und Untertreter der Unſchuld, ſo krank und wund und zerrüttet jede Kraft ſeiner Natur iſt, vom Verderben geneſt, ſo daß all ſein Gericht nur Verzug ſeines Heils war, nur rauherer dornenvollerer Umweg, der ſich weit vom Himmel hinwegſchlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufſproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer hœhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinſchmilzt in Harmonien und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all ſein Gebein fuhr, im Gefühle der nœhern Gegenwart Gottes, ſtand vor dem Engel der Greis, und ſtaunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von ſeinem Auge wie Schuppen; da ſchwanden die Schatten der Unwißenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle heitere ſelige Tag, und Entzücken war ſeine Morgenrœthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kœmpfenden Gefühle vermiſchten ſich, und neue Thrœnengüße quollen auf ſeine Wangen herab. «O Du» rief er jetzt aus, indem ſein Knie in die zitternde Wolke ſtürzte, und Arm und Auge ſich froh emporhuben gen Himmel; «o Du, den ich ſuchte von meiner Kindheit an, und der ſich mir jetzt entwölkt wie er iſt, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du mein Vater, und nicht mein Richter! und aller deiner Geſchœpfe Vater! Gott! Gott! der Du mir Ärndten des Heils zeigſt, auch wo meine Thorheit Verderben ſæte; der Du von mir hinwegnimmſt jeden Kummer der Seele, und mich fühlen läßeſt in meinem Innerſten daß Dir anhangen einzig Seligkeit iſt, und deine Herrlichkeit ſehn ihre Vollendung; der Du Wollen des Guten, ach! nur Wollen, nur Ringen darnach, mit dieſen Entzückungen lohnſt, und Irrthümer ſelbſt durch ihre ſpæteſten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelſt; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, deſſen Ehre die Himmel, Du, deſſen Ehre ich Staub — Aber ich kann nicht weiter: meine Seele erliegt.»

So war es. Seine Seele erlag; ſeine Zunge verſtummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgeſtreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder unausſprechlicher Liebe zog er ihn næher an ſeinen Buſen, und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Las Caſas. Als er den Blick erhob, ſah er ſeinen irdiſchen Engel, der geſchlichen kam nach ſeinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die ſeine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundſchaft geben: aber ſchon brach ſein Auge; er ſank zurück, und ſtreckte ſein Gebein in den Tod hin. Zitternd und ſtumm hing über dem Entſeelten der Bruder. Dann ſank er nieder auf ihn, küßte ſeinen erſtarrten verlornen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und ſeine gefalteten Hände ſprachen ein Gebet zu Gott daß ſein Hingang wære wie

dieſes Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war ſanft, ein leiſes ſtilles Hinſchlummern des Säuglings im Schooß der Mutter; und Ruhe der Seele, wie ſie aus Erkenntniß Gottes und ſeiner ſelbſt hervorging, lächelte noch im Tode auf ſeinem Angeſichte.

IMMANUEL KANT.

DER CRITIK DER PRACTISCHEN VERNUNFT ZWEYTER THEIL.

METHODENLEHRE DER REINEN PRACTISCHEN VERNUNFT.

Unter der Methodenlehre der reinen practiſchen Vernunft kann man nicht die Art ſowohl im Nachdenken als im Vortrage mit reinen practiſchen Grundſätzen in Abſicht auf ein wißenſchaftliches Erkenntniſs derſelben zu verfahren verſtehen; welches man ſonſt im Theoretiſchen eigentlich allein Methode nennt: denn populæres Erkenntniſs bedarf einer Manier, Wißenſchaft aber einer Methode, d. i. eines Verfahrens nach Principien der Vernunft, wodurch das Mannigfaltige einer Erkenntniſs allein ein Syſtem werden kann. Vielmehr wird unter dieſer Methodenlehre die Art verſtanden wie man den Geſetzen der reinen practiſchen Vernunft Eingang in das menſchliche Gemüth, Einfluß auf die Maximen desſelben verſchaffen, d. i. die objectiv-practiſche Vernunft auch ſubjectiv-practiſch machen könne.

Nun iſt zwar klar daß diejenigen Beſtimmungsgründe des Willens, welche allein die Maximen eigentlich moraliſch machen und ihnen einen ſittlichen Werth geben, die unmittelbare Vorſtellung des Geſetzes und die objectiv-nothwendige Befolgung desſelben als Pflicht, als die eigentlichen Triebfedern der Handlungen vorgeſtellt werden müßen, weil ſonſt zwar Legalitæt der Handlungen, aber nicht Moralitæt der Geſinnungen bewirkt werden würde. Allein nicht ſo klar, vielmehr beim erſten Anblicke ganz unwahrſcheinlich muß es jedermann vorkommen, daß auch ſubjectiv jene Darſtellung der reinen Tugend mehr Macht über das menſchliche Gemüth haben und eine weit ſtärkere Triebfeder abgeben könne ſelbſt jene Legalitæt der Handlungen zu bewirken und kräftigere Entſchließungen hervorzubringen das Geſetz aus reiner Achtung für dasſelbe jeder anderer Rückſicht vorzuziehen, als alle Anlockungen, die aus Vorſpiegelungen von Vergnügen und überhaupt allem dem, was man zur Glückſeligkeit zählen mag, oder auch alle Androhungen von Schmerz und Übeln jemals wirken können. Gleichwohl iſt es wirklich ſo bewandt, und wære es nicht ſo mit der menſchlichen Natur beſchaffen, ſo würde auch keine Vorſtellungsart des Geſetzes durch Umſchweife und empfehlende Mittel jemals Moralitæt der Geſinnung hervorbringen. Alles wære lauter Gleisnerey; das Geſetz würde gehaßt, oder wohl gar verachtet, indeſſen doch um eigenen Vortheils willen befolgt werden. Der Buchſtabe des Geſetzes (Legalitæt) würde in unſeren Handlungen anzutreffen ſeyn, der Geiſt desſelben aber in unſeren Geſinnungen (Moralitæt) gar nicht; und da wir mit aller unſerer Bemühung uns doch in unſerem Urtheile nicht ganz von der Vernunft los machen können, ſo würden wir unvermeidlich in un-

seren eigenen Augen als nichtswürdige verworfene Menschen erscheinen müßen, wenn wir uns gleich für diese Kränkung vor dem inneren Richterstuhl dadurch schadlos zu halten versuchten, daß wir uns an denen Vergnügen ergötzten, die ein von uns angenommenes natürliches oder göttliches Gesetz unserem Wahne nach mit dem Maschinenwesen ihrer Polizey, die sich bloß nach dem richtete, was man thut, ohne sich um die Bewegungsgründe, warum man es thut, zu bekümmern, verbunden hätte.

Zwar kann man nicht in Abrede seyn daß um ein entweder noch ungebildetes oder auch verwildertes Gemüth zuerst ins Gleis des moralisch-Guten zu bringen es einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe es durch seinen eigenen Vortheil zu locken oder durch den Schaden zu schrecken: allein sobald dieses Maschinenwerk, dieses Gängelband nur einige Wirkung gethan hat, so muß durchaus der reine moralische Bewegungsgrund an die Seele gebracht werden, der nicht allein dadurch, daß er der einzige ist welcher einen Character (practische consequente Denkungsart nach unveränderlichen Maximen) gründet, sondern auch darum, weil er den Menschen seine eigene Würde fühlen lehrt, dem Gemüthe eine ihm selbst unerwartete Kraft giebt sich von aller sinnlichen Anhänglichkeit, so fern sie herrschend werden will, loszureißen, und in der Unabhängigkeit seiner intelligibelen Natur und der Seelengröße, dazu er sich bestimmt sieht, für die Opfer die er darbringt reichliche Entschädigung zu finden. Wir wollen also diese Eigenschaft unseres Gemüths, diese Empfänglichkeit eines reinen moralischen Interesse und mithin die bewegende Kraft der reinen Vorstellung der Tugend, wenn sie gehörig ans menschliche Herz gebracht wird, als die mächtigste und, wenn es auf die Dauer und Pünctlichkeit in Befolgung moralischer Maximen ankommt, einzige Triebfeder zum Guten durch Beobachtungen, die ein jeder anstellen kann, beweisen; wobei doch zugleich erinnert werden muß daß, wenn diese Beobachtungen nur die Wirklichkeit eines solchen Gefühls, nicht aber dadurch zu Stande gebrachte sittliche Beßerung beweisen, dieses der einzigen Methode die objectiv-practischen Gesetze der reinen Vernunft durch bloße reine Vorstellung der Pflicht subjectiv-practisch zu machen keinen Abbruch thue, gleich als ob sie eine leere Phantasterey wäre. Denn da diese Methode noch niemals in Gang gebracht worden, so kann auch die Erfahrung noch nichts von ihrem Erfolg aufzeigen, sondern man kann nur Beweisthümer der Empfänglichkeit solcher Triebfedern fodern; die ich jetzt kürzlich vorlegen, und darnach die Methode der Gründung und Cultur echter moralischer Gesinnungen mit wenigem entwerfen will.

Wenn man auf den Gang der Gespräche in gemischten Gesellschaften, die nicht bloß aus Gelehrten und Vernünftlern, sondern auch aus Leuten von Geschäften oder Frauenzimmer bestehen, Acht hat, so bemerkt man daß außer dem Erzählen und Scherzen noch eine Unterhaltung, nämlich das Raisonnieren, darin Platz findet, weil das erstere, wenn es Neuigkeit und mit ihr Interesse bei sich führen soll, bald erschöpft, das zweyte aber leicht schaal wird. Unter allem Raisonnieren ist aber keines was mehr den Beitritt der Personen, die sonst bei allem Vernünfteln bald lange Weile haben, erregt, und eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Werth dieser oder jener Handlung, dadurch der Character irgend einer Person ausgemacht werden soll. Diejenige, welchen sonst alles Subtile und Grüblerische in theoretischen Fragen trocken und verdrießlich ist, treten bald bei, wenn es darauf

ankommt, den moralischen Gehalt einer erzählten guten oder bösen Handlung auszumachen, und sind so genau, so grüblerisch, so subtil alles was die Reinigkeit der Absicht und mithin den Grad der Tugend in derselben vermindern oder auch nur verdächtig machen könnte, auszusinnen, als man bei keinem Objecte der Speculation sonst von ihnen erwartet. Man kann in diesen Beurtheilungen oft den Character der über Andere urtheilenden Personen selbst hervorschimmern sehen; deren einige vorzüglich geneigt scheinen, indem sie ihr Richteramt vornehmlich über Verstorbene ausüben, das Gute was von dieser oder jener That derselben erzählt wird wider alle kränkende Einwürfe der Unlauterkeit, und zuletzt den ganzen sittlichen Werth der Person wider den Vorwurf der Verstellung und geheimen Bösartigkeit zu verteidigen; andere dagegen mehr auf Anklagen und Beschuldigungen sinnen diesen Werth anzufechten. Doch kann man den letzteren nicht immer die Absicht beimeßen Tugend aus allen Beispielen der Menschen gänzlich wegvernünfteln zu wollen um sie dadurch zum leeren Namen zu machen: sondern es ist oft nur wohlgemeinte Strenge in Bestimmung des echten sittlichen Gehalts nach einem unnachsichtlichen Gesetze, mit welchem und nicht mit Beispielen verglichen, der Eigendünkel im Moralischen sehr sinkt, und Demuth nicht etwa bloß gelehrt, sondern bei scharfer Selbstprüfung von jedem gefühlt wird. Dennoch kann man den Verteidigern der Reinigkeit der Absicht in gegebenen Beispielen es mehrentheils ansehen, daß sie ihr da, wo sie die Vermuthung der Rechtschaffenheit für sich hat, auch den mindesten Fleck gerne abwischen möchten, aus dem Bewegungsgrunde, damit nicht, wenn allen Beispielen ihre Wahrhaftigkeit bestritten und aller menschlichen Tugend die Lauterkeit weggeleugnet würde, diese nicht endlich gar für ein bloßes Hirngespinst gehalten, und so alle Bestrebung zu derselben als eitles Geziere und trüglicher Eigendünkel geringschätzig gemacht werde.

Ich weiß nicht warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft in aufgeworfenen practischen Fragen selbst die subtilste Prüfung mit Vergnügen einzuschlagen nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und nachdem sie einen bloß moralischen Catechism zum Grunde legten, sie nicht die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchten um Belæge zu den vorgelegten Pflichten bei der Hand zu haben, an denen sie vornehmlich durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen die Beurtheilung ihrer Zœglinge in Thætigkeit setzten um den mindern oder græßeren moralischen Gehalt derselben zu bemerken, als worin sie selbst die frühe Jugend, die zu aller Speculation sonst noch unreif ist, bald sehr scharfsichtig, und dabei, weil sie den Fortschritt ihrer Urtheilskraft fühlt, nicht wenig interessiert finden werden, was aber das Vornehmste ist, mit Sicherheit hoffen können daß die öftere Uebung des Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit zu kennen und ihm Beifall zu geben, dagegen selbst die kleinste Abweichung von ihr mit Bedauern oder Verachtung zu bemerken, ob es zwar bis dahin nur als ein Spiel der Urtheilskraft, in welchem Kinder mit einander wetteifern können, getrieben wird, dennoch einen dauerhaften Eindruck der Hochschätzung auf der einen und des Abscheues auf der andern Seite zurücklaßen werde, welche durch bloße Gewohnheit solche Handlungen als beifalls- oder tadelswürdig öfters anzusehen, zur Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel eine gute Grundlage zu machen würden. Nur wünsche ich sie mit

Beispielen sogenannter edler (überverdienstlicher) Handlungen, mit welchen unsere empfindsame Schriften so viel um sich werfen, zu verschonen, und alles bloß auf Pflicht und den Werth den ein Mensch sich in seinen eigenen Augen durch das Bewußtseyn sie nicht übertreten zu haben, geben kann und muß, auszusetzen, weil was auf leere Wünsche und Sehnsuchten nach unerreichlicher Vollkommenheit hinausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwenglich-Große viel zu Gute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdenn ihnen nur unbedeutend klein scheint, frey sprechen.

Wenn man aber fragt was denn eigentlich die reine Sittlichkeit ist, an der als dem Probemetall man jeder Handlung moralischen Gehalt prüfen müße, so muß ich gestehen daß nur Philosophen die Entscheidung dieser Frage zweifelhaft machen können: denn in der gemeinen Menschenvernunft ist sie, zwar nicht durch abgezogene allgemeine Formeln, aber doch durch den gewöhnlichen Gebrauch, gleichsam als der Unterschied zwischen der rechten und linken Hand, längst entschieden. Wir wollen also vorerst das Prüfungsmerkmal der reinen Tugend an einem Beispiele zeigen, und indem wir uns vorstellen daß es etwa einem zehnjährigen Knaben zur Beurtheilung vorgelegt worden, sehen ob er auch von selber, ohne durch den Lehrer dazu angewiesen zu seyn, nothwendig so urtheilen müßte. Man erzähle die Geschichte eines redlichen Mannes den man bewegen will den Verleumdern einer unschuldigen, übrigens nicht vermögenden Person (wie etwa Anna von Bolen auf Anklage Heinrich VIII. von England) beizutreten. Man bietet Gewinne, d. i. große Geschenke oder hohen Rang an; er schlägt sie aus. Dieses wird großen Beifall und Billigung in der Seele des Zuhörers wirken, weil es Gewinn ist. Nun fängt man es mit Androhung des Verlusts an. Es sind unter diesen Verleumdern seine besten Freunde, die ihm jetzt ihre Freundschaft aufsagen; nahe Verwandte, die ihn, der ohne Vermögen ist, zu enterben drohen; Mächtige, die ihn in jedem Orte und Zustande verfolgen und kränken können; ein Landesfürst, der ihn mit dem Verlust der Freyheit, ja des Lebens selbst bedroht. Um ihn aber, damit das Maß der Leidens voll sey, auch den Schmerz fühlen zu laßen, den nur das sittlich gute Herz recht innigtlich fühlen kann, mag man seine mit äußerster Noth und Dürftigkeit bedrohete Familie ihn um Nachgiebigkeit anflehend, ihn selbst, ob zwar rechtschaffen, doch eben nicht von festen unempfindlichen Organen des Gefühls für Mitleid sowohl als eigener Noth, in einem Augenblick darin er wünscht den Tag nie erlebt zu haben, der ihn einem so unaussprechlichen Schmerz aussetzte, dennoch seinem Vorsatze der Redlichkeit ohne zu wanken oder nur zu zweifeln treu bleibend vorstellen: so wird mein jugendlicher Zuhörer stufenweise von der bloßen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erstaunen, endlich bis zur größten Verehrung, und einem lebhaften Wunsche selbst ein solcher Mann seyn zu können, ob zwar freylich nicht in seinem Zustande, erheben werden; und gleichwohl ist hier die Tugend nur darum so viel werth, weil sie so viel kostet, nicht weil sie etwas einbringt. Die ganze Bewunderung und selbst Bestrebung zur Ähnlichkeit mit diesem Character beruht hier gänzlich auf der Reinigkeit des sittlichen Grundsatzes, welche nur dadurch recht in die Augen fallend vorgestellet werden kann, daß man alles was Menschen nur zur Glückseligkeit zählen mögen von den Triebfedern der Handlung wegnimmt. Also

muß die Sittlichkeit auf das menſchliche Herz deſto mehr Kraft haben, je reiner ſie dargeſtellt wird. Woraus denn folgt daß, wenn das Geſetz der Sitten und das Bild der Heiligkeit und Tugend auf unſere Seele überall einigen Einfluß ausüben ſoll, ſie dieſen nur ſo fern ausüben könne, als ſie rein, unvermengt von Abſichten auf ſein Wohlbefinden, als Triebfeder aus Herz gelegt wird, darum weil ſie ſich im Leiden am herrlichſten zeigt. Dasjenige aber, deſſen Wegräumung die Wirkung einer bewegenden Kraft verſtärkt, muſs ein Hinderniſs geweſen ſeyn. Folglich iſt alle Beimiſchung der Triebfedern, die von eigener Glückſeligkeit hergenommen werden, ein Hinderniſs dem moraliſchen Geſetze Einfluß aufs menſchliche Herz zu verſchaffen. Ich behaupte ferner daß ſelbſt in jener bewunderten Handlung, wenn der Bewegungsgrund daraus ſie geſchah die Hochſchätzung ſeiner Pflicht war, alsdenn eben dieſe Achtung fürs Geſetz, nicht etwa ein Anſpruch auf die innere Meinung von Großmuth und edler verdienſtlicher Denkungsart, gerade auf das Gemüth des Zuſchauers die gröſte Kraft habe, folglich Pflicht, nicht Verdienſt, den nicht allein beſtimmteſten, ſondern, wenn ſie im rechten Lichte ihrer Unverletzlichkeit vorgeſtellt wird, auch den eindringendſten Einfluß aufs Gemüth haben müße.

In unſern Zeiten, wo man mehr mit ſchmelzenden weichherzigen Gefühlen, oder hochfliegenden aufblähenden und das Herz eher welk als ſtark machenden Anmaßungen über das Gemüth mehr auszurichten hofft als durch die der menſchlichen Unvollkommenheit und dem Fortſchritte im Guten angemeßnere trockne und ernſthafte Vorſtellung der Pflicht, iſt die Hinweiſung auf dieſe Methode nöthiger als jemals. Kindern Handlungen als edele großmüthige verdienſtliche zum Muſter aufzuſtellen, in der Meinung ſie durch Einflößung eines Enthuſiaſmus für dieſelbe einzunehmen, iſt vollends zweckwidrig. Denn da ſie noch in der Beobachtung der gemeinſten Pflicht und ſelbſt in der richtigen Beurtheilung derſelben ſo weit zurück ſind, ſo heißt das ſo viel als ſie bei Zeiten zu Phantaſten zu machen. Aber auch bei dem belehrtern und erfahrnern Theil der Menſchen iſt dieſe vermeinte Triebfeder, wo nicht von nachtheiliger, wenigſtens von keiner echten moraliſchen Wirkung aufs Herz; die man dadurch doch hat zuwege bringen wollen.

Alle Gefühle, vornehmlich die, ſo ungewohnte Anſtrengung bewirken ſollen, müßen in dem Augenblicke da ſie in ihrer Heftigkeit ſind, und ehe ſie verbrauſen, ihre Wirkung thun: ſonſt thun ſie nichts; indem das Herz natürlicher Weiſe zu ſeiner natürlichen gemäßigten Lebensbewegung zurückkehrt, und ſonach in die Mattigkeit verfällt, die ihm vorher eigen war, weil zwar etwas was es reizte, nichts aber das es ſtärkte an dasſelbe gebracht war. Grundſätze müßen auf Begriffe errichtet werden: auf alle andere Grundlage können nur Anwandelungen zu Stande kommen, die der Perſon keinen moraliſchen Werth, ja nicht einmal eine Zuverſicht auf ſich ſelbſt verſchaffen können, ohne die das Bewußtſeyn ſeiner moraliſchen Geſinnung und eines ſolchen Characters, das höchſte Gut im Menſchen, gar nicht Statt finden kann. Dieſe Begriffe nun, wenn ſie ſubjectiv-practiſch werden ſollen, müßen nicht bei den objectiven Geſetzen der Sittlichkeit ſtehen bleiben, um ſie zu bewundern und in Beziehung auf die Menſchheit hochzuſchätzen, ſondern ihre Vorſtellung in Relation auf den Menſchen und auf ſein Individuum betrachten; da denn jenes Geſetz in einer zwar

höchſt achtungswürdigen, aber nicht ſo gefälligen Geſtalt erſcheint, als ob es zu dem Elemente gehöre daran er natürlicher Weiſe gewohnt iſt, ſondern wie es ihn nöthiget dieſes, oft nicht ohne Selbſtverleugnung, zu verlaßen und ſich in ein höheres zu begeben, darin er ſich mit unaufhörlicher Beſorgniſs des Rückfalls nur mit Mühe erhalten kann. Mit einem Worte, das moraliſche Geſetz verlangt Befolgung aus Pflicht, nicht aus Vorliebe; die man gar nicht vorausſetzen kann und ſoll.

Laßt uns nun im Beiſpiele ſehen ob in der Vorſtellung einer Handlung als edler und großmüthiger Handlung mehr ſubjectiv bewegende Kraft einer Triebfeder liege, als wenn dieſe bloß als Pflicht in Verhältniſs auf das ernſte moraliſche Geſetz vorgeſtellt wird. Die Handlung, da jemand mit der größten Gefahr des Lebens Leute aus dem Schiffbruche zu retten ſucht, wenn er zuletzt dabei ſelbſt ſein Leben einbüßt, wird zwar einerſeits zur Pflicht, andererſeits aber und größtentheils auch für verdienſtliche Handlung angerechnet: aber unſere Hochſchätzung derſelben wird gar ſehr durch den Begriff von Pflicht gegen ſich ſelbſt, welche hier etwas Abbruch zu leiden ſcheint, geſchwächt. Entſcheidender iſt die großmüthige Aufopferung ſeines Lebens zur Erhaltung des Vaterlandes; und doch, ob es auch ſo vollkommen Pflicht ſey, ſich von ſelbſt und unbefohlen dieſer Abſicht zu weihen, darüber bleibt einiger Scrupel übrig, und die Handlung hat nicht die ganze Kraft eines Muſters und Antriebes zur Nachahmung in ſich. Iſt es aber unerlaßliche Pflicht, deren Übertretung das moraliſche Geſetz an ſich und ohne Rückſicht auf Menſchenwohl verletzt, und deſſen Heiligkeit gleichſam mit Füßen tritt; dergleichen Pflichten man Pflichten gegen Gott zu nennen pflegt, weil wir uns in ihm das Ideal der Heiligkeit in Subſtanz denken: ſo widmen wir der Befolgung desſelben mit Aufopferung alles deſſen, was für die innigſte aller unſerer Neigungen nur immer einen Werth haben mag, die allervollkommenſte Hochachtung, und wir finden unſere Seele durch ein ſolches Beiſpiel geſtärkt und erhoben, wenn wir an demſelben uns überzeugen können daß die menſchliche Natur zu einer ſo großen Erhebung über alles was Natur nur immer an Triebfedern zum Gegentheil aufbringen mag, fähig ſey. Juvenal ſtellt ein ſolches Beiſpiel in einer Steigerung vor, die den Leſer die Kraft der Triebfeder, die im reinen Geſetze der Pflicht als Pflicht ſteckt, lebhaft empfinden läßt:

Eſto bonus miles, tutor bonus, arbiter idem
Integer; ambiguæ ſi quando citabere teſtis
Incertæque rei, Phalaris licet imperet ut ſis
Falſus, et admoto dictet perjuria tauro,
Summum crede nefas animam præferre pudori
Et propter vitam vivendi perdere cauſſas.

Wenn wir irgend etwas Schmeichelhaftes vom Verdienſtlichen in unſere Handlung bringen können, denn iſt die Triebfeder ſchon mit Eigenliebe etwas vermiſcht, hat alſo einige Beihülfe von der Seite der Sinnlichkeit. Aber der Heiligkeit der Pflicht allein Alles nachſetzen, und ſich bewußt werden daß man es könne, weil unſere eigene Vernunft dieſes als ihr Gebot anerkennt, und ſagt daß man es thun ſolle, das heißt ſich gleichſam über die Sinnenwelt ſelbſt gänzlich erheben, und iſt in demſelben Bewußtſeyn des Geſetzes auch als Triebfeder eines die Sinnlichkeit beherſchenden Vermögens unzertrennlich, wenn gleich nicht immer, mit Effect verbunden, der aber doch auch durch die öftere Beſchäftigung mit derſelben und die anfangs kleinern Ver-

ſuche ihres Gebrauchs Hoffnung zu ſeiner Bewirkung giebt, um in uns nach und nach das gröſte, aber reine moraliſche Intereſſe daran hervorzubringen.

Die Methode nimmt alſo folgenden Gang. Zuerſt iſt es nur darum zu thun, die Beurtheilung nach moraliſchen Geſetzen zu einer natürlichen, alle unſere eigene ſowohl als die Beobachtung fremder freyer Handlungen begleitenden Beſchäftigung und gleichſam zur Gewohnheit zu machen, und ſie zu ſchärfen, indem man vorerſt frägt ob die Handlung objectiv dem moraliſchen Geſetze, und welchem gemäß ſey; wobei man denn die Aufmerkſamkeit auf dasjenige Geſetz, welches bloß einen Grund zur Verbindlichkeit an die Hand giebt, von dem unterſcheidet, welches in der That verbindend iſt (*leges obligandi a legibus obligantibus*), wie z. B. das Geſetz desjenigen, was das Bedürfniſs der Menſchen, im Gegenſatze deſſen, was das Recht derſelben von mir fordert (wovon das letztere weſentliche, das erſtere aber nur außerweſentliche Pflichten vorſchreibt), und ſo verſchiedene Pflichten, die in einer Handlung zuſammenkommen, unterſcheiden lehrt. Der andere Punct worauf die Aufmerkſamkeit gerichtet werden muß, iſt die Frage ob die Handlung auch ſubjectiv um des moraliſchen Geſetzes willen geſchehen, und alſo ſie nicht allein ſittliche Richtigkeit als That, ſondern auch ſittlichen Werth als Geſinnung, ihrer Maxime nach, habe. Nun iſt kein Zweifel daß dieſe Uebung und das Bewußtſeyn einer daraus entſpringenden Cultur unſerer bloß über das Practiſche urtheilenden Vernunft ein gewiſſes Intereſſe ſelbſt am Geſetze derſelben, mithin an ſittlich guten Handlungen nach und nach hervorbringen müße. Denn wir gewinnen endlich das lieb, deſſen Betrachtung uns den erweiterten Gebrauch unſerer Erkenntnißkräfte empfinden läßt; welchen vornehmlich dasjenige befördert, worin wir moraliſche Richtigkeit antreffen, weil ſich die Vernunft in einer ſolchen Ordnung der Dinge mit ihrem Vermögen *a priori* nach Principien zu beſtimmen was geſchehen ſoll, allein gut finden kann. Gewinnt doch ein Naturbeobachter Gegenſtände die ſeinen Sinnen anfangs anſtößig ſind endlich lieb, wenn er die große Zweckmäßigkeit ihrer Organiſation daran entdeckt, und ſo ſeine Vernunft an ihrer Betrachtung weidet, und Leibnitz brachte ein Inſect, welches er durchs Microſcop ſorgfältig betrachtet hatte, ſchonend wiederum auf ſein Blatt zurück, weil er ſich durch ſeinen Anblick belehrt gefunden, und von ihm gleichſam eine Wohlthat genoßen hatte.

Aber dieſe Beſchäftigung *der Urtheilskraft*, welche uns unſere eigene Erkenntnißkräfte fühlen läßt, iſt noch *nicht das* Intereſſe an den Handlungen und ihrer Moralität ſelbſt. Sie macht bloß *daß man* ſich gerne mit einer ſolchen Beurtheilung unterhält, und giebt *der Tugend, oder der* Denkungsart nach moraliſchen Geſetzen, eine Form der Schönheit, die bewundert, *darum* aber nicht geſucht wird (*laudatur et alget*); wie alles deſſen Betrachtung ſubjectiv ein Bewußtſeyn der Harmonie unſerer Vorſtellungskräfte bewirkt, und wobei wir unſer ganzes Erkenntnißvermögen (Verſtand und Einbildungskraft) geſtärkt fühlen, ein Wohlgefallen hervorbringt, das ſich auch andern mittheilen läßt; wobei gleichwohl die Exiſtenz des Objects uns gleichgültig bleibt, indem es nur als die Veranlaßung angeſehen wird der über die Thierheit erhabenen Anlage der Talente in uns inne zu werden. Nun tritt aber die zweyte Uebung ihr Geſchäft an, nämlich in der

lebendigen Darſtellung der moraliſchen Geſinnung an Beiſpielen die Reinigkeit des Willens bemerklich zu machen, vorerſt nur als negative Vollkommenheit desſelben, ſo fern in einer Handlung aus Pflicht gar keine Triebfedern der Neigungen als Beſtimmungsgründe auf ihn einfließen; wodurch der Lehrling doch auf das Bewußtſeyn ſeiner Freyheit aufmerkſam erhalten wird, und obgleich dieſe Entſagung eine anfängliche Empfindung von Schmerz erregt, dennoch dadurch, daß ſie jenen Lehrling dem Zwange ſelbſt wahrer Bedürfniſſe entzieht, ihm zugleich eine Befreyung von der mannigfaltigen Unzufriedenheit, darin ihn alle dieſe Bedürfniſſe verflechten, angekündigt, und das Gemüth für die Empfindung der Zufriedenheit aus anderen Quellen empfänglich gemacht wird. Das Herz wird doch von einer Laſt, die es jederzeit ingeheim drückt, befreyt und erleichtert, wenn an reinen moraliſchen Entſchließungen, davon Beiſpiele vorgelegt werden, dem Menſchen ein inneres, ihm ſelbſt ſonſt nicht einmal recht bekanntes Vermögen, die innere Freyheit, aufgedeckt wird ſich von der ungeſtümen Zudringlichkeit der Neigungen dermaßen loszumachen, daß gar keine, ſelbſt die beliebteſte nicht, auf eine Entſchließung zu der wir uns jetzt unſerer Vernunft bedienen ſollen Einfluß habe. In einem Falle wo ich nur allein weiß daß das Unrecht auf meiner Seite ſey, und obgleich das freye Geſtändniſs desſelben und die Anerbietung zur Genugthuung an der Eitelkeit, dem Eigennutze, ſelbſt dem ſonſt nicht unrechtmäßigen Widerwillen gegen den, deſſen Recht von mir geſchmälert iſt, ſo großen Widerſpruch findet, dennoch mich über alle dieſe Bedenklichkeiten wegſetzen kann, iſt doch ein Bewußtſeyn einer Unabhängigkeit von Neigungen und von Glücksumſtänden, und der Möglichkeit ſich ſelbſt genug zu ſeyn enthalten, welche mir überall auch in anderer Abſicht heilſam iſt. Und nun findet das Geſetz der Pflicht durch den poſitiven Werth den uns die Befolgung desſelben empfinden läßt, leichteren Eingang durch die Achtung für uns ſelbſt im Bewußtſeyn unſerer Freyheit. Auf dieſe, wenn ſie wohl gegründet iſt, wenn der Menſch nichts ſtärker ſcheuet als ſich in der innern Selbſtprüfung in ſeinen eigenen Augen geringſchätzig und verwerflich zu finden, kann nun jede gute ſittliche Geſinnung gepfropft werden, weil dieſes der beſte, ja der einzige Wächter iſt das Eindringen unedler und verderbender Antriebe vom Gemüthe abzuhalten.

Ich habe hiemit nur auf die allgemeinſten Maximen der Methodenlehre einer moraliſchen Bildung und Uebung hinweiſen wollen. Da die Mannigfaltigkeit der Pflichten für jede Art derſelben noch beſondere Beſtimmungen erfoderte, und ſo ein weitläuftiges Geſchäfte ausmachen würde, ſo wird man mich für entſchuldigt halten, wenn ich in einer Schrift wie dieſe, die nur Vorübung iſt, es bei dieſen Grundzügen bewenden laße.

JEAN PAUL FRIEDRICH RICHTER.

FRAGMENT AUS EINEM ZWEYTEN LOBE DER NARRHEIT.

GRŒNLÄNDISCHE PROCESSE *V.*

Die Sterne auf den Röcken ſchimmern nur zu Nachts: aber wehe der Sonne vor der ſie erblaßen! Wehe den Knien die nicht dem Klotze huldigen aus welchem man den Gegenſtand der allgemeinen Verehrung geſchnitzt! Blitze treffen zwar den Lorbeer nicht, aber doch den, der ihn trægt, und nichts iſt gewöhnlicher als Thrænen in ſcharfſichtigen Augen. Der große Mann muß alſo entweder durch niedrige Bücklinge unter dem Neide hindurch kriechen, und den langen Fiſchen gleichen, die ſich krümmen um durch das widerſtehende Waßer ſchwimmen zu können, oder er muß gleich den Palmbäumen durch Stacheln ſeine Früchte gegen die Schweine beſchützen. Welches von beiden er nie wollen, und welches er ſelten können wird, weiß man von ſelbſt. Was bleibt ihm nun übrig? Genug: der Rath, er werde wie der Narren einer. Die Ärzte des Volks haben Harlekine bei ſich; und ſein Körper wenigſtens ſpiele, während ſeine Seele Pillen austheilet, den buntſcheckigen Diener. Um die Nattern zu verſcheuchen tragen die Mohren in Cypern Schellen an den Stiefeln. Scherz iſt daher nicht zu verachten: denn außer dem, was Sturz von dem Einfluße der luſtigen Laune Voltairens auf die Duldung dieſes Mannes ſagt, außerdem daß alles dumme Vieh vom Schafe bis zum Stier das Salz liebet, ſo iſt auch gewiſs daß das Lachen ein par Stufen von Græße herunterſetzt. Erſtlich tigkeit iſt das Wappen des großen Verdienſtes: daher iſt es in Abdera beſſer Democrit als Heraclit zu ſeyn.

Daß ich mit dieſem allen dem Weiſen bloß angerathen haben will ſeine Thorheiten weniger zu verbergen, auf Sommerflecken nicht Schminkpflaſterchen zu legen, und dünne Waden nicht durch allerley Materialien zu vergrœßern, verſteht ſich von ſelbſt: denn Thorheiten hat jeder, und von keinem Kleide laßen ſich alle Federn und alle Stäubchen abbürſten.

Allein weiter! Narrheit kommt auch der Dummheit zu Statten. Dieſe beiden Benennungen ſind nicht gleichbedeutend. Denn die Narrheit iſt der Maulefel der aus der Vereinigung des Pferds mit dem Eſel, der Weisheit mit der Dummheit, entſpringt. Zwar ſind beide wie Frau und Mann immer ein Leib; zwar iſt immer neben dem gothiſchen Rathhauſe, wo man ſich berathſchlægt, der Rathskeller, wo man ſich betrinkt; zwar ſind beide Schweſtern, und beide Antimoſen: aber jede bewohnet doch einen beſondern Gipfel auf dem Parnaſs, der der Antipode des griechiſchen, und oft der deutſche iſt; und wenn dieſer Erdball das Bedlam des Univerſums iſt, ſo wohnet die Dummheit gleich den Bedienten parterre.

und die Narrheit gleich der Herrſchaft in den obern Stockwerken; des Gelehrten, des Polypen zwiſchen beiden, nicht zu vergeßen, der unter dem Dache logiert.

Die Narrheit kommt nun der Dummheit zu Statten. Hiemit, um noch einem Miſsverſtändniſs vorzubeugen, ſag' ich nicht daß die Dummheit nicht die Mutter des Glücks iſt; daß auf ihrem faulen Rücken nicht mehr die Mehlſäcke liegen; daß der nicht erhoben werde, der kriechen kann, und der glücklich iſt, der es verdient. Ich weiß daß der Rock der Ehre bloß gemacht iſt um die Blœße des Unverdienſtes zu bedecken; wiewohl man oft die Schœnen nachahmet, die ſich ankleiden um ihre Nacktheit zu zeigen; ja daß die Ehrentitel womit man die Menſchen behängt ein enges Gewand ſind, welches die Thorheit hindert nach Gefallen Sprünge zu machen. Aber was will ich denn ſagen? Dieſes. Man nehme erſtlich nur die Mode. Denn die Narrheit iſt der Schneider Europens. Ein kleines Gehirn hat ſeinen Werth: aber was für einen großen bekommt es nicht unter einem großen Hute? Jeder ſchätzt einen Eſel: aber einer den ſonſt die Fabel und jetzt die Mode grün anſtreicht, iſt zum Anbeten, und wenn ich ein Frauenzimmer wære, würd' ich ſagen: zum Küſſen. Selbſt die ſtolze Philoſophie im cyniſchen Mantel muß dem ſeidnen Mäntelchen weichen, welches um ein lebendiges Skelet flattert das man mit einem lateiniſchen M gekrœnet. Große Schuhſchnallen leihen nicht bloß kleinen Füßen, ſondern auch kleinen Köpfen ihre Stralen. Zu langen Ohren ſtehen große Locken ſchœn, und noch ſchœner goldne Schellen. Da ich nur von männlichen rede, wird man wohl errathen daß an weibliche das gehängt werden muß, um was man dem Galanteriehändler das halbe Vermœgen verpfändet. «Der Mann hat glänzende Gaben» heißt nicht: er hat einen glänzenden Kopf, ſondern einen glänzenden Bauch, wie der Feuerkæfer: er hat næmlich eine goldgeſtickte Weſte. Der Gehalt der meiſten Idolen guter Geſellſchaften wohnet auf ihrer Oberfläche, und ihre äußere Seite iſt ihre beſte. Die Pflanzen nützen dem Apotheker mit ihrer Rinde am meiſten, und die Rinde iſt der ſchmackhafteſte Theil des Brots. Schælet die Rinde von jenen Lorbeerbäumen ab, und ſie verdorren: dieſes ſieht man, wenn ſolche gute Köpfe ihre Talente für die Befriedigung des Magens verpfänden, und ihren Witz zur Trœdelbude in die Geſellſchaft der durchlöcherten Dummheit wandern laßen.

Von der Beſtætigung meines Satzes war ich neulich Augenzeuge bei einer Kaufmannsfrau, die für ein unmündiges Kind einen Hauslehrer unter zweyen Studenten auswählte die man ihr wegen ihrer gleichen Dummheit vorgeſchlagen hatte. Natürlich wurde der eine, der ſo wenig beſaß, daß er ſeine rothen Haare nicht mit Puder ſchminken konnte, und das alte rœthliche Bräutigamskleid ſeines dicken Vetters trug, und alſo bloß dumm war, dem nachgeſetzt, der ſeinen Magen ſeiner weißen Friſur aufopferte, der mit einem ſchwarzen Roeke und weißen ſeidenen Strümpfen prangte, und alſo auch ein Narr war. So war in Ægypten der Eſel wegen ſeiner rothen Haare der Teufel der Nation, und der gehörnte Apis wegen ſeiner weißen und ſchwarzen Flecken der Gott derſelben.

Aber noch mehr! &c.

AUS DEM LEBEN FIBELS.

1. NACHCAPITEL: NEUESTE AUSSICHT.

Unerwartet iſt vieles was eben kommt, und ich würd' es ſelber nicht glauben, wenn ichs nicht ſelber erzählte. Niemals denkt man mehr an ſeinen Kopf, als wenn man in ihm drinnen etwas ſucht, wie ich hier den anſtändigen Beſchluß, oder auf ihm oben etwas trägt, wie Fleiſcher Maurer Wäſcherinnen die Gefäße: in jedem ſolchen Falle giebt man auf den Kopf Acht; wer Kronen trägt, iſt ein zu ſeichter Einwand.

Die Sache war nämlich ſo. Nachdem der bisherige Fluß der Fibelſchen Geſchichte gleichſam als eine *perte du Rhone* nur unter die Erde hin verſchwunden war, ſo mußt' ich nachſuchen wo die Geſchichte oder der Fluß wieder hervorbräche, und befragte deshalb alle Welt. Dieſe verſetzte, mir könne wohl niemand Auskunft geben als das alte Herrlein in Bienenrode, ein trefflich ſteinaltes Männchen, von mehr als 126 Jahren, das einige Meilen vom Dorfe ab wohne, und das am gewiſſeſten alles wiße was ſich etwa zu deſſen Jugendzeiten mit Fibeln zugetragen. Nicht der Ruhm (man glaube mir) ein Hadrian zu ſeyn, der bei dem Orakel über Homers Lebensumſtände nachfragte (nämlich ich bei dem alten Herrlein in Rückſicht des ABC-Stellers), ſondern die nahe Ausſicht entzückte mich endlich einmal nach meinem jahrelangen Wunſche einen älteſten Mann der Erde lebendig in die Hände zu bekommen: aber darunter verſtand ich weniger einen Methuſalem von 969 Jahren als einen Peter Zorten von 185 Jahren aus dem Temeswarer Bannat, weil jetzt unſerm Gefühle und Gewohntſeyn und Gewiſsſeyn eigentlich der Ungar älter vorkommt als der Jude. »Eine eigne Empfindung« ſagt' ich, »ja eine neue müßt' es erwecken, ein ganz abgeſchloſſenes Jahrhundert lebendig und compact im noch laufenden vor ſich zu haben, nämlich einen vorſündflutigen (antediluvianiſchen) Menſchen der Zeit bei der Hand und Haut anzugreifen, über deſſen Haupt ſo manche Jugendtage und Alterabende ganzer Zeugungen weggeflogen, und vor dem man ſelber am Ende weder jung noch alt daſteht; einen uralidiſchen, hinterzeitigen, faſt unheimlichen Menſchengeiſt zu hören, welcher allein unter den eisgrauen Tauſendſchläfern und Bekannten ſeines ſchon überlebten Greiſenalters übrig blieb, und der nun als Wache vor den alten Todten ſehr kalt und befremdet ins närriſche Neue des Lebens blickt, in der Gegenwart keine Abkühlung findend für den angebornen Geiſterdurſt, kein Zaubergeſtern und Zaubermorgen mehr, nur das Vorgeſtern der Jugend und das Übermorgen des Todes. Und wenn nun folglich der gar zu alte Mann, wie ſich denken läßt, immer nur von ſeiner Vorvergangenheit, von dem Frühroth ſpricht, das jetzt am längſten Abende ſeines längſten Tages ordentlich mit dem Abendroth in Mitternacht zuſammenrückt: ſo muß man ſchon vorher romantiſch werden und empfinden, ehe nur der Über-Greis geſtorben iſt, dem ſeine Todesſonne in ſpäter Mitternacht aufgeht.

Dennoch wird auf der andern Seite einer wie ich nicht ſonderlich jünger neben einem

solchen Stunden-Millionaire, wie der besagte Mann in Bienenroda seyn soll, und muß weit mehr von Sterblichkeit als von Unsterblichkeit dabei empfinden: ein Greis erinnert stärker als ein Grab: je älter dieses, desto weiter schauet man zurück in hinter einander abgeblühte Jugenden hinein, und das eingesunkne beherbergt zuweilen eine Jungfrau, aber der veraltete zusammengefallne Leib nur einen eingedrückten Geist.

Meine Sehnsucht nach dem alten Herrlein nahm durch die Nachricht daß er sich bloß den Bienenroder nenne (wobei jedem von selber das Bienenrodische ABC-Buch einfällt) dermaßen zu, daß ich die erste Gelegenheit ergriff die sich im folgenden Nachcapitel zur Reise nach dem Dorfe darbot.

II. NACHCAPITEL: MEINE ANKUNFT.

Die Reisegelegenheit war ein markgräflicher Retourwagen mit sechsen, in welchen mich der Leibkutscher, da ich dem Markgrafen und dadurch dem Kutscher vorgestellt war, willig einnahm. Ich habe meine Ursachen folgende Anecdote vorher zu erzählen, ehe ich im Dorfe ankomme.

Ein Graf A—a, der sein wichtiges Empfehlungsschreiben dem Minister B—b zu überreichen hatte, suchte aus Umständen noch spät Abends zu Fuße dessen Haus, konnte aber weder dieses noch sich selber recht finden, ob er gleich jedes Haus doppelt sah, und die Gegenstände um ihn noch stärker umliefen als er selber. Zum Glück legte das Wenige was er über das Viel zu viel getrunken, ihn in eine Goße seitwärts hinein. Unten fand er schon Herz und Brust eines andern Herrn, der aus ähnlichen Gründen sich nach den Gesetzen der fallenden Körper gerichtet hatte. Schrecklich suchte der untere Herr über den ungeschliffnen Menschen der sich auf ihn herunter gebettet habe. Ob er denn nicht wiße, befragte er den Grafen, daß er den Minister B—b vor sich habe. «Entzückend! hinreißend!» rief der Graf vor Freude darüber, daß der Minister drunten vorräthig lag. «Ich bin der Graf A—a, und suche Ihre Excellenz schon seit einer Stunde überall.» Hierauf machten beide ohne sich erst von neuem zu umarmen, da sie ohnehin einander schon an die Brust gedrückt hatten, sich verbindlich, aber mühsam mit einander auf, und halfen sich gegenseitig heraus um so gut das Gehen gehen wollte, Arm in Arm in das ministerielle Haus zu kommen, wo sie diesen Abend sich den Wechselfall so oft wieder erzählten, als sie fort erzählen konnten.

Ich bitte diese Anecdote so lange zu vergeßen, als ich nicht daran erinnere, weil wir auf viel wichtigere Dinge zu merken haben. Noch vor Bienenroda zeigte der Kutscher mit der Peitsche auf ein Obstwäldchen voll Gesang und sagte «Dort sitzt es, das alte Herrlein, und hat sein kleines Vieh bei sich.» Ich sprang aus dem Fürstenwagen, und ging auf den sogenannten Bienenroder zu. Da mich dem alten Herrlein meine sechs markgräflichen Pferde (ich durfte es erwarten) als einen Mann von Rang vorstellen mußten, meiner schlichten einfachen Kleidung nicht einmal zu gedenken, womit sich immer Fürsten und Helden vor ihrem vergoldeten Gefolge auszeichnen: so nahm es mich ein wenig Wunder, daß das Herrlein ohne dem Pudel das Bellen zu wehren noch lange mit seinem Hasen fortspielte, bevor es langsam, als wären Markgrafen ihm tägliches Brot, den wachstuchenen Hut von einem Kopf voll Haare abzog.

In einem zugeknöpften Überrock, wofür ich seine Weste ansah, in ein Paar Strumpfhosen von unten herauf (seine ungeheuren Strümpfe warens) und in einem Halstuch (*Cravatte*), das aber bis auf den Magen herabhing, schien der Greis modisch genug bekleidet. Noch seltsamer war sein überalter Körper zusammengesetzt: der Grund des Auges ganz weiß, der in der Kindheit schwarz ist; mehr seine Länge als seine Jahre schienen ihn zum Bogen zu krümmen; die aufwärts gedrehte Kinnspitze gab seinem Sprechen ein Ansehen von Wiederkäuen: aber dabei waren seine Züge lebendig, seine Augen hell, die Kinnbacken voll weißer Zähne, der Kopf voll blondes Haar.

Ich fing endlich an, ich hätte bloß seinetwegen Pferde genommen um einen Mann zu sehen für welchen es gewiß wenig Neues unter der Sonne gäbe, ob er gleich selber etwas Neues unter ihr sey. Um ihn zu Mittheilungen über Fibel zu gewinnen fuhr ich fort «Eigentlich sind Sie als ein Fünfundzwanziger ein Mann in Ihren besten Jahren: denn nach dem Hundert geht eine ganz neue Rechnung an; daher Personen von hohem, wieder von Eins an zählenden Alter, z. B. die Frau *Verdut* oder der Greis von Rechingen, Zähne und Haare und jede Verjüngung wieder bekommen, wie ich ja an Ihrem eignen Haar und Gebiß errathe. Ein anderes ist ein Mann in Achtzigern, wie Peter Zorten, der Ungar, welcher freylich in seinem fünfundachtzigsten Jahre nach dem Weltlaufe, zumal da er schon vorher hundert Jahre zurückgelegt, nichts anders erwarten konnte als was darin eintraf, der Tod. Ich weiß übrigens aus dem erbärmlich philosophierenden Museum des Wundervollen, bei Baumgärtner in Leipzig (B. 7, 8), recht gut daß Caftegnada versichert, in Bengalen sey ein Mann 370 Jahre alt geworden und habe viermal neues Haar und Gebiß und übrigens 70 Weiber gehabt, und daß mithin ein Mensch, wenn man bei dieser wie bei andern Nachrichten auch nur die Hälfte für wahr annimmt, wenigstens 185 Jahre alt werden kann. Genau genommen, halten Sie sich ohnehin für etwas älter, als Sie wirklich sind; wenn ich nach den Schalttagen rechnen soll: denn da nach jedem vierten Jahre viermal sechs Stunden eingeschaltet werden, dieß aber scharf genommen falsch ist, weil nach genauester Berechnung jedem Jahre nicht 6, sondern nur 5 Stunden 48 Minuten, 46 Secunden, 30 Terzien fehlen, so bleibt Ihnen sogar bei Auslassung des Schalttags, wie z. B. *Anno* 1800 geschah, doch noch ein Vorschuß von Zeit übrig, den Sie noch zu leben haben."

Ich hatte mich so verwickelt, weil sich mir die astronomische Schneicheley unter den Händen dünner ausspann, daß freylich der Bienenroder kaum wißen konnte was er dazu sagen sollte; und daher sagt' er auch nichts.

«Ich meines Orts gestehe gern'» knüpft' ich wieder an, «wär' ich einmal über das Jahrhunderts-Ziel oder die Kirchhofmauer von 100 Jahren hinüber, ich würde dann gar nicht wißen wie alt ich würde, oder ob ichs wäre, sondern frisch und frey, wie ja die Weltgeschichte öfter gethan, mitten in Jahrtausenden, wieder von *Anno* Eins zu zählen anfangen. Warum soll denn ein Mensch nicht so alt werden können als mancher indische Riesenbaum, der noch steht? Übrigens sollte man ordentlich protocollarisch alle Über-Greise vernehmen über die Mittel wodurch sie ihr Leben ohne den Geheimerath Hufeland in Berlin so sehr zu verlängern wußten, als der Geheimerath selber nicht kann, da er sich nur zu achtzig bis neunzig unheilschig macht. Wie stellten Sie es eigentlich an, theures altes Herrlein? Aus einer

langen Nase allein ist schwer, dünkt mich' beschloß ich in einigem Ärger über das Schweigen des Herrleins, ‹ein langes Leben zu drehen, wiewohl ein Franzose die Sache behauptet.'

‹Einige meinen wohl' versetzte das Herrlein sanft, ‹weil ich immer froh gewesen und das *Symbolum* gebraucht ‹*Nunquam* lustig, *semper* traurig': aber ich schreib' es gänzlich unserm lieben Herrgott zu. Die Thiere da um uns her sind ja auch *nunquam* lustig, wenigstens meistens lustig, leben aber doch nicht so weit über ihr Ziel hinaus als der Mensch, weil dieser das Ebenbild des ewigen Gottes auch in der langen Dauer vorstellt.' Der Mann schwieg. Solche Worte von Gott haben auf einer hundert und fünf und zwanzigjährigen Zunge viel Gewicht und Trost, und ich wurde anfangs sehr schön angezogen: aber bei Erwähnung der Thiere fiel der Bienenroder wieder auf seine Thiere, und fing, als sey er gleichgültig gegen einen mit sechsen gekommenen Mann, wieder mit seinem Viehstande zu spielen an, mit dem Hasen, Pudel, Seidenspitze, Staare, ein Paar Turteltauben auf seinem Schooße; auch ein lustiger Bienenstand im Obstwäldchen gehörte, da er die Bienen mit einem Pfiffe heraus, mit einem andern hereinrief, zum Viehhofe, der ihn wie ein Hofzirkel umschrieb. Zu erklären war das Ganze nicht anders als durch meinen Gedanken: Alte Menschen und alte Bäume haben eine rauhe kratzende Borke an, junge aber eine sehr glatte weiche.

Er sagte endlich ‹Es soll sich aber niemand wundern daß ein gar alter Mann, der ja alles vergeßen, und den auch niemand kennt und gern hat als der liebe Gott, sich bloß mit dem lieben Vieh abgiebt. Wem kann ein altes Herrlein viel dienen? Ich gehe in den Dörfern da herum wie in lauter blutfremden Städten; seh' ich Kinder, so kommen sie mir wie meine grauen Kinderjahre vor; seh' ich Greise, so sehen sie wie meine vergangenen Greisenjahre aus. Ich weiß nicht recht wohin ich jetzt gehöre, und hänge zwischen Himmel und Erde: doch Gott siehet mich immer hell und liebreich an mit seinen zwey Augen, mit der Sonne und mit dem Mond. Und die Thiere leiten zu keiner Sünde an, sondern zur Andacht, und mir ist ordentlich als seh' ich Gott selber vieles thun, wenn meine Turteltauben ihre Jungen so wärmen und ätzen: denn von ihm erhielten sie doch ihre Liebe und Kunst gegen die Jungen geschenkt.' Auf einmal schwieg der Greis lange und sah ordentlich wie wehmüthig vor sich hin: das Kindtaufsglöckchen in Bienenroda schallte ins Gartenwäldchen herein. Endlich weint' er ein wenig: ich weiß aber nicht wie ich nach seinen vorigen schönen Worten zu der Einfalt kam die Tropfen bloß für Zeichen altkranker Augen zu halten. ‹Mir ist immer' sagt' er, ‹da ich wegen meines Alters nicht gut höre, als wenn das Kindertaufglöckchen aus dem fernen Heiligengut schwach herüber klinge: hundertjährige Kinderjahre steigen aus alten tiefen Zeiten auf und sehen mich verwundert an, und ich und sie wißen nicht ob wir weinen oder lächeln sollen. O! O!' Darauf setzte er hinzu ‹Hieher, mein Alerteben!' er meinte seinen Seidenpudelspitz.

Jetzt hatt' er mich selber auf die Bahn zu meinem Reifeziel gebracht. ‹Bester Herr Bienenroder' hob ich an, ‹in diesem Heiligengut, das Sie also kennen, hab' ich eben das Leben des seligen Gotthelf Fibel, der das berühmte ABC-Buch gemacht, verfertigt und beendigt, und mir geht nur noch dessen Abgang mit Tod ab.' Hier lächelte das Herrlein, und nickte sehr tief. ‹Niemand kann wohl seinen Tod beßer wißen als Sie, und überhaupt sind Sie der Einzige der mir

seltene Züge aus seiner Kindheit zuschauen und beschreeren könnte, zumal da jede ins kindliche Gehirn geschriebene Geschichte, wie eingeschnittene Namen in einem Kürbis, mit den Jahren größer, bis zur Fractur anwächst, indeſs spätere Einritzungen bald verquellen. Sagen Sie mir um des Himmels willen alles was Sie vom seligen Manne wißen: denn in der Michaelis-Meſſe 1811 muß sein Leben in Nürnberg bei Schrag heraus.'

Er antwortete ‹Excellentes Genie — Litterator — *Man of Genius — homme de lettres — autor clariff* —' Da ich vermuthete, der Greis ziele auf mich, so wollt' ich abwehren: er ließ sich aber nicht halten: denn er hatte sich selber gemeint. ‹Wie gesagt' fuhr er fort, ‹für alles dieses und für mehrere prächtige Titel, die ich alle deshalb auswendig gelernt, hab' ich mich zwar sonst gehalten, als ich noch jener verblendete eitle Fibel war, der das gedachte, fast mittelmeßige ABC-Buch gemacht und drucken laßen.'

Das alte Herrlein ist der selige Fibel! Hundert und fünf und zwanzig, ja eintausend achthundert und elf Ausrufungszeichen hinter einander gesetzt malen nur schwach mein Verwundern darüber vor, wenn man das stärkere dagegen hält in welchem jetzt auf diesem Blatte ganze kalte ernste Lager von Litteratoren wie Körke aus lange verſperrten Flaschen in die Höhe fahren und sich die Hände reiben vor unermeßlicher Freude daß die Sache so ist. Beinahe hätte ich in der ersten Dummheit des Jubelsturms große Freude über sein jetziges Deutsch gezeigt, und mich verwundert daß ein Mann wie Fibel, von dessen bearbeitetem Leben ich eben herkäme, so gut spreche. Aber ich kehrte nun bald zur Besinnung und zum Lobe Fibels um. ‹So weiß ich denn nicht' verſetzt' ich ‹was mir in diesem Jahrhundert Froheres und Vortheilhafteres hätte auffallen können als gerade der lebendige Held selber einer Lebensbeschreibung, in welche noch eilig so manches nachzutragen ist, da sie Herr Schrag schon in diesem Herbste verlegt. Glauben Sie mir, mehr als einen Irrthum über Sie rent' ich nun leicht in meinen Werkchen aus, z. B. den seit jetzt erst erklärlichsten daß ein gewiſſer Conrector Bierod in Wernige-Rode Ihr Werk solle geschrieben haben.'

‹So müßte ich auch davon wißen' verſetzte das Herrlein. ‹Aber meinen guten lateinischen Namen Fibel, so schön er sich auch mit Bibel reimt, tauscht' ich willig gegen den deutschen eines ganzen Dorfs weg, und hieß mich nur den Bienenroder, um dem Hasfarsteufel in mir ein und das andere Horn und Bein zu brechen, weil leider alle Welt den vorigen Fibel zu sehen gefahren kam, und mich mitten in jeder Demuth störte. Diese Übersetzung eines lateinischen Namen in einen deutschen ist, hoff' ich ja, die entgegengesetzte Übersetzung eines deutschen in einen lateinischen, z. B. Schwarzerde in Melanchthon, welche so oft von der Eitelkeit gemacht wurde.'

‹So ganz aus ähnlicher Eitelkeit' brach' ich selber aus meiner kleinen Kenntniß bei ‹übersetzte sich ja Neumann in Neander, Schmidt in Faber, Horn in Ceratinus, Herbst in Oporinus, und eine Menge die ich recht gut kenne; wie ich mich denn selber, aber freylich als angebender Autor, und also aus Demuth, ins Französische verdeutscht habe. Sie übrigens sind freylich überhaupt stark berühmt, und die großen Städte in Voigtland und Reußen bildeten sich ihrem Werbe nach; Nachfolger, nemlich Nachschreiber ihres ABCs haben Sie längst unglaublich viele gehabt; sogar Ihr Bilder-ABC bekam an einem Herrn Bertuch (ein Legationsrath wie

ich) einen Nacharbeiter, deſſen Sie Sich gar nicht zu ſchæmen brauchen, da er Ihr Werk in ſeinem Bilderbuch, wiewohl ohne alle Dichtkunſt, in Ihrem Geiſte fortſetzt, wenn auch viel koſtſpieliger und dickbändiger, doch minder fühlbar bei bloßer heftweiſer Lieferung. Und das Leben eines ſo wichtigen Mannes habe ich aus 40 Bänden der Pelzſchen Vierziger ausgezogen, ſo viel mir næmlich der letzte Krieg noch Bruchreſte davon gönnen wollen.'

«Es war der ſiebenjährige' ſagte der Greis, welcher ganz wie der alte ſchwache Pütter den letzten franzœſiſchen mit jenem verwechſelte.

«Ungefähr' verſetzt' ich: «aber deſto großer iſt mir der kleinſte Nachtrag von den Lippen des Helden ſelber; und beſonders ſind mir mehrere alte ſpæte Jahre nœthig um gehœrig in der Michaelismeſſe zu ſchließen. O Gott! wie viele Autoren oft einem einzigen Buch zum Großſæugen unentbehrlich ſind, zumal einem großen, nicht etwann wie dem Jupiter Ziegen Bienen Bærinnen als Ammen, oder etwann wie mir ein Pelz, Pompier, und Fuhrmann: kurz, wie viele Autoren oft einem Autor nœthig ſind, davon weiß ein Autor ein Wort zu ſagen.'

«Faſt' fing Fibel, aber mit nabeſchreiblicher Milde an «ſollt' ich Sie, Herr Legationsrath, für Pelz den zweyten halten, ſo lieblich Sie auch ausſehen und ſprechen: aber nur der erſte beſtach mich ſtark mit Loben. Es mag denn ſeyn! Es iſt mir jetzo vieles auf der Erde gleichgültig, ausgenommen der Himmel darüber, und ich ſehe jetzunder nur gar zu deutlich ein wie eitel ich ſonſt von meinen Gaben gedacht. Wer der Erde abſtarb, nicht der Welt (denn dazu gehœren mehrere Leben, wenn nicht gar eine ganze Ewigkeit; ja der Ewige ſelber iſt ja nicht dem All abgeſtorben, vielleicht weil er ihm ewig ur-vorgeboren iſt — Ach, mein alter Kopf wollte etwas anders ſagen.'

Nach dieſen letzten Worten ward' ich noch neubegieriger auf die Erklærung der Metallverwandlung oder Brotverwandlung des vorigen unſcheinbaren Fibels in dieſes glænzende Herrlein, und ich bat ihn mir ſeinen Übertritt in dieſen neuen Character zu erklæren und zu motivieren. Ihm freylich konnte das Motivieren ſeines Characters gleichgültig ſeyn, da er ihn ſchon hatte, aber nicht dem Leſer, der es von mir wißen will. Fibel verſetzte, nachher recht gern, aber jetzt ſey es ſchon ſpæt.

Er ging in ſein Gartenhäuslein, ich ihm nach, und er that einen Pfiff: ſogleich kam ſein ſchwarzes Eichhörnchen von einem Baum, worauf es mehr zur Luſt als zur Koſt war; mehrere Vœgel, Nachtigallen Droſſeln Staaren (die Vœgel-Pudel) flogen von ihren Gipfeln in die offnen Fenſter zurück; ein von Alter aus Roth- zu Schwarzwildpret angelaufener Gimpel trabte im Stübchen einher, närriſche Laute von ſich gebend, die er ſelber nicht erklæren konnte; der Haſe trommelte auf Hinterfüßen den Abend aus mit Vorderfüßen; es gab kein Hündchen im Häuschen das nicht in froher menſchenliebender Laune hineingeſprungen kam, und ich hebe ſtatt aller nur das Alertchen aus. Doch am froheſten trat wohl der Pudel an, welcher ſchon wußte was die Glocke geſchlagen, daß er næmlich jetzt eine blecherne Büchſe mit Schieber an den Hals bekomme, worin der Speiſezettel des Abendbrots liege, das er aus dem Bienenroder Wirthshauſe zu holen habe. Er war Fibels Küchen-Geſchäftstræger oder Küchenwagen, deſſen Vertumnus und Feldpoſt und *Ambaſſadeur* in Bienenroda und *Introducteur des Ambaſſadeurs* im Wäldchen (durch Anbellen meiner als Legationsrath). Fibels übrige dienende

Brüder und Schweſtern waren nur Kinder die ab- und zuliefen.

Erſt nachdem er angemerkt, man ſollte auch den engen Thieren ſo weit bildend nachhelfen als man kann, da man gewiſſermaßen ihr Herrgott iſt, und man ſolle ſie zu guten Sitten abrichten, da ſie wohl nach dem Tode fortleben könnten; Gott und Vieh ſey immer gut, aber der Menſch nicht: da ließ er ſich auf mein Erinnern zu ſeinem bringen. Greiſe geben wie alles Körperliche ſo auch das Geiſtige mit zitternder Hand, die die Hälfte verſchüttet: dennoch bekam ich Folgendes unverſchüttet. Er mochte etwann erſt hundert Jahr alt ſeyn, als er in einer ſein Leben wieder gebärenden Nacht von neuem zahnte und unter Schmerzen wilde Entwicklungsträume durchlebte. Vor Mitternacht erſchien ſeine verſtorbene Frau, und ſagte ihm, ſie ſey ſeinetwegen von Todten auferſtanden um ihn auszuſchelten und zu benachrichtigen daß Pelz ein Spottvogel geweſen und er ſelber ein Gimpel. Dann träumte er nach Mitternacht, er halte ein breites Sieb in Händen, und müße durchaus deſſen Geflecht aus einander ziehen; das feſt geflochtne Sieb und der Holzrand ängſtigten ihn unſæglich, und nichts konnt' er zerreißen als träumend ſich ſelber; bis er endlich plötzlich ſtatt des Siebes die ganze große lichte Sonne in ſeinen Händen hielt, welche ihm blendend ins Geſicht ſchien. Er erwachte neugeboren, und entſchlief wie auf wogenden Tulpen wieder. Da träumte er, er ſey ein Jahr alt nach dem Hundert, und ſterbe als ein ſchuldloſes einjähriges Kind ohne Erdenweh und Erdenſchuld, und finde droben ſeine Eltern, welche ihm einen ganzen Zug von ſeinen Kindern entgegenführten, die ihm auf der Erde unſichtbar geblieben, weil ſie bloß wie helle Engel ausgeſehen.

Er ſtieg aus dem Bette nicht nur mit nahen neuen Zähnen, ſondern mit neuen Ideen. Der alte Fibel war abgebrannt, und der rechte Phönix ſtand da und ſonnte die Farbenſchwingen. Er war verkleert auferſtanden um in einem andern Grabe als aus dem Körper ſelber. Die Welt wich zurück: der Himmel ſank herein.

Als er mir die Sachen erzählet hatte, ſagte er mir, ohne auf den dienſthabenden Pudel zu warten, ohne weiters gute Nacht und zeigte mir mit den zum Beten gefalteten Händen den Weg. Ich ging ab, zog aber lange im Obſtwäldlein umher, das bloß aus Kernen gewachſen die er eingeflechtet. Er aß nämlich ſelten eine Kirſche ohne den Kern, oft zum Verdruße der Bauern, welche auf ihren Rainen nichts Hohes haben wollen, einzuſchwärzen und in die Erde zum Verkleren zu begraben. »Ich kann« ſagte er »keinen Kern umbringen; reißt auch nachher der Bauer das Bäumchen heraus, nun ſo hat es doch ein Bißchen gelebt, und war als Kind geſtorben.«

Im Wäldchen hört' ich ein Abendlied ergeln und ſingen; und ich brauchte nur zurück an Fibels Fenſterchen zu treten um zu ſehen daß er darin eine Drehorgel langſam umdrehte, welche er durch ſeine Singſtimme mit einem ſanften Abendlied begleitete. In der eintönigen Einſamkeit und bei ſeinen Abſchnitzel von Stimme reichte dieſe noch mehr als eine Voglerſche ſimplificierte Orgel ſchon zu ſeiner Hausandacht zu; und ich ging nachſingend nach Hauſe.

III. NACHCAPITEL: ZWEYTER TAG.

Schon unterwegs, als ich am Morgen wieder kam, wußt' ichs ein wenig voraus, er würde mich halb vergeßen haben. Im Nachtfroſte des Alters, das, beinahe ohne Gegenwart,

nur von Vergangenheit und Zukunft lebt, ist dergleichen natürlich: in der alten Lebens-Sanduhr hoelet sich oben alles immer mehr aus, und unten steigt der Hügel höher, den ihr Grab oder Vergangenheit nennen könnt. Ich hätte allerdings erwarten können, er werde sich um einen Mann von einiger Importanz, welcher ja sein Fibliſches Leben unter der Feder hatte, angelegentlicher bekümmern; vorzüglich werde er nachforſchen was der Mann in Sprachen und Wißenſchaft gethan, ob er in der Poeſie ein lebendiges goldnes Alter und tauſendjähriges Reich im Kleinen ſey, und ob es noch unentdeckte Inſeln gebe die von ihm nichts wißen: von allen dieſen Fragen über mich, deren Beantwortung ja immer zu ſeinem Ruhme ausfallen mußte, that er keine einzige, wenn ich matte ausnehme, ob ich denn wohl in der Schrift, was er ſo inniglich von Herzen hoffe, ſeiner lieben Eltern recht mit Ehren gedächte. Er ſetzte dazu »Ach, ſie ſind doch zu wenig bekannt, ſowohl auswärts als in Heiligengut, und ſogar ihr Sohn iſt viel bekannter.« Ich that zwey Schwüre daß ich das Schönſte von beiden geſagt: ich holte aber vielerley von dieſem Schönſten noch aus dem frommen Sohne heraus, und ſchob es ein.

Schön war der Morgen im Obſtwäldlein: der Alters-Reif ſchien geſchmolzen und beweglich nur als Morgenthau in Fibels Spätflor zu ſchimmern. Selber die Liebe ſeiner Thiere gegen ihn, die wie Kinder den zu errathen ſcheinen, der ſie lieb hat, machte den Morgen in einem Obſtwäldchen ſchöner wovon jedes Bäumchen eine von ihm genoßne Frucht zur Mutter hatte. Das Thierreich war Erbſchaft von ſeinen Eltern; nur natürlicher Weiſe waren es die Urenkel und Ur-Urenkel &c. des elterlichen. Das ganze Wäldchen beherbergte ſingende und brütende Vögel: aber er konnte mit wenigem Pfeifen ſämmtliche zahme Nachfahrer der väterlichen Singſchule von ihren Gipfeln auf die Schultern locken. Es anzuſchauen, wie er geſchwind zärtlich umflattert wurde, erquickte das Herz. Überall wo die Sonne angläuzen konnte hatte er ordentlich mit dem kindiſchen Wohlgefallen eines Greis-Kindes bunte Glaskugeln auf Stäbe geſteckt oder in Bäumchen gehangen, und in dieſes Farbenclavier von Silberblicken Goldblicken Juwelenblicken blickte er unbeſchreiblich vergnügt hinein. Ich gab ihm ungemein Recht: es waren verglaſte Tulpenbeete, dieſe bunten Sonnenkugeln, welche mit mehr als zehn Farbenfeuern das Grün anſteckten; ja manche rothe thaten in den Zweigen als wären ſie reife Äpfel-Fruchtſtücke: aber am meiſten erquickte ſich der alte Mann an den nachſchillernden Landſchaften auf dieſen Weltkügelchen, gleichſam der nachfärbende Verkleinerungsſpiegel der beweglichen Ausſichten. »Ach« ſagte er, »wenn ich ſo recht in die Farben hinein ſchaue, die Gott der dunkeln Welt gegeben, und zu welchen er immer ſeine Sonne gebraucht, ſo iſt mir als ſey ich geſtorben, und ſchon bei Gott: aber da er in uns iſt, ſo iſt man ja immer bei Gott.«

Hier brach ich endlich mit der lang gehegten Frage heraus, wie er denn bei ſeinen Jahren zu einem ſo guten Deutſch komme, als kaum die neueſten Schreiber ſprächen. Er wäre etwann zwey Jahre wieder alt geweſen, verſetzte er (ſeine 100 Jahre vorher verſtanden ſich von ſelber), als er mehrere Jahrszeiten hindurch jeden Sonntag einen heiligen geiſtigen Geiſtlichen zu hören fand, welcher ſein Deutſch mit einer ſolchen Engelszunge ſprach, daß er ſogar, wenn er einmal auf der Kanzel verſterbe, im Himmel keine beßere brauche. Den Prediger ſo wie die Stadt konnt' er mir nicht beſchreiben, aber wohl ſein Kanzelweſen, wie er ohne

Überfluß der Worte und der Minen und der Bewegungen sprach; wie er das Sehnsüchte und Stärkste mit milden Tönen sagte; wie der Mann gleich einem Johannes, der, nahe am Himmel ruhend, zur Welt spricht, seine Hände ruhig auf das Kanzelpult oder in die Kanzelärmel legte; wie jeder Ton ein Herz, und jeder Blick ein Segen war; wie dieser Christusjünger Kraft in Liebe verhüllte, so wie der feste Diamant in weichem Gold gefunden wird, das ihn auch später am Menschen einfaßt; wie die Kanzel ein Tabor für ihn wurde, worauf er sich und Zuhörer verklärte; und wie er unter allen Geistlichen am besten das Schwerste vermochte, würdig zu beten.

Mehr als einmal wollt' ich glauben, er habe jenen großen Geistlichen gehört, dessen Namen ich nie ohne die Erinnerung des höchsten Glücks und des höchsten Verlustes ausspreche, und über dessen Grab seine Kirche sich als Denkmal wölbt. Aber nicht alle Umstände wollten den frohen Glauben bestätigen.

Immer wärmer wurd' ich dem uralten Manne zugethan, und forderte von ihm so wenig als von einem Kinde volle Liebeserwiederung. Zuletzt mahnt' ich mich selber zum Scheiden an um den Frieden seiner Abendtage mit nichts Weltlichem zu stören. Er sollte jene erhabne Altersstellung ungetrübt behalten, wo der Mensch gleichsam wie auf dem Pole lebt: kein Stern geht da unter, keiner auf; der ganze Himmel steht und blinkt, und der Polarstern der zweyten Welt schimmert unverrückt gerade über dem Haupte. Ich sagte ihm daher, ich würde Abends wiederkommen und Abschied nehmen. Er versetzte zu meinem Erstaunen, da er vielleicht Abends selber einen nehme von der ganzen Welt, so möcht' er sich nicht gern im Sterben gestört sehen; diesen Abend les' er die Offenbarung Johannis hinaus, und da könnt es leicht um ihn geschehen seyn. Ich hätte nämlich früher erzählen sollen daß er nichts that und nichts las als die Bibel, von vorn an bis zu Ende, und dabei des festen Glaubens war (daher er die letzten Bücher schneller las) er werde bei dem 20. und 21. Verse des 22. Capitels der Offenbarung Johannis (»Es spricht der solches zeuget: Ja, ich komme bald. Amen. Ja, komm, Herr Jesu! Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit euch allen! Amen.«) verscheiden.

So wenig ich an dieses schnelle Verwelken seines so langen Nachblühens glaubte, so vollzog ich doch seinen eingebildeten letzten Willen (wiewohl wir bei jedem guten Willen eines Menschen bedenken könnten ob es nicht sein letzter sey) und nahm mit der Bitte Abschied mir Aufträge in Rücksicht seiner Verlaßenschaft ans Dorf mitzugeben. Er sagte, längst sey alles besorgt, und die Kinder wüßtens. Er schnitt einen Zweig von einem aufbewahrten Christbaum seiner Kindheit ab, und verehrte mir ihn als Vergißmeinnicht.

Gleichwohl bracht' ich trotz der Unfehlbarkeit meines Unglaubens die Abendzeit in Bienenroda mit einigen Ängsten zu. Abends holte sein Wirthschaftspudel das Abendessen, begleitet von dem Seidenspitz Alert. Ordentlich als wollt' ich ihn um einen Hund beerben, behielt ich den Spitz, ein Musterthier von Haar und Herz, bei mir nur um etwas vom alten Herrlein zu haben. Doch hing ich dem Pudel in einem Selbst-Steckbrief die Nachricht des Thier-Plagiats an. Sehr und schön wedelte der Gestohlne um mich; als ein *Simultaneum* von Spitz und Pudel, also von Schlange und Taube, war er in seiner Gattung so classisch, als er seyn konnte.

In der schönen Sommernacht konnt' ichs zuletzt nicht lassen, in das Obstwäldlein den

Häuschen nachzuschleichen um gewiss zu seyn daß mein gutes Herrlein nicht Bibel und Leben zugleich beschloßen. Unterwegs fand ich einen schwarz geflegelten zerrißnen Briefumschlag, und über mir traten die weißen Störche schon den Rückflug in warme Länder an; es war aber dabei auf vielerley zu verfallen. Ich wurde nicht sehr gestärkt, als ich aus seinem Wäldchen alle Vögel singen hörte, welches deren Vorfahren ja auch bei dem Tode seines Vaters gethan. Vor meinen kurzsichtigen Augen streckte sich ein aufrechtes Gewölke voll spätes Abendroth als eine liegende lang hinblühende fremde Landschaft aus, und ich begriff gar nicht wie ich bisher das fremde roth schimmernde Land übersehen können: desto leichter konnte mir einfallen: es ist sein Morgenland, wohin Gott den müden Menschen zieht. Ja mir war alles so verworren, daß ich ordentlich für ein herabgefallnes abendrothes Wolkenstück eine rothe Bohnenblüte ansah. Endlich hört' ich im Wäldchen einen Menschen singen und eine Orgel gehen: kurz, der alte Mann drehte ungestorben das Abendlied «Herr, es ist von meinem Leben abermal ein Tag dahin.» Daher und zu seinem Singen kam das der Vögel in der Stube und auf fernen Zweigen. Sogar das Summen der Bienen, die in lauer Sommernacht in die Lindenkelche sich vertieften, wehte die Flamme meiner Freude höher auf.

Er lebte. Doch störte ich seinen heiligen Abend nicht: «er bleibe bei dem» sagte ich, «der ihn mit seinen Gaben und mit Jahren umringt, und denke an keinen Menschen hier unten besonders.»

Nachdem ich sein Lied bis zum letzten Verse ausgehört um noch gewisser seines Selbst-Überlebens zu seyn, schlich ich langsam fort, und fand zur Freude in der ewig jungen Natur noch schöne Beziehungen auf seine veralterte, von der Wiesenquelle an, dieser ewigen Woge, bis zu einem Nachschwarm von Bienen, der sich (wahrscheinlich Vormittags vor zwey Uhr) an ein Lindenbäumchen angesetzt, ordentlich als sollt' er durch ihr Beherbergen ihr Bienenvater werden, und lange leben; und jeder Stern winkte mir eine Hoffnung zu.

Gleichwohl tödteten und begruben ihn in meinem Bette die Träume bald so, bald so, doch immer schön genug. Einmal starb mir darin der Greis in einer Frühlingsnacht; einmal wieder an einem Neujahrstage. Zuweilen saß er an ein väterliches Obstbäumchen angelehnt, und der Blitz fuhr bloß vom Himmel herab um ihn in diesen hinauf zu tragen. Einmal trugen seine Ruhre hohe Riesenkinder her, und wurden unter dem Tragen kleine rothblühende bekränzte Greise. In einem andern Traume drückte er sich sterbend selber die Augen zu, und sagte «Ich will nichts mehr sehen: es steht Jesus Christus neben mir.» In einem andern Traume bückte er sich schmerzhaft tief bis ans Grab seiner Mutter nieder, und bog nur dessen Blumen an sein Gesicht, und brach keine; auf einmal fuhr die Mutter aus dem Grabe, und fuhr mit ihm über die Wolken in den nächsten Stern. In verschiedenen Träumen hörte ich nur die Anfangszeilen unbekannter Sterbelieder: z. B. An der Ewigkeit zerrinnt die längste Zeit; Längres Leben, kürzre Ewigkeit; Nichtiges hat Gott nicht aus Nichts gemacht; Todtenstaub wird Blütenstaub, und die Seele trägt Seelen.

So spielt das Schlafen mit dem Menschen, wie der Mensch mit dem Wachen.

IV. NACHCAPITEL: LETZTER TAG.

Da ich zum letzten Male zum Helden dieſer Geſchichte ging, dacht' ich unterwegs an die Stelle die ich hier ſchreiben werde: daß nämlich nach dieſem Nachcapitel ganze Brigaden von Litteratoren, die nun daraus erfahren wo Fibel lebendig zu haben iſt, auffitzen oder einſitzen werden (manche machen ſich gar nur auf die Beine) um das alte Herrlein zu beſichtigen; und ſo hätt' ich denn dem armen Schulweiſel in ſeinen alten Tagen einen ganzen Bienenſchwarmſack über ſeinem grauen Kopfe ausgeſchüttet. Litteratoren, Litteratoren! ſeyd ihr nicht durch die Figur der Epizeuxis, oder auch Anaphora, welche dasſelbe Wort am Anfang zweymal nachdrücklich wiederholt, von euern gelehrten Reifen zu ihm abzubringen? Und wenn ich gar mich der Epiphora bediene, welche dasſelbe Wort am Ende wiederholt, und ich rufe ›Laßet doch einem Manne kurz vor der letzten Ruhe die vorletzte Ruhe!‹ bleibt ihr dann noch des Teufels lebendig?

Ich hatte Nachts ſeinen Alert bei mir behalten, welcher ſeltſam genug ſo gern bei mir blieb und mit mir ging, ordentlich als ob der Seidenſpitz mich als den Lobredner des Poſtſpitzes in den Hundspoſttagen kennte und ſchätzte, was doch bei ſeiner Kälte gegen Lectüre nicht denklich iſt. Ich will ſogleich auf der Stelle die Nachricht geben, die ich wahrſcheinlich nachher vergeße, daß der Bienenroder, als er die Anhänglichkeit dieſes Superlativ-Viehs ſah, mir mit demſelben ein anſehnliches Geſchenk gemacht, das bekanntlich noch lebt. Der Hund Alert ſollte wahrſcheinlich ein Ehrenfold ſeyn, ein Ehrenhund oder ein Medaillon, oder ein evangeliſtiſches Wappenthier (wie denn Lucas hinter ſich ſeinen Ochſen hat, Matthäus ſeinen Engel) oder ein prophetiſches Wappenthier (da bekanntlich die Propheten Bileam und Mahomed jeder einen Eſel hat) oder überhaupt nur eine Andeutung theils meiner perſiſchen Reinlichkeit, theils meiner perſiſchen Abkunft (da wir Deutſche von den Perſen abſtammen, dieſen gröſten Freunden ſowohl der Reinheit als der Hunde), oder wollte das Herrlein die Sache bloß aus Liebe thun: genug, ich habe den Hund, und *dato* kratzt er ſich lebendig auf meinem Schreibeunapé; auch ſoll er gern jedem Leſer der ſich davon mehr zu überzeugen wünſcht, wenn er mir die Ehre eines Beſuchs erweiſt, ins Bein fahren. Verreckt er einſtens für eine beſſere Welt als dieſe iſt, worin er nichts Heiliges hat als bloß das heilige Bein, das er verlängert als Schwanz nach dem Himmel hebt und bewegt: ſo ſtopf' ich ihn aus mit dem Vegetabiliſchen, das er jetzt haßt, und das ihm dann bei dem Mangel an Magen ſo lieb ſeyn kann wie einem Braminen.

Doch zurück! Alle mein Trauer-Träumen hatte mir kein Trauer-Wachen mitgegeben, ſondern jedes genommen: wie hätt' ich ſonſt ſo froh auf den nächſten Seiten von Alert ſprechen können? Ich ging recht früh ins Wäldchen um den Greis noch im Schlafe zu ſehen, in dieſem alten Vorſpiel des Todes, in dieſem warmen Traume des kalten Todes. Aber er hatte ſich ſchon in der großgedruckten Bibel bei Hülfe eines flammigen Morgenroths weit über die Sündflut hinausgeleſen, wie ich aus den Kupferſtichen erſah.

Da ichs für meine Pflicht hielt, ſeine Einſamkeit nicht lange zu ſtören, ſo ſagt' ich zu ihm, ich ſchiede, und gabe ihm bloß ein leichtes Abſchiedsbriefchen ſtatt Abſchiedswörtchen: ein Blättchen das wol niemand zu

leſen bekommen ſoll. Da heftete er ſo warme Augen darauf, daß ich reine Freude über den Eindruck den das erſte kleine Manuſcript von mir auf ihn machte, empfand; bis er mich freundlich fragte ob ich nicht mehr von dieſem himmliſchen Streuſand hätte. Es hatt' ihn nämlich beſonders der blaue Streuſand ergriffen, in deſſen Æther ich die geſtirnten Gedanken meines Blättchens geſtreuet hatte. Er bat mich geradezu um meine Sandbüchſe: »denn es kann ſeyn« ſagt' er, »daß ich noch an jemand ſchreibe, vielleicht an Gott ſelber.« Dabei erzählte er mir einmal recht redſelig daß das Wort Blau ihn überall beſonders gerührt, z. B. die blauen Berge in americaniſchen Reiſebeſchreibungen bis zur Sehnſucht; und ſo hab' er die Flachsblüte und die Kornblumen und blaue große Glasſchalen von jeher geſchätzt. »Und meine ſelige Mutter hatte noch im Sarge lebendige blaue Augen« ſetzt' er dazu.

Ich ſchied, ſehr bewegt, doch verſchloßen: es war nicht die Rührung eines Abſchieds den man von einem Freunde, einem Jünglinge, einem Greiſe nimmt, ſondern die des Abſchieds von einem fremdartigen entfernten Weſen, das uns nur kaum von ſeinen hohen kalten Wolken, die es zwiſchen Erde und Sonne halten, nachblickt. Es giebt eine Seelen-Stille, ähnlich der Körper-Stille im Eismeer und auf hohen Gebirgen: jeder Sprachlaut unterbricht, wie einer in einem zarteſten Adagio, zu proſaiſch hart. Auch das Wort »zum letzten Male« hatte, der Greis ſchon längſt hinter ſich.

Außer dem Hunde ſchenkte oder vermachte er mir noch eilig meine in Duft und Farbe romantiſche Liebliugsblume, eine blaue ſpaniſche Wicke, in einem Thontöpfchen: deſto lieblicher, da dieſer Schmetterling von Blume ſich ſo leicht verhaucht und ſeinen Düften nachſtirbt. Er bat mich es nur nicht übel zu nehmen, da er ſein gewöhnliches Morgenlied nach überlebtem Sterbeabende noch nicht angeſtimmt, wenn er mich gar nicht begleite, oder mir nicht einmal nachſchaue; und er könne ohnehin nicht ſehr ſehen. Darauf ſagte er faſt wie gerührt »O recht wohl zu leben, Freund! Auf Wiederſehen, wo meine ſeligen Anverwandte auch dabei ſeyn werden, und der große Prediger, deſſen Namen ich vergeßen habe! Auf Wiederſehen!«

Sogleich trat er ganz ruhig an ſeine Drehorgel. Ich löſete mich von ihm wie von einem Leben los. Wiewohl er ſeine Orgel unter den Bäumen ſpielte, und ſein Geſicht mir nachgerichtet hatte, ſo wußt' ich doch daß ich ſeinen blöden Augen bald zum unbeweglichen Nebel werden mußte, und blieb daher ſtehen, als er das Morgenlied (vom alten Neander) anfing:

»Noch läßt der Herr mich leben.
Mit frœhlichem Gemüth
Eil' ich ihn zu erheben:
Er hœrt mein frühes Lied.«

Unter dem Singen flogen um ihn ſeine Vœgel; auch die Hunde ſchienen der Muſik gewöhnt und ſchwiegen, und den Bienenſchwarm wehte dieſe gar in ſein Häuschen hinein. So entfernt er mir war, und ſo ſehr von den Jahren gegen das Grab gebückt, ſo ſah er doch von weitem wegen ſeiner ſo langen Geſtalt noch aufgerichtet genug aus.

Eben bauete in Abend, wohin mein Weg zuführte, die Morgenſonne einen Regenbogen mit allen Farben in den frühen Tag hinein; und der Morgen glühte noch mit ſeiner einzigen rothen nach; und Morgen und Abend, Anfang und Ende, die Farbenthore der Zeit und der Ewigkeit, ſtanden gegen einander aufgethan, und beide führten nur aus Himmel in Himmel. Ich blieb ſo lange ſtehen,

bis der Greis den letzten (den zwölften) Vers seines Morgenliedes angefangen:

„Bereit den Lauf zu schließen
Auf deinen Wink, o Gott,
Und hinter im Gewissen,
So finde mich der Tod!"

Dann zog ich meine Straße langsam weiter.

DIE SCHOENHEIT DES STERBENS IN DER BLUETE DES LEBENS, UND EIN TRAUM VON EINEM SCHLACHTFELDE.

Wenn von der Zeit der innigsten Seligkeit des Lebens die Rede ist, so muß man nicht die Kinderzeit anführen, sondern die Jahre des Jünglings und der Jungfrau. Die Freuden im Kindergärtchen sind Leuchblümchen, schön, doch klein, und artig gefärbte, aber duftlose Vergißmeinnicht; die höhern prangenden Freuden des Wissens und des Herzens sind noch eingewickelt, und die Farbenwelt der Ideale ist noch in eine dunkle Knospe zusammengezogen. Wie anders und weiter schimmert die Jugendzeit! Die himmlische Zeit der ersten Freundschaft; der ersten Liebe; der ersten Philosophie; des ersten vollen Genusses der Natur, der Musik und der Bühne; der ersten Bauriße der Luftschlösser für die Zukunft, und der ersten eingreifenden Zurüstung für thätige Wirklichkeit: diese Zeit ist nicht bloß eine unwiederbringliche: denn jede Zeit ist es; sondern die höchste (culminierende) des Lebens, eben weil sie als die vollblühende nur den Früchten in schönen Hüllen dient: denn in dem Entwickeln arbeitet nothwendig eine mächtigere Triebkraft als in dem Entwickelten, im blühenden Menschen eine stärkere als im gereiften. Wenn der Mann in gewissen Jahren so selten auf eine neue Bahn des Wissens oder eines sittlich höheren Lebens zu führen ist, so entscheidet sich dagegen der Jüngling mit unauslöschlichem Feuer für irgend eine Philosophie, für einen Umsturz seiner sittlichen Lebensweise, für eine Bekehrung: aber zur Bekehrung gehört eben mehr Kraft als zum faulen Stehenbleiben. Wie die höchste Körperkraft, die höchste Gesundheit, die Aussicht des längsten Lebens, und die höchste Schönheit, kurz die größten Körpergüter dem jungen Alter zufallen: so breiten auch, und eben darum, die geistigen Reichthümer sich aus, welche nicht erworben werden, sondern nur ererbt. Kenntniße Erfahrungen Uebungen sind allerdings Früchte nur des Alters und der Mühe: aber was sind diese gegen den idealen Genuß der ersten Wißenschaften, wo der Baum der Erkenntniß noch geimpft auf dem üppigen Baume des Lebens treibt; gegen die Entzückung womit uns die neuen Wahrheiten der Heilkunde, der Philosophie, oder einer andern uns zugebornen Lieblingswißenschaft überfüllen? Denn auch in der Wißenschaft steigt der Mensch, ungeachtet ihrer Erweiterung, hergab vom Ideal in die gemeine Kreisfläche der Wirklichkeit. Die Jugend ist der Vollmond, den eine Sonne mit Zauberschein erhellt; das Alter ist der Neumond, welchem die Tag-Erde (das Leben) ein dürftiges Licht zuwirft.

Wie voller glüht der Jüngling, die Jungfrau für große Herzen und große Opfer! wie heißer entbrennen er und sie wider die Niedrigkeit welche kriecht, und wider den Eigennutz der wählt! Wie bauen nicht beide sich zu einem Sonnentempel strahlender Thaten die kalte Gottesackerkirche der künftigen wirklichen Wirksamkeit aus! Der Jüngling wagt: der Mann erwägt nur, daß er einst gewagt, und ob er wieder wagen dürfe. Der Jüngling glaubt mitten in einer seligen Gegenwart noch an eine seligere Zukunft der Erde und seiner; er glaubt daß die Völker gleich und mit ihm reifen, und daß auf den Bergen und Zinnen der Welt nur ein Gottes Sohn zu stehen brauche, damit ihn die Teufel anbeten; in seiner Brust sieht er die göttlichen Höhen, die Ideale, festgebauet stehen und unerschüttert. Hingegen der ältere Mann blickt diese nur noch im beweglichen Leben nachgebildet an: so wanken die festen steilen Alpen auf dem Boden des wallenden Sees gespiegelt. Die warme Sittlichkeit des Jünglings wird nur zu leicht von seiner Unbeholfenheit im Gutes-Thun verdeckt, und dann von seinen Leidenschaften; am meisten wird sein heiliges Feuer von den Rauchsäulen der letzten umzogen. Zorn Ehrglut Liebeglut sind brausende Dämpfe der Jugend, aber der Sittlichkeit doch näher verwandt, als die eigennützigen Neigungen des Alters, die Furcht, der Geiz, die ruhige selbstische Genußsucht. Denn nur ein Greis, nicht ein Jüngling genießt am liebsten einsam. Das Alter hat moosige Auswürfe der Schwäche, die Jugend hat die grünenden der Kraft. Wahrlich, ein großer Theil unsrer ältern Sittlichkeit ernährt sich von den Träumen und Zwecken welche die jugendliche hatte und verfolgte.

Wenn die Jugend die Zukunft des Lebens nur voll idealer Blüten, und das Alter sie voll dürrer Reifer erblickt, so liegt beider Unterschied des Blicks nicht in der Ferne: denn obgleich dem Jünglinge an den Rosenbüschen des Lebens in der Ferne nur die schönen Farben und Düfte erscheinen, nicht aber die Stacheln, so schenkt ihm auch die Nähe ähnliche Rosen, obwohl nur italienische voll eingegossnen Wohlduft und voll Farbenglanz ohne Bedornung. Hingegen wird auf der andern Seite das Alter von der Ferne (bei der Gegenwart versteht sichs von selber) nicht nur nicht bezaubert, sondern auch entzaubert, und von einem dunklern Rauche als dem Zauberrauche verfinstert. Seltsam ist es, daß man in diesem Falle nicht der Jugend Stärke und dem Alter Schwäche zuschreibt, sondern es umkehrt. Um der Wirklichkeit Idealität zu leihen ist ja eigner Reichthum an dieser nothwendig, und über das äußre trockne Leben kann nur ein reiches innres seine Fülle ergießen. Um der Wirklichkeit aber nichts zu geben braucht man nur nichts zu haben, wie der Feuerländer, der Stumpfe, der Greis. Der Jüngling erblickt die Zukunft mit ihren Gaben für ihn und die Völker, wie ein Schiffer durch das grünblaue Meer hindurch unten die Meergräser zu hohen Wäldern und die glänzenden Muscheln zu bunten Felsen vergrößert und dem Ergreifen genähert erblickt: der Greis ist zu dem Meerbodenschlamm untergesunken, und was er unten sieht und fühlt, das wißen wir. Jeder Jüngling, sogar der prosaische, gränzt an den Dichter, wie die Jungfrau eine kurzblühende Dichterinn ist; beide wenigstens in der Liebezeit; oder vielmehr die reine Liebe ist eine kurze Dichtkunst, wie die Dichtkunst eine lange Liebe. Daher ist die höhere Liebe (nicht etwa seit Werther und Siegwart: denn diese konnten nur als Hörer der allgemeinen Menschennatur nachher deren Sprecher seyn, und

wieder Hörer und Nachfolger finden) die Freundinn des Todes und seiner Bilder, der Gottesäcker und der Schwermuth. Nicht nur dem unglücklichen, selber dem glücklichen Liebenden schimmert in der Leichenfackel noch die Brautfackel nach; und Traualtar und Grabhügel liegen als verwandte Höhen neben einander in Einem Tempel. Nicht aus Schwäche kann in dieser Kraftzeit das Sehnen zu sterben, das Lieben und Schmücken des Todes kommen: denn der zu seinem eignen Beinhause eingetrocknete Greis will immer noch lange draußen vor seinem tiefer ergrauenden Abendrothe stehen bleiben, und nur spät heimgeführt werden in die stillste Nachthütte; sondern die Dichtkraft der Jugend (noch abgerechnet die von Andern dargestellte physische Nähe aller höchsten Puncte, besonders des Lebens und des Sterbens) thut die Wunder, weil sie die Liebe zu groß macht für den engen Erdboden, und ihr also einen Himmel durch den Tod einräumen muß. Als Dichtkunst und wie Dichtkunst verschönert sie jeden Schmerz; sie läßt alle Thränen glänzen und alle Dornen grünen. Wenn der alte Mann und Profaist die Marterwerkzeuge des Lebens in seinem Kopfe so scharf verkleinert und verknöchert bei sich führt, wie der Hecht in dem seinigen die Passionsinstrumente Christi: so gleicht der jugendliche Kopf und der Dichter mehr der Passionblume, welche zwar auch die Marterwerkzeuge vorbildet, aber wie lieblich, farbig und mild! Den Gallenschwamm stellt die Blume bloß durch den Befruchthut vor, die Geißelsäule bloß durch die Blumensäule, und die Geißel durch rothe Fäserchen, die Dornenkrone durch Blattspitzen, die Lanze durch spitze Blätter, und das Kreuz bildet sie gar nicht ab: und eben so geht der Dichter mit den Folterleitern des Lebens um.

Nun aber, damit wir uns wieder dem Anfange zuwenden, in solchem Alter, auf solchen Lenzauen wäre Sterben nicht schön und nicht leicht? Ich tadle hier keinen Schmerz der vorwärts verwaiseten Eltern, denen ihre ermatteten veralteten Ideale zum zweytenmal in den frischen ihrer davonziehenden Söhne und Töchter untergehen, und die gleichsam zweymal veralten, weil ihnen ihre Verjüngung abstirbt; ich tadle keine einzige Thräne womit sie sich selber beweinen um ihre langen schweren Mühen für eine plötzlich abgewehte Lenzblüte oder herbstliche Fruchtnachlese. Kein Schmerz der Liebe ist zu verdammen, am wenigsten elterlicher; ich mach' ihm auch nicht den Vorwurf, so wahr er ist: Du willst über den Untergang einer Jugendblüte als über Neues trauern, und siehst nicht umher daß seit Jahrtausenden in jedem Jahre ein Frühling stirbt; sondern ich frage nur wieder: Ist es nicht schöner, wenn der Tod als wenn das Leben die Antlitzrosen bleicht? Ist es nicht schön, zu sterben in solchem Alter, wo der Jüngling und die Jungfrau nur aus dem innern Lande der Ideale überfliegen in ein höheres Land der Ideale; wo sie in dasselbe nur die hellen Morgenträume und frischen Morgenstunden des ersten Lebens mitbringen, und ihnen eine mildere Sonne aufgeht als die schwüle des irdischen Arbeittags; wo sie, nur kurze Jugend gegen lange vertauschend, sich nicht erst von einem verbluteten, Jahre lang im Verbande getragnen Leben zu erholen brauchen; und wo ihnen, wenn manche in vielen Leidenstagen wie in kalten düstern bangen gewundnen Katakomben nach Ausgang umher krochen, plötzlich der Todesengel den Felsen wegsprengt, der die Auferstehung verhinderte? Und ein solches Sterben wäre nicht das schönste?

Ich ſage nein: denn es giebt im Blütenalter noch einen ſchönern Tod, den des Jünglings auf dem Schlachtfelde.

O ihr Tauſende von Eltern Geſchwiſtern und Bräuten, welchen bei dieſen Worten die alten Thränen wieder entſtürzen, weil die Thränen der Liebenden länger fließen als das Blut ihrer Geliebten; weil ihr nicht vergeßen könnt welche edle feurige ſchuldloſe ſchöne Jugendherzen an eurer Bruſt nicht mehr ſchlagen, ſondern unkenntlich, verworren, an andern todten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Thränen wieder! aber wenn ſie abgetrocknet ſind, ſo ſchauet feſter und heller den Kämpfern nach, wie ſie eingeſunken oder vielmehr aufgeſtiegen ſind. Vater, Mutter, ſchaue deinen Jüngling vor dem Niederſinken an: noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abſchiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte ſatte Betrübniſs eines Sterbenden, ſtürzt er in den feurigen Schlachttod wie in eine Sonne mit keckem Herzen, das Höllen ertragen will; von hohen Hoffnungen umflattert; vom gemeinſchaftlichen Feuerſturm der Ehre umbrauſet und getragen; im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland; fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauſchenden Todes-Katarakten überdecken die ſtürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles was nur groß iſt im Menſchen, ſteht göttlich glanzreich in ſeiner Bruſt als in einem Götterſaal, die Pflicht, das Vaterland, die Freyheit, der Ruhm. Nun kommt auf ſeine Bruſt die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe ſogar keine fortſchmerzende empfindet? Nein, zwiſchen ſein Sterben und ſeine Unſterblichkeit drängt ſich kein Schmerz, und die flammende Seele iſt jetzo zu groß für einen großen, und ſein letzter ſchnellſter Gedanke iſt nur der frohe gefallen zu ſeyn für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird ſich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne: ſeinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt ſeinen hier unten: ihr könnt wißen daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völker-Beglückung ſeyn kann, und ihr dürft hoffen daß aus der Todesaſche des Schlachtfeuers der Phœnix des Heiligſten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker ſind welche unten ungeſehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch einmal Thränen vergießen über eure Söhne, ſo weint ſie! aber es ſeyen nur Freudenthränen über die Kraft der Menſchheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menſchenherz, das lieber die Schmerzen der Thränen tragen als die Freuden der Geiſterſiege entbehren will. Ja, ſeyt ſogar ſtolz, ihr Eltern! ihr habt mitgeſtritten, nämlich mitgeopfert: denn ihr habt in der kältern Lebens-Jahrzeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben, und dasſelbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche ſtand und eures brach, nur geweint und gewünſcht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfern fort.

Die folgenden Traumbilder laße man sich als die Wachslichter gefallen womit am Allerseelentage die Liebe und die Andacht die Græber eines Kirchhofs bestecken.

Ich hœrte, träumte mir, ein weites Stöhnen im Finstern: aber wohin ich mich kehrte, von daher schien es mir zu kommen. Endlich ging es lauter aus der Pforte eines Thals heraus, vor der eine Sphinx lag, welche ihre Lœwentatzen in ihr Mædchengesicht schreyend eingrub, und sich die Augen auszog, die noch in den Krallen fort weinten und funkelten. Da füllte sich der Thaleingang mit einem seltsamen Wesen, das eine griechische Furienmaske mit vorgewölbten glæsernen Augen auf dem Gesichte trug, und zwischen dessen Gliedern überall Spinnen emsig spannen um Gewebe anzulegen. Das Wesen verbeugte sich ungemein demüthig vor mir, und küsste sich die Hand, deren Finger halb so lang waren als der Ellenbogen. Die Sphinx winselte sehr: aber das Wesen riß ihr den Jungfrauenkopf ab, und warf ihn über einen Baum hinüber. «Der werthe Herr» fing das Wesen an «kann nun in den Thalgang eintreten: das Vieh läuft jetzo herum nach seinem Kopfe, und haucht und beißt also den werthen Herrn nicht. Scheuet derselbe sich nur nicht vor meiner Maske (mein Gesicht sieht viel anders aus), so kann ich ihn durch die Thalstraße vor eines der artigsten und frischesten Schlachtfelder und Schlachtäckerchen führen, erst seit gestern angesæet. Nur ist leider noch wenig mehr lebendig für den Liebhaber, und ich ließe gerne Manchen aufleben und noch einmal verbluten für den werthen Herrn, wenn ich damit nicht den Tod, der ein hitziger Mann ist, aufbrächte.»

Es trat hœflich rückwärts über die Pforte ein, und ich folgte ihm in ein langes, von zwey schwarzen Felsenrücken gezogenes düsteres Thal. Der Himmel leuchtete mir nichts in die Finsternis hinunter als mit einem rothen Kometen, welchem sein einziges Auge funkelte, und dem vor Mordlust der Schweif sich heftig bewegte wie bei einem Tieger. Verschiedne Wagen mit abgenommenen Händen, die einander anfaßten entweder zum Gebet oder zum Zerreißen, kamen uns auf unbeweglichen Rädern leise entgegen, und ein kleiner Wagen voll offner Augen ohne Augenlieder, die einander grimmig ansahen und abspiegelten. Ein langer metallner Sarg auf Kanonenrädern wurde von eisernen Elephanten schwer geschleppt; mit weißen Buchstaben stand darauf «Asche des zehnten Heers»; es wurde um die enge felsige Thalkrümme wie ein gefällter langer Baum mit entsetzlicher Kraft gezogen, und mußte, zu schwer vollgedrückt, sich krümmen, und sein Ende wollte lange gar nicht kommen und nachschleifen.

«Werther Herr, die Thalstraße ist lang, und wir haben noch fünf Echen oder Leidenstationen nach dieser zu passieren, eh wir an die eigentlichen Schlachtfelderey kommen. Etwas flinker! droben schlägts schon zwischen 11 und 12 Uhr» sagte das Wesen, und zeigte auf einen brennenden Thurm, in welchem die glühenden Uhrräder sprühten, und der Stundenhammer mit jedem Schlag an der schmelzenden Glocke widrig dumpfe Tropftœne oder Klingtropfen abschlug. «Ich betheure, Theurer» fuhr es fort, «man weiß auf Erden kaum welche Zeit es ist: so sehr mengt die Ewigkeit sich immer zur Unzeit in die Zeit; und Glockenthürme sind mir ohnehin äußerst fatal.» Jetzt waren seine Spinnen zu Taranteln ge-

schwollen, und stachen alle seine Glieder: aber gemüthlich tanzte das Wesen den Sturmtanz, und die abspringenden Tarantelm tanzten ihm unten in guten englischen Tänzen entgegen. Darüber zersprangen dem Wesen die zwey Glasaugen der Furienlarve, hinter welchen ein graufend aufgedrehtes Augenweiß seellos starrte.

Es fing an ein *Te Deum* nach einem Gaßenhauer zu singen, und tanzte dabei unbegreiflich hoch; endlich sah ich daß es von einem ungeheuern Papierdrachen oben im Himmel an einem langen Haare gehalten und gehoben wurde. »Todten ist mein Leben: *Te Deum!*« sang es. »Altes Schlachtfeld ist ein lang Stillleben: *Te Deum!* Die Menschheit wird darin gerædert stæts von unten auf: *Te Deum!* Unten bei dem Untertbanenpack und Fußvolk wird begonnen: *Te Deum!* Und alle Thrænen sind für mich Freudenthrænen: *Te Deum!*« Und seine Spinnengewebe hingen davon voll, wie andere an einem Sonnenmorgen voll Thau.

Ich stieß Schreylaute des Zorns und Schmerzes, aber vergeblich, aus: der Schrey sank klanglos in mich selber zurück, so wie man im Traume bei der Anstrengung des Arms zum heftigen Schlage fühlt daß er nur kraftlos und weich auffalle. Aber als hätte das Wesen die erstickten Zornlaute erhorcht, versetzte es mit ungemeiner Leutseligkeit »Werthester, die Menschheit werde doch vor allen Dingen bedacht und bewacht! Sie hangt immer so unentschieden zwischen Gott und Teufel in den Lüften, wie Mahomeds Sarg im Schweben bleibt, weil über ihm ein Magnet hinauf, und unter ihm einer hinab, und jeder mit gleichen Kräften zieht. Nimmt man aber der guten von Himmel und von Hölle auf einmal angezogenen Menschheit durch einen tapfern Kriegsturm den obern Magneten hinweg, so kommt sie sogleich zur Ruhe herunter, und steht fest.«

»Ei, schon die vierte Leidenstation!« unterbrach sich das Wesen, als wir wieder um eine Thalecke einbogen in einen neuen Gang. »Nun kommt das Schlachtfeld bald.« Ich verstand das Wesen nicht ganz. Ich mußte ihm aber, gezogen, folgen, weil es rückwärts gehend mich immer heftend anblickte, und mit den dürren Riesenfingern gegen mich magnetisierte und mich geistig gewaltsam nachschleppte. Wir trafen in dieser Thalkrümme ein anmuthiges Tempethal (nach dem Ausdrucke des Wesens) an. Kinder spielten auf Rainen das Soldatenspiel mit unschædlichen hölzernen Weihnachtflinten, sanken dabei aber immer um, und hatten sich wahrhaft getœdtet. Auch der weite Rasenplatz nahm sich (zufolge dem Wesen) artig genug als ein Hirtenland aus, sowohl von kühlen als von warmen Bächen durchschlängelt, wovon die einen blutroth und die andern thrænenweiß waren. Wölfe, von Schafen geweidet, tranken gern aus beiden. Aus den Felsenhöhlen hingen Nester von lebendigen Pulverschlangen heraus. Man hatte eine Aussicht auf ein niedliches Landstädtchen von Beinhäusern, polizeymæßig mit feuerfesten blutrothen Dachziegeln gedeckt; seitwärts schimmerte weit entgegen ein kostbarer Eispallast, bloß Verwundeten eingeræumt, welche eine weite Aussicht auf Berghœhen voll ewigen Blutschnees hatten. Viel Leben war im Thalzicksack. Kinder spielten auf einer grauen Aue, und hatten neue Pechkränze auf. Gaukler gingen und tanzten auf den Händen daher, streckten ihre hölzernen Beine gen Himmel und spielten damit gelenk. Eine schwarze gekœpfte Bildsäule trug auf ihrem Rumpfe zum Verkaufe auf einem Brett geschmackvoll gearbeitete weiße

Gypsbüſten der berühmteſten Männer und Götter ſowohl aus der älteſten als aus der neueſten Zeit. Einige Leichen lagen neben einander, die ſich emſig gegenſeitig die Hände beſtrichen. «Die gutmüthigen Leichen» ſagte das Weſen «wißen noch vom Leben her daß Berühren mit einer Todtenhand von Warzen befreyt, und ſo will denn jede ſie der andern vertreiben.» Auf einmal bemerkte ich daß das Weſen ſich immer mehr verlängerte, und daß das ſpitze dornige Kinn und zwey Haarwangen immer größer aus der zu kleinen Furienlarve drangen, aber fürchterlicher als die Larve ausſahen.

«Werther Herr, ja nicht ungeduldig! Kommen wir jetzo nicht ſchon zur fünften Leidenſtation?», ſagte es; und wir traten in einen kurzen Thalgang. Ein langer, ganz ſchwarz gekleideter Färber ſtand am Eingange, und ſuchte ſeine etwas von Gehirnen weißklebrigen Färberhände in Blut oder Thränen wieder rein und ſchwarz zu waſchen. Bräute ſtreueten mit abgewandten Geſichtern dem Weſen bethauete zerſchnittene Brautkränze auf den Weg: aber der Thau war heiß. «Iſt denn hier» dacht' ich, «der Morgen- und Abendthau nicht kühl?» «Freylich» ſagte das Weſen, «aber er iſt nur eben erſt kochwarm aus den Augen gefallen.» An beiden Seiten des Wegs ſaßen einige Argus, jeder mit ſeinen hundert Augen, welche hundert zugleich weinten: aber das Weſen mußte lachen, da es jeden Argus ſich mit dem Schnupftuch abquälen ſah um die vielen Augen, die immer wieder floßen, zu trocknen. Überall lagen Menſchen auf der Erde mit dem Angeſicht, welche einer Schlacht unter derſelben zuhorchten: «Die Narren wißen nicht daß allemal die Seelen der Gebliebenen ſich unter der Erde noch einmal ſchlagen, und können das Winſeln nicht begreifen» ſagte das Weſen, und trat jedesmal unbefangen auf die Liegenden, wenn es der Bruſt nicht gerade in die Lüfte zog. Aus einer Köhlerhütte lief uns ein Zigeunerkind mit zwey Keßeln nach, und ſchrie, es ſey eine Waiſe, und die Mutter ſey eben an ſeiner Geburt verſchieden, und wir ſollten warten: es wolle ſein Blut gießen und äußerſt weißagen. Die neugeborne Zigeunerin zeigte uns einen Keßel voll geſchmolzenen Kugelbleyes und einen andern voll warmen Blutes, und verſprach mit altkluger Miene, gieße ſie Bley in Blut, ſo werde jeder Herr ſich wundern in welche prophetiſche Figuren das Bley zerfahre. «Hexe» ſagte das Weſen, und ſchüttete ihr das Bley ins Geſicht, «du willſt den Herrn nur furchtſam machen», und wies mich ſogleich auf etwas Anmuthiges hin, auf einen im Felſen ausgehauenen Tanzſaal mit allen Vorrichtungen zu einem Balle, mit Blasinſtrumenten Wandlichtern Blumengehäng, und ſagte «Sobald der Jüngling, den wir in der Nebenhöhle finden, ſein Meiſterſtück gut verrichtet hat, giebt ihm die Familie den ſogenannten Scharfrichterball.» In der Nebenhöhle ſah ich einen blutjungen Scharfrichter welcher ſich im Köpfen übte, der aber um künftigen Miſſethätern nicht wehe zu thun ſeine Kunſt, anſtatt wie andere an lebloſen Sachen, bloß an wirklichen Lebendigen erlernte, wie einige Rümpfe leicht zeigten.

«Nun, Werther, kommt endlich die ſechſte Leidenſtation: es iſt ſo zu ſagen die Schlachtſchüßel vom Schlachtfelde» ſagte das Weſen, und lächelte ſichtbar: denn da es noch größer geworden, war der graue Mund unter dem Munde der Furienmaſke vorgeſunken. Die langen Lippen waren ſchneeweiß; es legte den Finger auf ſie, und ſagte, ſie wären bloß ein Muttermaal von der Ewigkeit;

sonst hab' es keine Mutter. In diesem weiten runden Tempe-Thal des Wesens wohnte viel Grausen, und ich merkte jetzo daß mich dasselbe in immer tiefere Schauder schleppen wollte, und ich entsetzte mich vor dem letzten Schauder: aber ich mußte gehorchen und folgen. Ein rundes fortblitzendes Gewitter stand als Sonne über dem Erdenweh. Durstige öffneten Fäßer voll Vipern, welche herausschoßen und durch brennende Stiche den heißen Durst anschürten. Hungrige verschluckten ihre Zähne, und käueten das Zahnfleisch. Eine glühende Krone, so groß wie ein Schild, fuhr abgeschoßen, aber im Kreise fliegend, durch einen Zirkel von Kriegtänzern, und riß ihn um. In lebendige Wunden regnete es Disteln, welche darin schnell Wurzeln schlugen und trieben; und in jede gefallne Leiche schlug ein Donner ein, und tödtete sie noch einmal. Ich sah auf zum Himmel nach Trost: aber droben hatte sich das rauchende Blut als Abendroth und Morgenroth und Nordschein angelegt; Dörfer und Städte zogen als lange Aschenwolken pfeilschnell durch die Lüfte; nur einige von einer Mine aufgeschleuderte Gaßen hingen mit ihren zerbrochnen Menschen und Häusern im Himmel fest. Auf dem nahen Gebirge standen Gletscher mit Eisnadeln, an welche Kinder gespießet hingen; und auf den fernen Gebirgen, wo man in die siebente Leidenstation oder das Schlachtfeld hinabschauen konnte, standen Eltern und Geschwister und Bräute und sahen eifrig in einen über das Schlachtfeld schief herab hängenden Spiegel; die Männer trugen Gehirnbohrer auf dem Kopfe, und die Weiber Herzbohrer auf der Brust, und sanken im Schauen um. «Die guten Leute können die Schlacht unten nicht recht wahrnehmen: daher ist ein richtig geschliffener Vergrößerspiegel aufgehangen, worin sie jede Wunde noch beßer und größer sehen können, als ständen sie neben dabei; nur sterben zu meinem Leidwesen an manchen drunten verwundeten Mehre aus der Familie oben» sagte das Wesen und fuhr fort:

«Nun, Gottlob! seh' ich endlich das schwarze Eisenthor. Dahinter, Werther, steht die Schlacht. Es ist deine letzte Leidenstation, mein Werther!»

Das Wesen wuchs wieder riesenhaft: aber berghoch schauete über dasselbe das schwarze Thor herüber. Sträubend, voraus gepeinigt, wurd' ich zugleich vom Wesen und vom Thore wie magnetisch angezogen. Auf einmal wurde hinter dem Thore ein herzschneidendes Wehgetön nahe geweht, welches klang als stöhne das Weltall, weil es nicht von Gott, sondern vom Teufel geschaffen, und den folternden Ewigkeiten Preis gegeben worden sey. Munter kehrte sich das Wesen gegen das Thor, und faßte nach einem Schloße. Wohin der Finger rührte, bohrte er glühend ein Loch in das Eisen; und ich sah schon hinein, und Kochlöcher in der Erde, in jedem einen Menschenkopf, und ein Pestwagen feuerte als ein Streitwagen auf Lebendige mit Pestleichen, welche sich anklammerten und anfogen, und dann mit der frischgemachten Leiche verdoppelt weiter flogen und umklammerten; und ich sah ein Menschengerippe voll Ameisen, das sich unbändig gegen den Tod wehrte, weil er ihm das vorige Menschenfleisch gewaltsam umhängen wollte, in welchem es so viele Qualen und Wunden erhalten. «Oho! der Thorschlüßel steckt ganz oben» sagte das Wesen: «ich muß gar auswachsen.» Sogleich stand es berghoch da, und funkelte auf mich grimmig herab; die Furienlarve klebte nur als schwaches Schminkpflaster auf dem Riesengesicht; die

Spinnen überliefen lebhaft das Antlitz, und überwebten es mit einem Leichenschleyer; die Sphinx saß auf der einen Schulter, und der Papierdrache auf der andern, und beide wedelten gierig mit den Schweifen. Jetzo riß es die Pforte aus, und warf sie weit ins Schlachtfeld, und sagte »Blick' hinein, dummer Menschenwurm, und sieh deinen Unendlichen!« und der Wehklagsturm stürzte heraus. Da blickte ich hinein in die entsetzliche Welt: aber ich sank bewußtlos nieder: was ich sah war zu gräßlich für den Menschenblick, und hatte keinen Raum in einem Menschengedächtniss. Noch vor meinen brechenden Augen wurde schnell das böse Wesen von der Sphinx und dem Drachen und den wüthigen Spinnen verzehrt.

Allmählich kam mir im Ohnmachttraume vor, als rückte das jammernde Feld weiter und weiter von mir, und seine Klagetöne erstürben fliehend in Schwanengesängen. Die Ferne sandte endlich nur Hirtenflötentöne, und die Wohllaute wehte ein mildes Lüftchen bald weiter, bald näher, und endlich ließ es einen ganzen Klanghimmel nahe an dem Ohre auswogen. Jetzo ward ich getragen, gehoben, von Äther umflügelt, von Glanz umdämmert hinter den geschlossenen Augenliedern; ein Schöpferfinger rührte mich an, und ich schlug auf einer grünen Wolke hoch im Himmel die Augen auf. Über mir war der blaue Sternenabgrund; unter mir ein ausgedehntes blaues Meer, an dessen Horizont zahllose Inseln der Seligen glänzten, und in einem weiten Abendrothe lagen; um mich schwammen zerstreute farbige Wölkchen, rothe aus Rosenduft, weiße aus Lilienduft, und bunte aus vielfarbiger Blumen Duft.

»Wer, o Gott! hat mich belebt aus meinem Weh?« rief ich. »Menschenkind, mein Vater« antwortete eine milde Stimme ganz nahe an mir: ich sah keine Gestalt; nur ein neben mir schwebender Heiligenschein bezeichnete das Haupt und das Wesen, das mir unsichtbar blieb.

Die alten Trauertöne flogen jetzo ohne unter den Sternen als Sphärengesänge, die fingen die Inseln am Horizonte sich zu bewegen an, und schwammen luftspielend um einander: manche tauchten in die dunkeln Wellen unter, und stiegen morgenruthlich glänzend wieder auf; einige schifften unter dem Meere fort, und kamen mit Perlen überdeckt empor. Eine aber, mit Palmen Cedern und Eichen geschmückt, und mit blühenden Riesenjünglingen am Ufer, zog gerade in die Mitte des Meers nach Osten zu. »Bin ich auf der Erde?« fragte ich. »Frage mich nicht!« antwortete die Stimme ohne Gestalt: »denn ich kenne alle deine Gedanken, und will dir antworten in deinem Herzen. Du wirst auf der Erde seyn, wenn sie aufgeht in Osten aus dem Meere: unter ihm zieht sie eilig um die Sonne; das Meer der Zeit ist nur die Woge auf dem Meer der Ewigkeit.«

Die Cederinsel kam wie von einem Strome gezogen der grünen Wolke immer näher. Jünglinge, größer als menschliche, blickten erfreut in das blaue Meer hinunter, und sangen Freudenlieder; andere schauten entzückt in den Himmel hinauf, und falteten betende Hände.

»Auf der Cederinsel wohnen die Menschen welche wie ich für die Erde gestorben sind: aber in irdischen Gesichten soll dir offenbart werden wie der unendliche Vater die Menschenkinder belohnt, die für das Vaterland ihr Blut vergossen haben. Die Jünglinge die in die Wellen blicken sehen ihre unter im Meere laufende alte Erde näher, und die Insel zieht mit ihr: sie sehen nur die glücklichen Länder und ihre Freunde, die sich

ihrer Thaten freuen, und die Nachwelt, die sie preiset; und jede Blume die aus ihrem Blut erwuchs wird ihnen von Gott gezeigt.

Die gen Himmel schauen und beten, sehen einen Altar auf jeder Sonne und noch höhere Mitbrüder, welche Höheres opfern dem Höchsten; und sie bitten den Vater daß er sie höher rufe zum himmlischen Opfern; und wenn er donnert, so ruft er sie.

Die in Freudenthränen schlummern, sehen ihre Waffenbrüder muthig sterben, und erquicken ihren Tod, und sie sehen geliebte theure Menschen aus der Erde in die Insel ziehen, und halten sie im weinenden Wiedersehen an der Brust.'

Jetzo stiegen weiße Blumen unten von der Erde auf die Meerfläche herauf, und alle Schlafenden erwachten. Die Blumen waren die Seelen der Mütter, die nun ihren auf den Schlachtfeldern gefallenen Söhnen nachstarben. Aus den Blumen wuchsen Genien, und sie flogen an die Söhne: es war ein Sterben vor Freude, aber ein ewiges an ewiger. Die Mütter, an Thränen gewöhnt, hätten sie doch auf der Insel der Seligen vergossen, wär' es auch nicht vor Wonne gewesen; wie Blumen, von Glocken bedeckt, sich doch bethauen. Die leisen Liebelaute der Wiederfindenden bewegten die Lilien und Rosen wie Lautensaiten zum Klingen. Aber als die Mütter tönende Luft athmeten, und überall ein Einklang des Tausendklangs war, und ihre Herzen zerbebten im harmonischen Zittern, verklangen und verdufteten sie zu einer Blumenwolke, und die Wolke stieg empor, und zog im Himmel nach den fernen Inseln der seligen Mütter und Bräute: aber zurück schmachtend sehnten sie sich nach der Zeit, wo dann alle Inseln der Seligen zu Einem gelobten festen Lande sich zusammenreibeten und verschwisterten.

«Menschenkinder, die Freude ist eine Ewigkeit älter als der Schmerz, und wird eine älter als er, und er ist kaum da gewesen. Menschenkinder, opfert die Zeit der Ewigkeit!'

Ein hoher blühender Greis mit einer Märtyrerkrone schaute zur grünen Wolke auf, und betete die Stimme ohne Gestalt neben mir an: da erblickte ich im Auge des Greises die abgespiegelte Gestalt des Wesens neben mir: mein Herz warf sich gedemüthigt und erhoben vor dem größten aller Menschen der Erde nieder, und er sagte in mir wieder das Wort «Opfere die Zeit der Ewigkeit!'

Jetzo rauchte neben der Cederinsel das Meer wie von einem unten aus dem Boden oder Erdballe aufsteigenden Feuerberg: aber er warf nur Eichenkränze und Friedenzweige und Lichtstralen aus. Endlich hob sich ein unendlicher Altar aus den Wogen, mit schlafenden Jünglingen und Greisen bedeckt. Als sie das Himmellicht berührte, erwachten sie plötzlich, und standen auf, und stürzten an das Inselufer, und nun lagen diese neu gestorbnen Waffenbrüder an den alten, Herz an Herz, und der Sternenhimmel stand über ihnen als unvergängliches Freudenfeuer ihrer Vereinigung. Da rauschten die Eichenwälder; die Löwen brüllten freudig; die Adler flogen, vor Luft sich in Feuer einwickelnd, in das Gewitter, das jetzo von den Sternen kam. Das Gewitter legte sich über die Welt, und warf Blitze als Sonnen, es rollte Donner als Erden, und weinte mit den Helden heiße Freudentropfen; und unten im Meer donnerte die tiefe Erde dumpf nach. Nun sank die Wolke an die Insel, und nahm brausend in sich die Helden auf, welche den Vater angerufen hatten daß er sie auf höhern Erden opfern laße.

Als das Gewitter mit ihnen hinter den Sternen verschwand, war die Schöpfung groß:

das Herz feyerte die Ewigkeit; die Erden waren im Himmel als eine Alpenkette neben einander gelagert; die Sonnen waren der Sonnenhof um die ewige Urſonne, und überall ſtand Gottes Thron.

«Bete, eh du erwachſt! die Erde geht auf» ſagte die Stimme ohne Geſtalt, und durch die Nähe des hohen Weſens war ſchon mein ganzes Herz ein einziges Gebet. Aber nun zog die grüne Wolke mit mir eiliger nach Oſten der kommenden Erde zu, und die Cederinſel flog mit ihren Seligen den andern Inſeln entgegen. Das Meer brannte in Oſten von Morgenroth wie über einer aufgehenden Sonne, und tiefer ſank die grüne Wolke in die Erden-Aurora ein.

Plötzlich wurde der Heiligenſchein der unſichtbaren Geſtalt zu einem hohen Regenbogen, und verſchwand darauf in einem unendlichen den Himmel überdeckenden Glanz.

Und die Erde ging auf, aber als eine Sommernacht.

Ich erwachte, und ſtatt der Wolke grünte um mich eine Auenflur, und über mir ſchimmerten nur die Sterne. An die letzte Frühlingsnacht hatte ſich die erſte Sommernacht geſchloſſen und geſchlichen. Der Mond ging in der Geiſterſtunde als Silberbogen auf, und in Norden rückte die Abendröthe des Frühlings zauberiſch als Morgenroth des Sommers um die Berge. Mein Herz hing an den ewigen heiligen Sternen feſt, wo mein Traum noch wach fortlebte, und ich ſeufzte «Ach! dort oben iſt jeder Tag ein Frühlingsanfang.» Da hört' ich von der Stimme ohne Geſtalt in mir wieder das alte Wort «Menſchenkind, opfere die Zeit der Ewigkeit!» Und ich ſeufzete nicht mehr.

DIE WENIG ERWOGENE GEFAHR

DIE BEIDEN HERRSCHAFTEN WALCHERN UND LIZELBERG IN DER VERLOOSUNG AM KÜNFTIGEN 30. JUNI DIESES JAHRS (1818) ZU GEWINNEN. IN EINEM BRIEFWECHSEL ZWISCHEN DEM RECTOR SEEMAUS UND MIR.

Wahrhaftig niemand kann gleichgültiger ſein Loos für 12 fl. rheiniſcher Währung hier in Baireuth bei Herrn Gunzenhäuſer genommen haben als ich; und ich dachte mehr daran, daß ich eine kleine Summe zum Fenſter hinaus werfen, als daß ich eine ungeheuere erbeuten könnte. Denn ich bekomme am 30. Juni, nämlich wenn meine gewählte Nummer 19983 gewinnt, nach der unter allerhöchſter königlicher Bewilligung in München erſchienenen «Kundmachung» erſtlich die beiden Herrſchaften Walchern und Lizelberg im Hausruckviertel, zwiſchen Salzburg und Linz ungemein reizend liegend, welche ſchon 1750 zu 231,900 fl. rh. gerichtlich eingeſchätzt worden; dazu erhält' ich noch die Sägemühle und das Bräuhaus von Lizelberg, welche als ſpätere Angehäude man auf 90,000 fl. (außergerichtlich) angeſchlagen; endlich wachſen mir noch fünfzigtauſend Gulden in baarem Gelde zu, welche wenigſtens den Vortheil bringen, daß ich

damit die Schuldenlaft meiner beiden Herrſchaften bis auf den letzten Heller tilge. Ich führe gar nicht an was meine Nummer noch als Vor- und Nachtreffer gewinnen kann: man findet es in der Münchner Kundmachung genau beſtimmt. Alle dieſe ſo äußerſt beträchtlichen Gewinne fallen, wie geſagt, auf meine Nummer, falls nicht etwa unter den 36000 Zahlen (ſo viel Looſe ſind) eine andre als meine gewinnt; was aber eben noch zu erwarten ſteht.

Indeſs erhielt ich mich ruhig, ſowohl am 31. December 1814, wo die Ziehung und Hebung dieſer Geldbergwerke verſprochen war, als ſpäter darauf, da ſich das Ziehen immer länger verzog; ja nach dem 18. Februar, wo das Münchner Stadtgericht endlich die Ziehung unwiderruflich auf den 30. Juni dieſes Jahres feſtſetzte. Ich konnte jetzo auf den Tag gleichſam mit dem Finger zeigen, wo ich, wie die Aloe nach vierzig dunkeln Jahren in einer Nacht in Blüten zerplatzt, eben ſo in einer Stunde zum deutſchen Croeſus aufſchoß, falls ich (was natürlicher Weiſe immer vorher vorausgeſetzt werden muß) mit meiner Nummer gewann. Aber auf die Lebensgefahren, die das Ziehen und Einlaufen einer ſolchen Silberflotte drohte, und noch droht, wär' ich nie gefallen, hätte mir nicht Rector Seemaus Wind gegeben in ſeinem Brief, den ich ſogleich den Leſern des Morgenblattes reichen werde.

Nur will ich voraus ſchicken daß der gute Seemaus, da er immer ein Schulmann war, nie etwas hatte, außer einige kleine Schulden: denn zu großen hatt' ers aus Mangel an Gläubigern nie zu treiben vermocht. Schon als Schullehrer überhaupt und als Rector eines Marktfleckens insbeſondere hatte er ſeinem Amte gemäß von Tag zu Tag zu hungern. Wie Moſes auf dem Sinai vierzig Tage lang faſten müßen um als Geſetzgeber der Juden herunter zu kommen, ſo kann ſchwerlich ein Staat weniger vom Schullehrer verlangen, als daß er, welcher den Vortheil hat immer von Neuem ein Nach- und Wieder-Moſes und Geſetzgeber für die immer neu nachwächſige Jugend zu werden, ſich eben deshalb zur Fortſetzung einer häuslichen Faſtenzeit bequeme, welche ſich noch immer ſehr von reinem Hunger unterſcheidet. Daher in der Geſchichte gar keine verhungerten Schullehrer auftreten, ſondern immer nur hungernde; was für die Hauptſache auch wohl hinreicht. Indeſs in vorigen Zeiten trieb der Staat das Kaſteyen weit, und ein Baireuthiſcher Schulmeiſter mit ſeinem Küchenlatein ohne Küche mag wohl auf ſeinem Lehrſtuhl vor einem Katzentiſche unter dem Markgrafen Friedrich I. geſeßen ſeyn, weil damal der Pfarrer den Schulmeiſter beköſtigen mußte, das heißt der Hausarme den Bettelarmen: kurz, ein Paar aßen zuſammen in welchem ein jedes Eingeweide den ſogenannten Leerdarm nachſpielte. Vielleicht aber geht man neuerer Zeit auf der andern Seite zu weit: denn man wirft allen Schullehrern Beſoldungen aus, wenn auch kärgliche, und manche können oft bloß von ihrer Einnahme leben, wenn ſie nicht Frau und Kinder haben. Man vergißt höhern Orts, ſcheint es, daß, wie verfinſterte Ställe zum Fettmachen der Thiere, ſo umgekehrt Schulſtuben voll Licht zum Entfetten und Abmagern der Inwohner helfen ſollen.

Wer unſern Rector Seemaus, zu welchem wir zurück wollen, zu Geſicht bekommen, weiß wie Armuth und Hypochondrie gepaart ausſehen: zwey gute Wechſel-Gegengifte, die keinem Schulmann fehlen ſollten, weil den Appetit, welchen die Hypochondrie abſpannt, die Armuth wieder aufreizt, und doch zum Vortheil der matten Verdaukräfte ganz zu ſtillen verbeut.

Aber hier ist endlich des Mannes Schreiben selber, worin er so wechselnd weinerlich und lustig sich gebärdet, daß man nicht weiß mit welchem Wechsel man es halten soll.

P. P.

Ew. Hochwohlgeboren finden an mir noch immer den alten erbärmlichen Rector Seemann, wie Sie ihn vor vielen Jahren gekannt. Sie selber sind seitdem wacker aufgestiegen, und leben von Ihrem Gelde; was ich freylich auch thue, so oft ich welches habe: sonst ständen wir etwas näher beisammen, und ich sehe Sie noch vor mir in Ihrem grünlichen Flausrock schreiten. In meinem elenden Wohn- und Marktflecken kommt mir nichts von Ihnen zu Gesichte als die Lobsprüche welche die Litteraturzeitung Ihnen sollt, unter welchen wohl manche fehlen mögen die Sie von den Ergänzblättern empfangen, welche letzten aber unser Lesezirkel aus Sparsamkeit nicht mithält. Nachgedruckt werden Sie auch wenig, und ich besitze nur das Campanerthal von Mächen in Reutlingen.

Um nun auf mich zu kommen (denn meinetwegen schreib' ich überhaupt den Brief), so wachs' ich zwar auch, aber ich weiß nicht wohin zu, wenns nicht unterwärts ins Grab ist. Ich scheine ordentlich in die Länge in meinem Alter zu schießen, wo andere in die Dicke treiben: aber in das lügenhafte Langduodez zieht mich meine elende Abmagerung. Fahr' ich so fort, und laße mir jährlich die Weste eine Hand breit einnähen, so setzt sich zuletzt hinten eine ganze junge Nebenweste auf der alten an. Alles andere in meinem Hause ist auch lang und dünn, meine Frau, meine Schwiegermutter, und meine mannbaren Töchter, bei welchen ich mich vergeblich nach Enkeln umthue.

Wir heißen im Marktflecken nur die lange Familie. Lungensüchtig sind wir gleichfalls sämmtlich, und gewöhnlich husten unsere fünfe zusammen; welches Chor und Quintett jedoch das Angenehme hat, daß keiner während desselben auf den andern hinhören und ergrimmen kann. Anlangend meinen Sprechton, so hört er sich zum Ganzen wie die Stimme eines Schornsteinfegers an der oben aus dem engen Rauchfange einige dumpfe Worte mit dem Ruße herunter fallen läßt. Meinen Humor können Sie sich demnach denken: ich will mit jedem Andern leichter auskommen als mit mir, wenn ich bloß meine Schwiegermutter ausnehme.

Doch ich breche von unsern zehn befleckten Lungenflügeln ab. Das Allererbärmlichste ist nur die allgemeine Armuth, die in unserer ganzen Stube regiert. Denn woher, bitt' ich Sie und Jeden, soll ich etwas holen? es müßte aus der Kriegssteuercasse der reichliche Beitrag seyn den ich hinein geliefert, oder aus den einquartierten Hexen der Fleischzehnd und die Trankfteuer welche ich in jene von meinem trocknen Brote entrichten müßen.

Hermes sagt in seinen peinlichen Romanacten, nichts sey einem Gelehrten ungesunder als allein zu eßen. Nun hab' ich mich wohl, wie jeder Schulmann, gut gedeckt, da eine hinlängliche von mir selber erzeugte Tischgesellschaft mit mir schneidet und spielt. Das Eßen selber aber anlangend, so ist seit Jahrzehnden vom guten ohnehin keine Rede: ganze köstliche Kochbücher giebts die noch nie über meine Zunge gegangen, und ich werde auch wohl nicht eher etwas Ausgesuchtes zu schmecken bekommen, als bis ich als magnetisch-gestrichner Hellseher schlafend auffitze, und ich die guten Bißen die mein Streicharzt vor mir kaut bei leeren Zähnen ihm ab- und nachschmecke mit der obligaten

Zunge als vorbestimmter Harmonist mit seinem Geschmack.

Außer dem guten Essen fehlt mir und den Meinigen auch das schlechte. Wenn Cæsar, wie Sie aus Cæsar am besten wißen, 52 Siege davon getragen, so erfechten wir in jedem Jahre von 52 Wochen wohl eben so viele, in jeder Woche einen neuen, über unsern alten Familienfeind, den Hunger: ich will aber lieber einen auswärtigen Feind überflügeln als einen inwärtigen, wie der Magen ist, der grœste gefræßigste Eingeweidewurm den man nur hat.

Einiges muß ich Ihnen doch mehr von meiner Lage sagen, eh ich weiter gehe. Die Schule in meinem Marktflecken stellen Sie sich sehr gut vor, wenn Sie sich an die im Marktflecken Schwarzenbach an der Saale erinnern, in welcher Sie ja selber gewesen, zwar nicht als Schullehrer, aber doch als Schulknabe. Auch in meiner giebts nur die beiden Schul-Pole, einen Rector und einen Cantor: wir beide treiben unser Dummvirat zu gleicher Zeit, und sind in einer Stube zwey Parlamenthäuser, wie etwa von zwey Rothkehlchen in einer Stube jedes der Bißigkeit wegen den halben Bezirk bewohnt und behauptet. Wir haben uns næmlich in beide Geschlechter getheilt, und während er über die weibliche Schuljugend sein Stock-Parasol aufhebt, bring' ich bei der männlichen meinen Hoheitpfahl an Ort und Stelle, und wir schlagen oft lustig genug wie das Doppelclavier einer Orgel zu gleicher Zeit an zwey Pfeifen. Da Niemand weiter in der Schule solche gymnastische Uebungen treibt als ich und er, so sind wir im alten Sinne die einzigen Gymnasiasten darin.

Zu dem gemeinschaftlichen Ausprägeln feuert uns sichtbar der bœse Umstand an daß wir einander durchaus nicht leiden können, weil Jeder am Nährzweige des Andern nagt und beißt und abknuppert. Denn da des Cantors Schulleben einen noch mattern Goldschlich führt als meines (vorigen Weihnachten soll er einiges Gold auf einem Pfefferkuchen seines Jungen gesehen haben in Blättchengestalt), so will er sich mit Tauf- und Geburttag- und Hochzeitgedichten durchfreßen, die er der umliegenden Gegend aufsetzt; welche ich alle eben so gut aufsetzen und absetzen könnte als er. Aber ich mit meinem Pegasus werde von den Leuten wie ein Trauerpferd nur für Leichengedichte gesattelt, und für ähnlichen Harm und Ernst, und muß abgeschiednen Seelen gleichen, welche nach Jungs Geisterlehre gewöhnlich in Leichenkleidern auftreten. Aus unglaublicher Dummheit glaubt die Gegend, ich sey nur im Weinerlichen brauchbar und zu genießen, aber sonst kein Mann für den Spaß: denn die Dummheit der Gegend ist ja so groß, daß sie einen dergleichen Ansatz zum Jammer sich durchaus erschließt, weil ich theils wie ein Fleisch-, ja Blätter-Skelet bei allen innern Früchten ausstehe, und weil ich theils in meinen Sterb-Anzeigen das fremde Wimmern und Schluchzen sehr weit ausspinne; wozu ich doch meine sehr guten, ja frœhlichen Ursachen haben kann. Aber wahrhaftig, ich will so oft lachen als der Cantor, und stärker dazu, und mitten im verfisicierten Klaggeschrey wandelt mich oft ein halbes Todtlachen an. Dieses dürft' ich denn nur weiter verfolgen. Ja vor lauter bloßem Hausjammer wollt' ich in ein Gelächter ausbrechen.

Sie sehen aber aus Allem daß ich immer meine Pfennignoth statt eines Nothpfennigs behalten, und mit dem Cantor in unserm zweymännigen Tuchmacherstuhl bis an den jüngsten Tag forttreten und fortschnarren und die Schiffchen fortwerfen werde, wenn

nicht eine Wunderhand aus den Wolken eingreift. Für eine solche wahre Wunderhand sehen wir alle, ich und meine lungensüchtige Compagnie (glauben Sie mir gern) die vorjährige Kundmachung einer Verloosung an, in welcher gegen zwölf leichte Gulden die beiden Herrschaften Walchern und Lixelberg im Hausruckviertel, zu 361,000 fl. rh. Währung taxiert, sammt vielen Geldgewinsten, künftigen 30. Juni *a. c.* so gewiss zu gewinnen sind, als München steht, wo die «Kundmachung» mit höchster Genehmigung versehen und gedruckt worden. Ich lege sie Ihnen hier bei, weil es mich ekelt, das schon tausendmal gesagte immer zu wiederholen. «Damit sind noch 55 Nebengewinste von 50,000 fl. bis 100 fl. abwärts verbunden, welche in baarem Gelde 120,000 fl. betragen, und wobei jedes Loos fünfmal gewinnen kann.» Man möchte beinah sagen, es sey des Gewinnens zu viel, indem so große Nebengewinne wie die des zweyten Loose-Zugs von 16,000 fl., die des dritten von 12,000 fl., des vierten von 10,000 fl., des fünften von 8,000 fl., womit in andern Lotterien jeder Loosnehmer zufrieden wäre, wieder ordentlich einkriechen vor einem Hauptgewinst von 100,000 fl. rheinisch.

Ich habe in der Freude nicht übersehen daß der Loose, wovon jedes nur 12 fl. kostet, oder der Loosinhaber gerade 36,000 sind: ich habe vielmehr die Verloosung mit dem Zahlenlotto scharf verglichen, zum Glücke aber gefunden daß jene Herrschaften vielmal wahrscheinlicher zu gewinnen sind als eine Quaterne. Noch obendrein halten im schlimmsten Falle noch die Nebengewinste schadlos: denn der allerschwächste, der für 12 fl. nach der Kundmachung zu ziehen ist, beträgt doch 100 fl.; was immer etwas Beßeres ist als ein Verlust. Ich habe daher oft zu meiner dürftigen Mannschaft gesagt «Ich habe mich bisher oft gewundert warum ich mich Seemaus schreibe, wie der Schleimwurm gleiches Namens, der wegen seiner herrlichen angeborna Goldstacheln auch Glanz- und Goldwurm und Goldmaus (*aphrodita aculeata*) heißt, da doch unter allen Seemausen meines Stammbaums kein einziger je etwas von Gold in den Händen gehabt als etwa den Goldfinger. Aber närrisch wäre es, wenn doch am Ende hinter Seemaus etwas steckte.»

Ich berge daher gar nicht, würdiger Herr Legationrath, daß die bloße Aussicht auf einen solchen Petri-Fischzug, dem eine Wunderhand beisteht, für uns sämmtlich vielleicht zu stark jede Nebensicht überwiegt. Aber arme Schulleute wollen so gut ihr Stückchen Hoffnung haben wie der reichste Narr. Ohne ein Loos von Hrn Gunzenhäuser, *Collecteur* in Baireuth, blieben wir bloß heilige Stephane, die fortgesteinigt werden, aber die nicht den Himmel offen sehen. Jeder Mensch will seine Hoffnung haben: aber ein Schulhaus ist Pandorens Büchse, aus welcher gerade der Bodensatz, die Hoffnung, ausgeflogen, indess die Übel im Neste geblieben.

Zum Glücke hatt' ich so viele Kinder, daß sechs Pathenlöffel da waren, die wir versilbern konnten um uns zu vergolden: wir nahmen daher bei dem Baireuther Collecteur die geheimnisvolle Lotterie-Nummer . . . . . (Hier muß erst bei dem Collecteur nachgesehen werden, weil bei Seemaus 0 und 6 und 9, so wie 3 und 5 gar nicht zu unterscheiden sind.)

Das Schöpfwerk mit den sechs Schöpflöffeln, womit wir einmal statt einer Armensuppe eine Reichensuppe eßen wollen, soll uns kein Mensch verdenken. Es setzen Reiche um mich herum hinein: was aber ein Reicher braucht, das brauch' ich noch viel mehr, und wenn fünf und dreißigtausend neunhundert und neun und neunzig, worunter so viele Geizhälse so wie Spitzköpfe seyn werden, zu ge-

winnen denken, so will ich keine Ausnahme seyn, sondern die Zahl voll machen.

Auch ging Alles bei uns erwünscht, bis endlich die Baireuther Zeitung und der Nürnberger Correspondent die Bekanntmachung des Baierschen Stadtgerichts, von Hrn Director Gerngroß und von Hrn von Schmœdl unterschrieben, in unser Schulhaus brachten, «daß vor dem königlichen Appellation-Gerichte die Interessenten des Verloosung-Geschäftes auf den Rücktritt und jede weitere Prolongation Verzicht gethan, und die öffentliche Ziehung unwiderruflich auf den 30. Juni 1815 festgesetzt hätten.» Seitdem war nun der Ziehtag und der für Jeden mœgliche Erwerb der beiden Herrschaften gewiss; die Geldgewinste *pro* 129,600 fl waren schon baar in ein Münchner Handlunghaus niedergelegt. Die Herrschaften im Hausruchviertel und ihre 1000 Familien, und die Bräuhäuser, und das große und neue Schloß, und die Oeconomie, und die mehr als 700 Jauchert Waldung, und der Viehstand, und die sehr beträchtlichen Jagden und Fischereyen schwebten tæglich um einen Tag næher zu uns heran. Ich elender Hectiker, der überall oben hinaus ist, malte vollends die ungeheuern Schätze des 30. Juni meinen lungensüchtigen Närrinnen immer heftiger aus, und setzte die morschen Lungenflügel in Flug, und hielt ihnen den künftigen Edengarten aufgeblättert so nahe an die Nase, daß ichs nun endlich, Gott seys geklagt! so weit gebracht, daß, falls wir mit unsern sechs Löffeln die zwey Inseln wirklich errudern, daß nicht nur meine Frau und Schwiegermutter und die beiden mannbaren Töchter, sondern sogar ich graues Schaf dazu in diesem Falle als ausgemacht befürchten auf der Stelle vor lauter Freude auf dem Platze zu bleiben und abzufegeln. Dann hätte bloß der Tod seine fünf Treffer an uns getroffen und gezogen.

Mein Unstern wollte noch dazu daß ich in Tissots zweyten Bandes ersten Theil über die Nervenkrankheiten, von Ackermann übersetzt, hinein gesehen, und darin so manchen angetroffen der an weit kühlern Entzückungen kalt geworden: einen Pabst Leo X. der vor Freude über die Besiegung der Franzosen, einen Hühnerhund der (nach den *Mémoires du Marquis de Lang*) vor Freude über die Wiederkunft seines Herrn verschieden, einen Mann der (nach Weber) bei bedeutenden Freuden wenigstens zu stammeln und halb schlagflüßig zu werden angefangen. Zu diesem allen fügte noch der Nürnberger Correspondent sehr unkluger Weise (da er selber Nachrichten der Verloosung verbreiten half) den nichtpolitischen Artikel hinzu, daß ein Banquier am Gewinn des großen Looses ins Gras gebißen, in welches ein anderer Banquier, aber vor Gram über das Weggeben seines Gewinnlooses, gleichfalls beißen müßen. Ging ich denn nicht selber so schafmæßig zu Werke, daß ich meiner langen dünnleibigen Familie eine weitläuftige Erzählung von einer armen Verwandtinn und Erbinn Leibnitzens vortrug, welche anfangs die Freudenpost noch lebendig genug aushielt, nachher aber, als ihr Wäsche- und Silberschränke aufgeschloßen wurden, ohne Weiteres das Zeitliche gesegnete und abstand.

Seitdem steht nun mein ganzer, leider eben so lungen- als goldsüchtiger Familienzirkel Todesangst aus, und schauet der Hiobspost am 30. Juni bloß mit Zittern entgegen. Hiobspost sag' ich mit Bedacht, weil eben Hiob (nach dessen 42. Capitel) alles zweyfältig wiederbekommen, und 14,000 Schafe, 600 Kamele, 100 Joch Rinder und 1000 Esel, und 3 Töchter und 7 Söhne erhielt. Mich sucht der verfluchte Gedanke an unser Freuden- und Sterbegelag am stärksten im Bette heim, wo ich in der Finsternis und Muße ungestört

mir das Teufelszeug von den beiden Herrſchaften und unſern fünf Tanzſtellungen zum Todestanz und Kehraus grob und farbig aus einander male, und zwanzig Mal in Einer Nacht Jeden beneide der bei Gunzenhäuſer nichts eingeſetzt, alſo nichts zu befürchten hat, nämlich nichts zu hoffen.

Halten Sie dieß ja nicht für den hypochondriſchen Schwindel eines darbenden Schulmanns, welchem das ſchnelle Umſetzen ſeines Schulhauſes in ein Luftſchloß den Kopf verrückt. Ich kann aus der Seelenlehre recht gut erhärten, Seelenkenner, daß der Menſch die Größe eines Glücks wie eines Unglücks ordentlich für eine Wahrſcheinlichkeit des einen wie des andern anſehen muß: wird aber z. B. ein Tabackbeutel zu 1 fl., das Loos zu 1 Kreuzer, mit 60 Nummern ausgeſpielt, ſo wird Niemand gerade der unter 60 Menſchen zu ſeyn glauben, der den Beutel gewinnt: er ſetzt bloß zum Scherze und wie verloren ſeinen Kreuzer.

Ich könnte mich und die Meinigen freylich aus allen Ängſten dadurch ziehen und wieder warm ſetzen, daß ich meine Loosnummer mit einer ſchwachen Einbuße verkaufte: wenn ſie aber alsdann gewönne? Hat nicht den Banquier im Nürnberger Correſpondenten der Gram über fremdes Gewinnen abgewürgt? Und hab' ich nicht für drey unerzogne Knaben zu ſorgen, da ſie als Kinder nicht vor Freude mitſterben würden?

Iſt es aber nicht närriſch und faſt lächerlich, daß wir ſonach alle im Hauſe eben ſo fürchten das Loos zu verlieren (durch Brand oder Mord) als es zu behalten?

Vorgekehrt hab' ich Manches gegen die Sterbeangſt der Meinigen. So ſuch' ich ihnen mit der Hoffnung zu ſchmeicheln daß ſich uns vielleicht bloß der Nebengewinſt einiger tauſend Gulden zuwerfe, wobei man leicht lebendig bleibt: aber ſie verſetzen ſämmtlich »Einem, Einem, Einem, Einen unter allen 36,000 Mitſpielern ſpringen doch ſo gewiſs als es Himmel und Hölle giebt, die beiden Herrſchaften in die Hand: warum ſollen ſie gerade uns vorbeiſpringen?'

Der Vernünftige wird es daher für gut heißen, daß ich für den ſo möglichen Fall, wo ich armer bis zuletzt geplagter Schulmann unter den goldnen Schlagregen unterſänke und ertränke, aus Liebe für alle Meinige die mir nicht vor Freuden nachfahren einen kleinen letzten Willen aufgeſetzt und unterſiegelt, worin ich alle Streitigkeiten und proceſſualiſchen Weitläuftigkeiten welche ſich nach dem Zuge der beiden Herrſchaften unter den Meinigen entſpinnen können, mit gewiſſenhafter und wahrhaft lächerlicher Genauigkeit im Voraus geſchlichtet habe, ſo daß Jeder bis zu meiner Schwiegermutter ſein Zugehöriges von dem großen Loos (theil' ich dasſelbe doch vor dem Gewinne um ſo kaltblütiger aus) heben und haben kann.

Aber das Jammern über mein Teſtament ließ mich in eine neue Gefahr vom 30. Juni ſehen: was nämlich die Freude übrig ließe, das raffte die Trauer über die Andern weg. Kurz, ich komme jetzt zur Abſicht meines ungebührlich langen Schreibens. Ich bitte Sie nämlich, da ich weiter Niemand in Baireuth kenne, daß Sie als bekannter Menſchenfreund die Nachrichten über mein Loos, die Niemand als Ihnen Hr Collecteur Simon Gunzenhäuſer zufolge meines Briefes an ihn vom 1. April zu übergeben hat, auf eine ſolche Weiſe mir und den Meinigen zukommen zu laßen, welche allem Unheil vorbeugt, entweder ſtückweiſe oder ſogar täuſchend (ich erlaub' es vorher) oder ganz anders. Aber einem Romanendichter ſo vieler feiner Miniſter Hofleute und Streiche iſt es unſchicklich hier etwas vorzuſchreiben. Verdient

aber können Sie sich machen um eine ganze bisher dürftige Familie, welche aus dem Glücktopf nicht gern das Todesloos zu ziehen wünscht. Der ich verharre mit grœfter Verehrung ewig Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster
Johann Thomas Seemaus,
Rector.

Hier folgt die unabgeänderte Antwort.

Baireuth den 1. May 1815.

Lieber Herr Rector!

Auch ich sitze auf den Tod, so gut wie Sie, und muß meinem Namentag oder dem Pauls-Tag, næmlich dem 30. Juni, entgegen sehen: denn ich habe ebenfalls ein Loos genommen, die Nummer 19983. Mehre Loosnehmer um mich her haben sich demselben Schicksal ausgesetzt vor Freude drauf zu gehen. Jedoch will Jeder gern den Freudentod mit Freuden für den Andern sterben, und unter 36,000 Menschen gern der Einzige werden den das Loos trifft.

Ihre Bitte erfüll' ich bequem, und mit Hrn Gunzenhäusern ist gesprochen; den Sie aber jetzo, da die Juden nach einer neuen Verordnung einen officiellen Namen annehmen mußten, Hr Blumenfeld zu nennen haben. Fünf und zwanzig Vorkehrungen hab' ich Sie zu täuschen im Kopf; nur beding' ich mir aus daß Sie mir vom 30. Juni kein Wort mehr glauben, weder wenn ich Ihnen Nebengewinste noch so gewifs berichte: denn Sie könnten sie sonst für eine vorbereitende Jacobsleiter zu Ihrem Himmel ansehen; noch weniger wenn ich Ihnen den Hauptgewinst weis machte. Kurz, Sie sollen lebendig wegkommen bei meinen 25 Vorkehrungen.

Mir selber will es so gut nicht werden: ich bleibe hier, ohne alle Schutzwehr, ganz dem ersten Stoße bloßgestellt welchen der Zug der beiden Herrschaften an mir verüben will. Sollte man sich nicht zuweilen fragen, Hr Rector, ob der Staat nicht zu leicht in Verloosungen einwillige, durch welche er, da schlechterdings der hœchste Gewinn auf irgend einen Loosnehmer fallen muß, eines seiner Mitglieder der Gefahr der Überbereicherung oder gar des Freudentodes Preis giebt? Wie viel anders und schonender gehen Staaten in ihren eignen Zahlenlottos zu Werke, worin sie zwar für noch ärmere Einsätze einen eben so großen, ja grœßern und lebensgefährlichern Gewinn in der Quaterne zu ziehen freystellen, dem wirklichen Ziehen derselben aber durch die richtigsten Berechnungen so geschickt vorgebogen haben, daß leichter ein Schwanzstern zum zweyten Male kommt als eine Quaterne zum ersten. Bei solchen Vorsichtmaßregeln kann daher Jeder, sogar der kränkste Hypochondrist, sicher ins Lotto setzen, und hat sich kaum vor einer Ambe zu ängstigen: wohl aber hat er das Schœnste, nur für weniger Geld, zu genießen, die Hoffnung (welche gerade so sehr das Leben verlängert, als es die Freude verkürzt), und zwar welche Hoffnung! die, alle seine Feßeln und das Lotto selber zu sprengen; eine solche, für welche der Ärmste sein Bett verkauft um außerhalb demselben noch seliger zu träumen, und für wenige Kreuzer in einen Himmel der Zukunft hinein zu sehen, in welchen er nicht fahren kann (wie nach den Muhamedanern die Weiber in das Paradies nur schauen, nicht kommen): ein Himmel wie der unsrer celtischen Vorfahren, der in und auf Wolken bestand. Indefs kann ich Ihnen, wenn der goldne Platzregen auf Sie fällt, folgenden Regenschirm anbieten, den ich selber bei meiner Nummer 19983 unterhalte, oder wenn Sie rhetorisch lieber wollen, einen Sonnenschirm gegen die Stechsonne des Glücks. Was næmlich den Menschen bei dem Ausbreiten eines weiten Goldlandes so

leicht in Schwindel umwirft, ist daß jetzo ohne alle Schutzbreter stromweise zehntausend Plane darüber einschießen, was er mit seinem Peru anfangen will: zuerst alles Mögliche; dann tausend bestimmte Sachen; dann jene Sachen nicht, diese aber; dann diese, aber jene nicht: aus allen Compaßecken fahren Ströme her, und durchschneiden sich, und drehen ihn in ihren Wirbeln. Es ist ein physiologisches Wunder, wenn der Mann nicht untergeht: denn alle Pulsadern überschwemmen mit Blut, alle Nerven verströmen den Nervengeist: von jenem kann nicht genug fortgeschafft, von diesem nicht genug nachgeschafft werden. Wie viel bedächtiger und vernünftiger aber handelt ein Mann der sich dagegen deckt, indem er kaltblütig und Monate vorher, ehe die beiden Herrschaften Walchern und Liselberg vor ihm gewonnen da liegen, einen Bogen Papier nimmt, und darauf einen überdachten brauchbaren Gebrauchzettel entwirft, nämlich ein Verzeichniß dessen, wozu er die beiden Jagden, die Fischereyen, die Viehstände, die 1000 Familien verbrauchen will; welche Reisen Schenkungen Streiche Freuden Einkäufe Aufwände Plane er mit so ungeheuren Hülfmitteln machen will. Darauf erwartet er wahrhaft ruhig die Münchner Zeitung und das Johnson Uhlfelderische Handelhaus, welche ihm die Gewinste anhändigen und aushändigen.

Wenigstens mich, lieber Seemaus, verschanz' ich auf diese Weise, und ich sehe in meinen Kasematten meinem Reichthum so gelaßen und kugelfest wie einer Armuth entgegen. Ich darf behaupten, bis über die erbärmlichsten Kleinigkeiten hab' ich mir auf meinem Seßel in völliger Freudennüchternheit alle Prachtgesetze gegeben welche ein Capitalist braucht: meine Reisekarten im ersten Jahre sind schon ganz fertig; desgleichen die Bauriße einiger Lusthäuser zu Hause; die Namen sowohl der Bücher die ich zuerst anschaffe als der Armen die ich fortschaffe, sind zum Theil aufgesetzt; und zwey Abschreiber und Registratoren zu meinen Excerpten werden gehalten, wenn ich nicht gar einen dritten als Druckfehler-Fiscal meiner Werke besonders besolde; und ich kaufe mir ein Silbermannsches Clavier und ein Pferd. Für Andre wichtiger ists, daß ich sogar für die 1000 Familien, die ich aus dem Gleichen ziehe zum Regieren, jeden Tag mehr über die Gesetztafeln meiner gesetzgebenden Gewalt ins Reine komme, und ordentlich an meine Selber-Wahlcapitulation und goldne Bulle eigenhändig ausfertige. Ich als bekehrer Gesammtvater der Familienväter, als *pater superior*, will für die guten Menschen in Hausruchviertel zehnmal mehr thun, als sie erwarten, wiewohl wir alle einander noch nicht gesehen. Statt aller *Esprits des lois* und Prinzenhofmeister studier' ich nichts als die verschiednen Klagen der Unterthanen in verschiednen Ländern, und nehme mir aus ihnen das Beste, nämlich das Gegentheil dessen, was man gethan. Auch Sie, bester Seemaus, sollten, obgleich schon ein Schulmonarch, doch sich auf höhere Regentenkenntniße legen, da es etwas viel andres ist, wenn man wie eine Præpoßition zum Regieren der Substantiven sogleich geboren ist, als wenn man erst sich selber spät aus einen Hœrer des Worts zu einem Sprecher desselben steigern soll. Denken Sie an mich, wenn Sie einmal die beiden Herrschaften besehen müßen. Denn das Prügelregale das Sie mit dem Cantor getheilt kann in jedem Falle für nichts mehr gelten als für eine leichte Vorschule (Propædeutik) zum hohen Regieren der 1000 Familien. *Ja die Liselberger* und die von Walchern werden sogar wünschen daß Sie eben deshalb auf eine kleine sanfte Constitution sinnen und schwe-

ren möchten, nach welcher Sie ſich den guten tauſend Familien verbinden und binden. Auch ich habe meine künftige Gewalt durch einige ſelbergemachte Reichsgrundgeſetze zum Vortheil der guten Liselberger im Voraus eingeſchränkt: denn Niemand ſoll hinter dem europäiſchen Lämmergeyer nachbleiben, welcher früher als erſter Conſul, ſpäter als erſter Kaiſer und zuletzt als letzter Kaiſer eine kleine *charta magna* dem Volke austheilte und beſchwur um dadurch ſeiner bißigen Natur, die er zu kennen glaubte, eigenhändig ſolche Feßeln umzulegen, daß das Volk ohne Gefahr die Kniee vor ihm beugen konnte. So wurden in Ägypten die Krokodille an den Vorderpfoten feſtgekettet, damit man ſie anbeten konnte ohne von ihnen gefreßen zu werden.

Bereiten Sie ſich nun, beſter Seemaus, auf die Weiſe wie ich auf den 30. Juni vor, ſo ſind wir beide geborgen, es mag von uns gewinnen welcher will, und das Goldbergwerk kann keinen verſchütten. Überhaupt ſollten wir uns nicht gerade die Hoffnung (dieſer gewiſſeſte Gewinn den wir von unſern 12 fl. rh. erheben) durch Ängſtigen verkümmern. Hoffnung iſt eben gleichſam die Butter, mit welcher auf der Naſe beſtrichen, der Hund trocknes Brot für gutes fettes Butterbrot anſieht und annimmt. So gehen jetzo ſechs und dreißigtauſend Menſchen ſelig herum, und haben alle, jeder für 12 fl., Butter auf der Naſe, und allen ſchmeckt bis zum 30. Juni ihr Pumpernickel, ihr Geſindbrot, ihr Gnadenbrot, ihr Commiſsbrot, ihr Schiff- und Thränenbrot wie gutes Butterbrot; zu welchem man in Berlin gewöhnlich Abends eingeladen wird. So wünſch' ich denn, lieber Seemaus, wohl zu leben und wohl zu ſpeiſen.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

Indeſs hat mir Seemaus doch manches in den Kopf geſetzt was ich noch nicht recht daraus bringen kann. Der Himmel ſollte uns armen Menſchen wenigſtens nie des Glücks zu viel geben, weil wir ſchwachen Gefäße leichter davon überlaufen als vom Unglück: er ſollte lieber den Pfefferkuchenbäcker nachahmen, welcher mit Honig, da nichts im Sieden ſo ſehr überläuft als dieſer, den Keßel nur halb voll macht. Man glaube mir, und koſte die Koſt nur ſelber; kein Salat iſt ſo hart und unverdaulich als der koſtbare, welchen Philipp II. von Spanien ſeiner Gemahlinn zuſchickte, und woran Topaſen das Oel, Rubinen der Eßig waren, Diamanten das Salz, und Smaragde der Salat. Lebenslang bleibt der Salat im Magen, und will nicht abgehen, bis man ſelber abgeht.

Es könnte mir daher ungeachtet aller Vorkehrungen doch durch den Gewinn der beiden Herrſchaften das Brot gehacken ſeyn, wenn nicht zum Glücke der neue Weltjammer mir zu Hülfe käme, der neue Krieg gegen den aus weiter Aſche wiederauflebenden Gegenphœnix oder Baſiliſk, welcher, wenn nicht den ganzen kaiſerlichen Purpur, doch ſchon die zwey ſchwarzen »Præparation-Ärmel« angezogen. Während eines ſolchen Kriegs muß man ſchœner ſterben als vor Freude. Übrigens iſt auch von Kriegſteuern und Einquartierungen und Koſten zu hoffen, falls man zu freudig würde.

Äußerſt geſpannt bleibt immer der Verfaßer dieſes darauf, ob er nach dem 30. Juni d. J. im Morgenblatt wieder erſcheinen wird, oder ob er ſchon jetzo von deſſen Leſern Abſchied genommen; welches ihm ſehr klæglich vorkæme.

JOHANN CHRISTOPH FRIEDRICH VON SCHILLER.

WAS KANN EINE GUTE STEHENDE SCHAUBÜHNE EIGENTLICH WIRKEN?

EINE VORLESUNG,

GEHALTEN ZU MANNHEIM IN DER ÖFFENTLICHEN SITZUNG DER KURPFÄLZISCHEN DEUTSCHEN GESELLSCHAFT AM 26. DES JUNIUS 1784.

Nach dem Abdrucke in Schillers Thalia Bd I. Heft I. 1785; in den Werken mannigfach abgekürzt und mit der Überschrift Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

Wenn uns der natürliche Stolz (so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werths) in keinem Verhältniss des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das Erste dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten ob das Geschäft dem wir jetzt den besten Theil unsrer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unsers Geists sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer bloß die höchste Spannung der Kräfte, nur ihre edelste Anwendung kann Grösse gewähren. Je erhabner das Ziel ist nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis worinn wir uns üben: desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns selbst erst entschieden haben was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen von fremdem Urtheil zu leiden, durch Bewunderung aufgeblasen, oder durch Geringschätzung feig zu werden.

Woher kommt es denn aber (diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen seitdem ich Menschen beobachte), woher kommt es, daß der Amtsstolz so gern im entgegengesetzten Verhältniss mit dem wahren Verdienste steht! daß die Meisten ihre Anfoderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? Wie bescheiden erscheint nicht oft der Minister, der das Steuerruder des Landes führt, und das große System der Regierung mit Riesenkraft wälzt, neben den kleinen Histrionen, der seine Verordnungen zu Papier bringt! wie bescheiden der grosse Gelehrte, der die Gränzen des menschlichen Denkens erweiterte, und die Fackel der Aufklärung über Welttheilen schimmern sieht, neben dem dumpfen Pedanten, der seine Quartbände hütet! Man verurtheilt den jungen Mann der gedrungen von innrer Kraft zu

dem engen Kerker einer Brotwißenſchaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt der in ihm iſt. Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuklimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit darum ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? Trockenheit Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerey werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit Ernſt und Tiefſinn geſchätzt bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter, und nichts gereicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Facultæten auf freye Künſte herunter ſehen. Und dieſe Verhältniſſe werden forterben, bis ſich Gelehrſamkeit und Geſchmack, Wahrheit und Schönheit, als zwo verſöhnte Geſchwiſter umarmen.

Es iſt leicht einzuſehen, in wie fern dieſe Bemerkung mit der Frage zuſammenhängt «Was wirkt die Bühne?» Die höchſte und letzte Foderung welche der Philoſoph und Geſetzgeber einer öffentlichen Anſtalt nur machen können, iſt Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit. Was die Dauer des phyſiſchen Lebens erhält, wird immer ſein erſtes Augenmerk ſeyn: was die Menſchheit innerhalb ihres Weſens veredelt, ſein höchſtes. Bedürfniſs des Thiermenſchen iſt älter und drängender, Bedürfniſs des Geiſtes vorzüglicher, unerſchöpflicher. Wer alſo unwiderſprechlich beweiſen kann daß die Schaubühne Menſchen- und Volksbildung wirke, hat ihren Rang neben den erſten Anſtalten des Staats entſchieden.

Die dramatiſche Kunſt ſetzt mehr voraus als jede andre von ihren Schweſtern. Das höchſte Product dieſer Gattung iſt vielleicht auch das höchſte des menſchlichen Geiſtes. Das Syſtem der körperlichen Anziehung und Shakeſpears Julius Cæſar — es ſteht dahin, ob die Zunge der Wage, worinn höhere Geiſter die menſchlichen wægen, um einen mathematiſchen Punct überſchlagen wird. Wenn dieß entſchieden iſt (und entſchied nicht der unbeſtechlichſte Richter, die Nachwelt?) warum ſollte man nicht vor allen Dingen dahin befliſſen ſeyn, die Würde einer Kunſt außer Zweifel zu ſetzen deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geiſtes und des Herzens beſchäftigt? Es iſt Verbrechen gegen ſich ſelbſt, Mord der Talente, wenn das næmliche Maaß von Fæhigkeit, welches dem höchſten Intereſſe der Menſchheit würde gewuchert haben, an einen minder wichtigen Gegenſtand undankbar verſchwendet wird. Iſt es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabſtammſt; ſind alle deine geprahlten Einflüße wirklich nur ſchöne Chimæren deiner Bewunderer; iſt die Menſchheit nicht deine Schuldnerinn: o ſo zerreiße deinen unſterblichen Lorbeer, Thalia! laß deine Poſaune von ihr ſchweigen, ewige Fama! Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein ſchwacher Augenblick ihres Schöpfers, der ſeiner Würde vergaß; der geprieſene Hamlet nichts als eine Majeſtætsverletzung des Dichters gegen den himmliſchen Genius.

Über keine Kunſt iſt, ſo viel ich weiß, mehr geſagt und geſchrieben worden als über dieſe: über keine weniger entſchieden. Die Welt hat ſich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit gieng verloren durch Übertreibung. Der härteſte Angriff den ſie erleiden mußte geſchah von einer Seite wo er nicht zu erwarten war. Der Leichtſinn, die Frechheit, auch ſelbſt die Abſcheulichkeit derer, die ſie ausüben, kann der Kunſt ſelbſt nicht zur Laſt fallen. «Die meiſten eurer dramatiſchen Schilderungen, und ſelbſt die am meiſten geprieſenen, was ſind ſie anders» ſpricht man «als feine verſteckte Giftmiſcherey, künſtlich auf-

geputzte Laster, weichliche oder großsprechende Tugenden? Eure Repræsentanten der Menschheit, eure Künstler und Künstlerinnen, wie oft Brandmark des Namens den sie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menschheit! Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus, ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satire! Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherinn des Pœbels, oder Staubleckerinn an sehr kleinen Thronen!* Alle die Ausrufungen sind unwiderleglich wahr: doch trifft keine einzige die Bühne. Christus Religion war das Feldgeschrey, als man America entvölkerte; Christus Religion zu verherrlichen mordeten Damiens und Ravaillac, und schoß Karl der Neunte auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. Wem aber wird es einfallen, die sanftmüthigste der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen von der auch die rohe Thierheit sich feyerlich lossagen würde? Eben so wenig darf die Kunst es entgelten, daß sie in Europa nicht ist was sie in Asien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht ist was unter Aspasia und Pericles. Genug für sie daß sie es damals gewesen, und daß die Nation bei welcher sie blühte noch jetzt unser Muster ist. Aber ich schreite zur Untersuchung selbst.

* * *

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen hat nach Sulzers Ausdruck die Bühne hervorgebracht. Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs, und von Sinnlichkeit gesättigt, mußte der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen die dem ewigen Trieb nach Thætigkeit zuwider war. Die Natur, gleich unfæhig länger im Zustand des Thiers fortzudauren als die feinern Arbeiten des Verstands fortzusetzen, verlangt einen mittleren Zustand, der beide widersprechenden Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte, und den wechselsweisen Übergang eines Zustands in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nun der æsthetische Sinn, oder das Gefühl für das Schœne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk seyn muß unter zwo Wirkungen die hæchste heraus zu lesen, so wird er sich nicht begnügen die Neigungen seines Volks nur entwaffnet zu haben: er wird sie auch, wenn es irgend nur mœglich ist, als Werkzeuge hoherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht seyn; und darum wæhlte er vor allen andern die Bühne die dem nach Thætigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung giebt ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstands und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte daß eines Staats festeste Säule Religion sey, daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht ohne es zu wollen oder zu wißen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite verteidigt. Eben diese Unzulænglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den ganzen Einfluß der Bühne. Gesetze, wollte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten: Religion dehnt ihre Foderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen die den Zusammenhang der Gesellschaft auflœsen: Religion befiehlt solche, die ihn innniger machen. Jene herrschen nur über die offen-

barem Äußerungen des Willens; nur Thaten sind ihnen unterthan: diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft: Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten was nimmermehr ist; wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschenherz einräumen: wird sie, oder kann sie die ganze Bildung vollenden? Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volks; sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen; und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten; und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Räthsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist; wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen; wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt; wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laster schwelgt; wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet: übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen, und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniss. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Pallastes herunter wankt, und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewißen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerinn, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. Wer von uns sah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Lasters, als aufgeschröckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schreckniffen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer sprang; als er die Donner des erwachten Gewißens zu übertäuben Gott aus der Schöpfung läugnete, und seine gepreßte Brust, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen sich Luft machte? Es ist nicht Übertreibung, wenn man behauptet daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Manns endlich

in eins zusammenfließen, und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen. Ich selbst bin mehr als einmal Zeuge gewesen, als man seinen ganzen Abscheu vor schlechten Thaten in dem Scheltwort zusammenhäufte: »Der Mensch ist ein Franz Moor.« Diese Eindrücke sind unauslöschlich, und bei der leisesten Berührung steht das ganze abschröckende Kunstgemälde im Herzen des Menschen wie aus dem Grabe auf. So gewifs sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewifs wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Aber hier unterstützt sie die weltliche Gerechtigkeit nur: ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster die jene ungestraft duldet straft sie; tausend Tugenden wovon jene schweigt werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster, und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen Entschlüßen Leidenschaften schwellt sie unsere Seele! welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung auf! Wenn der gütige August dem Verräther Cinna, der schon den tödlichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, groß wie seine Götter, die Hand reicht: »Laß uns Freunde seyn, Cinna!« wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen dem göttlichen Römer zu gleichen? Wenn Franz von Sickingen auf dem Wege einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen unversehens hinter sich schaut, und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Veste, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er weiter zieht Wort zu halten: wie groß wird mir da der Mensch! wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schicksal!

Eben so häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilflose kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Töchter pocht; wenn sein weißes Haar in die Lüfte streut, und in tobenden Elementen erzählt wie unnatürlich seine Regan gewesen; wenn sein wüthender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: »Ich gab euch Alles« wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank! wie feyerlich gelobend wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! Unsre Schaubühne hat noch eine große Eroberung auszustehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakespears Timon von Athen ist, so weit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen; und so gewifs ich den Menschen vor allem andern zuerst in Shakespear aufsuche, so gewifs weifs ich im ganzen Shakespear kein Stück wo er wahrhaftiger vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im Timon von Athen. Es ist wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben.

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird eben so sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist als die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die gröfsten Gewichte an den kleinsten und zärtesten Fäden hangen, und wenn wir die Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehenmal lächeln müßen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein

Verzeichniſs von Böſewichtern wird mit jedem Tage den ich älter werde kürzer, und mein Regiſter von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moraliſche Verſchuldung des einen Geſchlechtes aus einer und eben dem Quelle hervorſpringt; wenn alle die ungeheuren Extreme von Laſter, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenſchaft ſind die wir zuletzt alle einſtimmig belächeln und lieben: warum ſollte die Natur bei dem andern Geſchlechte nicht die nämlichen Wege gegangen ſeyn? Ich kenne nur Ein Geheimniſs den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt ſein Herz gegen Schwächen zu ſchützen.

Einen großen Theil dieſer Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie iſt es, die der großen Claſſe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier, ſchneller vielleicht und unfehlbarer, durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Luſtſpiel und Trauerſpiel nach dem Maaß der erreichten Wirkung zu ſchätzen, ſo würde vielleicht die Erfahrung dem erſten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewiſſen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſre Feigheit: aber eben dieſe Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Geſetz und Gewiſſen ſchützen uns oft für Verbrechen und Laſtern: Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatz üben. Vielleicht daß wir einen Freund bevollmächtigen unſre Sitten und unſer Herz anzugreifen: aber es koſtet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unſre Vergehungen ertragen einen Aufſeher und Richter, unſre Unarten kaum einen Zeugen. Die Schaubühne allein kann unſre Schwächen belachen, weil ſie unſrer Empfindlichkeit ſchont, und den ſchuldigen Thoren nicht wißen will. Ohne roth zu werden ſehen wir unſre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die ſanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis iſt noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der practiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewißens nicht ſelten ihre beſte Wirkung vernichten, daß ſich noch tauſend Laſter mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tauſend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuſchauers fruchtlos zurückfallen; ich ſelbſt bin der Meinung daß vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer beßerte, daß der Selbſtmörder Beverley noch wenige ſeiner Brüder von der abſcheulichen Spielſucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeſchichte die Landſtraßen nicht viel ſicherer machen wird: aber wenn wir auch dieſe große Wirkung der Schaubühne einſchränken, wenn wir ſo ungerecht ſeyn wollen ſie gar aufzuheben, wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müßen wir leben. Wir müßen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müßen ſie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Wir ſind auf ihre Anſchläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniſs verrathen ſie ausfindig und unſchädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künſtliche Maſke ab, und entdeckte das Netz womit uns Liſt und

Kabale umstrickten. Betrug und Falschheit riß sie aus krummen Labyrinthen hervor, und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht daß die sterbende Sara nicht Einen Wollüstling schröckt, daß alle Gemælde gestrafter Verführung seine Glut nicht erkälten, und daß selbst die verschlagene Spielerinn diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht ist: glücklich genug daß die arglose Unschuld jetzt seine Schlingen kennt, daß die Bühne sie lehrte seinen Schwüren mistrauen und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menschen und Menschencharacter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam, und lehrt uns die große Kunst sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle: den letztern lenken wir, dem erstern müßen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Faßung finden, wenn unser Muth, unsre Klugheit sich einst schon in ähnlichen übten, und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannigfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thrænen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlaßenen Ariadne durch das wiederhallende Naxos, steigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste, und behorchen mit ihr die feyerliche Stunde des Todes. Hier hœren wir was unsre Seele in leisen Ahndungen fühlte die überraschte Natur laut und unwidersprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gunst seiner Kœniginn. Jetzt, da er sterben soll, entfliegt dem geängstigten Moor seine treulose sophistische Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten Geheimniße zu offenbaren die kein Lebendiger wißen kann, und der sichere Bœsewicht verliert seinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen seyn, und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängniße ausmeßen, dörfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender als das Verbrechen des Diebs: aber mischen wir nicht alle eine Thræne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren worin Eduard Rubberg die That vollbringt? Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut: wenn aber, bestürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, bestürmt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, Mariane den Gift trinkt, wer von uns will der erste seyn der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? Menschlichkeit und Duldung fangen an der herschende Geist unsrer Zeit zu werden; ihre Stralen sind bis in die Gerichtsæle, und noch weiter, in das Herz unsrer Fürsten gedrungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werk gehœrt unsern Bühnen! Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Classe von Menschen hat Ursache dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu seyn. Hier nur hœren die Großen der Welt, was sie nie oder selten hœren, Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier, den Menschen.

So groß und vielfach ist das Verdienst der beßern Bühne um die sittliche Bildung: kein

geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet wie sclavisch die größere Masse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig entgegen arbeiten; daß die reinern Stralen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben theilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Canal in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in milderen Stralen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarey, des finstern Aberglaubens verschwindet: die Nacht weicht dem siegenden Licht. Unter so vielen herrlichen Früchten der bessern Bühne will ich nur zwo auszeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Secten geworden! Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Sarazene beschämten, und die göttliche Lehre uns predigten daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so gar nicht abhängig sey; ehe noch Joseph der Zweyte die fürchterliche Hyder des frommen Haßes bekämpfte: pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz; die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden: in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab.

Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laßen: das Stück ist noch zu hoffen wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinn des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläßigter Erziehung in rührenden erschütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unsre Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre: desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten. Der gegenwärtig herrschende Kitzel mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserey Menschen zu drechseln und es Deucalion gleich zu thun, mit dem Unterschied freylich daß man aus Menschen nunmehr Steine macht wie jener aus Steinen Menschen, verdiente es mehr als jede andere Ausschweifung der Vernunft, die Geissel der Satire zu fühlen.

Nicht weniger ließen sich, verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats, von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbolen zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen seine Klagen noch ehe sie laut werden, und beströche seine Zweifelsucht ohne es zu scheinen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu seyn, und der Staat sich herab laßen wollte sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen den eine gute ſtehende Bühne auf den Geiſt der Nation haben würde. Nationalgeiſt eines Volks nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Gegenſtänden worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne iſt es möglich, dieſe Übereinſtimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil ſie das ganze Gebiet des menſchlichen Wißens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil ſie alle Stände und Claſſen in ſich vereinigt, und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und zum Herzen hat. Wenn in allen unſern Stücken Ein Hauptzug herſchte; wenn unſre Dichter unter ſich einig werden, und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten; wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte: mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland ſo feſt an einander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? Nichts anders als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staats, der beßeren Menſchheit, das in denſelbigen athmete.

Noch ein Verdienſt hat die Bühne, ein Verdienſt das ich jetzt um ſo lieber in Anſchlag bringe, weil ich vermuthe daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin ſchon gewonnen ſeyn wird. Was bis hieher zu beweiſen unternommen worden, daß ſie auf Sitten und Aufklärung weſentlich wirke, war zweifelhaft: daß ſie unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Aber was ſie hier leiſtet iſt wichtiger, als man gewohnt iſt zu glauben.

Die menſchliche Natur ertraegt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geſchäfte zu liegen; die Reize der Sinne ſterben mit ihrer Befriedigung. Der Menſch, überladen von thieriſchem Gemüth, der langen Anſtrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thætigkeit gequalt, dürſtet nach beßern auserleſnern Vergnügungen, oder ſtürzt zügellos in wilde Zerſtreuungen, die ſeinen Hinfall beſchleunigen, und die Ruhe der Geſellſchaft zerſtören. Bacchantiſche Freuden, verderbliches Spiel, taſtend Raſereyen die der Müßiggang ausheckt ſind unvermeidlich, wenn der Geſetzgeber dieſen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geſchäften iſt in Gefahr ein Leben das er dem Staate ſo großmüthig hinopferte mit dem unſeligen Spleen abzubüßen, der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzuſinken, der Pœbel zum Thier. Die Schaubühne iſt die Stiftung wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet; wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoßen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt; wenn trübe Laune unſre einſame Stunden vergiftet; wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln; wenn tauſend Laſten unſre Seele drücken, und unſre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu erſticken droht: ſo empfängt uns die Bühne. In dieſer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg; wir werden uns ſelbſt wiedergegeben; unſre Empfindung erwacht; heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſre ſchlummernde Natur, und treiben das Blut in friſcheren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus; der

Glückliche wird nüchtern, und der Sichere beforgt. Der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne; der rohe Unmenſch fängt hier zum erſtenmal zu empfinden an. Und dann endlich, welch ein Triumph für dich, Natur! ſo oft zu Boden getretene, ſo oft wieder auferſtehende Natur! wenn Menſchen aus allen Kreiſen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feßel der Künſteley und der Mode, herausgerißen aus jedem Drange des Schickſals, durch Eine allwebende Sympathie verbrüdert, in Ein Geſchlecht wieder aufgelöſt, ihrer ſelbſt und der Welt vergeßen, und ihrem himmliſchen Urſprung ſich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und ſeine Bruſt giebt jetzt nur Einer Empfindung Raum: es iſt dieſe, ein Menſch zu ſeyn.

AUS DEM ZWEYTEN BUCH DER GESCHICHTE DES DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES.

Das reiche Erzbisthum, deſſen Hauptſitz die Stadt Magdeburg war, hatten ſchon ſeit geraumer Zeit evangeliſche Prinzen aus dem Brandenburgiſchen Hauſe beſeßen, welche ihre Religion darin einführten. Chriſtian Wilhelm, der letzte Adminiſtrator, war durch ſeine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen; wodurch das Domcapitel ſich bewogen ſah um nicht die Rache des Kaiſers gegen das Erzſtift zu reizen ihn förmlich ſeiner Würde zu entſetzen. An ſeiner Statt poſtulierte es den Prinzen Johann Auguſt, zweyten Sohn des Kurfürſten von Sachſen, den aber der Kaiſer verwarf um ſeinem eigenen Sohne Leopold dieſes Erzbisthum zuzuwenden. Der Kurfürſt von Sachſen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiſerlichen Hofe erſchallen: Chriſtian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magiſtrats zu Magdeburg verſichert, und von chimäriſchen Hoffnungen erhitzt, glaubte er ſich im Stande alle Hinderniſſe zu beſiegen welche der Ausſpruch des Capitels, die Concurrenz mit zwey mächtigen Mitbewerbern, und das Reſtitutionsedict ſeiner Wiederherſtellung entgegenſetzten. Er that eine Reiſe nach Schweden, und ſuchte ſich durch das Verſprechen einer wichtigen Diverſion in Deutſchland der Unterſtützung Guſtavs zu verſichern. Dieſer König entließ ihn nicht ohne Hoffnung ſeines nachdrücklichen Schutzes, ſchärfte ihm aber dabei ein mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Chriſtian Wilhelm die Landung ſeines Beſchützers in Pommern erfahren, ſo ſchlich er ſich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erſchien plötzlich in der Rathsverſammlung, erinnerte den Magiſtrat an alle Drangſale welche Stadt und Land ſeitdem von den kaiſerlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anſchläge Ferdinands, an die Gefahr der evangeliſchen Kirche. Nach dieſem Eingange entdeckte er ihnen daß der Zeitpunct

ihrer Befreyung erſchienen ſey, und daß ihnen Guſtav Adolf ſeine Allianz und allen Beiſtand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendſten Städte Deutſchlands, genoß unter der Regierung ſeines Magiſtrats einer republicaniſchen Freyheit, welche ſeine Bürger mit einer heroiſchen Kühnheit beſeelte. Davon hatten ſie bereits gegen Wallenſtein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebenſten Forderungen an ſie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerſtande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerſtörende Wuth ſeiner Truppen erfahren, aber Magdeburg ſelbſt entging ſeiner Rache. Es war alſo dem Adminiſtrator nicht ſchwer, Gemüther zu gewinnen denen die erlittenen Mißhandlungen noch in friſchem Andenken waren. Zwiſchen der Stadt und dem Kœnige von Schweden kam ein Bündniſs zu Stande, in welchem Magdeburg dem Kœnige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreyheit auf ihrem Grund und Boden verſtattete, und die Gegenverſicherung erhielt bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewißenhafteſte geſchützt zu werden.

Sogleich zog der Adminiſtrator Kriegsvölker zuſammen, und fing die Feindſeligkeiten voreilig an, ehe Guſtav Adolf nahe genug war ihn mit ſeiner Macht zu unterſtützen. Es glückte ihm, einige kaiſerliche Corps in der Nachbarſchaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und ſogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiſerlichen Heeres nœthigte ihn bald in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verluſt den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Guſtav Adolf, obgleich unzufrieden über dieſe Voreiligkeit, ſchickte ihm in der Perſon Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Offizier um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Adminiſtrator mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Eben dieſen Falkenberg ernannte der Magiſtrat zum Commandanten der Stadt, ſo lange dieſer Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen ſah ſich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiſerlichen Regimenter welche dagegen geſchickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich næherte ſich der Graf von Pappenheim nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachſen-Lauenburg der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Adminiſtrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachſen, und ſchickte ſich ernſtlich an die Stadt einzuſchließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Adminiſtrator in einem drohenden Schreiben auf ſich dem Reſtitutionsedict nicht länger zu widerſetzen, den Befehlen des Kaiſers ſich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und beſtimmte den kaiſerlichen Feldherrn ihm den Ernſt der Waffen zu zeigen.

Indeſſen wurde die Belagerung wegen der Fortſchritte des Kœnigs von Schweden, die den kaiſerlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzœgert; und die Eiferſucht der in ſeiner Abweſenheit commandierenden Generale verſchaffte Magdeburg noch auf einige Monate Friſt. Am 30. Merz 1631 erſchien endlich Tilly wieder um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg ſelbſt hatte die Beſatzungen, welche nicht mehr zu retten

waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen laßen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte die weitläufige Feſtung mit den Vorſtädten zu verteidigen, ſo wurden auch die Vorſtädte Sudenburg und Neuſtadt dem Feinde preisgegeben; der ſie ſogleich in Aſche legte. Pappenheim trennte ſich von Tilly, ging bei Schœnebeck über die Elbe um auf der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Beſatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geſchwächt, belief ſich nicht über zweytauſend Mann Fußvolk und einige Hundert Reiterey: eine ſehr ſchwache Anzahl für eine ſo große und noch dazu unregelmæßige Feſtung. Dieſen Mangel zu erſetzen bewaffnete man die Bürger: ein verzweifelter Ausweg, der grœßern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an ſich ſelbſt ſchon ſehr mittelmæßige Soldaten, ſtürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Ärmern that es weh, daß man ihm allein alle Laſten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloß ſtellte, während der Reiche ſeine Dienerſchaft ſchickte, und ſich in ſeinem Hauſe gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Überdruß und Nachläßigkeit im Dienſte an die Stelle der wachſamen Vorſicht. Dieſe Trennung der Gemüther, mit der ſteigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Überlegung Raum, daß Mehrere ſchon anfingen über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeſchreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaiſers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen ſey. Aber der Religionsfanatiſmus, die feurige Liebe der Freyheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiſerlichen Namen, die wahrſcheinliche Hoffnung eines nahen Entſatzes entfernten jeden Gedanken an Übergabe, und ſo ſehr man in allem andern getrennt ſeyn mochte, ſo einig war man ſich bis aufs Äußerſte zu verteidigen.

Die Hoffnung der Belagerten ſich entſetzt zu ſehen war auf die hœchſte Wahrſcheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes; ſie wußten um die Annæherung Guſtav Adolfs: beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleichwichtig, und wenige Tagemärſche konnten den Kœnig von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieſes war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er ſo ſehr ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, von Magdeburg Meiſter zu machen. Schon hatte er der Übergabe wegen einen Trompeter mit verſchiedenen Schreiben an den Adminiſtrator, Commandanten und Magiſtrat abgeſendet, aber zur Antwort erhalten daß man lieber ſterben als ſich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet ſey, und die Ankunft des Kœnigs zu Potsdamm, die Streifereyen der Schweden ſelbſt bis vor Zerbſt mußten ihn mit Unruhe, ſo wie die Einwohner Magdeburgs mit den froheſten Hoffnungen erfüllen. Ein zweyter Trompeter den er an ſie abſchickte, und der gemäßigtere Ton ſeiner Schreibart beſtärkte ſie noch mehr in ihrer Zuverſicht, aber nur um ſie in eine deſto tiefere Sorgloſigkeit zu ſtürzen.

Die Belagerer waren unterdeſſen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beſchoßen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigſte Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingeſtürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, ſon-

dern ſich ſeitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand ſtecken ſollten, wurde durch treffliche Gegenanſtalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geſchütz der Feſtung hörte nach und nach auf den Belagerten zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entſetzt ſeyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchſte geſtiegen, und mit heftiger Sehnſucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt von welcher die ſchwediſchen Fahnen wehen ſollten. Guſtav Adolf hielt ſich nahe genug auf um am dritten Tage vor Magdeburg zu ſtehen. Die Sicherheit ſteigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, ſie zu verſtärken. Am 9. May fängt unerwartet die feindliche Canonade an zu ſchweigen; von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiſerlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten daß ihre Rettung nahe ſey. Der gröſte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens ſeinen Poſten auf dem Walle um endlich einmal nach langer Arbeit des ſüßen Schlafs ſich zu erfreuen: aber ein theurer Schlaf, und ein entſetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entſagt auf dem bisherigen Wege der Belagerung ſich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeiſtern zu können: er beſchloß alſo ſein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalſturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Breſche noch geſchoßen, und die Feſtungswerke kaum beſchädigt waren. Aber der Kriegsrath den er verſammelte erklärte ſich für den Sturm, und ſtützte ſich dabei auf das Beiſpiel von Maſtricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten ſich zur Ruhe begeben, mit ſtürmender Hand überwältigt worden ſey. An vier Orten zugleich ſollte der Angriff geſchehen; die ganze Nacht zwiſchen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anſtalten zugebracht. Alles war in Bereitſchaft, und erwartete der Abrede gemäß früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieſes erfolgte, aber erſt zwey Stunden ſpäter, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath verſammelte. Pappenheim wurde beordert auf die Neuſtädtiſchen Werke den Angriff zu thun: ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der gröſte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlaßen, und die wenigen Zurückgebliebenen feßelte der Schlaf. So wurde es dieſem General nicht ſchwer, der Erſte den Wall zu erſteigen.

Falkenberg, aufgeſchreckt durch das Knallen des Muſketenfeuers, eilte von dem Rathhauſe, wo er eben beſchäftigt war den zweyten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zuſammengerafften Mannſchaft nach dem Neuſtädtiſchen Thore, das der Feind ſchon überwältigt hatte. Hier zurückgeſchlagen, flog dieſer tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweyte feindliche Partey ſchon im Begriff war die Werke zu erſteigen. Umſonſt iſt ſein Widerſtand; ſchon zu Anfang des Gefechts ſtreckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Muſketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das Überhand nehmende Getöſe machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen ſie ſich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, ſtürzen in blinder Betäubung den

Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig ihn zurück zu treiben: aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterey in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr das Feuer fortzusetzen! Zwey andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig; bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschloßensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwey Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschieren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel: zwey Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben: Tilly gab sich auch nicht die Mühe es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterey und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaßen wurden.

Die Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreye Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreyundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheims Wallonen Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich den Grafen Tilly zu erinnern daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laßen. »Kommt in einer Stunde wieder« war seine Antwort. »Ich werde dann sehen was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.« In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete,

und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch ſtürzende Trümmer, durch das ſtrömende Blut. Die Atmoſphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich ſelbſt dieſe Würger ſich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag dieſe volkreiche feſte große Stadt, eine der ſchönſten Deutſchlands, in der Aſche, zwey Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm ward mit drey Bürgermeiſtern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magiſtrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichſten Bürger entriß die Habſucht der Offiziere dem Tode um ein theures Löſegeld von ihnen zu erpreſſen. Noch dazu waren es meiſtens Offiziere der Ligue, welche dieſe Menſchlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiſerlichen Soldaten ließ ſie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte ſich die Wuth des Brandes gemildert, als die kaiſerlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten um unter Schutt und Aſche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erſtickte der Dampf; viele machten große Beute, da die Bürger ihr Beſtes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. May erſchien endlich Tilly ſelbſt in der Stadt, nachdem die Hauptſtraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich empörend war die Scene welche ſich jetzt der Menſchlichkeit darſtellte. Lebende die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder die mit herzzerſchneidendem Geſchrey ihre Ältern ſuchten, Säuglinge die an den todten Brüſten ihrer Mütter ſaugten! Mehr als ſechstauſend Leichen mußte man in die Elbe werfen um die Gaſſen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt: die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtauſend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war blieb leben. Gegen tauſend Menſchen wurden aus der Domkirche gezogen, wo ſie drey Tage und zwey Nächte in beſtändiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brot unter ſie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieſer Domkirche feyerliche Meſſe gehalten, und unter Abfeuerung der Kanonen das *Te Deum* angeſtimmt. Der kaiſerliche General durchritt die Straßen um als Augenzeuge ſeinem Herrn berichten zu können daß ſeit Trojas und Jeruſalems Zerſtörung kein ſolcher Sieg geſehen worden ſey. Und in dieſem Vorgehen war nichts Übertriebenes, wenn man die Größe den Wohlſtand und die Wichtigkeit der Stadt welche unterging mit der Wuth ihrer Zerſtörer zuſammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grauſenvollem Schickſale verbreitete Frohlocken durch das katholiſche, Entſetzen und Furcht durch das ganze proteſtantiſche Deutſchland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den Koenig von Schweden an, der, ſo nahe und ſo mächtig, dieſe bundsverwandte Stadt hülflos gelaßen hatte. Auch der Billigſte fand dieſe Unthätigkeit des Koenigs unerklärbar, und Guſtav Adolf um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu deſſen Befreyung er erſchienen war, ſah ſich gezwungen in einer eigenen Schutzſchrift die Gründe ſeines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm in welcher Magdeburg ſchwebte. Sogleich ward ſein Entſchluß gefaßt dieſe

bedrängte Stadt zu befreyen, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterey und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation in welcher sich dieser Kœnig auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze keinen Schritt vorwärts zu thun ohne den Rücken frey zu haben. Mit mistrauischer Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen wo er von zweydeutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Kœnigreich abschneiden konnte. Der Kurfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verschloßen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Kurfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der Kœnig, Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreyung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Kurfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freyheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn als diese Forderung. Der große Dienst welchen Gustav Adolf dem Kurfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den Brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Übergabe seiner Festungen machte der Kurfürst den Kœnig von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere bloß stellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst: aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsche Freyheit, sah er nichts als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs Hœchste getrieben. Unterdessen næherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der Kœnig nahm bei dem Kurfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. «Mein Weg geht auf Magdeburg» sagte er, «nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will Niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiss, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen wie ich ihn immer nur verlangen kann: aber geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu wie es euch ergehen wird.» Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war dem Kœnige durch Gewalt zu verschaffen was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Kurfürsten zum Entschluß Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem Kœnig zwey Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Übergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Deßau oder Wittenberg, wo er Brücken fand die Elbe zu passieren, und aus Sachsen

Lebensmittel ziehen konnte. Aber dieß konnte ohne Einwilligung des Kurfürſten von Sachſen nicht geſchehen, in welchen Guſtav ein gegründetes Miſstrauen ſetzte. Ehe er ſich alſo in Marſch ſetzte, ließ er dieſen Prinzen um einen freyen Durchzug und um das Nöthige für ſeine Truppen gegen baare Bezahlung erſuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeſchlagen, und keine Vorſtellung konnte den Kurfürſten bewegen ſeinem Neutralitätsſyſtem zu entſagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entſetzlichem Schickſale.

Tilly verkündigte ſie mit dem Tone eines Siegers allen proteſtantiſchen Fürſten, und verlor keinen Augenblick den allgemeinen Schrecken aufs Beſte zu benutzen. Das Anſehen des Kaiſers, durch die bisherigen Progreſſen Guſtavs merklich heruntergebracht, erhob ſich furchtbarer als je nach dieſem entſcheidenden Vorgang, und ſchnell offenbarte ſich dieſe Veränderung in der gebieteriſchen Sprache welche er gegen die proteſtantiſchen Reichsſtände führte. Die Schlüße des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtſpruch vernichtet, der Bund ſelbſt durch ein kaiſerliches Decret aufgehoben, allen widerſetzlichen Ständen Magdeburgs Schickſal angedroht. Als Vollzieher dieſes kaiſerlichen Schlußes ließ Tilly ſogleich Truppen gegen den Biſchof von Bremen marſchieren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht geſetzte Biſchof übergab die letztern ſogleich in die Hände des Tilly, und unterzeichnete die Caſſation der Leipziger Schlüße. Eine kaiſerliche Armee, welche unter dem Commando des Grafen von Fürſtenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Adminiſtrator von Würtemberg. Der Herzog mußte ſich dem Reſtitutionsedict und allen Decreten des Kaiſers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiſerlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von einhunderttauſend Thalern erlegen. Ähnliche Laſten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaiſers über Deutſchland. Die ſchnelle Übermacht welche er durch dieſen Vorfall erlangte, mehr ſcheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltſamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentſchloßenheit der deutſchen Fürſten zum Vortheil Guſtav Adolfs beſiegte. So unglücklich alſo die nächſten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Proteſtanten auch ſeyn mochten, ſo wohlthätig waren die ſpätern. Die erſtere Überraſchung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutſche Freyheit erhob ſich aus Magdeburgs Aſche.

ÜBER DEN MORALISCHEN NUTZEN ÆSTHETISCHER SITTEN.

Der Verfaßer des Auffatzes über die Gefahr æſthetiſcher Sitten im eilften Stücke der Horen des Jahrs 1795 hat eine Moralitæt mit Recht in Zweifel gezogen welche bloß allein auf Schœnheitsgefühle gegründet wird, und den Geſchmack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber auf das moraliſche Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schœnheit offenbar den glücklichſten Einfluß; und von dieſem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geſchmacke das Verdienſt zuſchreibe zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, ſo kann meine Meinung gar nicht ſeyn daß der Antheil den der gute Geſchmack an einer Handlung nimmt, dieſe Handlung zu einer ſittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben als ſich ſelbſt. Der Geſchmack kann die Moralitæt des Betragens begünſtigen, wie ich in dem gegenwärtigen Verſuche zu erweiſen hoffe: aber er ſelbſt kann durch ſeinen Einfluß nie etwas Moraliſches erzeugen.

Es iſt hier mit der innern und moraliſchen Freyheit ganz derſelbe Fall wie mit der äußern phyſiſchen: frey in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluße, bloß meinem Willen folge. Aber die Mœglichkeit meinem eigenen Willen uneingeſchränkt zu folgen kann ich doch zuletzt einem von mir verſchiednen Grunde zu danken haben, ſobald angenommen wird daß der letztere meinen Willen hätte einſchränken können. Eben ſo kann ich die Mœglichkeit gut zu handeln zuletzt doch einem von meiner Vernunft verſchiednen Grunde zu danken haben, ſobald dieſer letztere als eine Kraft gedacht wird die meine Gemüthsfreyheit hätte einſchränken können. Wie man alſo gar wohl ſagen kann daß ein Menſch von einem andern Freyheit erhalte, obgleich die Freyheit ſelbſt darin beſteht, daß man überhoben iſt ſich nach Andern zu richten: eben ſo gut kann man ſagen daß der Geſchmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend ſelbſt es ausdrücklich mit ſich bringt, daß man ſich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hœrt deswegen gar nicht auf frey zu heißen, weil glücklicher Weiſe derjenige ſich ruhig verhält, der ſie hätte einſchränken können, ſobald wir nur wißen daß der Handelnde dabei bloß ſeinem eigenen Willen folgte ohne Rückſicht auf einen fremden. Eben ſo verliert eine innere Handlung deswegen das Prædicat einer ſittlichen noch nicht, weil glücklicher Weiſe die Verſuchungen fehlen, die ſie hätten rückgängig machen können, ſobald wir nur annehmen daß der Handelnde dabei bloß dem Ausſpruche ſeiner Vernunft mit Ausſchließung fremder Triebfedern folgte. Die Freyheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Urſprunge aus dem Willen der Perſon; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Beſtimmung des Willens durch das Geſetz der Vernunft.

Es kann uns ſchwerer oder leichter werden, als freye Menſchen zu handeln, je

nachdem wir auf Kräfte ſtoßen die unſrer Freyheit entgegen wirken, und bezwungen werden müßen. In ſo fern giebt es Grade der Freyheit. Unſre Freyheit iſt größer, ſichtbarer wenigſtens, wenn wir ſie bei noch ſo heftigem Widerſtande feindſeliger Kräfte behaupten: aber ſie hört darum nicht auf, wenn unſer Wille keinen Widerſtand findet, oder wenn eine fremde Gewalt ſich ins Mittel ſchlägt, und dieſen Widerſtand ohne unſer Zuthun vernichtet.

Eben ſo mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf koſten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem ſich Antriebe in uns regen die ihren Vorſchriften widerſtreiten, und die wir abweiſen müßen. In ſo fern giebt es Grade der Moralität. Unſere Moralität iſt größer, hervorſtechender wenigſtens, wenn wir bei noch ſo großen Antrieben zum Gegentheil unmittelbar der Vernunft gehorchen: aber ſie hört deswegen nicht auf, wenn ſie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anderes als unſre Willenskraft dieſe Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln ſittlichgut, ſobald wir nur darum ſo handeln, weil es ſittlich iſt, und ohne uns erſt zu fragen ob es auch angenehm iſt; geſetzt auch, es wäre eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menſchlichen Natur läßt ſich annehmen daß kein Menſch ſo tief ſinken kann, um das Böſe bloß deswegen, weil es böſe iſt, vorzuziehn; ſondern daß Jeder ohne Unterſchied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute iſt, wenn es nicht zufälliger Weiſe das Angenehme ausſchlöße, oder das Unangenehme nach ſich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit ſcheint alſo aus der Colliſion des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entſpringen und einerſeits die Stärke der ſinnlichen Antriebe, andrerſeits die Schwäche der menſchlichen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann alſo auf zweyerley Weiſe befördert werden, wie ſie auf zweyerley Weiſe gehindert wird. Entweder man muß die Partey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verſtärken, *daß* keine Verſuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Verſuchung *brechen*, damit auch die ſchwächere Vernunft und der ſchwächere gute Wille ihnen noch überlegen ſeyen.

Zwar könnte es ſcheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität ſelbſt nichts gewänne, weil mit dem *Willen*, deſſen Beſchaffenheit doch allein eine Handlung moraliſch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das iſt aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man keinen ſchlimmen Willen der verändert werden mußte, nur einen guten der ſchwach *iſt* vorausſetzt. Und dieſer ſchwache gute Wille kommt auf dieſem Wege doch zur Wirkung; was vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn ſtärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da iſt wirklich Moralität vorhanden. Ich trage alſo kein Bedenken den Satz aufzuſtellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerſtand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität iſt der ſinnliche Trieb, der, ſobald ihm ein Gegenſtand vorgehalten wird, nach Befriedigung ſtrebt, und ſobald die Vernunft etwas ihm Anſtößiges gebietet, ihren Vorſchriften ſich entgegenſetzt. Dieſer ſinnliche Trieb *iſt* ohne Aufhören geſchäftig den Willen in ſein

Intereſſe zu ziehen, der doch unter ſittlichen Geſetzen ſteht, und die Verbindlichkeit auf ſich hat ſich mit den Anſprüchen der Vernunft nie im Widerſpruche zu befinden.

Der ſinnliche Trieb aber erkennt kein ſittliches Geſetz, und will ſein Object durch den Willen realiſiert haben, was auch die Vernunft dazu ſprechen mag. Dieſe Tendenz unſrer Begehrungskraft dem Willen unmittelbar und ohne alle Rückſicht auf höhere Geſetze zu gebieten ſteht mit unſrer ſittlichen Beſtimmung im Streite, und iſt der ſtärkſte Gegner den der Menſch in ſeinem moraliſchen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moraliſcher und æſthetiſcher Bildung fehlt, giebt die Begierde unmittelbar das Geſetz, und ſie handeln bloß wie ihren Sinnen gelüſtet. Moraliſchen Gemüthern, denen aber die æſthetiſche Bildung fehlt, giebt die Vernunft unmittelbar das Geſetz, und es iſt bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch ſie über Verſuchung ſiegen. In æſthetiſch verfeinerten Seelen iſt noch eine Inſtanz mehr, welche nicht ſelten die Tugend erſetzt wo ſie mangelt, und da erleichtert, wo ſie iſt. Dieſe Inſtanz iſt der Geſchmack.

Der Geſchmack fordert Mäßigung und Anſtand; er verabſcheut alles was eckig, was hart, was gewaltſam iſt, und neigt ſich zu allem was ſich leicht und harmoniſch zuſammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze ſetzen, dieß fordert ſchon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes iſt als ein æſthetiſches Geſetz, von jedem civiliſierten Menſchen. Dieſer Zwang, den ſich der civiliſierte Menſch bei Äußerung ſeiner Gefühle auflegt, verſchafft ihm über dieſe Gefühle ſelbſt einen Grad von Herrſchaft, erwirbt ihm wenigſtens eine Fertigkeit den bloß leidenden Zuſtand ſeiner Seele durch einen Act von Selbſtthætigkeit zu unterbrechen, und den raſchen Übergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber was die blinde Gewalt der Affecte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor: denn dieſe muß immer ihr eigenes Werk ſeyn; aber es macht dem Willen Raum ſich zur Tugend zu wenden. Dieſer Sieg des Geſchmacks über den rohen Affect iſt aber ganz und gar keine ſittliche Handlung, und die Freyheit, welche der Wille hier durch den Geſchmack gewinnt, noch ganz und gar keine moraliſche Freyheit. Der Geſchmack befreyt das Gemüth bloß in ſo fern von dem Joche des Inſtincts, als er es in ſeinen Feßeln führt; und indem er den erſten und offenbaren Feind der ſittlichen Freyheit entwaffnet, bleibt er ſelbſt nicht ſelten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur deſto gefährlicher ſeyn kann. Der Geſchmack næmlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens; eines edlern Vergnügens freylich, weil die Vernunft ſeine Quelle iſt: aber wo das Vergnügen den Willen beſtimmt, da iſt noch keine Moralitæt vorhanden.

Etwas Großes iſt aber doch bei dieſer Einmiſchung des Geſchmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die ſich der Ausübung des Guten oft ſo hartnäckig und ſtürmiſch entgegenſetzen, ſind durch den Geſchmack aus dem Gemüthe verwieſen, und an ihrer Statt edlere und ſanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die ſich auf Ordnung Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und wenn ſie gleich ſelbſt keine Tugenden ſind, doch Ein Object mit der Tugend theilen. Wenn alſo jetzt die Begierde ſpricht, ſo muß ſie eine ſtrenge Muſterung vor dem Schœnheitsſinn aushalten; und wenn

jetzt die Vernunft ſpricht und Handlungen der Ordnung Harmonie und Vollkommenheit gebietet, ſo findet ſie nicht nur keinen Widerſtand, ſondern vielmehr die lebhafteſte Beiſtimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nämlich die verſchiedenen Formen durchlaufen, unter welchen ſich die Sittlichkeit äußern kann, ſo werden wir ſie alle auf die zwey zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe daß etwas geſchehe oder nicht geſchehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgeſetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechiſche Prinzeſſinn Anna Komnena erzählt uns von einem gefangnen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General ſeines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe nach Konſtantinopel zu eſcortieren. Unterwegs, als beide allein zuſammen ritten, bekommt Alexius die Luſt unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen und ſich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf; nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen iſt, und geräth in Verſuchung ſich durch Ermordung ſeines Hüters in Freyheit zu ſetzen. Anna Komnena giebt zu verſtehen daß ſie nicht wiße was geſchehen ſeyn würde, wenn Alexius nicht glücklicher Weiſe ſich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moraliſcher Rechtshandel der erſten Gattung, wo der ſinnliche Trieb die erſte Stimme führte, und die Vernunft erſt darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Verſuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit beſiegt, ſo wäre kein Zweifel daß er moraliſch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold zu Braunſchweig an den Ufern der reißenden Oder mit ſich zu Rathe ging ob er ſich zu Gefahr ſeines Lebens dem ſtürmiſchen Strom überlaßen ſollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren; und als er, ich ſetze dieſen Fall, einzig im Bewußtſeyn ſeiner Pflicht in den Nachen ſprang, den kein Anderer beſteigen wollte: ſo iſt wohl Niemand der ihm abſprechen wird moraliſch gehandelt zu haben. Der Herzog befand ſich hier in dem entgegengeſetzten Falle von dem vorigen. Die Vorſtellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erſt regte ſich der Erhaltungstrieb die Vorſchrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt ſich der Wille auf dieſelbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft: daher ſind beide *moraliſch*.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geſchmacke *darauf* Einfluß geben?

Geſetzt alſo, der Erſte, welcher verſucht wurde eine ſchlimme Handlung zu begehen, und ſie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen ſo gebildeten Geſchmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abſcheu erweckt den nichts überwinden kann: ſo wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, ſchon der bloße æſthetiſche Sinn es verwerfen: es wird alſo gar nicht einmal vor das moraliſche Forum, vor das Gewißen, kommen, ſondern ſchon in einer frühern Inſtanz fallen. Nun regiert aber der æſthetiſche Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Geſetze. Jener Menſch verſagt ſich alſo das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige einer Niederträchtigkeit begangen zu haben nicht ertragen kann. Das ganze Geſchäft wird alſo ſchon im Forum der Empfindung verhandelt,

und das Betragen dieſes Menſchen, ſo legal es iſt, iſt moraliſch indifferent, eine bloße ſchöne Wirkung der Natur.

Geſetzt nun, der Andre, dem ſeine Vernunft vorſchrieb etwas zu thun wogegen ſich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen ſo reizbaren Schönheitsſinn, den alles was groß und vollkommen iſt entzückt: ſo wird in demſelben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausſpruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne dieſe zarte Empfindlichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte thun müßen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiſs nicht: denn er handelt urſprünglich aus reiner Achtung für die Vorſchrift der Vernunft; und daß er dieſe Vorſchrift mit Freuden befolgt, das kann der ſittlichen Reinheit ſeiner That keinen Abbruch thun. Er iſt alſo moraliſch eben ſo vollkommen: phyſiſch hingegen iſt er bei weitem vollkommner: denn er iſt ein weit zweckmäßigeres Subject für die Tugend.

Der Geſchmack giebt alſo dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die ſie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günſtig ſind. Der Geſchmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erſte Anregung macht, dasjenige ſchon vor ſeinem Richterſtuhle abthut, worüber ſonſt das Gewißen hätte erkennen müßen, und alſo Urſache iſt daß ſich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moraliſche befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menſchen beruht ganz und gar nicht auf der großern Summe einzelner rigoriſtiſch-moraliſcher Handlungen, ſondern auf der großern Congruenz der ganzen Naturanlage mit dem moraliſchen Geſetze; und es gereicht einem Volke oder Zeitalter eben nicht ſo ſehr zur Empfehlung, wenn man in demſelben ſo oft von Moralität und einzelnen moraliſchen Thaten hört: vielmehr darf man hoffen daß am Ende der Cultur, wenn ein ſolches ſich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede ſeyn werde. Der Geſchmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen poſitiv nutzen, wo die Vernunft die erſte Anregung macht, und in Gefahr iſt von der ſtärkern Gewalt der Naturtriebe überſtimmt zu werden. In dieſen Fällen nämlich ſtimmt er unſre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht alſo auch ein geringes Maß moraliſcher Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachſen.

Wenn nun der Geſchmack als ſolcher der wahren Moralität in keinem Falle ſchadet, in mehrern aber offenbar nutzt, ſo muß der Umſtand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unſers Betragens im höchſten Grade beförderlich iſt. Geſetzt nun daß die ſchöne Cultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns beßer geſinnt zu machen, ſo macht ſie uns wenigſtens geſchickt auch ohne eine wahrhaft ſittliche Geſinnung alſo zu handeln, wie eine ſittliche Geſinnung es würde mit ſich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moraliſchen Forum ganz und gar nicht auf unſre Handlungen an, als inſofern ſie ein Ausdruck unſrer Geſinnungen ſind: aber vor dem phyſiſchen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unſre Geſinnungen an, als inſofern ſie Handlungen veranlaßen durch die der Naturzweck befördert wird. Nun ſind aber beide Weltordnungen, die phyſiſche, worin Kräfte, und die moraliſche, worin Geſetze regieren, ſo genau auf einander berechnet und ſo innig mit einander verwebt, daß Handlungen die

ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unsrer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur, so lange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist daß sie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die sittliche Ordnung anstoße; wenn wir bei aller Überzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns gestehen müßen wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer beßern Grundsätze bauen dürfen; wenn wir uns bei diesem Bewußtseyn unsrer Unzuverläßigkeit erinnern daß das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieses ins Gedächtnis rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ungefähr unsrer Tugend ankommen zu laßen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten; wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten was wir als vollkommene Personen der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deswegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber aufklären, und ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden, alle Bande der Gesellschaft zerrißen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Verstummis dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so wie der Wahnsinnige der seinen nahenden Paroxysmus ahnt alle Meßer entfernt und sich freywillig den Banden darbietet um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirns nicht im gesunden Zustande verantwortlich zu seyn: eben so sind auch wir verpflichtet uns durch Religion und durch æsthetische Gesetze zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Classe gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben dem Effect, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit nöthig hätte um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulaßen, ob er demselben gleich in der Theorie

nichts vergeben darf, und das Wohl des Menſchengeſchlechts, das durch unſre zufällige Tugend gar übel beſorgt ſeyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden ſtarken Ankern der Religion und des Geſchmacks zu befeſtigen.

LANDTAGSPREDIGT VON FRANZ VOLKMAR REINHARD.

AM SONNTAGE QUASI MODO GENITI 1799.

Zu einer Stunde des Abſchieds und der Trennung ſind die koſtbaren Augenblicke beſtimmt, M. Br., die wir itzt vor dem Angeſichte Gottes mit einander zubringen und durch fromme Betrachtungen heiligen ſollen. Die Stände des Vaterlandes, welche bisher in unſrer Mitte gelebt, und ihren Aufenthalt unter uns zu Sorgen Berathſchlagungen und Arbeiten für das allgemeine Wohl angewendet haben, ſind im Begriff uns wieder zu verlaßen und auf die Plätze zurückzukehren welche ihnen unter unſern Mitbürgern angewieſen ſind. Ihre Geſchäfte ſind vollendet; der Zweck ihrer Zuſammenkunft iſt erreicht; der Vater des Vaterlandes, der ſie gehœrt, der ihnen neue Beweiſe des Vertrauens gegeben und neue Proben der Treue von ihnen erhalten hat, will ſie noch einmal um ſeinen Thron verſammeln, ſobald dieſe Stunde der Andacht vorüber ſeyn wird, und ihr Auseinandergehen bewilligen. Wir, M. Br., wir können dieſen Abſchied, wenn Liebe zum Vaterland und wahre Theilnehmung an dem Wohle desſelben in unſerm Herzen iſt, unmœglich anders als mit Rührung feyern. Es ſind Mitbürger, Freunde, ehrwürdige Männer und Patrioten, die ſich wieder von uns entfernen; ſie haben mit Geſinnungen des Wohlwollens und einer brüderlichen Zuneigung unter uns gelebt und gehandelt; ſie haben bewieſen daß echter Bürgerſinn ſie beſeelt, und daß es ihnen ein Ernſt iſt, ihrer Pflicht zu gehorchen; und was unſre Bemerkung, was unſre Erkenntlichkeit ganz beſonders verdient, ſie haben ihr Geſchäft unter uns mit Eintracht und wechſelſeitigem Vertrauen betrieben; feſt verwahrt gegen die verführeriſchen Beiſpiele des Zeitalters, und gleichgültig gegen alles was die Zwietracht thun konnte ihr Einverſtändniſs zu ſtœren, haben ſie die Beſorgniſſe der Kleinmüthigen widerlegt, die Erwartungen der Übelgeſinnten beſchæmt, und die Wünſche derer, die es mit dem Vaterlande gut meinen, erfüllt: unempfindlich und undankbar würden wir alſo ſeyn, wenn dieſe Stunde des Abſchieds nicht auch unſerm Herzen rührend und feyerlich wære.

Wie wir ſie heiligen, M. Br., durch welche Betrachtungen wir ihr eine bleibende Wichtigkeit geben, und ſie unſern ſcheidenden Mitbürgern und Freunden eben ſowohl als uns ſelber gleichſam unvergeßlich machen wollen: darüber können wir nicht lange unſchlüßig ſeyn, wenn wir an die Zeit denken in welcher wir leben, und uns nach den Geſetzen des Vaterlandes einander wieder zu ſehen hoffen. Mit ſtarken Schritten nähern wir uns der Gränze unſers Jahrhunderts, eines Jahrhunderts das immer merkwürdiger, immer außerordentlicher, immer erſchütternder zu werden ſcheint, je mehr es zu Ende eilt; das beſonders in den zuletzt verfloßenen

Jahren auf dem Felde der Wißenſchaften, im Gebiete der Religion, in dem Zuſtande vieler Völker, und in der Verfaßung unſers ganzen Geſchlechts Veränderungen und Umkehrungen zu Stande gebracht hat, welche die kühnſten Erwartungen übertrafen, welche den Anfang des künftigen nothwendig mit Folgen bezeichnen müßen die kein menſchlicher Verſtand noch zu überſehen vermag. Es iſt der kurze Zeitraum von etwa ein und zwanzig Monaten, der uns noch von dieſem Anfange trennt, und die erſten Jahre des neuen Jahrhunderts werden bereits zurückgelegt ſeyn, ehe ſich die Stände des Vaterlandes von neuem in unſern Mauern verſammeln. Können wir auf der Gränze zweyer Jahrhunderte, wovon ſich das eine unter dem Getoſe des Kriegs, und mit den Trümmern unglücklicher Reiche belaſtet, in den Abgrund der Vergangenheit ſtürzt, und das andre mit einer Finſternis hereinbricht die zweydeutiger und ſchaudervoller iſt, als die Dunkelheit der Zukunft ſonſt zu ſeyn pflegt: können wir auf dieſer Gränze des ſcheidenden und kommenden Jahrhunderts uns trennen ohne uns noch einmal ernſthaft herzlich brüderlich gegen einander zu erklären, ohne uns an alles zu erinnern was uns wichtig und theuer ſeyn muß, ohne uns über alles mit einander zu vereinigen was uns in den Stand ſetzen kann die letzten Stürme des entfliehenden Jahrhunderts ſtandhaft zu ertragen, und in die Dunkelheit des neuen mit dem Muth entſchloßner Männer und mit dem Vertrauen weiſer Chriſten hinüber zu treten?

Wie merkwürdig iſt die Verſammlung in der wir uns heute befinden! Das Vaterland iſt in ſeinen Abgeordneten hier zugegen: dem ganzen Volk iſt das geſagt, was heute vorgetragen wird; ich rede dießmal zu allen meinen Mitbürgern. Und ein neues Jahrhundert wird eingetreten ſeyn, du wirſt dich von den Veränderungen deſſelben längſt ergriffen fühlen, mein geliebtes Vaterland, ehe es möglich ſeyn wird, von neuem ſo zu dir zu ſprechen. Und ich ſollte deine Aufmerkſamkeit nicht auf den Übergang in das neue Jahrhundert lenken? ich ſollte dich nicht zu Betrachtungen führen die eine Vorbereitung zu dieſem Übergange ſeyn können? Ja, I Br., bedenklicher iſt der Wechſel zweyer Jahrhunderte für die Völker Europas wohl nie geweſen als dießmal: es iſt nichts geringers als ein durchaus veränderter Zuſtand, als eine neue Ordnung der Dinge, welche das ſcheidende Jahrhundert für dieſelben anfangen hat, und das kommende vollenden zu wollen ſcheint. O laßet uns nicht auseinander gehen, entfernen Sie ſich nicht von uns, ehrwürdige Stände des Vaterlandes, bevor wir nicht unſern Zuſtand noch einmal erwogen und feſte Entſchließungen für die Zukunft gefaßt haben. Verzeihen Sie es aber auch dem Manne, der in ſo wichtigen Augenblicken zu Ihnen ſprechen ſoll, wenn er es mit aller der Freymüthigkeit thut, zu der ſein Herz ihn treibt, und ſein Amt ihn verpflichtet. Gott ſey mit uns, und ſegne dieſe Stunde!

Evangelium Joh. XX. v. 19–31.

Auf der Gränze welche die beiden Verfaßungen des alten und neuen Bundes von einander ſchied, beim Eintritt in eine ganz neue Zeit befand ſich die kleine Schaar der Jünger Jeſu, M. Z., als ſich die Geſchichte des vorgeleſenen Evangelii zutrug. Sie waren noch überdieß die Männer, welche die neue Ordnung der Dinge, die nun ihren Anfang nehmen ſollte, überall verkündigen und einführen, und auf alle folgende Jahrhunderte einen großen entſcheidenden und immer wirkenden Einfluß äußern mußten. Aber ihr ſehet auch mit welchem Ernſte ſie Jeſus in Evangelio zu dieſem Geſchäfte weiht. Friede

ſey mit euch!" ruft er ihnen zu; "gleich wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch." "Nehmet hin den heiligen Geiſt!" fährt er fort. "Welchen ihr die Sünde erlaßet, denen ſind ſie erlaßen; und welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten." Es iſt wahr, zu einem Geſchäft wie dieſes war, zu einer die Zukunft ſo mächtig beſtimmenden Wirkſamkeit iſt Niemand unter uns berufen: einzig wie die Thätigkeit ihres Herrn ſelber war das Werk das dieſe Männer itzt übernahmen. Aber hängt die Zukunft nicht doch in mancherley Hinſicht auch von uns ab? können wir nicht alle dazu beitragen, dem herannahenden Jahrhundert eine gewiſſe Beſchaffenheit zu geben, und es für uns und unſre Nachkommen mehr oder weniger erwünſcht und glücklich zu machen? Muß uns alſo die Sorgfalt mit welcher Jeſus im Evangelio ſeine Apoſtel auf die neue Zeit vorbereitet die itzt anfangen ſollte, nicht ermuntern an den Übergang in das neue Jahrhundert zu denken, und dieſen wichtigen Schritt mit Überlegung und Ernſte zu thun? Doch dieß iſt es eben, wozu ich euch in dieſer feyerlichen Abſchiedsſtunde eine Anleitung geben, wodurch ich euch dieſelbe wichtig machen wollte. Erinnerungen für das Vaterland beim nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert will ich nämlich dießmal vortragen. Sollen dieſe Erinnerungen vollſtändig und nützlich ſeyn, ſo fällt es in die Augen, worauf ſie ſich beziehen müßen. Beherzigen, wohl beherzigen muß nämlich das Vaterland was es iſt, was es ſeyn ſoll und was es werden kann; oder mit andern Worten, die Erinnerungen welche ich beim nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert an daſſelbe zu richten habe, betreffen bedenkliche Umſtände die es erwägen muß, nöthige Entſchließungen die es faßen ſoll, und ermunternde Hoffnungen die es nähren darf. Laßet mich bei jedem dieſer drey Puncte einige Augenblicke verweilen.

Es giebt eine Sorgloſigkeit, M. Z., bei welcher ganze Völker die bedenklichſten Umſtände in ihrer Verfaßung entweder gar nicht bemerken, oder doch nicht achten; es giebt eine Verblendung wo ſie dergleichen Übel, dergleichen Urſachen ihres künftigen Verderbens wohl gar für Vorzüge, für Merkmale eines glücklichen Wachsthums und eines raſchen Fortſchritts zu höherer Vollkommenheit halten. Das Jahrhundert welches nun zu Ende geht hat in der Denkungsart, in den Sitten und in der ganzen Verfaßung der europäiſchen Völker ſo große Veränderungen geſtiftet; es hat inſonderheit der öffentlichen Meinung eine ſo befremdende, von der bisherigen durchaus abweichende Richtung gegeben, daß wir uns des größten Leichtſinns ſchuldig machen würden, wenn wir den Einfluß welchen es auf uns gehabt hat nicht näher prüfen, wenn wir nicht unterſuchen wollten ob das, was wir unter dieſem Einfluß angenommen haben, auch alles gut, alles wahre Verbeßerung, alles glückliche Vorbereitung auf das Jahrhundert ſey, dem wir entgegen gehen. Es iſt wahr, undankbar gegen Gott und ungerecht gegen unſre Zeitgenoßen müßten wir ſeyn, wenn wir nicht eingeſtehen wollten daß wir dem ſcheidenden Jahrhunderte viel zu verdanken haben, daß wir am Schluße deſſelben den Umfang des menſchlichen Wißens erweitert, alle Theile deſſelben berichtigt und bereichert, tauſend Vorurtheile und Miſsbräuche vertilgt, den menſchlichen Geiſt mächtiger als jemals geweckt, die Kräfte der menſchlichen Natur mehr als jemals geſpannt, und unſer ganzes Geſchlecht in allen ſeinen Stämmen und Zweigen inniger und mannigfaltiger als je mit einander verknüpft ſehen. Aber unzertrennlich von dieſen Vortheilen, wenigſtens nach

der Erfahrung damit verbunden, sind gewisse Umstände, die ich nicht anders als bedenklich nennen kann, die ich auch in eurer Verfaßung wahrzunehmen glaube, und an die man euch erinnern, die man euch ernstlich zu Gemüthe führen muß, wenn ihr nicht, mit gefährlichen Übeln behaftet, in das neue Jahrhundert hinüber treten, und euern Zustand in demselben verschlimmert sehen wollet. Daß der Geist der Ungebundenheit sich immer mehr zu regen anfängt; daß Unsittlichkeit in allen Ständen immer mehr Überhand nimmt; daß die Achtung gegen die Religion sich unläugbar vermindert: dieß, M. Br., dieß sind die drey Hauptpuncte die ich so bedenklich finde, und auf die ihr eure Aufmerksamkeit zu richten habt.

Ich halte es für eine Sache die sich gar nicht bezweifeln läßt, daß der Geist der Ungebundenheit sich immer mehr zu regen anfängt. Beforget nicht, M. Z., daß ich das in der letzten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts auf mancherley Art geschärfte und allgemeiner verbreitete Gefühl von der Würde der menschlichen Natur, die auch in dem niedrigsten Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt und geachtet werden muß, anklagen oder tadeln werde. Es ist ein wahrer Vorzug unsers Zeitalters, daß man immer mehr anfängt den Menschen nicht nach dem zu schätzen, was er seiner Geburt und seinem Glücke verdankt, sondern nach den selbst errungenen Vorzügen seines Geistes und Herzens; daß auch die, welche die bürgerliche Ordnung am tiefsten erniedrigt hat, über ihre Rechte denken lernen, und sich als Geschöpfe fühlen die Achtung fordern können. Aber wollen wir die Sache nehmen wie sie ist, so artet dieses an sich edle Gefühl, das sich mit jeder guten Ordnung verträgt, und vorhandenen Gesetzen sich willig unterwirft, bei unzähligen Menschen in eine Frechheit, in eine Anmaßung wilder Neigungen aus, die alle Rücksichten der Bescheidenheit zu vernachläßigen, allen Unterschied der Stände zu zerstören, und alle Banden der Pflicht zu zerreißen droht. Ist die Jugend jemals voriauter unbescheidner und leichtsinniger ist die große Menge jemals frecher hartnäckiger und unbändiger, ist der Spott über alles was man Herkommen und alte ehrwürdige Gebräuche nennt jemals ausgelassener und bittrer, ist die Widersetzlichkeit gegen alles Ansehen jemals allgemeiner und entschlossner, ist die Neigung über alles zu sprechen und jeden Schritt der Regierung öffentlich zu tadeln jemals wirksamer und verwegner, ist der Kampf gegen alle bestehende Ordnung, gegen alles was den wilden Leidenschaften des Herzens Zwang anthut, jemals angestrengter gewesen als in unsern Tagen? Ist es nicht offenbar, daß die gewöhnlichen Mittel Unordnungen in allen Theilen der bürgerlichen Verfaßung vorzubeugen nicht mehr hinreichen wollen? Erfolgten nicht bald da, bald dort Ausbrüche, unerwartete gewaltsame Unternehmungen, die es unwidersprechlich beweisen, ein Geist der Ungebundenheit sey der Geist des zu Ende gehenden Jahrhunderts; er habe alle Ordnungen und Stände der bürgerlichen Gesellschaft ergriffen? Brauche ich zu sagen wie bedenklich dieser Umstand sey, welche Umkehrungen dieser Geist vorbereite, welche Gewaltthätigkeiten er drohe, in welches traurige Chaos er alles zu verwandeln strebe? Ich weiß es, geliebte Mitbürger, so mächtig, so verwegen wie in so manchem andern Land ist der Geist der Ungebundenheit unter uns noch nicht Mäßigung, gefällige Sitten, ein feines Gefühl für Schicklichkeit und gefelligen Wohl-

ſtand hat unſer Volk ſtets ausgezeichnet, und vor wilden Ausſchweifungen verwahrt. Aber ſollten ſo viel Beiſpiele der Ungebundenheit, mit welchen das Zeitalter uns umgiebt, noch niemand unter uns angeſteckt; ſollten ſo viel Stimmen der Verführung, die ſich inſonderheit an die Jugend und an die große Menge wenden, noch kein Gehör gefunden; ſollten ſo viel Arten der Verbindung, durch welche wir mit andern Völkern verknüpft ſind, noch gar nichts von fremden Verderbniſſen auf uns fortgeleitet haben? O öffnet nur die Augen, beobachtet nur unparteyiſch welche Geſinnungen immer herſchender unter uns werden; laßet nur die ſprechen, die mit der Menge zu thun haben, und über Ordnung und Zucht halten ſollen; lernet nur die Zeichen gehörig deuten durch welche der Geiſt eines Volks ſich zu erkennen giebt: ihr werdet einſehen lernen daß auch unter uns eine große Veränderung vorgegangen iſt; daß man überall frecher und widerſpänſtiger zu werden anfängt; daß der Geiſt der Ungebundenheit auch unter uns ſich regt.

Sehr genau iſt hiermit ein andrer bedenklicher Umſtand verknüpft, der unſre Beherzigung eben ſo ſehr verdient, der Umſtand daß Unſittlichkeit in allen Ständen immer mehr Überhand nimmt. Es ſey ferne von mir, die Sitten der vorigen Zeit auf eure Unkoſten zu loben, M. Z., und zu behaupten, beim Anfange dieſes Jahrhunderts ſey unſer Volk tugendhafter geweſen, als es ſeine Enkel am Schluße desſelben ſind. Allerdings hat man auch damals über herſchende Laſter geklagt, und nach dem Zeugniſs der Geſchichte waren dieſe Klagen nichts weniger als ungerecht. Aber geſetzt, wir hätten uns, mit unſern Vorältern verglichen, nicht verſchlimmert: iſt es nicht bedenklich genug, wenn wir nicht beßer geworden ſind; wenn noch immer dieſelben Laſter unter uns herſchen, und ſich nicht einmal den Zwang mehr gefallen laßen, dem ſie ſich ſonſt unterwarfen? Wollte Gott, dieſer Umſtand wære ungegründet, dieſe Beſchuldigung ließe ſich mit nichts beweiſen! Aber welche Art der Unſittlichkeit, ſaget es ſelber, hat denn im Laufe des Jahrhunderts unter uns aufgehœrt? welches Laſter kann man uns am Schluße des Jahrhunderts weniger zum Vorwurfe machen als unſern Voräldern beim Anfange desſelben? Eigennutz, M. Z., und Selbſtſucht ſind der Tod aller wahren Sittlichkeit. Iſt man jemals ſelbſtſüchtiger geweſen als in unſern Tagen? ſcheint dieſe verächtliche Denkungsart nicht das unterſcheidende Merkmal des flichenden Jahrhunderts zu ſeyn? Sinnlichkeit, herſchende Lüſte des Körpers ſind das Gegentheil aller wahren Sittlichkeit. Haben dieſe Lüſte von ihrer ſchändlichen Gewalt etwas bei uns verloren? ſind wir vielleicht weniger ausſchweifend, als man ſonſt war, weil wir mit mehr Geſchmack und mit feinerer Anordnung ſchwelgen? Häusliche Zerrättung, Überhand nehmende Unordnung in den Familien iſt das mächtigſte Hinderniſs aller wahren Sittlichkeit. Hat ſich dieſe Unordnung unter uns vermindert? giebt es weniger Häuſer wo ſich Miſsvergnügen und Jammer verbreitet? weniger Familien wo die Erziehung der Kinder vernachläßigt, und ihr zartes Herz mit Laſtern aller Art angeſteckt wird? weniger Ehen die wilder Ausſchweifungen wegen zuletzt getrennt werden müßen? Unredlichkeit in allen Verhandlungen, liſtiges Umgehen der öffentlichen Geſetze, Mangel an Eifer für das allgemeine Beſte ſind ſichre Merkmale einer abnehmenden wahren Sittlichkeit. Fehlt es

an diesen Merkmalen unter uns? ist der Klagen über Unzuverläßigkeit bei allen Geschäften des Lebens und über Betrügereyen aller Art ein Ende? wird man nicht täglich erfinderischer den Verordnungen des Staats auf eine Art auszuweichen bei der man nicht in Anspruch genommen werden kann? und ist man langsamer träger und unwilliger, als wenn man umsonst, aus Liebe für das allgemeine Wohl arbeiten, oder demselben Opfer bringen soll? Männer, die ihr unsern Zustand kennet, die ihr unparteyisch und mit Überlegung beobachtet, die ihr Gelegenheit habt zu erfahren was auf allen Stufen der Gesellschaft und in allen Abtheilungen derselben gesehlt gesündigt und verdorben wird: entscheidet selbst ob man mit Grunde sagen kann daß wir in das herannahende Jahrhundert mit bessern Gesinnungen hinüber treten werden, als unsre Vorältern das nun verflossene anfiengen; ob nicht so manches was bei ihnen noch ein Antrieb zur Sittlichkeit, noch ein Hilfsmittel derselben, noch eine Schutzwehr für sie war, bei uns ganz aufgehört, oder doch viel von seiner Kraft verloren hat?

Dieß leitet mich von selbst auf eine dritte bedenkliche Erscheinung unter uns, auf den Umstand daß die Achtung gegen die Religion sich unläugbar vermindert. Ich will es einräumen, M. Z., daß der Eifer mit welchem in der ersten Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts über die Auftalten der öffentlichen Verehrung Gottes unter uns gehalten wurde, oft Aberglaube und nichts weniger als Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit war. Ich will zugeben daß die unaufhörlichen Streitigkeiten über das, was man damals reine Lehre des Christenthums nannte, ein Zanken um Worte, ein ungeistliches loses Geschwätz war, wie Paulus es ausdrückt, das viel zu einem ungöttlichen Wesen half. Wollten wir gebessert und gereinigt von den Fehlern unsrer Vorältern das herannahende Jahrhundert antreten, so müßte sich jener abergläubische Eifer in eine vernünftige Schätzung und weise Benutzung der religiösen Auftalten verwandelt haben; es müßte an die Stelle des unfruchtbaren Zankens über die Religion eine sorgfältige Anwendung derselben auf die Besserung des Herzens und Lebens getreten seyn. Aber ist dieß geschehen? können wir beweisen wir seyen noch eben so eifrig für Religion und Christenthum als unsre Vorältern, nur mit mehr Einsicht, mit mehr Vortheil für unsre Sittlichkeit und Beruhigung? Wie! so viel Kirchen des Landes, die fast leerstehen, wenn große Versammlungen in denselben seyn sollten; so viel Beweise der Gleichgültigkeit gegen das Abendmahl des Herrn, und die sich fast jährlich mindernde Anzahl derer, die daran Theil nehmen; so viel Feste, die zwar der Religion geheiligt sind, aber von Tausenden bloß ihrem Vergnügen und wilden Zerstreuungen gewidmet werden; so viel Merkmale des Kaltsinns gegen die Schrift, die von Unzähligen gar nicht berührt, und den verderblichsten Lesereyen nachgesetzt wird; so viel leichtsinnige Scherze über Gegenstände der Religion, die man hier und da zum guten Ton in der Gesellschaft zu rechnen anfängt; so viel parteyischer Eifer für Schriften in welchen das Christenthum entweder witzig verspottet, oder vernünftelnd bestritten wird; so viel Äußerungen eines vornehmen Dünkels, wo man sich nur dann unter die Aufgeklärten rechnen zu können glaubt, wenn man von den Lehren des Christenthums wenig oder gar nichts beibehält; so viel Ausbrüche eines frechen Unglaubens endlich, die selbst unter dem gemeinen Haufen

wahrgenommen werden: alle dieſe Dinge ſollten nicht wider uns zeugen? ſollten nicht darthun daß die Religion ihr Anſehen immer mehr unter uns verliert, und daß wir von der Gleichgültigkeit gegen dieſelbe nicht mehr frey ſind? Nein, wir wollen es uns nicht verhehlen, bedenklich in mehr als einer Hinſicht iſt unſre Stellung am Rande des ſcheidenden Jahrhunderts: wir finden in dem Zuſtande des Vaterlandes Umſtände welche die ernſthafteſte Beherzigung aller Gutgeſinnten verdienen; und unverzeihlich würde unſre Sorgloſigkeit ſeyn, wenn wir unvorbereitet in das künftige Jahrhundert übergehen, und uns nicht bei Zeiten über die zu nehmenden Maßregeln mit einander vereinigen wollten.

Doch dieß war eben die zweyte Art meiner Erinnerungen für das Vaterland beim nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert: ich wollte die nöthigen Entſchließungen angeben die es bei den vorhin erwähnten bedenklichen Umſtänden faßen ſoll. Laßet mich dieß mit eben der Freymüthigkeit thun, mit der ich bisher unſern Zuſtand beſchrieben habe.

Und hier ſcheint mir denn vernünftiges Feſthalten des reinen Evangelii Jeſu und williger Gehorſam gegen dasſelbe die erſte und unentbehrlichſte Vorſchrift zu ſeyn die wir uns machen müßen. Der Geiſt der Zeiten fordert zwar gerade das Gegentheil: ihm iſt die Religion, ſobald vom Wohle des Staats die Rede iſt, die gleichgültigſte Sache von der Welt, und das Chriſtenthum erklärt er wohl gar für nachtheilig und gefährlich. Haltet mich nicht für parteyiſch, meine Mitbürger, glaubet nicht daß ich eigennützig bloß die Vortheile meines Standes verteidige, wenn ich für die Sache der Religion und des Chriſtenthums ſpreche; wenn ich behaupte, ohne redliches Feſthalten des Evangelii Jeſu, ohne williges Gehorſam gegen dasſelbe könne das kommende Jahrhundert unmöglich erwünſcht für euch ſeyn. Hätte ich bei allem Beobachten und Prüfen, bei allem Forſchen und Denken finden können, um auf die Herzen der Menſchen zu wirken, um ſie von ſittlichen Verderbniſſen gründlich zu heilen, um das Gefühl der Pflicht in ihnen zu ſtärken, um ſie mit der Gewißenhaftigkeit, mit dem edelmüthigen Wohlwollen, mit der gemeinnützigen Denkungsart zu erfüllen, ohne welche keine bürgerliche Geſellſchaft beſtehen kann, gebe es beßre kräftigere und zuverläßigere Mittel als lebendigen Glauben an das Evangelium Jeſu und echten chriſtlichen Sinn: vor Gott dem Allwißenden bezeuge ich es, nichts in der Welt würde mich bewegen können auch nur ein Wort für die Sache des Chriſtenthums zu verlieren: ich würde der erſte ſeyn der ſich dagegen erklärte. Aber kann ich der Macht der Wahrheit, kann ich dem Zeugniſs der Geſchichte, kann ich eurer innigſten, eurer lebendigſten Überzeugung widerſprechen, ihr alle, die ihr die Kraft des Evangelii aus Erfahrung kennet? Und urtheilet ſelbſt, M. Br., was kann man euch ſtatt der Einſichten, ſtatt der Ermunterungen, ſtatt der Tröſtungen, ſtatt der Hoffnungen, die euch das Evangelium giebt, darbieten? Wie? unfruchtbare Spitzfindigkeiten ſollten die fruchtbare Weisheit der Schrift, trotziges Berufen auf die Kraft und Würde der menſchlichen Natur ſollte die wohlthätigen Antriebe des Evangelii, kalter Ernſt in Befolgung des Pflichtgebots ſollte die edle Wärme einer chriſtlichen Gottes- und Menſchenliebe, unbeſtimmte Vertröſtungen auf ewige Fortdauer ſollten die frohen, unſern Bedürfniſſen ſo ganz angemeßenen Hoffnungen des Chriſtenthums erſetzen kön-

nen? wir sollten dabei gewinnen, wenn wir eine Religion die für die Schwachen und Starken gleich heilsam ist, gegen Behauptungen vertauschen wollten die sich unaufhörlich einander widersprechen, und von den Wenigsten auch nur gefaßt werden können? Finden sich Starke unter uns, die sichs zutrauen, den Glauben an das Evangelium entbehren und auf eignen Füßen stehen zu können: wohlan! sie mœgen ihrer Überzeugung folgen, und zusehen wie weit sie es bringen werden. Aber das Vaterland, M. Br., das Vaterland im Ganzen bedarf eine sittliche Kraft die allen zu Hilfe komme, wenn es mit den nœthigen Mitteln der Bildung versehen in das künftige Jahrhundert hinüber treten will. Überschaut alles was man in dieser Hinsicht jemals gebraucht hat und noch braucht: ihr werdet nichts finden, nichts nennen können, was mit dem Evangelio Jesu auch nur in der Entfernung verglichen werden könnte. So halte sie denn fest, mein theures Vaterland, die Religion die deine Vœter bekannten, für die dein Luther eiferte, und unter deren Einfluß du bisher so glücklich gewesen bist. Ein Versprechen das wir uns heute beim Abschied einander geben soll es seyn, unverbrüchliche Treue gegen den zu beweisen, auf den wir getauft sind. Als ein christliches Volk, was sich auch um uns her zutragen mag, als ein christliches Volk wollen wir das alte Jahrhundert beschließen, und das neue antreten. Denn wohin sollen wir gehen, Herr Jesu? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Mit diesem Eifer für das Christenthum verbindet aber auch Anhänglichkeit an eure bürgerliche Verfaßung, wenn ihr auf der Gränze zweyer Jahrhunderte heilsame Entschließungen faßen wollet. Ihr sehet freylich überall um euch her Beispiele vom Gegentheil: nichts scheint den Nationen der Erde mehr zu mißfallen als die bisher bestehende Ordnung, und sie hoffen, nur eine andere Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse könne den Übeln abhelfen von denen sie sich gedrückt fühlen, könne sie frey und glücklich machen. Laßet euch nicht bethören, meine Mitbürger! Ihr sehet wie theuer der Versuch einer solchen Umformung allen denen zu Stande kommt, die ihn wagen; ihr sehet daß der Zwang der neuen Ordnung wo nicht drückender, doch eben so lästig ist als der alten; ihr sehet daß die Übel denen man auf eine so gewaltsame Art abhelfen wollte, unter andern Benennungen, und mit schrecklichen Auftritten und wilden Greueln begleitet, in die neue Verfaßung zurückkehren. O haltet, haltet was ihr habt, wenn ihr mit Sicherheit in das neue Jahrhundert hinüber treten wollet. Vergeßet es nicht, daß die beste Verfaßung die ist, die am besten verwaltet wird, und daß es nur von euch abhängt, in der eurigen glücklich zu seyn. Heilig und unverletzlich sey euch also das gesellschaftliche Band das euch mit einander vereinigt. Als die Beschützerinn eurer Person, als die Vertheidigerinn eurer Rechte, als die Erhalterinn alles dessen, was euch auf Erden werth und theuer ist, betrachtet die Verfaßung eures Vaterlandes, und fahret fort ihr die Treue zu beweisen, die ihr derselben geschworen habet. Fürchtet nicht, diese Anhänglichkeit an sie, dieses strenge Festhalten derselben werde die vorhandnen Gebrechen gleichsam verewigen; werde alle Verbesserungen unmœglich machen, und allen Fortschritt hindern; werde verursachen daß ihr hinter andern Völkern zurückbleiben, und an den Wohlthaten des neuen Jahrhunderts keinen Antheil haben werdet. Schließt denn das Festhalten einer Verfaßung ihre allmählige Verbeßerung aus? Muß man um einen Körper von seinen Gebrechen zu heilen ihn erst

tödten und zerſtören? Habt ihr nicht geſehen daß bisher ſo mancher Miſsbrauch abgeſtellt, ſo manche Laſt gehoben, und ſo manches Übel ausgerottet worden iſt? Haben eure Stände nicht ſtets daran gearbeitet, mit Beibehaltung aller Grundgeſetze euren Zuſtand glücklicher zu machen? Haben ſie von dieſem edlen Eifer nicht itzt neue Beweiſe gegeben, und den Grund zu mancher heilſamen Verbeßerung gelegt? Iſt geräuſchloſe Wirkſamkeit für das Gute, iſt vorſichtiges Weiterſtreben, iſt bedächtiges, aber deſto gründlichers Beßern nicht der Geiſt eurer bisherigen Regierung geweſen? Seyd ihr unter der Leitung und dem Einfluße dieſes Geiſtes in irgend einem wahren Vorzug zurückgeblieben? Habt ihr, wenn ihr aufrichtig ſeyn und die Wahrheit geſtehen wollet, Urſache irgend ein Volk, wie ſtolz es auch auf ſeine Verfaßung ſeyn mag, zu beneiden? Wollet ihr alſo auch im kommenden Jahrhundert den Ruhm eines weiſen ehrwürdigen und glücklichen Volks behaupten; wollet ihr euch in der Ordnung, die Gott ſelbſt vorgeſchrieben hat, zu neuen Vollkommenheiten erheben; wollet ihr euern Kindern und Enkeln eine ſichere Bahn zur Ehre und zur Wohlfahrt öffnen: ſo verabſcheuet alle Gewalt, und bleibet Freunde des Rechts; ſo hütet euch vor wildem Leichtſinn, und verfahret mit bedachtſamem Ernſt; ſo tretet den neuen Zeitraum mit dem feſten Entſchluß an der bürgerlichen Verfaßung des Vaterlandes mit aller Gewißenhaftigkeit echter Chriſten treu zu bleiben.

Aber freylich muß ich euch noch ganz beſonders zu einer erhöheten Sorgfalt für die Bildungsanſtalten des Volks ermahnen, wenn das herannahende Jahrhundert erwünſcht für euch ſeyn ſoll. Denn daß dieſe Anſtalten nicht ſind was ſie ſeyn ſollen; daß ſich in unſern kirchlichen Einrichtungen manches findet was zweckwidrig und anſtößig iſt, und die Wirkſamkeit der Religion mehr hindert als befördert; daß unſre Schulen eine gründliche Verbeßerung bedürfen, und inſonderheit die, wo bei weitem der gröſte Theil des Volks, der künftige Bürger und Landmann, ſeine Bildung erhalten ſoll, zum Theil traurig vernachläßigt ſind; daß die Männer die dieſen Anſtalten als Lehrer vorſtehen nicht immer ſorgfältig genug gewählt werden, und ſich daher auch unter uns ſo mancher unwißende, elende, ſein Amt und ſeinen Stand entehrende Miethling durch allerley Künſte einen Weg zur Schule und in die Kirche zu öffnen weiß: warum wollten wir uns dieß verhehlen? warum ſollte ich, dem dieſe Mängel auf dem Platz, der mir angewieſen iſt, nur allzuſtark in die Augen fallen, ſie nicht rügen? warum ſollte ich nicht inſonderheit heute auf ſie hinzeigen? Glaubet nicht daß ihr den Geiſt der Ungebundenheit, der ſich auch unter uns zu regen anfängt, unterdrücken; daß ihr der Unſittlichkeit, die auch unter uns herſcht, Gränzen ſetzen; daß ihr der Religionsverachtung, die auch unter uns Überhand nimmt, begegnen; daß ihr den Übeln, die wir nicht mit in das neue Jahrhundert hinüberbringen dürfen, wenn es uns in demſelben wohl gehen ſoll, kräftig ſteuern könnet, wenn ihr ſie nicht bei der Wurzel angreifet, wenn ihr nicht alles aus dem Wege räumet was der Wirkſamkeit der Religion nachtheilig wird, wenn ihr das neue Geſchlecht, welches im künftigen Jahrhundert an eure Stelle treten ſoll, nicht ſchon durch ſeine Erziehung dagegen verwahret. Wer alſo Kraft, wer Macht und Einfluß genug hat die Verbeßerungen zu veranſtalten, welche der öffentliche Gottesdienſt bedarf, und ihn immer rührender und dem Geiſte des Chriſtenthums gemäßer einzurichten: den bitte ich in dieſer feyerlichen Stunde vor Gott der ſinkenden

Religion zu Hilfe zu kommen, und durch weise Anordnungen ihr Ansehen und ihre für das Vaterland so unentbehrliche Wirksamkeit auch für das künftige Jahrhundert zu sichern. An Sie, ehrwürdige Stände des Vaterlandes, wende ich mich hier noch besonders. Sie haben dießmal von der Aufmerksamkeit der sie die Bildungsanstalten des Volks würdigen, und von dem Wunsche sie verbeßert zu sehen Beweise gegeben. Verdienen Sie sich, ehrwürdige Männer, verdienen Sie sich den Dank und die Segnungen des künftigen Geschlechts ganz, und fahren Sie fort diese Angelegenheit als einen Gegenstand ihrer immer währenden Sorgfalt zu betrachten. Den meisten von Ihnen steht das ehrenvolle, aber auch bedenkliche Recht zu für Kirchen und Schulen Lehrer zu wählen, und eine Aufsicht über sie zu führen. Bedenken Sie es ernstlich und vor Gott daß Sie hiermit das Schicksal dieser Anstalten, daß Sie die Bildung und Wohlfahrt ganzer Gemeinen und Städte in den Händen haben; daß Sie Gott und dem Vaterlande dafür verantwortlich sind, wenn Sie bei Ausübung dieses Rechts irgend etwas anders gelten laßen als Ihre Pflicht; daß Sie Licht oder Finsternis, Tugend oder Laster, Segen oder Fluch über das kommende Jahrhundert verbreiten werden, je nachdem Sie sich dieses Auftrags entledigen. O laßen Sie uns auch hier mit Einem Geist und Sinne Gutes schaffen; laßen Sie uns dafür sorgen, daß ein weises tugendhaftes christliches Geschlecht im künftigen Jahrhundert an unsre Stelle trete; daß die Nachwelt den beßern Zustand unsers Kirchen- und Schulwesens von dieser Landesversammlung an rechne, und Ihre Namen mit Dankbarkeit Ehrfurcht und Freude dabei nenne.

Sind dieß die Anstalten und Vorkehrungen, M. Z., welche wir auf der Gränze zweyer Jahrhunderte treffen; trennen wir uns heute mit dem Vorsatz diese Maaßregeln als gewißenhafte Christen und als standhafte Männer zu befolgen: so sind es ermunternde Hoffnungen, welche das Vaterland an der Schwelle des neuen Jahrhunderts faßen darf. Zwar, ich bescheide mich: diese schwache Hand vermag es nicht, den heiligen Vorhang aufzuheben der die Zukunft vor unsern Augen verbirgt. Aber alles müßte uns trügen, M. Z., der Lauf der Dinge müßte sich ändern, das strenge Gesetz welches Ursach und Wirkung mit einander verknüpft müßte seine Kraft verlieren, die Aussprüche und Verheißungen Gottes müßten aufhören Wahrheit zu seyn, wenn wir, versehen mit allem was ein Volk ehrwürdig und glücklich machen kann, dennoch elend im künftigen Jahrhunderte seyn könnten. Fangen wir es als wahre Christen, als treue Bürger, und unter dem Einfluß wohlthätiger Bildungsanstalten an, so kann es uns nicht fehlen; so ist es Ordnung ohne Zwang, Fortschritt ohne Übereilung, und Wohlfahrt ohne Mißbrauch, worauf du rechnen darfst, geliebtes Volk, was dein Glück im künftigen Jahrhundert, was das beneidenswerthe Loos deiner Nachkommen in demselben seyn wird.

Erfreulicher kann keine Aussicht für ein Volk seyn, M. Br., als Ordnung ohne Zwang, als der Anblick eines Zustandes wo alles an seinem Platz ist; wo jeder thut was er soll; wo jeder hat was ihm gebührt; wo jeder genießt was er besitzt; wo sich jede Kraft ungehindert in ihrem Kreise bewegt, und alle frey, alle willig, alle nachdrucksvoll zum Wohle des Ganzen einträchtig zusammenwirken. Das wird dein Zustand seyn, mein Vaterland, unter dem Einflusse dieser heiligen Ordnung wird dir das künftige Jahrhundert verfließen, wenn du die Anstalten triffst, und die Zusagen hältst, die ich vorhin angezeigt

habe. Denn wer, M. Br., wer soll auch nur den Willen haben Verwirrung anzurichten, seine Schranken zu durchbrechen, und andre gewaltsam anzufallen, wenn euch der Geist des Christenthums beseelt? Ist es nicht wohlthätige Wirksamkeit, ist es nicht gewißenhafte Pflichttreue, ist es nicht zärtliche Schonung fremder Rechte, womit dieser Geist euch und eure Kinder erfüllen wird? Wer, wer soll das Vermœgen und die Kraft besitzen Unordnungen zu stiften, Gewaltthætigkeiten auszuüben, und seine Mitbürger zu drücken, wenn ihr die Verfaßung des Vaterlandes ehret? Setzt sie nicht jedem seine Gränzen? weiset sie nicht jedem die Vortheile an, auf die er Anspruch machen darf? zeigt sie nicht jedem wie er sein Recht suchen soll, wenn es gekränkt wird? ist sie nicht mit einer Gewalt versehen die auch den Schwächsten und Geringsten unter den Schirm der Gesetze nimmt, und seine Freyheit und Wohlfahrt sichert? Wer, wer soll sich endlich geneigt fühlen die Harmonie des Ganzen zu stœren und sich wilden Leidenschaften zu überlaßen, wenn eure Bildungsanstalten das sind, was sie seyn sollen, wenn sich eure Kirchen und Schulen in ehrwürdige Tempel wahrer Weisheit und Tugend verwandeln? Wird dann der Sinn für das Gute, wird die Achtung gegen die Gesetze, wird der Eifer alles was recht ist aus eigner Bewegung zu thun, und darinn seine Freyheit zu setzen, nicht schon in dem zarten Herzen eurer Kinder sich regen? wird er nicht der Geist des ganzen Volkes werden, und sich in eine herschende unvertilgbare Denkungsart verwandeln? Scheue die Dunkelheit, scheue die Veränderungen, scheue die Gefahren und Stürme des kommenden Jahrhunderts nicht, mein Vaterland, wenn du ihnen so entgegengehst. Ruhig und einig mit dir selbst wirst du seyn, wenn anderwärts Aufruhr und Zwietracht toben. Du wirst die Freyheit haben und genießen, der sich andre bloß rühmen. Du wirst achtungswerth durch Menschlichkeit und Tugend seyn, wenn sich andre durch Barbarey und Laster entehren; immer verjüngt, immer ersetzt durch Enkel die dein Bild an sich tragen und dich noch übertreffen, wirst du eine Zierde der Nachwelt und künftiger Jahrhunderte bleiben.

Denn auch Fortschritt ohne Übereilung darf das Vaterland im neuen Jahrhundert hoffen, wenn es vorbereitet in dasselbe hinübertritt. Eine lange ehrenvolle unabsehliche Bahn zur Vollkommenheit ist dem einzelnen Menschen und ganzen Völkern geöffnet, M. Br., eine Bahn auf der kein Stillestand Statt findet, auf der man weiter gehen, fortstreben, vorwärts dringen muß, wenn man nicht zurückbleiben, wenn man von der erreichten Hœhe nicht wieder herabsinken, unaufhaltsam stürzen, und von dem Abgrunde des Verderbens auf immer verschlungen werden will. Ich sehe dich muthig und mit gesetztem Ernste fortschreiten; ich sehe dich eine Hœhe nach der andern erklimmen; ich sehe dich im weiten Raume des künftigen Jahrhunderts jeden Preis erhalten, den du dir wünschen kannst, edles Volk, zu welchem ich rede. Denn jene Ungeduld, die sich übereilt; jenes wilde Streben, das kein festes Ziel hat; jene Verwegenheit, die gefährliche Sprünge versucht, kennst du nicht: dich leitet das Evangelium Jesu, die Treue gegen deine Verfaßung mäßigt deine Bewegungen, und deine Bildungsanstalten ebnen deine Bahn. Es ist kein Traum, M. Z., kein Gaukelspiel einer erhitzten Einbildungskraft, was ich euch da zeige. Haltet ihr das Evangelium Jesu fest, so habt ihr Grundsätze, so habt ihr eine feste, allgemein gültige Regel, nach der ihr alles prüfen und würdigen, nach der ihr sicher handeln könnet. Bei allen Verirrungen der mensch

lichen Vernunft, bei allen Streitigkeiten in die sie sich verwickelt, bei allen Ausschweifungen auf die sie geräth, wißet ihr dann woran ihr seyd, und bleibet unbethöret; und doch wird euch von dem Wahren das sie entdeckt, von dem Guten das sie findet, und von den Vortheilen die sie erringt, nichts entgehen: ihr werdet alles prüfen, und das Beste behalten. Und seyd ihr eurer Verfaßung treu, ehret ihr die Verhältnisse in die sie euch gebracht hat: wird dann euer Trieb alles zu beßern durch gewaltsame Ausbrüche sich äußern, und gefährliche Unternehmungen wagen? Wird er nicht ein weises Fortstreben werden, das mehr baut als zerstört, das nichts Vorhandenes auflöst, als bis es etwas Beßres geben kann? Und wird er nicht auch auf eure Kinder und Enkel übergehen, dieser weise, alles beßernde Geist einer fortschreitenden Bildung, wenn er in euren Schulen weht? wird er in der Jugend, die er da pflegt und durchdringt, nicht Kräfte erwecken, Fähigkeiten beseelen, und Tugenden wirken, die der Segen der Nachwelt seyn werden?

Und so wird es denn endlich Wohlfahrt ohne Mißbrauch seyn, was ihr im künftigen Jahrhunderte finden, und im reichsten Maße genießen werdet. Wohlfahrt ohne Mißbrauch! Ein gefährliches Gut ist diese Wohlfahrt, ist Reichthum und Überfluß, ist Macht und Gewalt, ist ungestörter Friede, ist Vergnügen und Genuß für ein Volk ohne Religion, für Bürger ohne Treue, für Menschen ohne Erziehung: ein solches Volk ist gerade dann, wenn es den höchsten Gipfel der Wohlfahrt erreicht hat, seinem Sturz und dem Abgrunde des Verderbens am nächsten. Für euch, meine Mitbürger, für euch wird dieser Gipfel an keinen Abgrund gränzen, ihr werdet euch auf demselben erhalten, und alles, alles daselbst finden was das irdische Leben Gutes hat, wenn Gehorsam gegen das Evangelium Jesu, wenn echter Bürgersinn, wenn Eifer für Bildung und Zucht euch nie verlaßen. Denn schützende Engel werden diese Tugenden für euch seyn; ihr werdet da sicher wohnen, wo sich andre nicht halten können; alle Quellen des Genußes werden reichlicher für euch fließen ohne euch zu berauschen; eure Weisheit, eure Frömmigkeit, eure Menschenliebe wird euch neue Quellen öffnen, und euch Seligkeiten bereiten von denen Andere gar nichts wißen; in einen Wohnsitz des Friedens, in ein Gefilde des Segens, in einen Vorhof des Himmels, wo eure Kinder und Enkel für die beßre Welt aufblühen und reifen, wird euer Vaterland sich verwandeln, und euch, euch, die ihr den Grund zu dieser Verwandlung gelegt habt, wird der Dank wird der Segen glücklicher Nachkommen noch in die Ewigkeit folgen.

Hier stehen wir also, Regierer der Welt, hier stehen wir nachdenkend und ernst, wehmüthig und gerührt an der heiligen Schwelle der Zukunft, und blicken auf zu dir. Was du über uns beschloßen hast, was im Schooße der Dunkelheit die dem Eintritt in das neue Jahrhundert umgiebt für uns verborgen liegen mag, ach! das wißen wir nicht: denn wer hat deinen Sinn erkannt, oder wer ist dein Rathgeber gewesen? Aber was du von uns forderst, das wißen wir: darüber sind wir von deinem Sohne belehrt; das sagt uns unser Herz und unser Gewißen. Wir wollen also thun was allein in unsrer Macht ist: einmüthig versprechen, feyerlich geloben, dir dem Allwißenden und Heiligen schwören wollen wir, im Glauben an dich und deinen Sohn, und gestärkt von deinem Geiste, alles treu, alles willig, alles standhaft zu leisten was dein Wille ist, und so die Bahn des neuen Jahrhunderts anzutreten. Was wir aber Theures auf Erden haben, was unser

Herz mit inniger Zärtlichkeit umfaßt, was wir mit unsrer Macht weder schützen noch beglücken können: das legen wir vertrauensvoll in deine Vaterhände, und sind getrost. Übergeben sey dir also das Kleinod unsers Vaterlandes, unser Kurfürst. Wir flehen zu dir, den Wohlthäter und Regenten unsrer Enkel laß Ihn noch seyn; laß Ihn lange die Zierde des künftigen Jahrhunderts bleiben, und Sein Haus einen Segen für alle folgende Zeiten und für unsre Nachkommen werden. Und das Volk, das hier in seinen Ständen zugegen ist, das sich noch auf dem Scheideweg zweyer Jahrhunderte anbetend vor dir beugt, getrost, allgütiger Vater, und gesegnet von dir laß es den alten Zeitraum beschließen, und den neuen anfangen; laß es auf der Bahn des künftigen Jahrhunderts unsern Greisen nie an Munterkeit und Weisheit, unsern Männern nie an Kraft und Muth, unsern Jünglingen nie an Zucht und Ordnung, laß es uns allen nie an dem fehlen, was uns gut und heilsam ist. O du, vor dem tausend Jahre sind wie der Tag der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache, kehre dich zu uns, und sey deinen Knechten gnädig. Erfülle uns frühe mit deiner Gnade: so wollen wir rühmen und frohlich seyn unser Leben lang. Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern. Amen.

JOHANN GOTTLIEB FICHTE.

ANWEISUNG ZUM SEELIGEN LEBEN.

FÜNFTE VORLESUNG.

Ehrwürdige Versammlung!

Nach dem, was wir bisher ersehen, besteht die Seeligkeit in der Vereinigung mit Gott als dem Einen und Absoluten. Wir aber sind in unserm unaustilgbaren Wesen nur Wißen Bild und Vorstellung; und selbst in jenem Zusammenfallen mit dem Einen kann jene unsere Grundform nicht verschwinden. Selbst in diesem unsern Zusammenfallen mit ihm wird er nicht unser eigenstes Seyn selber, sondern er schwebt uns nur vor als ein Fremdes und außer uns befindliches, an das wir lediglich uns hingeben und anschmiegen in inniger Liebe; er schwebt uns vor, an sich als gestaltlos und gehaltlos, für sich keinen bestimmten Begriff oder Erkenntniß von seinem innern Wesen gebend, sondern nur als dasjenige, durch welches wir uns und unsre Welt denken und verstehen. Auch nach der Einkehrung in ihn geht die Welt uns nicht verloren: sie erhält nur eine andere Bedeutung, und wird aus einem für sich selbstständigen Seyn, für welches wir vorher sie hielten, lediglich zur Erscheinung und Äußerung des in sich verborgenen göttlichen Wesens in dem Wißen. Faßen Sie dieses noch einmal im Ganzen also zusammen. Das göttliche Daseyn, sein Daseyn, sage ich der früher gemachten Unterscheidung zufolge, seine Äußerung und Offenbarung, ist schlechthin durch sich und schlechthin nothwendig Licht, das inwendige nämlich und das geistige Licht. Dieses Licht, sich selbst überlaßen

bleibend, zerſtreut und zerſpaltet ſich in mannigfaltige und in unendliche Stralen, und wird auf dieſe Weiſe in dieſen einzelnen Stralen ſich ſelber und ſeinem Urquelle entfremdet. Aber daſſelbe Licht vermag auch durch ſich ſelbſt aus dieſer Zerſtreuung ſich wieder zuſammenzufaßen und ſich als Eines zu begreifen, und ſich zu verſtehen als das was es an ſich iſt, als Daſeyn und Offenbarung Gottes; bleibend zwar auch in dieſem Verſtehen das, was es in ſeiner Form iſt, Licht, doch aber in dieſem Zuſtande und vermittelſt dieſes Zuſtandes ſelber ſich deutend als nichts Reales für ſich, ſondern nur als Daſeyn und Sich-Darſtellung Gottes.

Insbeſondere war in den beiden letzten Vorleſungen und ganz beſonders in der allerletzten unſer Beſtreben dieß, der Verwandlung des an ſich einzig mœglichen und unveränderlichen Seyns in ein anderes und zwar in ein mannigfaltiges und veränderliches Seyn zuzuſehen, alſo, daß wir in den Punct dieſer Verwandlung eingeführt würden, und dieſelbe vor unſern eigenen Augen vor ſich ginge. Wir fanden Folgendes. Zuvörderſt wurde durch den Character des Wißens überhaupt, als eines bloßen Bildes eines von demſelben unabhängig vorhandenen und beſtehenden Seyns, das, was an ſich und in Gott lauter That und Leben iſt, in ein ruhendes Seyn oder in eine Welt überhaupt verwandelt. Zweytens wurde noch überdieß durch das von allem wirklichen Wißen unabtrennbare Grundgeſetz der Reflexion jene für das bloße Wißen einfache Welt weiter characterifiert, geſtaltet, und zu einer beſondern Welt gemacht, und zwar zu einer ins Unendliche verſchiedenen und in einem nie zu endenden Strome neuer Geſtaltungen ablaufenden Welt. Die hiedurch zu erzeugende Einſicht war unſers Erachtens nicht bloß dem Philoſophen, ſondern auch der Gottſeeligkeit, falls nemlich die letzte nicht bloß inſtinctartig und als ein dunkler Glaube in dem Menſchen wohnet, ſondern über ihren eigenen Grund zugleich Rechenſchaft ſich abzulegen begehrt, auf die gleiche Weiſe unentbehrlich.

So weit waren wir in der vorigen Vorleſung fortgerückt, und äußerten zum Beſchluße daß mit dieſer auf das Eine Grundgeſetz aller Reflexion ſich gründenden Spaltung der Welt ins Unendliche noch eine andere Spaltung unzertrennlich verknüpft wäre, die wir an dieſem Orte, wenn auch nicht abzuleiten, denn doch hiſtoriſch deutlich anzugeben und zu beſchreiben hätten. Ich faße dieſe neue und zweyte Spaltung im Allgemeinen hier nicht tiefer denn ſo. Erſtens iſt ſie in ihrem innern Weſen von der in der vorigen Stunde abgeleiteten, hier ſo eben wieder erwähnten Spaltung alſo verſchieden, daß jene die durch die Form des Wißens überhaupt aus dem göttlichen Leben entſtandene ſtehende Welt unmittelbar ſpaltet und theilet; dagegen die jetzt zu betrachtende nicht unmittelbar das Object ſondern nur die Reflexion auf das Object ſpaltet und theilet. Jene iſt eine Spaltung und Eintheilung in dem Objecte ſelber: dieſe iſt nur eine Spaltung und Eintheilung in der Anſicht des Objects, nicht, wie jene, gebend an ſich verſchiedene Objecte, ſondern nur verſchiedene Weiſen die Eine bleibende Welt innerlich anzuſehen, zu nehmen, und zu verſtehen. Zweytens iſt nicht außer Acht zu laßen daß dieſe beiden Spaltungen nicht etwa eine die Stelle der andern vertreten, und ſo ſich gegenſeitig verdrängen könnten, ſondern daß ſie beide unabtrennlich und ſo in Einem Schlage ſind, ſo wie nur die Reflexion, deren unveränderliche Formen ſie

ſind, überhaupt iſt; daß daher auch die Reſultate der beiden unabtrennlich ſich begleiten und neben einander fortgehen. Das Reſultat der erſten Spaltung iſt, wie wir in der vorigen Rede zeigten, die Unendlichkeit; das Reſultat der zweyten iſt, wie wir damals erwähnten, eine Fünffachheit: ſomit iſt die jetzt behauptete Unabtrennlichkeit beider Spaltungen alſo zu verſtehen, daß die ganze bleibende und nie aufzuhebende Unendlichkeit in ihrer Unendlichkeit auf eine fünffache Weiſe angeſehen werden könne, und wiederum daß jede der fünf mœglichen Anſichten der Welt denn doch wieder die Eine Welt in ein Unendliches ſpalte. Und ſo faßen Sie denn alles bis jetzt geſagte alſo in Einen Überblick zuſammen. Im geiſtigen Sehen wird das, was an ſich göttliches Leben iſt, zu einem Geſehenen, d. i. zu einem vollendet vorhandenen, oder zu einer Welt; welches das Erſte wære. Dieſes Sehen iſt nun immer ein Act, genannt Reflexion; und durch dieſen Act, theils als gehend auf ſein Object, die Welt, theils als gehend auf ſich ſelber, wird jene Welt in ein unendliches Fünffache, oder was daſſelbe ſagt, in eine fünffache Unendlichkeit geſpalten; welches das Zweyte wære. Um nun hier zunæchſt bei der zweyten Spaltung, als dem eigentlichen Gegenſtande unſerer heutigen Betrachtung ſtehen zu bleiben, machen wir über dieſelbe noch folgende allgemeine Bemerkungen.

Es giebt dieſe Spaltung, wie ſchon erwähnt, nicht eine Eintheilung im Objecte, ſondern nur eine Eintheilung Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit in der Anſicht des Objects. Es ſcheint ſich der Gedanke aufzudringen daß dieſe Verſchiedenheit, nicht des Objects, ſondern der Anſicht deſſelben allenthalben bleibenden Objects, nur in der Dunkelheit oder Klarheit, der Tiefe oder Flachheit, der Vollſtändigkeit oder Unvollſtändigkeit dieſer Anſicht der Einen bleibenden Welt beruhen könne. Und ſo verhält es ſich denn allerdings; oder, daß ich an etwas hier ſchon vorgetragenes anknüpfe, und das Vorliegende durch Jenes, ſo wie gegenſeitig Jenes durch das Vorliegende verſtändlicher mache, die erwähnten fünf Weiſen die Welt zu nehmen ſind daſſelbe, was ich in der dritten Vorleſung die verſchiedenen mœglichen Stufen und Entwicklungsgrade des innern geiſtigen Lebens nannte, als ich ſagte daß es ſich in der Regel mit dem Fortſchritte des im eigentlichen Sinne uns angehœrigen freyen und bewußten geiſtigen Lebens ſo verhalte, wie mit dem Fortſchritte des phyſiſchen Todes, und daß das erſtere eben ſo wie der letztere in den entfernteſten Gliedmaßen beginne, und von ihnen aus nur allmählig fortrücke zum Mittelpuncte. Was ich in dem damals gebrauchten Bilde die Außenwerke des geiſtigen Lebens nannte, ſind in der gegenwärtigen Darſtellung die niedrigſten dunkelſten und oberflæchlichſten unter den fünf mœglichen Weiſen die Welt zu nehmen; was ich edlere Lebenstheile und das Herz nannte, ſind die hœhern und klærern, und die hœchſte und allerklærſte von dieſen Weiſen.

Ohnerachtet aber ſowohl nach unſerm damaligen Gleichniſſe als nach unſerer gegenwärtigen Darſtellung in dem gewöhnlichen Gange des Lebens und nach der Regel der Menſch nur, nachdem er in einer niedrigen Weiſe die Welt zu deuten eine Zeit lang beruhet, zu einer hœhern ſich erhebt: ſo iſt doch darum fürs erſte ja nicht zu läugnen, ſondern ausdrücklich zu bedenken und feſtzuhalten, daß jene vielfache Anſicht der Welt eine wahre und urſprüngliche Spaltung ſey, wenigſtens in dem Vermœgen des Menſchen die Welt zu

nehmen. Verſtehen Sie mich alſo. Jene höhern Weltanſichten entſtehen nicht etwa erſt in der Zeit und ſo, daß die ihnen durchaus entgegengeſetzten ſie erſt erzeugten und möglich machten, ſondern ſie ſind von aller Ewigkeit in der Einheit des göttlichen Daſeyns da als nothwendige Beſtimmungen des Einen Bewußtſeyns, geſetzt auch, kein Menſch erfaßte ſie; und keiner der ſie erfaßt kann ſie erdenken und durch Denken erzeugen, ſondern er vermag nur ſie zu finden und ſich anzueignen. Zweytens aber iſt jener allmählige Fortſchritt auch nur der gewöhnliche Gang und die Regel, welche durchaus nicht ohne Ausnahme gilt. Wie durch ein Wunder finden durch Geburt und Inſtinct einige Begeiſterte und Begünſtigte oder ihr eigenes Wißen ſich in einem höhern Standpuncte der Weltanſicht; welche nun von ihrer Umgebung eben ſo wenig begriffen werden, als von ihrer Seite ſie dieſelbe zu begreifen vermögen. In dieſem Falle befanden von Anbeginn der Welt an ſich alle Religioſen Weiſen Heroen Dichter, und durch dieſe iſt alles Große und Gute in die Welt gekommen was in ihr ſich befindet. Wiederum ſind andere Individuen, und wo die Anſteckung recht gefährlich wird, ganze Menſchenalter mit wenig Ausnahmen durch denſelben nicht weiter zu erklärenden Inſtinct alſo in die gemeine Anſicht hineingebannt und hineingewurzelt, daß ſelbſt der allerklärſte und einleuchtendſte Unterricht ſie nicht dahin bringt, ihr Auge auch nur Einen Augenblick über den Boden zu erheben, und irgend etwas anderes zu faßen als was mit den Händen ſich faßen läßt.

So viel im Allgemeinen über die angegebene neue Eintheilung in der Weiſe die Eine Welt anzuſehen; und jetzt zur Aufſtellung der einzelnen Glieder dieſer Eintheilung!

Die erſte niedrigſte oberflächlichſte und verworrenſte Weiſe die Welt zu nehmen iſt die, wenn man dasjenige für die Welt und das wirklich daſeyende hält, was in die äußern Sinne fällt, dieß für das Rechte Wahrhafte und für ſich beſtehende. Diese Anſicht iſt auch in dieſen unſern Vorleſungen, beſonders in der dritten, ſattſam geſchildert, deutlich, wie es mir ſcheint, characteriſiert, und ſchon damals durch einen ſelber nur auf der Oberfläche liegenden Witz in ihrer Verwerflichkeit und Seichtigkeit hinlänglich dargeſtellt worden. Daß es den ohnerachtet die Anſicht unſerer Weltweisen und des in ihrer Schule gebildeten Zeitalters ſey, iſt gleichfalls zugeſtanden, ſo wie zugleich gezeigt worden daß dieſe Anſicht keineswegs in ihrer Logik liege, indem überhaupt aller Logik jene Anſicht ins Geſicht widerſpricht, ſondern in ihrer Liebe. Hiebei kann ich nun mich nicht länger aufhalten: denn auch in dieſen Vorleſungen müßen wir weiter kommen, und darum Einiges als nun für immer abgethan hinter uns laßen. Ob nun jemand auf ſeinem Sinne beſtehe, und fortfahre zu ſagen »Aber dieſe Dinge ſind ja offenbar, wirklich und wahrhaftig da: denn ich ſehe ſie ja, und höre ſie« u. ſ. w.: ſo wiße dieſer daß wir uns durch ſeine dreiſte Verſicherung und ſeinen feſten Glauben gar nicht irre machen laßen, ſondern daß es bei unſerm kategoriſchen, unumwundenen und ganz nach den Worten zu verſtehenden »Nein, dieſe Dinge ſind nicht, gerade darum, weil ſie ſichtbar und hörbar ſind« auf einmal für immer verbleibt, und daß wir mit einem ſolchen, als der Verſtändigung und Belehrung durchaus unfähig, gar nicht weiter reden können.

Die zweyte aus der urſprünglichen Spaltung [illegible] Anſichten der Welt hervor-

gehende Ansicht ist die, da man die Welt erfaßet als ein Gesetz der Ordnung und des gleichen Rechts in einem Systeme vernünftiger Wesen. Verstehen Sie mich gerade also, wie die Worte lauten. Ein Gesetz, und zwar ein ordnendes und gleichendes Gesetz für die Freyheit Mehrerer, ist dieser Ansicht das eigentliche Reale und für sich selber bestehende; dasjenige, mit welchem die Welt anhebt, und worin sie ihre Wurzel hat. Falls hiebei jemand sich wundern sollte wie denn ein Gesetz, das da ja, wie ein solcher sich ausdrücken würde, ein bloßes Verhältnifs und lediglich ein Abstractionsbegriff sey, für ein Selbstständiges gehalten werden könne: so käme einem solchen die Verwunderung lediglich daher, daß er nichts als real faßen könnte außer der sichtbaren und fühlbaren Materie; und er gehörte sonach unter diejenigen, mit denen wir gar nicht reden. Ein Gesetz, sage ich, ist für diese Weltansicht das erste was da allein wahrhaftig ist, und durch welches alles andere was da ist erst da ist. Freyheit und ein Menschengeschlecht ist ihr das Zweyte, vorhanden lediglich, weil ein Gesetz an die Freyheit nothwendig Freyheit und freye Wesen setzt; und der einige Grund und Beweis der Selbstständigkeit des Menschen ist in diesem Systeme das in seinem Innern sich offenbarende Sittengesetz. Eine Sinnenwelt endlich ist ihr das Dritte: diese ist lediglich die Sphäre des freyen Handelns der Menschen, vorhanden dadurch, daß ein freyes Handeln Objecte dieses Handelns nothwendig setzt. In Absicht der aus dieser Ansicht hervorgehenden Wißenschaften gehört hierher nicht bloß die Rechtslehre, als aufstellend die juridischen Verhältnisse der Menschen, sondern auch die gewöhnliche Sittenlehre, die nur darauf ausgeht, daß keiner dem andern Unrecht thue, und nur jeder das Pflichtwidrige, ob es nun durch ein ausdrückliches Gesetz des Staats verboten sey oder nicht, unterlaße. Beispiele zu dieser Ansicht der Welt laßen aus der gewöhnlichen Ansicht des Lebens sich nicht beibringen, indem diese, in die Materie gewurzelt, nicht einmal zu ihr sich erhebt: aber in der philosophischen Litteratur ist Kant, wenn man seine philosophische Laufbahn nicht weiter als bis zur Kritik der practischen Vernunft verfolgt, das getroffenste und consequenteste Beispiel dieser Ansicht: den eigentlichen Character dieser Denkart, den wir oben so ausdrückten, daß die Realität und Selbstständigkeit des Menschen nur durch das in ihm waltende Sittengesetz bewiesen, und daß er lediglich dadurch etwas an sich werde, drückt Kant aus mit denselben Worten. Auch wir für unsere Person haben diese Weltansicht, niemals zwar als die höchste, aber als den eine Rechtslehre und eine Sittenlehre begründenden Standpunct in unserer Bearbeitung dieser beiden Disciplinen angegeben, durchgeführt, und wie wir uns bewußt sind, nicht ohne Energie ausgesprochen: es kann daher in unserm Zeitalter denen, welche für das Gesagte sich näher interessieren, nicht an Exemplaren der beschriebenen zweyten Weltansicht fehlen. Übrigens gehört die reinmoralische innere Gesinnung, daß lediglich um des Gesetzes willen gehandelt werde, die auch in der Sphäre der niedern Moralität statt findet, und deren Einschärfung weder von Kant noch von uns vergeßen worden, nicht hierher, wo wir es allein mit den Objecten zu thun haben.

Eine allgemeine Bemerkung, welche für alle folgende Gesichtspuncte mit gilt, will ich gleich bei diesem, wo sie sich am klarsten machen läßt, beibringen. Nämlich dazu, daß man überhaupt einen festen Standpunct seiner Weltansicht habe, gehört daß man

das Reale, das Selbstständige, und die Wurzel der Welt in Einen bestimmten und unveränderlichen Grundpunct setze, aus welchem man das Übrige, als nur theilhabend an der Realität des Ersten, und nur unmittelbar gesetzt durch jenes Erste, ableite; gerade so, wie wir oben im Namen der zweyten Weltansicht das Menschengeschlecht als das Zweyte und die Sinnenwelt als das Dritte aus dem ordnenden Gesetze als dem Ersten abgeleitet haben. Keinesweges aber gilt es, daß man die Realitæten mische und menge, und etwa der Sinnenwelt die ihrige zumeßen, aber doch auch nebenbei der moralischen Welt die ihrige nicht absprechen wolle; wie zuweilen die ganz verworrenen diese Fragen abzuthun suchen. Solche haben gar keinen festen Blick und gar keine gerade Richtung ihres geistigen Auges, sondern sie schielen immerfort auf das Mannigfaltige. Weit vorzüglicher denn sie ist der, der sich entschieden an die Sinnenwelt hält, und alles Übrige außer ihr ableugnet: denn ob er schon eben so kurzsichtig ist als sie, so ist er doch nicht überdieß eben so feig und muthlos. *In Summa:* eine höhere Weltansicht duldet nicht etwa neben sich auch die niedere, sondern jede höhere vernichtet ihre niedere, als absolute und als höchsten Standpunct, und ordnet dieselbe sich unter.

Die dritte Ansicht der Welt ist die aus dem Standpuncte der wahren und höhern Sittlichkeit. Es ist nöthig, über diesen dem Zeitalter so gut als ganz verborgnen Standpunct sehr bestimmte Rechenschaft abzulegen. Auch ihm ist, eben so wie dem jetzt beschriebenen zweyten Standpuncte, ein Gesetz für die Geisterwelt das Höchste Erste und Absolutreale; und hierin kommen die beiden Angesehten überein. Aber das Gesetz des dritten Standpunctes ist nicht so wie das des zweyten lediglich ein das Vorhandene ordnendes, sondern vielmehr ein das Neue und schlechthin nicht vorhandene innerhalb des Vorhandenen schaffendes Gesetz. Jenes ist nur negativ, nur aufhebend den Widerstreit zwischen den verschiedenen freyen Kräften, und herstellend Gleichgewicht und Ruhe: dieses begehret die dadurch in Ruhe gebrachte Kraft wieder auszurüsten mit einem neuen Leben. Es strebt an, könnte man sagen, nicht blos wie jenes die Form der Idee, sondern die qualitative und reale Idee selber. Sein Zweck läßt sich kurz also angeben. Es will die Menschheit in dem von ihm ergriffenen und durch ihn in Andern in der Wirklichkeit zu dem machen, was sie ihrer Bestimmung nach ist, zum getroffenen Abbilde, Abdrucke und zur Offenbarung des innern göttlichen Wesens. Die Ableitungsgleichung dieser dritten Weltansicht in Absicht der Realität ist daher diese. Das wahrhaft reale und selbstständige ist ihr das Heilige, Gute Schœne; das Zweyte ist ihr die Menschheit, als bestimmt jenes in sich darzustellen; das ordnende Gesetz in derselben, als das Dritte, ist ihr lediglich das Mittel um für ihre wahre Bestimmung sie in innere und äußere Ruhe zu bringen; endlich die Sinnenwelt, als das Vierte, ist ihr lediglich die Sphære für die äußere und innere niedere und hœhere Freyheit und Moralität: lediglich die Sphære für die Freyheit, sage ich; was sie auf allen hohen Standpuncten ist und bleibt, und niemals eine andere Realität an sich zu bringen vermag.

Exemplare dieser Ansicht finden sich in der Menschengeschichte; freylich nur für den, der ein Auge hat sie zu entdecken. Durch hœhere Moralität allein und durch die von ihr ergriffenen ist Religion, und insbesondre die christliche Religion, ist

Weisheit und Wißenſchaft, iſt Geſetzgebung und Cultur, iſt die Kunſt, iſt alles Gute und Achtungswürdige das wir beſitzen in die Welt gekommen. In der Litteratur finden ſich, außer in Dichtern zerſtreut, nur wenig Spuren dieſer Weltanſicht: unter den alten Philoſophen mag Plato eine Ahndung derſelben haben, unter den neuern Jacobi zuweilen an dieſe Region ſtreifen.

Die vierte Anſicht der Welt iſt die aus dem Standpuncte der Religion; welche, falls ſie hervorgehet aus der dritten ſo eben beſchriebenen Anſicht, und mit ihr vereinigt iſt, beſchrieben werden müßte als die klare Erkenntniß daß jenes Heilige Gute und Schöne keinesweges unſre Ausgeburt oder die Ausgeburt eines an ſich nichtigen Geiſtes Lichtes Denkens, ſondern daß es die Erſcheinung des innern Weſens Gottes in uns als dem Lichte unmittelbar ſey, ſein Ausdruck und ſein Bild durchaus und ſchlechthin und ohne allen Abzug, alſo wie ſein inneres Weſen herauszutreten vermag in einem Bilde. Dieſe, die religiöſe Anſicht, iſt eben diejenige Einſicht, auf deren Erzeugung wir in den bisherigen Vorleſungen hingearbeitet haben, und welche wir nun in dem Zuſammenhange ihrer Grundſätze ſchärfer und beſtimmter alſo ausdrücken können. 1) Gott allein iſt, und außer ihm nichts: ein, wie mir es ſcheint, leicht einzuſehender Satz, und die ausſchließende Bedingung aller religiöſen Anſicht. 2) Indem wir nun auf dieſe Weiſe ſagen «Gott iſt», haben wir einen durchaus leeren, über Gottes inneres Weſen ſchlechthin keinen Aufſchluß gebenden Begriff. Was wollten wir denn aus dieſem Begriffe auf die Frage antworten, was denn nun Gott ſey? Der einzig mögliche Zuſatz, daß er abſolut ſey, von ſich, durch ſich, in ſich, iſt ſelbſt nur die an ihm dargeſtellte Grundform unſers Verſtandes, und ſagt nichts weiter aus als unſre Denkweiſe desſelben; noch dazu nur negativ, und wie wir ihn nicht denken ſollen, d. h. wir ſollen ihn nicht von einem Andern ableiten, ſo wie wir, durch das Weſen unſers Verſtandes genöthiget, mit andern Gegenſtänden unſers Denkens verfahren. Dieſer Begriff von Gott iſt daher ein gehaltloſer Schattenbegriff; und indem wir ſagen «Gott iſt», iſt er eben für uns innerlich Nichts, und wird gerade durch dieſes Sagen ſelber zu Nichts. 3) Nun aber tritt Gott dennoch, wie wir dieß oben fleißig aus einander geſetzt haben, außer dieſem leeren Schattenbegriffe in ſeinem wirklichen wahren unmittelbaren Leben in uns ein; oder ſtrenger ausgedrückt, wir ſelbſt ſind dieſes ſein unmittelbares Leben. Wohl! von dieſem unmittelbaren göttlichen Leben aber wißen wir nicht; und da gleichfalls nach unſrer Äußerung unſer eigenes, uns angehöriges Daſeyn nur dasjenige iſt, was wir im Bewußtſeyn erfaßen können, ſo bleibt jenes unſer Seyn in Gott, ohnerachtet es in der Wurzel immer das unſrige ſeyn mag, uns dennoch ewig fremd, und ſo in der That und Wahrheit für uns ſelbſt nicht unſer Seyn; wir ſind durch jene Einſicht um nichts gebeßert, und bleiben von Gott eben ſo entfernt als je. Wir wißen von jenem unmittelbaren göttlichen Leben nichts, ſagte ich: denn mit dem erſten Schlage des Bewußtſeyns ſchon verwandelt es ſich in eine todte Welt, die ſich noch überdieß in fünf Standpuncte ihrer möglichen Anſicht theilt. Mag es doch immer Gott ſelber ſeyn der hinter allen dieſen Geſtalten lebet, wir ſehen nicht ihn, ſondern immer nur ſeine Hülle; wir ſehen ihn als Stein Kraut Thier; ſehen ihn, wenn wir höher uns ſchwingen, als Naturgeſetz, als Sittengeſetz: und alles dieſes iſt doch immer nicht Er. Immer verhüllet die

Form uns das Wesen, immer verdeckt unser Sehen selbst uns den Gegenstand, und unser Auge selbst steht unserm Auge im Wege. Ich sage dir, der du so klagest: Erhebe dich nur in den Standpunct der Religion, und alle Hüllen schwinden; die Welt vergehet dir mit ihrem todten Princip, und die Gottheit selbst tritt wieder in dich ein in ihrer ersten und ursprünglichen Form, als Leben, als dein eignes Leben, das du lebest sollst und leben wirst. Nur noch die eine unaustilgbare Form der Reflexion bleibt die Unendlichkeit dieses göttlichen Lebens in dir, welches in Gott freylich nur Eins ist: aber diese Form drückt dich nicht: denn du begehrst sie und liebst sie; sie irret dich nicht: denn du vermagst sie zu erklären. In dem, was der heilige Mensch thut lebet und liebet, erscheint Gott nicht mehr im Schatten oder bedeckt von einer Hülle, sondern in seinem eignen unmittelbaren und kräftigen Leben, und die aus dem leeren Schattenbegriffe von Gott unbeantwortliche Frage »Was ist Gott?« wird hier so beantwortet: Er ist dasjenige, was der ihm ergebene und von ihm begeisterte thut. Willst du Gott schauen wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Suche ihn nicht jenseit der Wolken: du kannst ihn allenthalben finden wo du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schaust Ihn an; ergieb dich selber ihm, und du findest ihn in deiner Brust.

Dieß, E. V., ist die Ansicht der Welt und des Seyns vom Standpuncte der Religion.

Die fünfte und letzte Ansicht der Welt ist die aus dem Standpuncte der Wissenschaft. Der Wissenschaft, sage ich, der Einen absoluten und in sich selber vollendeten. Die Wissenschaft erfaßet alle diese Puncte der Verwandlung des Einen in ein Mannigfaltiges und des Absoluten in ein Relatives vollständig, in ihrer Ordnung und in ihrem Verhältnisse zu einander; allenthalben und von jedem einzelnen Standpuncte aus zurückzuführen vermögend nach dem Gesetze jedes Mannigfaltige auf die Einheit; oder aus der Einheit abzuleiten vermögend jedes Mannigfaltige; so wie wir die Grundzüge dieser Wissenschaft in dieser und in den letzten beiden Vorlesungen vor Ihren Augen entwickelt haben. Sie, die Wissenschaft, geht über die Einsicht daß schlechthin alles Mannigfaltige in dem Einen gegründet und auf dasselbe zurückzuführen sey, welche schon die Religion gewährt, hinaus zu der Einsicht des Wie dieses Zusammenhanges, und für sie wird genetisch was für die Religion nur ein absolutes Factum ist. Die Religion ohne Wissenschaft ist irgendwo ein blosser, den ohngeachtet jedoch unerschütterlicher Glaube: die Wissenschaft hebt allen Glauben auf, und verwandelt ihn in Schauen. Da wir hier diesen wissenschaftlichen Standpunct keinesweges als zu unserm eigentlichen Zweck gehörig, sondern nur um der Vollständigkeit willen angehen, so sey es genug, über ihn nur Folgendes hinzuzusetzen. Das gottselige und seelige Leben ist durch ihn zwar keinesweges bedingt: dennoch aber gehört die Anforderung diese Wissenschaft in uns und Andern zu realisieren in das Gebiet der hohen Moralität. Der wahrhaftige und vollendete Mensch soll durchaus in sich selber klar seyn: denn die allseitige und durchgeführte Klarheit gehört zum Bilde und Abdrucke Gottes. Von der andern Seite aber kann freylich keiner die Anforderung an sich selber thun, an den sie nicht schon ohne alles sein Zuthun ergangen, und dadurch selbst ihm erst klar und verständlich geworden ist.

Noch ist Folgendes über die angezeigten fünf Standpuncte anzumerken, und dadurch das Bild des Religiosen zu vollenden.

Die beiden zuletzt genannten Standpuncte, der wißenſchaftliche ſowohl als der religioſe, ſind lediglich betrachtend und beſchauend, keinesweges an ſich thætig und practiſch. Sie ſind bloße ſtehende und ruhende Anſicht, die im Innern des Gemüthes bleibt, keinesweges aber zu einem Handeln treibende und in demſelben ausbrechende Anſicht. Dagegen iſt der dritte Geſichtspunct, der der hœhern Moralitæt, practiſch und zu einem Handeln treibend. Und jetzt ſetze ich hinzu: die wahrhafte Religion, ohnerachtet ſie das Auge des von ihr ergriffenen zu ihrer Sphære erhebt, hält dennoch ſein Leben in dem Gebiete des Handelns und des echt moraliſchen Handelns feſt. Wirkliche und wahre Religioſitæt iſt nicht lediglich betrachtend und beſchauend, nicht bloß brütend über andächtigen Gedanken, ſondern ſie iſt nothwendig thætig. Sie beſteht, wie wir geſehen, in dem innigen Bewußtſeyn daß Gott in uns wirklich lebe und thætig ſey und ſein Werk vollziehe. Iſt nun in uns überhaupt kein wirkliches Leben, und geht keine Thætigkeit und kein erſcheinendes Werk von uns aus, ſo iſt auch Gott nicht in uns thætig. Unſer Bewußtſeyn von der Vereinigung mit Gott iſt ſodann täuſchend und nichtig, ein leeres Schattenbild eines Zuſtandes welcher der unſrige nicht iſt; vielleicht die allgemeine, aber todte Einſicht daß ein ſolcher Zuſtand mœglich, und in Andern vielleicht wirklich ſey, an welchem wir jedoch nicht den geringſten Antheil haben. Wir ſind aus dem Gebiete der Realitæt geſchieden, und wieder in das des leeren Schattenbegriffs verbannt. Das letztere iſt Schwärmerey und Träumerey, weil ihr keine Realitæt entſpricht; und dieſe Schwärmerey iſt eines der Gebrechen des Myſticiſmus, deſſen wir früher erwähnten, und ihn der wahren Religion entgegenſetzten: durch lebendige Thætigkeit unterſcheidet ſich die wahre Religioſitæt von jener Schwärmerey. Die Religion iſt nicht bloßes andächtiges Träumen, ſagte ich; die Religion iſt überhaupt nicht ein für ſich beſtehendes Geſchäft, das man abgeſondert von andern Geſchäften, etwa in gewiſſen Tagen und Stunden treiben könnte: ſondern ſie iſt der innere Geiſt, der alles unſer, übrigens ſeinen Weg ununterbrochen fortſetzendes Denken und Handeln durchdringt belebt und in ſich eintaucht. Daß das göttliche Leben und Walten wirklich in uns lebe, iſt unabtrennlich von der Religion, ſagte ich. Doch kommt es dabei, wie es nach dem unter dem dritten Standpuncte geſagten ſcheinen möchte, keinesweges an auf die Sphære in welcher man handelt. Wen ſeine Erkenntniſs zu den Objecten der hœhern Moralitæt erhebt, dieſer wird freylich, falls ihn die Religion ergreift, in dieſer Sphære leben und handeln, weil dieſe ſein eigenthümlicher Beruf iſt. Wer einen niedern hat, dem wird ſelbſt dieſer niedere durch die Religion geheiligt, und erhält durch ſie, wenn auch nicht das Materiale, dennoch die Form der hœhern Moralitæt; zu welcher nichts mehr gehœrt als daß man ſein Geſchäft als den Willen Gottes an uns und in uns erkenne und liebe. So jemand in dieſem Glauben ſein Feld beſtellt, oder das unſcheinbarſte Handgewerbe mit Treue treibt, ſo iſt dieſer hœher und ſeeliger, als ob jemand, falls dieß mœglich wære, ohne dieſen Glauben die Menſchheit auf Jahrtauſende hinaus beglückſeeligte.

Dieß daher iſt das Bild und der innere Geiſt des wahrhaft religioſen. Er erfaßet ſeine Welt, den Gegenſtand ſeiner Liebe und ſeines Strebens, nicht als irgend einen Genuß: keinesweges, als ob Trübſinn oder abergläubiſche Scheu ihm den Genuß und die Freude als etwas Sündliches vorſtellte, ſondern weil er weiß daß kein Genuß ihm wirk-

liebe Freude gewähren kann. Er erfaßet seine Welt als ein Thun, welches er eben darum, weil es seine Welt ist, allein lebt, und nur in ihm leben mag, und nur in ihm allen Genuß seiner selbst findet. Dieses Thun will er nun wiederum nicht darum, damit sein Erfolg in der Sinnenwelt wirklich werde; wie ihn denn in der That der Erfolg oder Nichterfolg durchaus nicht kümmert, sondern er nur im Thun, rein als Thun, lebt: sondern er will es darum, weil es der Wille Gottes in ihm und sein eigener eigentlicher Antheil am Seyn ist. Und so fließet denn sein Leben ganz einfach und rein ab, nichts anderes kennend wollend oder begehrend über diesen Mittelpunct nie herausschwebend, durch nichts außer ihm liegendes gerührt oder getrübt.

So ist sein Leben. Ob dieß nun nicht nothwendig die reinste und vollkommenste Seeligkeit sey, wollen wir zu einer andern Zeit untersuchen.

DER REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION VIERZEHNTE.

Die Reden welche ich hierdurch beschließe haben freylich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet: aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht alles was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre dieselben zu verstehen, um sich herum versammlet in den Raum in dem Sie sichtbarlich athmen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg ähnliche Gesinnungen und Entschlüße zu ihnen sammlen und an die ihrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg bis an dessen fernste Gränzen aus diesem Mittelpuncte heraus eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreibe müßiger Ohren und Augen haben sie sich diesem Zeitalter bestimmt, sondern ich will endlich einmal wißen, und jeder Gleichgesinnte soll es mit mir wißen, ob auch außer uns etwas ist das unserer Denkart verwandt ist. Jeder Deutsche der noch glaubt Glied einer Nation zu seyn, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt duldet und trägt, soll endlich herausgerißen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens: er soll klar sehen ob er recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer sey; er soll von nun an entweder mit sicherem und freudigen Bewußtseyn seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschloßenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden, und sich allein mit dem himmlischen trösten. Ihnen, nicht als diesen und diesen Personen in unserm täglichen und beschränkten Leben, sondern als Stellvertretern der Nation, und hiedurch durch Ihre Gehœrswerkzeuge der ganzen Nation rufen diese Reden also zu:

Es sind Jahrhunderte herabgesunken seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden

seyd wie heute: in solcher Anzahl; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit, so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf und gehet in euch, laßet ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kützel der Ohren oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorübergehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnt euch. Geht nur dieses Mal nicht von der Stelle ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und jedweder der diese Stimme vernimmt fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sey, und alles allein thun müße. Wenn recht viele Einzelne so denken, so wird bald ein großes Ganzes da stehen, das in eine einige eng verbundene Kraft zusammenfließe. Wenn dagegen jedweder, sich selbst ausschließend, auf die Übrigen hofft, und den Andern die Sache überläßt, so giebt es gar keine Anderen, und alle zusammen bleiben so, wie sie vorher waren. Faßet ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Saget nicht ‚Laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme.' Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger, und wiegt uns nur noch tiefer in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußern Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. Ihr seyd zusammenberufen einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmuthung an Andere, sondern zu einer Anmuthung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eignen Person ausführen kann. Es reicht hiebei nicht hin jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber beßer würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sey und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sey.

Oder ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervorwachsen kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnet und zerflossen zu einem hohlen Schatten ohne Saft und Blut und eigene Beweglraft, und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Gesichter sich erzeugen und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todtähnlich und erstarrt da liegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt, und in jeder Einkleidung ihm wiederholt worden, daß man ohngefähr also von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt daß man dadurch nur schmeicheln wolle, und haben sich für aufgefordert gehalten auch von ihrer Seite wiederum zurückzuschmeicheln, wodurch die Sache wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im Übrigen hat nicht die mindeste Änderung oder Beßerung sich spüren laßen. Habt ihr es vernommen; ist es fähig gewesen euch zu entrüsten: nun, so strafet doch diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge; zeiget euch

anders vor aller Welt Augen, und jene sind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwiesen. Vielleicht daß sie gerade in der Absicht von euch also widerlegt zu werden, und weil sie an jedem andern Mittel euch aufzuregen verzweifelten, also hart von euch geredet haben. Wie viel beßer hätten sie es sodann mit euch gemeint als diejenigen, die euch schmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe und in der nichts achtenden Gedankenlosigkeit.

So schwach und so kraftlos ihr auch immer seyn moget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verworrenheit über unsre Lage, in unsre Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlaßen uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns und unsrer Weise da zu seyn. Es war bisher gegangen, und gieng eben so fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir statt einer andern Widerlegung triumphierend unser Daseyn und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es gieng aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurch gegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir uns alle gegenseitig verwirrten, zusammengestürzt seyn? Die angebornen Vorurtheile, welche ohne von hier oder da auszugehen wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten, und alle in dieselbe Dämmerung einhüllten, sollten doch wohl nun verschwunden seyn. Jene Dämmerung hält nicht mehr unsre Augen: sie kann uns also auch nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Ich ist, oder nicht ist.

Es dürfte Jemand unter euch hervortreten und mich fragen: «Was giebt gerade Ihnen einzigen unter allen Deutschen Mimen und Schriftstellern, den besondern Auftrag, Beruf und das Vorrecht uns zu versammeln und auf uns einzudringen? Hätte nicht jeder unter den Tausenden der Schriftsteller Deutschlands eben dasselbe Recht dazu wie du; wo denen keiner es thut, sondern da allein sich hervordrängst?» Ich antworte daß allerdings jeder dasselbe Recht gehabt hätte wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat und daß ich schweigen würde, wenn ein Anderer es früher gethan hätte. Dieß war der erste Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbeßerung: irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerst lebendig einsah, darum wurde ich der, der es zuerst that. Es wird nach diesem irgend ein anderer Schritt der zweyte seyn: diesen zu thun haben jetzt alle dasselbe Recht: wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein Einzelner. Einer muß immer der Erste seyn; und wer es seyn kann, der sey es eben.

Ohne Sorge über diesen Umstand verweilet ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir schon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zustande Deutschland seyn würde, und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen und seinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehro sind, und laßet euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen der jeden Edlen hiebei erfaßen muß. Kehret dann zurück zu euch selbst, und sehet daß Ihr es seyd, die die Zeit von den Irrthümern der Vorwelt lossprechen, von deren Augen sie

dem Nebel hinweg nehmen will, wenn ihr es zulaßt; daß es Euch verliehen ist, wie keinem Geschlechte vor Euch, das Geschehene ungeschehen zu machen, und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszutilgen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Laßet vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Übel der Knechtschaft, Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Übermuth des Überwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seyd, so lange bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslöschet. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und sehet noch unter euch und um euch herum ein Geschlecht aufblühen das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben; ihr sehet diese Nation als Wiedergebärerinn und Wiederherstellerinn der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende seyn wollt und die Letzten eines nicht achtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiss sogar über die Gebühr verachteten Geschlechtes, bei dessen Geschichte die Nachkommen, falls es nämlich in der Barbarey, die da beginnen wird, zu einer Geschichte kommen kann, sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schicksal preisen werden daß es gerecht sey; oder ob ihr der Anfang seyn wollt und der Entwicklungspunct einer neuen, über alle eure Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenket daß ihr die letzten seyd in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als Eins nennen hören; ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen, oder davon vernommen; unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören laßen die von dieser höhern Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen; es wird fremde Formen und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen: und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammenzunehmen, und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben, und sie in eurer nächsten Umgebung auch äußern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsre sichere Überzeugung, daß der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde, und daß, wenn ihr nur wirklich denket, und nicht hingeht in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet; daß, wenn ihr nur überhaupt Geist euch aufschaffet, und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmüthigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige was uns nöthig ist sich von selbst ergeben.

Dieses Denken aber wird denn auch in der That gefordert von jedem unter euch der da noch denken kann über etwas offen vor sei-

nen Augen liegendes, in seiner eignen Person. Ihr habt Zeit dazu: der Augenblick will euch nicht übertäuben und überraschen; die Acten der mit euch gepflogenen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt sie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden seyd mit euch selbst. Lasset, o lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf Andere oder auf irgend etwas das ausserhalb eurer selbst liegt, noch durch die unverständige Weisheit der Zeit daß die Zeitalter sich selbst machen ohne alles menschliche Zuthun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Diese Reden sind nicht müde geworden euch einzuschärfen daß euch durchaus nichts helfen kann denn ihr euch selber, und sie finden nöthig es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Thau und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte und nicht unter unsrer Gewalt stehende Macht: aber die ganz eigenthümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse machen nur die Menschen sich selber, und schlechthin keine ausser ihnen befindliche Macht. Nur wenn sie alle insgesammt gleich blind und unwissend sind, fallen sie dieser verborgenen Macht anheim: aber es steht bei ihnen, nicht blind und unwissend zu seyn. Zwar in welchem höhern oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dieß mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll, dieß hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlseyn an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen, und insbesondre wenn nicht jeder Einzelne unter uns in seiner Weise thut und wirket als ob er allein sey, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechte beruhe.

Dieß ists, was ihr zu thun habt; dieß ohne Säumen zu thun beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe zu euch zu gehören, halte dafür, und habe es auch in diesen Reden ausgesprochen, daß ihr noch fähiger seyd eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Ganz anders sieht diesen Grundzug an euch an die Mehrheit der ältern Welt. Diese klaget euch an der Anmaßung, des vorschnellen vermeinten und eure Kräfte überfliegenden Urtheils der Rechthaberey, der Neuerungssucht. Jedoch lächelt sie nur gutmüthig dieser euer Fehler. Alles dieses, meint sie, sey begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntnis der Welt, d. h. des allgemeinen menschlichen Verderbens: denn für etwas anders in der Welt haben sie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichgesinnte Gehülfen zu finden hofftet, und den grimmigen und hartnäckigen Widerstand den man euren Entwürfen des Bessern entgegensetzen werde, nicht kennet, hättet ihr Muth. Wenn nur das jugendliche Feuer eurer Einbildungskraft einmal verlogen seyn werde, wenn ihr nur die allgemeine Selbstsucht Trägheit und Arbeitsscheu wahrnehmen würdet, wenn ihr nur die Süßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Gleise selbst einmal recht würdet geschmeckt haben, so werde euch die Lust besser und klüger seyn zu wollen denn die andern alle schon vergehen. Sie greifen diese gute Hoffnung von euch nicht etwa aus der Luft: sie haben dieselbe an ihrer eigenen Person bestätigt gefunden. Sie müssen bekennen daß sie in

den Tagen ihrer unverſtändigen Jugend eben ſo von Weltverbeßerung geträumet haben wie ihr jetzt: dennoch ſeyen ſie bei zunehmender Reife ſo zahm und ruhig geworden, wie ihr ſie jetzo ſehet. Ich glaube ihnen: ich habe ſelbſt ſchon in meiner nicht ſehr langwierigen Erfahrung erlebt daß Jünglinge, die erſt andere Hoffnung erregten, dennoch ſpäterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieſes reifen Alters vollkommen entſprachen. Thut dieß nicht länger, Jünglinge: denn wie könnte ſonſt jemals ein beßeres Geſchlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören ſich aus ſich ſelber zu ernähren: aber faßet dieſe Flamme und verdichtet ſie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunſt dieſes Denkens, und ihr werdet die ſchönſte Ausſtattung des Menſchen, den Character, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte: wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken, euer Geiſt wird in ſtets erneuerter Friſchheit ſich wiedergebären, und euer Character feſt ſtehen und ohne Wandel. Ergreift ſogleich die ſich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Berathung vorgelegten Gegenſtand: die Klarheit, die in Einem Puncte für euch angebrochen iſt, wird ſich allmählich auch über alle übrige verbreiten.

Dieſe Reden beſchwören euch Alte. So wie ihr eben gehört habt, denkt man von euch, und ſagt es euch unter die Augen; und der Redner ſetzt in ſeiner eigenen Perſon freymüthig hinzu daß, die freylich auch nicht ſelten vorkommenden und um ſo verehrungswürdigern Ausnahmen abgerechnet, in Abſicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen recht hat. Gehe man durch die Geſchichte der letzten zwey oder drey Jahrzehende: Alles, außer ihr ſelbſt, ſtimmt überein, ſogar ihr ſelbſt, jeder in dem Fache das ihn nicht unmittelbar trifft, ſtimmt mit überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet, und nur auf die Mehrheit geſehen, in allen Zweigen, in der Wißenſchaft ſo wie in den Geſchäften des Lebens, die gröſsere Untauglichkeit und Selbſtſucht ſich bei dem höheren Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angeſehen, daß jeder der das Beßere und Vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit ſeiner eigenen Unklarheit und den übrigen Umgebungen noch den ſchwerſten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des feſten Vorſatzes waret, es müße nichts aufkommen was ihr nicht eben ſo gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beſchimpfung eures Verſtandes anſahet, und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet um in dieſer Bekämpfung des Beßeren zu ſiegen; wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich ſiegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbeßerungen welche die gütige Natur aus ihrem ſtets jugendlichem Schooße uns darbot, ſo lange bis ihr verſammelt wurdet zu dem Staube der ihr ſchon vorher waret, und das folgende Geſchlecht im Kriege mit euch euch gleich geworden war, und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jetzt handeln wie ihr bisher bei allen Antrægen zur Verbeßerung gehandelt habt; ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwiſchen Himmel und Erde nichts ſeyn ſolle das ihr nicht ſchon erforſcht hättet, dem gemeinſamen Wohle vorziehen: ſo ſeyd ihr durch dieſen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben; es wird keine Verbeßerung erfolgen, ſondern Verſchlimmerung auf Verſchlimmerung, ſo daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben daß ich das Alter als Alter verachte und herabſetze. Wird

nur durch Freyheit die Quelle des urſprünglichen Lebens und ſeiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, ſo wächſt die Klarheit, und mit ihr die Kraft, ſo lange das Leben dauert. Ein ſolches Leben lebt ſich beßer; die Schlacken der irdiſchen Abkunft fallen immer mehr ab, und es verodelt ſich herauf zum ewigen Leben, und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines ſolchen Alters ſöhnt nicht aus mit dem Böſen, ſondern ſie macht nur die Mittel klarer und die Kunſt gewandter um daſſelbe ſiegreich zu bekämpfen. Die Verſchlimmerung durch zunehmendes Alter iſt lediglich die Schuld unſrer Zeit, und allenthalben wo die Geſellſchaft ſehr verdorben iſt muß daſſelbe erfolgen. Nicht die Natur iſt es, die uns verdirbt: dieſe erzeugt uns in Unſchuld; die Geſellſchaft iſts. Wer nun der Einwirkung derſelben einmal ſich übergiebt, der muß natürlich immer ſchlechter werden, je länger er dieſem Einfluße ausgeſetzt iſt. Es wäre der Mühe werth, die Geſchichte anderer ſehr verdorbener Zeitalter in dieſer Rückſicht zu unterſuchen, und zu ſehen ob nicht z. B. auch unter der Regierung der römiſchen Imperatoren das, was einmal ſchlecht war, mit zunehmendem Alter immer ſchlechter geworden.

Euch Alte ſonach und Erfahrne, die ihr die Ausnahme macht, euch zuvörderſt beſchwœren dieſe Reden: beſtætigt, beſtärkt, berathet in dieſer Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel ſeyd, beſchwœren ſie: helfen ſollt ihr nicht, ſtœret nur dieſes einzige Mal nicht, ſtellt euch nicht wieder wie bisher immer in den Weg mit eurer Weisheit und euren tauſend Bedenklichkeiten. Dieſe Sache, ſo wie jede vernünftige Sache in der Welt, iſt nicht tauſendfach, ſondern einfach; welches auch unter die tauſend Dinge gehœrt die ihr nicht wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, ſo würde ſie uns ja früher gerettet haben. Dieß iſt nun, ſo wie alles Andere, vergeben und ſoll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernt nur endlich einmal euch ſelbſt erkennen, und ſchweiget.

Dieſe Reden beſchwœren euch Geſchäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wißenſchaft die für ſich ſelbſt etwas zu ſeyn begehrte von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabet als ob ihr dieſes alles zu vornehm verachtetet; ihr hieltet die Hände die dergleichen trieben und ihre Vorſchläge ſo weit von euch weg, als ihr irgend konntet, und der Vorwurf des Wahnſinnes oder der Rath ſie ins Tollhaus zu ſchicken war der Dank auf den ſie bei euch am gewißlichſten rechnen konnten. Dieſe hinwiederum getrauten ſich zwar nicht über euch mit derſelben Freymüthigkeit ſich zu äußern, weil ſie von euch abhiengen: aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die, daß ihr mit wenigen Ausnahmen ſeichte Schwätzer ſeyet und aufgeblaſene Prahler, Halbgelehrte die durch die Schule nur hindurchgeglitten, blinde Zutapper und Fortſchleicher in alter Geleiſe, und die ſonſt nichts wollten oder könnten. Straft ſie durch die That der Lüge, und ergreifet hierzu die jetzt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wißenſchaft; laßt euch bedeuten, und hœret und lernet was ihr nicht wißt: außerdem behaltet ihr Anklæger Recht.

Dieſe Reden beſchwœren euch Denker Gelehrte Schriftſteller, die ihr dieſes Namens werth ſeyd. Jener Tadel der Geſchäftsmänner an euch war in gewiſſem Sinne nicht ungerecht. Ihr gienget oft zu unbeſorgt in Gebiete des bloßen Denkens fort ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und

nachzusehen wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr beschriebet euch eure eigene Welt, und ließet die wirkliche zu verachtet und verschmähet auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höheren ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Geleise thuts ihm nicht: dieß ist eine ewige Wahrheit, und drückt in Gottes Namen mit unverhohlner Verachtung jeglichen nieder der es wagt, sich mit den Geschäften zu befaßen ohne dieses zu wißen. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen ist sowohl das Werk des Geschäftsmanns, der freylich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergeßen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifere sich vielmehr jeder Theil von seiner Seite dieselbe auszufüllen und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr beide unter einander euch also nothwendig seyd, wie Kopf und Arm sich nothwendig sind.

Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker Gelehrte Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seyd. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit Gedankenlosigkeit und Verflossenheit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr seyn; wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch so angelegen seyn dieses müßige Volk zu unterhalten, ohnerachtet ihr wißt daß es nichts gelernt hat, und nichts lernen will; nennt es Publicum, schmeichelt ihm als eurem Richter, hetzt es auf gegen eure Mitbewerber, und sucht diesen blinden und verworrnen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen; gebt endlich selbst in euren Recensieranstalten und Journalen ihm so Stoff wie Beispiel seiner vorschnellen Urtheilerey, indem ihr da ebenso ohne Zusammenhang und so aus freyer Hand in den Tag hinein urtheilt, meist ebenso abgeschmackt, wie es auch der letzte eurer Leser könnte? Denkt ihr nicht alle so, giebt es unter euch noch beßer gesinnte, warum vereinigen sich denn nicht diese Beßergesinnten um dem Unheile ein Ende zu machen? Was insbesondere jene Geschäftsmänner anbelangt, diese sind bei euch durch die Schule gelaufen: ihr sagt es selbst. Warum habt ihr denn diesen ihren Durchgang nicht wenigstens dazu benutzt, um ihnen einige stumme Achtung für die Wißenschaften einzuflößen, und besonders dem hochgebornen Jünglinge den Eigendünkel bei Zeiten zu brechen, und ihm zu zeigen daß Stand und Geburt in Sachen des Denkens nichts fördert? Habt ihr ihm vielleicht schon damals geschmeichelt, und ihn ungebührlich hervorgehoben, so traget nun was ihr selbst veranlaßt habt.

Sie wollen euch entschuldigen, diese Reden, mit der Voraussetzung daß ihr die Wichtigkeit eures Geschäfts nicht begriffen hättet; sie beschwören euch daß ihr euch von Stand

an bekannt macht mit dieſer Wichtigkeit, und es nicht länger als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernt euch ſelbſt achten, und zeigt in eurem Handeln daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erſte Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß den ihr auf die angetragene Entſchließung euch geben, und durch die Weiſe wie ihr euch dabei benehmen werdet.

Dieſe Reden beſchwœren euch Fürſten Deutſchlands. Diejenigen, die euch gegenüber ſo thun, als ob man euch gar nichts ſagen dürfte, oder zu ſagen hätte, ſind verächtliche Schmeichler; ſie ſind arge Verleumder eurer ſelbſt: weiſet ſie weit weg von euch. Die Wahrheit iſt daß ihr eben ſo unwißend geboren werdet als wir andern alle, und daß ihr hœren müßt und lernen gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen ſollt aus dieſer natürlichen Unwißenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schickſals das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, iſt hier auf die mildeſte, und wie wir glauben, auf die allein gerechte und billige Weiſe dargelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeicheley, niemals aber Wahrheit hœren wollt, über dieſe Reden nicht beklagen. Dieß alles ſey vergeßen, ſo wie wir andern alle auch wünſchen daß unſer Antheil an der Schuld vergeßen werde. Jetzt beginnt, ſo wie für uns alle, alſo auch für euch ein neues Leben. Möchte doch dieſe Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit ſtolzem Selbſtgefühl darf ſie euch ſagen: Ihr beherſchet Völker, treu, bildſam, des Glücks würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürſten ſie beherſcht haben. Sie haben Sinn für die Freyheit, und ſind derſelben fæhig: aber ſie ſind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freyheit ſchien, weil ihr es ſo wolltet. Einige unter euch haben ſpæterhin anders gewollt, und ſie ſind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg ſcheinen mußte gegen einen der letzten Reſte deutſcher Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit; auch weil ihr es ſo wolltet. Sie dulden und tragen ſeitdem die drückende Laſt gemeinſamer Übel, und ſie hœren nicht auf euch treu zu ſeyn, mit inniger Ergebung an euch zu hangen, und euch zu lieben als ihre ihnen von Gott verliehene Vormünder. Möchtet ihr ſie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten kœnnen; möchtet ihr doch, frey von den Umgebungen, die nicht immer die ſchœnſte Seite der Menſchheit euch darbieten, herabſteigen kœnnen in die Hütten des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem ſtillen und verborgenen Leben dieſer Stände, zu denen die in den hœhern Ständen ſeltner gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben ſcheint, betrachtend folgen kœnnen: gewiſs, o gewiſs würde euch der Entſchluß ergreifen ernſtlicher denn jemals nachzudenken wie ihnen geholfen werden kœnne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hülfe vorgeſchlagen das ſie für ſicher, durchgreifend und entſcheidend halten. Laßet eure Räthe ſich berathſchlagen ob ſie es auch ſo finden, oder ob ſie ein beßeres wißen; nur daß es eben ſo entſcheidend ſey. Die Überzeugung aber daß etwas geſchehen müße, und auf der Stelle geſchehen müße, und etwas durchgreifendes und entſcheidendes geſchehen müße, und daß die Zeit der halben Maßregeln und der Hinhaltungsmittel vorüber ſey: dieſe Überzeugung möchten ſie gern, wenn ſie kœnnten, bis euch ſelbſt hervor bringen, indem ſie zu eurem Biederſinne noch das meiſte Vertrauen hegen.

Euch Deutſche insgeſammt, welchen Platz in der Geſellſchaft ihr einnehmen mœgt, beſchwœren dieſe Reden daß jeder unter euch

der da denken kann zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch eure Vorfahren. Denket daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden Römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu ‹Vertretet uns, überliefert unser Andenken ebenso ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel und groß und weise; wir schienen die Eingeweihten zu seyn und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf, und unsre Weisheit in Thorheit. Denn sollte der Deutsche Stamm einmal untergehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues. Wir standen jenem, und besiegten es: ihr seyd verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zu Theil worden überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesammt als Beherschendes der Welt zu vernichten. Werdet ihr dieß thun, dann seyd ihr würdig der Abkunft von uns.›

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreyheit. ‹Rettet auch unsere Ehre› rufen sie euch zu. ‹Uns war nicht ganz klar wofür wir stritten: außer dem rechtmäßigen Entschlusse in Sachen des Gewißens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu laßen trieb uns noch ein höherer Geist, der uns niemals sich ganz enthüllte. Euch ist er enthüllt, dieser Geist, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geisterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freyheit werde sich zu entwickeln und zu einem selbstständigen Daseyn empor zu wachsen, dafür floß unser Blut. An euch ists, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses, als das letzte worauf alle bisherige Entwickelung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorüberrauschenden leeren Poßenspiele, und die von uns erfochtene Geistes- und Gewißensfreyheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewißen geben soll.›

Es beschwören euch eure noch ungeborne Nachkommen. ‹Ihr rühmt euch eurer Vorfahren› rufen sie euch zu, ‹und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget daß bei euch die Kette nicht abreiße; machet daß auch wir uns eurer rühmen können und durch euch als untadeliches Mitglied hindurch uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlaßet nicht daß wir uns der Abkunft von euch schämen müßen als einer niederu barbarischen sclavischen, daß wir unsre Ab-

ſtammung verbergen, oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müßen um nicht ſogleich ohne weitere Prüfung weggeworfen und zertreten zu werden.' Wie das nächſte Geſchlecht, das von euch ausgehen wird, ſeyn wird, alſo wird euer Andenken ausfallen in der Geſchichte: ehrenvoll, wenn dieſes ehrenvoll für euch zeugt; ſogar über die Gebühr ſchmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenſchaft habt, und der Sieger eure Geſchichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt um die Überwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er ſie herabwürdigt, deſto gerechter ſteht er ſelbſt da. Wer kann wißen welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manches Volkes der Vorwelt in Vergeßenheit gerathen ſind, weil die Nachkommen unterjocht wurden, und der Überwinder ſeinen Zwecken gemäß, unwiderſprochen, Bericht über ſie erſtattete.

Es beſchwœret euch ſelbſt das Ausland, inwiefern dasſelbe nur noch im mindeſten ſich ſelbſt verſteht, und noch ein Auge hat für ſeinen wahren Vortheil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüther die noch immer nicht glauben können daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft, und der Wahrheit an das Menſchengeſchlecht eitel und ein leeres Trugbild ſeyen, und die daher annehmen daß die gegenwärtige eiſerne Zeit nur ein Durchgang ſey zu einem beßern Zuſtande. Dieſe, und in ihnen die geſammte neuere Menſchheit rechnet auf euch. Ein großer Theil derſelben ſtammt ab von uns; die Übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beſchwœren uns bei dem gemeinſamen vaterländiſchen Boden, auch ihrer Wiege, den ſie uns frey hinterlaßen haben; dieſe bei der Bildung die ſie von uns als Unterpfand eines höhern Glücks bekommen haben, uns ſelbſt auch für ſie und um ihrer willen zu erhalten, ſo wie wir immer geweſen ſind, aus dem Zuſammenhange des neu entſproßenen Geſchlechts nicht dieſes ihm ſo wichtige Glied herausreißen zu laßen, damit, wenn ſie einſt unſers Rathes, unſers Beiſpiels, unſrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, ſie uns nicht ſchmerzlich vermiſſen.

Alle Zeitalter, alle Weiſe und Gute die jemals auf Erden geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern miſchen ſich in dieſe Stimmen, und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; ſelbſt, wenn man ſo ſagen darf, die Vorſehung und der göttliche Weltplan bei Erſchaffung eines Menſchengeſchlechts, der ja nur da iſt um von Menſchen gedacht und durch Menſchen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beſchwœret euch ſeine Ehre und ſein Daſeyn zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müße immer beßer werden mit der Menſchheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derſelben ſeyen keine leere Träume, ſondern die Weißagung und das Unterpfand der einſtigen Wirklichkeit, Recht behalten ſollen, oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinſchlummern, und jedes Aufſluges in höhere Welten ſpotten: darüber ein letztes Endurtheil zu begründen iſt euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe ſowie mit ihren Mängeln iſt verſunken durch die eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Vœter. Iſt in dem, was in dieſen Reden dargelegt worden, Wahrheit, ſo ſeyd unter allen neuren Völkern ihr es, in denen der Keim der menſchlichen Vervollkommnung am entſchiedenſten liegt, und denen der Vorſchritt in der Entwicklung derſelben aufgetragen iſt. Gehet ihr in dieſer eurer Weſenheit zu Grunde, ſo gehet mit euch zugleich

alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zu Grunde. Hoffet nicht und tröstet euch nicht mit der aus der Luft gegriffenen, auf bloße Wiederholung der schon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweytes Mal nach Untergang der alten Bildung eine neue auf den Trümmern der ersten aus einer halb barbarischen Nation hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk, mit allen Erfordernissen zu dieser Bestimmung ausgestattet, vorhanden, und war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt, und ist von ihnen beschrieben; und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Untergangs zu setzen vermocht hätten, würden an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdecken können. Auch uns ist die gesammte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich faßen ließen? Ich denke, jeder der nur nicht bloß schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müßen. Es ist daher kein Ausweg: wenn Ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Dieß war es, ehrwürdige Versammlung, was ich Ihnen als meinen Stellvertretern der Nation, und durch Sie der gesammten Nation am Schluße dieser Reden noch einschärfen wollte und sollte.

FRIEDRICH WILHELM JOSEPH VON SCHELLING.

AUS DEN PHILOSOPHISCHEN UNTERSUCHUNGEN ÜBER DAS WESEN DER MENSCHLICHEN FREYHEIT.

Die Naturphilosophie unsrer Zeit hat zuerst in der Wißenschaft die Unterscheidung aufgestellt zwischen dem Wesen sofern es existiert, und dem Wesen sofern es bloß Grund von Existenz ist. Diese Unterscheidung ist so alt als die erste wißenschaftliche Darstellung derselben. Ohnerachtet es eben dieser Punct ist, bei welchem sie aufs Bestimmteste von dem Wege des Spinoza ablenkt, so konnte doch in Deutschland bis auf diese Zeit behauptet werden, ihre metaphysischen Grundsätze seyen mit denen des Spinoza einerley; und obwohl eben jene Unterscheidung es ist, welche zugleich die bestimmteste Unterscheidung der Natur von Gott herbeiführt, so verhinderte dieß nicht sie der Vermischung Gottes mit der Natur anzuklagen. Da es die nämliche Unterscheidung ist, auf welche die gegenwärtige Untersuchung sich gründet, so sey hier Folgendes zu ihrer Erläuterung gesagt.

Da nichts vor oder außer Gott ist, so muß er den Grund seiner Existenz in sich selbst

haben. Das sagen alle Philosophieen: aber sie reden von diesem Grund als einem bloßen Begriff ohne ihn zu etwas Reellem und Wirklichem zu machen. Dieser Grund seiner Existenz, den Gott in sich hat, ist nicht Gott, absolut betrachtet, d. h. sofern er existiert: denn er ist ja nur der Grund seiner Existenz; er ist die Natur in Gott, ein von ihm zwar unabtrennliches, aber doch unterschiednes Wesen. Analogisch kann dieses Verhältnifs durch das der Schwerkraft und des Lichtes in der Natur erläutert werden. Die Schwerkraft geht vor dem Licht her als dessen ewig dunkler Grund, der selbst nicht *actu* ist, und entflieht in die Nacht, indem das Licht (das Existierende) aufgeht. Selbst das Licht hält das Siegel nicht völlig unter dem sie beschlossen liegt. Sie ist eben darum weder das reine Wesen noch auch das actuale Seyn der absoluten Identität, sondern folgt nur aus ihrer Natur, oder ist sie, nämlich in der bestimmten Potenz betrachtet: denn übrigens gehört auch das, was beziehungsweise auf die Schwerkraft als existierend erscheint, an sich wieder zu dem Grunde, und Natur im Allgemeinen ist daher alles was jenseits des absoluten Seyns der absoluten Identität liegt. Was übrigens jenes Vorhergehen betrifft, so ist es weder als Vorhergehen der Zeit nach noch als Priorität des Wesens zu denken. In dem Zirkel daraus alles wird ist es kein Widerspruch, daß das, wodurch das Eine erzeugt wird, selbst wieder von ihm gezeugt werde. Es ist hier kein Erstes und kein Letztes, weil alles sich gegenseitig voraussetzt, keins das andre und doch nicht ohne das andre ist. Gott hat in sich einen innern Grund seiner Existenz, der in so fern ihm als Existierenden vorangeht: aber eben so ist Gott wieder das *Prius* des Grundes, indem der Grund, auch als solcher, nicht seyn könnte, wenn Gott nicht *actu* existierte.

Auf dieselbe Unterscheidung führt es von den Dingen ausgehende Betrachtung. Zuerst ist der Begriff der Immanenz völlig zu beseitigen, inwiefern etwa darin ein todtes Begriffenseyn der Dinge in Gott ausgedrückt werden soll. Wir erkennen vielmehr daß der Begriff des Werdens der einzige der Natur der Dinge angemessene ist. Aber sie können nicht werden in Gott, absolut betrachtet, indem sie *toto genere*, oder richtiger zu reden, unendlich von ihm verschieden sind. Um von Gott geschieden zu seyn müssen sie in einem von ihm verschiednen Grunde werden. Da aber doch nichts außer Gott seyn kann, so ist dieser Widerspruch nur dadurch aufzuheben, daß die Dinge ihren Grund in dem haben, was in Gott selbst nicht Er Selbst ist, d. h. in dem, was Grund seiner Existenz ist. Wollen wir uns dieses Wesen menschlich nähern bringen, so können wir sagen, es sey die Sehnsucht die das ewige Eine empfindet sich selbst zu gebären. Sie ist nicht das Eine selbst, aber doch mit ihm gleich ewig. Sie will Gott d. h. die ungründliche Einheit gebären: aber in so fern ist in ihr selbst noch nicht die Einheit. Sie ist daher für sich betrachtet nur Wille, aber Wille in dem kein Verstand ist, und darum auch nicht selbstständiger und vollkommner Wille, indem der Verstand eigentlich der Wille in dem Willen ist. Dennoch ist sie ein Willen des Verstandes, nämlich Sehnsucht und Begierde desselben: nicht ein bewußter, sondern ein ahndender Wille, dessen Ahndung der Verstand ist. Wir reden von dem Wesen der Sehnsucht an und für sich betrachtet, das wohl ins Auge gefaßt werden muß, ob es gleich längst durch das Höhere das sich aus ihm erhebt verdrängt ist, und obgleich wir es nicht fassen, sondern nur mit dem Geiste und den Gedanken erfaßen können. Nach der ewigen

That der Selbstoffenbarung ist nämlich in der Welt, wie wir sie jetzt erblicken, alles Regel Ordnung und Form: aber immer liegt noch im Grunde das Regellose, als könnte es einmal wieder durchbrechen, und nirgends scheint es, als wären Ordnung und Form das Ursprüngliche, sondern als wäre ein anfänglich regelloses zur Ordnung gebracht worden. Dieses ist an den Dingen die unergreifliche Basis der Realität, der nie aufgehende Rest, das was sich mit der grösten Anstrengung nicht in Verstand auflösen läßt, sondern ewig im Grunde bleibt. Aus diesem Verstandlosen ist im eigentlichen Sinne der Verstand gebosen. Ohne dieß vorangehende Dunkel giebt es keine Realität der Creatur; Finsternifs ist ihr nothwendiger Erbtheil. Gott allein, Er selbst der Existierende, wohnt im reinen Lichte: denn er allein ist von sich selbst. Der Eigendünkel des Menschen sträubt sich gegen diesen Ursprung aus dem Grunde, und sucht sogar sittliche Gründe dagegen auf. Dennoch wüßten wir nichts das den Menschen mehr antreiben könnte aus allen Kräften nach dem Lichte zu streben, als das Bewußtseyn der tiefen Nacht aus der er ans Daseyn gehoben worden. Die weibischen Klagen daß so das Verstandlose zur Wurzel des Verstandes, die Nacht zum Anfang des Lichtes gemacht werde, beruhen zwar zum Theil auf Mifsverstand der Sache; indem man nicht begreift wie mit dieser Ansicht die Priorität des Verstandes und Wesens dem Begriff nach dennoch bestehen kann: aber sie drücken das wahre System heutiger Philosophen aus, die gern *fumum ex fulgore* machen wollten; wenn aber selbst die gewaltsamste Fichtesche Praecipitation nicht hinreicht. Alle Geburt ist Geburt aus Dunkel ans Licht: das Samenkorn muß in die Erde versenkt werden und in der Finsternifs sterben, damit die schönere Lichtgestalt sich erhebe und am Sonnenstral sich entfalte; der Mensch wird im Mutterleibe gebildet; und aus dem Dunkeln des Verstandlosen, aus Gefühl, Sehnsucht, der herrlichen Mutter der Erkenntnifs, erwachsen erst die lichten Gedanken. So also müßen wir die ursprüngliche Sehnsucht uns vorstellen, wie sie zwar zu dem Verstande sich richtet, den sie noch nicht erkennt, wie wir in der Sehnsucht nach unbekanntem namenlosem Gut verlangen, und sich ahndend bewegt als ein wogend wallend Meer, der Materie des Platon gleich, nach dunkelm ungewissem Gesetz, unvermögend etwas Dauerndes für sich zu bilden. Aber entsprechend der Sehnsucht, welche als der noch dunkle Grund die erste Regung göttlichen Daseyns ist, erzeugt sich in Gott selbst eine innere reflexive Vorstellung, durch welche, da sie keinen andern Gegenstand haben kann als Gott, Gott sich selbst in einem Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist das erste worin Gott, absolut betrachtet, verwirklicht ist, obgleich nur in ihm selbst; sie ist im Anfange bei Gott, und der in Gott gezeugte Gott selbst. Diese Vorstellung ist zugleich der Verstand, das Wort jener Sehnsucht; und der ewige Geist, der das Wort in sich und zugleich die unendliche Sehnsucht empfindet, von der Liebe bewogen, die er selbst ist, spricht das Wort aus, daß nun der Verstand mit der Sehnsucht zusammen frey schaffender und allmächtiger Wille wird, und in der anfänglich regellosen Natur als in seinem Element oder Werkzeuge bildet. Die erste Wirkung des Verstandes in ihr ist die Scheidung der Kräfte, indem er nur dadurch die in ihr unbewußt, als in einem Saamen, aber doch nothwendig enthaltne Einheit zu entfalten vermag; so wie im Menschen in die dunkle Sehnsucht etwas zu schaffen dadurch Licht tritt, daß in dem chaotischen Gemenge der Gedanken, die alle

zusammenhängen, jeder aber den andern hindert hervorzutreten, die Gedanken sich scheiden, und nun die im Grunde verborgen liegende, alle unter sich befassende Einheit sich erhebt; oder wie in der Pflanze nur im Verhältnifs der Entfaltung und Ausbreitung der Kräfte das dunkle Band der Schwere sich löst, und die im geschiedenen Stoff verborgne Einheit entwickelt wird. Weil nemlich dieses Wesen der anfänglichen Natur nichts anders ist als der ewige Grund zur Existenz Gottes, so muß es in sich selbst, obwohl verschlossen, das Wesen Gottes gleichsam als einen im Dunkel der Tiefe leuchtenden Lebensblick enthalten. Die Sehnsucht aber, vom Verstande erregt, strebt nunmehr den in sich ergriffnen Lebensblick zu erhalten, und sich in sich selbst zu verschließen, damit immer ein Grund bleibe. Indem also der Verstand, oder das in die anfängliche Natur gesetzte Licht, die in sich selbst zurückstrebende Sehnsucht zur Scheidung der Kräfte (zum Aufgeben der Dunkelheit) erregt, eben in dieser Scheidung aber die im Geschiedenen verschlossene Einheit den verborgnen Lichtblick hervorhebt, so entsteht auf diese Art zuerst etwas Begreifliches und Einzelnes, und zwar nicht durch äußre Vorstellung, sondern durch wahre Ein-Bildung, indem das Entstehende in die Natur hineingebildet wird, oder richtiger noch durch Erweckung, indem der Verstand die in dem geschiedenen Grund verborgene Einheit oder Idee hervorhebt. Die in dieser Scheidung getrennten, aber nicht völlig aus einander getretenen Kräfte sind der Stoff woraus nachher der Leib configuriert wird; das aber in der Scheidung, also aus der Tiefe des natürlichen Grundes, als Mittelpunct der Kräfte entstehende lebendige Band ist die Seele. Weil der ursprüngliche Verstand die Seele aus einem von ihm unabhängigen Grunde als Inneres hervorhebt, so bleibt sie eben damit selbst unabhängig von ihm als ein besondres und für sich bestehendes Wesen.

Es ist leicht einzusehen daß bei dem Widerstreben der Sehnsucht, welches nothwendig ist zur vollkommnen Geburt, das allerinnerste Band der Kräfte nur in einer stufenweise geschehenden Entfaltung sich löst, und bei jedem Grade der Scheidung der Kräfte ein neues Wesen aus der Natur entsteht, dessen Seele um so vollkommner seyn muß, je mehr es das, was in den andern noch ungeschieden ist, geschieden enthält. Zu zeigen wie jeder folgende Proceß dem Wesen der Natur näher tritt, bis in der höchsten Scheidung der Kräfte das allerinnerste Centrum aufgeht, ist die Aufgabe einer vollständigen Naturphilosophie. Für den gegenwärtigen Zweck ist nur Folgendes wesentlich. Jedes der auf die angezeigte Art in der Natur entstandnen Wesen hat ein doppeltes Princip in sich, das jedoch im Grunde nur ein und das nemliche ist, von den beiden möglichen Seiten betrachtet. Das erste Princip ist das, wodurch sie von Gott geschieden oder wodurch sie im bloßen Grunde sind: da aber zwischen dem was im Grunde, und dem was im Verstande vorgebildet ist, doch eine ursprüngliche Einheit statt findet, und der Proceß der Schöpfung nur auf eine innere Transmutation oder Verklärung des anfänglich dunkeln Princips in das Licht geht, weil der Verstand, oder das in die Natur gesetzte Licht, in dem Grunde eigentlich nur das ihm verwandte, nach ihm gekehrte Licht sucht: so ist das seiner Natur nach dunkle Princip eben dasjenige, welches zugleich in Licht verklärt wird, und beide sind, obwohl nur in bestimmtem Grade, Eins in jedem Naturwesen. Das Princip, sofern es aus dem Grunde stammt und dunkel ist, ist der Eigenwille der Creatur, der aber, sofern er noch

nicht zur vollkommnen Einheit mit dem Licht, als Princip des Verſtandes, erhoben iſt, es nicht faßt, bloße Sucht oder Begierde d. h. blinder Wille iſt. Dieſem Eigenwillen der Creatur ſteht der Verſtand als Univerſalwille entgegen, der jenen gebraucht, und als bloßes Werkzeug ſich unterordnet. Wenn aber endlich durch fortſchreitende Umwandlung und Scheidung aller Kräfte der innerſte und tiefſte Punct der anfänglichen Dunkelheit in einem Weſen ganz in Licht verklärt iſt, ſo iſt der Wille desſelben Weſens zwar, inwiefern es ein Einzelnes iſt, ebenfalls ein Particularwille, an ſich aber, oder als das Centrum aller andern Particularwillen, mit dem Urwillen oder dem Verſtande Eins, ſo daß aus beiden jetzt ein einiges Ganzes wird. Dieſe Erhebung des allertiefſten *Centri* in Licht geſchieht in keiner der uns ſichtbaren Creaturen außer im Menſchen. Im Menſchen iſt die ganze Macht des Princips, und in eben demſelben zugleich die ganze Kraft des Lichts. In ihm iſt der tiefſte Abgrund, und der höchſte Himmel, oder beide *Centra*. Der Wille des Menſchen iſt der in der ewigen Sehnſucht verborgene Keim des nur noch im Grunde vorhandnen Gottes; der in der Tiefe verſchloßene göttliche Lebensblick, den Gott erſah, als er den Willen zur Natur faßte. In ihm (im Menſchen) allein hat Gott die Welt geliebt, und eben dieſes Ebenbild Gottes hat die Sehnſucht im *Centro* ergriffen, als ſie mit dem Licht in Gegenſatz trat. Der Menſch hat dadurch, daß er aus dem Grunde entſpringt (creatürlich iſt), ein relativ auf Gott unabhängiges Princip in ſich: aber dadurch, daß eben dieſes Princip, ohne daß es deshalb aufhörte dem Grunde nach dunkel zu ſeyn, in Licht verklärt iſt, geht zugleich ein Höheres in ihm auf, der Geiſt. Denn der ewige Geiſt ſpricht die Einheit oder das Wort aus in die Natur. Das ausgeſprochene (reale) Wort aber iſt nur in der Einheit von Licht und Dunkel (Selbſtlauter und Mitlauter). Nun ſind zwar in allen Dingen die beiden Principien, aber ohne völlige Conſonanz wegen der Mangelhaftigkeit des aus dem Grunde erhobenen. Erſt im Menſchen alſo wird das in allen andern Dingen noch zurückgehaltne und unvollſtändige Wort völlig ausgeſprochen. Aber in dem ausgeſprochnen Wort offenbart ſich der Geiſt d. h. Gott als *actu* exiſtierend. Indem nun die Seele lebendige Identität beider Principien iſt, iſt ſie Geiſt; und Geiſt iſt in Gott. Wäre nun im Geiſt des Menſchen die Identität beider Principien eben ſo unauflöslich als in Gott, ſo wäre kein Unterſchied, d. h. Gott als Geiſt würde nicht offenbar. Diejenige Einheit, die in Gott unzertrennlich iſt, muß alſo im Menſchen zertrennlich ſeyn: und dieſes iſt die Möglichkeit des Guten und des Böſen.

DER VORLESUNGEN ÜBER DIE METHODE DES ACADEMISCHEN STUDIUMS ZEHNTE.

ÜBER DAS STUDIUM DER HISTORIE UND DER JURISPRUDENZ.

Wie das Abſolute ſelbſt in der Doppelgeſtalt der Natur und Geſchichte als Ein und dasſelbige erſcheint, zerlegt die Theologie als Indifferenzpunct der realen Wißenſchaften ſich von der einen Seite in die Hiſtorie, von der andern in die Naturwißenſchaft, deren jede ihren Gegenſtand getrennt von dem andern und eben damit auch von der oberſten Einheit betrachtet.

Dieß verhindert nicht daß nicht jede derſelben in ſich den Centralpunct herſtellen, und ſo in das Urwißen zurückgehen könnte.

Die gemeine Vorſtellung der Natur und Geſchichte iſt daß in jener alles durch empiriſche Nothwendigkeit, in dieſer alles durch Freyheit geſchehe. Aber eben dieß ſind ſelbſt nur die Formen oder Arten außer dem Abſoluten zu ſeyn. Die Geſchichte iſt in ſo fern die höhere Potenz der Natur, als ſie im Idealen ausdrückt was dieſe im Realen; dem Weſen nach aber iſt eben deswegen dasſelbe in beiden, nur verändert durch die Beſtimmung oder Potenz unter der es geſetzt iſt. Könnte in beiden das reine An-ſich erblickt werden, ſo würden wir dasſelbe, was in der Geſchichte ideal, in der Natur real vorgebildet erkennen. Die Freyheit, als Erſcheinung, kann nichts erſchaffen: es iſt Ein Univerſum welches die zweyfache Form der abgebildeten Welt, jede für ſich und in ihrer Art, ausdrückt. Die vollendete Welt der Geſchichte wäre demnach ſelbſt eine ideale Natur, der Staat, als der äußere Organiſmus einer in der Freyheit ſelbſt erreichten Harmonie der Nothwendigkeit und der Freyheit. Die Geſchichte, ſofern ſie die Bildung dieſes Vereins zum vorzüglichſten Gegenſtand hat, wäre Geſchichte in engern Sinn des Wortes.

Die Frage welche uns hier zunächſt entgegenkommt, nämlich ob Hiſtorie Wißenſchaft ſeyn könne, ſcheint wegen ihrer Beantwortung keinen Zweifel zuzulaßen. Was nämlich Hiſtorie als ſolche, und von dieſer iſt die Rede, der letzten entgegengeſetzt iſt, wie im Vorhergehenden allgemein angenommen wurde, ſo iſt klar daß ſie nicht ſelbſt Wißenſchaft ſeyn könne, und wenn die realen Wißenſchaften Syntheſen des Philoſophiſchen und Hiſtoriſchen ſind, ſo kann eben deswegen die Hiſtorie ſelbſt nicht wieder eine ſolche ſeyn, ſo wenig als es Philoſophie ſeyn kann. Sie trete alſo in der letzten Beziehung mit dieſer auf gleichen Rang.

Um dieſes Verhältniſs noch beſtimmter einzuſehen unterſcheiden wir die verſchiedenen Standpuncte auf welchen Hiſtorie gedacht werden könnte.

Der höchſte der von uns im Vorhergehenden erkannt wurde iſt der religiöſe, oder derjenige, in welchem die ganze Geſchichte als Werk der Vorſehung begriffen wird. Daß dieſer nicht in der Hiſtorie als ſolcher geltend gemacht werden könne folgt daraus, daß er von dem philoſophiſchen nicht weſentlich verſchieden iſt. Es verſteht ſich,

daß ich hiemit weder die religiöse noch die philosophische Construction der Geschichte läugne: allein jene gehört der Theologie, diese der Philosophie an, und ist von der Historie als solcher nothwendig verschieden.

Der entgegengesetzte Standpunct des Absoluten ist der empirische, welcher wieder zwey Seiten hat: die der reinen Aufnahme und Ausmittlung des Geschehenen, welche Sache des Geschichtforschers ist, der von dem Historiker als solcher nur eine Seite repræsentiert; die der Verbindung des empirischen Stoffs nach einer Verstandes-Identität, oder, weil die letztere nicht in den Begebenheiten an und für sich selbst liegen kann, indem diese empirisch viel mehr zufällig und nicht harmonisch erscheinen, der Anordnung nach einem durch das Subject entworfenen Zweck, der in so fern didactisch oder politisch ist. Diese Behandlung der Geschichte in ganz bestimmter, nicht allgemeiner Absicht ist was der von den Alten festgesetzten Bedeutung zufolge die pragmatische heißt. So ist Polybius, der sich über diesen Begriff ausdrücklich erklärt, pragmatisch wegen der ganz bestimmten auf die Technik des Kriegs gerichteten Absicht seiner Geschichtsbücher; so Tacitus, weil er Schritt vor Schritt an dem Verfall des römischen Staats die Wirkungen der Sittenlosigkeit und des Despotismus darstellt.

Die Modernen sind geneigt den pragmatischen Geist für das Höchste in der Historie zu halten, und zieren sich selbst unter einander mit dem Prædicat desselben als mit dem größten Lob. Aber eben wegen ihrer subjectiven Abhängigkeit wird Niemand der Sinn hat die Darstellungen der beiden angeführten Geschichtschreiber in den ersten Rang der Historie setzen. Bei den Deutschen hat es nun überdieß mit dem pragmatischen Geist in der Regel die Bewandtniß, wie bei dem Famulus in Göthes Faust: «Was sie den Geist der Zeiten nennen ist ihr eigner Geist, worin die Zeiten sich bespiegeln.» In Griechenland ergriffen die erhabensten gereiftesten erfahrungsreichsten Geister den Griffel der Geschichte um sie wie mit ewigen Charactern zu schreiben. Herodotus ist ein wahrhaft Homerischer Kopf; im Thucydides concentriert sich die ganze Bildung des Periceischen Zeitalters zu einer göttlichen Anschauung. In Deutschland, wo die Wißenschaft immer mehr eine Sache der Industrie wird, wagen sich gerade die geistlosesten Köpfe an die Geschichte. Welch ein widerlicher Anblick das Bild großer Begebenheiten und Charactere im Organ eines kurzsichtigen und einfältigen Menschen entworfen! besonders wenn er sich noch Gewalt anthut Verstand zu haben, und diesen etwa darein setzt, die Größe der Zeiten und Völker nach beschränkten Ansichten, z. B. Wichtigkeit des Handels, diesen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen, zu schätzen, und überhaupt einen so viel möglich gemeinen Maaßstab an alles Erhabene zu legen; oder wenn er auf der andern Seite den historischen Pragmatismus darinn sucht, sich selbst durch Raisonnieren über die Begebenheiten oder Ausschmücken des Stoffs mit leeren rhetorischen Floskeln geltend zu machen, z. B. von den beständigen Fortschritten der Menschheit, und wie Wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht.

Dennoch ist selbst unter dem Heiligsten nichts das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes; nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge.

Der pragmatiſche Zweck der Geſchichte ſchließt von ſelbſt die Univerſalität aus, und fodert nothwendig auch einen beſchränkten Gegenſtand. Der Zweck der Belehrung verlangt eine richtige und empiriſch begründete Verknüpfung der Begebenheiten, durch welche der Verſtand zwar aufgeklärt wird, die Vernunft aber ohne andere Zuthat unbefriedigt bleibt. Auch Kants Plan einer Geſchichte im weltbürgerlichen Sinn beabſichtigt eine bloße Verſtandesgeſetzmäßigkeit im Ganzen derſelben, die nur höher, nämlich in der allgemeinen Nothwendigkeit der Natur, geſucht wird, durch welche aus dem Krieg der Friede, zuletzt ſogar der ewige, und aus vielen andern Verirrungen endlich die echte Rechtsverfaßung entſtehen ſoll. Allein dieſer Plan der Natur iſt ſelbſt nur der empiriſche Wiederſchein der wahren Nothwendigkeit, ſo wie die Abſicht einer darnach geordneten Geſchichte nicht ſowohl eine weltbürgerliche als eine bürgerliche heißen müßte, den Fortgang nämlich der Menſchheit zum ruhigen Verkehr Gewerbe und Handelsbetrieb unter ſich, und dieſes ſonach überhaupt als die höchſten Früchte des Menſchenlebens und ſeiner Anſtrengungen darzuſtellen.

Es iſt klar, daß, da die bloße Verknüpfung der Begebenheiten nach empiriſcher Nothwendigkeit immer nur pragmatiſch ſeyn kann, die Hiſtorie aber in ihrer höchſten Idee von aller ſubjectiven Beziehung unabhängig und befreyt ſeyn muß, auch überhaupt der empiriſche Standpunct nicht der höchſte ihrer Darſtellungen ſeyn könne.

Auch die wahre Hiſtorie beruht auf einer Syntheſis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philoſophie, da dieſe die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal iſt, Hiſtorie aber ganz in jener und doch zugleich ideal ſeyn ſoll. Dieſes iſt nirgend als in der Kunſt möglich, welche das Wirkliche ganz beſtehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten oder Geſchichten aber in einer Vollendung und Einheit darſtellt wodurch ſie Ausdruck der höchſten Ideen werden. Die Kunſt alſo iſt es, wodurch die Hiſtorie, indem ſie Wiſſenſchaft des Wirklichen als ſolchen iſt, zugleich über daſſelbe auf das höhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wiſſenſchaft ſteht; und der dritte und abſolute Standpunct der Hiſtorie iſt demnach der der hiſtoriſchen Kunſt.

Wir haben das Verhältniß deſſelben zu den vorher angegebenen zu zeigen.

Es verſteht ſich, daß der Hiſtoriker nicht einer vermeinten Kunſt zu lieb den Stoff der Geſchichte verändern kann, deren oberſtes Geſetz Wahrheit ſeyn ſoll. Eben ſo wenig kann die Meinung ſeyn daß die höhere Darſtellung den wirklichen Zuſammenhang der Begebenheiten vernachläßige: es hat vielmehr hiermit ganz dieſelbe Bewandtniß wie mit der Begründung der Handlungen im Drama, wo zwar die einzelne aus der vorhergehenden und zuletzt alles aus der erſten Syntheſis mit Nothwendigkeit entſpringen muß, die Aufeinanderfolge ſelbſt aber nicht empiriſch, ſondern nur aus einer höhern Ordnung der Dinge begreiflich ſeyn muß. Erſt dann erhält die Geſchichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empiriſchen Urſachen, indem ſie den Verſtand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erſcheinung einer höhern Nothwendigkeit gebraucht werden. In ſolcher Darſtellung kann die Geſchichte die Wirkung des größten und erſtaunenswürdigſten Drama nicht verfehlen, das nur in einem unendlichen Geiſte gedichtet ſeyn kann.

Wir haben die Hiſtorie auf die gleiche Stufe mit der Kunſt geſetzt. Aber was dieſe darſtellt iſt immer eine Identitæt der Nothwendigkeit und Freyheit, und dieſe Erſcheinung, vornehmlich in der Tragœdie, iſt der eigentliche Gegenſtand unſerer Bewunderung. Dieſe ſelbe Identitæt aber iſt zugleich der Standpunct der Philoſophie und ſelbſt der Religion für die Geſchichte, da dieſe in der Vorſehung nichts anders als die Weisheit erkennt welche in dem Plane der Welt die Freyheit der Menſchen mit der allgemeinen Nothwendigkeit und umgekehrt dieſe mit jener vereinigt. Nun ſoll aber die Hiſtorie wahrhaft weder auf dem philoſophiſchen noch auf dem religiœſen Standpunct ſtehen. Sie wird demnach auch jene Identitæt der Freyheit und Nothwendigkeit in dem Sinne darſtellen müßen, wie ſie vom Geſichtspunct der Wirklichkeit aus erſcheint, den ſie auf keine Weiſe verlaßen ſoll. Von dieſem aus iſt ſie aber nur als unbegriffene und ganz objective Identitæt erkennbar, als Schickſal. Die Meinung iſt nicht daß der Geſchichtſchreiber das Schickſal im Munde führe, ſondern daß es durch die Objectivitæt ſeiner Darſtellung von ſelbſt und ohne ſein Zuthun erſcheine. Durch die Geſchichtbücher des Herodotus gehen Verhängniſs und Vergeltung als unſichtbare überall waltende Gottheiten; in dem hœheren und völlig unabhängigen Styl des Thucydides, der ſich ſchon durch die Einführung der Reden dramatiſch zeigt, iſt jene hœhere Einheit in der Form ausgedrückt und ganz bis zur äußern Erſcheinung gebracht.

Über die Art wie Hiſtorie ſtudiert werden ſoll mœge Folgendes hinreichen. Sie muß im Ganzen nach Art des Epos betrachtet werden, das keinen beſtimmten Anfang und kein beſtimmtes Ende hat: man nehme denjenigen Punct heraus, den man für den bedeutendſten und intereſſanteſten hält, und von dieſem aus bilde und erweitere ſich das Ganze nach allen Richtungen.

Man meide die ſogenannten Univerſalhiſtorien, die nichts lehren: andere giebt es noch nicht. Die wahre Univerſalgeſchichte müßte im epiſchen Styl, alſo in dem Geiſte verfaßt ſeyn, deſſen Anlage im Herodotus iſt. Was man jetzt ſo nennt ſind Compendien, darinn alles Beſondere und Bedeutende verwiſcht iſt. Auch derjenige aber, der Hiſtorie nicht zu ſeinem beſondern Fach wählt, gehe ſo viel mœglich zu den Quellen und den Particulargeſchichten, die ihn bei weitem mehr unterrichten. Er lerne für die neuere Geſchichte die naive Einfalt der Chroniken lieb gewinnen, die keine prætenſionvollen Characterſchilderungen machen, oder pſychologiſch motivieren.

Wer ſich zum hiſtoriſchen Künſtler bilden will halte ſich einzig an die großen Muſter der Alten, welche nach dem Zerfall des allgemeinen und öffentlichen Lebens nie wieder erreicht werden konnten. Wenn wir von Gibbon abſehen, deſſen Werk die umfaßende Conception und die ganze Macht des großen Wendepunctes der neueren Zeit für ſich hat, obgleich er nur Redner, nicht Geſchichtſchreiber iſt, exiſtieren bloß wahrhaft nationelle Hiſtoriker, unter denen die ſpætere Zeit nur Macchiavelli und Johannes Müller nennen wird.

Welche Stufen derjenige zu erklimmen hat, der würdiger Weiſe die Geſchichte verzeichnen will, könnten die, ſo dieſem Beruf ſich weihen, vorerſt nur aus den Briefen welche dieſer als Jüngling geſchrieben ohngefähr ermeßen. Aber überhaupt alles was Wißenſchaft und Kunſt, was ein erfahrungsreiches und öffentliches Leben vermœgen, muß dazu beitragen den Hiſtoriker zu bilden.

Die erſten Urbilder des hiſtoriſchen Styls ſind das Epos in ſeiner urſprünglichen Geſtalt und die Tragœdie: denn wenn die univerſelle Geſchichte, deren Anfänge wie die Quellen des Nils unerkennbar, die epiſche Form und Fülle liebt, will die beſondere dagegen mehr concentriſch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct gebildet ſeyn; davon zu ſchweigen, daß für den Hiſtoriker die Tragœdie die wahre Quelle großer Ideen und der erhabenen Denkungsart iſt, zu welcher er gebildet ſeyn muß.

Als den Gegenſtand der Hiſtorie im engern Sinne beſtimmten wir die Bildung eines objectiven Organiſmus der Freyheit oder des Staats. Es giebt eine Wißenſchaft deſſelben, ſo nothwendig es eine Wißenſchaft der Natur giebt. Seine Idee kann um ſo weniger aus der Erfahrung genommen ſeyn, da dieſe hier vielmehr ſelbſt erſt nach Ideen geſchaffen, und der Staat als Kunſtwerk erſcheinen ſoll.

Wenn die realen Wißenſchaften überhaupt nur durch das hiſtoriſche Element von der Philoſophie geſchieden ſind, ſo wird daſſelbe auch von der Rechtswißenſchaft gelten: aber nur ſo viel von dem Hiſtoriſchen derſelben kann der Wißenſchaft angehœren, als Ausdruck von Ideen iſt; nicht alſo was ſeiner Natur nach bloß endlich iſt, wie alle Formen der Geſetze, die ſich allein auf den äußeren Mechaniſmus des Staats beziehen; wohin faſt der ganze Inbegriff derjenigen gehœrt, welche in der gegenwärtigen Rechtswißenſchaft gelehrt werden, und in denen man den Geiſt eines öffentlichen Zuſtandes nur noch wie in Trümmern wohnen ſieht.

In Anſehung derſelben giebt es keine andere Vorſchrift als ſie empiriſch, wie es zu dem Gebrauch in einzelnen Fällen vor Gerichtshœfen oder in öffentlichen Verhältniſſen nothig iſt, zu erlernen und zu lehren, und nicht die Philoſophie zu entweihen, indem man ſie in Dinge einmiſcht welche an ihr keinen Theil haben. Die wißenſchaftliche Conſtruction des Staats würde, was das innere Leben deſſelben betrifft, kein entſprechendes hiſtoriſches Element in den ſpæteren Zeiten finden, außer inwiefern ſelbſt das Entgegengeſetzte wieder zum Reflex desjenigen dient, von dem es dich iſt. Das Privatleben und mit ihm auch das Privatrecht hat ſich von dem öffentlichen getrennt: jenes hat aber, abgeſondert von dieſem, ſo wenig Abſolutheit, als es in der Natur das Seyn der einzelnen Kœrper und ihr beſonderes Verhältniß unter einander hat. Da in der gänzlichen Zurückziehung des allgemeinen und öffentlichen Geiſtes von dem einzelnen Leben dieſes als die rein endliche Seite des Staats und völlig todt zurückgeblieben iſt, ſo iſt auf die Geſetzmäßigkeit die in ihm herſcht durchaus keine Anwendung von Ideen, und höchſtens die eines mechaniſchen Scharfſinnes moeglich um die empiriſchen Gründe derſelben in einzelnen Fällen darzuthun oder ſtreitige Fälle nach jenen zu entſcheiden.

Was allein von dieſer Wißenſchaft einer univerſell-hiſtoriſchen Anſicht fæhig ſeyn möchte iſt die Form des öffentlichen Lebens, inwiefern dieſe auch ihren beſondern Beſtimmungen nach aus dem Gegenſatz der neuen mit der alten Welt begriffen werden kann, und eine allgemeine Nothwendigkeit hat.

Die Harmonie der Nothwendigkeit und Freyheit, die ſich nothwendig äußerlich und in einer objectiven Einheit ausdrückt, differentiiert ſich in dieſer Erſcheinung ſelbſt wieder nach zwey Seiten, und hat eine verſchiedene Geſtalt je nachdem ſie im Realen oder Idealen ausgedrückt wird. Die vollkommene Erſcheinung derſelben im Re-

ſtern iſt der vollkommene Staat; deſſen Idee erreicht iſt, ſobald das Beſondere und das Allgemeine abſolut Eins, alles was nothwendig zugleich frey, und alles frey geſchehende zugleich nothwendig iſt. Indem das äußere und öffentliche Leben in einer objectiven Harmonie jener beiden verſchwand, mußte es durch das ſubjective in einer idealen Einheit erſetzt werden; welche die Kirche iſt. Der Staat in ſeiner Entgegenſetzung gegen die Kirche iſt ſelbſt wieder die Naturſeite des Ganzen, worinn beide Eins ſind. In ſeiner Abſolutheit mußte er das Entgegengeſetzte für die Erſcheinung verdrängen, eben deswegen weil er es begriff; wie der griechiſche Staat keine Kirche kannte, wenn man nicht die Myſterien dafür rechnen will, die aber ſelbſt nur ein Zweig des öffentlichen Lebens waren: ſeit die Myſterien exoteriſch ſind, iſt der Staat dagegen eſoteriſch, da in ihm nur das Einzelne im Ganzen, zu welchem es im Verhältniß der Differenz iſt, nicht aber das Ganze auch im Einzelnen lebt. In der realen Erſcheinung des Staats exiſtierte die Einheit in der Vielheit, ſo daß ſie völlig mit ihr eins war: mit der Entgegenſetzung beider ſind auch alle andere in dieſer begriffnen Gegenſätze im Staat hervorgetreten. Die Einheit mußte das Herſchende werden, aber nicht in der abſoluten, ſondern abstracten Geſtalt, in der Monarchie, deren Begriff mit dem der Kirche weſentlich verflochten iſt. Im Gegentheil mußte die Vielheit oder Menge durch ihre Entgegenſetzung mit der Einheit ſelbſt ganz in Einzelnheit zerfallen, und hörte auf Werkzeug des Allgemeinen zu ſeyn. Wie die Vielheit in der Natur als Einbildung der Unendlichkeit in die Endlichkeit wieder abſolut, in ſich Einheit und Vielheit iſt: ſo war in dem vollkommnen Staat die Vielheit eben dadurch, daß ſie zu einer abgeſchloßenen Welt (im Sclavenſtand) organiſiert war, innerhalb derſelben abſolut, die geſonderte, aber eben deswegen in ſich beſtehende, reale Seite des Staats; während aus dem gleichen Grunde die Freyen in dem reinen Æther eines idealen und dem der Ideen gleichen Lebens ſich bewegten. Die neue Welt iſt in allen Beziehungen die Welt der Miſchung, wie die alte die der reinen Sonderung und Beſchränkung. Die ſogenannte bürgerliche Freyheit hat nur die trübſte Vermengung der Sclaverey mit der Freyheit, aber kein abſolutes und eben dadurch wieder freyes Beſtehen der einen oder andern hervorgebracht. Die Entgegenſetzung der Einheit und der Vielheit machte in dem Staat die Mittler nothwendig, die aber in dieſer Mitte von Herſchen und Beherſchtſeyn zu keiner abſoluten Welt ſich ausbildeten, und nur in der Entgegenſetzung waren, niemals aber eine unabhängige, ihnen eigenthümlich inwohnende und weſentliche Realität erlangten.

Das erſte Streben eines jeden der die poſitive Wißenſchaft des Rechts und des Staats ſelbſt als ein Freyer begreifen will, müßte dieſes ſeyn, ſich durch Philoſophie und Geſchichte die lebendige Anſchauung der ſpäteren Welt und der in ihr nothwendigen Formen des öffentlichen Lebens zu verſchaffen: es iſt nicht zu berechnen, welche Quelle der Bildung in dieſer Wißenſchaft eröffnet werden könnte, wenn ſie mit unabhängigem Geiſte frey von der Beziehung auf den Gebrauch und an ſich behandelt würde.

Die weſentliche Vorausſetzung hiezu iſt die echte und aus Ideen geführte Conſtruction des Staats, eine Aufgabe von welcher bis jetzt die Republik des Plato die einzige Auflöſung iſt. Obgleich wir auch hierinn

den Gegenſatz des Modernen und Antiken anerkennen müßen, wird dieſes göttliche Werk doch immer das Urbild und Muſter bleiben. Was ſich über die wahre Syntheſis des Staats in dem gegenwärtigen Zuſammenhang ausſprechen ließ, iſt im Vorhergehenden wenigſtens angedeutet und kann ohne die Ausführung oder die Hinweiſung auf ein vorhandenes Document nicht weiter erklärt werden. Ich beſchränke mich daher auf die Anzeige desjenigen, was in der bisherigen Behandlung des ſogenannten Naturrechts allein beabſichtigt und geleiſtet worden.

Faſt am hartnäckigſten hat in dieſem Theil der Philoſophie ſich das analytiſche Weſen und der Formalismus erhalten. Die erſten Begriffe wurden entweder aus dem römiſchen Recht oder von irgend einer gangbaren Form hergenommen, ſo daß das Naturrecht nicht nur alle mœglichen Triebe der menſchlichen Natur, die ganze Pſychologie, ſondern auch alle erdenkliche Formeln nach und nach durchgewandert iſt. Durch Analyſe derſelben wurde eine Reihe formaler Sätze gefunden, mit deren Hülfe man nachher in der poſitiven Jurisprudenz aufzuräumen hoffte.

Beſonders haben Kantiſche Juriſten dieſe Philoſophie als Magd ihrer Scienz zu brauchen fleißig angefangen, und zu dieſem Behuf auch richtig immer das Naturrecht reformiert. Dieſe Art des Philoſophierens äußert ſich als ein Schnappen nach Begriffen, gleich viel welcher Art ſie ſind, nur daß ſie eine Einzelheit ſeyen, damit der, welcher ſie aufgefangen, durch die Mühe die er ſich giebt die übrige Maſſe nach ihr zu verziehen, ſich das Anſehen eines eignen Syſtems geben könne; das aber dann in kurzer Zeit wieder durch ein anderes eigenes verdrängt wird u. ſ. w.

Das erſte Unternehmen den Staat wieder als reale Organiſation zu conſtruieren war Fichtes Naturrecht. Wenn die bloß negative Seite der Verfaßung, die nur auf Sicherſtellung der Rechte geht, iſoliert, und wenn von aller poſitiven Veranſtaltung für die Energie, die rhythmiſche Bewegung und die Schœnheit des öffentlichen Lebens abſtrahiert werden könnte: ſo würde ſich ſchwerlich überhaupt ein anderes Reſultat oder eine andere Form des Staats ausfindig machen laßen, als in jenem dargeſtellt iſt. Aber das Herausheben der bloß endlichen Seite dehnt den Organiſmus der Verfaßung in einen endloſen Mechaniſmus aus, in dem nichts Unbedingtes angetroffen wird. Überhaupt aber kann allen bisherigen Verſuchen die Abhängigkeit ihres Beſtrebens vorgeworfen werden, nœmlich eine Einrichtung des Staats zu erſinnen, damit jenes oder dieſes erreicht werde. Ob man dieſen Zweck in die allgemeine Glückſeligkeit, in die Befriedigung der ſocialen Triebe der menſchlichen Natur, oder in etwas rein formales, wie das Zuſammenleben freyer Weſen unter den Bedingungen der mœglichſten Freyheit, ſetzt, iſt in jener Beziehung völlig gleichgültig: denn in jedem Fall wird der Staat nur als Mittel, als bedingt und abhängig begriffen. Alle wahre Conſtruction iſt ihrer Natur nach abſolut und immer nur auf Eines, auch in der beſondern Form, gerichtet. Sie iſt z. B. nicht Conſtruction des Staats als ſolchen, ſondern des abſoluten Organiſmus in der Form des Staats. Dieſen conſtruieren heißt alſo nicht ihn als Bedingung der Mœglichkeit von irgend etwas Äußerem faßen; und übrigens, wenn er nur vorerſt als das unmittelbare und ſichtbare Bild des abſoluten Lebens dargeſtellt iſt, wird er auch von ſelbſt alle Zwecke erfüllen; wie die Natur nicht iſt, damit ein Gleichgewicht der Materie ſey, ſondern dieſes Gleichgewicht iſt, weil die Natur iſt.

AUGUST WILHELM VON SCHLEGEL.

AUS DEM ATHENÆUM.

LITTERARISCHER REICHS-ANZEIGER.

PREIS-AUFGABEN.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zuſtande allerley fremde Geiſter geſehn, und wünſcht ſehnlich nun auch den ſeinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann dieſes ſchwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnifsmæßige Belohnung verſprochen.

Derjenige, welcher beweiſen kann daß er ohne irgend eine Nebenabſicht, bloß um das Fortkommen der Æſthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende geleſen habe, ſoll nur Præmie die Æſthetiſchen Verſuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lectüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen iſt, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthiſſon.

MEDICINISCHE ANZEIGE

Das Philoſophieren iſt eine bekanntlich zwar nur ſeltene, aber in allen Geſtalten welche ſie annimmt hœchſt bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen heftiges Delirium, eine ausdœrrende und beſonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Waßerſcheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfæhigkeit verſtändliche Werke und mæßiges Raiſonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Anſtand und Geſchmack zu genießen: das ſind die gewöhnlichſten Übel die aus dieſer Quelle entſpringen, und die jeder verſtändige Mann, der das Glück der Geſundheit zu ſchätzen weiß, nicht ohne das innigſte Mitleid anſehen kann. Leider iſt es bekannt genug, daß überdieß viele ganz geſunde junge Leute ſich einbilden an dieſer Krankheit darniederzuliegen, und daß dieſe ſonderbare Art von Hypochondrie, deren Urſache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unſers Jahrzehends geſucht worden iſt, dem litterariſchen Gemeinweſen eben ſo viel gute Köpfe entzieht als die Krankheit ſelbſt. Man glaubt daher allen, denen das Beſte der deutſchen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienſt zu leiſten, wenn man ſie auf ein gegen beide Übel, die leider oft ganz falſch behandelt werden, bewährtes Mittel aufs neue aufmerkſam macht. Es iſt dieſes die bereits rühmlich bekannte antiphiloſophiſche Latwerge, von deren großem Nutzen in den verwickeltſten Fällen die glaubhafteſten Zeugniſſe beigebracht werden können. Noch iſt es keinem Chemiker gelungen, die wahren Beſtandtheile dieſes im Grunde ſehr einfachen Mittels zu entdecken, indem ſich

alle durch einen Geſchmack nach geſundem Verſtand und reifer Erfahrung, der dieſem Medicament ſehr künſtlich beigemiſcht iſt, haben hintergehen laßen, und das Publicum wird hiemit vor allem was darüber verbreitet worden iſt nachdrücklichſt gewarnt. Ein Theil desſelben hat ſich zwar über die widrige Zæhigkeit und das große Volumen dieſer trefflichen Arzeney beſchwert: man kann aber auf Glauben verſichern daß wegen des Aufbrauſens, welches bei der Compoſition nicht zu vermeiden iſt, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und dieſe Eigenſchaften vielmehr die Kennzeichen der hœchſten Güte und Vortrefflichkeit ſind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen ſucht. Die Latwerge wird einzig und allein in Fr. Nicolais Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabriciert, und iſt in allen Buchhandlungen und Trœdelbuden in Commiſſion zu haben: die ganze Portion in 17 Bänden koſtet 5½ Rthl.; halbe Portionen ohne die Reiſebeſchreibung 2⅔ Rthl. Beſondere Gebrauchszettel ſind nicht nœthig, da man die Doſis nicht leicht zu ſtark nehmen kann, und es iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diæt zu halten iſt, und man ſich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard als ſchweißtreibender Mittel bedienen kann.

DIENSTENTLASSUNG.

In Erwægung

daß niemand ſich mit Erfolg über das Zeitalter luſtig machen kann als wer auf der Hœhe desſelben ſteht;

daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn ſie ſich herausnimmt über die Philoſophie zu ſpotten;

daß in einem Zuſtande wo gewiſſe Vorſtellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen franzœſiſchen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Roßbach aufhœren kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen ſind;

daß man von dem Satiriker und Epigrammatiſten billig erwartet, ſie werden die Schärfe ihrer Cenſur gegen ſich ſelbſt richten, und ihre unnützen Papierſchnitzela ſtatt ſie in alle Taſchenbücher und bis in den Litterariſchen Anzeiger ausfliegen zu laßen an einen ganz andern Ort befördern;

daß endlich nichts trauriger an das Loos der menſchlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall wegen Abgang der zum Verſificieren nœthigen Geſchmeidigkeit auf dem halben Weg zum Epigramm ermattet liegen bleibt:

iſt mit Anerkennung der vieljährigen geleiſteten Dienſte und Beibehaltung aller Titel und Beſoldungen der Witz des Hofrath Kästners gnædigſt in einen ehrenvollen Ruheſtand verſetzt worden.

BERICHTIGUNG.

Durch einen Druckfehler ſteht auf dem Titel eines der neueſten Werke von Jean Paul ‹Prlingeneſien›. Es ſoll ‹Palilogien› heißen.

NEUE FABRIK.

Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunſt erfunden aus den Faſern von Heidekraut Diſteln Binſen Mauerpfeffer und

dgl. einen etwas groben, jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muster sind ebenfalls von seiner Hand: sie stellen theils einheimische Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Grösse der Blätter, sondern mit allen Staubfädchen und Pünctchen auf das genaueste abgebildet sind; theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfässer Kinderstühlchen Bierkrüge. Auf einigen grösseren zu Bettvorhängen bestimmten Mustern sind die romantischen Gegenden um Wernerchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. s. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatversuche gemacht: da er diese aber verschiednen gelehrten Gesellschaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, so ist er entschlossen die Sache nunmehr ins Große zu treiben, und besonders Landpredigers-Töchter dazu anzulernen. Zur Belohnung hat er sich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

CITATIO EDICTALIS.

Nachdem über die Poesie des Hofrath und *Comes Palatinus Cæsareus* Wieland in Weimar auf Ansuchen der Herren Lucian Fielding Sterne Bayle Voltaire Crebillon Hamilton und vieler andern Autoren *Concursus Creditorum* eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius Arioste Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden: als wird jeder der ähnliche Ansprüche *titulo legitimo* machen kann, hiedurch vorgeladen sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.

AUS DEN NOTIZEN DES DRITTEN BANDES.

Eine Bemerkung über Matthissons Dichten und besonders seinen Gebrauch des Reimes wird sich mit dem verbinden laßen, was uns der Musenalmanach für 1800 von Voss, der letzte, über diesen Punct bei Voss und F. W. A. Schmidt zu sagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein paar Übersetzungen aus den Alten mit etwa dreißig Liedern in der schon bekannten Weise ausgestattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn eben nicht kennen: aber grade dieß unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreise giebt einen Aufschluß: denn es ist ein Kennzeichen der schon in Verhärtung übergegangnen Manier. Einige Stücke ernsteren Inhalts nähern sich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leisten sollen (denen es freylich mit aller echten Mystik auch an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt); die Gesinnung darin ist löblich: der Gedanke aber und die ganze Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse geht nicht über den Horizont des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Andre sind in einer fremden Person gedichtet: irgend ein Knabe oder eine junge Nächerinn erzählen Schalkheiten, womit sich eine unschuldige Liebschaft anspinnt; ein Bauerbursch sagt einer waßertragenden Magd allerley artiges; und dergleichen mehr. Das Lied ist zu eigentlicher Mimik nicht die geschickteste Form: wenigstens muß alsdann der musicalische Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des Mimischen ersetzen; und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn sich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienstlich das Ergreifen der gemeinsten Naturen in ihrer ganzen Beschränktheit im

Zuſammenhange eines Romans oder Schauſpiels ſeyn kann, ſo wenig ſagt es uns zu, wo ſie für ſich allein etwas bedeuten ſollen: in einem lyriſchen Gedicht erwarten wir ſchöne oder wenigſtens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen ſeyn ſollte, ſo müßte man nicht ſowohl in der Klarheit der eingeführten Perſonen über ſich und ihre Empfindungen als in Eigenheiten der Sprache den Dichter immer hindurch hören.

Die größte Zahl der Lieder bezieht ſich auf Familienfeſte, und würde, mit den bisherigen derſelben Art zuſammengetragen, ein ziemlich vollſtändig œconomiſch-poetiſches, nicht grade Noth- und Hülfs-, aber doch Luſt- und Arbeits-Büchlein ausmachen. Zufolge dem *Introite, nam et heic dii ſunt!* ſoll zwar die Poeſie überall und alſo auch in die Haushaltung eingeführt werden: hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poeſie eingeführt ſeyn. Verſification und Sprache müßen das Beſte thun um das, was bei einer gewiſſen Gelegenheit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angeſtellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu ſtempeln. Und welchen Ton geſelliger Luſtigkeit ſoll man ſich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmauſe ſeine Bitten vortrægt:

Frau, du biſt ſo gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feſte u. ſ. w.

oder wenn es in der Merzfeyer heißt:

Klingt! und ſtecke Wein den Drillig:
Unſre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der Bunten Reihe die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernſt mit dem Lecken der jungen Bæren verglichen wird? Der Enthuſiaſmus des Eßens bricht in der Kartoffelerndte in ganz eigne fromme Ergießungen aus:

Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Überſchwang!
Oh wir voll bis oben ſchütten
Alle Mulden Körb' und Bütten,
Noch iſt immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut wie voll es lebt und webt!
O die ſchœn geherbten Knollen,
Weiß und roth und dick geſchwollen
Immer mehr, je mehr man græbt!

. . . . . .

Nur ein Knöllchen eingeſteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott ſein Weſen.
Kaum ſind Hände gnug zum Leſen,
Wie es unten wühlt und heckt.

Was iſt nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelſchmaus für *Alle!*
Unſre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am *Trog.*

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied geſungen wird, und man ſieht nicht was ſich gegen ein ſo ſchweſterlich angebotnes Accompagnement einwenden ließe, da ſie ſolche Vorſtellungen von Gott, daß er »da unten ſein Weſen treibt«, allenfalls auch noch erſchwingen mag.

Wo die Darſtellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verſchwendet, ſondern ſich einem idealiſchen Bilde nähert, wie in dem Roſenkranz, und der Schnitterin, fehlt doch ein gewiſſes Etwas, jener zauberiſche Duft, der alles lieblich verſchmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas höherem und bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und ſicher ſie ſey, iſt immer noch zu ſichtbar. Gäbe es außer der Kunſt noch ein Handwerk der Poeſie, ſo würde Voſſens Liedern der erſte Rang nicht abzuſtreiten ſeyn. Hieris ver-

halten ſie ſich zu den Schmidtſchen bei aller Ähnlichkeit der Gegenſtände und zum Theil auch der Sinnesart wie echte Engliſche Manufacturen zu ſchlecht nachgemachten. Für jemanden der genau in dieſe Studien eingeht kann Voßens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemiſch aus Erneuerung altdeutſcher Wörter und Wendungen, aus niederſächſiſchem Provincialismus und gelehrter Ummodelung iſt) und der Sylbenmaße immer lehrreich ſeyn. So hat er in der Schlæferian die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutſchen ſelten, und ſeit den ältern Dichtern, z. B. Weckherlin u. a. ſehr aus der Acht gelaßen ſind, mit Glück durchgeführt; nur würde es noch anmuthiger ſeyn, wenn ſie mit weiblichen, nicht mit männlichen, abwechſelten. Die verſuchten Combinationen des Reimes mit claſſiſcher Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts neues hinzugekommen iſt, ſetzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte, ganz entgegengeſetzte Tendenz der antiken Sylbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueſte Beſtimmung der Quantitæt fodern, dieſe ihrem Weſen nach ſie mehr ſchwebend erhalten und den Accent und die Sylbenzahl herſchend machen.

Die Verwandtſchaft zwiſchen den Voſſiſchen und Schmidtſchen Liedern iſt einleuchtend genug: bei manchen gehœrt ſchon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beim erſten Vorleſen zu entſcheiden von wem ſie ſind. Ich glaube, es würde ſich niemand verwundern, wenn man unter dem Windmüller den Namen Voſs und unter der Reiſe Schmidt læſe. Der Unterſchied liegt mehr in Äußerlichkeiten: ſo wird z. B. bei den Voſſiſchen Feſten meiſtens jubiliert daß es etwas ſo gutes zu eßen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut ſich hingegen daß er nichts beßeres hat: ihm hat das Schickſal ein uneigennütziges Wohlgefallen an der Armſeligkeit beſchieden. Paradoxer könnte es ſcheinen, wenn Matthiſſon mit beiden zuſammengeſtellt wird. Von Schmidt ſteht er durch die Gegenſtände am weiteſten ab; und doch kann man Spuren genug aufweiſen daß bei einer Vertauſchung des ganzen Kreiſes der Anſchauungen, wenn ſich dieß Experiment machen ließe, ungefähr dasſelbe herausgekommen wære. In Matthiſſons Kinderjahren (Gedichte S. 13) ſind viele Züge ganz im Schmidtſchen Geſchmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenleſe kam;
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke ſchwamm;
Die alten Eichenſtümpfe
Am ſchilfumrauſchten Moor;
Die blaue Waßernymphe
Gewiegt am ſchlanken Rohr;

. . . . . .

Die Schule dumpf und düſter,
Umraukt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter
Ein Weltgebieter ſchien u. ſ. w.

Wenn hingegen Schmidt (Alm. S. 169) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüſch,

ſo iſt hier ſo viel Matthiſſon als mœglicher Weiſe in zwey Zeilen ſeyn kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviole Grau verſchmelzen
Allgemach des Abends Roſengluten,
Schwebend im Gewäßer, deſſen Fluten
Sanfter ſich ans Muſchelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfleiß, vom Pelzen
Junger Äpfelſtämm' und Kirſchenruthen,

Raft' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüfch von Hafelnußgehölzen.
Nun, mein Liebchen, wider Durft und Hunger
Hol' uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglafe.
Klapp' ein Tifchchen auf in diefem Grafe,
Daß wir frohlich unfre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren.

hat er im erften Quartett Matthiffons überladne Eleganz und fleißige Landfchaftspinfeley, im zweyten Voffens häusliche Behaglichkeit, und in den beiden Terzetts feine felbfteigne Lobpreifung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines folchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthiffon, aber gewifs nicht Vofs fähig gewefen; und Mifsgriffe wie das Gefchlepp der fünffüßigen Trochäen bei lauter weiblichen Reimen (nur einmal hat Bürger diefe unfelige Wahl getroffen) und die Zwängung eines folchen Stoffes in die gebundne Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der concentrierende Gipfel des Ganzen feyn foll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgefpeift wird: das find Unglücksfälle die dem Märkifchen Dichter allein begegnen.

Die allen dreyen gemeinfchaftliche Jagd nach feltnen und fchwierigen Reimen ift eine hervorftehende Ecke, wobei man die Analogie der Manieren auf der That ertappen, und das fcheinbar Abweichende auf innre Übereinftimmung zurückführen kann. Unftreitig können dergleichen Reime felbft in edlen Stil von fehr guter Wirkung feyn, wenn fie felbft edel und wohlklingend find, wie lichte Puncte die Hauptmomente des Gedankens oder Bildes hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle ftehen. Wiederum wirft der fcherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt fich zum Scheine von ihm beherfchen, weil die poetifche Form auf diefe Art fich felbft drollig ironiert. Führt aber der Reim in einem ernfthaften Gedichte ganz ernftlich das Regiment; brüftet er fich mit feiner Seltenheit, und mit nichts als feiner Seltenheit, wie bei Matthiffon, Vofs und Schmidt fo häufig der Fall ift: fo fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundfätzen ausgefprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hiefse: »Das Dichten ift ein Mittel zum Verfemachen; das Verfemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerley wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen; welches der letzte und endliche Zweck von allem ift.« Ebenfo mit den Sprachbereicherungen: fie find dem echten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung einer ihm vorfchwebenden Nüance. Wo fie an fich Zweck werden, da fallen fo verfchiedenartige Dinge wie die Provincialifmen und Kunftwörter der Landwirthfchaft bei Vofs und Schmidt und die claffifchen und artiftifchen Namen die gefuchten Zufammenfetzungen bei Matthiffon, in poetifcher Hinficht in Eine Claffe.

FRIEDRICH SCHLEGEL

ÜBER DIE SPRACHE UND WEISHEIT DER INDIER.

ERSTES BUCH. FÜNFTES CAPITEL.

VOM URSPRUNGE DER SPRACHEN.

Es würden die Hypotheſen über den Urſprung der Sprache entweder ganz weggefallen ſeyn, oder doch eine ganz andre Geſtalt gewonnen haben, wenn man ſie ſtatt, ſich willkürlicher Dichtung zu überlaßen auf hiſtoriſche Forſchung gegründet hätte. Beſonders aber iſt es eine ganz willkürliche und irrige Vorausſetzung, daß Sprache und Geiſtesentwickelung überall auf gleiche Weiſe angefangen habe. Die Mannigfaltigkeit iſt im Gegentheile auch in dieſer Rückſicht ſo groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als beſtätigendes Beiſpiel faſt für jede bis jetzt erſonnene Hypotheſe über den Urſprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beiſpiel das Wörterbuch der Mantchouſprache durch, und man wird erſtaunen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoetiſchen Worten, da wirklich ein großer Theil der geſammten Sprache aus ſolchen beſteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigſten Hauptſprachen, wären noch viele andre Sprachen eben ſo beſchaffen, ſo würde man der Meinung, welche alle Sprache aus dieſem Princip entſtehen läßt, den Vorzug geben müßen. Aus dieſem Beiſpiel kann man aber auch ſehen welche Geſtalt eine Sprache hat und haben muß die groſtentheils auf dieſem Wege entſtanden ſeyn mag, und wird den Gedanken aufgeben Sprachen die ein ganz andres Anſehen haben auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen mit denen wir es hier zunächſt zu thun haben. Im Deutſchen iſt die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoetiſchen Worte zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beiſpiel, aber doch noch ſehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Perſiſchen; welches man aus der Einmiſchung tatariſcher ſlaviſcher und andrer nordiſchen Sprachen erklären mag; im Griechiſchen und noch mehr im Römiſchen werden ihrer immer weniger; und im Indiſchen verſchwinden ſie ſo durchaus, daß ſelbſt die Möglichkeit einer ſolchen Entſtehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie ſind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie iſt das Indiſche, oder falls auch dieſes zwar die ältere, aber doch auch nur eine abgeleitete Form iſt, wie iſt diejenige Sprache entſtanden, welche wo nicht für alle andre, doch für dieſe Familie die Urſprache und der gemeinſchaftliche Quell war? Eines wenigſtens läßt ſich auf dieſe wichtige Frage mit Gewißheit antworten: ſie iſt nicht aus einem bloß phyſiſchen Geſchrey und allerley ſchallnachahmenden oder mit dem Schall ſpielenden Sprachverſuchen entſtanden; wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr iſt dieſe Sprache ſelbſt ein Beweis mehr, wenn es deſſen noch bei ſo vielen andern bedarf,

daß der Zuſtand des Menſchen nicht überall mit thieriſcher Dumpfheit angefangen, woraus ſich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angeſetzt habe; zeigt vielmehr daß, wenn gleich nicht überall, doch wenigſtens grade da, wohin uns dieſe Forſchung zurückführt, gleich von Anfang die klarſte und innigſte Beſonnenheit Statt gefunden: denn das Werk und Erzeugniſs einer ſolchen iſt dieſe Sprache, die ſelbſt in ihren erſten und einfachſten Beſtandtheilen die höchſten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichſam den ganzen Grundriß des Bewußtſeyns nicht bildlich, ſondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Menſch in ſeinem Urſprung zu dieſer bewundrungswürdigen Gabe lichter Beſonnenheit gelangt ſey, und wenn dieß nicht allmählig, ſondern mit einem Male geſchah, ob es allein aus dem, was wir jetzt ſeine natürlichen Vermœgen nennen, erklärt werden könne: darüber wird das folgende Buch wenigſtens zum weitern Nachdenken Veranlaßung geben, wenn es die Denkart, welche wir, ſo weit hiſtoriſche Forſchung reicht, als die älteſte finden, darlegt um zu erwœgen ob ſich etwa unzweydeutige Spuren des noch Ältern und Erſten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber iſt durchaus überflüßig ſie anders als ganz natürlich erklæren zu wollen: wenigſtens liegt in ihr ſelbſt gar kein Grund zur Vorausſetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Urſprung der Sprachen ſtreiten wir, ſondern nur gegen die urſprüngliche Gleichheit derſelben, da man behauptet, ſie ſeyen anfangs alle gleich wild und roh geweſen: eine Behauptung die durch ſo viele der angeführten Thatſachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Menſch alſo zu jener Beſonnenheit kam, das iſt eine andre Frage: mit derſelben aber, mit dem tiefen Gefühl und der Geiſtesklarheit, die wir darunter verſtehen, iſt auch die Sprache gegeben, und zwar eine ſo ſchœne kunſtreiche Sprache als die, von der hier die Rede iſt. Mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für den urſprünglichen Ausdruck aller Laute welche der Menſch vermœge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine bildende Sinn gegeben, der Buchſtaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimniſsvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, beſtimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun durch innere Kraft weiter fortwuchs und ſich bildete. Und ſo entſtand dieſes ſchœne, einer unendlichen Entwickelung fæhige, kunſtvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache, die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint: denn beides ging ja aus einem und demſelben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteſte Schrift war zugleich mit entſtanden, die noch nicht ſinnbilderte, wie es ſpæter beim Unterricht wilder Völker geſchah, ſondern aus Zeichen beſtand die dem Weſen der einfachen Sprachbeſtandtheile nach dem Gefühl der damaligen Menſchen wirklich entſprachen.

In welchem Zuſtande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Urſprungs an ſich tragen, ſich befinden möchten, wenn ſie der hilfreichen Einmiſchung jener ſchon urſprünglich ſchœnen Sprache entbehrt hätten: dieß zu unterſuchen würde uns hier zu weit führen. Genug daß auch die Sprache wohl durchaus verſchieden ausfallen und eine ganz andre Geſtalt annehmen mußte, je nachdem der Menſch im Lichte der Beſonnenheit

einfach, aber felig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anfchauung der künftlicheren Ausbildung feiner Kräfte noch leicht entbehrte, oder aber mit einem Zuftande begann der wirklich an thierifche Dumpfheit grenzte. Mehre der andern Sprachen fcheinen in der That nicht als ein organifches Kunftgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, fondern ihrem großern Theile nach wirklich aus mancherley Schallnachahmungen und Schallfpielen, dem bloßen Gefchrey des Gefühls, und endlich den endeiktifchen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweifung und Verdeutlichung entftanden zu feyn; wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverftändnifs und willkürliche Beftimmung hinzukam.

Daß die indifche Sprache älter fey als die griechifche und römifche, gefchweige denn die deutfche und perfifche, fcheint aus allem angeführten wohl mit Gewifsheit hervorzugehen. In welchem Verhältnifs als die älteftе der abgeleiteten fie aber eigentlich zu der gemeinfchaftlichen Urfprache ftehe, darüber wird fich vielleicht dann etwas näheres beftimmen laßen, wenn wir die Vedas in echter Geftalt fammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verfchiedenheit der Sprache in den Vedas felbft vom Samfkrit fchon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Rama, der als Eroberer über wilde Stämme im Süden dargeftellt wird, könnte auf die Vermuthung führen daß die indifche Sprache auch fchon in der früheften Zeit beträchtliche fremdartige Einmifchung von einverleibten Völkerfchaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indifcher Bildung und Sage ift in dem nördlichen Theile des Landes: auf Ceylan finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingalefen, der ehedem vielleicht fich weiter erftrecken konnte. Doch fpricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indifchen Sprache dafür, daß die Einmifchung wohl nicht fo verfchiedenartig und gewaltfam feyn konnte als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfaßung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langfamer verändert worden als die andrer Völker, fo ift dasfelbe von ihrer Sprache fchon hiftorifch wahrfcheinlich, die allzu innig mit der indifchen Denkart und Verfaßung verwebt ift, als daß willkürliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläßigung fo leicht als bei andern Völkern Statt finden konnte. Noch mehr wird dieß beftätigt, wenn man den Bau diefer Sprache felbft betrachtet. Es ift wahr, beinah die ganze indifche Sprache ift eine philofophifche oder vielmehr religiöfe Terminologie, und vielleicht ift keine Sprache, felbft die griechifche nicht ausgenommen, fo philofophifch klar und fcharf beftimmt als die indifche: aber freylich ift es kein veränderliches Combinationsfpiel willkürlicher Abstractionen, fondern ein bleibendes Syftem, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte fich gegenfeitig erhellen beftimmen und tragen. Und diefe hohe Geiftigkeit ift zugleich fehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß finnlichen Ausdrücken erft mitgetheilt, fondern in der erften und eigentlichen Bedeutung felbft der einfachen Grundbeftandtheile fchon urfprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar ift, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen ganz metaphyfifchen, läßt fich das

hohe Alter sogar historisch aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologisch aus den zusammengesetzten Worten nachweisen. Es ist eben auch eine von den ungegründeten Voraussetzungen, daß in der ältesten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Phantasie allein herrsche: bei vielen Sprachen ist es wirklich so, aber nicht bei allen, besonders nicht bei der indischen, die sich zunächst und ursprünglich wohl mehr durch philosophischen Tiefsinn und ruhige Klarheit auszeichnet als durch poetische Begeisterung und Bilderfülle, so sehr sie auch der ersten fähig, und obwohl die letzte in den schmuckreichen Gedichten des Kalidas sogar herrschend ist.

Aber diese Poesie gehört einer ganz spæten Epoche der indischen Bildung an: je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je schlichter und prosaischer finden wir die Sprache, aber freylich nicht trocken und leblos abstract, sondern durchaus sinnvoll bedeutend und schon durch die einfache Klarheit. So ist sie in Manus metrisch abgefaßtem Gesetzbuch, wo die größere Alterthümlichkeit und Verschiedenheit von den Puranas schon sehr merklich ist, wenn gleich wohl nicht ganz so stark, als man sie sich nach dem Vergleich des William Jones von dem Verhältniss der Sprache in den Fragmenten der Zwölf-Tafel-Gesetze zu dem Stil des Cicero denken möchte. Bei der wahrscheinlich geringen und langsamen Veränderlichkeit der indischen Sprache immer genug um einen Zwischenraum von mehren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müßen.

DRITTES BUCH. VIERTES CAPITEL.

VOM ORIENTALISCHEN UND INDISCHEN STUDIUM ÜBERHAUPT UND DESSEN WERTH UND ZWECK.

. . . . . .

Möchte doch überhaupt das indische Studium dazu beitragen, uns zu der freyen Art und Ansicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert das griechische und das orientalische Studium zuerst getrieben haben, da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniss Anspruch auf den Namen eines Gelehrten gebe, und fast keiner unter jenen genannt werden kann, bei dem nicht seltne Sprachkenntniss mit der Fülle historischer Kenntnisse und mit einem ernsten Studium der Philosophie wære vereint gewesen. Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniss, als ein untheilbares Ganzes vereint, mit desto größerer Kraft wirken, und es würden die Herrlichkeiten der Alterthums auch in unsre Zeit lebendig eingreifen und sie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemals entstand noch ein wahrhaft Neues das nicht durch das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch seinen Geist belehrt, an seiner Kraft gestählt und gebildet worden wære. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geist derselben sich leiten und beherrschen laßen, fast ohne Ausnahme dem verderblichen und zerstœrenden Grundsatze ergeben sind, Alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erschaffen zu wollen, ist auf der andern Seite wahre Kenntniss des Alterthums und der Sinn für dasselbe fast verschwunden, die Philologie zu einer in der That sehr schalen und unfruch-

baren Buchſtabengelehrſamkeit herabgeſunken, und ſo bei manchen erwünſchten Fortſchritten im Einzelnen doch das Ganze zerſplittert, und weder Kraft noch lebendiger Geiſt darin ſichtbar.

Ein Vorurtheil was in dieſer Rückſicht viel geſchadet hat und noch ſchadet, iſt die Trennung die man ſich zwiſchen dem orientaliſchen und dem griechiſchen Studium und Geiſt mehr ſelbſt erdacht und willkürlich angenommen hat, als daß dieſe gänzliche Verſchiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeſchichte ſind die Bewohner Aſiens und die Europäer wie Glieder Einer Familie zu betrachten, deren Geſchichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verſtehen will. Aber auch was man in der Litteratur gewöhnlich den orientaliſchen Stil und Geiſt nennt, iſt nur von einigen aſiatiſchen Völkern hergenommen, beſonders von den Arabern und Perſern, und von einigen Schriften des Alten Teſtaments, inſofern ſie bloß als Poeſie beurtheilt werden: auf mehre andre Völker paßt es gar nicht. Es beſteht dieſe orientaliſche Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorſtellungsart in einer hohen Kühnheit und verſchwenderiſchen Fülle und Pracht der Bilder nebſt dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das ſüdliche Klima kann nur als mitwirkende Urſache, nicht als Hauptgrund dieſer Richtung der Phantaſie gelten, da dieſelbe bei ſo manchen ſehr ſüdlichen und auch ſehr dichteriſchen Nationen, wie die Indier, ſo gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Urſache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Überall wo eine ſolche herſcht, ſie ſey nun philoſophiſch tief und aus göttlicher Liebe hervorgegangen, oder aber roh und wüſt, wie die Begeiſterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed: es wird überall, ſo lange noch poetiſcher Geiſt vorhanden iſt, die Phantaſie, nachdem ſie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden als den jener kühnen allegoriſchen Bildlichkeit. Daher finden wir dieſen ſogenannten orientaliſchen Character eben ſo wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italieniſchen und deutſchen, nicht bloß in ſpaniſchen) als in den romantiſchen Dichtungen der Perſer und Araber, ohne daß wir deßfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unſre Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umſtände in Europa und in Aſien dieſelben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber dieſe Farbenglut zu der proſaiſchen Trockenheit der chineſiſchen Bücher, oder zu der ſchönen Einfalt des indiſchen Stils? Zwar in der Sakuntala des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenſchmuck und Bilderfülle, doch auch hier ohne alle Überſpannung. Die ältern indiſchen Gedichte vollends ſind noch bildloſer als ſelbſt die einfachſten und ſtrengſten Werke der Griechen: die tiefe Seele die in Allem lebt und athmet, die helle Klarheit in der Alles daſteht, bedarf nicht dieſes wilden Feuers und keiner unerwarteten Schläge und Stralen der glühenden Phantaſie.

Eine andre Eigenſchaft die man auch als eine characteriſtiſche Eigenthümlichkeit orientaliſcher Werke anſieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und ſelbſt die Anordnung und Compoſition, die ſich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterſcheidet. Auf die indiſchen Werke iſt dieſes wiederum gar nicht anwendbar, ſondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dieß wohl zuſammen mit der eben geſchilderten Üppigkeit bildlicher Phantaſie und dem Hange zur Allegorie: wo dieſe im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieſelbe bloß ande-

tende Kühnheit herſchen, und daher Dunkelheit entſpringen. Zum Theil dürfte es ſich aber auch aus denjenigen Grundverſchiedenheiten der Grammatik, die wir im erſten Buch entwickelt haben, erklären laßen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Geſetz ihrer Sprache von Natur folgen, wenn nicht ein höherer Geiſt es anders lenkt, oder da wo man durch Vernachläßigung noch tiefer hinabſinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Præfixa bilden, die Conſtruction im Einzelnen ſchwer iſt, ſo wird auch der Gedankengang leicht verworren und dunkel ſeyn. In den Sprachen, die ſich ihr Geſchäft durch Hülfsverba und Præpoſitionen für den Gebrauch am bequemſten abkürzen, wird die Compoſition zwar leicht und verſtändlich, gern aber auch nachläßig und formlos ſeyn: Sprachen aber die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbeſtimmungen des urſprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechiſche und die indiſche, führen von ſelbſt zur ſchönen Form, wie im Einzelnen der grammatiſchen Conſtruction, ſo auch im Ganzen der Anordnung und der Compoſition.

Auch in dieſer letzten Beziehung alſo hat was man orientaliſchen Geiſt und Stil nennt nur eine ſehr beſchränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebts der Ausnahmen und Übergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Æſchylus, beſonders in den Chören, obwohl in einer ganz helleniſchen Form, dennoch wirklich etwas Orientaliſches; was aber mehr von der leidenſchaftlichen Aufregung, dem gewaltſamen Zuſtande der Phantaſie überhaupt herrührt als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyriſche Kühnheit der Gleichniſſe und Anſpielungen und die Abgerißenheit der Übergänge einen orientaliſchen Anſtrich; ſeine Milde und Weichheit bei der heroiſchen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Character der indiſchen Gedichte, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen. So wie die größten Denker, die tiefſinnigſten Philoſophen Europas ſich faſt immer durch eine entſchiedne Vorliebe für das orientaliſche Alterthum auszeichneten, ſo näherten ſich mehre und zwar beſonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weiſe, der orientaliſchen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeſchichte die Aſiaten und die Europæer nur Eine große Familie, Aſien und Europa ein unzertrennbares Ganzes bilden, ſo ſollte man ſich immer mehr bemühen auch die Litteratur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten; wo denn manche einſeitige und beſchränkte Anſicht von ſelbſt verſchwinden, vieles im Zuſammenhange erſt verſtändlich, alles aber in dieſem Lichte neu erſcheinen würde.

Wenn es natürlich iſt, daß der tiefſinnige Geiſt des Mittelalters, auf den unſre ganze Verfaßung und jetziges Leben ſich gründen und noch lange gründen werden, uns in der Geſchichte Dichtkunſt und Sittenlehre vor allen am nächſten ſteht, und die Kenntniß desſelben für das Leben am wichtigſten iſt; wenn das griechiſche Studium die beſte nicht nur, ſondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrſamkeit bleibt, weil nirgends ſonſt wo die Kritik als Kunſt ſo vollſtändig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunſt, die Philoſophie und Poeſie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äußern Form ſtehen

bleiben wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Äſthetiker und Kunſtkenner, theils an ſich von hohem Werthe, theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europæiſchen Bildung und der orientaliſchen Überlieferung ſind, ſo wie die rœmiſche Litteratur den Übergang von den Griechen zum Mittelalter bildet: ſo dürfte doch das indiſche Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des frühſten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichteriſchen Schœnheiten und philoſophiſchem Tiefſinn nicht minder reiche Schätze darzubieten haben.

Und wenn eine zu einſeitige und bloß ſpielende Beſchäftigung mit den Griechen den Geiſt in den letzten Jahrhunderten zu ſehr von dem alten Ernſt oder gar von der Quelle aller hœhern Wahrheit entfernt hat, ſo dürfte dieſe ganz neue Kenntniſs und Anſchauung des orientaliſchen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um ſo mehr zu der Erkenntniſs des Göttlichen und zu jener Kraft der Geſinnung wieder zurückführen, die aller Kunſt und allem Wißen erſt Licht und Leben giebt.

LUDWIG TIECK.

DER GETREUE ECKART UND DER TANNENHÄUSER

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunderlande
Litt manchen Feindesſtoß
Wohl auf dem ebnen Sande.
Er ſprach: Mich ſchlægt der Feind:
Mein Muth iſt mir entwichen;
Die Freunde ſind erblichen,
Die Knecht geflohen ſeynd.
Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann:
Wo bleibt der edle Degen,
Eckart, der treue Mann?
Er war mir ſonſt zur Seite
In jedem harten Strauß,
Und doch iſt er nun heute
Geblieben in ſeinem Haus.
Es mehren ſich die Haufen:
Ich muß gefangen ſeyn;
Mag nicht wie Knecht entlaufen:
Drum will ich ſterben fein.'
So klagt der von Burgund,
Will in ſein Schwert ſich ſtechen:
Da kommt zur ſelben Stund
Eckart den Feind zu brechen.
Geharniſcht reit't der Degen
Keck in den Feind hinein;
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne ſein.
Burgund erkennt die Zeichen
Und ruft: 'Gott ſey gelobt!'
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erſt getobt.
Da ſchlug mit treuem Muthe
Eckart ins Volk hinein:
Doch ſchwamm im rothen Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da ſprach der Herzog laut:
«Es iſt dir wohl gelungen,
Doch ſo, daß es mir graut.
Da haſt viel Mann geworben
Zu retten Reich und Leben;
Dein Söhnlein liegt erſtorben:
Kanns dir nicht wieder geben.»
Der Eckart weinet faſt,
Bückt ſich, der ſtarbe Held,
Und nimmt die theure Laſt,
Den Sohn in Armen hält.
«Wie ſtarbſt du, Heinz, ſo frühe,
Und warſt noch kaum ein Mann!
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich ſeh dich gerne an.
Weil wir dich, Fürſt, erlöſten
Aus deiner Feinde Hohn;
Und drum will ich mich tröſten:
Ich ſchenke dir den Sohn.»
Da ward dem Burgund trübe
Vor ſeiner Augen Licht,
Weil dieſe große Liebe
Sein edles Herze bricht.
Er weint die hellen Zähren,
Und fällt ihm an die Bruſt;
«Dich, Mann, muß ich verehren»
So ſpricht er in der Luſt.
«So treu biſt du geblieben,
Da alles von mir floh:
So will ich dich auch lieben
Wie meinen Bruder noch.
Und ſollſt in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr:
Wenn ich dir lohnen kunnte,
So gieb' ich gern noch mehr.»
Drauf als man dieß erfahren,
So freut ſich jedermann:
Man nennt den Held ſeit Jahren
Eckart den treuen Mann.

Die Stimme eines alten Landmanns klang über die Felſen herüber, die dieſes Lied ſang, und der getreue Eckart ſaß in ſeinen Unmuthe auf dem Berghang und weinte laut. Sein jüngſtes Söhnchen ſtand neben ihm und fragte «Warum weinſt du alſo laut, mein Vater Eckart? Wie biſt du doch ſo groß und ſtark, hoher und kräftiger als alle übrigen Männer: vor wem darfſt du dich denn fürchten?»

Indem zog die Jagd des Herzogs heim nach Hauſe; Burgund ſaß auf einem ſtattlichen, ſchon geſchmückten Roſs, und Gold und Geſchmeide des fürſtlichen Herzogs funkelten und blinkten in der Abendſonne, ſo daß der junge Konrad den herrlichen Aufzug nicht genug ſehn, nicht genug preiſen konnte. Der getreue Eckart erhob ſich und ſchaute finſter hinüber, und der junge Konrad ſang, nachdem er die Jagd aus dem Geſichte verloren hatte:

«Wenn du willt
Schwert und Schild,
Gutes Roſs,
Speer und Geſchoß
Führen,
Muß dein Mark
In Beinen ſtark,
Dir im Blut
Mannesmuth
Durchaus regieren.»

Der Alte nahm den Sohn und herzte ihn, wobei er gerührt ſeine großen hellblauen Augen anſchaute. «Haſt du das Lied jenes guten Mannes gehört?» fragte er ihn dann. «Wie nicht?» ſprach der Sohn; «hat er es doch laut genug geſungen, und biſt du ja doch der getreue Eckart, ſo daß ich gern zuhörte.»

«Derſelbe Herzog iſt jetzt mein Feind» ſprach der alte Vater; «er hält mir meinen zweyten Sohn gefangen, ja hat ihn ſchon hingerichtet, wenn ich dem trauen darf, was die Leute im Lande ſagen.»

»Nimm dein großes Schwert, und duld' es nicht!« sagte der Sohn; »sie müßen ja alle vor dir zittern, und alle Leute im ganzen Lande werden dir beistehn: denn du bist ihr grœfter Held im Lande.«

»Nicht also, mein Sohn!« sprach jener; »dann wære ich der, für den mich meine Feinde ausgeben: ich darf nicht an meinem Landesherrn ungetreu werden. Ach nein, ich darf nicht den Frieden brechen, den ich ihm angelobt habe und in seine Hände versprochen.«

»Aber was will er von uns?« fragte Konrad ungeduldig.

Der Eckart setzte sich wieder nieder, und sagte »Mein Sohn, die ganze Erzählung davon würde zu umständlich lauten, und du würdest es dennoch kaum verstehn. Der Mächtige hat immer seinen grœßten Feind in seinem eigenen Herzen, den er so Tag wie Nacht fürchtet: so meint der Burgund nunmehr, er habe mir zu viel getraut, und in mir eine Schlange an seinem Busen auferzogen. Sie nennen mich im Land den kühnsten Degen; sie sagen laut daß er mir Reich und Leben zu danken; ich heiße der getreue Eckart, und so wenden sich Bedrängte und Nothleidende zu mir, daß ich ihnen Hülfe schaffe: das kann er nicht leiden. So hat er Groll auf mich geworfen, und jeder der bei ihm gelten möchte vermehrt sein Mißtrauen zu mir: so hat sich endlich sein Herz von mir abgewendet.«

Dieses erzählte der Held Eckart mit schlichten Worten seinem Sohne, der ihm gern zuhœrte; worauf er ihm auch sagte wie der Herzog ihn endlich von seinem Angesicht verbannt habe, und wie sie sich ganz fremd geworden seyen; wie jener gearg wohnt, er wolle ihm gar sein Herzogthum entreißen. Eckart war sehr betrübt, wie er diese Sachen vortrug, und ihm dann sagte daß der Herzog seinen Sohn gefangen genommen, und ihm selber als einem Verræther nach dem Leben stehe. Konrad sprach zu seinem Vater »So laß mich nun hingehn, mein alter Vater, und mit dem Herzoge reden, damit er verständig und dir wieder gewogen werde. Hat er meinen Bruder erwürgt, so ist er ein bœser Mann, und du sollst ihn strafen. Doch kann es nicht seyn, weil er nicht so schnœde deiner großen Dienste vergeßen kann.«

»Weist du nicht den alten Spruch« sagte Eckart:

»Wenn der Mächtigere dein begehrt,
Bist du ihm als Freund was werth.
Wie die Noth von ihm gewichen,
Ist die Freundschaft auch erblichen.

Mein geführtes Leben erscheint mir oft wie unnütz verschwendet, und ich möchte von neuem zu leben anfangen. Warum machte er mich groß um mich dann desto tiefer herabzuwerfen? Die Freundschaft der Fürsten ist wie ein tœdtendes Gift, das man nur gegen Feinde nützen kann, und womit sich der Eigener aus Unbedacht endlich selbst erwürgt.«

»Ich will zum Herzoge hin« rief Konrad aus; »ich will ihm alles was Ihr gethan, was Ihr für ihn gelitten, in die Seele zurückrufen, und er wird wieder seyn wie ehemals.«

»Du hast vergeßen« sagte Eckart »daß man uns für Feinde, für Verræther erklært hat: darum bleibe hier, und laß uns mit einander flüchten in ein fremdes Land, wo wir wohl ein beßeres Glück antreffen mœgen.«

»In deinem Alter« sagte Konrad »willst du deiner lieben Heimat noch den Rücken wenden? Das thu nicht: laß uns lieber das Äußerste versuchen. Ich will zum Burgunder, ihn versöhnen und zufrieden stellen:

denn was kann er mir thun wollen, wenn er dich auch haßt und fürchtet?'

«Ich laße dich sehr ungern' sagte Eckart: «denn meine Seele weißagt mir nichts Gutes; und doch möchte ich gern mit ihm ausgesöhnt seyn: denn er ist mein alter Freund; auch deinen Bruder erretten, der in gefänglicher Haft bei ihm schmachtet.'

Die Sonne warf ihre letzten milden Strahlen auf die grüne Erde, und Eckart setzte sich nachdenkend am Stamm eines Baums nieder; er beschaute den Konrad noch einmal, und sagte dann «Wenn du gehn willst, mein Sohn, so gehe jetzt, bevor die Nacht vollends herein bricht. Die Fenster in der herzoglichen Burg glänzen schon von Lichtern; ich vernehme aus der Ferne Trompetentöne vom Feste: vielleicht ist die Gemahlinn seines Sohnes schon angelangt, und sein Gemüth ist freundlicher gegen uns.'

Der Eckart ließ ungern den Sohn von sich, weil er nun schon seinem Glücke nicht mehr traute: der junge Konrad aber war um so muthiger, weil es ihm ein Leichtes dünkte, das Gemüth des Herzogs umzudreben, der noch vor weniger Zeit so freundlich mit ihm gespielt hatte. «Kommst du mir gewiss zurück, mein liebes Kind?' klagte der Alte; «wenn du mir verloren gehst, ist keiner mehr von meinem Stamme übrig: dann bin ich allein in weiter Welt.' Der Knabe tröstete ihn und schmeichelte mit Liebkosungen dem Greise; endlich trennten sie sich.

. . . . . .

Es war Nacht geworden, und wurde Tag, und Konrad kam nicht zurück: da irrte Eckart durch das Gebirge, und wandte seine sehnenden Augen vergebens nach dem Schloße: aber er sah ihn nicht. Da ward er unruhig, und tausend argwöhnische Gedanken kamen in sein Gemüth; er bemerkte ein Getümmel, das ihm aus der Burg entgegen zog: er hielt sich nicht länger zurück, und trachtete nicht mehr sich zu verbergen, sondern er bestieg sein Roß, das er an einem Baume angebunden hatte, und ritt in die Schaar hinein, die mit wildem Geschrey über das Blachfeld zog. Als er unter ihnen war, erkannten sie ihn: aber keiner wagte Hand an ihn zu legen oder ihm ein hartes Wort zu sagen, sondern sie wurden aus Ehrerbietung stumm, umgaben ihn in Verwunderung, und giengen dann ihres Weges. Einen von den Knechten rief er zurück, und fragte ihn «Wo ist mein Sohn Konrad?' «O fragt mich nicht!' sagte der Knecht: «denn es würde Euch doch nur Jammer und Wehklagen erregen.' «Und Dietrich?' rief der Vater. «Nennt ihre Namen nicht mehr' sprach der alte Knecht: «denn sie sind dahin: der Zorn des Herzogs war gegen sie entbrannt; er gedachte Euch in ihnen zu strafen.'

Hier stieg ein heißer Zorn in Eckarts Gemüth auf, und er war vor Schmerz und Wuth sein selber nicht mehr mächtig. Er spornte sein Roß mit aller Gewalt, und ritt in das Burgthor hinein. Alle traten ihm mit scheuer Ehrfurcht aus dem Wege, weil sie seinen Heldenmuth wohl kannten, und so kam er vor dem Pallaste an. Er stieg von Pferde ab, und gieng mit wankenden Schritten die großen Stiegen hinan. «Bin ich hier in der Wohnung eines Mannes' sagte er zu sich selber «der ehemals mein Freund war?' Er wollte seine Gedanken sammeln: aber immer wildere Gestalten bewegten sich vor seinen Augen; und so trat er in das Gemach des Fürsten.

Der Herzog von Burgund war sich seiner nicht gewärtig, und schrak heftig zusammen, als er den Eckart vor sich sah. «Bist du der Herzog von Burgund?' redete er ihn an. Worauf der Herzog mit Ja antwortete. «Und du hast meinen Sohn Dietrichen hinrichten

laßen?' Der Herzog sagte Ja. ‹Und auch mein jüngstes Söhnlein Konrad' rief Eckart in Schmerzen aus ‹ist dir nicht zu gut gewesen, und du hast ihn auch umbringen laßen?' Worauf der Herzog wieder mit Ja antwortete.

Hier ward Eckart übermannt, und er sprach in Thränen ‹O antworte mir nicht so, Burgund! denn diese Reden kann ich nicht aushalten; sprich nur daß es dich gereut, daß du es jetzt ungeschehn wünschest, und ich will mich zu trösten suchen: aber so bist du meinem Herzen überall zuwider.'

Der Herzog sagte ‹Entferne dich von meinem Angesichte, ungetreuer Verräther! denn du bist mein ärgster Feind den ich nur auf Erden haben kann.'

Eckart sagte ‹Du hast mich wohl ehedem deinen Freund genannt: aber diese Gedanken sind dir nunmehr fremde geworden. Nie hab' ich dir zuwider gehandelt; stets hab' ich dich als meinen Fürsten geehrt und geliebt: aber du bist mir ein Tyrann geworden; und behüte mich Gott daß ich nun, wie ich wohl könnte, die Hand an mein Schwert legen sollte um mir Rache zu schaffen! Nein, ich will mich selbst von deinem Angesichte verbannen und in der Einsamkeit sterben.'

Er gieng mit diesem Worte fort, und der Burgund war in seinem Gemüthe bewegt: doch erschien auf sein Rufen die Leibwache mit ihren Lanzen, die ihn von allen Seiten umgab, und den Eckart mit den Spießen aus dem Gemach treiben wollte.

Es schwang sich auf sein Pferd
Eckart der edle Held,
Und sprach ‹In aller Welt
Ist mir nun nichts mehr werth.
Die Söhn' hab' ich verloren:
So find' ich nirgends Trost;
Der Fürst ist mir erbost,
Hat meinen Tod geschworen.'

Da ritt er in den Wald,
Und klagt mit bangem Herzen
Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Klage schallt.
‹Die Menschen sind wie todt:
Ich muß mir Freunde suchen
In wild verwachsnen Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.
Kein Kind das mich ergötzt:
Erwürgt von einem Leuen,
Blieb keiner von den dreyen;
Der Liebste starb zuletzt.'
Wie Eckart also klagte,
Verlor er allen Muth;
Er reitet noch in Wuth,
Als schon der Morgen tagte.
Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt in dem wilden Lauf:
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.
Er thut die Rüstung abe,
Wirft sich zu Boden hin;
Auf Sterben steht sein Sinn,
Er sehnt sich nach dem Grabe.

Niemand in der Gegend wußte wohin sich der Eckart gewendet habe: denn er hatte sich in die wüsten Waldungen hinein verirrt, und vor keinem Menschen ließ er sich sehen. Der Herzog fürchtete seinen Sinn, und es gereute ihn nun, daß er ihn von sich gelaßen ohne ihn zu fangen. Darum machte er sich an einem Morgen auf mit einem großen Zuge von Jägern und anderm Gefolge um die Berge und Wälder zu durchstreifen, den Eckart aufzusuchen, weil er meinte daß mit seinem Tode nur seine völlige Sicherheit hergestellt wäre. Alle waren unermüdet, und ließen sich den Eifer nicht verdrießen: aber die Sonne war schon untergegangen ohne daß sie von Eckart eine Spur angetroffen hätten.

Ein Sturm brach herein, und große Wolken flogen sausend über dem Walde dahin;

der Donner rollte, und Blitze fuhren in die hohen Eichen: von einem ungeſtümen Schrecken wurden alle angefaßt, und einzeln in den Gebüſchen, auf den Fluren zerſtreut. Das Roſs des Herzogs rannte in das Dickicht hinein: ſein Knappe vermochte nicht ihm zu folgen; das edle Roſs ſtürzte nieder, und der Burgund rief im Gewitter vergeblich nach ſeinen Dienern: denn es war keiner der ihn hören mochte.

Wie ein wildes Thier war Eckart umhergeirrt ohne von ſich, von ſeinem Unglücke etwas zu wißen; er hatte ſich ſelber verloren, und in dumpfer Betäubung ſeinen Hunger mit Kräutern und Wurzeln geſtillt; unkenntlich wäre der Held jetzt jedem ſeiner vorigen Freunde geweſen: ſo hatten ihn die wenigen Tage ſeiner Verzweiflung entſtellt. Wie der Sturm aufbrach, erwachte er aus ſeiner Betäubung: er fand ſich in ſeinen Schmerzen wieder, und erkannte ſein Unglück. Da erhub er ein lautes Jammergeſchrey um ſeine Kinder; er raufte ſeine weißen Haare, und klagte laut im Brauſen des Sturmes ‹Wohin, wohin ſeyd ihr gekommen, ihr Theile meines Herzens? und wie iſt mir ſo alle Macht genommen, daß ich nicht euren Tod zum wenigſten rächen darf? Warum hielt ich meinen Arm zurück, und gab nicht dem den Tod, der meinem Herzen den tödlichſten Streich zutheilte? O du verdienſt es, mit Tyranney beherſcht zu werden, da dein ohnmächtiger Arm ſich der Gewalt niemals widerſetzt. Jetzt ſollt' er hier ſeyn! Nun wünſch' ich Rache, da der Augenblick vorüber iſt.'

So kam die Nacht herauf, und Eckart irrte in ſeinem Jammer umher: da hörte er aus der Ferne wie eine Stimme die um Hülfe rief. Er richtete ſeine Schritte nach dem Schalle, und fand in der Dunkelheit einen Mann der an einen Baum gelehnt ſtand, und da er ihn kommen ſah, ihn wehmüthig bat ihm wieder auf die rechte Straße zu helfen. Eckart erſchrak vor der Stimme: denn ſie ſchien ihm bekannt; und bald ermannte er ſich und erkannte daß der Verirrte der Herzog von Burgund ſey. Da erhub er ſeine Hand und wollte ſein Schwert faßen um den Mann nieder zu ſtechen, der der Mörder ſeiner Kinder war; es überfiel ihn die Wuth mit neuen Kräften, und er war des feſten Willens jenem den Garaus zu machen: als er plötzlich inne hielt, und ſeines Schwurs und des gegebenen Wortes dachte. Er faßte die Hand ſeines Feindes, und führte ihn nach der Gegend wo er die Straße vermuthete.

Der Herzog ſank darnieder
In dem verlaßnen Hain:
Da nahm der Helde bieder
Ihn auf die Schultern ſein.

Er ſprach ‹Gar viel Beſchwerden
Mach' ich dir, armer Mann.'
Der ſagte ‹Auf der Erden
Muß man gar viel beſtahn.'

‹Doch ſollſt du' ſprach Burgund
‹Dich freun, bei meinem Worte,
Komm' ich nur erſt geſund
Zu einem ſichern Orte.'

Der Held fühlt Thränen heiß
Auf ſeinen alten Wangen;
Er ſagt ‹Auf keine Weis
Trag' ich darnach Verlangen.'

‹Es mehren ſich die Plagen'
Sprach der Burgund in Noth;
‹Wohin willſt du mich tragen?
Du biſt wohl gar der Tod?'

‹Tod bin ich nicht genannt'
Sagt' Eckart noch im Weinen;
‹Du ſtehſt in Gottes Hand:
Sein Licht mag dich beſcheinen.'

‹Wohl iſt es mir bewußt'
Sprach jener drauf in Reue,

›Trug Sünden in der Bruſt,
Und zittre daß er dräue.
Ich hab dem treuſten Freunde
Die Kinder umgebracht:
Drum ſteht er mir zum Feinde
In dieſer finſtern Nacht.
Er war mir recht ergeben
Als wie der treuſte Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.
Die Kindlein ließ ich tœdten:
Das kann er nie verzeihn:
Drum treff' ich in den Nœthen
Ihn wahrlich hier im Hain.
Das ſagt mir mein Gewißen,
Mein Herze inniglich:
Die Kind hab' ich zerriſſen:
Dafür zerreißt er mich.'
Der Eckart ſagt ›Empfinden
Muß ich ſo ſchwere Laſt,
Weil du nicht rein von Sünden,
Und ſchwer geſündigt haſt.
Daß du den Mann wirſt ſchauen
Iſt auch gewiſslich wahr:
Doch, magſt du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar.'

So giengen ſie in Geſprœchen fort, als ihnen im Walde eine andre Mannsgeſtalt begegnete: es war Wolfram, der Knappe des Herzogs, der ſeinen Herrn ſchon lange geſucht hatte. Die dunkle Nacht lag noch über ihnen, und kein Sternlein blickte zwiſchen den ſchwarzen Wolken hervor. Der Herzog fühlte ſich ſchwächer, und wünſchte eine Herberge zu erreichen, in der er die Nacht ſchlafen möchte; dabei zitterte er auf den Eckart zu treffen, der wie ein Geſpenſt vor ſeiner Seele ſtand. Er glaubte nicht den Morgen zu erleben, und ſchauderte von neuem zuſammen, wann ſich der Wind wieder in den hohen Bäumen regte, wann der Sturm von unten herauf aus den Bergſchluften kam und über ihren Häuptern hinweg gieng. ›Beſteige, Wolfram' rief der Herzog in ſeiner Angſt, ›dieſe hohe Tanne, und ſchaue zu ob du kein Lichtlein, kein Haus oder keine Hütte erſpœhſt, zu der wir uns wenden mœgen.'

Der Knappe kletterte mit Gefahr ſeines Lebens zum hohen Tannenbaum hinauf: denn der Sturm warf ihn von einer Seite zur andern, und bog ihn je zuweilen faſt bis zur Erde hinunter, ſo daß er oben wie ein Eichkätzchen ſchwankte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, und rief ›Im Thal da unten ſeh' ich den Schein eines Lichtes: dorthin müßen wir uns wenden.' Sogleich ſtieg er ab, und zeigte den beiden den Weg, und nach weniger Zeit ſahen ſie alle den erfreulichen Schein, worüber der Herzog anfieng ſich wieder wohl zu gehaben. Eckart blieb nun immer ſtumm und in ſich gekehrt; er ſprach kein Wort, und ſchaute ſeinem innern Gedanken zu, die ihn beängſteten. Als ſie vor der Hütte ſtanden, klopften ſie an, und ein altes Mütterchen öffnete ihnen die Thür. So wie ſie hineintraten, ließ der ſtarke Eckart den Herzog von ſeinen Schultern nieder, der ſich alsbald auf ſeine Kniee warf und Gott in einem brünſtigen Gebete für ſeine Rettung dankte. Eckart ſatzte ſich in einen finſtern Winkel nieder, und traf dort den Greis ſchlafend, der ihm vor wenigen Tagen das Unglück mit ſeinen Söhnen erzählt hatte.

Als der Herzog ſein Gebet vollendet, ſprach er ›Wunderbar iſt mir in dieſer Nacht zu Sinne geworden, und die Güte Gottes wie ſeine Allmacht haben ſich meinem verſtockten Herzen noch niemals ſo nahe gezeigt. Auch daß ich bald ſterbe ſagt mir mein Gemüth, und ich wünſche nichts ſo ſehr, als daß Gott mir vorher meine vielen und ſchweren Sünden vergeben mœge. Euch

beide, die ihr mich hieher geführt habt, will ich aber vor meinem Ende noch belohnen, ſo viel ich kann. Dir meinem Knappen ſchenk' ich die beiden Schlöſſer, die hier auf den nächſten Bergen liegen: doch ſollſt du einen andern Namen annehmen, und dich zum Gedächtniſs dieſer Begebenheit künftig den Tannenhäuſer nennen. Und wer biſt du, Mann, der ſich dort im Winkel gelagert hat? Komm hervor' ſo fuhr der Herzog fort, «damit ich auch dir deine Belohnung geben kann.'

Da ſtand der Eckart von der Erden,
Und trat herfür ans helle Licht;
Er zeigt mit traurigen Gebärden
Sein hochbekümmert Angeſicht.

Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth
Den Blick des Mannes auszuhalten;
Den Adern ſein entweicht das Blut,
In Ohnmacht iſt er feſtgehalten.

Es ſtürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
«Allmächtiger Gott!' ſo ſchreyt er laut,
«Du biſt es, den mein Auge ſchaut?
Wohin ſoll ich vor dir entfliehn?
Muſt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Kinder hab' erſchlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?
Die Arme müßen mir Schützer ſeyn,
Die tödten konnten ihren Feind?'

So fährt der Burgund fort zu ſprechen,
Und fühlt im Buſen das Herze brechen;
Er ſinkt dem Eckart an die Bruſt,
Iſt ſich ſein ſelber nicht bewußt.
Der Eckart leiſe zu ihm ſpricht:
«Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,
Damit die Welt es ſehe frey:
Der Eckart war dir ſtets getreu.'

So vergieng die Nacht. Am andern Morgen kamen andre Diener, die den kranken Herzog fanden. Sie legten ihn auf Maulthiere, und führten ihn in ſein Schloß zurück. Eckart durfte nicht von ſeiner Seite kommen, und oft nahm er ſeine Hand, und drückte ſie ſich gegen die Bruſt, und ſah ihn mit einem flehenden Blicke an. Eckart drückte ihm die Hand, und ſprach dann einige liebevolle Worte, womit ſich der Fürſt beruhigte. Er verſammelte alle ſeine Räthe um ſich her, und ſagte ihnen dann daß er den Eckart, den getreuen Mann, zum Vormund über ſeine Söhne ſetze, weil dieſer ſich als den edelſten erwieſen. So ſtarb er.

. . . . . .

PROLOG ZUM ZWEYTEN THEILE DES FORTUNAT.

EIN GERICHTSSAAL.
ZWEY RÄTHE, EIN SCHREIBER.

1. Rath. So haben wir nun heute das Protocoll ohne unſern Herrn Präſidenten ſchließen müßen.

2. Rath. Die Reiſe die der Herr gemacht hat war nicht länger aufzuſchieben: er mußte bei der Viſitation gegenwärtig ſeyn.

1. Rath. Dazu iſt es ſo ſchönes und warmes Frühlingswetter, daß es zugleich eine Luſtreiſe wird; die Ausſichten ſind unterwegs vortrefflich, die Chauſſeen ausgebeſſert, die Wirthshäuſer unvergleichlich, und ſein neuer Wagen der bequemſte auf der Welt: da iſt es nicht zu verwundern, wenn man die Geſchäfte willig übernimmt, und einen ziemlichen Dienſteifer ſehn läßt.

2. Rath. Herr College, der Mann ist ein würdiger Mann, und es ist ein Glück für uns, daß er unserm Departement vorgesetzt ist. Hätte einer von uns das Glück künftig einmal diesen Posten zu bekleiden —

1. Rath. Daran kann keiner von uns denken: dergleichen Fortun, dergleichen Carriere macht kein anderer.

2. Rath. Glück? Verdienste, mein Lieber! Das, was man Glück nennt, giebt es in so wohl eingerichteten Staaten nicht.

1. Rath. Nun, so nennen Sie es Zufall!

2. Rath. Noch weniger. Zufall? Lieber, wie verträge es sich mit der gesunden Philosophie, diesen zu statuieren?

1. Rath. Je nun, leben und leben lassen: seyen wir tolerant, damit Andre uns auch unser bißchen Talent und Verdienst gönnen. Eins nicht ohne das andere. — Doch welch ein Getümmel draußen? Neue Parteyen? Die Leute wissen ja doch daß die Session vorüber ist. Nun, das Trappeln, das Rufen, das Streiten wird wahrlich immer ärger. Hören Sie nur die Ungezogenheit! Herr Secretär, bedeuten Sie doch einmal den Leuten! (Secretär ab.) Meine Frau wird schon zu Hause mit dem Essen warten.

2. Rath. Herr College, Sie sollten sich unmaßgeblich vor dem jungen Menschen nicht so bloß geben: er ist ja im Stande und trägt dem Präsidenten alles wieder zu.

1. Rath. Menschenfurcht, Herr College, ist mir unbekannt: ich verläumde, ich verfolge nicht; ich laße dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren: aber das Glück ist doch am Ende das, was die Welt regiert. Doch Sie gehören zu den Ängstlichen; Sie sind allzu milde, auch zu fromm, und meinen gleich, man thut dem Schicksal und der Religion zu nahe, wenn man dem Glück seine Rechte einräumt.

2. Rath. Nur, ums Himmels willen, klare Begriffe!

1. Rath. Ich kann kaum mehr hören: so lärmet das Gesindel draußen. — Nun, Herr Secretär? (Der Secretär kommt zurück.)

Secretär. Meine Herren Räthe — ich bin außer mir — so etwas ist hier auf unserm Saal, in diesem Rathhause noch nie erhört worden — ich dachte erst, es wäre ein Comödienspiel, oder ein allegorischer Aufzug: aber es ist die Wirklichkeit.

1. Rath. Was ist es denn?

Secretär. Ich komme hinaus — und sehe — und sehe — und erstaune und weiß mich nicht zu fassen.

2. Rath. Sie wollen ohne Noth unsre Neugier spannen.

Secretär. Es giebt Augenblicke im Leben wo sich unser Daseyn und unsre Seele wie zum Traum verflüchtigen, wo wir einen Blick thun in die Räthsel des Universums, und uns die Sylbe schon wie auf der Zungenspitze schwankt, und wir in Ahndung die Auflösung schon heraus kosten und schmecken möchten, die die Charade die uns hienieden ängstigt, in ihrer nackten Blöße darlegen würde: und diesen Zustand hab' ich jetzt erlebt.

1. Rath. Herr Belletrist, zur Sache! Laßen Sie die neumodischen Aufstutzungen für Ihre gelehrte Gesellschaft!

Secretär. Sie werden nicht glauben, ja ihren Augen selbst nicht trauen.

2. Rath. Lieber, wir verlieren die Geduld.

Secretär. Ich komme hinaus, und sehe — was? halb schwebend, halb wandelnd, halb bekleidet, halb nackt, halb freundlich, halb ernst, auf einer rollenden Kugel, fliegend den Schleyer, mit enthlößten Schultern und Bein, ein weiblich Gebild, in dem ich zu meinem Erstaunen erkenne, auch von allen Umstehenden so nennen höre, die Fortuna, die weltbekannte, die allgesuchte, die allerwünschte.

1. Rath. Die Fortuna? Iſt es möglich?

2. Rath. Das Glück? perſonificiert? Albernheit! Der junge Menſch iſt dumm, abgeſchmackt und abergläubiſch geworden.

Secretär. Und um ſie her ſtehn ſechs Kläger, ſechs wunderliche Figuren, die ſie mit Gewalt ins Haus geſchleppt haben, und hier von einer hohen Obrigkeit Recht und Gerechtigkeit gegen die nichtsnutzige Perſon, wie ſie ſie im Zorne nennen, verlangen und begehren. Dieß iſt das Schreyen und Lärmen draußen.

1. Rath. Aber wir leben doch in einem merkwürdigen Jahrhundert: das muß man geſtehn.

2. Rath. Lieber, es wird die fremde Schauſpielerinn ſeyn, die um Conceſſion anhält: halb bekleidet, halb nackt, halb lächelnd, halb ernſt, halb ſchwebend, halb wandelnd, alles paſst aufs Haar, und der Phantaſt weiß nicht was er ſpricht.

Secretär. Verdutzt, angepflöckt ſtand ich am Treppengeländer, als ich von neuem das Gerümpel hörte das vorher die Herren ſtörte und betäubte; und was wars? Ein kleiner dicker Kerl, mit groben Gliedern, ſchlecht gekleidet, mit ſtarken Stiefeln und tüchtigen Abſätzen, der ſich damit abgiebt, nicht anders zu gehn als indem er Rad ſchlægt, der poltert zum Zeitvertreib die Treppe auf und ab; die Dame Fortuna rief nach ihm als nach ihrem Bedienten: der dumme Kerl rappelt herauf, bald Kopf oben, bald unten, ſchlægt ſo gegen mich, der ich hingerißen oben lehne, wirft mir die harten Abſätze gegen das Haupt, und mich ſelbſt eiligſt die Treppe hinunter, die ich, wie mir es ſchien, im raſchen anapæſtiſchen Maß abpurzelte, und noch von den langen Anſchlagsſylben die Beulen am Kopfe habe. Die Göttinn ſagte, der Zufall habe mich hinabgeſtürzt, und ich verwunderte mich ſtill über die unverſchæmte Lüge.

2. Rath. Da haben wirs! der Menſch iſt auf den Kopf gefallen, und ſpricht in Wahnſinn.

Secretär. Ich will die Dame herein laſſen, ſo können Sie ſich ſelbſt überzeugen.

Es treten ein DIE SECHS KLÆGER, FORTUNA, und SIENNA, der im Hereintreten ein Rad fehlt.

1. Rath. Ums Himmels willen, was iſt das? Wer ſind Sie? Wo kommen Sie her? Was wollen Sie?

Die Klæger. Hier bringen wir endlich –

1. Klæger. Schweigt! laßt mich reden! Wir bringen hier vor Ihren Richterſtuhl das falſche Weib, welches mich ſo wie alle jene Menſchen durch ihre Bosheit unglücklich gemacht hat.

2. Klæger. Immer will er noch commandieren und herſchen. Dieſe Gewohnheit ſcheint tief im Menſchen zu wurzeln, und ſchwer auszurotten.

1. Rath. Wir wißen immer noch nicht wen wir vor uns haben.

1. Klæger. Dieſe Frau heißt Fortuna, die Göttinn des Glücks, die uns aber alle, wie wir hier ſind, höchſt unglücklich gemacht hat. Es iſt uns gelungen, ſie einzufangen, und wir übergeben ſie hiermit dem löblichen Magiſtrat um ſie abzuſtrafen.

1. Rath. Ganz wohl. Herr Secretär, führen Sie das Protocoll!

1. Klæger. Vor vielen Jahren war ich ſchon genannt, gerühmt, und in allen Unternehmungen glücklich; man gab mir Gewalt, und hob mich höher und höher; ich ward der Herſcher des Volks: und nun, als mein Glück beginnen ſollte, als ich die Früchte aller meiner Anſtrengungen genießen und mich als Monarch fühlen wollte, ward ich geſtürzt, und mir wieder aus den Händen gerißen was ich kaum errungen hatte: nun bin ich das Sprichwort der Welt, das Gelächter der Thoren, der Spott des Volks.

Fortuna. Er ſpricht die Wahrheit: aber er vergißt zu ſagen daß er mir wohl ſeine Erhebung zu danken, doch mich nicht wegen ſeines Sturzes zu beſchuldigen hat. Hätte er mit Weisheit meine Gunſt gebraucht, ſich nicht durch Willkür und Tyranney verhaßt gemacht, durch Treuloſigkeit die Freunde entfernt, durch Hochmuth und Falſchheit ſich Feinde erweckt; hätte ihn ſein Glück ſtatt ihn weiſe und vorſichtig zu machen nicht zum wahnwitzigen Dünkel geführt, ſo daß er die Klugheit von ſich ſtieß, ſich ſein eigner Götze ward, und ſo ſelbſt ſeinen Untergang herbeirief: ſo glänzte er noch mit meinen Gaben, und meine freygebige Güte umkleidete ihn noch. Seht! er ſteht ſtumm und weiß nichts zu ſagen.

2. Rath. Das läßt ſich hören.

Secretær. Liegt Moral in dieſer Antwort; die Frau zeigt Beleſenheit und Bildung.

1. Klæger. Kein Wort werde ich gegen euch Elende verlieren. (geht ab.)

2. Klæger. Was aber ſoll ich ſagen? Welche Beſtrafung des bœſen Weibes ſoll ich begehren? Denn in mir hat ſie ſich nicht bloß an einem einzelnen Weſen, ſondern an der ganzen Menſchheit verſündigt. Doch was ſage ich? Immer wieder behaupte ich daß ſie gar nicht exiſtiert, oder daß ich ihr gar nichts zu danken habe, ſondern alles mir ſelbſt und meinem großen Genie.

1. Rath. Machen Sie ſich deutlich: worüber klagen Sie denn?

2. Klæger. Freund, ich war der græſte, der berühmteſte Weltweiſe und Denker: mein Name flog von Pol zu Pol; meiner Schüler waren unzählige, meiner Verehrer ſo viel es Menſchen gab; Journale, Zeitungen waren voll von meinem Lobe; man nahm meinen Namen zum Motto, mein Bildniſs zum Aushängeſchild; ich dachte und dachte, unterſuchte, unterſchied; bis endlich durch einen unglücklichen Zufall —

Diener. Holla ho! was ſoll das nun wieder?

2. Rath. Warum mengt Er ſich denn hinein?

Diener. Ich? Weil ich keine Schuld daran trage, und meinen ehrlichen Namen nicht ſo will verläſtern laßen.

1. Rath. Sprech' Er mit, wenn Er gefragt wird!

Diener. Mit Einem Wort, der gute ehrliche Herr, den Fortuna mit einem unvergleichlichen Ingenium ausgeſtattet hatte, ließ ſich nicht genügen: er ſtrebte über ſein und das Ziel der Menſchen hinaus, ward hoffährtig, leugnete Gott und Welt, am Ende ſich ſelbſt, ſchnappte richtig über, ward Schwärmer und Zweifler, gieng alle Narrheiten durch, und kommt nun, da ihm das Rædlein im Kopf abgelaufen iſt, und ſagt, der Zufall habe gethan was er allein verſchuldet hat.

Fortuna. Eigendünkel hat ihn verleitet die Mæßigkeit zu verachten, die auch im Sinnen und Dichten nur die rechte Bahn findet; aus Hochmuth hat er ſelbſt die Spiegel in ſeinem Innern zerſchlagen, in denen er das Verhältniſs der Welt und ſich ſelbſt betrachten konnte: was ſeine Sünde gethan ſoll ich büßen, die ich ihn mit Wohlthaten überſchüttet habe.

1. Rath. Dieſe Unterſuchung gehœrt nicht vor unſer Forum: hier mangeln die Thatſachen; dieß pſychologiſche Problem muß auf andre Art aufgelœſt werden.

2. Rath. Iſt der Herr Weltweiſe denn wirklich toll und unbrauchbar geworden? kann er keine Vorleſungen mehr halten? ſchreibt er nicht mehr?

Diener. Ganz ruiniert iſt er, manchmal raſend, immer dumm, alſo zu gar nichts mehr zu brauchen.

Secretær. Sehr merkwürdig daß ſich der Geiſt, oder ſo zu ſagen die inwendigen Spring-

federn und Reſſorts ſo anſtrengen können, daß ſie vor zu geſpannter Elaſticität dieſe ganz verlieren. Sie ſind alſo jetzt ohne alle Einſichten, Herr Philoſoph?

2. Kläger. Dummkopf! Ich ohne Einſichten? ich, der tiefſinnigſte der Menſchen?

Secretär. Warum klagen Sie denn alſo?

2. Kläger. Weil — weil — Beſter, wer ſitzt gern im Narrenhauſe? Dahin hat man mich unter dem Vorwande geliefert, ich ſey nicht bei mir ſelber. Und wenn ich auch dunkle Augenblicke haben ſollte —

Secretär. Ah ſo! Treten Sie mir nicht ſo nahe! ich fürchte mich vor tollen Menſchen. Es ſteckt außerdem an, wie Sie werden geleſen haben, und wer weiß ob ich nicht jetzt gerade ſehr reinbar und empfänglich bin.

ZWEY WÄCHTER treten herein.

1. Wächter. Nichts vor ungut! wir ſuchen unſern Narren, der uns entſprungen iſt. — Ei, da ſteht er ja und ſpeculiert. Kommen Sie nur im Guten, lieber Mann!

2. Kläger. Gern! die ganze Welt iſt ja ein Narrenhaus.

2. Wächter. Richtig! darum gehn ſo vernünftige Leute wie Sie gleich vor die rechte Schmiede um nicht lange vergeblich anzufragen. (Sie führen ihn ab.)

3. Kläger. Hören Sie mich an, meine Herren, und laßen Sie ſich nicht mit Verrückten ein! Was mich betrifft, ſo werden Sie gewiſs einſehen daß mich die falſche Frau unglücklich gemacht hat. Sie hat mich reich gemacht, das iſt wahr: aber wie elend neben meinem Reichthum! Kannſt du es läugnen, du Falſche, daß ich mit der innigſten Dankbarkeit deine Gaben annahm? Bewillkommte ich nicht den erſten Goldhaufen wie einen Gott in meinem Hauſe? Kniete ich nicht vor dem Glanz? Schloß ich ihn nicht in mein innerſtes Herz? Kam ein Menſch, Geſchwiſter Verwandte Freunde, ſagen daß ich ihn ſeitdem geachtet und geliebt? Hat noch ein andres Gut der Erde meine Seele an ſich gezogen? Nein, ganz und ausſchließend ergab ich mich dieſem: er war mein Herr, ich ſein Knecht. Aber hat dieſer Herr mich, ſo treu ich ihm war, gütig behandelt? Half es mir, daß ich vor ihm kniete und ihn anbetete? Nein, er gönnte mir keine Ruhe in der Nacht, keine Freude am Tage, ja keinen Biſſen Brot: ſeht ſelbſt wie ich zum Gerippe geworden bin. Na hab' ich nicht Frau noch Kinder, keine Geſchwiſter noch Verwandte, nicht Freunde und Theilnehmende, und dieſes Geld ſelbſt quält und martert mich, und iſt mein Verfolger, ſo ſehr ich es auch liebe.

1. Rath. Es ſcheint, Beſter, Sie haben keinen guten Gebrauch von den Reichthümern gemacht die Ihnen das Schickſal gönnen wollte: nach Ihrer eignen Beſchreibung ſind Sie äußerſt geizig, und dafür kann dann freylich die gute Göttinn nicht.

2. Rath. Wenn Sie aber mit Wohlhabenheit ſo geſegnet ſind, wie Sie ſelbſt ſagen, ſo könnten Sie viel für das Vaterland und dieſe unſre gute Stadt in ihren Bedrängniſſen thun, wenn Sie zu billigen oder gar keinen Zinſen ein Capital uns anvertrauen wollten.

3. Kläger. Iſt das das Ende vom Liede? Ich empfehle mich, da kein Recht noch Gerechtigkeit hier zu finden iſt. (geht ab.)

1. Rath. Sonderbare Menſchen! Was giebt es denn noch zu klagen?

4. Kläger. Seht mich an, meine Herren! Nicht wahr, ich bin ein Schauſpiel zum Erbarmen? Ein Bein verloren, einen Arm zu wenig, den Kopf bepflaſtert und voll Wunden, die Naſe lädiert, ein Auge ausgeſtoßen, und mein ganzer noch übriger Leichnam ſo dick vernarbt wie die Rinde

einer alten Eiche. Bei jeder Wetterveränderung spüre ich meine Wunden. Ists nicht klæglich?

1. Rath. Warum sind Sie aber so zerhackt und fragmentiert worden?

4. Klæger. Richtig! ein Auszug, ein Epitome eines Menschen bin ich nur noch, eine abgekürzte Übersicht, eine philosophische Reduction: denn was ich nur irgend habe entbehren können, was nicht zum äußersten Bedarf war, hat man mir abgenommen. Und wer ist Schuld als jene bœse Sieben, die mir Stärke und Tapferkeit verlieh, mich aber dafür so wie eine gestutzte Weide hat behauen laßen.

Fortuna. Nicht ich! Dieser Mann konnte sich begnügen mit dem Ruhm seines Muthes; aus vielen Gefechten war er glücklich und unbeschædigt gekommen; er war ein geliebter Anführer: aber er konnte nicht ruhen; wo er nur von Hændeln und Kriegen hœrte mußte er zugegen seyn; er selbst stritt und zankte mit jedem; es war nicht anders, als fiele sein eigner Körper ihm zur Last: und so hat er dem Glück und Schicksal Trotz geboten, und nur selbst sich beschædigt.

1. Rath. Dieß läßt sich hœren.

4. Klæger. Was läßt sich hœren? Ein Narr ließ sich eben hœren; und wenn ich nicht mehr bedächte, Teufel! ich wollte Euch mit dem Degen so um die Ohren schlagen — Hätt' ich nur noch meinen ehemaligen rechten Arm, so solltet Ihr andre Dinge sehn. (geht ab.)

5. Klæger. Sehen Sie in mir einen sehr alten alten Mann; ich bin nun schon über die Maßen alt, und habe die traurige Aussicht noch viel älter zu werden: denn das ist die elende Gabe die ich von jener Frau erhalten habe, ein unendlich langes Leben zu führen. Ich kann ihr nicht dafür danken: denn ich habe nie gewußt wie ich meine Zeit zubringen soll. Sehn Sie, es ist doch eigentlich sehr langweilig, so zu leben und immerfort zu leben: es fällt, genau genommen, nicht viel Neues vor; ja, genau besehn, ist das, was die Leute etwas Neues nennen, immer schon etwas Altes. Wie soll man nur ein so langes Leben hinbringen? Alles ermüdet mich, alles ekelt mich an. Ich weiß nicht wie so viele ein hohes Alter ein Gut nennen können. Und doch will ich freylich auch nicht gern sterben. (gähnt.) Nicht wahr, ich bin recht unglücklich?

1. Rath. Lieber alter langweiliger Mann —

5. Klæger. Sagen Sie nichts, ich bitte Sie recht sehr! schon vorher hat mich alles das Sprechen herzlich gelangweilt; ich habe es auch nur vergeßen fortzugehen: aber jetzt soll mich nichts mehr aufhalten; vielleicht ist draußen oder auf der Straße etwas das mir beßer gefällt. (geht.)

6. Klæger. Alle sind fortgegangen, und es scheint wohl, daß wir hier kein sonderliches Recht finden werden. Wenn Sie mich ansehen, so werden Sie noch jetzt die Spuren finden daß ich ein sehr schœner Mann gewesen bin: aber gerade diese Gabe der Dame Fortuna hat mich unglücklich gemacht: denn alle Menschen sind mir aufsæßig geworden: die Weiber haben mich gehaßt, die Mænner verachtet; die hæßlichsten erbærmlichsten Geschöpfe machten neben mir Glück; meine Verdienste wurden nie bemerkt: darüber bin ich ein Menschenfeind und Verächter aller Geschöpfe geworden, stehe einsam und verlaßen im Alter da, und fluche dem Geschenk welches mir die Frau zu meinem Verderben zugetheilt hat.

1. Rath. Aber, mein Herr, vielleicht haben Sie durch Eitelkeit und Hoffahrt die Menschen von sich gestoßen.

6. Klæger. Recht ſo! das iſt auch ſo eine Naſe, ſolche glatte Phyſiognomie, die mitſprechen, die ſich etwas herausnehmen will, wo unſer eins auftritt, die wir doch den Stempel des Überirdiſchen, des hohen Menſchlichen wenigſtens empfangen haben: aber ſolch pockengrübiges verhuecktes und ſchief ausgeſchnittenes Geſicht, wo die Gartenſcheere beim Silhouettieren ausgefahren iſt, weil ein boshafter Geiſt dem Bildner an den Ellenbogen geſtoßen hat; ſolch gekrümmtes verſeßenes verſtudiertes Weſen —

1. Rath. Ich weiß nicht, mein Herr, warum ich dieſe Grobheiten dulde, und den veralteten, mit Moos überzogenen Herrn Antinous nicht —

6. Klæger. Sie ſind unter mir: ich entferne mich um mich nicht zu vergeßen: denn man ſoll immer nur mit ſeines Gleichen ſtreiten. (ab.)

1. Rath. Grobes Geſindel!

Fortuna. Sie ſehn ſelbſt mit welchem Unrecht ich geſchmæht bin, und ich danke Ihnen für den geleiſteten Beiſtand. (ſchwebt hinweg.)

Secretær. Sehn Sie, ſehn Sie doch die artige Tournure, den allerliebſten Pas, die gratiöſe Wendung, mit der die Holdſelige zur Thür hinausſchwebt!

Diener. Leben Sie wohl! (will gehn.)

Secretær. Wer iſt Er denn eigentlich?

Diener. Der Diener, der Begleiter, der luſtige Geſellſchafter der Dame. Wollte ich klagen, ſo fände ich gar kein Ende: denn wie ich auf Erden verläſtert und verläumdet werde, iſt nicht mit Worten auszudrücken. Fällt einer auf die Naſe, ſo hat es der Zufall verurſacht; brennt ein Haus ab, ſtürzt ein Menſch aus dem Fenſter und bricht den Hals, geht ein Schiff zu Grunde, platzt einem Soldaten das Gewehr: wer hat alles dieß veranſtaltet? Der Zufall! Am auffallendſten war es mir neulich, als ich hœrte, einem ſey durch einen Zufall das Maul aufſtehn geblieben: Unſinn und kein Ende! Taglich hœrt man »Durch einen Zufall gieng die Thür auf«: nein, wenn ſie zugeſchlagen wird, meine Herren, wenn das Maul zuſammen klappt, dann iſt es ein Zufall, anders nicht; der Fuchs und Wolf werden in den Eiſen nur durch einen Zufall gefangen, wenn es der Jæger auch noch ſo künſtlich veranſtaltet hat; die Maſchinerie der Mausfallen beruht einzig auf einen Zufall: darauf bitte ich in Zukunft Rückſicht zu nehmen.

Secretær. Beſter, er ſpricht Unſinn: für den vernünftigen Menſchen giebt es gar keinen Zufall.

Diener. So? Weg da! Platz da! (er ſchlægt Rad, wirft die Tiſche um, und hullet zur Thür hinaus.)

Secretær. Himmel und Erde! Sehn Sie, Herr Rath, alle Scripturen, meine ſaubern Abſchriften, die großen Tintenfäßer drüber und hinein gegoßen, die Tintenflaſchen zerbrochen, alles ein ſchwarzes Meer, in welchem alle Buchſtaben, alle Beweiſe, alle Protocolle wie Pharao mit ſeinem Gefolge erſoffen ſind!

1. Rath. Der Bœſewicht!

2. Rath. Was ſoll man denken? Soll man dieß einen Zufall nennen?

Secretær. Ich bin ganz dumm geworden und irre an mir ſelbſt; und aus alles wieder ins Reine zu ſchreiben! Und wer es nur leſen könnte! Wir müßen die Acten aus allen Fenſtern hinaus hängen, daß die Sonne ſie wieder trocknen kann.

DER PRÆSIDENT tritt herein.

Præſident. Was giebt es hier für Verwirrung, meine Herren?

1. Rath. Wir hatten hier das ſonderbarſte Verhœr von der Welt, Herr Præſi-

dent: ſechs Klæger brachten in dieſen Saal Niemand anders herein als die Göttinn des Glücks, die berühmte Fortuna; ihr folgte ein wilder fataler Kerl als Diener, der Zufall, der hier auch alles durch einander geworfen hat, ſo daß wir viele Mühe werden anwenden müßen um die alte Ordnung wieder herzuſtellen.

Præſident. Wie? Und Sie haben die Leute wieder fort gelaßen? Himmel! feſthalten hätten Sie ſie müßen: die Frau hätte uns Weisheit abgeliefert für ewige Zeiten: bis zu den letzten Kanzelliſten hinab hätten alle Salomos werden müßen; und Geld, Geld, welches wir alle ſo hœchſt nœthig brauchen um unſre Verbeßerungen in den Gang zu bringen: eine lebendige unerſchöpfliche Münze hätte ſie uns werden müßen. Und den Zufall, den verderblichen, der oft die beſten klügſten Plane vernichtet, der ſo oft aller Weisheit ſpottet, der ſchon ſo viel Unheil über die Welt gebracht hat, ihn hätten wir bei Waßer und Brot dort im tiefſten Loch des Thurmes feſtgeſetzt: man hätte ihn ſo nach und nach verkommen und verderben leßen, daß kein Hahn darnach kræhte. Denken Sie doch welchen Ruhm! welchen Nutzen wir unſerm Vaterlande, ja der Menſchheit geſtiftet hätten! Das vergebe ich Ihnen niemals, meine Herren: war keine Wache da, ſo mußten Sie zum allgemeinen Beſten ſelber zugreifen.

2. Rath. Wir dachten nicht daran: wir haben nicht den practiſchen Blick, das ſchnelle Genie, welches den Herrn Præſidenten vor allen Staatsbeamten ſo ſehr auszeichnet.

1. Rath. Der Herr Præſident tragen ja den Arm in einer Binde? Ihnen iſt doch kein Unglück begegnet?

Præſident. Eine kleine Verletzung, die nichts zu bedeuten haben wird. Hier draußen vor der Stadt, nahe am Thore, iſt mir etwas hœchſt ſeltſames begegnet. Indem ich hereinfahren will, erhebt ſich vor mir ein weibliches ſchœnes Gebilde: es ſchien, als wollte ſie in den Wagen zu mir herein ſchweben; ich hätte ſie halten können: aber ſie flog über die Chaiſe hinweg; und indem ich ihr erſtaunt nachſehe, wälzt ſich radſchlagend ein dicker plumper Kerl in den Weg, zwiſchen die Pferde hinein, ſchlægt im Purzelbaum den Kutſcher vom Sitz, macht die Pferde ſcheu, poltert zu mir herein, verletzt mich am Kopf, der Wagen wirft um, und indem wir uns beſinnen, aufraffen, den Wagen richten, Bediente und Kutſcher wieder ihre Stellen einnehmen, ſind ſchon beide Geſpenſter weit weg entſchwunden. Der Arm aber iſt mir ausgerenkt.

Secretær. Das war ſie, das war ſie, Ihr Gnaden! Fortuna und der Zufall. Ach, hätten Sie ſie doch gegriffen und feſtgehalten, die Bœſewichter!

Præſident. Hœchſt ſonderbar! Ja, ich hätte ſie nur am langen Haupthaar, am Schleyer feßeln ſollen: ſie war mir ſo nahe, ſo — Doch gehn wir, meine Herren, ſchweigen wir von der ganzen Geſchichte um nicht ſeltſame Gerüchte und albernes Geſchwätz in der Stadt zu veranlaßen. Alles nährt jetzt leider die Vorurtheile und den Aberglauben: man kann nicht behutſam genug verfahren. Kommen Sie! (Alle gehen ab.)

AUS DEM AUFRUHR IN DEN CEVENNEN.

Wie sehr ich diese Hugenotten haßte" fieng Edmund wieder an, „wie sehr ich ihren Krieg gegen den Kœnig, ihre Schwärmer und Propheten verabscheute, und den groben Betrug des Gesindels verachtete, brauche ich Ihnen nicht zu sagen: denn meine gereizte Empfindung machte Sie unglücklich, und es scheint mein Schicksal, daß ich Ihr Elend bin, ich mag mich auf eine Seite stellen auf welche ich will, so jetzt wie damals." Er hielt ein Weilchen inne, und sprach dann weiter. „Mit diesen Empfindungen zog ich die Bauernkleider an, die mir so verhaßt waren; unser Freund verließ mich, wie Sie wißen, und ich gieng mit seinem Sohne in das Gebirgsthal hinauf. Florentin scherzte über unsere Wanderung; ich war tief verdrießlich, und schæmte mich meiner Absicht.

Als wir tiefer im Gebirge waren, schlichen auf dem einsamen Fußsteg uns einige Gestalten vorüber: wir folgten demselben Wege. Wir gelangten mit ihnen nach einer halben Stunde zu einer einsamen Scheune. Man klopfte an: sie wurde uns aufgethan. Ich kann die Empfindung nicht beschreiben mit welcher ich in diese bäurische Versammlung trat. Es war ein Ekel des Körpers und der Seele. Einige knieten, andere standen betend. Ich begab mich zu diesen, und suchte ihre Stellung nachzuahmen. Alles gieng still zu: Aller Augen waren auf den Boden geheftet; nur einige alte Weiber murmelten zwischen den Zähnen ihre Psalmen. Plötzlich fiel ein Knabe von ohngefähr acht Jahren nieder, und zuckte wie in Krämpfen. Mein Widerwille erreichte seine hœchste Stimmung: denn nun sah ich ja das fratzenhafte Schauspiel vor mir, das schon seit Jahren in der Erzählung meinen heftigsten Verdruß erregt hatte. Das Kind erhob die Brust, bäumte sich, und ließ sich dann wieder fallen, und ich glaubte deutlich die willkürlichste Anstrengung wahrzunehmen. Alle Gläubigen wandten hoffend und getrœstet ihre Augen dahin. Nie in meinem Leben war ich noch meiner selbst so sicher gewesen, so felsenfest in meiner Überzeugung. Meine Gedanken wurden immer zorniger; ich wünschte mich nur erst zurück um meinen Haß so ganz frey gewähren zu laßen. Plötzlich ertönt es mit heiserer Stimme aus dem Kinde „Wahrlich, ich segne Euch; Ihr sollt gesegnet seyn!" Nun im Strom, der unaufhaltsam floß, eine Menge von Gebeten und Ermahnungen, so wie Stellen aus der heiligen Schrift und ihre Erklærung, alles auf die gegenwärtige Zeit gedeutet. Ich erstaunte; noch mehr, als der Knabe rief „Wahrt Euch, Brüder: denn zwey Verrather sind mit in diese Versammlung gedrungen, die es bose mit Euch meinen!" Ich sah auf: der junge Vila war blaß; er stand an der Thür, und schlüpfte hinaus, indem sie wieder Neuankommenden geöffnet wurde. „Der eine ist entronnen" wimmerte der Knabe, indem er mit verschloßenen Augen und Sinnen da lag; „aber der zweyte Spötter ist noch zugegen: er weiß es nicht daß ich der Herr, ihn selber hieher geführt habe der Meinige zu werden." Ich erschrak; mein Inneres war bewegt, und Empfindungen fügen in meinem Herzen auf die ich noch nie gekannt hatte. Man fieng an Psalmen zu singen, und so widerwärtig sie auch klangen, so machten sie mir doch keinen gehäßigen

Eindruck: mein Gemüth folgte den herrlichen Worten; das Unglück dieser Verlaßenen, ihre Zerknirschung vor dem Herrn, der grauenhafte Hochmuth ihrer Gegner zitterten und kreischten herzzerreißend in diesem unharmonischen Gewinsel; es dünkte mir lächerlich, daß mir vorher immer der Wohllaut nothwendig gewesen war, wenn ich mein Herz im Gebet hatte erheben wollen. Schlägt nicht die allgemeine Wehklage der Schöpfung an sein Ohr? eilt nicht Preis und Dank mit der Thräne und dem Geschrey des Schmerzes zugleich vor seinen Thron? An dieses Gefühl reihte sich manches andere, und blöde arm und zusammenhängend dünkte mir mein bisheriger Lebenslauf. «Ist es denn etwas anders mit den Bildern Lichtern Tempeln?» sagte ich zu mir selber; «mit dem ganzen Prunk des Reichthums und Glanzes? Wird der Herr der als Knecht unter uns wandelte und sich mißhandeln ließ, nicht dadurch verhöhnt? Stellen ihn diese Armseligen nicht von neuem unsern Augen dar? Kann ich nicht in jedem dieser Verfolgten ihn selber begrüßen? ihn selber speisen, kleiden, ihn vertheidigen?» Da war mir als wenn aller Schmerz und Kampf den diese Gebirge seit Jahren erduldet, auf einmal in einer unermeßlichen Heerschaar durch meinen wunden Busen zog. Ein anderer Knabe fiel jetzt nieder, und rief «Geht hinaus in den Wald: Elias Marion und einige Gläubige ziehn heran; sie sind verirrt: lockt sie mit Psalmen herbei: denn heut habt ihr keine Verfolger zu fürchten.» Einige aus der Versammlung giengen hinaus, und sangen mit lauter Stimme, und bald darauf kamen sie mit einer Anzahl Begeisterter wieder, unter denen ein großer Mann hervorragte, den sie alle ehrfurchtsvoll begrüßten. «Triumph!» sprach der Knabe am Boden laut, «der Ungläubige hat überwunden: er wird in das Reich des Herrn eingehn.» Da war mir als wenn ich plötzlich gegen meine Brust den Schlag eines großen Hammers empfände. Ich widerstrebte noch diesem Gefühl, und bezwang es. Der demüthige Gottesdienst der armen Gemeine ward mit Gesang und stillbegeisterter Rede fortgesetzt. Marion sprach Worte des Lebens: es durchdrang alle meine Kräfte, in welchem ungeheuern Irrthum ich bis dahin gewandelt hatte. Alles Zufällige fiel vor mir nieder; es wurde mir vergönnt, den Herrn und die Kraft seiner Wunder in ihrer einfachen Herrlichkeit und in seiner demüthigen Gestalt anzuschauen. War durch Prunk, Legende, falsche Rührung und kunstreiche Erhebung bis dahin mein Gemüth doch nur verschattet worden, wie prachtvolle Umhänge von Seide und Gold den reinen Stral des klaren Lichtes nur hemmen und seine Glorie mit falschem Glanze färben. Mein Herz zerknirschte sich, und ward wie Eine Wunde von Schmerz und Rührung; mein Geist wurde zum Kinde. Ganz nahe stand der Höchste neben mir, und reichte mir die blutende Hand, die jetzt wieder von unsern Frevlern war durchstochen worden. Der Blick seines Thränenauges gieng in meinem Geiste auf: da ward alles in mir zornige Wehmuth und freudiger Gram, und in der Bewegung empfand ich wieder einen Schlag; als sich jetzt die Versammlung trennte.

«Was ist Natur?» So hatte ich mich oft gefragt, wenn ich begeistert durch Waldberge und grüne Thäler geschweift war, vom Morgenhauch magisch verdeckt und erleuchtet, vom frischen Wind durchrauscht, und in der Fülle aller lieblichen Abndungen die uns zu süßen Träumen laden. O mein Vater, nun verstand ich die tiefe Klage in Wald und Berg, im rauschenden Strom: das Wort des Ewigen selbst und sein hohes Mitleid mit uns armen verlornen brauste mir aus

allen Wellen, von jedem Gezweige entgegen. Mit Millionen Zungen ſchalten die unendlichen Laubbäume meine träge Säumniſs. In Vergangenheit und Zukunft drang mein Blick. Mein Gedanke war Anbetung, heiligende Andacht mein Gefühl.

Im tiefſten Walde warf ich mich hin, und ließ meinen fließenden Thränen ihren Lauf. Nun ergieng die dritte Mahnung an mich, und ich widerſtand ihr nicht länger. In nächtlicher Einſamkeit ergoß ſich mein ganzes Weſen in Gebet und Lobgeſang; wundervoll fanden ſich ohne alle Bemühung die ſeltenſten Worte zuſammen: wie die Thräne ohne Vorſatz rinnt, wie Welle der Welle im Strom folgt, wie der Wind das unzählige Laub des Waldes erregt, ſo von einem höhern unſichtbaren Geiſt getrieben, ward meine Rede Weißagung. Dann war ich erſchöpft und wie ein neuer Menſch. Ich kannte mein Geſtern nicht mehr. Im Spiegel meines Innern ſah ein ander Auge mir entgegen als das gewohnte, und doch war dieſes nur mein wahrhaftes Selbſt.

Bald ruhend, bald wandelnd, kam ich mit der Dämmerung der Frühe in die Gegend von Sauve hinüber, im innern Gebirge. Sie kennen, mein Vater, die hohe Lage der dortigen traurigen Landſchaft: kein Baum, kein Strauch weit umher; kaum einzelne Grashalme auf dem dürren weißen Kalkboden, und ſo weit das Auge reicht, Blöcke Gruppen Maſſen von Kalkſteinen in allen Formen, wie Menſchen Thiere Häuſer, blendend und ermüdend umhergeſtreut, und dazwiſchen Kiesgerälle, und etwas tiefer das ſaubre einſame Städtchen. Hier warf ich mich wieder nieder, und ſchaute in die wüſte Zerſtörung hinaus und über mir in den dunkelblauen Himmel hinein. Sonderbar wie ſich hier mein Gemüth verwirrte. Ich kann es in keinen menſchlichen Worten wiedergeben, wie mir plötzlich hier jedes glaubende Gefühl, jeder edle Gedanke unterſank; wie mir die Schöpfung, die Natur, und das ſeltſamſte Räthſel, der Menſch, mit ſeinen wunderbaren Kräften und ſeiner gemeinen Abhängigkeit vom Element, wie toll widerſinnig und lächerlich mir alles dieß erſchien. Ich konnte mich nicht zähmen: ich mußte unaufhaltſam dem Triebe folgen und mich durch lautes Lachen erleichtern. Da war kein Gott, kein Geiſt mehr; da war nur Alberaheit Wahnwitz und Fratze in allem das kreucht ſchwimmt und fliegt, am meiſten in dieſer Kugel, die denkt ſinnt und weint, und unterhalb frißt und käut. O laßen Sie mich verſchweigen, und nicht wieder finden, welche raſende Gebilde meinen Sinn bemeiſterten. Vernichtung, todtes kaltes Nichtſeyn ſchienen mir einzig wünſchenswerth und edel. Ich war ganz zerſtört, und ſchwer ward mir der Rückweg zum Leben: aber ich fand ihn endlich mit Hülfe des Erbarmenden.'

FRIEDRICH VON GENTZ.

AUS DEM SENDSCHREIBEN AN FRIEDRICH WILHELM III.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freye Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er, nicht etwa der Convenienz, sondern den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers, kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestæt erhabenem Schutze müße alles was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der næchste zum Ziel dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freye Wahl vorzeichnete. Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privatindustrie durch unnütze Reglements hindere den Landwirth, den Fabricanten, den Kaufmann aus seinem mit Freyheit hervorgebrachten Product den grœstmœglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll, muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber was Feßeln scheint kann nichts so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen. Der Druck der diesen trifft ist nicht bloß schædlich weil er das Gute verhindert, sondern auch weil er unmittelbar das Bœse befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr seyn. Er gehœrt zu den veralteten Übeln, worüber zu einer Zeit wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiœser Ideen als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamieren. Mit der Freyheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen welches, aus seinem wahren Standpuncte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was ohne alle Rücksicht auf andere Gründe jedes Gesetz welches Preßzwang gebietet ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmœglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit Ideen ins Publicum zu bringen ist so groß, daß jede Maßregel die sie beschränken will vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern; und das ist eben das Verderben, daß sie erbittern ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar

rühmlich wird. Die armſeligſten Producte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwey Stunden ſichern würde, drängen ſich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu ſeyn ſcheint. Die nüchternſten Scribenten fangen an für »helle Köpfe« zu gelten, und die feilſten erheben ſich auf einmal zu »Märtyrern der Wahrheit.« Tauſend bœsartige Inſecten, die Ein Sonnenſtral der Wahrheit und des Genies verſcheucht hätte, ſchleichen ſich jetzt, begünſtiget von der Finſternis die man ihnen gefliſſentlich ſchuf, an die unbewahrten Gemüther des Volks, und ſetzen ihr Gift, als wäre es eine verbotene Koſtbarkeit, bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift, die Producte der beßern Schriftſteller, verliert ſeine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken ſpricht, mit dem verwechſelt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht alſo weil der Staat oder die Menſchheit dabei intereſſiert wære, ob in dieſem von Büchern umfluteten Zeitalter tauſend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, ſondern weil Ew. Majeſtæt zu groß ſind um einen fruchtloſen und eben deshalb ſchædlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kæmpfen: darum ſey Preſsfreyheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für geſetzwidrige Thaten, für Schriften die den Character ſolcher Thaten anziehen, müße Jeder verantwortlich, ſtrenge verantwortlich ſeyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widerſacher als die entgegengeſetzte, und wenn ſie irrig iſt, die Wahrheit. Nie kann dieß Syſtem einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten; nie hat es einem ſolchen geſchadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerſtœrung ſchon vorangegangen, und der gefræßige Schwarm wuchs nur aus der Verweſung hervor.

Wenn dem Bürger eines Staates alles was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung ſeiner Kræfte gehört offen ſteht; wenn er, gegen die Angriffe auswærtiger Feinde geſchützt, ſein frey gewæhltes Gewerbe in ungeſtœrter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine ſtrenge, unparteyiſche, durch keinen Eingriff der Willkür gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie ſeines Eigenthums und die beruhigende Ausſicht gewæhrt daß nie einer ſeiner Mitbürger mæchtiger ſeyn wird als die Geſetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundſætzen geordnete, ohne Druck und Chicane erhobene Abgaben ihm nur ſo viel von ſeinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich iſt, und eine weiſe und gewiſſenhafte Adminiſtration die zweckmæßige Verwendung ſeiner Beitrœge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverſtandene Einſchrænkungen ihn hindern ſeine Fæhigkeiten, ſeine Kenntniſſe, ſein Vermœgen nach eigner Neigung und Einſicht, nach der Idee die er ſelbſt von ſeinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdieß ſeine Gedanken über alles was ihn umgiebt vortragen, und ſeinen Zeitgenoßen ſogar ſeine Irrthümer und ſeine Grillen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit das, was noch in der Organiſation des Staates fehlerhaft ſeyn möchte, zu verbeßern durch Thaten darlegt: dann iſt alles erſchöpft was der Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft ſuchte. Die Vereinigung dieſer Güter, aber auch nur die Vereinigung derſelben, füllt die ganze Sphære der Wünſche und Erwartungen eines vernünftigen Weſens aus. Die, welche lehren möchten daß es mit »etwas weniger« gethan ſey, ſind geheime Bundesgenoßen oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, iſt ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mäß-

fam erworbnen Schätze einer langen Cultur; ein Feind der fortfchreitenden Vervollkommnung des Menfchen; ein Feind Ew. Majeftæt und des Vaterlandes.

Der Inbegriff diefer Güter ift die bürgerliche Freyheit, die unter einer monarchifchen Verfaßung bis zu ihrer hœchften Reife gedeihen kann. Was jenfeits derfelben liegt, davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller fittlichen Grundfätze, ein wüfter Schauplatz von Trümmern Thränen und Blut. Mehr als ein unglückliches Volk ift vor unfern Augen in diefen bodenlofen Schlund geftürzt, und hat mit einer Maffe von Elend worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler feiner Regierung oder die Schuld feiner eignen Thorheiten gebüßt. Vor diefem letzten und græften aller Übel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; fo lange Ew. Majeftæt uns beherfchen, ift jede Beforgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den feligften Tag. Von einer weit verbreiteten Gährung unberührt, in einem rings umher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben ift wahrlich kein kleiner Gewinn: dieß ftille Glück bewirkt, dieß ftille Glück bewahrt zu haben wird von nun an der hœchfte Genuß, der hœchfte Triumph im Leben eines guten Kœnigs feyn.

ALEXANDER VON HUMBOLDT

ÜBER DIE STEPPEN UND WUESTEN.

Am Fuße des hohen Granitrückens welcher im Jugendalter unferes Planeten bei Bildung des antillifchen Meerbufens dem Einbruch der Waßer getrotzt hat, beginnt eine weite unabfehbare Ebene. Wenn man die Bergthæler von Caracas und den infelreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pifangftämme fich fpiegeln, wenn man die Fluren welche mit dem zarten Grün des thaitifchen Zuckerfchilfes prangen, oder den ernften Schatten der Cacaogebüfche zurückläßt: fo ruht der Blick im Süden auf Steppen, die, fcheinbar anfteigend, in fchwindender Ferne den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organifchen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den œden Rand einer pflanzenleeren Wüfte. Kein Hügel, keine Klippe erhebt fich infelförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzfchichten von zweyhundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar hœher als die angränzenden Theile. Bäuke nennen die Eingebornen diefe Erfcheinung, gleichfam im Geift der Sprache den alten Zuftand der Dinge ahnend, da jene Erhœhungen Untiefen, die Steppen felbft aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täufchung diefe Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im rafchen Aufftei gen und Niederfinken die leitenden Geftirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn fie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünfte, glaubt man den küften-

lasen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeres spiegels, in dem die leichtbewegliche, sanft anfschäumende Welle sich kräuselt. Todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

. . . . . .

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana, von den Schneebergen von Merida, an deren Abhange der Natrum-See Urao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare oder bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker im Spiel ihrer regsamen Phantasie den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft in gleicher Breite, als ununterbrochen bis an die Magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflußes, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des LaPlata-Stromes begränzt wird. Die Andes-Kette von Cochabamba und die brasilianische Berggruppe senden zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hylæa des Amazonenflußes mit den Pampas von Buenos-Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreymal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der Casuar-ähnliche Touyou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Zahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerica, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet wie das libische Sandmeer, bald eine Grasflur wie die hohe Steppe von Mittel-Asien.

. . . . . .

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet: aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des Neuen Continents unbekannt. Keiner der americanischen Völkerstämme wußte die Vortheile zu benutzen welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Zwey Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von West-Canada, in Quivira, wie um die colossalen Trümmer der Azteken-Burg, welche, ein americanisches Palmyra, sich verlaßen in der Einöde am Gyla-Flusse erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Californien umher. Der südlichen Halbinsel sind die kamelartigen Vicunnas, die Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freyheit bewahrt. Genuß von Milch und Käse ist wie der Besitz und die Cultur mehlreicher Grasarten ein characteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

. . . . . .

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Americas unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamericanischen Steppe. Desto freyer haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frey, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenaee und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Anhang schlingender Gewächse drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdischen Hasen in seiner Höhle aufschrecken, Heerden trüger Chiguires, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten, der große ungezähmte Löwe, buntgefleckte Jaguars (hier Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen: diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohne dieß nach indischer Art die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächerpalme (Mauritia) zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage nähren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfährt sieht die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, vom Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freystatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen americanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blütenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzenmetamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches wie das Mehl der Jatropha-Wurzel in dünnen brotartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baums ist der süße berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche rothlichen Tannenzapfen gleichen, geben wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung, gleich dem Insect das auf einzelne Blütentheile beschränkt ist, die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des Neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern sind hie und da Städte an den Steppenflüßen

erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt, liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwildeter Stiere Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Stral der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstaßen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht electrischgeladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Waßerhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße staubige Erde, die im nebelartig verschleyerten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstiehende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Crocodil und die Boaschlange, tief vergraben im trocknen Letten. Überall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden im Spiele des gebogenen Lichtstrals das Trugbild des wellenschlagenden Waßerspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichten Hülle ein waßerreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern, und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos: denn oft sieht man Thiere welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos Hippobosceen und eine Schaar stechender Insecten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Waßer auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das

tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über dem Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der scheue gefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulcane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist flieht die Erscheinung: denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Crocodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erwecket.

Schwellen nun allmählig die Flüße welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Crocodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert, und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder die, dem Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt, vom Ganges bis an den Plataström, von der africanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Stral der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Crocodile bedroht.

Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein stellen den südamericanischen Pferden nach: auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwaßer von Bera

und Raſtro ſind mit zahlloſen electriſchen Aalen gefüllt, deren ſchleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erſchütternde Kraft nach Willkür ausſendet. Dieſe Gymnoten haben fünf bis ſechs Fuß Länge. Sie ſind mächtig genug die größten Thiere zu tödten, wenn ſie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günſtiger Richtung entladen. Die Steppenſtraße von Uritucu mußte einſt verändert werden, weil ſie ſich in ſolcher Menge in einem Fläßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle andere Fiſche die Nähe dieſer furchtbaren Aale. Selbſt den Angelnden am hohen Ufer ſchrecken ſie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erſchütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht electriſches Feuer tief aus dem Schooß der Gewäßer aus.

Ein maleriſches Schauſpiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fiſche zum Angriff reizt. Schlangenartig, ſieht man ſie auf dem Waßer ſchwimmen, und ſich verſchlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von dieſen erliegen viele unter der Stärke unſichtbarer Schläge. Mit geſträubter Mähne, ſchnaubend, wilde Angſt im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusſtäben bewaffnet, treiben ſie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerſtreuen ſich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung um zu ſammeln was ſie an galvaniſcher Kraft verſchwendet haben. Schwächer und ſchwächer erſchüttern ſie allmählig ihre Schläge. Vom Getümmel der ſtampfenden Pferde erſchreckt, nahen ſie ſich furchtſam dem Ufer, wo ſie durch Harpune verwundet, und mit dürren, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dieß iſt der wunderbare Kampf der Pferde und Fiſche. Was unſichtbar die lebendige Waffe dieſer Waßerbewohner iſt; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen unterhält; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt; was Eiſen an Eiſen bindet, und den ſtillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des getheilten Lichtſtrals, fließt aus Einer Quelle; alles ſchmilzt in Eine ewige allverbreitete Kraft zuſammen.

. . . . . .

JACOB GÖRRES.

AUS DEN DEUTSCHEN VOLKSBUECHERN.

Des durch die ganze Welt berufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers D. J. Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniss, abentheuerlichen Lebenswandel, und mit Schrecken genommenes Ende. Cöln am Rhein und Nürnberg.

Daß Satans Reich groß und mächtig auf Erden sey, hatte man frühe schon verstanden. Was oben am dunkeln Himmel glänzte blinkte stralte, das war den Menschen wohl befreundet und ehrwürdig, aber nicht grauenvoll, schreckhaft: was aber der Erde dunkler Schooß verbarg, was im Erdbeben ihn durchzuckte, was aus geborstenen Rißen dunstig schwefelflammig Seuchen-verbreitend sich ergoß, das war ihnen unheimlich verdächtig grausenhaft: da schien ihnen kein Stern herauf; finsterer und immer finsterer wurde die Finsterniss, je tiefer sich die Phantasie in den Abgrund hinabversenkte, bis endlich die geschreckte selbst erstarrte, und unten, ganz unten die Nacht in schwarzen Klumpen gerann; und in dem Abgrund, den nimmer des fernen Himmels Morgenroth erreichte, da brannte der Hölle Pfuhl, da lag der alte Lindwurm mit allen Erdenübeln und schlief, so lange der Sonne Licht der Erde Oberfläche bescheint, und die Gemeinde gottselig fromm vor den Altären kniet; wenn aber die Nacht die Erde nicht mehr mit Himmelslichte tränkt, wenn der Kerzen Schein am Altar erlischt, wenn der Hölle Reich dann weiter wird und freyer, wenn die Lebenden schlafen, die Todten aber wachen und wandeln: dann feudet der grimme Wurm die junge Brut hinaus auf Raub und Nahrung, und durch die Lüfte streift dann das Gezücht, und die Werke der Finsterniss treiben, die treten dann auf den Kreuzwegen in ihren Zauberkreisen mit ihnen in Verkehr, und die ungethümen Kinder der Lüge helfen ihnen Unheil und Böses schaffen. Denn die Fürsten des Himmels, hat man geschlossen, die Sterne, sind an der Astrologen Kreise festgebunden: der Menschen Geist vermag so gleicher Weise durch nigromantischen Zauber die Fürsten der Finsterniss in gleiche Kreise einzubannen, daß sie ihm Rede stehen, daß sie die arge, aber übermenschliche Kraft zu seinem Dienst verwenden, daß sie die Geheimniße und die Schätze der dunkeln Nacht ihm öffnen, daß sie die Naturkräfte ihm dienstbar machen, und ihn durch ihre Macht zum Erdenfürsten erheben, dafür daß er sich selbst und den irdischen Leib ihnen erb- und eigenthümlich verschreibt. Das ist daher das Wesen der Magie, ein furchtbarer Bann, der hinunter in der Erde Abgrund reicht; und wenn des Menschen Thun die Schranken des Irdischen verläßt, wenn er in seinem Treiben sich in sich selber scheidet, und himmelan die Flamme der frommen Gottseligkeit schlägt, und endliche Menschen zu Heiligen des Himmels sich verklären, dann muß in der Scheidung der Gegensatz nothwendig sich ebenfalls mit hervordrängen: während die einfältige schuldlose Gottesfurcht in stiller Hingebung des Himmels Reich

gewinnt, muß der kecke übermüthige Trotz der Hölle Pforten ſtürmen; dort wird irdiſche Mühſeligkeit mit himmliſcher Glorie dann vergolten, hier irdiſche Wohlfahrt mit ewiger Höllenqual gebüßt. Daher iſt die Magie mit ihrer ganzen Encyclopædie der Goetie Necromantie Necyomantie Anthropomantie Eiconomantie Gaſtromantie Catoptromantie Oneiromantie Hydromantie Geomantie Pyromantie Capnomantie Ichthyomantie Tephromantie*), mit allen ihren Künſten und Zauberformeln und Beſchwerungen, mit ihren Kreiſen und Sprüchen durchaus ein deſcendenter religiöſer Cultus: gottlos ſchwört das Menſchenkind den Himmel ab, und mildthätig nimmt die Hölle ihn dafür zum Heiligen auf.

Das war der conſequente Volksglauben der Zeit, die in religiöſer Genialität ſo viele Selige dem Himmelreiche eingeboren hat: er hat auch dieſen Fauſt geboren, der zwar als ein Product der jüngeren Zeit erſcheint, von dem aber die Propheten der vergangenen Alter wie von einem noch kommenden geweißagt hatten. Eben ſo iſt hauptſächlich auch von ihm, als die religiöſe Genialität in eine poetiſche ſich verlor, jenes neue unendliche Object der Kunſt ausgegangen, an dem ſie in den neueren Zeiten ſo vielfältig ſich verſucht, die Darſtellung des Teufels nämlich. Das Zerrißene, Grundböſe in plaſtiſchen Umrißen, alſo in Harmonie darzuſtellen; das durch ſeine innere falſche Natur immerfort verzerrte zur Ordnung und Einheit zuſammenzuzwingen; das Mißverhältniß ſelbſt in Verhältniſſe einzuſchließen, und der abſoluten Verlogenheit doch eine Kunſtwahrheit zu leihen: das iſt die ſchwer zu löſende Aufgabe; gleichſam als ob man freßendes Gift bereiten ſollte in einem Becher der ſeine Berührung ſcheut und davon in Stücke zerſpringt. Darüber fällt daher das Problem jenſeits der Grinzen der eigentlichen Kunſtſchönheit hinaus: gerade der negative Gegenſatz alles Schönen muß ſich in ihm bilden, und ein vollendeter Teufel kann uns unmöglich Liebe abgewinnen: er kann nur auf unſern Haß Anſpruch machen; teufeliſch müßen wir ihn ſelbſt erblicken, und teufeliſch uns an ihm freuen, und dieß Erwecken unſerer Teufelhaftigkeit durch die äußere kann allein die Genialität des Werkes conſtituieren. Laben wir aber uns an ihm ergötzen, haben wir ſelbſt gleichfalls gewiſſermaßen ſchon einen Bund mit ihm geſchloßen: Fauſts Sympathie mit ihm war eine gleiche, nur enger; er lebte mit ihm gleichſam in einer ungeſchiedenen Ehe, der nicht Liebe, ſondern Feindſeligkeit zum Grunde lag, und die daher mit der Vernichtung des ſchwächeren Gehaßten endete.

Das Volksbuch über den D. Fauſt iſt Auszug eines größeren Werkes unter den Titel »Erſter Theil der wahrhafftigen Hiſtorien von den grewlichen und abſchewlichen Sünden und Laſtern, auch von vielen wunderbarlichen und ſeltzamen Ebenthewern, ſo D. Johannes Fauſtus, ein weitberuffener Schwarzkünſtler und Erzzauberer, durch ſeine Schwarzkunſt bis an ſeinen erſchrecklichen End hat getrieben. Mit nothwendigen Erinnerungen und ſchönnen Exempeln, menniglichem zur Lehr und Warnung aufgeſtrichen und erklehret durch G. R. Widman. Gedruckt zu Hamburg 1599.« 8. Zweyter Theil. Dritter Theil. Früher, wie man glaubt, ſchon 1597. 8. Berlin herausgekommen. Daß Fauſt gegen das Ende des fünf-

*) Eiconomantie — Catoptromantie Oneiromantie — Ichthyomantie Tephromantie] bei Görres Leconomantie — Captromantie Onomantie — Ichtiomantie Thephramantie.

zehnten und den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wirklich existiert habe geht aus einer Menge historischer Zeugnisse von Augenzeugen, die ihn gesehen zu haben versichern, hervor. Er lebte gleichzeitig mit Paracelsus, und war, wie es scheint, Freund von ihm und dem gleich berüchtigten Cornelius Agrippa. Melanchthon gedenkt seiner in seinen Briefen, und eben so Konrad Gesner, als seines Zeitgenossen. Manlius in seinen *Collectaneis Locorum communium* sagt von ihm *p.* 88 «*Novi quendam nomine Faustum de Kundling, quod est parvum oppidum patriæ meæ vicinum.*» Widmann führt in der Einleitung mehrere Äußerungen Luthers über ihn an, und sagt dabei am Ende «Diese und andere mehr kurzweilige und fröhlich erzählte Gespräch hab ich aus einem besondern Schreiben, so mir bekannt, wollen erzählen.» Aus allen diesen Zeugnissen, obgleich sie sich häufig, sogar in Rücksicht auf sein eigentliches Vaterland, widersprechen, geht so viel hervor, daß er, als historische Person angesehen, als ein pfiffiger, verschlagener, seinem Jahrhundert imponierender, vielleicht auch in geistiger Bildung und technischer Geschicklichkeit wirklich überlegener Mensch erscheint, der besonders seine Wichtigkeit eben durch sein Zeitalter erhielt. Indem nämlich die Reformation den erschlafften religiösen Sinn wieder aufs Neue weckte, konnte dieser bei dem durchhin nüchternen nordischen Character der sie bezeichnete unmöglich in glühender Andacht sich in religiöse Transscendenz verlieren: sie mochte lieber polemisch hervorbrechen, und den Gegensatz des Heiligen dem öffentlichen Abscheu hingeben; wie sie überhaupt den ältern Cultus als einen gleich negativ gewordnen dargestellt und dem gleichen Abscheu preisgegeben hatte. So erscheint Faust daher in der Geschichte gleichsam als der allgemeine Repräsentant der ganzen schwärmerisch-künstlerischen zauberischen Tendenzen, die durch alle Jahrhunderte durchgegangen waren, jetzt aber an der Gränze, wo das einige Ganze der Religion schismatisch in sich selbst zerfiel, und Haß und Feindschaft in den getrennten Gegensätzen erwuchs, endlich ihren gemeinschaftlichen Sammelpunct in einem Manne fanden der bei seinen vielfältigen Reisen in mannigfaltige Berührung mit allen Classen des Volks gekommen war, und überall sich der Gemeinschaft mit dem Bösen rühmte. Schon in den frühesten Zeiten trug sich das Volk mit ähnlichen Erzählungen von Teufelsbannungen, wie sie im Faust sich finden. Außerdem, daß das ganze Hexenwesen unmittelbar damit zusammenhieng, in dem durchaus die mystische Verzuckung, aber nicht in die Seligkeiten des Himmels, sondern in den Abgrund der Hölle, auf den Blocksberg oder unter das Hochgericht, wiederkehrte, hatte das Volk zu allen Zeiten Menschen die es im Bunde mit dem Teufel glaubte. Zoroaster Democrit Empedocles Apollonius waren in den älteren Zeiten diesem Urtheil nicht entgangen, und in der neuern Zeit mußten Raimund Lullius, Arnold von Villeneuve, Albertus Magnus, Johann Tritheim, H. Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus, Hieronymus Cardanus der Reihe nach diesem Verdachte sich preis geben. Zoroaster, nachdem er viele Bücher von der Zauberey geschrieben, und sich zum Könige durch seine Kunst emporgeschwungen, wurde vom Teufel erstickt. Robert der Teufel, Herzog der Normandie, im Jahr 768, vermochte in alle Thiergestalten sich zu verwandeln; er that drey Jahre Buße: doch nahm ihn am Ende der Teufel, führte ihn in die Luft, und ließ ihn herabfallen, daß er zerschmet-

teufe. Boiau, Fürſt in Bulgarien, zu Lothars Zeiten, übte auf gleiche Weiſe Zauberkünſte; am Ende flüchtete er ſich nach Rom; der Pabſt legte ihm St. Peters Ketten an: allein der Teufel erwürgte ihn nichts deſto weniger. So hatte gleichermaßen der kriegeriſche Pabſt Silveſter der Zweyte, der Mathematiker, einen Bund mit dem Teufel, der in Geſtalt eines ſchwarzen zottichten Hundes ihn begleitete, und ihn nach Verlauf ſeiner Zeit aus der Kirche nahm. So Johann XIII. XIX. XX. XXI; ſo legte man Gregor VII. einen Zauberſpiegel bei; er hatte dem Teufel den Cölibat angelobt, und er nahm ihn in Geſtalt eines ſchwarzen Mohren. Benedict IX. hatte ſieben Stück geſchworne Geiſter in einem Zuckerglaſe; Paul II. verſchrieb ſich mit Blut aus ſeinem Daumen dem Teufel in Geſtalt eines grauen Männleins, war reich wie kein Pabſt, führte ein greulich Leben, und als ſeine Zeit um war, nahm ihn Satanas von der Seite ſeiner Concubine weg. So hatte jedes Zeitalter gewiſſermaßen ſeinen Fauſt; von jedem wußten die Zeitgenoſſen irgend etwas Übermenſchliches beizubringen, das nur als Emanation des Böſen ihnen begreiflich wurde: alle dieſe Einzelheiten ſammelten ſich endlich in dem wahren und dem letzten Fauſt, der als der Heermeiſter aller vorhergegangenen Zauberer ſich an ihre Spitze ſtellte, und alles vollbrachte was dieſe gekonnt, und noch Mehreres. Fauſt iſt daher gewiſſermaßen mehr Buch als Perſon: alles was von ſeinen Zauberkünſten die Geſchichte ſeines Lebens erzählt, iſt früher viele Jahrhunderte ſchon als Tradition im Volke umgelaufen, und Fauſts Bildniſs war gleichſam das Siegel nur was man auf die Sammlung Aller gedrücket. Wirklich iſt kaum irgend ein Factum in Fauſts Leben das ſich nicht mit einer früheren gleichlautenden Tradition belegen ließe. Wie Fauſt den Kaiſer Maximilian, ſo bewirthete Albertus Magnus im Jahre 1260 in dieſer Sage den Kaiſer Wilhelm zu Köln um Weihnachten, wo Alles von Froſte ſtarrte, in einem grünen Garten mit belaubten Bäumen, die alle blühten beim Geſang der Nachtigallen. Als er andermal ein Fürſt von ihm Äpfeln verlangte, klopfte er nur ans Fenſter: da reichte gleich jemand eine Schüſſel voll der, mit welcher die franzöſiſchen Lilien geflochten waren. Da man deshalb nachfragte, war zur ſelbigen Zeit eine Schüſſel mit Äpfeln in des Königs Küche weggekommen (Thevenot). Auch dieſe Sage iſt in den Fauſt aufgenommen. Vom Erkelfus, Abt von Fulda, erzählte man auf gleiche Weiſe wie er Speck nach Belieben herbeizuſchaffen wiße, und Wein jeder Art aus hölzernen Pfröpfchen anzuzapfen verſtände. Die Erzählung von den vier Gauklern zu Frankfurt die ſich enthaupten ließen, iſt gleichfalls eine ſehr alte Sage: ſie wurde ſchon vom Simon Magus erzählt, und eben ſo vom Johannes Teutonicus, Domherr zu Halberſtadt um 1271, der einen ſeiner beſoffenen Compane auf ſeiner Stube enthauptete, den Kopf auf der Schüſſel den Übrigen herunterbrachte, und wie dieſe nun beſtürzt heraufgelaufen waren, und den Rumpf geſehen und die Stube voller Blut gefunden hatten, da trafen ſie den Geteilteten geſund und munter unten wieder an Tiſche ſitzen. Daſſelbe erzählt Heuterd in ſeinem *Theat. hiſt. p.* 188, wie Anno 1272 ein zauberiſcher Gaukler aus den Niederlanden gen Kreuznach gekommen ſey, der habe auf öffentlichem Markte ſeinem Knechte den Kopf abgehauen, und nachdem der Körper eine halbe Stunde auf der Erde gelegen, habe er ihm denſelben wieder aufgeſetzet. Er fuhr auch mit den Hunden in der Luft herum, und machte ein Geſchrey

dabei als wenn er auf die Jagd gienge. Diese Luftjagd, wie auch Fauft sie vor dem italiänischen Abgesandten veranstaltete, wurde eben so dem Scotus zu Frankfurt, dem Zoroaster und dem Robert von der Normandie beigelegt. Auch die Mantelfahrt hatte man frühe schon von Simon Magus und Andern erzählt. Teutonicus hatte drey Pfründen, zu Halberstadt Mainz und Köln; er mußte in der Christnacht an jedem Orte eine Christmess singen, und dafür hatte er in seinem Schreibstüblein einen Rosszaum hängen, und wenn er dem Diener sagte «Jung, nimm den Zaum, geh in den Hof, schüttle ihn!» dann kam alsbald ein Ross hineingelaufen, der Pfaff setzte sich auf, und fuhr damit davon. Daraus wurde die Geschichte der Pfalzgrafen die gegen Heidelberg fuhren, die sich aber nicht im Volksbuche findet. Die Erzählung von dem Adelichen aus Dresden den Fauft auf dem Mantel aus der Türkey abholte, und zu seiner Frau zurückbrachte, die sich eben an einen Andern verheirathen wollte, ist aus Heinrich dem Lœwen genommen. Das Rossstauscherstück ist der alte böhmische Schwank von dem Bäcker und den Schweinen. Der Fürst Baian zauberte ganze Schwadronen Kriegsvolk herbei, wie Fauft als der Ritter von Hard ihn verfolgte; er konnte dabei jede beliebige Gestalt annehmen. Roger Baco trieb, wie Fauft, Schiffe stromaufwärts. Von Paracelsus versichern seine Freunde J. Oporin in Basel und G. Wetter, die auf seinen Wanderungen ihn begleiteten, er habe oft den Teufel seinen Freund und Gesellen genannt, und zuweilen, berauscht, um Mitternacht ganze Schwärme böser Geister citiert, und mit seinem Degen sich mit ihnen herumgeschlagen. Wie Fauft den Alexander vor dem Kaiser Maximilian citierte, so meldet die französische Chronik wie Robert von der Normandie Karl den Großen durch den Zauber herbeigerufen habe. Zu der Geschichte wie Fauft ein Fuder Heu als Salat um einen Lœwenpfennig gefreßen, gieng ebenfalls ein Pendant schon in früheren Zeiten um, wie nämlich der Abt Erlolfus einem Wirthe alle Gerichte weggegeßen habe, und am Ende des Wirthes Weib selber mit, die jener aber hernach in der Küche wieder unversehrt, so wie die Speisen in der obern Kammer gefunden habe. Auch die Geschichte mit dem aufgefreßenen Wirthsjungen ist daher keineswegs allein ihm eigen. Als Karl IV. mit der bayerischen Prinzessinn Sophie Beilager feyerte, brachte der Braut Herr Vater einen ganzen Wagen voll Schwarzkünstler mit nach Prag. Da es aber am K. Hofe an solchen Leuten auch nicht fehlte, so mußten sie mit einander certieren wer die Kunst am besten gelernt hatte. Hier ergriff der böhmische Zauberer Zytho den Meister der bayerischen, Namens Gonin, sperrte das Maul auf bis an beide Ohren, und fraß ihn mit Haut und Haaren bis auf die Schuhe; welche, weil sie sehr kothig waren, er wieder von sich spie. Hernach setzte er sich über ein großes Gefäß mit Waßer, und gab den verschlungenen wieder von sich (Thersander). So schlægt daher überall im Fauft die Tradition durch: er hat die alten Zauberer alle um sich her citiert, und weil er allein noch unter den Lebendigen ist, darum führt er für sie alle auch das Wort. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er selbst sein eigener Compilator gewesen sey, und sich gesammelt habe aus den mannigfaltigen Überlieferungen der Vergangenheit. Widmanns Schrift gründet sich, wie der Herausgeber selber mehrmal sagt, auf ein Autographum von Fauft, das eines gelehrten alten Doctoris in Leipzig drey Herren Söhne in seiner Liberey gefunden und Andern mitgetheilt haben, was er dann weiter aufgestutzt und mit moralischen Anmer-

hungen verſehen; wie denn die zehn ſchlechten Disputationen Fauſts mit dem Teufel über Himmel Hölle Geiſter Welt und Teufel ganz von ihm zu ſeyn ſcheinen. Es wäre indeſſen auch nicht unmöglich, daß jenes Autographum von Johann Waiger oder Wagner, Fauſts Schüler, ſich herſchriebe. Fauſt ſelbſt giebt ihm das Zeugniſs wie er verſchwiegen ſey, und viel böſer Schalkheit in ihm ſtecke, dabei mit ziemlichem Verſtand begabt; wie er in der Schule bei Bäckern Metzgern und andern Handwerksleuten für ſtumm gegolten habe, im Hauſe aber fertig redete; dabei Bankert. Er ſetzte ihn deswegen zu ſeinem Erben ein, vermachte ihm alle ſeine Bücher, und in einer Unterredung vor ſeinem Tode ſagte er ihm ausdrücklich «Daneben bitte ich dich daß du meine Kunſt, Thaten und was ich getrieben habe, nicht offenbareſt, dann allererſt lang nach meinem Tode: alsdann wolleſt du es fleißig aufzeichnen, es zuſammenſchreiben und in ein Hiſtorien bringen; darzu dir dein Geiſt und Auerhahn helfen wird: was dir vergeßen iſt, das wird er dich wieder erinneren. Dann man wird dieſe meine Geſchichte von dir haben wollen.» Über Wagner ſelbſt erſchien ſpäter eben auch wieder eine gleiche Biographie wie die hier von ihm gefoderte unter dem Titel «Des durch ſeine Zauberkunſt bekannten Chr. Wagner Leben und Thaten. Weyland von Fr. Schotus Tolet, in teutſcher Sprache beſchrieben von P. S. M.» Berlin 1712; ſpäteres Machwerk, nachgeſtoppelt, und ohne allen innern Werth.

Fauſt iſt übrigens keineswegs der einzige und älteſte Zauberroman: früher ſcheint ihm die Schrift vorangegangen zu ſeyn die Koch anführt «Lucifers mit ſeiner Geſellſchaft val. Und wie derſelben geiſt einer ſich zu einem Ritter verdingt, und ym wol dienete.» Bamberg 1498. 4. Eben ſo Theophilus, eine Romanze, wo dieſer ſich mit Leib und Seele dem Teufel verſchreibt um wohl leben zu können, und die Handſchrift in der Hölle dann niedergelegt wird. Am Ende ſchließt er jedoch minder tragiſch als Fauſt damit, daß er die Sünde bereut, und Maria ihn aus der Teufels Gewalt befreyt. Aber weit älter noch und in die früheſten Jahrhunderte fallend iſt die Geſchichte des Zauberers Virgilius. Mir iſt nur die holländiſche Überſetzung deſſelben zu Geſicht gekommen: «*Een ſchone Hiſtorie van Virgilius, van zijn Leven, Doot, ende van zijn wonderlijcke werken, d hy dede by Nigromantien, ende by dat he hulpe des Duyvels. T'Amſterdam by H. S. Muller* 1592.» Virgil als Jüngling gerath hier in eine Berghöhle; ein Teufel, der dann gebannt iſt bis zum jüngſten Tage, wenn ein Menſch ihn nicht befreyt, ruft ihn bei Namen, bittet ihn um Hülfe, und verſpricht ihm dafür die Schwarzkunſt zu lehren. Virgil willigt ein, läßt ſich unterrichten, und öffnet dem Teufel dann die enge Öffnung in der er eingeſperrt iſt: dieſer ſchlüpft hervor, und Virgilius ſtellt ſich erſtaunt daß durch dieſes enge Loch die anſehnliche Figur hindurch gekommt, findet es unmöglich; der Teufel verſpricht um ihn zu überzeugen den Durchgang noch einmal vorzunehmen: er drängt ſich hinein, und Virgilius ſchließt die Öffnung, und verſperrt ihn von neuem. So findet von dieſem Fauſt der Teufel ſich dasmal überliſtet. Virgilius geht nun hin mit ſeiner Kunſt, und baut ſich zunächſt ein Caſtell; ſeine Feinde hetzen den Kaiſer gegen ihn auf, daß er ihn belagert: er aber verzaubert die ganze Armee, daß ſie alle nicht vorwärts noch rückwärts können; und da ein anderer Nigromant den Bann löſt, ſeine Leute in Schlaf verſetzt, und die Belagerer nun ſtürmen, findet V. noch eine ſtärkere Beſchwörung im Buche, daß Alle

wie ſie ſtehen auf Leitern, Mauern, und der Kaiſer ſelbſt wie erſtarrt bleiben müßen, bis ſie ſich mit ihm ausſöhnen, und er ſie wieder loeſt. Dann baut er einen Pallaſt, in deſſen vier Flügeln man alles hœrt was in den vier Quartieren von Rom geſprochen wird. Weiter gründete er *Salvatio Romæ*, einen Thurm mit Bildniſſen, die nach allen Gegenden die Glocken in den Händen tragen, mit denen jedesmal diejenige läutet, nach deren Weltgegend hin ein Volk die Stadt bedroht. Weiter verfertigt er ein kupfernes Pferd mit einem Renter von derſelben Materie, das Nachts durch die Straßen ritt, und mit einem Flegel alle Diebe tœdtete; dann eine Lampe, die immer brannte, bis ſie dreyhundert Jahre nach ſeinem Tode von einem Metallmann erſchoßen wurde, den er mit geſpanntem Bogen dabei geſetzt. Dann legt er ſich einen Baumgarten an, worin tæglich Früchte reiften, Blumen blühten, unſichtbare Vœgel ſangen, Quellen rieſelten in denen Fiſche ſpielten; Alles nur mit einer Luftwand, und doch ſo beſchloßen, daß niemand hineindringen mochte. Er verliebt ſich weiterhin in des Sultans Tochter von Babylon, führt ſie auf ihre Bitte mehrmal durch die Luft in ſeinen Baumgarten; der Sultan, der einſt ihre nächtliche Abweſenheit bemerkte, und ſie Morgens wieder im Bette findet, fragt ſie um ihr Abentheuer: ſie entdeckt ihm des Meiſters Kunſt. Der Sultan gebietet ihr ihm, wenn er wiederkehre, einen Schlaftrank zu geben: ſie thut wie er ihr geheißen, und V. wird gefangen, und ſoll getœdtet werden. Da zaubert er dem Sultan den Euphrat auf den Richtplatz, daß er mit ſeinem ganzen Hofe in ihm ſchwimmt und zappelt wie die Fiſche; er ſelbſt aber baut ſich eine Luftbrücke, entführt ſeine Geliebte, und gründet dann Neapel mit einem Thurme darin, auf dem ein Apfel an einer eiſernen Kette hängt, und wenn man ihn erſchütterte, dann mußte ein Erdbeben die ganze Stadt erſchüttern; wenn man ihn aber wegbrach, dann ſollte die Stadt verſinken. Er ſtiftete auch Schulen dort, und las ſelbſt Nigromantie, und nachdem er noch viel Anderes vollbracht, wollte er wieder ſich verjüngen, und nahm ſeinen getreueſten Knecht, gieng mit ihm in ſein Caſtell, und gebot ihm ihn in Stücken zu hauen, und alle Gliedmaßen dann, den Kopf zu unterſt, das Herz in die Mitte, die Füße zu oberſt, in eine Tonne zu legen, über der eine ewige Lampe brannte, und dieſe dann jeden Tag zu erneuen: nach drey Wochen werde er als Jüngling wieder auferſtehen. Der Diener ließ ſich mit Mühe nur bereden: nachdem aber der Proceſs ſieben Tage fortgedauert hatte, vermißt der Kaiſer den Meiſter: er inquiriert auf den Diener, und dieſer muß ihn endlich nach vielem Widerſtande in das Caſtell einführen, das Metallrieſen mit eiſernen Dreſchflegeln bewachen: als man aber dort die Stücke in der Tonne findet, wird der Diener als Mörder umgebracht, und ein nacktes Kind wurde da geſehen, und rief ‹Vermaledeyt ſey der Tag wo ihr hergekommen!› und verſchwand. Man ſieht wie Alles friſcher romantiſcher ſüdlicher als in dem nordiſchen Fauſt iſt, der mehr gegen das Komiſche oder das Schreckliche hinneigt. Es iſt, wie mehrere Spuren andeuten, italiæniſchen Urſprungs, und entweder unmittelbar von einem Italiæner, oder auch wohl von einem Spanier oder Griechen in Italien geſchrieben. Mehreres aus dem Romane, wie z. B. die *Salvatio Romæ*, die auch in den *Geſtis Romanorum* und den Sieben weiſen Meiſtern vorkömmt, deutet auf einen ſehr frühen Urſprung des Werkes, der vielleicht hinter dem zwölften Jahrhundert liegt.

BEGINN DER EINLEITUNG ZU DEN ALTTEUTSCHEN VOLKS- UND MEISTERLIEDERN.

Unter den verſchiedenen merkwürdigen Gegenſtänden wodurch die gegenwärtige Heidelberger Bibliothek die allgemeine Aufmerkſamkeit mit Recht in Anſpruch nimmt, hat neben den großen epiſchen Geſängen die darin aufbewahrte Maſſe von Liedern die Betrachtung des Herausgebers dieſer Blätter beſonders auf ſich gezogen. Es war zu erwarten, daß zunächſt die Volkspoeſie hier nicht leer ausgegangen, und daß eine Sammlung die ſo viele Stimmen alter Zeit in ſich aufgenommen, und mitten in dem ſangreichen Schwaben entſtanden war, ſich den friſchen muntern Tönen nicht verſchloßen haben werde, die unten von der Stadt herauf, aus dem umringenden Walde, in dem die Hirſche zahm und heimlich bis an die Thore äßten, von den Ufern des Neckars und der Bergſtraße herüber zu den Fenſtern des alten Thurmes hereinſchlugen, in dem ſie früher aufbewahrt wurde. Dann jener zarte milde ſüße Minnegeſang, jene liebliche Dichtung, die in ihren bunten chromatiſchen Fortſchreitungen bald den May und den Frühling und die Waldfreude jubelnd begrüßt, und mit munterm Harba-harba-lorifa den frœhlichen Reigen führt; dann Sanges Hort in Herzens Schrein aufthuend, in reichen Tœnen die Geliebte beſingt, die beßer iſt danne gut, mit dem kuslichen Munde und den roſenvarwen Wangen ein wunder wohl gemachet Weib, die, thut ſie weh, auch das wieder thut; und wieder mit frohem Leid und klagender Liebe des Winters Gewalt und das riſende Laub und die wehthuende Noth der Minne klagt, bis ſie mit Heinrich von Morunge ſchweigt rechte als ein Stummer, der von ſeiner Noth nicht geſprechen kann, wann daß er mit der Hand ſein Wort deuten muß, und fällt nieder und neigt ihr auf den Fuß'; dann wieder hoher aufſtrigend die begrüßt, die mit der Sonnen ist bekleidt, gekrœnet mit zwölf Sternen klar und der Schemel iſt der Mane; oder in das Land gedingt da Gott viel menſchlich inne giang; überall aber, welches Getœne ſie immer ſinge, wie Konrad von Wirzburg von ihr fodert, nicht gelernt, ſondern von ihr ſelb gewachſen and entſprungen, aus den Herzen klingt im Beginn von Gottes Gunſt. Es gehen viele Sagen in den Rheinländern von altem Weine, den man vergeßen in Schutte alter Burgkeller gefunden, der, weil das Feuer in dem Phlegma durch die lange Zeit ſich abgelöſcht, in einem milden Oele ſeine Glut gefangen: dieſem iſt jene Poeſie füglich zu vergleichen; und der geflügelte Wind, der klingend durch Harfe und Laute der alten Meiſter durchgezogen, hat ſein mit Tœnen reich getränktes Gefieder vor der Burg der Pfalzgrafen hier geſchüttelt, und wie goldne brennende Tropfen ſind zahlreiche Lieder von ihm herabgeſtäubt, die in ſilbernen Schalen ſich geſammelt. Man weiß wie die Liederbuche in denen die Manesſe in Zürich, wie Meiſter Hadloub ſingt, gute Sang womit man den Frauen wohlgethan ihr Lob kann mehren, niedergelegt, daß ihrem Hofe mochten neigen alle Sänger wie dieſe Bücher, ehe ſie in die Pariſer Bibliothek wanderten, geraume Zeit hier aufbehalten wurden, und wie neben ihnen eine

andere kleinere Sammlung ſich gerettet. Dazu hat ſich dann drittens jener alte Meiſtergeſang gefügt, in dem die Dichterey ſich bürgerlich eingenüſtet, ſolange im Frieden das Waffenſpiel und die Fechtſchule, im Kriege die wehrhafte Theilnahme und Selbſtthätigkeit den Bürger lebendig und rüſtig erhalten, ſelbſt rüſtig und lebendig; dann aber, als das Gezweige, vom Lebensblut verlaßen, dorrte, freylich auch in dürrem Laube und welken Blumenkränzen ſpielte, und wie ein verſpæteter Sangvogel noch einige abgerißene Weiſen des alten Schlages in der kalten trüben Zeit verſuchte.

Seit ein großes verhängtes Unglück die Zeit aus ihrer Selbſtvertiefung und Selbſtabgötterey herausgeſchreckt, wendet ſich, indem ſie eine beßere Zukunft zu gründen ſucht, mehr und mehr ihr Blick mit Liebe gegen eine ferne Vergangenheit zurück, in der ſie ihr beßeres Selbſt wieder zu erkennen ſucht. Nirgend aber ſpricht dieſes Selbſt ſich in ganzer Eigenthümlichkeit ſo ſcharf und klar und godiegenen Gepræges aus als eben in der lyriſchen Poeſie, die wie Pulsſchlag und Athemzug Zeichen und Maaß des innerſten Lebens iſt, und wie der Lichtträger das Licht das er am Tage eingeſogen in die Nacht ausſtrœmt, ſo die Eigenthümlichkeit jeder Gegenwart in ſich aufbewahrt und ſie auf die Ferne übertrægt. Während die großen epiſchen Strœme den Character eines ganzen weitumgreifenden Flußgebietes in Zeit und Geſchichte ſpiegeln, ſind dieſe lyriſchen Ergüße die Brunnen und die Quellen die mit ihrem Adernnetz das ganze Land durchtränken, und das Geheimniſs ſeiner innerſten Eingeweide zu Tage bringen, und in den Liedern ſein wärmſtes Herzblut ausſprudeln. Und wie aus ſolchen Quellen und Brunnen eben jene großen Strœme zuſammenlaufen, ſo wird die ganze Maſſe dieſer Dichtungen, deren jede für ſich das freye, ja zufällige Erzeugniſs einer durchaus eigenthümlichen beſondern Stimmung und Begeiſterung erſcheint, im Ganzen als durch ein großes durchgehendes Geſetz der Nothwendigkeit in ſich verknüpft und geordnet ſich darſtellen, und dadurch wieder zu einem epiſchen Ganzen werden; gerade wie in unzähligen Rückſtralungen von vielen Waßertropfen ſich ein ausgezogenes Sonnenbild im Regenbogen mahlt, das mitten im bewegten Waßerſtaube allein ruhig und unbeweglich ſteht. Aus dieſem Geſichtspuncte, die Sonne im Rücken, muß die hier gebotene Sammlung betrachtet werden. Es mußte, eben weil es zeitgemæß, ſich auch als ein dankbares Geſchäft erweiſen, alles was ſich aus dieſer Gemüthswelt nach Rom gerettet, und nun Teutſchland zurückgegeben war, mit offnem Sinn und ſcharfem Auge zu betrachten, und das Erleſenſte wieder ins Leben einzuführen. Das iſt in dieſer Sammlung verſucht, die in fünf innerlich wieder organiſch gegliederten Abtheilungen die Ausbeute dieſes Studiums zuſammenſtellt, und das innere Leben der Nation durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten an unſerm Auge vorüberführt. Zuerſt jener Blumenflor von Liebesliedern, die wie ein blühender Frühling an den Eingang treten, und die durchgängig volksmæßig ein ganzes Herz bis zum Grund ausſchöpfen, und ihm durch Leid und Luſt, in Schwellen und Entleeren, in Erhebung und Niederſteigen durch alle die feinſten Schattierungen ſeiner Lebensbewegung folgen. Die ſcherzhaften ſodann, in denen allerley Spaß und Übermuth ſich aufgethan um mit ſich ſelbſt und der erafthaftigen Welt zu ſpielen und ihrer würdevollen Breite einen Zeitvertreib abzugewinnen. Weiter eine ſpærliche Nachleſe von Romanzen und Balladen, an denen wir ſo ſehr viel

ärmer als die Engländer und die übrigen Nordiſchen, weil der lebendige Sagengeſang bei uns ſo viel früher verſtummt, und zur rechten Zeit ſeinen Sammler nicht gefunden. Viertens die hiſtoriſchen Dichtungen, worin was ſeit den Zeiten der erſten Kreuzzüge die Nation bewegt, wiedertönt, und ihre ganze Geſchichte in ihren großen Maſſen an uns vorübergeht. Endlich die Ergüße religiöſer Begeiſtrung und eines frommen Kinderglaubens, die, weil an ihnen Anfang und Ende ſich berühren, und in der Geſinnung die ſie hervorgebracht aller Streit ſeine Beruhigung findet, billig an den Schluß des ganzen Unternehmens treten. Es iſt nicht zu zweifeln, daß wenn eine ähnliche Sammlung die ganze vorhandne Maſſe der frühern Volks- und Kunſtpoeſie der Nation beherſchen könnte, allerdings ein noch weit gediegeneres, mehr vielſeitiges und tonreiches Werk aus ſo reichlichem Stoffe hervorgehen würde: allein die nähere Anſicht wird überzeugen daß ſchon dieſe einzige Liberey, in der doch Zufall im Geben und Nehmen ſo ſehr gewürkt, eine nicht zu verachtende Ausbeute gegeben, die auf dem Geſammtreichthum des Volkes in allen ſeinen Stämmen und Zeiten leicht ſchließen läßt. Vieles kann ſich keck dem Beſten an die Seite ſetzen was in ſeiner Art zur Hervorbringung gekommen; und wenn Einiges die Anſprüche ſtrenger Kunſtform unbefriedigt läßt, ſo entſchädigt es alsdann doch jedesmal durch irgend ein anderes Intereſſe, während ſelbſt ſein Unzulängliches und ſein Abfall von rechten Ebenmaße in einer hiſtoriſchen Sammlung ſeine Stelle fordert.

FRIEDRICH DANIEL ERNST SCHLEIERMACHER.

DER MONOLOGEN FÜNFTER.

JUGEND UND ALTER.

Wie der Uhren Schlag mir die Stunden, der Sonne Lauf mir die Jahre zuzählt: ſo leb ich, ich weiß es, immer näher dem Tode entgegen. Aber dem Alter auch? dem ſchwachen ſtumpferen Alter auch, worüber Alle ſo bitter klagen, wenn unvermerkt ihnen verſchwunden iſt die Luſt der frohen Jugend, und der innern Geſundheit und Fülle übermüthiges Gefühl? Warum laſſen ſie verſchwinden die goldene Zeit, und beugen dem ſelbſtgewählten Joch ſeufzend den Nakken? Auch ich glaubte ſchon einſt, daß nicht länger dem Manne geziemten die Rechte der Jugend; leiſer und bedächtig wollte ich einhergehn, und durch der Entſagung weiſen Entſchluß mich bereiten zur trüberen Zeit. Aber es wollten nicht dem Geiſt die engeren Grenzen genügen, und es gereute mich bald des verkümmerten nüchternen Lebens. Da kehrte auf den erſten Ruf die freundliche

Jugend zurük, und hält mich immer feitdem umfaßt mit ſchüzenden Armen. Jezt, wenn ich wüßte, daß ſie mir entflöhe, wie die Zeiten entfliehen, ich ſtürzte mich lieber bald dem Tode freiwillig entgegen, damit nicht die Furcht vor dem ſicheren Übel mir jegliches Gute bitter vergälle, bis ich mir endlich doch durch unfæhiges Dafein ein ſchlechteres Ende verdient.

Doch ich weiß, daß es nicht alſo ſein kann: denn es ſoll nicht. Wie? das geiſtige Leben, das freie, das ungemeßne müßte mir eher verrinnen als das irdiſche, welches beim erſten Schlage des Herzens ſchon die Keime des Todes enthielt? Nicht immer ſollte mir mit der vollen gewohnten Kraft aufs Schœne gerichtet die Fantaſie ſein? nicht immer ſo leicht der heitere Sinn, und ſo raſch zum Guten bewegt und liebevoll das Gemüth? Bange ſollt ich horchen den Wellen der Zeit, und ſehen müſſen, wie ſie mich abſchliffen und aushœlten, bis ich endlich zerfiele? Sprich doch Herz, wie viele Male dürft ich bis das Alles kæme noch zählen die Zeit, die mir jezt eben verging bei dem Jammergedanken? Gleich wenig wæren mir, wenn ichs abzählen könnte, Tauſende oder Eins. Daß du ein Thor wæreſt zu weiſſagen aus der Zeit auf die Kraft des Geiſtes, deſſen Maaß jene nimmer ſein kann! Durchwandeln doch die Geſtirne nicht in gleicher Zeit daſſelbe von ihrer Bahn, ſondern ein hœheres Maaß mußt du ſuchen um ihren Lauf zu verſtehn: und der Geiſt ſollte dürftigern Geſezen folgen als ſie? Auch folgt er nicht. Frühe ſuchte Manchen das Alter heim, das mürriſche dürftige hofnungsloſe, und ein feindlicher Geiſt bricht ihm ab die Blüte der Jugend, wenn ſie kaum ſich aufgethan; lange bleibt Andern der Muth, und das weiße Haupt heben noch und ſchmühken Feuer des Auges und des Mundes freundliches Lächeln.

Warum ſoll ich nicht länger noch, als der am längſten daſtand in der Fülle des Lebens, mir im glüklichen Kampf abwehren den verborgenen Tod? Warum nicht ohne die Jahre zu zählen und des Körpers Verwittern zu ſehen, durch des Willens Kraft feſthalten bis an den lezten Athemzug die geliebte Göttin der Jugend? Was denn ſoll dieſen Unterſchied machen, wenn es der Wille nicht iſt? Hat etwa der Geiſt ſein beſtimmtes Maaß und Groeße, daß er ſich ausgeben kann und erſchöpfen? Nuzt ſich ab ſeine Kraft durch die That, und verliert etwas bei jeder Bewegung? Die des Lebens ſich lange freuen, ſind es nur die Geizigen, welche wenig gehandelt haben? Dann træfe Schande und Verachtung jedes frohe und friſche Alter: denn Verachtung verdient, wer Geiz übt in der Jugend.

Wære ſo des Menſchen Loos und Maaß: dann möcht ich lieber zuſammendrängen was der Geiſt vermag in engen Raum; kurz möchte ich leben um jung zu ſein und friſch, ſo lange es währt! Was hilfts die Stralen des Lichts dünn ausgießen über die große Fläche? es offenbart ſich nicht die Kraft und richtet nichts aus. Was hilft Haushalten mit dem Handeln, und Ausdehnen in die Länge, wenn du ſchwächen mußt den innern Gehalt, wenn doch am Ende deß nicht mehr iſt, was du gehabt haſt? Lieber geſpendet in wenig Jahren das Leben in glänzender Verſchwendung, daß du dich freuen könneſt deiner Kraft, und überſehen was du geweſen biſt. Aber es iſt nicht ſo unſer Loos und Maaß; es vermag nicht ſolch irdiſch Geſez unter ſeine Formeln zu bannen den Geiſt. Woran ſollte ſich brechen ſeine Gewalt? was verliert er von ſeinem Weſen, wenn er handelt und ſich mittheilt? was giebts das ihn verzehrt? Klarer und reicher fühl ich mich jezt nach jedem Handeln, ſtärker und geſunder: denn

bei jeder That eigne ich etwas mir an von dem gemeinschaftlichen Nahrungsstoffe der Menschheit, und wachsend bestimmt sich genauer meine Gestalt. Ists nur so, weil ich jezt noch in die Höhe des Lebens hinaufsteige? wol; aber wann kehrt sich denn plözlich um das schöne Verhältniß? wann fang ich an durch die That nicht zu werden sondern zu vergehen? und wie wird sich mir verkünden die große Verwandlung? Kommt sie, so muß ich sie erkennen; und erkenne ich sie, so ist mir lieber der Tod, als in langem Elend anzuschaun an mir selbst der Menschheit nichtiges Wesen.

Ein selbstgeschaffnes Übel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft; ein leeres Vorurtheil ist das Alter, die schnöde Furcht vor dem trüben Wahn, daß der Geist abhänge vom Körper! Aber ich kenne den Wahn, und es soll mir nicht seine schlechte Frucht das gesunde Leben vergiften. Bewohnt denn der Geist die Faser des Fleisches, oder ist er eins mit ihr, daß auch er ungelenk zur Mumie wird, wenn diese verknöchert? Dem Körper bleibe was sein ist. Stumpfen die Sinne sich ab, werden schwächer die Bilder von den Bildern der Welt: so muß wol auch stumpfer werden die Erinnerung, und schwächer manches Wohlgefallen und manche Luft. Aber ist dies das Leben des Geistes? dies die Jugend, deren Ewigkeit ich anbetete? Wie lange wär ich schon des Alters Sklave, wenn dies den Geist zu schwächen vermöchte! Wie lange hätte ich schon der schönen Jugend das lezte Lebewol zugerufen! Aber was noch nie mich gestört hat im kräftigen Leben, soll es auch nimmer vermögen. Wozu denn haben Andere neben mir besseren Leib und schärfere Sinne? werden sie mir nicht immer gewärtig sein zum liebreichen Dienste wie jezt? Daß ich trauren sollte über des Leibes Verfall, wäre mein lezter! was kümmert er mich? Und welches Unglükk wird es denn sein, wenn ich nun vergesse was gestern geschah? Sind eines Tages kleine Begebenheiten meine Welt? oder die Vorstellungen des Einzelnen und Wirklichen aus dem engen Kreise den des Körpers Gegenwart umfaßt, die ganze Sphäre meines innern Lebens? Wer so in niedrigem Sinn die höhere Bestimmung verkennt, wem die Jugend nur lieb war, weil sie diese besser gewährt, der klage mit Recht über das Elend des Alters! Aber wer wagt es zu behaupten, daß auch die Kraft und Fülle der großen heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhänge vom Körper, und der Sinn für die wahre Welt von der äußeren Glieder Gebrauch? Braucht ich um anzuschaun die Menschheit das Auge, dessen Nerve sich jezt schon abstumpft in der Mitte des Lebens? Oder muß, auf daß ich lieben könne, die es werth sind, das Blut, das jezt schon langsam fließt, sich in rascheren Lauf drängen durch die engen Kanäle? Oder hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder der Muth am Gefühl der Gesundheit? Es betrügt ja doch, die es haben; in kleinen Winkeln verbirgt sich der Tod, und springt auf einmal hervor, und umfaßt sie mit spottendem Gelächter. Was schadets denn, wenn ich schon weiß, wo er wohnt? Oder vermag der wiederholte Schmerz, vermögen die mancherlei Leiden niederzudrükken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem innersten eigensten Handeln? Ihnen widersteht ist ja auch sein Handeln, und auch sie rufen gegen Gedanken zur Anwendung hervor ins Bewußtsein. Dem Geist kann kein Übel sein, was sein Handeln nur ändert.

Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen; was mich jezt

erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Fantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Thore der höhern Welt mir öfnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehn die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trift, und ewige Jugend schwör ich mir selbst.

Doch verstoß ich auch nicht mit dem Schlechten das Gute? Ist denn das Alter, entgegengestellt der Jugend, nur Schwäche? Was verehren denn die Menschen an den greisen Häuptern, auch an denen die keine Spur haben von der ewigen Jugend, der schönsten Frucht der Freiheit? Ach oft ist es nichts, als daß die Luft, die sie einathmeten, und das Leben, das sie führten, wie ein Keller war, worin ein Leichnam sich länger erhält ohne die Verwesung zu sehen, und dann verehrt sie als heilige Leiber das Volk. Wie das Gewächs des Weinstocks ist ihnen der Geist, von dem sie glauben, sei es auch schlechter Natur, es werde doch besser und höher geschätzt, wenn es alt wird. Doch nein! sie reden gar viel von den eigenen Tugenden der höheren Jahre, von der nüchternen Weisheit, von der kalten Besonnenheit, von der Fülle der Erfahrung, und von der bewunderungslosen gelassenen Vollendung in der Kenntniß der bunten Welt. Nur der Menschheit vergängliche Blüte sei die reizende Jugend; aber die reife Frucht sei das Alter, und was dieses dem Geiste bringt. Dann sei erst aufs höchste geläutert durch Luft und Sonne der Geist, dann in Reife versprechender Gestalt vollendet und zum köstlichen Genuß für die Verständigen bereitet das Innerste der menschlichen Natur. O der nordischen Barbaren, die nicht das schönere Klima kennen, wo zugleich glänzt die Frucht und die Blüte, und in reichem Wetteifer immer beide sich vereinigen! Ist denn die Erde so kalt und unfreundlich, daß der Geist sich nicht zu dieser höhern Schönheit und Vollendung erheben dürfte? Wol besizt nicht Jeder Alles schöne und gute; aber unter die Menschen sind die Gaben vertheilt, nicht unter die Zeiten. Ein ander Gewächs ist Jeder; aber wie er ist, kann er blühen zugleich und Früchte tragen immerdar. Was sich in Demselben vereinigen kann, das Alles kann derselbe auch neben einander haben und erhalten, kann es und soll es ja auch.

Wie kommt dem Menschen die besonnene Weisheit und die reife Erfahrung? wird sie ihm gegeben von oben herab, und ists höhere Bestimmung, daß er sie nicht eher erhält, als wenn er beweisen kann, daß seine Jugend verblüht ist? Ich fühle, wie ich sie jezt erwerbe; es ist eben der Jugend treibende Kraft und das frische Leben des Geistes, was sie hervorbringt. Umschaun nach allen Seiten; aufnehmen Alles in den innersten Sinn; besiegen einzelner Gefühle Gewalt, daß nicht die Thräne, seis der Freude oder des Kummers, das Auge der Seele trübe und verdunkle seine Bilder; rasch sich von einem zum andern bewegen, und unersättlich im Handeln auch fremdes Thun noch innerlich nachahmend abbilden: das ist das muntere Leben der Jugend, und eben das ist das Werden der Weisheit und der Erfahrung. Je beweglicher die Fantasie, je schneller die Thätigkeit des Geistes: desto eher wachsen und werden beide. Und wenn sie geworden sind, dann sollte dem Menschen nicht mehr ziemen jenes muntere Leben, das sie erzeugt hat? Sind sie denn je vollendet die hohen Tugenden? und wenn sie durch die Jugend und in ihr geworden

sind, bedürfen sie nicht immer derselben Kraft um noch mehr zu werden und zu wachsen? Aber mit leerer Heuchelei betrügen sich die Menschen um ihr schönstes Gut, und auf den tiefsten Grund der beschränktesten Unwissenheit ist die Heuchelei gebaut. Der Jugend Beweglichkeit, meinen sie, sei das Treiben dessen der noch sucht, und Suchen zieme nicht mehr dem, der schon an des Lebens Ende steht; er müsse sich schmükken mit weiser Stille, dem verehrten Symbol der Vollendung, mit Ruhe des Herzens, dem Zeichen von der Fülle des Verstandes; so müsse der Mensch einhergehen im Alter, daß er nicht, wenn er noch immer zu suchen scheine, unter dem Gelächter des Spottes über das eitle Unternehmen hinab steigen müsse in den Tod. So jene; aber ihre weise Stille ist nur träge Unbeweglichkeit, und ein leeres ist ihr ruhiges Herz. Nur wer Schlechtes und Gemeines suchte, dem sei es ein Ruhm Alles gefunden zu haben! Unendlich ist, was ich erkennen und besitzen will, und nur in einer unendlichen Reihe des Handelns kann ich mich selbst ganz bestimmen. Von mir soll nie weichen der Sinn, der den Menschen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie gesättigt von dem, was gewesen ist, immer Neuem entgegen geht. Das sei der Ruhm den ich suche, zu wissen, daß unendlich mein Ziel ist, und doch nie still zu stehn im Lauf; zu wissen, daß eine Stelle kommt auf meinem Wege, die mich verschlingt, und doch an mir und um mich nichts zu ändern, wenn ich sie sehe, und doch nicht zu verzögern den Schritt. Darum ziemt es dem Menschen, immer in der sorglosen Heiterkeit der Jugend zu wandeln. Nie werd ich mich alt dünken, bis ich auch fertig wäre; aber nie werd ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Auch kann es nicht sein, daß des Alters Schöne und der Jugend einander widerstrebe: denn nicht nur wächst in der Jugend, weshalb sie das Alter rühmen; es nährt auch wieder das Alter der Jugend frisches Leben. Besser gedeiht ja, wie Alle sagen, der junge Geist, wenn das reife Alter sich seiner annimmt: so verschönt sich auch des Menschen eigne innere Jugend, wenn er schon errungen hat, was dem Geiste das Alter gewährt. Schneller übersieht was da ist der geübte Blik, leichter faßt Jedes wer schon viel ähnliches kennt, und wärmer muß die Liebe sein die aus einem höhern Grade eigener Bildung hervorgeht. So soll mir bleiben der Jugend Kraft und Genuß bis ans Ende. Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir selbst. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, daß auch dies habe die Fülle, und durchdrungen sei von der belebenden Wärme. Was ists denn worüber sie klagen im Alter? Es sind nicht die nothwendigen Folgen der Erfahrung, der Weisheit und der Bildung. Macht der Schutz der bewährten Gedanken stumpf des Menschen Sinn, daß ihn nicht reizt weder Neues noch Altes? Wird die Weisheit mit ihrem festen Wort zulezt banger Zweifel, der jedes Handeln zurükhält? Ist die Bildung ein Verbrennungsgeschäft, das in todte Masse den Geist verwandelt? Was sie klagen ist nur, daß ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend warum fehlt sie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt sei die Vermählung. Jezt schon sei im starken Gemüthe des Alters Kraft, daß sie Dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend Dich schüze gegen des Alters Schwäche. Wie sie es theilen, soll gar nicht das Leben getheilt sein. Es erniedrigt sich selbst

wer zuerſt jung ſein will, und dann alt, wer zuerſt allein herrſchen läßt, was ſie rühmen als jugendlichen Sinn, und dann allein folgen, was ihnen der Geiſt des Alters ſcheint; es vertrægt nicht das Leben dieſe Trennung ſeiner Elemente. Ein doppeltes Handeln des Geiſtes iſt es, das vereint ſein ſoll zu jeder Zeit; und das iſt die Bildung und die Vollkommenheit, daß beider ſich immer inniger bewußt werde der Menſch in ihrer Verſchiedenheit, und daß er in Klarheit ſondere eines jeden eignes Geſchäft.

Für die Pflanze ſelbſt iſt das Hœchſte die Blüte, die ſchœne Vollendung des eigenthümlichen Daſeins; für die Welt iſt ihr Hœchſtes die Frucht, die Hülle für den Keim des künftigen Geſchlechtes, das Geſchenk was jedes eigene Weſen darbieten muß, daß die fremde Natur es mit ſich vereinigen mœge. So iſt auch für den Menſchen das muntere Leben der Jugend das Hœchſte, und weh ihm, wenn es von ihm weicht: aber die Welt will, er ſoll alt ſein, damit Früchte reifen je eher je lieber. Alſo ordne dir das Leben einmal für immer. Was allzu ſpæt die Menſchen erſt das Alter lehrt, wohin gewaltſam in ihren Feſſeln die Zeit ſie führt, das ſei ſchon jezt aus des kräftigen Willens freier Wahl deine Weiſe in Allem was der Welt gehœrt. Wo die Blüte des Lebens aus freiem Willen eine Frucht anſezt, da werde ſie ein ſüßer Genuß der Welt; und verborgen liege darin ein befruchteter Keim, der ſich einſt entwikkele zu eignem neuen Leben. Was du der Welt bieteſt, ſei leicht ſich ablœſende Frucht. Opfre nicht den kleinſten Theil deines Weſens ſelbſt in falſcher Großmuth! Laß dir kein Herz ausbrechen, kein Blättchen abpflükken, welches Nahrung dir einſaugt aus der umgebenden Welt! Aber treibe auch nicht zornigen Gemüthes gleich hervor täuſchenden Auswuchs, ungeſtaltet und ungenießbar, wo etwa ein verderbliches Thierchen dich ſticht; ſondern Alles, was nicht für dich ſelbſt iſt Wachsthum der Geſtalt oder Bildung neuer Organe, das ſei wahre Frucht, aus der innern Liebe des Geiſtes erzeugt, als freie That ſeines jugendlichen Lebens Denkmal. Hat ſie aber eignes Leben gewonnen: ſo trete ſie allmählig hervor aus ihren Umhüllungen; und dann werde ſie weiter gebildet nach des äußern Handelns Geſez. Dann ſei Klugheit um ſie geſchäftig und nüchterne Beſonnenheit, daß auch wirklich der Welt zu Gute komme, was freigebig die Liebe ihr zugedacht hat. Dann wæge bedachtſam Mittel und Zwekk, ſorge und ſchaue umher mit weiſer Furcht, halte zu Rathe Kraft und Arbeit, lege hoch an deine Mühe, und harre geduldig und unverdroſſen des glüklichen Augenbliks.

Wehe, wenn die Jugend in mir, die friſche Kraft, die Alles zu Boden wirft, was ſie einzwängen will, der leichte Sinn, der immer weiter ſtrebt, ſich je bemengte mit des Alters Geſchäft, und mit ſchlechtem Erfolg auf dem fremden Gebiete des äußeren Thuns die Kraft verſchwendete, die ſie dem innern Leben entzœge! So mœgen nur die untergehn, die den ganzen Reichthum des Lebens nicht kennen, und alſo mißverſtehend den heiligen Trieb jugendlich ſein wollen im äußeren Thun. Im Augenblikk ſoll eine Frucht reifen, wie eine Blüte ſich entfaltet in einer Nacht; es drängt ein Entwurf den andern, und keiner gedeiht; und im raſchen Wechſel widerſprechender Mittel zerſtœrt ſich jedes angefangene Werk. Haben ſie ſo in vergeblichen Verſuchen die ſchœne Hälfte des Lebens verſchwendet, und nichts gewirkt

noch gethan, wo Wirken und Thun ihr ganzer Zweck war: so verdammen sie den leichten Sinn und das rasche Leben, und es bleibt ihnen allein das Alter zurük, schwach und elend wie es sein muß, wo die Jugend verscheucht und verzehrt ist. Daß sie mir nicht auch fliehe, will ich sie nicht mißbrauchen; sie soll mir nicht dienen auf fremdem Gebiete zu ungebührlichem Geschäft; in den Grenzen ihres Reichs will ich sie halten, daß ihr kein Verderben nahe. Da aber soll sie mir walten jezt und immer in ungestörter Freiheit; und kein Gesez, welches nur dem äußeren Thun gebieten darf, soll mir das innere Leben beschränken.

Alles Handeln in mir und auf mich, das der Welt nicht gehört, und nur mein eigenes Werden ist, trage ewig der Jugend Farbe, und gehe fort nur dem innern Triebe folgend in schöner sorgloser Freude. Laß dir keine Ordnung gebieten, wann du anschauen solltest oder begreifen, wann in dich hineingehn oder aus dir heraus! fröhlich jedes fremde Gesez verschmäht, und den Gedanken verscheucht, der in todten Buchstaben vorzeichnen will des Lebens freien Wechsel. Laß dir nicht sagen, dies müsse erst vollendet sein, dann jenes! Gehe weiter wie und wann es dir gefällt mit leichtem Schritt: lebt doch Alles in dir und bleibt was du gehandelt hast, und findest es wieder wenn du zurükkommst. Laß dir nicht bange machen, was wol daraus werden möchte, wenn du jezt dies begönnest oder jenes! Immer wird nichts als du: denn was du wollen kannst, gehört auch in dein Leben. Wolle ja nicht mäßig sein im Handeln! Lebe frisch immer fort; keine Kraft geht verloren, als die du ungebraucht in dich zurükdrängst. Wolle ja nicht dies jezt, damit du hernach wollen könnest jenes! Schäme dich, freier Geist, wenn das eine in dir sollte dienen dem andern; nichts darf Mittel sein in dir, ist ja Eins so viel werth als das Andere, drum was du wirst werde um sein selbst willen. Thörichter Betrug, daß du wollen solltest was du nicht willst! Laß dir nicht gebieten von der Welt, wann und was du leisten solltest für sie! Verlache stolz die thörichte Anmaßung, muthiger Jüngling, und leide nicht den Drukk. Alles ist deine freie Gabe: denn in deinem innern Handeln und aufgeben der Entschluß ihr etwas zu thun: und thue nichts, als was so dir in freier Liebe und Lust hervorgeht aus dem Innen des Gemüthes. Laß dir keine Grenzen sein in deiner Liebe, nicht Maaß, nicht Art, nicht Dauer! Ist sie doch dein Eigenthum: wer kann sie fordern? Ist doch ihr Gesez bloß in dir: wer hat dort zu gebieten! Schäme dich fremder Meinung zu folgen in dem was das Heiligste ist! Schäme dich der falschen Scham, daß sie nicht verstehen möchten, wenn du dem Fragenden sagtest: darum liebe ich. Laß dich nicht stören, was auch äußerlich geschehe, in des innern Lebens Fülle und Freude! Wer wollte vermischen, was nicht zusammen gehört, und grämlich sein in sich selbst? Härme dich nicht, wenn du dies nicht sein kannst, und jenes nicht thun! Wer wollte mit leerem Verlangen nach der Unmöglichkeit hinsehn, und mit habsüchtigem Auge nach fremdem Gut?

So frei und fröhlich bewegt sich mein inneres Leben! Wann und wie sollte wol Zeit und Schikksal mich andere Weisheit lehren? Der Welt laß ich ihr Recht: nach Ordnung und Weisheit, nach Besonnenheit und Maaß strebe ich im äußern Thun. Warum sollt ich auch verschmähen was sich leicht und gern darbietet, und willig hervorgeht aus meinem innern Wesen und Ha-

dein? Ohne Mühe gewinnt das Alles in reichem Maaße wer die Welt anſchaut; aber durch das Anſchauen ſeiner ſelbſt gewinnt der Menſch, daß ſich ihm nicht nähern darf Muthloſigkeit und Schwäche: denn dem Bewußtſein der innern Freiheit und ihres Handelns entſprießt ewige Jugend und Freude. Dies hab ich ergriffen, und laſſe es nimmer, und ſo ſeh ich lächelnd ſchwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwiſchen den blonden Lokken. Nichts was geſchehen kann, mag mir das Herz beklemmen: friſch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.

ACADEMISCHER VORTRAG

ÜBER PLATONS ANSICHT VON DER AUSUEBUNG DER HEILKUNST.

Wenn die Strenge, mit welcher Platon in ſeinem Staate gegen die Dichter verfährt, durch eine lebhafte Überlieferung faſt allen Frauen und Knaben bekannt iſt, und die reinen allgemeinen Kunſtfreunde von je her zum heftigſten Widerſpruch aufgefordert, deſto mehr aber von einzelnen ſtrengen Sittenrichtern Beifall erhalten hat: ſo iſt hingegen von der Art, wie dieſer Weltweiſe die Zulaſſung der Ærzte beſchränkt, ohnerachtet ſie eben ſo ſehr unſern Bedürfniſſen und unſern Gewöhnungen widerſpricht, und in jeder Hinſicht nicht minder paradox erſcheint, gar wenig die Rede geweſen; ſei es nun, daß beide Theile, Ærzte ſowol als kranke, für beſſer gehalten haben dieſe Sache gar nicht aufzuregen, damit nämlich der ſchlafende Løwe, das Gewiſſen, nicht gewekkt werde, oder daß man es nicht der Mühe werth hielt Anſichten zu bekämpfen, welche einer Zeit angehœren, wo Flüſſe und Dünſte noch als neue Krankheitsnamen bewundert wurden, alſo das zarteſte Lebenselement, die Kränklichkeit, ſelbſt noch ſo gut als völlig unentwikkelt war. Mir jedoch als einem nachdenklich mit ſchwacher Geſundheit kämpfenden, der viele Jahre lang nach den entgegengeſezten Seiten gezogen, hier von der Liebe zur gewohnten Thætigkeit, dort von dem Gehorſam gegen den Arzt, ſchon ohnedies niemals frei geweſen iſt von Gewiſſensſcrupeln, und alſo von dieſer Seite nichts zu verlieren hatte ſondern nur gewinnen konnte durch jeden neuen Verſuch eine richtige Formel zu finden für dieſes beſchwerliche Verhältniß, mir kam es nicht nur gar nicht unerwünſcht, als ich neulich bei der Behandlung des Schriftſtellers ſeit langer Zeit wieder auf dieſe Stellen geſtoßen wurde, ſondern da ich einmal, mag es ihm nun genehm ſein oder nicht, eine Art von Dolmetſcher des Mannes bin, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen mir ſeine Gedanken weiter zu entwikkeln und ſie auch auf unſere Lebensweiſe anzuwenden.

Die Sache iſt aber dieſe. Im Charmides, wo ein ſchœner Jüngling über Kopfweh klagt, nimmt Platon einen gar herrlichen Anfax die Heilkunde recht zu vergeiſtigen, von einer ausländiſchen Weisheit ausgehend, daß we-

gen des allgemeinen Zuſammenhanges ein Theil des Körpers nicht könne geheilt werden ohne Behandlung des ganzen, aber eben ſo auch nicht der Leib ohne Behandlung der Seele; und man weiß nur nicht recht, würde er es mehr mit denen Ärzten unſerer Tage halten, welche zwar keine Gabe Weinſteinrahm oder Bittererde verſchreiben können ohne ausführliche Beſprechungen für die Seele hinzuzufügen aber doch noch verſchreiben, oder gar mit denen, denn es ſoll ſolche geben, welche ihrer urſprünglichen Kunſt ganz untreu geworden auch die einfachſte körperliche ja ſogar die geiſtigſte Art auf den Körper unmittelbar zu wirken ſich nicht mehr erlaubt halten, ſondern ihre kranken nur mit geiſtlichen Beſprechungen für die Seele bedienen wollen. So im Charmides; in den Büchern vom Staat hingegen hält Sokrates ſich an das materiellſte in der Heilkunſt, und muthet uns zu, wenn der Arzt nicht im Stande iſt in der Geſchwindigkeit durch Aderlaſſen und Vomiren, durch Schwizen Brennen und Purgiren die Krankheit zur Entſcheidung zu bringen: ſo ſollen wir andere Rathſchläge und Verordnungen gar nicht von ihm anhören ſondern ihn gehen heißen und die Sache ſich ſelbſt überlaſſen; ſo daß er uns in ſeinem Staat, wie nur eine doriſche und ſtrenge Muſik, ſo auch nur eine doriſche ja ruſtike Heilkunſt übrig läßt, und jede Behandlung verwirft, die mehr nach der lydiſchen oder joniſchen Tonart zu klingen ſcheint.

Wenn es nun auch nicht leicht iſt gleich zu ſehen, wie dieſes beides zuſammenſtimmt: ſo darf man doch auch nicht zufahren und um ſich aller Händel zu entledigen entweder den liebenswürdigen kleineren Dialog für unächt erklären, oder etwa die Meinung aufſtellen, daß eines von beiden oder gar am liebſten beides wol nur zu dem ſchwierigen Scherz gehöre, der ſich durch alle platoniſchen Werke hindurchzieht. Denn mit allem was Platon in den Büchern vom Staate aufſtellt, iſt es ihm nun einmal der bitterſte Ernſt, wie fremd auch und faſt widerſinnig uns vieles davon erſcheine. Aber auch mit jenen Beſprechungen im Charmides iſt es ganz ehrlich gemeint, und gewiß wird ſich Sokrates ſich nicht wollen nehmen laſſen, daß die Beſonnenheit die Grundlage auch der körperlichen Tüchtigkeit ſei, ſofern nur irgend dieſe von der Seele Einwirkung auf den Leib ausgeht und abhängt. Genauer betrachtet läßt ſich aber auch beides füglich mit einander vereinigen, wenn man bedenkt, daß es ein öfter wiederkehrendes ſchmerzhaftes Übel war, welches den Charmides quälte, und daß alſo vorauszuſetzen iſt, jene einfachen ärztlichen Waffen ſeien bereits vergeblich verſchoſſen geweſen gegen dieſes böſe Kopfweh, und der Arzt alſo, gemäß der andern Regel, bereits nach Hauſe geſchikt. Die platoniſche Theorie würde demnach beide Stellen zuſammengenommen alſo lauten. In Krankheitszuſtänden ſollen wir uns dem Arzt hingeben zu den genannten und andern einfachen Verſuchen, denn wenn wir ſeitdem mehr ſchnellwirkende Mittel erfunden haben als die in ſeinem Staate beſchriebenen, wird Platon ſie uns nicht mißgönnend verbieten. Wenn aber durch ſolche Mittel das Übel nicht bald beſiegt werde: ſo ſei auch kein weiterer Verkehr mit dem Arzt zuläſſig, und jeder müſſe bei allen Leiden, welchen nicht ein ſchneller Ausgang gewiß iſt, anſtatt ſich auf eine langwierige Behandlung und ſeitherſtende Verordnungen einzulaſſen, mit demjenigen Zuſtande vorlieb nehmen, der aus der Einwirkung einer wohlgeordneten Seele hervorgeht, und den man die Geſundheit des guten Willens nennen möchte.

Das iſt die platoniſche Theorie, welche die würdigen Ärzte vieler Geſchäfte ja wol

des größten Theiles derſelben überhebt, und offenbar für die kranken einfach iſt und wenigſtens in ſofern leicht zu befolgen, als niemals eine Ungewißheit eintreten wird, was zu thun ſei, da bei unſerer Weiſe wol jeder oftmals ſchwankt, ob er nicht doch der Pflege eines ſchwächlichen Körpers mehr einräumt als billig, und ob er ſich nicht ſchämen ſollte die heilkundigen Männer auf ſolche Weiſe, wie häufig geſchieht, zu bemühen. Aber freilich der Unterſchied zwiſchen dieſer Vorſchrift und unſerer Lebensweiſe iſt ſo groß, und die Veränderungen, welche wir vornehmen müßten, um uns mit jener in Übereinſtimmung zu ſezen, ſind ſo weit um ſich greifend, daß wir hieſigen und die Männer im platoniſchen Staat einander nur gegenſeitig zurufen können, Ich kann nicht hier du dort nicht wohnen, Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn, und daß niemand hier wagen dürfte eine ſolche Lehre im Ernſt zu empfehlen. Allein auch Platon, wenngleich durch Realiſirung ſeiner Theorie in ſeiner helleniſchen Welt nicht ſoviel Bade- und Brunnenörter — von den magnetiſchen Tiſchen nicht zu reden — zu Grunde gerichtet worden wären, und nicht ſoviel auf langdauernde Curen berechnete Arzneimittel außer Umlauf geſezt, und nicht ſoviel zarte Verhältniſſe zwiſchen den Ärzten und lebenslänglichen Patienten zerriſſen: dennoch war Platon's Lehre auch mit ſeiner Zeitgenoſſen Art und Weiſe wie man deutlich ſieht ſchon in ſo beſtimmtem und grellem Widerſpruch, daß man ſchon von ſelbſt vorausſezt, er habe noch andere Gründe gehabt als bloß die zuerſt in die Augenfallende moraliſche Simplificationsmethode.

Sein erſter Saz nun iſt der, daß einem jeden im Staat etwas obliege zu verrichten, und er führt uns die ehrlichen Leute die Handwerker als Beiſpiel auf, als welche ſehr bald, wenn der Arzt Anſtalt macht zu einer langwierigen Behandlung, ſich ihm aus den Händen winden und ſagen würden, daß ſie nicht Zeit hätten auf ſolche Weiſe krank zu ſein, ihre Geſchäfte nämlich lange im Stich laſſend; und dieſes Beiſpiel verallgemeinert er durch die Behauptung, daß den reichen daſſelbe obliege wie den armen. Sollen wir nun dieſes gelten laſſen, und ſcheint nicht etwas erſchlichen zu ſein theils dadurch, daß das ärztliche Geſchäft und auch die eigene Sorge für die Geſundheit ganz auf den Staat bezogen wird, theils auch dadurch, daß in dieſer Hinſicht alle einzelnen einander gleichgeſezt werden? Was das erſte betrifft, ſo ſcheint zwar auf den erſten Anblikk unſere moderne Anſicht ſehr von der alten und beſonders auch der von Platon aufgeſtellten verſchieden zu ſein; allein gehen wir nur weit genug zurükk: ſo gleicht ſich beides leicht gegen einander aus. Daß es Ärzte giebt, entſpringt mit aus der Vertheilung der Arbeit, und dieſe ſteht im genaueſten Zuſammenhang mit der Entſtehung des Staates, weil Vertheilung ohne Gewährleiſtung nicht auf die Länge fortbeſtehen könnte. Jeder alſo im Staat verrichtet auch das ſeinige im Staat, d. h. unter deſſen Gewährleiſtung und im allgemeinen in deſſen Intereſſe. Der kranke ſelbſt ſoll geheilt ſein wollen, um das ſeinige zu verrichten, und der Arzt ſoll ſeinem Geſchäft auch nur in eben dieſem Sinne und als ein beauftragter des Staates obliegen. Auch können wir nicht läugnen, daß der Staat auch bei uns, und ganz vorzüglich, das Anſehn hat die Ärzte als in ſeinem Intereſſe handelnd zu betrachten, da er verhältnißmäßig ausnehmend viel auf ihre Ausbildung verwendet, wie auch wiederum nur unter der Vorausſezung, daß die Ge-

ſundheit um des allgemeinen Wohls willen geſucht wird, die galeniſchen Reichthümer dem Staate zur Zierde gereichen; würde aber die Geſundheit nur geſucht um die Genußfähigkeit zu erhalten und wiederherzuſtellen: ſo wären ſie nur ein trauriger Beweis mehr von einem hochſt geſteigerten Sybaritismus. Alſo die Regel ſteht feſt, daß eine ärztliche Behandlung, welche die Fähigkeit nicht wiederherſtellt das ſeinige zu verrichten, auch von dem, der etwas zu verrichten hat, nicht angenommen werden darf, wie Platon ſagt, und hierin alſo iſt nichts erfindliches. Wenn er aber auch dieſes noch ſagt, daß im Staate jeder etwas zu verrichten habe ohne Unterſchied des Reichthums und der Armuth, alſo auch wol der geiſtigen: wollen wir ihm etwa jene trefflichen Staatsbürger entgegenhalten, dergleichen es doch auch zu ſeiner Zeit ſchon gab, welche weil ſie nur vom Ertrag eines überkommenen Geldvermögens leben in der That nichts zu thun haben als ihre eigenen Rechnungsbücher in Ordnung zu halten, und die dem Staate doch als bloße Verzehrer ſehr nützlich ſind? oder wollen wir uns dieſer zwar ſchämen und ihm geſtehen, daß ſie nicht mitgerechnet zu werden verdienten, wenn ſie nicht noch anderswie als Hausväter und Erzieher oder als thätige Gemeinglieder das ihrige verrichteten im Staat, dafür aber dem dichteriſchen Philoſophen das Wort des philoſophiſchen Dichters entgegenſtellen, Gemeine Naturen zahlen mit dem was ſie thun, edle mit dem was ſie ſind? Ich wenigſtens möchte ihm nicht dieſen Spruch unbehutſam preisgeben, noch es darauf wagen, was für Leute von den unſrigen er mit der Frage, ob dieſe nun edle Naturen wären, herbeiholen, und wie er mich verſpotten würde, wenn ich glaubte, der Dichter könne ein unthätiges Daſein gemeint haben, da doch ſchon die Schönheit der Geſtalt ſich nur ſehr unvollkommen in gänzlicher Ruhe darſtelle, der Adel der Natur aber nur in der Thätigkeit könne wahrgenommen werden.

So lange wir alſo jener doriſchen Weisheit nicht widerſprechen, welche den Werth des Lebens in der richtigen Thätigkeit ſetzt und dieſe Richtigkeit beſtimmt aus dem gemeinſamen Bedürfniß des ganzen und der beſonderen Fähigkeiten und Stellungen der einzelnen: ſo werden wir ſoviel unbedenklich zugeben müſſen, daß diejenige ärztliche Behandlung die trefflichſte ſei, welche in der kürzeſten Zeit auf das dauerhafteſte die Fähigkeit zu aller bisherigen Thätigkeit wiederherſtelle; aber ob wir auch ſo kurz angebunden ſein ſollten wie Platon, und in Ermangelung dieſes beſten gar nichts von den Ärzten begehren, ſondern uns gleichſam ſchmollend der Krankheit allein überlaſſen, das iſt billig zu bezweifeln, wenn auch nur aus dem Grunde, daß die dafür angegebene Maxime, daß man nicht Zeit haben müſſe krank zu ſein mit langer Hintanſetzung der Geſchäfte, doch zu weit führen kann, wenn etwa einem ungeduldigen auch den Erfolg eines Brechmittels abzuwarten oder das Ausſchneiden und der Verband einer Wunde ſchon zu lange währen wollte, und um wie Platon ſagt aller Händel entledigt zu ſein lieber auf das ſchnellſte der eine am Stihkfuß ſterben wollte und der andere am kalten Brande. Denn übrigens, wenn ich nur eine ſichere Beſtimmung finden könnte, gar nicht ſehr weit von dieſem Eigenſinn, ſo wollte ich gern in der Nähe des Platon bleiben und mit der größten Zuverſicht die unter uns eingeriſſene Weichlichkeit bekriegen, von welcher die bitter getadelten Zeitgenoſſen des Sokrates noch unendlich weit entfernt

waren. Denn was iſt doch der ſelymbriſche Herodikos, den Platon als den Erfinder deſſen, was er νοσοτροφία Krankheitsfütterung nennt, gleichſam an den Pranger ſtellt, gegen die unſrigen, die ſich jährlich in die Brunnencur ſchikken laſſen, im voraus ſchon auf die Wiederholung ich weiß nicht ob gefaßt oder lüſtern, und entrüſtet, wenn etwa einmal ein unüberwindliches Hinderniß ihnen den gewohnten Weg verſperrt, in welchem Zuſtande ſie eigentlich weniger leben als nur Ball geſpielt werden von zwei Ærzten, deren einer ſie zu Hauſe das Jahr über nur eben ſo hinhält, daß ſie wieder zum Brunnen können, und der andere ſie dort nur ſo weit bringt, daß ſie wiederkommen müſſen, und das bei erbärmlicher Lebensweiſe und wo möglich oder nöthig gefliſſentlicher Enthaltung von allen vernünftigen Gedanken. Und wie viele andere langwierige Behandlungen giebt es nicht, nichts beſſer als dieſe, weil ſie eben ſo ſehr auf ganz unbeſtimmte Zeit hinaus den ganzen Menſchen nur zum Pfleger und Aufwärter ſeiner Krankheit machen, um die er ſich den ganzen Tag abmüht. Dieſes heißt in der That wie Platon ſagt ſich den Tod lang machen, und den einen grandioſen Act des Sterbens durch unzählige eingelegte Pauſen zu einer nichts bedeutenden Zeit ausdehnen, oder wie der weiſe von Tarſos ſagt aus Furcht des Todes ſein lebelang ein Knecht ſein. Wie unwürdig weichlich alles iſt, was dem gleicht, das leuchtet ein. Wenn aber doch das entgegengeſezte auch in ſeiner ganzen Schärfe nicht feſtgehalten werden kann: ſo iſt wol, wenn man nicht ganz aufs Gerathewohl handeln will, nichts anders zu thun als die Extreme feſt ins Auge zu faſſen, und zu ſehen, was ſich zwiſchen denſelben mit einiger Beſtimmtheit abgrenzen läßt. Denn wenn wir erſt einiges wiſſen, was der Arzt nicht darf, und einiges, was der kranke nicht darf: ſo läßt ſich dann vielleicht ſehen, wie beide auf das beſtimmteſte und gedeihlichſte in der Mitte zuſammenkommen.

Zuerſt alſo, von dem Grundſaz ausgehend, daß die Thætigkeit in der Geſellſchaft und für ſie das Leben iſt, wenn der Arzt voraus weiß, daß der kranke zu keiner Thætigkeit wieder hergeſtellt werden kann, darf dieſer etwa, anſtatt den Arzt bloß wegzuſchikken, wie Platon empfiehlt, ihm Gift abfordern, damit auch der falſche Schein des Lebens nicht fortdaure? Offenbar wenigſtens darf es der Arzt nicht geben, oder er würde das ſeinige nicht verrichten; denn das Tœdten iſt nicht das Geſchäft, welches ihm zugefallen iſt bei der Vertheilung der Arbeiten. Ja auch bloß ſchmerzſtillende Mittel, ſofern ſie in der Krankheit nichts ändern können, würde eigentlich unter ſeiner Würde ſein zu verordnen, weil er nur Heilmittel verordnen ſoll; ſondern hœchſtens kann er ihren Gebrauch erlauben innerhalb ſolcher von ihm zu beſtimmenden Grenzen, worin er nicht nachtheilig werden kann. Denn Schmerzen ſtillen und angenehme Empfindungen hervorbringen iſt ein und dasſelbe Geſchäft; da nun das lezte dem Arzte nicht zukommt, gebührt ihm auch nicht das erſte; ſondern, wie es denn auch geſchieht, der Zukkerbäkker mag ſolche Säftchen oder Salben feil haben, wenn er nur unter guter Aufſicht gehalten wird. Iſt nun aber die Krankheit nicht zu heben, kann dann der kranke von dem Arzt verlangen, daß er Mühe und Fleiß an ihn wende, um ihn in dieſem kranken Zuſtande ſo lange als möglich zu erhalten? Ich glaube wenigſtens, der Arzt thæte nicht recht es zu gewähren, denn er würde nach Platon nicht das ſeinige verrichten; denn den Leib

zu erhalten, wie er eben ist, dieses Geschäft ist ihm nicht übertragen, sondern dem Koch, und er könnte also mit Recht zu dem kranken sagen, Ich habe genug in dem meinigen zu thun; wollte ich nach deiner Erhaltung sehen: so könnten alle gesunden dasselbe von mir verlangen, weil ihnen ja allen der Tod immer näher kommt; sondern laß dir nur vom Koch solche Speisen und Getränke bereiten, wie sie dir am angemessensten sind, und halte dich hin ohne mich, bis eben deine Stunde fehlægt. Umgekehrt aber wenn nun die Krankheit eine solche langwierige ist, bei welcher ja doch immer noch einige Thætigkeit übrig bleibt, und wo demnach dieses beides in Betrachtung kommt, daß die Krankheit eine Stœrung ist in den organischen Functionen, und daß sie eine Hemmung ist der Berufsthætigkeit: darf alsdann der Arzt diese Hemmung durch seine Vorschriften noch vergrœßern, damit vielleicht jene Stœrung etwas geringer werde? Dies ist die falsche Rechenkunst, worauf vorzüglich Platon's Tadel geht, und was auch bei uns so ungeheuer übertrieben zu werden scheint. Um den Fall recht klar zu denken, gehen wir einen Schritt weiter. Der Arzt erscheine mir an einem schœnen Morgen, wo ich gar kein oder nur ein unbedeutendes Gefühl von Übelbefinden habe, und gebiete mir wahrsagend, ich solle mich heute und morgen zu Hause halten oder gar im Bette, weil ich sonst übermorgen würde krank werden. Offenbar doch werde ich nicht anders kœnnen als ihm antworten, ich wolle die Krankheit übermorgen erwarten: denn ich könne mich für meine Geschäftsversäumniß nicht legitimiren mit seiner Weissagung, weil er næmlich auch nicht als Wahrsager angestellt sei. Ist es aber nicht ganz dasselbe, wenn ich schon kränkle, soll aber die Thætigkeit, die ich noch üben kann, suspendiren, damit ich nicht etwa übers Jahr etwas mehr kränkle? Für jede Thætigkeit werden die spæteren Jahre immer die schlechteren, wer will sich also zumuthen lassen einen bestimmten Verlust zu machen an den besseren Jahren um eines ungewissen Gewinnes willen an schlechteren? Sieht man lediglich darauf, was ausgerichtet werden soll: so läßt sich freilich grade in einer wohleingerichteten Gesellschaft am leichtesten denken, daß die Geschäftsgenossen sich gegenseitig Gewähr leisten für die Erfüllung des gemeinschaftlichen Wirkungskreises. Aber dem Menschen kommt es doch nicht allein auf das Werk an, welches ein Gemeingut ist; sondern sein Leben ist die Thætigkeit, und nur durch sie ist er auch im Staate ein Etwas und keine Null. Welcher Unterschied aber in dieser Hinsicht zwischen dem gesunden, der für den kranken arbeitet, und diesem, der in die Bæder geschickt ist. Und zwar noch ein ganz anderer Unterschied ist dies als zwischen dem arbeitstüchtigen und unthætigen. Denn einige Wochen Muße verordne ich mir selbst gern, und denke es auch bei Platon zu verantworten, wenn ich ihn erinnere, daß unter seinen Zeitgenossen im tæglichen Leben ein ganz anderes Verhältniß stattfand zwischen freier Muße und an die Stunde gebundener Arbeit, und daß es sich bei uns nicht anders will thun lassen, als daß wir in grœßeren Massen nachholen müssen, was uns im kleinen versagt ist, wie denn auch hier weniger von einem körperlichen Heilmittel die Rede ist, als davon, daß die unmittelbare geistige Abspannung, die nur zu leicht eintritt bei unserer Lebensweise, gehoben werden soll, indem eine freiere Thætigkeit an die Stelle einer gebundenen tritt. Dabei also kann ich mich noch wohlbefinden, wenn der Prozeß der Thætigkeit eine

Zeit lang nicht im Treibhauſe geht ſondern im freien, wo alles beſſer wurzelt und bekleibt, und viel beſſer dünke ich mich daran zu ſein, als wer ſich unterdeß der Heilung wegen in den Bädern, dieſen νοσοτροφείοις Krankheitsmäſtereien, wie ſie Platon gewiß würde genannt haben, unter dem geſundheitlichen Auswurf der Generation herumtreibt, wo jeder ſich nicht nur unthätig verhält, ſondern gar nichts anderes iſt als — denn ich muß es fein ausdrükken, weil es hier vornehm hergeht — der dienſtthuende Kammerherr ſeiner Krankheit, die er überall hingeleitet und ihr Plaz und Ehrfurchtsbezeigungen verſchafft, ſelbſt aber auch ſo von Ehrfurcht gegen ſie erfüllt iſt, daß wo zwei ſolche ſich begegnen ſie auch, recht wie leidenſchaftlich treue Diener, von nichts anderem und lieberem reden als von ihrer hohen Herrſchaft und von deren guten oder fehlimmen Launen. So daß man kaum begreift, wie einer, der noch etwas auf ſich hält, einen andern überreden oder ſich ſelbſt überreden laſſen kann zu einer ſolchen Darſtellung des menſchlichen Lebens, wie dort geliefert wird, ſeinen Beitrag zu geben; und nur die große Anzahl ſolcher edlen Naturen, welche ihre Schuld an das Gemeinweſen nur dadurch abtragen, was ſie in der feinern Geſelligkeit ſind, und der Wetteifer, den dieſe in andern erregen, machen die weit verbreitete freiwillige Theilnahme an dieſen Anſtalten, in denen die feinere Geſelligkeit ſich nach einer beſonderen Geſezgebung ausbildet, einigermaßen begreiflich.

Indeſſen gegen die platoniſche Maxime, der Arzt ſolle weder in langwierigen Krankheitszuſtänden noch in erſt muthmaßlichen und noch unentſchiedenen ſeine Kunſt ſo ausüben, daß er die Geſchäftsthätigkeit ſuspendirt, welche der Zuſtand noch übrig läßt, gegen dieſe wird viel häufiger gefehlt als nur durch unſere Bade- und Brunnen-Curen, und der weichliche Gehorſam der kranken iſt faſt überall und unter allen Ständen mit Ausnahme derer, die von der Hand in den Mund leben, derſelbe, ſo daß ſich die Frage aufdrängt, aus welchen Gründen doch dieſe unſittliche Praxis ſo allgemein geworden iſt, daß man zweifelhaft ſein muß, ob mehr durch die Bereitwilligkeit der kranken die Ärzte ſich verleiten laſſen über ihr Gebiet hinauszugreifen, oder ob mehr durch die willkührliche Gewalt der Ärzte die ſittliche Richtung der kranken iſt gebändiget worden? Hierüber glaube ich zwei Geheimniſſe ausplaudern zu können, deren eines ich unbedenklich mittheile, weil es wol jeder ſchon weiß, nur daß es keiner ausſpricht; vom andern aber würde ich nicht reden, wenn es nicht doch im Platon ſtände. Das laute Geheimniß iſt dieſes, daß nichts in der Welt verführeriſcher iſt als dieſes, was Platon die Krankheitsfütterung nennt, gefüttert aber wird ſie mit geſchäftiger Unthätigkeit. Denn jedermann hält etwas auf ſeine Pflicht, nicht nur wie ſie ihm der Buchſtabe des Geſezes oder Vertrages anweiſet, ſondern auch wie er ſelbſt ſie ſich abſtekkt; wenn alſo der kunſtverſtändige irgend auf dringende Weiſe ſagt, es ſei nothwendig um ſeiner Erhaltung willen die Pflicht auf eine Zeit lang bei Seite zu legen, die Geſchäfte würden ſich deſto beſſer dabei ſtehn, wenn er ihnen erhalten würde: ſo fängt dieſe leere Rede nur gar zu leicht, und ich möchte ſagen, wer nur Einmal ſich überreden laſſe einen Tag unnüz im Bette zu bleiben, der ſei in dieſer Hinſicht verloren; und hier heißt es beſonders beim erſten Mal, Nur heute heute nur laß dich nicht fangen, ſo biſt du hundertmal entgangen. Das zweite aber, was ich nur gebe wie es im Platon ſteht, iſt

dieſes, daß ein Künſtler ſelten die Kunſt allein übe, nach der wir ihn benennen, ſondern die meiſten üben außer dieſer noch eine andere, nämlich die Geldmacherkunſt, von dieſer aber ſei ein großer Theil die Schmeichelei, welche am beſten das Geld aus dem Beutel des einen in den des andern zaubere. Dieſe alſo ſchleiche auf ſolche Weiſe ein in die meiſten Künſte und verderbe nicht nur die Werke, ſondern wenn man aus den Werken guter Meiſter dann die Regeln der Kunſt abmerken wolle, ſo verderbe ſie auch die Regel. Nun ſei jene Rede, welche ermahnt, daß man ſich von der Thätigkeit losſagen ſolle um ſich ſelbſt zu ſchonen und zu erhalten, weil ſie einen großen Werth auf die Fortdauer der Perſon lege, eine Schmeichelrede und als ſolche ganz trefflich und alſo auch für den Erwerb unvergleichlich; aber weil dergleichen die Ärzte nicht als Ärzte ſagen, ſo finde auch hier der Gehorſam keine Anwendung, welchen überall der Laie dem Künſtler zu leiſten habe. Daher es denn auch gewöhnlich ſo geſchehe, daß die weichlichen ſich ſolche Ärzte aufſuchen, welche jene Schmeichelreden üben, und ſo nehme auch dieſe falſche Uebung der Heilkunde überhand mit der Weichlichkeit. Diejenigen Ärzte aber, welche neben ihrer Kunſt die Erwerbskunſt nur üben, ſofern es geſchehen könne ohne ihre Kunſt zu verderben, und daher den kranken zureden und ſie auch wol mit harten Worten ermahnen, wenn ſie etwa ſich mehr nachſehn wollen als billig, dieſe werden auch nur von doriſch geſtimmten Gemüthern geſucht, wie Platon's Rede lauten würde, und beide wären dann einig darüber, daß der Geiſt nicht dürfe geſtört werden um des Leibes willen. Ein joniſcher Arzt aber und ein doriſcher kranker oder umgekehrt würden nicht lange zuſammen ſtimmen.

Wenn aber auch dieſes alles klar genug vor Augen liegt: ſo ſind doch noch bedeutende Einwendungen zu machen gegen die platoniſche Lehre. Denn einmal will er dem Arzt überall keine Verbote geſtatten, auch nicht diätetiſche, denn das ſagt er mit Berufung auf die homeriſchen Asklepiaden, die dem verwundeten Helden keine Vorſchriften gemacht über Eſſen und Trinken, ſondern er habe ſeinen pramniſchen Wein genommen wie immer; und doch möchte ohne dieſes Recht diätetiſcher Vorſchriften jetzt niemand wollen Arzt ſein. Zweitens wegen des offenbaren Einfluſſes der geiſtigen Thätigkeiten auf die organiſchen Verrichtungen würde auch niemand wollen Arzt ſein, wenn er nicht dürfe auch die Seele behandeln mit dem Leibe.

Was nun das erſte betrifft, oder vielmehr beides, denn diätetiſcher Natur werden ja die pſychiſchen Behandlungen des Arztes auch immer ſein: ſo dürfen wir freilich nicht vergeſſen, daß Platon aus ſeinem Staat heraus redet, in welchem ſchon vorher und in geſunden Tagen die Lebensweiſe ſo einfach iſt, daß es was Eſſen und Trinken betrifft nichts mehr zu verbieten giebt, und daß unſere Ärzte zufrieden ſein würden, wenn ſie ihre Kranken ſchon immer bei der alltäglichen platoniſchen Diät fänden, und ihnen gern nichts weiter verbieten, ſofern es nicht etwa die Krankheit ſelbſt verbietet durch inſtinctartige Abneigung. Daß aber bei einer künſtlichen Lebensweiſe den kranken diätetiſche Vorſchriften nothwendig ſind, wenn anders nicht auch die Mittel vergeblich gebraucht werden ſollen, ſagt Platon ſelbſt. Eben ſo ſind auch dort die Gemüther ſo geregelt durch jene doriſche Muſik, und ſo in Ordnung gehalten durch die damit zuſammen-

ſtimmenden Sitten, daß heftige Leidenſchaften, die Stoff zu einer miletiſchen Fabel oder einer Tragœdie geben könnten, dort ganz fremd ſind, und der kranke ſolche Vorſchriften, wie daß er ſich vor Schrekk und Ärger hüten und ſich nicht aufregenden Fantaſien hingeben ſolle, als überflüſſig belächeln würde, und zwar gleichviel ob es ein Mann iſt oder eine Frau. Daher nun müßten wol unſere kranken froh ſein, wenn die Ärzte ſie könnten während der Krankheit in die Gemüthsfaſſung eines platoniſchen Bürgers hinein heilen. Und auch Platon dürfte nichts dagegen haben, wenngleich die Behandlung der Seele nicht das Geſchäft des Arztes iſt, ſondern des Philoſophen. Denn ſein Sokrates ſagt oft genug, daß im Staate die Ärzte herrſchen über die kranken, und zugleich behauptet er, alles Heil beruhe darauf, daß die herrſchenden müßten philoſophiren. So darf er demnach nicht wehren, daß auch die Ärzte philoſophiren, und dann als ſolche unternehmen auch die Seele zu behandeln. Auch wird er es nicht, nur fürchte ich, er werde ſagen, Sie werden es doch nicht können, eure trefflichen Ärzte, wie eifrig ſie auch leſen und die Weisheit treiben im Wagen zwiſchen den Krankenbeſuchen, ihre Mäßigkeit auf die Probe ſtellen und erziehen bei Tafel, und ſich Abends in Behartlichkeit und Geduld in Gemüthsruhe und Beſonnenheit üben am Spieltiſch. Denn ſie werden zwar wiſſen herrliche Vorſchriften zu geben für die Seele, aber nicht auch machen, daß ſie befolgt werden und ihre Wirkung thun. Denn die Beſprechungen für die Seele, nämlich die wahrhaftigen Reden und die ihnen angemeſſenen unverdorbenen Dichtungen, ſagt er, wirken nicht plözlich wie die für das Fieber oder die Roſe, ſondern nur durch lange Uebung und Gewöhnung; daher es auch keine andere Behandlung der Seele giebt, als im großen durch die Geſezgebung und die Sitte, im einzelnen aber durch die Unterweiſung und Erziehung. In dem beſchränkten Zeitraum einer Krankheit aber könnt ihr nicht eine ordentliche Behandlung an der Seele üben, ſondern nur Kunſtſtükkchen mit ihr verſuchen auf Gerathewohl, und das mögt ihr denn immer thun, wenn ihr einen könnt mit gutem Gewiſſen für einen Karier erklären.

Um aber die Sache ganz auf das reine zu bringen, müſſen wir noch einmal auf einen Unterſchied zurükkkommen, den wir ſchon früher geltend gemacht und der ſichtlich auch dem Platon vorgeſchwebt hat, den wir aber wenigſtens beſtimmter ausſprechen können, wenngleich wir uns wegen des näheren auf die Ärzte ſelbſt berufen müſſen. Das iſt der zwiſchen acuten Krankheiten und chroniſchen. Daß er dieſen im Sinne gehabt, iſt mir klar aus dem Ausdrukk, man dürfe nicht Zeit haben auf ſolche Weiſe krank zu ſein, daß man ſeine Geſchäfte lange müßte im Stich laſſen. Denn was iſt in Bezug auf Krankheit lang und kurz, wenn wir nicht kurz nennen wollen was ſeinen Verlauf hat in einer beſtimmten Zeit, mögen es nun drei Tage ſein oder acht und zwanzig, lang aber was ſich auf unbeſtimmte Art hinzieht? In den acuten nun iſt der Menſch einmal auf eine beſtimmte Zeit der Krankheit verfallen, und alſo auch dem Arzt, und wenn Platon dieſem nicht vergönnen will ſeine Operationen über dieſen ganzen Zeitraum auszudehnen: ſo ſoll er Unrecht haben ohne weiteres. Nun aber iſt der Arzt auf dieſem Gebiet allerdings wenn auch kein Wahrſager doch ein Zeichendeuter, und kann aus Erfahrung eine Wahrſcheinlichkeit aufſtellen, durch was für Thätigkeiten, wenn ſie nicht vermieden werden, ein ungünſtiger Ausgang, ſei es nun unmittelbar der Tod oder ſei es Umwand-

lung in eine chroniſche Krankheit, herbeigeführt werden könne. Giebt er nun auch dergleichen Rathſchläge: ſo hat Platon immer Recht, wenn er ſagt, daß wir ſie gar nicht als Verordnungen anhören ſollen, denn nur Einwirkungen auf die körperlichen Functionen gehören zu der Herrſchaft des Arztes; auch jene aber als Verordnungen anſehen heißt immer den Grundſaz aufſtellen, daß das Leben um jeden Preis müſſe erhalten werden. Daher nun hier nicht das Anſehn des Arztes, ſondern das Gewiſſen des kranken den Ausſchlag geben muß, und es kann dringende Fälle genug geben, wo jeder kranke, der nicht ganz darauf verzichten will für tapfer gehalten zu werden, den Arzt nicht zwar geradezu gehen läßt aber doch ſeinen Rath zurükkweiſet und ihm anheimſtellt, was etwa verdorben werden könne durch eine Thätigkeit, die ſich nicht ablehnen läßt, in der Folge durch verſtärkte ärztliche Behandlung wo möglich wieder gut zu machen, wo aber nicht, ſo wolle der kranke den Schaden ſelbſt tragen und den Arzt von aller Schuld entbinden. Gäbe es nun ſolcher tapferen viele: ſo würden auch die Ärzte — denn welcher wollte nicht lieber einen tapferen heilen als einen feigen — mehr auf ihre eigentliche Aufgabe zurükkkommen, nämlich den ihrer Gewalt doch nicht untergebenen innern Einwirkungen des Geiſtes auf den Körper lieber durch die ihnen zu Gebot ſtehenden äußeren Einwirkungen auf den Körper entgegen zu arbeiten. Wogegen es auf der andern Seite eine Donquixoterie der Pflicht oder der Arbeitſamkeit wäre, da ſich ja leicht überſehen läßt, was in einem ſolchen Zeitraum verſäumt werden kann, wenn wir nicht, wo keine dringende Noth entgegentritt, auch hierin dem Arzt folgen wollten, da wir ja doch bei geſunden Tagen mit gutem Erfolg für uns und das gemeine Wohl je weniger unſere Berufsthätigkeit mechaniſch iſt um ſo mehr die Regel des Dichters wahrnehmen, Drum herze dich nicht zur ſchlimmen Zeit, denn Fäll' um Kraft ſind nimmer weit: haft in der böſen Stund' geruht, iſt dir die gute doppelt gut.

Ganz anders aber iſt es mit den chroniſchen Krankheiten überhaupt, und auch mit dem lezten anzufangen was dieſe Regel betrifft. Denn da müſſen wir auf alle Weiſe danach ſtreben, daß die Zeit der Krankheit nicht noch für den Geiſt zur böſen Stunde gehöre, und müſſen auf alle Weiſe ſuchen den Einfluß des Leibes auf den Geiſt um ſo mehr zu vermindern, je mehr der Leib ſelbſt ſchon ſeinem Untergange entgegen geht, und aber den Geiſt um ſo mehr von dem Leibe beherrſchen laſſen, je ſchlechter dieſer ſchon geworden iſt. In ſolchen Zuſtänden alſo hat Platon vollkommen Recht, daß der Arzt nicht zu hören iſt mit allen Rathſchlägen, welche ein wenn auch nur theilweiſes Aufgeben der noch möglichen Geſchäftigkeit enthalten. Und nicht nur ſchreitet der Arzt dadurch über ſeine Befugniß hinaus, ſondern auch als Arzt hat er Unrecht, weil am meiſten durch das Bewußtſein einer auch mit Anſtrengung durchgeſezten Thätigkeit ein heiterer Einfluß des Geiſtes auf den Leib erhalten werden kann. Nur das eine wird auch Platon zugeben, daß ſo wie jeder ſich ſeine Thätigkeit im Stante doch wählt mit Rükkſicht auf ſeine körperlichen Anlagen, ſo auch einer durch einen gänzlich veränderten Geſundheitszuſtand genöthiget werden kann ſeiner bisherigen Berufsthätigkeit zu entſagen und eine andere an ihre Stelle zu ſezen, wie auch Sokrates ſelbſt von ſeinem Freunde Theages ohne Tadel erzählt, daß eine in ſeinem Körper ſich hegende Krankheitlichkeit ihn gehindert habe ſich den Staatsgeſchäften zu widmen, ohnerachtet dies gut

auf ſeinem Lebenswege gelegen. Allein nicht Rükkſicht auf die Geſundheit ſoll eigentlich dergleichen Entſchlüſſe hervorbringen, ſondern rein die Fürſorge für die Sache ſelbſt, daß ſie nicht, wenn wir als ſchlechte Arbeiter daran gehen, durch uns Schaden leide.

Dieſes alſo ſei über dieſen Gegenſtand platoniſch gefabelt oder gelehrt, wie jeder es anſehn will. Gefabelt aber werden es alle finden, welchen die heutige Weichlichkeit ſchon ſo zur Natur geworden iſt, daß ſie es natürlich finden auch bloß vegetirend fortleben zu wollen, und ſollten auch Ärzte und Wärter in großer Anzahl ihre ganze Zeit zum Opfer bringen, um Ein ſolches gehaltloſes Leben hinzuhalten. Wenn nur diejenigen etwas von richtiger Lehre darin wahrnehmen, welchen auf der einen Seite am Herzen liegt, daß wir in wichtigen Dingen ſo wenig als mœglich auf Gerathewohl handeln, ſondern die Kunſt des richtigen Lebens auch im einzelnen mehr auf etwas feſtes gebracht werde, und welche auf der andern Seite einſehen, daß wir uns weit mehr von denjenigen Übeln, welche aus der weichen und nachgelaſſenen Stimmung entſpringen, als vor den entgegengeſezten zu hüten haben.

AUS GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGELS WISSENSCHAFT DER LOGIK.

Nach der zweyten Ausgabe.

ALLGEMEINE EINTHEILUNG DER LOGIK.

In dem, was über den Begriff dieſer Wißenſchaft, und wohin ſeine Rechtfertigung falle, geſagt worden iſt, liegt daß die allgemeine Eintheilung hier nur vorläufig ſeyn, gleichſam nur in ſo fern angegeben werden kann, als der Verfaßer die Wißenſchaft bereits kennt, daher hiſtoriſch hier zum Voraus anzuführen im Stande iſt zu welchen Hauptunterſchieden ſich der Begriff in ſeiner Entwickelung beſtimmen wird.

Doch kann verſucht werden das, was zum Eintheilen erforderlich iſt, zum Voraus im Allgemeinen verſtändlich zu machen, obgleich auch dabei ein Verfahren der Methode in Anſpruch genommen werden muß das ſeine volle Verſtändigung und Rechtfertigung erſt innerhalb der Wißenſchaft erhält. Zuvörderſt alſo iſt zu erinnern daß hier vorausgeſetzt wird, die Eintheilung müße mit dem Begriffe zuſammenhängen, oder vielmehr in ihm ſelbſt liegen. Der Begriff iſt nicht unbeſtimmt, ſondern beſtimmt an ihm ſelbſt; die Eintheilung aber drückt entwickelt dieſe ſeine Beſtimmtheit aus: ſie iſt das Urtheil desſelben, nicht ein Urtheil über irgend einen äußerlich genommenen Gegenſtand, ſondern das Urtheilen d. i. Beſtimmen des Begriffs an ihm ſelbſt. Die Rechtwinklichkeit Spitzwinklichkeit u. ſ. f. wie die Gleichſeitigkeit u. ſ. f., nach welchen Beſtimmungen die Dreyecke eingetheilt werden, liegt nicht in der Beſtimmtheit des

Dreyecks selbst, d. h. nicht in dem, was der Begriff des Dreyecks genannt zu werden pflegt; eben so wenig als in dem, was für den Begriff des Thieres überhaupt, oder des Säugethiers Vogels u. s. w., die Bestimmungen liegen nach welchen jenes in Säugethiere Vœgel u. s. w. und diese Classen in weitere Gattungen eingetheilt werden. Solche Bestimmungen werden anders woher, aus der empirischen Anschauung, aufgenommen; sie treten zu jenem sogenannten Begriffe von außen hinzu. In der philosophischen Behandlung des Eintheilens muß der Begriff selbst sich als ihren Ursprung enthaltend zeigen.

Der Begriff der Logik aber selbst ist in der Einleitung als das Resultat einer jenseits liegenden Wißenschaft, damit hier gleichfalls als eine Voraussetzung angegeben worden. Die Logik bestimmte sich danach als die Wißenschaft des reinen Denkens, die zu ihrem Princip das reine Wißen habe; die nicht abstracte, sondern dadurch concrete lebendige Einheit, daß in ihr der Gegensatz des Bewußtseyns von einem subjectiv für sich seyenden und einem zweyten solchen Seyenden, einem objectiven, als überwunden, und das Seyn als reiner Begriff an sich selbst, und der reine Begriff als das wahrhafte Seyn gewußt wird. Dieß sind sonach die beiden Momente welche im Logischen enthalten sind. Aber sie werden nun als untrennbar seyend gewußt, nicht wie im Bewußtseyn jedes auch als für sich seyend; dadurch allein, daß sie zugleich als unterschiedene, jedoch nicht für sich seyende, gewußt werden, ist ihre Einheit nicht abstract, todt, unbewegend, sondern concret.

Diese Einheit macht das logische Princip zugleich als Element aus, so daß die Entwickelung jenes Unterschiedes, der sogleich in ihm ist, nur innerhalb dieses Elementes vor sich geht. Denn indem die Eintheilung, wie gesagt worden, das Urtheil des Begriffs, das Setzen der ihm schon immanenten Bestimmung und damit seines Unterschieds ist, so darf dieß Setzen nicht als ein Wiederaufloesen jener concreten Einheit in ihre Bestimmungen, wie sie als für sich seyend gelten sollen, gefaßt werden; was hier ein leeres Zurückgehen auf den vorigen Standpunct, den Gegensatz des Bewußtseyns, wäre, dieser ist vielmehr verschwunden; jene Einheit bleibt als Element, und aus ihr tritt jenes Unterscheiden der Eintheilung und überhaupt der Entwickelung nicht mehr heraus. Damit sind die früher, auf dem Wege zur Wahrheit, für sich seyenden Bestimmungen, wie ein Subjectives und Objectives, oder Denken und Seyn, oder Begriff und Realitæt, wie sie in irgend einer Rücksicht bestimmt worden seyn mögen, nun in ihrer Wahrheit d. i. in ihrer Einheit zu Formen herabgesetzt. In ihrem Unterschiede bleiben sie daher selbst an sich der ganze Begriff, und dieser wird in der Eintheilung nur unter seinen eigenen Bestimmungen gesetzt.

So ist es der ganze Begriff, der das eine Mal als seyender Begriff, das andere Mal als Begriff zu betrachten ist: dort ist er nur Begriff an sich, der Realitæt oder des Seyns; hier ist er Begriff als solcher, für sich seyender Begriff; wie er es, um concrete Formen zu nennen, im denkenden Menschen, aber auch schon, freylich nicht als bewußter, noch weniger als gewußter Begriff, in empfindenden Thier, und in der organischen Individualitæt überhaupt ist: Begriff an sich ist er aber nur in der unorganischen Natur. Die Logik wære hiernach zunæchst in die Logik des Begriffs als Seyns, und des Begriffs als Begriffs, oder indem wir uns der sonst gewöhnlichen, obgleich der unbestim-

testen und darum der vieldeutigsten Ausdrücke bedienen, in die objective und subjective Logik einzutheilen.

Nach dem zu Grunde liegenden Elemente aber der Einheit des Begriffs in sich selbst und damit der Untrennbarkeit seiner Bestimmungen müßen diese ferner auch, insofern sie unterschieden, der Begriff in ihrem Unterschiede gesetzt wird, wenigstens in Beziehung auf einander stehen. Es ergiebt sich daraus eine Sphære der Vermittelung, der Begriff als System der Reflexionsbestimmungen d. i. des zum Insichseyn des Begriffs übergehenden Seyns, der auf diese Weise noch nicht als solcher für sich gesetzt ist, sondern mit dem unmittelbaren Seyn als einem ihm auch Äußeren zugleich behaftet ist. Dieß ist die Lehre von dem Wesen, die zwischen der Lehre vom Seyn und der vom Begriff inmitten steht. Sie ist in der allgemeinen Eintheilung dieses logischen Werks noch unter die objective Logik gestellt worden, insofern, ob das Wesen zwar bereits das Innere, dem Begriffe der Character des Subjects ausdrücklich vorzubehalten ist.

Kant hat in neueren Zeiten dem, was gewöhnlich Logik genannt worden, noch eine, nämlich eine transcendentale Logik gegenübergestellt. Das, was hier objective Logik genannt worden, würde zum Theil dem entsprechen, was bei ihm die transcendentale Logik ist. Er unterscheidet sie von dem, was er allgemeine Logik nennt, so, daß sie *α)* die Begriffe betrachte die sich *a priori* auf Gegenstände beziehen, somit nicht von allem Inhalte der objectiven Erkenntniß abstrahiere, oder daß sie die Regeln des reinen Denkens eines Gegenstandes enthalte, und *β)* zugleich auf den Ursprung unserer Erkenntniß gehe, insofern sie nicht den Gegenständen zugeschrieben werden könne. Diese zweyte Seite ist es, auf die das philosophische Interesse Kants ausschließend gerichtet ist. Sein Hauptgedanke ist die Kategorien dem Selbstbewußtseyn als dem subjectiven Ich zu vindicieren. Vermöge dieser Bestimmung bleibt die Ansicht innerhalb des Bewußtseyns und seines Gegensatzes stehen, und hat außer dem Empirischen des Gefühls und der Anschauung noch etwas das nicht durch das denkende Selbstbewußtseyn gesetzt und bestimmt ist, ein Ding-an-sich, ein dem Denken fremdes und äußerliches, übrig bleiben; obgleich leicht einzusehen ist daß ein solches Abstractum wie Ding-an-sich selbst nur ein Product des, und zwar nur abstrahierenden, Denkens ist. Wenn andere Kantianer sich über das Bestimmen des Gegenstandes durch Ich so ausgedrückt haben, daß das Objectivieren des Ich als ein ursprüngliches und nothwendiges Thun des Bewußtseyns anzusehen sey, so daß in diesem ursprünglichen Thun noch nicht die Vorstellung des Ich selbst ist, als welche erst ein Bewußtseyn jenes Bewußtseyns, oder selbst ein Objectivieren jenes Bewußtseyns sey: so ist dieses von dem Gegensatze des Bewußtseyns befreyte objectivierende Thun näher dasjenige, was für Denken als solches überhaupt genommen werden kann. Dieses Thun sollte aber nicht mehr Bewußtseyn genannt werden: Bewußtseyn schließt den Gegensatz des Ich und seines Gegenstandes in sich, der in jenem ursprünglichen Thun nicht vorhanden ist. Die Benennung Bewußtseyn wirft noch mehr den Schein von Subjectivität auf dasselbe als der Ausdruck Denken, der aber hier überhaupt im absoluten Sinne als unendliches, mit der Endlichkeit des Bewußtseyns nicht behaftetes Denken, kurz Denken als solches zu nehmen ist.

Indem nun das Intereſſe der Kantiſchen Philoſophie auf das ſogenannte Tranſcendentale der Denkbeſtimmungen gerichtet war, iſt die Abhandlung derſelben ſelbſt leer ausgegangen; was ſie an ihnen ſelbſt ſind, ohne die abſtracte, allen gleiche Relation auf Ich, ihre Beſtimmtheit gegen und ihr Verhältniſs zu einander iſt nicht zu einem Gegenſtande der Betrachtung gemacht worden: die Erkenntniſs ihrer Natur hat ſich daher durch dieſe Philoſophie nicht im geringſten gefördert gefunden. Das einzige Intereſſante was hierauf Beziehung hat kommt in der Kritik der Ideen vor. Für den wirklichen Fortſchritt der Philoſophie aber war es nothwendig, daß das Intereſſe des Denkens auf die Betrachtung der formellen Seite des Ich, des Bewußtſeyns als ſolchen, d. i. der abſtracten Beziehung eines ſubjectiven Wißens auf ein Object, gezogen, daß die Erkenntniſs der unendlichen Form d. i. des Begriffs auf dieſe Weiſe eingeleitet wurde. Um jedoch dieſe Erkenntniſs zu erreichen mußte jene endliche Beſtimmtheit, in der die Form als Ich Bewußtſeyn iſt, noch abgeſtreift werden. Die Form, ſo in ihre Reinheit herausgedacht, enthält es dann in ſich ſelbſt, ſich zu beſtimmen d. i. ſich Inhalt zu geben, und zwar denſelben in ſeiner Nothwendigkeit als Syſtem der Denkbeſtimmungen.

Die objective Logik tritt damit vielmehr an die Stelle der vormaligen Metaphyſik, als welche das wißenſchaftliche Gebäude über die Welt war, das nur durch Gedanken aufgeführt ſeyn ſollte. Wenn wir auf die letzte Geſtalt der Ausbildung dieſer Wißenſchaft Rückſicht nehmen, ſo iſt erſtens unmittelbar die Ontologie, an deren Stelle die objective Logik tritt, der Theil jener Metaphyſik, der die Natur des *Ens* überhaupt erforſchen ſollte: das *Ens* begreift ſowohl Seyn als Weſen in ſich; für welchen Unterſchied unſere Sprache glückliche Weiſe den verſchiedenen Ausdruck gerettet hat. Alsdann aber begreift die objective Logik auch die übrige Metaphyſik in ſofern ſie ſich, als dieſe mit den reinen Denkformen die beſondern, zunächſt aus der Vorſtellung genommenen Subſtrate, die Seele, die Welt, Gott, zu faßen ſuchte, und die Beſtimmungen des Denkens das Weſentliche der Betrachtungsweiſe ausmachten. Aber die Logik betrachtet dieſe Formen frey von jenen Subſtraten, den Subjecten der Vorſtellung, und ihre Natur und Werth an und für ſich ſelbſt. Jene Metaphyſik unterließ dieß, und zog ſich daher den gerechten Vorwurf zu ſie ohne Kritik gebraucht zu haben, ohne die vorgängige Unterſuchung ob und wie ſie fähig ſeyen Beſtimmungen des Dinges an-ſich, nach Kantiſchem Ausdruck, oder vielmehr des Vernünftigen, zu ſeyn. Die objective Logik iſt daher die wahrhafte Kritik derſelben; eine Kritik die ſie nicht nach der abſtracten Form der Apriorität gegen das Apoſteriori ſche, ſondern ſie ſelbſt in ihrem beſondern Inhalte betrachtet.

Die ſubjective Logik iſt die Logik des Begriffs, des Weſens das ſeine Beziehung auf ein Seyn oder ſeinen Schein aufgehoben hat, und in ſeiner Beſtimmung nicht äußerlich mehr, ſondern das freye, ſelbſtſtändige, ſich in ſich beſtimmende Subjective, oder vielmehr das Subject ſelbſt iſt. Indem das Subjective das Mißverſtändniß von Zufälligem und Willkürlichem ſo wie überhaupt von Beſtimmungen die in die Form des Bewußtſeyns gehören, mit ſich führt, ſo iſt hier auf den Unterſchied von Subjectivem und Objectivem, der ſich ſpäterhin innerhalb der Logik ſelbſt näher entwickeln wird, kein beſonderes Gewicht zu legen.

Die Logik zerfällt alſo zwar überhaupt in objective und ſubjective Logik; beſtimmter aber hat ſie die drey Theile:

I. die Logik des Seyns,
II. die Logik des Weſens, und
III. die Logik des Begriffs.

FRIEDRICH KARL VON SAVIGNY

VOM BERUF UNSRER ZEIT FÜR GESETZGEBUNG UND RECHTSWISSENSCHAFT.

II. ENTSTEHUNG DES POSITIVEN RECHTS.

Wir befragen zuerſt die Geſchichte wie ſich bei Völkern edler Stämme das Recht wirklich entwickelt hat: dem Urtheil was hieran gut, vielleicht nothwendig, oder aber tadelnswerth ſeyn moege, iſt damit keinesweges vorgegriffen.

Wo wir zuerſt urkundliche Geſchichte finden, hat das bürgerliche Recht ſchon einen beſtimmten Character, dem Volk eigenthümlich, ſo wie ſeine Sprache Sitte Verfaßung. Ja dieſe Erſcheinungen haben kein abgeſondertes Daſeyn: es ſind nur einzelne Kräfte und Thætigkeiten des einen Volkes, in der Natur untrennbar verbunden, und nur unſrer Betrachtung als beſondere Eigenſchaften erſcheinend. Was ſie zu einem Ganzen verknüpft iſt die gemeinſame Überzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit, welches allen Gedanken an zufällige und willkürliche Entſtehung ausſchließt.

Wie dieſe eigenthümlichen Functionen der Völker, wodurch ſie ſelbſt erſt zu Individuen werden, entſtanden ſind, dieſe Frage iſt auf geſchichtlichem Wege nicht zu beantworten. In neueren Zeiten iſt die Anſicht herſchend geweſen daß alles zuerſt in einem thierähnlichen Zuſtand gelebt habe, und von da durch allmähliche Entwicklung zu einem leidlichen Daſeyn, bis endlich zu der Hœhe gekommen ſey, auf welcher wir jetzt ſtehen. Wir kœnnen dieſe Anſicht unberührt laßen, und uns auf die Thatſache jenes erſten urkundlichen Zuſtandes des bürgerlichen Rechts beſchränken. Wir wollen verſuchen einige allgemeine Züge dieſer Periode darzuſtellen, in welcher das Recht wie die Sprache im Bewußtſeyn des Volkes lebt.

Dieſe Jugendzeit der Völker iſt arm an Begriffen: aber ſie genießt ein klares Bewußtſeyn ihrer Zuſtände und Verhältniſſe, ſie fühlt und durchlebt dieſe ganz und vollſtändig; während wir in unſrem künſtlich verwickelten Daſeyn von unſerm eigenen Reichthum überwältigt ſind anſtatt ihn zu genießen und zu beherſchen. Jener klare naturgemæße Zuſtand bewährt ſich vorzüglich auch im bürgerlichen Rechte; und ſo wie für jeden einzelnen Menſchen ſeine Familienverhältniſſe und ſein Grundbeſitz durch eigene Würdigung bedeutender werden, ſo iſt aus gleichem Grunde mœglich daß die Regeln des Privatrechts ſelbſt zu den Gegenſtänden des Volksglaubens gehœren. Allein jene gei-

ſtigen Functionen bedürfen eines körperlichen Daſeyns um feſtgehalten zu werden. Ein ſolcher Körper iſt für die Sprache ihre ſtäte ununterbrochene Uebung; für die Verfaßung ſind es die ſichtbaren öffentlichen Gewalten: was vertritt aber dieſe Stelle bei dem bürgerlichen Rechte? In unſren Zeiten ſind es ausgeſprochene Grundſätze, durch Schrift und mündliche Rede mitgetheilt. Dieſe Art der Feſthaltung aber ſetzt eine bedeutende Abstraction voraus, und iſt darum in jener jugendlichen Zeit nicht mœglich. Dagegen finden wir hier überall ſymboliſche Handlungen, wo Rechtsverhältniſſe entſtehen oder untergehen ſollen. Die ſinnliche Anſchaulichkeit dieſer Handlungen iſt es, was äußerlich das Recht in beſtimmter Geſtalt feſthält, und ihr Ernſt und ihre Würde entſpricht der Bedeutſamkeit der Rechtsverhältniſſe ſelbſt, welche ſchon als dieſer Periode eigenthümlich bemerkt worden iſt. In dem ausgedehnten Gebrauch ſolcher förmlichen Handlungen kommen z. B. die germaniſchen Stämme mit den altitaliſchen überein; nur daß bei dieſen letzten die Formen ſelbſt beſtimmter und geregelter erſcheinen, was mit den ſtädtiſchen Verfaßungen zuſammenhangen kann. Man kann dieſe förmlichen Handlungen als die eigentliche Grammatik des Rechts in dieſer Periode betrachten, und es iſt ſehr bedeutend, daß das Hauptgeſchäft der älteren Rœmiſchen Juriſten in der Erhaltung und genauen Anwendung derſelben beſtand. Wir in neueren Zeiten haben ſie häufig als Barbarey und Aberglauben verachtet, und uns ſehr groß damit gedünkt, daß wir ſie nicht haben, ohne zu bedenken daß auch wir überall mit juriſtiſchen Formen verſorgt ſind, denen nur gerade die Hauptvortheile der alten Formen abgehen, die Anſchaulichkeit nämlich und der allgemeine Volksglaube, während die unſrigen von jedem als etwas willkürliches und darum als eine Laſt empfunden werden. In ſolchen einſeitigen Betrachtungen früher Zeiten ſind wir den Reiſenden ähnlich, die in Frankreich mit großer Verwunderung bemerken daß kleine Kinder, ja ganz gemeine Leute recht fertig franzöſiſch reden.

Aber dieſer organiſche Zuſammenhang des Rechts mit dem Weſen und Character des Volkes bewährt ſich auch im Fortgang der Zeiten, und auch hierin iſt es der Sprache zu vergleichen. So wie für dieſe giebt es auch für das Recht keinen Augenblick eines abſoluten Stillſtandes: es iſt derſelben Bewegung und Entwicklung unterworfen wie jede andere Richtung des Volkes, und auch dieſe Entwicklung ſteht unter demſelben Geſetz innerer Nothwendigkeit wie jene früheſte Erſcheinung. Das Recht wächſt alſo mit dem Volke fort, bildet ſich aus mit dieſem, und ſtirbt endlich ab, ſo wie das Volk ſeine Eigenthümlichkeit verliert. Allein dieſe innere Fortbildung auch in der Zeit der Cultur hat für die Betrachtung eine große Schwierigkeit. Es iſt nämlich oben behauptet worden, daß der eigentliche Sitz des Rechts das gemeinſame Bewußtſeyn des Volkes ſey. Dieſes läßt ſich z. B. im Rœmiſchen Recht für die Grundzüge deſſelben, die allgemeine Natur der Ehe, des Eigenthums u. ſ. w. recht wohl denken: aber für das unermeßliche Detail wovon wir in den Pandecten einen Auszug beſitzen, muß es jeder für ganz unmœglich erkennen. Dieſe Schwierigkeit führt uns auf eine neue Anſicht der Entwicklung des Rechts. Bei ſteigender Cultur nämlich ſondern ſich alle Thätigkeiten des Volkes immer mehr, und was ſonſt gemeinſchaftlich betrieben wurde fällt jetzt einzelnen Ständen anheim. Als ein ſolcher abgeſonderter Stand erſcheinen nunmehr auch die Juriſten. Das Recht bildet ſich nunmehr in

der Sprache aus; es nimmt eine wißenſchaftliche Richtung, und wie es vorher im Bewußtſeyn des geſammten Volkes lebte, ſo fällt es jetzt dem Bewußtſeyn der Juriſten anheim, von welchen das Volk nunmehr in dieſer Function repræſentiert wird. Das Daſeyn des Rechts iſt von nun an künſtlicher und verwickelter, indem es ein doppeltes Leben hat, einmal als Theil des ganzen Volkslebens, was es zu ſeyn nicht aufhœrt, dann als beſondere Wißenſchaft in den Händen der Juriſten. Aus dem Zuſammenwirken dieſes doppelten Lebensprincips erklæren ſich alle ſpætere Erſcheinungen, und es iſt nunmehr begreiflich, wie auch jenes ungeheure Detail ganz auf organiſche Weiſe, ohne eigentliche Willkür und Abſicht, entſtehen konnte. Der Kürze wegen nennen wir künftig den Zuſammenhang des Rechts mit dem allgemeinen Volksleben das politiſche Element, das abgeſonderte wißenſchaftliche Leben des Rechts aber das techniſche Element desſelben.

In verſchiedenen Zeiten alſo wird bei demſelben Volke das Recht natürliches Recht (in einem andern Sinn als unſer Naturrecht) oder gelehrtes Recht ſeyn, je nachdem das eine oder das andere Princip überwiegt; wobei eine ſcharfe Gränzbeſtimmung von ſelbſt als unmœglich erſcheint. Bei republicaniſcher Verfaßung wird das politiſche Princip länger als in monarchiſchen Staaten unmittelbaren Einfluß behalten können, und beſonders in der Rœmiſchen Republik wirkten viele Gründe zuſammen dieſen Einfluß noch bei ſteigender Cultur lebendig zu erhalten. Aber in allen Zeiten und Verfaßungen zeigt ſich dieſer Einfluß noch in einzelnen Anwendungen, da wo in engeren Kreiſen ein oft wiederkehrendes gleiches Bedürfniſs auch ein gemeinſames Bewußtſeyn des Volkes ſelbſt mœglich macht. So wird ſich in den meiſten Städten für Dienſtboten und Miethwohnungen ein beſonderes Recht bilden und erhalten, gleich unabhängig von ausdrücklichen Geſetzen und von wißenſchaftlicher Jurisprudenz: es ſind dieſes einzelne Überreſte der früheren allgemeinen Rechtsbildung. Vor der großen Umwälzung faſt aller Verfaßungen, die wir erlebt haben, waren in kleineren Deutſchen Staaten dieſe Fälle weit häufiger als jetzt, indem ſich Stücke altgermaniſcher Verfaßungen häufig durch alle Revolutionen hindurch gerettet hatten.

Die Summe dieſer Anſicht alſo iſt daß alles Recht auf die Weiſe entſteht, welche der herſchende, nicht ganz paſſende Sprachgebrauch als Gewohnheitsrecht bezeichnet, d. h. daß es erſt durch Sitte und Volksglauben, dann durch Jurisprudenz erzeugt wird, überall alſo durch innere ſtillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Geſetzgebers. Dieſer Zuſtand iſt bis jetzt nur hiſtoriſch aufgeſtellt worden: ob er lœblich und wünſchenswerth iſt, wird die folgende Unterſuchung lehren. Aber auch als hiſtoriſche Anſicht bedarf dieſer Zuſtand noch einiger næheren Beſtimmungen. Zuerſt iſt dabei eine ganz ungeſtœrte einheimiſche Entwicklung vorausgeſetzt worden: der Einfluß früher Berührung mit fremdem Rechte wird weiter unten an dem Beiſpiel von Deutſchland klar werden. Eben ſo wird ſich zeigen daß allerdings ein theilweiſer Einfluß der Geſetzgebung auf bürgerliches Recht, bald lœblich, bald tadelnswerth, Statt finden kann. Endlich finden ſich große Verſchiedenheiten in den Gränzen der Gültigkeit und Anwendung des Rechts. Wie næmlich dasſelbe Volk ſich in viele Stämme verzweigt, Staaten ſich vereinigen oder zerfallen, ſo muß bald dasſelbe Recht mehreren unabhängigen Staaten gemein ſeyn, bald in verſchiedenen Theilen desſelben Staates neben gleichen

Grundzügen des Rechts eine große Mannichfaltigkeit einzelner Beſtimmungen gelten.

Unter den Deutſchen Juriſten hat Hugo das große Verdienſt in den meiſten ſeiner Schriften die herſchenden Anſichten gründlich bekämpft zu haben. Hohe Ehre gebührt auch hierin dem Andenken Mœſers, der mit großartigem Sinn überall die Geſchichte zu deuten ſuchte, oft auch in Beziehung auf bürgerliches Recht: daß dieſes Beiſpiel den Juriſten groſſentheils unbemerkt geblieben iſt, war zu erwarten, da er nicht zünftig war, und weder Vorleſungen gehalten noch Lehrbücher geſchrieben hat.

VI. UNSER BERUF ZUR GESETZGEBUNG.

Von den Gründen auf welche das Bedürfniſs eines Geſetzbuchs für Deutſchland gebaut zu werden pflegt iſt im vorigen Abſchnitt geſprochen worden: wir haben jetzt die Fæhigkeit zu dieſer Arbeit zu unterſuchen. Sollte es an dieſer fehlen, ſo müßte durch ein Geſetzbuch unſer Zuſtand, den wir beßern wollen, nothwendig verſchlimmert werden.

Baco foderte daß die Zeit in welcher ein Geſetzbuch gemacht werde an Einſicht die vorhergehenden Zeiten übertreffe; wovon die nothwendige Folge iſt daß manchem Zeitalter, welches in anderer Rückſicht für gebildet gelten mag, gerade dieſe Fæhigkeit abgeſprochen werden muß. In den neueſten Zeiten haben ſich beſonders die Gegner des Rœmiſchen Rechts über ſolche Anſichten nicht ſelten entrüſtet: denn die Vernunft ſey allen Völkern und allen Zeiten gemein, und da wir überdem die Erfahrung voriger Zeiten benutzen können, ſo müße unfehlbar was wir verfertigen beßer als alles vorige werden. Aber eben dieſe Meinung daß jedes Zeitalter zu allen den ſen ſey iſt das verderblichſte Vorurtheil. h den ſchœnen Künſten müßen wir wohl das Gegentheil anerkennen: warum wollen wir u nicht dasſelbe gefallen laßen wo von Bildu des Staates und des Rechts die Rede iſt

Sehen wir auf die Erwartungen der Nich juriſten von einem Geſetzbuch, ſo ſind die ſehr verſchieden nach den verſchiedenen Ge genſtänden des Rechts, und auch hierin zeig ſich das zweyfache Element alles Rechts welches ich oben das politiſche und da techniſche genannt habe. An einigen Ge genſtänden nehmen ſie unmittelbar lebhaften Antheil; andere werden als gleichgültig de juriſtiſchen Technik allein überlaßen: jene iſt mehr im Familienrecht, dieſes mehr in Vermœgensrecht der Fall, am meiſten i den allgemeinen Grundlagen desſelben. Wir wollen als Repræſentanten dieſer verſchie denartigen Gegenſtände die Ehe und das Eigenthum wählen: was aber von ihnen geſagt werden wird, ſoll zugleich für die ganze Claſſe gelten wozu ſie gehœren.

Die Ehe gehœrt nur zur Hälfte dem Recht an, zur Hälfte aber der Sitte, und jedes Eherecht iſt unverſtändlich welches nicht in Verbindung mit dieſer ſeiner nothwendigen Ergänzung betrachtet wird. Nun iſt in neueren Zeiten aus Gründen die mit der Geſchichte der chriſtlichen Kirche zuſammenhangen die nichtjuriſtiſche Anſicht dieſes Verhältniſſes theils flach, theils in hœchſtem Grade ſchwankend und unbeſtimmt geworden, und jene Flachheit wie dieſes Schwanken haben ſich dem Recht der Ehe mitgetheilt. Wer die Geſetzgebung und das practiſche Recht in Ehefachen aufmerkſam betrachtet, wird darüber keinen Zweifel haben. Diejenigen nun welche glauben daß jedes Übel nur auf ein abhelfendes Geſetz warte um dann auf der Stelle zu verſchwinden, werden dieſen trau-

rigen Zuſtand gern anerkennen um dadurch das Bedürfniſs einer kräftigen durchgreifenden Geſetzgebung in helles Licht zu ſetzen. Aber eben die Hoffnung die ſie hierin auf Geſetze bauen halte ich für ganz grundlos. Iſt einmal in der allgemeinen Anſicht eine beſtimmte und lœbliche Richtung ſichtbar, ſo kann dieſe durch Geſetzgebung kräftig unterſtützt werden: aber hervorgebracht wird ſie durch dieſe nicht, und wo ſie gänzlich fehlt wird jeder Verſuch einer erſchöpfenden Geſetzgebung den gegenwärtigen Zuſtand nur noch ſchwankender machen und die Heilung erſchweren.

Wir betrachten ferner diejenigen Gegenſtände, welche, wie das Eigenthum, im nichtjuriſtiſchen Publicum mit Gleichgültigkeit betrachtet werden, und wovon ſelbſt Juriſten urtheilen daß ſie unter allen Umſtänden dieſelben ſeyn können, ſo daß ſie lediglich der juriſtiſchen Technik anheim fallen. Daß wir dieſe Anſicht von ihnen haben iſt eigentlich ſelbſt ſchon Zeichen eines öffentlichen Zuſtandes welchem die rechtsbildende Kraft fehlt: denn wo dieſe lebendig iſt, werden alle dieſe Verhältniſſe nichts weniger als gleichgültig, ſondern vielmehr ganz eigenthümlich und nothwendig ſeyn, wie die Geſchichte jedes urſprünglichen Rechts beweiſt. Jenen Zuſtand aber als den unſrigen vorausgeſetzt, wird unſre Fæhigkeit zur Geſetzgebung von dem Werthe und der Ausbildung unſrer juriſtiſchen Technik abhangen, und auf dieſe muß demnach unſre Unterſuchung zunæchſt gerichtet ſeyn.

Unglücklicher Weiſe nun iſt das Ganze achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland ſehr arm an großen Juriſten geweſen. Fleißige Männer zwar fanden ſich in Menge, von welchen ſehr ſchætzbare Vorarbeiten gethan wurden: aber weiter als zu Vorarbeiten kam es ſelten. Ein zweyfacher Sinn iſt dem Juriſten unentbehrlich, der hiſtoriſche um das eigenthümliche jedes Zeitalters und jeder Rechtsform ſcharf aufzufaßen, und der ſyſtematiſche um jeden Begriff und jeden Satz in lebendiger Verbindung und Wechſelwirkung mit dem Ganzen anzuſehen, d. h. in dem Verhältniſs, welches das allein wahre und natürliche iſt. Dieſer zweyfache wißenſchaftliche Sinn findet ſich ungemein wenig in den Juriſten des achtzehnten Jahrhunderts, und vorzüglich ein vielfältiges flaches Beſtreben in der Philoſophie wirkte ſehr ungünſtig. Über die Zeit in welcher man ſelbſt lebt iſt ein ſicheres Urtheil ſehr ſchwer: doch wenn nicht alle Zeichen trügen, iſt ein lebendiger Geiſt in unſre Wißenſchaft gekommen, der ſie künftig wieder zu einer eigenthümlichen Bildung erheben kann. Nur fertig geworden iſt von dieſer Bildung noch ſehr wenig, und aus dieſem Grunde läugne ich unſre Fæhigkeit ein lœbliches Geſetzbuch hervorzubringen. Viele mœgen dieſes Urtheil für übertrieben halten: aber dieſe fordere ich auf mir unter der nicht geringen Zahl von Syſtemen des Rœmiſch-deutſchen Rechts eines zu zeigen welches nicht etwa bloß zu dieſem oder jenem beſondern Zwecke nützlich dienen könne: denn deren haben wir viele; ſondern welches als Buch vortrefflich ſey: dieſes Lob aber wird nur dann gelten können, wenn die Darſtellung eine eigene ſelbſtſtändige Form hat, und zugleich den Stoff zu lebendiger Anſchauung bringt. So z. B. im Rœmiſchen Rechte würde es darauf ankommen, daß die Methode der alten Juriſten, der Geiſt der in den Pandecten lebt erkennbar wære, und ich würde mich ſehr freuen dasjenige unſrer Syſteme kennen zu lernen, worin dieſes der Fall ſeyn möchte. Hat nun dieſe Arbeit bei vielem Fleiße und guten Talenten bis jetzt nicht gelingen wollen, ſo behaupte ich daß in unſrer Zeit ein gutes Geſetzbuch noch nicht mœglich iſt: denn für

dieſes iſt die Arbeit nicht anders, nur ſchwerer. Es giebt noch eine andere Probe für unſre Fähigkeit: vergleichen wir unſre juriſtiſche Literatur mit der literariſchen Bildung der Deutſchen überhaupt, und ſehen wir zu ob jene mit dieſer gleichen Schritt gehalten hat: das Urtheil wird nicht günſtig ausfallen, und wir werden ein ganz anderes Verhältniſs finden als das der Rœmiſchen Juriſten zur Literatur der Rœmer. In dieſer Anſicht liegt keine Herabſetzung: denn unſre Aufgabe iſt in der That ſehr groß, ohne Vergleichung ſchwerer als die der Rœmiſchen Juriſten war. Aber eben die Größe dieſer Aufgabe ſollen wir nicht verkennen aus Bequemlichkeit oder Eigendünkel; wir ſollen nicht am Ziel zu ſeyn glauben, wenn wir noch weit davon entfernt ſind.

Haben wir nun in der That nicht was nœthig iſt, damit ein gutes Geſetzbuch entſtehe, ſo dürfen wir nicht glauben daß das wirkliche Unternehmen eben nichts weiter ſeyn würde als eine fehlgeſchlagene Hoffnung, die uns im ſchlimmſten Fall nur nicht weiter gebracht hätte. Von der großen Gefahr die unvermeidlich eintritt, wenn der Zuſtand einer ſehr mangelhaften unbegründeten Kenntniſs durch äußere Autoritæt fixiert wird, iſt ſchon oben geſprochen worden; und dieſe Gefahr würde hier um ſo größer ſeyn, je allgemeiner die Unternehmung wære, und je mehr ſie mit dem erwachenden Nationalintereſſe in Verbindung gebracht würde. Nahe liegende Beiſpiele geben in ſolchen Dingen oft ein weniger deutliches Bild: ich will alſo um anſchaulich zu machen was auf ſolche Weiſe entſtehen kann, an die Zeit nach der Auflœſung des weſtrœmiſchen Reichs erinnern, wo eben ſo ein unvollkommner Zuſtand der Rechtskenntniſs fixiert worden iſt. Der einzige Fall der hier eine Vergleichung darbietet iſt das Edict des Oſtgothiſchen Theoderich, weil hier allein das vorhandene Recht in einer eigenen neuen Form dargeſtellt werden ſollte. Ich bin weit entfernt zu glauben daß was wir hervorbringen könnten dieſem Edict völlig gleich ſehen würde: denn der Unterſchied der Zeiten iſt in der That ſehr groß: die Rœmer im Jahr 500 hatten Mühe zu ſagen was ſie dachten: wir verſtehen gewiſſermaßen zu ſchreiben; ferner gab es damals gar keine juriſtiſche Schriftſteller wir haben daran keinen Mangel. Allein darin iſt die Ähnlichkeit unverkennbar, daß der ein hiſtoriſcher Stoff dargeſtellt werden ſollte den man nicht überſah und nicht regieren konnte, und den wir Mühe haben in dieſer Darſtellung wieder zu erkennen. Und darin iſt der Nachtheil entſchieden auf unſrer Seite daß im Jahr 500 nichts zu verderben war. In unſrer Zeit dagegen iſt ein lebendiges Beſtreben nicht abzuläugnen, und niemand kann wißen wie viel beßeres wir der Zukunft entziehen, indem wir gegenwärtige Mängel befeſtigen. Denn *'ut corpora lenta augeſcunt, cito extinguuntur, ſic ingenia ſtudiaque oppreſſeris facilius quam revocaveris.'* (*Taeitus Agricola* c. 3.)

Ein wichtiger Punct iſt noch zu bedenken die Sprache næmlich. Ich frage jeden der für würdigen angemeßenen Ausdruck Sinn hat, und der die Sprache nicht als eine gemeine Gerætſchaft, ſondern als Kunſtmittel betrachtet, ob wir eine Sprache haben in welcher ein Geſetzbuch geſchrieben werden könnte. Ich bin weit entfernt die Kraft der edlen Deutſchen Sprache ſelbſt in Zweifel zu ziehen: aber eben daß ſie jetzt nicht dazu taugt iſt mir ein Zeichen mehr daß wir in dieſem Kreiſe des Denkens zurück ſind. Kommt nur erſt unſre Wißenſchaft weiter, ſo wird man ſehen wie unſre Sprache durch friſche urſprüngliche Lebenskraft förderlich ſeyn wird. Noch mehr, ich glaube, wir ſind

im dieſem Stücke noch in neueren Zeiten rückwärts gegangen. Ich kenne aus dem achtzehnten Jahrhundert kein Deutſches Geſetz welches in Ernſt und Kraft des Ausdrucks mit der peinlichen Gerichtsordnung Karls des fünften verglichen werden könnte.

Ich weiß was man auf dieſe Gründe antworten kann, ſelbſt wenn man ſie alle zugiebt: die Kraft des menſchlichen Geiſtes ſey unendlich, und bei redlichem Streben könne auch jetzt plötzlich ein Werk hervorgehen woran von allen dieſen Mängeln keiner verſpürt würde. Wohl! der Verſuch ſteht jedem frey, an Aufmerkſamkeit fehlt es unſrer Zeit nicht, und es hat keine Gefahr daß das wirkliche Gelingen überſehen werde.

Ich habe bis jetzt die Fähigkeit unſrer Zeit zu einer allgemeinen Geſetzgebung unterſucht, als ob dergleichen noch nicht unternommen worden wäre. Ich wende mich jetzt zu den Geſetzbüchern welche die neueſte Zeit wirklich hervorgebracht hat.

LUDWIG ACHIM VON ARNIM.

ARMUTH REICHTHUM SCHULD UND BUSSE DER GRÆFINN DOLORES.

ZWEYTE ABTHEILUNG. NEUNZEHNTES CAPITEL.

DER DICHTER WALLER UND SEINE FRAU, TRAUGOTT UND ALONSO.

Er hatte kaum ein Paar Minuten hinausgeblickt, als er ſeine Frau auf eine Gruppe aufmerkſam machte die den hohen Weg vorüber unter den palmenartigen Weiden wie ein Schattenſpiel fortſchritt. Ein wohlgekleideter Mann führte ein Pferd, auf welchem eine Frau in Betten eingepackt ſaß; zwey Kinder ritten auf großen langgehörnten Ziegen nebenher. Unſre beiden Zuſchauer eilten herunter die Leute näher zu betrachten, und ſie wurden von dem Manne, der in einem ſehr ausgearbeiteten faltigen verbrannten haarichten Geſichte viel Geiſt verrieth, angeredet. Er klagte daß ſeine Frau, der dieſe Luftreiſe zur Geſundheit empfohlen, immer kränker würde; zugleich bat er um ein Unterkommen. Der Graf erbot ihm alle ſeine Dienſte, und führte ſelbſt das Pferd nach einem Gartenhauſe, wo die Kranke keine Stufen zu ſteigen brauchte, und doch aller Annehmlichkeit der Gegend genoß. Als ſie ſich auf dem Sopha eingerichtet, erhob ſie den Schleyer, und zeigte ein ſo reizend ſterbendes Geſicht, etwa in der Art wie wir auf einigen altdeutſchen Bildern von der ſterbenden Maria ſehen; ſie ſprach wenig, aber dieſes Wenige beſchäftigte ſich nach dem erſten Danke ganz mit Sorge für Mann und Kinder: daß ſie die Zeit nicht ihretwegen verſäumen möchten; ſie möchten ihre gewohnten Arbeiten vornehmen. Nachdem dieſes wenigſtens von den Kindern geſchehen, und beide einige landſchaftliche Skizzen auszuzeichnen begonnen hatten, redete ſie zuerſt die Wirthe an, und verſicherte ihnen mit einer Art innerer Zufriedenheit daß ihre Milde dießmal wohl angewendet ſey, da ihr Haus durch die Gegenwart des großen Waller geſegnet werde, den als ihren Mann zu nennen ihr höchſter Stolz

ſey. Jetzt begannen allerley Complimente: der Graf mochte nicht ſagen daß er ſeine meiſten Gedichte für falſche Münze halte, welche die Eitelkeit in mancherley tœnenden Worten ausgeprægt hatte; die Græfinn mochte nicht eingeſtehen wie hoch ſie ihn verehre; Waller entwickelte dabei in hoher Vollendung ſeine Manier das Ernſte ſpaßhaft, das Spaßhafte ernſt zu nehmen, durch Sonderbarkeit zu verwirren, ſeine Vortrefflichkeiten als zu leicht auszuwerfen, und war bald ſo laut, als er vorher einſylbig geweſen. Seine Frau durfte ihrer Bruſt wegen wenig reden: ſie legte zu ihrer Unterhaltung eine Rœthelzeichnung von der Ausſicht an die alle umgab. Bald gieng ein Knabe hinaus eine der Ziegen zu melken, und brachte ihr die Milch, die ſie mit Luſt austrank; dann gab ſie beiden Kindern, dem Traugott und dem Alonſo, die Freyheit umherzulaufen. Ohne eines Menſchen zu achten, immer mit einander beſchäftigt, holten die Knaben mancherley Spielzeug aus den Taſchen, und begannen im Schloße ein Durchſuchen, ein Umklettern, wie eine Diebesbande, oder wie ein Paar neuangekaufte Hofhunde; die Leute des Grafen wollten es ihnen wehren: er aber gönnte ihnen dieſes Vergnügen, was ihm ſehr natürlich in jedem Kinde vorkam, aber wunderbar, inſofern ſie ſich ihm ganz unbeſorgt überließen, als wære die Welt ihre. Küche und Garten plünderten ſie durch wie die Affen, nur in dem Bedürfniſſe des Augenblicks, ohne der Zukunft zu achten. Etwas von allen Thieren hatten ſie auch wirklich in ihrer Bildung und in der Art ihrer Bewegung: vielerley Fertigkeit, wenig Überlegung. Ihr Vater ſagte mit Recht «Es ſind Menſchen wie die künftige Zeit ſie brauchen kann, mit jeder Noth vertraut, in Arbeit und Mühe und jeder Witterung abgehärtet.» Da Frau Waller Ruhe bedurfte, ſo ließ ſich Waller mit ſeinen neuen Bekannten in ein Geſpræch ein, wußte ſo ſchnell in alle Beſonderheiten des Hauſes einzudringen und ſich darin zu fügen, daß er in einer Stunde mehr Herr darin zu ſeyn ſchien als der Graf. Für die Vertraulichkeiten die er ihnen entlockt hatte forderten ſie gleiche Vertraulichkeit von ihm, und er ſprach mit einer Art Überlebung von ſich. Seine Frau ſey früher an einen reichen Kaufmann verheirathet geweſen; er habe ſich in dem Geldmangel worin er ſich ſeit ſeiner Jugend befunden auch an dieſes Haus gewendet, und ſey wegen ſeiner Spaßhaftigkeit Tiſchgenoße geworden; die Frau, die älter als er, habe ſich in ihn verliebt, und um ſie nicht unglücklich zu machen, ungeachtet ſie ihn immer fatal geweſen, habe er drein willigen müßen, daß ſie ſich ſcheiden laßen und ihn geheirathet. Wir wollen hier ſeine lange Erzählung zuſammenziehen. Waller war des Herumſtreifens müde: er beredete ſeine Frau ihr Haus in der Stadt zu verkaufen um ganz der Kunſt in einem abgelegenen Landhauſe zu leben, das ihn einmal auf einer Reiſe in der Mitte eines Tannenwaldes entzückt hatte. Sie willigte in alles: ſeit ihrer Scheidung lebte ſie ganz ihrem Manne und der Malerey; er reiſte in die romantiſche Gegend, kaufte das Haus ſehr theuer, weil eine Familie die dort geboren und groß gezogen, nicht mit gleichem Sinn an der Natur, ſondern mit Gewohnheit ſich nur großer Vortheile wegen davon trennen mochte. In wenigen Tagen richtete er ſich alles nach ſeinem Geſchmacke ein, ſonnte die angekommenen Betten, ſtellte Blumentöpfe in die Fenſter, wand eine Ehrenpforte an der Thüre aus Birken mit Bærenklau und Feldblumen, ſetzte ſich in den Garten und ſchrieb dieſer Ehrenpforte eine Inſchrift:

Hier fielen Druck und Sorgen
Von eines Menſchen Herz:

Er kann euch wieder borgen
Von seinem eignen Scherz.
Nur einmal Herr der Erde,
Nur einmal Herr der Luft:
Dann weichet die Beschwerde,
Dann füllet sich die Kluft.
Die offnen Augen tragen
Wohin der Fuß mich trägt,
Bis zu dem Sonnenwagen,
Der hoch am Himmel wegt.
Nach einem andern Wagen
Horcht hier im Sand sein Ohr:
Der soll die Freundinn tragen
Durchs hohe Gartenthor.
Er sonnte still im Garten
Die Betten ganz allein;
Er mußte lange warten:
Sie tritt ins Haus herein.
Und an der Ehrenpforte
Vielbuntem Bogenzug
Liest sie die frohen Worte:
Die Eine mir genug.

Er hatte es sich aber bloß eingebildet, daß sie gekommen: sie war durch ein gebrochenes Rad auf dem Wege aufgehalten; er wurde immer ungeduldiger, hatte für alles gesorgt, nur nicht fürs Eßen: er mußte sich mit Brot und Milch begnügen; aus Ärger warf er endlich die Ehrenpforte zusammen, fegte die Blumen aus den Zimmern, und empfieng die Frau, die dazu ankam, mit heftigen Vorwürfen wie sie ihm jedes Vergnügen verderbe. Sie suchte ihn zu beschwichtigen, und er war wieder vergnügt. Am anderen Morgen wollte er eine gewaltige Arbeit machen, zu der er sich lange einen recht schönen Tag gewünscht. Wirklich war das Wetter hell: er gieng auf sein Studierzimmer: aber es wollte ihm nichts gelingen: er war zerstreut: ein Paar Wälsche Hähne die sich im Hofe bißen zogen alle Aufmerksamkeit an sich; dann sah er einer dicken Magd zu die im Garten arbeitete; dann wurde es ihm zu heiß. Es ward Mittag, und er hatte nichts gethan, und fand darüber alle Lieblingsspeisen schlecht, die ihm seine Frau zubereitet hatte. Jeder Tag hatte seine eigne wunderbare Geschichte, insbesondre seit er sich darauf legte, die Natur recht zu genießen: da zog er seine Frau halbe Nächte durch nebelbelegte Wiesen und kühle Waldungen herum den Sonnenaufgang zu sehen, und gemeiniglich, ehe es dazu kam, mußte einer von ihnen aus irgend einer Unbequemlichkeit nach Hause gehen, und sie hatten nichts als Schnupfen und Fieber davon gehabt. Wallern war es ganz erstaunungswürdig, daß er die Natur ganz anders gefunden, als er sie beschrieben: aber die Landleute entsprachen noch weniger seinen Erwartungen: seine ländlichen Gedichte verstand keiner; sie hatten alle den Eulenspiegel viel lieber. Diese Erfahrungen machte er im Sommer: aber im Winter hatte er noch viel mehr zu lernen: vergebens schrieb er an alle Bekannte in der ganzen Gegend daß sie ihn besuchen möchten: keiner mochte die gefährlichen Wege in Schneewetter machen. Der Unmuth darüber erzeugte manches Lied, unter andern auch dieses.

WINTERUNRUHE.

Ich räume auf für Gäste:
Sie hält mich auf dem Neste;
Die Wege sind beschneyt,
Und keiner kommt so weit.
Wie Espenlaub mein Herz hat keine Ruh:
O wäre früher ich geboren, oder später Du!
Ich sitz bei ihr: sie spinnet;
Mein Herz in mir, es sinnet;
Es treibt mich durch den Wald:
Wie ist der Wald so kalt!
Wie Espenlaub mein Herz hat keine Ruh:
O wäre früher ich geboren, oder später Du!

Die Tanne ſagt vom Schmauſe,
Mich brauſend jagt nach Hauſe;
Zu Hauſe bei dem Heerd,
Da werd' ich ſo beſchwert:
Wie Eſpenlaub mein Herz hat keine Ruh:
O wäre früher ich geboren, oder ſpäter Du!
In ihrem Haar ich ſpiele,
Der Träume Schaar ich fühle
In ihrer Locken Nacht:
Doch bald bin ich erwacht:
Wie Eſpenlaub mein Herz hat keine Ruh:
O wäre früher ich geboren, oder ſpäter Du!

»Lieben Leute!« rief hier Waller aus, »hätte meine Frau nicht ein Kind bekommen, den Alonſo, ich wäre aus Langeweile toll geworden: da bekam ich doch was zu ſprechen mit all dem närriſchen Volke von Ärzten und Weiſemüttern. Das hielt doch auch nicht länger vor als bis zum Frühling; da ſagte ich daß ich auf die Leipziger Meſſe gehen müße um ein Manuſcript zu verkaufen, und lief über Berg und Thal als wenn ich gehetzt würde. Denkt euch, in Leipzig ſitze ich in guter Ruhe bei Maiſoni und eße Stengelroſinen und Knackmandeln: da bringt mir der Burſche aus der Buchhandlung einen poetiſchen Brief von meiner Frau:

Der Liebe Furcht iſt Fackel meiner Liebe,
Die meinen Traum mit Stralen Nachts erfreut,
Damit mich nicht die Einſamkeit betrübe,
Mir Sterne auf die dunkle Erde ſtreut,
Und meiner Liebe Flamme höher treibt,
Daß dir ein Zeichen bleibt.
In Liebesfurcht ich ſeh die Wolken jagen
Dort überm Mond, daß er zu wanken ſcheint.
Wohin, wohin will euch der Sturmwind tragen?
Zu meinem Lieben, der es treulich meint.
Der Blume Blätter werf' ich in den Wind
Er bringt ſie dir geſchwind.
Der Liebe Furcht durchbebet mich ſo ſachte
Zu ſchauen ob mein Kind noch athmen kann:
Es ſah mich an und drehte ſich und lacht.
Ich ſah es ſchon wie dich, wenn es ein Mann:
So ſchauet aus der Liebe ödem Haus
Ein frommer Geiſt voraus.
Wird Liebe Furcht, ſo laß die Furcht mich lieben,
Und liebe mich, dieweil ich furchtſam bin
So kann die Furcht die Liebe nie betrüben,
Und Furcht und Liebe haben gleichen Sinn
Es wächſt die Furcht der Liebe zum Gewinn
In deiner Liebe Sinn.

Fragen Sie Sich ſelbſt ob ich länger von ihr bleiben konnte nach ſolcher Einladung: denken Sie Sich, mir zu Liebe hatte die liebe Frau die erſten Verſe in ihrem Leben gemacht. Ich trat denſelben Tag noch meinen Rückmarſch an: mein Buch wurde nicht fertig gedruckt.

Damals hab' ich eine ſchöne Zeit mit ihr gelebt; leider daß uns die allergemeinſte Urſache bald in Verlegenheit ſetzte. Ich hatte ein Landgut gekauft, und war kein Landwirth, und meine Frau verſtand bei den beſten Willen eben ſo wenig davon; ich hatte viel bezahlt, verzehrte noch mehr, und nahm nichts ein: die Summe gezogen, mußte ich den Hof meinen Schuldnern überlaßen, und in die Stadt ziehen. Da jubelte mein ganzes Herz: meine Frau war aber betrübt; ſie machte mir ſo rührende Vorſtellungen, daß ich ihr zuſchwor recht fleißig zu werden; ſie fieng an Kupferſtiche zu meinen Gedichten recht artig zu radieren, und die waren meiſt

ſchon fertig, wenn das Gedicht erſt zur Hälfte gelangte. Dann weckte ſie mich immer früh auf, hatte ſchon mein Zimmer geheizt, mir Kaffe gekocht, und da ſollte ich nun arbeiten. Das war eine Sache zum Einſchlafen: in meinem Ärger über dieſe Behandlung, und doch im Gefühle wie es nicht anders gehen könne, ſchrieb ich eine Elegie vom Weber, den ich vorſtellte, und von der Spinnerin, die meine Frau bezeichnet; welche ich Ihnen mit der rechten Betonung vorleſen will. Macht ſie Ihnen Langeweile, ſo iſt es meine Schuld.'

ZWANZIGSTES CAPITEL.

. . . . . .

Mit Sorge erkundigte ſich der Graf nach Wallers Umſtänden, ob er wirklichen Mangel leide, und erbot ihm ſeine Hülfe. Waller verſicherte ihm, er lebe recht gut von Schriftſtellerey und Schulden, und werde auch ſeine Hülfe noch anſprechen; nachher berichtete er daß ſeine Frau nach dieſer Elegie ſich entſchloßen habe ihn auf den Fußreiſen zu begleiten die er ſchon lange zur Einſammlung poetiſchen Stoffes projectiert gehabt: doch dieſe Märſche hätten ſtatt ihr vortheilhaft zu ſeyn, wie er erſt gehofft, ihre ſchwache Bruſt vernichtet; endlich habe er ihr ein Pferdchen anſchaffen müßen, und fürchte ſehr daß ſie bald auf Charons Nachen in das allerpoetiſchte Land der Welt, in die Hölle, fahren werde: denn ſelig könne ſie aus Mangel an wahrer Religioſität nimmermehr werden: aber das ſey auch eben ihr Verdienſt, daß ſie für ſich beſtehen könne ohne Gott, wenn ſie nur einen Mann hätte. Ehe ſich noch irgend jemand nach dem eigentlichen Sinne ſolcher Vorausſetzung fragen konnte, hatte er ſich ſchon wieder durch einen geſchichten Sprung zum Allerfremdartigſten hingeworfen: er hatte ganz die Art troſtloſen Verſtandes der Etymologen, die mit wenigen lächerlichen Übergangstönen die verſchiedenlautendſten Worte aus Einer Wurzel ableiten; der Zuhörer wußte nie ob er einem mehr gab oder mehr nahm: er ſuchte nämlich ſeinen eignen Verſtand jedem aufzudringen, indem er jedem den eignen nahm oder verkümmerte. Unſern beiden Landleuten, denen niemand leicht widerſprach, war dieſe Methode ein wahres Feſt: ſie hetzten ihn immer mehr, mußten über alles lachen; er ſchüttete ihnen den ganzen Vorrath ſeiner Einfälle und Geſchichten an Einem Abende aus, die ihm ſonſt Monate vorgehalten. Es iſt eigentlich ein Überfluß davon unter den Deutſchen: aber es fehlen ihnen die Menſchen wie Waller, die unter Franzoſen ſo häufig ſind, die einen Einfall der Mühe werth halten zu bewahren, oder das Geſchick haben ihn gut nachzuerzählen; überhaupt wird in Deutſchland aus einer gewiſſen Trägheit und Beſorgniſs zu wenig geſprochen. Wurde er eitel mit Unrecht deswegen genannt, ſo ſagte er ‹Eitelkeit iſt die Tugend der Kindheit; viele bleiben ewige Kinder, und ich bin es nicht: aber ich mag es gern ſeyn. Von Mädchen wird nie Wahrheit gefordert: darum werden ihnen bedeutende Staatsämter verſagt; doch findet ſich von je unter ihnen viel Wahrſagerey: ich halts mit den Mädchen, und gebe die Wahrheit gern für die Wahrſagerey. Wär' ich nicht eitel um gelobt zu loben, wäre ich wahr, ſo fragte ich euch: ihr bildet euch viel auf eure Liebe zu einander ein: aber die Liebe läßt ſich nicht einbilden, wie der Schwindel nicht mit der Vorſtellung wegzubringen iſt daß man die Stufen eines Thurmes auf ebener Erde ohne Beſchwerde anſteigen könne; ihr ſchwindelt einander aber täglich von ewiger Treue vor: ihr werdet euch auch, wie Schwin-

delnde aus bloßer Furcht zu fallen ſich übers Geländer ſtürzen, über die Treue ſtürzen. Sie machen ein finſter Geſicht, lieber Graf: das iſt noch recht, daß es Ihnen wenigſtens ernſt iſt: die meiſten würden über meine Gotteslästerung lachen. Ob ich wirklich gottesläſterlich bin? Nein, das iſt unmöglich: ein gottesläſterlicher Menſch kann nichts Gutes denken; der Gedanke iſt ein Prüfſtein der Menſchen: das Thun iſt ſelten zu durchſchauen: es wird wie ein Gedärme durchſchlungen; das Herz ſchlägt drein, und gehört doch nicht dazu; auch kann niemand bei Thaten ſehen was er hervorbringt: denn er wird ſelbſt erſt darin, wie ein Vogel, der ſich durchs Ey pickt, weil ihm das Freßen fehlt, und ſtatt des Freßens aufs Licht trifft, das ihm ſtatt ins Maul in die Augen fällt.' In dieſem Gange einer Springmaus, die bloß darum ungeheure Sätze machen muß, weil ihr die Vorderfüße zu kurz und die Hinterfüße zu lang geſchaffen, kam der Abend, und er wurde erinnert ſeine Frau zu beſuchen. Er gieng hin: aber bald wurden alle durch einen ungemein lauten Zank erſchreckt: er wüthete und tobte daß ſie ein Paar Äpfel die ihm auf der Reiſe von einer Dame verehrt worden, den Kindern übergeben; die Kinder verſteckten ſich hinter der Mutter, und was dieſe zu ſchwach war zu ſagen, das ſchrieen ſie mit der unerzogenſten Stimme. Die Grefinn wollte alles verſöhnen: aber Waller ſagte ihr ſachte in die Ohren, er ſey weiter gar nicht aufgebracht: doch halte er es für nothwendig, ſeine Meinung durchzuführen; auch wäre dieß eine gute Uebung für die Kinder. Und dann riß er ſich wieder in den Haaren, und rief: 'Wie einmal das Zutrauen gebrochen, ein theures anbefohlenes Unterpfand entwendet, wo ſind da Grenzen? Es iſt ſo arg als Simſon im Schlafe die Haare abzuſchneiden.' Die gute kranke Frau Waller weinte ſtill vor ſich, und Waller wendete ſich ſachte zur Grefinn um: 'Hat ſie nicht etwas von einer weinenden Mutter Gottes? Sie iſt wunderſchön!' Bei dieſen Worten flog er um ihren Hals und ſprach ihr ſo traulich, ſo herzlich, bat ſo ſchön um Verzeihung, daß ſie gerne alles verzieh, und mehr. Den Grafen verdroß doch dieſe widrige Gefühlsfabrik: er ſchwur dem Dichter, ſeine Gedichte würden nicht ſchlechter ſeyn, wenn er ſtatt mit lebenden Menſchen mit bloß gedachten dergleichen Geſchichten aufführte. Dieß rührte Waller zu Thränen: 'Freund, Sie treffen mein tiefſtes Innere: ja, ich fühle es, keine Wahrheit iſt darin, und ſelbſt indem ich Ihnen dieß bekenne, iſt es zum Theil Lüge: denn ich will etwas anderes damit, mir ihr Mitleiden ſtatt des Zutrauens zuſichern, das ich verloren.' Der Graf verſicherte umſonſt, daß wenn man ſich ſo einer Betrachtung über die Wahrheit überlaße, immer nothwendig ein Stück fehlen müße, nemlich der betrachtende: es würde dann immer nur zur Wahrheit einer dritten Perſon, die uns nicht angeht, nimmer unſre eigne. Waller ſchien durch dieſen Scharfſinn überraſcht, und weil er ſelten lobte, ſo war ſein Lob ſchmeichelhaft.

HEINRICH VON KLEIST.

DAS BETTELWEIB VON LOCARNO.

Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien befand ſich ein altes, einem Marcheſe gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen ſieht: ein Schloß mit hohen und weitläuftigen Zimmern, in deren einem einſt auf Stroh, das man ihr unterſchüttete, eine alte kranke Frau, die ſich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marcheſe, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er ſeine Büchſe abzuſetzen pflegte, befahl der Frau unwillig aus dem Winkel in welchem ſie lag aufzuſtehen und ſich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da ſie ſich erhob, glitſchte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beſchädigte ſich auf eine gefährliche Weiſe das Kreuz dergeſtalt, daß ſie zwar noch mit unſäglicher Mühe aufſtand, und quer, wie es vorgeſchrieben war, über das Zimmer gieng, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Ächzen niederſank und verſchied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marcheſe durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumſtände gerathen war, fand ſich ein florentiniſcher Ritter bei ihm ein, der das Schloß ſeiner ſchönen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marcheſe, dem viel an dem Handel gelegen war, gab ſeiner Frau auf den Fremden in dem oben erwähnten leerſtehenden Zimmer, das ſehr ſchön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verſtört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und theuer verſichernd daß es in dem Zimmer ſpuke, indem etwas das dem Blick unſichtbar geweſen mit einem Geräuſch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgeſtanden, mit vernehmlichen Schritten langſam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Ächzen niedergeſunken ſey.

Der Marcheſe, erſchrocken, er wußte ſelbſt nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünſtelter Heiterkeit aus, und ſagte, er wolle ſogleich aufſtehen, und die Nacht zu ſeiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit ihm zu erlauben daß er auf einem Lehnſtuhl in ſeinem Schlafzimmer übernachte; und als der Morgen kam, ließ er anſpannen, empfahl ſich, und reiſte ab.

Dieſer Vorfall, der außerordentliches Aufſehen machte, ſchreckte auf eine dem Marcheſe höchſt unangenehme Weiſe mehrere Käufer ab, dergeſtalt, daß, da ſich unter ſeinem eigenen Hausgeſinde befremdend und unbegreiflich das Gerücht erhob daß es in dem Zimmer zur Mitternachtſtunde umgehe, er um es mit einem entſcheidenden Verfahren niederzuſchlagen beſchloß die Sache in der nächſten Nacht ſelbſt zu unterſuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung ſein Bett in dem beſagten Zimmer aufſchla-

gen, und erharrte ohne zu ſchlafen die Mitternacht. Aber wie erſchüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geiſterſtunde das unbegreifliche Geräuſch wahrnahm: es war als ob ein Menſch ſich vom Stroh, das unter ihm knifterte, erhub, quer über das Zimmer gieng, und hinter dem Ofen unter Geſeufz und Geröchel niederſank. Die Marquiſe am anderen Morgen, da er herunter kam, fragte ihn wie die Unterſuchung abgelaufen; und da er ſich mit ſcheuen und ungewiſſen Blicken umſah, und nachdem er die Thüre verriegelt, verſicherte daß es mit dem Spuk ſeine Richtigkeit habe, ſo erſchrak ſie wie ſie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, ſie noch einmal in ihrer Geſellſchaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber ſammt einem treuen Bedienten, den ſie mitgenommen hatten, in der That in der nächſten Nacht dasſelbe unbegreifliche geſpenſterartige Geräuſch; und nur der dringende Wunſch das Schloß, es koſte was es wolle, los zu werden vermochte ſie das Entſetzen das ſie ergriff in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgültige und zufällige Urſache, die ſich entdecken laßen müße, unterzuſchieben. Am Abend des dritten Tages, da beide um der Sache auf den Grund zu kommen mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer beſtiegen, fand ſich zufällig der Hausſund, den man von der Kette losgelaßen hatte, vor der Thüre desſelben ein, dergeſtalt, daß beide ohne ſich beſtimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkührlichen Abſicht außer ſich ſelbſt noch etwas drittes Lebendiges bei ſich zu haben, den Hund mit ſich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwey Lichter auf dem Tiſch, die Marquiſe unausgezogen, der Marcheſe Degen und Piſtolen, die er aus dem Schra genommen, neben ſich, ſetzten ſich gegeilf Uhr jeder auf ſein Bett; und während ſie ſich mit Geſprächen ſo gut ſie vermoch zu unterhalten ſuchen, legt ſich der Hund Kopf und Beine zuſammengekauert, in d Mitte des Zimmers nieder, und ſchläft ei Drauf, in dem Augenblick der Mitternac läßt ſich das entſetzliche Geräuſch wied hören: jemand, den kein Menſch mit Aug ſehen kann, hebt ſich auf Krücken in Zi merwinkel empor; man hört das Stroh, d unter ihm rauſcht; und mit dem erſten Schr tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt ſe plötzlich, die Ohren ſpitzend, von Boi empor, und knurrend und bellend, grad ob ein Menſch auf ihn eingeſchritten kam rückwärts gegen den Ofen weicht er zu Bei dieſem Anblick ſtürzt die Marquiſe m ſträubenden Haaren aus dem Zimmer; w während der Marcheſe, der den Degen e griffen, Wer da? ruft, und da niemand a wortet, gleich einem Raſenden nach all Richtungen die Luft durchhaut, läßt ſie a ſpannen, entſchloßen augenblicklich nach d Stadt abzufahren. Aber ehe ſie noch einig Sachen zuſammengepackt, und nach Zusa menraffung einiger Sachen aus dem Thor herausgerüttelt, ſieht ſie ſchon das Schl ringsum in Flammen aufgehen. Der Ma cheſe, von Entſetzen überreizt, hatte ein Kerze genommen, und dasſelbe, überall a Holz getäfelt wie es war, an allen vier Ecke müde ſeines Lebens, angeſteckt. Vergeb ſchickte ſie Leute hinein den Unglücklich zu retten: er war auf die elendiglichſte Wei bereits umgekommen; und noch jetzt liegen von den Landleuten zuſammengetragen, ſein weißen Gebeine in dem Winkel des Zim mers, von welchem er das Bettelweib v Locarno hatte aufſtehen heißen.

JOHANN PETER HEBEL.

AUS DEM RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND.

KANNITVERSTAN.

Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen ſo gut als in Amſterdam, Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umweg kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniſs. Denn als er in dieſe große und reiche Handelsſtadt voll prächtiger Häuſer, wogender Schiffe und geſchäftiger Menſchen gekommen war, fiel ihm ſogleich ein großes und ſchönes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Duttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß koſtbare Gebäude, die ſechs Kamine auf dem Dach, die ſchönen Geſimſe und die hohen Fenſter, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht enthrechen einen Vorübergehenden anzureden. «Guter Freund» redete er ihn an, «könnt Ihr mir nicht ſagen wie der Herr, heißt dem dieſes wunderſchöne Haus gehört mit den Fenſtern voll Tulipanen Sternenblumen und Levkojen?» Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtand als der Fragende von der holländiſchen, nämlich nichts, ſagte kurz und ſchnauzig «Kannitverſtan», und ſchnurrte vorüber. Dieß war nun ein holländiſches Wort, oder drey, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutſch ſo viel als «Ich kann euch nicht verſtehn.» Aber der gute Fremdling glaubte, es ſey der Name des Mannes nach dem er gefragt hatte. «Das muß ein grundreicher Mann ſeyn, der Herr Kannitverſtan» dachte er, und gieng weiter. Gaß' aus, Gaß' ein kam er endlich an den Meerbuſen, der da heißt Het Ei, oder auf deutſch das Ypſilon. Da ſtand nun Schiff an Schiff, und Maſtbaum an Maſtbaum, und er wußte anfänglich nicht wie er es mit ſeinen zwey einzigen Augen durchfechten werde, alle dieſe Merkwürdigkeiten genug zu ſehen und zu betrachten; bis endlich ein großes Schiff ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog, das vor Kurzem aus Oſtindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon ſtanden ganze Reihen von Kiſten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäßer voll Zucker und Kaffe, voll Reis und Pfeffer, und ſalveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugeſehen hatte, fragte er endlich einen der eben eine Kiſte auf der Achſel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße dem das Meer alle dieſe Waaren an das Land bringe. «Kannitverſtan» war die Antwort. Da dachte er «Haha! ſchauts da heraus? Kein Wunder: wem das Meer ſolche Reichthümer an das Land ſchwemmt, der hat gut ſolche Häuſer in die Welt ſtellen, und ſolcherley Tulipanen vor die Fen-

ſter in vergoldeten Scherben.' Jetzt gieng er wieder zurück, und ſtellte eine recht traurige Betrachtung bei ſich ſelbſt an, was er für ein armer Teufel ſey unter ſo viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte ‹Wenn ichs doch nur auch einmal ſo gut bekæme, wie dieſer Herr Kannitverſtan es hat!' kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier ſchwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls ſchwarz überzogenen Leichenwagen, langſam und traurig als ob ſie wüßten daß ſie einen Todten in ſeine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in ſchwarze Mäntel und ſtumm. In der Ferne läutete ein einſames Glöcklein. Jetzt ergriff unſern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menſchen vorübergeht, wenn er eine Leiche ſieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig ſtehen, bis alles vorüber war. Dann machte er ſich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete was er an ſeiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um 10 Gulden aufſchlüge, ergriff ihn ſachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excüſe. ‹Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch geweſen ſeyn' ſagte er, ‹dem das Glöcklein läutet, daß Ihr ſo betrübt und nachdenklich mitgeht?' ‹Kannitverſtan' war die Antwort. Da fielen unſerm guten Duttlinger ein paar große Thræn en aus den Augen, und es ward ihm auf einmal ſchwer und wieder leicht ums Herz. ‹Armer Kannitverſtan!' rief er aus, ‹was haſt du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einſt von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch; und von all deinen ſchœnen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Bruſt, oder eine Raute.' Mit dieſen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dem g hœrte, bis ans Grab, ſah den verewigten Herrn Kannitverſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte, und ward von der heiligen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt als von mancher die ſehen, auf die er nicht Acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Kaſe, und wenn e ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeyn und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff, und a ſein enges Grab.

DER GEHEILTE PATIENT.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vogel manchmal auch allerley Laſten und Krankheiten auszuſtehen von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß: denn es giebt Krankheiten die nicht in der Luft ſtecken, ſondern in den vollen Schüßeln und Gläſern und in den weichen Seßeln und ſeidenen Bettern; wie jener hautreiche Amſterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag faß er im Lehnſeſſel und rauchte Taback, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenſter hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Dreſcher, und die Nachbarn ſagten manchmal ‹Windets draußen, oder ſchnauft der Nachbar ſo!' Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile, bis an den Abend, alſo daß man bei ihm nie recht ſagen konnte wo das Mittageßen aufhœrte und wo das

Nachteßen anfieng. Nach dem Nachteßen legte er ſich ins Bett, und war ſo müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz geſpalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der ſo unbehölfen war wie ein Malterſack. Eßen und Schlaf wollte ihm nimmer ſchmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht geſund und nicht recht krank: wenn man aber ihn ſelber hœrte, ſo hatte er 365 Krankheiten, nœmlich alle Tage eine andere. Alle Ærzte die in Amſterdam ſind mußten ihm rathen. Er verſchluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneyer ſo groß, und man nannte ihn zuletzt ſcherzweiſe nur die zweybeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts: denn er folgte nicht was ihm die Ærzte befahlen, ſondern ſagte «Fouder! wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich ſoll leben wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht geſund machen für mein Geld?» Endlich hœrte er von einem Arzt, der 100 Stund weit weg wohnte, der ſey ſo geſchickt, daß die Kranken geſund werden, wenn er ſie nur recht anſchaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg wo er ſich ſehen laße. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und ſchrieb ihm ſeinen Umſtand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nœmlich nicht Arzney, ſondern Mœßigkeit und Bewegung, und ſagte «Wart, dich will ich bald curiert haben!» Deswegen ſchrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: «Guter Freund, Ihr habt einen ſchlimmen Umſtand: doch wird Euch zu helfen ſeyn, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein boes Thier im Bauch, einen Lindwurm mit ſieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich ſelber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs Erſte, ſo dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, ſondern auf des Schuhmachers Rappen: ſonſt ſchüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, ſieben Därme auf einmal ganz entzwey. Fürs Andere dürft Ihr nicht mehr eßen als zweymal des Tages einen Teller voll Gemüs, Mittags ein Bratwürſtlein dazu, und Nachts ein Ey, und am Morgen ein Fleiſchſüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr eßet, davon wird nur der Lindwurm groeßer, alſo daß er Euch die Leber verdrücht, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumeßen, aber der Schreiner. Dieß iſt mein Rath; und wenn Ihr mir nicht folgt, ſo hœrt Ihr im andern Frühjahr den Guckuck nimmer ſchreyen. Thut was Ihr wollt!» Als der Patient ſo mit ihm reden hœrte, ließ er ſich ſogleich den andern Morgen die Stiefel ſalben, und machte ſich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den erſten Tag gieng es ſo langſam, daß perfect eine Schnecke hätte können ſein Vorreiter ſeyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber ſchon am zweyten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vœgel ſchon lange nimmer ſo lieblich geſungen hätten wie heut, und der Thau ſchien ihm ſo friſch und die Kornroſen im Felde ſo roth, und alle Leute die ihm begegneten ſahen ſo freundlich aus, und er auch; und alle Morgen wenn er aus der Herberge ausgieng wars ſchœner, und er gieng leichter und munterer dahin; und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufſtand, war es ihm ſo wohl, daß er ſagte «Ich hätte zu keiner ungeſchicktern Zeit können geſund werden als jetzt, wo ich zum Doctor ſoll. Wenns mir doch nur ein wenig in den Ohren brauſte, oder das Herzwaßer lief mir!» Als er zum Doctor kam,

nahm ihn der Doctor bei der Hand, und sagte ihm «Jetzt erzählt mir denn von Grund aus was Euch fehlt.» Da sagte er «Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seyd wie ich, so solls mich freuen.» Der Doctor sagte «Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eyer im Leib: deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sægen, daß es niemand sieht, und nicht mehr eßen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eyer nicht ausschlupfen: so könnt Ihr ein alter Mann werden», und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte «Herr Doctor, Ihr seyd ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl», und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Waßer so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

DER SCHNEIDER IN PENSA.

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, næmlich daß er die Wege aufdecke auf welchen die ewige Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mœgen doch auch stecken fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechsundzwanzig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spat. In Pensa ist der Sitz des ersten rußischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hereinkommt. Also werden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn nicht einer gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages, mit Franzosen meliert, auch sechzehn rheinländische Herren Leser, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost, in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: «Was wird aus uns werden?» oder «Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen? und wer wird den letzten begraben?» da vernahmen sie mitten durch das rußische und kosakische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: «Sind keine Deutsche da?» und es stand vor ihnen auf zwey nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der

Schneider von Penſa, Franz Anton Egetmeyer, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderſchaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider ſchlägt ſieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenns ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er ſich unter ein rußiſches Cavallerie-Regiment als Regimentsſchneider engagieren, und ritt mit ihnen in die fremde rußiſche Welt hinein, wo alles anderſt iſt, nach Penſa, bald mit der Nadel ſtechend, bald mit dem Schwert. In Penſa aber, wo er ſich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, iſt er jetzt ein angeſehenes Männlein. Will jemand in ganz Aſien ein ſauberes Kleid nach der Mode haben, ſo ſchickt er zu dem deutſchen Schneider in Penſa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr iſt, und mit dem Kaiſer reden darf, ſo hats ein guter Freund vom andern verlangt; und hat auf 30 Stunden Weges ein Menſch ein Unglück oder einen Schmerz, ſo vertraut er ſich dem Schneider von Penſa an: er findet bei ihm was ihm fehlt, Troſt Rath Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach Tiſch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe wie dieſes war, das nur in Liebe und Wohlthun reich iſt, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine ſchöne Freudenerndte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Ehle weg, und war der erſte auf dem Platz, und ‹Sind keine Deutſche da?› war ſeine erſte Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute ſich wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte ſie ſchon zum Voraus ungeſehener Weiſe, wie eine Frau ihr Kindlein ſchon liebt und ihm Brey geben kann, ehe ſie es hat. ‹Wenn ſie nur ſo oder ſo ausſähen!› dachte er. ‹Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweiſen kann!› Doch nahm er, wenn keine Deutſchen da waren, auch mit Franzoſen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis ſie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Dießmal aber, und als er mitten unter ſo viele geneigte Leſer, auch Darmſtädter und andere, hineinrief ‹Sind keine Deutſche da?› — er mußte zum zweytenmal fragen: denn das erſtemal konnten ſie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, ſondern das ſüße deutſche Wort in Aſien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton; und als er hörte ‹Deutſche genug›, und von jedem erfragte woher er ſey — er wär mit Mecklenburgern oder Kurſachſen auch zufrieden geweſen: aber einer ſagte ‹von Mannheim am Rheinſtrom›, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte wo Mannheim liegt, der andere ſagte ‹von Bruchſal›, der dritte ‹von Heidelberg›, der vierte ‹von Gochsheim›: da zog es wie ein warmes auflöſendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. ‹Und ich bin von Bretten› ſagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeyer von Bretten, wie Joſeph in Egypten zu den Söhnen Iſraels ſagte ‹Ich bin Joſeph, euer Bruder›; und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen in die Augen, und es war ſchwer zu ſagen, ob ſie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an ſeinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührteſten war. Jetzt führte der gute Menſch ſeine theuern Landsleute im Triumph in

ſeine Wohnung, und bewirthete ſie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geſchwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade daß er ſeine Landsleute in Penſa behalten dürfe. «Anton» ſagte der Statthalter, «wann hab' ich Euch etwas abgeſchlagen?» Jetzt lief er in der Stadt herum und ſuchte für diejenigen, welche in ſeinem Hauſe nicht Platz hatten, bei ſeinen Freunden und Bekannten die beſten Quartiere aus. Jetzt muſterte er ſeine Gäſte einen nach dem andern. «Herr Landsmann» ſagte er zu einem, «mit euerm Weißzeug ſiehts windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neue Hemder ſorgen.» «Ihr braucht auch ein neues Röcklein» ſagte er zu einem andern. «Euers kann noch gewendet und ausgebeßert werden» zu einem dritten. Und ſo zu allen; und augenblicklich wurde zugeſchnitten, und alle 26 Geſellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsſtücken für ſeine werthen rheinländiſchen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anſtändig ausſtaffiert. Ein guter Menſch, auch wenn er in Nöthen iſt, miſsbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit: deswegen ſagten zu ihm die rheinländiſchen Hausfreunde «Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht! Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wißen wir auch nicht wie wir Euch für eure großen Auslagen werden ſchadlos halten können und wann.» Darauf erwiederte der Schneider «Ich finde hinlängliche Entſchädigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den ihrigen an.» So kurz weg und ab, wie ein Kaiſer oder König ſpricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürſtliche Geburt und Großmuth, ſondern auch die liebe bürgerliche Demuth giebt ohne es zu wißen bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein. Geſinnungen ohnehin. Jetzt führte er ſie freudig wie ein Kind in der Stadt bei ſeinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug alles Gute zu rühmen was er ſeinen Freunden erwies. So ſehr ſie zufrieden waren, ſo wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel ihnen den unangenehmen Zuſtand der Kriegsgefangenſchaft zu erleichtern und das fremde Leben in Aſien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfeſt, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Aſien mit Geſtalt mit Vivat und Freudenfeuer gehalten; nur etwas früher, weil dort die Uhren falſch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliirten in Deutſchland an, der Schneider war der erſte der ſie wußte, und ſeinen Kindern (er nannte ſie nur noch ſeine Kinder) mit Freudenthränen zubrachte, daraus daß ſich ihre Erlöſung nahte. Als einmal Geld zur Unterſtützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war die erſte Sorge ihrem Wohlthäter ſeine Auslagen zu vergüten. «Kinder» ſagte er, «verbittert mir meine Freude nicht!» «Vater Egetmeyer» ſagten ſie, «thut unſerm Herzen nicht wehe!» Alſo machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um ſie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu beſtimmen: aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlöſung ſchlug, geſellte ſich zur Freude ohne Maaß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem

bittern Schmerz die Noth. Denn es fehlte an allem was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des rußischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war; und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 18 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum gieng in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen leichten Muthes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. »Es geht ihm recht zu Herzen« sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde, und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: »Kinder, es ist Rath. Geld genug!« Was wars? Die gute Seele hatte für zweytausend Rubel das Haus verkauft. »Ich will schon eine Unterkunft finden« sagte er; »wenn nur Ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.« O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: »Verkaufe was du hast, und gieb es denen, die es bedürftig sind: so wirst du einen Schatz im Himmel haben.« Der wird einst weit oben rechts zu erfragen seyn, wenn die Stimme gesprochen hat »Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.« Doch der Kauf wurde zu großem Trost für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie was er hatte von kostbarem rußischem Pelzwerk mitzunehmen um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner der dabei war vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sey. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich, und noch immer von ihrem Vater in Pensa; und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschoßene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeyer, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wißen, und es wäre nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu schreiben, wenn sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildnis freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

DER ACKERBAU EINE VORZÜGLICHE SCHULE DER RELIGIOSITÆT.

Der Ackerbau hat von jeher seine Lobredner gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher vom Landbau, nicht die gepriesene Ode des Horatius, ich will Keinen nennen. Denn wer preist nicht die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit dieser Beschäftigung aus eigener Überzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung; in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien; in ihm die treue Hut vaterländischer Tugenden; in ihm endlich eine vorzügliche

Schule einer frommen gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen der Religiosität begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei dieser Seite des Gegenstandes, weil sie vielleicht diejenige ist, die man sonst am wenigsten ins Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität, weil diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, mit den mannigfaltigsten und erhabensten Denkmalen des Daseyns und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und näher als Andere umgeben sind, und weil sie durch ihren Beruf öfter und unausweichbar an ihre Verhältnisse zu ihm erinnert werden.

Bald durch Geschäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß, und unaufhörlich durch wechselnde Erscheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen und in sich selbst getheilt, bedarf das menschliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte sagen, Anschauung dessen, was in allen Zerstreuungen ihm nie verloren gehen und allen seinen Gesinnungen und Handlungen Einheit Würde und Adel ertheilen, was den Geist über sich selbst und über die Erde erheben soll. Man erzählt daß ein Bischof von Mainz (er war eines armen Wagners Sohn) um in seiner höhern geistlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren hin und wieder in seinem Palast Wagenräder habe malen laßen, die ihn an seine Herkunft unaufhörlich erinnerten. Und wir wißen daß gewisse Leute um die Sterblichkeit nie zu vergeßen statt des Blumentopfes den Todtenkopf in ihr Arbeitszimmer aufstellten; und selbst an den Wänden der einsamen Klostermauern schien das *memento mori* nicht überflüßig.

Wenn aber jene Gesinnung, die wir mit dem Namen der Religiosität bezeichnen, nichts anderes als ein stetes Andenken an Gott ist; wenn sie wenigstens aus ihm unaufhörlich neues Leben, neue Nahrung, neue Kraft gewinnt, und ohne dasselbe nicht gedenkbar ist; sie die den Geist in allen Zerstreuungen und Versuchungen sich selbst und seiner Bestimmung bewahrt, sie die alle himmlische Tugenden in sich vereinigt und verklärt, sie die allen Wünschen Verfassungen und Grundlagen Einheit Würde und Adel giebt: dann darf ich kühn die Frage aussprechen welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch stete Erinnerung im Andenken an das höchste Wesen zu erhalten geeignet sey?

Zwar der Ewige, dessen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat sich keinem seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiös seyn, ehe es weiß daß es soll. Die Vernunft selbst ist eine innere lebendige und unerschöpfliche Quelle seiner Erkenntniß; und der aufmerksame Beobachter dessen, was ihn umgiebt, hat nicht nöthig Landwirth zu seyn und den Pflug zu führen um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer das die Nacht durchschimmert, im Gewitterstrom, in der Blume des Feldes, in dem weiten Zusammenhang aller Dinge den zu schauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz so geheimnißvoll ahnet, und die Vernunft so unausweichbar erkennt. Allein es ist doch nicht zu läugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geschäften in welche sich das bedürfnißreiche Geschlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anschauung der großen herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder Andere in ihm festgehalten werde. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller

Dinge, an den Allmächtigen Allweisen Allesfegnenden erinnert, und seiner unsichtbaren Gegenwart nahe gestellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte die ihm in allem Tageszeiten, in allen Jahrszeiten, vom Morgenroth des ersten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbstabend, in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Gesang der Lerche, im Säuseln des Abendwindes, im Rollen der Gewitter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Welche andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältnisse zwischen dem Sterblichen und ihm?

Zwar gestehen wir gerne zu daß jeder Mensch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf seine Gefahren achten will, seiner Ohnmächtigkeit sich bewußt zu werden, und den Lenker seiner Schicksale über den Sternen zu suchen und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der ersten Frage zurückgehen: Wem verdankt der Kœnig wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenbinder sein Daseyn? Aber wen sehen wir alle um Genesung an, wenn Schmerz und Krankheit in unsern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thrœnenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in seinen Schicksalen eine unerforschbare Verflechtung in dem großen Zusammenhang aller Dinge, der nur von der guten Vorsehung geboten ist? Wahrlich, der Unglückliche stände nicht mehr hoch über dem Gotteslæugner, wenn er nicht in seinem Glück und in seinem Misgeschick, in seinen erfüllten und in seinen vereitelten Hoffnungen das Walten einer hœhern Macht erkennte.

Eben so wenig läßt es auf der anderen Seite sich læugnen, daß oft genug auch das Wünschen Streben und Hoffen des Landmanns von menschlicher Willkür und Übermacht durchkreuzt wird. Auch er ist Mensch wie alle, und Bürger wie alle, und allen Gesetzen und Bedingungen unterworfen von denen alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das seinige; der Dieb findet auch zu seiner Thüre den Eingang; Hader und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dæchern der Dörfer; und der Krieg zerstœrt seine blühende Saaten, die Frucht seiner Arbeit, wie er die Werkstätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert, und die Paläste der Fürsten verœdet. O, er wære glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menschlicher Willkür, über allen Zwang der Umstände erhaben, nur mit seinem Gott in unmittelbarer Verbindung stände.

Allein dieß alles zugestanden, steht doch die ackerbauende Volksclasse noch in einem besonderen Verhältnis zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glückes erschmeicheln; er bedarf keiner Laune eines Kœniges dazu. Sie ist durch das ewig wirk-

ſame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerſchöpflich, und wartet nur auf ſeine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren blauen Himmel herauf, daß ſie die Keime ſeiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit ſeine Pflanzung begieße? Oder wer weigert Beides, und bleibt ſtumm zu ſeinen Bitten? Oder wer zerſtört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelſchlag den Tag vor der Erndte? Nennt mir einen Menſchen der einen Regentropfen in dem Dunſtkreis zuſammenziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder ſammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künſtlers, da alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Sæmann beten, wenn er ſeine Saat auf den Acker trægt; nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche ſchwere Halme unter der Sichel fallen; nur demuthsvoll und vertrauend ſprechen »Dein Wille geſchehe!« wenn alle ſeine Hoffnungen er vernichtet ſieht. So wahr iſt es, wenn wir ſagen daß der Landmann unaufhœrlich an Gott und an ſeine Verhältniſſe zu ihm erinnert werde; und ſo iſt ſein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere eine Schule der Religioſitæt.

VOM TABACKRAUCHEN.

Es iſt eine eigene Sache um das Tabackrauchen. Tauſende rauchen, und wißen nicht warum; müßen rauchen, und wißen nicht warum. Der beurtheilts gerade hin als Gewohnheit; ein Anderer ſucht das Delicate und Vergnügliche im Geruche des Rauches; was wohl nur eine Nebenſache iſt. Andrichtig im Geſchmacke. Aber auch zu dieſen weiß ſich faſt keiner Rechenſchaft zu geben was der Sinn des Geſchmacks Angenehmes dabei empfinde, wie ihm der ſtinkende Rauch dieſes Krautes Bedürfniß ſey. Es ſcheint unbegreiflich, wie Jemand hat mœgen anfangen Tabeck zum Vergnügen zu rauchen. Vielleicht liegt in Folgendem einige Aufklærung. Ein Sinn des Menſchen, das Auge, iſt, ſolange er wach iſt, unaufhœrlich beſchäftigt, durch irgend einen Gegenſtand der ſich in ihm ſpiegelt einigermaßen gereizt. Sey es nun die gegenüberſtehende Wand oder Mauer; ſie ſoll dem Auge aus nichts haben das die Aufmerkſamkeit und das Wohlgefallen des Auges auf ſich zieht: es iſt genug, ſolange ſie dem offenen Auge gegenüberſteht, hält ſie dieſen Sinn in einer kleinen Spannung, ſo wenig wir daran denken, und deſſen auch nur bewußt ſind, daß wir etwas ſehen. Wie langweilig und läſtig iſt uns gänzliche Finſterniß, das heißt ein Zuſtand, in welchem das Auge durchaus nichts zu ſehen hat! wie unnatürlich und ſelten iſt es, daß ein Menſch auch willig und abſichtslos eine halbe Stunde lang bei hellem Tag durch Schließung der Augen ſich in dieſen Zuſtand verſetzte! Nicht anders iſt es mit dem Ohre. Ein unaufhœrliches Geräuſch giebt ihm den ganzen Tag über Beſchäftigung, ſey es auch nur unſer eigener Fußtritt, unſers Athmens Rauſchen, ob wir gleich theils kein poſitives Vergnügen bei den Schällen empfinden, uns des Hœrens nicht einmal bewußt ſind. Unwillkürlich klimpern wir eher mit den Fingern, rauſchen mit einem Papierchen, ſchleppen wo wir einſam gehen, den Stock auf den Boden nach, damit er raßele, oder ſchnauben gegen ihn etwa einmal in der Luft herum, daß er ſauſe, ſprechen ein paar laute Worte.

kann einen einem lauten Seufzer ähnlichen Athemzug, ſingen oder pfeifen, wecken irgend einen Schall in der Luft, und fühlen ihn dunkles Wohlbehagen dabei.

So das Gefühl. Am ganzen Körper ausgebreitet, muß es unaufhörlich irgendwo berührt und beſchäftigt ſeyn, iſt es auch durch Kleider Luft und Reibung der körperlichen Theile an einander ſelbſt. Wäre es auch nicht, ſo kommen wir ihm abermals durch unwillkürliches Reiben oder Streichen der Hand, durch ſanften Druck und Kratzen zur Hülfe. Das gilt ſelbſt noch von dem Geruch. Es giebt in der allgemeinen Atmoſphäre und in der beſondern, die uns und andere Körper umgiebt, immer etwas zu riechen. Sey auch die Empfindung davon ſo ſchwach und ſtumpf als ſie will, es iſt immer etwas. Nur der Sinn des Geſchmacks macht eine Ausnahme.

Nur für eine eingeſchränkte Art von Gegenſtänden reizbar, nur reizbar durch unmittelbare Berührung derſelben, nur auf einen kleinen Raum der empfindſamen Oberfläche des Körpers eingeſchränkt, und noch überdieß an einer zurückgezogenen verborgenen eingeſchloßenen Stelle des Körpers angebracht, iſt er im Fall oft Stunden und halbe Tage lang allein feyern zu müßen, wenn die andern Sinnen alle etwas zu thun und zu ſpielen haben. Aber wie der Menſch dem Ohr durch ſelbſtgeweckte Tœne, dem Gefühl durch Druck und Reiben, dem Geruch durch Blumen und Lavendelwaßer zu Hülfe zu kommen weiß, ſo fand er auch etwas für den Geſchmack. Ob die Natur den Kopf dazu nickte oder ſchüttelte, iſt hier einerley: kurz, er ſuchte und fand etwas für ihn.

Cajus ißt und trinkt unaufhörlich, nur um den Geſchmack zu beſchäftigen. Der nüchterne Titus kaut wenigſtens an einem Baumblatt auf ſeinem Spaziergange. Es iſt nicht ſüß, iſt nicht würzhaft, iſt nicht fett, iſt nicht angenehm bitter oder ſüß, gewährt ihm durchaus keine poſitiv angenehme Empfindung. Aber genug, er hat etwas zu ſchmecken. Sollte nicht hieher auch das Rauchen des Tabacks gehœren? Ich zweifle gar nicht. Und dann wære die Frage gelœſet. Was hat die ſeltſame Gewohnheit Angenehmes? Worin beſteht das Vergnügen davon? Poſitiv in nichts. Es iſt dem Geſchmacke das, was dem Auge der Anblick einer Mauer, eines Ziegeldaches, eines Weidenſtockes; was dem Ohr das Summen und Rauſchen und Klimpern und Pfeifen womit wir daſſelbe unterhalten; was dem Gefühl Kratzen Reiben und Druck. Wir können ohne es zu wißen Stunden lang den Rauch einſaugen und ausblaſen, wie wir ohne es zu wißen Stunden lang eine Wand, eine Thür, einen Tiſch im Auge haben, das ferne Rauſchen des Waßers oder der Fußtritte auf der benachbarten Straße &c. hœren, den Druck über einander gelegter Glieder oder ſanft gebißener Lippen &c. fühlen. Aber wenn wirs eine Zeit lang entbehren, ſo wird uns die Leere des Gefühls ſo läſtig als lange Finſterniß und œde Stille. Hiezu kommt noch daß bei dieſer Beſchäftigung eines Sinnes mehrere mit beſchäftigt ſind: der Geruch durch das, was von dem Rauch der Naſe zu Theil wird; das Auge durch die in tauſenderley Geſtalt ſchwimmenden und wirbelnden und zerfließenden Wölkchen; ſelbſt, wiewohl ſehr ſchwach, das Ohr durch jene wiederholte Auffchnellung der Lippen, und das Gefühl durch das Herumfahren der Pfeife in Hand und Mund.

STANDREDE ÜBER DAS GLÜCKLICHE LOOS DES SCHNEIDERS,

GEHALTEN BEI EINWEIHUNG DER NEUEN ZUNFTLADE VON JACOB OESTERLIN, SCHNEIDERMEISTER.

Es iſt nichts damit geſagt, womit unſere Altvordern ſich viel zu gut thaten, daß kein geringeres Weſen als der Urheber des Weltalls ſelbſt der Erfinder unſerer Kunſt geweſen ſey, weil er nach dem älteſten Buch das wir haben den erſten Menſchen die erſten Toile verfertigt hat. Denn fürs erſte waren es nur Felle, und ich verlange mit meinem Gevatter, dem Sächler, keinen Verdruß. Sprechen ihn nicht fürs zweyte alle Gelehrten und arbeitenden Kaſten und Zünfte mit gleichem Recht als ihren oberſten und erſten Zunftherrn an? Iſt er ja doch auch der erſte Baumeiſter und der erſte Gärtner, der erſte Phyſiker und Aſtronom, der erſte Theolog auf alle Fälle, und zugleich der heiligſte und ehrwürdigſte, und der erſte Beichtvater des erſten Sünders. Aber um ein Wort des Ernſtes in den ſittigen Scherz zu miſchen: wenn der Schöpfer überall den menſchlichen Verſtand zum Erfinden nur weckt, wie die Gelehrten ſagen, nie ihm zuvoreilt, und ihm es überläßt, die gegebene Idee zu bearbeiten, und wenn es gelungen iſt, ſeines Werkes ſich zu freuen: wahrlich, ſo muß man den Schneider loben, der den Wink verſtanden, und den erſten Rock von Ziegenfell bis zum künſtlichen Gallarock veredelt hat, indeſs noch kein irdiſcher Baumeiſter einen ſchœnern Weltbau aufgeſchlagen, als der erſte iſt, noch kein Aſtronom einen neuen Fixſtern angezündet, noch kein Theolog die Geheimniſſe der Gottheit erforſcht, und noch kein Beichtvater ſo tief in das Herz ſeines Beichtkindes geſchaut und den Schmerz ſeiner Wunden ſo væterlich geheilt hat als der erſte.

Doch, wir wollten ja nicht von dem hohen Rang des Schneiders, ſondern von ſeinem glücklichen Leben reden, und ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, vor welchem der Kœnig nur Staub iſt, ſondern ſeinen irdiſchen Brüdern; die wie er im Schweiß ihres Angeſichts, oder auch ohne denſelben, ihr Brot eßen, ihn gegenüberſtellen.

Ich will ein Paar Beithaten zu dieſem glücklichen Leben, die jedoch nichts weniger als unbedeutend ſind, nur flüchtig berühren, z. B. daß der Geweihte unſrer Kunſt mit wenig Anſtrengung ſeiner Kräfte faſt ruhend wie die Glücklichen des goldnen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen ſeine Arbeit verrichten kann, keinen Beinbruch und keinen Leibſchaden zu fürchten hat, nicht davon zu reden, daß er nach aller Menſchen Urtheil der Weiſeſte der iſt, der mit dem geringſten Aufwand von Mitteln, wie mit Scheere und Nadel die groſſten Zwecke erreichen kann, um welchen nachher. Sprecht mir nichts von den Nachtheilen der ſitzenden Lebensart! Fürs erſte ſitzt die Lebensart nicht, ſondern der Schneider. Fürs andere iſt er eben dadurch glücklich, daß er ſitzen kann, und nicht laufen muß, außer ins Kundenhaus. Ich meines Orts ziehe der ſitzenden Lebensart nur noch die liegende vor, an den Feyertagen, und für einen großen Herren die reitende. Die trinkende läßt ſich mit der ſitzenden vereinen.

Denn welcher Zunftgenoße kann mehr als wir ſeine Tage im lieben wirthlichen und geſelligen Zimmer leben, wo doch der Menſchen allein wohl iſt? Wahrlich, wenn nach dem Ausſpruch aller Weiſen nur ein ſtilles häusliches Leben ein glückſeliges Leben heißen kann, ſo genießt es vor allen andern Zunftgenoßen der unſrige in hohen

Grade. In dem nämlichen Zimmer ißt und verdient er sein Brot, und genießt noch lange nach der Mahlzeit die erquickenden und nährenden Dünste derselben mit Wohlbehagen; wie man den verklingenden Tönen eines Glockenspiels lauscht, und des entflohenen Sommers sich zum zweytenmal im mildern Nachsommer freut. Im Schooße seiner Familie lebt und genießt sein Daseyn der glückliche Mann, angelächelt von der freundlichen Gattinn, umgaukelt von den fröhlichen Kindern, für deren Ernährung und Wohlstand er arbeitet, und wird durch ihren beständigen Anblick zum unverdroßenen Fleiß, wie einst die alten Deutschen in der Schlacht durch die Gegenwart ihrer Gattinnen und Kinder zur unbesieglichen Tapferkeit, angefeuert.

Doch laßt uns nicht vergeßen daß aller Lebensgenuß ohne ein gewißes Gefühl eigener Wichtigkeit nur ein schaler Genuß sey; und wer hätte zu diesem Gefühl ein näheres Recht als unser Zunftgenoße? Ihm freuet willig die ganze Natur. Für seine Scheere und Nadel reift die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollenstaude; ihm liefern von Albions Ebenen und von Andalusiens Hügeln, von Tibets Alpen und von Americas Gebirgen das Schaf und die Vicugna ihre Wolle, von Jonien herüber die fromme Kameelsiege ihre Haare; ihm spinnt durch ganz Frankreich und Italien und bis nach China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten auf allen Triften und in allen Fabriken tausend Hände des Landmanns, des Scheerers, des Webers, des Färbers, in Damascus, in Genua und Pforzheim. Mit sinnender Miene wirft er die Ballen aus einander; zerscheidet mit kühner Scheere in einem Nu was Minervas Söhne mit sorglicher Hand in Tagen verbanden, setzt es mit künstlicher Nadel in neue Verbindungen zusammen; gestaltet das Formlose; näht schöpferisch Kinder zu Knaben, Greise zu Jünglingen, Weise zu Gecken um; verschönert die Schönheit, verschleyert die Häßlichkeit; macht, über alle Eindrücke des Schicksals erhaben, wie das Schicksal selber Brautgewande und Todtenkleider mit der nämlichen Nadel; giebt Uniformen und Ordenssterne; ist immer neu und unerschöpflich; und wenn selbst weise und gelehrte Männer, wie man sagt, hinter dem Jahrhundert zurückbleiben, so schwebt er, fortschreitend wie ein Gott, auf der Höhe des Zeitalters und der neuesten Mode.

Mit stolzer Zufriedenheit sieht er nun, wohin er sich wendet, die Gestalten die er schuf um sich schweben, und mit Bewunderung und Beifall wird in den Palästen, auf den Theatern, auf den Paradeplätzen, und in den Kirchen sein Name, nur sein Name genannt: das ist unser Mann im Staate; und diese Wichtigkeit und Allmacht, und etwa der leichte Anflug einer organischen Blüte der Hautgefäße, gleichsam die perennierenden Monatsröslein des menschlichen Körpers, die bei uns am besten gedeihen, erhalten ihn unaufhörlich in einem regen wohlthätigen Selbstgefühl, dessen Verlust schon so manchen Sterblichen in das Verderben geführt hat. Die Welt erkennt seinen Werth, und die Mächtigen derselben seine Überlegenheit. Wer darf ungestraft die Hand an die geheiligte Person des Königs legen? Der Schneider. Wer darf ihn meßen mit kühnem Blicke und Maß? Derselbe. Darum sitzt er auch, seines Werthes bewußt, nicht wie ein gemeiner Mensch, sondern wie die mächtigen Sultane des Orients mit über einander geschlagenen Beinen *in officio*, noch großer und in seinem Stande souverainer als sie. Denn alle Schneider kleiden sich selber: aber wenige Sultane beherrschen sich selber.

JOHANN ERNST WAGNERS

REISEN AUS DER FREMDE IN DIE HEIMAT.

NEUNTER BRIEF.

AUF DEM ASCHBERGE BEI LIEBENSTEIN
AM 30. JULI 1805.

. . . . . .

Ja, Sehen und Lieben, das iſt die einzige Loſung des Kindes; darum drehen ſich alle ſchönen Genüße, und dieſe alle ſind auch ewig bleibend. Eßen und trinken wollte ich ſtets nur aus Hunger und Durſt, oder aus jener angebornen gemeinen Begierde, bei der ich mich aber nie ergötzte, die man auch immer nur ſchon verdorbne Kinder mit wahrem Vergnügen und con *amorè* befriedigen ſehen wird. Aber ein Aufenthalt auf dem mooſigen Backofendach am Garten, an welches das höher emporlaufende Stalldach angebaut war; ein Ritt auf dem hohen Forſte desſelben, wo ich auf einer Seite Dorf und Flur, auf der andern den großen Garten überſah, im Rücken das Haus mit dem werthen luftigen Taubenſchlag, unter und neben mir die auf dem Dache ſelbſt feſtliegenden Zweige und Trauben vieler herrlichen Blutaußhecken, und beſonders die Äſte eines am Stall emporſtehenden alten Birnbaumes, deſſen liebliche Frucht ich an dieſer Höhe in der geheimſten Andacht und Nähe betrachten konnte; eine Wohnung und gänzliche Verbergung unter dieſen kühlen Zweigen: o welche ſüße Luft! Ich glaubte mich hier in der verborgnen Werkſtätte der Natur, wo die Birnen entſtanden, wiederzufinden, und ſtreckte meine Hand nach den rœthlichen Früchten aus, nicht um ſie zu brechen, ſie waren mir in ſolchen Augenblicken viel zu heilig; ſondern um ſie zu berühren, und mit leiſen Küſſen zu bedecken.

So hatte ich eine andere Lieblingswohnung auf einem hohen Kirſchbaume, der mitten im Garten an dem langen breiten Weg ſtand und ſpæte Sauriotten trug. Wenn ich auf ſeinen obern Zweigen ſaß, öffnete ſich mir nach unten zu eine Ausſicht ins Gebirge, und oben an dem Berg auf dem die Kirche lag ſah ich das hohe Haus vor mir, in welchem mein Vetter Chriſtian C. wohnte. Dieſer beſaß da oben ein ſchœnes rœthlich tapeziertes Stübchen, war mein Lehrmeiſter im Zeichnen, hielt ſich immer vornehm und reinlich gekleidet, und hatte unter andern Stücken einen Schweizerfelſen mit Rœthel gezeichnet, über welchen an der hohen Straße eben ein Reiter unter einem gefährlichen ſchigen Abhange ruhig hinzog: ein Stück welches ich zu meinem Ideale machte, als ich es ſah, aber nie mit meiner Kunſt erreichen konnte. Die Schweiz kannte ich ſchon aus einer Überſetzung von Moores Reiſen. Sobald ich nun auf der Hœhe meines Baumes angekommen war, glaubte ich wirklich in der Schweiz zu ſeyn, und blickte oft Stunden lang ſtill begeiſtert in das Blau über mir. Moore lag unten im Gras aufgeſchlagen da, und dort oben ſaß, wie ich glaubte, der vornehme elegante Vetter in

rœthlichen Hintergrunde ganz reinlich und emsig und zeichnete immer an seinem Reisenden und dem schœnen Felsen weiter. Ach! es ist unmœglich, glücklicher zu seyn, als ich war. Hier aß ich einmal eine schwarze überzeitige Kirsche, wohlschmeckender als ich jemals wieder eine gefunden habe. Denn ich war in jenem Augenblick der Reisende selbst, welcher in seiner heißen Hœhe die köstliche Frucht fand, und mit durstigen Lippen zerdrückte. Es ist sonderbar, daß ich mir noch jetzt die Schweiz nie ohne eine zwischen ihren Bergen berstende erschreckliche Sommerhitze denken kann.

Jeder Baum im Garten, ja selbst jede Stelle des grünen Gartenzaunes erregte andere und eigene Ideen im Gemüthe des Knaben. Jeder Baum, jede besteigbare Nußhecke schien mit verschiednen Träumen, mit eignen Bildern und mit einer besondern Häuslichkeit umgeben, oder bevölkert, möchte ich sagen; welches alles in jedem Frühling mit dem grünen Laube auch ewigfrisch wieder aufgrünte. In der Gartenlaube von Hainbuchen, die für mich einen Schatz von schœnen Maykæfern, Siebenpuncten und Johannisfünkchen barg, saß ich oft schon früh um vier Uhr und las in Meisners Skizzen, welche mir in dieser Laube besonders zusagten; vor allen Bianca Capello und der Hund des Melai. Aber oben, über dieser Laube, unter einem großen herrlichen Elsbeerbaume, der im Zaune stand, hatte ich eine kleine Bank von Holz errichtet, und diesen Sitz ausschließlich Geßners, des sanftflœtenden Dichters, Gesängen geweiht. Diesen reizenden Baum, welcher Morgenthau und Kühlung länger hielt als alle übrigen, liebten vorzüglich die Grasmücken, welche unten im Zaune meiner Hut einige Nester anvertrauten, und an heißen Tagen das Finkenvolk. Ach, in welcher Seligkeit habe ich dort das Bild der kommenden Morgensonne, tüchftralend aus tausend glänzenden Thauperlen, gesehaut; wie oft, kniend auf jenem zarten Moose zwischen Sternblumen und Vergißmeinnicht, aus dem Dunkel meines Baumes zum Schöpfer aufgeblickt! wie oft ist meine Seele in Kindertränen dort schon tief durch die heiligsten geschmückteſten Goldpforten der Liebe eingedrungen, wann Geßners schœne Natur und der zærtliche Daphnis und der heißliebende erste Schiffer und so manche liebliche Gestalt seiner Idyllen mich leise umspielten! Ja, sagt was ihr wollt, diese Gesänge des schœnen Geßners die ich hier genannt, sie sind unsterblich. Fragt nur jedes Kind, und fragt es wieder wann es zum Greise geworden ist Er athmet und singt die reinste wärmste Liebe.

Auch dem Schlummer in der Hitze hatte ich einen besondern Baum geweiht. Es war eine starke thurmhohe Esche, von der Kunst schlank emporgetrieben, der ganze Stamm überall mit dichten Zweiglauben geziert, worinn man von unten die Singvœgel sitzen sah. Im hohen Kopfe nistete alljährlich ein Elsternpaar. Wenn ich, so gemüthlich auf dem Rücken liegend und schon halb eingedämmert, an dem schœnen Riesen emporsah, dann lispelte ich immer das kleine Lied was mich einst ein fremder Knecht lehrte, und welches so anfieng:

„Wenn ich a Vœgel wær,
Flœg i zum Waßer und soff;
Dann setzt i mi de ganze Tog
Dort uf die Aschen und pfœff;
Und s untreu Liebli hœrt mei Stimm,
Und ihr blau Äugeli troff.“

Schœner Baum, du bist längst unter den Streichen der Axt gefallen. Wie sanft schlummerte ich in deinem dichten Schatten ein; wie lieblich erwachte ich wieder in deinem gellenden Vogelgeschrey!

Selbst an Blumengerüchen liebte ich mehr die Idee als den sinnlichen Genuß. Unter allen Gerüchen schien mir der Duft des gelben Schlüßelblämchens der süßeste. Es war mir ein Fest, wenn ich im Frühlinge die erste Schlüßelblume fand. Aber ich hielt sie, wenn ich es ja wagte, das Kind des jungen Jahres zu pflücken, erst lange fern von mir hin um mir ihren Geruch recht lebhaft zu denken; und wann ich nun wieder die alten süßgewohnten Düfte einsog, dann blickte ich entzückt in die Wolken.

Von meinem und Wilhelms hochliegenden Gärten an senkte sich ein weites Feld sanft in die Thäler hinab. Dieß war uns fast den ganzen Sommer durch wegen der Früchte unzugänglich. Aber wann endlich die Schnitter es geleert hatten, und nun auf einmal in der Frühe überall Hirten Kühe Schafe und Ziegen mit Schellenklang durchhin zogen, dann kündigte mir Wilhelm, dessen Garten zwischen dem meinigen und der Kirche lag, die eingetretne Freyheit des Feldes mit Jauchzen an: wir nahmen wieder feyerlich Besitz von unserm großen Raum, indem wir ihn langsam zum erstenmal umwanderten, Betrachtungen über die eilende Erndte anstellten, und elegisch nach den Fernen der blauen Gebirge hinschauten. Von dieser Zeit an wurden uns gewöhnlich die Gärten zu eng, und doch auch die herbstlichen Felder zu weit.

Das üppigste Fest im elterlichen Hause war der Tag an welchem man die Schweine schlachtete. Wir bekamen dann gute Bißen, kleine Würste, und einmal zum Frühstück sogar das Keßelfleisch noch in Gänsefchmalz gebraten, und hinterher obendrein zur Stärkung des Magens jeder einen vortrefflichen Pfefferkuchen und einige Tropfen starken Liqueur. Alles das wußten die ältern Geschwister beßer zu schätzen als ich. Gewöhnlich flüchtete ich mich aus diesem ängstlichen Überflusse mit meinem Schlitten in die am Kirchberge gelegnen Gärten u in der frischen Winterlandschaft das Le wieder muthig zu toben; wobei ich imm mit einer gewissen Unlust an das warme Zi mer und die ganze Schlachtgeschichte rückdachte.

So ist es mir noch jetzt ein herrlicher Ge nuß, mich in die am Abende des letzten Weihnachtstages soupierende Familie zurü zu versetzen, wo eine mit Borstorfer Äpfe gefüllte gebratene Gans nebst ihrer kräftig Brühe und einem geschmoorten Weißk duftend auf dem Tische stand, und wo n Clavière heräber noch ein mit Äpfelschnitz belegter, mit Rosinen bedeckter und we gezuckerter Steinkuchen nach dem Vorde grunde zu lächelte. Aber jeder Moment d sinnlichen Genußes (und gewiss hat alle vortrefflich geschmeckt) ist längst verwischt desto lebendiger sehe ich noch das Gesich meines Vaters vor mir, welcher die Fes predigten nun sämmtlich überstanden hatte und mit einer gewissen Freundlichkeit, di ihm sonst bei Tische nicht eigen war, au all die guten Sachen hernieder sah; und desto beßer weiß ich noch daß draußen ei fürchterliches Schneegestöber raste, daß wi alle sehr froh waren, und ich mich kosend a meine Schwester schmiegte. Ach, der gö liche Abend!

Welch einen Himmel schloß mir die Ad ventszeit auf! Wenn am ersten Adven sonntage das neue Kirchenjahr bei schwarz gedecktem Altare durch die vollen vierund zwanzig Register der prächtigen Orgel mit dem helltönenden himmlischen Jubelgesang eröffnet ward:

«Nun jauchzet, all ihr Frommen,
In dieser Gnadenzeit!
Denn euer Heil ist kommen'

da sah ich in den Höhen der Unendlichkeit eine diamantene Pforte aufspringen, und das göttliche Kind allmählich der Welt wieder näher schweben; in seiner Hand sah ich dann nicht den heiligen Christ den es mir brachte: nein, das Heil der Welt strahlte aus seinem Sternenkranze wie süße Morgenröthe in mein seliges Herz. Und wann nun zum erstenmal wieder das Kanzellied der Gnadenzeit ertönte:

«Gelobet sey der da kommt
Im Namen des Herrn!
Hosianna in der Höhe!»

und nun der fromme Priester so freudig hervortrat: Vater, Vater! ach verzeih, Demüthiger! da hielt ich Dich für den heiligen Engel der Verkündigung. Wem ist aber nicht wie mir die Adventszeit wie ein himmlischer Brautmonat erschienen?

Einst fiel das Weihnachtsfest an einem Montage ein. Das gab schon, da die dritten Festtage noch existierten, die herrlichste Aussicht auf vier Feyertage, und hier war noch dazu der ersehnte Tag, dessen Abenddämmerung die glanzvollesten Freuden und Reichthümer verhieß, ein Sonntag. Als mein Vater in der Frühkirche die Kanzel betrat, schwieg er länger als sonst, und rief dann in die erwartungsvolle Stille der Gemeinde mit heiterm Schalle hinaus «Rüstet euch auf morgen! morgen ist des Herrn Fest.» Es lief ein heiliger Schauer durch meine Gebeine, und sichtbarlich durch die Nerven des ganzen Volks. Zum Schlusse des Nachmittagsgottesdienstes sang man

«Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist.»

Wirklich brachen die Dunkel schon ein, die den Kinderhimmel erleuchten sollten: mein Vater mußte sich ja unmittelbar nach dem Gottesdienste zum Empfange des heiligen Christkindes in der obern Stube rüsten; die ganze Adventszeit war jetzt vorüber, der Augenblick wo Alles auf dem Spiele stand war gekommen: ich betete innigst zum heiligen Christ mich in dieser meiner höchsten Wonnenoth nicht zu verlaßen. Abends nach Tisch, als jeder längst seinen bestimmten Schatz besaß, und ihn schon zehnmal aus dem Schranke zur Versammlung und von dieser wieder zum Schranke getragen hatte, da gieng noch die schönste Zeit an. Im Kämmerchen, welches an die Wohnstube stieß, und immer offen stand, saßen die Schwestern und schnitten den Braunkohl zum morgenden Feste. Bruder Fritz suchte alle seine wärmsten Kleidungsstücke zusammen, weil er schon ein Mitglied des Chors war, welcher in der heiligen Christmitternacht auf allen Kreuzwegen des Orts sang und musicierte. Für beide Zimmerchen und für die so bequem mit beiden verbundene Schlafkammer, worin die Mutter eben ein Stündchen Dämmrung für ihre schwachen Augen genoß, intonierte jetzt mein Vater zum heutigen Abendliede, welches immer die ganze Familie mitsingen mußte, den Gesang

«Gottes Sohn ist kommen.»

Aber das Lied war zu kurz für den heutigen großen Abend. Daher fieng er am Schluße mit höherer Stimme ein neues an:

«Warum willst du draußen stehen,
Du Gesegneter des Herrn?»

Und Alles fiel mit heller Kehle ein, und ich schlich singend auf den Zehen aus einem erleuchteten Stübchen ins andere über den weißen feinen Festtagssand hin mit dem alle bestreut waren: aber mein Geist flatterte zwischen den Sternen und der Erde umher. Es gieng auch damals ein Gerücht unter uns Kindern herum, als ob Fritz heute einen kleinen Kupferstich, der auf eins von seinen Geschenken aufgeklebt gewesen, erhalten habe, und als ob dieser das Schönste sey

was man noch jemals gesehen. Allein jene Sache ist mir immer ein Geheimniss geblieben: Fritz sprach nicht einmal gern davon; und noch jetzt spüre ich eine so geheime Lust in mir hinter diese Mysterie zu kommen, daß ich sehr wohl begreife wie ich an gedachtem Abende noch meiner älteren Schwester die Hälfte aller meiner geliebten Pfefferkuchen aus lauter Jubel darüber schenken konnte, daß sie mir das Versprechen that alles anzuwenden um den Bruder zur öffentlichen Vorzeigung des Kunstwerks zu bewegen; welches aber leider nie geschehen ist. Daß dieß nachher von meinen Geschwistern dem Grabe der Vergeßenheit übergeben ward, und zweytens daß mir Niemand auf dieser Erde den Namen und die Gestalt einer gewissen süßen und würzigen Birne, die ich so oft unter dem alten morschen Baum im Goldglanze des Morgenthaues fand, wieder verschaffen kann, das sind zwey Dinge die ich noch immer zuweilen mit einer rührenden Wehmuth betraure. War ich denn der Anschauung jenes herrlichen Bildes unwert daß es nun so ganz und ewig für mich verloren seyn muß? und nahm denn etwa eine Götterhand sie ins Paradies zurück, jene köstliche Frucht, in deren glühender Reife und himmlischer Süßigkeit noch jetzt meine ganze Seele sich berauscht? Endlich schmeichelte mich die sanfte Rede der Mutter zur Ruhe; und unter einer lieblichen Erzählung aus ihrer eignen Weihnachtszeit in welche vom hohen Hause des Cantors in der dortigen Musikprobe zuweilen der Ton von den Waldhörnern und dem ungeheuren Contrabasse herabfiel, und unter ihren Versprechen mich sicherlich beim ersten Ton der mitternächtlichen Musik zu wecken schlummerte ich ein. Sie hatte Wort gehalten aber nur halb erwacht, glaubte ich um Mitternacht die Stimmen vieler tausend Engel und den Schall ihrer Instrumente zu vernehmen Schœne wunderselige Nacht!

. . . . . .

HENRICH STEFFENS WALSETH UND LEITH.

ANFANG DES DRITTEN BUCHES.

Es war zwey Stunden nach Mitternacht im Junimonat 1742. Ein Boot mit drey kleinen Masten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel versehen (ein Ottring), war mit acht Mann besetzt. Diese waren in kurze, meist wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet; die Beinkleider von Segeltuch, steif und glänzend geschwärzt durch Thran; die Hüte, den Kopf eng umschließend, mit breiten Rändern, aus grober zusammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und schwarz wie jene. Die meisten waren junge rüstige Burschen; zwey ältere mit langem struppigem rothlichen Barte geziert. Zwar trug ihr Ansehen das Gepræge der Rohheit ihrer Lebensweise: aber eine gewisse derbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herrschender Zug

Das unabsehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche schien spiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe schaukelten es. Hier wechselte, wie die Farbe, so das Ansehen der See. Strömungen kräuselten das Waßer, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite dunklere Straßen, die sich in grader Richtung, meist von Norden nach Süden, erstreckten, und in derselben Richtung sich in sich bewegten. In fernem Westen erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth; weit in Osten zuckten einzele Stralen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelstreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchschnitt, bezeichnete die fernen felsigen Ufer der Heimat. Rings umher herschte eine feyerliche Stille: selten flog eilig ein Vogel durch die Luft; nur schwarze Delphine in Menge wälzten sich, und das Plätschern tönte in die Meeresstille hinein. Ein unermeßliches Heer durchsichtiger gallertartiger Medusen, größere und kleinere, sah man den runden scheibenförmigen Leib wechselnd ausdehnen und zusammenziehen: man glaubte schwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig saßen die Männer auf der Mitte des Kœnigsrandes (Kongseggen), einer großen Tiefe in der Nordsee, zwölf Meilen von Haram in Sœndmœr, und blickten gespannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzele Tœne und kurze Befehle der ältern wurde das Stillschweigen unterbrochen, wenn sie mit den mächtigen Fischschnüren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Dubsaagn), einen Kabeljau anzogen, und mühsam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken, getrocknet, einen seltenen Leckerbißen der Einwohner abgibt; oder wenn sie jubelnd einen Hayfisch fiengen, dem sie die Leber ausschnitten, und dann das getœdtete Thier dem Meere überließen. Bei solchen Gelegenheiten entstand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu seiner früheren Beschäftigung zurück, und blickte stillschweigend und aufmerksam in die Tiefe. Es wird als ein besonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieser Untiefe völlig ruhig ist. Dann hangen die starken Fischschnüre senkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deswegen war jeder aufmerksam, emsig bemüht den Augenblick zu benutzen, dessen Vortheile sie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herscht über der Untiefe ein starker Strom, der besonders in der Mitte selten nachläßt, so daß er eben das Zeichen ist daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieser zeigte sich jetzt, und trieb die Schnur mit sich, daß diese den Grund nicht finden konnte, und die Fischer ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fische zu fangen: aber der Strom nahm so stark zu, daß sie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieser Richtung entfernten sie sich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Osten umbiegt.

»Wir müßen aus dem Strom heraus« sagte Ola.

»Ei freylich« antwortete Thorwald, »und dann ausruhen.«

Mit Anstrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber; das ganze Meer, auf dessen unermeßlicher Fläche das Boot schwamm, noch immer ruhig, die Segel zusammengerollt; die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fischer verzehrten als Frühstück getrocknete Fische, etwas alten Kæse und flaches trocknes Gerstenbrot. Ihr Trank

war eine Mischung von Wasser und saurer Milch.

«Als wir gestern früh ausfuhren» fieng Thorwald an, «sah ich in dem dicken Nebel den Seedrou leibhaftig am Seehause stehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen; ich gieng zurück die Ruder zu holen: da stand er, als Seemann gekleidet, in der Thüre, und war verschwunden als ich hinkam.»

«Da du das erzählst» unterbrach ihn Ola, «so will ich dir auch sagen daß ich den Drousspeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen gesegelt waren. Svend sah es auch: wir wollten aber nicht daß ihr es wissen solltet.»

«Gott stehe uns bei! das ist ein schlimmes Zeichen» antwortete Thorwald.

«Ei nun» sagte jetzt Svend, ein schöner junger Fischer, «der Drou bedeutet zwar Unglück: aber ob es uns gilt können wir nicht wissen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich sage euch, in einer Stunde haben wir Südenwind; jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.»

Die Fischer blickten ängstlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

«Wir werden so bald nicht nach Hause kommen» fuhr Svend fort.

«Wenn wir überhaupt Sœndmœr je wiedersehen» sagte Ola trübe.

«Warum nicht?» erwiederte Svend, verdrießlich, wie es schien, über den Kleinmuth des Alten; «noch geht ja Alles wohl; das Boot ist tüchtig, es fehlt uns nicht an Speise und Trank: wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben?»

Sie ergriffen die Ruder, und suchten völlig aus dem Strome heraus und so viel möglich gegen Süden zu kommen. Während sie alle mit großer Anstrengung ruderten, die Richtung des Boots durch den Compass bestimmend, bewölkte sich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die schwarze Meeresfläche kräuselte sich immer mehr, und ein Wind blies aus Südosten. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgespannt, und sie suchten, den Wind bis auf wenige Grade durchschneidend, und so hin und her kreuzend, die Höhe die sie erreicht hatten zu behaupten, und zu verhindern daß sie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indessen erhob sich der Wind immer höher, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd strebten die kühnen Fischer dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen spielten an dem Rande des schiefliegenden Boots, überströmten es oft, und als der Wind sich bis zum Sturme steigerte, spritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Wasserfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements schwer zu erkennen. Nur die Worte «Schöpft das Wasser aus!» «Reef die Segel ein!» «Das Ruder nach der Leeseite (Ner i Læe)!» tönten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe verrathen haben daß hier ein offnes Boot in dem wüsten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer: es bildeten sich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe sich vereinten. Auf dieser Schärfe brachen sich die Wellen, sich zersplitternd in schneeweißen Schaum, der hoch in die Luft spritzte, während ein Theil des Wassers von dieser Höhe auf die geneigte Fläche wie auf eine feste abschüssige Wand herablief. Aber die große riesenhafte

Waßermaſſe hob ſich indem ſie ſank, ſank während ſie ſich hob, und ſo ſchien ſie, betrachtete man die einzelen Wellen, immer die nämliche Geſtalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Haſt von dem Oceane gepeitſcht, nach Norden gejagt wurde. Die Fiſcher eilten, als der Sturm ſich ſo gewaltig erhob, die Segel, die Maſten herunterzuziehen; ſchnell griff jeder nach ſeinem Ruder, nur bemüht dem Boote eine ſolche Richtung zu geben, daß es die immer wachſenden Wellen durchſchneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtsſteigenden Wellen das Waßer neben dem Boote abwärts lief, wurde dieſes ſelbſt von der mächtigen Woge an welcher es ſchwebte, wie an einen ſchroffen Hügel hinauf, nach der ſchäumenden Spitze getragen um wieder mit Blitzesſchnelle herunter zu ſtürzen. Die Hälfte der Mannſchaft ruderte ohne Unterluß, während Einer ſteuerte, und die Übrigen, die Ruder in Bereitſchaft, aufmerkſam da ſaßen um die Rudernden, wenn ſie ermüdeten, abzulöſen. So geſpannt waren ſie auf das Nächſte, auf das Nothwendigſte, daß die Furcht keine Gewalt über ſie erhielt. Der Himmel ward immer finſterer, das Meer, die braufenden Wellen immer ſchwärzer; der Sturm heulte; der Regen goß in Strömen herunter, und füllte das Boot: zwey Männer mußten ununterbrochen das Waßer ausſchöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, ſchwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Maſt trug das eine mächtige Segel aufgerieft. Aber nur einen Augenblick erblichten ſie das Schiff: der nächſte tauchte es in die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verſchlungen. Plötzlich erſchien es wieder, und jetzt ſah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung ſchwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilſchnell vorüber, und ſie ſahen wie das Schiffervolk das Entſetzen auf mannichfaltige Weiſe äußerte, als ſie Fiſcher in einer ſo gefährlichen Lage mitten im Meere den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erſcheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannſchaft vorüber: bald ſahen ſie es in der düſtern Ferne wie einen dunklen Punct auf der Schaumſpitze tanzend verſchwinden, und fühlten ſich doppelt verlaßen.

Mehre Stunden waren ſchon verfloßen, die Mannſchaft erſchöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen ſich, einzele Waßermaſſen erhoben ſich kugelförmig mit ſchäumendem Gipfel, und von der regelloſen Bewegung der Wogen ergriffen, ſchwankte das Boot unbeſtimmt in allen Richtungen. Schon war es ſpät geworden, noch immer mußten ſie mit Anſtrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte daß der Wind ſich in Nordweſt erhob. Dieſer nahm fortdauernd zu: die Wellen fiengen allmälig an eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Maſten wurden aufgerichtet, die Segel ausgeſpannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fiſcher, die ſich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr der ſie entgangen waren kaum erwähnend, theils Hunger und Durſt ſtillten, theils einſchliefen.

«Der Wind iſt zwar gut» ſagte Ola, «aber wir ſind noch weit vom Lande; und da der Südſturm ſich gegen Abend legte, ſo können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und ſo alles verlieren was wir gewonnen haben. Der Drou iſt nicht umſonſt erſchienen. Ich ſehe ihn noch wie er drohend vor mir ſtand, und darauf verſchwand.»

«Ich erblicke jetzt etwas Beßeres, Ola» erwiederte Svend: «erkennſt du dort nicht

die drey Schweſtern? Wir haben den richtigen Curs gehalten, und gehen grade auf das Land zu.'

Ola ſtrengte ſich an. Nur das geübte Auge der Fiſcher konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drey ſchwarze Puncte wahrnehmen.

Indeſſen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob ſich allmälig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig ſetzten die Fiſcher ſich hin, entblößten die Häupter, und ſtimmten mit rauhen Kehlen einen geiſtlichen Geſang an, deſſen harte Töne ſich mit dem Brauſen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hinein ſchallten. Ola ſprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in welchem in ſchlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt, und er um fernere gnädige Hilfe angefleht wurde. Die Fiſcher murmelten das allen wohlbekannte Gebet leiſe nach, und die zwar ſtumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil ſie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht. Der Curs gieng nun immer mehr gegen Süden; der Mittag war vorüber; das Land lag mit den rauhen Felſenſpitzen und Inſeln, die wie chaotiſch unter einander geworfene, mannigfaltig zerrißene Rieſenmaſſen ſich darſtellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

'Erkennſt du Godœe? ſiehſt du, Ola, wie der Nebel ſich an den nördlichen Abhang gelagert hat? Wir werden guten Wind behalten, und dießmal mit Gottes Hilfe nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.'

'Sprich nicht ſo!' erwiederte verdrießlich Ola: 'du kannſt den Wind beſprechen, daß er umſchlägt. Bis der Fiſcher in dem Hafen iſt, muß er fürchten ohne furchtſam zu ſeyn. Die Jugend wird immer tollkühner: ſie will nicht mehr erkennen wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüſten Meeres ſind, wenn wir uns ſeinen Wellen mit ſo zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vor Zeiten ſah dieß jeder ein, und nahms zu Herzen. Wenn unſere Väter, von ſolcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, ſcheuten ſie ſich auch die gemeinſten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu benennen, in ſo ungewohnter unſichrer Lage. Da war der alte ſtille Ernſt: doch jetzt ſieht jeder leicht darüber hinweg.'

'Du haſt wohl nicht Unrecht' erwiederte Svend; 'wenn nicht oft auch eine trübere Angſt daraus entſtände, daß der Seemann unmäunlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubiſche Regel verletzt. Aber was ſtarrſt du ſo hin, Thorwald?'

'Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere' erwiederte dieſer. 'Erſt erſchien es als ein kleiner ſchwarzer Punct, der immer wieder verſchwand, daß ich mich zu täuſchen glaubte aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?'

Lange ſuchten ſie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens: endlich entdeckten ſie es nach und nach alle: und in der That trat es immer deutlicher hervor.

'Es iſt ein Wrack' rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerkſam hingeſehen hatte. 'Wir müßen darauf zu: vielleicht iſt dort noch etwas zu retten.'

'Und zu verdienen' riefen Andere, Svend beiſtimmend.

Sie ſteuerten grade auf den Punct zu. Da glaubten ſie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von dieſem Puncte ausfahren zu ſehen, der Rauch wirbelte kaum wahrnehmbar über das Waßer empor, und bald darauf glaubten ſie nun auch einen kaum hörbaren Schall zu vernehmen.

„Ein Nothſchuß" ſagte Ola, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgten ſie den ihnen jetzt ſo wichtigen Gegenſtand. Immer entſchiedener wurde Svends Vermuthung beſtætigt. Man war ſchon einig daß es eine Brigg ſeyn müßte: man erkannte den abgebrochenen Fockmaſt, den faſt verſchwundenen Bœgſpriet, und ſah wie die zerrißenen Taue um den einen kahlen Maſt herumflatterten. Jetzt kam man immer næher; die Mannſchaft des Schiffs hatte das Boot erkannt: alle bewegten ſich lebhaft, ſtreckten die Arme wie um Hilfe flehend heraus, während das Schiff, den Wellen preisgegeben, unſicher hin und her ſchwankte. Früher hätten ſie es ſchon erreicht, wenn es ſich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als ſie næher kamen, ſahen ſie das Ruder zerbrochen, das Hintercaſtell zerſtœrt, und hœrten das Jammergeſchrey der Männer. Endlich legten ſie an das Schiff an. Es war ſchwer, weil die unſtæte Bewegung desſelben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es ſchien von äußerſt kraftloſen Armen. Svend war der Erſte der ſich durch den Strick auf das Schiff hinauf ſchwang. Andere folgten, und Alle erſchraken, als ſie den Jammer erblickten der auf dieſem halbzertrümmerten Fahrzeuge herſchte. Zehn bis zwölf Menſchen ſchwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen ſtarr und tief in den blaßen abgemagerten Geſichtern liegend. Kaum vermochten ſie zu reden. Ein einziger junger Menſch ſchien mehr Kräfte als die Übrigen behalten zu haben. Er ſprach dæniſch. Man erfuhr durch ihn daß ſie Grœnlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendſte Noth der furchtbarſte Hunger wære. Kaum hatte Svend dieſes gehœrt, als er ſich eilig in das Boot ſchwang. Alles was dort an Lebensmitteln übrig war und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fiſche wurden auf das Schiff gebracht; dann eine kleine Tonne friſches Waßer. Wie grimmige Thiere ſtürzten die Matroſen über die rohen Fiſche her. Vergebens beſchwur man ſie zu warten, bis ſie gekocht wæren.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochſchwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenbläße hatte ſich über das hagere Antlitz verbreitet: aber die zarte Haut, die feinen Züge bewieſen daß ſie heßere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geſchloßen, da. Eine einfache weiße Mütze ſchloß ſich dicht an den Kopf an; ein weißes breites leinenes Band gieng quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch; ein weißes leinenes Tuch war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Bruſt. Neben ihr lag ein ältlicher Mann mit ſtarken Geſichtszügen, wie es ſchien dem Tode nah. Er trug eine runde ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten Schœßen, die Ærmel mit herunterhængenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieſen war ein ſchwarzſeidenes Tuch eng geſchlungen, ſo daß die Enden weit über den Rock herunter hiengen. Svend eilte zuerſt auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden ſelten. Man führte ihn nur als Stærkungsmittel gegen die völlige Erſchöpfung mit ſich, und die rüſtigen Fiſcher hatten es noch nicht nœthig gefunden, zu dieſem koſtbaren und ſeltenen Mittel zu greifen, obgleich ein jeder ein kleines Fläſchchen bei ſich trug. Mit Waßer verdünnt, flößte Svend der Frau einige Tropfen ein. Sie erholte ſich

etwas, und ihr erſter Blick war nach dem Manne gewandt der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann verſuchte Svend durch dieſes Mittel zu ſtärken.

Während er hier beſchäftigt war, hatten einige Fiſcher die Fiſche gekocht: dieſe und Gerſtenbrot ward den Hinfälligen geboten. Sie genoßen gierig, und ſchauderhaft erſchien es dem guten jungen Manne, als er dieſe ſeine edle Geſtalt von einem faſt thieriſchen Heißhunger ergriffen ſah. Die Frau richtete ſich auf, und fühlte ſich ſichtbar geſtärkt. Sie ſchien weniger als die Übrigen gelitten zu haben, und bald erfuhr man daß der Mann der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weiſe die Frau getäuſcht hätte um von den ſeinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu ſpæt gemerkt, und daher war der Mann früher ſchon als die meiſten Übrigen von dem Hunger ergriffen worden. Es ſchien ihnen ein Ræthſel, daß er noch lebte. So elend die Mannſchaft auch war, ſo wurden ſie doch durch die frohe unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

»Schnell hinunter in das Boot!« rief Ola, und Svend ſetzte ſchon zwey Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man ſowohl Segel als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe ſichtbar erſchüttert.

»Mein Gott« rief er ungeduldig, »wie langſam geht es!«

In der That gieng das Schiff ſehr langſam nach der noch neun bis zehn Meilen entfernten Küſte zu. Während die Fiſcher mit großer Anſtrengung ruderten, und ſchon zweifelten daß ſie Kräfte genug haben würden um das Schiff ſo weit zu ſchleppen, entdeckten ſie in der Ferne zwey Boote. Man rief der Mannſchaft zu daß ſie die Kanone löſen ſollte. Aber das Schießen war lang, der Wind noch immer ſtark, ſie ſchienen den Ruf nicht zu verſtehen. Man war genöthigt wieder auf das Schiff zurückzurudern. Svend beſtieg es; er ſah mit Entſetzen die Frau die erſchöpft da lag, den Mann der mit dem Tode zu ringen ſchien, und eilte die drey Kanonen, die hinten ſtanden, zu laden und alle drey abzufeuern. Mit Vergnügen bemerkte er daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte wieder in das Boot; die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden ſich mit dem erſten, und das Schiff ging jetzt ſchon ſchneller nach dem Lande zu.

Indeſſen neigte ſich der Tag, der Wind hœrte auf, in der ſtillen Nacht trafen die vereinigten Ruderſchlæge, die Wellen brachen ſich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger ſuchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hœren.

Auf Godœe erhob ſich der hohe Berg gegen Norden. Sie nahmen ſich dem Ufer immer mehr, und als ſie gegen Morgen in Breefund hineinruderten, erblickten ſie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete ſich ſchnell: Boote ſtrœmten von allen Seiten zu: die Anzahl derer die das Schiff hineinſchleppten konnte vermehrt werden, die erſchöpften Fiſcher wechſelten mit andern ab, und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalveſtad, dicht unter einer ſteilen, drohend herunterhängenden Felſenwand feſt angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menſchen verſammelt; mehrere von der Mannſchaft des Schiffes hatten ſich ſo weit erholt, daß ſie ohne Hilfe das Schiff verlaßen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten ſich wechſelſeitig, ſtürzten auf die Knie, und die gewaltſamen Äußerungen der Freude ergriffen die Zuſchauer, die ſie neugierig umgaben.

»Unſer Schiffer verließ gefährlich krank Grœnland« erzählte einer an die ſich zudrängenden Zuſchauer, die ſie mit Fragen beſtürmten, »und war ſchon geſtorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unſeren großen Maſt zerſplitterte; auch unſer Steuermann, jetzt todt, lag krank in ſeiner Koye, und wir anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her; das Steuerruder war, ehe wir es uns verſahen, zerſchmettert; und ſeit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten ſicher Hilfe: aber es eilte uns mit gutem Winde pfeilſchnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel ſo ab, daß wir den Hungertod vor Augen ſahen; in den drey letzten kaueten wir das Leder, und ſchon fiengen Einige an das Schanderbafteſte vorzuſchlagen, als wir durch euch gerettet wurden.«

Man umringte nun die Frau; Svend næherte ſich, und ſie erkannte den jungen Mann der ſie ſo freundlich unterſtützt hatte. Aber ſie ſprach deutſch, und keiner verſtand ſie. Sie pflegte mit angſtvoller Sorge ihren Mann, kniete neben ſeinem Lager hin, und betete. Jede Hilfe wurde verſucht: allein ſie kam zu ſpæt. Mit einem matten Blicke nach ſeiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in ſtilles Gebet verſunken, athmete er zum letzten Male. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingeſtürzt. Nach einiger Zeit ſchlug ſie die großen Augen auf: ſie ſchien ganz in innere Betrachtung vertieft; ſie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten ſich; ein klares Licht ſchien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude ſpielte um die blaßen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme ſang ſie:

»Er wird es thun, der gute fromme Gott:
Er läßt nicht ohne Maß verſuchet werden;
Er bleibet noch ein Vater in der Noth,
Sein Troſt erleichtert ſeines Kinds Beſchwerden.
Ei, hœre nur wie er ſo freundlich ſpricht:
Verzage nicht!
Und alſo bricht das Herz ihm gegen dich;
Er ſpricht: Ich muß mich über dich erbarmen;
Du armes Kind haſt niemand außer mich:
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen;
Sey gutes Muths! die Hilf' iſt dir ſchon nah,
Der Troſt iſt da.«

Die Fiſcher hatten ſich mit ihren Frauen Söhnen Töchtern und Mægden um die Leiche und um die trauernde Frau geſtellt, und als ſie zu ſingen anfieng, waren ihnen freylich die Tœne der fremden Sprache unverſtändlich: aber die rührende Andacht, die ſich durch die Stimme und mehr noch durch die verklærten Züge ausſprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblœßten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Geſanges hœrte man nichts als ein tiefes Schluchzen in der Verſammlung.

Lange dauerte die feyerliche Stille. Die fremde Frau hatte ſich gefaßt aufgerichtet: die rührende Andacht die alle Zuſchauer

zeigten schien das Vertrauen gestärkt zu haben; sie blickte mild um sich her, reichte mit Thränen in den Augen den Nächststehenden die Hände, und es war ihr als fühlte sie sich heimatlich unter diesen wohlwollenden Menschen, die ihren Kummer theilten, obgleich sie nicht vermochte sich ihnen verständlich zu machen. Noch einmal kniete sie, betete über der Leiche des Mannes, und sprach «Du hast dich für mich und dein Kind geopfert, treu bis in den Tod.»

Alle Frauen drängten sich um sie herum, jede bot ihr Hilfe Pflege Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

«Sie ist die Frau des deutschen frommen Predigers, dessen Tod sie beweint. Sie waren nach Grœnland gegangen um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben sie wie eine Heilige angebetet: denn allen erschien sie hilfreich, und verschmæhte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen schmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war sie ein trœstender Engel, wenige Mäuner so muthig wie sie, und wenn die Noth wilde Leidenschaften unter uns erregte, so war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend um die Wildesten zum Stillschweigen zu bringen.»

Während die Fremde so alle Theilnahme der Umstehenden beschäftigte, während die kundigen Frauen unter sich murmelten daß ihr Zustand baldige Ruhe und Pflege foderte, sah man von Norden her ein stattliches Boot sich nähern. Im Hintergrunde stand ein ansehnlicher Herr, der das Ruder führte, und ein Knabe an seiner Seite.

«Da kömmt der Herr von Gidskœe» rief das Volk: «er wird schon für die Frau Sorge tragen.»

Er næherte sich dem Schiffe, heftig es, und gieng auf die Fremde, die, wie er sah, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, mit einem vornehmen Anstande zu.

Es war ein kleiner breitschultriger Mann der einen dunkeln Überrock trug, sich auch besonders durch eine wohlfrisierte gepuderte Peräcke auszeichnete; diese war mit einem Haarbeutel befestigt, von welchem herschwarzseidne, an den Rändern gezähnte Bänder um den Hals lose und zierlich nach vorn flatten, wo sie sich über der feinen Hemdkrause vereinigten. Die Perücke bedeckte ein dreyeckiger, wie die Westen goldenen Treffen gezierter Hut.

Der hœchst einfache Anzug der fremden Frau ließ ihn vermuthen daß sie von geringem Stande sey, und er redete sie in der Voraussetzung etwas herrisch auf Deutsch an, sie auffodernd ihm über ihre Lage Bericht abzustatten.

«Ich bin» antwortete sie im reinsten Französisch «nicht so glücklich, mein Herr Ihre Sprache zu verstehen»; und als sie merkte daß er aufhorchte, und sie zu verstehen schien, sprach sie weiter.

«Ich komme von Grœnland; wir trieben zehn Wochen, als unser Schiff zertrümmert wurde, umhær auf dem Meere herum: der Hungertod drohte uns, und leider mein Mann, ein Missionar aus der Brüdergemeinde der im Begriffe war nach Deutschland zurückzukehren, ist eben ein Opfer der Noth geworden. Die braven Einwohner haben uns gerettet, haben uns unterstützt, und so weit ich sie verstehe, will ein Jeder mir Hilfe und Herberge anbieten. Ich danke Gott der mich in einer so hilflosen verlassenen Lage zu einem wohlwollenden christlichen Volke führte; und Sie, mein Herr, werden mir Hilfe, Rath nicht versagen, wo ich dessen so dringend bedarf. Ohne irgend eine freundliche Stütze — die letzte theuerste

habe ich auf immer verloren' sagte sie, indem sie die Thränen zu verbergen suchte — «nähere ich mich Ihnen, mein Herr, mit vollem Vertrauen.'

Während sie sprach, hatte das ganze Benehmen des Herrn sich auffallend verändert: er entblößte den Kopf, nahm die Stellung eines gebildeten Mannes an, welcher die Bitte einer Dame mit verbindlicher Aufmerksamkeit anhörte. Er hatte ihre anmuthigen, ja auf einen höhern Stand deutenden Züge betrachtet, bewunderte die Feinheit ihrer Rede, die Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache, und wollte seinen Ohren nicht trauen, da sie sich selbst als die Wittwe des eben verstorbenen Missionars angab.

«Wahrlich, Sie können unbedingt über mich befehlen' antwortete er; «Sie bedürfen weibliche Hilfe, und meine Frau und Schwester werden sich glücklich schätzen Ihnen diese leisten zu können. Ich ersuche Sie mich nach meiner Wohnung zu begleiten, die freylich einige Meilen entfernt ist; und es sollte mir lieb seyn, wenn Sie sich stark genug fühlten mein Boot zu besteigen und die kleine Reise zurückzulegen.'

Der Mann zeigte so viel wohlwollende Theilnahme, er hatte so viel Vertrauen erweckendes, und die Hoffnung in ihrer Lage in einer wohlgeordneten Wohnung die Hilfe von Frauen zu genießen denen sie sich verständlich machen könnte, wirkte so mächtig, daß sie sich stark genug fühlte das Anerbieten anzunehmen. Der goldlockige Knabe hatte sich indessen von den Umstehenden, die ihn zu kennen und zu lieben schienen, Alles erzählen laßen, trat auf die Frau zu, und redete sie freundlich und ermunternd ebenfalls auf Französisch an.

KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE.

AUS DER LEBENSBESCHREIBUNG BLÜCHERS.

Blücher war von großer schlanker Gestalt, von wohlgebildeten starken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärtsgebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Schönheit welche das Alter, das so viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke gekrümmte Nase, scharfe heftigrollende und doch im Grunde sanftblickende hellblaue Augen, dunkel geröthete Wangen, ein feiner, aber vom starken herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes starkes Kinn: alles dieß stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Character erkennen ließen. Sein ganzes Ansehn trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollstreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths, einer persönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen eigen blieben. Seine Sprache war rauh und dumpf,

wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfaßer der Feldzüge des Schlesischen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: «Mit einem scharfen durchdringenden Verstande war er ohne alle wißenschaftliche Ausbildung geblieben: allein in dem Umgange mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniss findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Tact sich bewegend, erwarben ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslose gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wißen, aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachläßigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück, und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtseyn seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Überzeugung geworden, daß es keine militärische Verlegenheit gebe aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier der nicht diese Ansicht theilte hatte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militärischen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiseste Besorgniss ein daß ein Rückzug oder eine verlorne Schlacht ihm den seinigen nehmen könnte. So war der Wunsch große Heere zu befehligen ihm völlig fremd: er setzte sich als Feldmarschall eben so gut vor eine Schwadron als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen n wenn er sie für unternehmend hielt: da aber, und wenn sie dieß Zutrauen eing hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ih Entwürfe zu Märschen Stellungen u Schlachten vorlegen, faßte alles schnell a und hatte er sie gebilligt, und die Dis sition unterschrieben, so nahm er kein fremden Rath an, und keine geringe Besorgniße machten den geringsten E druck auf ihn. Er führte eine fremde I welche er gut geheißen hatte ganz wie s eigne aus. Es ist dagegen nicht zu la nen, daß er in Folge seines Temperam in allen Schlachten zu lebhaft, zu unv war. Wenn die Truppen ihre Befehle h ten, so konnte er die Ausführung kaum warten, und alle Bewegungen schienen ih zu langsam. Es war nicht rathsam, ih den Entwurf zu einer Schlacht vorzule deren Dauer auf den ganzen Tag und d Entscheidung auf den Abend berechnet war Sein Character verlangte schnellere Entsch dung. Die Reiterey war seine Lieblin waffe. Er begünstigte sie zwar nie a Rechnung der übrigen: allein eine Schlac in welcher die Reiterey nicht entscheide hatte schien ihm für sie ein Vorwurf zu seyn, und er erwähnte ihrer nicht gern Dieß wird es erklären, warum er von dem Gefecht bei Hainau, welches doch nicht zu den entscheidenden Kriegsbegebenheite gehörte, lieber sprach als von seinen große Schlachten." Seine Kriegsführung zeig überall denselben Character des Eifers un der Kühnheit: sein Heer ist immer ange strengt, sehr oft in allzu großen Ferne vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit aus einander; er selbst wird häufig überfallen. Aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; sie

ſich allein, oder verbunden mit andern Feldherren, mit eignen oder mit fremden Truppen, ſelbſtſtändig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entſchloßen auf den Feind, keine politiſche wie keine perſœnliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnſten Wagniſſen jemals gehemmt.

Von ſeinem Gleichmuth in Gefechten, von ſeiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im groeſten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelaßen ſeine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächſten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hinein ſprengte, iſt ſchon bei mehreren Gelegenheiten bemerkt worden. So hatten ſeine Umgebungen immer alle Mühe ihn von der perſœnlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurück zu halten; beſonders wenn ein Gefecht ungünſtig ausfiel: dann wollte er zuletzt immer perſœnlich mit Reiterey alles wieder umlenken, und indem er etwa ſagte «Ich werde ſie gleich mal anders faßen» oder «Na, ich will ſchon machen: laßt mich nur erſt unter ſie kommen!» ſah er ſich eifrigſt nach der nächſten Reiterey um, rief die Anführer herbei, denen er das meiſte zutraute, und war oft kaum zu verhindern ſeinen für das Ganze vielleicht ſchon zweckloſen, für die Truppen aber ſelbſt im Gelingen verderblichen Anſchlag auszuführen. Dieſe Unerſchrockenheit und dieſer Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erſt erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt um die Meldung zu vernehmen daß Napoleon eine neue, ſo unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend «Da kann er die ſchœnſten Schmiere kriegen», gab einige für den Fall nœthige Befehle, und drohte ſich gelaßen auf die andere Seite zum Weiterſchlafen. Durch ſolche Art zu ſeyn und die Dinge zu nehmen hatte Blücher eine unwiderſtehliche Wirkung auf das Volk: der gemeine Mann war ihm überall wo er ſich zeigte ſogleich zugethan; ſelbſt in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die ſich freylich, ſobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzugsweiſen Anfeindung, die gleichwohl den tieferen Antheil in ſich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbeſondre die Gabe eigen mit den Soldaten umzugehn, ſie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie ſie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die roheſten Gemüther. Einſt wollt' er kurz vor einem Sturme ſeine Truppen anreden: da fiel ihm ihr ſchmutziges Ausſehn auf, und ſogleich an dieſen Eindruck ſeine Worte anknüpfend, rief er in ſeiner Kraftſprache «Kerls, ihr ſeht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzoſen geſchlagen. Damit iſts aber nicht genug. Ihr müßt ſie heut wieder ſchlagen: denn ſonſt ſind wir alle — verloren (ſeinen eigentlichen Ausdruck erlaubt die Schriftſprache nicht): alſo friſch druff, Kinder!» Eine Anrede welche von der groeſten Redekunſt nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte: ſie iſt, trotz der gemeinen Worte, wahrhaft erhaben und begeiſternd. Eben ſo glücklich trafen oft ſeine Scherzworte; z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch ſehr gelitten hatte, und in ernſter, faſt düſtrer Haltung einherzog, vertroeſtend zurief «Nun, Kinder, ſollt ihr auch ſo lang in Frankreich bleiben, bis ihr alle franzœſch könnt.» Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune verſetzt. Mit ſeinen Offizieren gieng er eben ſo vertraulich, ja ganz kameradſchaftlich um. Man erzählt

daß er in Pommern, als er wegen der Krankheit die ihn dort befiel oft früh zu Bette gehn mußte, einſt unter ſeinen Offizieren, die den Abend geſellig verbrachten, noch ſpät unvermuthet wieder eingetreten ſey, im Hemde, auf einen Knüppel geſtützt; er wollte an der Unterhaltung Theil nehmen, gieng um den Tiſch herum, und fieng an die Spitze ſeines Holzes einem ſeiner Lieblinge ſcherzend ins Fleiſch zu bohren; dieſer ſprang auf, und verbat ſich lebhaft bei Seiner Excellenz den nicht gar ſanften Scherz: doch Blücher, gutmüthig polternd, verſetzte «Na, was denkt Ihr denn? meint Ihr, weil ich krank bin, werd' ich Euch ungehudelt laßen?» und war in ſeinem wilden Aufzuge noch eine ganze Weile nicht aus der traulichen Genoßenſchaft wegzubringen. Ein ſolch geſelliges Zuſammenſeyn mit Kriegskameraden und andern guten Leuten die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glaſe Wein Beſcheid thaten, und mancherley erzählen und anhören konnten, war immer ſein beſtes Vergnügen. Er liebte beſonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demſelben in Namur bei Tiſch eine Lobrede, indem er das Glas erhob, und in tiefe Betrachtung ausbrach: «Iſt es nicht Jammerſchade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen das einen ſo herrlichen Trank braut? Man ſollte denken, das müßten die allerbeſten Menſchen ſeyn: aber — o Gott, o Gott!» Nichts war merkwürdiger als wenn er von ſeinen Kriegsereigniſſen erzählte. Am liebſten ſprach er, wie ſchon bemerkt, von den Vorfällen in Schleſien, von dem Gefechte bei Hainau, und beſonders von der Schlacht an der Katzbach; wenn er die einzelnen Umſtände lebendig und anmuthig vortrug, glaubte man darauf ſchwören zu müßen, daß die Sachen ſo geweſen, wie er ſie darſtellt und doch war meiſtens alles falſch. Se Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbil vor, wie die Sache hätte ſeyn können, u am meiſten nach ſeinem Sinne würde ge ſen ſeyn, und dieſen folgte er dann un denklich. Die größten Feldherrn, auch Fr drich der Große ſagt man, waren von di ſer Übertragung nicht frey, daß ſie d Macht mit welcher ſie auf die Ereigni ſelbſt wirkten, auch ſpäterhin auf die E zählung davon zuweilen ausdehnten. Üb her mag folgendes Geſchichtchen gehö welches wir an mehreren Orten aufgez net finden. Ein fremder Offizier war Tiſche bei Blücher, und bat ihn inſtändig von der Schlacht an der Katzbach zu e zählen. Erſt wollte er nicht; darauf wand er ſich an Gneiſenau, der ihm gegenüb am andern Ende der Tafel ſaß: «Gneiſena das müßen Sie doch ſagen, daß ich di allein gewonnen habe? Ich ſah mir die Gegend an: ſie ſchien mir geeignet die Fra zoſen erſt über die Katzbach herüber zu laßen, und dann wieder hinein zu werfe «Gneiſenau, ich dächte hier.» «Nein, da geht nicht» meint Gneiſenau. Ich dachte er muß es verſtehn, und wandte mein Pfer um weiter zu reiten. Aber kaum bin ich zehn Schritt geritten, ſo muß ich das Pfer wieder umdrehen, muß mir die Gegend a ſehn; ich reite an Gneiſenau: der will aber gar nicht. Wir reiten weiter bis Jaue, und bleiben da die Nacht. Ich werfe mich aufs Stroh, und wollte ſchlafen, hatte aber keine Ruhe: die Hügel ſtanden immer noch vor meinen Augen. Ich gieng noch zu Gneiſenau, und ſagte, wir müßten da ſchla gen: wir würden ſicher ſiegen. «Wenn Sie's durchaus haben wollen» antwortet der, «ſo mags geſchehen: es wird am Ende wohl gehn.» Die Brigaden brachen auf. Und

ich hatte dießmal Recht: denn es gieng auch.' Wir wißen jedoch daß die Schlacht nicht ſo ganz auf dieſe Art hervorgieng. Ein andermal ſprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne und von Champaubert, und ſeine ganze Erzählung ſetzte als unzweifelhafte Thatſache voraus daß der letztere Vorfall dem erſteren vorangegangen; ein Adjutant bemerkte ihm den Irrthum mit beſcheidener Befliſſenheit: das war aber Blüchern ein ſchlechter Dienſt: ‚Warum nicht gar?' brummte er mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger; ‚das werd' ich doch wohl beßer wißen? Wollen mich wohl noch confuſe machen?' Hier mag auch noch erwähnt werden daß auch die Namen der Örter und Perſonen in ſeiner Einbildungskraft leicht Umgeſtaltungen erlitten, die er dann hartnäckig feſt hielt: ſo hieß der Montmartre bei ihm unwiderruflich Sanct-Märten, der Marſchall Marmont eben ſo ſicher Marmotte; ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in dergleichen wird auch von Napoleon erzählt. Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er beſonders in den letzteren Zeiten, durch ſo manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, ſo gieng ſeine Ausdrucksweiſe nicht ſowohl auf gedrungene Stärke als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Anſichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einſt ſo allgemein an der Zeit waren, nicht verſchmähend, und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung das Ganze rettend. Der Fluß ſeiner Rede war alsdann wie ſein Selbſtvertrauen bewundernswerth; ſein Anlauf ſchlug hier wie im Felde wohl bisweilen um: aber niemals blieb er ſtecken; die Sprachlehre machte ihm keine Sorge: er ſprach ſein gutes verſtändliches Deutſch, zwiſchen der Umgangsſprache und der Mundart des Volks in der Mitte ſchwebend, mit einem ſtarken Hange jedoch zu den Eigenheiten des letztern in Redensarten und Ausſprache. Die oben bezeichnete Empfindungsweiſe war im Grunde ſeinem Weſen tiefer angehörig, als auf den erſten Anblick ſcheinen könnte; ſie war überhaupt der ſpäteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen: das Milde, das Menſchliche drängte ſich überall hervor, und wollte ſich jeder Kraftäußerung beigeſellen. Von Blücher ſind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grauſamkeit (die Geſchichte mit dem katholiſchen Prieſter in Polen hat wenigſtens ihre zwey Seiten), keine Handlung unmenſchlicher Härte, keine freche Luſt an böſer Gewaltthätigkeit bekannt. Während der höchſten Aufreizung vergaß er in dem Feinde nie den Menſchen; der Tapfre konnte ſtets auf ſeine Achtung, der Beſiegte, der Verwundete auf ſeinen Schutz, auf ſeinen Beiſtand rechnen. In den leidenſchaftlichſten Ausbrüchen ſeiner Unzufriedenheit machte er ſich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luft. Seine Gutmüthigkeit zeigte ſich in allen ſeinen Lebensverhältniſſen; es wurde ihm in den meiſten manches geboten, was er ohne vielen Harm gut ſeyn ließ.

Wahrhaft groß erſcheint Blücher in ſeiner neidloſen freudigen Anerkennung des Verdienſtes Anderer, ſowohl ſolches, das er ſelbſt nicht theilen konnte, als auch deſſen, welches in der Bahn des ſeinigen lag. Jede würdige Erſcheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftſteller, den Kaufmann und den Künſtler, ſobald ſie ihm in der Perſönlichkeit oder in dem Namensanſehn entgegentraten, die ihren Werth ihm verſtänd-

lich machten. Das Verdienſt des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenſchaft ſeiner Mitfeldherren an: auch den Einſichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verſchiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorſam ſeine eigne Meinung, ſo lange nicht die Umſtände ihm gebieteriſch eine Selbſtſtändigkeit aufdrangen, die er dann freylich zu behaupten wußte. Aus der höchſten Prüfung gieng ſein Character rein und groß hervor in den Verhältniſſen welche, einzig in ihrer Art, erſt zu Scharnhorſt und dann zu Gneiſenau, beſonders aber zu dem letzteren, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbſterkenntniſs unterwarf er ſich der höheren Einſicht dieſer Männer, welche weniger ſeine Untergebenen als ſeine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermiſſen konnten. Scharnhorſt wurde früh von ſeiner Seite gerißen: Gneiſenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn; und welcher Antheil demſelben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchſten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, ſtets eifrig und laut verkündigt. Schon im Früheren iſt manches dieſer Art erwähnt worden. Hieher gehört aber noch das große Wort durch welches Blücher einſt die Lobreden die man ihm zum Überdruße vorgetragen, ungeduldig unterbrach: «Was iſts das ihr rühmt?» rief er wie begeiſtert; «es war meine Verwegenheit, Gneiſenaus Beſonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit.» Ein andermal, in einer großen Verſammlung, als bei Tiſch viele Trinkſprüche ſchon ausgebracht, und Sinn und Streben auf Seltſames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun was ihm kein Anderer machen könne: er wolle ſeinen eignen küſſen; das Räthſel blieb nicht lange löſt: er ſtand auf, gieng zu Gneiſenau und küſſte ihn mit herzlicher Noch bei vielen Gelegenheiten gab er holt das offne Bekenntniſs, er ſelbſt Felde nur der ausführende Arm, aber ſenau das leitende Haupt geweſen. derſeitige Freundſchaft blieb ungetrübt aus Ende, und kein Augenblick von ſucht rief jemals eine Theilung und rung deſſen herbei, was durch das ſelbſt vereint worden, und nur alſo in ſeinem vollen Werthe beſteht.

Bei aller biederen Gradheit und genen Treuherzigkeit hatte Blücher genſchaft die jenen zu widerſprechen aber in bedeutenden Characters wohl mit ihnen verbündet, ja des Feldherrn nie ganz fremd ſeyn Er verband nämlich mit jenen Eigenſchaft zugleich die liſtigſte Schlauheit triebenſte Verſchmitztheit. Sein ſcharfer ſtand hatte in den vielfachen und den Erfahrungen die ihm zu Theil einen Schatz von Welt- und Menſchenniſs geſchöpft, den ſeine Urtheilskraft zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel blick und Gewandtheit verliehen wozu die Natur ihn gemacht hatte, urſprünglich war, nicht auch oft mit wußtſeyn und Abſicht ſeyn zu wollen. Stellung welche er durch ſeine Perſönlichkeit hatte, die Wirkungen welche er ſeine Eigenart hervorbrachte, waren wohlbekannt: es war ſeiner Verſtellungskunſt die bequemſte Aufgabe, nöthigenfalls ſich ſelber zu ſpielen, wenn er ſeiner mehr bedurfte, als er dem Anlaße vorhanden war. Manchen Auftritten ſpäteren Lebens, beſonders mit Perſonen

oder bei Gelegenheiten welche ihm gering dünkten, weil sie keinen höheren sittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein solches Spiel zum Grunde, in welchem es schwer gewesen seyn dürfte, das Unechte von dem Wahren jedesmal genau zu unterscheiden: denn dieß letztere durfte nie ganz fehlen. So schien er manche Vortheile gar nicht zu beachten, die er sehr wohl schätzte, und geschickt zu erstreben wußte. So verstand er Ansehn und Gunst, sey es der Großen oder des Volkes, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf sich einströmen zu laßen schien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht selten mit besonderen Zwecken verknüpft; er wußte genau wo er damit etwas ausrichten, und hinwider alles verderben könnte; es gab Verhältnisse die er fortdauernd mit zartester Schonung behandelte, in denen er sich nie vergaß, dagegen andre in welchen er, weil er seinen Boden kannte, sich alles erlaubte, und keine Rücksicht mehr gelten ließ. In die Umstände und Lagen, deren Übergewicht er nicht bemeistern konnte, wußte er sich recht gut zu schicken, oder ihre Schwächen auszuspähen, und vermittelst dieser sich heraus zu ziehen. Weit aussehende Ränke durchzuführen wäre gleichwohl seine Sache nicht gewesen: sein Ungestüm hätte sich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherrschen laßen, seine Verstellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Arglist von Einigen beigemeßen worden, so kann dieß doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint seyn, in welchen irgend ein besonderer Ingrimm diesen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbstsucht, die unersättliche Begier nach Gewinn, laßen sich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie soll das starke Persönlichkeitsgefühl, das in der Welt als selbstsüchtig erscheint, von der Heldenzuversicht, welche die Last einer Welt auf sich nimmt, getrennt werden? wie die Geringschätzung irdischer Habe, die der Krieg täglich in ganzen Massen hin und her wirft, von dem Anspruche in so Geringem nicht immer gleich wieder die engsten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechsel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfniß nach dem Besitze großer Mittel, auf die er stets zu wenig Werth legte um sie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch kann man sagen daß das Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt. Man darf nach der treffenden Bemerkung eines nahen Beobachters nicht unerwogen laßen, wenn man Blüchern beurtheilt, daß die Zeit seiner Jugend, in welcher seine Begriffe und Gewohnheiten sich zu bilden anfiengen, an Sitten und Denkart sehr verschieden von der seines späteren Alters war. In dem Sinne jener Zeit war manche Weise des Benehmens und Handelns an welcher das jüngere Geschlecht das ihn umgab Anstoß nehmen konnte, keinem Tadel ausgesetzt. Die übereinkömmliche Ueblichkeit liefert allein den Maßstab nach welchem sich die Bedeutung derselben Handlung in verschiedener Zeit verschieden darstellt: wie Götz von Berlichingen hätte kein General des siebenjährigen Krieges verfahren dürfen; ein Feldherr aus diesem letzteren mußte gegen manche neuere Zartheit verstoßen, die sich ihm ungekannt gebildet hatte.

Blücher liebte sehr wie mündlich so auch schriftlich seine Gedanken und Meinungen

mitzutheilen. Seine Handſchrift hatte ſtarke, eckige, genugſam leſerliche Züge. Zwar er ſelbſt führte die Feder ſelten: aber er ſetzte deſto häufiger Andre in Bewegung. Die Gelegenheit einen Aufruf, eine Kundmachung oder einen gewichtigen Brief ausgehn zu laßen war ihm ſtets willkommen. Seine Aufrufe Tagesbefehle und Berichte wurden zwar von Andern, aber doch ſtets nach ſeiner Angabe verfaßt, und in keiner dieſer Schriftarbeiten möchte das ihm eigengehœrige ganz vermiſst werden. Daſſelbe iſt der Fall mit ſeinen Briefen: in allen die nur einigermaßen von Bedeutung ſind findet ſich ein Gepræge ſeines Weſens. Sein Briefwechſel war ſehr ausgebreitet, hauptſächlich während ſeines Aufenthalts in Münſter und in ſeiner letzten Lebenszeit. Aber auch die Luft zu eignen ſchriftlichen Ausarbeitungen wandelte ihn mehrmals an. Von ſeinen Denkwürdigkeiten aus dem Revolutionskriege iſt ſchon die Rede geweſen. Zu Anfang des Jahres 1805 ſchrieb er in Münſter eigenhändig «Gedanken über der Formirung einer preußiſchen Nationalarmee», worin manches Zweckmæßige geſund und billig ausgedrückt iſt: daß jeder Preuße Soldat ſeyn ſolle, die Dienſtzeit verkürzt, der Sold erhœht, die Behandlung verbeßert werden müße u. dgl. m. Von der ſpæteren Unparteylichkeit, in welcher ihm der Bürgerſtand mit dem Kriegerſtande vereint und gleichgeſtellt erſchien, findet ſich in dieſem und einigen Aufſätzen der næchſtfolgenden Zeit noch keine Spur. Im Gegentheil, er dringt auf entſchiedenen Vorzug des Kriegerſtandes, und äußert bitter ſein Miſsvergnügen daß die Civilbeamten im Ganzen nach ſeiner Meinung verhältniſsmæßig ſo viel reichlicher bedacht wæren. Gleichfalls von Blüchers eigner Hand iſt ein Aufſatz der wahrſcheinlich in der Zwiſchenzeit von 1807 bis 1813 geſchrieben worden, und de Titel führt «Bemerkungen über der Inſtruktion, der einzelnen Ausarbeitung und de Exercirens der Kavallerie betreffend», ein Reihe von Sätzen denen practiſche Richtigkeit beiwohnen mag, aber ſchwerlich fand ein Vorzug, auch nicht der Neuheit od Eigenheit: dieſe Blätter ſind nur in ſo fern bemerkenswerth, als Blücher einen unverhältniſsmæßigen Werth auf ſie legte, gleichſam als ſey darin ein Schatz kriegskundiger Einſicht und Erfahrung niedergelegt; er that ſich auf dieſe Arbeit viel zu Gute, ſprach davon mit Bedeutung, und gewahrſcheinlich in dieſem einzigen Be einen Vorſchmack des Vergnügens auch in Regionen des gelehrten Offiziers nicht ganz fremd zu ſeyn. Doch die Welt iſt billiger, und hat dem Manne der That die Forderung theoretiſcher Meiſterſchaft wie keinen Augenblick aufgebürdet. Bei dieſem Anlaße ſey hier noch ein Zug angeführt, der ſogleich mit Einem Blick mit im ganzen Umfange das Verhältnis überſchauen läßt in welchem Blücher zu den Landkarten ſtand, dieſem in der neueren Kriegskunſt ſo überaus wichtig gewordenen Artikel. Er beſaß eine kleine Nürnberger Karte, auf welcher nach alter Sitte die Stædte ſtark mit Roth bezeichnet waren dieſe Karte zog er dann bei Gelegenheit hervor, und ſuchte ſich auf ihr zurecht zu finden. Einesmals hatte ein Adjutant ihm eine etwas verwickelte Truppenbewegung anzugeben: Blücher wußte ſich Rath, und legte die Karte auf den Tiſch; dem einen alsbald gefundenen Ort auf den er anzudrückte er den einen Finger des Adjutanten zum Zeichen auf um während weiteren Suchens jenen nicht zu verlieren; ein zweyter Finger deſſelben mußte den zweyten Ort feſthalten: aber es war noch ein dritter

Punct anzumerken, und der erſte Finger wollte ſchon auf dieſen überſpringen: doch kaum nahm Blücher das wahr, als er eiligſt denſelben auf der alten Stelle zurückhielt, und indem er die Worte brummte »Will er wohl ſtill halten!« ſeine ſchon in gröſter Gefahr ſchwebende Orientierung rettete. Es wird niemand läugnen daß in dieſem und ähnlichen Zügen für Blüchers Weſen die anmuthigſte Bezeichnung liegt.

AUS BARTHOLD GEORG NIEBUHRS ROEMISCHER GESCHICHTE.

ANFANG UND ART DER ÄLTESTEN GESCHICHTE.

. . . . . .

Zweyerley gab in den arithmetiſchen Umriß der kœniglichen Zeit, ehe gradezu erdichtet ward, Ereigniſſe und Inhalt: die Formen des Staats, ſeines Rechts, und Einrichtungen welche den einzelnen Kœnigen zugeſchrieben wurden; und Sagen von ihren Thaten. Jene haben die früheſten Annaliſten wohl nur ſehr wenig beſchäftigt, wie reich auch der Stoff für die ſpæte Zeit ward. Um ſo viel älter ſind die Sagen: ihr Urſprung geht weit über die Herſtellung der Annalen hinaus.

Daß ſie in Liedern von Geſchlecht auf Geſchlecht überliefert wurden, daß ihr Inhalt nicht urkundlicher ſeyn kann als der eines jeden andern durch Geſang erhaltnen Gedichts von den Thaten der Vorzeit, iſt kein neuer Gedanke. Bald ſind anderthalb Jahrhunderte verfloſſen, ſeitdem Perizonius ihn ausſprach, und darthat daß bey den alten Rœmern die Sitte geweſen wære, am Gaſtmahl das Lob großer Männer zur Flœte zu ſingen: welches Cicero nur aus Cato wußte, der, wie es ſcheint, davon als einem nicht mehr beſtehenden Gebrauch redete. Die Gäſte ſelbſt ſangen der Reihe nach; alſo ward erwartet daß die Lieder, als Gemeingut der Nation, keinem freyen Bürger unbekannt wæren. Nach Varro, der ſie alt nennt, ſangen ſittſame Knaben, bald zur Flœte, bald ohne Muſik. Der eigenſte Beruf der Camenen war das Lob der Alten zu ſingen: und unter dieſen auch der Kœnige. Denn nie hat das republikaniſche Rom ſich ſelbſt um ihr Andenken verarmt, ſo wenig als es ihre Statuen aus dem Capitol entfernte; in den ſchœnſten Zeiten der Freyheit war ihr Andenken ehrwürdig und gefeyert.

Wir ſind durchgehends ſo abhängig von der Zeit der wir angehœren, beſtehen ſo in und durch ſie als Theile eines Ganzen, daß der næmliche Gedanke einmal hinreicht um Geiſt, Tiefe und Kraft des Mannes zu meſſen, in dem er erwachte, — und zu einer andern Zeit allen nahe gebracht iſt, und nur zufällig einer vor Andern veranlaßt wird ihn zu äußern. Perizonius wußte von Heldenliedern nur aus Büchern; daß er von noch lebenden, oder aus dem Munde des Volks

niedergeſchriebenen, jemals gehört haben ſollte, iſt für ſein Zeitalter gar nicht denkbar: — er erlebte es noch, vernahm es vielleicht auch, aber es war ſchon ein Vierteljahrhundert ſeit der Erſcheinung ſeiner Forſchungen verfloſſen, als Addiſon die ſtumpf gewordenen Gebildeten weckte, in Chevychace das ächte Gold eines Gedichts mit dem Volk zu erkennen. Für uns waren die Heldenlieder Spaniens, Schottlands und Scandinaviens ſchon längſt Gemeingut; es war unſer nationales epiſches Gedicht ſchon wieder in die lebendige Litteratur zurückgekehrt: und jezt, da wir die ſerbiſchen, und, den Schwanengeſang der hingemordeten Nation, die griechiſchen Lieder, vernehmen; jezt, wo jeder weiß wie Poeſie in jedem Volk lebt bis metriſche Formen, fremde Vorbilder, ein tägliches Leben voll mannichfaltiger Wichtigkeit, allgemeine Muthloſigkeit oder Üppigkeit, ſie ſo erſticken, daß eben von den dichteriſchen Geiſtern nur ganz wenige ſich Luft machen: vielmehr undichteriſche mit analogen Geſchicklichkeiten ſich manchmal der Kunſt bemächtigen: — jezt bedarf es der Antworten auf leere Einreden gar nicht mehr. Wer in dem Epiſchen der römiſchen Geſchichte die Lieder nicht erkennt, der mag es: er wird immer mehr allein ſtehen: hier iſt Rückgang für Menſchenalter unmöglich.

Eine von den mannichfachen Formen der römiſchen Volksdichtung waren die Nenien, das Lob der Hingeſchiedenen, bey den Leichenbegängniſſen zur Flöte geſungen, wie es in den Gedenkreden erzählt ward. An griechiſche Threnen und Elegien iſt hier nicht zu denken: in Roms alter Zeit galt es nicht ſich weich zu ſtimmen, und den Todten zu beweinen; ſondern ihn zu ehren. Wir haben alſo dabey Gedächtnißlieder zu denken, wie ſie bey den Gaſtmählern geſungen wurden: ja vielleicht waren die leztern keine andere als die am Ehrentage des Todten zuerſt gehört worden. Und ſo möchten wir, ohne zu beachten, im Beſiz ſolcher Lieder ſeyn die Cicero für ganz verloren achtete: denn es wird doch wohl kaum ein Zweifel gegen den Gedanken erhoben werden können, daß die in Verſen gefaßten Inſchriften auf den älteſten Särgen in der Gruft der Scipionen nichts anderes ſind als, ſey es die rauhe Nenie, oder der Anfang derſelben. In dieſen Gedenkſchriften zeigt ſich eine Eigenthümlichkeit jeder Volkspoeſie, die vorzüglich in der neugriechiſchen auffallend ſtark hervortritt. Ganze Verſe und Gedanken, den Elemente der dichteriſchen Sprache, einzelne Worte: ſie gehen aus allgemein verbreiteten älteren Stücken hinüber in neu entſtehende; geben ihnen, wenn auch der Sprache einem großen Stoff nicht genügt, die dichteriſche Farbe und Haltung. So las Cicero auf dem Grab des Calatinus: *hunc plurimi consentiunt gentes populi primarium fuisse virum*; wir auf dem des L. Scipio, des Barbatus Sohn: *hunc unum plurimi consentiunt R(omani) bonorum optumum fuisse virum.*

Verſchieden von dieſen in Form, und von großem Umfang, theils zu einem Ganzen verbunden, theils einzelne nicht nothwendig zuſammenhängende Lieder, waren die, woraus in proſaiſche Erzählung aufgelöſt was für uns Geſchichte der römiſchen Könige heißt. Die von Romulus bildet für ſich eine Epopœe; von Numa können nur kurze Lieder geweſen ſeyn. Tullus, die Geſchichte der Horatier und der Zerſtörung von Alba dies bildet ein epiſches Ganzes wie das Gedicht von Romulus; ja hier hat Livius (I. 24) ein Bruchſtück des Gedichts unverfehrt erhalten, in den lyriſchen Numeri des alten römiſchen Verſes. Hingegen was von Ancus erzählt wird, hat keinen Anflug von poeti-

ſcher Farbe. Dann aber beginnt mit L. Tarquinius Priſcus ein großes Gedicht, und endigt mit der Schlacht am Regillus; und dieſes Lied der Tarquinier iſt noch in ſeiner proſaiſchen Geſtalt unbeſchreiblich dichteriſch; eben ſo eigentlicher Geſchichte ganz unähnlich. Tarquinius Ankunft zu Rom als Lucumo: ſeine Thaten und Siege: ſein Tod: dann Servius Wundergeſchichte: Tullias Frevelhochzeit: des gerechten Kœnigs Mord: die ganze Geſchichte des lesten Tarquinius: die vorbereitenden Wahrzeichen ſeines Falls: Lucretia: Brutus Verſtellung: ſein Tod: Porſennas Krieg: endlich die völlig homeriſche Schlacht am Regillus; bilden eine Epopœe, die an Tiefe und Glanz der Phantaſie alles weit zurückläßt was das ſpætere Rom hervorbrachte. Sie theilt ſich, fremd der Einheit des vollkommenſten griechiſchen Gedichts, in Abſchnitte welche den Aventüren des Nibelungenlieds entſprechen: und hätte je einer die Kühnheit ſie als Gedicht herſtellen zu wollen, ſo würde er ſehr fehlen wenn er eine andre Form erwählte als dieſe hœchſt edle Geſtalt.

Dieſe Lieder ſind viel ält er als Ennius, welcher ſie in Hexameter umformte, und in ihnen Stoff für drey Bücher fand: er, der ernſthaft glaubte Roms erſter Dichter zu ſeyn, weil er die alte einheimiſche Poeſie ignorirte, verachtete und mit Erfolg unterdrückte. Ich werde an einem andern Orte von dieſer, und ihrem Untergang reden: hier iſt nur noch eine Bemerkung nœthig. So alt wie der epiſchen Lieder Grundſtoff unſtreitig war, ſo ſcheint die Form worin ſie beſtanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, verhältnißmæßig jung. Wenn die pontificiſchen Annalen die Geſchichte für die Patricier verfälſchten, ſo herrſcht in dieſer ganzen Dichtung plebejiſcher Sinn, Haß gegen die Unterdrücker, und ſichtbare Spuren daß, als ſie geſungen ward, plebejiſche Geſchlechter ſchon groß und mächtig waren. Numas, Tullus, Ancus und Servius Landanweiſungen ſind alle in dieſem Sinn verſtanden: alle Lieblingskœnige begünſtigen die Freyen: der plebejiſche Servius iſt nœchſt dem heiligen Numa der vortrefflichſte: als Mitſchuldige an ſeiner Ermordung erſcheinen die Patricier gräßlich: Tarquinius, des Vaters, rœmiſche Gattin Gaja Cæcilia iſt Plebejerinn, den Metellern verwandt: der Gründer der Republik und Mucius Scævola ſind Plebejer: unter den Andern ſtehen nur die Valerier und Horazier edel da; der Gemeinde befreundete Geſchlechter. Auch möchte ich dieſe Gedichte, wie wir ihren Inhalt kennen, nicht über die Herſtellung der Stadt nach dem Galliſchen Unglück, und dieſes als den früheſten Zeitpunkt, hinaufſetzen. Die Mitte des fünften Jahrhunderts konnte, wie die goldne Zeit der Kunſt, ſo auch die der Dichtung ſeyn. Auf ſolche Zeit deutet auch die Befragung des pythiſchen Orakels. Die Erzählung, wie der leste Kœnig ſeinen Sohn ſymboliſch angewieſen habe die vornehmen Gabiner wegzuſchaffen, iſt ein griechiſches Mährchen bey Herodot: eben ſo findet ſich Zopyrus Liſt wiederholt: alſo muß man Kenntniß griechiſcher Sagen annehmen, warum nicht des Herodot unmittelbar?

DIE SAGE VON CORIOLANUS.

Cnæus Marcius war mit dem Lager vor Corioli als die Volſker von Antium kamen die Stadt zu entſetzen. Während ſie mit den rœmiſchen Völkern ſtritten, fielen die Belagerten aus der Stadt: Marcius widerſtand dieſen, und da ſie ſich wandten, drang er mit ihnen durch das Thor, und gewann den Ort. Das Jammergeſchrey der Wehrloſen,

und die auflodernde Flamme verkündete den Heeren die Entſcheidung, und die Antiater wichen von der zweckloſen Schlacht. Beyde Siege des nämlichen Tags verdankte Rom dem Coriolanus; welchen Beynamen die Meynung der Nachkommen von jener Eroberung ableitete: von der Zeit an war ſein Anſehen groß vor dem Senat und den Bürgern, aber ſein Hochmuth beleidigte die Gemeinde. Als einſt die Tribunen den Conſuln gewehrt hatten Kriegsvolk auszuheben, bot er ſeine eigenen Hœrigen auf, und lud Freywillige ein; mit dieſen fiel er in die Landſchaft der Antiater, gewann große Beute, und theilte ſie unter ſein Gefolge. So fürchteten ihn die Plebejer, und verweigerten ihm das Conſulat: darüber zürnte er unverſöhnlich.

Darnach begab es ſich daß Hungersnoth herrſchte: viele von der Gemeinde verkauften ſich mit ihren Kindern, andere ſtürzten ſich in den Fluß, manche wanderten in die Fremde: die Geſchlechter litten nicht, und verſorgten auch ihre Hœrigen. Endlich kam Getreide über das Meer aus Sicilien; ein Theil gekauft, ein Theil Gabe des griechiſchen Kœnigs: da rathſchlagten ſie im Senat ob es der Gemeinde umſonſt gereicht, oder verkauft werden ſolle: Coriolanus rieth die Vorræthe verſchloßen zu halten, wofern ſie nicht dem Tribunat entſagten. Das ward laut, und der Grimm des Volks entbrannte: der Schuldige wære zerriſſen worden, wenn die Tribunen ihn nicht vor das Gericht der Tribus geladen hätten; ſo war er frey unter dem gemeinen Frieden bis zum dritten Markttag. Er ſelbſt trotzte und höhnte: Vettern und Blutsfreunde flehten um ſeine Begnadigung: mancher ließ ſein Herz erweichen, manchen jammerten die ritterlichen Thaten: neun Tribus erließen die Strafe, zwölf ſprachen die Verurtheilung aus.

Coriolanus wandte ſich nach Antium, ſeinem Gaſtfreund, Attius Tullius, den k nig der Volſker, um dort als Municeps Exilium zu leben. Er verhieß ihnen ſ Arm gegen die Rœmer, und ſie verliehen die hœchſten Bürgerrechte, Sitz im Rath der Stadt, und ernannten ihn zum Feldher Zuerſt erſchien er vor Circeji: die Tyrrh öffneten ihre Thore, die rœmiſchen Colo mußten weichen: Volſker nahmen ihre S len ein, die Einheimiſchen blieben unbe trächtigt. Im nächſten Feldzug überz die latiniſchen Orte zwiſchen der See u der nachmaligen appiſchen Straße: Satri Longula, Polusca, Corioli, Mugilla: Stadt vor der er erſchien ward überwäl oder ergab ſich: auch Lavinium, die bei Stadt der Latiner. Dann führte er ſein H gegen die Stædte an der Latina, auf de Queerwegen welche ſie nachher mit der Ap pia verbanden, und das latiniſche Land durchſchneiden: dort fielen Corbio, Vitelli Trebia, Lavici, Pedum vor ſeinen Waffen das geſammte Latium ſchloß ſich ihm a Da waren die Rœmer ohne einigen Genoſſen in der weiten Welt, und unter ſich voll Argwohn und Zorn, neben dem alten Ha der; die Patres warfen den Plebejern vo daß ſie Coriolanus gezwungen hätten den Vaterland feind zu werden, die Plebejer je nen daß ſie ihm Vorſchub thæten und ver riethen. Er nahm ſein Lager wo die Ha rana die latiniſche Straße durchſchneidet fünf Millien von der Porta Capena, wo die Horatier mit den Curiatiern gekämpft hat ten, wo der Umgang der Ambarvalien ge halten ward. Innerhalb dieſer alten inaugu rirten Gränze von Rom und Alba lag das Landeigenthum ſeiner Standesgenoſſen: jen ſeits derſelben hatte er die Hœfe der Plebejer niederbrennen laſſen, die patriciſchen geſchont. Dem Populus hatte er noch nicht abgeſagt.

Es war unmœglich ein Heer gegen ihn zu bilden: die Plebejer fchrieen laut, man wolle ihn nur dem Landesfeind überliefern: eben fo wenig hielten redliche Bürger den weitläufigen Umfang der Stadt gegen treulofe Öffnung einer Pforte ficher. Der Senat befchloß, die Curien beftætigten, feine Herftellung als rœmifcher Bürger: die Zuftimmung der Gemeinde fehlte nicht: wie ftreng nunmer das erwartete Gericht feyn mochte, die meiften von der Menge konnten hoffen ihm zu entgehen, aber das Schickfal einer mit dem Schwerdt gewonnenen Stadt drohte auch dem Geringften. Fünf Confulare überbrachten den Befchluß. Doch Coriolanus dachte nicht an fich allein. Er forderte für die Volfker Zurückgabe der ihnen entriffenen Landfchaften, und Abrufung der dort angefiedelten Colonen, Bündniß und Municipium. Sich zu entfchließen geftattete er den Rœmern die fetialifchen Friften von dreyßig und drey Tagen: waren diefe verlaufen, ohne daß die Forderung gewährt war, fo lag es in feiner Bruft fich zu entfcheiden; wie, wenn ein Staat Fetialen ausgefandt hatte, alsdann die Alten im Senat Rath pflogen, ob fie das Unrecht fofort ahnden, oder noch Langmuth üben wollten.

Die Forderung ift, wie die Folge zeigen wird, nichts anders als eben das Opfer wodurch Rom im Jahr 295 den Frieden mit den Volfkern zu erkaufen die Weisheit hatte: es ift unmœglich fich des Unwillens gegen Dionyfius und ähnliche Rhetoren zu erwehren welche, überzeugt daß Rom nur diefe Bedingungen durch erniedrigendes Betteln abzuwenden geftrebt habe, in der Hartnækigkeit Eroberungen nicht aufzugeben fogar Großartigkeit fehen; die ein verftændiger Beurtheiler nicht einmal dann darin finden würde, wenn fie mit dem Entfchluß lieber umzukommen verbunden wære. Eben fo wenig hätte Coriolanus von der Nachwelt als ein gerechter und heiliger Mann gefeyert werden können, weil er fich bewegen laffen an dem Volk welches ihn aufgenommen untreu zu werden, indem er die Rœmer mit Erfüllung einer billigen Forderung verfchonte; fie hätten allenfalls dem guten Glück der Stadt danken mœgen. Allein es war ein ganz anderes Unglück welches drohte: ein folches daß die Republik ohne Schmach dem verfeindeten Sohn fußfällig flehen konnte es nicht über fie zu bringen, die Gefchichte hat es, gefliffentlich oder zufällig, verfchwiegen. Das grœßte, nach feindlicher gewaltfamer Einnahme, war die fiegende Rückkehr der aus einer freyen Stadt Verbannten, welche ihr veräuffertes Eigenthum, und Rache als ein gebührendes Recht forderten. Die allermeiften waren in langjährigem äufferftem Elend zu wahren Banditen geworden, deren Benennung aus folchem Schlag entftanden ift: weshalb fie ausgeftoßen worden, war vergeffen: der Ghibellin und der Bianco ftanden unter denfelben Fahnen; und der landflüchtige Schuldner oder Verbrecher ward nicht verfehmæht wenn er rüftig war. Daß Rom damals viele Verbannte zählte zeigt das Abentheuer des Ap. Herdonius: Söhne der Tarquinifchen, verwegene Patricier und Plebejer, bunt gemifcht. Für diefe Unglücksgefährten forderte Coriolanus Herftellung wie für fich felbft: das ift fo unzweifelhaft gewiß als ob es von allen Zeugen berichtet würde. Eine fchreckliche Forderung für Alle in der Stadt, die nicht Zerftœrung wünfchten, ohne Unterfchied der Parthey: warme Anhænger, die ihm, wenn Senat und Curien in ihrem Anfehen erhalten, die plebejifchen Freyheiten vertilgt wæren, kœnigliche Gewalt gern übertragen haben würden, hätten ihn nur mit Zittern als Haupt einer Bande einziehen fehen können, die mit glei-

cher Verachtung auf Bürgerſchaft und Gemeinde blickte; die ſich, wenn er ſein Leben wagen wollte, nicht von Miſſethaten hätte zurückhalten laſſen wie Rom beſtimmt war ſie von den Schaaren des Marius und Cinna zu erleiden. Sie waren aber ſein Volk geworden: wie konnte er ſich von ihnen trennen?

Ihn zu Erbarmen zu bewegen kamen die zehn Erſten des Senats, als die dreyßigtägige Friſt um war, vor ſein Tribunal. Sie wurden mit Bedrohungen fortgeſandt wenn ſie wiederkämen ohne unbedingte Unterwerfung zu bringen. Am folgenden Tage erſchienen die Flamines, die Pontifices, die Augurn, alle andre Prieſtercollegien, im Ornat ihrer Ämter: auch ſie flehten vergebens im Namen von Allem was ihnen und ihm heilig war. Wenn nun am dritten Tag die Sonne unterging ohne daß er ſeinen Sinn geändert hatte, ſo führte er am folgenden Morgen ſein Heer über die noch nicht betretene Gränze, gegen die hülfloſe und verrathene Stadt.

Da ward Rom zum zweytenmal d die Frauen gerettet. Als die letzte Gef ſchaft zogen die edelſten Matronen, gef von Coriolanus betagter Mutter Veturia s ſeinem Ehegemahl Volumnia, ihre Kind an der Hand, in ſein Lager. Ihre W klagen, der Mutter gedrohter Fluch, b ten ſeinen Sinn: er entſagte der Heimk die er den Genoſſen nicht gewähren kan Mutter, ſprach er unter heißen Thränen, haft gewählt zwiſchen Rom und dem eig Sohn: mich ſiehſt du nimmer wieder: m ſie es dir danken! — Als die Frauen ſchieden waren brach er auf und entli Heer. Er lebte unter den Volſkern b einem hohen Alter; man hat ihn oft kl hören, erſt der Greis fühle wie elend das Le in der Fremde ſey. Als ihn der Tod er hatte, haben die Matronen ein ganzes Jahr u ihn Leid getragen wie um Brutus und Publ la: die Nachwelt hat ihn als einen heiligen u gerechten Mann geehrt, und billig er hat d Schuld ſeiner Jugend tauſendfach verſöhnt

FRIEDRICH LUDWIG GEORG VON RAUMERS

GESCHICHTE DER HOHENSTAUFEN.

AUS DEM ACHTEN BUCHE ZEHNTEN HAUPTSTÜCK.

HINRICHTUNG CONRADINS.

Der Pabſt, welcher ſich über die Niederlage Conradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Vorausſicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken daß das neue Glück die alte böſe Natur ſeines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederh auf eine ſo würdige als dringende W zur Milde und Beßerung. Anſtatt aber di Ermahnungen ſolcher Art dieſen Menſch von ſeiner verwerflichen Bahn ablenken ſo ten, beſtärkten ſie ihn nur in ſeinem finſtern Frevelmuthe, und führten höchſtens zu den boshaften Verſuche Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteyiſchem leidenſchaftloſem rechtlichem Wege, ſo hieß es jetzo, müße über das Schickſal der Gefangenen von Luſtura entſchieden werden: deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche unterſuchen und das Urtheil ſprechen ſollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beiſtimmen, Conradin ſey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an ſeinem rechtmäßigen Könige, und gleich allen ſeinen Freunden und Mitgefangenen des Todes ſchuldig. Als die Richter dieſe Anklage hörten, erſchraken ſie ſehr, wagten aber, der wilden Grauſamkeit Karls eingedenk, lange nicht ihre entgegengeſetzte Anſicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und ſagte mit lauter und feſter Stimme: »Conradin iſt nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, ſondern im Glauben und Vertrauen auf ſein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er verſuchte ſein angeſtammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er iſt nicht einmal im Angriff, ſondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene ſchonend zu behandeln gebietet göttliches wie menſchliches Recht.« Erſtaunt über dieſe unerwartete Erklärung, wandte König Karl, das niedrige Geſchäft eines Anklägers ſelbſt übernehmend, und ſeine Behandlung Benevents vergeßend, hiegegen ein daß Conradins Leute ſogar Klöſter angezündet hätten; worauf aber Guido ungeſchreckt erwiederte: »Wer kann beweiſen daß Conradin und ſeine Freunde dieß anbefohlen haben? Iſt nicht Ähnliches von andern Heeren geſchehen? Und ſteht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?« Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtiſch geſinnten Robert von Bari, ſprachen itzt Conradin und ſeine Gefährten frey; welches preiswürdige Benehmen den König indeſs ſo wenig zur Mäßigung und Beſonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenſchaft jeden Schein von Form und Recht zerſtörte, und frech jener einzelnen Knechtesſtimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen ausſprach.

Als Conradin dieſe Nachricht beim Schachſpiel erhielt, verlor er die Faßung nicht, ſondern benutzte gleich ſeinen Unglücksgefährten die wenige ihnen gelaßene Zeit um ſein Teſtament zu machen und ſich mit Gott durch Beichte und Gebet auszuſöhnen.

Unterdeſs errichtete man in aller Stille das Blutgerüſt dicht vor der Stadt, nahe bei dem ſpäter ſo genannten Neuen Markte und der Kirche der Carmeliter. Es ſchien als ſey dieſer Ort boshaft ausgewählt worden um Conradinen alle Herrlichkeit ſeines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier ſo ſchönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der dieſen herrlichſten aller Meerbuſen einſchließende Zauberkreis von Portici Caſtellamare Sorrento und Maſſa ſtellt ſich, durch den blendenden Glanz ſüdlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erſtaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken ſich erhebende ſchwarze Haupt des Veſuv, und rechts begränzen den Geſichtskreis die ſchroffen zackigen Felſen der Inſel Capri, wo einſt Tiberius, ein würdiger Genoße Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwey Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgeſtreif-

ten Ärmeln ſchon ihrer wartete. Nachdem Kœnig Karl in dem Fenſter einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, ſprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf deſſen Befehl: «Verſammelte Männer! Dieſer Conradin, Konrads Sohn, kam aus Deutſchland um als ein Verführer ſeines Volks fremde Saaten zu ärndten und mit Unrecht rechtmäßige Herſcher anzugreifen. Anfangs ſiegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Kœnigs Tüchtigkeit der Sieger zum Beſiegten, und der, welcher ſich durch kein Geſetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Kœnigs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniſs der Geiſtlichen und nach dem Rathe der Weiſen und Geſetzverſtändigen über ihn und ſeine Mitſchuldigen als Räuber Empœrer Aufwiegler Verræther das Todesurtheil geſprochen, und damit keine weitere Gefahr entſtehe, auch ſogleich vor Aller Augen vollzogen.»

Als die Gegenwärtigen dieß ſie groſſtentheils überraſchende Urtheil hœrten, entſtand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherſchte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Kœnigs eigener Schwiegerſohn, ein ſo ſchœner als edler Mann, ſprang ſeinem gerechten Zorne freyen Lauf laßend hervor, und ſprach zu Robert von Bari «Wie darfſt du frecher ungerechter Schurke einen ſo großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?» und zu gleicher Zeit traf er ihn mit ſeinem Schwerte dergeſtalt, daß er für todt hinweg getragen wurde. Der Kœnig verbiß ſeinen Zorn, als er ſah daß die franzœſiſchen Ritter des Grafen That billigten: das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Conradin daß man ihm noch einmal das Wort verſtatte, u ſprach mit großer Faßung «Vor Gott b ich als Sünder den Tod verdient: hier b werde ich ungerecht verdammt. Ich fr alle die Getreuen, für welche meine V fahren hier väterlich ſorgten, ich frage a Häupter und Fürſten dieſer Erde ob d des Todes ſchuldig iſt, welcher ſeine u ſeiner Völker Rechte verteidigt? Und wo auch ich ſchuldig wære, wie darf man d Unſchuldigen grauſam ſtrafen, welche, a nem Anderen verpflichtet, in leblicher T mir anhiengen?» Dieſe Worte erreg Rührung, aber keine That; und der, fen Rührung allein hätte in Thaten ü gehen können, blieb nicht bloß un nert gegen die Gründe des Rechts, ſon auch gegen die Eindrücke, welche Stan Jugend und Schœnheit der Verurthei auf jeden machten. Da warf Conradin ſe nen Handſchuh vom Blutgerüſte hinab, d mit er dem Kœnige Peter von Aragon als ein Zeichen gebracht werde daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien üb trage. Ritter Heinrich Truchſeß von Wa burg nahm den Handſchuh auf, und erfu den letzten Wunſch ſeines Fürſten.

Dieſer, aller Hoffnung einer Änderung ungerechten Spruches beraubt, umarmte ſeine Todesgenoßen, beſonders Friedrich von Oe ſterreich, zog dann ſein Oberkleid aus, un ſagte, Arme und Augen gen Himmel hebe «Jeſus Chriſtus, Herr aller Creaturen, Ehr der Ehren! Wenn dieſer Kelch nicht v mir vorübergehen ſoll, ſo befehle ich m nen Geiſt in deine Hände!» Jetzo hauc er nieder, rief aber dann noch einmal, ſich empor richtend, aus «O Mutter, welche Leiden bereite ich dir!» Nach dieſen Wor ten empfieng er den Todesſtreich. Al Friedrich von Oeſterreich das Haupt ſeine

Freundes fallen ſah, ſchrie er in unermeßlichem Schmerze ſo gewaltſam auf, daß Alle anfiengen zu weinen. Aber auch ſein Haupt fiel; auch das des Grafen Gerhard von Piſa. Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für ſich und ſeine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Løſungsſumme geboten: der Kœnig rechnete ſich aus dem Einziehen aller Gäter der Ermordeten einen großern Gewinn heraus; auch überwog ſein Blutdurſt noch ſeine Habſucht. Denn er befahl itzt ausdrücklich daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in deſſen Armen, und dann erſt er ſelbſt getœdtet werde. Nach dieſen mordete man noch mehre: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen ſollen? Nur im Allgemeinen findet ſich bezeugt daß über tauſend allmählich auf ſolche Weiſe ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, ſondern am Strande des Meeres oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verſcharrt.

Zu all dieſen herzzerreißenden Thatſachen, die man nach genaueſter Prüfung als geſchichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt was den ſchœnen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, ſo heißt es zum Beiſpiel, ſchoß nach Conradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog ſeinen rechten Flügel durch das Blut, und erhob ſich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er ſich nicht rühmen könne ſolche Fürſten enthauptet zu haben, von einem andern niedergeſtoßen. Die Stelle des Richtplatzes iſt, ein ewiges Andenken der thrænenwerthen Ereigniſſe, ſeitdem immer feucht geblieben.

KARL FRIEDRICH VON RUMOHR.

AUS DER ABHANDLUNG ÜBER DEN GEMEINSCHAFTLICHEN URSPRUNG DER BAUSCHULEN DES MITTELALTERS.

Im dritten Theil der Italiœniſchen Forſchungen.

VORGERMANISCHE UND GERMANISCHE BAUART. 1100—1450.

In der herſchenden Bauart des zwölften Jahrhunderts hatten wir nur etwa die Kuppeln über der Durchkreuzung der Schiffe aus byzantiniſchen Vorbildern ableiten kœnnen, darin keinen ausreichenden Grund gefunden die neu aufgekommene Benennung Byzantiniſche Architectur, welche falſchen Deutungen unterliegt, anzuerkennen. Treffender und minder bedenklich iſt ohne Zweifel der früher übliche Name Vorgothiſche Bauart, inſofern er nœmlich das Weſen der-

ſelben, welches in der Tendenz beſteht, aus der um wenig ſpæter die ſogenannte Gothiſche Architectur ganz ausgebildet hervorgegangen iſt, ganz richtig bezeichnet. Nach dem oben gemachten Vorſchlage die in der ganzen Chriſtenheit vom Jahr 1000 bis gegen 1500 herſchende Bauart, welche man bisher die Gothiſche genannt, die Germaniſche zu nennen, möchte jene vorangehende daher dem entſprechend am ſchicklichſten als die Vorgermaniſche bezeichnet werden können.

Ihren mittelbaren Urſprung aus der alten chriſtlich-rœmiſchen Baufchule haben beide Style nie ſo ganz verläugnet. Der erſte bewahrt noch gar manches rœmiſche Geſims und Capitæl; beide aber bleiben im Hauptentwurfe den Baſiliken Rotunden und regelmæßigen Polygonformen der antiken Baukunſt getreu. Die allmählige Umgeſtaltung ergab ſich aus climatiſchen Forderungen, oder aus veränderten Lebensgewohnheiten. Gewiſs war der offene hölzerne Dachſtuhl der alten Baſiliken, mit welchem man auch im Norden ſich lange beholfen, hier dem Clima nicht angemeßen, mußte daher zeitig durch Gewölbe erſetzt werden. Dieſe wurden in den älteren Zeiten über mächtigen Grund- und Widerlagen und etwas niedrig angelegt. Der Wunſch die ſchwerendrückenden Gewölbe zu erhœhen ergab ſich aus dem Gefühle. Bei ſteigender Bildung fand die Kunſt in der Theorie, oder doch in der Erfahrung, Mittel die Fülle die gewölbte Decke der Kirchen hœher und hœher zu legen ohne deshalb die Mauern und Stützen, denen man früherhin eine mehr als erforderliche Stärke gegeben, noch ſchwerfälliger und maſſiger anzulegen. So ſehen wir während des eilften, noch mehr im zwölften Jahrhunderte die Schiffe der Kirchen immer ſchlanker in die Hœhe ſich erheben; bis ſie zuletzt Verhältniſſe erreichen welche d nachfolgende, ſogenannte Gothiſche Arc tectur nur in einzelnen Fällen bemerkl überſtiegen hat.

Die veränderten Verhältniſſe machten d auch veränderte Zierden unerläßlich. I Italien, beſonders in Toſcana, hatte ma von antiken Muſtern umgeben, verſucht d Außenſeiten der Kirchen gleichſam in v ſchiedene Plane zu theilen. Die nordiſch Architecten hingegen entwarfen ihre Z den unabhängig von beſchränkenden u irreleitenden Vorbildern, entwickelten i vielmehr aus den Motiven welche die V hältniſſe und die Conſtruction ihrer Gebä darboten. Wenn jene die Hœhe der K chen in verſchiedene Plane theilten, ſuch dieſe im Gegentheil das Dach und d deckende Gewölbe mit dem Sockel des G bäudes in unmittelbaren anſchaulichen Z ſammenhang zu bringen. Dieſen Zweck e reichten ſie im Inneren der Kirchen durc ſchmale, wenig erhobene Pilaſter, welch im Mittelſchiffe vom Fußgeſtelle der Säule dieſe theilend, ſogar ihr Capitæl durch ſchneidend, bis zur Gewölbdecke hinaufe und hier bald ſcheinbar, bald auch wirk lich dem Anſatze des Gebäudes eine Stütz darbieten. An den Außenſeiten ſchlofs ſich flache, etwas bandenartige Pilaſter wo ſie die Hœhe der Mauer gewannen, a eine Reihe bogenförmig verbundener, gleich flacher Tragſteine, welche längs dem Dach ein ganz hübſches Gebälke bilden.

Die Bauart des zwölften Jahrhunderts ſt demnach in ihren ſchlanken Verhältniſſen in ihrer ganz ſinnreichen Verknüpfung de Sockels der Hauptmauern mit dem Gebälke der Baſamente von Säulen und Pilaſtern mi den Anſätzen der Hauptgewölbe, gleichſam der erſte allgemeinſte Entwurf der germaniſchen; dieſe nur etwa deren weitere Au-

bildung ins Einzelne und Mannichfaltige. Verfolgen wir die allmählich fortfchreitende Entwickelung der germaniſchen Architectur von ihren erſten, noch furchtſamen erprobenden Verſuchen bis zur Höhe ihrer vollendeten Ausbildung.

Wie die vorgermaniſche Bauart durch ihre ſchlanken Verhältniſſe, durch ihre Verknüpfungen entlegener Theile der Conſtruction der erſte, ſo war der zweyte Schritt zur Begründung des neuen architectoniſchen Syſtemes unſtreitig die Anwendung des ſpitzen oder aus Segmenten zuſammengeſetzten Bogens.

Alle ſtrengeren Forſcher ſtimmen darin überein, daß nicht früher als innerhalb der erſten Decennien des dreyzehnten Jahrhunderts der ſpitze Bogen ſyſtematiſch in Anwendung geſetzt, ernſtlich begünſtigt worden iſt. Als Nothbehelf brachte man ihn allerdings ſchon ungleich früher, doch nur höchſt ſelten in Anwendung; wie man denn überhaupt vorausſetzen darf daß die Möglichkeit dieſer Conſtructionsart, deren einfachſte Formen bei den alten Völkern bekanntlich dem runden Bogen und demſelben entſprechenden Gewölbe vorangegangen ſind, jedem Baukundigen ſtäts klar eingeleuchtet habe. Alſo wird man dem dreyzehnten Jahrhundert nicht etwa die Erfindung, vielmehr nur die ſyſtematiſche Anwendung des Spitzbogens beimeßen können.

Die früheſten Beiſpiele nicht mehr nothgedrungener, ſondern abſichtlicher Anwendung des ſpitzen Bogens zeigen ſich meines Wißens an den Giebelſeiten einiger vorgothiſchen Kirchen mit noch zurückgezogenen Glockenthürmen; zwar in dem mittlen unter den drey langen Fenſtern, welche man eben damals dem Schiffe Licht zu geben an den Giebelſeiten der Kirchen anzubringen pflegte. Verſchiedenes kann beigetragen haben den Gedanken daß jenes weitere Mittelfenſter durch einen Spitzbogen gefälliger ſich beſchließen möge zu wecken und auszubilden. Offenbar ſchloß dieſe Figur dem ſpitzen nordiſchen Giebel ſich ungleich beßer an, verminderte ſie um einige Maße den ſchwerfälligen Eindruck der weitläuftigen Mauermaſſe über den Fenſtern, erweiterte ſie die beleuchtende Fenſteröffnung. Die ſchmalen Seitenfenſter, bei welchen dieſe Beweggründe fehlten, ließ man noch beim Alten. Indeſs mußte es nach dieſem erſten Verſuche und vermöge desſelben ſehr bald klar werden, daß der Spitzbogen überhaupt der pyramidalen Hauptform, welche im Norden die vielleicht unnöthig hohen, doch nun einmal ſo üblichen Dächer allen größeren Gebäuden nothwendig ertheilten, gefälliger ſich anſchmiege als der übliche halbkreisförmige; hiedurch von Hand zu Hand der Wunſch erweckt werden zunächſt alle Thür- und Fenſteröffnungen, alle Säulenabſtände durch ſpitze Bögen zu überſpannen, in der Folge auch die Conſtruction der Gewölbe auf eine entſprechende Weiſe einzurichten.

In der erſten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts nahm die Ausbildung dieſer neuen Conſtructionsart die Architecten nothwendig ganz in Anſpruch. Daher zeigen die älteſten Bauwerke im ſogenannten Gothiſchen Geſchmacke nicht ſelten bei ſchon ſpitzen Bogen in ihren noch ſehr ſparſamen Geſimſen und Schmucktheilen aller Art häufig ganz die alten, zum Theil antiken Motive. Allmählich jedoch neigen ſich auch dieſe letzten mehr und mehr zum Kantigen Geſpitzten und Scharfen, ſchließen ſich dem Entwurfe der Strebepfeiler, der vorſpringenden Kapellen, der Thürme an, welche um dieſe Zeit beginnen, ihre alte Stellung verlaßend, ganz mit den Giebelſeiten der Kirchen ſich zu verſchmelzen, oder wie man ſagt in ihnen aufzugehn.

Dieſe Übergänge an deutſchen und ausländiſchen Bauwerken nachzuweiſen iſt nach den Arbeiten der engliſchen Architecten und Alterthumsforſcher, oder Mollers, Boiſſerées und Anderer, zwar nicht mehr ſchwierig, liegt indeſs nicht in meiner Aufgabe.

Das Princip der gothiſchen Bauart kann angegriffen, ihre Anwendung auf die Forderungen unſerer Zeit beſtritten werden. Niemand indeſs wird läugnen wollen daß ſie nach dem Verfalle der alten Bildung die erſte ganz eigenthümliche, daß ſie eine ſyſtematiſch durchgebildete Bauart ſey, welche (mag man es billigen oder tadeln) Mittel aufgefunden hatte die rœmiſche Conſtruction aus ſchweren Werkſtücken zu entbehren, den Mauerguß an deren Stelle zu ſetzen, die Arbeit des Steinmetzen auf ſolches einzuſchränken, was in den Bauwerken zu Tage liegt. Wenn nun ungeachtet dieſer und anderer hœchſt ausgeſprochenen Eigenthümlichkeiten in ihren Grundrißen noch immer die Hauptzüge der alten rœmiſchen, ſelbſt in ihren Verzierungen nicht ſogar ſelten Reminiſcenzen aus dem claſſiſchen Alterthume bemerklich werden: ſo beſtætigt ſich hiervon Neuem daß alle Bauſchulen des Mittelalters durch allmählige Übergange an das claſſiſche Alterthum ſich anknüpfen, ungeachtet der Modificationen welche beſondere Verhältniſſe herbeigeführt haben, ſämmtlich in ihrer Wurzel zuſammenſtoßen. Durch die Entwickelung ihres geſchichtlichen und gleichſam organiſchen Zuſammenhanges beweiſt ich Anſichten zu verdrängen welche einem blœdſinnigen Nachahmungstriebe beimeſſen was nur aus Nothwendigkeiten Abſichten und Zwecken abzuleiten iſt.

SCHULE DER HŒFLICHKEIT FÜR ALT UND JUNG.

VIERTES BUCH. DRITTES CAPITEL.

VOM ERHEBLICHEN NUTZEN DER GROBHEIT IM ALLGEMEINEN.

Nicht bloß um des Contraſtes willen habe ich unternommen nun auch von der Grobheit zu handeln, gleichſam auf daß mein Hauptgegenſtand, die Hœflichkeit, durch ein kräftiges Dunkel mehr hervorgehoben werde, noch ſelbſt um meiner Billigkeit hiedurch ein Genügen zu leiſten, ſondern aus Überzeugung vom nicht zu berechnenden Vortheil und Nutzen genannter Kunſt.

Schon zum Schluße des vorangehenden dritten Buches hatte ich darauf hingedeutet, daß im Leben Fälle eintreten in welchen die Grobheit gewiſſermaßen unentbehrlich wird. Sie dient zuerſt als Schutzmittel gegen die Grobheit Anderer, welche nach den Umſtänden ſie bald anticipieren, bald wenigſtens erwiedern ſoll. Sie dient ferner vor der Welt den beliebten Character einer rückſichtloſen Offenheit anzunehmen, welche ja ganz ungemein behülflich iſt eine abſichtvoll berechnete Thætigkeit den Blicken ſogar ſcharfſichtiger Beobachter ganz zu verhehlen. Denn in neun von zehn Fällen wird der Grobian von den Leuten als ein offenherziger Biedermann aufgefaßt und hochgeſchätzt werden; was denn nothwendig über deſſen mancherliche und denkbare boſe Ränke keinen Arg

wohn dürfte aufkommen laßen. Sie dient endlich bei vieler Eile, oder nur Eiligkeit, durch ein dichtes Gedränge zu Päffen Audienzen und Ähnlichem mehr zu gelangen, oder auch mit sehr langwierigen Leuten früher abzumachen, wenn letztes überhaupt mœglich ist. Es ist nichts so geringes, einige Stunden und Tage aus jenem großen Zeitbankerutt zu retten, dem bei gewöhnlichem Umlauf der Dinge so viele einflußreiche Männer und reizbare weibliche Seelen auf die Länge gar nicht entgehen können.

Nicht minder kann durch wohlangebrachte und klug ermæßigte Grobheit oftmals eine schon lebhafte, stark entzündete Streitigkeit sehr glücklich vermittelt und beigelegt werden. Denn es behalten sehr gereizte Personen, obwohl längst schon unempfindlich gegen Rath und Gründe, doch für die Grobheit immer noch einiges Gefühl und Gehœr, kommen daher bisweilen über den neuen schmerzlichen Eindruck zur Besinnung und Reflexion über den älteren.

Diese nützliche und förderliche Grobheit kann nun beliebig durch alle Grade und Stufen hinauf gesteigert werden bis zur Bravade, und von der Bravade wiederum zu den Thætlichkeiten. Allein bevor man den Leuten ins Gesicht schlægt, ihnen Fußtritte giebt, und so fort, erwæge man doch stæts die mœglichen Folgen seiner Handlungen, und erspare sich überhaupt diesen Endpunct der Steigerung für die großartigen Situationen und Katastrophen, von welchen so wenig als vom Tode eine Rückkehr noch mœglich ist.

JACOB LUDWIG KARL UND WILHELM KARL GRIMM.

KINDER- UND HAUSMÆRCHEN.

VORREDE DER ZWEYTEN AUSGABE.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück das der Himmel schickt eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen die am Wege stehen ein kleiner Platz sich gesichert hat, und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern: aber im Spætsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände die sie suchen; und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden, und höher geachtet als sonst ganze Garben, werden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen haben wie von so vielem was in früherer Zeit geblüht nichts mehr übrig geblieben selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als unter dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen, und diese unschuldigen Hausmærchen. Die Plætze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feyertage noch gefeyert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die

Hecken gewesen die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Mærchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltner werden. Freylich die sie noch wißen, wißen gemeinlich auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen: aber die Sitte selber nimmt immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fortdauerten, dem stætigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht womit man von diesen Hausmærchen spricht, welches vornehm aussieht, und doch wenig kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder für gescheidte Leute abgeschmackt: man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte; ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt seyn muß. Leicht wird man übrigens bemerken daß sie nur da gehaftet hat, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie, oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne hier diese Mærchen nicht rühmen, oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung verteidigen: ihr bloßes Daseyn reicht hin sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut bewegt und belehrt hat, das trægt seine Nothwendigkeit in sich, und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt hat, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Darum auch geht innerlich durch die Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben blaulich weißen makellosen glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach, und zu Dienste der Erde ungeschickt sind. Das ist der Grund warum wir durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich Absicht war, in die Poesie selbst die darin lebendig ist wirke und erfreue wen sie erfreuen kann, also wirke daß es als ein Erziehungsbuch diene. Wir suchen für ein solches nicht jene Reinheit die durch ein ängstliches Ausscheiden alles dessen, was Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse hat, wie sie tæglich vorkommen und auf keine Weise verborgen bleiben können und sollen, erlangt wird, und wobei man in der Täuschung ist, daß was in einem gedruckten Buche ausführbar, es auch im wirklichen Leben sey. Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit und geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht paffenden Ausdruck in dieser Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze, und ihnen anstœßig vorkomme, so daß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge begründet seyn, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen: im Ganzen, das heißt für einen gesunden Zustand, ist sie gewiß unnœthig. Nichts beßer kann uns verteidigen als die Natur selber, welche diese Blumen und Blätter in solcher Farbe und Gestalt hat wachsen laßen; wem sie nicht zutræglich sind nach besonderen Bedürfnißen

der kann nicht fordern daß ſie deshalb anders gefärbt und geſchnitten werden ſollen. Oder auch, Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab was auf der Erde ſteht: wer ſeine Pflanzen nicht hineinzuſtellen getraut, weil ſie zu empfindlich ſind und Schaden nehmen könnten, ſondern lieber in der Stube mit abgeſchrecktem Waßer begießt, wird doch nicht verlangen daß Regen und Thau darum ausbleiben ſollen. Gedeihlich aber kann alles werden was natürlich iſt, und danach ſollen wir trachten. Übrigens wißen wir kein geſundes und kräftiges Buch welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan ſtellen, wo ſolche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerm Maaß eintræten: der rechte Gebrauch aber findet nichts Bœſes heraus, ſondern, wie ein ſchœnes Wort ſagt, ein Zeugniſs unſeres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während Andere nach dem Volksglauben die Engel damit beleidigen.

. . . . . .

Was die Weiſe betrifft in der wir geſammelt haben, ſo iſt es uns zuerſt auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben næmlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugeſetzt, keinen Umſtand und Zug der Sage ſelbſt verſchœnert, ſondern ihren Inhalt ſo wiedergegeben, wie wir ihn empfangen; daß der Ausdruck großentheils von uns herrührt verſteht ſich von ſelbſt: doch haben wir jede Eigenthümlichkeit die wir bemerkten zu erhalten geſucht um auch in dieſer Hinſicht der Sammlung die Mannigfaltigkeit der Natur zu laßen. Jeder der ſich mit ähnlicher Arbeit befaßt, wird es übrigens begreifen, daß dieß kein ſorgloſes und unachtſames Auffaßen kann genannt werden: im Gegentheil iſt Aufmerkſamkeit und ein Tact nœthig der ſich erſt mit der Zeit erwirbt, um das Einfachere Reinere und doch in ſich vollkommnere von dem Verfälſchten zu unterſcheiden. Verſchiedene Erzählungen haben wir, ſobald ſie ſich ergänzten, und zu ihrer Vereinigung keine Widerſprüche wegzuſchneiden waren, als Eine mitgetheilt; wenn ſie aber abwichen, wo dann jede gewöhnlich ihre eigenthümlichen Züge hatte, der beſten den Vorzug gegeben, und die andern für die Anmerkungen aufbewahrt. Dieſe Abweichungen næmlich erſcheinen uns merkwürdiger als denen, welche darin bloß Abänderungen und Entſtellungen eines einmal dageweſenen Urbildes ſehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Verſuche ſind einem im Geiſt bloß vorhandenen unerſchöpflichen auf mannigfachen Wegen ſich zu næhern. Wiederholungen einzelner Sätze Züge und Einleitungen ſind wie epiſche Zeilen zu betrachten, die, ſobald der Ton ſich rührt der ſie anſchlægt, immer wiederkehren, und in einem andern Sinne eigentlich nicht zu verſtehen.

Eine entſchiedene Mundart haben wir gerne beibehalten. Hätte es überall geſchehen können, ſo würde die Erzählung ohne Zweifel gewonnen haben. Es iſt hier ein Fall wo die erlangte Bildung Feinheit und Kunſt der Sprache zu Schanden wird, und man fühlt daß eine geläuterte Schriftſprache, ſo gewandt ſie in allem übrigen ſeyn mag, heller und durchſichtiger, aber auch ſchmackloſer geworden, und nicht mehr ſo feſt dem Kerne ſich anſchließe. Schade daß die niederheſſiſche Mundart in der Næhe von Caſſel, als in den Gränzpuncten des alten ſächſiſchen und fränkiſchen Heſſengaues, eine unbeſtimmte und nicht reinlich aufzufaßende Miſchung von Niederſächſiſchem und Hochdeutſchem iſt.

In dieſem Sinne giebt es unſeres Wißens ſonſt keine Sammlung von Mærchen in Deutſchland. Entweder waren es nur ein paar zufällig erhaltene, die man mittheilte, oder man betrachtete ſie als bloßen rohen Stoff

um größere Erzählungen daraus zu bilden. Gegen solche Bearbeitungen erklären wir uns geradezu. Zwar ist es unbezweifelt, daß in allem lebendigen Gefühl für eine Dichtung ein poetisches Bilden und Fortbilden liegt, ohne welches auch eine Überlieferung etwas Unfruchtbares und Abgestorbenes wäre; ja eben dieß ist mit Ursache warum jede Gegend nach ihrer Eigenthümlichkeit, jeder Mund anders erzählt. Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen jenem halb unbewußten, dem stillen Forttreiben der Pflanzen ähnlichen und von der unmittelbaren Lebensquelle getränkten Entfalten, und einer absichtlichen, alles nach Willkür zusammenknüpfenden und auch wohl leimenden Umänderung: diese aber ist es, welche wir nicht billigen können. Die einzige Richtschnur wäre dann die von seiner Bildung abhängende, gerade vorherschende Ansicht des Dichters, während bei jenem natürlichen Fortbilden der Geist des Volkes in dem Einzelnen waltet, und einem besondern Gelüsten vorzudringen nicht erlaubt. Räumt man den Überlieferungen wißenschaftlichen Werth ein, das heißt giebt man zu daß sich in ihnen Anschauungen und Bildungen der Vorzeit erhalten, so versteht sich von selbst daß dieser Werth durch solche Bearbeitungen fast immer zu Grunde gerichtet wird. Allein auch die Poesie gewinnt nicht dadurch: denn wo lebt sie wirklich als da, wo sie die Seele trifft, wo sie in der That kühlt und erfrischt, oder wärmt und stärkt? Aber jede Bearbeitung dieser Sager welche ihre Einfachheit Unschuld und prunklose Reinheit wegnimmt, reißt sie aus dem Kreise welchem sie angehören, und wo sie ohne Überdruß immer wieder begehrt werden. Es kann seyn, und dieß ist der beste Fall, daß man Feinheit, Geist, besonders Witz, der die Lächerlichkeit der Zeit mit hineinzieht, ein zartes Auswahlen des Gefühls, wie es einer v der Poesie aller Völker genährten Bildu nicht allzu schwer fällt, dafür giebt: a diese Gabe hat doch mehr Schimmer Nutzen: sie denkt an das einmalige Anhö oder Lesen, an das sich unsere Zeit gew hat, und sammelt und spitzt dafür die Re Doch in der Wiederholung ermüdet uns d Witz, und das Dauernde ist etwas Ruhig Stilles und Reines. Die geübte Hand s cher Bearbeitungen gleicht doch jener glücklich begabten, die alles was sie rührte, auch die Speisen, in Gold verwandelte, und kann uns mitten im Reichth nicht sättigen und tränken. Gar wo bloßer Einbildungskraft die Mythologie ihren Bildern soll angeschafft werden, kahl, innerlich leer und gestaltlos sieht d trotz den besten und stärksten Worten al aus! Übrigens ist dieß nur gegen sogenannte Bearbeitungen gesagt, welche die Märchen bloß zu verschönern und poetischer auszustatten vorhaben, nicht gegen ein freyes Auffaßen derselben zu eigenen, ganz der Zeit angehörenden Dichtungen: denn wer hätte Lust der Poesie Grenzen abzustecken!

Wir übergeben dieses Buch wohlwollenden Händen: dabei denken wir an die leitende Kraft die in diesen liegt, und wünschen daß denen, welche solche Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.

Cassel am 3 Julius 1819.

DIE ZWEY BRUEDER.

Es waren einmal zwey Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldschmied, und böes von Herzen; der arme nährte sich davon, daß er Besen band, und

war gut und redlich. Der Arme hatte zwey Kinder; das waren Zwillingsbrüder, und ſich ſo ähnlich wie ein Tropfen Waßer dem andern. Die zwey Knaben giengen in des Reichen Haus ab und zu, und erhielten von dem Abfall manchmal etwas zu eßen. Es trug ſich zu, daß der arme Mann, als er in den Wald gieng Reiſig zu holen, einen Vogel ſah der ganz golden war, und ſo ſchön wie ihm noch niemals einer vor Augen gekommen war. Da hob er ein Steinchen auf, und warf nach ihm, und traf ihn auch glücklich: es fiel aber nur eine goldene Feder herab, und der Vogel flog fort. Der Mann nahm die Feder, und brachte ſie ſeinem Bruder; der ſah ſie an, und ſprach ‹Es iſt eitel Gold›, und gab ihm viel Geld dafür. Am andern Tag ſtieg der Mann auf einem Birkenbaum, und wollte ein paar Äſte abhauen: da flog derſelbe Vogel heraus, und der Mann ſuchte und fand ein Neſt, und ein Ey lag darin, das war von Gold. Er nahm das Ey mit heim, und als er es ſeinem Bruder brachte, ſprach dieſer wiederum ‹Es iſt eitel Gold›, und gab ihm was es werth war. Zuletzt ſagte der Goldſchmied ‹Den Vogel ſelber möcht' ich wohl haben.› Der Arme gieng zum drittenmal in den Wald, und ſah den Goldvogel wieder auf dem Baum ſitzen: da nahm er einen Stein, und warf ihn herunter, und brachte ihn ſeinem Bruder; der gab ihm einen großen Haufen Geld dafür. ‹Nun kann ich mir forthelfen› dachte er, und gieng zufrieden nach Haus.

Der Goldſchmied war klug und liſtig, und wußte wohl was das für ein Vogel war. Er rief ſeine Frau, und ſprach ‹Brat mir den Goldvogel, und ſorge daß nichts davon weg kommt: ich habe Luſt ihn ganz allein zu eßen.› Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, ſondern ſo wunderbarer Art, daß wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldſtück unter ſeinem Kopfkiſſen fand. Die Frau machte den Vogel zurecht, ſteckte ihn an einen Spieß, und ließ ihn braten. Nun geſchah es, daß während er am Feuer ſtand, und die Frau anderer Arbeiten wegen nothwendig aus der Küche gehen mußte, die zwey Kinder des armen Beſenbinders hereinliefen, ſich vor den Spieß ſtellten, und ihn ein paarmal herumdrehten. Und als da grade zwey Stücklein aus dem Vogel in die Pfanne herabfielen, ſprach der eine ‹Die paar Bißchen wollen wir eßen: ich bin ſo hungrig; es wirds ja niemand daran merken.› Da aßen ſie beide die Stückchen auf; die Frau kam aber dazu, und ſah daß ſie etwas aßen, und ſprach ‹Was habt ihr gegeßen?› ‹Ein paar Stückchen die aus dem Vogel herausgefallen ſind› antworteten ſie. ‹Das iſt Herz und Leber geweſen› ſprach die Frau ganz erſchrocken; und damit ihr Mann nichts vermiſſte, und nicht böſe ward, ſchlachtete ſie geſchwind ein Hähnchen, nahm Herz und Leber heraus, und legte es zu dem Goldvogel. Als er gar war, trug ſie ihn dem Goldſchmied auf, der ihn ganz allein verzehrte, und nichts übrig ließ. Am andern Morgen aber, als er unter ſein Kopfkiſſen griff, und dachte ein Goldſtück hervor zu holen, war ſo wenig wie ſonſt etwas zu finden.

Die beiden Kinder aber wußten nicht was ihnen für ein Glück zu Theil geworden war. Am andern Morgen, wie ſie aufſtanden, fiel etwas auf die Erde und klingelte, und als ſie es aufhoben, da warens zwey Goldſtücke. Sie brachten ſie ihrem Vater: der wunderte ſich, und ſprach ‹Wie ſollte das zugegangen ſeyn?› Als ſie aber am andern Morgen wieder zwey fanden, und ſo jeden Tag, da gieng er zu ſeinem Bruder, und erzählte ihm die ſeltſame Geſchichte. Der Goldſchmied

merkte gleich wie es gekommen war, und daß die Kinder Herz und Leber von dem Goldvogel gegeßen hatten; und um sich zu rächen, und weil er neidisch und hartherzig war, sprach er zu dem Vater «Deine Kinder sind mit dem Bösen im Spiel: nimm das Gold nicht, und schick sie fort: denn er hat Macht über sie, und kann dich sonst auch noch ins Verderben bringen.» Der Vater fürchtete den Bösen, und so schwer es ihm ankam, führte er doch die Zwillinge hinaus in den Wald, und verließ sie da mit traurigem Herzen.

Nun liefen die zwey Kinder im Wald umher, und suchten den Weg nach Haus, konnten ihn aber nicht finden, sondern verirrten sich immer mehr. Endlich begegneten sie einem Jäger; der fragte «Wem gehört ihr Kinder?» «Wir sind des armen Besenbinders Jungen» antworteten sie, und erzählten ihm daß sie ihr Vater verlaßen hätte, weil alle Morgen ein Goldstück unter ihrem Kopfkissen läge. Nun war der Jäger ein guter Mann, und weil ihm die Kinder gefielen, und er selbst keine hatte, nahm er sie mit nach Haus, und sprach «Ich will euer Vater seyn, und euch groß ziehen.» Sie lernten da bei ihm die Jägerey, und das Goldstück das ein jeder beim Aufstehen fand, das hob er ihnen auf, wenn sie's einmal nöthig hätten.

Als sie herangewachsen waren, nahm sie ihr Pflegevater eines Tags mit in den Wald, und sprach «Heute sollt ihr euern Probeschuß thun, damit ich euch frey sprechen und zu Jägern machen kann.» Sie giengen mit ihm auf den Anstand, und warteten lange: aber es kam kein Wild. Da sah der Jäger über sich, und sah eine Kette von Schneegänsen in der Gestalt eines Dreyecks fliegen, und sagte zu dem einen «Nun schieß von jeder Ecke eine herab.» Der thats, und vollbrachte seinem Probeschuß. Bald d kam noch eine Kette angeflogen, und die Gestalt der Ziffer Zwey: da hieß Jäger den andern gleichfalls von jeder eine herunterholen, und dem gelang Probeschuß auch. Nun sagte der Pfl ter «Ich spreche euch frey: ihr seyd gelernte Jäger.» Darauf giengen die Brüder zusammen in den Wald, rathsch ten mit einander, und verabredeten sich Und als sie Abends sich zum Eßen nie gesetzt hatten, sagten sie zu ihrem Pf vater «Wir rühren keinen Biß an, ihr uns erst eine Bitte gewährt habt.» Sa er «Was ist denn eure Bitte?» Sie ant teten «Wir haben nun ausgelernt, müßen uns auch in der Welt versuchen erlaubt daß wir fortziehen und wande Da sprach der Alte mit Freuden «Ihr s wie brave Jäger; das hab' ich selbst wünscht: zieht aus! es wird euch wohl gehen.» Darauf aßen und tranken sie frö lich zusammen.

Als der bestimmte Tag kam, schenkte i Pflegevater jedem eine gute Büchse und nen Hund, und ließ jeden von seinen gel ten Goldstücken nehmen so viel er wo Darauf begleitete er sie ein Stück Weg und beim Abschied gab er ihnen noch blankes Meßer, und sprach «Wenn ihr einmal trennt, so stoßt dieß Meßer Scheideweg in einen Baum: daran kan einer, wenn er zurückkommt, sehen wie feinem abwesenden Bruder ergangen ist denn die Seite, nach welcher dieser ausg zogen ist, rostet wenn er stirbt; so lan er aber lebt, bleibt sie blank.» Die zwe Brüder giengen fort, und kamen in einen Wald, so groß, daß sie unmöglich in einem Tag heraus konnten. Also blieben sie di Nacht darin, und aßen was sie in die Jäger tasche gesteckt hatten; sie giengen aber

ach noch den zweyten Tag, und kamen cht heraus, und hatten nichts zu eßen. prach der eine ›Wir müßen uns etwas hießen: sonst leiden wir Hunger‹, lud ine Büchse, und sah sich um. Und als n alter Hase daher gelaufen kam, legte er n: aber der Hase rief

›Lieber Jæger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‹

Da sprang er ins Gebüsch, und brachte zwey unge; die Thierlein spielten aber so munter, und waren so artig, daß die Jæger es icht übers Herz bringen konnten, sie zu ædten. Sie behielten sie also bei sich, und ie kleinen Hasen folgten ihnen auf dem ße nach. Bald darauf kam ein Fuchs: en wollten sie nun schießen: aber der uchs rief

›Lieber Jæger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‹

Und er brachte auch zwey Füchslein, und ie Jæger mochten sie auch nicht tædten, gaben sie den Hasen zur Gesellschaft, und ie folgten ihnen auch nach. Nicht lange, so kam ein Wolf: der sollte geschoßen werden: aber er rettete sich das Leben, und rief

›Lieber Jæger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‹

Die zwey jungen Wölfe thaten die Jæger zu den andern Thieren, und sie folgten ihnen nach. Darauf kam ein Bær: der wollte noch länger herum traben, und rief

›Lieber Jæger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‹

Die zwey jungen Bæren thaten die Jæger auch zu den andern. Endlich, wer kam? Ein Lœwe kam daher. Nun zielte einer von ihnen: aber der Lœwe sprach gleichfalls

›Lieber Jæger, laß mich leben!

Ich will dir auch zwey Junge geben.‹

Nun hatten die Jæger zwey Lœwen, zwey Bæren, zwey Wölfe, zwey Füchse, und zwey Hasen, die ihnen nachzogen und dienten. Indessen war der Hunger noch nicht gestillt worden: da sprachen sie zu den Füchsen ›Hœrt, ihr Schleicher, schafft uns etwas zu eßen: ihr seyd so listig und verschlagen.‹ Sie antworteten ›Nicht weit von hier liegt ein Dorf, wo wir schon manches Huhn geholt haben: den Weg dahin wollen wir euch zeigen.‹ Da giengen sie ins Dorf, kauften sich etwas zu eßen, und ließen auch ihren Thieren Futter geben, und zogen dann weiter. Die Füchse aber wußten guten Bescheid in der Gegend wo die Hühnerhœfe waren, und konnten die Jæger überall zurecht weisen.

Nun zogen sie eine Weile herum, konnten aber keinen Dienst finden wo sie zusammen geblieben wæren: da sprachen sie ›Es gebt nicht anders, wir müßen uns trennen.‹ Und nachdem sie die Thiere getheilt hatten, so daß jeder einen Lœwen, einen Bæren, einen Wolf, einen Fuchs und einen Hasen bekam, nahmen sie Abschied, versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod, und stießen das Meßer das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben in einem Baum; worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog.

Der jüngste aber kam mit seinen Thieren in eine Stadt; die war ganz mit schwarzem Flor überzogen. Er gieng in ein Wirthshaus, und fragte den Wirth ob er nicht seine Thiere herbergen könnte. Der Wirth gab ihnen einen Stall, wo in der Wand ein Loch war; da kroch der Hase hinaus, und holte sich ein Kohlhaupt, und der Fuchs holte sich ein Huhn, und als er das gefreßen hatte, auch den Hahn dazu: der Wolf aber, der Bær und der Lœwe konnten nicht hinaus. Da ließ sie der Wirth hinbringen, wo eben eine Kuh auf dem Rasen lag, daß sie sich satt fraßen. Und als der Jæger für seine Thiere

geforgt hatte, fragte er erſt den Wirth warum die Stadt ſo mit Trauerflor ausgehängt wäre? Sprach der Wirth «Weil morgen unſeres Kœnigs einzige Tochter ſterben wird.» Fragte der Jæger «Iſt ſie ſterbenskrank?» «Nein» antwortete der Wirth, «ſie iſt ganz geſund: aber ſie muß doch ſterben. Draußen vor der Stadt iſt ein hoher Berg; darauf wohnt ein Drache: der muß alle Jahre eine reine Jungfrau haben: ſonſt verwüſtet er das ganze Land. Nun ſind ihm ſchon alle Jungfrauen gegeben, und iſt niemand mehr übrig als die Kœnigstochter: dennoch iſt keine Gnade, ſie muß ihm überliefert werden; und das ſoll morgen geſchehen.» Sprach der Jæger «Warum wird der Drache nicht getœdtet?» «Ach» antwortete der Wirth, «ſo viele Ritter habens verſucht, aber alleſammt ihr Leben eingebüßt; der Kœnig hat dem, der den Drachen beſiegt, ſeine Tochter zur Frau verſprochen, und daß er nach ſeinem Tode das Reich erben ſolle.»

Der Jæger ſagte dazu weiter nichts, aber am andern Morgen nahm er ſeine Thiere, und ſtieg mit ihnen auf den Drachenberg. Da fand er oben eine kleine Kirche, und auf dem Altar ſtanden drey gefüllte Becher, und dabei war die Schrift «Wer die Becher austrinkt wird der ſtärkſte Mann auf Erden, und wird das Schwert führen das vor der Thürſchwelle vergraben liegt.» Der Jæger trank da nicht, gieng hinaus, und ſuchte das Schwert in der Erde, vermochte aber nicht es von der Stelle zu bewegen. Da gieng er hin und trank die Becher aus, und war nun ſtark genug das Schwert aufzunehmen, und ſeine Hand konnte es ganz leicht führen. Als die Stunde kam wo die Kœnigstochter dem Drachen ſollte abgeliefert werden, führte ſie der Kœnig, der Marſchall und die Hofleute hinaus. Sie ſah von weitem den Jæger oben auf dem Drachen und meinte, der Drache ſtände oben erwartete ſie, und wollte nicht hinauf; endlich aber, weil die ganze Stadt wäre verloren geweſen, mußte ſie ſich entſchließen. Der Kœnig und die Hofleute kehrten voll großer Trauer heim: des Kœnigs Marſchall aber ſollte ſtehen bleiben und ſehen wie der Drache die Jungfrau wegführe.

Als dieſe aber auf den Berg kam, da oben nicht der Drache, ſondern der junge Jæger: der ſprach ihr Troſt zu, ſagte, er wolle ſie retten, und führte ſie die Kirche, und verſchloß ſie darin. Nicht lange, ſo kam mit großem Getöſe der ſiebenköpfige Drache gefahren. Als den Jæger da ſtehen ſah, verwunderte er ſich, und ſprach «Was haſt du hier zu dem Berge zu ſchaffen?» Der Jæger antwortete «Ich will mit dir kämpfen.» Sprach der Drache «So mancher Rittersmann hat hier ſein Leben gelaßen: mit dir will ich auch fertig werden», und athmete Feuer aus ſeinen ſieben Rachen: das ſollte das Gras rings anzünden, und der Jæger ſollte in der Glut und dem Dampf erſticken: aber die Thiere kamen herbei gelaufen, und löſchten das Feuer gleich aus. Da fuhr der Drache gegen den Jæger: aber er ſchwang ſein Schwert, daß es in der Luft ſang, und ſchlug ihm drey Köpfe ab. Da ward der Drache erſt recht wüthend, erhob ſich in die Luft, ſpie die Feuerflammen über den Jæger aus, und wollte ſich auf ihn ſtürzen: aber der Jæger zuckte nochmals ſein Schwert und hieb ihm wieder drey Köpfe ab. Da wurde das Unthier matt, und ſank nieder und wollte doch wieder auf den Jæger los: aber er ſchlug ihm mit der letzten Kraft den Schweif ab; und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er ſeine Thiere herbei

: zerrißen es noch in Stücke. Als der ımpf zu Ende war, ſchloß der Jæger die rche auf, und fand die Kœnigstochter f der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor ngſt und Schrecken bei dem Streit ver- ngen waren. Er trug ſie heraus, und als : wieder zu ſich ſelbſt kam, und die Augen ffſchlug, zeigte er ihr den zerrißenen rachen, und ſagte ihr daß ſie nun erlœſt ære; und ſie freute ſich, und ſprach «Nun irſt du mein liebſter Gemahl werden: enn mein Vater hat mich demjenigen ver- ›rochen, der den Drachen tœdtet.» Darauf ieng ſie ihr Halsband von Korallen ab, nd vertheilte es unter die Thiere, und der œwe erhielt das goldene Schlößchen da- on. Ihr Taſchentuch aber, in dem ihr amen ſtand, ſchenkte ſie dem Jæger: der ieng hin, und ſchnitt aus den ſieben Dra- henköpfen die Zungen aus, wickelte ſie in as Tuch, und verwahrte ſie wohl.

Als das geſchehen war, weil er von dem Feuer und dem Kampf ſo matt und müde war, ſprach er zur Jungfrau «Wir ſind beide ſo matt und müde: wir wollen ein wenig ſchlafen.» Da ſagte ſie Ja, und ſie ließen ſich auf die Erde nieder, und der Jæger ſprach zu dem Lœwen «Du ſollſt wachen, damit uns niemand im Schlaf über- fällt», und beide ſchliefen ein. Der Lœwe legte ſich neben ſie um zu wachen: aber er war vom Kampf auch müde, daß er den Bæren rief, und ſprach «Lege dich neben mich: ich muß ein wenig ſchlafen; und wenn was kommt, ſo wecke mich auf!» Da legte ſich der Bær neben ihn: aber er war auch müd, und rief den Wolf, und ſprach «Lege dich neben mich: ich muß ein wenig ſchlafen; und wenn was kommt: ſo wecke mich auf!» Da legte ſich der Wolf neben ihn: aber er war auch müd, und rief den Fuchs, und ſprach «Lege dich neben mich: ich muß ein wenig ſchlafen; und wenn was kommt, ſo wecke mich auf!» Da legte ſich der Fuchs neben ihn: aber er war auch müde, rief den Haſen und ſprach «Lege dich neben mich: ich muß ein wenig ſchlafen; und wenn was kommt, ſo wecke mich auf!» Da ſetzte ſich der Haſe neben ihn: aber der arme Has war auch müde, und hatte niemand den er zur Wache her- beirufen konnte, und ſchlief ein. Da ſchlief nun die Kœnigstochter, der Jæger, der Lœwe, der Bær, der Wolf, der Fuchs und der Has, und ſchliefen alle einen feſten Schlaf.

Der Marſchall aber, der von weitem hatte zuſchauen ſollen, als er den Drachen nicht mit der Jungfrau fortfliegen ſah, und alles auf dem Berg ruhig ward, nahm ſich ein Herz, und ſtieg hinauf. Da lag der Drache zerſtückt und zerrißen auf der Erde, und nicht weit davon die Kœnigstochter und ein Jæger mit ſeinen Thieren; die waren alle in tiefen Schlaf verſunken. Und weil er bœs und gottlos war, ſo nahm er ſein Schwert und hieb dem Jæger das Haupt ab, und faßte die Jungfrau auf den Arm und trug ſie den Berg hinab. Da erwachte ſie und erſchrak: aber der Marſchall ſprach «Du biſt in meinen Händen: du ſollſt ſagen daß ich es geweſen, der den Drachen ge- tœdtet hat.» «Das kann ich nicht» antwor- tete ſie: «denn ein Jæger mit ſeinen Thie- ren hats gethan.» Da zog er ſein Schwert, und drohte ſie zu tœdten, wo ſie ihm nicht gehorchte, und zwang ſie damit daß ſie es verſprach. Darauf brachte er ſie vor den Kœnig, der vor Freuden nicht wußte was er anfangen wollte, als er ſein liebes Kind wieder ſah, das er ſchon vom Unthier zerrißen glaubte. Der Marſchall ſprach zu ihm «Ich habe den Drachen getœdtet, und die Jungfrau und das ganze Reich befreyt:

darum fordere ich sie zur Gemahlinn, so wie es versprochen ist.' Der Kœnig fragte die Jungfrau ‹Ist das wahr, was er spricht?' ‹Ach ja' antwortete sie; ‹aber ich halte mir aus daß erst über Jahr und Tag die Hochzeit gefeyert wird': denn sie dachte in der Zeit etwas von ihrem lieben Jæger zu hœren.

Auf dem Drachenberg aber lagen noch die Thiere neben ihrem todten Herrn und schliefen: da kam eine große Hummel, und setzte sich dem Hasen auf die Nase: aber der Hase wischte sie mit der Pfote ab, und schlief weiter. Die Hummel kam zum zweytenmal: aber der Hase wischte sie wieder ab, und schlief fort. Da kam sie zum drittenmal, und stach ihm in die Nase, daß er aufwachte; und alsobald weckte er den Fuchs, und der Fuchs weckte den Wolf, und der Wolf den Bær, und der Bær den Lœwen. Und als der Lœwe aufwachte, und sah daß die Jungfrau fort war, und sein Herr todt, fieng er fürchterlich an zu brüllen, und rief ‹Wer hat das vollbracht? Bær, warum hast du mich nicht geweckt?' Der Bær fragte den Wolf ‹Warum hast du mich nicht geweckt?' und der Wolf den Fuchs ‹Warum hast du mich nicht geweckt?' und der Fuchs den Hasen ‹Warum hast du mich nicht geweckt?' Der arme Hase wußte allein nichts zu antworten, und die Schuld blieb auf ihm hangen. Da wollten sie über ihn herfallen: er aber bat und sprach ‹Bringt mich nicht um: ich will unserm Herrn das Leben wieder verschaffen: ich weiß einen Berg, da wächst eine Wurzel: wer die im Mund hat, der wird von aller Krankheit und allen Wunden geheilt. Aber der Berg liegt zweyhundert Stunden von hier.' Sprach der Lœwe ‹In vier und zwanzig Stunden mußt du hin und her gelaufen seyn, und die Wurzel mitbringen.' Da sprang der Hase fort, und in vier und zwanzig Stunden war er zurück, und brachte die Wurzel mit. Der Lœwe [illegible] dem Jæger den Kopf wieder an, und [illegible] Hase steckte ihm die Wurzel in den Hals alsbald fügte sich alles wieder zusamm[illegible] und das Herz schlug, und das Leben kam zurück. Da erwachte der Jæger, und schrak als er die Jungfrau nicht mehr [illegible] und dachte ‹Sie ist wohl fortgegangen, während ich schlief, um mich los zu wirken.' Der Lœwe hatte in der großen Eile seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt, [illegible] aber merkte es nicht bei seinen traurigen Gedanken an die Kœnigstochter: erst [illegible] Mittag, als er etwas essen wollte, da [illegible] daß ihm der Kopf nach dem Rücken [illegible] stand, konnte es nicht begreifen, und [illegible] die Thiere was ihm im Schlaf widerfahren wære? Da erzählte ihm der Lœwe daß [illegible] auch alle aus Müdigkeit eingeschlafen wären, und beim Erwachen hätten sie ihn todt [illegible] funden, mit abgeschlagenem Haupte; [illegible] Hase hätte die Lebenswurzel geholt, er aber in der Eil den Kopf verkehrt gehalten: da wollte er seinen Fehler wieder gut machen. Dann riß er dem Jæger den Kopf wieder ab, drehte ihn herum, und der Hase heilte ihn mit der Wurzel fest.

Der Jæger aber war traurig, zog in der Welt herum, und ließ seine Thiere vor den Leuten tanzen. Es trug sich zu, daß er gerade nach Verlauf eines Jahres wieder in dieselbe Stadt kam, wo er die Kœnigstochter vom Drachen erlœst hatte, und die Stadt war dießmal ganz mit rothem Scharlach ausgehängt. Da sprach er zum Wirth ‹Was will das sagen? vorm Jahr war die Stadt mit schwarzem Flor überzogen, heute mit rothem.' Der Wirth antwortete ‹Vorm Jahr sollte unsers Kœnigs Tochter dem Drachen ausgeliefert werden; aber der Marschall hat mit ihm gekämpft und ihn [illegible], und da soll morgen ihre Vermählung gefeyert

erden: darum war die Stadt damals mit hwarzem Flor zur Trauer, und iſt heute it rothem Scharlach zur Freude ausgehängt.'

Am andern Tag, wo die Hochzeit feyn llte, ſprach der Jæger um Mittagszeit zum Wirth ‹Glaubt Er wohl, Herr Wirth, daß h heut Brot von des Kœnigs Tiſch hier i Ihm eßen will?' ‹Ja' ſprach der Wirth, la wollt' ich doch noch hundert Goldſtücke ran ſetzen, daß das nicht wahr iſt.' Der æger nahm die Wette an, und ſetzte einen eutel mit eben ſo viel Goldſtücken dagegen. Dann rief er den Hafen, und ſprach ‹Geh in, lieber Springer, und hol mir von dem rot das der Kœnig ißt.' Nun war das æslein das Geringſte, und konnte es keinem ndern wieder auftragen, ſondern mußte ſich elbſt auf die Beine machen. ‹Ei' dachte s, ‹wenn ich ſo allein durch die Straßen pringe, da werden die Metzgerhunde hinter ir drein ſeyn.' Wie es dachte, ſo geſchah s auch, und die Hunde kamen hinter ihm rein, und wollten ihm ſein gutes Fell flicken. Es ſprang aber, haſt du nicht geſehen! und lüchtete ſich in ein Schilderhaus ohne daß s der Soldat gewahr wurde. Da kamen ie Hunde, und wollten es heraus haben: ber der Soldat verſtand keinen Spaß, und chlug mit dem Kolben drein, daß ſie ſchreyend nd heulend fortliefen. Als der Haſe merkte aß die Luft rein war, ſprang er zum Schloß hinein, und gerade zur Kœnigstochter, und ſetzte ſich unter ihren Stuhl, und kratzte ſie am Fuß. Da ſagte ſie ‹Willſt du fort!' und meinte es wære ihr Hund. Der Haſe kratzte ſie zum zweytenmal am Fuß: da ſagte ſie wieder ‹Willſt du fort!' und meinte es wære ihr Hund. Aber der Haſe ließ ſich nicht irr machen, und kratzte zum drittenmal: da guckte ſie herab, und erkannte den Haſen an ſeinem Halsband. Nun nahm ſie ihn auf ihren Schooß, trug ihn in ihre Kammer, und ſprach ‹Lieber Haſe, was willſt du?' Antwortete er ‹Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier, und ſchickt mich: ich ſoll um ein Brot bitten wie es der Kœnig ißt.' Da war ſie voll Freude, und ließ den Bæcker kommen, und befahl ihm ein Brot zu bringen wie es der Kœnig aß. Sprach das Hæslein ‹Aber der Bæcker muß mirs auch hintragen, damit mir die Metzgerhunde nichts thun.' Der Bæcker trug es ihm bis an die Thüre der Wirthſtube: da ſtellte ſich der Haſe auf die Hinterbeine, nahm alsbald das Brot in die Vorderpfoten, und brachte es ſeinem Herrn. Da ſprach der Jæger ‹Sieht Er, Herr Wirth? die hundert Goldſtücke ſind mein.' Der Wirth wunderte ſich: aber der Jæger ſagte weiter ‹Ja, Herr Wirth, das Brot hätte ich: nun will ich aber auch von des Kœnigs Braten eßen.' Der Wirth ſagte ‹Das möcht' ich ſehen': aber wetten wollte er nicht mehr. Rief der Jæger den Fuchs, und ſprach ‹Mein Fæchslein, geh hin und hol mir Braten wie ihn der Kœnig ißt.' Der Rothfuchs wußte die Schliche beßer, gieng an den Ecken und durch die Winkel ohne daß ihn ein Hund ſah, und ſetzte ſich unter der Kœnigstochter Stuhl, und kratzte an ihrem Fuß. Da ſah ſie herab, und erkannte den Fuchs am Halsband, und nahm ihn mit in ihre Kammer, und ſprach ‹Lieber Fuchs, was willſt du?' Antwortete er ‹Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier, und ſchickt mich: ich ſoll bitten um einen Braten wie ihn der Kœnig ißt.' Da ließ ſie den Koch kommen: der mußte einen Braten wie ihn der Kœnig aß anrichten, und dem Fuchs bis an die Thüre tragen: da nahm ihm der Fuchs die Schüßel ab, und brachte ſie ſeinem Herrn. ‹Sieht Er, Herr Wirth?' ſprach der Jæger, ‹Brot und Fleiſch iſt da: nun will ich auch Zugemüs eßen wie es der Kœnig ißt.' Da

rief er den Wolf, und ſprach «Lieber Wolf, geh hin und hol mir Zugemüs wie's der Kœnig ißt.» Da gieng der Wolf geradezu ins Schloß, weil er ſich vor niemand fürchtete; und als er in der Kœnigstochter Zimmer kam, da zupfte er ſie hinten am Kleid, daß ſie ſich umſchauen mußte. Sie erkannte ihn am Halsband, und nahm ihn mit in ihre Kammer, und ſprach «Lieber Wolf, was willſt du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier: ich ſoll bitten um ein Zugemüs wie es der Kœnig ißt.» Da ließ ſie den Koch kommen: der mußte ein Zugemüs bereiten wie es der Kœnig aß, und mußte es dem Wolf bis vor die Thüre tragen: da nahm ihm der Wolf die Schüßel ab, und brachte ſie ſeinem Herrn. «Sieht Er, Herr Wirth?» ſprach der Jæger, «nun hab' ich Brot Fleiſch und Zugemüs: aber ich will auch Zuckerwerk eßen wie es der Kœnig ißt.» Rief er den Bæren, und ſprach «Lieber Bær, du leckſt doch gern etwas Süßes: geh hin und hol mir Zuckerwerk wie's der Kœnig ißt.» Da trabte der Bær nach dem Schloße, und gieng ihm jedermann aus dem Wege; als er aber zu der Wache kam, hielt ſie die Flinten vor, und wollte ihn nicht ins kœnigliche Schloß laßen. Aber er hob ſich in die Hœhe, und gab mit ſeinen Tatzen links und rechts ein paar Ohrfeigen, daß die ganze Wache zuſammenfiel, und darauf gieng er gerades Wegs zu der Kœnigstochter, ſtellte ſich hinter ſie, und brummte ein wenig. Da ſchaute ſie rückwärts, und erkannte den Bæren, und hieß ihn mit gehn in ihre Kammer, und ſprach «Lieber Bær, was willſt du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier: ich ſoll bitten um Zuckerwerk wie's der Kœnig ißt.» Da ließ ſie den Zuckerbäcker kommen: der mußte Zuckerwerk backen wie's der Kœnig aß, und dem Bæren vor d Thüre tragen: da ſtellte ſich der Bær a recht, nahm ihm die Schüßel ab, und brach ſie ſeinem Herrn. «Sieht Er, Herr Wirth ſprach der Jæger, «nun habe ich Brot Fle Zugemüs und Zuckerwerk: aber ich w auch Wein trinken wie ihn der Kœ trinkt.» Er rief ſeinen Lœwen herbei, u ſprach «Lieber Lœwe, du trinkſt dir de gerne einen Rauſch: geh und hol mir W wie ihn der Kœnig trinkt.» Da ſchritt d Lœwe über die Straße, und die Leut faſen vor ihm; und als er an die Wache kam wollte ſie den Weg ſperren: aber er brü einmal: da ſprang alles fort. Nun ging der Lœwe vor das kœnigliche Zimmer, u klopfte mit ſeinem Schwelf an die Thür Da kam die Kœnigstochter heraus, u wäre faſt über den Lœwen erſchrocken aber ſie erkannte ihn an dem goldene Schloß von ihrem Halsbande, und hieß ih mit in ihre Kammer gehen, und ſprach «Lieber Lœwe, was willſt du?» Antwo tete er «Mein Herr, der den Drachen g tœdtet hat, iſt hier: ich ſoll bitten u Wein wie ihn der Kœnig trinkt.» Da ließ ſie den Mundſchenk kommen: der ſollte de Lœwen Wein geben wie ihn der Kœ tränke. Sprach der Lœwe «Ich will mi gehen, und ſehen daß ich den rechten krieg Da gieng er mit dem Mundſchenk hinab und als ſie unten hin kamen, wollte ihn dieſer von dem gewöhnlichen Wein zapfe wie ihn des Kœnigs Diener tranken: abe der Lœwe ſprach «Halt ein! ich will erſt den Wein verſuchen», zapfte ſich ein kl bes Maaß, und ſchluckte es auf einm hinab. «Nein» ſagte er, «das iſt nicht de rechte.» Der Mundſchenk ſah ihn ſchie an, gieng aber, und wollte ihm aus einem andern Faß geben, das für des Kœnigs Ma ſchall war. Sprach der Lœwe «Halt! erſt

will ich den Wein verſuchen', zapfte ſich ein halbes Maaß, und trank es. «Der iſt beßer, aber noch nicht der rechte.' Da ward der Mundſchenk böes, und ſprach «Was ſo ein dummes Vieh vom Wein verſtehen will!' Aber der Lœwe gab ihm einen Schlag hinter die Ohren, daß er unſanft zur Erde fiel; und als er ſich wieder aufgemacht hatte, führte er den Lœwen ganz ſtillſchweigens in einen kleinen beſonderen Keller, wo des Kœnigs Wein lag, von dem ſonſt kein Menſch zu trinken bekam. Der Lœwe zapfte ſich erſt ein halbes Maaß, und verſuchte den Wein: dann ſprach er «Das kann von dem rechten ſeyn', und hieß den Mundſchenk ſechs Flaſchen füllen. Nun ſtiegen ſie herauf; wie der Lœwe aber ins Freye kam, ſchwankte er hin und her, und war ein wenig trunken, und der Mundſchenk mußte ihm den Wein bis vor die Thüre tragen: da nahm er den Korb, und brachte ihn ſeinem Herrn. Sprach der Jæger «Sieht Er, Herr Wirth? da hab' ich Brot Fleiſch Zugemüs Zuckerwerk und Wein, wie es der Kœnig hat: nun will ich mit meinen Thieren Mahlzeit halten', und ſetzte ſich hin, aß und trank, und gab dem Haſen, dem Fuchs, dem Wolf, dem Bær und dem Lœwen auch davon zu eßen und zu trinken, und war guter Dinge: denn er ſah daß ihn die Kœnigstochter noch lieb hatte. Und als er Mahlzeit gehalten, ſprach er «Herr Wirth, nun hab' ich gegeßen und getrunken wie der Kœnig ißt und trinkt: jetzt will ich an des Kœnigs Hof gehen, und die Kœnigstochter heirathen.' Fragte der Wirth «Wie ſoll das zugehen, da ſie ſchon einen Bræutigam hat, und heute ſoll vermæhlt werden?' Da zog der Jæger das Taſchentuch heraus das ihm die Kœnigstochter auf dem Drachenberg gegeben, und worin die ſieben Zungen des Unthiers eingewickelt waren, und ſprach «Dazu ſoll mir helfen was ich da in der Hand halte.' Da ſah der Wirth das Tuch an, und ſprach «Wenn ich alles glaube, ſo glaube ich das nicht, und will wohl Haus und Hof dran ſetzen.' Der Jæger aber nahm einen Beutel mit tauſend Goldſtücken, ſtellte ihn auf den Tiſch, und ſagte «Das ſetze ich dagegen.'

Nun ſprach der Kœnig an der kœniglichen Tafel zu ſeiner Tochter «Was haben die wilden Thiere alle gewollt, die zu dir gekommen und in mein Schloß ein und ausgegangen ſind?' Da antwortete ſie «Ich darfs nicht ſagen: aber ſchickt hin, und laßt den Herrn dieſer Thiere holen: ſo werdet Ihr wohl thun.' Der Kœnig ſchickte einen Diener ins Wirthshaus, und ließ den fremden Mann einladen, und der Diener kam gerade wie der Jæger mit dem Wirth gewettet hatte. Da ſprach er «Sieht Er, Herr Wirth? da ſchickt der Kœnig einen Diener, und läßt mich einladen: aber ich gehe ſo noch nicht.' Und zu dem Diener ſagte er «Ich laße den Herrn Kœnig bitten daß er mir kœnigliche Kleider ſchickt, einen Wagen mit ſechs Pferden, und Diener die mir aufwarten.' Als der Kœnig die Antwort hœrte, ſprach er zu ſeiner Tochter «Was ſoll ich thun?' Sagte ſie «Laßt ihn holen wie ers verlangt: ſo werdet Ihr wohl thun.' Da ſchickte der Kœnig kœnigliche Kleider, einen Wagen mit ſechs Pferden, und Diener die ihm aufwarten ſollten. Als der Jæger ſie kommen ſah, ſprach er «Sieht Er, Herr Wirth? nun werde ich abgeholt wie ich es verlangt habe', und zog die kœniglichen Kleider an, nahm das Tuch mit den Drachenzungen, und fuhr zum Kœnig. Als ihn der Kœnig kommen ſah, ſprach er zu ſeiner Tochter «Wie ſoll ich ihn empfangen?' Antwortete ſie «Geht ihm entge

gen: so werdet Ihr wohl thun.' Da gieng ihm der Kœnig entgegen, und führte ihn herauf, und seine Tochter folgte ihm nach. Der Kœnig wies ihm einen Platz an neben sich und seiner Tochter; der Marschall saß auf der andern Seite als Bräutigam: aber der kannte ihn nicht mehr. Nun wurden gerade die sieben Häupter des Drachen zur Schau aufgetragen, und der Kœnig sprach «Die sieben Häupter hat der Marschall dem Drachen abgeschlagen: darum geb' ich ihm heute meine Tochter zur Gemahlinn.' Da stand der Jæger auf, öffnete die sieben Rachen, und sprach «Wo sind die sieben Zungen des Drachen?' Da erschrak der Marschall, ward bleich, und wußte nicht was er antworten sollte; endlich sagte er in der Angst «Drachen haben keine Zungen.' Sprach der Jæger «Die Lügner sollten keine haben: aber die Drachenzungen sind das Wahrzeichen des Siegers', und wickelte das Tuch auf: da lagen sie alle siebene darin; und dann steckte er jede Zunge in den Rachen, in den sie gehœrte, und sie paßte genau. Darauf nahm er das Tuch, in welches der Name der Kœnigstochter gestickt war, und zeigte es der Jungfrau, und fragte sie wem sie es gegeben hätte: da antwortete sie «Dem, der den Drachen getœdtet hat.' Und dann rief er sein Gethier, nahm jedem das Halsband und dem Lœwen das goldene Schloß ab, und zeigte es der Jungfrau, und fragte wem es angehœrte. Antwortete sie «Das Halsband und das goldene Schloß waren mein: ich habe es unter die Thiere vertheilt die den Drachen besiegen halfen.' Da sprach der Jæger «Als ich nach dem Kampf müde und matt war, und geruht und geschlafen habe, da ist der Marschall gekommen, und hat mir den Kopf abgehauen, und hat die Kœnigstochter fortgetragen, und vorgegeben er sey es gewesen, der den Dra getœdtet habe; und daß er gelogen beweise ich mit den Zungen, dem Tuch dem Halsband.' Und dann erzählte er ihm seine Thiere durch eine wunderba Wurzel geheilt hätten, und daß er Jahr lang mit ihnen herumgezogen, endlich wieder hierher gekommen wäre, ihm der Betrug des Marschalls vom Wi sey erzählt worden. Da fragte der Kœ seine Tochter «Ist es wahr, daß dieser Drachen getœdtet hat?' Da antwortete «Ja, es ist wahr: nun darf ich auch Schandthat des Marschalls offenbaren, sie ohne mein Zuthun an den Tag geko men ist: denn er hat mir das Versprech zu schweigen abgezwungen. Darum h habe ich mir ausgehalten daß erst in Jah und Tag die Hochzeit sollte gefeyert w den.' Da ließ der Kœnig zwölf Rathsher rufen: die sollten über den Marschall Urth sprechen; und die urtheilten daß er mit von vier Ochsen zerrißen werden. A ward der Marschall gerichtet; der Kœni aber übergab seine Tochter dem Jæger, m der wurde zum Statthalter des Kœnigs i ganzen Reich ernannt. Die Hochzeit wurd mit großen Freuden gefeyert, und der jung Kœnig ließ seinen Vater und Pflegevat holen, und überhäufte sie mit Schätz Den Wirth vergaß er auch nicht, und li ihn kommen, und sprach zu ihm «Sie Er, Herr Wirth? die Kœnigstochter hab ich geheirathet, und sein Haus und Hof sind mein.' Sprach der Wirth «Ja, da wære nach den Rechten.' Der junge Kœnig aber sagte «Es soll nach Gnaden gehe Haus und Hof soll Er behalten, und d tausend Goldstücke schenke ich Ihm noch dazu.'

Nun waren der junge Kœnig und die jung Kœnigina guter Dinge, und lebten vergnü

ſammen. Er zog oft hinaus auf die Jagd, eil das ſeine Freude war, und die Thiere ußtem ihn begleiten. Es lag aber in der ähe ein Wald; von dem hieß es, er wære icht geheuer, und wær' einer erſt darin, kæm' er nicht leicht wieder heraus. Der unge Kœnig hatte aber große Luſt darin u jagen, und ließ dem alten Kœnig keine uhe bis er es ihm erlaubte. Nun ritt er it einer großen Begleitung aus, und als er u dem Wald kam, ſah er eine ſchneeeiße Hirſchkuh darin, und ſprach zu einen Leuten «Haltet hier, bis ich zuück komme: ich will das ſchœne Wild agen", und ritt ihm nach in den Wald hinin, und nur ſeine Thiere folgten ihm. Die eute hielten und warteten bis Abend: aber r kam nicht wieder: da ritten ſie heim, und rzählten der jungen Kœniginn «Der junge Kœnig iſt im Zauberwald einer weißen Hirſchkuh nachgejagt, und iſt nicht wieder ekommen." Da war ſie in großer Beſorgniſs um ihn. Er war aber dem ſchœnen Wild immer nachgeritten, und konnte es niemals einholen; wenn er meinte, es wære chußrecht, ſo wars gleich wieder in weiter Ferne, und endlich verſchwand es ganz. Nun merkte er daß er tief in den Wald hinein gerathen war, nahm ſein Horn und blies: aber er bekam keine Antwort: denn ſeine Knechte konntens nicht hœren. Und da auch die Nacht einbrach, ſah er daß er dieſen Tag nicht heim kommen könnte, ſtieg ab, machte ſich bei einem Baum ein Feuer an, und wollte dabei übernachten. Als er bei dem Feuer ſaß, und ſeine Thiere ſich auch neben ihn gelegt hatten, däuchte ihn eine menſchliche Stimme zu hœren: er ſchaute um ſich, konnte aber nichts bemerken. Bald darauf hœrte er wieder ein Ächzen wie von oben her: da ſchaute er in die Hœhe, und ſah ein altes Weib auf dem Baume ſitzen; das jammerte in einem fort «Hu hu hu, was mich friert!" Sprach er «Steig herab und wärme dich, wenn dich friert!" Sie aber ſagte «Nein, deine Thiere beißen mich." Antwortete er «Sie thun dir nichts, altes Mütterchen: komm nur herunter!" Sie war aber eine Hexe, und ſprach «Ich will dir eine Ruthe von dem Baum herabwerfen: wenn du ſie damit auf den Rücken ſchlægſt, thun ſie mir nichts." Da warf ſie ihm ein Rüthlein herab, und er ſchlug ſie damit; alsbald lagen ſie ſtill, und waren in Stein verwandelt. Und als die Hexe vor den Thieren ſicher war, ſprang ſie herunter, und rührte ihn auch mit einer Ruthe an, und verwandelte ihn in Stein. Darauf lachte ſie, und ſchleppte ihn und die Thiere in einen Graben, wo ſchon mehr ſolcher Steine lagen.

Als aber der junge Kœnig gar nicht wieder kam, ward die Angſt und Sorge der Kœniginn immer græßer. Nun trug ſich zu daß gerade in dieſer Zeit der andere Bruder, der bei der Trennung gen Oſten gewandert war, in das Kœnigreich kam. Er hatte einen Dienſt geſucht, und keinen gefunden, war dann herumgezogen hin und her, und hatte ſeine Thiere tanzen laßen. Da fiel ihm ein, er wollte einmal nach dem Meßer ſehen, das ſie bei ihrer Trennung in einen Baumſtamm geſtoßen hatten, um zu erfahren wie es ſeinem Bruder gienge. Wie er dahin kam, war ſeines Bruders Seite halb verroſtet, und halb war ſie noch blank. Da erſchrak er, und dachte «Meinem Bruder muß ein großes Unglück zugeſtoßen ſeyn: doch kann ich ihn vielleicht noch retten: denn die Hälfte des Meßers iſt noch blank", und zog mit ſeinen Thieren gen Weſten. Als er in das Stadtthor kam, trat ihm die Wache entgegen, und fragte ob ſie ihn bei ſeiner Gemahlinn melden ſollte; die junge

Kœniginn wære schon seit ein paar Tagen in großer Angst über sein Ausbleiben, und fürchtete er wære im Zauberwald umgekommen: denn die Wache glaubte nicht anders, als es wære der junge Kœnig selbst: so ähnlich sah er ihm, und hatte auch die wilden Thiere hinter sich laufen. Da merkte er daß von seinem Bruder die Rede war, und dachte: »Es ist das beste, ich gebe mich für ihn aus: so kann ich ihn wohl leichter erretten.« Also ließ er sich von der Wache ins Schloß begleiten, und ward mit großen Freuden empfangen. Die junge Kœniginn meinte nicht anders, als es wære ihr Gemahl. Er erzählte ihr daß er sich in dem Wald verirrt hätte, und nicht eher wieder sich heraus finden können. Abends ward er in das kœnigliche Bette gebracht: aber er legte ein zweyschneidiges Schwert zwischen sich und die Kœniginn: sie wußte nicht was das heißen sollte, getraute aber nicht zu fragen.

Da blieb er ein paar Tage, und erforschte derweil alles, wie es mit dem Zauberwald war; endlich sprach er »Ich muß noch einmal dort jagen.« Der Kœnig und die junge Kœniginn wollten es ihm ausreden: aber er bestand darauf, und zog mit großer Begleitung hinaus. Als er an den Wald kam, sah er, wie sein Bruder, eine weiße Hirschkuh, und sprach zu seinen Leuten »Bleibt hier und wartet bis ich wiederkomme: ich will das schœne Wild jagen«, ritt in den Wald hinein, und seine Thiere liefen ihm nach. Nun ergieng es ihm nicht anders als seinem Bruder: die Hirschkuh konnte er nicht einholen, und gerieth so tief in den Wald, daß er darin übernachten mußte. Und als er ein Feuer angemacht hatte, hœrte er über sich ächzen »Hu hu hu, wie mich friert!« Da schaute er hinauf, und es saß dieselbe Hexe oben im Baum. Sprach er »Wenn dich friert, so komm herab, u Mütterchen, und wärme dich!« Antwor sie »Nein, deine Thiere beißen mich« i aber sprach »Sie thun dir nichts.« Da sie »Ich will dir eine Ruthe hinabwer wenn du sie damit schlægst, so thun sie nichts.« Wie der Jæger das hœrte, tra er der Alten nicht, und sprach »Ihr Thiere schlag' ich nicht; komm du herun oder ich hol dich.« Da rief sie »Was du wohl? du thust mir noch nichts.« E aber antwortete »Kommst du nicht, so sch ich dich herunter.« Sprach sie »Sch nur zu! vor deinen Kugeln fürchte ich mi nicht.« Da legte er an, und schoß nach i aber die Hexe war fest gegen alle Kug geln, lachte daß es gellte, und rief »Du fe mich noch nicht treffen.« Aber der Jægerwei Bescheid, riß sich drey silberne Knöpfe v Rock, lud sie in die Büchse: denn dagegen war ihre Kunst umsonst; und als er lo drückte, stürzte sie gleich mit Geschrey herab. Da stellte er den Fuß auf sie, und sprach »Alte Hexe, wenn du nicht gleich gestehst wo mein Bruder ist, so pack' ich dich an und werfe dich ins Feuer.« Sie war in großer Angst, und bat um Gnade, und sagte »Er liegt mit seinen Thieren versteinert in einem Graben.« Da zwang er sie mit ihm zugehen, und sprach »Alte Meerkatze, jetzt machst du meinen Bruder und alle Geschöpfe die hier liegen lebendig, oder du kommst ins Feuer.« Sie nahm eine Ruthe, und rührte die Steine an: da wurde sein Bruder mit den Thieren wieder lebendig, und viele andere, Kaufleute Handwerker Hirten, standen auf, dankten für ihre Befreyung, und zogen heim. Die Zwillingsbrüder aber, als sie sich wiedersahen, küßten sich und freuten sich von Herzen. Dann griffen sie die Hexe, banden sie, und legten sie ins Feuer; und als sie verbrannt war, da that sich der Wald

›n ſelbſt auf, und war licht und hell, und ›an konnte das kœnigliche Schloß auf drey tunden Wegs ſehen.

Nun giengen die zwey Brüder zuſammen ach Haus, und erzählten einander auf dem Veg ihre Schickſale. Und als der jüngſte ›gte, er wære an des Kœnigs Statt im anzen Lande, ſprach der andere «Das hab' ›h wohl gemerkt: denn als ich in die Stadt am, und für dich angeſehen wurde, da ge›ſchah mir alle kœnigliche Ehre; die junge Kœniginn hielt mich für ihren Gemahl, und ch mußte an ihrer Seite eßen, und in deiem Bett ſchlafen.' Wie das der andere œrte, ward er ſo eiferſüchtig und zornig, aß er ſein Schwert zog, und ſeinem Bruder len Kopf abſchlug. Als dieſer aber todt la lag, und er ſein rothes Blut fließen ſah, eute es ihn gewaltig, und er ſprach «Mein Bruder hat mich erlœſt, und ich habe ihn lnfür getœdtet!' und jammerte laut. Da tam ſein Haſe, und ſagte er wollte von der Lebenswurzel holen, ſprang fort, und brachte ie noch zur rechten Zeit; und der Todte wurde wieder lebendig, und merkte gar nichts von der Wunde.

Darauf zogen ſie weiter, und der jüngſte ſprach «Du ſiehſt aus wie ich, haſt kœnigliche Kleider an wie ich, und die Thiere folgen dir nach wie mir: wir wollen zu den entgegengeſetzten Thoren eingehen, und von zwey Seiten zugleich beim alten Kœnig anlangen.' Alſo trennten ſie ſich, und bei dem alten Kœnig kam zu gleicher Zeit die Wache von dem einen und dem andern Thore, und meldete, der junge Kœnig mit ſeinen Thieren wære von der Jagd angelangt. Sprach der Kœnig «Es iſt nicht mœglich: die Thore liegen eine Stunde weit aus einander.' Indem aber kamen von zwey Seiten die beiden Brüder in den Schloßhof hinein, und ſtiegen beide herauf. Da ſprach der Kœnig zu ſeiner Tochter «Sag' an, welcher iſt dein Gemahl? Es ſieht einer aus wie der andere: ich kanns nicht ſagen.' Sie war da in großer Angſt, und wußte es nicht; endlich fiel ihr das Halsband ein das ſie den Thieren gegeben hatte, und ſah an dem Lœwen ihres Gemahls das goldene Schlößchen: da ſprach ſie vergnügt «Dieſer iſt mein rechter Mann.' Da lachte der junge Kœnig, und ſagte «Ja, das iſt der rechte'; und ſie ſetzten ſich zuſammen zu Tiſch, aßen und tranken und waren frœhlich. Abends, als der junge Kœnig zu Bett gieng, ſprach ſeine Frau «Warum haſt du die vorigen Nächte immer ein zweyſchneidiges Schwert in unſer Bett gelegt? ich habe geglaubt, du wollteſt mich todtſchlagen.' Da erkannte er wie treu ſein Bruder geweſen war.

DEUTSCHE SAGEN.

ANFANG DER VORREDE.

I. Wesen der Sage. Es wird dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwanderuden begleitet; wer nicht ahnt was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen wenn er die Grenze des Vaterlands überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Mærchen Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen, und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Mærchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes stehet beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüte und Vollendung: die Sage, von einer geringern Mannichfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt daß sie nicht, gleich dem Mærchen, überall zu Hause seyn könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden seyn würde. Kaum ein Flecken wird sich in ganz Deutschland finden wo es nicht ausführliche Mærchen zu hören gæbe, manche an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesæet zu seyn pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigenthümlicher; sie gleichen den Mundarten Sprache, in denen hin und wieder [illegible] bare Wörter und Bilder aus uralten Z[eiten] hangen geblieben sind, während die Mund[art] ein ganzes Stück alter Dichtung so zu [sagen] in einem Zuge zu uns überfetzen. [Es] würdig stimmen auch die erzählenden Vo[lks]lieder entschieden mehr zu den Sagen [als] zu den Mærchen, die wiederum in ihrem [Ge]halt die Anlage der frühesten Poesien rei[ner] und kräftiger bewahrt haben, als es [von] die übrig gebliebenen großeren *Lieder* d[er] Vorzeit konnten. Hieraus ergibt sich [ohne] alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß [sie] nur allein die Mærchen Theile der uralt[en] sehen Heldensage erhalten haben, ohne [sie] men, außer wo diese allgemein und in sich selbst bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand; während in den Liedern und Sagen unseres Volks so viele einzelne, [oft] nahe trockene Namen Örter und Sitten aus der ältesten Zeit festhaften. Die Mærchen also sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu faßen; sie nähren unmittelbar wie die Milch, mild und sittlich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen, und mehr Ernst und Nachdenken fodern. Über den Vorzug beider zu streiten wære ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen, noch geleugnet werden daß sie in unendlichen *Mischungen*

nd Wendungen in einander greifen und ch mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Mærchen und die Sage, gegenüber, insofern sie as Sinnlichnatürliche und Begreifliche stæts mit dem Unbegreiflichen mischen, welches ene, wie sie unserer Bildung angemeßen cheint, nicht mehr in der Darstellung selbst vertrægt, sondern es auf ihre eigene Weise n der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Mærchen: aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehœrt an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel daria; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen: d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Daseyn der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenoßenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt, und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlecht durchlebten tritt, dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt: einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit der dieses Erfordernis abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken, und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eiteles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehœrt, sich von selbst versteht, und nicht anders als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nœthigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene stæte Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwægen, als eine der troestreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen ungewöhnliche was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen Seen Trümmern Bäumen Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sey zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem was sie besæßen eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bœsen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht sie an Örter und Stellen die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann: vielmal aber fließen sie beide zusammen und unter einander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strœmen das aufgenommene grünere Waßer eines anderen Flußes, noch lange zu erkennen vermag.

1. DIE DREY BERGLEUTE IM KUTTENBERG.

In Bœhmen liegt der Kuttenberg; darin arbeiteten drey Bergleute lange Jahre, und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wenn sie Morgens in den Berg giengen, so nahmen sie dreyerley mit: erstens ihr Gebetbuch, zweytens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel versehen, drittens ihr Bißchen Brot: das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott daß er sie in dem Berge bewahren möchte, und darnach fiengen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten, und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel, und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu seyn, und sprachen ‹Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müßen nun Hungers sterben: wir haben nur einen Tag Brot zu eßen und einen Tag Oel auf dem Licht.' Nun befahlen sie sich Gott, und dachten bald zu sterben: doch wollten sie nicht müßig seyn solange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort, und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahr brannte, und ihr kleines Bißchen Brot, von dem sie tagtæglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wæren nur ein Tag. Doch da sie sich nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten sie würden sie nimmermehr wiedersehen, und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geschah es, daß Einer von den dreyen unter der Erde so recht aus Herzensgrund wünschte ‹Ach! könnt' ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollt' ich gern sterben.' Der Zweyte sprach ‹Ach! könnt' ich noch einmal daheim mit meiner Frau r Tische sitzen und eßen, so wollt' ich gern sterben!' Da sprach auch der Dritte ‹Ach könnt' ich nur noch ein Jahr friedlich u vergnügt mit meiner Frau leben, so wo ich gerne sterben.' Wie sie das gesproch hatten, so krachte der Berg gewaltig u übermächtig, und sprang von einander. E gieng der Erste hin zu dem Ritz, u schaute hinauf, und sah den blauen Himm und wie er sich am Tageslicht gefreut, fi er augenblicklich todt nieder. Der Be aber that sich immer mehr von einande also daß der Riß großer ward: da arbeit ten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf, und kamen en lich heraus. Sie giengen nun fort in ih Dorf und in ihre Häuser, und suchten ihr Weiber: aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen ‹Habt ihr denn keine Männer gehabt?' ‹Ja' antworteten jen ‹aber die sind schon sieben Jahre todt, und liegen im Kuttenberg begraben.' Der Zweyte sprach zu seiner Frau ‹Ich bin dein Mann': aber sie wollt' es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte, und ganz unkenntlich war. Da sagte er ‹Hol mir das Barmeßer, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu.' Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich; und als er fertig war, sah sie daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Eßen und Trinken so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin, und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war, und eben den letzten Biß Brot gegeßen hatte, da fiel er um, und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau

zuſammen: als es herum war, zu derſelben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und ſeine Frau mit ihm todt hin. Alſo hatte Gott ihre Wünſche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

---

239. DER FRAUENSAND.

Weſtlich im Süderſee wachſen mitten aus dem Meer Gräſer und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchthürme und ſtolzen Häuſer der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Flut begraben liegen. Der Reichthum hatte die Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maaß ihrer Übelthaten erfüllt war, giengen ſie bald zu Grunde. Fiſcher und Schiffer am Strand des Süderſees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermœgendſte aller Inſaßen der Stadt Stavoren war eine ſiebere Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menſchen, ſtrebte ſie bloß ihre Schätze immer noch zu vermehren. Flüche und gotteslâſterliche Reden hœrte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieſer unmæßig reichen Stadt, zu deren Zeit man Amſterdam noch nicht nannte, und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlaßen.

Eines Tags rief dieſe Jungfrau ihren Schiffmeiſter, und befahl ihm auszufahren und eine Ladung des edelſten und beſten mitzubringen was auf der Welt wære. Vergebens forderte der Seemann, gewohnt an pünctliche und beſtimmte Auftræge, næhere Weiſung: die Jungfrau beſtand zornig auf ihrem Wort, und hieß ihn alsbald in die See ſtechen. Der Schiffmeiſter fuhr unſchlüßig und unſicher ab; er wußte nicht wie er dem Geheiß ſeiner Frau, deren bœſen ſtrengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte, und überlegte hin und her was zu thun. Endlich dachte er ‹Ich will ihr eine Ladung des köſtlichſten Weizen bringen: was iſt ſchœners und edlers zu finden auf Erden als dieß herrliche Korn, deſſen kein Menſch entbehren kann?› Alſo ſteuerte er nach Danzig, befrachtete ſein Schiff mit ausgeſuchtem Weizen, und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtſam vor dem Ausgang, wieder in ſeine Heimat zurück. ‹Wie, Schiffmeiſter?› rief ihm die Jungfrau entgegen, ‹du biſt ſchon hier? Ich glaubte dich an der Küſte von Africa um Gold und Elfenbein zu handeln. Laß ſehen was du geladen haſt.› Zœgernd, denn an ihren Reden ſah er ſchon wie wenig ſein Einkauf ihr behagen würde, antwortete er ‹Meine Frau, ich führe euch zu den köſtlichſten Weizen der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden.› ‹Weizen?› ſprach ſie, ‹ſo elendes Zeug bringſt du mir?› ‹Ich dachte, das wære ſo elend nicht, was uns unſer tægliches und geſundes Brot gibt.› ‹Ich will dir zeigen wie verächtlich mir deine Ladung iſt. Von welcher Seite iſt das Schiff geladen?› ‹Von der rechten Seite (Stuurboordszyde)› ſprach der Schiffmeiſter. ‹Wohlan! ſo befehl' ich dir daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite (Bakboord) in die See ſchütteſt. Ich komme ſelbſt hin und ſehe ob mein Befehl erfüllt worden.›

Der Seemann zauderte einen Befehl auszuführen der ſich ſo greulich an der Gabe Gottes verſündigte, und berief in Eile alle arme und dürftige Leute aus der Stadt an die Stelle wo das Schiff lag, durch deren Anblick er ſeine Herrinn zu bewegen hoffte. Sie kam und frug ‹Wie iſt mein Befehl ausgerichtet?› Da fiel eine Schaar von

Armen auf die Knie vor ihr, und baten daß sie ihnen das Korn austheilen möchte, lieber als es vom Meer verschlingen zu laßen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein, und sie erneuerte den Befehl die ganze Ladung schleunig über Bord zu werfen. Da bezwang sich der Schiffmeister länger nicht, und rief laut «Nein, diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt laßen, wenn es wahr ist, daß der Himmel das Gute lohnt und das Böse straft: ein Tag wird kommen wo ihr gerne die edlen Körner, die ihr so verspielt, eins nach dem andern aufleſen möchtet euren Hunger damit zu stillen.» «Wie?» rief sie mit höllischem Gelächter, «ich soll dürftig werden können? ich soll in Armuth und Brotmangel fallen? So wahr das geschieht, so wahr sollen auch meine Augen diesen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe.» Bei diesem Wort zog sie einen kostbaren Ring vom Finger, und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen der darauf war, wurde also in die See ausgeschüttet.

Was geschieht? Einige Tage darauf gieng die Magd dieser Frauen zu Markt, kaufte einen Schellfisch, und wollte ihn in der Küche zurichten; als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring, und zeigte ihn ihrer Frauen. Wie ihn die Meisterinn sah, erkannte sie ihn sogleich für ihren Ring, den sie neulich ins Meer geworfen hatte, erbleichte, und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewißen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demselben Augenblick die Botschaft eintraf, ihre ganze aus Morgenland kommende Flotte wäre gestrandet! Wenige Tage darauf kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf sie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuser, worin sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück; und kaum war ein Jahr verfloßen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiffmeisters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, sank sie je länger je mehr in Noth und Elend; hungrig bettelte sie Brot vor den Thüren, und bekam oft keinen Bißen; endlich verkümmerte sie und starb verzweifelnd.

Der Weizen aber, der in das Meer geschüttet worden war, sproß und wuchs das folgende Jahr: doch trug er taube Ähren. Niemand achtete das Warnungszeichen, aber die Ruchlosheit von Stavoren nahm von Jahr zu Jahr überhand: da zog Gott der Herr seine schirmende Hand ab von der bösen Stadt. Auf eine Zeit schöpfte man Herz und Butt aus den Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete sich die See und verschwang mehr als drey Viertel der Stadt in rauschender Flut. Noch beinah jedes Jahr versinken einige Hätten der Inſaßen, und es ist seit der Zeit kein Segen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch immer wächst jährlich an derselben Stelle ein Gras aus dem Waßer, das kein Kräuterkenner kennt, das keine Blüte trægt, und sonst nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch; die Ähre gleicht der Weizenähre, ist aber taub und ohne Körner. Die Sandbank worauf es grünt liegt entlangs der Stadt Stavoren, und trægt keinen andern Namen als den des Frauensands.

---

287. DER GRENZLAUF.

Über den Kluspaſs und die Bergscheide hinaus vom Schächenthale weg erstreckt sich das Urner Gebiet am Fletschbache fort und

in Glarus hinüber. Einſt ſtritten die Urner mit den Glaruern bitter um ihre Landesgrenze, beleidigten und ſchædigten einander tæglich. Da ward von den Biedermännern der Ausſpruch gethan, zur Tag- und Nachtgleiche ſolle von jedem Theil früh morgens, ſobald der Hahn kræhe, ein rüſtiger kundiger Felsgänger ausgeſandt werden, und jedweder nach dem jenſeitigen Gebiet zulaufen, und da, wo ſich beide Männer begegneten, die Grenzſcheide feſtgeſetzt bleiben, das kürzere Theil mœge nun fallen diesſeits oder jenſeits. Die Leute wurden gewählt, und man dachte beſonders darauf, einen ſolchen Hahn zu halten, der ſich nicht verkræhe, und die Morgenſtunde auf das allerfrühſte anſage. Und die Urner nahmen einen Hahn, ſetzten ihn in einen Korb, und gaben ihm ſparſam zu eßen und zu ſaufen, weil ſie glaubten, Hunger und Durſt werde ihn früher wecken. Dagegen die Glarner fütterten und mäſteten ihren Hahn, daß er freudig und hoffærtig den Morgen grüßen könne, und dachten damit am beſten zu fahren. Als nun der Herbſt kam, und der beſtimmte Tag erſchien, da geſchah es, daß zu Altorf der ſchmachtende Hahn zuerſt erkræhte, kaum wie es dämmerte; und froh brach der Urner Felſenklimmer auf, der Marke zulaufend. Allein im Lintthal drüben ſtand ſchon die volle Morgenrothe am Himmel, die Sterne waren verblichen, und der fette Hahn ſchlief noch in guter Ruh. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde: aber es galt die Redlichkeit, und keiner wagte es, ihn aufzuwecken; endlich ſchwang er die Flügel, und kræhte. Aber dem Glarner Läufer wirds ſchwer ſeyn, dem Urner den Vorſprung wieder abzugewinnen! Ängſtlich ſprang er, und ſchaute gegen das Scheideck: wehe! da ſah er oben am Giebel des Grats den Mann ſchreiten und ſchon bergabwärts niederkommen: aber der Glarner ſchwang die Ferſen, und wollte ſeinem Volke noch vom Lande retten ſo viel als mœglich. Und bald ſtießen die Männer auf einander, und der von Uri rief ‹Hier iſt die Grenze!› ‹Nachbar› ſprach betrübt der von Glarus, ‹ſey gerecht und gib mir noch ein Stück von dem Weidland das du errungen haſt!› Doch der Urner wollte nicht: aber der Glarner ließ ihm nicht Ruh, bis er barmherzig wurde und ſagte ‹So viel will ich dir noch gewähren, als du mich an deinem Hals tragend bergan laufſt.› Da faßte ihn der rechtſchaffene Sennhirt von Glarus, und klomm noch ein Stück Felſen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch: aber plötzlich verſiegte ihm der Athem, und todt ſank er zu Boden. Und noch heutiges Tags wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einſinkende Glarner den ſiegreichen Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinſtes: aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre, und bewahrten ſeine große Treue in ſtæter Erinnerung.

---

439. KARLS HEIMKEHR AUS UNGERLAND.

Kœnig Karl, als er nach Ungarn und Wallachey fahren wollte die Heiden zu bekehren, gelobte er ſeiner Frauen in zehn Jahren heimzukehren; wære er nach Verlauf derſelben ausgeblieben, ſo ſolle ſie ſeinen Tod für gewiſs halten. Würde er ihr aber durch einen Boten ſein golden Fingerlein zuſenden, dann mœge ſie auf alles vertrauen was er ihr durch denſelben enthieten laße. Nun geſchah es, daß der Kœnig ſchon über neun Jahre aus geweſen war: da hob ſich zu Aachen an dem Rhein Raub und Brand über alle Länder. Da giengen die Herren

zu der Kœnigiun, und baten daß sie sich einen andern Gemahl auswählte, der das Reich behüten könnte. Die Frau antwortete «Wie möcht' ich so wider Kœnig Karl sündigen und meine Treue brechen! So hat er mir auch das Wahrzeichen nicht gesandt, das er mir kund thæt, als er von hinnen schied.» Die Herren aber redeten ihr so lange zu, weil das Land in dem Krieg zu Grund gehen müße, daß sie ihrem Willen endlich zu folgen versprach. Darauf wurde eine große Hochzeit angestellt, und sie sollte über den dritten Tag mit einem reichen Kœnig vermählt werden.

Gott der Herr aber, welcher dieß hindern wollte, sandte einen Engel als Boten nach Ungerland, wo der Kœnig lag, und schon manchen Tag gelegen hatte. Als Kœnig Karl die Kundschaft vernommen, sprach er «Wie soll ich in dreyen Tagen heimkehren, einen Weg der hundert Raste lang ist und funfzehn Raste dazu, bis ich in mein Land komme?» Der Engel versetzte «Weist du nicht? Gott kann thun was er will: denn er hat viele Gewalt. Geh zu deinem Schreiber; der hat ein gutes starkes Pferd, das du ihm abgewinnen must: das soll dich in einem Tage tragen über Moos und Haide bis in die Stadt zu Raab: das sey deine erste Tagweide. Den andern Morgen sollt du früh ausreiten, die Donau hinauf bis gen Paßau: das sey deine andere Tagweide. Zu Paßau sollt du dein Pferd laßen; der Wirth bei dem du einkehrest hat ein schœn Füllen; das kauf ihm ab: es wird dich den dritten Tag bis in dein Land tragen.»

Der Kaiser that wie ihm geboten war, handelte dem Schreiber das Pferd ab, und ritt in einem Tag aus der Bulgarey bis nach Raab; ruhte über Nacht, und kam den zweyten Tag bei Sonnenschein nach Paßau, wo ihm der Wirth gutes Gemach schuf. Abends als die Viehheerde eingieng, sah er das Füllen, griffs bei der Mähne, und sprach «Herr Wirth, gebt mir das Ross! ich will es morgen über Feld reiten.» «Nein» sagte der «das Füllen ist noch zu jung: ihr seyd ihm zu schwer, als daß es euch tragen könnte.» Der Kœnig bat ihn von neuem: der Wirth sagte «Ja, wenn es gezäumt oder geritten wære.» Der Kœnig bat ihn zum dritten Mal; und da der Wirth sah daß es Kaiserlieb wære, so wollte er das Ross ablehnen und der Kœnig verkaufte ihm dagegen sein Pferd, das er die zwey Tage geritten hatte und von dem es ein Wunder war, daß es ihm nicht erlag.

Also machte sich der Kœnig des dritten Tages auf, und ritt schnell und unaufhaltsam bis gen Aachen vor das Burgthor; da kehrte er bei einem Wirthe ein. Überall in der ganzen Stadt hœrte er großen Schall von Singen und Tanzen. Da fragte er was das wære. Der Wirth sprach «Eine große Hochzeit soll heute ergehen: denn meine Frau wird einem reichen Kœnig anvermählt; da wird große Kost gemacht, und Jungen und Alten, Armen und Reichen Brot und Wein gereicht, und ungemeßen Futter vor die Rosse getragen.» Der Kœnig sprach «Hier will ich mein Gemach haben, und mich wenig um die Speise bekümmern die sie in der Stadt austheilen: kauft mir für meine Goldpfennige was ich bedarf, schafft mir viel und genug.» Als der Wirth das Gold sah, sagte er bei sich selbst «Das ist ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten.» Nachdem die Speise köstlich und reichlich zugerichtet, und Karl zu Tisch gesessen war, forderte er einen Wächter von Wirth der sein des Nachts über pflege, und legte sich zu Bette. In dem Bette aber liegend, rief er den Wächter, und mahnte ihn theuer «Wann man den Singoß im Bau

läuten wird, sollst du mich wecken, daß ich das Läuten höre: dieß gülden Fingerlein will ich dir zu Miethe geben.' Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er ans Bette vor den schlafenden Kœnig: 'Wohlan, Herr, gebt mir meine Miethe! eben läuten sie den Singoß im Dom.' Schnell stand er auf, legte ein reiches Gewand an, und bat den Wirth ihn zu geleiten. Dann nahm er ihn bei der Hand, und gieng mit ihm vor das Burgthor: aber es lagen starke Riegel davor. 'Herr' sprach der Wirth, 'ihr müßt unten durchschliefen: aber dann wird euer Gewand kothig werden.' 'Daraus mach' ich mir wenig, und würde es ganz zerrißen.' Nun schloffen sie unter dem Thor hinein; der Kœnig, voll weisen Sinnes, hieß den Wirth um den Dom gehen, während er selber in den Dom gieng. Nun war das Recht in Franken, wer auf den Stuhl im Dom saß, der mußte Kœnig seyn: das däuchte ihm gut: er setzte sich auf den Stuhl, zog sein Schwert, und legte es baar über seine Knie. Da trat der Meßner in den Dom, und wollte die Bücher vortragen: als er aber den Kœnig sitzen sah mit baarem Schwert und stillschweigend, begann er zu zagen, und verkündete eilends dem Priester 'Da ich zum Altar gieng, sah ich einen greisen Mann mit bloßem Schwert über die Knie auf dem gesegneten Stuhl sitzen.' Die Domherren wollten dem Meßner nicht glauben: einer von ihnen griff ein Licht, und gieng unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit sah, wie der greise Mann auf dem Stuhle saß, warf er das Licht aus der Hand, und floh erschrocken zum Bischof. Der Bischof ließ sich zwey Kerzen von Knechten tragen; die mußten ihm zu dem Dom leuchten: da sah er den Mann auf dem Stuhle sitzen, und sprach furchtsam 'Ihr sollt mir sagen was Mannes ihr seyd, geheuer oder ungeheuer, und wer euch ein Leids gethan, daß ihr an dieser Stätte sitzet.' Da hob der Kœnig an 'Ich war euch wohl bekannt, als ich Kœnig Karl hieß; an Gewalt war keiner über mich.' Mit diesen Worten trat er dem Bischof näher, daß er ihn recht ansehen könnte. Da rief der Bischof 'Willkommen, liebster Herr! eurer Kunft will ich froh seyn', umfieng ihn mit seinen Armen, und leitete ihn in sein reiches Haus. Da wurden alle Glocken geläutet, und die Hochzeitgäste fragen was der Schall bedeute. Als sie aber hœrten daß Kœnig Karl zurückgekehrt wäre, stoben sie aus einander, und jeder suchte sein Heil in der Flucht. Doch der Bischof bat daß ihnen der Kœnig Friede gæbe, und der Kœnigina wieder hold würde: es sey ohne ihre Schuld geschehn. Den gewährte Karl der Bitte, und gab der Kœnigina seine Huld.

---

485. DER KAISER UND DIE SCHLANGE.

Als Kaiser Karl zu Zürch in dem Hause, genannt zum Loch, wohnte, ließ er eine Säule mit einer Glocke oben und einem Seil daran errichten, damit es jeder ziehen könne der Handhabung des Rechts fordere, so oft der Kaiser am Mittagsmahl sitze. Eines Tages nun geschah es, daß die Glocke erklang, die hinzu gehenden Diener aber niemand beim Seile fanden. Es schellte aber von neuem in Einem weg. Der Kaiser befahl ihnen nochmals hin zu gehen, und auf die Ursache Acht zu haben. Da sahen sie nun daß eine große Schlange sich dem Seile næherte, und die Glocke zog. Bestürzt hinterbrachten sie das dem Kaiser; der alsbald aufstand, und dem Thiere, nicht

weniger als den Menschen, Recht sprechen wollte. Nachdem sich der Wurm ehrerbietig vor dem Fürsten geneigt, führte er ihn an das Ufer eines Wassers, wo auf seinem Nest und auf seinen Eyern eine übergroße Kræte saß. Karl untersuchte und entschied der beiden Thiere Streit dergestalt, daß er die Kræte zum Feuer verdammte, und der Schlange Recht gab. Dieses Urtheil wurde gesprochen, und vollstreckt. Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an Hof, neigte sich, wand sich auf den Tisch, und hob den Deckel von einem darauf stehenden Becher ab. In den Becher legte sie aus ihrem Munde einen kostbaren Edelstein, verneigte sich wiederum, und gieng weg. An dem Orte, wo der Schlangen Nest gestanden, ließ Karl eine Kirche bauen, die nannte man Wasserkilch; den Stein aber schenkte er aus besonderer Liebe seiner Gemahlinn. Dieser Stein hatte die geheime Kraft in sich, daß er den Kaiser beständig zu seinem Gemahl hinzog, und daß er abwesend Trauern und Sehnen nach ihr empfand. Daher barg sie ihn in ihrer Todesstunde unter der Zunge, wohl wißend daß, wenn er in andere Hände komme, der Kaiser ihrer bald vergeßen würde. Also wurde die Kaiserinn sammt dem Stein begraben: da vermochte Karl sich gar nicht zu trennen von ihrem Leichnam, so daß er ihn wieder aus der Erde graben ließ, und achtzehn Jahr mit sich herum führte, wohin er sich auch begab. Inzwischen durchsuchte ein Hœfling, dem von der verborgenen Tugend des Steines zu Ohren gekommen war, den Leichnam, und fand endlich den Stein unter der Zunge liegen, nahm ihn weg, und steckte ihn zu sich. Alsobald kehrte sich des Kaisers Liebe ab von seiner todten Gemahlinn und auf den Hœfling, den er nun gar nicht von sich laßen wollte. Aus Unwillen warf einmal der Hœfling auf seiner Reise nach Köln den Stein in eine heiße Quelle; seitdem konnte ihn niemand wieder erlangen. Die Neigung des Kaisers zu dem Ritter hörte zwar auf, allein er fühlte sich nun wunderbar hingezogen zu dem Ort, wo der Stein verborgen lag; und an dieser Stelle gründete er Aachen, seinen nachherigen Lieblingsaufenthalt.

---

403. OTTO MIT DEM BART.

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet: er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen rothen Bart, was er bei diesem Barte schwur, war ihm er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in die Münster um die feyerliche Meße zu hören, unterdeßen in der Burg zu dem Gastmal die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe; sein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten weißen Händen, nahm es auf und wollte eßen; wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wenn ihnen der Wille steht. Wie er nun einen Theil des weißen Brotes abbrach, gieng der mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte: der schlug zornig den Knaben auf

Haupt, ſo hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder, und weinte heiße Thränen daß es der Truchſeß gewagt hätte, es zu ſchlagen. Das erſah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten; der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen, und deſſen Zuchtmeiſter: heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind ſo unbarmherzig erſchlagen hatte, und fuhr den Truchſeßen einer Unzucht wegen mit harten Worten an. Der Truchſeß ſagte daß er Kraft ſeines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit ſeinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und ſpaltete des Truchſeßen Schädel, daß er wie ein Ey zerbrach, und der Mann todt zu Boden ſank.

Unterdeſſen hatten die Herren Gotte gedient und geſungen, und kehrten zurück; da ſah der Kaiſer den blutigen Eſtrich, fragte, und vernahm was ſich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief «Daß mein Truchſeß hier erſchlagen liegt ſchwœre ich an Euch zu rächen, kam mir mein Bart!» Als Heinrich von Kempten dieſen theuren Eid ausgeſprochen hœrte, und ſah daß es ſein Leben galt, faßte er ſich, ſprang ſchnell auf den Kaiſer los, und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit ſchwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiſerliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel, und zuckte, als die Fürſten den Kaiſer von dieſem wüthenden Menſchen zu befreyen herzuſprangen, ſein Meßer, indem er laut ausrief «Keiner rühre mich an, oder der Kaiſer liegt todt hier!» Alle traten hinter ſich: Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber ſprach «Kaiſer, wollt Ihr das Leben haben, ſo thut mir Sicherheit daß ich geneſe.» Der Kaiſer, der das Meßer an ſeiner Kehle ſtehen ſah, bot alsbald die Finger in die Hœhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiſerlichen Ehren daß ihm das Leben geſchenkt ſeyn ſolle.

Heinrich, ſobald er dieſe Gewiſsheit hatte, ließ er den rothen Bart aus ſeiner Hand, und den Kaiſer aufſtehen. Dieſer ſetzte ſich aber ungezœgert auf den kœniglichen Stuhl, ſtrich ſich den Bart, und redete in dieſen Worten: «Ritter, Leib und Leben hab' ich Euch zugeſagt; damit fahrt eurer Wege: hütet Euch aber vor meinen Augen, daß ſie Euch nimmer wieder ſehn, und raumet mir Hof und Land! Ihr ſeyd mir zu ſchwer zum Hofgeſind, und mein Bart müße immerdar euer Scheermeßer melden!» Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlob, und zog gen Schwaben auf ſein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einſam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es ſich, daß Kaiſer Otto einen ſchweren Krieg führte jenſeit des Gebirges, und vor einer feſten Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und ſandte heraus nach deutſchen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, ſolle ihm ſchnell zu Hülfe eilen, bei Verluſt des Lehens und ſeines Dienſtes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt befandte wiederum ſeine Dienſtleute, und forderte Herrn Heinrich, als deſſen er vor allen bedürftig war. «Ach, edler Herr, was wollt Ihr thun?» antwortete der Ritter; «Ihr wißt doch daß ich des Kaiſers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich Euch meine zwey Söhne hin, und laß ſie mit Euch ziehen.» «Ihr aber ſeyd mir nœthiger als ſie beide zuſammen» ſprach

der Abt; «ich darf Euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es beßer zu verdienen wißen.» «Traun» antwortete der edle Ritter, «ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiel stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme was da wolle, und des Kaisers Drohung mœge über mich ergehn.»

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälschland zu der Stadt wo die Deutschen lagen: jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespræch, das zwischen beiden Theilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen: denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fiengen und schlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tœdtete und verwundete eine große Menge, und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser seiner Bande, und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heer wieder gelangte, wollte erkundigen wer sein unbekannter Retter gewesen wære; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl, und sprach «Ich war verrathen, wo mir nicht ritterliche Hände geholfen hätten; wer den nackten Mann erkennt, führe ihn mich her, daß er reichen Lohn und Huld empfange: kein kühnerer Held hier noch anderswo.»

Nun wußten wohl Einige daß es Heinr. von Kempten gewesen war: doch fürch. sie den Namen dessen auszusprechen, der Kaiser den Tod geschworen hatte. dem Ritter» antworteten sie «stehet daß schwere Ungnade auf ihm lastet: mö er deine Huld wieder gewinnen, so wir ihn vor dir sehen.» Da nun der K. sprach, und wenn er ihm gleich seinen ter erschlagen hätte, solle ihm verge seyn, nannten sie ihm Heinrich von Kem ten. Otto befahl daß er alsobald her bracht würde; er wollte ihm aber erschrec und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingefü war, gebærdete der Kaiser sich zornig u sprach: «Wie getrauet Ihr mir unter A gen zu treten? Ihr wißt doch wohl w um ich euer Feind bin, der Ihr meine Bart gerauft und ohne Scheermeßer g schoren habt, daß er noch ohne Loc steht. Welch hochfärtiger Übermuth h Euch jetzt daher geführt?» «Gnade, Herr sprach der kühne Degen; «ich kam gezwu gen hierher, und mein Fürst, der hi steht, gebot es bei seinen Hulden. Go sey mein Zeuge wie ungern ich diese Fah gethan: aber meinen Dienstleid mußte ic lœsen; wer mir das übel nimmt, dem lohn ich so, daß er sein letztes Wort gesproch hat.» Da begann Otto zu lachen: «Se mir tausend Mal willkommen, Ihr auser wählter Held! Mein Leben habt Ihr gere tet: das mußte ich ohne eure Hülfe verl ren haben, seliger Mann!» So sprang e

uf, küſste ihm Augen und Wangen. Ihr veyer Feindſchaft war dahin, und eine utere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaiſer lieh und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn zu Ehren deren man noch gedenket.

JACOB LUDWIG KARL GRIMM.

'ORREDE ZUR ERSTEN AUSGABE DER DEUTSCHEN GRAMMATIK.

)eit man die deutſche Sprache grammatiſch u behandeln angefangen hat, ſind zwar :hon bis auf Adelung eine gute Zahl Bü- her, und von Adelung an bis auf heute ine noch faſt größere darüber erſchienen.)a ich nicht in dieſe Reihe, ſondern ganz us ihr heraustreten will, ſo muß ich gleich orweg erklären warum ich die Art und en Begriff deutſcher Sprachlehren, zumal ler in dem letzten halben Jahrhundert be- annt gemachten und gutgeheißenen für ver- verflich; ja für thöricht halte. Man pflegt llmälig in allen Schulen aus dieſen Werken Unterricht zu ertheilen, und ſie ſelbſt Er- wachſenen zur Bildung und Entwickelung hrer Sprachfertigkeit anzurathen. Eine un- ägliche Pedanterey, die es Mühe koſten würde einem wieder auferſtandenen Griechen oder Rœmer nur begreiflich zu machen; die neiſten mitlebenden Völker haben aber hier- n ſo viel gefunden Blick vor uns voraus, daß es ihnen ſchwerlich in ſolchem Ernſte beigefallen iſt, ihre eigene Landesſprache unter die Gegenſtände des Schulunterrichts zu zählen. Den geheimen Schaden den die- ſer Unterricht wie alles Überflüßige nach ſich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als daß dadurch gerade die freye Entfaltung des Sprachvermœgens in den Kindern geſtœrt, und eine herrliche Anſtalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt, und ſie in dem Befang des elterlichen Hau- ſes zu Macht kommen laßen will, verkannt werde. Die Sprache, gleich allem Natür- lichen und Sittlichen, iſt ein unvermerktes unbewußtes Geheimniſs, welches ſich in der Jugend einpflanzt, und unſere Sprechwerk- zeuge für die eigenthümlichen vaterländiſchen Tœne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen beſtimmt: auf dieſem Eindruck be- ruht jenes unvertilgliche ſehnſuchtige Gefühl, das jeden Menſchen befällt dem in der Fremde ſeine Sprache und Mundart zu Ohren ſchallt; zugleich beruhet darauf die Unerlernbarkeit einer ausländiſchen Sprache, d. h. ihrer in- nigen und völligen Uebung. Wer könnte nun glauben daß ein ſo tief angelegter, nach dem natürlichen Geſetze weiſer Sparſamkeit aufſtrebender Wachsthum durch die abgezo- genen matten und miſsgegriffenen Regeln der Sprachmeiſter gelenkt oder gefördert würde? und wer betrübt ſich nicht über unkindliche Kinder und Jünglinge, die rein und gebildet reden, aber im Alter kein Heimweh nach ihrer Jugend fühlen? Frage man einen wah-

ren Dichter, der über Stoff Geiſt und Regel der Sprache gewiſs ganz anders zu gebieten weiß als Grammatiker und Wörterbuchmacher zuſammengenommen, was er aus Adelung gelernt habe, und ob er ihn nachgeſchlagen? Vor ſechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutſchen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt, von denen ſich die beſten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen laßen; in den Dichtungen eines Wolframs von Eſchenbach, eines Hartmanns von Aue, die weder von Declination noch von Conjugation je gehœrt haben, vielleicht nicht einmal leſen und ſchreiben konnten, ſind noch Unterſchiede beim Subſtantivum und Verbum mit ſolcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Setzung befolgt, die wir erſt nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müßen, aber nimmer zurückführen dürfen: denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang. Sollte es mir nicht gelungen ſeyn, die früheren Eigenſchaften und Schickſale unſerer deutſchen aus den verbliebenen Denkmælern getreu darzuſtellen, ſo zweifle ich gleichwohl nicht, würde eine noch mangelhaftere Ausführung deſſen, was ich im Sinn gehabt, genug ſiegende Kraft in ſich tragen um die völlige Unzulänglichkeit der bisher ausgeklügelten Regeln in den einfachſten Grundzügen, aus denen alles übrige fließt, offenbar zu machen. Sind aber dieſe Sprachlehren ſelbſt Täuſchung und Irrthum, ſo iſt der Beweis ſchon geführt welche Frucht ſie in unſeren Schulen bringen, und wie ſie die von ſelbſt treibenden Knoſpen abſtoßen ſtatt zu erſchließen. Wichtig und unbeſtreitbar iſt hier auch die von vielen gemachte Beobachtung daß Mædchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu ſetzen, und natürlicher zu wählen verſtehen, weil ſie ſich mehr nach dem kommenden Bedürfniſs bilden, die Bildſamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Fortſchritt überhaupt ſich von ſelbſt findet und gewiſs nicht ausbleibt. Der Deutſche der ſein Deutſch fehlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf ſich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzoſen eine ſelbſteigene, lebendige Grammatik denken und kühnlich alle Sprachmeiſterregeln hören laßen.

Gibt es folglich keine Grammatik der heimiſchen Sprache für Schulen und Ihn bedarf, keinen ſeichten Auszug der einfachſten und eben darum wunderbarſten Elemente, deren jedes ein unüberſehliches Alter bis auf ſeine heutige Geſtalt zurückgelegt hat: ſo kann das grammatiſche Studium kein anderes als ein ſtreng wißenſchaftliches, und zwar der verſchiedenen Richtung nach entweder ein philoſophiſches, critiſches oder hiſtoriſches ſeyn.

Die Philoſophie hat von jeher geſtrebt auch in die Natur der menſchlichen Sprache zu dringen, und aus der Vergleichung der Wörter ſo wie ihrer merkbaren Verhältniſſe unter einander das Rœthſel des Urſprungs und zugleich der Mannigfaltigkeit aller Zungen zu lœſen. Je mehr ſolchen Unterſuchungen eine Zuziehung lebendiger Wortſtoffe und derjenigen, die unter jedem Volke alterthümliche fremdartige und halbheilige Färbung tragen, zum Grund gelegt wird (man vergleiche Plato im Cratylus): deſto mehr nähern ſie ſich dem, was wir heutzutage unter Etymologie verſtehen. Es kann nicht fehlen, daß durch die bloß zufällige Vergleichung der Begriffe, und ſelbſt wenn tiefſinnige Abstractionen zu rohen d. h. unaufgelöſten Wurzeln gehalten werden, nicht ſchon die geiſtige Verwandtſchaft der Wörter in einzelnen Lichtſtralen hervorbrechen ſollte. Die

enntniſſe der Griechen von der übrigen Welt waren indeſſen zu beſchränkt, und dem neueren Etymolog ſtehen Hülfsmittel und Vorräthe zu Gebot welche ſie nicht einmal ahnen konnten. Die Arbeiten der Neueren in dieſem Felde leiden nicht bloß an äußerer, ſondern auch an innerer Beſchränkung; es ſind meiſtens ſorgſame, ſcharfſinnig erſponnene, aber in der Hauptanſicht geiſtloſe Sammlungen (z. B. Varros). Neuere Etymologen von Iſidor an bis auf die heutigen ſtehen in übelm Ruf, und man pflegt ihre an kühnen luſtigen Syſtemen verſchwendete Beleſenheit und Mühe zu bedauern: es liegt in dieſem Vorwurf etwas ungerechtes und zugleich natürliches. Jenes, weil in anderen Theilen der Philoſophie nicht weniger gewagt aufgeſtellte, unſichere Behauptungen mit Beifall angenommen werden; dieſes, weil Etymologien in der That die ungreiflichſten Dinge von der Welt ſind, und ihre ſchiefe oder lächerliche Seite ſogleich in die Augen ſpringt. Ein gegründeter Tadel welcher die meiſten und ſelbſt die ſcharfſichtigen Bearbeiter des ganzen Fachs trifft, ſcheint mir daß ſie immer zu ſchnell bauen und jeder für ſich die Sache fertig bringen wollen. Wird man ſparſamer und feſter die Verhältniſſe der einzelnen Sprachen ergründen, und ſtufenweiſe zu allgemeineren Vergleichungen fortſchreiten, ſo iſt zu erwarten daß bei der großen Menge unſern Forſchungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können neben denen an Sicherheit Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeſchichte ſtehen.

Außer dieſer etymologiſchen iſt noch eine andere philoſophiſche Behandlungsart der Grammatik zu erwähnen, welche viel abſtracter zu Werke geht, und ohne Rückſicht auf die Wurzeln der Wörter die bloß allgemein gedachten Formen und Formeln einer Sprache logiſch erörtert. Mit welchem Geiſte dergleichen Unterſuchungen angeſtellt werden können, weiſt Bernhardis Sprachlehre: es kommt mir nur vor, wenn man ſchon von dem bisherigen hiſtoriſch ſchwankenden Boden (der, wenn auch nicht genannt, doch von ſelbſt die Unterlage hergibt) zu den letzten Gründen übergehn will, und gleichſam das Nahe unbekannter und ungewiſſer iſt als die geſuchte Weite, daß zukünftig aus den geſchichtlich eröffneten Quellen auch allgemeine Betrachtungen geleitet werden können die an Wahrheit Fülle und Überzeugung die vorausgehenden Verſuche weit hinter ſich laßen. Unausbleibliche Dürre und Verwirrung müßte aber der Erfolg ſeyn, inſofern ausgebildete Abſtractionen über Begriff und Weſen der Sprache vorläufig, bevor jene unumgängliche Grundlage zu Stande gekommen, auf irgend eine und eben unſere deutſche Sprache, wie in der That vorgeſchlagen worden iſt, angewendet werden ſollten.

Von dieſer philoſophiſchen Richtung des grammatiſchen Studiums unterſcheidet ſich die critiſche, deren Weſen auf das Practiſche hingeht. Sie will die ſinkende oder doch ſich ändernde Sprache feſthalten, und ſetzt, weniger aus einer inneren Ergründung dieſer ſelbſt als aus den für vollkommen gegebenen beſten Schriftſtellern gewiſſer Zeiten, ein Syſtem zuſammen von welchem abzuweichen ihr für fehlerhaft oder bedenklich gilt. Dieſe Idee hat ſich in Frankreich und Italien entwickelt, aber in den übrigen Ländern Nachahmung gefunden. Wir Deutſche ſollten uns dankbar erinnern daß zu Regensburg kein Gedanke an ein deutſches Reichswörterbuch aufgeſtiegen iſt, vielmehr die ſpäte Wiederherſtellung unſerer Poeſie und Proſa, nachdem jene franzöſiſche Anſicht ſchon ihr Anſteckendes verloren hatte, als ein Glück

ansehen. Denn wo sie im Einzelnen dennoch wirkte, das brachte uns weniger Schaden. Gewirkt aber hat sie, insofern z. B. die mit Leßing und Klopstock unzufriedenen darauf hinarbeiteten, Muster aus dem vorausgehenden Zeitraum, spæterhin die Tadler der neupoetischen Schule Muster aus Klopstock Hölty Bürger und Vofs obenhin zu stellen. Es scheint freylich noch immer zuläßiger, die gegenwärtige Sprache mit dem Ansehen früherer bedeutender Schriftsteller im Zaum und Zügel zu halten, als sie mit philosophischen Abstractionen zu beherrschen: dieses ist jedoch beinah unausführbar, jenes ausführbarer und etwa darum gefährlicher. Eine sichtliche gute Wirkung der wieder erweckten Neigung zu den altdeutschen Denkmælern besteht darin, daß sie den Glanz musterhaft scheinender Sprachausbildung von der zuvor im Auge gehabten Zeit ab auf eine längst vergeßene frühere geworfen, und durch Erregung des historischen Studiums unsere Sprache weit freyer gemacht hat. Denn die alten Autoritæten verdunkeln oder widerlegen die vorgeschützten neueren, ohne daß sie selbst so leicht zu unmittelbarer Anwendung gelangen könnten; in unserer Sprachverfaßung haben wir uns vor nichts mehr zu hüten als vor dem, was sich unmittelbar und geradezu eindrängen will.

Gegen die Puristen, wie sie heutiges Tags unter uns aufgetreten sind, wird sich jeder erklæren der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache gethan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Zaser aus ihr gestoßen wißen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohllautender kræftiger und reicher machen. Die Gesinnung welcher das Abwerfen des verhaßten Fremden recht ist und an sich selbst mœglich scheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden; nur sollte man sich bescheiden daß schon zur Aus telung der seit allen Zeiten eingeschlic undeutschen Wörter eine tiefe Forschung hergehen müßte, wenn auch die noch j thunliche Entfernung derselben eingere werden könnte. Sodann muß mit Dank Vertrauen anerkannt werden wie die Natur unserer Sprache seit fünfzig Jah so manches Unkraut ganz von selbst au jætet hat; und dieß allein ist der rec Weg auf dem es geschehen soll: ihr d alle Gewächse und Wurzeln in ihrem ei ten aus der langen Pflege her bekannt lieb: eine fremde Hand, die sich darin sehen wollte, würde plump mehr gute K ter zerdrücken und mitreißen als schædl ausrotten, oder würde mit stiefmütterlic Vorliebe gewisse Pflanzen hervorziehen u andere versäumen. Der Geist aber, welc gewaltet hat, wird auch ins künftige sch wie viel des Fremden bleiben könne u dürfe, und wo die Zeit erscheine da d noch Anstœßige am besten abgelegt werd wenn wir nur selbst Herz und Sinn. wa die Hauptsumme ist, der das übrige nac folgt, unserm Vaterland getreu bewahre Der andere Grundsatz neuer Sprachreinigun durch Ausscheidung einzelner Buchstabe und Umlaute so wie durch gesuchte Verd fachung gewisser Bildungsmittel Wohllau und Wortreichthum zu vermehren, scheint mir aufs bœchste verwerflich. Wollte un ihm Raum geben, so würde unsere mit Eh ren zum Mannesalter heranreifende Sprach der die früheren vollen Formen jetzt nich mehr anstehen, einer verlebten Schœnhei gleichen, die sich durch falsche Künste je gendlich, durch Flitterstaat ansehnlich machen möchte, und in welcher bald unser eigenes Bild nicht mehr zu erkennen wære. Die Sprachkünstler scheinen nicht zu fühlen daß es kaum eine Regel gibt die sich steif über

ll durchführen läßt; jedes Wort hat ſeine Geſchichte, und lebt ſein eigenes Leben: es gilt daher gar kein ſicherer Schluß von den Biegungen und Entfaltungen des einen auf die des andern, ſondern erſt das, was der Gebrauch in beiden gemeinſchaftlich anerkennt, darf von der Grammatik angenommen werden. Es iſt ein großes Geſetz der Natur, das auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln beſtehen laßen will; ja es wäre ohne dieſes keine Verſchiedenheit und Beſonderheit der aus einem Quell gefloßenen Mundarten denkbar; wogegen die vollſtändige gleichartige Entwickelung aller Wurzeln wie jeder unmäßige Reichthum wieder arm machen würde. Auf jeden Fall iſt ſo viel einleuchtend, wenn man beabſichtigte das Gebiet der jetzt vorhandenen Wörter und Formen zu erweitern, daß die gründlichſte durchdringendſte Kenntniſs aller Eigenſchaften und Triebe der Sprache vorausgeſetzt werden müßte um die vermeintlichen Lücken und Schwächen von nicht bloß einer Seite zu beleuchten, und die vorgeſchlagene Ergänzung oder Beßerung vernünftig zu berechnen. Was aber bisher zur Frage gebracht worden iſt, ſcheint mir dürftig aus dem bloßen heutigen Beſtand, vollends ohne alle eingehende Berückſichtigung der früheren Grundlagen hergegriffen, und man kann ſich ſelten dabei der Bedenklichkeit erwehren, warum gerade ein oder einige Gegenſtände, und nicht eben ſo gut viele andere angeregt werden ſollen. Hunderte ſolcher neuen ungetauften Wörter in Schaaren zuſammentreiben iſt keine beſondere Kunſt; nach weniger Zeit wären die Wörterbücher zwar um Tauſende reicher, aber der Verluſt von zehn Wurzeln und Formen, die wir vor Zeiten wirklich einmal beſeßen, könnte durch den unwillkommenen Zuwachs nimmermehr ausgeglichen werden. Die Sprache hat mancherley Schaden erlitten, und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung ſteht in der Macht des unermüdlich ſchaffenden Sprachgeiſtes, der wie ein niſtender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eyer weggethan worden; ſein unſichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftſteller in der Begeiſterung und Bewegung durch ihr Gefühl.

Sobald die Critik geſetzgeberiſch werden will, verleiht ſie dem gegenwärtigen Zuſtand der Sprache kein neues Leben, ſondern ſtört es gerade auf das empfindlichſte. Weiß ſie ſich hingegen von dieſer falſchen Anſicht frey zu halten, ſo iſt ſie eine weſentliche Stütze und Bedingung für das Studium der Sprache und Poeſie. Unter den Griechen fanden ſich gelehrte Critiker oder Grammatiker welche die gröſte Sorgfalt darauf verwandten, den Text der alten Dichter, vorzüglich Homers, rein zu bewahren, herzuſtellen und zu erläutern. Ihre Scholien ſchreiten häufig in zu weit getriebene Spitzfindigkeiten aus, allein ſie enthalten einen Schatz von Bemerkungen ohne welche der Nachwelt vieles von dem Wort und Sinn der Quellen räthſelhaft geblieben ſeyn würde; und das iſt eine gute Weiſe wie man die Denkmäler der Vorzeit ehren ſoll durch unverrückte Feſthaltung ihrer Geſtalt und Erklärung ihrer Dunkelheiten, nicht durch unwürdiges Abändern und Erneuern. Auch kann es keine andere practiſche Richtung der Critik geben, als die in das Weſen jedes einzelnen Schriftſtellers zu dringen und ihn von den Flecken fehlerhafter Abſchriften zu ſäubern ſucht: nicht eine ſolche, die aus ihm oder aus mehrern allgemeine Geſetze für die übrigen, ſogar für die Sprache der ſpäteren Zeit überhaupt ziehen möchte. Den griechiſchen Scholiaſten mangelt eigentlich nur der hiſtoriſche

Maaßſtab: ſonſt würden ſie vollendetere Arbeiten geliefert, und ſich vor Abwegen gehütet haben die ſie kaum umgehen konnten. Bei den lateiniſchen Grammatikern, von Donat und Priſcian an zu rechnen, hat ſich ſchon mehr geſondert was zu der bloßen Betrachtung der Sprache gehört, und was die übrigen Theile der Critik befaßt. Das Verhältniſs war aber auch ganz ein anderes. Die Sprache hatte ſich nicht natürlich, ſondern gewaltſam und plötzlich geſenkt; ſie war ausgeſtorben, weil die rohe Verwirrung der romaniſchen Mundarten kaum noch als ihre Fortſetzung betrachtet werden konnte: die dringendſte Sorge mußte ſich auf die Ergründung ihres inneren Baues aus den bewährten Quellen der alten Zeit wenden. Dieſe Männer, welche mit Beleſenheit und nicht ohne Scharfſinn die Aufgabe löſten aus der lateiniſchen Sprache eine Schulſprache zu machen, ſind die Stifter der neueren Grammatik, vielmehr die Urheber der meiſten bis jetzo gültigen grammatiſchen Terminologien geworden. Die heutigen Grammatiker ſollten die Genauigkeit der lateiniſchen mit dem weiteren Blick der griechiſchen zu vereinigen ſtreben, und ſich vor allem des Vortheils bedienen der ihnen durch die unverhältnismäßige Erleichterung der hiſtoriſchen Richtung faſt von ſelbſt in die Hand gegeben iſt.

Man muß ſich wundern wie unhiſtoriſch die neueren Sprachen alle und zumal die des deutſchen Stammes behandelt worden ſind. Eine Fülle von Denkmälern war uns verliehen, und ſeit vier Jahrhunderten gebrach es weder an Liebhabern noch an Herausgebern wenigſtens der älteſten und ehrwürdigſten darunter. Die Kenntniſs der Wurzeln vervollkommnete ſich zwar, aber die Grammatik ſelbſt blieb beſtändig zurück; wer die alten Quellen unterſuchen konnte, las ſie theils in anderweiter Abſicht, theils vernachläßigte er die Betrachtung des mittlern Zeitraums, welcher gleichſam zur Brücke dienen muß um auf den Zuſammenhang der neuen mit den älteſten Sprachformen zu achten. Die Grammatiker ihrerſeits bekümmerten ſich ſelten oder gar nicht um die Denkmäler der mittleren, geſchweige der alten Zeit, ſondern achteten höchſtens auf die nächſt vorhergehende, indem ſie gewöhnlich von der eingebildeten Vortrefflichkeit des dermaligen Standes der Sprache befangen aus ſeinem Maaßſtab allein alle Geſetze zu erklären, oder vielmehr ihn zum Geſetz für die Zukunft zu erheben bemüht waren. Vielleicht herſcht in keinem andern Theil unſerer Literatur eine ähnliche Leere bei aller anſcheinenden Fruchtbarkeit als in der Grammatik; ohne jene vorhin getadelte unmittelbare Anwendung auf den Schulgebrauch würde das jährliche Erſcheinen immer neuer Sprachlehren völlig unbegreiflich ſeyn. Die Menge von Büchern kann jeder der auf den rechten Pfad zu treten geſonnen iſt ganz ungeleſen laßen.

Von dem Gedanken eine hiſtoriſche Grammatik der deutſchen Sprache zu unternehmen, ſollte ſie auch als erſter Verſuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei ſorgſamem Leſen altdeutſcher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten um die wir Griechen und Römer zu beneiden pflegen, wenn wir die Beſchaffenheit unſerer jetzigen Sprache erwägen; Spuren die noch in dieſer trümmerhaft und gleichſam verſteint ſtehen geblieben, wurden mir allmälig deutlich, und die Übergänge gelöſt, wenn das Neue ſich zu dem Mittel reihen konnte, und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten ſich die überraſchendſten Ähnlichkeiten zwiſchen

allen verfchwifterten Mundarten, und noch ganz überfehene Verhältniffe ihrer Abweichungen. Diefe fortfchreitende unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnfte zu ergründen und darzuftellen fchien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir fo vollftändig gedacht, daß was ich gegenwärtig zu leiften vermag weit dahinten bleibt.

Kein Volk auf Erden hat eine folche Gefchichte für feine Sprache wie das deutfche. Zweytaufend Jahre reichen die Quellen zurück in feine Vergangenheit; in diefen zweytaufenden ift kein Jahrhundert ohne Zeugnifs und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine fo lange Reihe von Begebenheiten aufweifen? und jede, an fich betrachtet, vollkommnere, wie die indifche oder griechifche, wird fie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weife lehrreich feyn?

Ich hätte mich auf die Unterfuchung der uns in Deutfchland zunächft liegenden Überbleibfel der althochdeutfchen Mundart, für deren ficheres Verftändnifs eine feffe grammatifche Behandlungsart nicht bloß wünfchenswerth, fondern unerläßlich war, befchränken können, und vielleicht zu meinem Vortheil. Inzwifchen ftand mir bald vor Augen daß ohne das Gothifche als Grundlage überhaupt nichts auszurichten wäre, und felbft die Anknüpfung der Sprache, wie fie von den hochdeutfchen Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts geredet worden, an unfre heutige mifslingen würde, wo nicht die Einflüße der niederdeutfchen Mundart in den Anfchlag kommen. Es mußte folglich auf ältere Quellen des Niederdeutfchen, fächfifche engliche und friefifche, Bedacht genommen werden; woran fich wiederum die nordifchen, ohnedem in Abficht auf unverkümmerte freye Entfaltung voraus gefegneten Sprachen von felbft fügten. Der Erfolg fcheint mir bewährt zu haben daß keine einzige diefer vielfachen Mundarten des großen deutfchen Stammes ohne merklichen Nachtheil des Ganzen hätte außer Acht gelaßen werden dürfen.

Verführerifcher war die Vergleichung der fremden, gleichwohl unleugbare Urgemeinfchaft verrathenden Sprachen. Hat man einmal bis zu einem gewiffen Punct fort unterfucht, fo wird es fchwer einzuhalten und fich nicht noch weiter zu wagen. Indeffen war mir zu wenig Raum vergönnt um meine Vorftellung von dem großen Zufammenhang beinahe aller europäifchen Zungen unter einander und mit einigen afiatifchen vorzulegen: bloß einzelnes ift hin und wieder, und zwar das meifte bei der Conjugation, mehr angedeutet als ausgeführt worden. An der genauen Ausführung liegt jedoch eben die Hauptfache, da man über das Allgemeine, namentlich die Bevölkerung Europas durch verfchiedene auf einander aus Afien eingewanderte und mit den dort verbliebenen Perfern und Indiern näher, als diefe mit andern Afiaten find, verwandte Völkerftämme längft im Reinen war. Auch ift meine Kenntnifs von dem größten Theil diefer fremden Sprachen zu mangelhaft, als daß ich oft, gefchweige überall, ins Einzelne hätte gehen dürfen. Unterdeffen hat Rafks treffliche, mir erft beinahe nach Beendigung diefes Buchs zugekommene Preisfchrift weit reichende Auffchlüße über die vielfeitige Berührung der deutfchen mit den lettifchen flavifchen griechifchen und lateinifchen Sprachen geliefert; befonders anziehend ift die Vermittlung deutfcher und flavifcher Formen in dem lettifchen und lithauifchen Stamm aufgehellt, und für die frühere Gefchichte, wo Gothen mit andern im Dunkel liegenden Völkern jene Gegenden bewohnten, von größter Bedeutung. Derfelbe Gelehrte be-

reift gegenwärtig einen Theil des rußiſchen Aſiens, und wird uns eine Ausbeute wichtiger Entdeckungen über die Sprachen der dort wohnenden Völkerſchaften und ihr Verhältniſs zu dem ſlaviſchen und deutſchen Stamm zurückbringen; frühere Reiſende haben bloß nach Wurzeln ſammeln können: wer des innern Baues der Sprachen kundig iſt, vermag ungleich ſicherer und fruchtbarer zu Werke zu gehn. Inſoweit ich mit Raſks Anſichten von der Beſchaffenheit der alten deutſchen Sprachen überein getroffen war, mußte mir daraus die erfreulichſte Beſtätigung der Richtigkeit meiner Unterſuchungen hervorgehen; hiſtoriſche Studien führen nothwendig zu ähnlichen Reſultaten, wie unabhängig von einander ſie auch angeſtellt geweſen ſeyn mögen. Über das Verhältniſs der europæiſchen Sprachen unter einander bin ich durch die Raſkiſche Schrift beträchtlich gefördert worden; da mein Buch mehr die durchgeführte Aufſtellung des Einzelnen bezweckte, wird hoffentlich auch Raſk manche willkommene Ergänzung und Beſtætigung, zumal was die ihm græſtentheils unbekannt gebliebene alt- und mittelhochdeutſche Mundart angeht, daraus ſchöpfen. Daß er die perſiſche und indiſche Sprache aus der Reihe ſeiner Forſchungen abſichtlich geſchloßen hat, gereicht dieſen gewiſs zum Vortheil und ihm zum Lob: denn ſich beſchränken thut jeder Arbeit wohl, wenn man von dem Innern, das heißt hier dem Einheimiſchen, ausgehen will und ſoll. Die Ringe der Verwandtſchaft, welche die ſlaviſche lateiniſche und griechiſche Sprache um unſere deutſche herum bilden, ſind engere und der Aufgabe næher gelegene als die weiteren des Perſiſchen und Indiſchen. Aufſchlüße aber wozu uns die allmælig wachſende Bekanntſchaft mit der reinſten urſprünglichſten aller dieſer Sprachen, næmlich dem Sanſcrit, berechtigt, erſcheinen darum nur geringer, ſondern als Schlußſtein der ganzen Unterſuchung überhaupt, und ſie hätten in keinen beßeren Händen anvertraut werden können als denen unſeres Landsmannes Bopp.

Von den Quellen und Hülfsmitteln die mir bei der Ausarbeitung zu Gebot geſtanden, gibt die Einleitung næhere Rechenſchaft; ich darf behaupten daß mir weniges von Bedeutung, inſofern es bis jetzt zugænglich genannt werden kann, fehlt, und daß ich ſæmmtliche Hauptquellen nicht ein-, ſondern zehn- und mehrmal durchleſen habe. Alle Citate ſind von mir ſelbſt aufgefunden worden, und ich hafte dafür, wofern nicht unter ſo großer Zahl verzeihliche, Schreib- und Druckfehler mit unterlaufen. Dreyerley Quellen habe ich leider entbehren müſſen, die in Verlauf von zehn Jahren offen ſtehen werden. Es ſind die noch zu St. Gallen vergrabenen althochdeutſchen Denkmæler des 9. und 10ten Jahrhunderts; die zu München und jetzo auch ſammt der Reinwaldiſchen Bearbeitung handſchriftlich liegende altſächſiſche Evangelienharmonie; endlich die zu Mailand in unſern Tagen wieder entdeckten gothiſchen Überbleibſel. Die erſchollene Nachricht von dieſem letzten koſtbaren Fund hätte eigentlich jeden der es gerade wagen will über gothiſche Sprache zu ſchreiben, abſchrecken ſollen, weil durch wenige Zeilen neues Textes die mühvollſten Unterſuchungen unnœthig gemacht und über den Haufen geworfen werden können. Meine Arbeit lag indeſſen fertig; und während bis zur Bekanntmachung der neuen gothiſchen Quellen vermuthlich noch mehrere Jahre verſtreichen werden, hatte es eigenen Reiz, vorläufig aufzutreten und den Verſuch zu machen ob aus dem dermaligen immer ſchon bedeutenden Stoffe das weſentliche Bild der gothiſchen Sprache ſo zu entwerfen ſey, daß es

mit dem Zuwachs vervollſtändigt zu werden, nicht aber umzufallen brauche. Dieſe vorher kaum als mœglich gedachte und nun beinahe zur Gewiſsheit gewordene Ergänzung der Werke des Ulfilas zeigt uns klar den guten Stern über der Geſchichte deutſcher Sprache waltend: wer vermag den reichen Gewinn für die Kenntnis der Wurzeln und aller grammatiſchen Verhältniſſe nur zu überſehen, den wir aus Denkmælern ziehen werden welche mehr als zwölfhundert Jahre alt und ſo lange Zeit hindurch verborgen geblieben ſind? Die Todten ſtehen gleichſam auf um die Abkunft und die Herrlichkeit unſeres Volks zu bezeugen.

. . . . . .

Ich muß noch einige nähere Worte über die lateiniſche Terminologie hinzufügen. Die neuen Grammatiker ſuchen ein Hauptverdienſt in der Verdeutſchung derſelben, und es ließe ſich unter den vielen nach und nach vorgeſchlagenen und immer wieder anders vorgeſchlagenen deutſchen Namen eine lange Wahl halten. Undeutlich und unbeſtimmt erſcheinen mir aber alle dieſe Ausdrücke, und darum verwerfe ich ſie. Die lateiniſchen ſind uns von Kindheit an durch Schulunterricht eingeprægt, und wir denken bei ihnen nicht was ſie wörtlich bedeuten mœgen, ſondern geradezu an den Begriff den ſie bezeichnen. Es geht der Grammatik wie der Philoſophie: ſie muß ihre Abstractionen in der Wärme der erſten Erfindung benennen, oder es muß hernach lange Zeit und Uebung zu dem Namen kommen; jede Überſetzung und Nachahmung wird lächerlich, wenigſtens unverſtändlich, weil wir uns bei dem neuen Wort nothwendig ſeiner eigentlichen ſinnlichen Bedeutung erinnern: in dieſem Licht ſind mir Zeugefall für Genitiv, Gebfall für Dativ und alle ähnliche Verdeutſchungen beſtändig vorgekommen: die Abstraction, folglich der wahre Begriff, geht dabei jedesmal verloren. Selbſt Sprachlehre für Grammatik klingt ſteif und falſch gegen das unſchuldige Original. Nach dem in neueren Zeiten immer weiter umgreifenden übeln Grundſatz die Dinge zu zählen ſtatt ſie zu benennen hat man auch für einen guten Ausweg gehalten ſtatt der bedenklichen neuen Wörter den Nominativ als den erſten Fall, Genitiv als den zweyten und ſo fort die übrigen zu bezeichnen. Bei dem Gebrauch dieſer Zahlen muß man ſich daher ſtæts gegenwärtig erhalten in welcher Rangordnung die einzelnen Caſus aufgeſtellt worden ſind; was zu offenbaren Irrungen Anlaß gibt; zudem man vielleicht mit Grund Einwendungen wider die bisherige Folge der Caſus machen könnte, wo nicht die verjährte Gewohnheit dafür ſtritte, ſo daß wir uns wenigſtens in der bloß hiſtoriſchen Unterſuchung noch lange damit behelfen können. Für die Beibehaltung der lateiniſchen Benennungen entſcheidet auch eine andere nicht zu verachtende Bequemlichkeit. Abstractionen, die durch die Länge der Zeit allgemein gangbar geworden ſind, nähern ſich inſofern den einfachen Wurzelbegriffen wieder, als man aus ihnen mehrfache Ableitungen ziehen darf: ſo kann ich recht gut ſagen ‹eine grammatiſche, eine grammaticaliſche Bemerkung, das accuſative, conjunctive Verhältnis›: hingegen ‹eine ſprachlehrliche Bemerkung, das klagfällige, verbindendweisliche Verhältnis› würde unausſtehlich und ganz ungenießbar ſeyn: in ſolchen Fällen haben ſich dann die Puriſten mit Umſchreibungen zu ſchleppen. Ausländiſche Wörter erhebt unſere Sprache dadurch zu halbdeutſchen, daß ſie die fremdartigen Endungen und Biegungen wegnimmt, oder das Geſchlecht ändert: ſo iſt es deutſcher zu ſetzen ‹der Infinitiv, des Infinitivs› als ‹der Infinitivus, des Infinitivi›; und ich

ſehe nicht ab warum ‹der Syntax,› wie ich ſtets von Jugend auf gehört habe, dem gezierten ‹die Syntaxe› weichen ſolle, da wir doch auch Tempel männlich und Fenſter neutral und viele andere anders als in der Urſprache gebrauchen. Wo es aber in der deutſchen Grammatik auf Begriffe ankommt die der lateiniſchen abgehen, und wo andere bekannte Sprachen nicht beſonders aushelfen, müßen auch neue deutſche Wörter verſucht werden. Für die einigemal geſpürte Abweichung gewiſſer Formen von den rein dativen in andere, wiewohl verwandte, boten ſlaviſche Grammatiken die paſſende Benennung Inſtrumental und Localcaſus dar; hingegen fallen Dativ und Ablativ überall in einer Form zuſammen und es war beinahe zufällig, welchen beiden Namen ich wählen oder vertauſchen ſollte. Bei dem, was ich ſtark oder ſchwach, Umlaut Rückumlaut Ablaut nenne, ſind die genommenen Ausdrücke gleichgültig und es kommt auf die Sache an welche zu bezeichnen haben, die ich aber eine eigenthümliche Benennung unzähligemal hätte umſchreiben müßen. Wer eine andere und paſſendere erſinnen will, dem bleibt es überlaßen.

. . . . . .

Caſſel den 20. September 1818.

JUSTINUS KERNER.

REISESCHATTEN VON DEM SCHATTENSPIELER LUCHS.

ACHTE SCHATTENREIHE. DRITTE VORSTELLUNG.

Durch die engen Gäßchen gieng ich nun den Weg nach der eigentlichen Univerſitätsſtadt hin.

Bald kam mir da zu Sinne wie ich vor mehrern Jahren bei meiner Durchreiſe durch dieſes Städtchen meinen Stock im Wirthshauſe zur ſalzſauren Schwererde hatte ſtehen laßen; und als ich dem ſo nachdachte, kam ein langer dürrer Kerl die Straße hergeſchoßen; ein großes Manuſcript ragte ihm aus der Rocktaſche. ‹Gottwillkomm!› ſchrie er mir entgegen; ‹erkennen Sie mich nicht mehr? Betrachten Sie mich recht!› Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich in ihm meinen Stock erkannte. ‹Aber um des Willen!› ſprach ich — ich wußte nicht ſollte ich ihn mit Du, Sie oder Ihr anreden.

Zum Glücke fiel er mir in die Rede, und erzählte mir wie ihn ein Profeſſor in der Ecke des Wirthshauſes gefunden; wie unter den Händen dieſes Mannes ſein ſchlummernd Genie erwacht; wie derſelbe Profeſſor ihn in all ſeine Vorleſungen Jahre lang mitgenommen; wie er gänzlich das Wiſſen ſeines Herrn, der ihn während des Leſens

nch immer an den Mund zu legen pflegte, i ſich geſogen; wie er nie ein Wort von en Vorleſungen, die alle über ſein Haupt in geſprochen worden ſeyen, verloren; wie r dann endlich, als er Kraft genug in ſich efühlt, aus der Ecke der Bibliothekſtube les Profeſſors ſich geſchlichen, und hinter las Studium der Alten ſich heimlich gemacht, es auch durch angeſtrengten höllernen Fleiß ſo weit gebracht, daß er in lem Examen auf das allervortrefflichſte beſtanden, nun Recenſionen ſchreibe, und als *Doctor legens* auftrete.

»Denken Sie nur!« ſprach er weiter: »geſtern begegnete mir der Italiäner, der mich an Sie verkaufte. Sie hatten mich doch immer ſehr gerne: das freut mich; das waren Tage! ich ſag' Ihnen, bei Gott! es waren doch ſelige Tage. O ihr Tage meiner Jugend! In Ihrem Geigenkaſten legten Sie mich immer nieder. Ja wahrhaftig! *ille terrarum mihi præter omnes angulus ridet.* Doch, Sie verſtehen nicht Latein, wie ich weiß. Meine Zuhörer — Sie treten gewiſs da nächſt, in der ſalzſauren Schwererde, ab: dahin folg' ich Ihnen in einer Stunde nach.«

VIERTE VORSTELLUNG.

Ich hatte mich kaum von meinem Erſtaunen erholt, ſo war der Doctor ſchon verſchwunden. »Nein« ſprach ich bei mir, »ſo was iſt mir noch nie vorgekommen: das geht über alle Träume.« Und doch war ich ſo gänzlich überzeugt daß der Mann mein Stock war.

»Es giebt ungeheuer viel Dinge unter dem Monde« dacht' ich mit Shakeſpeare »von denen ſich unſere Recenſenten nichts träumen laßen«, und ſuchte, als es mir ſchwindelig zu werden anfieng, mir nur alle Gedanken an den Stock aus dem Sinne zu ſchlagen.

Die ſalzſaure Schwererde war eine elende verlaßene Herberge, die nicht zu meiner Zerſtreuung dienen konnte; auch fürchtete ich das Zuſammentreffen mit dem *Doctor legens*, der mir ganz bange machte, und mir nicht anders als wie eine bezauberte Puppe vorkam. Dagegen ſah ich in ein benachbartes Haus viele junge Leute eingehen: denen gieng ich nach.

Es gieng in einen ſogenannten Hörſaal, allwo ein Profeſſor Vorleſungen hielt.

Ich hatte mich mit den Andern niedergeſetzt, und war ſchon eine geraume Zeit da, ohne daß ich den auf dem Katheder ſtehenden Mann ſprechen hörte, ob ihn gleich die Studenten mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit anſahen, auch ſein Mund ſich zu bewegen ſchien. Endlich hörte ich mehrere Worte, und vernahm daß es eine hiſtoriſch-kritiſche Vorleſung über den Untergang der Welt durch Waßer war.

Der Profeſſor wurde immer lauter und lauter, und nun tönte ſeine Rede gar angenehm, wie ein murmelnder Bach. Ich ward bald zum ſüßeſten Schlafe geſtimmt, und ward mir zu Muthe wie einem müden Hirten der ſeine Glieder an einem Waldbache geruhig zum Schlafe ausſtreckt.

Den Studenten war es allen auch ſo: alle ſchliefen bereits; und doch ſahen ſie den Profeſſor mit offenen ſtarr ſtaunenden Augen an, worüber er ins geheim eine große Freude empfand.

Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, ſprach der Profeſſor immer hin: denn derſelbe nickte öfters ſchlafend mit dem Kopfe; welches der Profeſſor für eine Bezeugung ſeines Beifalls hielt.

Der träumende Dichter aber ward in eine höchſt romantiſche Waldgegend verſetzt. Kühle Lüftchen ſpielten mit den Zweigen der Buchen, und der Schein des Mondes vermengte ſich mit dem grünen Laube. Die Hütte einer Schæferinn blickte aus dem Gebüſche, halb im Gezweige verſteckt; die Schæferinn öffnete das Fenſter, und ſah den lichten Wolken zu, wie ſie über den Wald hinliefen.

Der Träumende wollte ſchon aus dem Gebüſche treten um ihr ſeine Liebe zu geſtehen: da kommt ein junger ſchöner Jæger des Wegs gegangen; der nähert ſich der Hütte und ſpricht:

Der Tag iſt gegangen;
Hier irr' ich allein:
Wie graut mir hier außen!
O laß mich hinein!

Die Schæferinn ſpricht:

Hier innen iſt Dunkel,
Die Hütte iſt klein;
Der Mond geht da draußen:
Du biſt nicht allein.

Der Jæger ſpricht:

Und willſt du nicht öffnen,
So geh' ich in Wald,
Und blaſe mein Hörnlein,
Das rüſtig erſchallt,
Und jage die Wolken
Vom Himmel wohl all:
Dann tanzen die Sterne
Zum luſtigen Schall.

Die Schæferinn ſpricht:

Ich fühle, darfſt glauben,
Indeſſen kein Leid:
Ich treibe wohl träumend
Die Schæflein zur Weid;
Ich lauſche dem Vogel:
Er ſinget von Scherz;
Ich liege bei Blumen:
Das bringet nicht Schmerz.

Die letzten Worte der Schæferinn hö
den furchtſamen Dichter ganz abgeſchr
obgleich der Jæger ſchon tief in Wa
ins Horn ſtieß. Er ſchlich ſich trau
ins Gebüſche zurück um ſich an dem
den Bache weinend niederzulegen, fi
auch wirklich im Schlafe auf, und lief
zum Katheder vor, allwo er ſich mit ei
entſetzlichen Geheul niederlegte.

Die ganze ſchlafende Geſellſchaft
wachte.

Der Profeſſor äußerte die Beſorgnis
noch mehrere der Candidaten durch ſe
Vorleſung über den wahrſcheinlichen U
gang der Welt durch Waſſer in eine ſo w
müthige Seelenſtimmung verfallen könn
und beſchloß eilends die Vorleſung, in
er noch den Troſt gab alle die hier an
zählten Gründe und Meinungen anderer P
loſophen über dieſe Sache in der morgen
Vorleſung gänzlich zu widerlegen.

FÜNFTE VORSTELLUNG.

Die Studenten erhoben ſich, und ich e
kannte in einem derſelben meinen Vetter
den Steinſammler; worüber ich eine groß
Freude empfand. Er lud mich ein ſei
Zimmer zu beſuchen. Dieſes war in dem
Hauſe das man die Teufelsmauer nannt
ein Gebäude in dem zwanzig Studenten
ihr Weſen trieben.

Ich ſah gar bald ein daß eine wunderbare
Geſellſchaft dieſe Mauern bewohnte; auch
mein Vetter, der Steinſammler, war ein
gar ſeltſamer Kerl. Er war dicker Leibes
conſtitution; ſein Geſicht war wie aus einem
Speckſtein geſchnitten; ſein Rock war wie
von Granit, und dabei fett anzufühlen
denn er trug ihn ſchon ſeit Erbauung der

alvaniſchen Säule durch Volta. Die Knöpfe uf demſelben Rocke waren von verſchiedenem Metall, und durch Berührung mit em Sauerſtoffe der Atmoſphäre, wie ſich ein Vetter ausdrückte, verkalcht.

Kein Kraut und kein Stein war in der weiten Schöpfung zu finden deſſen Namen mein Vetter nicht wußte; jedem Käfer und edem geflügelten Saamen, der durch die Luft flog, rief er mit ſeinem Linnéiſchen Namen zu.

Oft gieng er, ſeinen Linné unter dem Arme, mit vieler Mühe auf einem Dache hin und her und ſammelte zu ſeinem großen Werke «von den auf alten Dächern wachſenden Pflanzen» neue Blüten. Auch mit Thierskuochen hatte er viel zu ſchaffen, und legte eine große Sammlung derſelben an; weswegen die Fleiſcherhunde der Stadt ſeine erklärten Gegner waren.

In ſeinem Zimmer waren in einem Verſchlage ein Dutzend weiße Katzen; die fütterte er auf, pflegte ihrer eigentlich wie man eines Blumenbeets pflegt, und beſtrich ihre Bälge täglich mit Fett, damit ſie langhaaricht werden ſollten: alsdann hatte er im Sinne ſie alle auf einmal abzuziehen um ſie zu electriſchen Verſuchen zu gebrauchen.

Auf dem Katzenverſchlage ſtunden mehrere mir unbekannte Gewächſe. «Ich bemerkte» ſprach mein Vetter «daß einige Pflanzen wie einige Menſchen die Nähe der Katzen gar nicht ertragen können, und in ihrer Atmoſphäre bald welken, und mache nun mit einer Reihe von Pflanzen bei dieſer Gelegenheit Verſuche.»

SECHSTE VORSTELLUNG.

Nun fieng er an mir ſein Steincabinet, ſeine ſchwache Seite, aufzuſchließen, und mir einen Stein nach dem andern mit ſeinem Namen zu nennen, und deſſen Qualitäten zu erklären; worüber ich aber bis zum Sterben Langeweile empfand, inmaßen ich die Steine Pflanzen und Thiere des Erdbodens wohl gerne anſehe, und ihrer im Stillen gedenke, aber jede Auslegung und Rede darüber nicht ertragen kann.

Zum guten Glücke wurden wir durch einen Jungen unterbrochen, den mein Vetter erſt kürzlich zum Bedienten angenommen hatte, und den ich an ſeinem weiten Grenadiersrocke trotz eines künſtlichen Schnurrbartes und eines falſchen Zopfes alsbald für meinen Laternenputzer Felix erkannte.

Der Junge trat mit einem Hunde herein, der ſogleich ſeinen Lauf nach dem Katzenverſchlage nahm. Dieß bemerkte mein Vetter, und endigte ſeine mineralogiſche Vorleſung: denn bereits hatte der Hund eine der Katzen am Schwanze gefaßt, und wollte ſie durch das Gitter des Verſchlages herausziehen.

Mein Vetter lud gemächlich ſeine Kleiſtiſche Flaſche um dem Hund einen derben Schlag zu verſetzen: denn auf eine andre Art wußte er ſich nie zu ſchlagen oder zu wehren; aber, wehe! auf einmal brach eine der hölzernen Stangen des Verſchlages, und ziſchend mit feurigen Augen fuhren die zwölf Katzen wie wüthend heraus auf uns zu.

«Wehrt euch mit dieſen Steinen!» ſchrie Felix, und nahm einen Stein aus dem Cabinete meines Vetters nach dem andern, und ſchmiß ihn den Katzen nach.

«Weh, meine Mineralienſammlung!» ſchrie mein Vetter, und wollte den Jungen beim

Haarzopfe faßen; als derselbe Haarzopf in seinen Händen zurückblieb, und der Junge, etwas vom Meere in den Bart brummend, die Treppen hinabsetzte.

Die Katzen waren alle schon durch eine verbrochene Fensterscheibe gedrungen, und liefen über des Nachbars Dach auf dem Wetterableiter wie ein Blitz hin.

Auf dieß machte ich meinen Vetter aufmerksam; und so niedergeschlagen er war, so tröstete ihn diese Erscheinung doch einigermaßen. Er erklärte sich den Lauf der Katzen so, indem er annahm daß durch das Reiben der Katzenfelle an der Glasscheibe, die sie mit Gewalt passierten, sich auf dem Felle Electricität in Menge müße entwickelt haben, welche Electricität die Katzen gezwungen hätte nach dem Blitzableiter ihren Lauf zu nehmen.

«Die Erscheinung ist in der That merkwürdig» sprach mein Vetter, indem er geruhig die Steine wieder in die Fächer legte, «und erklärt einigermaßen warum die Katzen sich so gerne auf Dächern aufhalten.»

SIEBENTE VORSTELLUNG.

Jener Dichter, der in den Vorlesungen des Professors sich an den murmelnden Bach legte, hatte auch seine Wohnung in diesem Gebäude.

Mein Vetter nannte ihn den Balladendichter Kullikein, und lebte mit ihm in beständigem Zwist: denn mein Vetter war gar ein strenger Verteidiger des Verstandes, der Dichter aber behauptete daß Verstand bloß zufälliges Product der Bluteirculation sey.

Jetzt trat er in meines Vetters Zimmer: eine thonerne Schüßel hatte er wie einen Hut auf den Kopf gestürzt, hatte einen Mantel von schwarzem Zwillich an, und in der Hand eine Zither.

Er drehte sich singend im Zimmer umher.

«Seyd ihr denn ganz vom Verstande gekommen?» wollte mein Vetter anfangen, als trat der Hausmeister des Hauses hinein, eine steife Figur mit gepudertem Haare und einer Gichtrose hinter dem Ohre.

«Herr Kullikein» sprach er, «da draußen steht der Pedell Sie ins Carcer abzuholen; auch ist eine Commission schon längst in Ihrem Zimmer versammelt, die Ihre Bücher und Schriften in Beschlag nimmt. Ihnen im Vertrauen und als Freund gesagt, sind Sie wegen Ihres sonderbaren Betragens denen Herren Professoren schon längst verdächtig; auch sollen Sie, wie man sagt, Gedichte machen.»

«Eben das soll streng untersucht werden» sprach der herbeigekommene Pedell: «übergeben Sie mir nur in Güte die Schlüßel zu Ihren verschloßenen Kisten und Kästen, die Commission ist schon längst auf Ihrem Zimmer.»

«Ich habe nichts als ein Faß» sprach der Dichter: «in dem ist Alles, und das steht ohne Deckel da.»

«Die Sache wird nichts zu bedeuten haben» sprach der Pedell; «ich hoffe daß man Sie als ehrlichen Mann erfinden wird; die Gedichte werden wohl nur Stilübungen seyn.»

«Nein, es ist nur zu gewiss, daß er ein Dichter ist» flüsterte der Hausmeister dem Pedell ins Ohr.

Der Dichter nahm lächelnd Abschied von uns; er wurde ins Carcer abgeführt; mein Vetter aber warf ihm ein schadenfrohes Gelächter nach, und zog mich mit sich nach dem Zimmer des Dichters.

NEUNTE SCHATTENREIHE. ERSTE VORSTELLUNG.

Die Thüre des Zimmers war verſchloßen: wir mußten uns bequemen durch das Schlüſſelloch zu ſehen; mein Vetter ſah zuerſt hinein.

«Die Commiſſion» ſprach er «beſteht aus einem Præſes, einem Profeſſor der Medicin, einem Doctor der Philoſophie, einem Doctor juris, und einem Doctor der Chirurgie.

«Das *Viſum repertum* fiel freylich traurig für den Menſchen aus» ſprach der Doctor Philoſophiæ: «um ſein künftiges Fortkommen iſt es geſchehen.»

«Hungertod ſpricht hier das Geſetz gewöhnlich» erwiederte der Doctor Juris. Sie lüfterten noch etwas: das konnt' ich aber nicht verſtehen.

Sie hatten alle Perücken auf und ſchwarze Mäntel an, bis auf den Doctor der Chirurgie: derſelbe war ganz neumodiſch gekleidet, hatte einen Tituskopf, auch eine Brille; ſtatt des altväteriſchen Mantels aber hatte er nur einen handbreiten Streifen engliſchen Pflaſters den Rücken hinabflattern.

Die Unterſuchung ſchien beendiget; das Faß des Dichters ſtund verſiegelt da; auch waren die Bilder von den Wänden herabgenommen.

Die Doctoren ließen ſich alle auf Stühle nieder, und der Præſes, Profeſſor der Medicin, dictierte dem Secretær das *Viſum repertum* mit folgenden Worten in die Feder.

ZWEYTE VORSTELLUNG.

«Die von einem hochpreislichen Senate zur Unterſuchung der Kiſten und Käſten des der Dichtkunſt ſuſpecten *Studioſi Philoſophiæ* Kullikeia ernannte Commiſſion hat ſich *ſub dato* nach erhaltenem Befehle ſogleich in das Zimmer Producentes verfügt, alle *Contenta* desſelbigen aufs genaueſte beaugenſcheinigt und in Beſchlag genommen, und lautet ein *Viſum repertum* hierüber alſo:

Herr Doctor Chirurgiæ Siebbein war der erſte (Siebbein machte eine Verbeugung) der uns, als wir dem Zimmer Producentes uns næherten, auf einen verdächtigen ſpecifiken Geruch aufmerkſam machte, welcher uns aus demſelben Zimmer entgegenquoll; und konnt' ich ihn mit nichts anderem vergleichen als mit dem Geruch einer *aquæ lauroceraſi*, Kirſchlorbeerwaßer; welche Vergleichung auch nach Herbeibringung einer ſolchen *aquæ* von allen Anweſenden für die füglichſte erklært wurde.

Bei Eröffnung des Zimmers nun erblickten wir nach Umſchlagung der Thüre ein Kreuz mit ſchwarzer Farbe auf dieſelbe gemalt, das ſich faſt, ſo zu ſagen, auf dem ganzen Bauche der Thüre hinab als eine ſchwarze *linea alba* erſtreckte, hie und da aber, wo die Borke der Farbe ſich durch die Wärme etwas erhoben hatte, mehrere ſtahlgraue Puſteln zeigte.

Beſagtes Kreuz endigte ſich in einen natürlichen Fledermausflügel, *alam veſpertilionis*, der auf die Thüre genagelt war.

Zu beiden Seiten des Kreuzes, ſo zu ſagen auf der *regio hypochondriaca* der Thüre, erblickten wir, und zwar auf der *regione dextra*, einen drey Schuh hohen Holzſchnitt, eine Weibsperſon darſtellend, darunter die Worte «Die vor Liebe ſterbende Maria.»

Auf die *regionem ſiniſtram* der Thüre fanden wir *detto* einen Holzſchnitt genagelt, der ein ungeheuer langes Pferd darſtellte, auf welchem vier verſchiedene Dragoner zu

gleicher Zeit ritten, darunter die Worte «Das Roſs Bayart.»

In der Rückengegend des Zimmers, *quaſi*, ſo zu ſagen, der Thüre gegenüber, ob der Bettſtelle Productens, entdeckte Herr Doctor Pſychologiæ Zirbel zuerſt (Zirbel machte eine Verbeugung) eine Menge ſonderbarer Figuren mit Kohle im Umriß auf die Wand gezeichnet, *monſtra per exceſſum et per defectum*, Naſen, Füße, Thierſchwänze, Augen, Rachen, Pferde mit Fiſchſchwänzen und Fiſche mit Pferdsköpfen, Ritter, Zwerge, Rieſen, Nonnen, Mönche, Kœnige, Teufel, auch Blumen verſchiedener *generum et ſpecierum*, unter welchen Herr Doctor Juris Hammerſchlag zuerſt die verdächtige Unterſchrift «Träume, werdende Lieder» bemerkte.

Andere *Contenta* und Mobilien im Zimmer erblickten wir nicht, als einen Schreibtiſch, einen Stuhl, und einen ganz gewöhnlichen ſuſpectloſen Stiefelknecht von hartem Holze.

Daher wurde jetzt zur Hauptunterſuchung, nämlich zur Zergliederung eines von uns allen ſchon längſt bemerkten Oelfaſſes geſchritten, das recht wie ein *Staphyloma* in einer Falte oder Ecke des Zimmers ſaß.

DRITTE VORSTELLUNG.

Dem ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſte Herrn Doctor Siebbeins entgieng bei Eröffnung dieſes Faſſes nicht eine runde warzenförmige Hervorragung, *protuberantia Siebbeiniana* (Siebbein machte eine tiefe Verbeugung); an welcher er auf meinen Rath ſo lange zog, bis ſie nachgab, und ihr noch zwanzig bis dreißig derley Tuberkeln, Wärzchen, oder ſchwarze Kügelchen folgten, die ſich als ein Paternoſter zu erkennen gaben, an welchem unten ein Kreuz von Marienglas hieng.

Herr Doctor Siebbein ſtieß nejetzt auf einen Holzſchnitt, den heiligen Rochus darſtellend, bei deſſen Auseinanderfaltung eine Menge theils gedruckter, theils geſchriebener Mord- und Galgenhiſtorien, Gaßenhauer und Handwerksburſchenlieder über die Sinne des unterſuchenden Herrn Doctor Siebbein floßen.

Nun aber ſtieß Herr Doctor Siebbein ſeiner Ausſage nach auf den *Podicem* eines im Faß laufchenden ſuſpecten Products.

Wir riefen *Podici* zu unter Erlaßung aller Strafe freywillig herauszuſteigen, und wir thaten dieß zu wiederholten Malen.

Da aber weder Bewegung noch Antwort erfolgte, ſo zog Herr Doctor Siebbein auf meinen Rath mit Gewalt an Productus, und wir erkannten in ihm ein Paar Hoſen, die mit ſchwarzer und weißer Waſche völlig ausgeſtopft waren, und beim erſten Befühlen füglich für die Leibestheile eines in Faße ſich ungebührlicher Weiſe verſteckt habenden halben *Studioſi* gehalten werden konnten.

Ein harter Körper war es nun, der Herrn Doctor Siebbeinen jedes weitere Eindringen ſchwierig machte. Ich gab ihm den Rath denſelben vor einer weitern Unterſuchung zu entfernen und herauszunehmen: da zeigte ſich derſelbe als ein dicker in Pergament gebundener Foliobaud, enthaltend die Werke Hans Sachſens, welchem noch drey derley nebſt einigen Quartbänden nachfolgten, betitelt: das Lied der Nibelungen, das Heldenbuch mit ſeinen Figuren, Hiſtoria aller Heiligen, des Knaben Wunderhorn, Altdeutſche Lieder.

Da wir jetzt nichts mehr als kleine Schriften und Blätter im Grunde des Faßes bekerbten, ſo ſtürzte Herr Doctor Siebbein das Faß um, und ließ dieſe *Fluida* herauslaufen; die wir theils für eigene gefchriebene Lieder Producteus, theils für Auszüge aus den Werken Jacob Boehms, Novalis und anderer wahnwitziger Scribler, theils aber für hœchſt verdächtige moralitætswidrige Schriften erkannten, die folgende Titel führten:

1) Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhütlein, wie er dasſelbe bekommen, und ihm damit ergangen.

2) Wunderbarliche und ſeltſame Hiſtorien Tyll Eulenſpiegels.

3) Die nützliche Unterweiſung der ſieben weiſen Meiſter.

4) Hiſtoria von der unſchuldig bedrängten Genovefa, wie es ihr in Abweſenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen.

5) Hiſtoriſche Wunder-Beſchreibung von der ſchœnen Melufina, Kœnigs Helmas in Albanien Tochter, welche eine Sirene und Meerwunder geweſen.

6) Hiſtoria von der ſchœnen Magelona, eines Kœnigs Tochter von Neapolis, und einem Ritter, genannt Peter mit den ſilbernen Schlüßeln.

7) Kaiſer Octavianus, das iſt eine anmuthige Hiſtorie wie Kaiſer Octavianus ſein Weib ſammt zweyen Söhnen ins Elend geſchickt.

8) Wunderſchœne Hiſtoria von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Abenteuer dieſer theure Ritter ausgeſtanden.

9) Schœne und luſtige Hiſtorie von den vier Heymons-Kindern, Adelhart Ritfart Writfart und Reinold, ſammt ihrem Roſs Bayard, was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heiden begangen.

10) Hiſtoria von Marggraf Walthern, darinnen deſſen Leben und Wandel, und was ſich mit ihm zugetragen.

11) Hiſtoria von dem edeln Finken-Ritter, oder vom weiterfahrnen Ritter Herrn Polycarpo von Clariſſa, genannt der Finken-Ritter.

Bei Ausklopfung des Faßes folgte auf dieſe Schriften eine Menge Staub, mit denen Excrementen von Spinnen und Mäuſen vermiſcht; welcher Staub ſorgfältig zuſammengekehrt und zu einer weitern chemiſchen Unterſuchung in verſchiedene Gläſer vertheilt wurde.“

VIERTE VORSTELLUNG.

Doctor Siebbein hatte die Augbraunen meines Vetters wahrſcheinlich durch das Schlüſſelloch bemerkt: er öffnete die Thüre, und kaum entrannen wir noch die Treppe hinab ſeinen Blicken.

Mein Vetter fehlich ſich nach einer Weile auf einer Seitentreppe wieder mit mir hinauf: da war aber das Zimmer des Dichters ſchon verſiegelt, und die Commiſſion aus einander gegangen. Mein Vetter ſah durchs Schlüßelloch, und bemerkte nichts als einige Sperlinge die in dem verlaßenen Zimmer umherhüpften; auch ſah er eine Maus in der Ecke des Zimmers ſitzen; worüber er gar betrübt wurde: denn der Dichter war doch ſein Freund, ob ſie gleich einander immer in den Haaren lagen, und entgegengeſetzte Pole darſtellten, die aber eben wegen ihrer Verſchiedenheit einander immer anziehen.

Er ſchwur beim Donner und Blitz ſeinen Freund zu rächen, und ſetzte alsbald ſeine Voltaiſche Säule in volle Thætigkeit, lud

auch ſeine electriſche Batterie, und verfertigte Knallſilber und Vexierglaſen. Der Poſtknecht hatte ſchon zu wiederholten Malen geblaſen: ich wünſchte meinem Vetter Glück zu ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen, wir umarmten uns, und ich beſtieg den Poſtwagen.

ADELBERT VON CHAMISSO.

PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE.

I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich ſehr beſchwerlichen Seefahrt erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich ſelbſt mit meiner kleinen Habſeligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, gieng ich in das nächſte geringſte Haus hinein vor welchem ich ein Schild hängen ſah. Ich begehrte ein Zimmer: der Hausknecht maß mich mit einem Blick, und führte mich unters Dach. Ich ließ mir friſches Waßer geben, und genau beſchreiben wo ich den Herrn Thomas John aufzuſuchen habe. ‹Vor dem Norderthor, das erſte Landhaus zur rechten Hand, ein großes neues Haus von roth und weißem Marmor mit vielen Säulen.› Gut. Es war noch früh an der Zeit: ich ſchnürte ſogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten ſchwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine beſten Kleider, ſteckte das Empfehlungsſchreiben zu mir, und ſetzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne der mir bei meinen beſcheidenen Hoffnungen förderlich ſeyn ſollte.

Nachdem ich die lange Norderſtraße hinaufgeſtiegen, und das Thor erreicht, ſah ich bald die Säulen durch das Grüne ſchimmern. ‹Alſo hier› dacht' ich. Ich wiſchte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, ſetzte mein Halstuch in Ordnung, und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür ſprang auf. Auf der Flur hatt' ich ein Verhör zu beſtehn: der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre in den Park gerufen zu werden, wo Herr John mit einer kleinen Geſellſchaft ſich ergieng. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze ſeiner wohlbeleibten Selbſtzufriedenheit. Er empfieng mich ſehr gut, wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte ſich ſogar gegen mich ohne ſich jedoch von der übrigen Geſellſchaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. ‹So, ſo! von meinem Bruder! ich habe lange nichts von ihm gehört. Er iſt doch geſund? Dort' ſahe er gegen die Geſellſchaft fort ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, ‹dort laß' ich das neue Gebäude aufführen.› Er brach das Siegel auf, und das Geſpräch nicht ab, das ſich auf den

Reichthum lenkte. «Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million» warf er hinein, «der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft.» «O wie wahr!» rief ich aus mit vollem überströmenden Gefühl. Das mußte ihm gefallen: er lächelte mich an, und sagte «Bleiben Sie hier, lieber Freund! nachher hab' ich vielleicht Zeit Ihnen zu sagen was ich hiezu denke»: er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. Er bot einer jungen Dame den Arm; andere Herrn bemühten sich um andere Schönen: es fand sich was sich paßte, und man wallte dem rosenumblühten Hügel zu.

Ich schlich mich hinterher ohne Jemandem beschwerlich zu fallen: denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt: es ward getändelt und gescherzt; man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich ergieng besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd um von alle dem Vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt um den Sinn auf solche Räthsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne Fanny, wie es schien die Herrinn des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen: sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereigniß brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde Englisch Pflaster gesucht. Ein stiller dünner hagrer länglichter ältlicher Mann, der neben mit gieng, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schooßtasche seines altfränkischen grautaffentnen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie, und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfieng es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank: die Wunde ward verbunden, und man gieng weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ocean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punct erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. «Ein Fernrohr her!» rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dolond hervorgezogen, und es dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Aug bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sey das Schiff das gestern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr gieng von Hand zu Hand, und nicht wieder in die des Eigenthümers; ich aber sah verwundert den Mann an, und wußte nicht wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war: es schien aber Niemandem aufgefallen zu seyn, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand, und richtete da zum zweyten Mal ein Wort an mich: «Eßen Sie nur! das haben Sie auf der See nicht gehabt.» Ich verbeugte mich: aber er sah es nicht: er sprach schon mit jemand anderem.

Man hätte sich gern auf den Rasen am Abhange des Hügels der ausgespannten Landschaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gescheut. «Es wäre göttlich» meinte wer aus der Gesellschaft, «wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten.» Der Wunsch war nicht so bald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte, und mit bescheidener, ja demüthiger Gebärde einen reichen golddurchwirkten türkischen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müße es so seyn, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wißend was ich dazu denken sollte, besonders, da Niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt, und gefragt wer er sey; nur wußt' ich nicht an wen ich mich richten sollte: denn ich fürchtete mich fast noch mehr vor den Herrn Bedienten als vor den bedienten Herrn. Ich faßte endlich ein Herz, und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien als die Andern, und der öfter allein gestanden hatte. Ich bat ihn leise mir zu sagen wer der gefällige Mann sey dort im grauen Kleide. «Dieser, der wie ein Ende Zwirn aussieht? der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?» «Ja, der allein steht.» «Den kenn' ich nicht» gab er mir zur Antwort; und, wie es schien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden wandt' er sich weg und sprach von gleichgültigen Dingen mit einem Andern.

Die Sonne fieng jetzt stärker zu scheinen an, und ward den Damen beschwerlich; die schöne Fanny richtete nachlässig ihr Wort an den grauen Mann; dem, so viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leichtsinnige Frage ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er beantwortete sie durch eine so tiefe Verbeugung, als wider fahre ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zenge Stangen Schnüre Eisenwerk, kurz alles was zu dem prachtvollsten Lufthaus gehört, herauskommen sah. Die jungen Herrn halfen es aufspannen, und es überhieng die ganze Ausdehnung des Teppichs; und keiner fand noch etwas Außerordentliches darin.

Mir war schon lang' unheimlich, ja gradlich zu Muthe: wie ward mir vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch ich ihn noch aus seiner Tasche drey Reitpferde, ich sage Dir, drey schöne große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen sah! Denke Dir um Gotteswillen! drey gesattelte Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lufthaus von derselben Größe und alle dazu gehörigen Stangen und Eisen herausgekommen waren! Wenn ich Dir nicht betheuerte es selbst mit eigenen Augen angesehen zu haben, würdest Du es gewiß nicht glauben.

So verlegen und demüthig der Mann selbst zu seyn schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die Andern schenkten, so ward mir doch seine bloße Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, daß ich sie nicht länger ertragen konnte.

Ich beschloß mich aus der Gesellschaft zu stehlen; was bei der unbedeutenden

Rolle die ich darinnen ſpielte mir ein Leichtes ſchien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder verſuchen, und, wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den ſeltſamen grauen Mann befragen. Wäre es mir nur ſo zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich ſchon wirklich durch den Roſenhain den Hügel hinab glücklich geſchlichen, und befand mich auf einem freyen Raſenplatz, als ich aus Furcht außer den Wegen durchs Gras gehend angetroffen zu werden einen forſchenden Blick um mich warf. Wie erſchrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen ſah! Er nahm ſogleich den Hut vor mir ab, und verneigte ſich ſo tief, als noch Niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte ohne grob zu ſeyn es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder, und ſtand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich ſah ihn voller Furcht ſtier an, und war wie ein Vogel den eine Schlange gebannt hat. Er ſelber ſchien ſehr verlegen zu ſeyn: er hob den Blick nicht auf, verbeugte ſich zu verſchiedenen Malen, trat näher, und redete mich an mit leiſer Stimme, ungefähr im Tone eines Bittenden.

«Möge der Herr meine Zudringlichkeit entſchuldigen, wenn ich es wage, ihn ſo unbekannter Weiſe aufzuſuchen: ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigſt' — «Aber um Gottes willen, mein Herr!' brach ich in meiner Angſt aus, «was kann ich für einen Mann thun der' — Wir ſtutzten beide, und wurden, wie mir däucht, roth.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: «Während der kurzen Zeit wo ich das Glück genoß mich in ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal (erlauben Sie daß ich es Ihnen ſage) wirklich mit unausſprechlicher Bewunderung den ſchönen, ſchönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichſam mit einer gewiſſen edlen Verachtung, ohne ſelbſt darauf zu merken, von ſich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freylich kühne Zumuthung: ſollten Sie ſich wohl nicht abgeneigt finden mir dieſen Ihren Schatten zu überlaßen?'

Er ſchwieg, und mir giengs wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was ſollt' ich aus dem ſeltſamen Antrag machen mir meinen Schatten abzukaufen? «Er muß verrückt ſeyn' dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demuth des ſeinigen beßer paſste, erwiederte ich alſo: «Ei, ei, guter Freund! habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug? Das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz abſonderlichen Sorte.' Er fiel ſogleich wieder ein «Ich hab' in meiner Taſche manches was dem Herrn nicht ganz unwerth ſcheinen möchte; für dieſen unſchätzbaren Schatten halt' ich den höchſten Preis zu gering.'

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Taſche erinnert ward, und ich wußte nicht wie ich ihn hatte Guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort, und ſuchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

«Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthänigſten Knecht! Ich verſtehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut: wie könnt' ich nur meinen Schatten' — Er unterbrach mich: «Ich erbitte mir nur Dero Erlaubniſs hier auf der Stelle dieſen edlen Schatten

aufheben zu dürfen und zu mir zu ſtecken; wie ich das mache ſey meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlaße ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien die ich in der Taſche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechſelpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch das wird wohl nichts für Sie ſeyn: beßer Fortunati Wünſchhütlein, neu und haltbar wieder reſtauriert; auch ein Glücksſeckel, wie der ſeine geweſen.' «Fortunati Glücksſeckel?' fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angſt auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Ducaten vor den Augen.

«Belieben gnädigſt der Herr dieſen Seckel zu beſichtigen und zu erproben.' Er ſteckte die Hand in die Taſche, und zog einen mäßig großen feſtgenähten Beutel von ſtarkem Corduanleder an zwey tüchtigen ledernen Schnüren heraus, und händigte mir ſelbigen ein. Ich griff hinein, und zog zehn Goldſtücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn: ich hielt ihm ſchnell die Hand hin: «Topp! der Handel gilt: für den Beutel haben Sie meinen Schatten.' Er ſchlug ein, kniete dann ungeſäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit ſah ich ihn meinen Schatten vom Kopf bis zu meinen Füßen leiſe von dem Graſe löſen, aufheben, zuſammenrollen und falten, und zuletzt einſtecken. Er ſtand auf, verbeugte ſich noch einmal vor mir, und zog ſich dann nach dem Roſengebüſche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leiſe für ſich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren feſt; rund um mich her war die Erde ſonnenhell, und in mir war nur keine Beſinnung.

II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte dieſen Ort zu verlaßen, wo ich heutlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erſt meine Taſchen mit Gold; dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals feſt, und verbarg ihn ſelbſt auf meiner Bruſt. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landſtraße, und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu gieng, hört' ich hinter mir ſchreyen «Junger Herr! he, junger Herr! hören Sie doch!' Ich ſah mich um: ein altes Weib rief mir nach «Sehe ſich der Herr doch vor! Sie haben Ihren Schatten verloren.' «Danke, Mütterchen!' ich warf ihr ein Goldſtück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören «Wo hat der Herr ſeinen Schatten gelaßen?' und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen «Jeſus Maria! der arme Menſch hat keinen Schatten!' Das fieng an mich zu verdrießen, und ich vermied ſehr ſorgfältig in die Sonne zu treten. Das gieng aber nicht überall an, zum Beiſpiel nicht über die Breite Straße, die ich zunächſt durchkreuzen mußte, und zwar zu meinem Unheil in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule giengen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich ſeh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geſchrey der ſämmtlichen litterariſchen Straßenjugend der Vorſtadt; welche ſofort mich zu recenſieren und mit Koth

zu bewerfen anfieng: Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne giengen. Um sie von mir abzuwehren warf ich Gold zu vollen Händen unter sie, und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fieng ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewißen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben: was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden?

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshause hielt: ich erschrak über die Vorstellung nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfieng den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin, und befahl vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen: ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen, und verschloß mich darin sobald ich konnte.

Was denkest Du daß ich nun anfieng? O mein lieber Chamisso, selbst vor Dir es zu gestehen macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth die wie eine flackernde Feuersbrunst sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank, und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So vergieng der Tag, der Abend: ich schloß meine Thür nicht auf; die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir: es ward mir als stünde ich hinter der Glasthüre deines kleinen Zimmers, und sähe Dich von da an deinem Arbeitstische zwischen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen; vor Dir waren Haller Humboldt und Linné aufgeschlagen; auf deinem Sopha lagen ein Band Göthe und der Zauberring. Ich betrachtete Dich lange, und jedes Ding in deiner Stube, und dann Dich wieder: Du rührtest Dich aber nicht, Du holtest auch nicht Athem: Du warst todt.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu seyn. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen; durstig und hungrig auch noch: ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegeßen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Überdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget: nun wußt' ich verdrießlich nicht was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben: ich versuchte ob es der Beutel wieder verschlingen wollte: nein! Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen es mühsam und mit sauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Cabinet stand, zu schleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl, und erwartete daß sich Leute im Hause zu regen anfiengen. Ich ließ, sobald es möglich war,

zu eßen bringen, und den Wirth zu mir kommen.

Ich beſprach mit dieſem Manne die künftige Einrichtung meines Hauſes. Er empfahl mir für den näheren Dienſt um meine Perſon einen gewiſſen Bendel, deſſen treue und verſtändige Phyſiognomie mich gleich gewann. Derſelbe wars, deſſen Anhänglichkeit mich ſeither treuſtend durch das Elend des Lebens begleitete, und mir mein düſtres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinem Zimmern mit herrenloſen Knechten, Schuſtern Schneidern und Kaufleuten zu; ich richtete mich ein, und kaufte beſonders ſehr viele Koſtbarkeiten und Edelſteine um nur Etwas des vielen aufgeſpeicherten Goldes los zu werden: es ſchien aber gar nicht, als könne der Haufen ſich vermindern.

Ich ſchwebte indeſs über meinen Zuſtand in den ängſtigendſten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür, und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beſchloß, ſo viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends ſpät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und ſchlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hauſe. Erſt auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuſer, in deren Schutz ich ſo weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt mein Schickſal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erſpare mir, lieber Freund, die ſchmerzliche Wiederholung alles deſſen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefſte Mitleid das ich ihnen einflößte: Äußerungen die mir die Seele nicht minder durchbohrten als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer beſonders ſolcher dicken wohlbeleibten, die ſelbſt einen breiten Schatten warfen. Ein ſchönes holdes Mädchen, die, wie es ſchien, ihre Eltern begleitete, indem dieſe bedächtig nur vor ihre Füße ſahen, wandte von Ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich, ſie erſchrak ſichtbarlich, da ſie meine Schattenloſigkeit bemerkte, verhüllte ihr ſchönes Antlitz in ihren Schleyer, ließ den Kopf ſinken, und gieng lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchſchnittenem Herzen zog ich mich ſchwankend ins Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häuſern halten um meine Schritte zu ſichern, und erreichte langſam und ſpät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht ſchlaflos zu. An andern Tage war meine erſte Sorge nach dem Manne im grauen Rocke überall ſuchen zu laßen. Vielleicht ſollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden; und wie glücklich, wenn ihn wie mich der thörichte Handel gereuen ſollte! Ich ließ Bendel vor mich kommen: er ſchien Gewandtheit und Geſchick zu beſitzen; ich ſchilderte ihm genau den Mann in deſſen Beſitz ein Schatz ſich befand ohne den mir das Leben nur eine Qual ſey. Ich ſagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn geſehen; beſchrieb ihm alle die zugegen geweſen, und fügte dieſes Zeichen noch hinzu, er ſolle ſich nach einem Dolondſchen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkiſchen Teppich, nach einem Prachtluſtzelt, und endlich nach den ſchwarzen Reithengſten genau erkundigen, deren Geſchichte, ohne zu beſtimmen wie, mit der des räthſelhaften Mannes zuſammenhienge, welcher Allen unbedeutend geſchienen, und

deſſen Erſcheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerſtört hätte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Laſt wie ich ſie nur zu tragen vermochte, und legte Edelſteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Werth. «Bendel» ſprach ich, «dieſes ebnet viele Wege, und macht vieles leicht was unmöglich ſcheinen: ſey nicht karg damit, wie ich es nicht bin, ſondern geh, und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten auf denen ſeine alleinige Hoffnung beruht.»

Er gieng. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von ſeinen Gäſten (er hatte alle geſprochen) wußte ſich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Teleſcop war da, und Keiner wußte wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demſelben Hügel ausgebreitet und aufgeſchlagen: die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und Keiner wußte von wannen dieſe neuen Koſtbarkeiten ihm zugekommen. Er ſelbſt hatte ſeinen Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wiße woher er ſie habe. Die Pferde hatten die jungen Herren die ſie geritten in ihren Ställen, und ſie prieſen die Freygebigkeit des Herrn John, der ſie ihnen an jenem Tage geſchenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, deſſen raſcher Eifer und verſtändige Führung auch bei ſo fruchtloſem Erfolge mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düſter mich allein zu laßen.

«Ich habe» hub er wieder an «meinem Herrn Bericht abgeſtattet über die Angelegenheit die ihm am wichtigſten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute Jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geſchäfte ausgieng, wo ich ſo unglücklich geweſen. Die eigenen Worte des Mannes waren «Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr ſehen, da ich übers Meer gehe, und ein günſtiger Wind mich ſo eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben ihn ſelber aufzuſuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geſchäft vorzuſchlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigſt, und verſichern ihn meines Dankes.» Ich frug ihn wer er wäre: er ſagte aber, Sie kennten ihn ſchon.»

«Wie ſah der Mann aus?» rief ich voller Ahnung. Und Bendel beſchrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in ſeiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt nach dem er ſich erkundigt.

«Unglücklicher!» ſchrie ich händeringend, «das war er ja ſelbſt!» und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. «Ja, er war es, war es wirklich!» rief er erſchreckt aus, «und ich Verblendeter Blödſinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt, und meinen Herrn verrathen!»

Er brach heiß weinend in die bitterſten Vorwürfe gegen ſich ſelber aus, und die Verzweiflung in der er war mußte mir ſelber Mitleiden einflößen. Ich ſprach ihm Troſt ein, verſicherte ihn wiederholt, ich ſetzte keinen Zweifel in ſeine Treue, und ſchickte ihn alsbald nach dem Hafen um wo möglich die Spuren des ſeltſamen Mannes zu verfolgen. Aber an dieſem ſelben Morgen waren ſehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltſtrichen, alle nach anderen Küſten beſtimmt, und der graue Mann war ſpurlos wie ein Schatten verſchwunden.

JOSEPH FREYHERR VON EICHENDORFF.

AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS.

NEUNTES CAPITEL.

Die treuen Berg ſtehn auf der Wacht:
«Wer ſtreicht bei ſtiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Haid?'
Ich aber mir die Berg betracht,
Und lach' in mich vor großer Luſt,
Und rufe recht aus friſcher Bruſt
Perol' und Feldgeſchrey ſogleich:
Vivat Oeſtreich!

Da kennt mich erſt die ganze Rund:
Nun grüßen Bach und Vœglein zart
Und Wälder rings nach Landesart;
Die Donau blitzt aus tiefem Grund;
Der Stephansthurm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und ſeh mich gern;
Und iſt ers nicht, ſo kommt er doch gleich.
Vivat Oeſtreich!

Ich ſtand auf einem hohen Berge, wo man zum erſten Mal nach Oeſtreich hinein ſehen kann, und ſchwenkte voller Freude noch mit dem Hute, und ſang die letzte Strophe: da ſei auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Muſik von Blasinſtrumenten mit ein. Ich dreh mich ſchnell um, und erblicke drey junge Geſellen in langen blauen Mänteln: davon bläſt der eine Oboe, der andere die Clarinett, und der dritte, der einen alten Dreyſtutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn; die accompagnierten mich plötzlich, daß der ganze Wald erſchallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor, und ſpiele und ſinge ſogleich mit. Da ſah einer den andern bedenklich an; der Waldhornиſt ließ dann zuerſt ſeine Backen wieder einfallen, und ſetzte ſein Waldhorn ab bis am Ende alle ſtille wurden, und mich anſchauten. Ich hielt verwundert ein, und ſah ſie auch an. «Wir meinten» ſagte endlich der Waldhorniſt, «weil der Herr einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reiſender Engländer, der hier zu Fuß die ſchöne Natur bewundert: da wollten wir uns ein *Viaticum* verdienen. Aber mir ſcheint der Herr iſt ſelber ein Muſicant.» «Eigentlich ein Einnehmer» verſetzte ich, «ich komme direct von Rom her: da ich aber ſeit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, ſo habe ich mich unterweges mit der Violine durchgeſchlagen.» «Bringt nicht viel heut zu Tage» ſagte der Waldhorniſt, der unterdeſs wieder an den Wald zurückgetreten war, und mit ſeinem Dreyſtutzer ein kleines Feuer anfachte, das ſie dort angezündet hatten. «Da gehn die blaſenden Inſtrumente ſchon beßer» fuhr er fort: «wenn ſo eine Herrſchaft ganz ruhig zu Mittag ſpeiſt, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus, und fangen alle drey aus Leibeskräften zu blaſen an: gleich kommt ein Bedienter herausgeſprungen mit Geld oder Eſen, damit ſie nur den Lärm wieder los werden. Aber will der Herr nicht eine Collation mit uns einnehmen?»

Das Feuer loderte nun recht luſtig im Walde; der Morgen war friſch: wir ſetzten uns alle rings umher auf den Raſen, und zwey von den Muſicanten nahmen ein Töpf-

chen, worin Kaffee und auch schon Milch war, vom Feuer, holten Brot aus ihren Manteltaschen hervor, und tunkten und tranken abwechselnd aus dem Topfe, und es schmeckte ihnen so gut, daß es ordentlich eine Luft war anzusehen. Der Waldhornist aber sagte: «Ich kann das schwarze Gesöff nicht vertragen», und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen über einander gelegten Butterschnitte; dann brachte er eine Flasche Wein zum Vorschein. «Will der Herr nicht auch einen Schluck?» Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber schnell wieder absetzen und das ganze Gesicht verziehn: denn es schmeckte wie Drey-Männer-Wein. «Hiesiges Gewächs» sagte der Waldhornist: «aber der Herr hat sich in Italien den deutschen Geschmack verdorben.»

Darauf kramte er eifrig in seinem Schubsack, und zog endlich unter allerley Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiser in vollem Ornate zu sehen war, den Scepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete sie auf dem Boden behutsam aus einander, die Andern rückten näher heran, und sie berathschlagten nun zusammen was sie für eine Marschroute nehmen sollten.

«Die Vacanz geht bald zu Ende» sagte der Eine: «wir müßen uns gleich von Linz links abwenden: so kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag.» «Nun wahrhaftig!» rief der Waldhornist, «wem willst du da was vorpfeifen? Nichts als Wälder und Kohlenbauern; kein geläuterter Kunstgeschmack, keine vernünftige freye Station!» «O Narrenspoßen!» erwiederte der Andere; «die Bauern sind mir gerade die liebsten: die wißen am beßten wo einen der Schuh drückt, und nehmens nicht so genau, wenn man manchmal eine falsche Note bläst.» «Das macht, du hast kein *point d'honneur*» versetzte der Waldhornist; «*odi profanum vulgus et arceo*» sagt der Lateiner.» «Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben» meinte der Dritte: «so kehren wir bei den Herren Pfarrern ein.» «Gehorsamster Diener!» sagte der Waldhornist: «die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht so unnütz in der Welt herumschweifen, sondern uns beßer auf die Wißenschaften applicieren sollen; beßonders wenn sie in mir den künftigen Herrn Confrater wittern. Nein, nein! *Clericus clericum non decimat*. Aber was giebt es denn da überhaupt für große Noth? Die Herren Professoren sitzen auch noch im Karlsbade, und halten selbst den Tag nicht so genau ein.» «Ja, *distinguendum est inter et inter*» erwiederte der Andere; «*quod licet Jovi, non licet bovi*.»

Ich aber merkte nun daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Respect vor ihnen, beßonders da ihnen das Latein nur so wie Waßer vom Munde floß. «Ist der Herr auch ein Studierter?» fragte mich darauf der Waldhornist. Ich erwiederte beßcheiden, daß ich immer beßondere Luft zum Studieren, aber kein Geld gehabt hätte. «Das thut gar nichts» rief der Waldhornist: «wir haben auch weder Geld noch reiche Freundschaft. Aber ein gescheudter Kopf muß sich zu helfen wißen. *Aurora Musis amica*, das heißt zu Deutsch: mit vielem Frühstücken fällst du dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagglocken von Thurm zu Thurm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Geschrey aus dem alten finstern Collegium heraus brechen, und im Sonnenscheine durch die Gaßen schwärmen: da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeister, und finden unsern gedeckten Tisch; und ist er auch

nicht gedeckt, so steht doch für jeden ein voller Topf darauf: da fragen wir nicht viel darnach, und essen, und perfectionieren uns dabei noch im Lateinischsprechen. Sieht der Herr, so studieren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vacanz kommt, und die Andern fahren und reiten zu ihren Ältern fort, da wandern wir mit unsern Instrumenten unterm Mantel zum Thore hinaus, und die ganze Welt steht uns offen.'

Ich weiß nicht, wie er so erzählte, gieng es mir recht durchs Herz, daß so gelehrte Leute so ganz verlaßen seyn sollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich selber nicht anders gienge, und die Thränen traten mir in die Augen. Der Waldhornist sah mich groß an. «Das thut gar nichts» fuhr er wieder weiter fort: «ich möchte gar nicht so reisen, Pferde und Kaffee und frisch überzogene Betten und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbestellt. Das ist just das Schönste, wenn wir so früh Morgens heraustreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehn, daß wir gar nicht wißen welcher Schornstein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann.' «Ja» sagte der Andere, «und wo wir hinkommen, und unsere Instrumente herausziehen, wird Alles fröhlich; und wenn wir zur Mittagsstunde auf dem Lande in ein Herrschaftshaus treten, und im Hausflur blasen, da tanzen die Mägde mit einander vor der Hausthür, und die Herrschaft läßt die Saalthür etwas aufmachen, damit sie die Musik drin beßer hören; und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall heraus gezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen sich fast die Hälse um die Musicanten draußen zu sehn.' «Wahrhaftig!» rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, «hat's Andern nur ihre Compendien repetieren, wir studieren unterdeßs in dem großen Liederbuche das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat. Ja, glaub nur der Herr aus uns werden gerade die rechten Leute die den Bauern dann was zu erzählen wißen und mit der Faust auf die Kanzel schlagen daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirschung das Herz im Leibe bersten möchte.'

Wie sie so sprachen, wurde mir so hoch in meinem Sinn, daß ich gleich noch hätte mit studieren mögen. Ich konnte mich gar nicht satt hören: denn ich unterhalte mich gern mit studierten Leuten, wo man etwas profitieren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Discurse kommen. Denn dem einen Studenten war wohin Angst geworden, weil die Vacanz so bald zu Ende gehen sollte. Er hatte daher hurtig sein Clarinett zusammengesetzt, ein Notenblatt vor sich auf das aufgestemmte Knie hingelegt, und exercierte sich eine schwierige Paßage aus einer Meße ein, die er mitblasen sollte, wenn sie nach Prag zurückkämen. Da saß er nun und fingerte, und pfiff dazwischen manchmal so falsch, daß es einem durch Mark und Bein gieng, und man oft sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Auf einmal schrie der Waldhornist mit seiner Baßstimme «Topp, da hab' ich es!» er schlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der Andere ließ auf einen Augenblick von seinem fleißigen Blasen ab, und sah ihn verwundert an. «Herr!» sagte der Waldhornist: «nicht weit von Wien ist ein Schloß, auf dem Schloße ist ein Portier, und der Portier ist mein Vetter! Thee erste Condiscipels, da müßen wir hin,

chen dem Herrn Vetter unser Compliment, und er wird dann schon dafür sorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!' Als ich das hörte, fuhr ich geschwind auf. «Bläst er nicht auf dem Fagott?' rief ich, «und ist von langer gerader Leibesbeschaffenheit, und hat eine große vornehme Nase?' Der Waldhornist nickte mit dem Kopfe. Ich aber embrassierte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreystutzer vom Kopfe fiel; und wir beschlossen nun sogleich alle mit einander im Postschiffe auf der Donau nach dem Schloß der schönen Gräfin hinunter zu fahren.

Als wir zu das Ufer kamen, war schon Alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gastwirth, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, stand breit und behaglich in seiner Hausthür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abschied allerley Witze und Redensarten erschallen; während in jedem Fenster ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die so eben die letzten Pakete nach dem Schiffe schafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Überrock und schwarzem Halstuch, der auch mitfahren wollte, stand am Ufer, und sprach sehr eifrig mit einem jungen schlanken Bürschchen, das mit langen ledernen Beinkleidern und knapper scharlachrother Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer saß. Es schien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn sie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir sprächen. Zuletzt lachte der alte Herr; das schlanke Bürschchen schnalzte mit der Reitgerte, und sprengte mit den Lerchen über ihm um die Wette durch die Morgenluft in die blitzende Landschaft hinein.

Unterdess hatten die Studenten und ich unsere Casse zusammengeschossen. Der Schiffer lachte und schüttelte den Kopf, als ihm der Waldhornist damit unser Fährgeld in lauter Kupferstücken aufzählte, die wir mit großer Noth aus allen unsern Taschen zusammengebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau so recht vor mir sah; wir sprangen geschwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und so flogen wir nun im schönsten Morgenglanze zwischen den Bergen und Wiesen hinunter.

Da schlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern; doch in der Luft hörte man manchmal die Vögel dazwischen. Von dem Schiffe aber jubilierte und schmetterte ein Canarienvogel mit darein, daß es eine rechte Lust war.

Der gehörte einem hübschen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben sich stehen; von der andern Seite hielt sie ein feines Bündel Wäsche unterm Arm: so saß sie ganz still für sich, und sah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiseschuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Wasser vor sich hinunter, und die Morgensonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der sie die Haare sehr sauber gescheitelt hatte.

Ich merkte wohl daß die Studenten gern einen höflichen Discours mit ihr angesponnen hätten: denn sie giengen immer an ihr vorüber, und der Waldhornist räusperte sich dabei, und rückte bald an seiner Halsbinde, bald an seinem Dreystutzer. Aber sie hatten keine rechte *Courage*, und das Mädchen schlug auch jedesmal die Augen nieder, sobald sie ihr nahe kamen.

Besonders aber genierten sie sich vor dem ältlichen Herrn mit dem grauen Überrocke, der nun auf der andern Seite des Schiffes saß, und den sie gleich für einen Geistlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor sich, in

welchem er las, dazwischen aber oft in die schöne Gegend von dem Buche aufsah, dessen Goldschnitt und die vielen darein gelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenscheine blitzten. Dabei bemerkte er auch sehr gut was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald die Vögel an ihren Federn: denn es dauerte nicht lange, so redete er einen von den Studenten lateinisch an; worauf alle drey herantraten, die Hüte vor ihm abnahmen, und ihm wieder lateinisch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdess ganz vorn auf die Spitze des Schiffes gesetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Wasser herunter baumeln, und blickte, während das Schiff so fort flog, und die Wellen unter mir rauschten und schäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Thurm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs, und endlich hinter uns wieder verschwand. «Wenn ich nur heute Flügel hätte!» dachte ich, und zog endlich voll Ungeduld meine liebe Violine hervor, und spielte alle meine ältesten Stücke durch, die ich noch zu Hause und auf dem Schloß der schönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir Jemand von hinten auf die Achsel. Es war der geistliche Herr, der unterdess sein Buch weggelegt und mir schon ein Weilchen zugehört hatte. «Ei» sagte er lachend zu mir, «ei, ei, Herr *ludi magister!* Essen und Trinken vergißt Er.» Er hieß mich darauf meine Geige einstecken um einen Imbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen luftigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tisch hinstellen lassen, und ich, die Studenten, und selbst das junge Mädchen, wir mußten uns auf die Fässer und Pakete rings herum setzen.

Der geistliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterschnitten aus, die sorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaschen und einen silbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, schenkte ein, kostete erst, roch daran, und präsentirte wieder, und reichte dann einem jeden von uns. Die Studenten saßen ganz kerzengerade auf ihren Fässern, und aßen und tranken nur sehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tunchte bald das Schnabelchen in den Becher, und blickte dabei schüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten: aber je öfter sie uns ansah, je dreister wurde sie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geistlichen Herrn daß sie nun zum ersten Male von Hause in Condition komme, und so eben auf das Schloß ihrer neuen Herrschaft reise. Ich wurde über und über roth: denn sie nannte dabei das Schloß der schönen gnädigen Frau. «Also das soll meine zukünftige Kammerjungfer seyn» dachte ich, und sah sie groß an, und mir schwindelte fast dabei. «Auf dem Schloße wird es bald eine große Hochzeit geben» sagte darauf der geistliche Herr. «Ja» erwiederte das Mädchen, die gern von der Geschichte mehr gewußt hätte: «man sagt, es wäre schon eine alte heimliche Liebschaft gewesen, die Gräfinn hätte es aber niemals zugeben wollen.» Der Geistliche antwortete nur mit «Hm hm», während er seinen Jagdbecher voll schenkte, und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tisch vorgelegt um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geistliche Herr bemerkte es. «Ich kanns euch wohl sagen» hub er wieder an: «die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundschaft ausgeschickt ob

ler Bräutigam ſchon vielleicht hier in der Gegend ſey. Eine Dame aus Rom hat geſchrieben daß er ſchon lange von dort fort ſey.' Wie er von der Dame aus Rom anfieng, wurd' ich wieder roth. «Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?' fragte ich ganz verwirrt. «Nein' erwiederte der alte Herr, «aber er ſoll ein luſtiger Vogel ſeyn.' «O ja' ſagte ich haſtig, «ein Vogel der aus jedem Kefig ausreißt, ſobald er nur kann, und luſtig ſingt, wenn er wieder in der Freyheit iſt.' «Und ſich in der Fremde herumtreibt' fuhr der Herr gelaßen fort, «in der Nacht *gaſſatim* geht, und am Tage vor den Hausthüren ſchläft.' Mich verdroß das ſehr. «Ehrwürdiger Herr' rief ich ganz hitzig aus, «da hat man Euch falſch berichtet. Der Bräutigam iſt ein moraliſcher ſchlanker hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schloße auf großem Fuß gelebt hat; der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen iſt; der ſein Geld wohl zu Rathe zu halten weiß, wenn er nur welches hätte; der' — «Nun, nun! ich wußte nicht daß Ihr ihn ſo gut kennt' unterbrach mich hier der Geiſtliche, und lachte dabei ſo herzlich, daß er ganz blau im Geſichte ward, und ihm die Thränen aus den Augen rollten. «Ich hab doch aber gehört' ließ ſich nun das Mädchen wieder vernehmen, «der Bräutigam wäre ein großer, überaus reicher Herr.' «Ach Gott! ja doch, ja! Confuſion, nichts als Confuſion!' rief der Geiſtliche, und konnte ſich noch immer vor Lachen nicht zu Gute geben, bis er ſich endlich ganz verſchnaufte. Als er ſich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Höh, und rief «Das Brautpaar ſoll leben!' Ich wußte gar nicht was ich von dem Geiſtlichen und ſeinem Gerede denken ſollte: ich ſchämte mich aber wegen der kommiſchen Geſchichten ihm hier vor allen Leuten zu ſagen daß ich ſelber der verlorene glückſelige Bräutigam ſey.

Der Becher gieng wieder fleißig in die Runde; der geiſtliche Herr ſprach dabei freundlich mit Allen, ſo daß ihm bald ein jeder gut wurde, und am Ende Alles fröhlich durch einander ſprach. Auch die Studenten warden immer redſeliger, und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis ſie endlich gar ihre Inſtrumente holten, und luſtig zu blaſen anfiengen. Die kühle Waßerluft ſtrich dabei durch die Zweige der Laube; die Abendſonne vergoldete ſchon die Wälder und Thäler, die ſchnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornklängen wiederhallten. Und als dann der Geiſtliche von der Muſik immer vergnügter wurde, und luſtige Geſchichten aus ſeiner Jugend erzählte, wie auch er zur Vacanz über Berge und Thäler gezogen, und oft hungrig und durſtig, aber immer fröhlich geweſen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vacanz ſey zwiſchen der engen düſtern Schule und der ernſten Amtsarbeit: da tranken die Studenten noch einmal herum, und ſtimmten dann friſch ein Lied an, daß es weit in die Berge hinein ſchallte.

Nach Süden nun ſich lenken
Die Vöglein allzumal:
Viel Wandrer luſtig ſchwenken
Die Hüt' im Morgenſtral.
Das ſind die Herrn Studenten:
Zum Thor hinaus es geht;
Auf ihren Inſtrumenten
Sie blaſen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite!
O Prag, wir ziehn in die Weite;
Et habeat bonam pacem
Qui ſedet poſt fornacem!
Nachts wir durchs Städtlein ſchweifen;
Die Fenſter ſchimmern weit;

Am Fenſter drehn und ſchleifen
Viel ſchöne geputzte Leut.
Wir blaſen vor den Thüren,
Und haben Durſt genung:
Das kommt vom Muſicieren;
Herr Wirth, einen friſchen Trunk!
Und ſiehe, über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex ſua domo
Beatus ille homo.

Nun weht ſchon durch die Wälder
Der kalte Boreas:
Wir ſtreifen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß;
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerriſſen ſind die Schuh:
Da blaſen wir geſchwinde,
Und ſingen noch dazu:
Beatus ille homo,
Qui ſedet in ſua domo,
Et ſedet poſt fornacem,
Et habet benam pacem.

Ich, die Schiffer, und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verſtunden, ſtimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein; ich aber jauchzte am allervergnügteſten: denn ich ſah ſo eben von fern unſer Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendſonne über die Bäume hervorkommen.

LEOPOLD RANKE.

DIE RŒMISCHEN PÆBSTE IM XVI. UND XVII. JAHRHUNDERT.

AUS DEM ZWEYTEN BUCHE.

IGNATIUS LOYOLA.

Von allen Ritterſchaften der Welt hatte allein die Spaniſche noch etwas von ihrem geiſtlichen Element behauptet. Die Kriege mit den Mauren, die, auf der Halbinſel kaum geendigt, in Africa noch immer fortgeſetzt wurden, die Nachbarſchaft der zurückgebliebenen und unterjochten Moriſken ſelbſt, mit denen man ſtets in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andere Ungläubige jenſeit des Weltmeers erhielten dieſen Geiſt. In Büchern wie der Amadis, voll einer naiv ſchwärmeriſchen loyalen Tapferheit, ward er idealiſiert.

Don Iunigo Lopez de Recalde, der jüngſte Sohn aus dem Hauſe Loyola, auf dem Schloße dieſes Namens zwiſchen Azpeitia und Azcoitia in Guipuscoa geboren, aus einem Geſchlechte welches zu den beſten des Landes gehörte (*de parientes mayores*), deſſen Haupt allemal durch ein beſonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachſen an dem Hofe Ferdinands des Katholiſchen und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von dieſem Geiſte. Er ſtrebte nach dem Lobe

der Ritterschaft: schöne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweykampfs und der Liebe hatten für ihn so viel Reiz wie für einen Andern; aber auch die geistliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den Ersten der Apostel hat er in diesen Jahren in einer Ritterromanze besungen.

Wahrscheinlich jedoch würden wir seinen Namen unter den übrigen tapferer spanischer Hauptleute lesen, denen Karl V. so viele Gelegenheit gab sich hervorzuthun, hätte er nicht das Unglück gehabt bei der Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt, und obwohl er so standhaft war, daß er sich zu Hause, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweymal aufbrechen ließ (in dem heftigsten Schmerz kniff er nur die Faust zusammen), auf das schlechteste geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allem den Amadis. Indem er jetzt seine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen.

Phantastisch von Natur, aus einer Bahn weggeschleudert die ihm das glänzendste Glück zu verheißen schien, jetzo zugleich zur Unthätigkeit gezwungen und durch die Krankheit gereizt, gerieth er in den seltsamsten Zustand von der Welt. Auch die Thaten des S. Franciscus und S. Dominicus, die hier in allem Glanze geistlichen Ruhmes vor ihm erschienen, däuchten ihm nachahmungswürdig; und wie er sie so las, fühlte er Muth und Tüchtigkeit sie nachzuahmen, mit ihnen in Entsagung und Strenge zu wetteifern. Nicht selten wichen diese Ideen freylich noch vor sehr weltlichen Gedanken. Er malte sich nicht minder aus wie er die Dame deren Dienste er sich in seinem Herzen gewidmet (sie sey keine Grafinn gewesen, sagt er selbst, keine Herzoginn, sondern noch mehr als dieß) in der Stadt wo sie wohne aufsuchen, mit welchen Worten zierlich und scherzhaft er sie anreden, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterliche Uebungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von diesen Phantasien ließ er sich hinreißen: sie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je schlechteren Erfolg seine Heilung hatte, um so mehr bekamen die geistlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl Unrecht thun, wenn wir dieß auch mit daher ableiten, daß er allmählig einsah, er könne doch nicht vollkommen hergestellt, und niemals wieder recht zu Kriegsdienst und Ritterehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein so schroffer Übergang zu etwas durchaus verschiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In seinen geistlichen Uebungen, deren Ursprung immer mit auf die ersten Anschauungen seiner Erweckung zurückgeführt werden, stellt es sich zwey Heerlager vor, eins bei Jerusalem, das andere bei Babylon, Christi und des Satans: dort alle Guten, hier alle Bösen, gerüstet mit einander den Kampf zu bestehen. Christus sey ein König der seinen Entschluß verkündige alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leisten wolle, müsse sich jedoch eben so nähren und kleiden wie er, dieselben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er: nach diesem Maaße werde er des Sieges und der Belohnung theilhaftig werden. Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hofe werde dann ein jeder erklären daß er dem Herrn so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm theilen, und ihm in wahrer geistiger und leiblicher Armuth dienen wolle.

So phantastische Vorstellungen mochten es seyn, die in ihm den Übergang von welt-

licher zu geiſtlicher Ritterſchaft vermittelten. Denn eine ſolche, aber deren Ideal durchaus die Thaten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es was er beabſichtigte. Er riß ſich los von ſeinem väterlichen Hauſe und ſeinen Verwandten, und ſtieg den Berg von Monſerrat hinan; nicht in Zerknirſchung über ſeine Sünden, noch von eigentlich religiöſem Bedürfniſs angetrieben, ſondern, wie er ſelber geſagt hat, nur in dem Verlangen ſo große Thaten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen ſo berühmt geworden, eben ſo ſchwere Bußübungen zu übernehmen, oder noch ſchwerere, und in Jeruſalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hieng er Waffen und Wehr auf; eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo die Uebungen derſelben ſo genau geſchildert werden, knieend oder ſtehend im Gebete, immer ſeinen Pilgerſtab in der Hand, hielt er vor demſelben; die ritterliche Kleidung in der er gekommen gab er weg: er verſah ſich mit dem rauhen Gewand der Eremiten, deren einſame Wohnung zwiſchen dieſen nachten Felſen eingehauen iſt; nachdem er eine Generalbeichte abgelegt, begab er ſich nicht gleich, wie ſeine jeruſalemitaniſche Abſicht forderte, nach Barcelona (er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet), ſondern zuerſt nach Manreſa um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen: die Richtung die er mehr wie ein Spiel eingeſchlagen, war gleichſam Herr über ihn geworden, und machte ihren ganzen Ernſt in ihm geltend. In der Zelle eines Dominicanerkloſters ergab er ſich den härteſten Bußübungen: zu Mitternacht erhob er ſich zum Gebet; ſieben Stunden täglich brachte er auf den Knieen zu; regelmäßig geißelte er ſich dreymal den Tag. Nicht allein ihr fiel ihm das doch ſchwer genug, und er zweifelte oft ob er es ſein Leben lang aushalten werde: was noch viel mehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch daß es ihn nicht beruhige. Er hatte ſich auf Monſerrat drey Tage damit beſchäftigt, eine Beichte über ſein ganzes vergangenes Leben abzulegen: aber er glaubte damit nicht genug gethan zu haben. Er wiederholte ſie in Manreſa; er trug vergeßene Sünden nach; auch die geringſten Kleinigkeiten ſuchte er auf. allein je mehr er grübelte, um ſo peinlicher waren die Zweifel die ihn beſielen. Er meinte von Gott nicht angenommen, noch vor ihm gerechtfertigt zu ſeyn. In den Leben der Väter las er, Gott ſey wohl einmal durch Enthaltung von aller Speiſe erweicht und gnädig zu ſeyn bewogen worden. Auch er enthielt ſich einſt von einem Sonntag zum andern aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen ſo hohen Begriff hatte wie von dem Gehorſam, ließ davon davon ab. Wohl war ihm dann und wann als werde ſeine Melancholie von ihm genommen, wie ein ſchweres Kleid von den Schultern fällt: aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es ſchien ihm, als habe ſich ſein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Verſuchung ſich aus der Fenſteröffnung zu ſtürzen.

Unwillkürlich erinnert man ſich hierbei des peinlichen Zuſtandes in welchen Luther einige Jahre früher durch ſehr ähnliche Zweifel gerathen war. Die Forderung der Religion eine völlige Verſöhnung mit Gott bis zum Bewußtſeyn derſelben, war bei der unergründlichen Tiefe einer mit ſich ſelber hadernden Seele auf dem gewöhnlichen Wege den die Kirche einſchlug niemals zu erfüllen

Auf sehr verschiedene Weise giengen sie aber aus diesem Labyrinth hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Versöhnung durch Christum ohne alle Werke: von diesem Puncte aus verstand er erst die Schrift, auf die er sich gewaltig stützte. Von Loyola finden wir nicht daß er in der Schrift geforscht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er die Eingebungen bald des guten, bald des bœsen Geistes zu erfahren. Endlich ward er sich ihres Unterschiedes bewußt. Er fand ihn darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getrœstet, von diesen ermüdet und geängstigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen daß alle seine Peinen Anfechtungen des Satans seyen. Er entschloß sich von Stunde an über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder zu berühren. Es ist dieß nicht sowohl eine Beruhigung als ein Entschluß; mehr eine Annahme die man ergreift weil man will, als eine Überzeugung der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht: sie beruht auf dem Gefühle eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luthern hätte sie niemals genug gethan: Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichter: er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich; er wollte nur das einfache geschriebene unzweifelhafte Gotteswort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantasien und innern Anschauungen. Am meisten vom Christenthum schien ihm eine Alte zu verstehen, welche ihm in seinen Qualen gesagt, Christus müße ihm noch erscheinen. Es hatte ihm Anfangs nicht einleuchten wollen: jetzt aber meinte er bald Christum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe von S. Domenico zu Manresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimniß der Dreyeinigkeit in diesem Moment anzuschauen glaubte; er redete den ganzen Tag von nichts andrem: er war unerschöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in mystischen Symbolen das Geheimniß der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch. Er gieng einst an dem Ufer des Llobregat nach einer entfernten Kirche; indem er sich niedersetzte, und seine Augen auf den tiefen Strom heftete den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständniß der Geheimnisse des Glaubens entzückt: er meinte als ein andrer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen seyn.

Haben wir die Grundlagen dieser so eigenthümlichen Entwickelung gefaßt, dieses Ritterthum der Abstinenz, diese Entschloßenheit der Schwärmerey und phantastischen Ascetik: so ist es nicht nœthig, Inigo Loyola auf jedem Schritte seines Lebens weiter zu begleiten. Er gieng wirklich nach Jerusalem in der Hoffnung wie zur Stärkung der Gläubigen so zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein wie wollte er zumal das Letzte ausführen, unwißend wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der entschiedenen Zurückweisung Jerusalemischer Obern, die dazu eine ausdrückliche pœbstliche Berechtigung befaßen, scheiterte sein Vorsatz an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu bestehen. Indem er zu lehren und die geistlichen Uebungen, die ihm indeß entstanden, mitzu-

theilen anfieng, kam er ſogar in den Verdacht der Ketzerey. Es wäre das ſeltſamſte Spiel des Zufalls, wenn Loyola, deſſen Geſellſchaft Jahrhunderte ſpäter in Illuminaten ausgieng, ſelbſt mit einer Secte dieſes Namens in Zuſammenhang geſtanden hätte. Und läugnen kann man nicht daß die damaligen Illuminaten in Spanien (*Alumbrados*), zu denen er zu gehören in Verdacht war, Meinungen hegten die einige Ähnlichkeit mit ſeinen Phantaſien haben. Abgeſtoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Chriſtenthums, ergaben auch ſie ſich inneren Entzückungen, und glaubten wie er das Geheimniſs (ſie erwähnten noch beſonders das der Dreyeinigkeit) in unmittelbarer Erleuchtung anzuſchauen. Wie Loyola und ſpäter ſeine Anhänger machten ſie die Generalbeichte zur Bedingung der Abſolution, und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der That möchte ich nicht behaupten daß Loyola ganz ohne Berührung mit dieſen Meinungen geblieben wäre. Allein daß er der Secte angehört hätte, iſt auch nicht zu ſagen. Er unterſchied ſich von ihr hauptſächlich dadurch, daß während ſie durch die Forderungen des Geiſtes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu ſeyn glaubten, er dagegen, ein alter Soldat wie er war, den Gehorſam für die oberſte aller Tugenden erklärte. Seine ganze Begeiſterung und innere Überzeugung unterwarf er alle Mal der Kirche und ihren Gewalten.

Indeſſen hatten dieſe Anfechtungen und Hinderniſſe einen für ſein Leben entſcheidenden Erfolg. In dem Zuſtande in dem er damals war, ohne Gelehrſamkeit und gründlichere Theologie, ohne politiſchen Rückhalt, hätte ſein Daſeyn ſpurlos vorübergehen müßen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Bekehrungen gelungen wären. Allein indem man ihm in Alcala und in Salamanca auferlegte erſt vier Jahre Theologie zu ſtudieren, ehe er namentlich über gewiſſe ſchwerere Dogmen wieder zu lehren verſuche, nöthigte man ihn einen Weg einzuſchlagen auf dem ſich allmählig für ſeinen Trieb religiöſer Thätigkeit ein ungeahntes Feld eröffnete.

Er begab ſich nach der damals berühmteſten hohen Schule der Welt, nach Paris. Die Studien hatten für ihn eine eigenthümliche Schwierigkeit. Er mußte die Claſſe der Grammatik, die er ſchon in Spanien angefangen, die der Philoſophie machen, ehe er zur Theologie zugelaßen wurde. Aber bei den Worten die er flectieren, bei den logiſchen Begriffen die er analyſieren ſollte, ergriffen ihn die Entzückungen des tieferen religiöſen Sinnes den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges daß er dieß für Eingebungen des böſen Geiſtes erklärte, der ihn von dem rechten Weg abführen wollte, und ſich der rigoroſeſten Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus den Studien eine neue, die reale Welt aufgieng, ſo ließ er doch darum von ſeiner geiſtlichen Richtung und ſelbſt ihrer Mittheilung keinen Augenblick ab. Eben hier wars, wo er die erſten nachhaltigen, wirkſamen, ja für die Welt bedeutenden Bekehrungen machte.

Von den beiden Stubenburſchen Loyolas in dem Collegium S. Barbara war der eine, Peter Faber aus Savoyen (ein Menſch, bei den Heerden ſeines Vaters aufgewachſen, der ſich einſt des Nachts unter freyem Himmel Gott und den Studien gewidmet hatte) nicht ſchwer zu gewinnen. Er repetierte mit Ignatius (denn dieſen Namen führte Inigo in der Fremde) den philoſophiſchen Curſus: dieſer theilte ihm dabei ſeine aſcetiſchen Grundſätze mit. Ignatius lehrte den jüngeren Freund ſeine Fehler bekämpfen; klüglich

nicht alle auf einmal, sondern einen nach den andern, wie er denn auch immer einer Tugend vorzugsweise nachzutrachten habe; er hielt ihn zu Beichte und häufigem Genuß des Abendmahls an. Sie traten in die engste Gemeinschaft: Ignaz theilte die Almosen die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zuflossen mit Faber. Schwerer machte es ihm der Andere, Franz Xaver aus Pamplona in Navarra, der nur begierig war der Reihe seiner durch Kriegsthaten berühmten Vorfahren, die von 500 Jahren her auf seinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen; er war schön, reich, voll Geist, und hatte schon am königlichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz versäumte nicht ihm die Ehre zu erweisen die er in Anspruch nahm, und zu sorgen daß sie ihm von Andern erwiesen wurde. Für seine erste Vorlesung verschaffte er ihm eine gewisse Frequenz. Wie er ihn sich erst persönlich befreundet, so verfehlte sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht. Er brachte diesen wie jenen dahin, die geistlichen Uebungen unter seiner Leitung zu machen. Er schonte ihrer nicht: drey Tage und drey Nächte ließ er sie fasten; in dem härtesten Winter (die Wagen fuhren über die gefrorene Seine) hielt er Faber dazu an. Er machte sich beide ganz zu eigen, und theilte ihnen seine Gesinnung mit.

Wie bedeutend wurde die Zelle von S. Barbara, die diese drey Menschen vereinigte, in der sie voll phantastischer Religiosität Plane entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen sie selber nicht wußten wohin sie führen sollten.

Betrachten wir die Momente auf denen die fernere Entwickelung dieser Verbindung beruhte. Nachdem sich noch einige Spanier, Salmeron, Lainez, Bobadilla, denen sich allen Ignatius durch guten Rath oder Unterstützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugesellt, begaben sie sich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Priester, las die Messe. Sie gelobten Keuschheit; sie schwuren nach vollendeten Studien in völliger Armuth ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Saracenen zu widmen; sey es aber unmöglich, dahin zu gelangen oder dort zu bleiben, in diesem Falle dem Pabst ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So schwur ein jeder, und empfieng die Hostie. Darauf schwur auch Faber, und nahm sie selbst. An dem Brunnen S. Denys genoßen sie hierauf eine Mahlzeit.

Ein Bund zwischen jungen Männern; schwärmerisch, nicht eben verfänglich; noch in den Ideen die Ignatius ursprünglich gefaßt hatte; nur in so fern davon abweichend, als sie ausdrücklich die Möglichkeit berechneten dieselben nicht ausführen zu können.

Anfang 1537 finden wir sie in der That mit noch drey andern Genoßen sämmtlich in Venedig um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen. Von einem weltlichen Ritterthum sahen wir ihn zu einem geistlichen übergehen; in die ernsthaftesten Anfechtungen fallen, und mit phantastischer Ascetik sich daraus hervorarbeiten; Theolog und Gründer einer schwärmerischen Gesellschaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen seine Absichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg der eben damals zwischen Venedig und den Türken ausbrach an der Abreise, und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten; sodann aber fand er in Venedig ein Institut das ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeit lang schloß sich Loyola auf

das engſte an Caraffa an; in dem Convent der Theatiner der ſich in Venedig gebildet nahm er Wohnung. Er diente in den Spitälern über welche Caraffa die Aufſicht führte, in denen dieſer ſeine Novizen ſich üben ließ. Zwar fand ſich Ignatius durch das theatiniſche Inſtitut nicht völlig befriedigt; er ſprach mit Caraffa über einige in demſelben vorzunehmende Veränderungen, und ſie ſollen darüber mit einander zerfallen ſeyn. Aber ſchon dieß zeigt wie tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Prieſtern ſah er hier ſich den eigentlich clericaliſchen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, diesſeit des Meeres bleiben, und ſeine Thätigkeit in den Bezirken der abendländiſchen Chriſtenheit verſuchen, ſo erkannte er wohl daß auch er nicht füglich einen andern Weg einſchlagen konnte.

In der That nahm er in Venedig mit allen ſeinen Gefährten die prieſterlichen Weihen. In Vicenza begann er nach vierzigtägigem Gebet mit dreyen von ihnen zu predigen. An dem nämlichen Tage zur nämlichen Stunde erſchienen ſie in verſchiedenen Straßen, ſtiegen auf Steine, ſchwangen die Hüte, riefen laut, und fiengen an zur Buße zu ermahnen. Seltſame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; ſie ſprachen ein unverſtändliches Gemiſch von Spaniſch und Italiäniſch. In dieſen Gegenden blieben ſie, bis das Jahr, das ſie zu warten beſchloßen hatten, verſtrichen war. Dann brachen ſie auf nach Rom.

Als ſie ſich trennten (denn auf verſchiedenen Wegen wollten ſie die Reiſe machen) entwarfen ſie die erſten Regeln um auch in der Entfernung eine gewiſſe Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber ſollten ſie antworten, wenn man ſie nach ihrer Beſchäftigung fragen würde? Sie gefielen ſich in dem Gedanken als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen: den altmilitäriſchen Phantaſien des Ignatius zufolge beſchloßen ſie ſich die Compagnie Jeſu zu nennen; ganz wie eine Compagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt.

In Rom hatten ſie Anfangs keinen ganz leichten Stand: Ignatius meinte, er ſehe alle Fenſter geſchloßen, und von dem alten Verdacht der Ketzerey mußten ſie hier noch einmal frey geſprochen werden. Allein indeß hatte ihre Lebensweiſe, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und ſo viele zeigten ſich bereit zu ihnen zu treten, daß ſie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Geſellſchaft denken konnten.

Zwey Gelübde hatten ſie bereits gethan: jetzt legten ſie das dritte, das des Gehorſams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorſam für eine der vornehmſten Tugenden erklärt, ſo ſuchten ſie grade in dieſem alle anderen Orden zu übertreffen. Es war ſchon viel, daß ſie ſich ihren General allemal auf Lebenszeit zu wählen beſchloßen allein dieß genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die beſondere Verpflichtung hinzu alles zu thun was ihnen der jedesmalige Pabſt befehlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken Heiden und Ketzern, in das er ſie ſenden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich.

Welch ein Gegenſatz gegen die bisherigen Tendenzen dieſer Zeit! Indem der Pabſt auf allen Seiten Widerſtand und Abfall erfuhr, und nichts zu erwarten hatte als fortgehenden Abfall, vereinigte ſich hier eine Geſellſchaft, freywillig, voll Eifer, enthuſiaſtiſch, um ſich ausſchließlich ſeinem Dienſte zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen ſie Anfangs, im Jahre 1540, unter einigen Beſchränkungen, und alsdann, 1543, unbedingt zu beſtätigen.

Indeſs that auch die Geſellſchaft den letzten Schritt. Sechſe von den älteſten Bundesgenoßen traten zuſammen um den Vorſteher zu wählen, der, wie der erſte Entwurf, den ſie dem Pabſt einreichten, beſagte, Grade und Ämter nach ſeinem Gutdünken vertheilen, die Conſtitution mit Beirath der Mitglieder entwerfen, in allen andren Dingen aber allein zu befehlen haben ſolle; in ihm ſolle Chriſtus als gegenwärtig verehrt werden. Einſtimmig wählten ſie Ignaz, der, wie Salmeron auf ſeinem Wahlzettel ſagte, ſie alle in Chriſto erzeugt, und mit ſeiner Milch genährt habe.

Und nun erſt hatte die Geſellſchaft ihre Form. Es war auch eine Geſellſchaft von *Chierici regolari*; ſie beruhte auch auf einer Vereinigung von clericaliſchen und klœſterlichen Pflichten: allein ſie unterſchied ſich vielfach von den übrigen dieſer Art.

Hatten ſchon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen laßen, ſo giengen die Jeſuiten darin noch weiter. Es war ihnen nicht genug, alle klœſterliche Tracht zu vermeiden: ſie ſagten ſich auch von den gemeinſchaftlichen Andachtsübungen welche in den Klœſtern den grœßten Theil der Zeit wegnehmen, von der Obliegenheit im Chor zu ſingen los.

Dieſer wenig nothwendigen Beſchäftigungen überhoben, widmeten ſie alle ihre Zeit und alle ihre Kräfte den weſentlichen Pflichten. Nicht einer beſondern wie die Barnabiten, obwohl ſie die Krankenpflege, weil ſie einen guten Namen machte, ſich angelegen ſeyn ließen; nicht unter beſchränkenden Bedingungen wie die Theatiner: ſondern mit aller Anſtrengung den wichtigſten. Der Predigt. Schon als ſie ſich in Vicenza trennten, hatten ſie ſich das Wort gegeben hauptſächlich für das gemeine Volk zu predigen, und ſich mehr eindrücklicher Bewegung als ausgewählter Rede zu befleißigen: ſo fuhren ſie nunmehr fort. Der Beichte. Denn damit hängt die Leitung und Beherſchung der Gewißen unmittelbar zuſammen; in den geiſtlichen Uebungen, durch welche ſie ſelber mit Ignaz vereinigt worden, beſaßen ſie ein großes Hülfsmittel. Endlich dem Unterrichte der Jugend. Hierzu hatten ſie ſich gleich in ihren Gelübden durch eine beſondere Claufel verpflichten wollen, und ob dieß wohl da nicht durchgegangen war, ſo ſchärften ſie es doch in ihrer Regel auf das lebhafteſte ein. Vor allem wünſchten ſie die aufwachſende Generation zu gewinnen. Genug, alles Beiwerk ließen ſie fallen, und widmeten ſich den weſentlichen, wirkſamen, Einfluß verſprechenden Tendenzen.

Aus den phantaſtiſchen Beſtrebungen Ignatios hatte ſich demnach eine vorzugsweiſe practiſche Richtung entwickelt, aus ſeinen aſcetiſchen Bekehrungen ein Inſtitut, mit weltkluger Zweckmäßigkeit berechnet.

Alle ſeine Erwartungen ſah er weit übertroffen. Er hatte nun die unbeſchränkte Leitung einer Geſellſchaft in Händen auf welche ein großer Theil ſeiner Intuitionen übergieng; welche ihre geiſtlichen Überzeugungen mit Studium auf dem Wege bildete, auf dem er ſie durch Zufall und Genius erworben hatte; welche zwar ſeinen Jeruſalemiſchen Plan nicht ausführte, bei dem ſich nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den entfernteſten erfolgreichſten Miſſionen ſchritt, und hauptſächlich jene Seelſorge, die er immer empfohlen, in einer Ausdehnung übernahm wie er ſie niemals ahnen können; die ihm endlich einen zugleich ſoldatiſchen und geiſtlichen Gehorſam leiſtete.

ELISABETH VON ARNIM.

AUS DEM TAGEBUCHE.

In den hängenden Gärten der Semiramis bin ich erzogen, ich glattes braunes feingegliedertes Rehchen, zahm und freundlich zu jedem Liebkosenden, aber unbändig in eigenthümlichen Neigungen. Wer konnte mich vom glühenden Fels losreißen in der Mittagssonne? wer hätte mich gehemmt die steilsten Höhen zu erklettern und die Gipfel der Bäume? wer hätte mich aus träumender Vergeßenheit geweckt mitten unter den Lebenden, oder meine begeisterten Nachtwanderungen gestört auf nebelerfülltem Pfad? Sie ließen mich gewähren, die Parzen und Musen und Grazien, die da alle eingeklemmt waren im engen Thal, das vom Geklapper der Mühlen dreyfaches Echo in den umgrenzenden Wald rief, vom Goldsandfluß durchschnitten, dessen Ufer jenseits eine Bande Zigeuner in Pacht hatte, die Nachts im Wald lagerten und am Tag das Gold fischten, diesseits aber durch die Bleicher benutzt war und durch die wiehernde Pferde und Esel die zu den Mühlen gehörten. Da waren die Sommernächte mit Gesang der einsamen Wächter und Nachtigallen durchtönt, und der Morgen mit Geschrey der Gänse und Esel begonnen: da machte die Nüchternheit des Tags einen rechten Abschnitt von dem Hymnus der Nacht.

Manche Nächte hab' ich da im Freyen zugebracht, ich kleines Ding von acht Jahren: meinst Du, das war nichts? Mein Heldenthum wars: denn ich war kühn, und wußte nichts davon. Die ganze Gegend, so weit ich sie ermeßen konnte, war mein Bett, ob ich an Ufersrand, von Wellen umspült, oder auf steilem Fels, vom fallenden Thau durchnäßt, schlief, das war mir einerley. Aber, Freund, wenn die Dämmerung wich, und der Morgen seinen Purpur über mir ausbreitete, und mich, nachdem ich dem Gesang der steigenden Lerche schon im Traum gelauscht hatte, unter tausendfachem Jubel aller befiederten Kehlen weckte: was meinst Du, wie ich mich fühlte? Nichts geringer als göttlicher Natur fühlt' ich mich, und ich sah herab auf die ganze Menschheit. Solcher Nächte zwey erinnere ich mich, die schwül waren, wo ich aus den beklommenen Schlafsälen zwischen den Reihen von Tiefschlafenden mich schlich und hinaus ins Freye eilte, und mich die Gewitter überraschten, und die breite blühende Linde mich unter Dach nahm; die Blitze feuerten durch ihre tief hängenden Zweige: dieß urplötzliche Erleuchten des fernen Waldes und der einzelnen Felszacken erregte mir Schauer; ich fürchtete mich, und umklammerte den Baum, der kein Herz hatte was dem meinen entgegen schlug.

O lieber Freund! hätte ich nun den lebendigen Pulsschlag gefühlt unter dieses Baumes Rinde, dann hätte ich mich nicht gefürchtet: dieß kleine Bewegen, dieß Schlagen in der Brust kann Vertrauen erregen, und kann den Feigen zum Helden umwandeln: denn

wahrlich, fühlt' ich dein Herz an meinem schlagen, und führtest Du mich in den Tod, ich eilte triumphierend mit Dir!

Aber damals in der Gewitternacht unter dem Baum, da fürchtete ich mich; mein Herz schlug heftig: das schöne Lied »Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält', das konnte ich damals noch nicht singen; ich empfand mich allein mitten im Gebraus der Stürme: doch war mir so wohl, mein Herz ward feurig. Da läuteten die Sturmglocken des Klosterthurms; die Parzen und Musen eilten im Nachtgewand mit ihren geweihten Kerzen in das gewölbte Chor; ich sah unter meinem sturmzerzausten Baum die eilenden Lichter durch die langen Gänge schwirren; bald tönte ihr *Ora pro nobis* herüber im Wind; so oft es blitzte, zogen sie die geweihte Glocke an: so weit ihr Schall trug, so weit schlug das Gewitter nicht ein.

Ich allein jenseits der Clausur unter dem Baum in der schreckenvollen Nacht, und jene alle, die Pflegerinnen meiner Kindheit, wie eine verzagte verschüchterte Heerde zusammen in dem innersten feuerfesten Gewölb ihres Tempels, Litaneyen singend um Abwendung der Gefahr: das kam mir so lustig vor unter meinem Laubdach, in dem der Wind raste und der Donner wie ein brüllender Löwe die Litaney sammt dem Geläut verschlang. An diesem Ort hätte keines von jenen mit mir ausgehalten: das machte mich stark gegen das einzige Schreckenvolle, gegen die Angst; ich fühlte mich nicht verlaßen in der allumfaßenden Natur. Der herabströmende Regen verdarb ja nicht die Blumen auf ihrem feinen Stengel: was sollte er mir schaden? Ich hätte mich schämen müßen vor dem Vertrauen der kleinen Vögel, hätt' ich mich gefürchtet.

So hab' ich allmählig Zuversicht gewonnen, und war vertraulich mit der Natur, und hab zum Scherz manche Prüfung bestanden; Sturm und Gewitter zog mich hinaus, und das machte mich freudig; die heiße Sonne scheute ich nicht; ich legte mich ins Gras unter die schwärmenden Bienen mit Blütenzweigen im Mund, und glaubte fest, sie würden meine Lippen nicht stechen, weil ich so befreundet war mit der Natur. Und so bot ich allem Trotz was Andre fürchteten; und in der Nacht in schauerlichen Wegen im finstern Gebüsch, da lockte es mich hin, da wars überall so heimlich, und nichts war zu fürchten.

Oben im ersten und höchsten Garten stand die Klosterkirche auf einem Rasenplatz, der am felsigen Boden hinab grünte, und mit einem hohen Gang von Trauben umgeben war; er führte zur Thüre der Sacristey. Vor dieser saß ich oft, wenn ich meine Geschäfte in der Kirche versehen hatte: denn ich war Sacristan: ein Amt dem es oblag, den Kelch in dem die geweihten Hostien bewahrt wurden, zu reinigen und die Kelchtücher zu waschen: dieß Amt wurde nur dem Liebling unter den jungfräulichen Kindern vertraut; die Nonnen hatten mich einstimmig dazu erwählt. In dieser Thürwölbung saß ich manchen heißen Nachmittag; links in der Ecke des Kreuzbaues das Bienenhaus unter hohen Taxusbäumen, rechts der kleine Bienengarten, bepflanzt mit duftenden Kräutern und Nelken, aus denen die Bienen Honig saugten. In die Ferne konnte ich von da sehen: die Ferne die so wunderliche Gefühle in der Kinderseele erregt, die ewig eins und dasselbe vor uns liegt, bewegt in Licht und Schatten, und zuerst schauerliche Ahnungen einer verhüllten Zukunft in uns weckt. Da saß ich und sah die Bienen von ihren Streifzügen heimkehren; ich sah wie sie sich im

Blumenſtaub wälzten, und wie ſie weiter und weiter flogen in die ungemeßene Ferne; wie ſie im blauen ſonnedurchglänzten Æther verſchwebten: und da gieng mir mitten in dieſen Anwandlungen von Melancholie auch die Ahndung von ungemeßenem Glück auf.

Ja, die Wehmuh iſt der Spiegel des Glücks: du fühlſt, du ſiehſt in ihr ausgeſprochen ein Glück nach dem ſie ſich ſehnt. Ach, und im Glück wieder durch allen Glanz der Freude durchſchimmernd dieſe ſchmerzliche Wolluſt! Ja, das Glück iſt auch der Spiegel dieſer aus unergründlichen Tiefen aufſteigenden Wehmuth. Und jetzt noch in der Erinnerung wie in den Kindertagen füllt ſich meine Seele mit jener Stimmung, die leiſe mit der Dämmerung hereinbrach, und dann wieder nachgab, wenn das Sonnenlicht mit dem Sternenlicht gewechſelt hatte, und der Abendthau meine Haare losringelte. Die kalte Nachtluft ſtählte mich; ich buhlte, ich neckte mich mit den tauſend Augen der Finſternis, die aus jedem Buſch mir entgegenblitzten. Ich kletterte auf die Caſtanienbäume, und legte mich ſo ſchlank und elaſtiſch auf ihre Äſte; wenn dann der Wind durchſchwirrte, und jedes Blatt mich anflüſterte, da waren als redeten ſie meine Sprache. Am hohen Traubengeländer, das ſich an die Kirchenmauer anlehnte, flog ich hinauf, und hörte die Schwalben in ihrem Neſtchen plaudern: halb träumend zwitſchern ſie zwey-dreyſylbige Töne, und in tiefer Ruhe ſeufzt die kleine Bruſt einen ſüßen Wohllaut der Befriedigung. Lauter Liebesglück, lauter Behagen daß ihr Bettchen von befreundeter Wärme durchſtrömt iſt.

O Weh über mich daß mir im Herzen ſo unendlich weh iſt, bloß weil ich dich Leben der Natur mit angeſchaut habe in meinen Kindertagen. Dieſe tauſendfältigen Liebesſeufzer, die die Sommernacht durchſtöhnen, und inmitten dieſer ein einſames Kind, einſam bis ins innerſte Mark, das da lauſcht ihren Seligkeiten, ihrer Inbrunſt, das in dem Kelch der Blumen nach ihren Geheimniſſen forſcht, das ihren Duft in ſich ſaugt wie eine Lehre der Weisheit, das erſt über die Traube den Segen ſpricht ehe es ſie genießt.

WALHALLAS GENOSSEN

GESCHILDERT DURCH

KARL LUDWIG AUGUST KOENIG VON BAYERN.

ULPHILA,

BISCHOF.

Geboren wahrscheinlich um 310.
Gestorben wenig vor 380.

Darinnen stimmen alle Geschichtschreiber überein, daß Ulphila, ein Kleingothe (welche in dem, von Kaiser Valens ihnen auf dem rechten Donauufer in Dacien, einem Theile Ungarns und Serbiens, zugewiesenen Lande angeerbte Unabhängigkeit behaupteten), zwanzig Jahre Bischof, des neuen und fast des ganzen alten Testamentes erster Übersetzer in seines Volkes Sprache war. Daß die gothischen Buchstaben von ihm herrühren, bewies sich unbegründet. Ob er Katholike oder Arianer, darüber sind die Meynungen verschieden, nicht über seine Rechtschaffenheit. So seines Volkes Hochachtung gegen ihn, daß allgemein angenommen: »Was Ulphila thut, muß gut seyn.« Ruhm erwarben von den Teutschen damals fast ausschließlich nur Herrscher und Helden; um so wohlthuender darum, eines großen Mannes Streben zu seines Volkes geistiger Veredlung zu sehen, und daß es von ihm dankbar anerkannt wurde.

DES NIBELUNGEN LIEDES DICHTER.

Von wem das Nibelungenlied herrührt? Vom trefflichsten altteutschen Dichter, welcher aber (gleich dem Baumeister von des Mittelalters herrlichsten Werke, dem Cölner Dom) nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Ein Südteutscher war's, wenigstens seiner Gesinnung nach ein Oesterreicher, vielleicht Heinrich von Ofterdingen (Efferdingen?). Dieser, (unter dessen Namen Weniges auf die Nachwelt gekommen) lebte im XII^ten^ und XIII^ten^ Jahrhundert, war jung am Hofe Herzogs Leopold VII des Glorreichen von Oesterreich. Ihn erhob des Sängers Dankbarkeit über den von Aller Liedern weidlich gelobten anwesenden Thüringen'schen Landgrafen Hermann in dem von ihm in seiner Wartburg veranstalteten Gesangwettkampf. Solches erbitterte dessen Theilnehmer, nicht den Landgrafen. Er ließ den berühmten Minnesänger Klingsohr aus Ungarn als Schiedsrichter kommen und Heinrichen von Ofterdingen erkannte dieser den Preis zu. Das Nibelungenlied ist der Teutschen Ilias und Odyssee; doch wie des Mittelalters Teutsche sich gegen des Alterthumes Griechen verhalten, so diese Gedichte zu einander. In Volksthümlichkeit wurzelnd (wahrscheinlich auf Burgundische Begebenheiten und Sagen sich gründend) ächt teutsch ist das Nibelungen Lied, in welchem dessen ganzes Ritterthum mit seinen blühenden minnlichen Frauen in schimmerndster Farbenpracht gesehen wird.

WALTHER VON DER VOGELWEIDE,

MINNESÄNGER.

Geboren wahrſcheinlich am Rhein nach 1175.
Geſtorben zu Würzburg 1230.

In Oeſterreich lernte Walther ſingen, welche Kunſt unter der Babenberger hochſinnigem Geſchlecht dort blühte; ſo wie alles Schöne und Gute. Viel war er und freundlich angeſehen bey Oeſterreich's Herrſchern, bey den Kaiſern Philipp von Schwaben und Friedrich II, der, ſelbſt Minneſänger, ihm ein Lehen verlieh; zog mit Letzterem in's Gelobte Land, wohin ſich ſeine Seele lange geſehnt. Bald in dieſer, bald in jener Stadt, hielten die Kaiſer Hof, bald da, bald dort in ihrem Lande die Fürſten, und der Freude zog der freudige Sänger nach, von Burg zu Burg, von Ort zu Ort, was ſchon wegen ſeines Unterhalts erforderlich, wie, um nicht fremd zu werden; ſehr begehrend die meiſten und Walther von der Vogelweide keine Ausnahme. Er gilt für einen der zwölf Stifter des Minnegeſangs. Ob Walther leſen und ſchreiben gekonnt, iſt nicht bekannt; das Leben erzog ihn, aus dem Leben ſang er, nicht Minne, nur Vaterlands-Liebe beſeelte meiſtens ſeine Lieder; teutſcher war kein Sänger. Gerechtigkeits-Sinn, Frömmigkeit, liebenswerthe Einfalt lebt in ſeiner Dichtung, der hell ſah für ſeine Zeit. Er durchlebte des Minnegeſangs ſchönſte von jener an, in der des Gemüthes ſeelenvoller Ausdruck vorherrſchend, bis zu der, in welcher des Gedankens Tiefe es war.

WOLFRAM VON ESCHENBACH.

MINNESÄNGER.

Geboren zu Eſchenbach um 1175.
Geſtorben vor 1251.

Wolfram Freyherr von Eschenbach aus Franken, ein nachgeborner Sohn, empfing den Ritterſchlag in Hennеberg; nahm Theil an dem von ihm beſchriebenen Wartburger Wettkampf und wanderte ſein Leben lang, durch Minnegeſang es erhaltend. Dieß wenige weiß man von ihm, und wenige nur ſeiner vielen Lieder ſind noch bekannt, obgleich einer der fruchtbarſten Minneſänger des ſchwäbiſchen Zeitalters und der beſten. Eschenbach verteutſchte manches franzöſiſche und provençaliſche Lied, konnte aber ſogar ſeine Mutterſprache nicht ſchreiben, geſteht es in ſeinem Parcival ſelbſt. Es war, obgleich öfters nicht ſorgenleer, reizend des Minneſänger's Leben; gerade der Wechſel erhob des Sehens Genuß. Freudig ward der Freudebringende empfangen, und wie er weiter wallte nach kurzem Aufenthalte, ſo zogen auch an ſeiner Seele, in deſto jugendlicherer Lebendigkeit, mit des erſten Eindrucks ungeſchwächtem Feuer, die Begebenheiten vorüber.

JOHANN TURMAYR, GENANNT AVENTIN,

GESCHICHTSCHREIBER.

Geboren zu Abensberg 1477.
Geſtorben zu Regensburg 1534.

Weil aus dem niederbayeriſchen Städtchen Abensberg Johann Turmayr, darum (latiniſirt) Aventin genannt. Kein Brodſtudium ſcheint derſelbe, nur den rein menſchlichen Sinn nährende, ſtärkende Wiſſenſchaften

(*Aumaniora*) ergriffen zu haben. Er lehrte dann auf mehr denn einer Univerſität claſſiſche Literatur. Ihm vertraute ſein Herzog die Erziehung ſeiner zwey älteſten Söhne, welche er, fern vom Hofe, treulich beſorgte, und wurde, mit dem jüngſten von einer Reiſe nach Italien zurück, bayeriſcher Hiſtoriograph. Frey ſchrieb Turmayr Bayerns Geſchichte, ihr Vater durch ſeine *annales Bojorum*, ſpäter von ihm vertentſcht, verbeſſert, bereichert, voll Ernſt und Kraft; doch ließ Vaterlandsliebe ihn manches Ungegründete als wahr annehmen. Das Göttliche (*Θειον*) erfüllte ſeine Werke; er war von edler Einfalt in Allem, Jedem mild, ein redlicher Mann, ohne Eigennutz. Den an hunderten von Orten befindlichen, häufig verborgenen Stoff zu Bayerns Geſchichte hatte er zu ſammeln, theils erſt zu entdecken; eine ungeheuere Arbeit! Aus ſeinem Hauſe in Abensberg hießen Geiſtliche den gegen ihre Mißbräuche ſich erklärenden hellen Denker in's Gefängniß ſchleppen, woraus jedoch der Herzog ihn ſehr bald befreyte; aber ſeine Heiterkeit war dahin und die in ſpäten Jahren geſchloſſene Ehe trübte dieſe noch mehr.

ÆGID TSCHUDI,

GESCHICHTSCHREIBER.

Geboren in Glarus 1505.
Geſtorben in Glarus 1572.

Jung arbeitete Tschudi bereits an ſeines Vaterlandes Geſchichte, betrieb eifrigſt das Quellen-Studium. Glaubenszwietracht begann in der Schweiz zu wüthen, da gab es auch in ihr Katholiken und Proteſtanten nur, Eidgenoſſen keine mehr. Tschudi hieng an der Väter Glauben, wollte gütliche Beylegung, hielt die Glarner ab von dem Kriege der Schweizer gegen die Schweizer. Vier und zwanzig Jahre alt ſchon Landvogt in Sargans, ſtieg er in ſeinem Ort (Canton) von Stufe zu Stufe bis zur höchſten Stelle, der eines Landammannes, dazwiſchen acht Jahre in franzöſiſchem Kriegsdienſt und mehr denn einmal ſeiner Heimath Geſandter, dabey immer der Erforſchung ſchweizeriſcher Geſchichte obliegend. Der wohlthätige, redliche, milde Mann mußte, als der einheimiſchen Katholiken Hauptſtütze, obrigkeitlichem Willen gemäß, Glarus in ſeinen alten Tagen verlaſſen, doch kehrte er zurück, ſeine Mitbürger verlangten es. Der Schweizer Geſchichte Vater iſt Tschudi, welcher »faſt alle Zeiten der Schweizerländer mit einer ſolchen Beleſenheit, mit ſo getreuem unermüdeten Fleiße und alter Würde beſchrieben, dass er alle Älteren und neueren Geschichtschreiber dieſes Landes hinter ſich gelaſſen;« ſo urtheilt ihr Großster: Johannes Müller.

GOTTFRIED WILHELM FREYHERR VON LEIBNITZ,

WEISER, GELEHRTER UND STAATSMANN.

Geboren in Leipzig 1646.
Geſtorben in Hannover 1716.

Kaum vierzehnjährig begann Leibnitz die Univerſitäts-Studien, in ſolchem Alter beynahe jedem fehädlich, ihm nützlich. Der Weltweisheit und Großenlehre befliß er ſich vorzüglich, ſie blieben ihm die liebſten Wiſſenſchaften, ſo vielen auch ſein immer reger Geiſt ſich mit Auszeichnung widmete, darunter Gottesgelehrtheit, Geſchichte, Völkerrecht, Naturkunde, Chemie, ſelber der Alchymie nicht fremd, der claſ-

fischen und vieler lebenden Sprachen mächtig, war Dichter, Staatsmann; und fast unglaublich, wie viel, als des Nachdenkens Frucht, er schrieb, bey der Menge seiner Beschäftigungen, nebst dem sehr ausgedehnten, fleißig geführten Briefwechsel. Panhistor war Leibnitz, (mit dem der Neueren keiner, der Alten nur Plinius zu vergleichen). Bewunderung, Staunen erregend, der jedoch kein Vorbild werden darf; denn ein Universalgenie ist des Seltenen Seltenstes: In des Churfürsten von Maynz, des erhabenen Johann Philipp von Schœnborn Dienste, nach dessen Tod in Hannœver'schen, reisend nach Berlin und Wien, in Frankreich, England, Italien von den angesehensten Männern jeder Religion hochgeschätzt, brachte Leibnitz, den Verdienst in den Adelstand erhoben, sein äusserst thætiges Leben zu in der großen Welt, in der Studierstube, in öffentlichen Geschäften, in den umfassendsten gelehrten Arbeiten; fand zu Allem Zeit, weil er sie finden wollte, keine verlor. Philosophische Systeme entstehen und vergehen, aber Leibnitzens Ruhm währt unerschüttert.

NICOLAUS LUDWIG GRAF VON ZINZENDORF,
STIFTER DER BRÜDERGEMEINDE.

Geboren in Dresden 1700.
Gestorben in Herrnhut 1760.

Fromm war Zinzendorf's Erziehung und ganzes Leben; Gottes Wort verkündigen, fromme Vereine stiften, schon dem Kinde angelegener Herzenswunsch. Doch auch ihn verfehlte nicht der Zweifel; ja! es geschah, daß er den Glauben verlor, nahe der Gotteslängnung kam, aber die Liebe zu Christus siegte. Jurisprudenz aus Gehorsam, Theologie aus Neigung lernte er, nahm unter vielen Thränen, eine Justizstelle in Dresden an. Als bereits die Absicht, christliche Vereine zu stiften, von ihm aufgegeben, geschah es im Jahre 1722, daß drey Mährische Brüder mit ihren Frauen auf seiner Besitzung in der Lausitz ein Haus bauten, das war Herrnhuts Anfang. Freundlich wurden sie von dem zurückkehrenden Zinzendorf empfangen, wollte jedoch keinen Andrang, der aber nicht ausblieb. Die Sächsische Regierung verwies ihn des Landes, hielt ihn an, seine Güter zu veräussern; der Name seiner Feinde war Legion, gegen ihn dreyzehnhundert Beschuldigungen. »Wenn ich nur meinem Heilande gefalle, mœgen doch die Leute, die Ihn nicht lieb haben, und wenn es die ganze Welt wäre, mir gram seyn, was schadet es!« so sprach, so dachte Zinzendorf, dessen ganzes Wesen selten unterbrochene Heiterkeit, »der glaubte, weil er liebte, unzertrennlich an Jesus hieng; seine Leidenschaft war Er, nur Er.« Von zwey protestantischen Mährischen Bischœfen ließ sich Zinzendorf zum Priester weihen, reiste in Religions-Angelegenheiten nach der Schweiz, Dænemark, Preussen, Liefland, England, nach Westindien, Nordamerika, sogar zu den dortigen Wilden, in welchen meisten Ländern Brüdergemeinden entstanden, verwendete für sie sein Vermœgen. Daß seine Verbannung aus Sachsen nach zehn Jahren aufhœren würde, und dieses nicht allein, sagte er voraus. Seine Privatansichten nicht zu vertheidigen, bat er auf der letzten, von ihm gehaltenen Synode, wollte kein Secten-stifter seyn. Vier Tage nur krank, schmerzlos, heiter, ging er hinüber.

JOHANN WINCKELMANN,

KUNSTFORSCHER.

Geboren in Stendal 1717.
Gestorben in Triest 1768.

Eines sehr armen Schusters Sohn, galt der Knabe Winckelmann als Beyspiel des Fleißes in Erlernung der Sprachen Hella's und Latium's. Classiker bey einer Versteigerung erwerben zu können, erbat er sich das Geld auf einer deßwegen unternommenen Fußreise. Dürftiger Conrector geworden, schlief er, um mehr in der Vorwelt zu leben, während fünf Jahren wenige Stunden nur in einem Armstuhle, schrieb dann dem Grafen Bünau «um einen Winkel in dessen Bücher-Sammlung.» In ihr sagte ihm der Nuntius: «Nach Italien müssen Sie reisen.» Nach Italien, nach Rom, dessen Kunstwelt ergründen, das sein Beruf, dieß fühlte Winckelmann jetzt. Lange war er in Anschauung versunken, bis er dann über Kunst schrieb; beschrieb begeistert der Begeisterung Werke. Der die Bahn eröffnet, sie so eröffnet, dem bleibt höchster Ruhm, mag sich gleich derselbe in Einigem geirrt haben. Italienische Wärme vereinigte er mit teutschem Fleiße; seine eigene, die faltenreiche, anschauen machende und schöne Schreibart ist um so verdienstlicher, weil fad damals die fast aller teutschen Schriftsteller. Antiquario della Cammera Apostolica wurde er, bereits Vorstand der reichen Antiken-Sammlung seines Freundes, Cardinal Alexander Albani's; Winckelmann war glücklich. Sein Fühlen glich dem des edelsten Hellenen, Plato's; Schwärmerey nennt's die Menge, welche dieß erhebende, beseligende nicht kennt. Nach zwölf- bis dreyzehnjährigem, nur wenig unterbrochenem Aufenthalt in Rom unternahm er, dringend dazu eingeladen, eine Reise nach Teutschland, wo er ausgezeichnet behandelt, ansehnliche Geschenke bekam, seines frühzeitigen Todes Ursache. Wenige Stunden, nachdem er fünf Messerstiche empfangen, seinem Mörder vergebend, starb Winckelmann, der offen, treu und gut, «den Roemern Rom's alte Kunstschätze kennen gelehrt.»

ALBRECHT VON HALLER,

ARZT, DICHTER, GELEHRTER.

Geboren in Bern 1708.
Gestorben in Bern 1777.

Haller, als Kind schon gelehrt, wurde in und ausser dem Vaterhause, auf Tübingens Hochschule noch, gering geschätzt; doch er blieb beharrlich. Die Ehrsucht lag in ihm, durch Fleiß und Geschicklichkeit immer der erste zu seyn. In Leyden zog es ihn zu dem großen Boerhaave, lebte dann in London und Paris ausschließlich der Heilkunde, als gäbe es keine andere Wissenschaft. Der Krankheit Ursache zernichten, darin bestand sein vorzüglichstes Verdienst, erfand Mittel, wenn keine bestanden. Nicht Pflanzen nur, auch Stoff zu Gedichten sammelte er auf seinen Alpenreisen. Den seine Vaterstadt vernachlässigte, um den bewarb sich Hannover's hochverdienter Minister von Münchhausen für sein Göttingen, zu dessen Glanz Haller viel beytrug, nicht bloß durch das, was er als Professor leistete, sondern gleichfalls durch die von ihm bewirkten Anstalten. Über Heilkunde, Naturlehre, Völker-, Gelehrten-, Kirchen- und Natur-Geschichte, über alte Literatur, Theologie, Logik, Metaphysik, Botanik, Physiologie, Chirurgie schrieb Haller und das gut, hatte

inne die griechiſche, lateiniſche, hebräiſche Sprache, lernte ohne Wörterbuch die franzöſiſche, engliſche, italieniſche, ſchwediſche, däniſche, holländiſche und ſpaniſche. Nicht allein großer Gelehrter, was mehr, trefflicher Menſch war er, für das was recht, immer entſchieden. Endlich dachte Bern an den bereits von Kaiſer und Königen ehrenvoll Ausgezeichneten, ertheilte ihm dieſes Freyſtaates vierte Stelle. In ſeinem Hauſe von dem, in den Adelsſtand ihn erhoben habenden Kaiſer Joseph II. beſucht, ſtarb Albrecht von Haller noch in dem nämlichen Jahre.

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING,
GELEHRTER UND DICHTER.
Geboren in Kamenz 1729.
Geſtorben in Braunſchweig 1781.

Lessing, eines armen frommen ſächſiſchen Predigers Sohn, hatte Luſt, Alles zu lernen, was ihm vorkam, gegen Theologie aber Abneigung, verfaßte jedoch in ſpäteren Jahren viele theologiſche Schriften, als ihn die dramatiſchen aneckelten. Die wider ſeinen Tadel eines Modeſtückes gerichtete Äußerung: «leichter ſey tadeln als beſſer machen,» hatte hingereicht, damit er Schauſpiele ſchrieb. Vergeſſen ſind faſt alle, aber des Trauerſpieles Emilia Galotti Ruhm währt fort. Scharfſinniger Sonderer war Lessing, der teutſchen Kritik Vater, räumte viel auf, ging aber, (wie ſolches gewöhnlich) zu weit. In einer Zeit faſt noch allgemeiner Unduldſamkeit lebend, in der jedoch Zweifelſucht mächtig begann, ſchien rühmlich zu verwerfen, was als unumſtößlich galt. Scharfſinn iſt in Lessing hervorſtehend, darum geriethen ihm Sinngedichte am beſten; zu viel deſſelben enthalten ſeine Schauſpiele; der Erſten Einer, welcher die ſo tief geſunkene teutſche Sprache hob. Äußerſt wohlthätig war er, ein literariſcher Kämpfer, ohne Seelenheiterkeit ertheilenden ächtchriſtlichen Sinn, ſchwermüthig; ihm ſchien, daß es gleichviel, hätte er noch nicht gearbeitet. Der weder als Knabe, noch als Mann nach Anderen ſich zu richten gewußt, ſelbſtſtändig ſeinen Weg gegangen, ſtarb als Bibliothekar der an ſeltenen Handſchriften reichen Wolfenbüttler Bücherſammlung. «Teutſchland kann ſtolz ſeyn, daß Lessing ſein Bürger» ſagt der große Johannes Müller.

JUSTUS MOESER,
ADVOCATUS PATRIÆ.
Geboren in Osnabrück 1720.
Geſtorben in Osnabrück 1794.

So frühe befliß ſich Justus Moser der Wiſſenſchaften, daß er ſchon in ſeinen zwölften Jahre mit den Geſpielen eine Akademie errichtete. In ſeiner, herrlich hervorragenden, leider! unvollendeten Osnabrückſchen Geſchichte ſehen wir den Widerſchein vorgeſchichtlicher Zeit. Partheylos, nur nach Wahrheit forſchend, an tief greifenden Bemerkungen reich, ſpricht Justus Moser ſonder Wortgepränge ſchlicht aus, was kaum zwey Jahrzehente nach ihm Viele, als wären es ihre Entdeckungen, redneriſch verbindigen. Seine wahrhaft «patriotiſchen Phantaſien» zeigen manches Gute, was war und warum es nicht mehr; deßgleichen die Mittel, wodurch Beſſerung zu erreichen. Von zu ergreifenden Staatsmaaßregeln bis zum Einzelnen in den Haushaltungen erſtreckt ſich ſeine Sorgfalt durch Ernſt und Scherz.

Wie er ſchrieb, handelte er, ſtets ſeinem Gewiſſen nach. Lange, zwar ohne es zu heißen, Verwalter des Bisthums Osnabrück, hielt er ebenſo auf die landesherrlichen als landſtändiſchen Rechte, diente zwey und fünfzig Jahre. Justus Mosers hatte die Stelle eines Osnabrück'ſchen *advocatus patriæ*; der von Teutſchland war er.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER,

DICHTER.

Geboren in Wommerswende 1748.

Geſtorben in Göttingen 1794.

Predigersſohn aus dem Halberſtädtiſchen wuchs Bürger ſehr langſam an Körper und Geiſt, konnte bis in ſein zehntes Jahr bloß Teutſch leſen und ſchreiben, dichteriſche Einbildungskraft aber zeigte ſich frühe ſchon in dem, Einſamkeit, ſchauerliche Orte Suchenden. Zur Gottes-Gelehrtheit beſtimmt, wurde ſie jedoch bald aufgegeben, die Rechtskunde ergriffen; auch ſie gefiel ihm nicht, nur Dichten. Unglücklich, nicht ohne eigene Schuld, faſt ſein ganzes Leben; auch hatten ſich Nahrungsſorgen zeitig bereits zu ihm geſellt, und verließen ſie ihn, geſchah es nur, um gar bald zurückzukehren. Der lange ſeinem Vaterlande ein Lieblingsdichter, mußte in derſelben Zeit, um ſein kümmerliches Brod zu gewinnen, für Buchhändler Lohnüberſetzungen verfertigen. Endlich in Göttingen außerordentlicher Profeſſor, wobey jedoch keine Beſoldung, war er's ziemlich lange, als er ſtarb. Ideal blieb ihm fremd, dem Sinnlichen fröhnten ſeine Gedichte; von Schillern durchaus verſchiedener Richtung. Kein Nachahmer, Urdichter (*original*) iſt Bürger, in Balladen ſeines Vaterlandes großter. Weil er der teutſchen Sprache lebendigen Ausdruck fand, auf's Meiſterhafteſte anwandte, darum wurde ihm eine Stelle Walhalla's. Wie wenn das Auge ein unbekanntes holdes Land erblickt, ſo iſt es dem, Bürger's Werke leſenden Teutſchen; freudig überraſcht ſieht er ſeiner Sprache ungeahnete Schönheit.

FRIEDR. GOTTLOB KLOPSTOK,

DER HEILIGE SÄNGER.

Geboren in Quedlinburg 1724.

Geſtorben in Hamburg 1803.

Klopstok, eines Pächters Sohn, empfieng für Geiſt und Körper günſtige Erziehung. In der hochverdienten Schulpforte, der griechiſchen und lateiniſchen Sprache ſich vorzüglich befleißend, ſprühte ſein Geiſt die erſten dichteriſchen Funken, entwarf er die Meſſiade, welches Epos ſchon allein ſeinen Namen erhebt über viele unſterbliche. Mehr als Worte hatte Teutſchland dem nicht gegeben, auf welchen es ſtolz, als Dännemark in ſorgenfreye Lage ihn ſetzte. Dem Erhabenen nur, dem Edlen tönte Klopstok's Leyer. Einzig, nicht vergleichbar, ſteht er unter den Teutſchen; dem Schwunge ſeiner Meſſiade, ſeiner Oden naht keiner, und die wenigſten ſogar kennen ihre Sprache hinlänglich, ſie ganz zu verſtehen. »Nie endlich, ſeit die Herrlichkeit Roms und ſeine tönende Sprache unterging, war der ſtolze hexametriſche Rhythmus in einer neuen verſucht worden und erklungen, wie in der teutſchen.« Klopstok war Chriſt und Teutſcher, (dieß drückt ſeiner Gedichte hohe Begeiſterung aus) tugendhaft, heiter, ſchwelgte im Anblicke der Natur, von froher Jugend gerne umringt; die ſich ſelbſt die gute neuernde Geſellſchaft ſah ihn ſelten. Als Greis

freute er ſich noch des Lebens; dem Tugendhaften blüht immer Genuß. Ein Begräbniß, feyerlich wie das ſeinige, hatte, wenigſtens ſeit der Minneſänger Zeit, kein teutſcher Dichter. Klopstok's Todtenfeyer begingen mehrere Städte.

WILHELM HEINSE,

SCHRIFTSTELLER.

Geboren in Langenwieſen 1749.
Geſtorben in Aſchaffenburg 1803.

Geringen Standes, unwiſſend, Heinse's Ältern, welcher, die claſſiſchen Sprachen inne, auf ſeiner heimathlichen Thüringer Hohenſchule lernte, am meiſten jedoch auf der höchſten — der des Lebens. Genialiſchen Geiſtes war er, aber in keiner Brodwiſſenſchaft gelehrt, in der Vorwelt daheim, und in der Kunſt, vorzüglich in der Tonkunſt. Nach Italien ſehnte es ihn, beyde waren für einander, ſchade daß er nur vom Irdiſchen durchdrungen, das Himmliſche ihm verſchloſſen blieb. Drey Jahre da gelebt, kam er in des großſinnigen Churfürſten von Maynz, Karl Friedrich's von Erthal Dienſte, ſpäter deſſen Bibliothekar. Heinse ſchreibt nicht, er malt, wie Correggio, (ſein Lob, ſein Tadel); in des Südens Glut taucht ſich ſein Pinſel, Flamme jeder Zug, jedes Wort Bild. Es erſtaunt, ſeine Werke leſend, der Teutſche über ſeine Sprache, wird (und wie anders noch, als in Bürger's) überraſcht; welch' neue Welt derſelben öffnet ſich ihm! Leider, daß ein unreiner Geiſt in jedem ſeiner Werke herrſcht. Mißvergnügen empfindet die nach dem Hehren verlangende Seele ob ſolch' herrlicher Gaben Anwendung. Er brachte, in ſpäteren Jahren wenigſtens, ſeine Gedanken nicht mit der Feder zu Papier: »ſie verwehen, indem dieſe eintaucht,« hatte deßwegen immer ein Dutzend geſpitzter Bleyſtifte neben ſich. Die letzten Jahre litt Heinse viel an Schmerzen im Kopfe, welcher zu ſehr angeſtrengt worden. Claſſiker leſen war ſeine Erholung.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER,

GELEHRTER.

Geboren in Morungen 1744.
Geſtorben in Weimar 1803.

Oſtpreuſſe war Herder, ſein Vater ein armer frommer Mann, unterſter Schullehrer. Der Gottesgelehrſamkeit ſich befliß, reiſte er, wollte die Welt ſehen ohne welches ſie nicht zu kennen. Hofprediger und Superintendent in Bückeburg wurde er; Hofprediger, Generalſuperintendent und Oberconſiſtorialrath in Weimar, blieb da für immer; erwarb ſich hier erſt ſeines Ruhmes Größe. Idealiſch ſein Sinn und das Ideale waltet vor in ſeinen Werken, dichteriſch alle, obgleich die Gedichte nicht die vorzüglichſten. Drey Abſchnitte bildet ſein Schriftſtellerleben, jeder auffallend verſchieden; im ſchönſten weht von ſeinen Blättern des Morgenlandes balſamiſcher Duft aus der Menſchheit früheren Zeit. Humanität ſeines Strebens Zweck, übte ſie doch nicht immer ſelbſt; der überall Freyheit athmete, befahl öfters mit Stolz und Härte in des Geiſtes Gebiet, ſomit ging es dann auch ihm, wie Vielen, dem an Verdienſt aber nur Wenige gleich. In faſt keiner Wiſſenſchaft fremd, als Theolog, Äſthetiker, als Sprach-, Natur-, Geſchichtforſcher ausgezeichnet. Zum Chriſtenthume kehrte Herder in ſeines Lebens letztem Zeitraume zurück. Große hatte ſeine Denkart, Kindlichkeit ſein Gemüth, Frohlichkeit ſein Geiſt;

für Gott und Menſchheit glühte ſein Herz. Leben, Liebe, Licht, der in ſein Siegel eingegrabene Wahlſpruch, iſt es in ſeinem Grabſteine. Von Weimar's vier Sternen der erſte, welcher erloſch.

IMMANUEL KANT,

WELTWEISER.

Geboren in Kœnigsberg 1724.
Geſtorben in Kœnigsberg 1804.

Von armen Ältern geboren, blieb Kant in ſeiner Kindheit meiſt ſich ſelbſt überlaſſen, entwickelte ſich langſam; lernte und lehrte in Kœnigsberg, kam nie weiter als ſieben Meilen. Er war ein ſcharf unterſuchender Denker, ein Verſtandesmann, trocken an Seele wie an Körper, nicht lachend, doch in munterer Geſellſchaft gerne und kein gröſserer Kenner des weiblichen Putzes, als dieſer Philoſoph. Des Gefühles Seligkeit blieb ihm fremd, verſchloſſen der Himmel, Feind der Phantaſie, Muſik, (die Freundin des Menſchen) mochte er nicht, Mathematik hingegen ſehr, metaphyſiſchen Scharfſinnes, wie kein Anderer ſeiner Zeit; doch er ſogar ſah ein, daſs nicht Alles zu beweiſen. Den Schüler nicht Philoſophie, ſondern philoſophiren lehren, ſein Vorhaben; er lehrte Rechtſchaffenheit durch Wort und That. Ächter Nordländer, ſeines Kœnigs treuer Preuſſe war Kant; dennoch brachte Friedrich Wilhelm's II Befehl ihn nicht zum Widerruf des gemäſs Überzeugung Geſagten. Nicht Bücher-Parade wollte er und hatte keinen Hang, Schriftſteller zu ſeyn, wurde es ſpæt erſt, von Anderen bewogen, war Welt-Weiſer, der ausgezeichnetſten einer, Stifter einer philoſophiſchen Schule; aber wie ſie Anderer Anſehen geſtürzt, ward es auch das ihrige durch neuere. Unzählbar ſind die einander folgenden, ſich verdrängenden philoſophiſchen Syſteme. Wo Wahrheit? fragt ſeit Jahrtauſenden ſehnend der Forſcher, und überſieht das, was vor ſeinen Augen ſie enthält, — das Buch, (die heilige Schrift).

FRIEDRICH VON SCHILLER,

DICHTER.

Geboren in Marbach 1759.
Geſtorben in Weimar 1805.

In Ludwigsburg's trefflicher Karlsſchule ging es plötzlich Schiller'n auf; er entwarf bereits Stellen ſeiner Räuber. In Dienſten ſeines Landesherrn, des Herzogs von Würtemberg, wurde er Regimentsarzt, Wundarzt war ſein Vater. Das Gelübde, zwey Jahre nicht zu dichten, ſtreng beobachtet, fing Schiller mit verſtärkter Luſt und Liebe wieder an, kam, nach einigen in Mannheim zugebrachten Jahren nach Weimar und dahin zurück, als ſeine geſchwächte Geſundheit ihn bewog Jena's Lehrſtuhl der Geſchichte zu verlaſſen. Wie ein in ſeinem Laufe gehemmter Strom, ſprengte er die ſperrenden Schranken, daſs die Wogen über die Ufer gewaltig ſchlugen; aber wie des Rheinfalls wildſchäumende, alles mitfortreiſſende Fluten ſpæterhin geräuſchlos flieſsen in herrlicher Kraft, ſo auch Schiller, deſſen Schriftſtellerleben in drey Zeiträume abzutheilen: glühender ungeregelter Phantaſie im erſten; philoſophiſchen Forſchens im andern; hehren Gefühls mit gröſserer Gründlichkeit verbunden in dem dritten, der mit Wallenſtein beginnt. Auf der Erde konnte es für ihn keine Befriedigung geben; ahnend ergriff es ihn! der noch gröſser als lyriſcher Dichter, denn als dramatiſcher. Der Teutſchen Lieblingsdichter iſt Schiller; denn er iſt teutſch, ſelber ſein Weltbürgerſinn.

Indem er begeiſternd zu des Himmels heiligen Räumen ſchwingt, ſchwebt er ſelbſt ergriffen mit; weil er fühlt, was er ſagt, fühlt der Hörer auch. Ein inneres Leben war in ſeiner Zeit das edeler Teutſchen; aus verflachter Gegenwart Sehnſucht nach einer längſt dahin geſchwundenen großen Vergangenheit; ſchön wurde geſchrieben, dieß war alles. Rein, wie ſeine Muſe, ſein Leben, gut, liebevoll. Urdichter iſt Schiller von Vielen nachgeahmt und ſchon deßwegen nicht erreicht.

JOHANN VON MÜLLER,
GESCHICHTSCHREIBER.
Geboren in Schaffhauſen 1752.
Geſtorben in Kaſſel 1809.

Des Knaben Johannes Müller anſchauliche feurige Erzählung Schweizeriſcher Schlachten erregte Bewunderung, Staunen ſein ungeheures Gedächtniß. Was des Alterthums größte Geſchichtſchreiber, könnten auch wir, meynte Johannes Müller; er konnte es; gedrängt, inhaltſchwer ſeine Worte; alles von ihm erhebt, begeiſtert; wir leben in dem, was er ſpricht; Vergangenheit wird Gegenwart. Die (leider! unvollendete) Geſchichte der Schweiz und die kurze Weltgeſchichte ſind ſeine vorzüglichſten Werke; hielt Quellen-Studium für unerläßlich, hatte ſo viel Stoff geſammelt, daß ein Menſchenleben faſt zu deſſen Verarbeitung gehört. Er hieng an ſeinem heimathlichen Freyſtaate, der Schweiz, doch dafür, daß jedes Land an die von den Vätern geerbte Verfaſſung halte, wenn ſie aber geſtürzt, es blindes Streben ſey, ſie herzuſtellen; war für das poſitive Recht. Gegen Weltherrſchaft, als das Grab des Edlen in der Menſchheit, ſprach er ſich aus, beſtimmt, kräftig, offen als Chriſt; vertraute auf Gottes Fügung, kindlich. In Heſſen-Kaſſel'ſche, Mayniſche, Oeſterreichiſche, Preuſſiſche und Weſtphäliſche Dienſte kam er, der nicht für's Geſchäftsleben, in letztere durch Napoleon, der auch an ihm bewährte, daß er für Augenblicke wie durch Zauber hinzureißen wußte. Seine Ernennung zum Miniſter-Staatsſecretär überraſchte ihn nicht freudig, und gerne ward von ihm dieſe Stelle bald gegen die eines Vorſtandes des Studien-Weſens vertauſcht, in der er viel Böſes hintertrieb. Gekränkt durch Menſchenurtheil bäßte der ſeinem Beruf entriſſene, (teutſchen Herren Geblichene) einen ſchwachen Augenblick ſchwer, und vor der Zeit brachte ihn derſelbe in's Grab. Was Thukydides Hellas, Tacitus Rom, war Johannes Müller ſeinem Vaterlande.

CHRISTOPH MARTIN WIELAND,
DICHTER.
Geboren in Biberach 1733.
Geſtorben in Weimar 1813.

Nicht der ſeiner Werke beſtimmt des Schriftſtellers Werth, ſondern ihrer Entſtehung Zeit und deſſen Lage, darum währt Wieland's Ruhm, obgleich vorüber jener ſeiner Gedichte. Des heidniſchen Alterthums Gediegenheit, des chriſtlichen ſelige Erhebung nicht im Zeitalter des Wieland'ſchen Glanzes. Immer ſittlichen Lebenswandels, doch lüfterner Dichter war er, zart und leicht Proſa und Verſe, aber zu gedehnt, da er Geiſt ſehr mit Waſſer verdünnt; franzöſirt ſeine Grazie; Dichten ihm vergnügliche Unterhaltung. Zum Rathsherrn ernannte Wielanden ſeine Geburtsſtadt, die ihm verzieh,

Dichter zu seyn, kam dann als Professor nach Erfurt, bald darauf als Erzieher des Herzogs und seines Bruders nach Weimar, blieb daselbst. Nach der Jenaer-Schlacht entgieng er dadurch der Plünderung, daß die Franzosen ihn für Teutschlands Voltaire hielten, was er nie gewollt; mehr bestrebt, ein guter Mann zu seyn und zu heissen, als ein berühmter. Weil er genügsam, einfach in Allem, weder Ehrgeitz noch Habsucht kannte, und nicht des Forschens unlöschbaren Durst hatte, aber heiteren Sinn, lebte Wieland so lange und so vergnügt.

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,
DICHTER UND GELEHRTER.
Geboren zu Frankfurt am Mayn 1749.
Gestorben zu Weimar 1832.

Einer angesehenen Frankfurter Bürgerfamilie angehœrend, war Gœthe zum Rechtsstudium von seinem Vater bestimmt, nicht von der Natur, wie er denn auch, obgleich dessen befliffen, es nicht anwandte. Aus Italien zurück, führte ihn ein freundliches Geschick nach Weimar, wurde Freund, spæterhin Minister des geistreichen Herzogs Karl August; einwirkend vielseitig, wie seine Bildung und Kenntnisse. Nebst Schiller Teutschlands grœssten Dichter, das ist Gœthe, und nicht zu verübeln dem Dichtkunstfreunde der Wunsch, daß er nur hätte dichten sollen in gebundener und in ungebundener Rede, und weit mehr, als es geschehen, sich beschäftigen mit dem Dramatischen; aber wie manche große Männer liebevoll befliffener dessen sind, worin sie nicht ausgezeichnet, so er der Farbenlehre, über 40 Jahre lang. Frühe schon war Gœthe mit sich im Reinen und mit Allem; ihn ergriff nichts mehr, er schwebte wie ein Gott über der Welt, gestaltend nach Belieben. Hohe Klarheit sein Wesen, die sich auch in seiner unerreichten Schreibart zeigte. Verstand, wie in seinen meisten Schriften, in seinem Leben vorherrschend; er gehœrte dem heidnischen Alterthume an, wære einer seiner tiefsten Denker gewesen, und, wie Sinnlichkeit dasselbe durchdringt, ist sie fast mit allen seinen Werken verwebt. Hätte Gœthe auch nur seinen Faust geschrieben, sein Name wære schon unsterblich. Vom Glücke begünstigt, nicht als wenn Reichthum ihm zugestrœmt, aber dadurch, daß ihm bequemes Auskommen zeitig geworden, ohne einem Brodgeschäfte sich unterziehen zu müssen, daß er seinem Genius leben durfte, frühe bereits Anerkennung gefunden, und wie ungewöhnlich lang er auch gelebt, sich nicht überlebte, ohne Körpersgebrechen thætige Geisteskraft behalten, bis er leidenslos, ruhig entschlief. Lange entschied in der Kunst und Dichtung großem Gebiete Gœthe's Ausspruch, und wurde gleich in der Zeit, in welcher jedes Hohe zu erniedrigen getrachtet worden, versucht ihn zu verkleinern, so wird dennoch sein Ruhm fortwährend über Alles glänzend ragen, wenn sie mit ihrem ganzen Treiben längst schon in Vergessenheit wird versunken seyn. Mit Gœthe erlosch der vier Sterne, welche in Weimar geleuchtet, letzter.

INHALTSVERZEICHNISS.

Abbt, Thomas — vom Verdienſte: Vom Verdienſte des Schriftſtellers, des Künſtlers und des Predigers 333.

Arnim, Eliſabeth von — Tagebuch 1487.

Arnim, Ludwig Achim von — Armuth Reichthum Schuld und Buße der Gräfinn Dolores: Der Dichter Waller und ſeine Frau, Traugott und Alonſo 1248.

Bettina ſ. Arnim, Eliſabeth von.

Breitinger, Johann Jacob — Critiſche Dichtkunſt: Von der Wahl der Materie 5.

Chamiſſo, Adelbert von — Peter Schlemihls wunderſame Geſchichte 1443.

Claudius, Matthias — der Wandsbecker Bote.
Über das Genie 717.
Oden (von Klopſtock) 723.
Eine Correſpondenz, angehend die Orthodoxie und Religionsverbeßerungen 727.

Eichendorff, Joſeph Freyherr von — aus dem Leben eines Taugenichts 1489.

Engel, Johann Jacob — der Philoſoph für die Welt.
Tobias Wilt 887.
An Herrn Z. (das Schöne und das Gute) 892.
Entzückung des Las Caſas 870.

Fichte, Johann Gottlieb.
Die Anweiſung zum ſeeligen Leben oder auch die Religionslehre: fünfte Vorleſung (die fünf Weltanſichten) 1033.
Reden an die Deutſche Nation: vierzehnte (Schluß) 1051.

Gellert, Chriſtian Fürchtegott — Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen 73.

Gentz, Friedrich von — Sendſchreiben an Friedrich Wilhelm III. 1187.

Geßner, Salomon — Idyllen.
Idas, Mycon 165.
Amyntas 167.
Die Gegend im Gras 168.
Der Wunſch 171.

Görres, Jacob.
Die teutſchen Volksbücher (Fauſt) 1173.
Einleitung zu den Altteutſchen Volks- und Meiſterliedern 1187.

Gœthe, Johann Wolfgang von.
Von deutſcher Baukunſt 843.
Götz von Berlichingen 883.
Die Leiden des jungen Werthers 878.
Tagebuch der Italieniſchen Reiſe 887.

Verdeutſchung von Joh. v. Müllers Rede über Friedrich den Großen 897.
Aus meinem Leben: der Krœnungstag 609. der Zuſtand der Deutſchen Litteratur 621. die Deutſchen Dichter 641.
Zu brüderlichem Andenken Wielands 647.
Shakſpeare und kein Ende 673.
Novelle (die Jagd) 689.

Grimm, die Brüder Jacob Ludwig Karl und Wilhelm Karl.
Kinder- und Hausmœrchen 1383.
Deutſche Sagen 1387.

Grimm, Jacob Ludwig Karl — Vorrede zur erſten Ausgabe der Deutſchen Grammatik 1409.

Haller, Albrecht von — Vorrede zur Überſetzung von Büffons Naturgeſchichte 25.

Hamann, Johann Georg — Æſthetica in nuce 279.

Hebel, Johann Peter — der Rheinländiſche Hausfreund.
Kannitverſtan 1261.
Der geheilte Patient 1264.
Der Schneider in Penſa 1267.
Der Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religioſität 1274.
Vom Tabackrauchen 1279.
Standrede über das glückliche Loos des Schneiders 1283.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich — Wißenſchaft der Logik: allgemeine Eintheilung der Logik 1225.

Herder, Johann Gottfried von.
Über die neuere Deutſche Litteratur 391.
Kritiſche Wälder: erſtes Wäldchen, Leſſings Laocoon gewidmet 409.
Von deutſcher Art und Kunſt (Shakeſpear) 427.
Predigt über das Gleichniſs vom mancherley Saamenlande 439.
Älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts Plan 461.
Auch eine Philoſophie der Geſchichte zur Bildung der Menſchheit (Völkerwanderung und Chriſtenthum) 471.
Vom Geiſt der Ebræiſchen Poeſie (Naturpoeſie) 477.
Schulrede von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie 488.
Briefe zur Beförderung der Humanität: Haben wir noch das Vaterland der Alten? 495.

Hippel, Theodor Gottlieb von — Beſchluß der Lebensläufe nach aufſteigender Linie 731.

Humboldt, Alexander von — über die Steppen und Wüſten 1161.

Iſelin, Iſaak — über die Geſchichte der Menſchheit (die Tugenden der Griechen und der Rœmer; die Freyheit) 525.

Jacobi, Friedrich Heinrich — von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (das Moralprincip) 787.

Jean Paul ſ. Richter.

Jung ſ. Stilling.

Kant, Immanuel — Der Critik der practiſchen Vernunft zweyter Theil: Methodenlehre der reinen practiſchen Vernunft 879.
Kerner, Juſtinus — Reiſeſchatten von dem Schattenſpieler Lucks 1427.
Kleiſt, Heinrich von — das Bettelweib von Locarno 1287.

Lavater, Johann Caſpar.
Aus dem geheimen Tagebuche 805.

Phyſiognomiſche Fragmente: von der Wahrheit der Phyſiognomie 811. Friedrich, der Kœnig von Preußen, zu Pferde 820.

Pontius Pilatus: Was iſt Wahrheit? 828. Pilatus und Herodes 831. Sein Blut ſey ob uns und ob unſern Kindern 838.

Leßing, Gotthold Ephraim.

Miſs Sara Sampſon 179.

Fabeln 189.

Litteraturbriefe (Gottſched und das Theater, Fauſt) 193.

Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poeſie (Homer) 199.

Hamburgiſche Dramaturgie (Shakeſpear, Mitleid und Furcht; Zweck und Erfolge der Dramaturgie) 217.

Antiquariſche Briefe (Perſpective der Alten) 239.

Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft 287.

Das Teſtament Johannis 288.

Zweyter Anti-Göze 273.

Lichtenberg, Georg Chriſtoph.

Parakletor oder Troſtgründe für die Unglücklichen die keine Originalgenies ſind 799.

Anſchlagzeddel im Namen von Philadelphia 803.

Fragment von Schwänzen 808.

Die Bedienten 807.

Ludwig, Kœnig von Bayern: Walhallas Genoßen 1493.

Mœſer, Juſtus — Patriotiſche Phantaſien.

Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande 299.

Troſtgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes 302.

Gründe, warum ſich die alten Sachſen der Bevölkerung widerſetzt haben 306.

Schreiben des Herrn von H. (Jagerey) 310.

Über die Art und Weiſe wie unſre Vorfahren die Proceſſe abgekürzet haben 313.

Moſer, Friedrich Karl Freyherr von.

Beherzigungen (die Freyheit) 87.

Reliquien 97.

Müller, Friedrich (Mahler) — Bacchidon und Milon 771.

Müller, Johannes von.

Geſchichten der Schweizer: Vorrede 811. Schlacht von Sempach 819. Ludewig XI. und Karl der Kühne 831.

Rede über Friedrich den Großen 897.

Niebuhr, Barthold Georg — Rœmiſche Geſchichte: Anfang und Art der älteſten Geſchichte 1329. Die Sage von Coriolanus 1334.

Peſtalozzi, Johann Heinrich — Lienhard und Gertrud: der Abend vor einem Feſttage im Hauſe einer rechtſchaffenen Mutter 841.

Rabener, Gottlieb Wilhelm.

Verſuch eines Deutſchen Wörterbuchs 47.

Satiriſche Briefe 87.

An Herrn Cabinetsſekretær Ferber in Warſchau 67.

Ranke, Leopold — die Rœmiſchen Pœbſte im XVI. und XVII. Jahrhundert: Ignatius Loyola 1471.

Raumer, Friedrich Ludwig Georg von — Geſchichte der Hohenſtaufen: Hinrichtung Conradins 1339.

Reinhard, Franz Volkmar — Landtagspredigt (am Schluß des 18. Jahrh.) 1009.

Richter, Jean Paul Friedrich.
Grœnländiſche Proceſſe: Fragment aus einem zweyten Lobe der Narrheit 898.
Aus dem Leben Fibels: Nachcapitel 899.
Die Schœnheit des Sterbens in der Blüte des Lebens, und ein Traum von einem Schlachtfelde 923.
Die wenig erwogene Gefahr die beiden Herrſchaften Walckern und Lizelberg zu gewinnen 943.

Rumohr, Karl Friedrich von.
Italiœniſche Forſchungen: Vorgermaniſche und germaniſche Bauart 1348.
Schule der Hœflichkeit für Alt und Jung: Vom erheblichen Nutzen der Grobheit im Allgemeinen 1351.

Savigny, Friedrich Karl von — vom Beruf unſrer Zeit für Geſetzgebung und Rechtswißenſchaft: Entſtehung des poſitiven Rechts 1233. Unſer Beruf zur Geſetzgebung 1239.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joſeph von.
Philoſophiſche Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freyheit (Gott, Schöpfung, Menſch) 1073.
Vorleſungen über die Methode des academiſchen Studiums: über das Studium der Hiſtorie und der Jurisprudenz 1083.

Schiller, Johann Chriſtoph Friedrich von.
Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken? 963.
Geſchichte des dreißigjährigen Krieges (Eroberung Magdeburgs) 981.
Uber den moraliſchen Nutzen æſthetiſcher Sitten 997.

Schlegel, Auguſt Wilhelm von — Athenœum: Litterariſcher Reichsanzeiger 1097. Notizen (Voſs Schmidt Matthiſſon) 1102.

Schlegel, Friedrich — über die Sprache und Weisheit der Indier: Vom Urſprunge der Sprachen 1109. Vom orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt und deſſen Werth und Zweck 1116.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernſt.
Monologen: Jugend und Alter 1191.
Academiſcher Vortrag über Platons Anſicht von der Ausübung der Heilkunſt 1205.

Steffens, Henrich — Walfeth und Leith 1295.

Stilling, Henrich — Jugend (Joringel und Jorinde, Tod Eberhards) 737.

Sturz, Helfrich Peter.
Fünfter Brief (Georg III. von England) 739.
Pitt 744.
Klopſtock 730.

Tieck, Ludwig.
Der getreue Eckart 1121.
Prolog zum zweyten Theile des Fortunat 1135.
Der Aufruhr in den Cevennen 1151.

Varnhagen von Enſe, Karl Auguſt — Lebensbeſchreibung Blüchers (Charakteriſtik) 1313.

Wagner, Johann Ernſt — Reiſen aus der Fremde in die Heimat (Jugenderinnerungen) 1287.

Wieland, Chriſtoph Martin.
Empfindungen eines Chriſten (Pſalmen) 103.

Geſchichte des Agathon (Ariſtipp, Dionys, Republik und Monarchie) 109.
Die Abderiten (Vorbericht; Geſchichte von Abdera; Reden um des Eſels Schatten) 141.
Winckelmann, Johann — Geſchichte der Kunſt des Alterthums: von den Gründen und Urſachen des Aufnehmens und des Vorzugs der Griechiſchen Kunſt vor andern Völkern 385. von dem Weſentlichen der Kunſt 376.

BEMERKTE DRUCKFEHLER.

Sp.	984.	*Z.*	37.	600 *lies* 6000	
«	1365.	«	33.	wollte «	wollte gern
«	1366.	«	3.	der «	ihr
«	«	«	6.	ſo «	ja
«	«	«	27.	einem «	einen
«	1367.	«	40.	abgeliefert *l.* ausgeliefert	
«	1371.	«	31. 32.	er aber *l.* aber er	
«	1376.	«	35. 36.	erſt den Wein *l.* den Wein erſt	
«	1379.	«	3.	Tochter folgte *l.* Thiere folgten	
«	1381.	«	31.	Knechte *l.* Leute	
«	1383.	«	20.	die Kœnigiun *l.* die junge Kœnigiun	
«	1385.	«	24.	zur rechten *l.* zu rechter	